RÖMISCHE GESCHICHTE

VON

THEODOR MOMMSEN.

ERSTER BAND.

BIS ZUR SCHLACHT VON PYDNA.

LEIPZIG,
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.
1854.

MEINEM FREUNDE

MORIZ HAUPT

IN BERLIN.

INHALT.

ERSTES BUCH.

Bis zur Abschaffung des römischen Königthums.

KAPITEL I.

Seite

Einleitung 3

KAPITEL II.

Die ältesten Einwanderungen in Italien 7

KAPITEL III.

Die Ansiedlungen der Latiner 22

KAPITEL IV.

Die Anfänge Roms 30

KAPITEL V.

Roms Hegemonie in Latium 38

KAPITEL VI.

Die ursprüngliche Verfassung Roms 49

KAPITEL VII.

Die Nichtbürger und die reformirte Verfassung 64

KAPITEL VIII.

Die umbrisch-sabellischen Stämme. Anfänge der Samniten . . . 74

KAPITEL IX.

Die Etrusker 79

KAPITEL X.

Seite

Die Hellenen und Punier in Italien. Seeherrschaft der Tusker und Karthager 88

KAPITEL XI.

Recht und Gericht 102

KAPITEL XII.

Religion 111

KAPITEL XIII.

Ackerbau, Gewerbe und Handel 122

KAPITEL XIV.

Maß und Schrift 136

KAPITEL XV.

Die Kunst 146

ZWEITES BUCH.

Von der Abschaffung des römischen Königthums bis zur Einigung Italiens.

KAPITEL I.

Aenderung der Verfassung. Beschränkung der Magistratsgewalt . . 157

KAPITEL II.

Das Volkstribunat und die Decemvirn 170

KAPITEL III.

Die Ausgleichung der Stände 187

KAPITEL IV.

Sturz der etruskischen Macht. Die Kelten 203

KAPITEL V.

Die Unterwerfung der Latiner und Campaner unter Rom 220

KAPITEL VI.

Die Italiker gegen Rom 232

KAPITEL VII.

König Pyrrhos gegen Rom 252

KAPITEL VIII.

Innere Verhältnisse 285

DRITTES BUCH.

Von der Einigung Italiens bis auf die Unterwerfung Karthagos und der griechischen Staaten.

Seite

KAPITEL I.

Karthago 309

KAPITEL II.

Der erste Krieg mit Karthago 330

KAPITEL III.

Die Ausdehnung Italiens bis an seine natürlichen Grenzen 363

KAPITEL IV.

Hamilkar und Hannibal 379

KAPITEL V.

Der hannibalische Krieg bis zur Schlacht bei Cannae 406

KAPITEL VI.

Der hannibalische Krieg von Cannae bis Zama 431

KAPITEL VII.

Der Westen vom hannibalischen Frieden bis zum Ende der dritten Periode 484

KAPITEL VIII.

Die östlichen Staaten und der zweite makedonische Krieg 501

KAPITEL IX.

Der Krieg gegen Antiochos von Asien 540

KAPITEL X.

Der dritte makedonische Krieg 571

KAPITEL XI.

Die Verfassung und die inneren Verhältnisse 601

ERSTES BUCH.

Bis zur Abschaffung des römischen Königthums.

τὰ παλαιότερα σαφῶς μὲν εὑρεῖν διὰ χρόνου πλῆθος ἀδύνατα ἦν· ἐκ δὲ τεκμηρίων ὧν ἐπὶ μακρότατον σκοποῦντί μοι πιστεῦσαι ξυμβαίνει οἱ μεγάλα νομίζω γεγενῆσθαι, οὔτε κατὰ τοὺς πολέμους οὔτε ἐς τἆλλα.

Thukyd.

KAPITEL I.

Einleitung.

Rings um das mannigfaltig gegliederte Binnenmeer, das tief einschneidend in die Erdfeste den gröfsten Busen des Oceans bildet und bald durch Inseln oder vorspringende Landfesten verengt, bald wieder sich in beträchtlicher Breite ausdehnend die drei Theile der alten Welt scheidet und verbindet, siedelten in alten Zeiten Völkerstämme sich an, welche, ethnographisch und sprachgeschichtlich betrachtet verschiedenen Racen angehörig, historisch ein Ganzes ausmachen, ein Völkersystem, dessen Civilisationsgeschichte, wenn gleich sie in ihren Anfängen anknüpft an einen andern Gesichts- und Geschichtskreis, dennoch, wie die Stämme den Ufern des Mittelmeers sich nähern, sie alle in sich aufgenommen und einen eigenthümlichen Gang in Gründung, Blüthe und Untergang verfolgt hat. Diese Culturgeschichte der Umwohner des Mittelmeers, die man nicht passend als die Geschichte der alten Welt zu bezeichnen pflegt, führt in drei grofsen Entwicklungsstadien uns die Geschichte vor der Aegypter, der Hellenen und der Italiker, welche an den östlichen Culturkreis anknüpfen durch die Phoeniker, das Volk der Vermittlung. Jene drei Nationen gelangten jede auf ihren eigenen Bahnen zu einer eigenthümlichen und grofsartigen Civilisation und haben in mannigfaltigster Wechselbeziehung zu einander alle Elemente der Menschennatur scharf und reich durchgearbeitet und entwickelt, bis auch dieser Kreis erfüllt war und neue Völkerschaften, die bis dahin das Gebiet der Mittelmeerstaaten

nur wie die Wellen den Strand umspült hatten, sich über beide Ufer ergossen und indem sie die Südküste geschichtlich trennten von der nördlichen, den Schwerpunkt der Civilisation verlegten vom Mittelmeer an den atlantischen Ocean. So scheidet sich die alte Geschichte von der neuen nicht blofs zufällig und chronologisch, sondern es beginnt mit dieser die Gestaltung eines neuen Culturkreises, der in mehreren seiner Entwicklungsepochen wohl anschliefst an die untergehende oder untergegangene Civilisation der Mittelmeerstaaten wie diese an die orientalische, aber auch wie diese bestimmt war eine eigene Bahn zu durchmessen und Völkerglück und Völkerleid im vollen Mafse zu erproben: die Epochen der Entwicklung, der Vollkraft und des Alters, die beglückende Mühe des Schaffens in Religion, Staat und Kunst, den bequemen Genufs erworbenen materiellen und geistigen Besitzes, vielleicht auch dereinst das Versiegen der schaffenden Kraft in der satten Befriedigung des erreichten Zieles. Aber nur ein vorläufiges ist dieses Ziel; das grofsartigste Civilisationssystem hat seine Peripherie und kann sie erfüllen, nimmer aber das Geschlecht der Menschen, dem so wie es am Ziele zu stehen scheint die alte Aufgabe auf weiterem Felde und in höherem Sinne neu gestellt wird.

Unsere Aufgabe ist die Darstellung des letzten Acts jenes grofsen weltgeschichtlichen Schauspiels, die alte Geschichte der westlicheren unter den beiden Halbinseln, die vom nördlichen Continent aus sich in das Mittelmeer erstrecken. Sie wird gebildet durch die Kette der Apenninen, welche an die westlichen Ausläufer des Alpenstockes anknüpfend und zwischen dem schmalen östlichen und dem breiteren westlichen Becken des Mittelmeers in südöstlicher Richtung streichend zu dem Gebirgsstock der Abruzzen ansteigt und mit ihm hart an die Ostküste hinantritt; nicht in steiler Kette die beiden Hälften scheidend, sondern breit durch das Land gelagert und namentlich in den Abruzzen vielfache durch mäfsige Pässe verbundene Hochebenen einschliefsend. Die nördlich zwischen dieser Bergkette und den Alpen sich auslehnenden flachen Niederungen gehören geographisch und bis in sehr späte Zeit auch historisch nicht zu dem südlichen Hügelland, dessen Geschichte uns hier beschäftigt; erst im siebenten Jahrhundert Roms wurde das Küstenland von Sinigaglia bis Rimini, erst im achten das Potbal definitiv zu Italien gezogen. Den südlichen Theil durchschneidet der Länge nach eine Bergreihe, die von den Abruzzen

auslaufend gegen Süden zieht, anfangs ungetheilt und von beträchtlicher Höhe, dann nach einer Einsattlung, die eine Hügellandschaft bildet, sich spaltet und einen flachen Höhenzug gegen Südosten, eine steilere Kette gegen Süden entsendend mit der Bildung zweier schmaler Halbinseln abschliefst. An diesen gleichfalls breit gelagerten und oft zur Hochebene sich erweiternden Bergzug lehnt sich an der östlichen Küste ein ebenes nördlich von dem Bergstock der Abruzzen geschlossenes Vorland, welches nur der einförmige Gargānus inselartig unterbricht, von schwach entwickelter Küstenbildung und von wenigen Flüssen durchschnitten; an der Südküste zwischen den beiden Halbinseln eine reiche Stromniederung mit wenigen Häfen; an der Westküste ein breites von bedeutenden Strömen, namentlich der Tiber durchschnittenes, von den Fluthen und den zahlreichen Vulcanen in mannigfaltigster Thal- und Hügel-, Hafen- und Inselbildung entwickeltes Gebiet, das allmählich gegen Süden sich verflacht und mit der gesegneten campanischen Ebene abschliefst. Die italische Halbinsel theilt mit der griechischen die gemäfsigte Temperatur und die gesunde Luft auf den mäfsig hohen Bergen und im Ganzen auch in den Thälern und Ebenen. In der Küstenentwicklung steht sie ihr nach; namentlich fehlt das inselreiche Meer, das die Hellenen zur seefahrenden Nation gemacht hat. Dagegen ist Italien dem Nachbar überlegen durch die reichen Flufsebenen und die fruchtbaren oder kräuterreichen Bergabhänge, wie der Ackerbau und die Viehzucht ihrer bedarf; es ist ein schönes Land, das die Thätigkeit des Menschen anstrengt und belohnt und dem unruhigen wie dem ruhigen Streben Wege in die Ferne oder auch friedlichen Gewinn daheim in gleicher Weise darbietet.

Es ist die Geschichte Italiens, die hier erzählt werden soll, nicht die Geschichte der Stadt Rom. Wenn auch nach formalem Staatsrecht die Stadtgemeinde von Rom es war, die die Herrschaft erst über Italien, dann über die Welt gewann, so läfst sich doch dies im höheren geschichtlichen Sinne keineswegs behaupten und erscheint das, was man die Bezwingung Italiens durch die Römer zu nennen gewohnt ist, vielmehr als die Einigung zu einem Staate des gesammten Stammes der Italiker, von dem die Römer wohl der gewaltigste, aber doch nur ein Zweig sind. — Die italische Geschichte zerfällt in zwei Hauptabschnitte: in die innere Geschichte Italiens bis zu seiner Vereinigung unter der Führung

des latinischen Stammes und in die Geschichte der italischen Weltherrschaft. Wir werden also darzustellen haben des italischen Volksstammes Ansiedlung auf der Halbinsel; die Gefährdung seiner nationalen und politischen Existenz und seine theilweise Unterjochung durch Völker andrer Herkunft und älterer Civilisation, durch Griechen und Etrusker; die Auflehnung der Italiker gegen die Fremdlinge und deren Vernichtung oder Unterwerfung; endlich die Kämpfe der beiden italischen Hauptstämme, der Latiner und der Samniten um die Hegemonie auf der Halbinsel und den Sieg der Latiner am Ende des fünften Jahrhunderts der Stadt. Es wird dies den Inhalt der beiden ersten Bücher bilden. Den zweiten Abschnitt eröffnen die punischen Kriege; er umfafst die reissend schnelle Ausdehnung des Römerreichs bis an und über seine natürlichen Grenzen, den langen Statusquo der römischen Kaiserzeit und das Zusammenstürzen des gewaltigen Reiches. Dies wird im dritten und den folgenden Büchern erzählt werden.

KAPITEL II.

Die ältesten Einwanderungen in Italien.

Keine Kunde, ja nicht einmal eine Sage erzählt von der ersten Einwanderung des Menschengeschlechts in Italien; vielmehr war im Alterthum der Glaube allgemein, dafs dort wie überall die erste Bevölkerung dem Boden selbst entsprossen sei. Die Entscheidung über den Ursprung der verschiedenen Racen und deren genetische Beziehungen zu den verschiedenen Klimaten bleibt billig dem Naturforscher überlassen; geschichtlich ist es weder möglich noch wichtig festzustellen, ob die älteste Bevölkerung Italiens autochthon war oder eingewandert. Wohl aber liegt es dem Geschichtsforscher ob die Reihenfolge der Einwanderungen in das schon besetzte Land zu erkennen und zu scheiden, um das Ringen der Nationalitäten um Besitz und Macht so weit möglich rückwärts zu verfolgen. Wir unterscheiden in Italien ohne Mühe die Völkerstämme, welche in historischer Zeit eingewandert sind, wie die Hellenen, und diejenigen, die ihre Nationalität so verändert haben, dafs der primitive Charakter derselben dadurch für uns unerkennbar geworden ist, wie zum Beispiel die Brettier und die Bewohner der sabinischen Landschaft; von denjenigen Völkern, bei denen keines von beiden der Fall ist, mufs die Forschung ausgehen um die Elemente der ältesten Geschichte, die Stämme zu erkennen. Wären wir dabei einzig angewiesen auf den wirren Wust der Völkernamen und der zerrütteten angeblich geschichtlichen Ueberlieferung, welche aus wenigen brauchbaren Notizen civilisirter Reisender und einer Masse meistens geringhaltiger

Sagen, gewöhnlich ohne Sinn für Sage wie für Geschichte zusammengesetzt und conventionell fixirt ist, so müfste man die Aufgabe als eine hoffnungslose abweisen. Allein noch fliefst auch für uns eine Quelle der Ueberlieferung, welche zwar auch nur Bruchstücke, aber doch authentische gewährt; es sind dies die einheimischen Sprachen der in Italien seit unvordenklicher Zeit ansässigen Stämme. Ihnen, die mit dem Volke selbst geworden sind, war der Stempel des Werdens zu tief eingeprägt um durch die nachfolgende Cultur gänzlich verwischt zu werden. Ist von den italischen Sprachen auch nur eine vollständig bekannt, so sind doch von mehreren anderen hinreichende Ueberreste erhalten um der Geschichtsforschung einen Anhalt zu gewähren über die Stammverschiedenheit oder Stammverwandtschaft und deren Grade zwischen den einzelnen Sprachen und Völkern. — So lehrt uns die Sprachforschung drei italische Urstämme unterscheiden, den iapygischen, den etruskischen und den italischen, wie wir ihn nennen wollen, von welchen der letztere in zwei Hauptzweige sich spaltet: das latinische Idiom und dasjenige, dem die Dialekte der Umbrer, Marser, Volsker und Samniten angehören.

Von dem iapygischen Stamm haben wir nur geringe Kunde. Im äufsersten Südosten Italiens, auf der messapischen oder calabrischen Halbinsel sind Inschriften in ziemlicher Anzahl gefunden worden, deren Sprache wesentliche Verschiedenheit von allen andern italischen und eine gewisse Analogie mit den griechischen Dialekten zeigt, zum Beispiel in dem Gebrauch der aspirirten Consonanten und dem Vermeiden der Buchstaben *m* und *t* im Auslaut. Sie sind nicht enträthselt und es ist kaum zu hoffen, dafs dies dereinst gelingen wird*. Dafs der Dialekt dem indogermanischen angehört, scheinen die Genitivformen *aihi* und *ihi*, entsprechend dem sanskritischen *asya*, dem griechischen *oio*, anzudeuten. Unzweifelhaft gehören diese Trümmer dem Idiom der Iapyger an, welche auch die Ueberlieferung mit grofser Bestimmtheit von den latinischen und sammitischen Stämmen unterscheidet; glaubwürdige Angaben und zahlreiche Spuren führen dahin, dafs die gleiche Sprache und der gleiche Stamm auch in Apulien ursprünglich sefshaft war. Bemerkenswerth ist die auffallende Leichtigkeit, mit der diese Nation sich hellenisirt: Apulien, noch in Timaeos

* Ihren Klang mögen einige Grabschriften vergegenwärtigen; wie *Dasumas artahiahi brundisinoi* und *dazhonas platorrihi bollihi*.

Zeit (um 400 Roms) von barbarischen Iapygern bewohnt, ist im sechsten Jahrhundert der Stadt, ohne dafs irgend eine directe Colonisirung von Griechenland aus dort stattgefunden hätte, eine durchaus griechische Landschaft geworden, und selbst bei dem rohen Volke der Messapier zeigen sich vielfache Ansätze zu einer analogen Entwickelung. — Was wir von diesem Volke jetzt wissen, genügt wohl um dasselbe von den übrigen Italikern bestimmt zu unterscheiden, nicht aber um positiv den Platz zu bestimmen, welcher dieser Sprache und diesem Volk in der grofsen indogermanischen Familie zukommt, der doch auch die Iapyger wahrscheinlich angehörten. Diese Lücke ist indefs nicht sehr empfindlich; denn nur weichend und verschwindend zeigt sich uns dieser beim Beginn unserer Geschichte schon im Untergehen begriffene Volksstamm. Der wenig widerstandsfähige, leicht in andere Nationalitäten sich auflösende Charakter der iapygischen Nation pafst wohl zu der Annahme, welche durch ihre geographische Lage wahrscheinlich gemacht wird, dafs dies die ältesten Einwanderer oder die historischen Autochthonen Italiens sind. Denn unzweifelhaft sind die ältesten Wanderungen der Völker alle zu Lande erfolgt; zumal in Italien, dessen Küste zur See nur von kundigen Schiffern erreicht werden kann und defshalb noch in Homers Zeit den Hellenen völlig unbekannt war. Kamen aber die frühesten Ansiedler über den Apennin, so kann, wie der Geolog aus der Schichtung der Gebirge ihre Entstehung erschliefst, auch der Geschichtsforscher die Vermuthung wagen, dass die am weitesten nach Süden geschobenen Stämme die ältesten Bewohner Italiens sein werden; und eben hier am äufsersten südöstlichen Saume begegnen wir der iapygischen Nation.

Die Mitte der Halbinsel ist, so weit unsere zuverlässige Ueberlieferung zurückreicht, bewohnt von zwei Völkern oder vielmehr zwei Stämmen desselben Volkes, dessen Stellung in dem indogermanischen Volksstamm sich mit gröfserer Sicherheit bestimmen läfst als dies bei der iapygischen Nation der Fall war. Wir dürfen dies Volk billig das italische heifsen, da auf ihm die geschichtliche Bedeutung der Halbinsel wesentlich beruht; es theilt sich in die beiden Stämme der Latiner und der Umbrer mit den südlichen Ausläufern der letzteren, den Marsern und Samniten und den schon in geschichtlicher Zeit von den Samniten ausgesandten Völkerschaften. Die sprachliche Analyse dieser drei Idiome hat gezeigt, dass sie

zusammen ein Glied sind in der indogermanischen Sprachenkette und dafs die Epoche, in der sie eine Einheit bildeten, eine verhältnifsmäfsig späte ist. Im Lautsystem erscheint bei ihnen der eigenthümliche Spirant *f*, worin sie übereinstimmen mit den Etruskern, aber sich scharf scheiden von allen hellenischen und hellenobarbarischen Stämmen so wie vom Sanskrit selbst. Die Aspiraten dagegen sind den Italikern ursprünglich fremd, während sie von den Griechen und die härteren davon auch von den Etruskern festgehalten wurden, und werden bei jenen vertreten durch eines ihrer Elemente, sei es durch die Media, sei es durch den Hauch allein *f* oder *h*. Die feineren Hauchlaute *s*, *w*, *j*, die die Griechen so weit möglich beseitigen, sind in den italischen Sprachen wenig beschädigt erhalten, ja hie und da noch weiter entwickelt worden. Das Zurückziehen des Accents und die dadurch hervorgerufene Zerstörung der Endungen haben die Italiker zwar mit einigen griechischen Stämmen und mit den Etruskern gemein, jedoch in stärkerem Grad als jene, in geringerem als diese; die unmäfsige Zerstörung der Endungen im Umbrischen ist sicher nicht in dem ursprünglichen Sprachgeist begründet, sondern späterer tuskischer Einflufs, der sich in derselben Richtung wenn gleich schwächer auch in Rom geltend gemacht hat. Kurze Vocale fallen bei den italischen Sprachen deshalb im Auslaut regelmäfsig, lange häufig ab; die schliefsenden Consonanten sind dagegen im Lateinischen und mehr noch im Sammitischen mit Zähigkeit festgehalten worden, während das Umbrische auch diese fallen läfst. Damit hängt es zusammen, dafs die Medialbildung in den italischen Sprachen nur geringe Spuren zurückgelassen hat und dafür ein eigenthümliches durch Anfügung von *r* gebildetes Passiv an die Stelle tritt; ferner dass der grösste Theil der Tempora durch Zusammensetzungen mit den Wurzeln *es* und *fu* gebildet wird, während den Griechen neben dem Augment die reichere Ablautung den Gebrauch der Hülfszeitwörter grofsentheils erspart. Während die italischen Sprachen wie der aeolische Dialekt auf den Dual verzichteten, haben sie den Ablativ, der den Griechen verloren ging, durchgängig, grossentheils auch den Locativ erhalten. Die strenge Logik der Italiker scheint keinen Grund gefunden zu haben den Begriff der Mehrheit in den der Zweiheit und der Vielheit zu spalten; während man die in den Beugungen sich ausdrückenden Wortbeziehungen mit grofser Schärfe festhielt. Eigenthümlich italisch und selbst dem Sanskrit fremd

ist die in den Gerundien und Supinen vollständiger als sonst irgendwo durchgeführte Substantivirung der Zeitwörter. — Diese aus einer reichen Fülle analoger Erscheinungen ausgewählten Beispiele genügen um die Individualität des italischen Sprachstamms jedem andern indogermanischen gegenüber darzuthun und zeigen denselben zugleich sprachlich wie geographisch als nächsten Stammverwandten der Griechen; der Grieche und der Italiker sind Brüder, der Kelte und der Slave ihnen Vettern. Diese wesentliche Einheit aller italischen wie aller griechischen Dialekte und Stämme mufs früh und klar den beiden grofsen Nationen aufgegangen sein; denn wir finden in der römischen Sprache ein uraltes Wort räthselhaften Ursprungs, *Graius* oder *Graicus*, das jeden Hellenen bezeichnet, ebenso bei den Griechen die analoge Benennung Γραικός, die von allen den Griechen in älterer Zeit bekannten latinischen und sammitischen Stämmen, nicht aber von Iapygern oder Etruskern gebraucht wird. — Innerhalb des italischen Sprachstammes aber tritt das Lateinische wieder in einen bestimmten Gegensatz zu den umbrisch-sammitischen Dialekten. Wo der Römer *q*, sagt der Samnite und der Umbrer namentlich im Fürwort *p*, so *pis* für *quis*; ganz ähnlich wie sich auch sonst noch verwandte Sprachen scheiden, wie z. B. dem Keltischen in der Bretagne und Wales *p*, dem Galischen und Irischen *k* eigen ist. In den Vocalen erscheinen die Diphthonge im Lateinischen und überhaupt den nördlichen Dialekten sehr zerstört, dagegen in den südlichen italischen Dialekten sie wenig gelitten haben; womit verwandt ist, dafs in der Zusammensetzung der Römer den sonst so streng bewahrten Grundvocal abschwächt, was nicht geschieht in den verwandten Sprachen. Der Genitiv der Wörter auf *a* ist in diesen wie bei den Griechen *as*, bei den Römern in der ausgebildeten Sprache *ae*; der der Wörter auf *us* im Sammitischen *eis*, im Umbrischen *es*, bei den Römern *ei*; der Locativ tritt bei diesen im Sprachbewufstsein mehr und mehr zurück, während er in den anderen italischen Dialekten in vollem Gebrauch blieb; der Dativ des Plural auf *bus* ist nur im Lateinischen erhalten. Der umbrisch-sammitische Infinitiv auf *um* ist den Römern fremd; während das oskisch-umbrische von der Wurzel *es* gebildete Futur nach griechischer Art (*her-est* wie λέγ-σω) bei den Römern fast, vielleicht ganz verschollen und ersetzt ist durch den Optativ des einfachen Zeitworts oder durch analoge Bildungen von fuo (*ama-bo*). In vielen dieser Unterschiede, z. B. in den Casus-

formen sind die Unterschiede indefs nur vorhanden für die beiderseits ausgebildeten Sprachen, während die Anfänge zusammenfallen und je mehr überhaupt die Forschung eindringt in die Kunde der neben dem Latein stehenden italischen Sprachen, desto deutlicher erscheinen sie als eng unter sich wie dem Latein verwandt. Wenn auch unsre Kunde selbst des umbrischen und des samnitischen oder oskischen Dialekts noch äufserst lückenhaft ist, wenn andere Dialekte gar in zu geringen Trümmern auf uns gekommen sind, um sie in ihrer Individualität zu erfassen oder auch nur die Mundarten danach mit Sicherheit und Genauigkeit zu classificiren — so der volskische und der marsische; andere, wie der sabinische, bis auf geringe als dialektische Eigenthümlichkeiten im provinzialen Latein erhaltene Spuren völlig untergegangen sind, so läfst doch die Combination der sprachlichen und der historischen Thatsachen daran keinen Zweifel, dafs diese sämmtlichen Dialekte dem umbrisch-samnitischen Zweig des grofsen italischen Stammes angehört haben. Wenn also die italische Sprache neben der griechischen selbstständig steht, so verhalten sich in jener die lateinische Mundart zu der umbrisch-samnitischen etwa wie die ionische zur dorischen, während sich die Verschiedenheiten des Oskischen und Umbrischen und der verwandten Dialekte etwa vergleichen lassen mit denen des Dorismus in Sicilien und in Sparta. — Jede dieser Spracherscheinungen ist Ergebnifs und Zeugnifs eines historischen Ereignisses; es läfst sich daraus mit vollkommener Sicherheit erschliefsen, dafs aus dem gemeinschaftlichen Mutterschofs der Völker und der Sprachen ein Stamm ausschied, der die Ahnen der Griechen und der Italiker gemeinschaftlich in sich schlofs; dafs aus diesem alsdann die Italiker sich abzweigten und diese wieder in den westlichen und östlichen Stamm, der östliche alsdann wieder in Umbrer und Osker aus einander gingen. Wo und wann diese Scheidungen stattfanden, kann freilich die Sprache nicht lehren und kaum darf der verwegene Gedanke es versuchen diesen Revolutionen ahnend zu folgen, von denen die frühesten unzweifelhaft lange vor derjenigen Einwanderung stattfanden, welche die Stammväter der Italiker über die Apenninen führte. — Dagegen kann uns die Vergleichung der Sprachen, richtig und vorsichtig behandelt, ein annäherndes Bild desjenigen Culturgrades gewähren, auf dem das Volk sich befand als jene Trennungen eintraten, und damit die Anfänge der Geschichte, welche nichts ist als die Entwicklung der

Civilisation. Denn es ist namentlich in der Bildungsepoche die Sprache das treue Bild und Organ des erreichten Culturgrades; die grofsen technischen und sittlichen Revolutionen sind darin wie in einem Archiv aufbewahrt, aus dessen Acten die Zukunft nicht versäumen wird für jene Zeiten zu schöpfen, aus welchen alle directe Ueberlieferung verstummt ist. Während die jetzt getrennten indogermanischen Völker einen gleichsprachigen Stamm bildeten, erreichten sie einen gewissen Culturgrad und einen diesem angemessenen Wortschatz, den als gemeinsame Ausstattung in conventionell festgestelltem Gebrauch alle Einzelvölker übernahmen um auf der gegebenen Grundlage selbstständig ihn weiter zu gestalten. Wir finden in diesem Wortschatz nicht blos die einfachsten Bezeichnungen des Seins, der Thätigkeiten, der Wahrnehmungen, wie *sum*, *do*, *pater*, das heifst den ursprünglichen Wiederhall des Eindrucks, den die Aufsenwelt auf die Brust des Menschen macht, sondern auch eine Anzahl Culturwörter nicht blofs ihren Wurzeln nach, sondern in der gewohnheitsmäfsig ausgeprägten Form, welche Gemeingut des indogermanischen Stammes und weder aus gleichmäfsiger Entwicklung noch aus späterer Uebersiedelung erklärbar sind. So besitzen wir Zeugnisse für die Entwicklung des Hirtenlebens in dieser fernen Epoche in den unabänderlich fixirten Namen der zahmen Thiere: sanskritisch *gâus* ist lateinisch *bos*, griechisch *βοῦς*; *avis* ist lateinisch *ovis*, griechisch *ὄις*; sanskritisch *açvas*, lateinisch *equus*, griechisch *ἵππος*; sanskritisch *hañsas*, lateinisch *anser*, griechisch *χήν*; sanskritisch *âtis*, griechisch *νῆσσα*, lateinisch *anas*; ebenso sind *pecus*, *taurus*, *canis* sanskritische Wörter. Ferner für den Gebrauch der Wagen: sanskritisch *jugam* ist lateinisch *iugum*, griechisch *ζυγόν*, deutsch Joch; sanskritisch *akshas* (Achse und Karren), lateinisch *axis*, griechisch *ἄξων*, *ἅμ-αξα*; für den des Silbers und Kupfers: *argentum aes* kehren wieder im Sanskrit und hatten doch schwerlich eigene Namen, ehe man sie zu scheiden und zu brauchen verstand, wie denn auch sanskritisch *asis*, lateinisch *ensis* auf Gebrauch von Metallwaffen hindeutet. So giebt es Zeugnifs für die uralte Nutzung des Salzes, sanskritisch *saras*, lateinisch *sal*, griechisch *ἅλς*; für den Häuser- und Hüttenbau, sanskritisch *dam(as)*, lateinisch *domus*, griechisch *δόμος*; sanskritisch *véças*, lateinisch *vicus*, griechisch *οἶκος*. Selbst die Elemente der Religion und der Wissenschaft zeigen Spuren ursprünglicher Gemeinschaft; die

Zahlen sind dieselben bis hundert (sanskritisch *çatam*, *ékaçatam*, lateinisch *centum*, griechisch *ἑ-κατόν*, gothisch *hund*); der Mond heifst in allen Sprachen davon, dafs man nach ihm die Zeit mifst (*mensis*), und nicht blos der Begriff der Gottheit (sanskritisch *dévas*, lateinisch *deus*, griechisch *θεός*) gehört zum ältesten Volksgut, sondern auch manche der ältesten Naturbilder und Natursagen; wie denn der griechische Uranos der Varuṇas, der Zeus oder Iovis pater, Diespiter der Djâus pitâ der Veden, der Hermeias ursprünglich *Sâraméyas*, der Rasche, von dem Namen der Götterhündin *Saramâ* metronymisch gebildet ist, und zum Beispiel die griechische Sage von dem Raub der Rinder des Helios, die wohl mit der römischen Cacussage zusammenhängt, ihre sinnvolle Naturerklärung erst in der indischen Mythologie findet, ebenso die Erinnyenbilder in ihrem altersgrauen räthselhaften Geheimnifs mit den ältesten Hellenen aus dem Osten eingewandert zu sein scheinen. Die Sonderung des gemeinsamen Erbgutes von dem wohlerworbenen Eigen jeder Nation in Sitte und Sprache vollkommen durchzuführen bleibt einer Zeit vorbehalten, wo die Geschichtschreibung ihre grofsartige Aufgabe tiefer als es die unsrige thut erfassen und es auch hier verschmähen wird ‚in Ketten zu reden'.

Wenn die Aufgabe den Culturgrad zu bestimmen, den die Indogermanen vor der Scheidung der Stämme erreichten, mehr der allgemeinen Geschichte der alten Welt angehört, so ist es dagegen speciell Aufgabe der italischen Geschichte zu ermitteln so weit es möglich ist, auf welchem Stande die graecoitalische Nation sich befand, als Hellenen und Italiker sich von einander schieden. Denn die Verwandtschaft der Griechen und der Lateiner in Sprache und Sitte, welche entschieden eine engere ist als die beider Nationen mit den Kelten oder Slaven, ja selbst als die mit den ihnen noch am nächsten stehenden Germanen, läfst daran keinen Zweifel, dafs nicht die Stammväter der Griechen und die der Italiker jede für sich aus der Heimath entlassen worden sind, sondern dafs sie ursprünglich eine graecoitalische Nation gebildet haben. Es ist keine überflüssige Arbeit, wenn wir fragen, wie weit in dieser Epoche die Nation gelangt war; wir gewinnen damit den Anfangspunkt der italischen Civilisation, den Ausgangspunkt der nationalen Geschichte. — Alle Spuren deuten dahin, dafs, während die Indogermanen wahrscheinlich ein Hirtenleben führten und die Halmfrucht vielleicht sammelten und afsen, nicht aber bauten, die Graecoitaliker ein korn-, vielleicht

sogar schon ein wein- und ölbauendes Volk waren. Zwar liegt der Uebergang von der Hirtenwirthschaft zum Ackerbau so nah, dafs er bei allen indogermanischen Völkern eingetreten ist, ohne dafs ein historischer Zusammenhang zum Beispiel des indischen und des slavischen Ackerbaus anzunehmen wäre. Allein in Hinsicht auf die Stammväter der Griechen und der Italiker läfst ein solcher Zusammenhang sich nicht abweisen. Dafür zeugt die Sprache: *ager ἀγρός; aro aratrum ἀρόω ἄροτρον; ligo* neben *λαχαίνω; hortus χόρτος; hordeum χριθή; cicer κέγχρος; milium μελίνη; vinum οἶνος; oliva ἐλαία,* und ebenso das Zusammentreffen des griechischen und italischen Ackerbaus in der Form des Pfluges, der auf altattischen und römischen Denkmälern ganz gleichgebildet vorkommt, wie in der Wahl der ältesten Kornarten: Hirse, Gerste, Spelt, und in der Bereitungsart: *puls πόλτος, pinso πτίσσω, mola μύλη;* denn das Backen ist jüngeren Ursprungs und wird auch deshalb im römischen Ritual statt des Brotes stets der Teig oder Brei gebraucht. Wie alt der Weinbau in Italien ist, beweist die Benennung der Landschaft *Οἰνωτρία,* die bis zu den ältesten griechischen Anlandern hinaufzureichen scheint. Dafs auch die Germanen in unmittelbarem Zusammenhang mit dieser Entwicklung standen, wie die Ausdrücke Acker, aran (pflügen, mundartlich eren), Rechen neben *ligo,* Garten neben *hortus* zu verstehen geben, kann hier nur angedeutet werden. Erwähnenswerth ist es dagegen, dafs die sanskritischen Bezeichnungen für die Gegenstände des Ackerbaus denen der westlichen Völker nicht gleichartig sind; *ágras* ist bei den Indern überhaupt Gebiet, Flur, *aritram* ist Ruder und Schiff, *venas* das Anmuthige überhaupt, namentlich auch von Getränken, — man sieht, dafs die Wurzeln schon vor der Trennung bestanden, aber die bestimmten Beziehungen des Bewirthschaftens, des Aufwühlens, des anmuthigen Trankes erst später hinzutraten. Ob der durch das Feststellen dieser Bezeichnungen charakterisirte Fortschritt des Stammes stattfand, während er in den südkaukasischen Gegenden in Armenien ansässig war, wo Gerste und Spelt, der Weinstock und der Apfelbaum und andere älteste Culturpflanzen einheimisch sein sollen, sind Fragen, auf die schwerlich eine sichere Antwort sich geben läfst. Sicher aber ist der Ackerbau für die graecoitalische wie ja für alle anderen Nationen auch der Keim und der Kern ihres Volks- und Privatlebens geworden und als solcher im Volksbewufstsein geblieben, wie Religion

und Sage, Gesetz und Sitte um die Wette bekunden. Das Haus und der feste Heerd, den der Ackerbauer sich gründet anstatt der leichten Hütte und der unsteten Feuerstelle des Hirten, werden im geistigen Gebiete dargestellt und idealisirt in der Göttin Vesta oder *Ἑστία*, fast der einzigen, die beiden Nationen von Haus aus gemein ist. Eine der ältesten italischen Stammsagen legt dem König Italus, oder, wie die Italiker gesprochen haben müssen, Vitalus oder Vitulus die Ueberführung des Volkes vom Hirtenleben zum Ackerbau bei und knüpft sinnig die ursprünglich italische Gesetzgebung daran; nur eine andere Wendung davon ist es, wenn die sammitische Stammsage zum Führer der Urcolonien den Ackerstier macht oder wenn die ältesten latinischen Volksnamen das Volk bezeichnen als Schnitter (*Siculi*, auch wohl *Sicani*) oder als Feldarbeiter (*Opsci*). Es gehört zum sagenwidrigen Charakter der sogenannten römischen Ursprungssage, dafs darin ein Hirten- und Jägervolk auftritt, das dennoch Städte gründet. — Wie der Ackerbau selbst beruhen auch die Bestimmungen der Flächenmafse und die Weise der Limitation bei beiden Völkern auf gleicher Grundlage; wie denn das Bauen des Bodens ohne eine wenn gleich rohe Vermessung desselben nicht gedacht werden kann. Der oskische und umbrische Vorsus von 100 Fufs ins Gevierte entspricht genau dem griechischen Plethron; es darf danach, so wie nach dem Stehenbleiben der Zahlwörter bei Hundert angenommen werden, dafs das durch die Natur selbst dem Menschen angegebene Decimalsystem auch das älteste graecoitalische und das künstlichere duodecimale späteren Ursprungs ist. Dafs der römische Fufs, der einzige unter den italischen, den wir genau kennen, um ein Geringes kleiner als der griechische ($^{24}/_{25}$ desselben ist 1 römischer Fufs) ist, erklärt sich daraus, dafs die mathematisch genaue Bestimmung des Fufses unzweifelhaft einer viel späteren Epoche angehört. Das Princip der Limitation ist einfach; der Feldmesser orientirt sich nach einer der Himmelsgegenden und zieht also zuerst zwei Linien von Norden nach Süden und von Osten nach Westen, in deren Schneidepunkt (*templum*, *τέμενος* von *τέμνω*) er steht, alsdann in gewissen festen Abständen den Hauptschneidelinien parallele Linien, wodurch eine Reihe rechtwinklichter Grundstücke entsteht, deren Ecken die Grenzpfähle (*termini*, in sicilischen Inschriften *τέρμονες*, gewöhnlich *ὅροι*) bezeichnen. Diese Limitationsweise, die wohl auch etruskisch, aber schwerlich etruskischen Ur-

sprungs ist, finden wir bei den Römern, Umbrern, Samniten, aber auch in sehr alten Urkunden der tarentinischen Herakleoten, die sie wahrscheinlich eben so wenig von den Italikern entlehnt haben, als diese sie von den Tarentinern, sondern es ist altes Gemeingut. Eigenthümlich römisch und charakteristisch ist die eigensinnige Ausbildung des quadratischen Princips, wonach man selbst wo Flufs und Meer eine natürliche Grenze machten, diese nicht gelten liefs, sondern mit dem letzten vollen Quadrat das zum Eigen vertheilte Land abschlofs. — Das griechische Haus, wie Homer es kennt, ist im Wesentlichen dasselbe, das in Italien beständig festgehalten ward; das wesentliche Stück und ursprünglich der ganze innere Wohnraum des lateinischen Hauses ist das Atrium mit dem Ehebett, dem Hausaltar und dem Heerd, dessen Rauch die Decke schwärzt — daher der Name — und durch ein Loch in derselben abzieht; ihm gleicht durchaus das homerische Megaron mit Hausaltar und Heerd und schwarzberusster Decke. Ebenso ist es im Schiffbau; *navis* erscheint schon im sanskritischen *nâus* in gleicher Geltung, ebenso Ruder (*aritram*, ἐρετμός, *remus*, *triresmis*); während die Bezeichnungen für Segel (*velum* von *vehere*), Mast (*malus* der Baum) und Raa (*antenna*, das ist *ἄνα-τενδα*, *supertensa*) italischen Ursprungs sind, also, wenn diese Spuren nicht trügen, die Graeccitaliker wohl Ruderbarken hatten, aber keine Segelschiffe. Die uralte italische Sitte, dafs die Bauern gemeinschaftlich ihr Mittagsmahl hielten, deren Ursprung der Mythus an die Einführung des Ackerbaus anknüpft, vergleicht Aristoteles mit den kretischen Syssitien. Ebenso ist die Kleidung beider Völker wesentlich identisch, denn die Tunica entspricht völlig dem Chiton und die Toga ist nichts als ein bauschigeres Himation; ja selbst in dem so veränderlichen Waffenwesen ist wenigstens der Name der Hauptwaffe jener Zeit, der Lanze (*lancea* λόγχη) wahrscheinlich bei beiden Völkern ein Erbstück der graeccitalischen Epoche. So geht bei den Griechen und Italikern in Sprache und Sitte zurück auf dieselben Elemente alles was die materiellen Grundlagen der menschlichen Existenz betrifft; die ältesten Aufgaben, die die Erde an den Menschen stellt, sind einstmals von beiden Völkern, als sie noch eine Nation ausmachten, gemeinschaftlich gelöst worden.

Anders ist es in dem geistigen Gebiet. Die grofse Aufgabe des Menschen, mit sich selbst, mit seines Gleichen und mit dem Ganzen in bewufster Harmonie zu leben, läfst so

viele Lösungen zu als es Provinzen giebt in unsers Vaters Reich; und auf diesem Gebiet ist es, nicht auf dem materiellen, wo die Charaktere der Individuen und der Völker sich scheiden, und wo auch zwischen Hellenen und Italikern jene tiefe innerliche Differenz sich offenbart, deren Nachwirkung noch bis auf den heutigen Tag sich fortsetzt. Familie und Staat, kunst und Religion sind von beiden Völkern so eigenthümlich, so durchaus national entwickelt worden, dafs die gemeinschaftliche Grundlage, auf der auch hier beide Völker fufsten, dort und hier überwuchert und unsern Augen fast ganz entzogen ist. Jenes hellenische Wesen, das den Staat dem Menschen, dem Einzelnen das Ganze aufopfert, dessen politische Entwicklung besteht in einer Lösung erst der nationalen Einheit, dann sogar der Gewalt der Gemeinde, dessen religiöse Anschauung erst die Götter zu Menschen machte und dann die Götter leugnete, das die Glieder entfesselte in dem Spiel der nackten Knaben und die Gedanken freigab; und jenes römische Wesen, das den Sohn in die Furcht des Vaters, die Bürger in die Furcht des Herrschers, sie alle in die Furcht der Götter bannte, das die keusche Verhüllung des Körpers schon dem Buben zur Pflicht machte, in dem wer anders sein wollte als die Genossen ein schlechter Bürger hiefs, in dem der Staat alles war und die Erweiterung des Staates der einzige nicht verpönte hohe Gedanke — wer vermag diese scharfen Gegensätze in Gedanken zurückzuführen auf die ursprüngliche Einheit, die sie beide umschlofs und beide vorbereitete und erzeugte? Es wäre thörichte Vermessenheit, diesen Schleier lüften zu wollen; nur mit wenigen Andeutungen soll es versucht werden die Anfänge der italischen Nationalität und ihre Anknüpfung an eine ältere Periode zu bezeichnen, um den Ahnungen des einsichtigen Lesers nicht Worte zu leihen, aber die Richtung zu weisen.

Alles was man das patriarchalische Element im Staate nennen kann, ruht in Griechenland wie in Italien auf denselben Fundamenten. Vor allen Dingen gehört hierher die sittliche und ehrbare Gestaltung des geschlechtlichen Lebens, welche dem Manne die Monogamie gebietet und den Ehebruch der Frau schwer ahndet; und welche in der hohen Stellung der Mutter innerhalb des häuslichen Kreises die Ebenbürtigkeit beider Geschlechter und die Heiligkeit der Ehe anerkennt. Dagegen ist die schroffe und gegen die Persönlichkeit rücksichtlose Entwicklung der eheherrlichen und mehr noch der väter-

lichen Gewalt den Griechen fremd und italisches Eigen; die sittliche Unterthänigkeit hat erst in Italien sich entwickelt zur rechtlichen Knechtschaft. Auf dem Hause beruht das Geschlecht, das heifst die Gemeinschaft der Nachkommen desselben Stammvaters. Dafs das Geschlechterwesen bei den Griechen wie bei den Italikern die Grundlage des öffentlichen Lebens war, ist unzweifelhaft; allein während in Griechenland die Zustände früh verschwanden, in denen die Aleuaden, die Herakliden, die Alkmaeoniden das staatliche Leben beherrschten, ward in Italien das gesammte Privatrecht auf das Recht der Geschlechter aufgebaut und was in der patriarchalischen Epoche natürlich und sittlich gegolten hatte, durch Gesetz und Recht scharf und hart festgestellt. Der Gang der Entwicklung spiegelt sich in den Namen. In den älteren griechischen tritt der Geschlechtsname sehr häufig adjectivisch zum Eigennamen hinzu, während umgekehrt noch die römischen Gelehrten es wufsten, dafs ihre Vorfahren ursprünglich nur einen, den späteren Vornamen führten. Aber während in Griechenland der adjectivische Geschlechtsname früh verschwindet, wird er bei den Italikern und zwar nicht blofs bei den Römern zum Hauptnamen, so dafs der eigentliche Individualname, das Praenomen daneben zurücktritt. Ja es ist als sollte die geringe und immer mehr zusammenschwindende Zahl und die Bedeutungslosigkeit der italischen, besonders der römischen Individualnamen, verglichen mit der üppigen und poetischen Fülle der griechischen Eigennamen, uns wie im Bilde zeigen, wie dort die Nivellirung, hier die freie Entwicklung der Persönlichkeit im Wesen der Nation lag. — So mag man sich für jene graecoitalische Periode ein Zusammenleben in Familiengemeinden unter Stammhäuptern denken, das allerdings schon die Anfänge der Rechtsbildung enthielt, aber in dem von den späteren Politien, der römischen wie der hellenischen noch kaum die Keime sich finden. Gericht, Bufse, Vergeltung (*crimen*, *κρίνειν*; *poena*, *ποίνη*; *talio*, *ταλίων τλῆναι*) sind graecoitalische Begriffe; das strenge Schuldrecht, nach dem der Schuldner für die Zahlung des Empfangenen mit seinem Leibe haftet, ist den Italikern und zum Beispiel den tarentinischen Herakleoten gemeinsam; die ‚Gesetze des Königs Italus', die noch in Aristoteles Zeit angewendet wurden, mögen diese alten Institutionen bezeichnen. Eine gewisse Verfassung, das Regiment des Stammhauptes, ein Rath der Alten, Versammlungen der waffenfähigen Freien werden nicht

gefehlt haben; aber alle eigentlich politischen Institutionen sind in Normen wie in Namen italischen Ursprungs und lassen sich nicht über die Scheidung der Stämme hinaus verfolgen. — Nicht anders ist es in der Religion. Nur wenige Grundgedanken und Göttergestalten der beiden Völker gehören zu ihrem gemeinsamen Erbgut; so die Hestia oder Vesta, der Begriff des heiligen abgegrenzten Raumes (*templum, τέμενος*), der Glaube an die schattenhafte Fortdauer der Verstorbenen; von dem alten Gemeinschatz der symbolisirten und personificirten Naturanschauungen ward hüben und drüben nur wenig bewahrt. Es konnte nicht anders sein; denn wie in den Völkern selbst die grofsen Gegensätze sich schieden, welche die graecoitalische Periode noch in ihrer Unmittelbarkeit zusammengehalten hatte, so schied sich auch jetzt in der Religion Begriff und Bild, die bis dahin nur ein Ganzes in der Seele gewesen waren. Jene alten Bauern mochten, wenn die Wolken am Himmel hin gejagt wurden, sich das so ausdrücken, dafs die Himmlin der Götter die verscheuchten Kühe der Heerde zusammentreibe; der Grieche vergafs es, dafs die Kühe eigentlich die Wolken waren, und machte aus dem blofs für einen Zweck gestalteten Sohn der Götterhimmlin den zu allen Diensten bereiten und geschickten Götterboten. Wenn der Donner in den Bergen rollte, sah er den Zeus auf dem Olymp die Keile schwingen; wenn der blaue Himmel wieder auflächelte, blickte er in das glänzende Auge der Tochter des Zeus Athenaea — aber so mächtig waren ihm die Gestalten, dafs er bald in ihnen nichts sah als vom Glanz der Naturkraft strahlende und getragene Menschen und sie frei nach den Gesetzen der Schönheit gestaltete. Anders, nicht schwächer offenbarte sich die innige Religiosität des italischen Stammes, der den Begriff festhielt und es nicht litt, dafs die Form ihn verdunkelte. Wie der Grieche, wenn er opfert, die Augen zum Himmel aufschlägt, so verhüllt der Römer sein Haupt; denn jenes Gebet ist Anschauung und dieses Gedanke. In der ganzen Natur verehrt er das Geistige und Allgemeine; jedem Wesen, dem Menschen wie dem Baum, dem Staat wie der Vorrathskammer (*penates*) ist der mit ihm entstandene und mit ihm vergehende Geist zugegeben, das Nachbild des Physischen im geistigen Gebiet; dem Mann der männliche Genius, der Frau die weibliche Iuno, dem Gehöfte der Gott der Einfriedigung (*Herculus* oder *Hercules* von *hercere*, nicht von *Ἡρακλῆς*), der Grenze der Terminus, dem Wald der Silvanus, dem kreisenden Jahr der Ver-

tumnus, und also weiter jedem nach seiner Art. Ja es wird in den Handlungen der einzelne Moment der Thätigkeit vergeistigt; so wird beispielsweise in der Fürbitte für den Landmann angerufen der Geist der Brache, des Ackerns, des Furchens, Säens, Zudeckens, Eggens und so fort bis zu dem des Einfahrens, Aufspeicherns und des Oeffnens der Scheuer; und in ähnlicher Weise wird Ehe, Geburt und jedes andere physische Ereignifs mit heiligem Leben ausgestattet. Je gröfsere Kreise indefs die Abstraction beschreibt, desto höher steigt der Gott und die Ehrfurcht der Menschen: so sind Iupiter und Iuno die Abstractionen der Männlichkeit und der Weiblichkeit, Ceres die schaffende, Minerva die erinnernde Kraft, Dea dia die göttliche, Dea bona oder bei den Samniten Dea cupra die gute Gottheit. Diese Götter konnten freilich nicht sich vermählen und Kinder zeugen wie die hellenischen; sie wandelten nicht ungesehen unter den Sterblichen und bedurften nicht des Nektars. Wie den Griechen alles concret und körperlich erschien, so konnte der Römer nur abstracte vollkommen durchsichtige Formeln brauchen und konnte eben defshalb nicht beginnen mit dem alten Sagenschatz der Urzeit, den er nicht mehr verstand. Wie Indien und Iran aus einem und demselben Erbschatz jenes die Formenfülle seiner heiligen Epen, dieses die Abstractionen des Zendavesta entwickelte, so herrscht auch in der griechischen Mythologie die Person, in der römischen der Begriff, dort die Freiheit, hier die Nothwendigkeit. Jene führt zum Mythus und zur Cultfigur und damit zur Poesie und zur Bildnerei; aber das tiefe Gefühl des Allgemeinen im Besondern, die Hingebung und Aufopferungsfähigkeit des Einzelnen, der Glaube an die eigenen Götter ist der reiche Schatz der italischen Nation. Beide Völker haben sich einseitig entwickelt und darum beide vollkommen; nur engherzige Armseligkeit wird den Athener schmähen weil er seine Gemeinde nicht zu gestalten verstand wie die Fabier und Valerier, oder den Römer, weil er nicht bilden lernte wie Pheidias und dichten wie Aristophanes. Entschlossen gab der Italiker die Willkür auf um der Freiheit willen und lernte dem Vater gehorchen, damit er dem Staate zu gehorchen verstände. Mochte der Einzelne bei dieser Unterthänigkeit verderben und der schönste menschliche Keim darüber verkümmern: er gewann dafür ein Vaterland und ein Vaterlandsgefühl wie der Grieche es nie gekannt hat und errang die nationale Einheit, die ihm endlich über den zersplitterten hellenischen Stamm und über den ganzen Erdkreis die Botmäfsigkeit in die Hand legte.

KAPITEL III.

Die Ansiedlungen der Latiner.

Der Zug des umbrisch-sabellischen Stammes auf dem mittleren Bergrücken Italiens in der Richtung von Norden nach Süden läfst sich noch deutlich verfolgen; ja die letzten Phasen desselben gehören der vollkommen historischen Zeit an. Weniger kenntlich ist der Weg, den die latinische Wanderung einschlug. Vermuthlich zog sie in ähnlicher Richtung an der Westküste entlang, wohl lange bevor die ersten sabellischen Stämme aufbrachen; der Strom überfluthet die Höhen erst wenn die Niederungen schon eingenommen sind und nur wenn die latinischen Stämme schon vorher an der Küste safsen, erklärt es sich, dafs die Sabeller sich mit den rauheren Gebirgen begnügten und erst von diesen aus wo es anging sich zwischen die latinischen Völker drängten. — Dafs vom linken Ufer der Tiber bis an die volskischen Berge ein latinischer Stamm wohnte, ist allbekannt; diese Berge selbst aber, welche bei der ersten Einwanderung, als noch die Ebenen von Latium und Campanien offen standen, verschmäht worden zu sein scheinen, waren, wie die volskischen Inschriften zeigen, von einem den Sabellern näher als den Latinern verwandten Stamm besetzt. Dagegen wohnten in Campanien vor der griechischen und samnitischen Einwanderung wahrscheinlich Latiner; denn die italischen Namen *Novla* oder *Nola* (Neustadt), *Campani Capua*, *Volturnus* (von *volvere* wie *Iuturna* von *iuvare*), *Opsci* (Arbeiter) sind nachweislich älter als der samnitische Einfall und beweisen, dafs, als Kumae

von den Griechen gegründet ward, ein italischer und wahrscheinlich latinischer Stamm, die Ausoner Campanien inne hatten. Auch die Urbewohner der später von den Lucanern und Brettiern bewohnten Landschaften, die eigentlichen *Itali* (Bewohner des Rinderlandes) werden von den besten Beobachtern nicht dem iapygischen, sondern dem italischen Stamm zugezählt; es ist nichts im Wege sie dem latinischen Stamm beizuzählen, obwohl die frühe vor dem Beginn der staatlichen Entwicklung Italiens erfolgte Hellenisirung dieser Gegenden und deren spätere Ueberfluthung durch samnitische Schwärme die Spuren der älteren Nationalität gänzlich verwischt hat. Den gleichfalls verschollenen Stamm der Sicaler setzen sehr alte Sagen in Beziehung zu Rom; so erzählt der älteste italische Geschichtschreiber Antiochos von Syrakus, dafs zum König Morges von Italien (d. h. der brettischen Halbinsel) ein Mann Namens Sikelos auf flüchtigem Fufs aus Rom gekommen sei, und es scheinen diese Erzählungen zu beruhen auf der von den Berichterstattern wahrgenommenen Stammesgleichheit der Sicaler, deren es noch zu Thukydides Zeit in Italien gab, und der Latiner. Die auffallende Verwandtschaft einzelner dialektischer Eigenthümlichkeiten des sicilischen Griechisch mit dem Lateinischen (*μοῖτον mutuum; πατάνη patina; χάρταρον carcer*) erklärt sich zwar wohl nicht aus der alten Sprachgleichheit der Sicaler und Römer, sondern aus den Handelsverbindungen zwischen Rom und den sicilischen Griechen; glaublich ist es indefs nach allen Spuren, dafs nicht blofs die latinische, sondern auch die campanische und lucanische Landschaft, das eigentliche Italia zwischen den Buchten von Tarent und Laos und die östliche Hälfte von Sicilien in alter Zeit von verschiedenen Stämmen der latinischen Nation bewohnt waren. — Die Schicksale dieser Stämme waren sehr ungleich. Die in Sicilien, Grofsgriechenland und Campanien angesiedelten kamen mit den Griechen in Berührung in einer Epoche, wo sie deren Waffen und deren Civilisation Widerstand zu leisten nicht vermochten und wurden entweder völlig hellenisirt, wie namentlich in Sicilien, oder doch so geschwächt, dafs sie der frischen Kraft der sabinischen Stämme ohne sonderliche Gegenwehr unterlagen. So sind die Sicaler, die Italer und Morgeten, die Ausoner nicht dazu gekommen eine thätige Rolle in der Geschichte der Halbinsel zu spielen. — Anders war es in Latium, wo griechische Colonien nicht gegründet worden sind und es den Einwohnern nach harten

Kämpfen gelang sich gegen die Sabiner wie gegen die nördlichen Nachbarn zu behaupten. Werfen wir einen Blick auf die Landschaft, die wie keine andere in die Geschicke der alten Welt einzugreifen bestimmt war.

Schon in urältester Zeit ist die Ebene von Latium der Schauplatz der grofsartigsten Naturkämpfe gewesen, während des Wassers langsam bildende Kraft und gewaltige Vulcane Schicht über Schicht schoben desjenigen Bodens, auf dem entschieden werden sollte, welchem Volk die Herrschaft der Erde gehöre. Eingeschlossen im Osten von den Bergen der Sabiner und Aequer, die dem Apennin angehören; im Süden von dem bis zu 4000 Fuss Höhe ansteigenden volskischen Gebirg, welches von dem Hauptstock des Apennin durch das alte Gebiet der Herniker, die Hochebene des Sacco (Trerus, Nebenflufs des Liris), getrennt ist und von dieser aus sich westlichziehend mit dem Vorgebirg von Terracina abschliefst; im Westen von dem Meer, das an diesem Gestade nur wenige und geringe Häfen bildet; im Norden in das weite etrurische Hügelland sich verlaufend, breitet eine weite Ebene sich aus, durchflossen von dem Tiberis, dem ‚Bergstrom', der aus den umbrischen, und dem Anio, der von den sabinischen Bergen herkommt. Inselartig steigen in der Fläche auf theils die steilen Kalkfelsen des Soracte im Nordosten, des circaeischen Vorgebirgs im Südwesten, so wie der ähnliche obwohl niedrigere Höhenzug des Janiculum bei Rom; theils vulcanische Erhebungen, deren erloschene Krater zu Seen geworden und zum Theil es noch sind; die bedeutendste unter diesen ist das Albanergebirg, das nach allen Seiten frei zwischen den Volskergebirgen und dem Tiberfluss aus der Ebene emporragt. — Das eigentliche Latium ist indefs nur ein kleiner Theil dieses Gebietes. Alles Land nördlich von der Tiber ist den Latinern ein fremdes, ja sogar ein feindliches Gebiet, mit dessen Bewohnern ein ewiges Bündnifs, ein Landfriede nicht möglich war und die Waffenruhe stets auf bestimmte Zeit abgeschlossen worden zu sein scheint. Die Feststellung der Tibergrenze gegen Norden ist uralt und wird von der Sage auf die Fehde zwischen den Aeneaden und dem König Mezentius zurückgeführt. Die flachen und sumpfigen Strecken südlich vom Albanergebirg finden wir in den Händen der umbrisch-sabellischen Stämme, der Rutuler und Volsker; schon Ardea und Velitrae sind nicht mehr ursprünglich latinische Städte. Nur der mittlere Theil, zwischen der Tiber, dem Apennin, den

Albanerbergen und dem Meer, ein Gebiet von etwa 34 deutschen Quadratmeilen, wenig gröfser als der jetzige Canton Zürich, ist das eigentliche Latium, die ‚breite Ebene'*, wie sie von den Höhen des Monte Cavo dem Auge sich darstellt. Die Landschaft ist eben, aber nicht flach; mit Ausnahme des sandigen und zum Theil von der Tiber aufgeschwemmten Meeresstrandes wird die Fläche unterbrochen durch mäfsig hohe oft ziemlich steile Tuffhügel und tiefe Erdspalten und stets wechselnde Steigungen und Senkungen des Bodens, zwischen denen sich im Winter jene Lachen bilden, deren Verdunsten in der Sommerhitze, namentlich wegen der darin faulenden organischen Substanzen, die böse fieberschwangere Luft entwickelt, welche in alter wie in neuer Zeit im Sommer die Landschaft verpestet. Es ist ein Irrthum, dafs diese Miasmen erst durch den Verfall des Ackerbaus entstanden seien, wie ihn das Mifsregiment des letzten Jahrhunderts der Republik und das heutige erzeugt haben; ihre Ursache liegt vielmehr in dem mangelnden Gefäll des Wassers und wirkt noch heute wie vor Jahrtausenden. Wahr ist es indefs, obwohl noch nicht vollständig erklärt, dafs bis auf einen gewissen Grad die böse Luft sich bannen läfst durch die Intensität der Bodencultur; wovon zum Theil die Ursache darin liegen wird, dafs die Bearbeitung der Oberfläche das Austrocknen der stehenden Wässer beschleunigt. Immer bleibt die Entstehung einer dichten ackerbauenden Bevölkerung in Gegenden, die jetzt keine gesunde Bevölkerung gedeihen lassen und in denen der Reisende nicht gern die Nacht verweilt, wie die latinische Ebene und die Niederungen von Sybaris und Metapont sind, eine für uns befremdliche Thatsache; man mufs sich erinnern, dafs auf einer niedrigeren Culturstufe das Volk überhaupt einen schärferen Blick hat für das, was die Natur erheischt, und eine gröfsere Fügsamkeit gegen ihre Gebote, vielleicht auch physisch eine elastischere Natur, die dem Boden sich innig anschmiegt. In Sardinien wird unter ganz ähnlichen physischen Verhältnissen der Ackerbau noch heut zu Tage betrieben; die böse Luft ist wohl vorhanden, allein der Bauer entzieht sich ihren Einflüssen durch Vorsicht in Kleidung, Nahrung und Wahl der Tagesstunden. In der That schützt vor der Aria cattiva nichts so sicher als das Tragen der Thierfliefse und das

* *lātus* doch wohl von derselben Wurzel wie πλατύς *lātus* (Seite); noch *latus* (Breite) ist verwandt.

lodernde Feuer; woraus sich erklärt, weshalb der römische Landmann beständig in schwere Wollstoffe gekleidet ging und das Feuer auf seinem Heerd nicht erlöschen liefs. Im Uebrigen ist der Boden dem Ackerbau günstig; er ist leicht mit Hacke und Karst zu bearbeiten und auch ohne Düngung ertragsfähig, ohne nach italienischem Mafsstab auffallend ergiebig zu sein; der Weizen giebt durchschnittlich etwa das fünfte Korn*. An gutem Wasser ist kein Ueberflufs; um so höher und heiliger hielt die Bevölkerung jede frische Quelle. Die natürlichen Festen der latinischen Ebene sind theils die Höhen von Tibur und Praeneste auf den letzten Ausläufern der Sabinerberge, theils und besonders die Burg Latiums, das Albanergebirg, das die gesundeste Luft, die frischesten Quellen und die gesichertste Lage den Ansiedlern darbot. Dorthin führen auch die ältesten geschichtlichen Spuren. Hier lag aufser andern uralten Ansiedlungen, wie Tusculum und Aricia, vor allem Alba selbst, die Metropole von ganz Latium, dessen sämmtliche Städte als seine Colonien gelten wie alle Latiner als albanischen Heimathrechts. In seiner nächsten Umgegend, obwohl nicht in der Stadt selbst, sind die altnationalen Bundesstätten Latiums, die Dingstätte am Quell der Ferentina bei Marino und der Tempel des ‚latinischen Gottes' (*Iupiter Latiaris*) auf dem Monte Cavo, wo alljährlich an einem vom Vorstand festgesetzten Tage das latinische Bundesfest gefeiert ward. Dort begegnen wir einem der grofsartigsten Bauwerke, das Italien aufzuweisen hat, dem gewaltigen in den harten

* Ein französischer Statistiker, Dureau de la Malle, vergleicht mit der römischen Campagna die Limagne in Auvergne, gleichfalls eine weite sehr durchschnittene und ungleiche Ebene, mit einer Bodenoberfläche aus decomponirter Lava und Asche, den Resten ausgebrannter Vulcane. Die Bevölkerung, mindestens 2500 Menschen auf die Quadratmeile, ist eine der stärksten, die in rein ackerbauenden Gegenden vorkommt, das Eigenthum ungemein zerstückelt. Fast der ganze Ackerbau wird von Menschenhand beschafft, mit Spaten, Karst oder Hacke; nur ausnahmsweise tritt dafür der leichte Pflug ein, der mit zwei Kühen bespannt ist und nicht selten spannt an der Stelle der einen sich die Frau des Ackersmanns ein. Das Gespann dient zugleich um Milch zu gewinnen und das Land zu bestellen. Man erntet zweimal im Jahre, Korn und Kraut; Brache kommt nicht vor. Der mittlere Pachtzins für einen Arpent Ackerland ist 100 Franken jährlich. Würde dasselbe Land statt dessen unter sechs oder sieben grofse Grundbesitzer vertheilt werden; würden Verwalter- und Taglöhnerwirthschaft an die Stelle des Bewirthschaftens durch kleine Grundeigenthümer treten, so würde in hundert Jahren ohne Zweifel die Limagne öde, verlassen und elend sein wie heutzutage die Campagna di Roma.

Fels gebrochenen unterirdischen Kanal, durch den die schöne Bergebene von Aricia trocken gelegt ist; obwohl es dem Egoismus der römischen Sage gefallen hat diesen Bau als Episode in die Belagerung von Veii einzuflechten, wird es doch kaum einem Zweifel unterliegen, dafs er, der der Stadt Aricia vermuthlich den Namen gab*, weit älter und ein Werk derjenigen Epoche ist, wo Alba die Hauptstadt Latiums nicht blos hiefs, sondern war.

Dafs mit der ersten Ansiedlung des latinischen Stammes in diesem Gebiete keineswegs die Gründung von umwallten Städten verbunden war, bedarf keines Beweises; wenn auch sei es durch die erste Ansiedlung sei es durch spätere Theilung die Geschlechtsgenossen regelmäfsig zugleich zu einer Markgenossenschaft zusammentreten mochten, so wohnte doch unzweifelhaft jeder auf dem Land, das er pflügte und seine Grenze wie seine Wehr war zunächst der Hofzaun. Doch konnte es an festen localen Mittelpunkten nicht fehlen; nicht so sehr weil der gemeinschaftliche Versammlungsplatz doch wohl regelmäfsig derselbe war, sondern weil das Bedürfnifs der Vertheidigung es schlechterdings erforderte irgendwo in der Feldmark einen Hügel oder eine künstliche Burg einzurichten, wo die Bauern sich und ihr Vieh vor dem Einfall des Feindes bergen konnten. Diese Plätze, die natürlich auch zugleich die heiligen Stätten der Markgenossen einschlossen und die wir uns übrigens als regelmäfsig unbewohnt oder schwach bewohnt zu denken haben, begegnen uns unter den Namen der ‚Berge' (*montes*) und ‚Bauten' (*pagi* von *pangere*), der ‚Burgen' (*arces* von *arcere*) und ‚Ringe' (*urbes* von *urvus, curvus, orbis*) und sie sind die Grundlage der vorstädtischen Gauverfassung in Italien geworden, welche in denjenigen italischen Landschaften, die zum städtischen Zusammensiedeln erst spät und zum Theil noch bis auf den heutigen Tag nicht vollständig gelangt sind, wie im Marserland und in den kleinen Gauen der Abruzzen, noch einigermafsen deutlich sich erkennen läfst. Die Landschaft der Aequiculer, die noch in der Kaiserzeit nicht in Ringmauern, sondern in unzähligen offenen Weilern wohnten, zeigt eine Menge alterthümlicher Mauerringe, die als ‚verödete Städte' mit einzelnen Tempeln das Staunen der römischen wie der heutigen Archäologen erregten, von denen jene ihre ‚Urbewohner' (*aborigines*), diese ihre Pelasger

* *Aricia* doch wohl die Bracke, von *arare*.

hier unterbringen zu können meinten. Gewifs richtiger wird man in diesen Anlagen keineswegs Stadtmauern erkennen, sondern Zufluchtstätten der Markgenossen, wie sie in älterer Zeit ohne Zweifel in ganz Italien wenn gleich in weniger kunstvoller Weise sich fanden. Dafs in derselben Epoche, wo die zu städtischen Ansiedlungen übergegangenen Stämme ihren Städten steinerne Ringmauern gaben, auch die Landschaften, die in offenen Weilern zu wohnen fortfuhren, die Erdwälle und Pfahlwerke ihrer Festungen durch Steinbauten ersetzten, ist natürlich; als dann in der spätern Zeit des gesicherten Landfriedens man solcher Festungen nicht mehr bedurfte, wurden diese Zufluchtsstätten verlassen und bald den späteren Generationen ein Räthsel. — In der römischen Mark findet sich eine andere Spur dieser ältesten Geschlechtergaue in den uralten Pagi, aus denen man später die Landtribus gestaltet hat. Dafs es alte Familienbezirke sind, wird uns von der Ansiedlung der Claudier am Anio berichtet und geht ebenso sicher für die übrigen Districte aus den Namen hervor, welche sämmtlich entweder für uns gänzlich verschollenen Geschlechtern entlehnt sind (so den *Camilii*, *Galerii*, *Lemonii*, *Pupinii*, *Voltinii*) oder den ältesten römischen Patricierfamilien, den *Aemilii*, *Cornelii*, *Fabii*, *Horatii*, *Menenii*, *Papirii*, *Poplilii*, *Romilii*, *Sergii*, *Veturii*. Es ist bemerkenswerth, dafs alle Namen gentilicisch gebildet sind und unter den Geschlechtern kein einziges derjenigen erscheint, die erst später nach Rom eingebürgert wurden, namentlich keines der albischen; so dafs wir in diesem Verzeichniss wohl berechtigt sind die bedeutendsten unter den seit Menschengedenken in der römischen Mark, lange ehe sie die römische hiefs, angesiedelten Geschlechter zu erkennen.

Zunächst stand jeder Gau, zugleich Geschlechts- und Markgenossenschaft, für sich allein als politische Einheit; allein natürlich schlossen sich zu gröfserer gemeinschaftlicher Sicherheit mehrere Gaue zusammen zu Eidgenossenschaften, und es ist dies der erste Keim zu den Städtebünden, deren weitere Entwicklung den Inhalt der italischen Geschichte bis zur Erreichung der nationalen Einheit ausfüllt. — An der Spitze eines bedeutenden Gemeinbundes dieser Art erscheint in sehr früher Zeit Alba; das Verzeichnifs der ‚albischen Völker', die unter diesem Namen bis in späte Zeit am latinischen Bundesfest theilnahmen, ist vielleicht die älteste urkundliche Ueberlieferung der italischen Geschichte. Es nennt zuerst

Alba selbst, dann dreifsig gröfstentheils für uns vollständig verschollene Flecken, die sogenannten albanischen Colonien, von denen unter den sonst bekannten die meisten zwischen Alba und Praeneste (so Aesula, Bola, Pedum, Vitellia, Toleria) und zwischen Alba und Antium (so Corioli, Longula, Pollusca) gelegen sind; doch erscheint merkwürdiger Weise darunter auch Fidenae, das zwischen Tiber und Anio 11 Miglien über Rom hinaus liegt, ja vielleicht auch das noch weiter entfernte Horta. — Eine zweite Verbrüderung ist diejenige, deren Bundesstätte der Hain der Diana in Aricia war; ihm gehörten nach Cato bei Stiftung des Heiligthums an die Gemeinden Tusculum, Aricia, Lanuvium, Laurentum, ferner Pometia, Ardea, die Rutuler, Cora und Tibur; das hohe Alter dieses Verzeichnisses, welches theils sabellische, theils latinische Stämme in politischer Conföderation zeigt, bezeugt die Erwähnung des früh zerstörten Suessa Pometia. — An der Spitze eines ähnlichen Bundes, dem vielleicht Lavicum und Nomentum angehörten, mag Gabii gestanden haben, einstmals der nächste und gefährlichste Gegner Roms, gegen den die Burg Sucusa gebaut ward zwischen Palatin und Esquilin. Es wäre vergeblich die Kreise genauer abgrenzen zu wollen; ohne Zweifel waren auch die Bünde selbst wandelbar und schlofs der einzelne Gau sich bald da, bald dort an oder versuchte sich auch auf eigene Hand zu behaupten. ‚Gröfsere und kleinere Völkergemeinden umschlossen die neue Stadt, sagt Strabon von dem neu gegründeten Rom, von denen einige auch in unabhängigen Dörfern wohnten, keinem gemeinsamen Stamm unterthan'. — Dafs alle diese Bünde sich wieder als Stamm- und Bundesgenossen in der latinischen Conföderation zusammenfanden, als die alten Latiner gegen Latium im Gegensatz der später aufgenommenen Latiner [illegible] Gemeinden, ist sehr wahrscheinlich, obgleich sich natürlich nicht ausmachen läfst, wie weit das Recht und die Macht dieser obersten Bundesgemeinde reichte. Dafs Alba als Haupt- und Muttergemeinde galt, ist gewifs, und blofs in diesem Sinn wird Rom auch als albanische Colonie bezeichnet.

KAPITEL IV.

Die Anfänge Roms.

Etwa vier deutsche Meilen von der Mündung des Tiberflusses aufwärts erheben sich an beiden Ufern desselben mäfsige Hügel, höhere auf dem rechten, niedrigere auf dem linken; auf den letzteren liegt Rom. Die Stätte ist minder gesund und minder fruchtbar als die der meisten alten Latinerstädte; der Weinstock und der Fruchtbaum gedeihen nicht wohl in der nächsten Umgebung und es ist Mangel an ausgiebigen Quellen — denn weder der sonst treffliche Born der Camenen vor dem capenischen Thor noch der später im Tullianum gefafste capitolinische Brunnen sind wasserreich. Dazu kommen die häufigen Ueberschwemmungen des Flusses, der bei sehr geringem Gefäll die reichlich ihm in der Regenzeit zuströmenden Bergwasser nicht schnell dem Meer zuzuführen vermag und die zwischen den Hügeln sich öffnenden Thäler und Niederungen überstaut und versumpft, um die Lage für den Ansiedler keineswegs lockend zu machen. Schon in alter Zeit ist es ausgesprochen worden, dafs auf diesen ungesunden und unfruchtbaren Fleck nicht die erste naturgemäfse Ansiedlung der einwandernden Bauern sich gelenkt haben könne, sondern dafs die Noth oder vielmehr irgend ein eigenthümlicher Grund die Anlage dieser Stadt veranlafst haben müsse. Diesen Grund sucht die einheimische Sage in der Anlage der Stadt durch Ausgetretene von Alba unter Führung der albanischen Fürstensöhne Romulus und Remus; eine Legende, die zwar viel älter erfunden und viel naiver gebildet ist als die hellenisirende

Aeneasfabel, der aber dennoch geschichtlich kaum eine gröfsere Bedeutung beigelegt werden darf. Wie verhältnifsmäfsig späten Ursprungs selbst der Name Romulus ist, beweist der Umstand, dafs der ältere Name des Stammes urkundlich nicht *Romani* war, sondern *Ramnes* und erst später mit einer der ältern Sprachperiode geläufigen, sonst aber innerhalb des Lateinischen nicht mehr vorkommenden Umlautung in *Romaneis* oder *Romani* überging; so dafs der Name *Roma* oder *Ruma* vielleicht ursprünglich die Wald- oder Buschstadt bezeichnet. Die Geschichte kann keinenfalls in jener Legende etwas anderes erkennen als einen alten Versuch die seltsame Entstehung des Orts an einer so wenig dem Ackerbau günstigen Stätte zu erklären und zugleich den Ursprung Roms an die allgemeine Metropole Latiums anzuknüpfen.

Machen wir uns frei von dem, was Geschichte zu sein vorgiebt, und erwägen wir die natürlichen Verhältnisse der Localität, so führen diese auf eine ganz andere Vermuthung. Die Tiber ist Latiums natürliche Handelsstrafse, ihre Mündung an dem hafenarmen Strande der nothwendige Ankerplatz der Seefahrer; es ist ferner der Flufs seit uralter Zeit die Grenzwehr des latinischen Stammes gegen die nördlichen Nachbarn. Zum Grenzkastell und zum Emporium für die Flufs- und Seeschifffahrt der latinischen Landschaft eignet kein Platz sich besser als Rom, das gegen Seeräuber gröfseren Schutz bot als die unmittelbar an der Küste gelegenen Orte und bei dem damaligen Stande der Schifffahrt dem Seefahrer nicht minder bequem gelegen war wie dem Flufsschiffer und das die Vortheile einer festen Lage und der unmittelbaren Nachbarschaft des Flusses vereinigte. In der That sprechen hiefür zahlreiche Spuren, die von ganz anderem Gewicht sind als der Inhalt historisirter Novelletten. Man erwäge die Grenzen des ältesten römischen Stadtgebietes. Gegen Osten liegen die Städte Antemnae, Fidenae Collatia, Gabii in nächster Nähe, zum Theil keine deutsche Meile vor den spätern Thoren der Stadt; gegen Süden grenzte sie an der spätern latinischen und appischen Strafse mit Tusculum und Alba, wir wissen nicht genau wo, aber schwerlich in viel weiterer Entfernung; gegen Südwesten war die Grenze zwischen Rom und Lavinium schon am sechsten Miglienstein. Während so landeinwärts überall Rom in die möglichst engen Schranken zurückgewiesen ist, dehnt es sich an beiden Ufern der Tiber gegen das Meer hin aus, bis an welches die ältesten uns bekannten Traditionen das römische Stadtgebiet

erstrecken; am rechten Ufer besafs Rom hier die durch die Salinen wichtigen ‚sieben Gaue', an dem gesicherten linken den römischen Peiraeus, die Stadt an der ‚Mündung' (*Ostia*), seit unvordenklichen Zeiten römische Bürgercolonie, das heifst römische Vorstadt. Es kann das nicht Zufall sein; eine Gemeinde mit dieser Hauptstadt und diesem Gebiet mufs gegründet worden sein als Entrepot für den latinischen See- und Flufshandel und maritime Grenzfestung Latiums. Daher jene uralten Beziehungen zu Caere, das für die Etrusker war was für Latium Rom und dessen nächster Nachbar; daher die Brücke über den Flufs und der Brückenkopf am andern Ufer, das Janiculum; daher die Galeere als städtisches Wappen. Wahrscheinlich hängt es auch hiermit zusammen, dafs Rom in Latium so früh eine Sonderstellung einnimmt; keine Spur deutet darauf hin, dafs Rom zu irgend einer Zeit einer der latinischen Sondergenossenschaften als Glied angehört habe. Auch die Sage versäumt nicht es zu bezeichnen, dafs diese Gemeinde, obwohl albanischen Ursprungs, doch von Haus aus keineswegs Glied der albanischen Eidgenossenschaft ist, sondern stellt dieser das römische Gemeinwesen als ebenbürtig zur Seite, in welcher Hinsicht die alten Traditionen über das in Rom bestehende Asylrecht für Flüchtige aus den umliegenden Gemeinden und über das den Römern mit den Bürgern der Nachbarstaaten in ältester Zeit mangelnde Connubium Aufmerksamkeit verdienen. Daher endlich der bemerkenswerthe Gegensatz, in dem Rom von Haus aus zu den übrigen latinischen Städten steht durch die Centralisirung der Einwohnerschaft und die rasche und kräftige Entwicklung städtischen Lebens. Wir sind gewohnt uns Rom als einen ausschliefslich ackerbauenden und dem Meer fremden Staat vorzustellen; aber es ist nicht zufällig, dafs Rom zuerst unter allen Staaten der Italiker eigenes Geld schlug und dafs es in unglaublich früher Zeit mit überseeischen Handelsstaaten Verträge abschlofs. Die nationale Sitte in offenen Dörfern zu wohnen und die gemeinschaftliche Burg nur zu Festen und Versammlungen oder im Nothfall zu benutzen ist in Rom wahrscheinlich viel früher beschränkt worden als in den andern Gemeinden von Latium. Nicht als ob der Römer seinen Bauerhof selbst zu bestellen oder ihn als sein rechtes Heim zu betrachten aufgehört hätte; aber schon die böse Luft der Campagna mufste es mit sich bringen, dafs er so weit es anging auf den luftigeren und gesunderen Stadthügeln seine

Wohnung nahm; und neben dem Bauer mufs eine zahlreiche nicht agricole Bevölkerung von Fremden und Einheimischen dort seit uralter Zeit ansässig gewesen sein. Die dichte Bevölkerung des römischen Gebietes, das höchstens zu 5½ Quadratmeilen zum Theil sumpfigen und sandigen Bodens angeschlagen werden kann und schon nach der ältesten Stadtverfassung eine Bürgerwehr von 3300 freien Männern stellte, also mindestens 10000 freie Einwohner zählte, erklärt sich auf diese Art einigermafsen.

So mag Rom allerdings, wie auch die Sage annimmt, eher die jüngste Stadt in Latium sein als die älteste; bevor das Land einigermafsen bebaut und das albanische Gebirg so wie manche andere Höhe der Campagna mit Burgen bedeckt war, konnte eine derartige Anlage nicht entstehen. Wie sie entstanden ist: ob durch Beschlufs der latinischen Eidgenossenschaft, ob durch den genialen Blick eines verschollenen Städtegründers, ob durch die natürliche Entwicklung des Verkehrs — wer wagt das zu bestimmen? Dafs die Aera, die von der Gründung der Stadt datirt, von einem willkürlich fixirten Jahre ausgeht so gut wie die, die von Erschaffung der Welt an rechnet, ist anerkannt; aber es mufs nicht minder zugestanden werden, dafs auch von dem Jahre abgesehen die Stadtgründung selbst keineswegs als Anfangspunct der römischen Geschichte gelten kann. Rom ist nicht an einem Tage gebaut worden. Die Sage zwar bringt die Anlage des ersten Mauerringes in Zusammenhang mit der Entstehung der römischen Gemeinde; allein die Geschichte mufs es als möglich, ja als wahrscheinlich bezeichnen, dafs bevor die Mauern auf dem Capitol und dem Palatin entstanden, schon eine römische Gemeinde existirte, und dafs ein Theil der Geschlechtergaue der römischen Mark auf diesen Hügeln ihre Heiligthümer und Zufluchtsstätten lange Zeit fanden, ehe die Schifffahrt und die Grenzvertheidigung diesen Platz für Latium wichtig machten. Eine Ueberlieferung aus diesen urältesten Zeiten mag das ‚Wolfsfest' sein, das das Geschlecht der Fabier am palatinischen Hügel beging*; ein Bauern- und Hirtenfest, das wie kein anderes die schlichten Späfse patriarchalischer Einfalt bewahrt und merkwürdig genug unter allen

* Die Quinctilier, die mit ihnen genannt werden, mussen, da sie albischer Herkunft sind, nach Albas Zerstörung hinzugetreten sein so gut wie viel später die Iulier.

heidnischen Festen sich am längsten im christlichen Rom behauptet hat. Wie die Stammgemeinden, die ursprünglich um die sieben Hügel an der Tiber den Pflug und das Schwert geführt haben, zur Einigung gelangten, wissen wir nicht; nur hat sich in der Eintheilung der ältesten römischen Bürgerschaft die Spur erhalten, dafs diese selbst eine Eidgenossenschaft ist und aus drei verbündeten Gemeinden besteht, den Rammern, Titiern und Lucerern, von denen jede ein Drittheil der Feldmark besitzt und in der Bürgerwehr wie im Rath der Alten gleichmäfsig vertreten ist, nicht minder im Sacralwesen, wo die sechs Jungfrauen der Vesta, die drei hohen Priester des Iupiter, Mars, Quirinus sich wahrscheinlich auf diese Dreitheilung beziehen. Die zweite dieser Gemeinden wird einstimmig aus der Sabina abgeleitet; unzweifelhaft auf Grund einer ächten und glaubwürdigen Ueberlieferung der ‚titischen Genossenschaft', die bei dem Eintritt dieser Gemeinde in die Eidgenossenschaft zur Bewahrung ihres nationalen Sonderrituals gestiftet zu sein behauptete. In der That finden sich Spuren solchen uralten sabinischen Nationalcults in Rom; so namentlich des *Maurs* oder Mars und des Semo Sancus neben dem gleichgeltenden latinischen Dius Fidius. Dafs die Rammes mit den Romani identisch sind, ward schon bemerkt; über die Herkunft der Luceres ist nichts zu sagen als dafs nichts im Wege steht sie gleich den Rammern für eine latinische Gemeinde zu erklären. Man hat mit diesen drei Elementen, in die die älteste römische Bürgerschaft zerfiel, den heillosesten Unfug getrieben; die unverständige Meinung, dafs die römische Nation ein Mischvolk sei, knüpft hier an und bemüht sich in verschiedenartiger Weise die drei grossen italischen Racen als componirende Elemente des ältesten Rom darzustellen und das Volk, das wie wenig andere seine Sprache, seinen Staat und seine Religion rein und volksthümlich entwickelt hat, in ein wüstes Gerölle etruskischer und sabinischer, hellenischer und leider sogar pelasgischer Elemente zu verwandeln. Daran ist schwerlich mehr Wahres, als dafs in einer sehr fernen Zeit, als der latinische und der sabellische Stamm ohne Frage in Sprache und Sitte sich noch keineswegs so scharf gegenüberstanden wie später der Römer und der Samnite, eine sabellische Gemeinde in einen latinischen Gauverband eintrat und in dieser mit Ausnahme einzelner im Ritual fortgepflanzter Nationalinstitutionen sich vollständig latinisirte; ganz ähnlich wie einige Jahrhunderte später die sabinische Geschlechts-

genossenschaft des Attus Clauzus oder Appius Claudius mit ihren Clienten nach Rom übersiedelte, eine Mark am rechten Ufer des Anio angewiesen erhielt und in Sprache und Nationalität schnell sich verschmolz mit der römischen Gemeinde. Jene Latinisirung der Titier selbst beweist am besten, was schon der Name der Gemeinschaft und das innerhalb derselben den Ramnern zustehende Rangvorrecht anzeigen, dafs trotz jener Dreitheilung die Eidgenossenschaft nie etwas anderes war noch sein wollte als ein Theil der latinischen Nation, in dem die Ramner waren was Alba in der albischen, und dafs man sehr mit Unrecht Gewicht gelegt hat auf den Unterschied der Ramner und der Titier und beider von den Lucerern, deren Vereinigung man sich viel mehr als die Zusammenziehung dreier stammgleicher oder stammverwandter Bauerschaften zu denken hat denn als die Vereinigung dreier wesentlich ungleicher Völkerschaften. Wenden wir lieber den Blick auf das städtische Gemeinwesen in Rom, dessen mercantile und strategische Machtentwicklung zu verfolgen bei weitem wichtiger und ausführbarer ist als das unfruchtbare Geschäft unbedeutende und wenig verschiedene Gemeinden der Urzeit chemisch zu analysiren. Jene Entwicklung können wir noch einigermafsen erkennen in den Ueberlieferungen über die allmählig entstandenen Umwallungen und Verschanzungen der Stadt Rom, deren Anlage mit der Entwicklung des römischen Gemeinwesens zu städtischer Bedeutung nothwendig Hand in Hand gegangen sein mufs.

Dass die drei verschiedenen Gemeinden, aus denen die älteste römische entstanden ist, jemals auf den sieben Hügeln getrennte Umwallungen eingenommen haben, ist eine Sage, die zu historisiren man in alter und neuer Zeit umsonst bemüht gewesen ist und die der verständige Forscher dahin stellen wird, wo die Schlacht am Palatin und das anmuthige Mährchen von der Tarpeia ihren Platz finden. Wohl aber besteht ein wirklicher und sehr bestimmter Gegensatz zwischen der Befestigung des Capitols und der Umwallung der Stadt. Das Capitolium ist dem Namen wie der Sache nach die Akra der Römer; dafs die Befestigung dieser Burg zurückweist in die Zeit, wo es noch gar in dieser Gegend eine städtische Ansiedlung nicht gab, zeigt die bis in späte Zeit festgehaltene Weise, nach der auf dieser Doppelspitze Privatwohnungen nicht standen, vielleicht nicht stehen durften: der Raum zwischen den beiden Höhen, das Heiligthum des schlimmen Iu-

piter (Ve-diovis), das sogenannte Asyl war mit Wald bedeckt und offenbar ursprünglich bestimmt die Bauern mit ihren Heerden aufzunehmen, wenn Ueberschwemmung oder Krieg sie von der Ebene vertrieb. Ganz ähnliche uralte Zufluchtsstätten sind noch heutzutage in dem Hügellande der Ostschweiz auf mehreren Bergspitzen zu erkennen. Die städtische Ansiedlung mufste demnach, in Rom wie überall, nicht innerhalb, sondern unterhalb der Burg beginnen und als sie bedeutend genug ward um Schutz durch Wall und Graben zu erheischen, entstand aufserhalb des Capitols die erste eigentliche Stadt, an welche dann wieder Vorstädte und, indem auch diese aufblühten und Schutz bedurften, neue Umwallungen an die erste sich anschlossen wie in den Marschen ein Deich an den andern, bis eine Reihe solcher einzelner Mauerringe um die Burg herum gelagert war. Das Andenken hieran bewahrte das Fest der sieben Berge (*septimontium*), das man zu feiern fortfuhr als jene alten Befestigungen längst nicht mehr bestanden. Die ‚sieben Ringe' sind der Cermalus und der Palatinus, das heisst die beiden Abhänge des später Palatin genannten Hügels gegen Capitol und Aventin; die Velia, der den Palatin mit dem Esquilin verbindende später durch die kaiserlichen Bauten fast ganz verschwundene Hügelrücken; der Oppius, Cispius und Fagutal, die drei Spitzen des Esquilin; endlich die Sucusa oder Subura, die in der Niederung zwischen dem Capitol, dem Esquilin und dem Palatin angelegte künstliche Festung. Augenscheinlich sind diese Umwallungen nicht auf einmal entstanden. Die älteste Anlage umfafste nach glaubwürdigen Zeugnissen nur den palatinischen Hügel in dem weiteren Sinn, wo der Cermalus und die Velia dazu gehören; dies ist die alte *Roma quadrata*, so genannt von der viereckigen Form dieses Hügels, welche die ältesten Heiligthümer, das strohgedeckte Haus des Romulus, das Königshaus, den Vestatempel einschliefst, und deren Thore und Mauern zum Theil noch in der Kaiserzeit sichtbar waren. Namentlich die Thore am Cermalus Porta Romana und Porta Mugonia werden oft erwähnt und noch Tacitus beschreibt genau den Zug des Walles am palatinischen Hügel vom Ende des Cermalus bis zum Anfang der Velia. Es war dies und blieb für alle Zeiten der vornehmste Stadttheil und bildete später den ersten servianischen Bezirk. Hieran schlofs sich zuerst die Ansiedlung auf den Carinen, der äufsersten Spitze des Esquilin, mit der Festung gegen die Gabiner im Thal der

Subura; woraus darum später das zweite servianische Quartier gebildet ward. Damals waren die Esquiliae (welcher Name eigentlich gebraucht die Carinen ausschliesst), wie der Name sagt, Vorstadt (*exquiliae*, wie *inquilinus*). Dafs nach dieser Seite sich die Stadt erweiterte, erklärt sich einfach daraus, dafs man auf dem Höhenzuge blieb, den Palatin und Velia bezeichneten, und sowohl die isolirten Berge vermied als die sumpfigen und ganz schutzlosen Zwischenthäler. Später zog man dann auch die ‚Vorstadt' zur Stadt und es schlossen sich dann an jene wieder offene Vorstädte an; namentlich die gezwungenen Ansiedler werden nicht das Recht gehabt haben sich Wall und Graben zu errichten, und sehr bezeichnend ist es in dieser Hinsicht, dass das ‚Tuskerquartier' (*vicus Tuscus*) in der Niederung zwischen Stadt- und Burgmauer angelegt ist. Der Gegensatz zwischen Stadt und Burg blieb bestehen, bis der grofsartige Wallbau, der dem König Servius Tullius zugeschrieben wird, die Burg, die innere und äussere Stadt und die offenen Vorstädte mit einem einzigen grossen Mauerring umgab. Aber ehe dieses gewaltige Werk angegriffen ward, war Roms Stellung zu der umliegenden Landschaft ohne Zweifel gänzlich umgewandelt. Wie die Periode, in der der Ackersmann auf dem Palatin wie auf andern Hügeln Latiums den Pflug führte und nur die in gewöhnlichen Zeiten verlassene Zufluchtstätte auf dem Capitol einen Anfang festerer Ansiedlung darbot, der ältesten handel- und thatenlosen Epoche des latinischen Stammes entspricht; wie dann später die aufblühende Ansiedlung auf dem Palatin und in den ‚sieben Ringen' zusammenfällt mit der Besetzung der Tibermündungen durch die römische Gemeinde und überhaupt mit dem Fortschritt der Latiner zu regerem und freieren Verkehr, zu städtischer Gesittung und wohl auch zu festerer politischer Einigung in den Einzelstaaten wie in den Eidgenossenschaften, so wird die Gründung einer einheitlichen Grofsstadt, der servianische Wall zusammenhängen mit jener Epoche, in der die Stadt Rom um die Herrschaft über die latinische Eidgenossenschaft zu ringen und endlich sie zu erringen vermochte.

KAPITEL V.

Roms Hegemonie in Latium.

Mit dem Aufblühen des Landes und der steigenden Cultur nahmen die Fehden, die der tapfere und leidenschaftliche italische Stamm unter sich zu führen pflegte, nothwendig einen andern Charakter an. Die Ueberlieferung schweigt; von jenen ersten Zügen und Raufereien, in denen der Charakter der Völker hervorzutreten beginnt, wie in den Spielen und Fahrten des Knaben der Sinn des Mannes, hat uns kein italischer Homer ein Abbild aufbewahrt, und was wir aus den spätern Verhältnissen ahnen oder muthmafsen, ist dürftig und farblos. An die Stelle des Raubens trat allmählig die Eroberung, an die Stelle der Fehde der krieg; politische Mächte begannen sich zu gestalten, schwächere Staaten mufsten den stärkeren gegenüber sich verstehen zur Ergebung mit Land und Leuten oder doch zum Eintritt in die Clientel. So entstanden einerseits die latinischen Eidgenossenschaften, die auf dem letzteren Princip beruhend aus einer oder einigen führenden und einer Anzahl minder mächtiger Gemeinden bestanden, andrerseits der römische Einheitsstaat, der hiezu im scharfen Gegensatz nicht durch Bündnisse den Staat erweiterte, sondern geradezu durch Reunion, indem die Mark der Eroberten zur römischen geschlagen, sie selbst nach Rom übergesiedelt und ihren Göttern in Rom eine neue Heimath gegründet wurde. Wie eng und nothwendig die Gebietserweiterung und die Ansiedlung der Bezwungenen in Rom zusammenhing, beweist besser als alle einzelne Erzählungen aus der

Sagenzeit der Satz des römischen Staatsrechts, dafs nur wer die Grenzen des Gebiets erweitert habe, die Stadtmauer (das Pomerium) vorschieben dürfe. So weit die Macht der Römer reichte, duldeten sie in dieser Zeit keinen politischen Mittelpunkt aufser der eigenen Hauptstadt. Am merkwürdigsten in dieser Hinsicht ist die Behandlung von Ostia, wo man die factische Entstehung einer Stadt zwar nicht hindern konnte noch wollte, aber dem Gemeinwesen jede politische Selbstständigkeit entzog und den dort Angesiedelten kein eigenes Bürgerrecht gab, sondern nur das römische ihnen liefs, wenn sie es hatten. In ganz ähnlicher Weise wurden die eroberten Städte zu Dörfern gemacht und den nicht weggeführten Bewohnern so gut wie den nach Rom übergesiedelten das römische Schutzrecht aufgezwungen, einzelne auch wohl mit dem Bürgerrecht, das heifst dem Patriciat beschenkt. Da die Tibermündung wahrscheinlich durch die friedliche Entwicklung des latinischen Verkehrs für Rom gewonnen ward — Ficana zwischen Rom und Ostia ist wohl nie eine selbstständige Gemeinde gewesen — so sind die zuerst durch die römischen Waffen errungenen Gebiete vermuthlich die an der obern Tiber und zwischen der Tiber und dem Anio gelegenen Gemeinden Antemnae, Crustumerium, Ficulnea, Medullia, Caenina, Corniculum, Cameria, Collatia gewesen, die unmittelbar auf Rom drückten und in frühester Zeit, wahrscheinlich schon vor Albas Zerstörung, ihre Selbstständigkeit einbüfsten. In dieser Gegend erscheint später als selbstständige Gemeinde nur Nomentum, das vielleicht durch Bündnifs mit Rom seine Freiheit rettete; um den Besitz von Fidenae, den Brückenkopf der Etrusker am linken Ufer der Tiber, kämpften Latiner und Etrusker, das heifst Römer und Veienter mit wechselndem Erfolg. Gegen Gabii, das die Ebene zwischen dem Anio und den Albanerbergen inne hatte, stand der Kampf lange Zeit im Gleichgewicht; die Burg, die unter dem Palatin zum Schutz der Vorstadt gegen die Ueberfälle der nur 12000 Schritt entfernt wohnenden Gabiner erbaut ward, ist schon erwähnt worden und bis in späte Zeit hinab galt das gabinische Gewand als gleichbedeutend mit dem Kriegskleid und der gabinische Boden als Prototyp des feindlichen Landes. So stand Rom, dessen Gebiet hiedurch auf etwa 9 Quadratmeilen gebracht war, als Stadt den Dorfschaften, als Einheit den Bünden, als seegewaltig den Landgemeinden gegenüber und mochte dem unausbleiblichen Zusammenstofs mit dem mächtigsten der la-

tinischen Bunde, dem der albischen Orte mit jener Sicherheit entgegensehen, die die politisch und militärisch geschlossene Macht zum ebenbürtigen Gegner der scheinbar überlegenen Ligue macht.

Erfolgt ist der Zusammenstofs; Alba ward von römischen Schaaren erobert und zerstört, die albische Mark mit der römischen vereinigt, die Einwohner theils am Fufse des Berges in Bovillae angesiedelt, theils nach Rom verpflanzt. Noch in der Kaiserzeit kannte man die von Alba nach Rom übergesiedelten vornehmen Geschlechter, darunter die der Iulier, Servilier, Quinctilier, Cloelier, Geganier, Curiatier, Metilier; sie hatten ohne Zweifel ihre albischen Familienheiligthümer bewahrt, wie denn der Geschlechtcult der Iulier in Bovillae in der Kaiserzeit wieder zu grofsem Ansehen sich erhob. Wie der Zusammenstofs entstand und wie er entschieden ward, ist nicht bekannt; der Kampf der drei römischen gegen die drei albischen Brüder ist nichts als eine factische Bezeichnung eines Zwistes zweier gleich mächtiger und eng verwandter Stämme. Mehr als die Kriegsgeschichten vermissen wir genaue Berichte über die Folgen dieses tiefgreifenden Ereignisses. Nur so viel ist bezeugt und beglaubigt, dafs, während Alba selbst zerstört ward, Rom als einen Theil des Eroberten die Hegemonie in Anspruch nahm über die bis dahin von Alba abhängigen Ortschaften und sie erlangte, und dass hieraus unter Benutzung der alten Tradition, dafs Alba die Urheimath des latinischen Stammes sei, vor allen Dingen aber durch die Macht und das Glück der römischen Waffen allmählig die Hegemonie Roms über ganz Latium erwachsen ist. Indem man formell und sacral den alten albischen Bund bestehen liefs mit seiner Versammlung der dreifsig Gemeinden und seinem Bundesfest, wurden doch, in ähnlicher Art wie in der englischen Verfassung, die verfallenen Communen entweder ganz beseitigt oder doch aus der Liste der stimmberechtigten Ortschaften gestrichen; so scheint es erklärt werden zu müssen, dafs der Verein, obgleich die Versammlung nach wie vor aus dreifsig Gliedern bestand, doch schliefslich sieben und vierzig Gemeinden in sich schlofs. Auf diesem Wege gelang es die ganze latinische Landschaft und einen nicht unbeträchtlichen Theil der südlich und östlich angrenzenden Stämme in dem Bunde zu vereinigen, dessen bleibende Hegemonie Rom mehr als selbstständiger Sonderstaat, denn als Bundesglied führte. Es versteht sich, dafs man daneben nicht versäumte abgefallene oder ver-

kümmerte Gemeinden der römischen unmittelbar einzuverleiben.

Wie nach Albas Fall einerseits das römische Gebiet, andrerseits der latinische Bund allmählig ausgebreitet ward, können wir nicht mehr verfolgen. Der Glanz dieser ungemeinen Erfolge ruht auf der Königszeit, vor allem auf dem königlichen Hause der Tarquinier wie ein fernes Abendroth, in dem die Umrisse verschwimmen; in der uns überlieferten conventionellen Erzählung dieser Kriege dürften wenige einzelne Ereignisse, wie etwa die Einnahme von Suessa in der pomptinischen Ebene, einen historischen Kern enthalten, während die umständliche Fassung überall und meistens der Inhalt selbst keinen Glauben verdient. Möglich scheint es dagegen das Resultat dieser römisch-latinischen Fehden genauer zu bezeichnen und von der Ausdehnung der latinischen Eidgenossenschaft so wie von ihrer Stellung gegen Rom am Schlufs der Königszeit eine deutliche Vorstellung zu gewinnen. — Wie weit das Gebiet der latinischen Eidgenossenschaft um das Ende der Königszeit reichte, läfst sich mit ziemlicher Sicherheit bestimmen nach den beiden ältesten römischen Urkunden, von denen wir Kenntniss haben: dem Handels- und Schifffahrtsvertrag, den die Consuln Lucius Iunius Brutus und Marcus Horatius bald nach Vertreibung der Könige (nach der später üblichen Rechnung im J. 245 der Stadt) mit Karthago abschlossen, und aus einem wenig jüngeren Verzeichnifs der latinischen Städte, das wahrscheinlich der Erneuerung des Bündnisses zwischen Rom und Latium durch Spurius Cassius (261 d. St.) angehört. Nach dem ersten verpflichten sich die Karthager im latinischen Lande keine Festung anzulegen und den Latinern, die Roms Oberhoheit anerkennen, namentlich den Seestädten Laurentum, Ardea, Antium, Circeii, Tarracina keinen Schaden zuzufügen; sollte indess eine latinische Stadt die Anerkennung der Oberhoheit Roms verweigern, so sollen die Karthager dieselbe ungehindert bekriegen dürfen, vorausgesetzt dafs sie nicht über Nacht auf dem Lande zubringen und unter der Bedingung, wenn sie eine Stadt erobern sollten, statt sie zu schleifen sie den Römern auszuliefern. — Das zweite Verzeichniss zählt als die dreissig Städte, die damals den Bund bildeten, folgende auf, von denen nur sieben (Pedum, Toleria, Corioli und die vier zuletzt genannten) zu den dreifsig alten albischen Gemeinden gehören: zwischen Tiberis und Anio Nomentum; zwischen dem Anio und dem Albanergebirg: Tibur, Gabii,

Scaptia, Lavici, Pedum, Praeneste, auch wohl Toleria; am Albanergebirg Corbio, Tusculum, Bovillae, Aricia, Corioli, Lanuvium; an der latinischen Küste Tellenae, Laurentum, Lavinium; im Gebiet der Rutuler Ardea; in der volskischen Ebene Velitrae, Satricum, Circeii; am westlichen Abhang der Volskerberge Cora, Norba, Setia; unbestimmter Lage Tricria, Carna, Bubetum, Carnentum, Foretum, Querquetula. — Von Rechtswegen erstreckte sich also die latinische Eidgenossenschaft schon damals bis nach Tarracina, also bis an die Grenze des spätern Latium, das die Volsker und Rutuler einschliefst; eine politische Grenze, deren Feststellung dieser Epoche angehört. Allein dafs factisch ein Theil der Bundesgemeinden sich dem latinischen Bund wenn sie konnten entzogen, deutet der Vertrag mit Karthago sehr verständlich an, indem er solchen abtrünnigen Gemeinden den Bundesschutz entzieht; und namentlich die stammfremden Rutuler und Volsker scheinen sehr häufig der römischen Hegemonie abgesagt zu haben. Es kann darum nicht befremden, dafs, während der Friedensvertrag den Zustand darstellt, den die Römer als den normalen und rechtmäfsigen betrachteten, das zweite Verzeichnifs, das den factischen Bestand der Eidgenossenschaft in einem bestimmten Jahr angiebt, die beiden wichtigen Volskerstädte Antium und Tarracina ausläfst, von denen die erste nach der Erzählung der Annalisten in eben dem Jahre, wo das Bündnifs erneuert ward, mit den Römern Krieg führte. Ein dritter wohl aus ähnlichen Quellen geschöpfter Bericht lautet dahin, dafs zu der Zeit des ältern Tarquinius die Eidgenossenschaft alle latinischen und die beiden Volskerstädte Ecetra und Antium in sich begriffen habe. In der That scheint das Gebiet der Rutuler und noch mehr das der Volsker der beständige Kriegsschauplatz gewesen zu sein, auf dem die Herrschaft über kräftige und widerstrebende Gemeinden durch die Waffen stets aufs neue gewonnen werden mufste. In der späteren etwas besser beglaubigten Geschichte finden wir die volskischen Orte, namentlich Velitrae, Norba, Circeii, Satricum, Antium regelmäfsig im Kampf mit den Latinern und nur vorübergehend und gezwungen als Glieder der Eidgenossenschaft; offenbar in denselben Kreis gehört die Zerstörung der reichen Volskerstadt Suessa Pometia. Ueber das entfernte Tarracina mag nun gar die römische Hegemonie regelmäfsig in blofsen Prätensionen bestanden haben. — Was die östlichen und nördlichen Nachbarn Roms anlangt, so stand die Landschaft

der Herniker wenigstens zeitweise in Vertrag mit der latinischen, ohne dafs doch die hernikischen Gemeinden unmittelbar eingetreten wären in den Latinerbund. Mit den Aequern, Sabinern und Etruskern fehlte es an Fehden nicht, allein zu dauernden Eroberungen scheinen dieselben nicht geführt zu haben, am wenigsten gegen die mächtigen Etrusker; selbst von Fidenae, das auf der latinischen Seite der Tiber 6000 Schritt von Rom lag, gewannen die Römer nicht so festen Besitz, dafs nicht in Zeiten der Schwäche die Veienter wieder versucht hätten sich ihrer alten Offensivbasis wieder zu bemächtigen. Dagegen scheint das eigentliche Latium, wenn auch einzelne Gemeinden, wie zum Beispiel Lavici und besonders Gabii, gelegentlich der römischen Botmäfsigkeit sich entzogen, doch im Allgemeinen nach Alba's Fall ohne vielen Widerstand sich der römischen Hegemonie gefügt und treu daran festgehalten zu haben; begreiflich genug, denn nur mit und durch Rom, die zu Lande wie zur See mächtigste latinische Gemeinde, konnten die Latiner ihre Küsten gegen Karthager, Hellenen und Etrusker, ihre Grenzen gegen die mächtigen Nachbarn sichern und die Herrschaft über die halb unterworfenen Volsker aufrecht erhalten. Die Einigung des latinischen Stammes unter römischer Hegemonie ist das historische Ergebnifs der römischen Königszeit.

Die Form der römischen Hegemonie über Latium war im Ganzen die eines gleichen Bündnisses zwischen der römischen Gemeinde einer- und der latinischen Eidgenossenschaft andrerseits, wodurch ein ewiger Landfrieden in der ganzen Mark und ein ewiges Bündnifs für den Angriff wie für die Vertheidigung festgestellt ward. ‚Friede soll sein zwischen den Römern und allen Gemeinden der Latiner, so lange Himmel und Erde bestehen; sie sollen nicht Krieg führen unter einander noch Feinde ins Land rufen noch Feinden den Durchzug gestatten; dem Angegriffenen soll Hülfe geleistet werden mit gesammter Hand und gleichmäfsig vertheilt werden, was gewonnen ist im gemeinschaftlichen Krieg.' Die festgesetzte Rechtsgleichheit im Handel und Wandel, im Creditverkehr wie im Erbrecht, verflocht die Interessen der schon durch die gleiche Sprache und Sitte verbundenen Gemeinden noch durch die tausendfachen Beziehungen des Geschäftsverkehrs und es ward damit etwas Aehnliches erreicht wie in unserer Zeit durch die Beseitigung der Zollschranken. Allerdings blieb jeder Gemeinde formell ihr eigenes Recht; bis auf den Bun-

desgenossenkrieg war das latinische Recht mit dem römischen nicht nothwendig identisch und wir finden zum Beispiel, dafs die Klagbarkeit der Verlöbnisse, die in Rom früh abgeschafft ward, in den latinischen Gemeinden bestehen blieb. Allein die einfache und rein volksthümliche Entwickelung des latinischen Rechtes und das Bestreben die Rechtsgleichheit möglichst festzuhalten führten denn doch dahin, dafs das Privatrecht in Inhalt und Form wesentlich dasselbe war in ganz Latium. Am schärfsten tritt diese Rechtsgleichheit hervor in den Bestimmungen über den Verlust und den Wiedergewinn der Freiheit des einzelnen Bürgers. Nach einem alten ehrwürdigen Rechtssatz des latinischen Stammes konnte kein Bürger in dem Staat, wo er frei gewesen war, Knecht werden oder innerhalb dessen das Bürgerrecht einbüfsen; sollte er zur Strafe die Freiheit, und was dasselbe war, das Bürgerrecht verlieren, so mufste er ausgeschieden werden aus dem Staat, um bei Fremden in die Knechtschaft einzutreten. Diesen Rechtssatz erstreckte man jetzt auf das gesammte Bundesgebiet; kein Glied eines der Bundesstaaten sollte als Knecht leben können innerhalb der gesammten Eidgenossenschaft. Anwendungen davon sind die Bestimmung des zweiten Vertrags zwischen Rom und Karthago, dafs der von den Karthagern gefangene römische Bundesgenosse frei sein solle, so wie er einen römischen Hafen betrete, und die später in die zwölf Tafeln aufgenommene Bestimmung, dafs der zahlungsunfähige Schuldner, wenn der Gläubiger ihn verkaufen wolle, verkauft werden müsse jenseit der Tibergrenze, das heifst aufserhalb des Bundesgebietes. Eine ächte Ehe war allerdings zwischen Bürgern verschiedener Gemeinden an sich nicht möglich, doch ist es nicht unwahrscheinlich, dafs nach altem Herkommen zwischen den römischen und einzelnen latinischen Patriciaten, das heifst Vollbürgerschaften, das Recht der Zwischenheirathen bestand. Die politischen Rechte konnte selbstverständlich jeder nur da ausüben, wo er eingebürgert war, und streng ward darauf gehalten, dafs Niemand Bürger zweier Gemeinden sein könne, durch jedes neu gewonnene Bürgerrecht sollte das bisher bestehende von selbst aufgehoben sein. Sonach befanden sich in jeder eidgenössischen Gemeinde die Angehörigen der übrigen eidgenössischen Communen wesentlich in dem Verhältnifs, welches zur Zeit des Zwölftafelrechts die Plebejer in Rom gegen die Patricier einnahmen; oder, nach heutiger Terminologie, es bestand neben den besondern Bürgerrechten der ein-

zehnen Gemeinden ein allgemeines eidgenössisches Niederlassungsrecht. Dafs dies wesentlich zum Vortheil der Hauptstadt ausschlug, die allein in Latium städtischen Verkehr, städtischen Erwerb, städtische Genüsse darzubieten hatte, und dafs die Zahl der römischen Insassen sich reifsend schnell vermehrte, seit die latinische Landschaft im ewigen Frieden mit Rom lebte, ist begreiflich. — In Verfassung und Verwaltung blieb nicht blofs die einzelne Gemeinde selbstständig und souverain, so weit nicht die Bundespflichten eingriffen, sondern, was mehr bedeutet, es blieb dem Bunde der dreifsig Gemeinden als solchem die Autonomie gegen Rom; ja es wird versichert und ist nicht unwahrscheinlich, dafs Albas Stellung zu den abhängigen Orten eine mehr überlegene gewesen sei als die Roms zu den latinischen Gemeinden und dafs die letzteren durch Albas Sturz die Autonomie erlangt hätten. Es scheint glaublich, dafs Alba im Bundesrath den Vorsitz führte, während Rom die latinischen Abgeordneten selbstständig rathschlagen liefs am Quell der Ferentina, unter Vorsitz wie es scheint eines aus der Mitte der Versammlung gewählten Beamten; ja es war sogar, offenbar zur Festigung des Bundes, in dem Vertrag zwischen Rom und Latium den Römern jedes Sonderbündnifs mit einzelnen Bundesstaaten untersagt worden. Mehr ein Ehrenrecht war es, dafs bei dem latinischen Bundesfest anstatt der albischen jetzt als deren Rechtsnachfolger die römischen Magistrate den Vorsitz führten und dafs für Rom und Latium das Opfer dargebracht ward wie früher für Alba und die albischen Völker; womit es auch zusammenhängt, dafs neben dem alten Bundesheiligthum auf der Stätte von Alba ein zweites in Rom gegründet ward, der Tempel der Diana auf dem Aventin, so dafs theils auf römischem Boden für Rom und Latium, theils auf latinischem für Latium und Rom geopfert ward. — Auch im Kriegswesen ward das Gleichgewicht beider Theile festgehalten. Das Bundesheer ward gebildet aus den römischen Truppen und aus dem durch die Contingente der einzelnen Gemeinden gebildeten latinischen Heer; wie das die spätere Weise des Aufgebots lehrt und für die ältere Zeit zum Beispiel die Erzählung, dafs, während König Tullus Veii belagerte, der Zuzug der Tusculaner auf dem Oppius, der der Anagniner auf dem Cispius aufgestellt war zur Verstärkung der städtischen Besatzung. Wenn dem Bericht, dafs König Tarquinius jeden Manipel halb aus Römern, halb aus Latinern gebildet habe, wirklich eine ächte Kunde zu Grunde liegt, so kann

man darin nur einen vorübergehenden Versuch erkennen die Bundescontingente in eine einheitliche Armee zu verwandeln und die latinischen Gemeinden in Rom aufgehen zu lassen. Das Obercommando sollte wechseln zwischen Rom und Latium, so dafs nur in den Jahren, wo Rom den Befehlshaber stellte, die latinischen Zuzüge vor den Thoren Roms erschienen und am Thor den erwählten Befehlshaber durch Zuruf als ihren Feldherrn begrüfsten, wenn die vom latinischen Bundesrath dazu beauftragten Römer sich aus der Beobachtung des Vögelflugs der Zufriedenheit der Götter mit der getroffenen Wahl versichert hatten. Ebenso wurde, was im Bundeskrieg an Land und Gut gewonnen war, zu gleichen Theilen zwischen Rom und Latium getheilt. Während sonach in allen inneren Beziehungen mit eifersüchtiger Strenge gehalten ward auf die strengste Gleichheit in Rechten und Pflichten, trat die römisch-latinische Föderation gegen aufsen auf als Einheit. Nach dem römischen Staatsrecht widerstreitet es dem Begriff des ‚gleichen Bündnisses' nicht, dafs dasselbe dem Einzelstaate jeden Separatvertrag mit dem Ausland untersagt und den Entscheid über Krieg, Frieden und Vertrag ausschliefslich in die Hände eines der Verbündeten giebt; ganz so weit indefs ging das latinische Bündnifs nicht zu Gunsten Roms. Es war weder Rom noch Latium darin untersagt auf eigene Hand einen Angriffskrieg zu beginnen, wo dann freilich auch den Verbündeten nicht obiag Zuzug zu leisten. Indefs wenn einmal sei es nach Bundesschlufs, sei es im Fall eines Vertheidigungskrieges ein Bundeskrieg begonnen hatte, so lag dessen Leitung und Beendigung unbeschränkt in der Hand des Bundesfeldherrn; und dafs im Frieden Rom für die ganze latinische Landschaft Verträge abschlofs, beweist der Handelstractat mit Karthago. Ob in solchem Fall, um denselben rechtlich bindend für die ganze Genossenschaft zu machen, noch ein Beschlufs des latinischen Bundesraths nothwendig war oder Rom kraft seiner Hegemonie ein für allemal im gewöhnlichen Verkehr die Eidgenossenschaft dem Ausland gegenüber vertrat, können wir nicht mehr ausmachen; eine factische Hegemonie hat Rom unzweifelhaft beständig besessen und behauptet, wie es ja denn auch eben in diesem Vertrag eine Botmäfsigkeit über die latinischen Staaten in Anspruch nimmt.

So war Rom durch die Gunst der Götter und die Kraft der Bürger aus einer regsamen Handels- und Landstadt die mächtige Hauptstadt einer blühenden Landschaft geworden.

Mit den reicher strömenden Mitteln, mit den steigenden Anforderungen, mit dem erweiterten politischen Horizont mufste auch der Charakter der Stadt sich ändern. Hatte bisher der Römer sich begnügt die Hügel unter der Burg, wie sich einer nach dem andern mit Gebäuden füllte, nothdürftig zu verschanzen; war der Brückenkopf auf dem andern Ufer isolirt, die Brücke wehrlos und deshalb zum schleunigsten Abbrechen eingerichtet gewesen, so verlangte die Hauptstadt von Latium ein anderes in sich geschlossenes Vertheidigungssystem. Es ward also, angeblich unter der Regierung des Königs Servius Tullius, Brücke, Stadt und Burg mit einem Wall eingeschlossen, der eine zusammenhängende und gesicherte Vertheidigungslinie darbot. Der Wall begann am Flufs bei der sublicischen Holzbrücke, welche über den natürlichen Brückenpfeiler, die Tiberinsel hinüberführte auf das Castell des Janiculum, so dafs der südliche Zugang zu der Brücke sich innerhalb der Ringmauern befand. Von da lief er zum Capitol, dessen vom Palatin abgewendete Mauer einen Theil des Stadtwalles bildete, umfafste alsdann den ganzen Raum des Quirinal, Viminal und Esquilin, wo ein mächtiger Erddamm den Mangel der natürlichen Böschung ersetzte, ferner den Caelius und den Aventin, wo er wiederum an den Flufs anstiefs. So war nicht blofs die Altstadt auf dem Palatin und die Neustadt auf den Carinen in den Mauerring gezogen, sondern auch die Vorstädte, die auf dem Esquilin, an den Abhängen des Palatin, auf dem Caelius und sonst entstanden waren, ja sogar die beiden von Häusern frei gelassenen bewaldeten Spitzen, der Burghügel und der Aventin. Die unbrauchbaren und der Ansiedlung hinderlichen Mauern der bisherigen Stadt liefs man verfallen; die Burg aber mit ihrem Felsenbrunnen, dem sorgfältig gefafsten ‚Quellhaus' (*tullianum*), blieb nach wie vor ein besonderes Castell, das noch nach Eroberung der Stadt vertheidigungsfähig war. — Aber das Werk war nicht vollständig, so lange der mit schwerer Mühe geschirmte Boden nicht auch dem Flusse abgewonnen war, dessen Wasser das Thal zwischen dem Palatin und dem Capitol beständig füllte, so dafs hier eine regelmäfsige Fähre bestand, und das Thal zwischen dem Capitol und der Velia so wie das zwischen Palatin und Aventin versumpfte. Die aus prachtvollen Quadern zusammengefügten unterirdischen Abzugsgräben, wie sie noch heute stehen und wie die Späteren sie als ein Wunderwerk des königlichen Rom anstaunten, dürften eher der folgenden Epoche angehören,

da Travertin dabei verwendet ist und vielfach von Neubauten daran in der republikanischen Zeit erzählt wird; allein die Anlage selbst gehört ohne allen Zweifel in diese Epoche. So ward es möglich an den entsumpften oder trocken gelegten Stellen die öffentlichen Plätze zu gewinnen, deren man bedurfte. Der Versammlungsplatz, der bis dahin auf dem capitolinischen Platze auf der Burg sich befunden hatte, ward nun verlegt auf die Fläche, die von der Burg gegen die Stadt sich senkte (*comitium*) und dehnte von dort sich aus längs des Palatin in der Richtung gegen die Velia, wo zu beiden Seiten des neuen römischen Marktes (*forum Romanum*) Reihen von Kaufläden entstanden. In dem Thal zwischen Aventin und Palatin ward für die Rennspiele der Raum abgesteckt — der Circus; unmittelbar am Flusse ward der Rindermarkt angelegt und bald entstand hier eines der am dichtesten bevölkerten Quartiere. Auf allen Spitzen erhoben sich Tempel und Heiligthümer, vor allem auf dem Aventin das Bundesheiligthum der Diana und auf der Höhe der Burg der weithin sichtbare Tempel des Vater Diovis, der seinem Volk all diese Herrlichkeit gewährt hatte und nun wie die Römer über die umliegenden Nationen, so mit ihnen über die unterworfenen Götter der Besiegten triumphirte.

KAPITEL VI.

Die ursprüngliche Verfassung Roms.

Vater und Mutter, Söhne und Töchter, Hof und Wohnung, Knechte und Geräth — das sind die natürlichen Elemente, aus denen überall, wo nicht durch die Polygamie die Mutter als solche verschwindet, das Hauswesen besteht. Darin aber scheiden sich die Völker höherer Culturfähigkeit, dafs diese natürlichen Gegensätze flacher oder tiefer, mehr sittlich oder mehr rechtlich aufgefafst und durchgearbeitet werden. Keines kommt dem römischen gleich an schlichter, aber unerbittlicher Durchführung der von der Natur selbst vorgezeichneten Rechtsverhältnisse.

Die Familie, das heifst der durch den Tod seines Vaters in eigene Gewalt gelangte freie Mann mit der feierlich von den Priestern ihm zu Gemeinschaft des Wassers und des Feuers durch das heilige Salzmehl (durch Confarreatio) angetrauten Ehefrau, mit den Söhnen und deren rechten Frauen und Kindern und den unverheiratheten Töchtern nebst allem diesen zufallenden Hab und Gut ist eine Einheit, von der die Kinder der Töchter ausgeschlossen sind, da sie entweder, wenn sie eheliche sind, der Familie des Mannes angehören, oder, wenn aufser der Ehe erzeugt, in gar keiner Familie stehen. Diese Familie wird geleitet und gelenkt durch den einen allmächtigen Willen des Vaters. Nicht als ob Weib und Kinder nur um seinetwillen da wären wie die Unterthanen in dem absoluten Staat nur existiren für den König; auch die Frau und die Kinder sind Inhaber eigener Rechte.

Aber die Einheit des Hauses verlangt, dafs sie alle vertreten werden durch einen einheitlichen Repräsentanten, den Hausvater und Herrn. Die unumschränkte und keinem auf der Erde verantwortliche Macht des Hausherrn ist unabänderlich und unzerstörbar so lange er lebt; nicht das Alter, nicht der Wahnsinn desselben, ja nicht einmal sein eigener freier Wille vermögen bei seinen Lebzeiten die Macht zu lösen, aufser wenn die Tochter durch eine rechte Ehe aus der Hand des Vaters übergeht in die Hand des Mannes und aus ihrem Geschlecht und Gottesschutz in das Geschlecht und den Gottesschutz des Mannes eintretend, ihm nun unterthan wird, wie sie es bisher ihrem Vater war. Immer trennt noch eine ungeheure Kluft den Sclaven und den Haussohn, die Habe und die Glieder der Familie; jene sind blofs unterthan der Gewalt, diese haben eigenen Antheil daran, nur dafs deren Ausübung ruht so lange der Vater lebt, oder, wie die Römer dies fassen, die Sclaven sind Sachen, die Haussöhne Personen. Zwar hat dies zunächst zur Folge, dafs bei Lebzeiten des Hausherrn wohl der Knecht von ihm sich lösen kann, wenn der Herr will, aber nicht der Sohn; denn die Sache zur Person zu erheben, wo die natürliche Bedingung der Willensfähigkeit vorhanden ist, ist möglich, nicht aber zur Person zu machen wer schon Person ist — und darum ist die Manumission des Sclaven so alt wie der Eigenthumsprozess, die Emancipation des Sohnes aber erst durch eigenthümliche Umwege in weit späterer Zeit möglich geworden. Wenn indefs der Hausherr stirbt, so ändert dies gar nichts in der Lage des Knechts; wogegen die Söhne jetzt von selbst als Hausherren auftreten und nun ihrerseits über die Frauen und Kinder und das Vermögen die bisher vom Vater geübten Rechte erlangen. So lange der Hausherr lebt, ist ihm gegenüber alles rechtlos was zur Familie gehört, der Stier und der Sclave, aber nicht minder Weib und Kind. Er hat das Recht und die Pflicht über die Seinigen die richterliche Gewalt zu üben und nach Ermessen an Leib und Leben zu strafen. Was die Seinigen erwerben, sei es durch eigene Arbeit oder fremde Gabe, wird Eigenthum des Vaters wie der Verdienst des Knechts; so lange der Vater lebt, können die unterthänigen Personen kein Vermögen haben, daher auch nicht veräufsern noch vererben. Ja der Vater kann wie den Sclaven so auch den Sohn einem Dritten zum Eigenthum übertragen; ist der Käufer ein Fremder, so wird der Sohn sein Knecht,

ist er ein Römer, so wird der Sohn, da er als Römer nicht Knecht eines Römers werden kann, seinem Käufer an Knechtes Statt und fällt von selbst zurück in die väterliche Gewalt, so wie die Gewalt des Käufers über ihn gelöst ist. Diese unerbittliche Consequenz, welche die väterliche und eheherrliche Gewalt in ein wahres Eigenthumsrecht umwandelte, unterlag gar keinen Rechtsbeschränkungen; nur die Religion sprach für einige der ärgsten Fälle einen Bannfluch aus, dessen Execution indefs den Göttern zukam, nicht der irdischen Gerechtigkeit. So wurde der verwünscht, der seine Ehefrau oder den verheiratheten Sohn verkaufte; und in ähnlicher Weise wurde es durchgesetzt, dafs bei der Ausübung der häuslichen Gerichtsbarkeit der Vater und mehr noch der Ehemann den Spruch über Kind und Frau nicht fällen durfte, ohne vorher die nächsten Blutsverwandten, sowohl die seinigen wie die der Frau, zugezogen und befragt zu haben. — So mächtig war die Einheit der Familie, dafs selbst der Tod des Hausherrn sie nicht vollständig löste. Die durch denselben selbstständig gewordenen Descendenten betrachten sich noch in vieler Hinsicht als eine Einheit, wovon bei der Erbfolge und in manchen andern Beziehungen Gebrauch gemacht wird, vor allen Dingen aber für die Stellung der Wittwe und der unverheiratheten Töchter. Da nach älterer römischer Ansicht das Weib nicht fähig ist weder über Andere noch über sich die Gewalt zu haben, so bleibt die Gewalt über sie oder, wie sie hier mit milderem Ausdruck heifst, die Hut (*tutela*) bei der Familie nach wie vor, nur dass diese statt des verstorbenen Hausherrn jetzt ausgeübt wird durch die Gesammtheit der nächsten männlichen Familienglieder, regelmäfsig also über die Mutter durch die Söhne, über die Schwestern durch die Brüder. In diesem Sinne dauerte die einmal gegründete Familie unverändert fort, bis sie ausstarb; nur mufste freilich von Generation zu Generation factisch das Band sich lockern und die Möglichkeit des Nachweises der ursprünglichen Einheit allmählig verschwinden. Hierauf und hierauf allein beruht der Unterschied der Familie und des Geschlechts, oder nach römischem Ausdruck der Agnaten und Gentilen. Beide bezeichnen den Mannsstamm; die Familie aber umfafst nur diejenigen Individuen, welche von Generation zu Generation aufsteigend den Grad ihrer Abstammung von einem gemeinschaftlichen Stammherrn nachzuweisen vermögen, das Geschlecht dagegen auch diejenigen, welche blofs die Abstammung

selbst von einem gemeinschaftlichen Ahnherrn darthun können, aber nicht mehr vollständig die Zwischenglieder, also nicht den Grad. Sehr klar spricht sich das in den römischen Namen aus; wenn es heifst: ‚Marcus, Sohn des Marcus, Enkel des Marcus und so weiter, der Marcier', so reicht die Familie so weit, als die Ascendenten individuell bezeichnet werden und wo dies aufhört, tritt ergänzend ein das Geschlecht, die Abstammung von dem gemeinschaftlichen Urahn, der auf alle seine Nachkommen den Namen der Marcuskinder vererbt hat.

Neben diesen streng geschlossenen unter der Gewalt eines lebenden Herrn vereinigten oder aus der Auflösung solcher Häuser hervorgegangenen Familien- und Geschlechtseinheiten standen die freien Leute, die entweder als Gäste für kürzere oder längere, auch wohl für Lebenszeit im Hause verweilten, oder die früher als Knechte darin gelebt hatten und von dem Herrn mit der Freiheit waren beschenkt worden. Dies Verhältnifs war nicht, wie das des Herrn zum Sclaven oder des Vaters zum Sohne, ein rechtliches; der Gast wie der Freigelassene war Familienhaupt und erkannte keinen über sich als Herrn. Wohl aber forderte die Sitte, theils dafs der Hausherr die ihm zugewandten Leute schütze und vertrete, theils dafs sie den Hausherrn ehrten gleich dem Vater und ihm willig gehorchten; davon heifst er der Ehrenvater (*patronus* wie *matrona*, die der Mutter gleich zu ehrende Frau), sie die Hörigen (*clientes* von *cluere*). Der Vater kann rechtlich nicht klagen gegen den Sohn noch der Sohn gegen den Vater; zwischen Patron und Clienten verbietet die Klage die Sitte, welche dem Patron die Schutzpflicht, dem Clienten Ehrerbietung befiehlt. Regelmäfsige vermögensrechtliche Folgen hat dies Verhältnifs nicht; wohl aber werden in allen aufserordentlichen Fällen, die den Patron zu Ehren- oder Nothausgaben zwingen, die Clienten zur Beisteuer aufgefordert, und ebenso natürlich ist es, dafs wenn der Gast oder der Freigelassene starb ohne eigene Erben, seine Habe dem Schutzherrn zufiel, der nach den Seinigen ihm der Nächste war.

Auf diesem römischen Hause beruht der römische Staat sowohl den Elementen als der Form nach. Die Volksgemeinde entstand aus der wie immer erfolgten Zusammenfügung jener alten Geschlechtsgenossenschaften der Romilier, Voltinier, Fabier und so ferner, das römische Gebiet aus den vereinigten Marken dieser Geschlechter. Römischer Bürger war, wer einem jener Geschlechter angehörte; defshalb nannten sich

die Vollbürger die ‚Descendenten' (*patricii*), nämlich irgend eines jener Patriarchen, auf die der einzelne Geschlechtsgau sich zurückführte. Jede innerhalb dieses Kreises in den üblichen Formen abgeschlossene Ehe galt als ächte römische und begründete für die Kinder das Bürgerrecht; wogegen davon ausgeschlossen erschien, wer in unrechter Ehe oder aufser der Ehe erzeugt war. Die Rechte des Hausherrn blieben bestehen, ohne dafs der Staat sich in deren Ausübung einmischte, und die Geschlechter wurden mit allen in ihnen zusammengeschobenen Familien dem Staat wie sie bestanden einverleibt; allein dem Staate gegenüber galt die Stellung in der Familie nicht, so dafs in politischen Pflichten und Rechten der Haussohn neben, im Hause unter dem Vater stand. Die Stellung der Schutzbefohlenen änderte sich natürlich dahin, dafs die Gäste, die Freigelassenen, die Clienten eines jeden Schutzherrn um seinetwillen in der ganzen Gemeinde geduldet wurden; zwar blieben sie zunächst angewiesen auf den Schutz derjenigen Familie, der sie angehörten, aber es konnte nicht ausbleiben, dafs sie bald auch ohne Vermittlung ihres Patrons Recht ansprachen und erhielten. Um so mehr galt dies von den Gästen und Schutzbefohlenen der Gesammtschaft, namentlich den an sie von andern Gemeinden geschickten Boten. So bestand der Staat wie das Haus aus den eigenen und den zugewandten Leuten, den Bürgern und den Insassen.

Wie die Elemente des Staates die auf der Familie ruhenden Geschlechter sind, so ist auch die Form der Staatsgemeinschaft im Kleinen wie im Grossen der Familie nachgebildet. Dem Hause giebt die Natur selbst den Vater, mit dem dasselbe entsteht und vergeht. In der Volksgemeinde aber, die unvergänglich bestehen soll, findet sich kein natürlicher Herr, wenigstens in der römischen nicht, die aus freien und gleichen Bauern bestand und keines Adels von Gottes Gnaden sich zu rühmen vermochte. Darum setzt sie aus ihrer Mitte sich einen Herrn (*rex*) und Gebieter (*dictator*), einen Meister des Volkes (*magister populi*), welcher der Herr im Hause der römischen Gemeinde ist, wie denn auch neben oder in seiner Wohnung der ewig flammende Heerd der Vesta und die wohlversperrte Vorrathskammer der Penaten zu finden sind — sie alle die sichtbare Einheit des obersten Hauses darstellend, das ganz Rom einschlofs. Des Königs Amt beginnt mit der Wahl; aber Treue und Gehorsam ist die Gemeinde dem König erst schuldig, wenn er die Versammlung der waffenfähigen

Freien zusammenberufen und sie förmlich in Pflicht genommen hat. Alsdann hat er ganz die Macht in der Gemeinde, die im Hause dem Hausvater zukommt, und herrscht wie dieser auf Lebenszeit. Er verkehrt mit den Göttern der Gemeinde, die er befragt und befriedigt (*auspicia publica*). Die Verträge, die er abschliefst im Namen der Gemeinde mit Fremden, sind verpflichtend für das ganze Volk, obwohl sonst kein Gemeindeglied durch einen Vertrag mit dem Nichtmitglied der Gemeinschaft gebunden wird. Sein Gebot (*imperium*) ist allmächtig im Frieden wie im Kriege, weshalb die Boten (*lictores*, von *licere* laden) mit Beilen und Ruthen ihm überall voranschreiten, wo er in amtlicher Function auftritt. Er sitzt zu Gericht in allen privaten und criminellen Rechtshändeln, und entscheidet unbedingt über Leben und Tod wie über die Freiheit, so dafs er den Bürger dem Mitbürger an Knechtes Statt zusprechen oder auch den Verkauf desselben in die wirkliche Sclaverei, also ins Ausland anordnen kann; der Berufung an das Volk um Begnadigung nach gefälltem Bluturtheil stattzugeben ist er berechtigt, jedoch nicht verpflichtet. Er bietet das Volk zum Kriege auf und er selbst oder wen er mit seiner Macht bekleidet, befehligt das Heer. Wie der Hausherr im Hause nicht der mächtigste ist, sondern der allein mächtige, so ist auch der König nicht der erste, sondern der einzige Machthaber im Staate; er mag um sich die Uebung der Macht zu erleichtern, einzelne Befugnisse Andern übertragen, den Befehl im Kriege, die Entscheidung der minder wichtigen Prozesse, die Aufspürung der Verbrechen, aber jede Amtsgewalt neben der königlichen ist aus dieser abgeleitet und jeder Beamte nur durch den König und so lange dieser will im Amt. Alle die Beamten der ältesten Zeit, die ‚Spürer des argen Mordes' (*quaestores parricidii*), die Abtheilungsführer (*tribuni*, von *tribus* Theil) des Fussvolks (*milites* das heifst die Tausendgänger) und der Reiterei (*celeres*), der während der Abwesenheit des Königs im Felde ernannte Stadtvogt (*praefectus urbi*) sind nichts als königliche Commissarien und keineswegs Magistrate im spätern Sinn. Eine äufsere rechtliche Schranke hat die Königsgewalt nicht und kann sie nicht haben; im Staate ist er so wenig einem Richter verantwortlich wie der Hausherr im Hause. Nur der Tod beendigt seine Macht; hat er sich nicht selbst einen Nachfolger ernannt, was ihm rechtlich nicht blofs freigestanden haben mufs, sondern wohl im Kreise seiner Pflichten lag, so tritt der Rath

der Alten ungerufen zusammen und bezeichnet, wir wissen nicht ob durch Loos oder Wahl, einen ‚Zwischenkönig' (*interrex*), der indefs nur fünf Tage im Amte bleiben und das Volk sich nicht verpflichten darf. Dieser kann, da er in ungebotenem Ding, also mangelhaft ernannt ist, selbst den König nicht ernennen, sondern ernennt einen zweiten Zwischenkönig auf andere fünf Tage, der nun den neuen König bezeichnet, ohne dafs nach der richtigen Ansicht eine formelle Einwirkung des Senats oder gar des Volkes auf die Wahl des Königs angenommen werden dürfte — der König wird von seinem Vorgänger oder im Nothfall vom Zwischenkönig ernannt wie später vom Consul der Dictator. So wird ‚der hohe Göttersegen, unter dem die berühmte Roma gegründet ist', von dem ersten königlichen Empfänger in stetiger Folge auf die Nachfolger übertragen und die Einheit des Staats trotz des Wechsels der Machthaber unveränderlich bewahrt. Diese Einheit des römischen Volkes, die im religiösen Gebiet der römische Diovis darstellt, repräsentirt rechtlich der Fürst und darum ist auch seine Tracht die des höchsten Gottes; den Elfenbeinstab mit dem Adler, die rothe Schminke des Gesichts, den goldenen Eichenkranz führen der römische Gott wie der römische König in gleicher Weise. Aber man würde sehr irren darum aus der römischen Verfassung eine Theokratie zu machen; nicht der Gott des Volkes ist der König sondern viel eher der Eigenthümer des Staats. Darum weifs man auch nichts von besonderer göttlicher Begnadigung eines Geschlechtes oder von irgend einem geheimnifsvollen Zauber, danach der König von anderem Stoff wäre als andre Menschen; die edle Abkunft, die Verwandtschaft mit frühern Regenten ist eine Empfehlung, aber keine Bedingung. Der König ist eben nur ein gewöhnlicher Bürger, den Verdienst oder Glück, vor allem aber die Nothwendigkeit dafs Einer Herr sein müsse in jedem Hause, zum Herrn gesetzt haben über seines Gleichen, den Bauer über Bauern, den Krieger über Krieger. Wie der Sohn dem Vater unbedingt gehorcht und doch sich nicht geringer achtet als den Vater, so unterwirft sich der Bürger dem Gebieter. Darin liegt die sittliche und factische Begrenzung der Königsgewalt. Der König konnte zwar, auch ohne gerade das Landrecht zu brechen, viel Unbilliges thun; er konnte den Mitstreitern ihren Antheil an der Beute schmälern, er konnte übermäfsige Frohnden auflegen oder sonst durch Auflagen unbillig eingreifen in das Eigenthum des Bürgers;

aber wenn er es that, so vergafs er, dafs seine Machtfülle nicht von Gott kam, sondern unter Gottes Zustimmung von dem Volke, das er vertrat, und wer schützte ihn, wenn dieses wieder des Eides vergafs, den es ihm geschworen, und wenn sich gegen ihn die Waffen kehrten, mit denen man ihm bei seinem Antritt gehuldigt hatte? Die rechtliche Beschränkung aber der Königsgewalt lag darin, dafs er das Gesetz nur zu üben, nicht zu ändern befugt war, jede Abweichung vom Gesetze vielmehr entweder von der Volksversammlung im Voraus gutgeheifsen sein mufste oder ein illegaler und tyrannischer Act war, dem rechtliche Folgen nicht entsprangen. So ist sittlich und rechtlich die römische Königsgewalt im tiefsten Grunde verschieden von der heutigen Souveränetät und überhaupt im modernen Leben so wenig vom römischen Hause wie vom römischen Staat ein entsprechendes Abbild vorhanden.

Die mächtigste äufsere Schranke, welche Herkommen und Sitte der absoluten Gewalt entgegenstellten, ist in dem Satze ausgesprochen, dafs es weder dem Hausvater noch dem König ziemt sich in wichtigen Fällen zu entscheiden, ohne anderer Männer Rath vernommen zu haben. So ist die eheherrliche und väterliche Gewalt umgrenzt worden durch den Familienrath und noch weit schärfer ausgeprägt besteht für den König wie überhaupt für die gesammte römische Magistratur aller Epochen die Regel, dafs in wichtigen Fällen vor Fassung des Beschlusses die Freunde, das ist für den König der Rath der Alten um ihre Meinung befragt werden müssen, so dafs dieser einen bestimmenden Einflufs auf die wichtigen Landesangelegenheiten gewann, ohne dafs doch die Unbeschränktheit der Königsgewalt dadurch rechtlich aufgehoben wurde. — Der Rath der Aelteren, der *senatus* ist der römische Staatsrath, mit dem der König alle Angelegenheiten zu berathen hat, die nicht richterlicher oder militärischer Natur sind. Er ist keineswegs blofs die Versammlung dieser oder jener Freunde des Königs, die zuzuziehen dem König beliebt hat, sondern eine dauernde politische Institution, in der sogar ein gewisser Repräsentativcharakter in der ältesten Zeit unverkennbar hervortritt. Als die Geschlechtergaue zusammentraten und sich einen gemeinschaftlichen König ernannten, scheint jedes Geschlecht durch seinen Aeltesten vertreten worden zu sein, der gewissermafsen den Patriarchen des Geschlechts repräsentirte und darum ‚Ascendent' *(pater)* genannt ward; diese Aeltesten, die ‚Ascendenten' *(patres)* bildeten den ursprünglichen Senat.

Hieraus erklärt sich, weſshalb der einmal ernannte Rathsherr es auf Lebenszeit blieb und vielleicht selbst der König ihm diese Stellung nicht entziehen konnte. Es erklärt sich ferner daraus, daſs die Zahl der Rathsherrnstellen eine feste und der Zahl der dem Staate angehörigen Geschlechtsgenossenschaften gleiche blieb, so daſs mit der Einbürgerung neuer Gemeinden, die wieder gleich der römischen aus Geschlechtsgenossenschaften bestanden, die Vermehrung der Senatssitze als staatsrechtliche Nothwendigkeit verbunden war. Indeſs besteht diese Repräsentation der Geschlechter durch den Senat mehr der Absicht nach, als zu Rechte; denn es steht dem König die freie und unbeschränkte Auswahl der Senatoren zu, so daſs es sogar nur von ihm abhängt auch Nichtbürgern Sitz im Rathe einzuräumen, womit nicht gesagt, aber auch nicht verneint werden soll, daſs dies schon in der Königszeit geschah. Freilich kam diesen die Bezeichnung als ‚Aelteste' nicht zu; später finden wir für sie die Benennung der ‚Zugeschriebenen' (*conscripti*). Anfangs, als noch die Individualität der Geschlechter im Volke lebendig war, mag es wenigstens als Regel festgehalten sein, daſs wenn ein Senator starb, der König den an seine Stelle berief, der ihm in der Geschlechtsgenossenschaft als Aeltester gefolgt sein würde; allein mit der steigenden Verschmelzung und inneren Einigung der Volksgemeinde ging wohl auch factisch die Auswahl der Rathsherren ins freie Ermessen des Königs über und nur das erschien als Mifsbrauch, daſs der König erledigte Stellen unbesetzt lieſs. — Dennoch sicherte die Lebenslänglichkeit der Rathsherrnstellen und ihre Gründung auf die wesentlichen Elemente des römischen Staates dem Senat eine ganz andere Bedeutung als sie einer bloſsen Vereinigung von königlichen Vertrauten hätte zukommen können; ja wie von dem Rath der Aeltesten die erste Königswahl ausgegangen war, so ruhten auch auf ihnen, wenn der König ohne ernannten Nachfolger gestorben, die Auspicien des Staates, das heiſst der Begriff der Staatseinheit und versammelten sie sich in diesem Fall ungeladen zur Vornahme der Neuwahl; nur daſs dann freilich die etwa im Senat befindlichen Nichtbürger ausscheiden und bloſs die Patricier wählen. — Dem König gegenüber beschränken allerdings die Rechte der Senatoren sich einfach darauf Rath zu ertheilen, wenn sie gefragt werden. Der König beruft den Rath, wann es ihm beliebt und legt die Fragen ihm vor; kein Rathsherr darf ungefragt seine Meinung sagen,

noch weniger der Rath sich ungeladen versammeln. Der Rathschlag ist kein Befehl; der König kann es unterlassen ihm zu folgen, ohne dafs dem Senat ein Mittel zustände seiner ‚Autorität' praktische Geltung zu verschaffen. ‚Ich habe euch gewählt, spricht der König zu den Rathsherren, nicht dass ihr mich leitet sondern um euch zu gebieten'. — Indefs factisch galt es unzweifelhaft als schnöder Mifsbrauch der Königsgewalt, wenn bei wichtigen Dingen die Befragung des Senats unterblieb. So mag er mitgewirkt haben bei der Auflage von Frohnden und aufserordentlichen Leistungen überhaupt, bei der Verfügung über das eroberte Gebiet und sonst; ferner überall, wo es nothwendig war die Landesgemeinde zu befragen, so bei der Arrogation, bei der Aufnahme in die Bürgerschaft und bei der Erklärung eines Angriffskrieges. War die römische Gemeinde von einem Nachbar geschädigt und die Sühne verweigert worden, so rief der Fetialis die Götter an zu Zeugen der Unbill und schlofs mit den Worten: ‚darüber aber wollen wir Alten Rath pflegen daheim, wie wir zu unserem Rechte kommen', worauf denn der König nach gehaltener Berathschlagung mit den Vätern die Sache an die Gemeinde brachte; nur wenn diese und der Rath einverstanden waren, galt der Krieg als ein gerechter, in dem der Segen der Götter mit Fug erwartet werden konnte.

Die Bürgerschaft zerfiel in drei ‚Theile' (*tribus*; wie *tota* umbrisch und oskisch die Gemeinde heifst). Diese Theile waren die Ramner oder eigentlichen Römer, die Titier und die Lucerer, von denen jeder ehedem eine eigene Gemeinde gebildet haben mufs; jeder Theil zerfiel wieder in zehn ‚Pflegschaften' (*curia* wohl mit *curare* oder *coerare*, *χοίρανος* verwandt), deren jeder ein ‚Pfleger' (*curio*), ihnen allen ein ‚Oberpfleger' (*curio maximus*) vorstand; die ‚Theile' hatten so viel wir wissen besondere Vorstände nicht. Die Curie ist die unterste Eintheilung der Bürgerschaft; rechtlich bestehen in derselben keine Unterabtheilungen, sondern es stehen sämmtliche Curialen, ohne Unterschied der im Hause ihnen zukommenden Stellung, in der Curie sich gleich. Wenn dennoch auf jede Curie zehn Geschlechtsgenossenschaften gezählt werden, so kann man dies nur beziehen auf den ältesten factischen Bestand etwa der Ramnes, welcher übertragen ward auf die beiden zutretenden Gemeinden; hundert Geschlechtsgenossenschaften einer jeden hielt man fest als idealen Normalbestand eines jeden der drei ‚Theile', den die dreihundert Patriarchen im Rath der Alten und ebenso im Heer die

dreihundert Reiter, die dreitausend Fufssoldaten im Ganzen repräsentirten, ohne dass im Einzelnen die Rathsherrn- oder Ritterstelle dem Geschlecht entsprochen oder der factische Bestand der Geschlechter wirklich dreihundert gewesen wäre. Wie die Geschlechtsgenossenschaften selbst zugleich Markgenossenschaften waren, scheinen auch die Curien und die Tribus zugleich Eintheilung der Bürger und der Feldmark gewesen zu sein; unter den wenigen Curiennamen, die wir kennen, finden sich theils gentilicische Bezeichnungen, zum Beispiel *Titia*, theils locale, zum Beispiel *Veliensis*. Standesvorzüge innerhalb der Bürgerschaften bestanden nicht. Allerdings behaupteten die Ramner, als der älteste Theil der Gemeinde, überall wo die ‚Theile' auftraten, die erste Stelle und ebenso unterschied man von den ‚Altbürgern' (*maiores gentes*), das heifst denjenigen Geschlechtern, deren Aufnahme in die Bürgerschaft nicht mehr nachzuweisen war, die ‚Neubürger' (*minores gentes*), deren Reception, wie zum Beispiel die der albischen Geschlechter, auf ein noch bekanntes Ereignifs zurückgeführt werden konnte. Allein rechtliche Folgen knüpften sich keine an diesen thatsächlichen Unterschied; der Neubürger stand politisch dem Altbürger völlig gleich und wie dieser dem Nichtbürger schroff gegenüber. — Die Bürgerschaft hatte allein das Recht und die Pflicht die Waffen zu tragen; sie ist die ‚Kriegerschaft' (*populus*, *populari* brandschatzen; *popa* der Schlächter), und ‚Lanzenmänner' (*quirites*) heifst sie der König, wenn er zu ihnen redet. Zum Angriffsheere, der ‚Lese' (*legio*) stellt jeder Theil gleich viel Reiter (*celeres*) und Fufsvolk, von jenen hundert (*centuria*), von diesen tausend (*milites* von *mille* und *ire*), so dafs drei Centurien der Reiter, drei Tausendschaften der Fufsgänger, jene unter dem Abtheilungsführer der Reiter (*tribunus celerum*), diese unter denen der Fussgänger (*tribuni militum*) das Kriegsheer bilden. Bei der steigenden Zahl und Kraft des Staates ward es möglich die Reiterei zu verdoppeln, so dafs seitdem jeder Theil zwei Centurien stellte; ob zugleich eine entsprechende Vermehrung des Fufsvolks stattfand, wissen wir nicht. — Wenn die Bürgerschaft sich versammelte, erschienen bei der ‚Zusammenkunft' (*com-itia*) alle Gemeindeglieder mit Ausnahme der Weiber und der noch nicht waffenfähigen Kinder und traten nicht in den militärischen Abtheilungen, sondern nach Curien zusammen. Sie traten zusammen nicht wann es ihnen beliebte noch zu gesetzten Fristen, sondern wenn der König die Bürger

lud (*calare, comitia calata*); nicht um zu reden, sondern um zu hören, nicht um zu fragen, sondern um zu antworten. Niemand spricht in der Versammlung als der König oder wem er das Wort freiwillig giebt; die Rede des Volkes ist einfache Antwort auf die Frage, ohne Debatte, ohne Bedingung, ohne Begründung, ohne Fragtheilung. Im ordentlichen Lauf der Dinge besteht die Theilnahme des Volkes am Regiment darin freiwillig sich zu verpflichten. So thut der König, nachdem er sein Amt angetreten hat, an die versammelten Curien die Frage, ob sie ihm treu und gehorsam sein und ihn selbst wie seine Diener, die Spürer (*quaestores*) und Boten (*lictores*) in hergebrachter Weise anerkennen wollen; eine Frage, die unzweifelhaft ebenso wenig verneint werden durfte als die ihr ganz ähnliche Huldigung in der Erbmonarchie verweigert werden darf. Eine ähnliche Ansprache (*lex*, von *λέγειν*) oder Anfrage (*rogatio*) richtet der König an das Volk in allen aufserordentlichen Fällen, wo etwas geschehen sollte, das der gewöhnlichen Rechtsconsequenz zuwider lief; und hier durfte ebenso unzweifelhaft die Frage bejaht wie verneint werden. Im gewöhnlichen Rechtslauf kann jeder unbeschränkt sein Eigenthum weggeben an wen er will, allein nur in der Art, dafs er dasselbe sofort aufgiebt; dafs das Eigenthum vorläufig ihm bleibe und bei seinem Tode auf einen Andern übergehe, ist rechtlich unmöglich — es sei denn, dafs ihm das Volk solches gestatte; was hier nicht blofs die in Curien versammelte, sondern auch die zum Kampf sich ordnende Bürgerschaft bewilligen konnte. Dies ist der Ursprung der Testamente. Im gewöhnlichen Rechtslauf kann der freie Mann das unveräufserliche Gut der Freiheit nicht verlieren noch weggeben, und darum auch, wer keinem Hausherrn unterthan ist, sich nicht einem andern an Sohnes Statt unterwerfen — es sei denn, dafs ihm das Volk solches gestatte. Dies ist die Adrogation. Im gewöhnlichen Rechtslauf kann das Bürgerrecht nur gewonnen werden durch die Geburt und nicht verloren werden — es sei denn, dafs das Volk den Patriciat verleihe oder dessen Aufgeben gestatte, was beides unzweifelhaft ohne Curienbeschlufs vor der Kaiserzeit nicht gültig geschehen konnte. Im gewöhnlichen Rechtslauf trifft den todeswürdigen Verbrecher, nachdem der König oder sein Stellvertreter nach Urtheil und Recht den Spruch gethan, unerbittlich die Todesstrafe, da der König wie jeder andere Richter nicht begnadigen kann — es sei denn, dafs der zum

Tode verurtheilte Bürger die Gnade des Volkes anrufe und der Richter ihm die Betretung des Gnadenweges gestatte. Dies ist der Anfang der Provocation, die darum auch vorzugsweise nicht dem leugnenden Verbrecher gestattet wird, der überwiesen ist, sondern dem geständigen, der Milderungsgründe geltend macht. Im gewöhnlichen Rechtslauf darf der mit einem Nachbarstaat geschlossene ewige Vertrag nicht gebrochen werden — es sei denn, dafs wegen zugefügter Unbill das Volk es gestatte. Daher mufste das Volk nothwendig befragt werden, wenn ein Angriffskrieg beabsichtigt wird, nicht aber bei dem Vertheidigungskrieg, wo der andere Staat den Vertrag bricht, noch auch beim Abschlufs des Friedens; doch richtete sich jene Frage, wie es scheint, nicht an die Versammlung der Curien, sondern an das Heer. So wird endlich überhaupt, wenn der König eine Neuerung beabsichtigt, eine Aenderung des bestehenden gemeinen Rechtes, es nothwendig das Volk zu befragen; und insofern ist das Recht der Gesetzgebung von Alters her ein Recht der Gemeinde, nicht des Königs. Es war, wie Sallust sagt, die königliche Gewalt unumschränkt und durch Gesetze gebunden (*imperium legitimum*); unumschränkt, insofern sein Gebot unbedingt vollzogen werden mufste, gebunden, insofern ein dem Herkommen zuwiderlaufendes und nicht von dem wahren Souverain, dem Volke gutgeheifsenes Gebot keine rechtlichen Folgen erzeugte und zum Beispiel der widerrechtlich vom König zum Patricier erklärte Mann nach wie vor Plebejer blieb. Also war die älteste römische Verfassung gewissermafsen die umgekehrte constitutionelle Monarchie. Wie in dieser der König gilt als der Inhaber und Träger der Machtfülle und darum die Gnadenacte von ihm ausgehen, während die Ausübung der Rechte des Staates den Vertretern des Volkes zusteht, so war die römische Volksgemeinde ungefähr was in England der König ist, während alle Ausübung und Verwaltung dem Vorsteher derselben zustand.

Die Staatsverwaltung war sehr einfach. Die öffentlichen Leistungen, wie Frohnden und Kriegsdienst, trug im Allgemeinen derjenige, den sie eben nach herkömmlicher Reihenfolge trafen mit Leib und Gut; wenn eine Entschädigung gegeben ward, so gewährte sie der District oder wer nicht dienen wollte oder konnte, nicht aber der Staat. Die Lasten des Krieges trafen also die Staatskasse zunächst nicht; woher denn auch regelmäfsige directe Steuern für die Bürgerschaft

nicht bestanden. Die ansässigen Metöken scheinen ein Schutzgeld erlegt zu haben (*aerarii*); aufserdem flossen in die Staatskasse die uralten Hafenzölle und die Einnahme von den Domänen, namentlich das Weidegeld (*scriptura*) von dem auf die Gemeinweide aufgetriebenen Vieh und die Fruchtquote (*vectigalia*), die vom Ackerland des Staats die Pächter abzugeben hatten; ferner der Kriegsgewinn an Land und Beute, der nicht Eigenthum des Königs war, sondern Eigenthum des Staats. Reichten in aufserordentlichen Fällen diese Einkünfte nicht aus, so ward eine Umlage (*tributum*) ausgeschrieben, die als gezwungene Anleihe betrachtet und in besseren Zeitläuften zurückgezahlt ward; ob dieselbe erhoben ward von den Ansässigen, mochten sie Bürger sein oder nicht, oder, wie es wahrscheinlicher ist, von den Bürgern als solchen, läfst sich nicht entscheiden. Dafs der König die Finanzen leitete, versteht sich von selbst; wie weit er herkömmlich beschränkt war, ist nicht wohl mehr auszumachen. das Volk indefs ist unzweifelhaft hierbei nie gefragt worden, wogegen bei Auflage des Tributum und Vertheilung des im Kriege gewonnenen Ackerlandes es wohl Sitte war den Senat zu befragen. Einnahmen hatte der König als solcher nicht; das Amt war eine Ehre, kein nutzbares Gut und selbst von regelmäfsigen Ehrengaben ist nicht die Rede. Dagegen finden sich Spuren, dafs das letzte Königsgeschlecht, das der Tarquinier, von Haus aus reich war und ausgedehnte Ländereien besafs.

So regierte sich die römische Gemeinde, ein freies Volk, das zu gehorchen verstand, in klarer Absagung von allem mystischen Priesterschwindel, in unbedingter Gleichheit vor dem Gesetz und unter sich, in scharfer Ausprägung der eigenen Nationalität, während zugleich — es wird dies sogleich dargestellt werden — dem Verkehr mit dem Auslande grofsherzig die Thore weit aufgethan wurden. Diese Verfassung ist weder gemacht noch entlehnt, sondern erwachsen in und mit dem römischen Volke; es mag sein, dafs, wie der Purpurmantel und der Elfenbeinstab sicher den Griechen — nicht den Etruskern — entlehnt wurden, man auch die vierundzwanzig Lictoren vom Ausland herübergenommen hat, aber wie wenig und wie unbedeutend das Geborgte ist im römischen Staatsrecht, beweist die durchgängige Bezeichnung aller seiner Begriffe mit Wörtern latinischer Prägung. Diese Verfassung ist es, die die Grundgedanken des römischen Staats für alle Zeiten thatsächlich festgestellt hat; denn trotz

der wandelnden Formen steht es fest, so lange es eine römische Gemeinde giebt, dafs der Beamte unbedingt befiehlt, dafs der Rath der Alten die höchste Autorität im Staate ist und dafs jede Ausnahmsbestimmung der Sanctionirung des Souverains bedarf, das heifst der Volksgemeinde.

KAPITEL VII.

Die Nichtbürger und die reformirte Verfassung.

Neben der Bürgerschaft standen die Nichtbürger, die ‚Horigen' (*clientes*), wie man sie nannte als die Zugewandten der einzelnen Bürgerhäuser, oder die ‚Menge' (*plebes*, von *pleo*, *plenus*), wie sie negativ hiefsen mit Hinblick auf die mangelnden politischen Rechte. Während den Fremden, der nirgends einen Anhalt im Staat besafs, zu vertreiben und zu berauben Jedem freistand, genossen diese Zugewandten mittelbar und unmittelbar vollen Rechtsschutz und alle Vortheile des Gastrechts, wogegen wie die persönlichen Leistungen der Bürger sie nicht trafen, so auch sie an den Rechten der Bürgerschaft keinen Theil hatten. Dafs wir sie dennoch in gewissen Beziehungen zu den Curien finden, ist nicht zu verwundern; da ursprünglich der Client regelmäfsig einem bestimmten Patron sich anschlofs, ist es natürlich, dafs man diesen beim Gottesdienst und bei Festlichkeiten zuliefs mit seinen Gästen, die aber natürlich darum weder in der Legion noch in den Comitien standen. Dagegen in privatrechtlicher Hinsicht bestanden seit uralter Zeit die liberalsten Grundsätze. Das römische Recht weifs weder von Erbgutsqualität noch von Geschlossenheit der Liegenschaften und gestattet einestheils jedem dispositionsfähigen Mann bei seinen Lebzeiten vollkommen unbeschränkte Verfügung über sein Vermögen, andrerseits jedem, der überhaupt zum Verkehr mit römischen Bürgern durch das Gastrecht befugt war, selbst dem Fremden und dem Clienten, das unbeschränkte Recht bewegliches und

unbewegliches Gut in Rom zu erwerben. Es ist eben Rom eine Handelsstadt gewesen, die den Anfang ihrer Bedeutung dem internationalen Verkehr verdankte und das Niederlassungsrecht mit grofsartiger Freisinnigkeit jedem Kinde ungleicher Ehe, jedem freigelassenen Knecht, ja jedem nach Rom auf die Dauer übersiedelnden und sich in den Schutz eines römischen Hauses begebenden Fremden gewährte.

Anfänglich waren also die Bürger in der That die Schutzherren, die Nichtbürger die Geschützten; allein wie in allen Gemeinden, die ihr Bürgerrecht schliefsen, ward es bald schwer und wurde immer schwerer dieses rechtliche Verhältnifs mit dem factischen Zustand in Harmonie zu erhalten. Das Aufblühen des Verkehrs, das durch das latinische Bündnifs gewährleistete Niederlassungsrecht aller Latiner in der Hauptstadt, die mit dem Wohlstand steigende Zahl der Freilassungen mufsten schon im Frieden die Zahl der Nichtbürger unverhältnifsmäfsig vermehren. Es kam dazu nach Ueberwindung der umliegenden Gemeinden der gröfsere Theil der Bevölkerung der Nachbarstädte, welcher, mochte er nun gezwungen nach Rom übersiedelnd dort eintreten in die Clientel oder in seiner alten zum Dorf herabgesetzten Heimath verbleiben, immer sein eigenes Bürgerrecht mit römischem Metökenrecht vertauschte. Dazu lastete der Krieg ausschliefslich auf den Altbürgern und lichtete beständig die Reihen der patricischen Nachkommenschaft, während die Insassen den Erfolg der Siege theilten, ohne mit ihrem Blute dafür zu bezahlen. — Unter solchen Verhältnissen ist es fast befremdlich, dafs der römische Patriciat nicht noch viel schneller zusammenschwand als es in der That der Fall war. Dafs er noch längere Zeit eine zahlreiche Gemeinde blieb, davon ist der Grund wohl weniger zu suchen in der Verleihung des römischen Bürgerrechts an einzelne ansehnliche auswärtige Geschlechter, die freiwillig oder nach der Ueberwindung ihrer Stadt das römische Bürgerrecht empfingen — denn diese Verleihungen scheinen von Anfang an sparsam erfolgt und immer seltener geworden zu sein, je mehr das römische Bürgerrecht im Preise stieg. Von gröfserer Bedeutung war vermuthlich die Einführung der Civilehe, wonach das von patricischen als Eheleute wenn auch ohne Confarreation zusammenlebenden Aeltern erzeugte Kind volles Bürgerrecht erwarb so gut wie das in confarreirter Ehe erzeugte; es ist wenigstens wahrscheinlich, dafs die schon vor den zwölf Tafeln in Rom bestehende, aber doch gewifs nicht

ursprüngliche Civilehe eben eingeführt ward um das Zusammenschwinden des Patriciats zu hemmen. Es ist sogar nicht unglaublich, dafs alle in ungleicher oder aufser der Ehe von patricischen Müttern erzeugten Kinder in späterer Zeit gleichfalls in die Bürgerschaft eintraten. — Wenn so die Zahl der Insassen in beständigem und keiner Minderung unterliegenden Wachsen begriffen war, während die der Bürger sich im besten Fall nicht vermindern mochte, mufste gleichzeitig auch die Stellung der Insassen unmerklich einen anderen und freieren Charakter annehmen. Die Nichtbürger waren nicht mehr blofs entlassene Knechte und schutzbedürftige Fremde; es gehörten dazu die ehemaligen Bürgerschaften der im Krieg unterlegenen latinischen Gemeinden und vor allen Dingen die latinischen Ansiedler, die nicht durch Gunst des Königs oder eines anderen Bürgers, sondern nach Bundesrecht in Rom lebten. Vermögensrechtlich unbeschränkt gewannen sie Geld und Gut in der neuen Heimath, und vererbten gleich dem Bürger ihren Hof auf Kinder und Kindeskinder. Die drückende Abhängigkeit von den einzelnen Bürgerhäusern lockerte sich allmählig. Stand der befreite Knecht, der eingewanderte Fremde auch noch ganz isolirt im Staat, so galt dies schon nicht mehr von seinen Kindern, noch weniger von den Enkeln und die Beziehungen zu dem Patron traten damit von selbst immer mehr zurück. War in älterer Zeit der Client ausschliefslich für den Rechtsschutz angewiesen auf die Vermittlung des Patrons, so mufste, je mehr der Staat sich consolidirte und folgeweise die Bedeutung der Geschlechtsvereine und der Hauser sank, desto häufiger auch ohne Vermittlung des Patrons vom König dem einzelnen Clienten Rechtsfolge und Abhülfe der Unbill gewährt werden; es ist sehr wahrscheinlich, dafs eine grofse Zahl der Nichtbürger, namentlich die Mitglieder der aufgelösten latinischen Gemeinden dies dadurch bewerkstelligten, dafs sie sich geradezu in die Clientel des Königs begaben und also nur dem einen Herrn dienten, dem wenn gleich in anderer Art auch die Bürger gehorchten. Dem König, dessen Herrschaft über die Bürger denn doch am Ende abhing von dem guten Willen der Gehorchenden, mufste es willkommen sein, in diesen seinen eigenen Schutzleuten eine ihm näher verpflichtete Genossenschaft zu bilden, deren Geschenke und Erbschaften seinen Schatz füllten, deren Frohnden er kraft eigenen Rechts in Anspruch nehmen konnte, und die er stets bereit fand sich um den Beschützer

als Gefolge zu scharen. — So erwuchs neben der Bürgerschaft eine zweite römische Gemeinde, aus den Clienten entstand die Plebs. Dieser Namenwechsel ist charakteristisch; rechtlich ist kein Unterschied zwischen dem Clienten und dem Plebejer, dem Hörigen und dem Manne aus dem Volk, factisch aber ein sehr bedeutender, indem jene Bezeichnung das Schutzverhältnifs zu einem der politisch berechtigten Gemeindeglieder, diese blofs den Mangel der politischen Rechte hervorhebt. Wie das Gefühl der besonderen Abhängigkeit zurücktrat, drängte das der politischen Zurücksetzung den freien Insassen sich auf; und nur die über allen gleichmäfsig waltende Herrschaft des Königs verhinderte das Ausbrechen des politischen Kampfes zwischen der berechtigten und der rechtlosen Gemeinde.

Der erste Schritt zur Verschmelzung der beiden Volkstheile geschah indefs schwerlich auf dem Wege der Revolution, den jener Gegensatz vorzuzeichnen schien. Die Verfassungsreform, die ihren Namen trägt vom König Servius Tullius, liegt zwar ihrem geschichtlichen Ursprung nach in demselben Dunkel wie alle Ereignisse einer Epoche, die wir nicht kennen durch historische Ueberlieferung, sondern nur durch Rückschlüsse aus den späteren Institutionen; aber ihr Wesen zeugt dafür, dafs nicht die Plebejer sie gefordert haben können, denen die neue Verfassung nur Pflichten, nicht Rechte gab, sondern dafs sie entweder der Weisheit eines der römischen Könige ihren Ursprung verdankt oder dem Drängen der Bürgerschaft auf Befreiung von dem ausschliefslichen Kriegsdienst und auf Zuziehung der Nichtbürger zu dem Aufgebot. Es wurde durch die servianische Verfassung die Dienstpflicht und die damit zusammenhängende Verpflichtung dem Staat im Nothfall vorzuschiefsen (das Tributum) statt auf die Bürgerschaft als solche gelegt auf die Grundbesitzer, die ‚Ansässigen' (*adsidui*) oder ‚Begüterten' (*locupletes*), mochten sie Bürger oder blofs Insassen sein; die Heeresfolge wurde aus einer persönlichen zu einer Reallast. Im Einzelnen war die Ordnung folgende. Pflichtig zum Dienst war jeder ansässige Mann vom achtzehnten bis zum sechzigsten Lebensjahr mit Einschlufs der Hauskinder ansässiger Väter, ohne Unterschied der Geburt; so dafs selbst der entlassene Knecht zu dienen hatte, wenn er ausnahmsweise zu Grundbesitz gelangt war. Wie es mit den Fremden gehalten ward, die römischen Grundbesitz inne hatten, wissen wir nicht; wahrscheinlich bestand

eine Einrichtung, nach der kein Ausländer römischen Grundbesitz erwerben durfte ohne factisch nach Rom überzusiedeln und dort unter die Insassen, also unter die Kriegspflichtigen einzutreten. Nach der Gröfse der Grundstücke wurde die kriegspflichtige Mannschaft eingetheilt in fünf ‚Ladungen' (*classes*, *κλήσεις* oder *κλάσεις*; wie *βάσις* altlateinisch *bassis*), von denen indefs nur die Pflichtigen der ersten Ladung oder die Vollhufener in vollständiger Rüstung erscheinen mufsten und insofern vorzugsweise als die zum Kriegsdienst Berufenen (*classici*) galten, während von den vier folgenden Reihen der kleineren Grundbesitzer, den Besitzern von Drei Vierteln, Hälften, Vierteln und Achteln einer ganzen Bauerstelle, zwar auch die Erfüllung der Dienstpflicht, nicht aber die volle Armirung verlangt ward. Nach der damaligen Vertheilung des Bodens waren fast die Hälfte der Bauerstellen Vollhufen, während die Dreiviertel-, Halb- und Viertelhufener jede knapp, die Achtelhufner reichlich ein Achtel der Ansässigen ausmachten; weshalb festgesetzt ward, dafs für das Fufsvolk auf achtzig Vollhufner je zwanzig der drei folgenden und achtundzwanzig der letzten Reihe ausgehoben werden sollten. Während hier auf den politischen Unterschied keine Rücksicht genommen ward, verfuhr man dagegen bei der Bildung der Reiterei so, dafs die bestehende Bürgercavallerie beibehalten, daneben aber eine doppelt so starke Truppe hinzugefügt ward, die ganz oder doch gröfstentheils aus Nichtbürgern bestand. Der Grund dieser Abweichung ist wohl darin zu suchen, dafs man damals die Infanterieabtheilungen für jeden Feldzug neu formirte und nach der Heimkehr entliefs, dagegen in den Abtheilungen der Cavallerie Rosse wie Männer aus militärischen Rücksichten auch im Frieden zusammengehalten wurden und regelmäfsige Uebungen hielten, die als Festlichkeiten der römischen Ritterschaft bis in die späteste Zeit fortbestanden. So ist es gekommen, dafs das erste Drittel der Rittercenturien auch in dieser sonst principiell den Unterschied zwischen Bürgern und Nichtbürgern nicht berücksichtigenden Verfassung ausschliefslich den Bürgern verblieb; nicht politische, sondern militärische Gründe haben diese Anomalie hervorgerufen. Zur Reiterei nahm man die vermögendsten und ansehnlichsten Grundbesitzer unter Bürgern und Nichtbürgern, und es scheint schon früh, vielleicht von Anfang an ein gewisses Ackermafs als zum Reiterdienst verpflichtend gegolten zu haben; doch bestanden daneben eine Anzahl Frei-

stellen, indem die unverheiratheten Frauen, die unmündigen Knaben und die kinderlosen Greise, welche Grundbesitz hatten, angehalten wurden anstatt des eigenen Dienstes einzelnen Reitern für das Pferd und dessen Fütterung zu sorgen. Im Ganzen kam auf neun Fufssoldaten ein Reiter; doch wurden beim effectiven Dienst die Reiter mehr geschont. — Die nicht ansässigen Leute (‚Kinderzeuger', *proletarii*) hatten zum Heere die Werk- und Spielleute zu stellen so wie eine Anzahl Ersatzmänner (zugegebene Leute, *adcensi*), die unbewaffnet (*velati*) mit dem Heer zogen und im Felde, wo Lücken entstanden, mit den Waffen der Kranken und Gefallenen mit in die Reihe gestellt wurden.

Zum Behuf der Aushebung wurde Stadt und Weichbild eingetheilt in vier ‚Theile' (*tribus*), wodurch die alte Dreitheilung wenigstens in ihrer localen Bedeutung beseitigt ward: den palatinischen, der den Hügel gleiches Namens mit der Velia in sich schlofs; den der Subura, dem der District dieses Namens, die Carinen und der Caelius angehörten; den esquilinischen; und den collinischen, den der Quirinal und Viminal, die ‚Hügel' im Gegensatz der ‚Berge' des Capitol und Palatin, bildeten. Die Ordnung ist der alten aus der allmälichen Entstehung der Stadt hervorgegangenen Rangfolge der Quartiere entlehnt; der erste District begreift die Altstadt, der zweite die ältere Neustadt, der dritte die alte viel später ummauerte ‚Vorstadt', der vierte endlich das erst durch den servianischen Wall zur Stadt gezogene Quartier. Aufserhalb der Mauern wird zu jedem District der anliegende Landbezirk gehört haben, wie denn Ostia zur Palatina zählt; dafs die vier Districte ungefähr gleiche Mannszahl hatten, ergiebt sich aus ihrer gleichmäfsigen Anziehung bei der Aushebung. Ueberhaupt hat diese Eintheilung, die zunächst auf den Boden allein und nur folgeweise auf die Besitzer sich bezog, einen ganz äufserlichen Charakter und namentlich ist ihr niemals eine religiöse Bedeutung zugekommen; denn dafs in jedem Stadtdistrict sechs Kapellen der räthselhaften Argei sich befanden, macht dieselben ebenso wenig zu sacralen Districten als es die Gassen dadurch wurden, dafs in jeder ein Larenaltar errichtet ward. — Jeder dieser vier Aushebungsdistricte hatte den vierten Theil wie der ganzen Mannschaft, so jeder einzelnen militärischen Abtheilung zu stellen, so dafs jede Legion und jede Centurie gleich viel Conscribirte aus jedem Bezirk zählte; offenbar um, wie diese Institution hauptsächlich bestimmt war

den Unterschied zwischen Bürgern und Insassen im Heer aufzuheben, so auch im Einzelnen alle Gegensätze gentilicischer und localer Natur in der Einheit des römischen Volkes aufgehen zu machen.

Militärisch wurde die waffenfähige Mannschaft geschieden in ein erstes und zweites Aufgebot, von denen jene, die ‚Jüngeren' vom achtzehnten bis zum fünfundvierzigsten Jahre, vorwiegend zum Felddienst verwandt wurden, während die ‚Aelteren' die Mauern daheim schirmten. Die militärische Einheit bildete in der Infanterie die Legion, eine vollständig hellenisch gereihte und gerüstete Phalanx von dreitausend Mann, die sechs Glieder hoch eine Fronte von fünfhundert Schwergerüsteten bildeten; wozu dann noch zwölfhundert ‚Ungerüstete' (*velites*, wie *velati*) kamen. Die vier ersten Glieder jeder Phalanx bildeten die vollgerüsteten Hopliten der ersten Klasse oder der Vollhufner, im fünften und sechsten standen die minder gerüsteten Bauern der zweiten und dritten Klasse; die beiden letzten Klassen bildeten die Leichtbewaffneten. Für die leichte Ausfüllung zufälliger Lücken, die der Phalanx so verderblich sind, war gesorgt. Es dienten also in jeder Legion 42 Centurien oder 4200 Mann, davon 3000 Hopliten, 2000 der ersten, je 500 der beiden folgenden Klassen, ferner 1200 Velites, davon 500 der vierten, 700 der fünften Klasse; aus jedem Aushebungsbezirk enthielt die Legion 1050, die Centurie 25 Mann. Regelmäfsig rückten zwei Legionen aus, während zwei andere daheim den Besatzungsdienst versahen; wodurch also der Normalbestand des Fufsvolks auf vier Legionen oder 16800 Mann kamen, 80 Centurien der ersten, je 20 der drei folgenden, 28 der letzten Klasse; ungerechnet die beiden Centurien Ersatzmannschaft so wie die der Werk- und die der Spielleute. Zu allen diesen kam die Reiterei, welche aus 1800 Pferden bestand, davon ein Drittel der alten Bürgerschaft reservirt blieb; beim Auszug pflegten indefs nur drei Centurien jeder Legion beigegeben zu werden. Der Normalbestand des römischen Heeres ersten und zweiten Aufgebots stieg sonach nahe an 20000 Mann; welche Zahl dem Effectivbestand der römischen Waffenfähigen, wie er war zur Zeit der Einführung dieser neuen Organisation, unzweifelhaft im Allgemeinen entsprochen haben wird. Bei steigender Bevölkerung wurde nicht die Zahl der Centurien vermehrt, sondern man verstärkte durch zugegebene Leute die einzelnen Abtheilungen, ohne doch die Grundzahl ganz fallen zu lassen; wie

denn solche überzählige Mitglieder in allen römischen Corporationen von geschlossener Zahl häufig vorkamen.

Mit dieser neuen Heeresordnung Hand in Hand ging die sorgfältigere Beaufsichtigung des Grundbesitzes von Seiten des Staats. Es wurde entweder jetzt vorgeschrieben oder doch sorgfältiger bestimmt, dafs ein Erdbuch angelegt werden solle, in dem die einzelnen Grundbesitzer ihre Aecker mit dem Zubehör, den Gerechtigkeiten, den Knechten, den Zug- und Lastthieren verzeichnen lassen sollten. Jede Veräufserung, die nicht offenkundig und vor Zeugen geschah, wurde für nichtig erklärt und eine Revision der Grundbesitzregister, die zugleich Aushebungsrolle waren, in angemessenen Zwischenräumen vorgeschrieben. So sind aus der servianischen Kriegsordnung die Mancipation und der Census hervorgegangen.

Augenscheinlich ist diese ganze Institution nicht zunächst zu politischen Zwecken eingerichtet, sondern rein im militärischen Interesse, um die Schlagfertigkeit der Bürgerschaft durch Beiziehung der Insassen zu steigern. Weitere Anwendung ward für jetzt nicht davon gemacht; obwohl es nicht fehlen konnte, dafs factisch mit der Theilnahme an der Waffenpflicht die Stellung der Einwohnerschaft sich änderte. Wer Soldat ist, mufs auch Offizier werden können, so lange der Staat nicht faul ist; ohne Frage konnten in Rom jetzt auch Plebejer zu Centurionen und Kriegstribunen ernannt werden und hiemit war ihnen sogar der Eintritt in den Rath, dem rechtlich ohnehin nichts im Wege stand, doch wohl auch factisch eröffnet. Blieb nun auch die bisherige Bürgerschaft nach wie vor im Sonderbesitz der politischen Rechte, so mufste doch, was bisher dem Bürgerheer, nicht der Curienversammlung zugestanden hatte, jetzt mit Nothwendigkeit übergehen auf die versammelten Centurien der Bürger und der Insassen, so dafs also jetzt diese es sind, die zu den Testamenten der Soldaten vor der Schlacht ihr Vollwort geben und die der König vor dem Beginn eines Angriffskrieges um ihre Einwilligung zu befragen hat. Es ist wichtig der späteren Entwicklung wegen diese Ansätze zur Betheiligung der Centurien an den öffentlichen Angelegenheiten zu bezeichnen; allein es kann nicht geleugnet werden, dafs der Erwerb dieser Rechte durch die Centurien mehr folgeweise eintrat, als zunächst beabsichtigt war und dafs nach wie vor der servianischen Reform die Curienversammlung als die eigentliche Bürgergemeinde galt,

deren Huldigung das ganze Volk dem König verpflichtete. Neben diesen Vollbürgern standen die Insassen oder, wie sie auch heifsen, die ‚Bürger ohne Stimmrecht' (*cives sine suffragio*), die theilnehmen an den öffentlichen Lasten, der Heeresfolge und der Steuer (daher *municipes*); wogegen das Schutzgeld für sie wegfiel und dies fortan nur noch von den aufser den Tribus stehenden, das heifst den nichtansässigen Metöken (*aerarii*) erlegt ward. — Hatte man somit bisher nur zwei Klassen der Gemeindeglieder: Bürger und Schutzverwandte unterschieden, so stellten jetzt sich drei politische Klassen fest der Activ-, Passiv- und Schutzbürger; Kategorien, die viele Jahrhunderte hindurch das römische Staatsrecht beherrschten. Die für militärische Zwecke geschaffene Form auch für politische Reformen zu benutzen war indefs einer spätern Epoche aufbehalten.

Wann und wie diese Reform stattfand, darüber sind nur Vermuthungen möglich. Sie setzt die vier Quartiere voraus, das heifst die servianische Mauer mufste gezogen sein, bevor die Reform stattfand. Aber auch das Stadtgebiet mufste schon seine ursprüngliche Grenze beträchtlich überschritten haben, wenn es 8000 volle und ebensoviel Theilhufener oder Hufenersöhne und aufserdem eine Anzahl gröfserer Landgutsbesitzer oder deren Söhne stellen konnte. Wir kennen zwar den Flächenraum der vollen römischen Bauernstelle nicht, allein es wird nicht möglich sein sie unter 20 Morgen anzusetzen; rechnen wir als Minimum 10000 Vollhufen, so würden diese einen Flächenraum von 9 deutschen Quadratmeilen Ackerland voraussetzen, wonach, wenn man Brachland und Weide, Hausraum und Dämen noch so mäfsig in Ansatz bringt, das Gebiet zu der Zeit, wo diese Reform durchgeführt ward, mindestens eine Ausdehnung von 20 Quadratmeilen, wahrscheinlich aber eine noch beträchtlichere gehabt haben mufs. Folgt man der Ueberlieferung, so mufste man gar eine Zahl von 84000 ansässigen und waffenfähigen Bürgern annehmen; denn so viel soll Servius bei dem ersten Census gezählt haben. Indefs dafs diese Zahl fabelhaft ist, zeigt ein Blick auf die Karte; offenbar ist sie entstanden, indem die 16800 Waffenfähigen des Normalstandes der Infanterie nach einem durchschnittlichen die Familie zu 5 Köpfen ansetzenden Ueberschlag eine Zahl von 84000 freien Activ- und Passivbürgern zu ergeben schien. Aber auch nach jenen mäfsigeren Sätzen ist bei einem Gebiet von etwa 16000 Hufen mit einer Bevölkerung

von nahe an 20000 Waffenfähigen und mindestens der dreifachen Zahl von Frauen, Kindern und Greisen, nicht grundsässigen Leuten und Knechten nothwendig anzunehmen, dafs nicht blofs die Gegend zwischen Tiber und Anio gewonnen, sondern auch die albanische Mark erobert war, bevor die servianische Verfassung festgestellt wurde; womit denn auch die Sage übereinstimmt. Wie das ursprüngliche Zahlverhältnifs der Patricier und Plebejer im Heere sich gestellt hat, ist nicht zu ermitteln; nach den Reitern darf es nicht beurtheilt werden, da wohl feststeht, dafs in den sechs ersten Centurien kein Plebejer, nicht aber, dafs in den zwölf minderen kein Patricier dienen durfte. — Im Allgemeinen aber ist es einleuchtend einerseits, dafs diese servianische Institution nicht hervorgegangen ist aus dem Ständekampf, sondern dafs sie den Stempel eines reformirenden Gesetzgebers an sich trägt gleich der Verfassung des Lykurgos, des Solon, des Zaleukos; andrerseits dafs sie entstanden ist unter griechischem Einflufs. Einzelne Analogien können trügen, wie zum Beispiel, dafs auch in Korinth die Ritterpferde auf die Wittwen und Waisen angewiesen wurden; aber die Entlehnung der Rüstung wie der Stellung von dem griechischen Hoplitensystem ist sicher kein zufälliges Zusammentreten, und ebenso wenig zufällig ist es, dafs das wichtigste Wort in dieser reformirten Verfassung, *classis* ein griechisches Lehnwort ist. Erwägen wir nun, dafs eben im zweiten Jahrhundert der Stadt die griechischen Staaten in Unteritalien von der reinen Geschlechterverfassung fortschritten zu einer modificirten, die das Schwergewicht in die Hände der Besitzenden legte, so werden wir ohne Bedenken hierin den Anstofs erkennen, der in Rom die servianische Reform hervorrief, eine im Wesentlichen auf demselben Grundgedanken beruhende und nur durch die streng monarchische Form des römischen Staats in etwas abweichende Bahnen gelenkte Verfassungsänderung.

KAPITEL VIII.

Die umbrisch-sabellischen Stämme. Anfänge der Samniten.

Später als die Latiner scheint die Wanderung der umbrischen Stämme begonnen zu haben, die gleich der latinischen sich südwärts bewegte, jedoch mehr in der Mitte der Halbinsel und gegen die östliche Küste zu sich hielt. Es ist peinlich davon zu reden; denn die Kunde davon kommt zu uns wie der Klang der Glocken aus der im Meer versunkenen Stadt. Das Volk der Umbrer dehnt noch Herodotos bis an die Alpen aus und es ist nicht unwahrscheinlich, dafs sie in ältester Zeit ganz Norditalien inne hatten, bis wo im Osten die illyrischen Stämme begannen, im Westen die Ligurer, von deren Kämpfen mit den Umbrern es Sagen giebt, und auf deren Ausdehnung in ältester Zeit gegen Süden zu einzelne Namen, zum Beispiel der der Insel Ilva (Elba) verglichen mit den ligurischen Ilvates vielleicht einen Schlufs gestatten. Dieser Epoche der umbrischen Gröfse mögen die offenbar italischen Namen der ältesten Ansiedlungen im Pothal Hatria (Schwarzstadt) und Spina (Dornstadt) so wie die zahlreichen umbrischen Spuren in Südetrurien (Flufs Umbro, Camars alter Name von Clusium, Castrum Amerinum) ihren Ursprung verdanken. Ganz besonders gilt dies von dem südlichsten Strich zwischen dem ciminischen Wald (unterhalb Viterbo) und der Tiber. In Falerii ward nach Strabons Zeugnifs eine andere Sprache geredet als die etruskische und der Localcult zeigt sabellische Spuren; in denselben Kreis gehören die uralten, auch sacralen

Beziehungen zwischen Caere und Rom. Es ist sogar wahrscheinlich, dafs noch nach der tuskischen Eroberung umbrische Bevölkerung sich hier gehalten hat und dafs die schnelle Latinisirung dieser Gegend im Vergleich mit dem eigentlichen Etrurien damit in Verbindung steht. Dafs von Norden und Westen her die Umbrer nach harten Kämpfen zurückgedrängt wurden in das enge Bergland zwischen den beiden Armen des Apennin, das sie später inne haben, bezeichnet schon ihre geographische Lage so deutlich wie heutzutage die der Bewohner Graubündens und die der Basken ihre ähnlichen Schicksale andeutet; auch die Sage weifs zu berichten, dafs die Tusker den Umbrern dreihundert Städte entrissen haben, und was mehr ist, in den Nationalgebeten der umbrischen Iguviner, die wir noch besitzen, werden nebst anderen Stämmen vor allem die Tursker als Landesfeinde verwünscht. — Wie sie von Norden zurückgedrängt werden, dringen die Umbrer vor gegen Süden, im Allgemeinen sich haltend auf dem Gebirgszug, da sie die Ebenen schon von den latinischen Stämmen besetzt fanden, jedoch ohne Zweifel das Gebiet ihrer Stammverwandten oft betretend und beschränkend und um so leichter sich mit ihnen vermischend, als der Gegensatz in Sprache und Weise damals noch bei weitem nicht so scharf ausgeprägt sein konnte wie wir später ihn finden. In diesen Kreis gehört was die Sage zu erzählen weifs von dem Eindringen der Sabiner in Latium und ihren Kämpfen mit den Römern; ähnliche Erscheinungen mögen sich längs der ganzen Westküste wiederholt haben. Im Ganzen behaupteten die Sabiner sich in den Bergen, so in der von ihnen seitdem benannten Landschaft neben Latium, auch in dem Volskerland; vermuthlich weil die latinische Bevölkerung hier fehlte oder doch minder dicht war; während andrerseits die wohl bevölkerten Ebenen besser Widerstand zu leisten vermochten, ohne indefs das Eindringen einzelner Genossenschaften, wie der Titier und später der Claudier in Rom, ganz abwehren zu können oder zu wollen. So mischten sich hier die Stämme hüben und drüben, woraus sich erklärt, wefshalb die Volsker mit den Latinern in zahlreichen Beziehungen stehen und dieser Strich wie die Sabina sich so früh und so schnell latinisiren konnten. — Der Hauptstock des umbrischen Stammes aber warf sich aus der Sabina östlich in die Gebirge der Abruzzen und das südlich an diese sich anschliefsende Hügelland; sie besetzten auch hier wie an der Westküste die ber-

gigen Striche, deren dünne Bevölkerung den Einwanderern wich oder sich unterwarf, während dagegen in dem ebenen apulischen Küstenland, unter steten Fehden namentlich an der Nordgrenze um Luceria und Arpi, doch im Ganzen die alte einheimische Bevölkerung der Iapyger sich behauptete. Wann diese Wanderungen stattfanden, läfst sich natürlich nicht bestimmen; vermuthlich aber doch um die Zeit wo die Könige über Rom herrschten. Die Sage erzählt, dafs die Sabiner, gedrängt von den Umbrern, einen Lenz gelobten, das heifst schwuren die in dem Kriegsjahre geborenen Söhne und Töchter, nachdem sie erwachsen wären, auszusenden, um den Göttern der Heimath auswärts neue Sitze zu gründen. Den einen Schwarm führte der Stier des Mars; das wurden die Safiner oder Samniten, die zuerst sich festsetzten auf den Bergen am Sagrusflufs und in späterer Zeit von da aus die schöne Ebene östlich vom Matesegebirg an den Quellen des Tifernus besetzten, und im alten wie im neuen Gebiet ihre Dingstätte, dort bei Aquone, hier bei Boiano gelegen, von dem Stier, der sie leitete, Bovianum nannten. Einen zweiten Haufen führte der Specht des Mars: das wurden die Picenter, das Spechtvolk, das die heutige anconitanische Mark gewann; einen dritten der Wolf (*hirpus*) in die Gegend von Benevent: das wurden die Hirpiner. In ähnlicher Weise zweigten von dem gemeinschaftlichen Stamm sich die übrigen kleinen Völkerschaften ab: die Praetuttier, bei Teramo; die Vestiner, am Gran Sasso; die Marruciner, bei Chieti; die Frentraner an der apulischen Grenze; die Paeligner, am Majellagebirg; die Marser endlich am Fucinersee, die mit den Volskern und den Latinern sich berührten. In ihnen allen blieb das Gefühl der Verwandtschaft und der Herkunft aus dem Sabinerlande lebendig, wie es denn in jenen Sagen deutlich sich ausspricht. Während die Umbrer im ungleichen Kampf erlagen und die westlichen Ausläufer des gleichen Stammes mit der latinischen oder hellenischen Bevölkerung verschmolzen, gediehen die sabellischen Stämme in der Abgeschlossenheit des fernen Gebirgslandes, gleich entrückt dem Anstofs der Etrusker, der Latiner und der Griechen. Städtisches Leben entwickelte bei ihnen sich nicht oder nur in geringem Grad; für den Handelsverkehr lagen sie zu fern und dem Bedürfnifs der Vertheidigung genügten die Bergspitzen und die Schutzburgen, während die Bauern wohnen blieben in den offenen Weilern oder auch wo Wald und Quell oder Wiese einem Jeden gefiel. In den

Abruzzen scheint die scharfe Sonderung der Bergthäler eine strenge Abgeschlossenheit der einzelnen Cantone hervorgerufen zu haben, sowohl unter sich wie gegen das Ausland; woher es kommt, dafs diese Bergcantone in geringem Zusammenhang unter sich und in völliger Isolirung gegen das übrige Italien verharrt und trotz der Tapferkeit ihrer Bewohner weniger als irgend ein anderer Theil der italischen Nation in die Entwicklung der Geschichte der Halbinsel eingegriffen haben. Dagegen ist das Volk Samniten in dem östlichen Stamm der Italiker ebenso entschieden der Höhepunkt der politischen Entwicklung wie in dem westlichen das latinische. Seit früher Zeit, vielleicht von der ersten Einwanderung an umschlofs ein festes politisches Band diese Nation und gab ihr die Kraft später mit Rom um den ersten Platz in Italien in ebenbürtigem Kampf zu ringen. Wie das Band geknüpft ward, wissen wir ebenso wenig als wir die Organisation dieser Einigung nachweisen können; das aber ist klar, dafs darin keine einzelne Gemeinde überwog und noch weniger ein städtischer Mittelpunkt den sammitischen Stamm zusammenhielt wie Rom den latinischen, sondern dafs die Kraft des Landes in den einzelnen Bauerschaften, die Gewalt in der aus ihren Vertretern gebildeten Versammlung liegt, die erforderlichen Falls den Bundesfeldherrn ernannte. Damit hängt es zusammen, dafs die Politik dieser Eidgenossenschaft nicht aggressiv ist, sondern sich beschränkt auf die Vertheidigung der Grenzen; nur im Einheitsstaat ist die Kraft so concentrirt, die Leidenschaft so mächtig, dafs die Erweiterung der Grenzen planmäfsig verfolgt wird. Was die Römer gewannen, erwarb der Staat; was die Samniten besetzten, das eroberten freiwillige Schaaren, die auf Landraub ausgingen und von der Heimath im Glück wie im Unglück preisgegeben waren. Die ganze Geschichte der beiden Völker ist vorgezeichnet in ihrem diametral auseinander gehenden Colonisationssystem. Doch gehören die Eroberungen, welche die Samniten im südlichen und südwestlichen Italien machten, erst einer späteren Periode an; in der Epoche, während die Könige in Rom herrschten, scheinen die Samniten selbst erst die Sitze sich gewonnen zu haben, in denen wir später sie finden. Als ein einzelnes Ereignifs aus dem Kreise dieser Völkerbewegungen ist der Ueberfall von Kyme durch Tyrrhener vom obern Meer, Umbrer und Daunier im Jahre der Stadt 234 (Ol. 64) zu erwähnen; es mögen sich, wenn man den allerdings sehr romantisch gefärbten

Nachrichten trauen darf, hier, wie das bei solchen Zügen zu geschehen pflegt, die Drängenden und die Gedrängten zu einem Heer vereinigt zu haben, die Etrusker mit ihren umbrischen Feinden, mit diesen die von ihnen südwärts gedrängten Iapyger. Indefs das Unternehmen scheiterte; für diesmal gelang es noch der überlegenen hellenischen Kriegskunst und der Tapferkeit des Tyrannen Aristodemos den Sturm der Barbaren von der schönen Seestadt abzuschlagen.

KAPITEL IX.

Die Etrusker.

Im schärfsten Gegensatz zu den latinischen und den sabellischen Italikern wie zu den Griechen steht das Volk der Etrusker. Schon der Körperbau unterschied die beiden Nationen; statt des schlanken Ebenmafses der Griechen und Italiker zeigen die Bildwerke der Etrusker nur kurze stämmige Figuren mit grofsem Kopf und dicken Armen. Was wir wissen von den Sitten und Gebräuchen dieser Nation, läfst gleichfalls auf eine tiefe und ursprüngliche Verschiedenheit von den griechisch-italischen Stämmen schliefsen; so namentlich die Religion, die bei den Tuskern einen trüben phantastischen Charakter trägt und im geheimnifsvollen Zahlenspiel und wüsten und grausamen Anschauungen und Gebräuchen sich gefällt, gleich weit entfernt von dem klaren Rationalismus der Römer und dem menschlich heiteren hellenischen Bilderdienst. Was hier angedeutet wird, das bestätigt das wichtigste Document der Nationalität, die Sprache, deren auf uns gekommene Reste, so zahlreich sie sind und so manchen Anhalt sie für die Entzifferungsversuche darbieten, dennoch so vollkommen isolirt stehen, dafs es bis jetzt nicht einmal gelungen ist den Platz des Etruskischen in der Klassificirung der Sprachen mit Sicherheit zu bestimmen, geschweige denn die Ueberreste zu deuten. Deutlich unterscheiden wir zwei Sprachperioden. In der älteren ist die Vokalisirung vollständig durchgeführt und das Zusammenstofsen zweier Kon-

sonanten fast ohne Ausnahme vermieden*. Dieses weiche klangvolle Idiom ward allmählich durch Abwerfen der vocalischen und consonantischen Endungen und durch Abschwächen oder Ausstofsen der Vocale in eine unerträglich harte und rauhe Sprache verwandelt**; so machte man zum Beispiel *ramθa* aus *ramuθaf*, Tarchnaf aus Tarquinius, Menrva aus Minerva, Menle, Pultuke, Elchsentre aus Menelaos, Polydeukes, Alexandros. Wie dumpf und rauh die Aussprache war, zeigt am deutlichsten, dafs *o* und *u*, *b* und *p*, *c* und *g*, *d* und *t* den Etruskern schon in sehr früher Zeit zusammenfielen, während sich wie im Lateinischen und in den rauheren griechischen Dialekten der Accent auf die Anfangssylbe zurückzog. Aehnlich erging es mit den aspirirten Consonanten; während die Italiker sie wegwarfen mit Ausnahme des aspirirten *b* oder des *f* und die Griechen umgekehrt mit Ausnahme dieses Lautes die übrigen *θ φ χ* beibehielten, liefsen die Etrusker den weichsten und lieblichsten, das *φ* gänzlich aufser in Lehnwörtern fallen und bedienten sich dagegen der übrigen drei in ungemeiner Ausdehnung, selbst wo sie nicht hingehörten, wie zum Beispiel Thetis ihnen Thethis, Telephus Thelaphe, Odysseus Utuze oder Uthuze heifst. Von den wenigen Wörtern und Endungen, deren Bedeutung ermittelt ist, entfernen die meisten sich weit von allen griechisch-italischen Analogien; so die Endung *al* zur Bezeichnung der Abstammung, häufig als Metronymikon, wie zum Beispiel *Canial* auf einer zweisprachigen Inschrift von Chiusi übersetzt wird durch *Cainia natus*; die Endung *sa* bei Frauennamen zur Bezeichnung des Geschlechts, in das sie eingeheirathet haben: *Lecnesa* zum Beispiel Gattin eines Licinius; die Namensendung *enna*, wie zum Beispiel *Vivenna*, *Spurinna* den römischen *Vibius* oder *Vibienus* und *Spurius* zu entsprechen scheinen; *clan* mit dem Casus *clensi* ist Sohn; *sex* Tochter; *ril* Jahr; der Gott Hermes ist Turms, Aphrodite Turan, Hephaestos Sethlans, Bakchos Fufluns, Helios und Eos Usil. Neben diesen fremdartigen Formen und Lauten finden sich allerdings einzelne Analogien zwischen dem Etruskischen und dem Latein; aber manches

* Dahin gehören zum Beispiel Inschriften caeritischer Thongefäfse wie: *mi ceθumamaraθasaramlastaiθipurenaieθeratasieepanaminieθunastathelefu* oder: *mi ramuθaf kaufinata*.

** Wie die Sprache jetzt klingen mochte, davon kann einen Begriff geben zum Beispiel der Anfang der grofsen perusiner Inschrift: *eulat tanna lurzul aneθrgr lautn veiθinate tlauſunas sleleθcarn*.

davon könnte aus Latium nach Etrurien gekommen sein, wie die Götternamen Minerva, Lasa, Neptunus, die entschieden italischen Ursprungs sind, oder wenigstens in romanisirten Formen uns überliefert sein, wie zum Beispiel der Name der etruskischen Göttin Voltumna mit lateinischer Endung. Sicherer deuten allerdings einzelne Spuren wenigstens auf indogermanischen Ursprung; wie namentlich *mi* im Anfang vieler älterer Inschriften sicher *ἐμί*, *εἰμί* ist und die Genitivform consonantischer Stämme *veneruſ*, *rafuvuſ* im Lateinischen genau sich wiederfindet und der alten sanskritischen Endung *as* entspricht. Ebenso hängt der Name des etruskischen Zeus Tina oder Tinia wohl ebenso mit dem sanskritischen *dina* — Tag zusammen, wie *Ζάν* mit dem gleichbedeutenden *diwan*. Aber mag auch, wie allerdings wahrscheinlich ist, die etruskische Sprache dem indogermanischen Stamm angehören, so steht sie doch von den sämmtlichen griechisch-italischen Idiomen ebenso weit ab wie die Sprache der Kelten und der Slaven; und so klang sie auch den Römern: ‚tuskisch und gallisch' sind Barbarensprachen, ‚oskisch und volskisch' Bauernmundarten. Ebenso wenig wie dem griechisch-italischen ist es gelungen die tuskische Sprache irgend einem andern bekannten Sprachstamm anzuschliefsen; bis jetzt wenigstens sind sämmtliche Sprachen in dieser Beziehung bald mit der einfachen, bald mit der peinlichen Frage, aber immer vergeblich befragt worden. Mit dem Baskischen, an das sich der geographischen Lage nach noch am ersten denken liefse, haben entscheidende Analogien sich nicht herausgestellt; ebenso wenig deuten die geringen Reste der ligurischen Sprache in Orts- und Personennamen auf Zusammenhang mit den Tuskern. Selbst die verschollene Nation, die auf den Inseln des tuskischen Meeres, namentlich auf Sardinien, jene räthselhaften Grabthürme (Nurhagen genannt) zu tausenden aufgeführt hat, kann nicht die etruskische gewesen sein, da in deren Gebiet kein einziges gleichartiges Gebäude vorkommt. Die Etrusker, sagt schon Dionysios, stehen keinem Volke gleich an Sprache und Sitte; und weiter haben auch wir nichts zu sagen.

Ebenso wenig läfst sich bestimmen, von wo die Etrusker nach Italien eingewandert sind; und hiermit ist nicht viel verloren, da diese Wanderung auf jeden Fall der Kinderzeit des Volkes angehört und dessen geschichtliche Entwicklung in Italien beginnt und endet. Indefs ist kaum eine Frage eifriger verhandelt worden als diese, nach jenem Grundsatz der

Archäologen vorzugsweise nach dem zu forschen, was weder wifsbar noch wissenswerth ist, ‚nach der Mutter der Hekabe', wie Kaiser Tiberius meinte. Da die ältesten und bedeutendsten etruskischen Städte tief im Binnenlande liegen, ja unmittelbar am Meer keine einzige namhafte Stadt aufser Populonia, von der wir aber eben sicher wissen, dafs sie zu den alten Zwölfstädten nicht gehörte; da ferner in geschichtlicher Zeit die Etrusker von Norden nach Süden sich bewegen, so sind sie wahrscheinlich zu Lande von Norden oder Westen her in die Halbinsel eingewandert; wie denn auch die niedere Culturstufe, auf der wir sie zuerst finden, mit einer Einwanderung über das Meer sich schlecht vertragen würde. Eine Meerenge überschritten schon in frühester Zeit die Völker gleich einem Strom; aber eine Landung an der italischen Westküste setzt ganz andere Bedingungen voraus. — Mit dieser einfachen und naturgemäfsen Auffassung aber in grellen Widerspruch tritt eine sehr alte schon bei Herodotos vorkommende Erzählung, dafs die Etrusker aus Asien ausgewanderte Lyder seien, die in zahllosen Wandelungen und Steigerungen bei den Späteren wiederkehrt, wenn gleich verständige Forscher, wie zum Beispiel Dionysios, sich nachdrücklich dagegen erklärten und darauf hinwiesen, dafs in Religion, Gesetz, Sitte und Sprache zwischen Lydern und Etruskern auch nicht die mindeste Aehnlichkeit sich vorfinde. Es ist möglich, dafs ein vereinzelter kleinasiatischer Piratenschwarm nach Etrurien gelangt ist und an dessen Abenteuer diese Mährchen anknüpfen; wahrscheinlicher aber beruht die ganze Erzählung auf einem blofsen Quiproquo. Die italischen Etrusker hiefsen theils nach ihrem Archegeten *Ras-ennae* mit der oben erwähnten gentilicischen Endung, mit welchem Namen die *Raet-i* allerdings zusammenhängen könnten; theils und gewöhnlicher *Turs-ennae*, denn diese Form scheint der griechischen *Τυρσ-ηνοί*, *Τυῤῥηνοί*, der umbrischen *Turs-ci*, der römischen *Tusci Etrusci* zu Grunde zu liegen. Die zufällige Namensähnlichkeit dieser Tursenner und des lydischen Volkes der *Τυῤῥηβοί* oder auch wohl *Τυῤῥ-ηνοί*, so genannt von der Stadt *Τυῤῥα*, scheint in der That die einzige Grundlage jener durch ihr hohes Alter nicht besser gewordenen Hypothese und des ganzen babylonischen Thurmes darauf aufgeführter Geschichtsklitterungen zu sein. Indem man mit dem lydischen Piratenwesen den alten etruskischen Seeverkehr verknüpfte und endlich noch — zuerst nachweislich thut es Thukydides —

die torrhebischen Seeräuber mit Recht oder Unrecht mit dem auf allen Meeren plündernden und hausenden Flibustiervolk der Pelasger zusammenbrachte, entstand eine der heillosesten Verwirrungen geschichtlicher Ueberlieferung. Die Tyrrhener bezeichnen bald die lydischen Torrheber — so in den ältesten Quellen, wie in den homerischen Hymnen; bald als Tyrrhener-Pelasger oder auch blofs Tyrrhener die pelasgische Nation; bald endlich die italischen Etrusker, ohne dafs die letzteren mit diesen oder jenen in der Abstammung und im Verkehr jemals etwas gemein gehabt hätten.

Von geschichtlichem Interesse ist es dagegen zu bestimmen, was die nachweislich ältesten Sitze der Etrusker waren und wie sie von dort aus sich weiter bewegten. Dafs sie vor der grofsen keltischen Invasion in der Landschaft nördlich vom Padus safsen, östlich an der Etsch grenzend mit den Venetern illyrischen (albanesischen?) Stammes, westlich mit den Ligurern, ist vielfach beglaubigt; vornämlich zeugt dafür der rauhe etruskische Dialekt, den noch in Livius Zeit die Bewohner der rätischen Alpen (Graubündten und Tirol) redeten, so wie das bis in späte Zeit tuskisch gebliebene Mantua. Südlich vom Padus und an den Mündungen dieses Flusses mischten sich Etrusker und Umbrer, jene als der herrschende, diese als der ältere Stamm, der die alten Kaufstädte Hatria und Spina gegründet hatte, während Felsina (Bologna) und Ravenna tuskischer Gründung scheinen. Es hat lange gewährt, ehe die Kelten den Padus überschritten; womit es zusammenhängt, dafs auf dem rechten Ufer desselben das etruskische und umbrische Wesen weit tiefere Wurzeln geschlagen hat als auf dem früh aufgegebenen linken. Doch ist im Ganzen dieses nordetruskische Gebiet zu rasch von einer Nation an die andere gelangt, als dafs eine dauerhafte Volksentwicklung hier sich hätte gestalten können. — Weit wichtiger für die Geschichte wurde die grofse Ansiedlung der Tusker in dem Lande, das noch heute ihren Namen trägt. Mögen auch Umbrer oder Ligurer hier einstmals gewohnt haben, so sind doch ihre Spuren durch die etruskische Occupation und Civilisation vollständig vertilgt worden. In diesem Gebiet, das am Meer von Pisae bis Tarquinii reicht und östlich vom Apennin abgeschlossen wird, hat die etruskische Nationalität ihre bleibende Stätte gefunden und mit grofser Zähigkeit bis in die Kaiserzeit hinein sich behauptet. Die Nordgrenze des eigentlich tuskischen Gebietes machte der Arnus; das Gebiet

von da nordwärts bis zur Mündung der Macra und dem Apennin war streitiges Grenzland, bald ligurisch, bald etruskisch, ohne dafs gröfsere Ansiedlungen daselbst gediehen. Die Südgrenze bildete anfangs wahrscheinlich der ciminische Wald, eine Hügelkette südlich von Viterbo, späterhin der Tiberstrom; es ward schon oben erwähnt, dafs das Gebiet zwischen dem ciminischen Gebirg und der Tiber mit den Städten Sutrium und Nepete, Falerii, Veii, Caere erst geraume Zeit später als die nördlicheren Districte, möglicherweise erst im zweiten Jahrhundert Roms von den Etruskern eingenommen zu sein scheint und dafs die ursprüngliche italische Bevölkerung sich hier, namentlich in Falerii, wenn auch in abhängigem Verhältnifs behauptete. — Seitdem der Tiberstrom die Markscheide Etruriens gegen Umbrien und Latium bildete, mag hier im Ganzen ein friedliches Verhältnifs eingetreten sein und eine wesentliche Grenzverschiebung nicht stattgefunden haben, am wenigsten gegen die Latiner. So lebendig in den Römern das Gefühl lebte, dafs der Etrusker ihnen fremd, der Latiner ihr Landsmann war, so scheinen sie doch vom rechten Ufer her weit weniger Ueberfall und Gefahr befürchtet zu haben als zum Beispiel von den Stammesverwandten in Gabii und Alba; ganz natürlich, denn dort schützte die Naturgrenze des breiten Stromes und die friedliche Politik des caeritischen Handelsstaates, welcher den Römern den Besitz der beiden Ufer der Tibermündung nicht bestritten zu haben scheint. Ueberall kam es den Römern zu Statten, dafs keine der mächtigeren etruskischen Städte unmittelbar am Flufs lag wie am latinischen Ufer Rom. Diejenige, die der Tiber am nächsten war, die der Veienter gerieth natürlich am häufigsten mit Rom und Latium in Conflicte, namentlich um den Besitz von Fidenae, welches den Veientern auf dem linken Tiberufer, ähnlich wie auf dem rechten den Römern das Janiculum, als eine Art Brückenkopf diente und bald in den Händen der Albaner und nach Albas Fall der Römer, bald in denen der Etrusker sich befand. Schwankender sind die Spuren von Kämpfen mit den Caeriten; so die alte Sage von den Siegen des Königs Mezentius von Caere über die Latiner, die ihm Wein zinsen mufsten. — Dafs die Etrusker, namentlich als die Kelten sie aus dem Norden zu drängen begannen, sich südwärts geworfen hätten, wäre an sich begreiflich; doch ist es einerseits sehr zweifelhaft, ob die keltische Invasion in die Lombardei schon dieser

Periode angehört, andrerseits sind die Spuren des Vordringens der Etrusker über die Tiber hinaus auf dem Landweg keineswegs sicher. In dem grofsen Barbarenheer, das im Jahre der Stadt 234 unter den Mauern von Kumae vernichtet ward, werden die Etrusker an erster Stelle genannt; indefs selbst wenn man diese Nachricht als durchaus glaubwürdig ansieht, betrifft sie mehr einen Plünderungs- als einen Eroberungszug, und was die Hauptsache ist, wir finden in geschichtlicher Zeit südwärts von der Tiber keine etruskische Bevölkerung mit Ausnahme der campanischen Ansiedlungen, die wahrscheinlich nicht auf dem Landweg gegründet sind. — Was die Uebersiedlungen etruskischer Gemeinschaften nach Rom anlangt, so findet sich ein vereinzelter aus tuskischen Annalen gezogener Bericht, dafs die Ueberreste einer tuskischen Schaar, welche Caelius Vivenna von Volsinii und nach dessen Untergang der treue Genosse desselben Mastarna geführt habe, unter diesem nach Rom gezogen und dort auf dem caelischen Berge angesiedelt worden sei; wir dürfen die Nachricht für zuverlässig halten, wenn gleich der Zusatz, dafs dieser Mastarna in Rom König geworden sei unter dem Namen Servius Tullius, gewifs nichts ist als eine unwahrscheinliche Vermuthung solcher Archäologen, die mit dem Sagenparallelismus sich abgaben. Auf eine ähnliche Ansiedlung deutet das ‚Tuskerquartier' unter dem Palatin; beide Plätze, der caelische Berg wie das Tuskerquartier liegen aufserhalb der vorservianischen Stadtmauer, was auf eine abhängige Stellung der Angesiedelten schliefsen läfst. — Dafs das jüngste Königsgeschlecht, das über die Römer geherrscht hat, das der Tarquinier aus Etrurien entsprossen ist, leidet kaum einen Zweifel, sei es nun aus Tarquinii, sei es aus Caere, wo das Familiengrab der Tarchnas vor kurzem aufgefunden worden ist; auch der Name Tanaquil oder Tanchvil ist in Etrurien gemein. Allein mit dieser vereinzelten Thatsache, dafs zuletzt ein Geschlecht tuskischer Abkunft in Rom geherrscht hat, ist wenig zu machen bei dem völligen Untergang der geschichtlichen Kette der Ereignisse; denn die überlieferte Erzählung, wonach Tarquinius der Sohn eines aus Korinth nach Tarquinii übergesiedelten Griechen und in Rom als Metoeke eingewandert sei, ist weder Geschichte noch Sage, und wenn ein gesunder Kern darin liegt, so kann es nur der sein, dafs die Herrschaft eines Mannes tuskischer Herkunft über Rom keineswegs als eine Herrschaft der Tusker oder einer tuskischen Gemeinde über

Rom, aber freilich auch nicht umgekehrt als die Herrschaft Roms über Südetrurien gefafst werden kann. In der That ist weder für die eine noch für die andere Annahme irgend ein ausreichender Grund vorhanden; die Geschichte der Tarquinier spielt in Latium, nicht in Etrurien und so weit wir sehen, hat während der ganzen Königszeit Etrurien auf Rom weder in der Sprache noch in Gebräuchen einen wesentlichen Einfluss geübt oder gar die ebenmäfsige Entwicklung des römischen Staats und der latinischen Bündnisse unterbrochen. Von den Seefahrten der Tusker und ihrer Meer- und Küstenherrschaft wird im folgenden Kapitel gesprochen werden.

Die tuskische Verfassung beruht gleich der latinischen auf der Stadtgemeinde. Die frühe Richtung der Nation auf Schiffahrt, Handel und Industrie scheint der Entwicklung städtischer Gemeinwesen förderlich gewesen zu sein; unter allen italischen Städten wird Caere am frühesten in den griechischen Berichten genannt. Im Ganzen finden wir die Etrusker minder kriegstüchtig und kriegslustig als die Römer und Sabeller; der unitalischen Sitte mit Söldnern zu fechten begegnet man hier sehr früh. Die älteste Verfassung der Gemeinden mufs in den allgemeinen Grundzügen Aehnlichkeit mit der römischen gehabt haben: Könige oder Lucumonen herrschten, die ähnliche Insignien, also wohl auch ähnliche Machtfülle besafsen wie die römischen; Vornehme und Geringe standen sich schroff gegenüber; für die Aehnlichkeit der Geschlechterordnung bürgt die Analogie des Namensystems, nur dafs bei den Etruskern die Abstammung von mütterlicher Seite weit mehr Beachtung findet als im römischen Recht. Die Bundesverfassung scheint sehr lose gewesen zu sein. Sie umschlofs nicht die gesammte Nation, sondern es waren die nördlichen und die campanischen Etrusker zu eigenen Eidgenossenschaften vereinigt ebenso wie die Gemeinden des eigentlichen Etrurien; jeder dieser Bünde bestand aus zwölf Gemeinden, die zwar eine Metropole, namentlich für den Götterdienst, und ein Bundeshaupt oder vielmehr einen Oberpriester anerkannten, aber doch im Wesentlichen gleichberechtigt gewesen zu sein scheinen und zum Theil wenigstens so mächtig, dafs weder eine Hegemonie sich bilden noch die Centralgewalt zur Consolidirung gelangen konnte. Im eigentlichen Etrurien war die Metropole Volsinii; von den übrigen Zwölfstädten desselben kennen wir durch sichere Ueberlieferung nur Vetulonium, Volci und Tarquinii. Es ist

indefs ebenso selten, dafs die Etrusker wirklich gemeinschaftlich handeln als das Umgekehrte selten ist bei den latinischen Eidgenossenschaften; die Kriege führt regelmäfsig eine einzelne Gemeinde, die von ihren Nachbarn wen sie kann ins Interesse zieht, und wenn ausnahmsweise der Bundeskrieg beschlossen wird, so schliefsen sich dennoch sehr häufig einzelne Stände aus — es scheint von Haus aus an einer festen und gebietenden Oberleitung zu fehlen.

KAPITEL X.

Die Hellenen und Punier in Italien. Seeherrschaft der Tusker und Karthager.

Die älteste griechische Urkunde, die homerischen Gesänge wissen in ihren alten Theilen von Italien und Sicilien nichts Bestimmtes zu berichten. Ihr Horizont reicht nicht hinaus über das östliche Becken des Mittelmeers. Aus dem Westland mochten verirrte Schiffer die erste Nachricht von der Existenz desselben, den Namen der Siculer und etwa noch Kunde von Meeresstrudeln und feuerspeienden Inseln heimgebracht haben; Mährchenerzähler und Dichter füllten sodann die leeren Räume mit ihren luftigen Gestalten. Aber schon als die hesiodische Theogonie entstand, scheint das ganze Gestade Italiens den Hellenen bekannt gewesen zu sein und nicht viel später mögen sie begonnen haben sich dort anzusiedeln.

Dafs die ältesten hellenischen Einwanderer des Westens aus Kleinasien gekommen sind, wo zuerst bei den Griechen der überseeische Handel aufblühte, darf nicht bezweifelt werden. Deutlicher als Sagen und Namengleichheit zeugt dafür das Gewichtsystem, das in Grofsgriechenland nicht dem in Attika und im Peloponnes vor Solon gebräuchlichen, sondern dem persischen folgt; denn in Kyme und den achaeischen Staaten ist der doppelte Golddareikos, in Rhegion, Zankle, Himera, Naxos der persische Silberdareikos die Münzeinheit. — Für die älteste namhafte Ansiedlung im Westland galt offenbar schon dem Thukydides Kyme; gewifs mit Recht.

Allerdings lag dem griechischen Schiffer mancher Landungsplatz näher; allein keiner bot dieselbe Sicherheit vor den Stürmen und vor den Barbaren wie die Insel Ischia, auf der die Stadt ursprünglich lag; ja selbst als man es wagte von da nach dem Festland überzusiedeln leitete dieselbe Rücksicht nicht nach der bequemsten Stelle, sondern nach der steilen, aber geschützten Felsklippe. Hieraus erklärt sich auch, weshalb der Name der Opiker, den zunächst die in der campanischen Landschaft heimischen Italiker führten, bei den Griechen auf sämmtliche Italiker übertragen ward; es war dies der erste Stamm derselben, mit dem sie in dauernde Berührung traten. — Es waren kleinasiatische Kaufleute, die hier zuerst sich ansiedelten; denn es ist nicht zu bezweifeln, dafs diese Niederlassung ursprünglich eine Handelsfactorei und nicht des Ackerbaus, sondern des Verkehrs wegen angelegt war. Erst in einer beträchtlich spätern Zeit begann die eigentliche Colonisirung des Westens, die auf massenhafte Einwanderung gegründet und auf die Bildung ackerbauender Staaten gerichtet war; insofern ist es, wenn auch die Zahl auf ungefährer Schätzung beruhen mag, doch im Wesentlichen richtig, dafs Kyme dreihundert Jahr älter ist als Sybaris, das heifst dafs in der überseeischen Einwanderung ins Westland der griechische Kaufmann dem griechischen Ackerbauer um drei Jahrhunderte vorangegangen ist. Dafs die agricole Colonisation Unteritaliens in die ersten zwanzig Olympiaden oder ins erste Jahrhundert der Stadt fällt — so die Gründung von Rhegion Ol. 8, 3 um die Zeit der Erbauung Roms, die von Sybaris Ol. 14, 2 oder 23 der Stadt, die von Tarent Ol. 18, 1 oder 46 der Stadt — ist sicher überliefert und das erste chronologisch fixirte Ereignifs der Geschichte Italiens.

Die Geschichte der italischen und sicilischen Griechen ist zwar kein Theil der italischen; die hellenischen Colonisten des Westens blieben stets im engsten Zusammenhang mit der Heimath und hatten Theil an den Nationalfesten und Rechten der Hellenen. Doch ist es auch für Italien wichtig den verschiedenen Charakter der griechischen Ansiedlungen daselbst zu bezeichnen und wenigstens gewisse Grundzüge hervorzuheben, die den verschiedenartigen Einfluſs der griechischen Colonisirung auf Italien wesentlich bedingen. — Unter allen griechischen Ansiedlungen die intensivste und in sich am meisten geschlossene war diejenige, die den achäischen Städtebund hervorrief, welchen die Städte Siris, Pandosia, Metabus

oder Metapontion, Sybaris mit seinen Pflanzstädten Poseidonia und Laos, Kroton, Kaulonia, Temesa, Terina, Pyxus oder Buxentum bildeten. Diese Colonisten gehörten, im Grofsen und Ganzen genommen, einem griechischen Stamm an, der an seinem eigenthümlichen von dem dorischen, dem er sonst am nächsten verwandt ist, zum Beispiel durch den Mangel des *h* sich unterscheidenden Dialekt so wie nicht minder anstatt des sonst allgemein in Gebrauch gekommenen jüngeren Alphabets an der altnationalen hellenischen Schreibweise beständig festhielt und seine besondere Nationalität den Barbaren wie den andern Griechen gegenüber in einer festen bündischen Verfassung bewahrte. Auch auf diese italischen Achaeer läfst sich anwenden, was Polybios von der achaeischen Symmachie im Peloponnes sagt: ‚nicht allein in eidgenössischer und freundschaftlicher Gemeinschaft leben sie, sondern sie bedienen sich auch gleicher Gesetze, gleicher Gewichte, Mafse und Münzen so wie derselben Vorsteher, Rathmänner und Richter'. — Dieser achaeische Städtebund war eine eigentliche Colonisation. Die Städte waren ohne Häfen — nur Kroton hatte eine leidliche Rhede — und ohne Eigenhandel; der Sybarite rühmte sich zu ergrauen zwischen den Brücken seiner Lagunenstadt und Kauf und Verkauf besorgten ihm Milesier und Etrusker. Dagegen besafsen die Griechen hier nicht blofs die Küstensäume, sondern herrschten von Meer zu Meer in dem Wein- und Rinderland (*Oinotrie, Italia*) oder der ‚grofsen Hellas'; die eingeborne ackerbauende Bevölkerung mufste in Clientel oder gar in Leibeigenschaft ihnen wirthschaften und zinsen. Sybaris — seiner Zeit die gröfste Stadt Italiens — gebot über vier barbarische Stämme und fünf und zwanzig Ortschaften und konnte am andern Meer Laos und Poseidonia gründen; die überschwänglich fruchtbaren Niederungen des Krathis und des Bradanos warfen den städtischen Herren überreichen Ertrag ab — hier hat vielleicht zuerst eine regelmäfsige Getreideausfuhr stattgefunden. Von der hohen Blüthe, zu welcher diese Staaten in unglaublich kurzer Zeit gediehen, zeugen am lebendigsten die einzigen auf uns gekommenen Kunstwerke dieser italischen Achaeer, ihre Münzen von strenger alterthümlich schöner Arbeit; überhaupt die frühesten Denkmäler italischer Kunst und Schrift, von denen die ältesten nicht nach Ol. 50 oder 174 der Stadt entstanden sein können. Diese Münzen zeigen, dafs die Achaeer des Westens nicht blofs theilnahmen an der eben um diese Zeit im

Mutterlande herrlich sich entwickelnden Bildnerkunst, sondern in der Technik demselben wohl gar überlegen waren; denn statt der dicken oft nur einseitig geprägten und regelmäfsig schriftlosen Silberstücke, welche um diese Zeit in dem eigentlichen Griechenland wie bei den italischen Dorern üblich waren, schlugen die italischen Achaeer mit grofser und selbstständiger Geschicklichkeit aus zwei gleichartigen theils erhaben theils vertieft geschnittenen Stempeln grofse dünne stets mit Aufschrift versehene Silbermünzen, deren sorgfältig vor der Falschmünzerei jener Zeit — Plattirung geringen Metalls mit dünnen Silberblättern — sich schützende Prägweise den wohlgeordneten Culturstaat verräth. — Dennoch trug diese schnelle Blüthe keine Frucht; in der mühelosen weder durch kräftige Gegenwehr der Eingebornen noch durch eigene schwere Arbeit auf die Probe gestellten Existenz versagte sogar den Griechen früh die Spannkraft des Körpers und des Geistes. Keiner der glänzenden Namen der griechischen Kunst und Litteratur verherrlicht die italischen Achaeer, während Sicilien deren unzählige, auch in Italien das chalkidische Rhegion den Ibykos, das dorische Tarent den Archytas nennen kann; bei diesem Volk, wo stets sich am Heerde der Spiefs drehte, gedieh nichts von Haus aus als der Faustkampf. Tyrannen liefs die strenge Oligarchie nicht aufkommen, die in den einzelnen Gemeinden sich abgeschlossen und im Nothfall an der Centralgewalt einen sicheren Rückhalt hatte; dagegen waren eben diese aristokratischen Elemente nicht minder gefährlich, vor allem wenn sie in den verschiedenen Gemeinden unter einander sich verbündeten und sich gegenseitig aushalfen. Am bekanntesten ist die durch den Namen des Pythagoras bezeichnete solidarische Verbindung der ‚Freunde', welche die herrschende Klasse ‚gleich den Göttern zu verehren', die dienende ‚gleich den Thieren zu unterwerfen' theoretisch und praktisch einschärfte, und dadurch eine furchtbare Reaction hervorrief, welche mit der Vernichtung der pythagorischen ‚Freunde' und mit der Erneuerung der alten Bundesverfassung endigte. Allein rasende Parteifehden, sociale Mifsstände aller Art, praktische Anwendung unpraktischer Staatsphilosophie, kurz alle Uebel der entsittlichten Civilisation hörten nicht auf in den achaeischen Gemeinden zu wüthen, bis ihre politische Macht darüber zusammenbrach. — Es ist nicht zu verwundern, dafs für die Civilisation Italiens die daselbst angesiedelten Achaeer minder einflufsreich gewesen sind als die übrigen

griechischen Niederlassungen. Ueber die politischen Grenzen hinaus ihren Einfluſs zu erstrecken lag diesen Ackerbauern ferner als den Handelsstaaten; innerhalb ihres Gebiets verknechteten sie die Eingebornen und zertraten die Keime einer nationalen Entwicklung, ohne doch den Italikern durch vollständige Hellenisirung eine neue Bahn zu eröffnen. So ist in Sybaris und Metapont, in Kroton und Poseidonia das griechische Wesen, das sonst allen politischen Mifsgeschicken zum Trotz sich lebenskräftig zu behaupten wufste, schneller, spur- und ruhmloser verschwunden als in irgend einem andern Gebiet, während aus den Trümmern der eingebornen Italiker und der Achaeer und den späteren Einwanderern sabellischer Herkunft zwiesprachige Mischvölker hervorgegangen sind, die denn auch [illegible] keinem rechten Gedeihen gelangten. Indefs diese Kolonie gehört der Zeit nach in die folgende Periode.

Art und von anderer Wirkung auf Italien waren die [illegible]ssungen der übrigen Griechen, die im Allgemeinen als Han[illegible]emporien bezeichnet werden können, wie sie denn auch ganz abweichend von den achaeischen durchgängig an den besten Häfen und Landungsplätzen angelegt sind. Es gehören dahin die sogenannten chalkidischen Colonien, in Italien Kyme, mit seiner Tochterstadt Neapolis, und Rhegion, in Sicilien Zankle, später Messana, Naxos, Katana, Himera, ferner die dorischen, wozu in Sicilien Syrakus, Gela, Akragas, in Italien nur Taras oder Tarentum gehören mit dessen Kolonie Herakleia; aufserdem die Stadt der Lokrer mit den Pflanzstädten Hipponion und Medama und die erst gegen Ende dieser Periode gegründete Phokierstadt Vele oder Velia (Elea). Die Herkunft, die Veranlassung und die Epoche der Gründungen waren mannichfaltig verschieden; die chalkidischen Kolonien, die ältesten unter allen, sprachen den weichen ionischen Dialekt*, während in Tarent und Syrakus der dorische vorwaltete. Indefs eine gewisse Gemeinschaft, wenigstens im Gegensatz zu den Achaeern, läfst sich nicht verkennen; so in dem allen jenen Städten gemeinsamen Gebrauch des jüngeren griechischen Alphabets** und selbst in dem Dorismus der Sprache,

* So zum Beispiel heifst es auf einem kymaeischen Thongefäfs *Tuvaix: ἐμὶ λήϙυθος· ὃς δ' ἂν με κλέψῃ κατω ϙαγῇ ἔσται.*

** Es ist dasjenige gemeint, das die altphonicischen Formen des Iota ɿ, Gamma ⅂ oder ⅃ und Lambda ⅃ durch die weniger der Verwechselung ausgesetzten I C V ersetzte und regelmäfsig auch das leicht mit Pi Γ zu verwechselnde Rho P durch den Beistrich als R unterschied.

der auch in die chalkidischen Städte früh eindrang. — Die glänzendste Rolle unter diesen Staaten, so weit sie Italien angehören, fiel den Tarentinern zu. Der vortreffliche Hafen, der einzige gute an der ganzen Südküste, machte ihre Stadt zum natürlichen Entrepot des süditalischen Handels, ja sogar eines Theiles des Verkehrs auf dem adriatischen Meer; denn vor dem Aufblühen Brundisiums in römischer Zeit war Sipus der südlichste nennenswerthe Stapelort an der Ostküste und die Schiffer [von Epidamnos und Apollonia zogen es häufig vor in Tarent zu löschen — Hydrus (Otranto) scheint in den Händen der Tarentiner gewesen zu sein. Der reiche Fischfang in dem Meerbusen, die Erzeugung und Verarbeitung der vortrefflichen Schafwolle so wie deren Färbung mit dem Saft der tarentinischen Purpurschnecke, die mit der tyrischen wetteifern konnte — beide Industrien hieher eingebürgert aus dem kleinasiatischen Miletos — beschäftigten Tausende von Händen und fügten zu dem Zwischen- noch den Ausfuhrhandel hinzu; die nirgends im griechischen Italien in solcher Menge und ziemlich zahlreich selbst in Gold geschlagenen tarentinischen Münzen sind noch heute redende Beweise des ausgebreiteten und lebhaften tarentinischen Verkehrs. — Allerdings gehört die gröfste Blüthe Tarents erst der folgenden Periode an. Erst nach Sybaris Untergang, mit dem in dessen Blüthezeit Tarent gewetteifert hatte, erhob sich dies zum ersten Rang unter den italischen Hellenen. Namentlich nachdem in Folge einer furchtbaren Niederlage der Tarentiner durch die Iapyger (Ol. 76, 3, 280 der Stadt), der schwersten, die bis dahin ein Griechenheer von Barbaren erlitten hatte, die ursprüngliche aristokratische Verfassung in die vollständigste Demokratie übergegangen war, entfaltete sich hier die ganze Gewalt des Volksgeistes bald in grofsartigster Erhebung, bald in schandbarem Leichtsinn und kindischer Schwindelei. Ein eigenthümlich reges Leben herrschte in diesem italischen Athen, das unter seiner Schiffer-, Fischer- und Fabrikantenbevölkerung viel Reiche, aber wenig Vornehme zählte; es ist bezeichnend, dafs in dieser Stadt, wo alles belacht und verlacht ward, die travestirte Tragödie erfunden worden ist. — Im Verhältnifs zu den Italikern scheinen die Tarentiner nicht darauf ausgegangen zu sein ihr Gebiet wesentlich zu erweitern; ihr Landheer bestand seit der Demokratisirung des Staats nicht mehr aus Bürgern, sondern aus gemietheten Söldnern, und die Kriegsmacht des Staates lag hauptsächlich in der

Flotte, die gestutzt auf die starke Handelsmarine die bedeutendste grofsgriechische Seemacht ward. Es ist sonach erklärlich, dafs auf die Tarentiner zurückgeht, was sich von griechischer Civilisation im Südosten Italiens vorfindet; indefs fallen davon in diese Zeit nur die ersten Anfänge. Der Hellenismus Apuliens entwickelte sich erst in einer späteren Epoche.

Bescheidener war die Blüthe der griechischen Städte am Vesuv, der Kymaeer, die von der fruchtbaren Insel Aenaria auf das Festland hinübergingen und auf einem natürlich festen Hügel hart am Meere sich niederliefsen, von wo aus der Hafenplatz Dikaearchia, die Städte Parthenope und Neapolis gegründet wurden. Wir wissen wenig von der älteren Geschichte dieser campanischen Griechen; doch ist es klar, dafs sie nicht erobernd und unterdrückend gegen die Eingebornen auftraten, sondern von ihrem engen Bezirk aus mit ihnen friedlich handelten und verkehrten und dadurch, indem sie sich eine gedeihliche Existenz schufen, zugleich die wichtigste Stelle einnahmen unter den Missionären der griechischen Civilisation in Italien. Sie lebten nach den Gesetzen des Charondas, die den lokrischen des Zaleukos — dem ältesten griechischen Gesetzbuch — im Ganzen wie im Einzelnen sehr ähnlich gewesen zu sein scheinen, in einer demokratischen jedoch durch hohen Census gemäfsigten Verfassung, welche die Macht in die Hände eines aus den Reichsten erlesenen Rathes von tausend Mitgliedern legte; eine Verfassung, die sich bewährte und im Ganzen von diesen Städten Tyrannis wie Pöbelregiment fernhielt. — Von ähnlicher Art mag die jüngste der gröfsern italischen Colonien, die um Ol. 61, der Stadt 217 gegründete Niederlassung der Phokier Velia gewesen sein, nur dafs dies kühne Schiffergeschlecht weniger mit den nächsten Anwohnern in den lucanischen Gebirgen verkehrte als zur See mit den Küstenbewohnern des tyrrhenischen Meeres; verschiedene Spuren deuten auf einen alten und freundlichen Verkehr mit den Latinern an der Tiber.

Indefs den kühnen hellenischen Schiffern und Kaufleuten fehlte es nicht an einer concurrirenden und rivalisirenden Nation. Um ganz Sicilien herum, erzählt Thukydides, hatten, ehe die Griechen dorthin kamen oder wenigstens ehe sie dort in gröfserer Anzahl sich festsetzten, die Poener auf den Landspitzen und Inselchen ihre Factoreien gegründet, des Handels wegen mit den Eingebornen, nicht um Land zu gewinnen. Dafs dieselben auch in Unteritalien vor den Griechen gehaust

haben, dafür fehlt es an jedem Beweis; vielmehr ist es glaublich überliefert, dafs von den civilisirten Nationen des Ostens zuerst die Phokier es gewesen sind welche durch die ‚Spalte' (ῥήγιον) einfuhren in die Westsee. Die beiden Nationen, von denen die Poener wahrscheinlich von Africa, die Griechen von Italien herüberkamen, stiefsen bald auf einander in Sicilien, um dessen Besitz sie Jahrhunderte lang rangen, ohne dafs es der einen oder der andern gelungen wäre den Rivalen vollständig zu verdrängen. Die Griechen bemächtigten sich zuerst der nordöstlichen Spitze, wo die ältesten chalkidischen Colonien Himera, Zankle, Naxos angelegt wurden; der dorischen Einwanderung gelang es geraume Zeit hernach die gröfsere östliche Hälfte der Insel zu gewinnen, wo die kaufmännischen Etablissements der Poener einer energischen Kolonisationspolitik erlagen und Syrakus, Gela, Akragas entstanden. Allein der Nordwesten blieb im Besitz der Punier, mit den wichtigen Häfen Soloeis und Panormos an der Nordküste, Motye an der Africa zugewandten Spitze. Karthagos Macht, deren kräftiger Aufschwung um die Mitte des zweiten Jahrhunderts fällt, kam den sicilischen Poenern zu Hülfe und der Strom der griechischen Einwanderung stockte nach der Anlegung von Akragas (174 der Stadt). Bestimmter und energischer ergriff und verfolgte die führende Macht der punischen Nation seitdem den Gedanken wenigstens in den Meeren westlich von Sardinien und Sicilien sich nicht von den Griechen vertreiben zu lassen, wie früher die Poener aus dem ausschliefslichen Besitz der ganzen Westsee, dem Besitz der beiden Verbindungsstrafsen zwischen dem westlichen und dem östlichen Becken und dem Monopol der Handelsvermittlung zwischen Orient und Occident verdrängt worden waren. Schon um Kyros Zeit, um 200 der Stadt eroberte der karthagische Feldherr Malchus einen grofsen Theil Sardiniens, das um die Zeit der Vertreibung der römischen Könige im unbestrittenen Besitz Karthagos sich befindet.

So consolidirt sich im südlichen Italien und im östlichen Sicilien die hellenische, in Westsicilien und auf Sardinien die punische Nation, beide jetzt nicht mehr sich beschränkend auf die Anlage von Handelsfactoreien, sondern städtegründend und länderbeherrschend. Aber indem zugleich ihre Rivalität sich immer schärfer feststellt, scheint eben dies veranlafst zu haben, dafs das mittlere und nördliche Italien nicht colonisirt ward, sondern unter dem Schutz jener Rivalität die einheimischen

Nationen unabhängig blieben und eine eigene Handelspolitik verfolgen konnten.

Als die Kaufleute aus dem Osten zuerst einfuhren in die Westsee, trafen sie nirgends auf Segelschiffe; die Ruderbarken der Eingebornen drohten keine Gefahr und ungehindert konnten sich die Fremden auf den Inseln und Landspitzen ansiedeln. So die Poener in Sicilien; so gleichfalls die Hellenen längs der ganzen italischen Westküste. Spuren dieser ältesten Fahrten sind die griechischen Namen der Insel Aethalia (Ilva, Elba), die nächst Aenaria zu den am frühesten von Griechen besetzten Plätzen zu gehören scheint, und vielleicht auch des Hafenplatzes Telamon in Etrurien. Eben daraus erklärt sich die frühe Localisirung der Odysseussagen und anderer Heimfahrten troischer Helden an den campanischen Gestaden; wenn bei Formiae und Caieta die Laestrygonen hausen, wenn das isolirte Vorgebirg von Tarracina schon bei Skylax das Grab des Elpenor heifst, wenn schon bei Hesiodos Odysseus mit der Kirke zwei Söhne erzeugt, den Agrios das heifst den Wilden und den Latinos, die ‚im innersten Winkel der heiligen Inseln' die Tyrsener beherrschen, wenn den troischen Aeneas der König Latinus in Laurentum freundlich empfängt, so sind das alte Schiffermährchen kymaeischer und phokischer Seefahrer, welche der lieben Heimath auf der tyrrhenischen See gedachten. — Dafs die Küstenbewohner, wenn die Gelegenheit sich bot, die fremden Schiffer überfielen und plünderten, versteht sich von selbst und spricht sich auch in diesen Sagen so wie in der Wahl der ältesten Ansiedlungsplätze deutlich aus. In diesem Verkehr mag Aethalia, die ‚Feuerinsel' mit ihren reichen Kupfer- und besonders Eisengruben die erste Rolle gespielt und hier sich der Verkehr wie der Land- und Seeraub concentrirt haben; um so mehr als das Schmelzen der Metalle auf der kleinen und nicht waldreichen Insel ohne Verkehr mit dem Festland nicht geschehen konnte. Auch die Silbergruben von Populonia auf der Elba gegenüberliegenden Landspitze waren vielleicht schon den Griechen bekannt und von ihnen in Betrieb genommen. Hier zuerst scheinen die Küstenbewohner, lernend von den Fremden, anstatt ihrer Flotse und Ruderbarken Segelschiffe gebaut zu haben. Bald wurden sie gefährliche Mitbewerber auf dem neu gewonnenen Element: Aethalia und Populonia mufste verlassen werden und die reichen Gruben wurden nun von den Etruskern ausgebeutet. Aber schon beschränkten die Etrusker sich

nicht mehr auf ihre eigenen Gewässer. Sie gesellten sich die Volsker zu, die in Clientelverhältnifs zu ihnen traten und deren Waldungen in der pomptinischen Ebene den Etruskern die Kiele ihrer Seeschiffe lieferten; dem Seeraub der Antiaten hat erst die römische Herrschaft ein Ende gemacht und nicht umsonst heifst das Gestade der südlichen Volsker den griechischen Schiffern das der Laestrygonen. Auch in das campanische Meer gelangten die Etrusker früh, wo sie die hohe Landspitze von Sorrent, mit dem noch steileren hafenlosen Felsen von Capri eine rechte Corsarenwarte besetzten um nach beiden Meeren hin den Küstenfahrern aufzupassen. Zugleich scheinen sie von hier aus ins Binnenland von Campanien eingedrungen zu sein und sollen dort einen eigenen Zwölfstädtebund gegründet haben; wovon wenigstens so viel geschichtlich ist, dafs etruskisch redende Gemeinden im campanischen Binnenland entstanden und bis in späte Zeit sich dort erhielten. Zwar behaupteten sich die Griechen am Vesuv; allein die bescheidenen Grenzen, innerhalb deren sie hier sich hielten, dürfen wohl auf die Hemmung durch die etruskische Macht zurückgeführt werden.

Gemildert, aber nicht aufgehoben erscheint derselbe Gegensatz in dem südlichen Etrurien und in Latium so wie an den Mündungen des Padus, wo die edlere italische Nationalität eine mildere Gesittung erzeugte und dem Fremden ein gastlicherer Empfang bereitet war, ohne dafs doch griechische Colonien hier geduldet worden wären. Schon jene Sagen setzen sehr bezeichnend den ‚wilden Tyrrhener' dem Latiner entgegen und die unwirthliche Küste der Volsker dem friedlichen laurentischen Gestade. Die grofsen Handelsstädte, die in sehr früher Zeit hier entstanden, Spina und Hatria am Po, Rom an der Tiber, Caere in Etrurien sind, nach den italischen Namen wie nach der Lage in einiger Entfernung von der Küste zu schliefsen, sicher italische, nicht griechische Gründungen; dennoch finden wir sie seit alter Zeit in Verbindung mit den Hellenen. Der Verkehr mit dem Apolloheiligthum in Delphi, mit dem kumanischen Orakel ist verwebt in die älteste caeritische und römische Ueberlieferung; ja von Spina und Caere ist es gewifs, dafs in Delphi ihnen wie anderen in regelmäfsigem Verkehr mit dem Heiligthum stehenden Gemeinden eigene Schatzhäuser erbaut waren. Der erste unter allen Barbaren, der den olympischen Zeus beschenkte, war der tuskische König Arimnos, vielleicht Herr von Ariminum.

Vor allem merkwürdig aber ist die Stellung von Caere, das nicht wie Rom und Spina durch seine Lage von der Natur zum Emporium bestimmt ist; sein Hafen ist schlecht und Gruben giebt es nicht in der Nähe. Aber dort bestand eine Art von Freihafen für die Griechen wie für die Poener, wovon die drei caeritischen Hafenstädte: zwei griechische Pyrgi (bei S. Severa) und Alsion (bei Palo) einerseits, ‚die punische' (Punicum, bei S. Marinella) andrerseits das Andenken bewahrt haben. Ja Caere selbst führt seinen zweiten Namen Agylla nicht, wie man meint, von den Pelasgern, sondern von den Punern; denn im Punischen heifst dies die ‚Rundstadt', wie eben Caere vom Ufer aus gesehen sich darstellt. ‚Die Caeriten, sagt Strabon, galten viel bei den Hellenen wegen ihrer Tapferkeit und Gerechtigkeit und weil sie, so mächtig sie waren, doch des Raubes sich enthielten'; nicht des Seeraubes, der in jener Zeit vom Seehandel untrennbar war, sondern der Beraubung der hellenischen Gäste in Alsion und Pyrgi. Es schliefst dies übrigens nicht aus, vielmehr ist nicht daran zu zweifeln, dafs diese drei Hafenplätze den fremden Schiffern wohl geöffnet, aber wenigstens in der späteren Zeit nicht mehr im Besitz der Fremden waren; mögen die Mauern von Pyrgi auch von Griechen erbaut sein, wie die sehr eigenthümliche von der Architektur der caeritischen und überhaupt der etruskischen Stadtmauern wesentlich abweichende Bauart derselben anzudeuten scheint, so ward die Stadt doch, so wie die Caeriten zu eigener Macht gelangten, von der Metropole in Besitz genommen. Fortan ward in Caere und ebenso in den Städten gleicher Stellung der fremde Schiffer wohl geduldet; allein daneben erblühte ein eigener Handel, der unter dem Schutz der etruskischen Piraterie, gleichsam einer rohen Navigationsakte, bald den der Fremden in diesen Gewässern überflügeln mochte. So wurden diese Städte, wo die Italiker friedlich schalteten und den fremden Kaufmann duldeten, vor allen reich und mächtig und wie für die hellenischen Waaren so auch für die Keime der hellenischen Civilisation die rechten Stapelplätze.

Es mufsten die Etrusker und in minderem Grade die ihnen hier sich anschliefsenden Latiner wohl mächtig werden zur See im Handel wie im Krieg. Sie hatten am westlichen Meer den grofsen italischen Freihafen inne, am östlichen die Pommündungen und ihre Lagunenstadt, das Venedig jener Zeit; von Meer zu Meer wohnend beherrschten sie die Land-

strafse, die seit alter Zeit beide Meere verband; im Süden waren sie vorgedrungen in die reichen Ebenen von Capua und Nola. Sie besafsen die wichtigsten italischen Ausfuhrartikel, das Eisen von Ilva, das Kupfer von Campanien und Volaterrae, das Silber von Populonia, ja den Bernstein, dessen uralte Strafse von der Ostsee aus Mittelmeer bei Hatria führte und dessen Heimath darum auch nach der griechischen Sage die Pommudung ist. Es konnte nicht fehlen, dafs aus ihren Kapern bald eine mächtige Kriegsflotte ward und unter deren Schutz ihre Kauffahrer beide Meere beherrschten; mit Grund nannte darum der Grieche das westliche das Meer der Tusker, das östliche das Meer des tuskischen Hatria. So entwickelte sich jene wilde etruskische Corsarenwirthschaft, welche den Namen der Tyrrhener zum Schrecken der Griechen machte — der Enterhaken gilt für eine tuskische Erfindung —; aber auch jener ausgedehnte Handel, in Folge dessen in Sybaris der etruskische und der milesische Kaufmann concurrirten; und aus beiden entsprang der mafs- und sinnlose Luxus, in dem daheim die Etrusker sich gefielen. Den friedlichen Verkehr der Etrusker mit den Griechen schon in dieser Zeit bezeugen namentlich die Silbermünzen, die etwa vom Jahre 200 der Stadt an Populonia geschlagen hat; sie sind nicht den grofsgriechischen nachgeahmt, sondern attische Didrachmen, wie sie damals in Attika und Sicilien gangbar waren. Dafs dieser Verkehr die Befehdung der Griechen, namentlich der nächstwohnenden nicht ausschlofs, leuchtet ein; unverkennbar ist die etruskische Politik, die römische und caeritische nicht minder als die des eigentlichen Etrurien von Haus aus darauf ausgegangen die Ansiedlung der Griechen in Italien zu hemmen und sie von den italischen Meeren mehr oder minder vollständig auszuschliefsen.

Trafen also die Etrusker, Latiner und Karthager zusammen in demselben Interesse und demselben politischen Ziel, so konnte dafs sie sich verbündeten, um so weniger fehlen, als jede Nation einzeln dem gewaltigen Aufschwung der hellenischen kaum hätte Widerstand leisten können. Darum schlossen Etrurien und Karthago in früher Zeit einen Tractat, der nicht blofs die Waareneinfuhr und die Rechtsfolge regelte, sondern auch ein Kriegsbündnifs (*συμμαχία*) einschlofs. Dafs Rom nebst Latium wenn auch nicht unbedingt sich diesem anschlofs, doch im Ganzen eine ähnliche Politik verfolgte, ist bei den engen Beziehungen zwischen Rom und Caere und dem Han-

delsbündnifs zwischen Rom und Karthago nicht zu bezweifeln. In Folge dessen hinderten die Italiker die Besetzung Sardiniens und der Nordküste Siciliens durch die Karthager nicht; und beide machten gemeinschaftliche Sache gegen jeden, der sie im Alleinbesitz ihrer Meere bedrohte. Wirklich gelang es die Griechen zu hemmen, jedoch nicht ohne Ausnahme. Zwar in dem unwirthlichen Ostmeer finden wir keine altgriechische Colonie an der italischen noch nördlich von Schwarzkerkyra an der illyrischen Küste; allein im Westmeer wufsten dennoch die kühnen Rhodier und Phokaeer Fufs zu fassen. Jene setzten sich gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts der Stadt auf den liparischen Inseln fest, und trotz der Anstrengungen der tuskischen ‚Seeräuber', die Jahr aus Jahr ein die Insel bedrohten, gelang es ihnen sich zu behaupten; ja es leidet wohl keinen Zweifel, dafs von hier aus an das Pyrenäengebirg eine Kolonie geführt ward, Rhoda, jetzt Rosas. Sogar bis nach Saguntum scheint eine griechische Kolonie geführt zu sein, die von Zakynthiern und Ardeaten gestiftet sein soll. — Folgenreicher noch war der kühne Widerstand der kleinasiatischen Phokaeer. Sie, die zuerst den Griechen die Westsee erschlossen hatten und deren Ansiedlungen unter den sicilischen Elymern ‚aus troischer Zeit' vielleicht sogar älter sind als die Besetzung der Insel durch die Punier, sie waren nicht gemeint vor den Barbaren aus diesen Gewässern zu weichen und gründeten um die Mitte des zweiten Jahrhunderts der Stadt, vermuthlich ehe Karthago übermächtig geworden war und ehe jene tuskisch-punische Allianz sich festgestellt hatte, die westlichste der grofsen Griechenstädte, Massalia an der Küste der Kelten. Die Stadt gedieh trotz ihrer Isolirung und monopolisirte bald den Handel von den Pyrenäen bis nach Nizza. Ein zweiter Versuch war nicht minder kühn, aber der Erfolg minder glücklich. Andere Phokaeer siedelten sich Caere gegenüber an in Alalia (Aleria) auf Corsica; sie zu vertreiben erschien die vereinigte Flotte der Etrusker und Karthager. In einer grofsen Schlacht — einer der ältesten Seeschlachten, die die Geschichte nennt — um das Jahr 217 der Stadt siegten die Phokaeer mit sechzig Schiffen über die doppelt so starken Feinde oder schrieben sich wenigstens den Sieg zu; denn dem Erfolg nach war der Sieg einer Niederlage gleich. Die Phokaeer gaben Corsica auf und zogen sich zurück an die süditalische Küste, wo sie Velia gründeten; Corsica mit den Städten Alalia und Nikaea ward tuskischer Besitz und die

Eingebornen zinsten dort seitdem ihren Herren Pech, Wachs und Honig. Charakteristisch ist es für die Stellung der Caeriten, dafs sie die phokaeischen Gefangenen auf dem Markt von Caere steinigten und alsdann, um den Frevel zu sühnen, den delphischen Apoll beschickten. — In welchem Verhältnifs die Italiker zu den Poenern standen, vermögen wir genauer nicht zu bestimmen; vermuthlich suchte man sie von den östlichen Gewässern und von Spanien fernzuhalten, auf das Karthago früh den Blick geworfen hatte. Wir finden wenigstens, dafs den Römern in ihrem Vertrag mit Karthago der Besuch der spanischen Küste nicht so erleichtert ward wie der von Africa, Sardinien und Sicilien. Dafs Tarraco eine tuskische Gründung sei, und dafs die Etrusker eine Kolonie nach den canarischen Inseln hätten senden wollen, aber von den Karthagern daran verhindert worden seien; dafs die Ardeaten sich in Saguntum angesiedelt; dafs ein punischer Schiffer, der das römische ihm in den atlantischen Ocean nachsteuernde Fahrzeug mit Aufopferung seines eigenen Schiffes auf eine Sandbank geführt habe, defshalb von seiner Gemeinde belohnt worden sei, sind Erzählungen, deren Glaubwürdigkeit nicht aufser Zweifel ist, die aber, auch wenn sie erfunden sein sollten, für die Rivalität auch unter den verbündeten Flaggen bezeichnend sind. — Was die östlichen Gewässer anlangt, so war es natürlich den Karthagern nicht möglich die auch im adriatischen Meer mächtigen Etrusker davon auszuschliefsen; dagegen den Latinern untersagte der Vertrag mit Karthago die Beschiffung der Gewässer östlich vom Kap Bon und ebenso ein Vertrag mit Tarent, den wir wohl schon in diese Zeit setzen dürfen, ihnen die Fahrt östlich vom lakinischen Vorgebirge.

KAPITEL XI.

Recht und Gericht.

Das Volksleben in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit anschaulich zu machen vermag die Geschichte nicht allein; es mufs ihr genügen die Entwicklung der Gesammtheit darzustellen und das Schaffen und Handeln, das Denken und Dichten des Einzelnen, so sehr auch diese von dem Zuge des Volksgeistes beherrscht werden, bei Seite zu lassen oder doch nur in den allgemeinsten Umrissen anzudeuten. Dies letztere hier und eben für diese älteste geschichtlich so gut wie verschollene Zeit wenigstens zu versuchen schien defswegen nothwendig, weil die tiefe Kluft, die unser Denken und Empfinden von dem der alten Culturvölker trennt, sich auf diesem Gebiet allein einigermafsen zum Bewufstsein bringen läfst. Unsere Ueberlieferung mit ihren verwirrten Völkernamen und getrübten Sagen ist wie die dürren Blätter, von denen wir mühsam begreifen, dafs sie einst grün gewesen sind; statt die unerquickliche Rede durch diese säuseln zu lassen und die Schnitzel der Menschheit, die Choner und Oenotrer, die Sicaler und Pelasger zu classificiren wird es sich besser schicken zu fragen, wie denn das reale Volksleben des alten Italien im Rechtsverkehr, das ideale in der Religion sich ausgeprägt haben, wie man gewirthschaftet und gehandelt hat, woher die Schrift den Volkern kam und die weiteren Elemente der Bildung. So dürftig auch hier unser Wissen ist, schon für das römische Volk, mehr noch für das der Sabeller und das etruskische, so wird doch selbst die geringe und lückenvolle Kunde dem Leser

statt des Namens eine Anschauung oder doch eine Ahnung gewähren.

Vom Rechtswesen ist nur für die römische Gemeinde eine Ueberlieferung auf uns gekommen. — Gericht oder ‚Gebot' (*ius*) hält der König an den Sprechtagen (*dies fasti*) auf dem Marktplatz, sitzend auf dem ‚Herrenstuhl' (*sella curulis*); ihm zur Seite stehen seine Boten, vor ihm die Parteien. Indefs die Herrenmacht des Hausvaters und der Familie bestand daneben fort auch nach Bildung der römischen Gemeinde, unbedingt für die Frauen, deren rechter Richter entweder der Vater oder der Ehemann oder in deren Ermangelung die Familie ist, beschränkt für die Männer, die nur in dem Hausvater einen zweiten Herrn neben dem König über sich erkennen; in allen Fällen aber concurrirt mit der Familien- die königliche Gerichtsbarkeit. — Regelmäfsig schreitet der Staat von sich aus nur ein, wenn der gemeine Frieden gebrochen ist, also vor allen Dingen im Fall des Landesverraths oder der Gemeinschaft mit dem Landesfeind (*proditio*) und der gewaltsamen Auflehnung gegen die Obrigkeit (*perduellio*). Aber auch der arge Mörder (*paricida*), der Brandstifter, der falsche Zeuge, ferner wer die Ernte durch bösen Zauber bespricht oder wer zur Nachtzeit auf dem der Hut der Götter und des Volkes überlassenen Acker unbefugt das Korn schneidet, auch sie brechen den gemeinen Frieden und werden defshalb dem Hochverräther gleich geachtet. Den Prozefs eröffnet und leitet der König und fällt das Urtheil, nachdem er mit den zugezogenen Rathmännern sich besprochen hat. Doch steht es ihm frei, nachdem er den Prozefs eröffnet hat, die weitere Verhandlung und die Urtheilsfällung an Stellvertreter zu übertragen, die regelmäfsig aus dem Rath genommen werden. Aufserordentliche Stellvertreter der Art sind die Commissarien zur Aburtheilung der Empörung (*duoviri perduellionis*). Ständige Stellvertreter scheinen die ‚Mordspürer' (*quaestores paricidii*) gewesen zu sein, denen zunächst wohl die Aufspürung und Verhaftung der Mörder, also eine gewisse polizeiliche Thätigkeit oblag. Untersuchungshaft ist Regel, doch kann auch der Angeklagte gegen Bürgschaft entlassen werden. Folterung zur Erzwingung des Geständnisses kommt nur vor für Sclaven. Wer überwiesen ist den gemeinen Frieden gebrochen zu haben, büfst immer mit dem Leben; die Todesstrafen sind mannigfaltig, so wird der falsche Zeuge vom Burgfelsen gestürzt, der Erntedieb aufgeknüpft, der Brandstifter verbrannt. Begnadigen kann

der König nicht, sondern nur das Volk; der König aber kann dem Verurtheilten die Betretung des Gnadenweges (*provocatio*) gestatten oder verweigern. — Bufsen an den Staat wegen Ordnungswidrigkeit und Polizeivergehen verhängt der König nach Ermessen; sie bestehen in einer bestimmten Zahl (daher der Name *multa*) von Rindern oder Schafen. Auch Ruthenhiebe zu erkennen steht in der Hand des Königs. — In allen übrigen Fällen, wo nur der Einzelne, nicht der gemeine Frieden verletzt war, schreitet der Staat nur ein auf Anrufen des Verletzten, welcher seinen Spruch (*lex*) dem König vorträgt (daher *lege agere* und die ‚Sprechtage'); der König kann wieder entweder selbst die Sache untersuchen oder sie in seinem Namen durch einen Stellvertreter abmachen lassen. Als die regelmäfsige Form der Sühnung eines solchen Unrechts galt der Vergleich zwischen dem Verletzer und dem Verletzten; der Staat trat nur ergänzend ein, wenn der Dieb den Bestohlenen, der Schädiger den Geschädigten nicht zufriedenstellte durch eine ausreichende Sühne (*poena*), wenn Jemand sein Eigenthum vorenthalten oder seine gerechte Forderung nicht erfüllt ward. Was in dieser Epoche als ausreichende Sühne des Diebstahls galt, läfst sich nicht bestimmen; natürlich schätzte der Geschädigte, doch stand wohl seit ältester Zeit dem Richter das Recht der Ermäfsigung zu. Von dem auf frischer That ergriffenen Diebe forderte der Verletzte billig Schwereres als von dem später entdeckten, da die Erbitterung, welche eben zu sühnen ist, gegen jenen stärker ist als gegen diesen. Erschien das Verbrechen minderer Sühne unfähig oder war der Dieb nicht im Stande die Schätzung zu erlegen, so ward er vom Richter dem Bestohlenen als eigener Mann zugesprochen. — Bei Schädigung (*iniuria*) des Körpers wie der Sachen mufste in den leichteren Fällen der Verletzte wohl unbedingt Sühne nehmen; ging dagegen durch dieselbe ein Glied verloren, so konnte der Verstümmelte Auge um Auge fordern und Zahn um Zahn. — Das Eigenthum ruht überall direct oder indirect auf der Zutheilung einzelner Sachen an einzelne Bürger durch den Staat, am bestimmtesten bei dem Grundeigenthum, welches herrührt von Ausweisung einzelner Stücke Landes an den einzelnen Bürger aus der gemeinen Mark. Dasselbe geht frei von Hand zu Hand, jedoch so, dafs beim Kauf und Tausch immer Zug um Zug geleistet wird und Kauf auf Credit keine Klage giebt, aber auch kein Eigenthum überträgt. Seit das Kupfer anstatt der Schafe und Rinder der

regelmäfsige Werthmesser geworden war, bestand die Form des Kaufes also darin, dafs der Käufer dem Verkäufer die festgesetzten Kupferpfunde vor Zeugen auf der Wage zuwägt und dieser ihm gleichzeitig die gekaufte Sache in die Hand giebt (*mancipare*); dafür dafs er Eigenthümer sei, mufs der Verkäufer einstehen und büfst im entgegenstehenden Fall dem Käufer ähnlich wie wenn er die Sache ihm entwendet hätte. Wem sein Eigenthum widerrechtlich entzogen oder vorenthalten wird, der zeigt die ‚Vergewaltigung' dem König an (*vindiciae*), worauf ihm dieser nach untersuchter Sache zu seinem Rechte verhilft. — Heilig wie das Eigenthum ist auch das Darlehen, welches gleichfalls durch Zuwägen des Kupfers unter Verpflichtung (*nexus*) der Rückgabe vor Zeugen eingegangen und ebenso wieder aufgelöst wird; der Schuldner haftet für Kapital und Zins, welcher für das Jahr den zwölften Theil des Kapitals (*uncia*; 8½ Procent) zu betragen pflegte. Die übrigen Verträge waren in dieser Zeit wohl noch nicht klagbar, mit Ausnahme des Verlöbnisses, wobei der Vater, wenn er die versprochene Braut nicht giebt, dem Bräutigam dafür Sühne und Ersatz zu leisten hat. Anstatt der Verpfändung, die das Recht nicht kannte, diente ein Vertrag, der dem Gläubiger sofort das Eigenthum an dem Unterpfand gab und ihn verpflichtete im Fall der Rückzahlung des Darlehns das Eigenthum dem Schuldner zurückzuübertragen. — Ward der Staat angerufen um über das streitige Eigenthum zu entscheiden oder die Zahlung der Forderung zu vermitteln, so kam es darauf an, ob das Sachverhältnifs erst festzustellen war oder schon klar vorlag, welches letztere bei Eigenthumsklagen nicht wohl denkbar war, dagegen bei Darlehnsklagen nach den geltenden Rechtsnormen mittelst der Zeugen leicht bewerkstelligt werden konnte. Die Feststellung des Sachverhältnisses geschah in Form einer Wette (*sponsio*), wobei jede Partei für den Fall des Unterliegens einen Einsatz machte: bei wichtigen Sachen von mehr als zehn Rindern Werth einen von fünf Rindern, bei geringeren einen von fünf Schafen; der Einsatz der unterliegenden Partei fiel den Priestern zu zum Behuf der öffentlichen Opfer. Wer also verurtheilt war und ohne den Spruch zu erfüllen dreifsig Tage hatte verstreichen lassen; ferner wessen Leistungspflicht von Anfang an feststand, also regelmäfsig der Schuldner, wofern er nicht Zeugen für die Rückzahlung hatte, unterlag dem Executionsverfahren ‚durch Handanlegung' (*manus iniectio*), indem ihn der Kläger packte

wo er ihn fand und ihn vor Gericht stellte, nicht um sich zu vertheidigen, sondern um die anerkannte Schuld zu erfüllen. Zwar ein Dritter konnte für ihn auftreten und diese Gewaltthat als unbefugte bezeichnen (*vindex*), worauf dann das Verfahren sistirt ward; allein diese Vertretung machte den Vertreter persönlich verantwortlich, weshalb auch für ansässige Leute nur andre Ansässige Vertreter sein konnten. Trat weder Erfüllung noch Vertretung ein, so sprach der König den Schuldner dem Gläubiger so zu, dafs er ihn abführen und halten konnte gleich einem Sclaven. Waren alsdann sechzig Tage verstrichen und war während derselben der Schuldner dreimal auf dem Markt ausgestellt und ausgerufen worden, ob Jemand seiner sich erbarme, und dies alles ohne Erfolg geblieben, so hatten die Gläubiger das Recht ihn zu tödten und sich in seine Leiche zu theilen, oder auch ihn mit seinen Kindern und seiner Habe als Sclaven in die Fremde zu verkaufen, oder auch ihn bei sich an Sclaven Statt zu halten; denn freilich konnte er, so lange er im Kreis der römischen Gemeinde blieb, nach römischem Recht nicht vollständig Sclave werden. — So ward Habe und Gut eines Jeden von der römischen Gemeinde gegen den Dieb und Schädiger sowohl wie gegen den unbefugten Besitzer und den zahlungsunfähigen Schuldner mit unnachsichtlicher Strenge geschirmt. — Ebenso schirmte man das Gut der Unmündigen und der Wahnsinnigen, indem man die nächsten Erben zu der Hut desselben berief, und nicht minder das Gut der Weiber, die gleichsam als lebenslänglich unmündig betrachtet wurden. Nach dem Tode fällt das Gut den nächsten Erben zu, wobei alle Gleichberechtigten, auch die Weiber gleiche Theile erhalten. Dispensiren von der gesetzlichen Erbfolge kann allerdings nur die Volksversammlung, wobei auch der an dem Vermögen haftenden Sacralpflichten wegen das Gutachten der Priester einzuholen ist; indefs scheinen solche Dispensationen früh sehr häufig geworden zu sein und im Entstehungsfall konnte bei der vollkommen freien Disposition, die einem Jeden über sein Vermögen bei seinen Lebzeiten zustand, diesem Mangel dadurch einigermafsen abgeholfen werden, dafs man sein Gesammtvermögen einem Freund übertrug, der dasselbe nach dem Tode dem Willen des Verstorbenen gemäfs vertheilte.

Nach diesem Rechte lebten in Rom die Bürger und die Schutzverwandten, zwischen denen, so weit wir sehen von Anfang an, die vollständigste rechtliche Gleichheit bestand.

Der Fremde dagegen, sofern er sich nicht einem römischen Schutzherrn ergeben hat und also als Schutzverwandter lebt, ist rechtlos, er wie seine Habe; was der römische Bürger ihm abnimmt, das ist ebenso recht erworben wie die am Meeresufer aufgelesene herrenlose Muschel. Nur das Grundstück, das aufserhalb der römischen Grenze liegt, kann der römische Bürger wohl factisch gewinnen, aber nicht im Rechtssinn als dessen Eigenthümer gelten; denn die Grenze der Gemeinde verrücken kann nur die Gemeinde. Anders ist es im Kriege; was der Soldat gewinnt, der unter dem Heerbann ficht, bewegliches wie unbewegliches Gut, fällt nicht ihm zu, sondern dem Staat, und hier hängt es denn auch von diesem ab die Grenze vorzuschieben oder zurückzunehmen. — Ausnahmen von diesen allgemeinen Regeln entstehen durch besondere Staatsverträge, die den Mitgliedern fremder Gemeinden gewisse Rechte in Rom sichern. Vor allem wichtig in dieser Hinsicht ist das ewige Bündnifs zwischen Rom und Latium, das alle Verträge zwischen Römern und Latinern für rechtsgültig erklärte und zugleich für diese einen beschleunigten Civilprozefs verordnete vor geschwornen ‚Wiederschaffern' (*recuperatores*), welche, da sie gegen den sonstigen römischen Gebrauch, einem Richter die Entscheidung zu übertragen, immer in der Mehrheit und in ungleicher Zahl sitzen, wohl als ein aus Richtern beider Nationen und einem Obmann zusammengesetztes Handels- und Mefsgericht zu denken sind. Sie urtheilen am Ort des abgeschlossenen Vertrages und müssen spätestens in zehn Tagen den Prozefs beendigt haben. Ob die vollkommene Rechtsgleichheit zwischen Römern und Latinern, namentlich das gegenseitige Erbrecht schon dieser Epoche angehört, ist ungewifs. Die Formen, in denen der Verkehr zwischen Römern und Latinern sich bewegte, waren natürlich die allgemeinen, in denen auch Patricier und Plebejer mit einander verkehrten; denn die Mancipation und das Nexum sind ursprünglich gar keine Formalacte, sondern der prägnante Ausdruck der Rechtsbegriffe, deren Herrschaft reichte wenigstens so weit man lateinisch sprach. — In anderer Weise und anderen Formen ward der Verkehr mit dem eigentlichen Ausland vermittelt. Der Vertrag mit Karthago setzte fest, dafs der römische Kaufmann, der an einen Karthager verkaufen wolle im karthagischen Sicilien, in Sardinien und Africa, dabei den karthagischen Staatsherold und den Staatsschreiber zuziehen müsse, in welchem Falle ihm die karthagische

Gemeinde gutstehe für die Zahlung seiner Forderung. Aehnliche Verträge müssen mit den Caeriten und andern befreundeten Völkern bestanden haben und die Grundlage geworden sein des internationalen Privatrechts (*ius gentium*), das sich in Rom allmählich neben dem Landrecht entwickelte. Eine Spur dieser Rechtsbildung ist das merkwürdige Mutuum, der ‚Wandel' (von *mutare*, wie *dividuus*); eine Form des Darlehns, die nicht wie das Nexum auf einer ausdrücklich vor Zeugen abgegebenen bindenden Erklärung des Schuldners beruht, sondern auf dem blofsen Uebergang des Geldes aus einer Hand in die andere und die so offenbar dem Verkehr mit Fremden entsprungen ist wie das Nexum dem einheimischen Geschäftsverkehr. Es ist darum charakteristisch, dafs das Wort als *μοῖτον* im sicilischen Griechisch wiederkehrt; wahrscheinlich als Lehnwort aus dem Lateinischen, in Folge des häufigen Verkehrs der latinischen Schiffer auf der Insel. Eben dahin gehört der Uebergang des lateinischen *carcer* in die sicilische Landessprache (*χάρχαρον*), während das verwandte *ergastulum* umgekehrt von *ἐργασία* lateinisch gebildet ist. Haft und Zwangsarbeit sind ja die Folgen des nicht bezahlten Darlehns in allen alten Rechten.

Werfen wir noch einen Blick zurück auf die Gesammtheit dieser Institutionen, die im Wesentlichen entnommen sind der ältesten etwa ein halbes Jahrhundert nach der Abschaffung des Königthums veranstalteten Aufzeichnung des römischen Gewohnheitsrechts und deren Bestehen schon in der Königszeit sich wohl für einzelne Puncte, aber nicht im Ganzen bezweifeln läfst, so erkennen wir darin das Recht eines weit vorgeschrittenen ebenso liberalen als consequenten Handelsstaats. Hier ist keine Spur von jenem ältesten Zustand, den die germanischen Institutionen uns darstellen, wo die Staatsgewalt noch ringt mit der Autorität der kleineren im Volke aufgegangenen Geschlechts- oder Gaugenossenschaften; keine Rechtsallianz innerhalb des Staates zur Ergänzung der unvollkommenen Staatshülfe durch gegenseitigen Schutz und Trutz; keine ernstliche Spur der Blutrache oder des die Verfügung des Einzelnen beschränkenden Familieneigenthums. Dergleichen mufs wohl einmal auch bei den Italikern bestanden haben; es mag in einzelnen Institutionen des Sacralrechts, zum Beispiel in dem Sühnbock, den der unfreiwillige Todtschläger den nächsten Verwandten des Getödteten zu geben verpflichtet war, davon eine Spur sich finden; allein schon

für die älteste Periode Roms, die wir in Gedanken erfassen können, ist dies ein längst überwundener Standpunkt. Zwar ist das Geschlecht, die Familie in der römischen Gemeinde nicht vernichtet; aber die ideelle wie die reale Allmacht des Staates ist durch sie ebenso wenig beschränkt als durch die Freiheit, die der Staat dem Bürger gewährt und gewährleistet. Der letzte Rechtsgrund ist überall der Staat — die Freiheit ist nur ein anderer Ausdruck für das Bürgerrecht im weitesten Sinn, alles Eigenthum beruht auf ausdrücklicher oder stillschweigender Uebertragung von der Gemeinde auf den Einzelnen. Scharf und klar ist das Gebiet des Staates und der Bürger geschieden: die Vergehen gegen den Staat, welche unmittelbar das Gericht des Staates herbeirufen und immer Lebensstrafe nach sich ziehen; die Vergehen gegen den Mitbürger oder den Gast, welche zunächst durch Vergleich und Sühne oder Befriedigung des Verletzten abgethan und niemals mit dem Leben gebüfst werden, sondern höchstens mit dem Verlust der Freiheit. Hand in Hand gehen die gröfste Liberalität in Gestattung des Verkehrs und das strengste Executionssystem; ganz wie heutzutage in Handelsstaaten die allgemeine Wechselfähigkeit und der strengste Wechselprozefs zusammen auftreten. Der Bürger und der Schutzgenosse stehen sich im Verkehr vollkommen gleich; Staatsverträge gestatten umfassende Rechtsgleichheit auch dem Gast; die Frauen sind im Recht mit den Männern völlig in eine Linie gestellt, obwohl sie im Handeln beschränkt sind; ja der kaum erwachsene Knabe bekommt sogleich das umfassendste Dispositionsrecht über sein Vermögen. Wer überhaupt verfügen kann, ist in seinem Kreise so souverain, wie der Staat herrscht über alle. Höchst charakteristisch ist das Creditsystem: ein Bodencredit existirt nicht, sondern anstatt der Hypothekarschuld tritt sofort ein womit heutzutage das Hypothekarverfahren schliefst, der Uebergang des Eigenthums vom Schuldner auf dem Gläubiger; dagegen ist der persönliche Credit in der umfassendsten, um nicht zu sagen ausschweifendsten Weise garantirt, indem der Gläubiger befugt ist den zahlungsunfähigen Schuldner dem Diebe gleich zu behandeln und jedem Gläubiger dasjenige, was Shylock sich von seinem Todfeind halb zum Spott ausbedingt, hier in vollkommenem legislatorischen Ernst vom Gesetzgeber eingeräumt, ja der Punct wegen des Zuvielabschneidens von ihm sorgfältiger verclausulirt wird als es der Jude that. Man konnte es nicht deutlicher aussprechen, dafs man

zugleich unabhängige und nicht verschuldete Bauernwesen und kaufmännischen Credit herzustellen, alles Scheineigenthum aber wie alle Wortlosigkeit mit unerbittlicher Energie zu unterdrücken beabsichtigte. Nimmt man dazu das früh anerkannte Niederlassungsrecht sämmtlicher Latiner und die gleichfalls früh ausgesprochene Gültigkeit der Civilehe, so wird man erkennen, dafs dieser Staat, der das Höchste von seinen Bürgern verlangte und den Begriff der Unterthänigkeit des Einzelnen steigerte wie keiner vor oder nach ihm, dies nur that und nur thun konnte, weil er die Schranken des Verkehrs selber niederwarf und die Freiheit ebenso sehr in dieser Richtung entfesselte, wie er in jener sie beschränkte. Ueberall steht neben der unbedingten Willkür die ungemessene Strenge; wie der unvertretene Fremde dem gehetzten Wild, so steht der Gast dem Bürger gleich; Eigenthum und Forderung sind so allmächtig, dafs dem Armen nirgends eine Rettung, nirgends eine menschliche und billige Berücksichtigung sich zeigt; es ist als fände das Recht eine Freude daran überall die schärfsten Spitzen zu bezeichnen, die äufsersten Consequenzen zu ziehen, das Tyrannische des Rechtsbegriffs gewaltsam dem blödesten Verstande aufzudrängen. Die poetische Form, die gemüthliche Anschaulichkeit, die in den germanischen Rechtsordnungen anmuthig walten, sind dem Römer fremd; in seinem Recht ist alles klar und knapp, kein Symbol angewandt, keine Institution zu viel. Es ist nicht grausam; alles Nöthige wird vollzogen ohne Umstände, auch die Todesstrafe; dafs der Freie nicht gefoltert werden kann, ist ein Ursatz des römischen Rechts, den zu gewinnen andre Völker Jahrtausende haben ringen müssen. Aber es ist schrecklich, dies Recht mit seiner unerbittlichen Strenge, die man sich nicht allzusehr gemildert denken darf durch eine humane Praxis; denn es ist ja Volksrecht — schrecklicher als die Bleidächer und die Marterkammern jenes lebendige Begräbnifs, das der Arme in dem Schuldthurm jedes vermögenden Mannes klaffen sah. Aber darin eben ist die Gröfse Roms beschlossen und begründet, dafs das Volk solche Rechte sich selber gesetzt und solches Recht ertragen hat, in dem die ewigen Grundsätze der Freiheit und der Botmäfsigkeit, des Eigenthums und der Rechtsfolge unverfälscht und ungemildert walteten und heute noch walten.

KAPITEL XII.

Religion.

Es ward schon früher angedeutet, dafs die römische Götterwelt hervorgegangen ist aus der Wiederspiegelung der römischen Gemeinde in einem höheren und geistigeren Anschauungskreise, in dem sich mit peinlicher Genauigkeit das kleine wie das Grofse wiederholte. Zahllos und ewig wechselnd war die Schaar der Götter, wie der Kreis der irdischen Dinge fluthet im ewigen Kommen und Gehen; der Staat und der Gau, die Zunft und das Geschlecht, jeder Bürger, jeder Ort und Gegenstand, ja jede Handlung hatte darin sein Gegenbild, das mit dem irdischen Begleiter kam, bestand und verging. Wie der irdische Kreis der römischen Gemeinde abgeschlossen war gegen die übrigen Staaten, so standen auch die römischen Götter den fremden schroff gegenüber und die beiden Kreise wurden in der Regel gleichmäfsig erweitert; wenn aus der eroberten Stadt die Bürger übersiedelten nach Rom, so lud man auch die Götter ein dort eine neue Stätte sich zu bereiten, ja man unterschied wie die Altbürger und die Insassen so die ‚einheimischen' (*indigetes*) und die ‚neusassigen' (*novensides*) Götter. — Wie Jedermann die ihm eigen zukommenden oder die gerade ihn angehenden Götter verehrte, so die Gemeinde als solche die übrigen. Es bezog sich demnach der älteste öffentliche Cult vor allem auf die drei Götter, die das Volk nach den drei Curien darstellten, und auf die Gottheit des römischen Heeres. Jene drei sind der römische Vater Iovis, der vornehmste unter allen als Ver-

treter der Ramner; der von den Sabinern entlehnte
der mit den Titiern nach Rom kam; endlich der Quir
der von der geschlossenen Gemeinde der römischen S
träger (*quirites*) den Namen hat, weshalb auch später
man die Zahl der Bezirke schlofs, der letzte nach ihm
nannt ward. Diesen drei Göttern waren aufserhalb der
— der vorservianischen nämlich — heilige Stätten gewid
dem Iovis natürlich die Burg, dem Mars die Ebene zwis
der Burg und dem Flufs, dem Quirinus der nach ihm
nannte Hügel. Dagegen der Gottheit des römischen Her
der Vesta war wie billig unmittelbar neben oder vielmeh
dem Hause des Königs, in dem ältesten und vornehm
Theil der Stadt am Palatin, die Stätte bereitet, an welch
‚Vorrathskammer' (*penates*) sich anschlofs. Diesen vier
heiten wurden seit ältester Zeit ständige Diener vom S
bestellt: jenen Dreien jedem ein ‚Zünder' (*flamen*) zum
bringen der Brandopfer, während sechs keusche Jungfr
gleichsam als die Haustöchter des römischen Volkes,
Dienste der Vesta genommen wurden und das heilsame
des gemeinen Heerdes, den Bürgern zum Exempel und V
zeichen, stets lodernd unterhielten. Es war dieser häu
öffentliche Cult der heiligste aller römischen, wie er
auch unter allen heidnischen Gottesdiensten zuletzt dem
stenthum in Rom erlegen ist. — Natürlich beschränkte
indefs schon die älteste Verehrung keineswegs auf diese
Gottheiten, die den römischen Staat unmittelbar darste
auch andern Abstractionen wurde eine eigene Verehrung
widmet, deren Ursprung zum Theil über Roms Entste
hinaufreichen mag und deren Begehung im Namen des V
einzelnen Genossenschaften oder Geschlechtern oblag.
gehören die zwölf ‚Springer' (*salii*) aus der Altstadt un
zwölf Springer aus der Vorstadt, die im März den Waffe
aufführten und dazu sangen; ferner die zwölf ‚Ackerbr
(*fratres arvales*), welche die ‚schaffende Göttin' im Mai an
für das Gedeihen der Saaten. Diese drei nicht gentilicischen
unter allen Priestercollegien die vornehmsten. Ihnen sch
die titische Brüderschaft sich an, die den Sondercult der zw
römischen Tribus zu bewahren und zu besorgen hat. Minde
geschen waren die Geschlechtsgottesdienste, bei denen zug
das Volk sich betheiligt. So das ‚Wolfsfest' (*lupercalia*), d
die Beschirmung der Heerden dem ‚günstigen Gotte' (*Fa*
von dem uralten Fabiergeschlecht und dem nach Alba

ihnen zugegebenen Quinctiliern im Monat Februar gefeiert ward; ein rechtes Hirtencarneval, bei dem die Wolfswehrer (‚*luperci*') nackt mit dem Bocksfell umgürtet herumsprangen und die Leute mit Riemen klatschten. Ebenso lag der Dienst des ‚Beschliefsers' Hercules, der den eingefriedigten Bauerhof schirmte, den Geschlechtern der Potitier und Pinarier ob, und so war unzweifelhaft noch bei zahlreichen andern gentilicischen Culten zugleich die Gemeinde mit vertreten und betheiligt. — Zu diesem ältesten Gottesdienst der römischen Gemeinde traten allmählich neue Verehrungen hinzu; so der Diana, der der Aventin angewiesen ward, als der Repräsentantin der latinischen Eidgenossenschaft, für die aber eben darum ein besondrer römischer Priester nicht bestellt ward; und zahlreicher anderer Götterbegriffe, denen in bestimmter Weise durch allgemeine Feier oder durch besonders zu ihrem Dienst bestimmte Geschlechter oder Genossenschaften zu huldigen die Gemeinde sich gewöhnte, einzelnen auch wohl einen eigenen Zünder bestellte, so dafs deren zuletzt fünfzehn gezählt wurden. Aber sorgfältig unterschied man darunter jene drei Altzünder (*flamines maiores*), die bis in die späteste Zeit nur aus den Altbürgern genommen werden konnten, ebenso wie die drei alten Genossenschaften der palatinischen und quirinalischen Salier und der Arvalen stets den Vorrang vor allen übrigen Priestercollegien behaupteten. — Während also den Kreis der Götter zu vermehren nur von der Vorstellung der Menschen abhing, blieben doch die abgeschiedenen Geister streng von ihnen ausgeschlossen. Zwar glaubte man auch an deren Fortleben und brachten ihnen Speise und Trank; allein sie hausten in den Räumen der Tiefe, während die Götter droben walteten, und keine Brücke führte aus der unteren in die obere Welt. Der griechische Heroencult ist den Römern völlig fremd und wie jung und schlecht die Romulussage erfunden ist, zeigt schon die ganz unrömische Verwandlung desselben in den Quirinus. Numa, der älteste und ehrwürdigste Name in der römischen Sage, ist nie als Gott in Rom verehrt worden wie Theseus in Athen.

Die Verehrung der Götter geschieht unmittelbar, so dafs der Anrufende selber redet zu dem Gott, die Gemeinde natürlich durch den Mund des Königs wie die Curie durch den des Curio und die Ritterschaft durch den des Anführers der Reiter; kein Symboldienst und keine Priestervermittlung soll diese ursprüngliche und einfache Beziehung verdecken und

verdunkeln. Des Bildes bedarf der Gott nicht noch einer besonderen Behausung, denn das Abbild des Gottes findet sich ja ohnehin in der irdischen Welt und eben dort ist seine Stätte (*templum*); doch ist freilich die Bilderverehrung und die damit zusammenhängende Errichtung eigener Gotteshäuser (*aedículae*) schon früh nach griechischem Muster eingedrungen. — In Hinsicht auf die Priester hat zwar der Staat dafür gesorgt, dafs die nothwendigen und stehenden Leistungen an die Götter der Gemeinde durch bestimmte ständige Diener beschafft werden und ähnliche Anordnungen kann für sich auch der Bürger treffen; das hebt indefs nicht auf, dafs regelmäfsig jeder, der König wie der Bürger mit den Göttern selber verkehrt und es versucht ihren Willen zu erforschen und zu bestimmen. Allein es ist dies freilich nicht leicht. Der Gott hat seine eigene Weise zu sprechen, die nur dem kundigen Manne verständlich ist; ja wer es recht versteht, der weifs den Willen des Gottes auch zu bestimmen, sogar im Nothfall ihn zu überlisten oder zu zwingen, wie denn diese Auffassung des Gottes als eines praktischen Hulfsinstrumentes für die Erreichung sehr concreter irdischer Zwecke durch die Richtung des Italikers auf das Faßliche und Reelle nothwendig gegeben und noch heutzutage dem italienischen Volkscharakter tief eingeprägt ist. Darum ist es natürlich, dafs der Verehrer des Gottes regelmäfsig Sachverständige zuzieht und deren Rath vernimmt; und hieraus sind die religiösen Genossenschaften hervorgegangen, die auf die politische Entwickelung weit bedeutender eingewirkt haben als die Einzelpriester und die Priesterschaften. Mit diesen sind sie oft verwechselt worden, allein mit Unrecht. Den Priesterschaften liegt die Verehrung einer bestimmten Gottheit ob, diesen Genossenschaften aber die Bewahrung der Tradition für die gottesdienstlichen Verrichtungen, deren rechte Vollziehung eine gewisse Kunde voraussetzte und für deren rechte Ueberlieferung zu sorgen im Interesse des Staates lag. Diese geschlossenen sich selbst, natürlich aus den Bürgern, ergänzenden Genossenschaften sind dadurch die Depositare der Kunstfertigkeiten und Wissenschaften geworden. Dahin gehören die zwanzig Staatsboten (*fetiales*), das zahlreichste aller dieser Collegien, bestimmt, bevor es Archive gab, das Andenken an die Verträge der Gemeinde mit den benachbarten zu bewahren und wenn das Bundesrecht verletzt war, darüber gutachtlich zu entscheiden, nöthigenfalls den Sühneversuch und die Kriegserklärung zu besorgen; vor allem

aber die drei ansehnlichsten Genossenschaften der Brückenbauer, der Vögelschauer und der Orakelbewahrer. Die beiden Orakelbewahrer (*duoviri sacris faciundis*) erforschten in zweifelhaften Fällen, wenn es eines gottesdienstlichen Actes bedurfte und man doch nicht wufste, welchem Gott und wie er zu beschaffen sei, den Willen der Gottheit aus den Orakelbüchern; die sechs Auguren verstanden die Sprache der Götter aus dem Flug der Vögel zu deuten, welche Auslegungskunst sehr ernstlich betrieben und in ein gleichsam wissenschaftliches System gebracht ward; endlich die fünf Brückenbauer (‚*pontifices*') hatten zunächst die ebenso heilige als politisch wichtige Aufgabe den Bau und das Abbrechen der Tiberbrücke zu leiten. Es waren die römischen Ingenieure, die das Geheimnifs der Mafse und Zahlen verstanden; woher ihnen auch die Pflicht zukam den Kalender des Staats zu führen, dem Volke Neu- und Vollmond abzurufen und dafür zu sorgen, dafs jede gottesdienstliche wie jede Gerichtshandlung am rechten Tage vor sich gehe; und da sie also vor allen andern den Ueberblick über den ganzen Gottesdienst hatten, ging auch wo es nöthig war, bei Ehe, Testament und Arrogation an sie die Vorfrage, ob die Verfügung nicht irgendwie verstofse gegen das göttliche Recht, und ging von ihnen die Feststellung und Bekanntmachung der allgemeinen exoterischen Sacralvorschriften aus, die unter dem Namen der Königsgesetze bekannt sind. So gewannen sie, und unter ihnen wieder ihr ‚Aeltester' (*pontifex maximus*) die allgemeine Oberaufsicht über den römischen Gottesdienst und was damit zusammenhing — und was hing nicht damit zusammen? Sie selbst bezeichnen als den Inbegriff ihres Wissens ‚die Kunde göttlicher und menschlicher Dinge'; und in der That sind die Anfänge der Geschichtsaufzeichnung wie des Rechtes im Schofs dieser Genossenschaft entstanden. Denn wie alle Geschichtsschreibung an den Kalender und das Jahrzeitbuch anknüpft, mufste auch die Kunde des Prozesses und der Rechtssätze, da nach der Einrichtung der römischen Gerichte in diesen selbst eine Ueberlieferung nicht entstehen konnte, in dem Collegium der Pontifices traditionell werden, das über Gerichtstage und religiöse Rechtsfragen ein Gutachten zu geben allein competent war. Selbst eine gewisse polizeiliche Gewalt und die Ausübung des Hausrechts der römischen Gemeinde über ihre Töchter, die Vestalinnen, waren unter den Attributionen dieser Genossenschaft. — Aber wie hochansehnlich immer auch diese Genossenschaften waren

und wie wichtige und umfassende Befugnisse sie zugetheilt erhielten, nie vergafs man, und am wenigsten bei den am höchsten gestellten, dafs sie Sachverständige waren und nicht zu befehlen, sondern Rath zu ertheilen, die Antwort der Götter nicht unmittelbar zu erbitten, sondern die ertheilte dem Frager auszulegen hatten. So steht auch der vornehmste Priester nicht blofs im Rang dem König nach, sondern er darf ungefragt nicht einmal seinen Rath ertheilen; dem König steht es zu zu bestimmen, ob und wann er die Vögel beobachten will und der Vögelschauer steht nur dabei und verdollmetscht ihm, wenn es nöthig ist, die Sprache der Himmelsboten. Ebenso kann der Fetialis und der Pontifex in das Staats- und das Landrecht nicht anders eingreifen als wenn die Beikommenden es von ihm begehren, und mit unerbittlicher Strenge hat man trotz aller Frömmigkeit festgehalten an dem Grundsatz, dafs in dem Staat die Priesterschaft in vollkommener Machtlosigkeit zu verbleiben und von allem Befehlen ausgeschlossen dem geringsten Beamten gleich jedem andern Bürger Gehorsam zu leisten hat.

Worin der römische Götterdienst bestand, läfst sich im Allgemeinen schon erkennen aus den Namen der Priester und Priesterschaften. Die Gottesverehrung, hervorgegangen aus dem freudigen Behagen des Menschen am Irdischen und nur in untergeordneter Weise aus der Furcht vor den Naturkräften, ist durchgängig Aeufserung der Freude: Lieder und Gesänge, Spiele und Tänze sind der Inhalt der meisten römischen gottesdienstlichen Gebräuche, vor allem aber natürlich die Schmäuse, namentlich wenn ein Stück Vieh geschlachtet worden ist; das Schwein als der gewöhnliche Festbraten ist auch den Göttern das gefälligste Opfer. Menschenopfer sind den Römern, wenigstens so weit unser Blick reicht, fremd geblieben, aufser wo in Zeiten höchster Noth Verzweiflung und Aberglaube im Gräuel Rettung suchten. Wohl aber suchte man das verwirkte Unheil von dem Menschen auf andere Wesen abzulenken; so bot wer absichtslos unschuldiges Blut vergossen hatte, für sich einen Bock dar, und ähnlich flehte man zum Vater Tiberis, der jährlich seine Opfer erheischte, sich anstatt der Häupter der Menschen genügen zu lassen an dreifsig Zwiebelhäuptern, die man in den Flufs versenkte. Geheimnifskrämerei und das sittenlose Mysterienwesen ist dem italischen Cultus gänzlich fremd und verträgt sich nicht mit dessen menschlich heiterem und klarem Wesen. Dagegen

benutzten die Priester, namentlich die Pontifices die Furcht vor den Göttern dazu um die sittlichen Verpflichtungen einzuschärfen, besonders diejenigen, welche im Rechtsweg sich nicht ausreichend geltend machen liefsen. So stand auf Abpflügen des Grenzrains, auf nächtlichen Diebstahl der Feldfrüchte auf dem Halm, auf das Vergreifen an der Person des Königs aufser der bürgerlichen Strafe noch der Bannfluch der betreffenden Gottheit. Aber auch in Fällen, wo die Gemeinde nicht eingriff, wie wenn der Mann die Ehefrau, der Vater den verheiratheten Sohn verkaufte; wenn der Sohn oder die Schnur den Vater oder Schwiegervater schlug; wenn der Schutzvater seinem Gast oder zugewandten Mann das Treuwort brach, mochte wer das geübt wohl vor dem bürgerlichen Rechte straffrei ausgehen, aber der göttliche Fluch lastete fortan auf seinem Haupte. Nicht als wäre ein also Verwunschter (*sacer*) und dem Gott Heimgefallener vogelfrei gewesen; eine solche aller bürgerlichen Ordnung zuwiderlaufende Acht ist in Rom nur ausnahmsweise während der politischen Kämpfe als Schärfung des Bannfluchs vorgekommen und folgt auch gar nicht aus jenem Fluch, dessen Ausführung nicht der bürgerlichen Gerichtsbarkeit, geschweige denn dem einzelnen Bürger, auch nicht den machtlosen Priestern, sondern einzig den Göttern selber zusteht. Aber der fromme Volksglaube, auf dem dieser Bannfluch fufst, wird in älterer Zeit mächtig gewesen sein selbst über leichtsinnige und böse Naturen.

Also war und wirkte die römische Religion, in ihrer reinen und ungehemmten durchaus volksthümlichen Entwicklung. Es thut ihrem nationalen Charakter keinen Eintrag, dafs seit ältester Zeit Weisen und Wesen der Gottesverehrung vom Auslande her herübergenommen wurden; so wenig als die Schenkung des Bürgerrechts an einzelne Fremde den römischen Staat denationalisirt hat. Dafs man von Alters her mit den Latinern die Götter tauschte wie die Waaren, versteht sich; bemerkenswerther ist die Uebersiedelung von nicht stammverwandten Göttern und Gottesverehrungen. Ob dergleichen aus Etrurien entlehnt worden sind, ist zweifelhaft; denn die Lasen, die ältere Bezeichnung der Genien (von *lascivus*) und die Minerva, die Göttin des Gedächtnisses (*mens*, *menervare*), welche man wohl als ursprünglich etruskisch zu bezeichnen pflegt, sind vielmehr in Latium heimisch. Sicher ist es auf jeden Fall, und pafst auch wohl zu allem was wir sonst wissen vom römischen Verkehr, dafs früher und ausge-

dehnter als irgend ein anderer ausländischer der griechische Cult in Rom Berücksichtigung fand. Den ältesten Anlafs gaben die griechischen Orakel. Die Sprache der römischen Götter beschränkte sich auf Ja und Nein; während seit uralter Zeit die redseligeren Griechengötter Rathschläge ertheilten zur Abwendung des Unheils. Solche Rathschläge in Vorrath zu haben waren die Römer schon gar früh bemüht, und Abschriften der Blätter der kymaeischen Sibylle waren defshalb eine hochgehaltene Gabe der griechischen Gastfreunde aus Campanien, zu deren rechter Benutzung das Collegium der Orakelbewahrer, das dritte unter den drei höchsten, von der Gemeinde bestellt ward, auch von derselben zwei griechische Sclaven zur Lesung und Ausdeutung des Zauberbuchs angeschafft wurden. Ebenso geht die Befragung des delphischen Apollon durch rathsuchende Römer in ferne Zeit zurück, wie dies die älteste römische Form des Namens *Aperta*, der Eröffner, eine etymologisirende Entstellung des dorischen Apellon, eben durch ihre Barbarei verräth. Auch die Schiffergötter, Kastor und Polydeukes oder römisch Pollux, ferner die Heilgötter, Asklapios oder Aesculapius, wurden aus naheliegenden Gründen den Römern früh bekannt, wenn gleich deren öffentliche Verehrung erst später begann; eher möchte der Name des Festes der ‚guten Göttin' (*bona dea*) *Damium*, entsprechend dem griechischen *δάμιον* oder *δῆμον*, in diese Epoche zurückreichen. — Indessen sind diese einzelnen Entlehnungen aus dem Ausland von geringer Bedeutung und ebenso unbedeutend und verschollen die Trümmer des Naturymbolismus der Urzeit, wie etwa die Sage von den Rindern des Cacus eines sein mag; im Grofsen und Ganzen ist die römische Religion eine organische Schöpfung des Volkes, bei dem wir sie finden, dem sie die Begriffe zwar verkörpert, aber dennoch in vollständiger Durchsichtigkeit darstellte. Den Dichter freilich und den Künstler konnten diese Götter nicht begeistern wie die griechischen mit ihrer freien und persönlichen Existenz und ihrem eigenen Charakter und Schicksal, und der oberflächlichen Betrachtung mochte jene durchsichtige Welt flach erscheinen, wie die Tiefe des klaren Stroms das Auge täuscht. Aber wie die Christen des ersten Jahrhunderts frömmer waren als Raphael und seine Zeitgenossen, so liegt auch in dem geistigen und dem Bilderwesen abgewandten römischen Cult eine tiefere Frömmigkeit als in dem sinnlichen Treiben der Griechen.

Die sabellische und umbrische Gottesverehrung beruht, nach dem Wenigen zu schliefsen das wir davon wissen, auf ganz gleichen Grundanschauungen wie die latinische mit local verschiedener Färbung und Gestaltung. Dafs sie abwich von der latinischen, zeigt am bestimmtesten die Gründung einer eigenen Genossenschaft in Rom zur Bewahrung der sabinischen Gebräuche; aber eben sie giebt ein belehrendes Beispiel worin der Unterschied bestand. Die Vogelschau war beiden Stämmen die regelmäfsige Weise der Götterbefragung; aber die Titier schauten nach andern Vögeln als die rammischen Auguren. Ueberall wo wir vergleichen können, zeigen sich ähnliche Verhältnisse; die Fassung der Götter als Abstractionen des Irdischen und ihre unpersönliche Natur sind beiden Stämmen gemein, Ausdruck und Ritual verschieden. Dafs dem damaligen Cultus diese Abweichungen gewichtig erschienen, ist begreiflich; wir vermögen den charakteristischen Unterschied, wenn einer bestand, nicht mehr zu erfassen.

Aber in den Trümmern, die vom etruskischen Sacralwesen auf uns gekommen sind, begegnet uns ein anderer Geist. Es herrscht in ihnen eine düstere und dennoch langweilige Mystik, Zahlenspiel und Zeichendeuterei und jene feierliche Inthronisirung des reinen Aberwitzes, die zu allen Zeiten ihr Publicum findet. Wir kennen zwar den etruskischen Cult bei weitem nicht in solcher Vollständigkeit und Reinheit wie den latinischen, aber mag die spätere Grübelei auch manches erst hineingetragen haben und mögen auch gerade die düstern und phantastischen, von dem latinischen Cult am meisten sich entfernenden Sätze uns vorzugsweise überliefert sein, wie denn in der That beides nicht wohl zu bezweifeln ist, so bleibt immer noch genug übrig um die Mystik und Barbarei dieses Cultes als im innersten Wesen des etruskischen Volkes begründet zu bezeichnen. — Der etruskischen Religionsphilosophie ist die Welt endlich. Die Welt mit ihren Göttern wird, wie sie entstanden ist, so wieder vergehen nach Ablauf eines bestimmten Zeitraums, dessen Abschnitte die Saecula sind; über ihr walten die verhüllten Götter, die der etruskische Iupiter selber befragt. So suchte man dort nach dem Urgrund des Seins trotz den modernen Philosophen. Die etruskischen Götter selbst in ihrem charakteristischen Unterschied von den latinischen sind weniger bekannt; aber bestimmt treten unter ihnen die bösen und schadenfrohen in den Vordergrund, wie denn auch der Cult grausam ist und namentlich das Opfern

der Gefangenen einschliefst — so schlachtete man in Caere die gefangenen Phokaeer, in Tarquinii die gefangenen Römer. Statt der stillen in den Räumen der Tiefe friedlich schaltenden Welt der abgeschiedenen ‚guten Geister', wie die Latiner sie sich dachten, erscheint hier eine wahre Hölle, in die die armen Seelen zur Peinigung durch Schlägel und Schlangen abgeholt werden von dem Todtenführer, einer wilden halbthierischen Greisengestalt mit Flügeln und einem grofsen Hammer; einer Gestalt, die man später in Rom bei den Kampfspielen verwandte um den Mann zu costumiren, der die Leichen der Erschlagenen vom Kampfplatz wegschaffte. So fest ist mit diesem Zustand der Schatten die Pein verbunden, dafs es sogar eine Erlösung daraus giebt, die nach gewissen geheimnifsvollen Opfern die arme Seele versetzt unter die oberen Götter. Es ist merkwürdig, dafs um ihre Unterwelt zu bevölkern, die Etrusker früh von den Griechen deren finsterste Vorstellungen entlehnten, wie denn die acheruntische Lehre und der Charun eine grofse Rolle in der etruskischen Weisheit spielen. — Aber vor allen Dingen beschäftigt den Etrusker die Deutung der Zeichen und Wunder. Die Römer vernahmen wohl auch in der Natur die Stimme der Götter; allein ihr Vogelschauer verstand nur die einfachen Zeichen und erkannte nur im Allgemeinen, ob die Handlung Glück oder Unglück bringen werde. Störungen im Laufe der Natur galten ihm als unglückbringend und hemmten die Handlung, so Blitz und Donner die Volksversammlung, und man suchte sie zu beseitigen, wie zum Beispiel die Mifsgeburt schleunigst getödtet ward. Aber jenseit der Tiber begnügte man sich damit nicht. Der tiefsinnige Etrusker las aus den Blitzen und aus den Eingeweiden der Opferthiere dem gläubigen Mann seine Zukunft bis ins Einzelne heraus und je seltsamer die Göttersprache, je auffallender das Zeichen und Wunder, desto sicherer gab er an, was es verkünde und wie man das Unheil etwa abwenden könne. So entstand die Blitzlehre, die Haruspicin, die Wunderdeutung, alle ausgesponnen mit der ganzen Haarspalterei des im Absurden lustwandelnden Verstandes, namentlich die Blitzwissenschaft. Ein Zwerg von Kindergestalt mit grauen Haaren, der von einem Ackersmann bei Tarquinii war ausgepflugt worden, Tages genannt — man sollte meinen, er sei eigens erfunden um das zugleich kindische und altersschwache Treiben zu persifliren — also Tages hatte sie zuerst den Etruskern verrathen und war dann sogleich ge-

storben. Seine Schüler und Nachfolger lehrten, welche Götter Blitze zu schleudern pflegten; wie man am Quartier des Himmels und an der Farbe den Blitz eines jeden Gottes erkenne; ob der Blitz einen dauernden Zustand andeute oder ein einzelnes Ereignifs und wenn dieses, ob dasselbe ein bestimmt datirtes sei oder durch Kunst sich vorschieben lasse bis zu einer gewissen Grenze; wie man den eingeschlagenen Blitz bestatte oder den drohenden einzuschlagen zwinge, und dergleichen wundersame Künste mehr, denen man gelegentlich die Sportalirungsgelüste anmerkt. Wie tief dies alles dem römischen Wesen widerstand, zeigt, dafs, selbst als man später in Rom es benutzte, doch nie ein Versuch gemacht ward es einzubürgern; in dieser Epoche genügten den Römern wohl noch die einheimischen und die griechischen Orakel. Sie hatten nichts gemein mit einander, die italische Religion des freudigen Vertrauens und die etruskische der bangen Furcht.

KAPITEL XIII.

Ackerbau, Gewerbe und Handel.

Ackerbau und Handel sind so innig verwachsen mit der Verfassung und der äufseren Geschichte der Staaten, dafs schon bei deren Schilderung vielfach auf dieselben Rücksicht genommen werden mufste. Es soll hier versucht werden anknüpfend an jene einzelnen Betrachtungen die italische, namentlich die römische Oekonomie zusammenfassend und ergänzend zu schildern.

Der Feldbau ist der Grundpfeiler aller italischen Staaten gewesen, der sabellischen und etruskischen nicht minder als der latinischen. Dafs der Uebergang von der Weide- zur Ackerwirthschaft jenseit der Einwanderung der Italiker in die Halbinsel fällt, ward schon bemerkt. Der Ackerbau bestand in Italien lange, ehe man das Eisen schmelzen lernte; denn der heilige Pflug, mit dem man die Furche zog um darauf den Mauerring zu errichten, in welchem die Bauern Schutz finden sollten vor dem feindlichen Ueberfall, hatte eine kupferne Schaar. — Dafs namentlich in Rom, über dessen agrarische Verhältnisse sich allein mit einiger Bestimmtheit sprechen läfst, nicht blofs der Schwerpunct des Staates ursprünglich in der Bauerschaft lag, sondern auch dahin gearbeitet ward die Gesammtheit der Ansässigen immer festzuhalten als den Kern der Gemeinde, zeigt am klarsten die servianische Reform, welche nur hervorgerufen sein kann durch das Mifsverhältnifs, dafs im Laufe der Zeit ein grofser Theil des römischen Grundbesitzes in die Hände von Nicht-

bürgern gelangt war und dafs also die Rechte und Pflichten der Bürgerschaft nicht mehr auf der Ansässigkeit ruhten. Die reformirte Verfassung beseitigte diese Gefahr nicht blofs für einmal, sondern für alle Folgezeit, indem sie die Gemeindeglieder ohne Rücksicht auf ihre politische Stellung ein für allemal schied in ‚Ansässige' und ‚Kindererzieler' und auf jene die gemeinen Lasten legte, denen die gemeinen Rechte im natürlichen Lauf der Entwicklung nachfolgen mufsten. Auch die ganze Kriegs- und Eroberungspolitik der Römer war ebenso wie die Verfassung basirt auf die Ansässigkeit; wie im Staat der ansässige Mann allein galt, so hatte der Krieg den Zweck den noch nicht ansässigen Leuten Besitz zu verschaffen. Nicht Kriegscontribution oder festen Zins legte man der überwundenen Gemeinde auf, sondern die Abtretung eines Theils, gewöhnlich eines Drittels, ihrer Feldmark, wo dann regelmäfsig römische Bauerhöfe entstanden. Viele Völker haben gesiegt und erobert wie die Römer; aber keines hat gleich ihnen den gewonnenen Boden also im Schweifse seines Angesichts sich zu eigen gemacht und was die Lanze gewonnen hatte, mit der Pflugschaar zum zweitenmal erworben. Was der Krieg gewinnt, kann der Krieg wieder entreifsen, aber nicht also die Eroberung, die der Pflüger macht; die Römer haben viele Schlachten verloren, aber kaum je bei dem Frieden römischen Boden abgetreten. — Dieser energisch colonisirenden Eroberungspolitik zur Seite geht das strengste politische Centralisirungssystem; die neuen Ansiedlungen wurden nicht selbstständige Gemeinden, das heifst vorläufig Clienten und künftig Rivale, sondern es wuchs die römische Stadtgemeinde um so viel ansässige Bürger, als Landloose neu waren ausgelegt worden. Selbst wo es factisch unvermeidlich war eine städtische Ansiedlung zu gestatten, wie zum Beispiel an dem Hafenplatz der Tibermündung, ging man hiervon nicht ab; schon dieser Zeit gehört der geniale Gedanke der Bürgercolonie, das heifst einer factischen Stadtgemeinde, die rechtlich unselbstständig ist und willenlos in der Hauptstadt aufgeht; die im Staate steht wie im Vermögen des Vaters das Peculium des Sohnes. In der Beherrschung der Erde liegt die Kraft des Mannes und des Staates; die Gröfse Roms ist gebaut auf die ausgedehnteste und unmittelbarste Herrschaft der Bürger über den Boden und auf die geschlossene Einheit dieser also festgegründeten Bauerschaft.

Die Theilung des Ackerlandes vermögen wir nicht mehr genau zu erkennen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dafs in ältester Zeit die gesammte Mark gemeinschaftlich bestellt ward, wie denn Zusammenwohnen und Wirthschaften der Theilbesitzer bis in die späteste Zeit in Rom sehr häufig vorkam; dieser Zeit mag das älteste Mafs des ‚Sondereigenthums' (*heredium* von *herus*), von 2 Jugeren (2 preufsische Morgen) angehören, welches das Gartenland gewesen sein wird, das der Einzelne mit seinen Händen bestellte. In dieser Epoche bestand also die Hauptmasse des Sondergutes nicht in Grundbesitz, sondern in Sclaven und Vieh, von wo sich die uralte Bezeichnung des Privatvermögens als ‚Sclaven- und Viehbestand' (*familia pecuniaque*) herschreibt, sowie die Feststellung der Form der Eigenthumsübertragung durch Kupfer und Wage, die eigentlich für Immobilien nicht pafst. Indefs wenigstens schon bei Einführung der servianischen Verfassung finden wir den gemeinen Acker aufgetheilt und nur die Weide, namentlich die Schafweide im ungetheilten Besitze der Gemeinde gelassen. Welches Ackermafs jetzt als Vollhufe galt, ist zwar nicht gelungen zu bestimmen; indefs geht aus dem Organismus der servianischen Verfassung mit Bestimmtheit hervor, dafs die mittleren Bauerstellen, die einer Familie zu thun und zu leben gaben und das Halten von Ackervieh so wie die Anwendung des Pfluges gestatteten, die durchschnittliche Masse ausmachten, so dafs weder eine übermäfsige Zerstückelung des Grundbesitzes stattfand noch auch die gröfseren Grundbesitzer ein schädliches Uebergewicht gewannen. Die herkömmliche Nutzungsweise der grofsen Güter ist in dieser Zeit, wo eine ausgedehnte Weidewirthschaft wohl nur auf der Gemeinweide stattfand, die Verpachtung in kleinen Parzellen gegen Abgabe eines Theils, in späterer Zeit nicht selten bis zu vier Fünfteln der gewonnenen Früchte; wie sie noch jetzt in Italien allgemein ist. Die Pächter waren theils zugewandte Leute, theils Knechte des Grundherrn, die der Herkunft nach sich jenen im Ganzen ebenbürtig fühlen mochten; etruskische, sabinische und volskische Kriegsgefangene und deren Descendenz müssen in dieser Epoche die Hauptmasse der römischen Sclavenschaft gebildet haben. Das Verhältnifs zwischen dem freien Pächter und dem Verpächter, das sogenannte Precarium, beruhte weniger auf dem Recht, als auf Treue und Glauben; es bestand kein Rechtsmittel weder um den Pächter im Besitz zu schützen noch um dem Verpächter zu seiner Fruchtquote zu verhelfen.

und jederzeit konnte der Pächter die Pacht aufgeben oder der Verpächter den Pächter ausweisen. Aus dieser Art der Bewirthschaftung erklärt sich, weshalb aus den reichen Gutsbesitzern in Rom ein Land-, kein Stadtadel entstanden ist; denn sie fesselte, da die verderbliche Institution der Mittelsmänner den Römern fremd blieb, den Gutsherrn fast nicht weniger an den Grundbesitz als den Pächter. Sein Haus war der Bauerhof; in der Stadt hatte er nur ein Quartier, seine Geschäfte zu besorgen und während der heifsen Zeit dort die Villeggiatur zu halten. Ferner ist es bemerkenswerth, dafs durch diese Institution auch ein grofser Theil der nicht ansässigen Leute, der Clienten, Freigelassenen und Knechte factisch Haus und Hof empfing und verwaltete; wodurch die Unsittlichkeit und Gefährlichkeit dieser abhängigen Verhältnisse wesentlich gemildert ward. Der römische Knecht hatte zwar nicht rechtlich, aber in der Regel doch thatsächlich Land und Vieh, Weib und Kinder wie der Gutsherr und die Möglichkeit sich frei zu arbeiten lag ihm nicht fern. Dann aber fand sich in dieser ackerbauenden und eigenthumslosen Bevölkerung das rechte Material für die römische Colonisationspolitik, welche ohne dies nimmermehr gelingen konnte; denn es baut nicht wer da will den Acker mit eigener Hand und der Staat kann wohl dem Landmann Land verleihen, aber nicht dem Handwerker den Muth und die Kraft geben um die Pflugschaar zu führen. Somach war der grofse Grundbesitz, der verhältnifsmäfsig eben so vielen Familien eine wenn auch geringere Existenz verschaffte wie der mittlere und kleine, keineswegs der Vermehrung der Bürgerschaft hinderlich und für den Staat vom wesentlichsten Nutzen, indem ihm in den verhältnifsmäfsig hoch und frei gestellten Herrn die natürlichen Leiter und Regierer der Gemeinde erwuchsen, in den Pachtern die Pflanzschule für seine Colonien. — Dafs bei der freien Theilbarkeit des Eigenthums es an Insten und Gartenbesitzern nicht fehlen konnte, bei denen der Karst an die Stelle des Pfluges trat, versteht sich von selbst. Die allzugrofse Zerstückelung des Bodens zu verhüten bediente man sich nicht einer Beschränkung der freien Disposition durch einen gesetzlichen Machtspruch, sondern zum Theil der Ausführung von Colonisten, welche regelmäfsig die Gründung einer Anzahl neuer Vollhufen zur Folge hatte und häufig wohl auch die Einziehung einer Anzahl Instenstellen veranlafste; theils überliefs man die Beschränkung der Bodentheilung der Gewohnheit und

der Einsicht des Volkes, und mit Grund; denn dafs die Landloose regelmäfsig zusammenblieben, beweisen ihre feststehenden Individualnamen. Sehr häufig blieben die Miterben in ungetheiltem Besitz des Erbguts; doch sorgte schon das älteste Recht dafür, dafs diese Gemeinschaft zu jeder Zeit von jedem Theilhaber beliebig aufgelöst und die factische Auftheilung durchgeführt werden könne. Es ist gut, wenn Brüder friedlich zusammenwohnen; aber sie dazu zu nöthigen ist dem liberalen Geiste des römischen Rechts fremd. Gegen schlechte Wirthschafter sicherte man die Anerben nicht durch Feststellung der Erbgutsqualität der Grundstücke, sondern dadurch, dafs man ihnen, jedoch nur wenn ererbtes Vermögen leichtsinnig verschleudert ward, gestattete den Verschwender vom Gericht für wahnsinnig erklären und also unter Vormundschaft stellen zu lassen. Den Frauen war überdies das eigene Verfügungsrecht im Wesentlichen entzogen; wenn sie sich verheiratheten, gab man ihnen regelmäfsig einen Geschlechtsgenossen zum Mann, damit das Gut zusammenbliebe. Aufserdem hatten eine Reihe Sacralvorschriften zum Zweck die Pflege und den Schutz des Acker- und Weinbaus, zum Beispiel das Verbot von unbeschnittenen Reben gewonnenen Wein den Göttern darzubringen. — Der Ueberschuldung des Grundbesitzes beugte das Recht dadurch vor, dafs es den Uebergang desselben vom Schuldner auf den Gläubiger in jeder möglichen Weise theils geradezu vorschrieb — so bei der Hypothekarschuld — theils, wie beim einfachen Darlehen, durch ein strenges Executionsverfahren sehr erleichterte; doch bewährte sich das letztere Mittel nur unvollkommen. — Was die Weise der Production selbst betrifft, so genügen für den gegenwärtigen Zweck darüber wenige Andeutungen. Die Feldbestellung beschränkte sich vorzugsweise auf den Korn-, das heifst den Spelzbau; die Pflege des Weinstocks ist wohl auch früh aufgekommen, aber doch verhältnifsmäfsig, wenigstens in Latium, bedeutend jünger. Das Getreide war die regelmäfsige Nahrung; eine selbstständige Viehwirthschaft zur Gewinnung des Fleisches oder der Milch bestand schwerlich in grofsem Umfang, wenn man nicht das auf die gemeine Weide aufgetriebene Kleinvieh dahin rechnen will. Sonst hielt man im Allgemeinen das Vieh nur zur Bestellung des Bodens, den Stier, auch die Kuh zum Pflügen, Pferde, Esel und Maulthiere zum Tragen der Lasten. Dafs Schweine und Geflügel, besonders Gänse daneben gehalten und der Gartenbau nicht vernachlässigt ward, bedarf kaum der Bemerkung. Im Ganzen

ward der Ackerbau, bei aller in seinem Wesen liegenden Stabilität, doch intensiv und intelligent getrieben; die gemüthliche Anhänglichkeit an die ererbte Scholle und an die mit ihr überkommene Weise der Bestellung ist dem praktischen Italiener fremd. So mag namentlich das Berieselungssystem schon früh eingeführt sein und mit den ersten Anfängen der römischen Wissenschaft finden wir gleich eine theoretische Behandlung des Ackerbaus. Für den Römer, auch für den reichen, galt es, sagt Cato, als das höchste Lob ein guter Bauer zu heifsen.

Dafs der Ackerbau in Rom wohl das erste und ausgedehnteste Gewerbe war, daneben aber andere Zweige der Industrie nicht gefehlt haben, folgt schon aus der frühen Entwicklung des städtischen Lebens in diesem Emporium der Latiner, und in der That werden unter den Institutionen des Königs Numa, das heifst unter den seit unvordenklicher Zeit in Rom bestehenden Einrichtungen acht Handwerkerzünfte aufgezählt: der Flötenbläser, der Goldschmiede, der Kupferschmiede, der Zimmerleute, der Walker, der Färber, der Töpfer, der Schuster — womit wohl in der That für die älteste Zeit, wo man das Brothacken und die gewerbmäfsige Arzneikunst noch nicht kannte und die Frauen des Hauses die Wolle zu den Kleidern selber spannen, der Kreis der auf Bestellung für fremde Rechnung arbeitenden Gewerke im Wesentlichen erschöpft sein wird. Für das städtische Leben Roms und seine Stellung zu der latinischen Landschaft müssen diese Gewerkschaften in der ältesten Periode von grofser Bedeutung gewesen sein, die nicht abgemessen werden darf nach den späteren durch die Masse der für den Herrn oder auf seine Rechnung arbeitenden Handwerkersclaven und die steigende Einfuhr von Luxuswaaren gedrückten Verhältnissen des römischen Handwerks. Vom Waffenrecht indefs blieben diese Industriellen durchgängig ausgeschlossen, aufser insofern aus den Zimmerleuten, den Kupferschmieden und gewissen Klassen der Musikanten eigene militärisch organisirte Abtheilungen dem Heer beigegeben wurden, und in Folge dessen behielten die Gewerke eine politisch untergeordnete Stellung. Die Einrichtung der Zünfte hatte ohne Zweifel denselben Zweck wie die der auch im Namen ihnen gleichenden Priestergemeinschaften; die Sachverständigen thaten sich zusammen, um die Tradition fester und sicherer zu bewahren. Dafs unkundige Leute in irgend einer Weise ferngehalten wurden, ist wahrscheinlich; doch finden sich keine Spuren weder monopolistischer Ten-

denzen noch dagegen angewandter Schutzmittel — freilich sind über keine Seite des römischen Volkslebens die Nachrichten so völlig versiegt wie über die Gewerke.

Dafs der italische Handel sich in der ältesten Epoche auf den Verkehr der Italiker unter einander beschränkt hat, versteht sich von selbst. Das hohe Alter der römischen Messen (*mercatus*), die wohl zu unterscheiden sind von den gewöhnlichen Wochenmärkten (*nundinae*), beweist die sehr früh, nämlich vor dem Abkommen des *k*, dafür in der römischen Schrift festgestellte Abkürzung; sie mögen sich ursprünglich nicht, wie es später üblich war, an die Spiele angeschlossen haben, sondern standen wohl in Verbindung mit der Festfeier in dem Bundestempel auf dem Aventin, wozu jedes Jahr am 13. August die Latiner nach Rom kamen und diese Gelegenheit zugleich benutzten zu Erledigung der Prozesse und zum Einkauf ihres Bedarfs. Aehnliche und vielleicht noch gröfsere Bedeutung hatte für Etrurien die jährliche Landesversammlung am Tempel der Voltumna (vielleicht bei Montefiascone) im Gebiet von Volsinii, welche zugleich als Messe diente und auch von römischen Kaufleuten regelmäfsig besucht ward. Aber die bedeutendste unter allen italischen Messen war die, welche am Soracte im Hain der Feronia abgehalten ward, in einer Lage, wie sie nicht günstiger zu finden war für den Waarentausch unter den drei grofsen Nationen. Der hohe einzeln stehende Berg, der wie von der Natur selbst mitten in die Tiberebene den Wanderern zum Ziel hingestellt erscheint, liegt an der Grenzscheide der etruskischen und sabinischen Landschaft, zu welcher letzteren er meistens gehört zu haben scheint, und ist auch von Latium und Umbrien aus mit Leichtigkeit zu erreichen; regelmäfsig erschienen hier die römischen Kaufleute und Verletzungen derselben führten manchen Hader mit den Sabinern herbei. — Ohne Zweifel handelte und tauschte man auf diesen Messen lange bevor das erste griechische oder phoenikische Schiff in die Westsee eingefahren war; man half sich aus mit Korn und Wein und das kupferarme Latium bezog hier seinen Bedarf von den reichen Metallschätzen Etruriens, wofür man gewöhnlich wohl mit Sclaven bezahlte, deren uralter Export auf das rechte Tiberufer schon erwähnt ist. Dieser vorhellenischen Epoche des italischen Verkehrs dürfte, wie später zu zeigen sein wird, die Feststellung der Zahlzeichen italischer Erfindung und des italischen Duodecimalsystems angehören und in diesen Bildungen die ältesten Spu-

ren des sich noch selbst überlassenen Internationalverkehrs der italischen Völker vorliegen.

In welcher Art der griechische und der punische Verkehr auf die unabhängig gebliebenen Italiker einwirkte, wurde im Allgemeinen schon früher bezeichnet. Fast ganz unberührt von ihm blieben die sabellischen Stämme, die nur einen geringen und unwirthlichen Küstensaum inne hatten und was ihnen von den fremden Nationen zukam, wie zum Beispiel das Alphabet, nur durch tuskische oder latinische Vermittlung empfingen; woher denn auch der Mangel städtischer Entwicklung bei ihnen rührt. Auch Tarents Verkehr mit den Apulern und Messapiern scheint in dieser Epoche noch gering gewesen zu sein. Anders an der Westküste, wo in Campanien Griechen und Italiker friedlich neben einander wohnten, in Latium und noch mehr in Etrurien ein ausgedehnter und regelmäfsiger Waarentausch stattfand. Was die ältesten Einfuhrartikel waren, läfst sich theils aus den Fundstücken schliefsen, die uralte caeritische Gräber ergeben haben, theils aus Spuren, die in der Sprache und den Institutionen der Römer bewahrt sind, theils und vorzugsweise aus den Anregungen, die das italische Gewerbe empfing; denn natürlich kaufte man längere Zeit die fremden Manufacte, ehe man sie nachzuahmen begann. Wir können zwar nicht die Grenze bestimmen, welche die Handwerke vor der Scheidung der Stämme und dann in der Periode erreichten, wo Italien sich selbst überlassen war; es mag dahin gestellt bleiben, in wie weit die italischen Walker, Färber, Gerber und Töpfer von Griechenland oder Phönicien aus den Anstofs empfangen oder selbstständig sich entwickelt haben. Aber sicher kann das Gewerk der Goldschmiede, das seit unvordenklicher Zeit in Rom bestand, nicht aufgekommen sein, bevor der überseeische Handel begonnen und in einiger Ausdehnung Goldschmuck unter den Bewohnern der Halbinsel vertrieben hatte. So finden wir denn auch in den ältesten Grabkammern von Caere und Vulci Goldplatten mit eingestempelten geflügelten Löwen und ähnlichen Ornamenten babylonischer Fabrik. Es mag über das einzelne Fundstück gestritten werden, ob es vom Ausland eingeführt oder einheimische Nachahmung ist; im Ganzen leidet es keinen Zweifel, dafs in ältester Zeit an der ganzen Westküste Metallwaaren vom Osten her eingeführt wurden. Es wird sich später, wo von der Kunst die Rede sein wird, noch deutlicher zeigen, dafs die Architektur wie die Plastik in Thon und Metall daselbst

in sehr früher Zeit durch griechischen Einfluſs eine mächtige Anregung empfangen haben, das heiſst daſs die ältesten Werkzeuge und die ältesten Muster aus Griechenland gekommen sind. Einfuhrartikel waren ferner andere Schmucksachen und Zierrath, wie zum Beispiel Glas- und Bernsteinperlen, welche letztere freilich auch auf dem Landweg bezogen sein könnten, Straufseneier mit gemalten oder eingeschnitzten Sphinxen und Greifen, und Gefäſse von bläulichem Schmelzglas oder grünlichem Thon, nach Material und Stil wie nach den eingedrückten Hieroglyphen zu schlieſsen ägyptischen Ursprungs, in jene Grabkammern mit eingelegt waren; ferner Salben, wie die dort gefundenen Salbgefäſse von orientalischem Alabaster — darunter mehrere als Isis geformte — zeigen; Purpur, Elfenbein und Weihrauch, wie deren uralte Lehnnamen (*purpura* — πορφύρα; *scipio* — σκῆπτρον, σκῆπαρον, auch wohl *ebur* — ἔβειφας; *thus* — τὸ θύος) anzeigen. Ob das Zusammentreffen der Namen für Oel (*oleum* — ἔλαιον), Wein (*vinum* — οἶνος), Flachs (*linum* — λίνον) aus der alten Stamm- und Sprachgleichheit sich erklärt oder ob auch diese Bezeichnungen im Lateinischen den Griechen entlehnt sind, läſst sich schwer entscheiden; sicher aber sind Spuren des Verkehrs die auf die Mahlzeiten sich beziehenden Wörter *amphora* neben ἀμφορεύς und die Kuchennamen *lucuns* γλυκοῦς, *placenta* πλακοῦς, *turunda* τυροῦς, wo die charakteristische Bildung aus dem Accusativ Beachtung verdient. Während diese Wörter aus Griechenland nach Rom gewandert sind, hat das lateinische *patina* als πατάνη im sikelischen Griechisch Aufnahme gefunden. Der barbarische Charakter, den all diese Verstümmelungen tragen, ist der schlagendste Beweis ihres hohen Alters, wie denn auch das purpurne Königsgewand und der Gebrauch des Weihrauchs beim Opfer in ganz Italien seit der ältesten Zeit verbreitet gefunden wird. Auch das attische und kerkyraeische Luxusgeschirr wird früh von den Italikern gekauft worden sein, wenn gleich die Sitte den Todten solche Gefäſse mitzugeben erst in der folgenden Periode aufgekommen zu sein scheint. — Wenn somach das älteste Italien so gut wie das kaiserliche Rom seine Luxuswaaren aus dem Osten bezog, bevor es nach den von dort empfangenen Mustern selbst zu fabriciren versuchte, so hatte es zum Austausch nichts zu bieten als seine Rohproducte, also vor allen Dingen sein Kupfer, Silber und Eisen, dann Sclaven und Schiffsbauholz, den Bernstein von der Ostsee

und, wenn etwa im Ausland Mifsernte eingetreten war, sein Getreide.

Aus diesem Stande des Waarenbedarfs und der dagegen anzubietenden Aequivalente ist schon früher erklärt worden, warum sich der italische Handel in Latium und in Etrurien so verschiedenartig gestaltete. Alle hauptsächlichen Ausfuhrartikel mangelten den Latinern, so dafs sie durchaus einen Passivhandel führten; wogegen die tuskische Handelsbilanz in Caere wie in Populonia, in Capua wie in Spina sich nothwendig günstiger stellen mufste. Daher der schnell entwickelte Wohlstand dieser Gegenden und ihre mächtige Handelsstellung; während Latium vorwiegend eine ackerbauende Landschaft bleibt. Es wiederholt sich dies in allen einzelnen Beziehungen: die ältesten nach griechischer Art, nur mit ungriechischer Verschwendung gebauten und ausgestatteten Gräber finden sich in Caere, während die latinische Landschaft kein einziges Luxusgrab aus älterer Zeit aufweist und hier wie bei den Sabellern ein einfacher Rasen die Leiche eines Jeden bedeckte. Die ältesten Münzen, den großgriechischen der Zeit nach wenig nachstehend, gehören Etrurien, namentlich Populonia; Latium hat in der ganzen Königszeit mit Kupfer nach dem Gewicht sich beholfen und selbst die fremden Münzen nicht eingeführt, denn nur äufserst selten haben dergleichen, wie zum Beispiel eine von Poseidonia, dort sich gefunden. In Architektur, Plastik und Toreutik wirkten dieselben Anregungen auf Etrurien und auf Latium, aber nur dort kommt ihnen überall das Kapital entgegen und erzeugt ausgedehnten Betrieb und gesteigerte Technik. Es waren wohl im Ganzen dieselben Waaren, die man in Latium und Etrurien kaufte, verkaufte und fabricirte; aber in der Intensität des Verkehrs stand die südliche Landschaft weit zurück hinter dem nördlichen Nachbar.

Ein nicht minder bemerkenswerther Unterschied des Verkehrs der Latiner und Etrusker liegt in dem verschiedenen Handelszug. Ueber den ältesten Handel der Etrusker im adriatischen Meer können wir kaum etwas angeben als die Vermuthung, dafs er von Spina und Hatria vorzugsweise nach Kerkyra gegangen sei. Dafs die westlichen Etrusker sich dreist in die östlichen Meere wagten und nicht blofs mit Sicilien, sondern auch mit dem eigentlichen Griechenland verkehrten, ward schon gesagt. Auf alten Verkehr mit Attika deuten nicht blofs die attischen Thongefäfse, die in den jün-

geren etruskischen Gräbern so zahlreich sind und zu andern Zwecken als zum Gräberschmuck, wie bemerkt, wohl schon in dieser Epoche eingeführt wurden, während umgekehrt die tyrrhenischen Erzleuchter und Goldschalen früh in Attika ein gesuchter Artikel wurden, sondern bestimmter noch die Münzen. Die Silberstücke von Populonia, fast vollwichtige Didrachmen nach solonischem Fuſs und sehr verwandt den ältesten syrakusanischen Münzen, ehe dort die leichten Tetradrachmen aufkamen, sind nachgeprägt einem uralten einerseits mit dem Gorgoneion gestempelten, andrerseits blofs mit einem eingeschlagenen Quadrat versehenen Silberstück, das sich in Athen und an der alten Bernsteinstrafse im Posenschen gefunden hat, und das wahrscheinlich im eigentlichen Griechenland geschlagen ist. Dafs außerdem und seit der Entwicklung der karthagisch-etruskischen Seeallianz vielleicht vorzugsweise die Etrusker mit den Karthagern verkehrten, ward gleichfalls schon erwähnt; es ist beachtenswerth, dafs in den ältesten Gräbern von Caere außer einheimischem Bronze- und Silbergeräth vorwiegend orientalische Waaren sich gefunden haben, welche allerdings auch von griechischen Kaufleuten herrühren können, wahrscheinlicher aber doch von punischen Handelsmännern eingeführt wurden. Indefs darf diesem punischen Verkehr nicht zu viel Bedeutung beigelegt und namentlich nicht übersehen werden, dafs das Alphabet wie alle sonstigen Anregungen und Befruchtungen der einheimischen Cultur von den Griechen, nicht von den Phöniciern nach Etrurien gebracht sind. — Nach einer andern Richtung weist der latinische Verkehr. So wenig Gelegenheit wir auch haben Vergleichungen der römischen und der etruskischen Reception hellenischer Elemente anzustellen, so zeigen sie doch, wo sie möglich sind, eine vollständige Unabhängigkeit beider von einander und es läfst sich sogar noch erkennen, dafs ein anderer griechischer Stamm auf die Etrusker, ein anderer auf die Latiner einwirkte. Am evidentesten tritt dies hervor im Alphabet; das nach Etrurien gelangte griechische ist wesentlich verschieden von dem den Latinern mitgetheilten und während jenes so primitiv ist, dafs dessen Heimath sich nicht mehr ausmachen läfst, zeigt dieses genau die Zeichen und Formen, deren die chalkidischen und dorischen Colonien Italiens und Siciliens sich bedienten. Aber auch in einzelnen Wörtern wiederholt sich dieselbe Erscheinung: der römische Pollux, der tuskische Pultuke sind selbstständige Corruptionen des

griechischen Polydeukes; der tuskische Utuze oder Uthuze ist aus Odysseus gebildet, der römische Ulixes entspricht genau der in Sicilien üblichen Namensform; ebenso der tuskische Aivas der altgriechischen Form dieses Namens, der römische Aiax einer wohl auch sikelischen Nebenform; der römische Aperta, später Apollo, ist entstanden aus dem dorischen Apellon, der tuskische Apulu aus Apollon. So deuten Sprache und Schrift Latiums auf den Zug des latinischen Handels zu den Kumanern und den Sikelioten; und eben dahin führt jede andere Spur, die aus so ferner Zeit uns geblieben ist: die in Latium gefundene Münze von Poseidonia; der Getreidekauf bei Mißernten in Rom bei den Volskern, Kumanern und Sikelioten, daneben freilich auch wie begreiflich bei den Etruskern; vor allen Dingen aber das Verhältnifs des latinischen Geld- und Creditwesens zu dem sicilischen. Wie die locale dorisch-chalkidische Bezeichnung der Silbermünze *νόμος*, das sicilische Maſs *ἡμίνα* waren in gleicher Bedeutung nach Latium übergingen, so waren umgekehrt die italischen Gewichtbezeichnungen *libra, triens, quadrans, sextans, uncia*, die beim Gebrauch des Kupfers nach dem Gewicht an Geldes Statt dienten, in den corrupten und hybriden Formen *λίτρα, τριᾶς, τετρᾶς, ἑξᾶς, οὐγγία* schon im dritten Jahrhundert der Stadt in Sicilien in den gemeinen Sprachgebrauch eingedrungen. Damit zu vergleichen ist das schon erwähnte Vorkommen des römischen Handelsdarlehns, des *mutuum* in der sicilischen Landessprache. Ja es ist dieser Verkehr so bedeutend gewesen, daſs das sicilische Gewicht- und Geldsystem allein unter allen griechischen zu dem italischen Kupfersystem in ein festes Verhältnifs gesetzt ward, indem man drei halbe sicilische Minen gleich zwei römischen Pfunden setzte und dem nach dem conventionellen Werthverhältnifs des Kupfers zum Silber von 125: 1, später von 250: 1 eine der halben Mine Kupfer an Werth entsprechende Silberlitra schlug. Es kann danach nicht bezweifelt werden, daſs die italischen Kupferbarren im sicilischen Verkehr zahlreich circulirten. Während also alles sich vereinigt um den regen Handel der Latiner mit den kumanischen und noch mehr mit den sicilischen Griechen zu documentiren, finden sich für den Verkehr mit anderen Völkern so gut wie gar keine Beweise. Der Vertrag mit Karthago beweist zwar, daſs römische Schiffe bis nach Africa und Sardinien kamen, allein daſs er hauptsächlich der unter punischer Herrschaft stehenden Sikelioten

wegen von Rom abgeschlossen ist, zeigt die nur für Sicilien den römischen Kaufleuten darin zugesicherte vollständige Rechtsgleichheit; das Ostmeer aber war den Römern vertragsmäfsig geschlossen. — Fragen wir schliefslich, wie dieser Handel geführt ward, ob von italischen Kaufleuten in der Fremde oder von fremden Kaufleuten in Italien, so scheinen, wenigstens was Latium anlangt, all die eben angeführten Spuren für die erstere Annahme zu entsprechen. Es ist kaum denkbar, dafs jene latinischen Bezeichnungen des Geldsurrogats und des Handelsdarlehns dadurch im allgemeinen Gebrauch auf der sicilischen Insel kommen konnten, dafs sicilische Kaufleute nach Ostia gingen und Kupfer einhandelten gegen Schmuck. Entscheidend ist aber, dafs der Vertrag mit Karthago wohl dem römischen Kaufmann im karthagischen Gebiet Rechtsgleichheit oder doch gewisse Vergünstigungen stipulirt, aber keineswegs dem karthagischen auf römischem Gebiet die Reciprocität. Es soll natürlich nicht behauptet werden, dafs dem karthagischen Unterthan und dem befreundeten Griechen der römische Hafen geradezu verschlossen gewesen wäre. Aber es ist nur eine consequente Entwicklung der italischen Handelspolitik, dafs man so weit es anging den Handel mit eigenen Schiffen führte und durch Staatsverträge darauf hinwirkte; dafs man andrerseits sich dies gefallen liefs, zeigt nicht minder die Einträglichkeit dieses Verkehrs für die Griechen und Punier wie die achtunggebietende Stellung der italischen Seemacht. — Was endlich die Personen und Stände anlangt, durch die dieser Handel in Italien geführt ward, so hat sich auffallender Weise in Rom nie ein eigener höherer Kaufmannsstand entwickelt. Der Grund ist, dafs der Grofshandel von Anfang an sich in den Händen der grofsen Grundbesitzer befunden hat — eine Annahme, die nicht so seltsam ist, wie sie scheint. Dafs in einer von mehreren schiffbaren Flüssen durchschnittenen Landschaft der grofse Grundbesitzer, der von seinen Pächtern in Fruchtquoten bezahlt wird, früh in den Besitz von Barken gelangte, ist natürlich und beglaubigt; der überseeische Eigenhandel mufste also um so mehr ihm zufallen, als der grofse Grundbesitzer allein die Schiffe und in den Früchten die Ausfuhrartikel besafs. In der That ist der Gegensatz zwischen Land- und Geldaristokratie den Römern der älteren Zeit nicht bekannt; die grofsen Grundbesitzer sind immer zugleich die Speculanten und die Capita-

listen. Bei einem sehr intensiven Handel wäre allerdings diese Vereinigung nicht durchzuführen gewesen; allein wie die bisherige Darstellung zeigt, fand ein solcher in Rom wohl relativ statt, insofern der Handel der latinischen Landschaft sich hier concentrirte, allein im Wesentlichen ward Rom keineswegs eine Handelsstadt wie Caere oder Tarent, sondern war und blieb der Mittelpunkt einer ackerbauenden Gemeinde.

KAPITEL XIV.

Mafs und Schrift.

Die Kunst des Messens unterwirft dem Menschen die Welt; durch die Kunst des Schreibens hört die Erkenntnifs des Menschen auf so vergänglich zu sein wie er selbst ist; sie beide geben dem Menschen, was die Natur ihm versagte, Allmacht und Ewigkeit. Es ist der Geschichte Recht und Pflicht den Völkern auch auf diesen Bahnen zu folgen.

Um messen zu können, müssen vor allen Dingen die Begriffe der zeitlichen und räumlichen Einheit und des aus gleichen Theilen bestehenden Ganzen, das heifst die Zahl und das Zahlensystem entwickelt werden. Für jenen Begriff bietet die Natur als nächste Anhaltspunkte für die Zeit die Wiederkehr der Sonne und des Mondes oder Tag und Monat, für den Raum die Länge des Mannesfufses, der leichter mifst als der Arm, für das Gewicht die mit ausgestrecktem Arm auf der Hand schwebend zu haltende Last oder das Pfund (*libra*, das Schwebende, wie *librare* zeigt). Zur Fixirung des aus gleichen Theilen bestehenden Ganzen liegt nichts so nahe als die Hand mit ihren fünf oder die Hände mit ihren zehn Fingern, und hierauf beruht das Decimalsystem, welches als das älteste und sämmtlichen Indogermanen ursprüngliche durch die Sprache sich ausweist. Diese Elemente des Zählens und Messens, deren Feststellung weit über die Trennung der Stämme zurückreicht, sind von den Italikern lange Zeit im Wesentlichen unverändert festgehalten worden; es ist dies die Epoche, in der I, V und X, ohne Zweifel Nachbildungen des Fingers, der

offenen Hand und der beiden Hände und die ältesten und einzig nationalen aller italischen Schriftzeichen, irgendwo auf der Halbinsel erfunden wurden und sich zu allen auf ihr angesiedelten Stämmen verbreiteten. Decimale Raummafse, wie diese Zeichen sie überall voraussetzen, können wir indefs nur nachweisen bei dem Stamm, der am ungetrübtesten seine alterthümlichen Gewohnheiten bewahrte, in dem oskischen und umbrischen Versus, einem Flächenmafs von hundert Fufs ins Gevierte gleich dem griechischen Plethron. Das älteste römische Zeitmafs, das wir kennen, ist gleichfalls decimal: das zehnmonatliche Jahr, welches nichts ist als eine Anwendung des Decimalsystems auf die uralte Rechnung nach Mondmonaten. Der Tag blieb sehr lange die kleinste Einheit — die Eintheilung in Stunden ist erst durch die alexandrinischen Sonnenuhren festgestellt worden — und es erklärt sich daher, dafs späterhin der Anfang des Tages von den Römern auf die Mitternacht, von den Sabellern und Etruskern auf Mittag festgesetzt wurde. Sonnenauf- und Untergang, später auch Mittag und die Mittzeiten zwischen Morgen und Mittag, Mittag und Abend wurden nach unmittelbarer Beobachtung abgerufen. Wie viele Tage auf den Mondmonat gingen, bestimmte man nicht durch Rechnung, sondern gleichfalls durch unmittelbare Beobachtung; den Neumond rief der Priester öffentlich aus (*kalendae*, Ausrufetag), worauf dann das erste Viertel (*nonae*) und acht Tage nach diesem der Vollmond (*idus*, vielleicht Scheidetag) folgten; die Zwischentage zwischen Voll- und Neumond zählte man nach uralter über die Scheidung der Stämme zurückgehender Sitte nicht von dem letztverflossenen Epochentag vor-, sondern von dem nächstfolgenden rückwärts. Dieser Mondmonat war also der synodische von der mittlern Dauer von 29 Tagen 12 Stunden 44 Minuten, statt dessen man der Kürze wegen einen ‚Kreis' (*annus*) von zehn Monaten setzte*; alleindie astronomische Einheit blieb immer der Monat und es war nicht einmal möglich bei jenem zehnmonatlichen Jahr den Monaten Individualnamen zu geben. Es bedarf keiner Bemerkung, dafs man daneben die Jahreszeiten unterschied und nach diesen die Feste normirte; für die Rechnung indefs diente lange blofs der Mondmonat und der Tag.

* Das zehnmonatliche Jahr hatte also 295 Tage; die spätere Berechnung desselben zu 304 Tagen beruht auf Rückrechnung aus dem Sonnenjahr von 365 Tagen, wie sie nach dessen Einführung für die praktische Anwendung des zehnmonatlichen Jahres nothwendig ward.

Diese ursprüngliche Mefsweise wurde verändert durch eine merkwürdige Reform, die in dem Zeit- wie in dem Raummafs das Duodecimalsystem feststellend offenbar national italisch und vor der hellenischen Einwirkung durchgeführt ist. Ausgegangen ist diese Reform von der Zeit, indem man beobachtet hatte, dafs ungefähr nach zwölf Mondmonaten oder ungefähr 355 Tagen die Jahreszeiten ihren Kreislauf vollendet hatten. So gewann man ein wenn auch unvollkommenes Sonnenjahr, in dem die Monate nun auch individuell bezeichnet werden konnten — so in Rom der erste als der des Mars, die drei folgenden als die des Sprossens, Reifens und Gedeihens, die sechs nächsten mit ihren Zahlen, endlich die zwei letzten als die Monate der Oeffnung und der Reinigung. Dafs nur ein einziger Monat nach dem Namen eines Gottes benannt ist und zwar nach dem sabinischen Gott der Titier, legt die Frage nahe, ob diese Einrichtung etwa sabinischen Ursprungs sein sollte. Diese Namen hatten indefs nur locale Geltung; fast jede Gemeinde in Latium hatte ihre eigenen Monatsnamen und öfters auch abweichende Fristen, wie zum Beispiel in dem uralten Kalender von Alba Monate von 36 und von 16 Tagen vorkommen, wo also nicht die Neumonde, sondern Feste oder andere Termine die Grenze der Monate bezeichneten. Die Mängel dieses Sonnenjahrs glich man einigermafsen aus theils durch Einschaltung eines ‚Arbeitmonats' (*mercedonius*), nach dem Princip dafs 20 Sonnenjahre einer bestimmten Zahl (wahrscheinlich 247) Mondmonaten entsprechen müfsten, theils durch die Beibehaltung der auf sichere Beobachtung sich gründenden Rechnung nach Mondumläufen für alle Fälle, wo es auf genaue Zeitbestimmung ankam. Um endlich auch eine Jahreszählung zu gewinnen, ward an einem bestimmten Monatstag in einem öffentlichen Gebäude — in Rom an den Iden des September im Tempel des capitolinischen Jupiter — ein Nagel eingeschlagen. — Im Anschlufs hieran ward nun auch für das Flächenmafs eine aus dem Decimal- und Duodecimalsystem zusammengesetzte Einheit von 120 Fufs ins Geviert (*actus*) festgestellt und ebenso im Linienmafs der ‚Fufs', im Gewichtsystem das ‚Gewicht' oder das ‚Kupfer' (*libra*, *as*) in zwölf Zwölftel (*unciae*) und dieses Zwölftel wieder in zweimal zwölf Stückchen (*scripula*) eingetheilt; im Körpermafs mögen ähnliche Festsetzungen verschollen sein. Dies in den Namen wie in den Verhältnissen absolut ungriechische System finden wir in Latium wie in Etru-

rien, wo zum Beispiel die Zwölfzahl in den Zwölfstädtebünden und die Rechnung nach Idus und Nonen wie die Sitte der Jahresnägel ebenso vorkommen wie in Rom; wie denn überall Rechnung und Messung leicht die Volksgrenzen überschreiten. Dafs es auf einmal und durch bewufste Schöpfung entstanden ist, zeigt die innere Geschlossenheit des Systems; Ort und Zeit sind nicht mehr zu ermitteln, obwohl mehr auf latinischen Ursprung deutet als auf etruskischen und für das Entstehen dieser Einrichtung vor der Erfindung der Schreibekunst die Sitte der Jahresnägel spricht. Dafs der Anfang der etruskischen Volksaera, wie es scheint, ins Jahr 1044 vor Christi gesetzt wird, verdient Beachtung, obwohl man hier wie bei allen Weltaeren beim Anfang der wirklichen Rechnung eine durch Speculation gewonnene Anzahl Jahre als verflossen angesetzt haben wird, so dafs diese Zahl nicht berechtigt den Anfang der etruskischen Cultur so hoch hinaufzurücken.

Als nun aber der hellenische Handelsmann sich den Weg an die italische Westküste eröffnet hatte, war dies nicht ohne Einflufs auf das dort übliche Mafssystem. Zwar die Zeitmessung wie das Flächenmafs blieben unberührt von dem griechischen System; allein das Längenmafs, das Gewicht und vor allem das Körpermafs, das heifst diejenigen Bestimmungen, ohne welche Handel und Wandel unmöglich ist, empfanden den griechischen Einflufs. Der römische Fufs, der später freilich um ein Geringes kleiner war als der griechische, aber damals entweder wirklich noch gleich war oder doch gleich geachtet ward, wurde neben seiner römischen Eintheilung in zwölf Zwölftel auch nach griechischer Art in vier Hand- und sechzehn Fingerbreiten getheilt; ferner wurde das römische Gewicht in ein festes Verhältnifs zu dem attischen gesetzt, welches in ganz Sicilien herrschte, nicht aber in Kyme — ein bedeutsamer Beweis, dafs der latinische Verkehr vorzugsweise nach der Insel sich zog; vier römische Pfund wurden gleich drei attischen Minen oder vielmehr zwei römische Pfund gleich drei halben Minen (Kupferlitren) gesetzt. Das seltsamste und buntscheckigste Bild aber bieten die römischen Körpermafse theils in den Namen, die aus den griechischen entweder durch Verderbnifs (*amphora*, *modius* nach *μέδιμνος*, *congius* aus *χοεύς*, *hemina*, *cyathus*) oder durch Uebersetzung (*acetabulum* von *ὀξύβαφον*) entstanden sind, während umgekehrt *ξέστης* Corruption von *sextarius* ist; theils in den Verhältnissen. Die gewöhnlichsten Mafse sind identisch, für Flüssigkeiten der

Congius oder Chus, der Sextarius, der Cyathus, die beiden letzteren auch für trockene Waaren; die römische Amphora ist im Wassergewicht dem attischen Talent gleichgesetzt und steht zugleich im festen Verhältnifs zu dem griechischen Metretes von 3 : 2, zu dem griechischen Medimnos von 2 : 1. Lebendig und deutlich ist noch für den, der solche Schrift zu lesen versteht, in diesen Namen und Zahlen die ganze Regsamkeit und Bedeutung jenes sicilisch-latinischen Verkehrs geschrieben. — Die griechischen Zahlzeichen nahm man nicht auf; wohl aber benutzte der Römer das griechische Alphabet, als ihm dies zukam, um aus den ihm unnützen Zeichen der drei Hauchbuchstaben die Ziffern 50, 100 und 1000 zu gestalten. In Etrurien scheint man auf ähnlichem Wege wenigstens das Zeichen für 100 gewonnen zu haben. Später setzte sich wie gewöhnlich das Ziffersystem beider Völker ins Gleiche, indem das römische im Wesentlichen in Etrurien angenommen ward.

Jünger als die Mefskunst ist die Kunst der Lautschrift. Wie schwierig die erste Individualisirung der in so mannichfaltigen Verbindungen auftretenden Laute gewesen sein mufs, beweist am besten die Thatsache, dafs für alle Staaten des antiken Civilisationsgebietes der Mittelmeerstaaten nur ein einziges Alphabet erfunden worden ist, das von den Erfindern auf die übrigen Völker übertragen ward. Es sind zwei Epochen zu unterscheiden in dieser bedeutsamen Schöpfung des Menschengeistes. Die semitische Sprache, in der der Vocal untergeordneter Natur ist und kein Wort beginnen kann, erleichtert eben defshalb die Individualisirung der Consonanten; weshalb denn auch hier bei dem regen Schiffervolk der Phoeniker das älteste Alphabet erfunden worden ist, in dem aber die Vocale noch mangeln. Den Griechen war es vorbehalten diese zuzufügen, oder, wie Euripides seinen Palamedes sagen läfst:

Heilmittel also ordnend der Vergessenheit
Fügt' ich lautlos' und lautende m Silben ein
Und fand des Schreibens Wissenschaft den Sterblichen.

Dies Alphabet ist denn auch den Italikern zugebracht worden, zwar in sehr früher Zeit, aber dennoch nachdem das Alphabet schon in Griechenland eine bedeutende Entwicklung durchlaufen hatte und schon mehrfache Reformen eingetreten waren, namentlich die Hinzufügung von drei neuen Buchstaben ξ φ χ und die Abänderung der Zeichen für γ λ ι*. Auch

* Siehe Seite 92 Note**.

das ist schon bemerkt worden, dafs zwei verschiedene griechische Alphabete nach Italien gelangt sind; das eine mit doppeltem *s* (Sigma *s* und San *sch*) und einfachem *k* und mit der älteren Form des *r* P nach Etrurien, das zweite mit einfachem *s* und doppeltem *k* (Kappa *k* und Koppa *q*) und der jüngeren Form des *r* R nach Latium. Die älteste etruskische Schrift kennt noch die Zeile nicht und windet sich wie die Schlange sich ringelt, die jüngere schreibt in abgesetzten Parallelzeilen von rechts nach links, der Römer dagegen auch in parallelen Linien, aber von links nach rechts. Ueber die Herkunft des etruskischen Alphabets läfst sich mit Bestimmtheit nur sagen, dafs es von Kerkyra und Korinth nicht, auch nicht von den sikelischen Dorern entlehnt ist; am meisten für sich hat die Herleitung des Alphabets aus dem altattischen, das früher als irgend ein anderes der griechischen Alphabete das Koppa fallen gelassen zu haben scheint. Ebenso wenig läfst sich mit Bestimmtheit entscheiden, ob das tuskische Alphabet von Spina oder von Caere aus sich über Etrurien verbreitet hat, obwohl die Wahrscheinlichkeit für das letzte uralte Entrepot des Handels und der Civilisation spricht. — Dagegen liegt die Ableitung des lateinischen Alphabets von dem der kumanischen und sikelischen Griechen offenkundig vor; ja es ist sogar sehr wahrscheinlich, dafs hier nicht blofs wie in Etrurien eine einmalige Reception stattgefunden hat, sondern dafs in Folge des lebhaften Verkehrs der Latiner in Sicilien sie längere Zeit sich mit dem dort üblichen Alphabet im Gleichgewicht hielten und den Schwankungen desselben folgten. So finden wir zum Beispiel, dafs die älteren Formen Σ und ⋀⋁ den Römern nicht unbekannt waren, aber die jüngeren S und M dieselben im gemeinen Gebrauch ersetzten; was sich nur erklären läfst durch eine dauernde Ausgleichung beider Alphabete. Defshalb ist es auch bedenklich aus dem verhältnifsmäfsig jüngeren Charakter desjenigen griechischen Alphabets, das nach Rom gelangt ist, in Vergleichung mit dem nach Etrurien gebrachten den Schlufs zu ziehen, dafs in Etrurien früher geschrieben worden ist als in Rom. — Welchen gewaltigen Eindruck die Erwerbung des Buchstabenschatzes auf die Empfänger machte und wie lebhaft sie die in diesen unscheinbaren Zeichen schlummernde Macht ahnten, beweist ein merkwürdiges Gefäfs aus einem der ältesten vor Erfindung des Bogens gebauten Gräber von Caere, worauf das altgriechische Musteralphabet, wie es nach Etrurien

kam, verzeichnet ist, daneben ein daraus gebildetes etruskisches Syllabarium, jenem des Palamedes vergleichbar; offenbar eine heilige Reliquie der Einführung und Acclimatisirung der Buchstabenschrift in Etrurien.

Nicht minder wichtig als die Entlehnung des Alphabets ist für die Geschichte dessen weitere Entwicklung auf italischem Boden, ja vielleicht noch wichtiger; denn hiedurch fällt ein Lichtstrahl in den italischen Binnenverkehr, der noch weit mehr im Dunkeln liegt als der Verkehr an den Küsten mit den Fremden. In der ältesten Epoche des etruskischen Alphabets, in der man sich im Wesentlichen des eingeführten Alphabets unverändert bediente, scheint der Gebrauch desselben sich auf die Etrusker am Po und in Toscana beschränkt zu haben; Verzweigungen dieses Alphabets sind alsdann, offenbar von Hatria und Spina aus, südlich an der Ostküste hinab bis in die Abruzzen, nördlich zu den Venetern und später sogar zu den Kelten an und in, ja jenseit der Alpen gelangt, so dafs die letzten Ausläufer desselben bis nach Tirol und Steiermark reichen. Die jüngere Epoche geht aus von einer Reform des Alphabets, welche sich hauptsächlich erstreckt auf die Einführung abgesetzter Zeilenschrift, auf die Unterdrückung des *o*, das man im Sprechen vom *u* nicht mehr zu scheiden wufste, und auf die Einführung eines neuen Buchstaben *f*, wofür dem überlieferten Alphabet das entsprechende Zeichen mangelte. Diese Reform ist offenbar entstanden bei den westlichen Etruskern und hat, während sie sich jenseit des Apennin nicht verbreitete, dagegen bei sämmtlichen sabellischen Stämmen, zunächst bei den Umbrern sich eingebürgert, wo das Alphabet denn wieder bei jedem einzelnen Stamm, den Etruskern am Arno und um Capua, den Umbrern und Samniten seine besonderen Schicksale erfahren, häufig die Mediae ganz oder zum Theil verloren, anderswo wieder neue Vocale und Consonanten entwickelt hat. Diese Reform des Alphabets ist nicht blofs so alt wie die ältesten in Etrurien gefundenen Gräber, sondern beträchtlich älter, da das erwähnte in einem derselben gefundene Syllabarium das reformirte Alphabet bereits in einer wesentlich modificirten und modernisirten Gestalt giebt; und da das reformirte selbst wieder gegen das primitive gehalten relativ jung ist, so versagt sich fast der Gedanke dem Zurückgehen in jene Zeit, wo dies Alphabet nach Italien gelangt ist. — Erscheinen sonach die Etrusker als die Verbreiter des Alphabets im Norden, Osten und Süden der Halbinsel, so hat

sich dagegen das latinische Alphabet auf Latium beschränkt und im Ganzen mit geringen Veränderungen sich behauptet; nur fielen γ κ und ζ σ allmählich lautlich zusammen, wovon dann die Folge war, dafs je eins der homophonen Zeichen (κ ζ) aus der Schrift verschwand. Diese waren nachweislich schon beseitigt, als man die zwölf Tafeln niederschrieb; wer nun erwägt, dafs in den ältesten Abkürzungen der Unterschied von γ c und κ k noch regelmäfsig durchgeführt ward — wie denn C· *Gaius*, CN· *Gnaeus* ist, K· *Kaeso*, *Kalendae*, MERK· *merkatus* — dafs also der Zeitraum, wo die Laute in der Aussprache zusammenfielen, und vor diesem wieder der Zeitraum, in dem die Abkürzungen sich fixirten, weit jenseit der Entstehung der zwölf Tafeln liegt; dafs endlich zwischen der Einführung der Schrift und der Feststellung eines conventionellen Abkürzungssystems nothwendig eine bedeutende Frist liegen mufs, der wird wie für Etrurien so für Latium den Anfang der Schreibkunst in eine Epoche hinaufrücken, die dem Anfang der beglaubigten ägyptischen Zeitrechnung oder dem Anfang der Sirusperiode, dem Jahre 1322 vor Christi Geburt näher liegt als dem Jahre 776, mit dem in Griechenland die Olympiadenchronologie beginnt. Für das hohe Alter der Schreibekunst in Rom sprechen auch sonst zahlreiche und deutliche Spuren. Die Existenz von Urkunden aus der Königszeit ist hinreichend beglaubigt: so des Sondervertrags zwischen Gabii und Rom, den der König Tarquinius (schwerlich indefs der letzte) abschlofs und der, geschrieben auf dem Fell des dabei geopferten Stiers, in dem an Alterthümern reichen wahrscheinlich dem gallischen Brande entgangenen Tempel des Sancus auf dem Quirinal aufbewahrt ward; des Bündnisses, das König Servius Tullius mit Latium abschlofs, und das noch Dionysios auf einer kupfernen Tafel im Dianatempel auf dem Aventin sah, freilich wohl in einer nach dem Brand mit Hülfe eines latinischen Exemplars hergestellten Copie, denn dafs man in der Königszeit schon in Metall grub, ist nicht wahrscheinlich. Aber schon damals ritzte man (*exarare*, *scribere* verwandt mit *scrobes*)* oder malte (*linere*, daher *littera*) auf Blätter (*folium*), Bast (*liber*) oder Holztafeln (*tabula*, *album*), später auch auf Leder und Leinen. Auf leinene Rollen waren die heiligen Urkunden der Samniten wie der anagninischen Priesterschaft geschrieben, ebenso die ältesten im Tem-

* Ebenso altsächsisch writan, eigentlich reifsen, dann schreiben.

pel der Göttin der Erinnerung (*Iuno moneta*) auf dem Capitol bewahrten Verzeichnisse der römischen Magistrate, die Vorläufer der städtischen Chronik. Es wird kaum noch nöthig sein zu erinnern an das uralte Marken des Hutviehs (*scriptura*), an die Anrede im Senat ‚Väter und Zugeschriebene' (*patres conscripti*), an das hohe Alter der Orakelbücher, der Geschlechtsregister, des albanischen und des römischen Kalenders. Nicht die Unkunde der Schrift, vielleicht nicht einmal der Mangel an Documenten hat uns die Kunde der ältesten römischen Geschichte entzogen, sondern die Unfähigkeit der späteren Historiker die archivalischen Nachrichten zu verarbeiten und ihre Verkehrtheit nach Schilderung von Motiven und Charakteren, nach Schlachtberichten und Revolutionserzählungen in der Tradition zu suchen, und darüber das zu verkennen, was sie dem ernsten und entsagenden Forscher nicht verweigert haben würde.

Werfen wir noch einen Blick zurück auf die also bezeichnete Geschichte der italischen Schrift, so ist vor allem bemerkenswerth die schwache und indirecte Einwirkung des hellenischen Wesens auf die Sabeller im Gegensatz zu den westlicheren Völkern. Dafs jene das Alphabet von den Etruskern, nicht von den Römern empfingen, erklärt sich wahrscheinlich daraus, dafs sie das Alphabet erhielten ehe sie den Zug auf dem Rücken des Apennin antraten, die Sabiner wie die Samniten also schon bei ihrer Entlassung aus dem Mutterlande das Alphabet mit sich nahmen. Andererseits enthält diese Geschichte der Schrift eine heilsame Warnung gegen die Annahme, welche die spätere der etruskischen Mystik und Alterthumsstudien ergebene römische Bildung aufgebracht hat und welche die neuere und neueste Forschung geduldig wiederholt, dafs die römische Civilisation ihren Keim und ihren Kern aus Etrurien entlehnt habe. Wäre dies wahr, so müfste hier vor allem eine Spur davon sich zeigen; aber gerade umgekehrt findet sich in Latium der Keim der Schreibkunst griechisch, der Entwicklung national; selbst das den Römern so wünschenswerthe Zeichen *f* ward nicht aufgenommen, ja wo Entlehnung sich zeigt, in den Zahlzeichen, sind es vielmehr die Etrusker, die von den Römern wenigstens das Zeichen für 50 entlehnt haben. — Es ist ferner charakteristisch, dafs in allen italischen Stämmen die Entwicklung des griechischen Alphabets zunächst in einer Verderbung desselben besteht, gegen welche dann späterhin bei den meisten wiederum eine

Reaction eintritt. Die feineren Lautverschiedenheiten, namentlich der Mediae und ihrer Tenues, der Sibilanten und einzelner Vocale wurden von den Einführern des Alphabets, gebildeten und zweier Sprachen mächtigen Leuten, wohl empfunden, aber die nachlässige Gewöhnung, wohl auch der allmählich stokkende Verkehr mit den Griechen führte mit der Zeit eine Verschleifung und Verdumpfung der feineren Lautverschiedenheiten herbei. So sind die Mediae in den sämmtlichen etruskischen Dialekten untergegangen, während die Umbrer *γ d*, die Samniten *d*, die Römer *γ* einbüfsten und diesen auch *d* mit *r* zu verschmelzen drohte; doch kam es dazu nicht und auch jene Verluste ersetzten die letzten beiden Völker später wieder durch neu gebildete Zeichen. Ebenso fielen den Etruskern schon früh *o* und *u* zusammen und auch bei den Lateinern zeigen sich Ansätze derselben Verderbnifs; doch drang sie hier nicht durch und selbst unter den sabellischen Stämmen, die das Alphabet schon ohne *o* empfangen hatten, ersetzte der sammitische später das mangelnde Zeichen. Es ist charakteristisch, dafs diese Lautzerstörung, von denen namentlich die erste ganz und gar ungriechisch ist, augenscheinlich von Etrurien ausgeht, und dafs sie nicht eintritt oder wieder aufgehoben wird, wo wie in Latium und später in Samnium der griechische Einflufs den etruskischen überwiegt. Fast das Umgekehrte zeigt sich bei den Sibilanten; denn während der Etrusker die drei Zeichen *ś s sch* festhält, der Umbrer zwar das letzte wegwirft, aber dafür zwei neue Sibilanten entwickelt, beschränkt sich der Samnite auf *s* und *ś* gleich dem Griechen, der Römer sogar auf *s* allein. Indefs [illegible] doch reine Aufnahme und die allmähliche Trübung des griechischen Lautsystems an, während die Reaction dagegen in die folgende Epoche und mit den Anfängen des Einflusses der griechischen Litteratur auf Latium und Samnium zusammenfällt.

KAPITEL XV.

Die Kunst.

Dichtung ist leidenschaftliche Rede, deren bewegter Klang die Weise; insofern ist kein Volk ohne Poesie und Musik. Allein zu den poetisch vorzugsweise begabten Nationen gehört und gehörte die italienische keineswegs; es fehlt dem Italiener die Leidenschaft des Herzens, die Sehnsucht das Menschliche zu idealisiren und das Leblose zu vermenschlichen ebenso wie der rechte Sinn für Melodie. Darum bringt er es in der lyrischen und epischen wie in der höheren dramatischen Dichtkunst und nicht minder in der Musik selten über Fertigkeiten. Sein scharfer Blick und seine anmuthige Gewandtheit lassen ihm die Causerie und Anekdote in der Art von Horatius und Boccaccio, den launigen Liebes- und Liederscherz, wie Catullus und die besten der heutigen Volkslieder ihn zeigen, die niedere Komödie und die Posse, vor allem aber die Rhetorik und die Schauspielkunst leicht gelingen; und selbst die höchsten in Italien gelungenen Leistungen, göttliche Gedichte wie Dante's Commedia und Geschichtbücher wie Sallustius und Macchiavelli, Tacitus und Colletta sind doch von einer im Verstande mehr als im Herzen wurzelnden, mehr rhetorischen als naiven Leidenschaft getragen. — Eigentliche Sagenbildung ist dem Italiker fremd. Seine Götter sind Begriffe, welche zu rechter persönlicher Gestaltung überhaupt nicht und am wenigsten in der frischen Urzeit gediehen und keine Lebensgeschichte mit Liebesfahrten und Kämpfen entwickelten; die

Menschen, auch die gröfsten und herrlichsten, blieben ihm doch immer Sterbliche und steigerten sich nicht wie in Griechenland in sehnsüchtiger Erinnerung und liebevoller Pflege der Ueberlieferung im Geiste der Menge zu göttergleichen Heroen. So konnte ein Epos nicht entstehen und zur Geschichte war es noch zu früh. — Dafs Lieder nicht fehlten und gejubelt und gesungen ward, versteht sich. Von den religiösen Litaneien, die in diesem Kreise zuerst sich fixirten und die schon den Philologen der augusteischen Zeit als die ältesten Denkmäler der lateinischen Sprache galten, ist eine auf uns gekommen in dem Lied der römischen Arvalbrüder, das wohl auch hier eine Stelle verdient mit der freilich nicht in allen Stücken gesicherten Uebersetzung:

Enos, Lases, iuvate!
Ne veluerve, Marmar, sins incurrere in pleores!
Satur furere, Mars!
Limen sali!
Sta berber!
Semunis alternis advocapit conctos!
Enos, Marmor, iuvato!
*Triumpe! triumpe! triumpe! triumpe! triumpe!**

zu den Göttern	Uns, Laren, helfet! Nicht die böse Seuche, Mars Mars, lafs einstürmen auf mehrere! Satt sei des Wüthens, Mars!
zu den einzelnen Brüdern	Auf die Schwelle springe! Steh ab vom Hüpfen!
zu alle Brüder	Den Semonen, erst ihr, dann ihr, rufet zu, allen!
zu den Gott	Uns, Mars Mars, hilf!
zu die einzelnen Brüder	Juble! juble! juble! juble! juble!

Aus solchen noch wenig fixirten Weisen, wie sie etwa auch schon vor der Scheidung der Stämme vorgekommen sein mögen, entwickelte sich ein eigenthümlich italischer Rhythmus, der sogenannte saturnische Vers, der auf Wechselgesang berechnet und vom Accent beherrscht ist, was übrigens beides auch in dem Liede der Ackerbrüder schon hervortritt. Das folgende freilich einer bedeutend späteren Zeit angehörende Gedicht mag davon eine Vorstellung geben:

* *Nos, Lares, iuvate! Ne malam luem, Mamers, suas incurrere in plures! Satur furendi esto, Mars! In limen insili! Consiste verberave (limen)! Semones alterni advocate cunctos! Nos, Mamers, iuvato! Tripudia!*

Quod ré sua defendens — aspere afflicta
Parens timens hoc vovit — voto hoc soluto
Decumi facta polucta — leibereis lubentes
Donu danunt ⌣ Hércolei — maxumé ⌣ mereto
Semol te orant se voti — crebro con⌣démnes
⌣ ˊ ⌣ ˊ ⌣ ˊ ⌣ ‖ ˊ ⌣ ˊ ⌣ ˊ ⌣

Was, Mifsgeschick befürchtend — schwer betroffnem Wohlstand,
Besorgt der Ahn gelobte, — dels Gelöbnifs eintraf,
Zu Weih' und Schmaus den Zehnten — bringen gern die Kinder
Dem Hercules zur Gabe — dar, dem hochverdienten:
Sie flehn zugleich dich an, dafs — oft du sie erhörest.

Solche Lieder mufs man sich, wie es scheint, von zwei Sängern, die in jeder Zeile bei dem Einschnitt wechseln, zur Flöte vorgetragen denken; beim Festbraten und bei der Weinlese, beim Spiel und am Todtenbette. Dafs aus diesem Wechsellied bei dem eigenthümlichen mimischen Geschick des Italieners und seiner Lust an Geberdenspiel und Verkleidung sich sehr bald die Anfänge eines Schauspiels entwickelten, ist begreiflich; es ist nicht unmöglich, dafs schon in dieser Zeit sich die stehenden Charaktermasken feststellten, die wir später bei Latinern und Samniten finden und die den improvisirenden Komödianten die Durchführung der Rolle so wesentlich erleichtern; wie zum Beispiel Maccus der Harlekin, Bucco der Vielfrafs, Papus der gute Papa, der weise Dossennus, die man artig mit den beiden Bedienten, dem Pantalon und dem Doctor der italienischen Pulcinellkomödie verglichen hat.

Wie es gleichzeitig in Etrurien stand, läfst sich noch viel weniger bestimmen. Dafs auch diesem Volk die poetische Begabung fehlte und noch in viel höherem Mafse als den Italikern, ist nach dem allgemeinen Charakter der Nation nicht unwahrscheinlich und wohl mag man auch dafür geltend machen, dafs Etrurien in der römischen Litteratur fast keinen anderen namhaften Vertreter hat als den Volaterraner Persius, das rechte Ideal eines hoffärtigen und mattherzigen der Poesie beflissenen Jungen. Schauspielertrieb herrschte auch hier: die Fescenninen, im südlichen Etrurien heimisch, scheinen im Wesentlichen von der italischen Volkskomödie sich nur durch gröfsere Unbändigkeit unterschieden zu haben. Aber neben diesen frischen und ehrlichen Späfsen kam in Etrurien früh eine stumme Pantomime mit Tanz und Gesang auf, welche

von den tuskischen Histrionen und Subulonen zur Profession gemacht und bald ein in jeder Beziehung gemeines Gewerbe wurde, das um geringen Lohn und keine Ehre auch in Rom schon früh mit seinen Vorstellungen auftrat. Auch mag in Etrurien schon in alter Zeit der Grund gelegt sein zu der geistlosen Ansammlung gelehrten, namentlich theologischen und astrologischen Plunders, durch den die Tusker in einer späteren gesunkenen Epoche, wo der allgemeine Verfall die Zopfgelehrsamkeit zur Blüthe brachte, mit den Juden und Chaldäern die Ehre theilten als Urquell göttlicher Weisheit angestaunt zu werden.

Die hellenische Mittheilung beschränkte auf diesem Gebiet sich vermuthlich darauf aus dem reichen griechischen Sagenschatz den Fremden zu erzählen — wie denn in der That die altrömischen Corruptionen des Kyklops (*Cocles*), Laomedon (*Alumentus*), Ganymedes (*Catamitus*), Neilos (*Melus*) von dem Eindruck solcher Erzählungen zeugen und ohne sie die bereitwillige Aufnahme der griechischen Bildwerke mit ihren auf dem poetischen Schatz ruhenden Darstellungen nicht begreiflich sein würde.

Mächtiger trat der griechische Einfluſs auf in der Bau- und Bildkunst. So wenig zu bezweifeln steht, daſs schon vor der hellenischen Einwanderung in Italien gebaut und Mauern gefügt wurden, so hat es doch groſse Wahrscheinlichkeit, daſs die älteren Bauten regelmäſsig Holz- oder Erdwälle waren und daſs die Steinconstruction erst in Aufnahme kam durch das Beispiel und die besseren Werkzeuge der Griechen, von denen die Italiker wohl sicher erst den Gebrauch des Eisens lernten und jedenfalls das Richtmaſs (*groma* aus *γνώμων γνῶμα*) erhielten. Alle ältesten italischen Steinbauten zeigen die auffallendste Aehnlichkeit mit den ältesten griechischen. Die uralten Gräber von Caere und Alsion, die vor Erfindung des Bogens gebaut sind, ersetzen denselben durch über einander geschobene allmählich einspringende und mit einem groſsen Deckstein geschlossene Steinlagen, ganz wie in den Thesauren von Orchomenos. Der Emissar des Albanersees hat die gröſste Aehnlichkeit mit dem des kopaischen. Die kyklopischen Ringmauern, die bald ganz roh aus groſsen unbearbeiteten Steinblöcken mit dazwischen eingeschobenen kleineren Steinen, bald polygon aus in einander greifenden vieleckig zugehauenen Steinblöcken, bald quadratisch in horizontalen Lagen geschichtet sind und sich in Italien, vorzugsweise in Etrurien,

Latium, Umbrien und der Sabina finden, sind zwar zum grofsen Theil wahrscheinlich erst in viel späterer Zeit, einige sicher erst im siebenten Jahrhundert der Stadt errichtet; allein die Aehnlichkeit namentlich des künstlichen polygonen Baus mit griechischem Mauerbau kann schwerlich für zufällig gehalten werden, während die einfacheren und minder soliden beiden andern Arten sich eher als selbstständig betrachten lassen. In der That ist es in Etrurien wieder Pyrgi, das nebst den zwei nicht sehr weit entlegenen Orten Cosa und Saturnia allein polygone Mauern hat, deren erste Anlage zumal bei dem bedeutsamen Namen wohl ebenso sicher den Griechen zugeschrieben werden kann wie die der Mauern von Tiryuth. Caere selbst und die Masse der übrigen etruskischen Städte sind nicht im polygonen Stil ummauert. Dagegen beherrscht derselbe Latium und das dahinter liegende Binnenland. Dafs solche Bauten hier vorkommen, dagegen an der Ostküste, die den Griechen ferner lag, und im Süden, der ihnen im Ganzen unterworfen war, sie sich nicht oder doch wenigstens nicht häufig finden, zeigt eben wieder recht deutlich, dafs die Anregung zu diesen Bauwerken nicht von den in Italien angesiedelten, sondern von den an der Westküste mit den freien Italikern verkehrenden Griechen kam, aber auch, dafs diese Anregung weit intensiver auf Latium wirkte als auf Etrurien. — Ob die lebendige Aneignung dieser dem energischen und realistischen italischen Wesen so congenialen Architektur so weit ging, dafs der Bogen in Italien erfunden und von da den Hellenen mitgetheilt ward, läfst sich nicht mehr entscheiden; denn auch zugegeben, dafs die grofsen hydraulischen Anlagen der Römer, die Hauptkloake und das Brunnenhaus (*tullianum*) am Capitol wirklich die ältesten aller noch erhaltenen Bogen sind, so können wir, denen so zahlreiche Aktenstücke fehlen, unmöglich auf die vorhandenen Trümmer hin den Griechen den Besitz des Bogens in älterer Zeit absprechen, und noch weniger läfst sich entscheiden, ob man früher in Latium oder in Etrurien Bogen gebaut hat.

Auch der Tempel, der in der Kaiserzeit der tuscanische heifst, wie der des capitolinischen Iupiter in Rom, ist im Wesentlichen der griechische, das heifst ein viereckiger oder runder ganz oder zum Theil von Säulengängen eingefafster ummauerter und gedeckter Raum, ursprünglich ein Holz-, kein Steinbau; nur dafs die Elemente, die zum Beispiel in dem dorischen Kapitäl und der ionischen Basis getrennt vor-

kommen, hier noch vereinigt erscheinen; die Stile hatten sich also noch nicht bestimmt geschieden, als diese Ueberlieferung stattfand. Das Originelle dabei, namentlich das spitze weit vorspringende Dach, mochte man dem italischen strohgedeckten Hause entnehmen, dessen Form, wie albanische Aschenkisten sie zeigen, dazu recht wohl stimmt; immer vorausgesetzt, was sich schwer wird erweisen lassen, dafs nicht in jener Zeit auch das griechische Wohn- und Gotteshaus noch ein spitzes Dach hatte. — Unter den bildenden Künsten ist die Plastik in Stein durch den Mangel eines geeigneten Materials sehr zurückgehalten worden; den Marmor von Luna und Carrara kannte man noch nicht. Dagegen die Metall- und Thonarbeiten sind in Etrurien, theils in Folge der Thonlager und Silber- und Kupfergruben des Landes, theils durch den dort hinströmenden Reichthum früh angeregt worden und haben eine grofse Entwicklung erlangt. Dafs die tyrrhenischen Goldschalen selbst in Attika geschätzt wurden, begreift, wer den reichen und zierlichen Goldschmuck der südetruskischen Gräber gesehen hat; woneben freilich die rohe Arbeit der Münzen von Populonia auffällt. In noch viel gröfserem Mafsstab entwickelte sich unter den günstigen Localverhältnissen der Kupferguſs; selbst an die Verfertigung grofser Erzfiguren, von Kolossalstatuen bis zu funfzig Fufs Höhe wagte sich der etruskische Künstler, und die capitolinische Wölfin so wie einzelne Geräthstücke, Helme und Leuchter aus etruskischen Gräbern gehören zu den schönsten Werken des alten strengen Kunststils. Die Thonarbeit endlich, die besonders in Veii geblüht zu haben scheint, schuf nicht blofs gröfsere Thonfiguren und Statuen, sondern entwickelte auch eine eigenthümliche Ornamentik, welche Dächer, Giebel und Wände mit Aufsätzen und Reliefplatten von gebrannter Erde schmückte. Die Steinschneidekunst scheint nicht zu den ältesten Kunstzweigen Italiens zu gehören; sie schliefst sich in Etrurien, wo sie allein früher aufgekommen ist, an die ursprünglich ägyptische Skarabaeenform an. — Ebenbürtig neben der bildenden, wenn nicht ihr überlegen erscheint endlich die zeichnende Kunst, sowohl die Linienzeichnung, welche in Latium besonders die kupfernen Putzkästchen, in Etrurien vornämlich die Rückseiten der kupfernen Handspiegel durch ihre zierlichen Umrisse schmückte, als die monochromatische Malerei, deren Meisterwerke selbst in der Kaiserzeit in Caere, Rom, Lavinium, Ardea bewundert wurden und deren handwerkmäfsige Leistungen die ausge-

malten Grabkammern Südetruriens noch heute zeigen. — Dafs die Uebung und Steigerung dieser verschiedenen Kunstformen grofsentheils erst den folgenden Perioden angehört und von den auf uns gekommenen latinischen und etruskischen Kunstwerken nur ein kleiner Theil während der römischen Königsherrschaft entstanden ist, kann nicht bezweifelt werden; allein die Anregung zu all diesen Kunstrichtungen und Gewerken ist offenbar in einer Zeit erfolgt, wo die griechische Kunst noch sehr starr und unentwickelt war und mag der Zeit der Einführung des Alphabets nicht gar fern stehen. Defshalb gehören sie geschichtlich betrachtet in diese Periode.

Versuchen wir geschichtliche Resultate aus diesen Archiven uralter Kunstüberlieferung und Kunstübung zu gewinnen, so ist zunächst offenbar, dafs die italische Kunst ebenso wie italisches Mafs und italische Schrift nicht unter punischem, sondern ausschliefslich unter hellenischem Einflufs sich entwickelt hat; es ist nicht eine einzige unter den italischen Kunstrichtungen, die nicht ihr bestimmtes Musterbild fände in der altgriechischen Kunst, und insofern hat die Sage ganz Recht, wenn sie die Einführung der Thonbildnerei in Italien zurückführt auf die drei griechischen Künstler: den ‚Ordner', ‚Zeichner' und ‚Bildner', Diopos, Eucheir und Eugrammos, obwohl es mehr als zweifelhaft ist, dafs diese Kunst zunächst von Korinth und zunächst nach Tarquinii kam. Von unmittelbarer Nachahmung orientalischer Kunstformen findet sich ebenso wenig eine Spur als von einer selbstständig entwickelten Kunstform; selbst die Skarabaeen sind auch in Griechenland in sehr früher Zeit nachgeschnitten worden, wie zum Beispiel ein solcher Käferstein mit sehr alter griechischer Inschrift sich in Aegina gefunden hat, und können also den Etruskern recht wohl durch die Griechen zugekommen sein. Von dem Punier mochte man kaufen; man lernte nur von dem Griechen. — Von wo die Kunst den Etruskern und Latinern kam, ist begreiflich noch schwerer zu bestimmen als die Heimath der Alphabete; doch ist eine verschiedene Herleitung auch hier wahrscheinlich, da es sich sonst schwer begreifen liefse, warum zum Beispiel die Zeichnung auf Metall in Latium auf andere Gegenstände angewandt ward als in Etrurien und warum die Steinschneidekunst und die Wandmalereien in Grabkammern sich auf Etrurien beschränkten. Bemerkenswerth ist es, dafs von den drei Kunstformen, die in Griechenland nur in sehr beschränkter, in Etrurien dagegen

in grofser Ausdehnung geübt wurden, dem Skarabaeenschnitt, der Spiegelzeichnung und der Grabmalerei, die bis jetzt bekannten griechischen Beispiele ausschliefslich nach Athen oder Aegina führen; so dafs uns hier abermals wie bei den Münzen und dem Alphabet die etruskischen Spuren nach Attika weisen. Für Latium dagegen sind die Spuren minder bestimmt; doch weist nach Campanien die Thatsache, dafs unter den Münzen die der südlicheren latinischen Städte bei weitem die schönsten sind, und dahin so wie nach Sicilien die nicht unwahrscheinliche Vermuthung, dafs der Verfertiger der berühmten praenestinischen Cista Novios Plautius ein in Rom ansässiger Campaner, und dafs Damophilos, der mit Gorgasos den uralten Cerestempel in Rom mit bemalten Thonfiguren schmückte, vielleicht der Lehrer des Zeuxis, Demophilos von Himera (um 300 Roms) gewesen ist. — Vergleichen wir die Art, wie sich die Stämme verhielten zu der griechischen Kunst, so bemerken wir ähnliche Verschiedenheiten, wie sie die Geschichte des Alphabets ergab. Die Sabeller blieben, so viel wir sehen, so gut wie ganz unberührt von derselben, aufser insofern von der praktischen Architektur das Nothwendigste mittelbar auch auf sie überging; nur die Volsker gingen weiter und bildeten auch in Thon. In Latium und Etrurien ward die Kunst gepflegt, aber in wesentlich anderer Art. Ueberall wo wir vergleichen können, sind die etruskischen Kunstwerke den latinischen an Masse und Pracht ebenso überlegen als sie zurückstehen in Geist und Schönheit, und wieder in Etrurien ist es vorzugsweise der südliche Theil, in dem die reichen Kunstschätze von Caere, Tarquinii, Volci sich finden, während der nördliche weit zurücksteht und zum Beispiel die nördlichste Stadt Volaterrae, mit dem gröfsten Gebiet unter allen etruskischen, von allen auch der griechischen Kunst am fernsten steht. Die herrlichsten italischen Gemälde bewunderte man in Ardea und Lanuvium, demnächst in Rom und Caere; aber die Kunst des Pinsels zu verschwenden an den Wänden des Todtengemaches war nicht Sitte in Latium, sondern nur in Etrurien, vorzugsweise im mittleren; nördlich von Chiusi hat sich kein ausgemaltes Grab gefunden. Der Kupferguſs ward in Etrurien weit schwunghafter betrieben als in Latium; aber welches etruskische Werk reicht an die capitolinische Wölfin? und als später die Sitte der gegossenen Kupfermünzen aufkam, entstanden die schönsten Formen im südlichen Latium, leidliche in Rom und Umbrien, während

die des nördlichen Etrurien fast bildlos und barbarisch sind. Die Zahl der etruskischen Spiegel überwiegt weitaus die der latinischen und besonders praenestinischen Schmuckkästchen; unter diesen wie unter jenen giebt es schöne Arbeiten, allein von dem schönsten Werk der letzteren Gattung, der ficoronischen Cista, konnte mit Recht gesagt werden, dafs kaum ein zweites Erzeugnifs der Graphik des Alterthums vorhanden ist, welches so wie dieses den Stempel einer in Schönheit und Charakteristik vollendeten und noch vollkommen reinen und ernsten Kunst an sich trüge, und dieses Werk ist nach ausdrücklicher Angabe in Rom gezeichnet. So ist es überall, wo wir vergleichen können; und wo wir es nicht können, zum Beispiel bei den Silbermünzen und dem Goldschmuck, rührt dies daher, dafs man in Latium eben jene nicht brauchte und diesen dem Todten mit ins Grab zu legen erst die Sitte, dann das Gesetz verbot. Es ist eine gewisse barbarische Ueberschwänglichkeit in der Art wie im Stil, die den etruskischen Kunstwerken ihren eigenthümlichen Charakter giebt und den latinischen völlig fremd ist. Was in Griechenland einzelner Scherz und flüchtige Skizze ist, wird in Etrurien stehende Sitte und sorgfältiges Kunstwerk; während dort auf leichtem Material und in mäfsigen Verhältnissen gearbeitet wird, liebt es die etruskische Kunst die Pracht und Gröfse ihrer Werke renommistisch hervorzuheben; wo sie nachbildet, mufs sie übertreiben: das Strenge wird ihr hart, das Anmuthige weichlich, das Schreckliche zum Scheusal, die Ueppigkeit zur Zote, und immer deutlicher tritt dies hervor, je selbstständiger sie sich gestaltet. Dafs die etruskische Kunst auch nach Latium und namentlich nach Rom hinübergegriffen hat, leidet keinen Zweifel; es ist nichts natürlicher, als dafs man in Rom bei dem Bau der ersten Gotteshäuser etruskische Arbeiter zuzog und die ersten thönernen Kunstwerke derselben, wie die Bildsäule des capitolinischen Iupiter und das Viergespann auf dem Dach seines Tempels, in Veii bestellte. Allein daneben gab es eine eigenthümliche von der etruskischen unabhängige Kunst in Latium, die in weit vollkommnerer Weise, wenn auch mit beschränkteren Mitteln ihren griechischen Vorbildern nacheiferte; und wie man sich auch sträuben mag, so gut wie man lange aufgehört hat die griechische Kunst aus der etruskischen abzuleiten, wird man sich auch noch entschliefsen müssen den Etruskern in der Geschichte der italischen Kunst den letzten Platz statt des ersten anzuweisen.

ZWEITES BUCH.

Von der Abschaffung des römischen Königthums bis zur Einigung Italiens.

— διὰ οὐκ ἐκπλήττειν τὸν ἀγγραφῆ τιματτόμενον διὰ τῆς ἱστορίας τοὺς ἐντυγχάνοντας.
Polyb.

KAPITEL I.

Aenderung der Verfassung. Beschränkung der Magistratsgewalt.

Der strenge Begriff der Einheit und Allgewalt des Staates, dieser Schwerpunct der italischen Verfassungen, legte in die Hände des einzigen auf Lebenszeit ernannten Vorstehers der Gemeinde eine furchtbare Gewalt, die wohl der Landesfeind empfand, aber nicht minder schwer der Bürger. Mifsbrauch und Druck konnte nicht ausbleiben, und hiervon die nothwendige Folge waren Bestrebungen jene Gewalt zu beschränken; aber das ist das Grofsartige in diesen römischen Reformversuchen und Revolutionen, dafs man nie unternimmt weder die Omnipotenz des Staates zu beschränken noch auch nur sie entsprechender Organe zu berauben, dafs man nie die sogenannten natürlichen Rechte des Einzelnen gegen die Gemeinde geltend zu machen versucht, sondern dafs der ganze Sturm sich richtet gegen die Form der Gemeindevertretung durch den Willen eines Einzigen. Nicht Begrenzung der Staats-, sondern Begrenzung der Beamtenmacht ist der Ruf der römischen Fortschrittspartei von den Zeiten der Tarquinier bis auf die der Gracchen; und auch dabei vergifst man nie, dafs das Volk regiert werden soll und nicht regieren.

Dieser Kampf bewegt sich innerhalb der Bürgerschaft. Ihm zur Seite entwickelt sich eine andere Bewegung: der Ruf der Nichtbürger um politische Gleichberechtigung. Dahin gehören die Agitationen der Plebejer, der Latiner, der Italiker, der Freigelassenen, welche alle, mochten sie Bürger ge-

nannt werden wie die Plebejer und die Freigelassenen, oder nicht, wie die Latiner und die Italiker, politische Gleichheit entbehrten und forderten.

Ein dritter Gegensatz ist noch allgemeinerer Art: der der Vermögenden und der aus dem Besitz gedrängten oder verarmenden Besitzer. Die rechtlichen und politischen Verhältnisse Roms veranlafsten die Entstehung zahlreicher Bauerwirthschaften theils kleiner Eigenthümer, die von der Gnade des Capital-, theils kleiner Zeitpächter, die von der Gnade des Grundherrn abhingen, und beraubten vielfach Einzelne wie ganze Gemeinden des Grundbesitzes, ohne die persönliche Freiheit anzugreifen. Dadurch ward das ackerbauende Proletariat schon früh so mächtig, dafs es wesentlich in die Schicksale der Gemeinde eingreifen konnte. Das städtische Proletariat gewann erst in weit späterer Zeit politische Bedeutung.

In diesen Gegensätzen bewegte sich die innere Geschichte Roms und vermuthlich nicht minder die uns gänzlich verlorene der übrigen italischen Gemeinden. Die politische Bewegung innerhalb der vollberechtigten Bürgerschaft, der Krieg der Ausgeschlossenen und der Ausschliefsenden, die socialen Conflicte der Besitzenden und der Besitzlosen, so mannichfaltig sie sich durchkreuzen und in einander schlingen und oft seltsame Allianzen herbeiführen, sind dennoch wesentlich und von Grund aus verschieden. Da die servianische Reform, welche den Insassen in militärischer Hinsicht dem Bürger gleichstellt, mehr als eine administrative Mafsregel erscheint denn als hervorgegangen aus politischen Parteitendenzen, so darf als der erste dieser Gegensätze, der zu inneren Krisen und Verfassungsänderungen führte, derjenige betrachtet werden, der auf die Beschränkung der Magistratur hinarbeitet und dessen frühester Erfolg besteht in der Abschaffung der Lebenslänglichkeit der Gemeindevorsteherschaft, das heifst in der Abschaffung des Königthums. Wie nothwendig diese durch die natürliche Entwicklung der Dinge gegeben war, dafür ist der schlagendste Beweis, dafs dieselbe Verfassungsänderung, wie wir sie in Rom finden, in allen italischen, ja auch in den griechischen Staaten in analoger Weise vor sich gegangen ist. Dafs die latinischen Städte, ehe sie in die römische Gemeinde aufgingen, gleich dieser von zwei jährlich ernannten Vorstehern, Dictatoren oder Prätoren genannt, regiert wurden, beweist die spätere latinische Municipalverfassung; ja dafs schon Alba bei seinem Fall unter jährigen Königen stand, behaupteten die

römischen Alterthumsforscher oder schlossen es vielmehr aus dem als Priesteramt bis in die späteste Zeit fortgeführten Amt des albanischen Dictator. Bei den Sabellern, Etruskern und Apulern finden wir gleichfalls in späterer Zeit die alten lebenslänglichen Regenten verschwunden. Für den lucanischen Gau ist es bezeugt, dafs er im Frieden sich demokratisch regierte und nur für den Krieg die Magistrate einen König, das heifst einen dem römischen Dictator ähnlichen Beamten bestellten; die sabellischen Stadtgemeinden, zum Beispiel die von Capua und Pompeii, gehorchten einem jährlich wechselnden ‚Gemeindebesorger' (*medix tuticus*) und ähnliche Institutionen mögen wir auch bei den übrigen Volks- und Stadtgemeinden Italiens voraussetzen. Die Bestellung zweier höchster Beamten mit concurrirender Gewalt, der ‚Collegen' (*consules*, wie *exsules*, *insula*), wie wir sie in Rom und den übrigen Städten Latiums finden, darf dagegen als eine eigenthümlich latinische Ordnung betrachtet werden. Zu dieser seltsamen Institution, die nicht den Beamten zusammen, sondern jedem ganz die höchste Macht übertrug, wird überhaupt sich kaum in einem andern gröfsern Staate eine Parallele finden; doch hat sie im Ganzen genommen sich praktisch bewährt und ist später von den Römern bei allen Magistraturen fast ohne Ausnahme beibehalten worden.

So einfach die Ursache dieser Veränderung ist, so mannichfaltig mochten die Anlässe sein; man mochte nach dem Tode des lebenslänglichen Herrn beschliefsen keinen solchen wieder zu erwählen, wie nach Romulus Tode der römische Senat versucht haben soll; oder der Herr mochte freiwillig abdanken, was König Servius Tullius angeblich beabsichtigte; oder das Volk mochte gegen einen Tyrannen aufstehen und ihn vertreiben, wie dies das Ende des römischen Königthums war. Denn mag die Geschichte der Vertreibung des letzten Tarquinius, des ‚Uebermüthigen', auch noch so sehr in historische Anekdoten ein- und zur historischen Novelle ausgesponnen sein, so ist doch an den Grundzügen nicht zu zweifeln. Dafs der König es unterliefs den Senat zu befragen und zu ergänzen, dafs er Todesurtheile und Confiscationen ohne Zuziehung der Rathmänner aussprach, dafs er den Bürgern Kriegsarbeit und Handdienste über die Gebühr ansann, bezeichnet die Ueberlieferung in glaublicher Weise als die Ursachen der Empörung; von der Erbitterung des Volkes zeugt das förmliche Gelöbnifs, das dasselbe ablegte, fortan keinen König mehr zu dulden und

der blinde Hafs, der seitdem an den Namen des Königs sich anknüpfte, vor allem aber die Verfügung, dafs der ‚Opferkönig', den man creiren zu müssen glaubte, damit nicht die Götter den gewohnten Vermittler vermifsten, kein weiteres Amt bekleiden könne und also dieser zwar der erste, aber auch der ohnmächtigste aller römischen Beamten ward. Nicht blofs aber wurde das Königthum abgeschafft, sondern zugleich auch der König verbannt mit seinem ganzen Geschlecht — ein Beweis, welche Geschlossenheit damals noch die gentilicischen Verbindungen hatten; dies Gesetz beantragte der Reiterführer Lucius Iunius Brutus, als der nach dem König oberste Beamte, und so trug die Revolution von ihm den Namen. Das Geschlecht der Tarquinier siedelte darauf über nach Caere, wo ihr Geschlechtsgrab kürzlich aufgedeckt worden ist. — Dies ist alles, was historisch über dies wichtige Ereignifs als sicher angesehen werden kann, an welches die älteste römische Jahreszählung anzuknüpfen pflegte. Dafs in einer grofsen weitherrschenden Gemeinde wie die römische die königliche Gewalt, namentlich wenn sie durch mehrere Generationen bei demselben Geschlechte gewesen, widerstandsfähiger und der Kampf also lebhafter war als in den kleineren Staaten, ist begreiflich; aber auf eine Einmischung auswärtiger Staaten in denselben deutet keine Spur und der grofse Krieg mit Etrurien, der übrigens wohl nur durch chronologische Confusion in den römischen Jahresbüchern so nahe an die Vertreibung der Tarquinier gerückt ist, kann nicht als eine Intervention Etruriens zu Gunsten eines in Rom beeinträchtigten Landsmannes angesehen werden aus dem sehr zureichenden Grunde, dafs die Etrusker trotz des vollständigsten Sieges doch das römische Königthum keineswegs wieder hergestellt noch auch nur die Tarquinier zurückgeführt haben.

Sind wir über den historischen Zusammenhang dieses wichtigen Ereignisses im Dunkeln, so liegt dagegen zum Glücke klarer vor, worin die Verfassungsänderung bestand. Die Königsgewalt ward keineswegs abgeschafft, wie schon das beweist, dafs in der Vacanz nach wie vor der ‚Zwischenkönig' ernannt ward; im Gegentheil setzte man alles daran sie wesentlich festzuhalten in ihrer ungeschmälerten Fülle. Die Aufgabe die absolute Gewalt zugleich rechtlich festzuhalten und factisch zu beschränken ist in ächt römischer Weise ebenso scharf als einfach gelöst worden theils durch die Begrenzung der Zeitdauer, theils durch die Einsetzung zweier gleich berechtigter

und gleich absoluter Herren. Die zeitliche Begrenzung ist ausnahmlos; die regelmäfsigen Beamten treten nach einem Jahr, die aufserordentlichen nach höchstens sechs Monaten vom Amte ab. Das Princip der Collegialität, das dem Volke versinnlicht ward durch die Theilung der vierundzwanzig königlichen Lictoren unter die beiden Consuln, gilt nur für die ordentlichen Beamten, von denen das Machtwort eines jeden zwar in der Regel entschied gleich dem des Königs, aber dennoch durch das Machtwort des gleichberechtigten Collegen nothwendig, jedoch durch sich selbst, nicht durch eine controlirende Autorität vernichtet ward. — Ganz unbeschränkt ging indefs doch die königliche Gewalt nicht über auf die Consuln. Hatte im Criminalprozefs so wie bei Bufsen und Leibesstrafen bisher dem König nicht blofs Untersuchung und Entscheidung der Sache zugestanden, sondern auch die Entscheidung darüber, ob der Verurtheilte den Gnadenweg betreten dürfe oder nicht, so bestimmte jetzt das valerische Gesetz (J. 245 Roms), dafs der Consul der Provocation des Verurtheilten stattgeben müsse, wenn er auf Todes- oder Leibesstrafe nicht nach Kriegsrecht erkannt habe; was durch ein späteres Gesetz (unbestimmter Zeit, aber vor dem Jahre 303 erlassen) auf schwere Vermögensbufsen ausgedehnt ward. Zum Zeichen dessen legten die consularischen Lictoren, wo der Consul als Richter, nicht als Feldherr auftrat, die Beile ab, die sie bisher kraft des ihrem Herrn zustehenden Bluthannes geführt hatten. Es ist bezeichnend, dafs dem Beamten, der der Provocation nicht ihren Lauf liefs, das Gesetz nichts anderes drohte als die Infamie, die nach damaligen Verhältnissen im Wesentlichen nichts war als eine sittliche Makel und höchstens zur Folge hatte, dafs das Zeugnifs des Ehrlosen nicht mehr galt. Man drohte nicht mehr, weil man nicht mehr drohen konnte, ohne der Königsgewalt eine wenn auch erst nachfolgende Controle zu bestellen und damit ihren Charakter als der absoluten und unverantwortlichen Machtvollkommenheit zu beschränken; was der Beamte gethan hat, mag nichtig sein, aber auch für die nichtige Amtshandlung giebt es keinen Strafrichter. — Eine in der Tendenz ähnliche Beschränkung fand statt in der Civilgerichtsbarkeit; denn wahrscheinlich gehört die Verwandlung des Rechtes der Beamten, nach festgestellter Sache einem Privatmann die Untersuchung des Sachverhalts zu übertragen, in eine Pflicht dieser Epoche an. Vermuthlich ward dies erreicht durch eine allgemeine

Feststellung des Rechtes der Consuln ihr Imperium an Stellvertreter oder Nachfolger zu übertragen. Hatte dem König die Ernennung von Stellvertretern unbeschränkt frei, aber nie für ihn ein Zwang dazu bestanden, so scheint dem Consul von Haus aus das Mandiren für bestimmte Fälle vorgeschrieben zu sein, namentlich aufser bei dem Civilprozefs auch für die Verwaltung des Staatsschatzes. So wurden die beiden Polizeiherren (*quaestores*), die auch der König schon zu ernennen pflegte, jetzt gesetzlich ständige vom Consul ernannte und natürlich mit dem Consul selbst abtretende Beamten und vereinigten die Verwaltung der Schatzkammer mit ihren bisherigen Functionen. Aufser diesen Fällen aber, wo die Mandirung der Gewalt gesetzlich vorgeschrieben war, ward die willkürliche Ernennung von Stellvertretern beschränkt theils auf das militärische Imperium, welches derselben nicht entrathen konnte, theils auf den Fall, wo der Consul durch dieselbe zugleich seine und seines Collegen Gewalt suspendirte, auf die Ernennung eines mit voller königlicher Macht ausgestatteten einzigen Gemeindehauptes, des Dictator. — Das Recht den Nachfolger zu ernennen, das der König unbeschränkt geübt hatte, ward dem Gemeindevorsteher auch jetzt keineswegs entzogen; aber er wurde verpflichtet denjenigen zu ernennen, den die Gemeinde ihm bezeichnet haben würde; so dafs der Consul bei diesem Act zwar immer eine ganz andere Stellung behielt als die eines Wahldirigenten ist, und er zum Beispiel einzelne Candidaten zurückweisen und die auf sie gefallenen Stimmen nicht beachten, anfangs vielleicht sogar die Wahl auf eine von ihm entworfene Candidatenliste beschränken konnte, dennoch aber die Ernennung des Beamten von jetzt an formell von dem Vorgänger, materiell aber von der Gemeinde ausging. — Alle diese Beschränkungen der Gewalt kamen indefs nur zur Anwendung gegen den ordentlichen Magistrat. Gegen den Dictator galt die Provocation nur wie gegen den König, wenn er freiwillig ihr wich; so wie er ernannt war, wurden alle übrigen Beamten von Rechtswegen machtlos und ihm völlig unterthan; sehr wahrscheinlich unterschied sich der Absicht nach seine Gewalt von der königlichen überall nur durch die zeitliche Begrenzung und dadurch, dafs der Dictator als aufserordentlicher Beamter sich keinen Nachfolger ernannte. — Im Ganzen also blieben auch die Consuln, wie es die Könige gewesen waren, oberste Verwalter, Richter (*iudices*) und Feldherren (*praetores*) und auch in religiöser Hinsicht war es nicht der

Opferkönig, der nur damit der Name vorhanden sei ernannt ward, sondern der Consul, der für die Gemeinde betete und opferte und in ihrem Namen den Willen der Götter mit Hülfe der Sachverständigen erforschte. Für den Nothfall hielt man sich überdiefs die Möglichkeit offen die volle unumschränkte Königsgewalt ohne vorherige Befragung der Gemeinde jeden Augenblick wieder ins Leben zu rufen mit Beseitigung der durch die Collegialität und durch die Specialrestrictionen gezogenen Schranken; weshalb denn auch dem Dictator gleich dem König die vier und zwanzig Weibel mit Ruthen und Beilen vorauf schritten.

So gewann durch die Aenderung der Verfassung die Gemeinde die wichtigsten Rechte: das Recht die Gemeindevorsteher jährlich zu bezeichnen und über Tod und Leben des Bürgers in letzter Instanz zu entscheiden. Aber es konnte das unmöglich diejenige Gemeinde sein, die auch nach Einführung der servianischen Militärreform noch als die rechte Bürgerversammlung gesetzlich betrachtet ward, obwohl sie thatsächlich schon zum Adelstande geworden war. Die Kraft des Volkes war bei der ‚Menge', welche ‚achtbare Leute' (*nobiles*, Gentlemen) in grofser Zahl in sich schlofs. Dafs diese Menge aus der Gemeindeversammlung ausgeschlossen war, obwohl sie die gemeinen Lasten mit trug, mochte ertragen werden, so lange die Gemeindeversammlung selbst im Wesentlichen nicht eingriff in den Gang der Staatsmaschine und so lange die Königsgewalt eben durch ihre hohe und freie Stellung den Bürgern nicht viel weniger furchterlich war als den Insassen und somit in der Nation die Rechtsgleichheit sich erhielt. Allein als die Gemeinde selbst zu regelmäfsigen Wahlen und Entscheidungen berufen und der Vorsteher factisch aus ihrem Herrn zum befristeten Auftragnehmer herabgedrückt ward, konnte dies Verhältnifs nicht aufrecht erhalten werden; am wenigsten bei der Neugestaltung des Staates an dem Morgen einer Revolution, die nur durch Zusammenwirken der Patricier und der Insassen durchgesetzt werden konnte. Somit war eine Transaction unvermeidlich. Die Patricier behielten das Imperium wie den Verkehr mit den Göttern, das heifst den Inbegriff der weltlichen wie der geistlichen Aemter und ihre Versammlung sowohl das Huldigungsrecht oder vielmehr die Huldigungspflicht als auch die bisher von ihr ausgeübte Befugnifs von den Gesetzen zu dispensiren, so weit diese privatrechtlicher Natur war. Alle politischen Befugnisse, so-

wohl die Provocation in dem Criminalverfahren, das ja wesentlich politischer Prozefs war, als die Ernennung der Magistrate und die Annahme oder Verwerfung der Gesetze, wurden auf das versammelte Aufgebot der Waffenpflichtigen übertragen oder ihm neu erworben, so dafs die Centurien zu den gemeinen Lasten jetzt auch die gemeinen Rechte empfingen. Damit gelangten die geringen Anfänge der servianischen Verfassung, wie namentlich das dem Heer überwiesene Zustimmungsrecht bei der Erklärung eines Angriffskrieges, zu einer solchen Entwicklung, dafs die Curien durch die Centurienversammlung völlig und auf immer verdunkelt wurden und man sich gewöhnte das souveraine Volk in der letzteren zu erblicken. Den Geschlechtern wurde in dieser nur insoweit ein Vorrecht verliehen, als ihnen sechs Rittercenturien das Recht des Vorstimmens blieb; denn es ist kaum zu bezweifeln, dafs sie erst später dies an die zwölf plebejischen Rittercenturien abgeben mufsten. Debatte fand nicht statt aufser wenn der Magistrat freiwillig selbst sprach oder Andere sprechen hiefs, nur dafs bei der Provocation natürlich beide Theile gehört werden mufsten; die einfache Majorität der Centurien entschied.

Aber nicht unbeschränkt erwarben die Centurien diese wichtigen Rechte; die Altbürgerschaft war noch zu mächtig um sich so auf einen Schlag das Heft aus den Händen winden zu lassen. Nur bei der Provocation, die ja nichts anderes war als die Frage, ob das Urtheil des Beamten vollzogen oder vernichtet werden solle, entschieden die Centurien unbedingt; in allen übrigen Fällen, bei den Wahlen wie bei den Abstimmungen unterlag ihr Beschlufs dem Gutachten des Adels, der denselben billigte oder cassirte. An die Curienversammlung zwar ging diese Begutachtung nicht; es schien eine staatsrechtliche Unmöglichkeit den Beschlufs des Volkes abermals dem Volke vorzulegen. Allein nichts stand im Wege darüber das Gutachten (*auctoritas*) der adlichen Senatoren einzuziehen und die Magistrate an dessen Befolgung zu binden. Seit der Zeit erscheint der Senat in doppelter Stellung und Thätigkeit. Die Plebejer, die seit der servianischen Verfassung durch Bekleidung von Offiziersstellen in der Bürgerwehr einen factischen Anspruch auf den Eintritt in den Senat erworben hatten, konnte man natürlich jetzt um so weniger aus demselben verdrängen; es hat sich sogar eine alte Ueberlieferung erhalten, dafs nach Vertreibung der Könige von den drei-

hundert Rathsgliedern hundert vier und sechzig ‚Zugeschriebene' (*conscripti*), also Plebejer waren. Allein man unterschied von nun an die allgemeinen Senatsversammlungen, in denen der Senat (*patres [et] conscripti*) als Staatsrath fungirte und die einzubringenden Gesetze, die Candidatenlisten, die Verwaltungsfragen mit den Magistraten berieth, und die Sonderversammlungen der patricischen Senatoren (*patres*), in denen der Adelssenat seine verfassungsmäfsigen Rechte der Wahl des Interrex und der Bestätigung oder Verwerfung der von den Centurien beliebten Wahlen und Gesetze ausübte.

Weiter ging, wie es scheint, die unmittelbare Aenderung der Verfassung nicht. Dafs die Vertreibung der Tarquinier nicht, wie die kläglichen Berichte sie darstellen, das Werk eines von Mitleid und Freiheitsenthusiasmus berauschten Volkes war, sondern das Werk zweier grofser politischer Parteien, die wie die englischen Tories und Whigs 1688 durch die gemeinsame Gefahr, das Gemeinwesen in die Willkürregierung eines Herren verwandelt zu sehen, einen Augenblick vereinigt wurden, um den Staat zu retten und dann sofort wieder sich zu entzweien — das kann nur verkennen, wer entweder die Thatsachen nicht kennt oder nicht weifs, was ein Gemeinwesen ist. Solche Transactionen beschränken zu allen Zeiten sich auf das geringste Mafs gegenseitiger durch mühsames Abringen gewonnener Concessionen, und lassen die Zukunft entscheiden, wie im Einzelnen das Schwergewicht der constitutiven Elemente sich stellt und wie sie in einander greifen oder gegen einander wirken. Also war es ohne Zweifel auch in Rom. So tiefgreifend die unmittelbaren Neuerungen dieser Verfassungsreform waren, so waren doch die mittelbaren noch weit umfassender und vielleicht gewaltiger, als selbst ihre Urheber sie ahnten.

Dies war die Zeit, wo um es mit einem Worte zu sagen, die römische Bürgerschaft in dem späteren Sinne des Wortes entstand. Hatten die adlichen Geschlechter längst aufgehört als Inbegriff der Gemeinde zu gelten, so waren doch auch die Plebejer bisher wenig mehr als Insassen gewesen, welche man wohl zu Steuern und Lasten mit heranzog, die aber dennoch in den Augen des Gesetzes im Wesentlichen als geduldete Leute erschienen und deren Kreis gegen Gäste und Fremde scharf abzustecken kaum nöthig scheinen mochte. Es ward dies anders, nicht so sehr durch die steigende Be-

deutung der Centurien, die ja doch im Wesentlichen nur die Ansässigen umschlossen, als durch das Provocationsrecht, das das Haupt und den Rücken auch des ärmsten Bürgers vor dem allgewaltigen Herrn des Volkes schützte. Es ist kein Zweifel, dafs theils die festere Regulirung des Niederlassungsrechtes sowohl den latinischen Eidgenossen als andern Staaten gegenüber eben hierdurch hervorgerufen ward, theils die scharfe und stolze Abgrenzung der *cives Romani* gegen das Ausland im Sinn und Geist des Volkes auf diese Zeit zurückgeht. Der Gegensatz zwischen Patriciern und Plebejern war ein städtischer, der zwischen Römern und Fremden ein politischer; das Gefühl der staatlichen Einheit, der beginnenden Grofsmacht war mit diesem in die Herzen der Nation gepflanzt, um jene kleinlichen Differenzen erst zu untergraben und sodann im allmächtigen Strom mit sich fortzureifsen.

Dies war die Zeit, wo Gesetz und Verordnung sich schieden. Begründet zwar liegt der Gegensatz in dem innersten Wesen des römischen Staates; denn auch die römische Königsgewalt stand unter, nicht über dem Landrecht. Allein die tiefe und praktische Ehrfurcht, welche die Römer wie jedes andere politisch fähige Volk vor dem Princip der Autorität hegten, erzeugte den merkwürdigen Satz des römischen Staats- und Privatrechts, dafs jeder nicht auf ein Gesetz gegründete Befehl des Beamten zwar während der Dauer seines Amtes gelte, aber mit diesem wegfalle. Es ist einleuchtend, dafs hierbei, so lange die Vorsteher auf Lebenszeit ernannt wurden, der Unterschied zwischen Gesetz und Verordnung praktisch fast verschwinden mufste und die legislative Thätigkeit der Gemeindeversammlung keine Entwicklung gewinnen konnte. Umgekehrt erhielt sie einen weiten Spielraum, als die Vorsteher jährlich wechselnde wurden, und es war jetzt keineswegs ohne praktische Bedeutung, dafs, wenn der Consul bei der Entscheidung eines Prozesses eine rechtliche Nullität beging, sein Nachfolger eine neue Instruction der Sache anordnen konnte.

Dies war endlich die Zeit, wo die bürgerliche und die militärische Gewalt sich von einander sonderten. Dort herrscht das Gesetz, hier die Beile; dort waren die constitutionellen Beschränkungen der Provocation und der regulirten Mandirung maßgebend, hier schaltete der Feldherr unumschränkt wie der König. Es stellte sich fest, dafs der Feldherr und das Heer

als solche die eigentliche Stadt regelmäfsig nicht betreten durften. Dafs organische und auf die Dauer wirksame Bestimmungen nur unter der Herrschaft der bürgerlichen Gewalt getroffen werden konnten, lag im Geiste der Verfassung, und wenn auch gelegentlich ein Beamter diesen Satz nicht respectirte und im Lager eine Volksversammlung berief, so war ein solcher Beschluſs zwar nicht rechtlich nichtig, allein die Sitte mifsbilligte dieses Verfahren und es unterblieb bald als wäre es verboten. Jener Gegensatz der Quiriten und Soldaten wurzelte allmählich fest und fester in den Gemüthern der Bürger.

Ein bürgerliches Gemeinwesen ward also begründet durch die Aenderung der Verfassung, deren tiefgreifende Bedeutung man verkennt, wenn man darin blofs eine Veränderung in der Dauer der höchsten Magistratur sieht, und nicht minder verkennt, wenn man sie bezeichnet als einen Sieg des Patriciats über die Plebejer und die königliche Gewalt. Es ist zwar vollkommen richtig, dafs durch die neue Verfassung zunächst das Patriciat ans Regiment kam. Wohl war der König Patricier wie der Consul, aber jener war durch seine Ausnahmestellung über Patricier nicht minder wie über Plebejer hinausgerückt und konnte leicht in den Fall kommen sich vorzugsweise auf die Menge gegen den Adel zu stützen. Dagegen der Consul, der nie vergessen konnte, dafs er dem adlichen Mitbürger, dem er heute befahl, morgen werde gehorchen müssen; dessen Gewalt stets durch den Collegen gelähmt und leicht durch die Dictatur suspendirt werden konnte, stand keineswegs aufserhalb seines Standes. Was aber noch wichtiger ist, es fehlte ihm das erste Element die politischen Angelegenheiten zu leiten und zu entscheiden, die Zeit. Der Vorsteher eines Gemeinwesens, welche Machtfülle ihm immer eingeräumt werde, wird die politische Leitung der Dinge nie in die Hand bekommen, wenn er nicht auf längere Frist bestellt ist; denn Stabilität ist die erste und nothwendigste Bedingung des Regiments. Das ist der Grund, weshalb der Staatsrath, der wie früher dem König so jetzt dem Consul zur Seite stand, sofort mit der Abschaffung des Königthums die gesammte executive Gewalt erwarb, und der Consul, obwohl rechtlich von dem Rathe unabhängig wie der König, doch thatsächlich herabsank zum präsidirenden und ausführenden Chef der Rathsversammlung, der die laufenden Geschäfte besorgte, die Prozesse entschied und in den krie-

gen das Commando führte, aber in allen Angelegenheiten entscheidender und dauernder Bedeutung abhing vom Senat. So wurde bei wichtigen Staatsverträgen, bei der Erweiterung der Gemeinde und überhaupt bei jedem Act, dessen Folgen sich über das Amtsjahr erstrecken sollten, die Befragung des Senats unvermeidlich. Nirgends aber griff er so entschieden ein wie in die Leitung der Finanzen, die er sehr früh vollständig den Consuln entzog und nicht einmal dem somit unbeschränkten Dictator darauf Einfluss verstattete. Die Gemeindekasse sollten die Consuln nicht selber verwalten, sondern die zwei von ihnen bezeichneten Quästoren, die natürlich noch weit mehr als die Consuln vom Senat abhingen waren. Die Verwaltung und eventuelle Auftheilung des Gemeindelandes regulirte der Senat. Was endlich die Wahl in den Senat betrifft, so scheint zwar, wie schon bemerkt ward, dem Eintritt des Plebejers in denselben zu keiner Zeit ein rechtliches Hinderniss entgegengestanden zu haben und eine Anzahl angesehener Plebejer unmittelbar nach der Revolution in den Senat eingeschrieben worden zu sein; allein es ist leicht begreiflich, dass es anderen als den Gliedern der Patricier- und der angesehenen Plebejerfamilien jetzt bei weitem schwerer war als in der Königszeit Sitz in der Rathsversammlung zu erhalten und dass die innehabenden Familien eifersüchtig über den Besitz der Rathsherrnstellen wachten. — Allein mochten auch im Hinblick auf diese Dinge die Mitlebenden meinen, dass die Revolution den Plebejern nur schwerere Ketten gebracht habe, so muss doch die unparteiische Geschichte anders urtheilen. Die Patricier gewannen allerdings das Regiment, aber nicht von der Gemeinde, sondern vom König; was die Gemeinde errang, das ging dagegen dem Patriciat verloren. Was die Patricier erwarben, war praktisch fühlbarer und handgreiflicher; was die Gemeinde gewann, mochte nicht einer von tausend zu schätzen wissen, aber in ihm lag die Bürgschaft der Zukunft. Die Gemeinde war bisher politisch nichts gewesen; indem sie jetzt etwas ward, war die Altbürgerschaft überwunden; es ist die erste Bresche, nicht die Besetzung des letzten Postens, die den Fall der Festung entscheidet. Darum datirte das römische Volk mit Recht seine politische Existenz von dem Gesetze des Reiterführers Lucius Iunius Brutus. — Innerhalb der Gemeinde lag fortan das Schwergewicht der Macht in denen, welchen die ältere Verfassung die politischen Rechten vorzugs-

weise aufgelegt hatte, in den Ansässigen, und zwar weder in den grofsen Gutsbesitzern noch in den Insteuleuten, sondern in dem mittleren Bauernstand, wobei die Aelteren noch insofern bevorzugt waren, als sie, obgleich minder zahlreich, doch ebenso viel Stimmabtheilungen besetzten wie die Jugend. Die künftige souveraine Staatsgewalt war schon jetzt scharf und deutlich bezeichnet.

KAPITEL II.

Das Volkstribunat und die Decemvirn.

Die Altbürgerschaft war durch die neue Gemeindeordnung in den vollen Besitz der politischen Macht auf gesetzlichem Wege gelangt. Herrschend durch die zu ihrer Dienerin herabgedrückte Magistratur, Inhaberin des engeren Raths und aller Aemter und Priesterthümer, ausgerüstet mit der ausschliefslichen Kunde der göttlichen und menschlichen Dinge und mit der ganzen Routine politischer Praxis, stimmangebend in der grofsen Wahlversammlung und einflufsreich in der Gemeinde durch den starken Anhang fügsamer und den einzelnen Familien anhänglicher Leute, endlich befugt jeden Gemeindebeschluls zu cassiren und zu cassiren, konnten die Patricier die factische Herrschaft noch auf lange Zeit sich bewahren, eben weil sie rechtzeitig auf die gesetzliche Alleingewalt verzichtet hatten. Zwar mufsten die Plebejer ihre politische Zurücksetzung schwer empfinden; allein von der rein politischen Opposition hatte der Adel unzweifelhaft zunächst nicht viel zu besorgen, wenn er es verstand die Menge, die nichts verlangt als gerechte Verwaltung und Schutz der materiellen Interessen, dem politischen Kampfe fern zu halten. In der That finden wir in der ersten Zeit nach Vertreibung der Könige verschiedene Mafsregeln, welche bestimmt waren oder doch bestimmt schienen den gemeinen Mann für das Adelsregiment von der ökonomischen Seite zu gewinnen: die Hafenzölle wurden herabgesetzt, bei hohem Stand der Kornpreise grofse Quantitäten Getreide für Rechnung des Staats aufgekauft und der Salzhandel zum

Staatsmonopol gemacht, um den Bürgern Korn und Salz zu billigen Preisen abgeben zu können. Allein im Wesentlichen ist gerade umgekehrt mit der Verfassungsänderung in den finanziellen und ökonomischen Verhältnissen Roms eine Revolution eingeleitet, deren Tendenz hinausgeht auf die Zerstörung der Mittelklassen, namentlich des mittleren und kleinen Grundbesitzes und auf die Entwicklung einerseits einer Herrschaft der Grund- und Geldherren, andrerseits eines ackerbauenden Proletariats.

Schon die Minderung der Hafenzölle, obwohl im Allgemeinen eine populäre Maßregel, kam vorzugsweise dem Großhandel zu Gute. Wichtiger noch war die Ausdehnung der finanziellen Geschäfte des Aerars auf solche Unternehmungen, die regelmäßig von Privaten betrieben werden. Es führte dies in Verbindung mit der geringen Zahl und dem schnellen Wechsel der römischen Beamten zu einem System der indirecten Finanzverwaltung, das in seiner Entwicklung für den römischen Staat so folgenreich wie verderblich geworden ist und dessen Keime wahrscheinlich hier, namentlich in dem Salzmonopol zu suchen sind. Der Staat gab nach und nach alle seine indirecten Hebungen und alle complicirteren Zahlungen und Verrichtungen in die Hände von Mittelsmännern, die eine Abschlagssumme gaben oder empfingen und dann für ihre Rechnung wirthschafteten. Natürlich konnten nur bedeutende Capitalisten und, da der Staat streng auf dingliche Sicherheit sah, hauptsächlich nur große Grundbesitzer sich hierbei betheiligen und so erwuchs eine Klasse von Steuerpächtern und Lieferanten, die in dem reißend schnellen Wachsthum ihrer Opulenz, in der Gewalt über den Staat dem sie zu dienen schienen und in dem widersinnigen und sterilen Fundament ihrer Geldherrschaft den heutigen Börsenspeculanten vollkommen vergleichbar sind. — Aber zunächst und am empfindlichsten offenbarte sich die veränderte Richtung der finanziellen Verwaltung in der Behandlung der Staatsdomänen, die geradezu hinarbeitete auf die materielle und moralische Vernichtung der Mittelklassen. Die Nutzung der gemeinen Weide stand nach dem Buchstaben des Rechts dem Bürger zu, das heißt dem Patricier; denn auch jetzt hatten die Plebejer keineswegs Rechtsgleichheit erlangt, sondern nur gewisse besonders ertheilte Rechte, wozu dieses nicht gehörte. Daß die Könige indeß, die frei über die Gemeinweide disponirten, auch dem Plebejer darauf Weiderecht gestatten konnten

und gestattet haben, versteht sich; aber ebenso deutlich ist es, dafs der Senat, seit er die finanzielle Verwaltung an sich gerissen hatte, es nicht unter seiner Würde hielt die Gemeinweide zunächst für sich, das heifst für die Adlichen und für die reichen in den Senat aufgenommenen Plebejer in Anspruch zu nehmen und den kleinen Ackerbesitzer, der eben die Weide am nöthigsten brauchte, in dem Mitgenufs zu beeinträchtigen. Es war ferner bisher ein Hutgeld erlegt worden, das in den gemeinen Seckel fiel; die patricischen Quästoren erhoben dasselbe säumig und nachsichtig und liefsen allmählig es ganz schwinden. Bisher hatte man, namentlich wenn durch Eroberung neue Domänen gewonnen worden, regelmäfsige Landauslegungen angeordnet, bei der alle ärmeren Bürger und Insassen berücksichtigt wurden. Diese Assignationen wagte man zwar nicht ganz zu unterlassen und noch weniger sie zu Gunsten der Reichen vorzunehmen; allein sie wurden seltener und karger und an ihre Stelle trat das verderbliche Occupationssystem, das heifst die Ueberlassung der Domänengüter nicht zum Eigenthum oder zur Pacht, sondern zu unentgeltlicher jederzeit widerruflicher Sondernutzung an privilegirte Personen. So traf den mittleren und kleinen Grundbesitz ein dreifacher Schlag: die gemeinen Bürgernutzungen gingen ihm verloren; die Steuerlast stieg dadurch dafs das Hutgeld nicht mehr ordentlich in die gemeine Kasse flofs; und die Landauslegungen stockten, die für das agricole Proletariat einen dauernden Abzugskanal gebildet hatten, etwa wie heutzutage ein grofsartiges und fest regulirtes Emigrationssystem es thun würde. Die schweren zum Theil unglücklichen Kriege, die dadurch herbeigeführten unerschwinglichen Kriegssteuern und Frohnden thaten das Uebrige, um den Besitzer entweder geradezu vom Hof zu bringen und ihn zum Knecht, wenn auch nicht zum Sclaven seines Schuldherrn zu machen, oder, was wohl das Gewöhnlichste wie das Verderblichste war, ihn durch Ueberschuldung thatsächlich zum Zeitpächter seines Gläubigers herabzudrücken. Die Capitalisten, denen hier ein neues Gebiet einträglicher und mühe- und gefahrloser Speculation sich eröffnete, liefsen wohl regelmäfsig dem Bauer, dessen Person und Gut das Schuldrecht ihnen in die Hände gab, den Namen des Eigenthümers und den factischen Besitz; allein mochte damit für den Einzelnen der äufserste Ruin abgewandt sein, so drohte dagegen diese precäre von der Gnade des Gläubigers jederzeit abhängige Stellung des Bauern,

bei der derselbe alle Lasten des Eigenthums trug, den ganzen Bauernstand zu demoralisiren und politisch zu vernichten. Die Absicht des Gesetzgebers, als er statt der hypothekarischen Schuld den sofortigen Uebergang des Eigenthums auf den Gläubiger anordnete, der Ueberschuldung zuvorzukommen und die Lasten des Staats den reellen Inhabern des Grundes und Bodens aufzuwälzen, ward umgangen durch das strenge persönliche Creditsystem, das für Kaufleute sehr zweckmäfsig sein mochte, die Bauern aber ruinirte. Hatten die bäuerlichen Verhältnisse bei der freien Theilbarkeit des Bodens schon immer gedroht ein überschuldetes Ackerbauproletariat zu entwickeln, so mufste unter solchen Verhältnissen, wo alle Lasten stiegen, alle Abhülfen sich versperrten, die Noth und die Hoffnungslosigkeit unter der ackerbauenden Mittelklasse mit entsetzlicher Raschheit um sich greifen.

Der Gegensatz der Reichen und Armen, der aus diesen Verhältnissen hervorging, fällt keineswegs zusammen mit dem der Geschlechter und Plebejer. War auch der bei weitem gröfste Theil der Patricier reich begütert, so fehlte es doch natürlich auch unter den Plebejern nicht an reichen und ansehnlichen Familien, und da der Senat, der schon damals wohl zur gröfseren Hälfte aus Plebejern bestand, selbst mit Ausschliefsung der patricischen Magistrate die finanzielle Oberleitung an sich genommen hatte, so ist es begreiflich, dafs alle jene ökonomischen Vortheile, zu denen die politischen Vorrechte des Adels mifsbraucht wurden, den Reichen insgesammt zu Gute kamen und der Druck auf dem gemeinen Mann um so schwerer lastete, da durch den Eintritt in den Senat die tüchtigsten und widerstandsfähigsten Personen aus der Klasse der Unterdrückten übertraten in die der Unterdrücker. — Hiedurch aber ward die politische Stellung des Adels unhaltbar. Hätte er es über sich vermocht gerecht zu regieren und den Mittelstand geschützt, wie es Einzelne aus seiner Mitte versuchten, ohne bei der gedrückten Stellung der Magistratur damit durchdringen zu können, so konnte er sich noch lange im Alleinbesitz der Aemter behaupten. Hätte er es vermocht die reichen und ansehnlichen Plebejer zu voller Rechtsgleichheit zuzulassen, etwa an den Eintritt in den Senat die Gewinnung des Patriciats zu knüpfen, so mochten beide noch lange ungestraft regieren und speculiren. Allein die Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit, welche die eigentlichen und unverlierbaren Privilegien alles ächten Junkerthums sind, ver-

leugneten sich auch in Rom nicht und zerrissen die mächtige Gemeinde in nutz-, ziel- und ruhmlosem Hader.

Der politischen Revolution folgte also alsbald eine sociale, die der blinde Egoismus der neuen Machthaber muthwillig heraufbeschwor. Jene setzen die zurechtgemachten Annalen ins Jahr 244, diese in die Jahre 259 und 260; doch ist der Zwischenraum unzweifelhaft bedeutend länger gewesen. Die strenge Uebung des Schuldrechts — so lautet die Erzählung — erregte die Erbitterung der ganzen Bauerschaft. Als im Jahre 259 für einen gefahrvollen Krieg die Aushebung veranstaltet ward, weigerte sich die pflichtige Mannschaft dem Gebot zu folgen, so dafs der Consul Publius Servilius die Anwendung der Schuldgesetze vorläufig suspendirte und sowohl die schon in Schuldhaft sitzenden Leute zu entlassen befahl als auch den weiteren Lauf der Verhaftungen hemmte. Die Bauern stellten sich und halfen den Sieg erfechten. Heimgekehrt vom Schlachtfeld brachte der Friede, den sie erfochten hatten, ihnen ihren Kerker und ihre Ketten wieder; mit erbarmungsloser Strenge wandte der zweite Consul Appius Claudius die Creditgesetze an und der College, den die Soldaten anriefen, wagte nicht sich zu widersetzen. Es schien, als sei die Collegialität nicht zum Schutz des Volkes eingeführt, sondern zur Erleichterung des Treubruchs und der Despotie; indefs man litt was nicht zu ändern war. Als aber im folgenden Jahr sich der Krieg erneuerte, galt das Wort des Consuls nicht mehr. Erst dem ernannten Dictator Manius Valerius fügten sich die Bauern, theils aus Scheu vor der höhern Amtsgewalt, theils im Vertrauen auf seinen populären Sinn — die Valerier waren eines jener alten Adelsgeschlechter, denen das Regiment ein Recht und eine Ehre, nicht eine Pfründe dünkte. Der Sieg war wieder bei den römischen Feldzeichen; aber als die Sieger heimkamen und der Dictator seine Reformvorschläge dem Senat vorlegte, scheiterten sie an dem hartnäckigen Widerstand des Senats. Noch stand das Heer beisammen, wie üblich, vor den Thoren der Stadt; als die Nachricht hinauskam, verliefs es den Feldherrn und seine Lagerstatt und zog, geführt von den Legionscommandanten, den plebejischen Kriegstribunen, in militärischer Ordnung in die Gegend von Crustumeria zwischen Tiber und Anio, wo es einen Hügel besetzte und Miene machte in diesem fruchtbarsten Theil des römischen Stadtgebiets eine neue Plebejerstadt zu gründen. Dieser Abmarsch, bei dem die Verzagten und

Gleichgültigen durch den Corpsgeist und die geschlossene militärische Organisation waren fortgerissen worden, liefs dem Senat keine Wahl als nachzugeben, zumal da auch den hartnäckigsten Pressern jetzt auf eine handgreifliche Art demonstrirt worden war, dafs ein solcher Bürgerkrieg auch mit ökonomischem Ruin enden müsse. Der Dictator vermittelte das Verträgnifs; die Bürger kehrten zurück in die Stadtmauern; die äufserliche Einheit ward wiederhergestellt. Das Volk nannte den Manius Valerius seitdem ‚den Grofsen' (*maximus*) und den Berg jenseit des Anio ‚den heiligen'; es lag etwas Gewaltiges und Erhebendes in dieser ohne feste Leitung unter den zufällig gegebenen Feldherrn von der Menge selbst begonnenen und ohne Blutvergiefsen durchgeführten Revolution, an die das Volk gern und stolz sich erinnerte. Empfunden wurden ihre Folgen durch viele Jahrhunderte; ihr entsprang das Volkstribunat.

Aufser den transitorischen Bestimmungen, namentlich zur Abstellung der drückendsten Schuldnoth und zur Versorgung einer Anzahl Landleute durch Gründung verschiedener Colonien, brachte der Dictator verfassungsmäfsig ein Gesetz durch, welches er überdies noch, ohne Zweifel um den Bürgern wegen ihres gebrochenen Fahneneides Amnestie zu sichern, von jedem einzelnen Gemeindeglied beschwören und sodann in einem Gotteshause niederlegen liefs unter Aufsicht und Verwahrung zweier besonders dazu aus der Plebs bestellter Beamten, der beiden ‚Hausherren' (*aediles*). Dies Gesetz stellte den zwei patricischen Consuln fünf plebejische Tribunen zur Seite als eine von der consularischen völlig unabhängige und ihr coordinirte Gewalt, welche indefs gegen das militärische Imperium, das heifst gegen das der Dictatoren durchaus und gegen das der Consuln aufserhalb der Stadt, unwirksam ward. Doch fand keineswegs eine Theilung der Gewalten statt. Das Imperium, das Recht zu befehlen blieb den Consuln ungeschmälert; dagegen erhielten die Tribunen theils das Recht jeden von einem Beamten erlassenen Befehl, durch den der betroffene Bürger sich verletzt hielt, durch ihren eingelegten Protest zu vernichten, theils die Befugnifs Criminalurtheile unbeschränkt auszusprechen und dieselben, wenn Provocation eingelegt ward, vor dem versammelten Volke zu vertheidigen; woran sich dann sehr bald das Recht der Tribunen anschlofs überhaupt zum Volk zu reden und Beschlufsfassung zu bewirken. Kraft des ersten Rechtes konnten sie dem Militär-

pflichtigen es möglich machen sich straflos der Aushebung zu entziehen, die Haft des verurtheilten Schuldners und die Untersuchungshaft verhindern oder aufheben und was dessen mehr war. Damit auch nicht diese Rechtshülfe durch Entfernung der Helfer vereitelt werden könne, war ferner verordnet, dafs der Tribun keine Nacht aufserhalb der Stadt zubringen dürfe und Tag und Nacht seine Thüre offen stehen müsse. Aber dafs der Richter seinen Spruch that, der Senat seinen Beschlufs fafste, die Centurien abstimmten, konnten sie nicht wehren. — Kraft ihres Richteramts konnten sie jeden Bürger, selbst den Consul im Amte, durch ihre Boten vor sich laden, ihn, wenn er sich weigerte, greifen lassen, ihn in Untersuchungshaft setzen oder Bürgschaftstellung ihm gestatten und alsdann auf Tod oder Geldbufsen erkennen. Zu diesem Zweck standen die beiden zugleich bestellten Aedilen des Volkes den Tribunen als Diener und Gehülfen zur Seite, ebenso die Zehnmänner für Prozefssachen (*iudices decemviri*, später *decemviri litibus iudicandis*); die Competenz der letzteren ist nicht bekannt, die Aedilen hatten die Iudication gleich den Tribunen, vorzugsweise führten sie die geringeren mit Bufsen sühnbaren Sachen. Da den Tribunen das militärische Imperium fehlte, ohne das die Centurien nicht versammelt werden konnten, und da es doch schlechterdings nothwendig schien jene bei der Vertheidigung ihrer Urtheile vor dem Volk in Folge eingelegter Provocation von den patricischen Beamten unabhängig zu machen, so ward eine neue Abstimmungsweise für sie eingeführt, nach den Quartieren. Die vier bisherigen Quartiere, die Stadt und Land umfafsten, taugten indefs dazu nicht, da sie zu grofs waren und die Zahl gerade; man theilte defshalb das Gebiet in ein und zwanzig neue Districte, von denen die ersten vier die alten jetzt auf die nächste Umgebung der Stadt beschränkten waren, sechzehn andere gebildet wurden aus dem Landgebiet mit Zugrundelegung der Geschlechtergaue des ältesten römischen Ackers, die letzte endlich, die crustuminische, ihren Namen erhielt von dem Orte, nach den die Plebejer ausgezogen waren. Die Stimmenden in den Centurien wie in den Tribus waren im Wesentlichen dieselben, die Gesammtheit der ansässigen Leute; aber der Unterschied des grofsen und des kleinen Grundbesitzes so wie das Vorstimmrecht des Adels fiel in den letzteren weg und die hier präsidirenden Tribunen gaben der Versammlung noch bestimmter einen oppositionellen Charakter. — Da somit die Tribunen im peinlichen Prozefs als Vertheidiger ihres

Urtheils vor dem Volke zu sprechen hatten, lag es nahe, dafs sie auch zu andern Zwecken Versammlungen des Volkes ansetzten und zu ihm sprachen oder sprechen liefsen; welches Recht durch das icilische Gesetz (262) ihnen noch besonders gewährleistet und jedem, der dem Tribun ins Wort falle oder das Volk auseinandergehen heifse, eine schwere Strafe gedroht ward. Dafs demnach dem Tribun nicht wohl gewehrt werden konnte auch andere Beschlüsse als die Bestätigung seiner Urtheilssprüche zum Antrag und zur Abstimmung zu bringen, leuchtet ein; gültige Volksschlüsse waren derartige ‚Beliebungen der Menge' (*plebi scita*) zwar eigentlich nicht, allein da der Unterschied denn doch mehr formaler Natur war, ward wenigstens von plebejischer Seite die Gültigkeit dieser Schlüsse als autonomischer Festsetzungen der Gemeinde sofort in Anspruch genommen und zum Beispiel das icilische Gesetz auf diesem Wege durchgesetzt. — So waren die Tribunen des Volkes bestellt dem Einzelnen zu Schirm und Schutz, allen zur Leitung und Führung, versehen mit unbeschränkter richterlicher Gewalt im peinlichen Verfahren um also ihrem Befehl Nachdruck geben zu können, endlich selbst persönlich für unverletzlich (*sacrosancti*) erklärt, indem das Volk Mann für Mann für sich und seine Kinder geschworen hatte den Tribun zu vertheidigen und wer sich an ihm vergriff, nicht blofs den Göttern verfallen galt, sondern auch bei den Menschen als vogelfrei und geächtet.

Die tribunicische Gewalt ist gewissermafsen das Gegenbild der consularischen. Der jährliche Wechsel und die Unabsetzbarkeit sind beiden Magistraturen gemein; ebenso die eigenthümliche Collegialität, die in jedes einzelnen Beamten Hand die volle Machtfülle legt und bei Collisionen das Nein dem Ja vorgehen läfst — weshalb, wo der Tribun verbietet, das Verbot des Einzelnen trotz des Widerspruchs der Collegen genügt, wo er dagegen anklagt, er durch jeden seiner Collegen gehemmt werden kann. Consuln und Tribunen haben volle und concurrirende Criminaljurisdiction; wie jenen die beiden Quästoren, stehen diesen die beiden Aedilen hierin zur Seite. Jene sind nothwendig Patricier, gewählt von den wesentlich plebejischen Centurien; diese nothwendig Plebejer, gewählt von den patricischen Curien. Jene haben die vollere Macht, diese die unumschränktere, denn ihrem Verbot und ihrem Gericht fügt sich der Consul, nicht aber dem Consul sich der Tribun. So steht die positive und die negirende Macht,

das Befehlen und Verbieten in der schärfsten und schroffsten Weise gesetzlich sich gegenüber; der Hader war geschlichtet, indem die Zwietracht der Reichen und der Armen gesetzlich festgestellt und geordnet ward.

Aber was war erreicht damit, dafs man die Einheit der Gemeinde brach, dafs auf den Wink eines einzigen dieser fünf zu Magistraten erhobenen Oppositionschefs die Verwaltung im gefährlichsten Augenblick zum Stocken gebracht werden konnte, dafs man die Kriminalrechtspflege, indem man alle Beamte dazu concurrirend bevollmächtigte, gleichsam gesetzlich aus dem Recht in die Politik verwies und sie für alle Zeiten verdarb? Waren die Plebejer der politischen Gleichstellung, die Armen der billigen Rechtspflege und der zweckmäfsigen Finanzverwaltung dadurch näher gerückt? — Ohne Zweifel war das Tribunat eine mächtige Waffe in der Hand der Plebejer, als sie die Zulassung zu den Magistraturen begehrten; aber es war dies seine eigentliche Bestimmung keineswegs, es ist den reichen Grund- und Capitalherren, nicht dem politisch privilegirten Stande abgerungen und sollte nicht den plebejischen Senatoren die Aemter verschaffen, sondern dem gemeinen Mann billigen Rechtsschutz sichern. Diesen Zweck hat es nicht erfüllt. Der Tribun mochte einzelnen Unbilden, einzelnen schreienden Harten steuern; aber der Fehler lag nicht im Unrecht, das man Recht hiefs, sondern im Rechte, welches ungerecht war, und wie konnte der Tribun die ordentliche Rechtspflege regelmäfsig hemmen? Hätte er es gekonnt, so war damit noch wenig geholfen, wenn nicht die Quellen der Verarmung verstopft wurden, die verkehrte Besteuerung, das schlechte Creditsystem, die heillose Occupation der Domänen. Aber hieran wagte man sich nicht, offenbar weil die reichen Plebejer selbst an diesen Mifsbräuchen kein minderes Interesse hatten als die Patricier. So gründete man diese Magistratur, deren handgreiflicher Beistand dem gemeinen Mann einleuchtete und die doch die nothwendige ökonomische Reform unmöglich durchsetzen konnte. Sie ist seltsam und kein Beweis politischer Weisheit, sondern ein schlechtes Compromifs zwischen dem reichen Adel und der führerlosen Menge. Man hat gesagt, das Volkstribunat habe Rom vor der Tyrannis bewahrt. Wäre es wahr, so würde es wenig bedeuten; die Aenderung der Staatsform ist an sich für ein Volk kein Unheil, und für das römische war es vielmehr ein Unglück, dafs die Monarchie zu spät eingeführt ward nach Erschöpfung der

physischen und geistigen Kräfte der Nation. Es ist aber nicht einmal richtig; wie schon das beweist, dafs die italischen Staaten ebenso regelmäfsig ohne Tyrannen geblieben sind wie sie in den hellenischen regelmäfsig aufstanden. Der Grund liegt einfach darin, dafs die Tyrannis überall die Folge des allgemeinen Stimmrechts ist und dafs die Italiker länger als die Griechen die nicht grundsässigen Bürger von den Gemeindeversammlungen ausschlossen; als Rom hiervon abging, blieb auch die Monarchie nicht aus, ja knüpfte eben an an das tribunicische Amt. Dafs das Volkstribunat auch genützt hat, indem es der Opposition gesetzliche Bahnen wies und manche Verkehrtheit abwehrte, wird Niemand verkennen; aber ebenso wenig, dafs wo es sich nützlich erwies, es für ganz andere Dinge gebraucht ward als wofür man es begründet hatte. Das verwegene Experiment den Führern der Opposition ein verfassungsmäfsiges Veto einzuräumen und die Macht es rücksichtslos geltend zu machen, bleibt ein Nothbehelf, durch den der Staat politisch desorganisirt und die socialen Mifsstände durch ewige Palliative ziellos hingeschleppt wurden.

Der somit organisirte Bürgerkrieg ging seinen Gang. Wie zur Schlacht standen die Parteien sich gegenüber, jede unter ihren Führern; Beschränkung der consularischen, Erweiterung der tribunicischen Gewalt ward auf der einen, die Vernichtung des Tribunats auf der andern Seite angestrebt; die gesetzlich straflos gemachte Insubordination, die Weigerung sich zur Landesvertheidigung zu stellen waren die Waffen der Plebejer, denen die Junker Gewalt und Einverständnisse mit den Landesfeinden, gelegentlich auch den Dolch des Meuchelmörders entgegensetzten; auf den Strafsen kam es zum Handgemenge und hüben und drüben vergriff man sich an der Heiligkeit der Magistratspersonen. Es zeigt von dem starken Bürgersinn im Volk, nicht dafs es diese Verfassung sich gab, sondern dafs es sie erfrug und die Gemeinde trotz der heftigsten Krämpfe dennoch zusammenhielt. Das bekannteste Ereignifs aus diesen Ständekämpfen ist die Geschichte des Gaius Marcius, eines tapferen Adlichen, der von Corioli's Erstürmung den Beinamen trug. Er soll im Jahr 263, erbittert über die Weigerung der Centurien ihm das Consulat zu übertragen, beantragt haben, wie Einige sagen, die Einstellung der Getreideverkäufe aus den Staatsmagazinen, bis das hungernde Volk auf das Tribunat verzichte; wie Andere berichten, geradezu die Abschaffung des Tribunats. Angeklagt von den Tri-

bunen auf Leib und Leben, habe er die Stadt verlassen, indefs nur um zurückzukehren an der Spitze eines volskischen Heeres; jedoch im Begriff seine Vaterstadt für den Landesfeind zu erobern habe das ernste Wort der Mutter sein Gewissen gerührt und also sei von ihm der erste Verrath durch einen zweiten gesühnt worden und beide durch den Tod. Wie viel darin wahr ist, läfst sich nicht entscheiden; aber die Erzählung, aus der die naive Impertinenz der römischen Annalisten eine vaterländische Glorie gemacht hat, öffnet den Einblick in die tiefe sittliche und politische Schändlichkeit dieser ständischen Kämpfe. Aehnlich ist der Ueberfall des Capitols durch eine Schaar politischer Flüchtlinge, geführt von Appius Herdonius im Jahr 297; sie riefen die Sclaven zu den Waffen und erst nach heifsem Kampf und mit Hülfe der herbeigeeilten Tusculaner ward die römische Bürgerwehr der catilinarischen Bande Meister. Denselben Charakter fanatischer Erbitterung tragen andere Ereignisse dieser Zeit, deren geschichtliche Bedeutung in den lügenseligen Stammsagen sich nicht mehr erfassen läfst; so das Uebergewicht des fabischen Geschlechtes, das von 269 bis 275 den einen Consul stellte, und die Reaction dagegen, ihre Auswanderung aus Rom und ihre Vernichtung durch die Etrusker an der Cremera (277). Vielleicht hängt es mit diesem Hader zusammen, dafs das bis dahin dem Magistrat zuständige Vorschlagsrecht der Nachfolger wenigstens für den einen Consul wegfiel (um 273). Noch gehässiger war die Ermordung des Volkstribuns Gnaeus Genucius, der es gewagt hatte zwei Consulare zur Rechenschaft zu ziehen und der am Morgen des zu der Anklage bestimmten Tages todt im Bette gefunden ward (281); die unmittelbare Folge davon war das publilische Gesetz (283), welches zwar nur als Gemeindebeliebung durchging, aber dessen Anfechtung der Adel nicht wagte. Dadurch ging die Wahl der Tribunen von den Curien über auf die Tribus und es schwand damit die letzte versöhnliche Bestimmung, welche die Verfassung noch enthielt. — Folgenreicher aber und einsichtiger angelegt als alle diese Parteimanöver war der Versuch des Spurius Cassius dem wirklichen Uebel abzuhelfen durch einen directen Angriff auf die finanzielle Omnipotenz der Reichen. Er war Patricier und keiner that es in seinem Stande an Rang und Ruhm ihm zuvor; nach zwei Triumphen, im dritten Consulat (268) beantragte er eine Auftheilung des Gemeinlandes in der Volksversamm-

lung, das heifst er versuchte die Domänenverwaltung dem Senat zu entreifsen. Er mochte meinen, dafs die Auszeichnung seiner Persönlichkeit, die Gerechtigkeit und Weisheit der Mafsregel durchschlagen könne selbst in diesen Wogen der Leidenschaftlichkeit und der Schwäche; allein es mifslang. Der Adel erhob sich wie ein Mann; die reichen Plebejer traten auf seine Seite; der gemeine Mann war mifsvergnügt, weil Spurius Cassius, wie Bundesrecht und Billigkeit gebot, auch den latinischen Eidgenossen bei der Assignation ihr Theil geben wollte. Cassius mufste sterben; es ist etwas Wahres in der Anklage, dafs er königliche Gewalt sich angemafst habe, denn freilich versuchte er gleich den Königen gegen seinen Stand die Gemeinfreien zu schirmen. Sein Gesetz ging mit ihm ins Grab, aber das Gespenst desselben stand seitdem den Reichen unaufhörlich vor Augen und wieder und wieder stand es auf gegen sie, bis unter den Kämpfen darüber das Gemeinwesen zu Grunde ging.

Da ward noch ein Versuch gemacht die tribunicische Gewalt in der Weise zu beseitigen, dafs dem gemeinen Mann die Rechtsgleichheit auf einem geregelteren und wirksameren Wege gesichert ward. Der Volkstribun Gaius Terentilius Arsa beantragte die Ernennung einer Commission von fünf Männern zur Entwerfung eines gemeinen Landrechtes, an das die Consuln künftighin in ihrer richterlichen Gewalt gebunden sein sollten. Zehn Jahre vergingen, ehe dieser Antrag zur Ausführung kam — Jahre des heifsesten Ständekampfes, welche überdiefs vielfach bewegt waren durch Kriege und innere Unruhen; mit gleicher Hartnäckigkeit hinderte die Regierungspartei die Durchbringung des Gesetzes und ernannte die Gemeinde wieder und wieder dieselben Männer zu Tribunen. Man versuchte durch andere Concessionen den Angriff zu beseitigen; im Jahre 297 ward die Vermehrung der Tribunen von fünf auf zehn bewilligt — freilich ein zweifelhafter Gewinn —; im folgenden Jahre durch ein icilisches Plebiscit, das aufgenommen ward unter die beschworenen Privilegien der Gemeinde, der Aventin, bisher Tempelhain und unbewohnt, unter die ärmeren Bürger zu Bauplätzen erblichen Besitzes aufgetheilt. Die Gemeinde nahm was ihr geboten ward, allein sie hörte nicht auf das Landrecht zu fordern. Endlich im Jahr 300 kam ein Vergleich zu Stande; die Abfassung eines Landrechts ward beschlossen und vorläufig eine Gesandtschaft nach Griechenland geschickt um die solonischen und

andere griechische Gesetze heimzubringen. Endlich im Jahr 303 wurden ‚Zehnmänner zur Abfassung des Landrechts' aus dem Adel gewählt, welche zugleich als höchste Beamte anstatt der Consuln fungirten (*decemviri consulari imperio legibus scribundis*); das Volkstribunat so wie das Provocationsrecht wurden suspendirt und die Zehnmänner nur verpflichtet die beschworenen Freiheiten der Gemeinde nicht anzutasten. — Erwägt man diese Maßregeln in ihrem Zusammenhang, so kann kaum ein anderer Zweck ihnen untergelegt werden als die Beschränkung der consularischen Gewalt durch das geschriebene Gesetz an die Stelle der tribunicischen Hülfe zu setzen. Von beiden Seiten mußte man sich überzeugt haben, daß es so nicht bleiben konnte wie es war, und die Anarchie in Permanenz erklären wohl die Gemeinde zu Grunde richtete, aber in der That dabei ein reeller Erfolg für Niemand herauskam. Ernsthafte Leute mußten einsehen, daß das Eingreifen der Tribunen in die Administration so wie ihre Indication schlechterdings schädlich waren und der einzige wirkliche Gewinn, den das Tribunat dem gemeinen Mann gebracht hatte, der Schutz gegen parteiische Rechtspflege war, indem es als eine Art Cassationsgericht die Willkür des Magistrats beschränkte. Ohne Zweifel ward, als die Plebejer ein geschriebenes Landrecht begehrten, von den Patriciern erwiedert, daß dann der tribunicische Rechtschutz überflüssig werde; und hierauf scheint von beiden Seiten nachgegeben zu sein. Es ist nicht klar und vielleicht überhaupt nie bestimmt ausgesprochen worden, wie es werden sollte nach Abfassung des Landrechts; die Absicht aber war vermuthlich, daß die Zehnmänner bei ihrem Rücktritt dem Volke vorschlagen sollten auf die tribunicische Gewalt zu verzichten und die jetzt nicht mehr nach Willkür, sondern nach geschriebenem Recht urtheilenden Consuln gewähren zu lassen.

Der Plan, wenn er bestand, war weise; es kam darauf an, ob die leidenschaftlich erbitterten Gemüther hüben und drüben diesen friedlichen Austrag annehmen würden. Die Decemvirn des Jahres 303 brachten ihr Gesetz vor das Volk und von diesem bestätigt wurde dasselbe, in zehn Erztafeln eingegraben, auf dem Markt an der Rednerbühne vor dem Rathhaus angeschlagen. Da indeß noch ein Nachtrag erforderlich schien, so ernannte man auf das Jahr 304 wieder Zehnmänner, die noch zwei Tafeln hinzufügten; so entstand das erste und einzige römische Landrecht, das Gesetz der

zwölf Tafeln. Dafs dasselbe Neuerungen, abgesehen von polizeilichen und blofsen Zweckmäfsigkeitsbestimmungen, im Ganzen nicht enthalten konnte, leuchtet ein. Selbst zur Milderung der Schuldgesetze geschah nichts anderes als dafs ein — wahrscheinlich sehr niedriges — Zinsmaximum (8½ Procent) verordnet und der Wucherer mit schwerer Strafe — charakteristisch genug mit einer weit schwereren als der Dieb — bedroht ward; der strenge Schuldprozefs ward wenigstens in seinen Hauptzügen nicht geändert. Aenderungen der ständischen Rechte waren begreiflicher Weise noch weniger beabsichtigt; der Unterschied zwischen Ansässigen und Nichtansässigen, die Ungültigkeit der Ehe zwischen Adlichen und Bürgerlichen wurden vielmehr aufs Neue im Stadtrecht bestätigt, ebenso zur Beschränkung der Beamtenwillkür und zum Schutz des Bürgers ausdrücklich vorgeschrieben, dafs das spätere Gesetz durchaus dem früheren vorgehen und dafs kein Volksschlufs gegen einen einzelnen Bürger erlassen werden solle. Am bemerkenswerthesten ist die Ausschliefsung der Provocation in Capitalsachen an die Tributcomitien, während die an die Centurien gewährleistet ward; was sich nur dadurch erklärt, dafs die Abschaffung der tribunicischen Gewalt und folglich auch der tribunicischen Criminalprozesse beabsichtigt war. Die wesentliche politische Bedeutung lag weit weniger in dem Inhalt des Weisthums als in der jetzt förmlich festgestellten Verpflichtung der Consuln, nach diesen Prozefsformen und diesen Rechtsregeln Recht zu sprechen, und in der öffentlichen Aufstellung des Gesetzbuchs, wodurch die Rechtsverwaltung der Controle der Publicität unterworfen und der Consul genöthigt ward allen gleiches und wahrhaft gemeines Recht zu sprechen.

So war das Stadtrecht vollendet; es blieb den Zehnmännern nur noch übrig die beiden letzten Tafeln zu publiciren und alsdann der ordentlichen Magistratur Platz zu machen. Sie zögerten indefs; unter dem Vorwande, dafs das Gesetz noch immer nicht fertig sei, führten sie selbst nach Verlauf des Amtsjahres ihr Amt weiter, was nach römischem Staatsrecht möglich war, da auch der auf Zeit bestellte Beamte erst durch Niederlegung des Amtes Beamter zu sein aufhörte. Was der Grund davon war, ist schwer zu sagen; wahrscheinlich fürchtete die Regierungspartei, dafs beim Wiedereintreten der Consuln die Erneuerung auch des tribunicischen Collegiums gefordert werden würde, und wartete wenigstens auf einen

günstigen Moment zur Erneuerung des Consulats ohne die Beschränkungen der valerischen Gesetze. Die gemäfsigte Partei der Aristokratie, die Valerier und Horatier an ihrer Spitze, versuchte, heifst es, im Senat die Abdankung der Decemvirn zu erzwingen; allein das Haupt der Zehnmänner Appius Claudius, ein leidenschaftlicher Vorfechter der strengen Adelspartei, gewann bei dem gröfseren Theil der Senatoren das Uebergewicht, und auch das Volk fügte sich. Die Aushebung eines doppelten Heeres ward ohne Widerspruch vollzogen und der Krieg gegen die Volsker wie gegen die Sabiner begonnen. Allein die Revolution gährte in den Gemüthern; zum Ausbruch brachte sie die Ermordung des ehemaligen Volkstribuns Lucius Siccius Dentatus, des tapfersten Mannes in Rom, der in hundert und zwanzig Schlachten gefochten und fünf und vierzig ehrenvolle Narben aufzuzeigen hatte, und der jetzt im Lager umgebracht gefunden ward, ermordet wie es hiefs auf Anstiften der Zehnmänner; ferner der ungerechte Wahrspruch des Appius in dem Freiheitsprozefs gegen die Tochter des Centurionen Lucius Virginius, die Braut des ehemaligen Volkstribuns Lucius Icilius, welcher Spruch den Vater zwang seiner Tochter selbst auf offenem Markt das Messer in die Brust zu stofsen, um sie der Schande zu entreifsen. Während das Volk erstarrt ob der unerhörten That die Leiche des schönen Mädchens umstand, befahl der Decemvir seinen Bütteln den Vater und alsdann den Bräutigam vor seinen Stuhl zu führen und ihm, von dessen Spruch keine Berufung galt, sofort Rede zu stehen wegen ihrer Auflehnung gegen seine Gewalt. Nun war das Mafs voll. Während der Senat zittert und schwankt, erscheinen der Vater und der Bräutigam mit zahlreichen Zeugen der furchtbaren That in den beiden Lagern; die Heere verlassen ihre Führer, sie ziehen in kriegerischer Ordnung durch die Stadt und abermals auf den heiligen Berg, wo sie abermals ihre Tribunen sich ernennen. Immer noch weigern die Decemvirn die Niederlegung ihrer Gewalt; da erscheint das Heer mit seinen Tribunen in der Stadt und lagert sich auf dem Aventin. Jetzt endlich, wo der Bürgerkrieg schon da war und der Strafsenkampf stündlich beginnen konnte, jetzt entsagen die Zehnmänner ihrer usurpirten und entehrten Gewalt und Lucius Valerius und Marcus Horatius vermitteln einen zweiten Vergleich, durch den das Volkstribunat wieder hergestellt wurde. Die Anklagen gegen die Decemvirn endigten damit, dafs die beiden schuldigsten, Appius Claudius und

Spurius Oppius im Gefängnifs sich das Leben nahmen, die acht andern ins Exil gingen und der Staat ihr Vermögen einzog. Weitere gerichtliche Verfolgungen hemmte der kluge und gemäfsigte Volkstribun Marcus Duilius durch rechtzeitigen Gebrauch seines Veto.

So lautet die Erzählung, die wie gewöhnlich die Anlässe ausmalt und die Ursachen zurücktreten läfst. Es sind nicht die einzelnen Schandthaten der Zehnmänner, die die Erneuerung der tribunicischen Gewalt provocirten. Die Plebejer büfsten durch deren Untergang die einzige ihnen zugängliche politische Stellung ein und es ist begreiflich, dafs es den Führern mit dem Verzicht auf dieselbe vielleicht niemals Ernst war, dafs sie wenigstens die erste Gelegenheit ergriffen um dem Volke darzuthun, dafs der todte Buchstabe keineswegs dem tribunicischen Arm vergleichbar sei. Der Uebermuth des Adels, der seltsamer Weise zu den Zehnmännern seine eifrigsten Vorfechter ausgelesen hatte, kam ihnen auf halbem Wege entgegen und so zerrifs der Unverstand der Parteien wie Spinnewehen den Einigungsplan. — Der neue Vergleich fiel wie natürlich durchaus zu Gunsten der Plebejer aus und beschränkte in empfindlicher Weise die Gewalt des Adels. Dafs das dem Adel abgedrungene Stadtrecht, dessen beide letzten Tafeln nachträglich publicirt wurden, in dem Vergleich festgehalten und die Consuln danach zu richten verpflichtet wurden, versteht sich von selbst. Dadurch verloren allerdings die Tribus die Gerichtsbarkeit in Capitalsachen; allein zum reichlichen Ersatz dafür ward verordnet, dafs künftig jeder Magistrat, also auch der Dictator bei seiner Ernennung verpflichtet werden müsse, der Provocation stattzugeben; wer dem zuwider einen Beamten ernannte, büfste mit dem Kopfe und galt als vogelfrei. Den Tribunen blieb in dem Recht auf Geldbufsen unbeschränkt zu erkennen und diesen Spruch an die Tributcomitien zu bringen ein ausreichendes Mittel die bürgerliche Existenz ihres Gegners zu vernichten. Neu war es, dafs den Tribunen und ihren Comitien Einflufs eingeräumt ward auf die Administration und die Finanzen. Die Verwaltung der Kriegskasse ward den Consuln abgenommen und zweien Zahlmeistern (*quaestores*) übertragen, die von den Tribunen in ihren Comitien, jedoch aus dem Adel ernannt wurden; dies waren die ersten ‚Gemeindebeliebungen', denen unbestrittene Rechtskraft zukam und um deren willen defshalb auch den Tribunen das Recht der Vogelschau

gewährt ward. Folgenreicher noch war es, dafs den Tribunen eine berathende Stimme im Senat eingeräumt und, damit keine Unterschiebung oder Verfälschung von Senatsschlüssen stattfinde, den Aedilen deren Aufbewahrung überwiesen ward. Zwar in den Saal des Senats die Tribunen zuzulassen schien dem Senat unter seiner Würde; es wurde ihnen eine Bank an die Thüre gesetzt um von da aus den Verhandlungen zu folgen. Allein man konnte es nicht wehren, dafs die Tribunen jetzt einschritten gegen einen ihnen mifsfälligen Senatsbeschlufs und dafs sich, wenn auch erst allmählich, der neue Grundsatz feststellte, dafs jede Beschlufsfassung des Senats oder der Volksversammlung durch Einschreiten eines Tribuns gehemmt ward. So endigte dieser Kampf, der begonnen war um die tribunicische Gewalt zu beseitigen, mit der definitiven Vollendung ihres Cassirungsrechts sowohl einzelner Administrationsacte auf Anrufen des Beschwerten als auch jeder Beschlufsnahme der constitutiven Staatsgewalten nach dem Ermessen des Tribuns. Mit den heiligsten Eiden und allem was die Religion Ehrfurchtiges darbot wurde sowohl die Person der Tribunen als die ununterbrochene Dauer und die Vollzähligkeit des Collegiums gesichert. Es ist seitdem nie wieder in Rom ein Versuch gemacht worden diese Magistratur aufzuheben.

KAPITEL III.

Die Ausgleichung der Stände.

Die tribunicischen Bewegungen scheinen vorzugsweise aus den socialen, nicht aus den politischen Mifsverhältnissen hervorgegangen zu sein und es ist guter Grund vorhanden zu der Annahme, dafs ein Theil der vermögenden in den Senat aufgenommenen Plebejer denselben nicht minder entgegen war als die Patricier; denn auch sie waren Privilegirte und wenn sie auch wieder in anderer Beziehung sich zurückgesetzt fanden, so mochte es ihnen doch keineswegs an der Zeit scheinen ihre Ansprüche auf Theilnahme an den Aemtern geltend zu machen, während der ganze Senat in seiner finanziellen Sondermacht bedroht war. So erklärt es sich, dafs während der ersten funfzig Jahre der Republik kein Schritt geschah, der direct auf politische Ausgleichung der Stände hinzielte. — Allein wie unhaltbar diese Allianz der Patricier und der mit ihnen haltenden reichen Plebejer war, leuchtet ein. Ohne Zweifel hat ein Theil der vornehmen plebejischen Familien von Haus aus der Bewegungspartei sich angeschlossen, theils aus Billigkeitsgefühl gegen ihre Standesgenossen, theils in Folge des natürlichen Bundes aller Zurückgesetzten, theils endlich weil sie begriffen, dafs Concessionen an die Menge unvermeidlich waren und dafs sie, richtig benutzt, der plebejischen Aristokratie das entscheidende Gewicht im Staate geben und die politische Gleichheit zur Folge haben würden. Wenn die vornehmen Plebejer an die Spitze ihres Standes traten, so hielten sie in dem Tribunat den Bürgerkrieg ge-

setzlich in der Hand und konnten mit dem socialen Nothstand die Schlachten schlagen, um dem Adel die Friedensbedingungen zu dictiren und als Vermittler zwischen beiden Parteien mühelos für sich den Zutritt zu den Aemtern zu erzwingen. — Ein solcher Wendepunkt in der Stellung der vornehmen Plebejer trat ein nach dem Sturz des Decemvirats. Es war jetzt vollkommen klar geworden, dafs das Volkstribunat sich nicht beseitigen liefs; die plebejische Aristokratie konnte nichts Besseres thun als sich dieses mächtigen Hebels zu bemächtigen zur Beseitigung der politischen Zurücksetzung ihres Standes.

Wie wehrlos der Adel der vereinigten Plebs gegenüberstand, zeigt nichts so augenscheinlich, als dafs die beiden Fundamentalsätze der exclusiven Partei, die Ungültigkeit der Ehe zwischen Adlichen und Bürgerlichen und die Unfähigkeit der Bürgerlichen zur Bekleidung eines Amtes, kaum vier Jahre nach der Decemviralrevolution und auf den ersten Streich fielen. Im Jahre 309 wurde bestimmt durch das canuleiische Gesetz, dafs die Ehe zwischen Adlichen und Bürgerlichen als eine rechte römische gelten und die daraus erzeugten Kinder dem Stande des Vaters folgen sollten; und es wurde ferner durchgesetzt, dafs statt der Consuln Kriegstribune mit consularischer Gewalt ernannt werden sollten, zu welchem Amt nach altem Recht jeder dienstpflichtige Römer wählbar war. — Damit waren die Adelsprivilegien in der That gesetzlich beseitigt, und wenn der römische Adel seines Namens werth gewesen wäre, hätte er jetzt den Kampf aufgeben müssen. Allein wenn auch ein vernünftiger und gesetzlicher Widerstand fortan unmöglich war, so bot sich doch noch ein weites Feld für die ohnmächtige und tückische Opposition der kleinen Mittel, der Schikanen, der Kniffe, und indem der Adel es nicht verschmähte auf solchem Wege seine Ehre und seine Staatsklugheit zu compromittiren, konnte er sich rühmen den Bürgerkrieg noch ein Jahrhundert verlängert und dem gemeinen Mann Concessionen verschafft zu haben, zu welcher die römische Aristokratie, wenn sie sich aufrichtig hätte einigen können, nicht leicht gezwungen worden wäre. — Die Mittel, deren der Adel sich bediente, waren so mannichfach wie die politische Kümmerlichkeit überhaupt. Man gab in der Sache nach, versagte aber in kränkender Weise den Bürgerlichen den ehrenvollen Namen des Consulats und die Zulassung zur Ehre des Triumphes. Statt ein für allemal zu entscheiden, räumte man, was man einräumen mufste, nur für die näch-

sten Wahlen ein; jährlich erneuerte sich der eitle Kampf, ob patricische Consuln oder aus beiden Ständen Kriegstribunen mit gleicher Gewalt ernannt werden sollten und unter den Waffen des Adels erwies sich diese, den Gegner durch Ermüdung und Langeweile zu überwinden, keineswegs als die unwirksamste. Man zersplitterte die bis dahin ungetheilte höchste Gewalt, um die unvermeidliche Niederlage durch Vermehrung der Angriffspuncte in die Länge zu ziehen. So wurde die Feststellung des Budgets und der Bürger- und Steuerlisten, welche bisher durch die Consuln oder durch von ihnen ernannte Stellvertreter besorgt worden war, schon im Jahre 311 zweien von den Centurien aus dem Adel ernannten Schätzern (*censores*) übertragen; doch hatte dieses Amt ursprünglich keineswegs die hohe Bedeutung und die moralische Suprematie, die im Verlauf der Zeit ihm beigelegt worden ist. Ebenso wurde im Jahre 333 den Consuln die Ernennung ihrer beiden Quästoren entzogen; offenbar in der Absicht, da die Plebs von dem höchsten Amte einmal nicht mehr auszuschliefsen war, diesem Amt selbst seine finanzielle Macht zu entziehen und durch die Censoren und Quästoren das Budget und die Staatskasse in der Hand des Adels festzuhalten. Der letztere Plan indefs gelang nur halb, da die Plebejer alsbald durchsetzten, dafs die Quästoren aus beiden Ständen gewählt werden könnten. — Geradezu die plebejischen Rechte anzugreifen wagte man kaum; und wo es geschah, zeigt sich der Angriff mehr als ein Act impotenter Rache denn als ein politisches Beginnen. So namentlich der Procefs gegen Maelius. Spurius Maelius, ein reicher Plebejer, verkaufte während schwerer Theurung (316) Getreide zu solchen Preisen, dafs er den patricischen Magazinvorsteher (*praefectus annonae*) Gaius Minucius beschämte und beschimpfte. Dieser beschuldigte ihn des Strebens nach der königlichen Gewalt; mit welchem Recht, können wir freilich nicht entscheiden, allein kaum glaublich ist es, dafs ein Mann, der nicht einmal das Tribunat bekleidet hatte, ernstlich an die Tyrannis gedacht haben sollte. Indefs man nahm die Sache ernsthaft. Titus Quinctius Capitolinus, der zum sechsten Mal Consul war, ernannte den achtzigjährigen Lucius Quinctius Cincinnatus zum Dictator ohne Provocation, in offener Auflehnung gegen die beschworenen Gesetze. Maelius, vorgeladen, machte Miene sich dem Befehl zu entziehen; da erschlug ihn der Reiterführer des Dictators, Gaius Servilius Ahala mit eigener Hand.

Sein Haus ward niedergerissen, das Getreide aus seinen Speichern dem Volke umsonst vertheilt, und die seinen Tod zu rächen drohten heimlich über die Seite gebracht. Dieser schändliche Justizmord, eine Schande mehr noch für das leichtgläubige und blinde Volk als für die tückische Junkerpartei, ging ungestraft hin; aber wenn diese gehofft hatte damit das Provocationsrecht zu untergraben, so hatte sie umsonst die Gesetze verletzt und umsonst unschuldiges Blut vergossen. — Besser indefs als alle übrigen Mittel dienten dem Adel Wahlintriguen und Pfaffentrug. Wie arg jene gewesen sein müssen, zeigt am besten, dafs schon 322 es nöthig schien ein eigenes Gesetz gegen Wahlumtriebe zu erlassen, das natürlich nichts half. Konnte man auf die Stimmberechtigten nicht wirken durch Corruption oder Drohung, so thaten die Wahldirectoren das Uebrige und liefsen zum Beispiel so viele plebejische Candidaten zu, dafs die Stimmen der Opposition sich zersplitterten, oder liefsen diejenigen weg, die die Majorität zu wählen beabsichtigte. Ward trotz alle dem eine solche Wahl durchgesetzt, so wurden die Priester befragt, ob nicht eine Nichtigkeit in der Vogelschau oder den sonstigen religiösen Ceremonien bei dieser Wahl vorgekommen seien; welche diese alsdann zu entdecken nicht ermangelten. Unbekümmert um die Folgen und uneingedenk des weisen Beispiels der Ahnen liefs man den Satz sich feststellen, dafs den priesterlichen Sachverständigen-Collegien das Recht zukomme jeden Staatsact, Gesetz oder Wahl wegen Verletzung religiöser Erfordernisse zu cassiren. Auf diesem Wege wurde es möglich, dafs, nachdem die Wählbarkeit der Plebejer als Grundsatz schon im Jahre 309 gesetzlich festgestellt worden war und seitdem gesetzlich anerkannt blieb, dennoch nicht vor dem Jahre 345 eine plebejische Wahl zur Quästur und nicht vor dem Jahre 351 eine plebejische Wahl zum consularischen Kriegstribunat durchgesetzt wurde. Es zeigte sich, dafs die principielle Abschaffung der Adelsprivilegien durch gesetzliche Anordnungen der plebejischen Aristokratie noch keineswegs wirklich gleiche Stellung gab mit dem Adel. In den Comitien entschieden die Stimmen des Mittelstandes, der sich nicht berufen fand die vornehmen Nichtadlichen vorzugsweise auf den Schild zu heben, so lange seine eigenen Anliegen von der plebejischen nicht minder wie von der patricischen Aristokratie zurückgewiesen wurden.

Die socialen Fragen hatten während dieser politischen

Kämpfe im Ganzen geruht oder waren doch mit geringer Energie verhandelt worden. Seitdem die plebejische Aristokratie des Tribunats sich zu ihren Zwecken bemächtigt hatte, war weder von der Domänenangelegenheit noch von dem Creditwesen ernstlich die Rede gewesen; obwohl es weder fehlte an neu gewonnenen Ländereien noch an verarmenden oder verarmten Bauern. Einzelne Assignationen, namentlich in neu gewonnenen Grenzgebieten, erfolgten wohl, so des ardeatischen Gebietes 312, des lavicanischen 336, des veientischen 361, jedoch mehr aus militärischen Gründen als um dem Bauer zu helfen und keineswegs in ausreichendem Umfang. Wohl machten einzelne Tribunen den Versuch das Gesetz des Cassius wieder aufzunehmen; so stellten Spurius Maecilius und Spurius Metilius im Jahre 337 den Antrag auf Austheilung sämmtlicher Staatsländereien — allein sie scheiterten, charakteristisch genug für die damalige Situation, an dem Widerstand ihrer eigenen Collegen, das heifst der plebejischen Aristokratie. Auch unter den Patriciern versuchten einzelne der gemeinen Noth zu helfen; allein mit nicht besserem Erfolge wie einst Spurius Cassius. Patricier wie dieser und wie dieser ausgezeichnet durch Kriegsruhm und persönliche Tapferkeit trat Marcus Manlius, der Retter der Burg während der gallischen Belagerung, als Vorkämpfer auf für die unterdrückten Leute, mit denen die Kriegskameradschaft und der bittere Hafs gegen seinen Rivalen, den gefeierten Feldherrn und optimatischen Parteiführer Marcus Furius Camillus ihn verband. Als ein tapferer Offizier ins Schuldgefängnifs abgeführt werden sollte, trat Manlius für ihn ein und löste ihn aus mit seinem Gelde; zugleich bot er seine Grundstücke zum Verkauf aus, laut erklärend, dafs so lange er noch einen Fufs breit Landes besitze, solche Unbill nicht vorkommen solle. Das war mehr als genug um die ganze Regimentspartei, Patricier wie Plebejer, gegen den gefährlichen Neuerer zu vereinigen. Der Hochverrathsprozefs, die Anschuldigung der beabsichtigten Erneuerung des Königthums wirkte mit jenem taktischen Zauber stereotyp gewordener Parteiphrasen auf die blinde Menge; sie selbst verurtheilte ihn zum Tode und nichts trug sein Ruhm ihm ein als dafs man das Volk zum Blutgericht an einem Ort versammelte, von wo die Stimmenden den Burgfelsen nicht erblickten, den stummen Mahner an die Rettung des Vaterlandes aus der höchsten Gefahr durch die Hand desselben Mannes, welchen man jetzt dem Henker

überlieferte (370). — Während also die Reformversuche im Keim erstickt wurden, wurde das Mifsverhältnifs immer schreiender durch die bedeutende Erweiterung der Domanialbesitzungen in Folge der glücklichen Kriege, und andrerseits griff die Ueberschuldung und Verarmung immer weiter in der Bauerschaft um sich, namentlich in Folge des schweren veientischen Krieges (348—358) und der Einäscherung der Hauptstadt bei dem gallischen Ueberfall (364). Zwar als es in dem veientischen Kriege nothwendig wurde die Dienstzeit der Soldaten zu verlängern und sie statt nur für den Sommer auch den Winter hindurch unter den Waffen zu halten, und als die Bauerschaft, die vollständige Zerrüttung ihrer ökonomischen Lage vorausschend, im Begriff war ihre Einwilligung zu der Kriegserklärung zu verweigern, entschlofs sich der Senat zu einer wichtigen Concession: er übernahm den Sold, den bisher die Districte durch Umlage aufgebracht hatten, auf die Staatskasse, das heifst auf den Ertrag der indirecten Abgaben und der Domänen (348). Nur für den Fall, dafs die Staatskasse augenblicklich leer sei, wurde des Soldes wegen eine allgemeine Umlage (*tributum*) ausgeschrieben, die indefs als gezwungene Anleihe betrachtet und von der Staatskasse späterhin zurückgezahlt ward. Die Einrichtung war billig und weise; allein da das wesentliche Fundament, eine reelle Verwerthung der Domänen zum Besten der Staatskasse, ihr nicht gegeben ward, so kamen zu der vermehrten Last des Dienstes noch häufige Umlagen, die den kleinen Mann darum nicht weniger ruinirten, dafs sie officiell nicht als Steuern, sondern als Vorschüsse betrachtet wurden.

Unter solchen Umständen, wo die plebejische Aristokratie sich durch den Widerstand des Adels und die Gleichgültigkeit der Gemeinde thatsächlich von der politischen Gleichberechtigung ausgeschlossen sah und die leidende Bauerschaft der geschlossenen Aristokratie ohnmächtig gegenüberstand, lag es nahe ein Compromifs zu versuchen. Dies waren die licinisch-sextischen Gesetze, die einerseits mit Beseitigung des Consulartribunats den Grundsatz feststellten, dafs wenigstens der eine Consul Plebejer sein müsse und den Plebejern ferner den Zutritt zu dem einen der drei grofsen Priestercollegien, dem auf zehn Mitglieder vermehrten der Orakelbewahrer (*decemviri sacris faciundis*) eröffneten; andrerseits theils für die Occupation des Domanialbodens ein Maximum von 500 Jugern (= 491 preufsische Morgen) für jeden Bürger feststellten, theils den

Schuldnern durch Abzug der gezahlten Zinsen vom Capital und Anordnung von Rückzahlungsfristen Erleichterung schafften. Vergeblich boten die Patricier gegen diese Gesetzvorschläge ihre letzten Mittel auf; selbst die Dictatur und der alte Kriegsheld Camillus vermochten nur ihre Durchbringung zu verzögern, nicht sie abzuwenden. Gern hätte auch das Volk die Vorschläge getheilt; was lag ihm am Consulat, wenn nur die Schuldenlast erleichtert und das Gemeinland frei ward! Aber umsonst war die plebejische Nobilität nicht popular; sie fafste die Gesetze in eine einzige Rogation zusammen und sie gingen endlich nach lang-, angeblich elfjährigem Kampfe durch im Jahre 387. Zwar das unverbesserliche Junkerthum verleugnete sich auch hier nicht; auch jetzt suchte man noch durch ein politisches Kipp- und Wippsystem einige Trümmer der alten Vorrechte zu bergen. Unter dem Vorwande, dafs das Recht ausschliefslich dem Adel bekannt sei, ward von dem Consulat, als dies den Plebejern eröffnet ward, die Rechtspflege getrennt und dafür ein eigener dritter Consul oder, wie er gewöhnlich heifst, ein Praetor bestellt. Ebenso erhielten die Marktaufsicht und die damit verbundenen Polizeigerichte zwei neu ernannte Aedilen, die von ihrer ständigen Gerichtsbarkeit zum Unterschied von den plebejischen die Gerichtsstuhl-Aedilen (*aediles curules*) genannt wurden. Allein die curulische Aedilität ward sofort den Plebejern zugänglich, so wie dagegen umgekehrt die bisher plebejische den Patriciern; im Jahre 415 ward die Censur, im Jahre 417 die Praetur den Plebejern geöffnet. Es hatten sich jetzt die ehemaligen Vorrechte des Geschlechtsadels bei der Aemterbewerbung in Zurücksetzungen verwandelt; denn während der Plebejer jedes Amt bekleiden konnte, waren die Geschlechter ausgeschlossen vom Tribunat und von der zweiten Censor- und Consulstelle. In den ersten Decennien nach dem licinisch-sextischen Gesetze ist dasselbe freilich noch mehrere Male übertreten worden durch Ernennung zweier patricischer Consuln; allein auch dies finden wir seit dem Jahre 411 nicht wieder. Ebenso wenig änderte es an der Sache, wenn noch einmal ein patricischer Augur in der Wahl eines plebejischen Dictators (427) geheime ungeweihten Augen verborgene Mängel fand. Das Recht endlich der patricischen Senatoren den Beschlufs der Centurien zu bestätigen oder zu verwerfen, das sie auszuüben freilich wohl selten gewagt hatten, wurde ihnen durch das publilische Gesetz vom 415, von dem das maenische

von 416 wohl nicht verschieden ist, in der Art entzogen, dafs sie jeden Beschlufs der Centurien im Voraus zu bestätigen angewiesen wurden. — Länger behaupteten begreiflicher Weise die Geschlechter ihre religiösen Vorrechte; ja an manche derselben, die ohne politische Bedeutung waren, wie namentlich an ihre ausschliefsliche Wählbarkeit zu den drei höchsten Flaminaten und dem sacerdotalen Königthum, hat man niemals gerührt. Dagegen waren die beiden Collegien der Pontifices und der Auspices, an welche die Kunde des Rechtes und ein bedeutender Einfluss auf die Comitien sich knüpfte, zu wichtig als dafs diese Sonderbesitz der Patricier hätten bleiben können; das ogulnische Gesetz vom Jahre 451 erklärte auch die Plebejer für wählbar in dieselben, und seitdem ist überall nicht mehr die Rede von dem Hader der Geschlechter und der Gemeinen, der so lange den Staat bewegt und so zwecklos das öffentliche Leben zerrüttet und vergiftet hatte. In der That aber hörte der Geschlechtsadel in Rom auf eine politische Institution zu sein schon mit den licinisch-sextischen Gesetzen: seine späteren Widerspenstigkeiten sind nichts als gleichgültige Umtriebe schmollender Junker. Mit Recht weihte Marcus Furius Camillus nach dem Durchgang jener Rogation defswegen der Eintracht ein Heiligthum, auf einer über der alten Malstatt der Bürgerschaft, dem Comitium erhöheten Fläche am Fufse des Capitols, wo der Senat häufig zusammenzutreten pflegte; dieser Platz hiefs seitdem der Eintrachtsplatz. Es war die letzte öffentliche Handlung des alten Vorkämpfers der Adelspartei und eine seiner schönsten, die religiöse Weihe der Ausgleichung und Sühnung des nur zu lange fortgesponnenen Zwistes.

Ein anderer Gegensatz tieferer Begründung und ernstlicherer Bedeutung befestigte sich nur um so mehr, seitdem die Adelsprivilegien beseitigt waren. Die reichen und angesehenen Familien, die factisch das Regiment ausschliefslich in Händen hatten und social immer mehr zu einem eigenen scharf abgeschlossenen Stande erwuchsen, standen in den Interessen wie in den Ansichten bestimmt entgegen sowohl der mittleren und kleinen Bauerschaft als der nicht mit Grundbesitz ansässigen Menge, welche letztere jetzt zuerst in der politischen Geschichte hervorzutreten beginnt. Diese Gegensätze aufheben zu wollen konnte einem praktischen Staatsmann nicht einfallen; wohl aber war es eine wichtige Aufgabe, ja die erste von allen, den Mittelstand zu conserviren und dem entgegen-

zuwirken, dafs die Bürgerschaft sich auflöse in Aristokratie und Proletariat, wovon die unvermeidliche Folge die Despotie in dieser oder jener Form gewesen sein würde. In der That wurde von den Behörden in der Epoche nach dem licinisch-sextischen Gesetz mit gröfserer Energie als zu irgend einer anderen Zeit vor- oder nachher darauf hingearbeitet den ansässigen Mittelstand zu schützen. Die Vorschriften in Betreff der Domänenoccupation wurden mit Strenge gehandhabt; es ist charakteristisch für die Stellung der plebejischen Aristokratie, dafs einer der Urheber des neuen Ackergesetzes, Gaius Licinius, selbst unter den ersten wegen Ueberschreitung des Ackermaximum Verurtheilten sich befand. Ebenso suchte man dem Creditwesen aufzuhelfen. Die Wuchergesetze, die schon die zwölf Tafeln aufgestellt hatten, wurden erneuert und allmählich geschärft, so dafs das Zinsmaximum successiv von 12 (im Jahre 397) auf 6 vom Hundert (im Jahre 407) ermäfsigt und endlich (Jahr 412) das Zinsnehmen ganz verboten ward. Die letztere Thorheit scheint sich bald von selbst aufgehoben zu haben; factisch blieb es wohl bei dem Maximum von 12 vom Hundert, das nach den Geldverhältnissen des Alterthums überhaupt ungefähr sein mochte was heute die Maxima von fünf oder sechs vom Hundert. Strafklagen gegen notorische Wucherer wurden häufig vor das Volk gebracht und fanden bereitwilliges Gehör; im Jahre 402 wurde eine Schuldentilgungscommission niedergesetzt und 407 gesetzliche Terminzahlungen angeordnet. Wichtiger noch war die Aenderung des Schuldprozesses durch das poetelische Gesetz (428 oder 441), nach welchem theils jeder Schuldner, der seine Zahlungsfähigkeit eidlich erhärtete, durch Abtretung seines Vermögens seine persönliche Freiheit sich rettete, theils das bisherige kurze Executivverfahren bei der Darlehnsschuld abgeschafft ward. — Dafs alle diese Mittel nicht genügen konnten, leuchtet ein; wie grofs in der That noch die Schuldenlast blieb, zeigt die Emeute vom Jahre 467, wo das Volk, nachdem es über neue Erleichterungen in der Schuldzahlung nicht hatte mit der Gegenpartei sich einigen können, hinauszog auf das Janiculum und erst ein rechtzeitiger Angriff der äufseren Feinde der Gemeinde den Frieden wiedergab. Indefs ist es sehr ungerecht, wenn man diesen ernstlichen Versuchen der Verarmung des Mittelstandes zu steuern ihre Unzulänglichkeit entgegenhält; die Anwendung partialer und palliativer Mittel gegen radicale Leiden für nutzlos zu erklären, weil sie nur zum

Theil helfen, ist zwar eines der Evangelien, das der Einfalt von der Niederträchtigkeit nie ohne Erfolg gepredigt wird, aber darum nicht minder unverständig. Eher liefse sich umgekehrt fragen, ob nicht die schlechte Demagogie sich damals schon dieser Angelegenheit bemächtigt gehabt, und ob es wirklich so gewaltsamer und gefährlicher Mittel bedurft habe wie zum Beispiel die Kürzung der gezahlten Zinsen am Capital ist. Unsere Acten reichen nicht aus, um hier über Recht und Unrecht zu entscheiden; allein klar genug erkennen wir, dafs der ansässige Mittelstand immer noch in einer bedrohten und bedenklichen ökonomischen Lage sich befand. Eine wirksamere Abhülfe, als Prohibitivgesetze und Moratorien sie gewähren konnten, brachten ihm, wie es scheint, die politischen Erfolge der Gemeinde und die allmählich sich befestigende Herrschaft der Römer über Italien. Die vielen und grofsen Colonien, die zu deren Sicherung gegründet werden mufsten und von denen die Hauptmasse im fünften Jahrhundert ausgeführt wurde, verschafften dem ackerbauenden Proletariat theils eigene Bauerstellen, theils durch den Abflufs auch den Zurückbleibenden Erleichterung daheim. Die Occupationen der Vornehmen warfen sich mehr auf die grofsen neugewonnenen Landstriche; die Reichthümer, die in Folge der Siege und des Besitzes nach Rom strömten, müssen den Zinsfufs herabgedrückt haben; die steigende Bevölkerung der Hauptstadt kam dem Ackerbauer in ganz Latium zu Gute; ein weises Incorporationssystem vereinigte eine Anzahl angrenzender früher unterthäniger Gemeinden mit der römischen und verstärkte dadurch namentlich den Mittelstand; endlich brachten die herrlichen Siege und die gewaltigen Erfolge die Factionen zum Schweigen, und wenn der Nothstand der Mittelklasse auch keineswegs beseitigt, noch weniger seine Quellen verstopft wurden, so leidet es doch keinen Zweifel, dafs am Schlusse dieser Periode der römische Mittelstand im Ganzen in einer weit minder gedrückten Lage sich befand als in dem ersten Jahrhundert nach Vertreibung der Könige.

Die Verfassung und Verwaltung ward durch diese ständischen Kämpfe im Wesentlichen nicht geändert. Der legale Souverain blieb nach wie vor die Bürgerschaft in ihren ordentlichen Versammlungen; nur wurde gesetzlich festgestellt, dafs, abgesehen von den ein für allemal den Centurien überwiesenen Entscheidungen, namentlich den Wahlen der Consuln und Censoren, die Abstimmung nach Districten ebenso gültig

sein solle wie die nach Centurien, was angeblich schon das valerische Gesetz von 305, sicher das publilische von 415 und das hortensische von 467 verordneten. Eine wesentliche Neuerung lag hierin nicht, da im Ganzen dieselben Individuen in beiden Versammlungen stimmberechtigt waren. Von weit gröfserer Bedeutung war es, dafs gegen das Ende dieser Periode die uralte Bedingung des Stimmrechts, die Ansässigkeit in Frage gestellt zu werden anfing. Der erste, der hieran rüttelte, war Appius Claudius, der kühnste Neuerer, den die römische Geschichte kennt. Er legte, ohne den Senat oder das Volk zu fragen, in seiner Censur 442 die Bürgerliste so an, dafs der nicht grundsässige Mann in die Tribus, die ihm gefiel, und alsdann nach seinem Vermögen in die entsprechende Centurie aufgenommen ward. Allein diese Aenderung griff zu sehr dem Geiste der Zeit vor um vollständig Bestand zu haben. Einer der nächsten Nachfolger des Appius, der berühmte Besieger der Samniten Quintus Fabius Rullianus übernahm es in seiner Censur 449 sie zwar nicht ganz zu beseitigen, aber doch in solche Grenzen einzuschliefsen, dafs die Macht in den Händen der Grundsässigen und Vermögenden blieb. Er wies die nicht grundsässigen Leute und ebenso die grundsässigen Freigelassenen der drei letzten Klassen sämmtlich in die vier städtischen Tribus, die jetzt aus den ersten im Range die letzten wurden; so dafs seitdem in den Districtsversammlungen die sämmtlichen ansässigen freigeborenen Leute nebst den ansässigen Freigelassenen der beiden ersten Klassen die ländlichen Districte allein inne hatten. Die Zahl dieser Landtribus, ursprünglich 17, stieg allmählich, bis sie jedoch erst in der folgenden Periode auf 31 festgestellt ward, In den Centurien wurden die nicht ansässigen Freigeborenen geduldet, dagegen die Freigelassenen, mit Ausnahme der Ansässigen der beiden ersten Klassen, des Stimmrechts beraubt. Auf diese Weise ward dafür gesorgt, dafs in den Tributcomitien die Ansässigen überwogen, in den Centuriatcomitien, für die bei dem entschiedenen Uebergewicht der Vermögenden geringere Vorsichtsmafsregeln ausreichten, wenigstens die Freigelassenen nicht schaden konnten. Durch diese weise und gemäfsigte Festsetzung, wegen deren das Volk ihrem Urheber den Namen des Grofsen verlieh, ward einerseits die Kriegspflicht wie billig auch den nicht ansässigen Bürgern aufgelegt, andrerseits der steigenden Macht der gewesenen Sclaven ein Riegel vorgeschoben, welcher in einem Staat, der Sclaverei

zulässt, unerlässliches Bedürfnifs ist. Ein eigenthümliches strenges Sittengericht, das allmählich an die Schatzung und die Aufnahme der Bürgerliste sich anknüpfte, schlofs überdiefs aus den Reihen der Bürgerschaft alle notorisch unwürdigen Individuen aus und wahrte der Bürgerehre ihre volle sittliche und politische Reinheit. — Was die Competenz der Comitien anlangt, so zeigt diese die Tendenz sich allmählich, aber sehr langsam zu erweitern. Schon die Vermehrung der vom Volk gewählten Magistrate gehört gewissermafsen hierher; bezeichnend ist, dafs seit 392 die Kriegstribune einer Legion, seit 443 je vier in jeder der vier ersten Legionen nicht mehr vom Feldherrn, sondern von der Bürgerschaft ernannt wurden. In die Administration griff während dieser Periode die Bürgerschaft im Ganzen nicht ein; nur das Recht der Kriegserklärung wurde von ihr, wie billig, mit Nachdruck festgehalten und namentlich auch für den Fall festgestellt, wo ein anstatt des Friedens auf eine Reihe von Jahren abgeschlossener Waffenstillstand ablief und zu entscheiden stand, ob der Kriegstausch wieder beginnen solle (327). Sonst ward eine Verwaltungsfrage nur an das Volk gebracht, wenn entweder der höchste Beamte mit dem Senat in Collision gerieth und sich an das Volk wandte — so als den Führern der Volkspartei unter dem Adel Lucius Valerius und Marcus Horatius im Jahre 305 und dem ersten plebejischen Dictator Gaius Marcius Rutilus im Jahre 398 vom Senat die verdienten Triumphe nicht zugestanden wurden; ferner als der Senat gegen den Willen des Consulartribunus die Auslieferung des pflichtvergessenen Gesandten an die Gallier im Jahre 364 beschlofs — es war dies der erste Fall, wo ein Senatsbeschluss vom Volke cassirt ward und schwer hat ihn die Gemeinde gebüfst. Oder Senat und Beamte einigten sich in schwierigen und gehässigen Fragen dem Volk die Entscheidung anheimzugeben; so zuerst, als Caere, nachdem ihm das Volk den Krieg erklärt hatte, ehe dies er wirklich begann, um Frieden bat (401), wo der Senat Bedenken trug den Volksschluss ohne Weiteres aufzuheben, und später als der Senat den demüthig von den Samniten erbetenen Frieden abzuschlagen wünschte, aber die Gehässigkeit der Erklärung scheuend sie dem Volke überliefs (436). Erst gegen das Ende dieser Periode finden wir eine bedeutend erweiterte Competenz der Districtversammlung auch in Verwaltungsangelegenheiten, namentlich eine Befragung derselben bei Friedensschlüssen und Bündnissen; es ist wahr-

scheinlich, dafs diese zurückzuführen ist auf das hortensische Gesetz von 467. — Indefs darf man bei diesen der Form nach demokratischen Erweiterungen der Competenz der Bürgerversammlungen nicht vergessen, dafs in der That der praktische Einflufs derselben auf die Staatsangelegenheiten mehr und mehr zu schwinden begann. Abgesehen davon, dafs die Abhängigkeit der Debatte von der Willfährigkeit des Vorsitzenden und die Unzulässigkeit der Amendementsstellung diesen Versammlungen einen wesentlichen Theil ihrer Bedeutung raubte, ist wohl zu erwägen, dafs mit der Erweiterung der römischen Grenzen diese Urversammlungen ihren rechten Boden verloren. Eine Versammlung der Grundsässigen des Weichbildes konnte recht wohl in genügender Vollzähligkeit sich zusammenfinden und recht wohl wissen was sie wollte, auch ohne zu discutiren; eine Versammlung der Staatsbürger dagegen war, von einzelnen aufserordentlichen Fällen abgesehen, in ihrer Zusammensetzung wie in ihrer Entscheidung wesentlich theils den in der Hauptstadt domicilirten Bürgern in die Hände gegeben, theils vom Zufall abhängig. Die Stimmordnung nach Districten oder Centurien arbeitete diesem Uebelstand zwar einigermafsen, aber keineswegs genügend entgegen. Es ist daher vollkommen erklärlich, dafs die Comitien, die in den beiden ersten Jahrhunderten der Republik eine grofse und praktische Wichtigkeit haben, allmählich beginnen ein reines Werkzeug in der Hand des vorsitzenden Beamten zu werden; freilich ein sehr gefährliches, da der zum Vorsitz berufenen Beamten so viele waren und jeder Beschlufs der Gemeinde galt als der legale Ausdruck des Volkswillens in letzter Instanz. Indefs für jetzt machte sich diese beginnende Zerrüttung der Verfassung hauptsächlich nur insofern geltend, als die Comitien nicht leicht störend eingriffen in das Regiment des Senats.

Denn in der That war es der Senat, der die Gemeinde regierte, und fast ohne Widerstand seit der Ausgleichung der Stände. Seine Zusammensetzung selbst war eine andere geworden durch das ovinische Gesetz, das etwa um die Mitte dieser Periode zu fallen scheint; dasselbe übertrug anstatt der Consuln den Censoren die Auswahl der Senatoren, indem es sie zugleich anwies die gewesenen Beamten vorzugsweise zu berücksichtigen und nur aus besonderen Gründen einen solchen Expectanten auszuschliefsen. So ruhte der Senat im Wesentlichen nicht mehr auf der Willkür eines Beamten, sondern indirect auf der Wahl durch das Volk. Andrerseits

kam dazu die folgenreiche Veränderung der Stellung des Senats zu dem Volkstribunat. Die Volkstribunen erhielten, wir wissen nicht genau wann, aber ohne Zweifel in dieser Epoche der Ausgleichung der Stände, im Senat gleiche Rechte mit den Consuln. Nicht blofs ward ihnen statt des Sitzes auf einer Bank an der Thür ihr Platz im Senat selbst angewiesen gleich und neben den übrigen Beamten und erwarben sie wie diese das Recht bei den Verhandlungen das Wort zu ergreifen, sondern es ward ihnen auch gestattet den Senat zu versammeln, zu befragen und einen Beschlufs desselben zu bewirken — das unterscheidende Vorrecht der höchsten Magistratur, das von den ordentlichen Beamten nur den Consuln und den ihnen gleichstehenden Praetoren zustand. Zwar das Stimmrecht im Senat empfingen die Tribunen nicht; aber es war dies keine Zurücksetzung, sondern allgemeiner Grundsatz des römischen Staatsrechts, dafs sämmtlichen functionirenden Beamten während ihres Amtsjahrs nur eine berathende Stimme im Staatsrathe zukam und den Rath nur gab, wer zur That nicht befugt war. Der politische Erfolg dieser weisen Mafsregel war, dafs der höchsten Executivstelle des Consuln[9] und Praetorencollegiums eine zweite in dem tribunicischen Collegium zur Seite gestellt ward und das letztere seinen ursprünglichen Charakter der als Behörde constituirten Opposition verlor, indem man es in die Regierung hineinzog. Es war die mildeste Form das Volkstribunat, das seit der Ausgleichung der Stände eigentlich zwecklos geworden war, thatsächlich zu absorbiren. Immer zwar blieben die verfassungsmäfsigen Rechte der einzelnen Volkstribunen eine schneidende und gefährliche Waffe; aber man paralysirte sie von Seite der Regierung regelmäfsig durch sich selbst. Von einer collegialischen Opposition des Tribunats gegen die Regierung ist schlechterdings nicht mehr die Rede; vielmehr ward das Tribunat eines der gewöhnlichsten und brauchbarsten Organe der Regierung um das Volk zu bestimmmen und Ausschreitungen der Beamten zu hemmen. — Formell erweiterte die Competenz des Senats sich kaum; die bescheidenen Formen blieben dieselben wie früher. Allein materiell umfafste seine Gewalt die gesammte höhere Centralverwaltung und die Gesetzgebung; die Beamten waren nichts anderes als Präsidenten seiner Sitzungen und Ausführer seiner Beschlüsse und die Gemeinde beschlofs regelmäfsig erst auf das Gutachten des Senates hin. Nur in die Besorgung der laufenden Ange-

legenheiten und in die richterliche und militärische Leitung mischte der Senat sich nicht ein; es war zu viel politischer Sinn und Tact in der römischen Aristokratie um aus der Leitung des Staats eine Bevormundung des Beamten und das Werkzeug zur Maschine machen zu wollen. Ebenso liefs man den Wahlen ihren freien Lauf; man hütete sich einzugreifen in die Privilegien der Bürgerschaft und schuf nicht durch verletzende Neuerungen Ambition und Opposition. Wohl aber sicherte der Senat, soweit es anging, sich auch Einflufs auf die Ernennung der Beamten; wozu ihm theils diejenigen Mittel dienten, die verfassungsmäfsig den Beamten selbst zustanden, wie denn namentlich die Ernennung des Dictators anfing factisch vom Senat auszugehen, theils das wichtige Recht den vom Volke gewählten Beamten das Commando zu verlängern, wozu früher ein Volksbeschluls erforderlich war, das indefs schon im Jahre 447 und später regelmäfsig vom Senate geübt ward. — So war es der Senat, der factisch in Rom regierte, und das strenge Urtheil der Geschichte mufs es anerkennen, dafs diese Körperschaft ihre grofse Aufgabe zeitig begriffen und würdig erfüllt hat. Berufen nicht durch den eitlen Zufall der Geburt, sondern durch die freie Wahl der Nation; bestätigt von fünf zu fünf Jahren durch das strenge Sittengericht der ehrwürdigsten Männer; auf Lebenszeit im Amte und nicht abhängig von dem Ablauf des Mandats oder von der schwankenden Meinung des Volkes; in sich einig und geschlossen seit der Ausgleichung der Stände; alles in sich schliefsend was das Volk besafs von politischer Intelligenz und praktischer Staatskunde; unumschränkt verfügend in allen finanziellen Fragen und in der Leitung der auswärtigen Politik; die Executive vollkommen beherrschend durch deren kurze Dauer und durch die dem Senat nach der Beseitigung des ständischen Haders dienstbar gewordene tribunicische Intercession, war der römische Senat der edelste Ausdruck der Nation und in Consequenz und Staatsklugheit, in Einigkeit und Vaterlandsliebe, in Machtfülle und sicherem Muth die erste politische Körperschaft aller Zeiten — eine ‚Versammlung von Königen', die es verstand mit republikanischer Hingebung despotische Energie zu verbinden. Nie ist ein Staat nach aufsen fester und würdiger vertreten worden als Rom in seiner guten Zeit durch seinen Senat. In der inneren Verwaltung ist es allerdings nicht zu verkennen, dafs die im Senat vorzugsweise vertretene Geld- und Grundaristokratie ihre Sonderinteressen

parteiisch zu wahren bedacht war und dafs die Klugheit und die Energie der Körperschaft hier häufig nicht zum Heil des Staates gebraucht worden sind. Indefs der grofse in schweren Kämpfen festgestellte Grundsatz, dafs jeder römische Bürger gleich vor dem Gesetz sei in Rechten und Pflichten, und die daraus sich ergebende Eröffnung der politischen Laufbahn, das heifst des Eintritts in den Senat für Jedermann erhielten neben dem Glanz der militärischen und politischen Erfolge die staatliche und nationale Eintracht und nahmen dem Unterschied der Stände jene Erbitterung und Gehässigkeit, die den Kampf der Patricier und Plebejer bezeichnen; und da die glückliche Wendung der äufsern Politik es mit sich brachte, dafs länger als ein Jahrhundert die Reichen Spielraum fanden ohne den Mittelstand unterdrücken zu müssen, so hat das römische Volk in seinem Senat längere Zeit, als es einem Volke verstattet zu sein pflegt, das grofsartigste aller Menschenwerke durchzuführen vermocht, eine weise und glückliche Selbstregierung.

KAPITEL IV.

Sturz der etruskischen Macht. Die Kelten.

Nachdem die Entwicklung der römischen Verfassung während der zwei ersten Jahrhunderte der Republik dargestellt ist, ruft uns die äussere Geschichte Roms und Italiens wieder zurück in den Anfang dieser Epoche. Um diese Zeit, als die Tarquinier aus Rom vertrieben wurden, stand die etruskische Macht auf ihrem Höhepunct. Die Herrschaft auf der tyrrhenischen See besafsen unbestritten die Tusker und die mit ihnen eng verbündeten Karthager. Wenn auch Massalia unter steten und schweren Kämpfen sich behauptete, so war dagegen Corsica tuskisch und ebenso die Häfen Campaniens und der volskischen Landschaft, während die Söhne des karthagischen Feldherrn Mago durch die vollständige Eroberung Sardiniens (um 260) die Gröfse zugleich ihres Hauses und ihrer Stadt begründeten und in Sicilien die Phoenikier während der inneren Fehden der hellenischen Colonien ihren Besitzstand ohne wesentliche Anfechtung behaupteten. Nicht minder beherrschten die tuskischen Schiffe das adriatische Meer und selbst in den östlichen Gewässern waren ihre Kaper gefürchtet. — Auch zu Lande schien ihre Macht im Steigen. Den Besitz der latinischen Landschaft zu gewinnen war für Etrurien, das von den volskischen Städten in seiner Clientel und von seinen campanischen Besitzungen allein durch die Latiner geschieden war, von der entscheidendsten Wichtigkeit. Bisher hatte das feste Bollwerk der römischen Macht Latium ausreichend beschirmt und die Tibergrenze mit Erfolg gegen Etru-

rien behauptet. Allein als der gesammte tuskische Bund, die Verwirrung und die Schwäche des römischen Staats nach der Vertreibung der Tarquinier benutzend, jetzt unter dem König Larth Porsena von Clusium seinen Angriff mächtiger als zuvor erneuerte, fand er nicht ferner den gewohnten Widerstand; Rom capitulirte und trat im Frieden (angeblich 246) nicht blofs alle Besitzungen am rechten Tiberufer an die nächstliegenden tuskischen Gemeinden ab und gab also die ausschliefsliche Herrschaft über den Strom auf, sondern lieferte auch dem Sieger seine sämmtlichen Waffen aus und verpflichtete sich fortan des Eisens nur zur Pflugschaar sich zu bedienen. Es schien, als könne die Einigung Italiens unter tuskischer Suprematie nicht mehr fern sein.

Allein die Gefahr, welche die Coalition der etruskischen und karthagischen Nation über die Griechen wie die Italiker gebracht hatte, ward glücklich beschworen durch die enge Verbindung der durch Stammverwandtschaft wie durch die gemeinsame Gefahr auf einander angewiesenen Völker. Zunächst fand das etruskische Heer, das nach Roms Fall in Latium eingedrungen war und vor den Mauern von Aricia stand, hier die Grenze seiner Siegesbahn durch die rechtzeitige Hülfe der Kymaeer, die den Latinern zu Hülfe eilten (247). Wir wissen nicht, wie der Kampf endigte und namentlich nicht, ob es Rom gelang sich sofort des verderblichen und schimpflichen Friedens zu entledigen; gewifs ist nur, dafs die Tusker auch diesmal auf dem linken Tiberufer auf längere Zeit sich zu behaupten nicht vermochten.

Aber die hellenische Nation ward bald zu einem entscheidenderen Kampf gegen die Barbaren des Westens wie des Ostens genöthigt. Es war um die Zeit der Perserkriege. Die Stellung der Tyrier zu dem Grofskönig führte auch Karthago in die Bahnen der persischen Politik — wie denn selbst ein Bündnifs zwischen den Karthagern und Xerxes glaubwürdig überliefert ist — und mit den Karthagern die Etrusker. Es war eine der grofsartigsten politischen Combinationen, die gleichzeitig die asiatischen Schaaren auf Griechenland, die punischen auf Sicilien warf, um mit einem Schlag die Freiheit und die Civilisation vom Angesicht der Erde zu vertilgen. Der Sieg blieb den Hellenen. Die Schlacht bei Salamis (274 der Stadt) rettete und rächte sie im Osten; und an demselben Tag — so wird erzählt — besiegten die Herren von Syrakus und Akragas, Gelon und Theron das ungeheure Heer des

karthagischen Feldherrn Hamilkar Magos Sohn bei Himera so vollständig, dafs der Krieg damit zu Ende war, und die Poener, die damals noch keineswegs den Plan verfolgten Sicilien für sich zu erobern, mit dem, was sie dort besafsen, sich begnügend, zurückkehrten zu ihrer bisherigen defensiven Politik. Noch sind von den grofsen Silberstücken erhalten, welche für diesen Feldzug aus dem Schmuck der Gemahlin Gelons Damareta und andrer edler Syrakusanerinnen geschlagen wurden, und die späteste Zeit gedachte dankbar des milden und tapferen Königs und des herrlichen von Simonides gefeierten Sieges. — Gleichzeitig melden die römischen Annalen einen heftigen Krieg gegen die Veienter (271—280). Die Römer erlitten zwar schwere Niederlagen; im Andenken geblieben ist der Untergang des fabischen Geschlechts (277) an der Cremera, das freiwillig an die Grenze zur Vertheidigung einer gefährdeten Stellung übergesiedelt war. Allein im Ganzen entschied doch für sie der Erfolg, indem sie in dem Waffenstillstand auf 400 Monate, der anstatt Friedens den Krieg beendigte, Fidenae und den am rechten Tiberufer abgetretenen District wieder gewannen. Es ist nicht auszumachen, wie weit dieser Kampf zwischen Latium und Etrurien zusammenhängt mit denen zwischen den Griechen und den Poenern und Persern; aber mögen die Römer im Bunde oder nicht gestanden haben mit den Siegern von Salamis und Himera, gewifs ist es, dafs wenigstens die Interessen zusammentrafen und dafs die nächste Folge der Demüthigung Karthagos der Sturz der Seeherrschaft ihrer etruskischen Verbündeten war. Schon Anaxilas, der Herr von Rhegion und Zankle, hatte ihren Kapern die sicilische Meerenge durch eine stehende Flotte gesperrt (272); entscheidend war der grofse Seesieg, den die Kymaeer und Hieron von Syrakus bei Kyme (282) über die tyrrhenische Flotte errangen, der die Karthager vergeblich Hülfe zu bringen versuchten. Das ist der Sieg, welchen Pindaros in der ersten pythischen Ode feiert, und noch ist der Etruskerhelm vorhanden, den Hieron nach Olympia sandte mit der Aufschrift: ‚Hieron des Deinomenes Sohn und die Syrakosier dem Zeus Tyrrhenergut von Kyme'[*]. — Von jetzt an sind es nicht mehr die Karthager und die Etrusker, die die erste Rolle in der tyrrhenischen See spielen, sondern im

[*] *Ἱέρων ὁ Δεινομένευς καὶ τοὶ Συρακόσιοι τοὶ Διὶ Τυρ[illegible]ν ἀπὸ Κύμας.*

obern Meer die Massalioten, im unteren die Syrakusaner, und namentlich die letzteren beschränkten mehr und mehr das etruskische Corsarenwesen. Schon Hieron hatte nach dem Siege bei Kyme die Insel Aenaria (Ischia) besetzt und damit die Verbindung zwischen den campanischen und den nördlichen Etruskern unterbrochen; um das Jahr 302 wurde von Syrakus, um der tuskischen Piraterie gründlich zu steuern, eine eigene Expedition ausgesandt, die die Insel Corsica und die etruskische Küste verheerte und die Insel Aethalia (Elba) besetzte. Ward man auch nicht völlig Herr über die etruskisch-karthagische Piraterie — wie wir denn namentlich wissen, dafs das Kaperwesen in Antium fortdauerte bis in den Anfang des fünften Jahrhunderts der Stadt —, so war doch das mächtige Syrakus ein starkes Bollwerk gegen die verbündeten Tusker und Poener. Einen Augenblick schien es, als müsse die syrakusische Macht gebrochen werden durch die attischen Galeeren, deren Zug gegen Syrakus im Laufe des peloponnesischen Krieges (339 – 341) die Etrusker, die alten Handelsfreunde der Athener, mit drei Fünfzigruderern unterstützten. Allein der Sieg blieb, wie bekannt, im Westen wie im Osten den Dorern, und Syrakus ward nach dem schmählichen Scheitern der attischen Expedition unbestritten die erste griechische Seemacht, so dafs die Männer, die dort an der Spitze des Staates standen, auf die Herrschaft über Sicilien und Unteritalien und über beide Meere Italiens hinzustreben begannen; wogegen andrerseits die Karthager, die ihre Herrschaft in Sicilien ernstlicher als bisher bedroht sahen, auch auf ihrer Seite die Ueberwältigung der Syrakusaner und die Unterwerfung der ganzen Insel zum Ziel ihrer Politik nehmen mufsten und nahmen. Der Verfall der sicilischen Mittelstaaten, die Steigerung der karthagischen Macht auf der Insel, die aufserdem aus diesen Kämpfen hervorgingen, können hier nicht erzählt werden; was Etrurien anlangt, so trafen dies die empfindlichsten Schläge von Dionysios, dem neuen Herrn von Syrakus. Er führte zahlreiche Colonien in die adriatische See, wo er Ankon, Numana, Hatria an der italischen, die Inseln Lissos und Issa an der illyrischen Küste besetzte (um 367), ja durch die Erstürmung und Plünderung der reichen caeritischen Hafenstadt Pyrgi (369) griff er die etruskische Macht in ihrem innersten Kern an. Sie hat sich nicht wieder erholt; und als nach Dionysios Tode die inneren Unruhen in Syrakus den Karthagern freiere Bahn machten und deren Flotte wieder im tyrrhe-

nischen Meer das Uebergewicht bekam, das sie seitdem mit kurzen Unterbrechungen behaupteten, lastete dieses nicht minder schwer auf den Etruskern wie auf den Griechen; so dafs sogar, als um 446 Agathokles von Syrakus zum Krieg mit Karthago rüstete, achtzehn tuskische Kriegsschiffe zu ihm stiefsen. Die Etrusker mochten für Corsica fürchten, das sie wahrscheinlich behaupteten; die alte tuskisch-punische Symmachie, die noch zu Aristoteles Zeit (370—432) bestand, war jedenfalls gesprengt, aber auch die etruskische Seeherrschaft zu Ende.

Dieser rasche und verhängnifsvolle Glückswechsel würde unerklärlich sein, wenn nicht die Etrusker zu eben der Zeit, wo die sicilischen Griechen sie zur See angriffen, sich zu Lande von allen Seiten her schwer bedrängt gesehen hätten. Kaum war ihre campanische Niederlassung durch die Folgen des Treffens bei Kyme vom Mutterlande abgeschnitten worden, als sie auch sich nicht mehr im Stande sah den Angriffen der sabellischen Bergvölker zu widerstehen. Ihre Hauptstadt Capua fiel 331 und die tuskische Bevölkerung ward hier bald nach der Eroberung von den Samniten verjagt oder ausgerottet. Auch die campanischen Griechen, vereinzelt und geschwächt, hatten schwer zu leiden; Kyme selbst ward 335 von den Sabellern erobert. Dennoch behaupteten sich diese, namentlich in Neapolis, vielleicht mit Hülfe der Syrakusaner, während der etruskische Name in Campanien ausgelöscht ward und aus der Geschichte spurlos verschwindet; kaum dafs einzelne etruskische Gemeinden eine kümmerliche und verlorene Existenz sich dort fristeten. — Noch folgenreichere Ereignisse traten um dieselbe Zeit im nördlichen Italien ein und beschränkten das etruskische Gebiet auf diejenigen engen Grenzen, die seitdem die Grenzen Etruriens blieben. Eine neue Nation pochte an die Pforten der Alpen: es waren die Kelten; und der erste Andrang traf die Etrusker.

Die keltische, auch galatische oder gallische Nation hat von der gemeinschaftlichen Mutter eine andere Ausstattung empfangen als die italischen, germanischen und hellenischen Schwestern. Es fehlt ihr bei manchen tüchtigen und noch mehr glänzenden Eigenschaften die tiefe sittliche und staatliche Anlage, auf welche alles Gute und Grofse in der menschlichen Entwicklung sich gründet. Es galt, sagt Cicero, als schimpflich für den freien Kelten das Feld mit eigenen Händen zu bestellen. Dem Ackerbau zogen sie das Hirtenleben vor und trieben selbst in den fruchtbaren Poebenen vorzugs-

weise die Schweinezucht, von dem Fleisch ihrer Heerden sich nährend und in den Eichenwäldern mit ihnen Tag und Nacht verweilend. Die Anhänglichkeit an die eigene Scholle, wie sie den Italikern und den Germanen eigen ist, fehlt bei den Kelten; wogegen das Zusammenleben in Städten und Flecken ihnen willkommen ist und diese bei ihnen früher, wie es scheint, als in Italien Ausdehnung und Bedeutung gewonnen haben. Ihre bürgerliche Verfassung ist unvollkommen; nicht blofs wird die nationale Einheit nur durch ein schwaches Band vertreten, was ja in gleicher Weise von allen alten Nationen gilt, sondern es mangelt auch in den einzelnen Gemeinden an Eintracht und festem Regiment, an ernstem Bürgersinn und folgerechtem Streben. Die einzige Ordnung, der sie sich schicken, ist die militärische, in der die Bande der Disciplin dem Einzelnen die schwere Mühe abnehmen sich selber zu bezwingen. ‚Die hervorstechenden Eigenschaften der keltischen Race — sagt ihr Geschichtsschreiber Thierry — sind die persönliche Tapferkeit, in der sie es allen (?) Völkern zuvorthun; ein freier, stürmischer, jedem Eindruck zugänglicher Sinn; viel Intelligenz, aber daneben die äufserste Beweglichkeit, Mangel an Ausdauer, Widerstreben gegen Zucht und Ordnung, Prahlsucht und ewige Zwietracht, die Folge der grenzenlosen Eitelkeit'. Kürzer sagt ungefähr dasselbe der alte Cato: ‚auf zwei Dinge geben die Kelten viel: auf das Fechten und auf den Esprit'. Solche Eigenschaften guter Soldaten und schlechter Bürger erklären die geschichtliche Thatsache, dafs die Kelten alle Staaten erschüttert und keinen gegründet haben. Ueberall finden wir sie bereit zu wandern, das heifst zu marschiren; dem Grundstück die bewegliche Habe vorziehend, allem andern aber das Gold; das Waffenwerk betreibend als organisirtes Raubwesen oder gar als Handwerk um Lohn. Es sind die rechten Lanzknechte des Alterthums, wie die Bilder und Beschreibungen sie uns darstellen: grofse, nicht sehnige Körper, mit zottigem Haupthaar und langem Schnauzbart — recht im Gegensatz zu Griechen und Römern, die das Haupt und die Oberlippe stets scheren —, in bunten gestickten Gewändern, die beim Kampf nicht selten abgeworfen wurden, mit dem breiten Goldring um den Hals, unbehelmt und ohne Wurfwaffen jeder Art, aber dafür mit ungeheurem Schild nebst dem langen schlechtgestählten Schwert, dem Dolch und der Lanze, alle diese Waffen mit Gold geziert, wie sie denn die Metalle nicht ungeschickt zu bear-

beiten verstanden. Zum Renommiren dient alles, selbst die Wunde, die oft hernach erweitert wird der breiteren Narbe zu Liebe. Gewöhnlich fechten sie zu Fufs, einzelne Schwärme aber auch zu Pferde, wo dann jedem Freien zwei gleichfalls berittene Knappen folgen; Streitwagen finden sich früh wie bei den Libyern und den Hellenen in ältester Zeit. Mancher Zug erinnert an das Ritterwesen des Mittelalters; am meisten die den Römern und Griechen fremde Sitte des Zweikampfes, zu dem sie nicht blofs im Kriege den einzelnen Feind herausforderten, nachdem sie ihn zuvor mit Worten und Geberden verhöhnt hatten; auch im Frieden fochten sie gegen einander auf Leben und Tod in glänzender Rüstung, und dafs die Zechgelage hernach nicht fehlten, versteht sich. So führten sie unter eigener oder fremder Fahne ein unstetes Soldatenleben, das sie von Irland und Spanien bis nach Kleinasien zerstreute unter steten Kämpfen und Heldenthaten; aber was sie auch begannen, es zerrann wie der Schnee im Frühling und nirgends ist ein grofser Staat, nirgends eine eigene Cultur von ihnen geschaffen worden.

So schildern uns die Alten diese Nation; über ihre Herkunft läfst sich nur muthmafsen. Demselben Schofs entsprungen, aus dem auch die hellenischen, italischen und germanischen Völkerschaften hervorgingen, sind die Kelten ohne Zweifel gleich diesen aus dem östlichen Mutterland in Europa eingerückt, wo sie in frühester Zeit das Westmeer erreichten und in dem heutigen Frankreich ihre Hauptsitze begründeten, gegen Norden hin sich übersiedelnd auf die britannischen Inseln, gegen Süden die Pyrenäen überschreitend und mit den iberischen Völkerschaften um den Besitz der Halbinsel ringend. An den Alpen indefs führte ihre erste grofse Wanderung sie vorbei und erst von den westlichen Ländern aus begannen sie in kleineren Massen und in entgegengesetzter Richtung jene Züge, die sie über die Alpen und den Haemus, ja über den Bosporus führten und durch die sie das Schrekken der sämmtlichen civilisirten Nationen des Alterthums durch manche Jahrhunderte geworden sind, bis Cäsars Siege und die von Augustus geordnete Grenzvertheidigung ihre Macht brachen. — Die einheimische Wandersage, die hauptsächlich Livius uns erhalten hat, berichtet von diesen Zügen folgendermafsen*. Die gallische Eidgenossenschaft, an deren Spitze

* Die Verknüpfung der Wanderung des Bellovesus mit der Gründung

damals wie noch zu Cäsars Zeit der Gau der Bituriger (um Bourges) stand, habe unter dem König Ambiatus zwei grofse Heeresschwärme entsendet, geführt von den beiden Neffen des Königs; davon sei der eine Sigovesus über den Rhein in der Richtung auf den Schwarzwald zu vorgedrungen, der zweite Bellovesus über die graischen Alpen (den kleinen St. Bernhard) in das Pothal hinabgestiegen. Von jenem stamme die gallische Niederlassung an der mittleren Donau, von diesem die älteste keltische Ansiedlung in der heutigen Lombardei, der Gau der Insubrer mit dem Hauptort Mediolanum. Bald sei ein zweiter Schwarm gefolgt, der den Gau der Cenomanen mit den Städten Brixia (Brescia) und Verona begründet habe. — Unaufhörlich strömte es fortan über die Alpen in das schöne ebene Land und die keltischen Stämme sammt den von ihnen aufgetriebenen und fortgerissenen ligurischen entrissen den Etruskern einen Platz nach dem andern, bis das ganze linke Ufer in ihren Händen war. Nach dem Fall der reichen etruskischen Stadt Melpum (vermuthlich in der Gegend von Mailand), zu deren Bezwingung sich die schon im Pothal ansässigen Kelten mit neugekommenen Stämmen vereinigt hatten (358?), gingen diese letzteren hinüber auf das rechte Ufer des Flusses und begannen die Umbrer und Etrusker in ihren uralten Sitzen zu bedrängen. Es waren dies die Boier, die angeblich auf einer andern Strafse, über den pöninischen Berg (grofser St. Bernhard) in Italien eingedrungen waren und sich nun ansiedelten in der heutigen Romagna, wo die alte Etruskerstadt Felsina, von den neuen Herren Bononia umgenannt, ihre Hauptstadt wurde; endlich die Senonen, der letzte gröfsere Keltenstamm, der diesseit der Alpen, an der Küste von Rimini bis Ancona sich angesiedelt hat.

---

von Massalia, wodurch jene chronologisch auf die Mitte des zweiten Jahrhunderts der Stadt bestimmt wird, gehört unzweifelhaft nicht der einheimischen natürlich zeitlosen Sage an, sondern der spätern chronologisirenden Forschung und verdient keinen Glauben. Einzelne Einfälle und Einwanderungen mögen sehr früh stattgefunden haben; aber das gewaltige Umsichgreifen der Kelten in Norditalien kann nicht vor die Zeit des Sinkens der etruskischen Macht, das heifst nicht vor die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts der Stadt gesetzt werden. — Ebenso ist, nach der einsichtigen Ausführung von Wickham und Cramer, nicht daran zu zweifeln, dafs der Zug des Bellovesus vor der des Hannibal nicht über die cottischen Alpen (Mont Genèvre) und durch das Gebiet der Tauriner, sondern über die graischen (kleiner St. Bernhard) und das der Salasser ging; den Namen des Berges giebt Livius wohl nicht nach der Sage, sondern nach seiner Vermuthung an.

Diese schweren Bedrängnisse an der Nordgrenze erklären allein, aber auch vollständig das plötzliche Sinken der eben noch so gewaltig in Latium und Campanien und auf beiden Meeren sich entwickelnden etruskischen Macht. Der Verlust der Seeherrschaft, die Bewältigung der campanischen Etrusker gehört eben derselben Epoche an, wo die Insubrer und Cenomanen am Po sich niederliefsen; und eben in diese Zeit fällt auch die Wiedererhebung der durch Porsena wenige Jahrzehende zuvor aufs tiefste gedemüthigten und fast geknechteten römischen Bürgerschaft. Im Waffenstillstand mit Veii von 280 hatte sie das Verlorene wieder gewonnen und war im Wesentlichen der Zustand wiederhergestellt, wie er zu der Zeit der Könige zwischen beiden Nationen bestanden hatte. Als er ablief im Jahre 309, begannen zwar die Kriege aufs neue; aber es waren Grenzgefechte und Beutezüge, die für beide Theile ohne wesentliches Resultat verliefen. Etrurien stand noch zu mächtig da, als dafs Rom einen ernstlichen Angriff hätte unternehmen können. Erst der Abfall der Fidenaten, die die römische Besatzung vertrieben, die Gesandten ermordeten und sich dem König der Vienter Lars Tolumnius unterwarfen, veranlafste einen bedeutenderen Krieg, welcher glücklich für die Römer ablief: der König Tolumnius fiel im Gefecht von der Hand des römischen Consuls Aulus Cornelius Cossus (326?), Fidenae ward genommen und 329 ein neuer Waffenstillstand auf 200 Monate abgeschlossen. Während desselben steigerte sich Etruriens Bedrängnifs mehr und mehr; schon bedrohten die Kelten das Gebiet am rechten Ufer des Po und als nun jener Waffenstillstand Ende 346 abgelaufen war, entschlossen sich die Römer auch ihrerseits zu einem Eroberungskrieg gegen Etrurien, der nicht mehr blofs gegen, sondern um Veii geführt ward. Die Geschichte des Krieges gegen die Vienter, Capenaten und Falisker und der Belagerung Veiis, die gleich der troianischen zehn Jahre gewährt haben soll, ist wenig beglaubigt. Die Sage und Dichtung hat sich dieser Ereignisse bemächtigt, und mit Recht; denn gekämpft ward hier mit bis dahin unerhörter Anstrengung um einen bis dahin unerhörten Kampfpreis. Es war das erste Mal, dafs ein römisches Heer Sommer und Winter, Jahr aus Jahr ein im Felde blieb, bis das vorgesteckte Ziel erreicht war; das erste Mal, dafs die Gemeinde den Krieg aus Staatsmitteln zu führen unternahm. Aber es war auch das erste Mal, dafs die Römer es versuchten sich eine stammfremde Nation zu

unterwerfen und ihre Waffen hinübertrugen über die alte Grenze der latinischen Landschaft. Indefs die Kräfte waren nicht gleich. Die Römer fanden Unterstützung bei den Latinern und Hernikern, denen der Sturz des gefürchteten Landesfeindes fast nicht minder Genugthuung und Förderung gewährte als den Römern selbst; während Veii von seiner Nation verlassen dastand und nur die nächsten Städte, Capena, Falerii, auch Tarquinii ihm Zuzug leisteten — innere Parteiungen, namentlich die Opposition, auf die das von den Veientern beibehaltene oder wiederhergestellte Königsregiment bei den aristokratischen Regierungen der übrigen Städte traf, sollen nebst den gallischen Angriffen jene Unthätigkeit der übrigen Etrusker herbeigeführt haben. Trotzdem war die Belagerung der grofsen und festen Stadt eine Riesenaufgabe, deren Lösung unmöglich gewesen wäre, wenn die etruskische Nation ihre Schuldigkeit gethan hätte; vereinzelt und verlassen unterlag die Stadt (358) nach tapferer Gegenwehr dem ausharrenden Heldengeist des Marcus Furius Camillus, welcher zuerst seinem Volke die glänzende und gefährliche Bahn der ausländischen Eroberungen aufthat. Von dem Jubel, den der grofse Erfolg in Rom erregte, ist ein Nachklang die bis in späte Zeit fortgepflanzte Sitte die römischen Festspiele zu beschliefsen mit dem ‚Veienterverkauf', wobei der ärgste alte Krüppel, den man auftreiben konnte, im Purpurmantel und Goldschmuck den Beschlufs machte als ‚König der Veienter'. Die Stadt ward zerstört, der Boden verwünscht zu ewiger Oede. Falerii und Capena eilten Frieden zu machen; das mächtige Volsinii, das in bundesmäfsiger Halbheit während Veiis Agonie geruht hatte und nach der Einnahme zu den Waffen griff, bequemte nach wenigen Jahren (363) sich gleichfalls zum Frieden. Es mag eine wehmüthige Sage sein, dafs die beiden Vormauern der etruskischen Nation, Melpum und Veii an demselben Tage jenes den Kelten, dieses den Römern unterlagen; aber es liegt in ihr auf jeden Fall eine tiefe geschichtliche Wahrheit. Es war der Fall der beiden Festen unter jenem Doppelangriff der Anfang des Endes der grofsen etruskischen Nation.

Indefs einen Augenblick schien es, als sollten die beiden Völkerschaften, durch deren Zusammenwirken Etrurien sich in seiner Existenz bedroht sah, vielmehr unter einander sich aufreiben und als solle auch Roms neu aufblühende Macht von den fremden Barbaren zertreten werden. Diese Wendung der Dinge, die dem natürlichen Lauf der Politik widersprach, be-

schworen über die Römer ihre eigene Uebermüthigkeit und Kurzsichtigkeit. — Die keltischen Schaaren, die nach Melpums Fall über den Flufs gesetzt waren, überflutheten mit reifsender Geschwindigkeit das nördliche Italien, nicht blofs das offene Gebiet am rechten Ufer des Padus und längs des adriatischen Meeres, sondern sogar auch das eigentliche Etrurien diesseit des Apennin. Das im Herzen Etruriens gelegene Clusium (Chiusi an der Grenze von Toscana und dem Kirchenstaat) ward belagert von den Senonen (363). So gedemüthigt waren die Etrusker, dafs die tuskische Stadt die Zerstörer Veiis um Hülfe anrief. Es wäre vielleicht eine weise Politik gewesen dieselbe zu gewähren und zugleich die Gallier durch die Waffen und die Etrusker durch den gewährten Schutz in Abhängigkeit von Rom zu bringen; allein eine solche weitblickende Intervention, die die Römer genöthigt haben würde einen ernsten Kampf an der tuskischen Grenze zu beginnen, lag noch nicht im Horizont ihrer damaligen Politik. So blieb nichts übrig als sich jeder Einmischung zu enthalten; allein thörichter Weise schlug man die Hülfstruppen ab und schickte Gesandte. Noch thörichter meinten diese den Kelten durch grofse Worte imponiren und, als dies fehlschlug, gegen Barbaren ungestraft das Völkerrecht verletzen zu können, indem sie an einem Gefecht theilnahmen und der eine von ihnen darin einen gallischen Befehlshaber vom Pferde stach. Die Barbaren, die einsichtiger, gemäfsigter und rechtlicher verfuhren als die Römer, begnügten sich von diesen durch Gesandte die nothwendige Genugthuung zu heischen. Allein in Rom überwog das Mitleid gegen die Landsleute die Gerechtigkeit gegen die Fremden; die Genugthuung ward verweigert, ja nach einigen Berichten ernannte man die tapfern Vorkämpfer für das Vaterland sogar zu Consulartribunen für das Jahr 364, das in den römischen Annalen so verhängnifsvoll werden sollte. Da brach der Brennus, das heifst der Heerkönig der Gallier die Belagerung von Clusium ab und der ganze Keltenschwarm — die Zahl wird auf 170,000 Köpfe angegeben — wandte sich gegen Rom. Solche Züge in unbekannte und ferne Gegenden waren den Galliern geläufig, die als bewaffnete Auswandererschaaren marschirten unbekümmert um Deckung und Rückzug; in Rom aber ahnte man offenbar nicht das Gefährliche eines also schnellen und rücksichtslosen Angriffs. Erst als die Gallier die Tiber überschritten hatten und keine drei deutschen Meilen mehr von den

Thoren entfernt am Bache Allia standen, am 18. Juli 364 vertrat ihnen eine römische Heeresmacht den Weg. Auch jetzt noch ging man, nicht wie gegen ein Heer, sondern wie gegen Räuber, übermüthig und tolldreist in den Kampf unter unerprobten Feldherrn — Camillus hatte in Folge des Ständehaders von den Geschäften sich zurückgezogen. Waren es doch Wilde, gegen die man fechten sollte; was bedurfte es des Lagers, der Sicherung des Rückzugs? Die Niederlage blieb nicht aus; sie war nicht blofs vollständig, sondern die wilde Flucht der Römer, die zwischen sich und die nachsetzenden Barbaren den Flufs zu bringen eilten, führte den gröfseren Theil des geschlagenen Heeres auf das rechte Tiberufer und nach Veii, womit man ohne alle Noth die Hauptstadt preisgab. Die geringe dort zurückgebliebene oder dorthin geflüchtete Mannschaft reichte nicht aus um die Mauern zu besetzen und drei Tage nach der Schlacht zogen die Sieger in Rom ein durch die offenen Thore. Hätten sie es am ersten gethan, wie sie es konnten, so war Rom verloren. Jetzt gewann man Zeit die Heiligthümer zu flüchten oder zu vergraben und, was wichtiger war, die Burg zu besetzen und nothdürftig mit Lebensmitteln zu versehen. Was die Waffen nicht tragen konnte, liefs man in der Stadt — man hatte kein Brot für alle. Die Menge der Wehrlosen verlief sich in die Nachbarstädte; aber mancher, vor allem eine Anzahl angesehener Greise mochten den Untergang der Stadt nicht überleben und erwarteten in ihren Häusern den Tod durch das Schwert der Barbaren. Sie kamen, mordeten und plünderten was an Menschen und Gut sich vorfand und zündeten schliefslich vor den Augen der römischen Besatzung auf dem Capitol die Stadt an allen Ecken an. Aber die Belagerungskunst verstanden sie nicht; es blieb ihnen nichts übrig als die Blokade des steilen Burgfelsens, die schwierig war, da die Lebensmittel für den grofsen Heeresschwarm nur durch bewaffnete nicht selten von den latinischen Bürgerschaften, namentlich von den Ardeaten mit Muth und Glück zurückgeschlagene Streifpartien sich herbeischaffen liefsen. Dennoch harrten sie mit einer unter ihren Verhältnissen beispiellosen Energie sieben Monate unter dem Felsen aus und schon begannen der Besatzung, die der Ueberrumpelung in einer dunklen Nacht nur durch das Schnattern der heiligen Gänse im capitolinischen Tempel und das zufällige Erwachen des tapfern Marcus Manlius entgangen war, die Lebensmittel auf

die Neige zu gehen, als ein Einfall der Veneter in das neu gewonnene senonische Gebiet am Padus den Kelten gemeldet ward und sie bewog das gebotene Lösegeld anzunehmen. Das höhnische Hinwerfen des gallischen Schwertes, dafs es aufgewogen werde vom römischen Golde, bezeichnete sehr richtig die Lage der Dinge. Das Eisen der Barbaren hatte gesiegt, aber sie verkauften ihren Sieg und gaben ihn damit verloren. — Die fürchterliche Katastrophe der Niederlage und des Brandes, der 18. Juli und der Bach der Allia, der Platz wo die Heiligthümer vergraben gewesen und wo die Ueberrumpelung der Burg war abgeschlagen worden — all die Einzelheiten dieses unerhörten Ereignisses gingen über von der Erinnerung der Zeitgenossen in die Phantasie der Nachwelt und noch wir begreifen es kaum, dafs wirklich schon zwei Jahrtausende verflossen sind, seit jene welthistorischen Gänse sich wachsamer bewiesen als die aufgestellten Posten. Und doch — mochten die Römer fortan datiren nach der Aera der Eroberung der Stadt, mochte diese Begebenheit wiederhallen in der ganzen damaligen civilisirten Welt und ihren Weg finden bis in die griechischen Annalen: die Schlacht an der Allia mit ihren Folgen ist dennoch kaum den folgenreichen geschichtlichen Begebenheiten beizuzählen. Sie ändert eben nichts in den politischen Verhältnissen. Wie die Gallier wieder abgezogen sind mit ihrem Golde, das nur eine spät und schlecht erfundene Sage den Sieger von Veii wieder zurückbringen läfst nach Rom; wie die Flüchtigen sich wieder heimgefunden haben, der wahnsinnige Gedanke einiger mattherzigen Klugheitspolitiker die Bürgerschaft nach Veii überzusiedeln durch Camillus hochherzige Gegenrede beseitigt ist, die Häuser eilig und unordentlich — die engen und krummen Strafsen schreiben von dieser Zeit sich her — sich aus den Trümmern erheben, steht auch Rom wieder da in seiner alten gebietenden Stellung; ja es ist nicht unwahrscheinlich, dafs dieses Ereignifs dem Gegensatz zwischen Etrurien und Rom seine Schärfe zu nehmen und mehr noch zwischen Latium und Rom die alten Bande der Einigkeit fester zu knüpfen wesentlich beigetragen hat. Der Kampf der Gallier und der Römer ist, ungleich dem zwischen Rom und Etrurien oder Rom und Samnium, nicht ein Zusammenstofsen zweier politischer Mächte, die einander bedingen und bestimmen; er ist den Naturkatastrophen vergleichbar, nach denen der Organismus, wenn er nicht zerstört wird, sofort wieder sich ins Gleiche setzt. Die Gallier sind noch

oft wiedergekehrt nach Latium; so im Jahre 387, wo Camillus sie bei Alba schlug — der letzte Sieg des greisen Helden, der siebenmal consularischer Kriegstribun, fünfmal Dictator gewesen war; im Jahre 393, wo der Dictator Titus Quinctius Pennus ihnen gegenüber 3000 Schritte von der Stadt an der Aniobrücke lagerte, ehe es aber zum Kampf gekommen war, der gallische Schwarm nach Campanien abzog; im Jahre 394, wo der Dictator Quintus Servilius Ahala vor dem collinischen Thor mit den aus Campanien heimkehrenden Schaaren stritt; im Jahre 396, wo ihnen der Dictator Gaius Sulpicius Peticus eine nachdrückliche Niederlage beibrachte; im Jahre 404, wo sie sogar den Winter über auf dem Albanerberg campirten und sich mit den griechischen Piraten an der Küste um den Raub schlugen, bis Lucius Furius Camillus im folgenden Jahre sie vertrieb — ein Ereignifs, von dem der Zeitgenosse Aristoteles (370–432) in Athen vernahm. Allein diese Raubzüge, so schreckhaft und beschwerlich sie waren, waren mehr Unglücksfälle als geschichtliche Ereignisse und das wesentlichste Resultat derselben war, dafs die Römer sich selbst und dem Auslande in immer weiteren Kreisen als das Bollwerk der civilisirten Nationen gegen den Anstofs der gefürchteten Barbaren erschienen — eine Auffassung, die ihre spätere Weltstellung mehr als man meint gefördert hat.

Die Tusker, die den gallischen Ueberfall genutzt hatten um Veii zu berennen, hatten nichts ausgerichtet, da sie mit ungenügenden Kräften erschienen waren; jetzt traf sie der schwere Arm Latiums. Nach wiederholten Niederlagen blieb das ganze südliche Etrurien bis zu den ciminischen Hügeln in den Händen der Römer, welche in den Gebieten von Veii, Capena und Falerii vier neue Bürgerbezirke einrichteten (367) und die Nordgrenze sicherten durch die Anlage der Festungen Sutrium (371) und Nepete (381). Mit raschen Schritten ging dieser fruchtbare und mit römischen Colonisten bedeckte Landstrich der vollständigen Romanisirung entgegen. Um 396 versuchten die nächstliegenden etruskischen Städte Tarquinii, Caere, Falerii sich gegen die römischen Uebergriffe aufzulehnen. Wie tief die Erbitterung war, die dieselben in Etrurien erweckt hatten, zeigt die Niedermetzelung der sämmtlichen römischen Gefangenen, dreihundert und sieben an der Zahl, auf dem Marktplatz von Tarquinii nach dem ersten Feldzug; allein es war die Erbitterung der Ohnmacht. Im Frieden (403) mufste Caere, das als den Römern zunächst

gelegen am schwersten büfste, die halbe Landmark an Rom abtreten und mit dem geschmälerten Gebiet, das ihm blieb aus dem etruskischen Bunde aus und in ein abhängiges Verhältnifs zu Rom eintreten. Die Caeriten erhielten das römische Bürgerrecht ohne Stimm- und Ehrenrechte (*civitas sine suffragio*); was im Resultat darauf hinauslief, dafs die Gemeinde ihre eigene Verwaltung unter selbstgewählten Beamten und ihr Landrecht behielt, aber ihre Selbstständigkeit nach aufsen hin verlor, so dafs die römischen Kriege und Bündnisse für sie mit galten und Aushebung und Steuern die Caeriten trafen gleich den römischen Bürgern. Diese Form der Unterwerfung, durch welche der bisher selbstständige Staat verwandelt wurde in eine unfreie, aber sich selbst verwaltende Gemeinde, wurde hier zuerst und seitdem häufig bei entlegneren Eroberungen angewendet statt der bisher üblichen Weise den Besiegten den unbedingten Eintritt in das römische Bürgerrecht, aufzuzwingen; offenbar weil es angemessen schien das römische Bürgerrecht, das ja ein Stadtbürgerrecht war, nicht über gewisse enge Grenzen auszudehnen, die um diese Zeit im Norden und im Süden erreicht schienen. Nicht lange nachher (411) trat auch Falerii aus dem etruskischen Bunde aus und in ewigen Bund mit Rom; damit war ganz Südetrurien in der einen oder andern Form der römischen Suprematie unterworfen. Tarquinii und wohl das nördliche Etrurien überhaupt begnügte man sich durch einen Friedensvertrag auf 400 Monate für lange Zeit zu fesseln (403).

Auch im nördlichen Italien ordneten sich allmählich die durch und gegen einander stürmenden Völker wieder in dauernder Weise und in festere Grenzen. Die Züge über die Alpen hörten auf, zum Theil wohl in Folge der verzweifelten Vertheidigung der Etrusker in ihrer beschränkteren Heimath und der ernstlichen Gegenwehr der mächtigen Römer, zum Theil wohl auch in Folge uns unbekannter Veränderungen im Norden der Alpen. Zwischen Alpen und Apenninen bis hinab zu den Abruzzen waren die Kelten im Allgemeinen die herrschende Nation und namentlich die Herren des ebenen Landes und der reichen Weiden; aber ihre Ansiedlungspolitik war schlaff und oberflächlich und ihre Herrschaft wurzelte nicht tief in dem neu gewonnenen Lande, das ausschliefslich zu besitzen sie keineswegs bedacht waren. Aufser den Völkerschaften in den Alpen, über deren Herkunft wir ungenügend unterrichtet sind, blieben die Etrusker oder,

wie sie hier heifsen die Raeter, sitzen in dem heutigen Graubündten und Tirol, ebenso die Umbrer in den Thälern des Apennin. Den nordöstlichen Theil des Pothals behielten die andersprachigen Veneter im Besitz; in den westlichen Bergen behaupteten sich ligurische Stämme, die bis Pisa und Arezzo hinab wohnten und das eigentliche Keltenland von Etrurien schieden. Nur in dem mittleren Flachland hausten die Kelten, nördlich vom Po die Insubrer und Cenomanen, südlich die Boier, an der adriatischen Küste von Ariminum bis Ankon, in dem sogenannten ‚Gallierland' (*ager Gallicus*) die Senonen, kleinerer Völkerschaften zu geschweigen. Aber selbst hier mussen die etruskischen Ansiedlungen zum Theil wenigstens fortbestanden haben, etwa wie Ephesos und Milet unter persischer Oberherrlichkeit. Mantua wenigstens, das durch seine Insellage geschützt war, blieb bis in die Kaiserzeit eine tuskische Stadt und auch in Hatria am Po, wo zahlreiche Vasenfunde gemacht sind, scheint das etruskische Wesen fortbestanden zu haben; noch Skylax, der um 400 Italien bereiste, nennt die Gegend von Hatria und Spina tuskisches Land. Nur so erklärt sich auch, wie etruskische Corsaren bis weit ins fünfte Jahrhundert hinein das adriatische Meer unsicher machen konnten, und weshalb nicht blofs Dionysios von Syrakus die Küsten desselben mit Colonien bedeckte, sondern selbst Athen noch um 429, wie eine kürzlich entdeckte merkwürdige Urkunde lehrt, die Anlage einer Colonie im adriatischen Meer zum Schutz der Kauffahrer gegen die tyrrhenischen Kaper beschlofs. — Aber mochte hier mehr oder weniger von etruskischem Wesen sich behaupten, es waren das einzelne Trümmer und Splitter der früheren Machtentwicklung; der etruskischen Nation kam nicht mehr zu Gute, was hier im friedlichen Verkehr oder im Seekrieg von Einzelnen noch etwa erreicht ward. Dagegen gingen wahrscheinlich von diesen halbfreien Etruskern die Anfänge derjenigen Civilisation aus, die wir späterhin bei den Kelten und überhaupt den Alpenvölkern finden. Schon die Ansiedlung der Keltenschwärme selbst, der ‚Trümmer des Heeres', wie Skylax sie nennt, in den lombardischen Ebenen gehört hieher; aber auch die Anfänge der Handwerke und Künste und das Alphabet sind den lombardischen Kelten, ja den Alpenvölkern bis in die heutige Steiermark hinein von den Etruskern aus zugekommen.

Während also die Besitzungen in Campanien wie nördlich vom Apennin und südlich vom ciminischen Walde den

Etruskern verloren gingen, gelang es ihnen in den also beschränkten Grenzen sich zu behaupten und, wenn die Zeiten der Macht und des Aufstrebens auch vorüber waren, mindestens der Segnungen des Friedens und des Wohllebens sich zu erfreuen. So weit unsere dürftige Kunde von den inneren Zuständen der Nation reicht, finden wir aristokratische Tendenzen vorwiegend, in ähnlicher Weise wie gleichzeitig in Rom, aber schroffer und verderblicher. Die Abschaffung des Königthums, die um die Zeit der Belagerung Veiis schon in allen Städten Etruriens durchgeführt gewesen zu sein scheint, rief in den einzelnen Städten ein Patricierregiment hervor, das durch das lose eidgenossenschaftliche Band sich nur wenig beschränkt sah. Selten nur gelang es selbst zur Landesvertheidigung alle etruskischen Städte zu vereinigen und Volsiniis nominelle Hegemonie hält nicht den entferntesten Vergleich aus mit der gewaltigen Kraft, die durch Roms Führung die latinische Nation empfing. Der Kampf gegen die ausschliefsliche staatliche Berechtigung der Altbürger, der auch den römischen Staat politisch und ökonomisch hätte verderben müssen, wenn nicht die äufseren Erfolge es möglich gemacht hätten die Ansprüche der Plebejer wenigstens materiell auf Kosten fremder Völker zu befriedigen und dem Ehrgeiz andere Bahnen zu öffnen — dieser Kampf gegen die Geschlechterherrschaft mufs Etrurien staatlich, ökonomisch und sittlich zu Grunde gerichtet haben. Ungeheure Vermögen, namentlich an Grundbesitz, concentrirten sich in den Händen von wenigen Adlichen, während die Massen verarmten; die socialen Umwälzungen, die hieraus entstanden, erhöhten die Noth, der sie abhelfen sollten, und bei der Ohnmacht der Centralgewalt blieb zuletzt den bedrängten Aristokraten, zum Beispiel in Arretium 453, in Volsinii 488 nichts übrig als die Römer zur Hülfe zu rufen, die denn zwar der Unordnung, aber zugleich auch der Unabhängigkeit ein Ende machten. Die Kraft des Volkes war gebrochen seit dem Tage von Veii und Melpum; es wurden wohl einige Male noch ernstliche Versuche gemacht sich der römischen Oberherrschaft zu entziehen, aber wenn es geschah, kam die Anregung dazu den Etruskern von aufsen, von einem andern italischen Stamm, den Samniten.

KAPITEL V.

Die Unterwerfung der Latiner und Campaner unter Rom.

Das grofse Werk der römischen Königszeit, Roms Herrschaft über Latium in Form der Hegemonie, ward nicht wesentlich erschüttert durch die Aenderung der Verfassung. Es mag sein, dafs der Bund auf kurze Zeit dadurch in Schwanken gerieth; darauf deutet die Sage von der Regillerschlacht, die der Dictator oder Consul Aulus Postumius Albus (255? 258?) mit Hülfe der Dioskuren über die Latiner gewonnen haben soll, und sicherer die Bundeserneuerung von 261, ein Werk des Spurius Cassius. Dafs aber die alten Verhältnisse im Wesentlichen fortbestanden, zeigt die Folge; und in der That mahnte die gewaltige Machtentwicklung Etruriens, die stetigen Angriffe von Veii und Fidenae aus, den latinischen Stamm gebieterisch zur Einigkeit, welche, wie Rom einmal stand, nur möglich war mit Anerkennung seiner Oberherrlichkeit. Latium fügte sich, und der einigen Nation gelang es nicht blofs sich der Etrusker zu erwehren, sondern auch die alten Landesfeinde, die Aequer am obern Anio und die Volsker am Meer um Antium und Tarracina, allmählich zu bändigen. Die mit diesen Völkern sich jährlich erneuernden Fehden, die in unsern Annalen so berichtet werden, dafs der unbedeutendste Streifzug von dem folgenreichen Kriege kaum unterschieden und der historische Zusammenhang gänzlich bei Seite gelassen wird, sollen hier nicht erzählt werden; es genügt hinzuweisen auf die dauernden Erfolge. Deutlich erken-

nen wir, dafs es den Römern und Latinern vor allem darauf ankam die Aequer von den Volskern zu trennen und der Communicationen Herr zu werden; zu diesem Ende wurden die ältesten Bundesfestungen oder sogenannten latinischen Colonien angelegt, Cora, Norba (angeblich 262), Signia (angeblich verstärkt 259), welche alle auf den Verbindungspunkten liegen. Vollständiger noch ward der Zweck erreicht durch den Beitritt der Herniker zu dem Bunde der Latiner und Römer (268), welcher die Volsker vollständig isolirte und dem Bunde eine Vormauer gewährte gegen die südlich und östlich wohnenden sabellischen Stämme; es ist begreiflich, weshalb dem kleinen Volk volle Gleichheit mit den beiden andern in Rath und Beuteantheil zugestanden ward. Die schwächeren Aequer waren seitdem wenig gefährlich; es genügte von Zeit zu Zeit einen Plünderzug gegen sie zu unternehmen. Ernstlicher widerstanden die Volsker, denen der Bund durch allmählich vorgeschobene Festungen langsam den Boden abgewann. Velitrae war schon 260 als Vormauer für Latium gegründet worden; es folgten Suessa Pometia, Ardea (312) und merkwürdig genug Circeii (361), das, so lange Antium und Tarracina noch frei waren, nur zu Wasser mit Latium in Verbindung gestanden haben kann. Antium zu besetzen ward oft versucht und gelang auch vorübergehend 287; aber 295 machte die Stadt sich wieder frei und führte einen siebzigjährigen Krieg gegen Rom, bis sie bald nach dem gallischen Brande (365) sich an Marcus Furius Camillus ergab. Damit war der feste Besitz des pomptinischen Gebietes gewonnen, das gesichert ward durch die Anlage der Festung Setia (371, verstärkt 375) und 396 in Ackerloose und in Bürgerbezirke vertheilt ward. Seitdem haben die Volsker wohl noch sich empört, aber keine Kriege mehr gegen Rom geführt. — Ueber das Verhältnifs der sabinischen Landschaft ist wenig bekannt; der Verlauf der Ereignisse zeigt, dafs dieselbe früh von Rom abhängig ward — schon in den Samniterkriegen marschiren die römischen Heere durch die Sabina stets wie durch friedliches Land — und dafs sie früh, viel früher zum Beispiel als der volskische District, sich romanisirt hat. Es hängt dies, und vermuthlich ebenso die geringe Theilnahme der Sabiner an dem verzweifelten Widerstand der Aequer und Volsker, wohl damit zusammen, dafs eben um diese Zeit die von dort ausgehenden Schaaren sich über Unteritalien ergossen; da die campanischen Fluren stärker lockten als die römische Ebene und

selbst die Heimath, mögen die Römer das halb verlassene Land ohne vielen Widerstand besetzt haben.

Aber je entschiednere Erfolge der Bund der Römer, Latiner und Herniker gegen die Etrusker, Aequer, Volsker und Sabiner errang, desto mehr entwich aus ihm die Eintracht. Zum Theil lag die Ursache in den Uebergriffen des führenden Staates. Die Festungen, auf deren Anlage jene Erfolge wesentlich beruhten, sollten Bundesfestungen sein, das heifst neue Gemeinden, die gleich den übrigen latinischen Städten in die Eidgenossenschaft der Latiner eintraten und deren Besatzung und Bevölkerung gebildet ward aus Aussendlingen der sämmtlichen Bundesgenossen; allein in der Ausführung waren die meisten, nicht selten alle Ansiedler römische Bürger, die mit Aufgebung ihres römischen Bürgerrechts in die neue Stadt zogen, wodurch sich die Römer zugleich die vorwiegende Anhänglichkeit dieser neuen Bundesglieder und den wesentlichen materiellen Vortheil der Eroberungen zuwandten. Dazu kamen einzelne gehässige Ungerechtigkeiten; so der schmähliche Schiedsspruch zwischen Aricinern und Ardeaten 308, wodurch die Römer, angerufen zu compromissarischer Entscheidung über ein zwischen den beiden Gemeinden streitiges Grenzgebiet, dasselbe für sich nahmen, und die noch schändlichere Ausnutzung des durch diesen Spruch in Ardea entstandenen Haders, wo das Volk zu den Volskern sich schlagen wollte, während der Adel an Rom festhielt, zur Aussendung römischer Colonisten in die reiche Stadt, denen die Ländereien der Anhänger der antirömischen Partei ausgetheilt wurden (312). Hauptsächlich indefs war die Ursache, weshalb der Bund sich innerlich auflöste, eben die Niederwerfung der gemeinschaftlichen Feinde; die Schonung von der einen, die Hingebung von der andern Seite hatte ein Ende, seitdem man gegenseitig des andern nicht mehr bedurfte. Der Hader kam zuerst zum Ausbruch bei der schliefslichen Auftheilung des pomptinischen Gebiets; bald standen die bisherigen Verbündeten gegen einander im Felde. Schon hatten latinische Freiwillige in grofser Anzahl an dem letzten Verzweiflungskampf der Volsker Theil genommen; jetzt mufsten Praeneste (372—374), Tusculum (373), Tibur (394. 400) mit den Waffen bezwungen werden, ja die Tiburtiner scheuten sich sogar nicht mit den eben einmal wieder einrückenden gallischen Schaaren gemeinschaftliche Sache gegen Rom zu machen. Zum allgemeinen Aufstand kam es indefs nicht und mit

leichter Mühe bemeisterte Rom die einzelnen Städte; Tusculum ward sogar genöthigt sein Gemeinwesen aufzugeben und in den römischen Bürgerverband einzutreten — der erste Fall der Incorporation einer ganzen Bürgerschaft in die römische ohne Schleifung der Stadt. Bald nachher geschah dasselbe mit Satricum. Ernster war der Kampf gegen die Herniker (392—396), in dem der erste plebejische Consul Gaius Genucius fiel; allein auch hier siegten die Römer und diese Niederlage bewog die Latiner das Bündnifs mit Rom zu erneuern (396). Allein mit gutem Willen folgten sie nicht mehr den römischen Fahnen; ihre Reisläufer fochten zahlreich in den Heeren, die gegen Rom im Felde standen, und der Beschlufs der latinischen Bundesversammlung im Jahre 405 den Römern den Zuzug zu weigern zeigte, was beim Ausbruch eines ernstlichen Kampfes bevorstand. Und dafs ein solcher sich vorbereitete, war klar. Unaufhaltsam näherten sich die römischen Legionen dem Liris; schon 397 ward glücklich gekämpft mit den Privernaten, 409 mit den Aurunkern, denen Sora am Liris entrissen ward. Schon standen die römischen Heere an der Grenze der Samniten und das Freundschaftsbündnifs, das im Jahre 400 die beiden tapfersten und mächtigsten italischen Nationen mit einander schlossen, war das sichere Vorzeichen des herannahenden Kampfes um die Oberherrschaft Italiens.

In einer Hinsicht wenigstens war es ein gleicher Kampf. Dafs die phalangitische Ordnung des römischen Heeres, die in der servianischen Zeit von den unteritalischen Griechen entlehnt worden war, in der Zeit des Pyrrhos nicht mehr bestand, ist ausgemacht. Es ist in der Zwischenzeit die geschlossene Reihe der schwergerüsteten Lanzenträger aufgelöst worden in kleinere und beweglichere Abtheilungen, die Lanze selbst beschränkt worden auf einen Theil der Truppe; dafür tritt ein der eigenthümliche schwere Wurfspeer, das viereckige oder runde halb von Eisen halb von Holz gemachte Pilum, und das Schwert gewinnt grössere Bedeutung, von geringeren Aenderungen zu schweigen. Einzelne dieser Veränderungen scheinen von den gegen das Ende des vierten Jahrhunderts geführten gallischen Kriegen herzurühren; es wird ferner berichtet, dafs die Römer ihre neuen Waffen entlehnt hätten von den Samniten. Schwerlich wird es sich bestimmt entscheiden lassen, wann und wie diese neue Militärorganisation stattgefunden hat, die für die Machtentwicklung Roms von der

tiefsten Bedeutung gewesen ist; allein es leidet keinen Zweifel, einestheils dafs die Samniten auch in der Stellung und Bewaffnung den Römern gleichartiger gegenüberstanden als die Etrusker und die Gallier, anderntheils dafs die neue Heerordnung im Wesentlichen schon bestand als die sammitischen Kriege begannen.

Die samnitische Nation, die als man in Rom die Tarquinier austrieb ohne Zweifel schon seit längerer Zeit im Besitz des zwischen der apulischen und der campanischen Ebene aufsteigenden und beide beherrschenden Hügellandes gewesen war, war auf der einen Seite durch die Daunier — Arpis Macht und Blüthe fällt in diese Zeit — auf der andern durch die Griechen und Etrusker bisher an weiterem Vordringen gehindert worden. Aber der Sturz der etruskischen Macht um das Ende des dritten, das Sinken der griechischen Colonien im Laufe des vierten Jahrhunderts machten ihnen Luft nach Süden und nach Westen und ein samnitischer Schwarm nach dem andern machte fortan sich Bahn bis an, ja über das Meer. Zuerst erschienen sie in der Ebene am Golf, wo der Name der Campaner vernommen wird seit dem Anfang des vierten Jahrhunderts; die Etrusker werden erdrückt, die Griechen beschränkt, jenen Capua (331), diesen Kyme (335) entrissen. Um dieselbe Zeit, vielleicht schon früher zeigen sich in Grofsgriechenland die Lucaner, die im Anfang des vierten Jahrhunderts mit Terinaeern und Thurinern im Kampf liegen und geraume Zeit vor 364 in dem griechischen Laos sich festsetzten. Um diese Zeit betrug ihr Aufgebot 30000 Mann zu Fufs und 4000 Reiter. Gegen das Ende des vierten Jahrhunderts wird der Name der Brettier zuerst gehört, die ungleich den andern Stämmen nicht als Colonie, sondern im Kampf von den Lucanern sich losgemacht und mit vielen fremdartigen Elementen sich gemischt hatten. Umsonst suchten die Griechen sich des Andranges der Barbaren zu erwehren; der achaeische Städtebund ward 361 reconstituirt und festgesetzt, dafs wenn von den Lucanern eine der verbündeten Städte angegriffen werde, alle Zuzug leisten und die Führer der nicht erschienenen Heerhaufen Todesstrafe leiden sollten. Aber selbst die Einigkeit half nicht mehr, da der Herr von Syrakus, der ältere Dionysios mit den Italikern gegen seine Landsleute gemeinschaftliche Sache machte. Während Dionysios sie von der See verdrängte, ward von den Italikern eine Stadt nach der andern besetzt oder zerstört und nur

wenigen, wie zum Beispiel Neapel, gelang es mühsam und durch Verträge mit den barbarischen Nachbarn sich in bescheidener Wohlfahrt zu behaupten. In unglaublich kurzer Zeit war der blühende Städtering zerstört oder verödet. Nur Tarent, geschützt durch seine entferntere Lage und durch seine in steten Kämpfen mit den Messapiern unterhaltene Schlagfertigkeit blieb unabhängig und mächtig, wenn gleich auch diese Stadt beständig mit den Lucanern um ihre Existenz zu fechten hatte und genöthigt war in der griechischen Heimath Bündnisse und Söldner zu suchen. — Um die Zeit, wo Veii und Antium römisch wurden, hatten die sammitischen Schaaren bereits ganz Unteritalien inne mit Ausnahme weniger griechischer Pflanzstädte ohne Zusammenhang unter sich, und der apulisch-messapischen Küste. Der um 400 abgefafste Reisebericht des Griechen Skylax setzt die eigentlichen Samniten mit ihren ‚fünf Zungen' von einem Meer zum andern an, daneben die Campaner, im Süden von Paestum bis Thurii die Lucaner, unter denen hier wie öfter die Brettier mitbegriffen sind. In der That, wer mit einander vergleicht, was die beiden grofsen Nationen Italiens, die latinische und die sammitische, errungen hatten, bevor sie sich berührten, dem erscheint die Eroberungsbahn der letzteren bei weitem ausgedehnter und glänzender als die der Römer. Aber der Charakter der Eroberungen war ein wesentlich verschiedener. Von dem festen städtischen Mittelpunct aus, den Latium in Rom besafs, dehnt sich die Herrschaft dieses Stammes langsam aus nach allen Seiten, zwar in verhältnifsmäfsig engen Grenzen, aber festen Fufs fassend wo sie hintritt, durch Gründung von festen Städten römischer Art mit abhängigem Bundesrecht oder durch Romanisirung des eroberten Gebiets. Anders in Samnium. Es giebt hier keine einzelne führende Gemeinde und darum auch keine Eroberungspolitik. Daher erfüllen die sammitischen Schaaren einen unverhältnifsmäfsig weiten Raum, den sie ganz sich eigen zu machen keineswegs bedacht sind; die gröfsern Griechenstädte, Thurii, Kroton, Metapont, Heraklea, Rhegion, Neapel bestehen fort, wenn gleich geschwächt und öfters abhängig, ja selbst auf dem platten Lande und in den kleineren Städten werden die Hellenen geduldet und Kyme zum Beispiel, Posidonia, Laos, Hipponion blieben, wie Skylax und die Münzen lehren, auch unter sammitischer Herrschaft noch Griechenstädte. So entstanden gemischte Bevölkerungen, wie denn namentlich die zweisprachigen Brettier aufser sammitischen

auch hellenische Elemente und selbst wohl Ueberreste der alten Autochthonen in sich aufnahmen; aber auch in Lucanien und Campanien müssen in minderem Grade ähnliche Mischungen stattgefunden haben. Der gefährliche Zauber der hellenischen Cultur mufste nothwendig einwirken auf die samnitische Nation, namentlich in Campanien, wo Neapel früh mit den Einwanderern sich auf freundlichen Verkehr stellte und wo der Himmel selbst die Barbaren humanisirte. Capua, Nola, Nuceria, Teanum, obwohl rein samnitischer Bevölkerung, nahmen griechische Weise und griechische Stadtverfassung an; wie denn auch in der That die heimische Gauverfassung unter den neuen Verhältnissen unmöglich fortbestehen konnte. Die campanischen Samnitenstädte begannen Münzen zu schlagen, zum Theil mit griechischer Aufschrift; Capua ward durch Handel und Ackerbau der Gröfse nach die zweite Stadt Italiens, die erste an Ueppigkeit und Reichthum. Dasselbe gilt in minderem Grade von den Lucanern und Brettiern. Die Graberfunde in all diesen Gegenden beweisen, wie die griechische Kunst daselbst mit barbarischem Luxus gepflegt ward; der reiche Gold- und Bernsteinschmuck, das prachtvolle gemalte Geschirr, wie wir sie jetzt den Häusern der Todten entheben, lassen ahnen, wie weit man hier schon sich entfernt hatte von der alten Sitte der Väter. Andere Spuren bewahrt die Schrift; die altnationale aus dem Norden mitgebrachte ward von den Lucanern und Brettiern aufgegeben und mit der griechischen vertauscht, während in Campanien das nationale Alphabet und wohl auch die Sprache unter dem bildenden Einfluls der griechischen sich selbstständig entwickelte zu gröfserer Klarheit und Feinheit. Wir treffen selbst auf einzelne Spuren des Einflusses griechischer Philosophie. — Nur das eigentliche Samnitenland blieb unberührt von diesen Neuerungen, die, so schön und natürlich sie sein mochten, doch mächtig dazu beitrugen immer mehr das Band der nationalen Einheit zu lockern, das von Haus aus schon ein loses war. Denn während Rom mit aller Energie darauf hinarbeitete die von da ausgehenden Gründungen an die Heimath zu ketten, scheint bei dem samnitischen Stamm jeder Schwarm, der sich neue Sitze gesucht und gefunden hatte, fortan selbstständig seinen Weg gegangen zu sein. So war die Eroberung von Caere, Veii, Antium für die Römer eine wirkliche Machterweiterung, aber die Gründung der campanischen Samnitenstadte, der lucanischen und brettischen Eidgenossenschaft

schwächte vielmehr das Mutterland. Durch den Einfluss des hellenischen Wesens, dem Rom in dieser Zeit entging, kam ein tiefer Riss in den samnitischen Stamm. Die gesitteten ‚Philhellenen' Campaniens gewöhnten sich vor den rauheren Stämmen der Berge gleich den Hellenen selbst zu zittern; diese, die eigentlichen Samniten hörten nicht auf in Campanien einzudringen und die entarteten älteren Ansiedler zu beunruhigen. Rom war ein geschlossener Staat, der über die Kraft von ganz Latium verfügte; die Unterthanen mochten murren, aber sie gehorchten. Der samnitische Stamm war zerfahren und zersplittert und die Eidgenossenschaft im eigentlichen Samnium hatte sich zwar die Sitten und die Tapferkeit der Väter ungeschmälert bewahrt, war aber auch mit den übrigen samnitischen Völker- und Bürgerschaften völlig darüber zerfallen.

In der That war es dieser Zwist zwischen den Samniten der Ebene und den Samniten der Gebirge, der die Römer über den Liris führte. Die Sidiciner in Teanum, die Campaner in Capua suchten gegen die eigenen Landsleute, die mit immer neuen Schwärmen ihr Gebiet brandschatzten und darin sich festzusetzten drohten, Hülfe bei den Römern (411). Das begehrte Bündniss ward verweigert. Darauf bot die campanische Gesandtschaft die Unterwerfung ihrer Landschaft unter die Oberherrlichkeit Roms an und solcher Lockung vermochten die Römer nicht zu widerstehen. Römische Gesandte gingen zu den Samniten ihnen den neuen Erwerb anzuzeigen und sie aufzufordern das Gebiet der befreundeten Macht zu respectiren. Wie die Ereignisse weiter verliefen, ist im Einzelnen nicht mehr zu ermitteln*; wir sehen nur, dass zwischen Rom und Samnium, sei es nach einem Feldzug, sei

* Vielleicht kein Abschnitt der römischen Annalen ist ärger entstellt als die Erzählung des ersten samnitisch-latinischen Krieges, wie sie bei Livius, Dionysios, Appian steht oder stand. Sie lautet etwa folgendermaßen. Nachdem 411 beide Consuln in Campanien eingerückt waren, erfocht zuerst der Consul Marcus Valerius Corvus am Berge Gaurus über die Samniten einen schweren und blutigen Sieg; alsdann auch der College Aulus Cornelius Cossus, nachdem er der Verwechslung in einem Engpass durch die Umgehung einer von dem Kriegstribun Publius Decius geführten Abtheilung entgangen war. Die dritte und entscheidende Schlacht ward am Eingang der caudinischen Passe bei Suessula von den beiden Consuln geschlagen; die Samniten wurden vollständig überwunden — man las vierzigtausend ihrer Schilde auf dem Schlachtfeld auf — und zum Frieden genöthigt, in welchem die Römer Capua behielten, dagegen Teanum, das sich ihnen nicht zu eigen gegeben, den Samniten überliefsen (413). Glückwünsche kamen von allen Seiten, selbst von Karthago. Die Latiner, die den Zuzug verwei-

es ohne vorhergehenden Krieg, ein Abkommen zu Stande kam, wodurch die Römer freie Hand erhielten gegen Capua, die Samniten gegen Teanum und die Volsker am obern Liris. Dafs die Samniten sich dazu verstanden, erklärt sich aus den gewaltigen Anstrengungen, die eben um diese Zeit die Tarentiner gegen die Uebergriffe der Italiker machten; aber auch die Römer hatten guten Grund sich mit den Samniten so schnell wie möglich abzufinden, denn die Latiner, beunruhigt durch die Ausbreitung der römischen Macht in ihrem Rücken, gingen von unwilliger und saumseliger Bundesgenossenschaft über zu offenem Angriff. Alle ursprünglich latinischen Städte, selbst die in den römischen Bürgerverband aufgenommenen Tusculaner, erklärten sich gegen Rom, mit einziger Ausnahme der Laurenter, während dagegen die römischen Colonien in Latium mit Ausnahme von Velitrae sämmtlich festhielten an dem römischen Bundnifs. Dafs die Campaner ungeachtet der eben erst freiwillig den Römern angetragenen Unterwerfung dennoch der römischen Herrschaft sich nur unwillig fügten und trotz des Widerstandes der an dem Vertrag mit Rom festhaltenden Optimatenpartei die Menge gemeinschaftliche Sache

---

gert hatten und gegen Rom zu rüsten schienen, wandten ihre Waffen statt gegen Rom vielmehr gegen die Paeligner, während die Römer zunächst durch eine Militärverschwörung der in Campanien zurückgelassenen Besatzung (412), dann durch die Einnahme von Privernum (413) und den Krieg gegen die Antiaten beschäftigt waren. Da aber wechseln plötzlich und seltsam die Parteiverhältnisse. Die Latiner, die umsonst das römische Bürgerrecht und Antheil am Consulat gefordert hatten, erhoben sich gegen Rom in Gemeinschaft mit den Sidicinern, die vergeblich den Römern die Unterwerfung angetragen hatten und vor den Samniten sich nicht zu retten wufsten, und mit den Campanern, die der römischen Herrschaft bereits müde waren. Nur die Laurenter in Latium und die campanischen Ritter hielten zu den Römern, welche ihrerseits Unterstützung fanden bei den Paeligern und den Samniten. Das latinische Heer überfiel Samnium; das römisch-samnitische schlug, nachdem es an den Fucinersee und von da an Latium vorüber in Campanien einmarschirt war, die Entscheidungsschlacht gegen die vereinigten Latiner und Campaner am Vesuv, welche der Consul Titus Manlius Imperiosus, nachdem er selbst durch die Hinrichtung seines eigenen gegen den Lagerbefehl siegenden Sohnes die schwankende Heereszucht wiederhergestellt und sein College Publius Decius Mus die Götter versöhnt hatte durch seinen Opfertod, endlich mit Aufbietung der letzten Reserve gewann. Aber erst eine zweite Schlacht, die der Consul Manlius den Latinern und Campanern bei Trifanum lieferte, machte dem Krieg ein Ende; Latium und Capua unterwarfen sich und wurden um einen Theil ihres Gebietes gestraft. — Einsichtigen und ehrlichen Lesern wird es nicht entgehen, dafs dieser Bericht von Unmöglichkeiten aller Art wimmelt. Dahin gehört das Kriegführen der Antiaten nach der Dedition von 365; der selbstständige Feld

machte mit der latinischen Eidgenossenschaft, dafs nicht minder die Volsker einen letzten Versuch machten sich bei diesem Anlafs der römischen Herrschaft zu entziehen, ist begreiflich. Die Lage der Römer war bedenklich; die Legionen, die über den Liris gegangen waren und Campanien besetzt hatten, waren durch den Aufstand der Latiner und Volsker von der Heimath abgeschnitten und nur ein entscheidender Sieg konnte sie retten. Bei Trifanum (zwischen Minturnae, Suessa und Sinuessa) lieferte der Consul Titus Manlius Imperiosus Torquatus die entscheidende Schlacht gegen die vereinigten Latiner und Campaner; sie ward vollständig gewonnen (414), worauf in den beiden folgenden Jahren die einzelnen Städte der Latiner und Volsker, die noch Widerstand leisteten, durch Capitulation oder Sturm bezwungen und die ganze Landschaft zur Unterwerfung gebracht ward. — Der Sieg war vollständig; er ward benutzt zur Auflösung des latinischen Bundes. Ein Theil der latinischen Städte: Lanuvium, Aricia, Nomentum, Pedum verloren ihre Selbstständigkeit und traten gleich Tusculum und Satricum in den römischen Bürgerverband, womit

---

zug der Latiner gegen die Paeligner im schneidenden Widerspruch zu den Bestimmungen der Verträge zwischen Rom und Latium; der unerhörte Marsch des römischen Heeres durch das marsische und samnitische Gebiet nach Capua, während ganz Latium gegen Rom in Waffen stand; um nicht zu reden von dem eben so verwirrten wie sentimentalen Bericht über den Militäraufstand 412 und den Geschichtchen von dem gezwungenen Anführer desselben, dem lahmen Titus Quinctius, dem römischen Götz von Berlichingen. Vielleicht noch bedenklicher sind die Wiederholungen: so ist die Erzählung von dem Kriegstribun Publius Decius nachgebildet der muthigen That des Marcus Calpurnius Flamma oder wie er sonst hiefs im ersten punischen Kriege; so kehrt die Eroberung Privernums durch Gaius Plautius wieder im Jahre 425; so der Opfertod des Publius Decius bekanntlich bei dem Sohne desselben 459. Ueberhaupt verräth in diesem Abschnitt die ganze Darstellung eine andere Zeit und eine andere Hand als die sonstigen glaubwürdigen annalistischen Berichte; die Erzählung ist voll von ausgeführten Schlachtgemälden; von eingewebten Anekdoten, wie zum Beispiel die von dem setinischen Prätor, der auf den Stufen des Rathhauses den Hals bricht weil er dreist genug gewesen war das Consulat zu begehren, und die aus dem Beinamen des Titus Manlius herausgesponnenen mancherlei Geschichtchen; von ausführlichen und zum Theil bedenklichen archäologischen Digressionen, wohin zum Beispiel die Geschichte der Legion, die Devotionsformulare, das laurentische Bundnis gehören. Unter solchen Umständen erscheint es von grofsem Gewicht, dafs Diodoros, der andern und oft älteren Berichten folgt, von all diesen Ereignissen schlechterdings nichts kennt als die letzte Schlacht bei Trifanum; welche auch in der That schlecht passt zu der übrigen Erzählung, die nach poetischer Gerechtigkeit schliefsen sollte mit dem Tode des Decius.

die Errichtung zweier neuer Bürgerbezirke (422) zusammenhängt. Velitrae's Mauern wurden niedergerissen, der Senat in Masse ausgewiesen und im römischen Etrurien internirt, die Stadt wahrscheinlich als unterthänige Gemeinde nach caeritischem Recht constituirt. Den übrigen latinischen Städten wurden die Gebiete geschmälert und die gewonnenen Aecker an römische Bürger vertheilt (414). Das Sonderbündnifs Roms mit einer jeden einzelnen Stadt ward erneuert, wenn gleich unter nachtheiligeren Bedingungen — namentlich wurde ihnen der Anspruch auf einen Beutetheil entzogen —; der Bund selbst aber in seiner Gesammtheit nicht wiederhergestellt. Die neuen Colonien Antium (416) und Tarracina (425), die nicht als selbstständige Staaten latinischen Rechts, sondern als römische Bürgergemeinden gegründet wurden, sicherten den Besitz der Landschaft und schlossen vor allem die Latiner vom Meere aus, über das Rom mit kluger Eifersucht wachte. Keine abhängige Gemeinde, nicht einmal die Bürgercolonien durften Kriegsschiffe halten; die Schnäbel der antiatischen Galeeren führte man nach Rom die Rednerbühne auf dem Markt damit zu schmücken. — In gleicher Weise, wenn auch in andern Formen ward in dem südlichen volskischen und dem campanischen Gebiet die römische Herrschaft durchgeführt und befestigt. Capua, Kyme, Fundi, Formiae und eine Anzahl kleinerer Städte wurden abhängige römische Gemeinden caeritischen Rechts; ebenso Privernum, dessen Bürger, unterstützt von dem kühnen fundanischen Parteigänger Vitruvius Vaccus die Ehre hatten für die latinische Freiheit den letzten Kampf zu kämpfen — er endigte mit der Erstürmung der Stadt (425) und der Hinrichtung des Vaccus im römischen Kerker. Das wichtige Capua zu sichern nährte man die Spaltung zwischen dem Adel und der Gemeinde; jener erhielt in jeder Hinsicht eine Sonderstellung, einen eigenen Gerichtsstand, eigene Versammlungsplätze, ja die Anweisung beträchtlicher Pensionen — sechzehnhundert je von jährlich 450 Drachmen — auf die campanische Gemeindekasse. Die Verfassung ward einige Jahre später (436) im römischen Interesse revidirt und ein ständiger Commissar von Rom dorthin abgeordnet. Endlich und hauptsächlich war man darauf bedacht auch eine eigene römische Bevölkerung in diesen Gegenden emporzubringen, weshalb man von den im Krieg gewonnenen Ländereien namentlich im privernatischen und im falernischen Gebiet so zahlreiche Ackerloose an römische Bürger austheilte.

dafs wenige Jahre nachher (436) dort zwei neue Bürgerbezirke errichtet werden konnten. Die Anlegung zweier Festungen als Colonien latinischen Rechts sicherte schliefslich das neu gewonnene Land. Es waren dies Cales (420) mitten in der campanischen Ebene, von wo aus Teanum und Capua beobachtet werden konnten, und Fregellae (426), das den Uebergang über den Liris sicherte. Beide Colonien waren ungewöhnlich stark und gelangten schnell zur Blüthe, trotz der Hindernisse, welche die Sidiciner der Gründung von Cales, die Samniten der von Fregellae in den Weg legten. Auch nach Sora ward eine römische Besatzung verlegt, worüber die Samniten, denen dieser Bezirk überlassen ward, sich mit Grund, aber vergeblich beschwerten. Ungeirrt ging Rom seinem Ziel entgegen, seine energische und grofsartige Staatskunst mehr als auf dem Schlachtfelde offenbarend in der Sicherung der gewonnenen Stellungen, die es politisch und militärisch mit einem unzerreifsbaren Netze zu umflechten und allmählich sich einzuverleiben verstand. — Dafs die Samniten das bedrohliche Vorschreiten der Römer nicht gern sahen, versteht sich; aber die ernstliche Gegenwehr ward versäumt. Zwar Teanum scheinen sie nach dem Vertrag mit Rom gewonnen und stark besetzt zu haben; denn während die Stadt früher Hülfe gegen Samnium in Capua und Rom nachsucht, erscheint sie in den späteren Kämpfen als die Vormauer der samnitischen Macht gegen Westen. Auch am obern Liris breiteten sie sich aus, aber nach ihrer Weise mehr erobernd und zerstörend, als auf die Dauer sich festsetzend. So zerstörten sie die Volskerstadt Fregellae, wodurch nur die Anlage der römischen Colonie daselbst erleichtert ward, und schreckten zwei andere Volskerstädte Fabrateria (Falvaterra) und Luca (unbekannter Lage) so, dafs dieselben, Capuas Beispiel folgend sich (424) den Römern zu eigen gaben. Die samnitische Eidgenossenschaft gestattete, dafs die römische Eroberung Campaniens eine vollständige Thatsache war, bevor sie sich ernstlich derselben widersetzte; wovon der Grund allerdings zum Theil zu suchen ist in den gleichzeitigen Fehden der samnitischen Nation mit den italischen Hellenen, aber zum Theil auch in der schlaffen und zerfahrenen Politik der Eidgenossenschaft.

KAPITEL VI.

Die Italiker gegen Rom.

Während die Römer am Liris und Volturnus fochten, bewegten den Südosten der Halbinsel andere Kämpfe. Die reiche tarentinische Kaufmannsrepublik, immer ernstlicher bedroht von den lucanischen und messapischen Haufen und ihren eigenen Schwertern mit Recht mifstrauend, gewann für gute Worte und besseres Geld die Bandenführer der Heimath. Der Spartanerkönig Archidamos, der mit einem starken Haufen den Stammgenossen zu Hülfe gekommen war, erlag an demselben Tage, wo Philipp bei Chaeroneia siegte, den Lucanern (416 der Stadt, 338 vor Christus); wie die frommen Griechen meinten, zur Strafe dafür, dafs er und seine Leute neunzehn Jahre früher theilgenommen hatten an der Plünderung des delphischen Heiligthums. Seinen Platz nahm ein mächtigerer Feldhauptmann ein, Alexander der Molosser, Bruder der Olympias, der Mutter Alexanders des Grofsen. Mit den mitgebrachten Schaaren wufste er unter seinen Fahnen zu vereinigen die Zuzüge der Griechenstädte, namentlich der Tarentiner und Metapontiner, die Poediculer (um Rubi, jetzt Ruvo), die gleich den Griechen sich von der sabellischen Nation bedroht sahen, ja sogar die lucanischen Verbannten selbst, deren beträchtliche Zahl auf heftige innere Unruhen in dieser Eidgenossenschaft schliefsen läfst. So sah er sich bald dem Feinde überlegen. Consentia (Cosenza), der Bundessitz, wie es scheint, der in Grofsgriechenland angesiedelten Sabeller, fiel in seine Hände. Umsonst kommen die Samniten den Lucanern zu

Hülfe; Alexander schlägt ihre vereinigte Streitmacht bei Paestum, er bezwingt die Daunier um Sipontum, die Messapier auf der östlichen Halbinsel; schon gebietet er von Meer zu Meer und ist im Begriff den Römern die Hand zu reichen und mit ihnen gemeinschaftlich die Samniten in ihren Stammsitzen anzugreifen. Aber die tarentiner Kaufleute erschraken vor so unerwarteten und unerwünschten Erfolgen; es kam zum Krieg zwischen dem Feldhauptmann, der als gedungener Söldner erschienen war und nun sich anliefs, als wolle er in Italien ein westhellenisches Reich begründen gleich wie sein Neffe im fernen Osten. Alexander verlor den Muth nicht; er entrifs den Tarentinern Herakleia, stellte Thurii wieder her und scheint die übrigen italischen Griechen aufgerufen zu haben sich unter seinem Schutz gegen die Tarentiner zu vereinigen, indem er zugleich zwischen ihnen und den sabellischen Völkerschaften zu vermitteln suchte. Allein seine grofsartigen Entwürfe fanden nur schwache Unterstützung bei den entarteten und entmuthigten Griechen und der nothgedrungene Parteiwechsel entfremdete ihm seinen bisherigen lucanischen Anhang; bei Pandosia fiel er von der Hand eines lucanischen Emigrirten (422)*. Mit seinem Tode kehrten im Wesentlichen die alten Zustände wieder zurück. Die griechischen Städte sahen sich wiederum vereinzelt und überall im Nachtheil; darauf angewiesen sich so gut es gehen mochte zu schützen durch Vertrag oder Tributzahlung oder auch durch auswärtige Hülfe, wie zum Beispiel Kroton um 430 mit Hülfe von Syrakus die Bretlier zurückschlug. Die samnitischen Stämme erhielten aufs Neue das Uebergewicht und konnten, unbekümmert um die Griechen, wieder ihre Blicke gegen Latium und Campanien wenden.

Hier aber war in der kurzen Zwischenzeit ein ungeheurer Umschwung eingetreten. Die latinische Eidgenossenschaft war gesprengt und zertrümmert, der letzte Widerstand der Volsker gebrochen, die schönste Landschaft der Halbinsel im unbestrittenen und wohlbefestigten Besitz der Römer, die zweite Stadt Italiens in römischer Clientel. Während die Griechen und die Samniten mit einander rangen, hatte Rom fast unbe-

* Es wird nicht überflüssig sein daran zu erinnern, dafs was über Archidamos und Alexander bekannt ist, aus griechischen Jahrbüchern hergeholt und der Synchronismus dieser und der römischen für die gegenwärtige Epoche noch blofs approximativ festgestellt ist. Man hüte sich daher den im Allgemeinen unverkennbaren Zusammenhang der west- und der ostitalischen Ereignisse zu sehr ins Einzelne verfolgen zu wollen.

stritten sich emporgeschwungen zu einer Machtstellung, die zu erschüttern kein einzelnes Volk der Halbinsel die Kraft besafs. Zwar drohte die Gefahr römischer Unterjochung ihnen allein und man mochte noch ihr entgehen, wenn die schwächeren Völker gegen Rom sich vereinigten. Aber die Klarheit, der Muth, die Hingebung, wie eine solche Coalition zahlreicher bisher grofsentheils feindlich oder doch sich fremd gegenüberstehender Volks- und Stadtgemeinden sie erforderte, fanden sich erst, als es schon zu spät war.

Nach dem Sturz der etruskischen Macht, nach der Schwächung der griechischen Republiken war nächst Rom unzweifelhaft die bedeutendste Macht in Italien die samnitische Eidgenossenschaft und zugleich war sie es, die von den römischen Uebergriffen am nächsten und unmittelbarsten bedroht war. Ihr also kam es zu in dem Kampf um die Freiheit und Nationalität, den die Italiker gegen Rom zu führen hatten, die erste Stelle und die schwerste Last zu übernehmen. Sie durfte rechnen auf den Beistand der kleineren sabellischen Völkerschaften, der Vestiner, Frentaner, Marrucciner und anderer kleinerer Gaue, die in bäuerlicher Abgeschiedenheit zwischen ihren Bergen wohnten, aber nicht taub waren, wenn der Aufruf eines verwandten Stammes sie mahnte zur Vertheidigung der gemeinsamen Güter unter die Waffen zu treten. Die Marser dagegen scheinen als die nächsten Nachbarn der Römer im Ganzen neutral geblieben zu sein; die Apuler, die alten und erbitterten Gegner der Sabeller, waren die natürlichen Verbündeten der Römer. Um die mächtigeren, aber in sich zerrissenen Lucaner und Brettier zu gewinnen mufsten die in ihren Grenzen eingeschlossenen Griechenstädte zweiten und dritten Ranges preisgegeben werden; wogegen die Samniten zählen konnten auf die Beihülfe Tarents und der campanischen Griechen. Dafs auch die fernen Etrusker, wenn ein erster Erfolg errungen war, dem Bunde sich anschliefsen würden, liefs sich erwarten, und selbst ein Aufstand in Latium und dem Volskerland lag nicht aufser der Berechnung. Vor allen Dingen aber mufsten die Samniten, die italischen Aetoler, in denen die nationale Kraft noch ungebrochen lebte, vertrauen auf die eigene Kraft, auf die Ausdauer im ungleichen Kampf, welche den übrigen Völkern Zeit gab zu edler Scham, zu gefafster Ueberlegung, zum Sammeln der Kräfte; ein einziger glücklicher Erfolg konnte alsdann die Kriegs- und Aufruhrsflammen rings um Rom entzünden. Die Geschichte darf dem edlen

Volke das Zeugnifs nicht versagen, dafs es seine Pflicht begriffen und gethan hat.

Mehrere Jahre schon währte der Hader zwischen Rom und Samnium in Folge der beständigen Uebergriffe, die die Römer sich am Liris erlaubten und unter denen die Gründung von Fregellae 426 der letzte und wichtigste war. Zum Ausbruch des Kampfes aber gaben die Veranlassung die campanischen Griechen. Die Zwillingsstädte Palaeo- und Neopolis, die eine politische Einheit gebildet und auch die griechischen Inseln im Golf beherrscht zu haben scheinen, waren innerhalb des römischen Gebiets die einzigen noch nicht unterworfenen Gemeinden. Die Tarentiner und Samniten, unterrichtet von dem Plane der Römer sich dieser Städte zu bemächtigen, beschlossen ihnen zuvorzukommen. Allein die Tarentiner waren nicht so wohl zu fern als zu schlaff um diesen Plan auszuführen; wogegen die Samniten in der That eine starke Besatzung nach Palaeopolis hineinwarfen. Sofort erklärten die Römer dem Namen nach den Palaeopolitanern, in der That den Samniten den Krieg (427). Nachdem die Belagerung eine Weile gewährt hatte, wurden Unterhandlungen angeknüpft zwischen den Römern und den campanischen Griechen, die des gestörten Handels und der fremden Besatzung müde waren. Die Römer, deren ganzes Bestreben darauf gerichtet war die Staaten zweiten und dritten Ranges durch Sonderverträge von der Coalition, deren Bildung bevorstand, fernzuhalten und die überhaupt durch ihre Diplomatie eben so sehr wie durch ihre Legionen ihre Absichten durchzusetzen gewohnt waren, beeilten sich den Griechen die günstigsten Bedingungen zu bieten: volle Rechtsgleichheit und Befreiung vom Militärdienst, gleiches Bündnifs und ewigen Frieden. Darauf hin ward, nachdem die Palaeopolitaner sich der Besatzung durch List entledigt hatten, der Vertrag abgeschlossen (428). Die sabellischen Städte südlich vom Volturnus, Nola, Nuceria, Herculaneum, Pompeii, hielten zwar wenigstens im Anfang des Krieges mit Samnium; allein theils ihre sehr ausgesetzte Lage, theils die Machinationen der Römer, welche die optimatische Partei in diesen Städten durch alle Hebel der List und des Eigennutzes auf ihre Seite zu ziehen versuchten und die an Capuas Vorgang einen mächtigen Fürsprecher fanden, bewirkten, dafs diese Städte nach dem Fall von Palaeopolis sich entweder für Rom erklärten oder doch neutral blieben. Ein wichtigerer Erfolg gelang den

Römern in Lucanien, dessen Bewohner seit längerer Zeit in heftigem innerem Hader lebten. Das Volk war auch hier mit richtigem Instinct für den Anschluſs an die Samniten; da aber das Bündniſs mit den Samniten auch Frieden mit Tarent nach sich zog und ein grofser Theil der regierenden Herren nicht gemeint war die einträglichen Plünderungszüge einzustellen, so gelang es den Römern mit den Lucanern ein Bündniſs abzuschlieſsen, das unschätzbar war, weil dadurch den Tarentinern zu schaffen gemacht wurde und also Rom seine ganze Macht gegen Samnium verwenden konnte. Mochte auch die nationale Partei in Lucanien unter dem Einfluſs Tarents vorübergehend ans Ruder gelangen, so hielten jedenfalls die Parteien in dem Volke sich so die Wage, daſs dasselbe während des ersten und entscheidenden Abschnittes des grofsen samnitischen Krieges in denselben nicht wesentlich zu Gunsten der Samniten eingriff. In Folge dessen verhielt auch Tarent sich leidend, wozu freilich auch die sikelischen Angelegenheiten und die Schlaffheit und Fahrigkeit der tarentiner Demagogie das Ihrige beitrugen.

So stand Samnium nach allen Seiten hin allein; kaum daſs einige der östlichen Bergdistricte ihm Zuzug sandten. Mit dem Jahre 428 begann der Krieg im samnitischen Lande selbst; einige Städte an der campanischen Grenze, Rufrium (zwischen Venafrum und Teanum) und Allifae wurden von den Römern besetzt. In den folgenden Jahren durchzogen die römischen Heere fechtend und plündernd Samnium bis in das vestinische Gebiet hinein, ja bis nach Apulien, wo man sie mit offenen Armen empfing, überall im entschiedensten Vortheil. Der Muth der Samniten war gebrochen; sie sandten die römischen Gefangenen zurück und mit ihnen die Leiche des Führers der Kriegspartei Brutulus Papius, welcher den römischen Henkern zuvorgekommen war, als die samnitische Volksgemeinde beschlofs durch seine Auslieferung Frieden und leidliche Bedingungen vom Feinde zu erkaufen. Demüthig bat man um Frieden; er ward verweigert (432). Da rüsteten sich die Samniten unter ihrem neuen Feldherrn Gavius Pontius zur äufsersten und verzweifelten Gegenwehr. Das römische Heer, das unter den beiden Consuln des folgenden Jahres (433) Spurius Postumius und Titus Veturius bei Calatia (zwischen Caserta und Maddaloni) gelagert war, erhielt die Nachricht und die Aussage zahlreicher Gefangenen bestätigte sie, daſs die Samniten Luceria eng eingeschlossen hielten und die wichtige Stadt, an der der Besitz Apuliens hing, in grofser Gefahr

schwebe. Eilig brach man auf. Wollte man zur rechten Zeit anlangen, so konnte kein anderer Weg eingeschlagen werden als mitten durch das feindliche Gebiet, da wo später als Fortsetzung der appischen Strafse die römische Chaussee von Capua über Benevent nach Apulien angelegt ward. Dieser Weg führte zwischen den heutigen Orten Arpaja und Montesarchio* durch einen feuchten Wiesengrund, der rings von hohen und steilen Waldhügeln umschlossen und nur zugänglich war durch tiefe Einschnitte beim Ein- und beim Austritt. Hier hatten die Samniten verdeckt sich aufgestellt. Die Römer, ohne Hindernifs in das Thal eingetreten, fanden den Ausweg durch Verhaue gesperrt und stark besetzt; zurückmarschirend zeigte sich der Eingang in ähnlicher Weise geschlossen und gleichzeitig krönten die Bergränder rings im Kreise sich mit den samnitischen Cohorten. Zu spät begriffen sie, dafs sie sich durch eine Kriegslist hatten täuschen lassen und dafs die Samniten nicht bei Luceria sie erwarteten, sondern an dem verhängnifsvollen Pafs von Caudium. Man schlug sich, aber ohne Hoffnung auf Erfolg und ohne ernstliches Ziel; das römische Heer, die gesammte active Streitmacht mit den beiden höchstcommandirenden Feldherren, war gänzlich unfähig zu manövriren und ohne Kampf vollständig überwunden. Die römischen Generale boten die Capitulation an; der samnitische Feldherr konnte nichts besseres thun als sie annehmen und das ganze Heer gefangen nehmen — nur thörichte Rhetorik läfst ihm die Wahl blofs zwischen Entlassung und Niedermetzelung der römischen Armee —, worauf ihm dann der Weg nach Campanien und Latium offen stand und unter den damaligen Verhältnissen, wo der gröfste Theil der Latiner ihn mit offenen Armen empfangen haben würde, Roms politische Existenz ernstlich gefährdet war. Allein statt diesen Weg einzuschlagen und eine Militärconvention zu schliefsen, dachte Gavius Pontius durch einen billigen Frieden gleich den ganzen Hader beendigen zu können; sei es dafs er die unverständige Friedenssehnsucht der Eidgenossen theilte, der das Jahr zuvor Brutulus Papius zum Opfer gefallen war, sei es dafs er nicht im Stande war der kriegesmüden Partei es zu wehren, die

* Der Ort ist im Allgemeinen gewifs genug, da Caudium sicher bei Arpaja lag; ob aber das Thal zwischen Arpaja und Montesarchio gemeint ist oder das zwischen Arienzo und Arpaja, ist um so zweifelhafter, als das letztere seitdem durch Naturereignisse um mindestens 100 Palmen aufgehöht zu sein scheint. Ich folge der gangbaren Annahme ohne sie vertreten zu wollen.

den beispiellosen Sieg ihm verdarb. Die gestellten Bedingungen waren mäfsig genug: Rom solle die vertragswidrig angelegten Festungen — Cales und Fregellae — schleifen und den gleichen Bund mit Samnium erneuern. Für die Ausführung bürgte der Eid der commandirenden Feldherren und aller Stabsoffiziere, ferner sechshundert aus der römischen Reiterei erlesene Geifseln. Auf diese Bedingungen hin ward das römische Heer entlassen, unverletzt, aber entehrt; denn das siegestrunkene samnitische Heer erliefs den gehafsten Fremden nicht die schimpfliche Form der Waffenstreckung und des Abzugs unter dem Galgen durch. — Allein der römische Senat, unbekümmert um den Eid der Offiziere und um das Schicksal der Geifseln, cassirte den Vertrag und begnügte sich diejenigen, die ihn abgeschlossen hatten, als persönlich für dessen Erfüllung verantwortlich dem Feinde auszuliefern. Es kann der unparteiischen Geschichte wenig darauf ankommen, ob die römische Advocaten- und Pfaffencasuistik hierbei den Buchstaben des Rechts gewahrt oder ob der römische Senat diesen durch seinen Beschluis verletzt hat; menschlich und politisch betrachtet trifft die Römer hier kein Tadel. Es ist sehr gleichgültig, ob nach formellem römischem Staatsrecht der commandirende General befugt war ohne vorbehaltene Ratification der Bürgerschaft Frieden zu schliefsen; dem Geiste und der Uebung der Verfassung nach stand es vollkommen fest, dafs jeder nicht rein militärische Vertrag zur Competenz der bürgerlichen Gewalten gehörte. Es war ein gröfserer Fehler des samnitischen Feldherrn den römischen die Wahl zu stellen zwischen Rettung ihres Heeres und Ueberschreitung ihrer Vollmacht, als der römischen, dafs sie nicht die Seelengröfse hatten die letztere Anmuthung unbedingt zurückzuweisen. Dafs der römische Senat einen solchen Vertrag nicht annahm, war recht und nothwendig. Kein grofses Volk giebt was es besitzt anders hin als unter dem Druck der Nothwendigkeit; alle Abtretungsverträge sind Anerkenntnisse einer solchen, nicht sittliche Verpflichtungen. Wenn jedes Volk mit Recht seine Ehre darein setzt schimpfliche Verträge mit den Waffen zu zerreifsen, wie kann ihm dann die Ehre gebieten an einem solchen Vertrage, zu dem ein unglücklicher Feldherr moralisch genöthigt worden ist, geduldig festzuhalten, wenn die Schande brennt und die Kraft ungebrochen dasteht?

So brachte der Friedensvertrag von Caudium nicht die Ruhe, die man thöricht gehofft hatte, sondern nur Krieg und

wieder Krieg, mit gesteigerter Erbitterung auf beiden Seiten durch die verscherzte Gelegenheit, das gebrochene feierliche Wort, die geschändete Waffenehre, die preisgegebenen Kameraden. Die ausgelieferten römischen Offiziere wurden von den Samniten nicht angenommen, theils weil sie zu grofs dachten um an diesen Unglücklichen ihre Rache zu üben, theils weil sie damit den Römern würden zugestanden haben, dafs das Bundnifs nur die Schwörenden verpflichtet habe, nicht den römischen Staat. Hochherzig verschonten sie sogar die Geissein, deren Leben nach Kriegsrecht verwirkt war, und wandten sich vielmehr sogleich zum Waffenkampf. Luceria ward besetzt, Fregellae überfallen und erstürmt (434), bevor die Römer die aufgelöste Armee wieder reorganisirt hatten; was man hätte erreichen können, zeigt der Uebertritt der Satricaner zu den Samniten. Aber Rom war nur augenblicklich gelähmt, nicht geschwächt; voll Scham und Erbitterung bot man dort auf, was man an Mannschaft und Mitteln vermochte und stellte den erprobtesten Führer Lucius Papirius Cursor, gleich ausgezeichnet als Soldat wie als Feldherr, an die Spitze des neu gebildeten Heeres. Dasselbe theilte sich; die eine Hälfte zog durch die Sabina und das adriatische Littoral vor Luceria, die andere eben dahin durch Samnium selbst, indem sie das samnitische Heer unter glücklichen Gefechten vor sich her trieb. Man traf wieder zusammen unter den Mauern von Luceria, dessen Belagerung um so eifriger betrieben ward, als dort die römischen Reiter gefangen safsen; die Apuler, namentlich die Arpaner leisteten den Römern wichtigen Beistand, vorzüglich durch Beischaffung der Zufuhr. Nachdem die Samniten zum Entsatz der Stadt eine Schlacht geliefert und verloren hatten, ergab sich Luceria den Römern (435). Papirius genofs die doppelte Freude die verloren gegebenen Kameraden zu befreien und die Galgen von Caudium der samnitischen Besatzung von Luceria zu vergelten. In den folgenden Jahren (435—437) ward der Krieg nicht so sehr in Samnium geführt* als in dem apulischen und frentanischen Gebiet, wo theils die samnitischen Verbündeten gezüchtigt wurden, theils Rom neue Bundesverträge abschlofs mit den apulischen Teanensern und den Canusinern; gleichzeitig ward Satricum zur Botmäfsigkeit zurückgebracht und schwer für

* Dafs zwischen den Römern und Samniten 436. 437 ein förmlicher mehrjähriger Waffenstillstand bestanden habe, ist mehr als unwahrscheinlich.

seinen Abfall bestraft. Alsdann zog der Krieg sich nach Campanien, wo die Römer die Grenzstadt gegen Samnium Saticula (vielleicht S. Agata de' Goti) eroberten (438). Die Samniten zogen die Nuceriner (438) und bald darauf die Nolaner auf ihre Seite; am obern Liris vertrieben die Soraner selbst die römische Besatzung (439); eine Erhebung der Ausoner bereitete sich vor und bedrohte das wichtige Cales. Selbst in Capua regten sich lebhaft die antirömisch Gesinnten; ein samnitisches Heer rückte in Campanien ein und lagerte vor der Stadt, in der Hoffnung durch seine Nähe der Nationalpartei das Uebergewicht zu geben (440). Allein Sora ward von den Römern wieder genommen, nachdem die samnitische Entsatzarmee geschlagen war (440). Die Bewegungen unter den Ausonern wurden mit grausamer Strenge unterdrückt, ehe der Aufstand recht zum Ausbruch kam und gleichzeitig ein Dictator eigends ernannt um die politischen Prozesse gegen die Führer der samnitischen Partei in Capua einzuleiten und abzuurtheilen, so dafs die namhaftesten derselben dem römischen Henker zu entgehen freiwillig den Tod nahmen (440). Das samnitische Heer vor Capua ward geschlagen und zum Abzug aus Campanien gezwungen; die Römer, dem Feinde auf den Fersen folgend, überschritten den Matese und lagerten im Winter 440 vor der Hauptstadt Samniums Bovianum. So ward Nola von selbst gewonnen (441); die Römer waren einsichtig genug durch den günstigsten dem neapolitanischen ähnlichen Bundesvertrag die Stadt für immer von der samnitischen Partei zu trennen. Endlich (441) fiel auch Fregellae, das die Samniten im achten Jahre inne hatten; zweihundert der Bürger, die vornehmsten der nationalen Partei, wurden nach Rom geführt und dort zum warnenden Beispiel für die überall sich regenden Patrioten auf offenem Markte enthauptet. — Hiemit war Apulien und Campanien in den Händen der Römer. Zur endlichen Sicherstellung und bleibenden Beherrschung des eroberten Gebietes wurden in den Jahren 440 bis 442 neue Festungen gegründet: Luceria in Apulien, wohin seiner isolirten und ausgesetzten Lage wegen eine halbe Legion als bleibende Besatzung gesandt ward, ferner Pontiae (die Ponzainseln) zur Sicherung der campanischen Gewässer, Saticula an der campanisch-samnitischen Grenze als Vormauer gegen Samnium, endlich Interamna (bei Monte Cassino) und Suessa Aurunca (Sessa) auf der Strafse von Rom nach Capua. Besatzungen kamen aufserdem nach Calatia, Sora und nach

deren militärisch wichtigen Plätzen. Die Chaussirung der
ofsen Militärstrafse von Rom nach Capua, die der Censor
ppius Claudius 442 veranstaltete, vollendete die Sicherung
mpaniens. Immer vollständiger entwickelten sich die Ab-
hten der Römer; es galt die Unterwerfung Italiens, das von
hr zu Jahr durch das römische Festungs- und Strafsennetz
ger umstrickt ward. Von beiden Seiten schon waren die
mniten von den Römern umsponnen; schon schnitt die Li-
e von Rom nach Luceria Nord- und Südital ien von einander
, wie einst die Festungen Cora und Norba die Volsker und
equer trennten; wie damals auf die Herniker, stutzte Rom sich
tzt auf die Arpaner. Die Italiker mufsten erkennen, dafs
um ihrer aller Freiheit geschehen war, wenn Samnium
terlag, und dafs es hohe Zeit war dem tapfern Bergvolk,
s nun schon funfzehn Jahre allein den ungleichen Kampf
gen die Römer kämpfte, endlich zu Hülfe zu kommen.

Die nächsten Bundesgenossen der Samniten waren die Ta-
ntiner gewesen; allein deren unstete, übermüthige und kurz-
chtige Demagogenpolitik liefs sie da sich betheiligen, wo sie
chts zu schaffen hatten, und da ausbleiben, wo ihr nächstes
teresse sie hinrief. Nach der caudinischen Katastrophe hat-
n sie, als die Römer und Samniten sich in Apulien gegen-
ber standen, Gesandte dorthin geschickt, die beiden Parteien
eboten die Waffen niederzulegen (434). Die Samniten zeigten
ch bereit, allein die Römer antworteten durch die Ausstek-
ung des Zeichens zur Schlacht und so kehrten die Gesandten
verrichteter Sache wieder heim. Vernünftiger Weise konnte
ne Gesandtschaft nichts sein als die Einleitung zu einer
riegserklärung gegen Rom; allein die tarentiner Regierung
ar schwach genug ihrem übermüthigen Gebot keine weitere
olge zu geben, wobei freilich auch mitwirkte, dafs die
mmer noch fortwährende lucanische Fehde ihr die unmittel-
are Betheiligung am Kampf sehr schwierig gemacht haben
ürde. Lieber unterstützte man gegen Agathokles von Syra-
us, der früher in tarentinischen Diensten gestanden hatte
nd in Ungnade war entlassen worden, die oligarchische
tadtpartei in Sicilien und sandte dem Beispiel Spartas fol-
end eine Flotte nach der Insel, die in der campanischen
ee bessere Dienste gethan haben würde (440). — Energi-
cher handelten die nord- und mittelitalischen Völker, die
amentlich durch die Anlegung der Festung Luceria aufge-
uttelt worden zu sein scheinen. Zuerst (443) schlugen die

Etrusker los, deren Friedensvertrag von 403 schon einige Jahre früher zu Ende gegangen war. Die römische Grenzfestung Sutrium hatte eine zweijährige Belagerung auszuhalten und in den heftigen Gefechten, die unter deren Mauern geliefert wurden, zogen die Römer anfänglich in der Regel den Kürzeren. Allein der Consul des Jahres 411 Quintus Fabius Rullianus, ein in den Samnitenkriegen erprobter Führer, stellte nicht blos im römischen Etrurien das Uebergewicht der römischen Waffen wieder her, sondern drang kühn ein in das eigentliche durch die Verschiedenheit der Sprache und die geringen Communicationen den Römern fast unbekannt gebliebene etruskische Land. Der Zug über den noch von keinem römischen Heer überschrittenen cimmischen Wald und die Plünderung des reichen lange vom Kriegsmuth verschont gebliebenen Gebiets brachte ganz Etrurien in Waffen, und die tollkühne Expedition, die der Senat zu spät dem verwegenen Führer verboten hatte, erregte grosse Furcht in Rom, wo man eilte neue Legionen zu bilden. Allein ein rechtzeitiger und entscheidender Sieg des Rullianus, die lange im Andenken des Volkes fortlebende Schlacht am vadimonischen See, machte aus dem unvorsichtigen Beginnen eine gefeierte Heldenthat und brach den Widerstand der Etrusker. Ungleich den Samniten, die seit achtzehn Jahren den ungleichen Kampf fochten, bequemten sich schon nach der ersten Niederlage drei der mächtigsten etruskischen Städte, Perusia, Cortona und Arretium zu einem Sonderfrieden auf dreissig (414) und, nachdem im folgenden Jahre die Römer noch einmal bei Perusia die übrigen Etrusker besiegt hatten, auch die Tarquinienser zu einem Frieden auf vierzig Jahre (416); worauf auch die übrigen Städte vom Kampfe abstanden und in Etrurien Waffenruhe eintrat. — Während dieser Ereignisse hatte der Krieg auch in Samnium nicht geruht. Nachdem der Feldzug von 413 sich gleich den bisherigen auf die Belagerung und Erstürmung einzelner samnitischer Plätze beschränkt hatte, nahm im folgenden Jahre in Folge der etruskischen Diversion der Krieg eine für die Samniten günstige Wendung. Rullianus gefährliche Lage und die Gerüchte über seine Vernichtung veranlassten die Samniten zu neuen Anstrengungen; der römische Consul Gaius Marcius Rutilus wurde von ihnen besiegt und selber schwer verwundet. Aber der Umschwung der Dinge in Etrurien zerstörte die aufleuchtenden Hoffnungen der Samniten. Wieder trat Lucius Papirius gegen sie an die

Spitze der römischen Truppen und siegte in einer grofsen und entscheidenden Schlacht (415), zu der die Samniten ihre letzten Kräfte angestrengt hatten; der Kern ihrer Armee, die Buntröcke mit den Gold-, die Weifsröcke mit den Silberschilden wurde hier aufgerieben und die glänzende Rüstung derselben schmückte seitdem bei festlichen Gelegenheiten die Budenreihen längs des römischen Marktes. Immer höher stieg die Noth, immer hoffnungsloser ward der Kampf. Im folgenden Jahre (416) legten die Etrusker die Waffen nieder und zugleich ergab sich die letzte Stadt Campaniens, die noch zu den Samniten hielt, Nuceria, nachdem die Römer sie zu Wasser und zu Lande gleichzeitig angegriffen hatten, unter günstigen Bedingungen den Römern. Zwar fanden die Samniten neue Bundesgenossen an den Umbrern im nördlichen, an den Marsern und Paeligern im mittleren Italien, ja selbst von den Hernikern traten zahlreiche Freiwillige in die Reihen der Samniten; allein was hätte entscheidend sein können gegen Rom, wenn die Etrusker noch unter Waffen gestanden hätten, vermehrte jetzt blofs die Erfolge des endlichen Sieges, ohne denselben ernstlich zu erschweren. Den Umbrern, die Miene machten, einen Zug nach Rom zu unternehmen, verlegte Rullianus an der obern Tiber mit der Armee von Samnium den Weg, was die geschwächten Samniten zu hindern aufser Stande waren; darauf zerstreute sich der umbrische Landsturm. Der Krieg zog sich alsdann wieder nach Mittelitalien. Die Paeligner wurden besiegt, ebenso die Marser; wenn gleich die übrigen sabellischen Stämme noch dem Namen nach Feinde der Römer blieben, stand doch allmählich Samnium thatsächlich allein. Während die römischen Heere dort standen und dessen Burgen brachen, fielen die Anagniner, die wegen der unter den samnitischen Gefangenen vorgefundenen hernikischen Freiwilligen von den Römern zur Rede gestellt worden waren, offen ab von Rom (418) und schnitten das römische Heer, in dessen Rücken sie standen, von Latium ab. Die Lage war gefährlich; noch einmal war den Samniten das Kriegsglück günstig; Sora und Calatia fielen ihnen in die Hände. Allein die Anagniner, im Stich gelassen von den übrigen Hernikern, unterlagen schnell den von Rom ausgesandten Truppen und rechtzeitig machten diese dem in Samnium stehenden Heere Luft; es war eben alles verloren. Die Samniten baten um Frieden, indefs vergeblich; noch konnte man sich nicht einigen. Erst der Feldzug von 419 brachte die Entscheidung. Die beiden römischen

Consularheere drangen, Tiberius Minucius und nach dessen Fall Marcus Fulvius von Campanien aus durch die Bergpässe, Lucius Postumius vom adriatischen Meer am Biferno hinauf, in Samnium ein, um sich vor der Hauptstadt des Landes, Bovianum, die Hand zu reichen; nach einem entscheidenden Sieg und nach der Gefangennahme der samnitischen Feldherrn Statius Gellius erstürmten die beiden römischen Heere Bovianum. Der Fall des Hauptwaffenplatzes der Landschaft machte dem zweiundzwanzigjährigen Krieg ein Ende. Die samnitischen Besatzungen wurden aus Sora und Arpinum zurückgezogen und von den Samniten Gesandte nach Rom geschickt den Frieden zu erbitten; ihrem Beispiel folgten die sabellischen Stämme, die Marser, Marruciner, Paeligner, Frentaner, Vestiner, Picenter. Die Bedingungen, die Rom gewährte, waren leidlich; Gebietsabtretungen wurden zwar zum Theil vorgeschrieben, zum Beispiel den Paelignern, allein sehr bedeutend scheinen sie nicht gewesen zu sein und es ward das gleiche Bündnifs zwischen diesen Staaten und den Römern erneuert (450). — Vermuthlich um dieselbe Zeit und wohl in Folge des samnitischen Friedens ward auch Friede gemacht zwischen Rom und Tarent. Unmittelbar zwar hatten beide Städte nicht gegen einander gefochten. Roms Bundesgenossen, die Lucaner, machten den Tarentinern und den mit diesen verbündeten Sallentinern während der letzten Jahre des samnitischen Krieges, als die Römer überall im Vortheil und die Samniten in ihre Berge eingeschlossen waren, so viel zu schaffen, dafs die Tarentiner nicht blofs dem Untergang der Samniten zusahen, sondern endlich trotz der mit Alexander gemachten unerfreulichen Erfahrungen sich entschliefsen mufsten zu ihrem eigenen Schutz einen spartanischen Prinzen Kleonymos herbeizurufen. Dieser, mit den mitgebrachten fünftausend Soldnern eine eben so starke in Italien angeworbene Schaar vereinigend und die Zuzüge der Messapier, der kleineren Griechenstädte und vor allem das tarentinische Bürgerheer, zweiundzwanzigtausend Mann stark, an sich ziehend zwang die Lucaner mit Tarent Frieden zu machen und eine samnitisch gesinnte Regierung einzusetzen, wogegen ihnen Metapont aufgeopfert ward. Noch standen die Samniten unter Waffen, als dies geschah; nichts hinderte den Spartaner ihnen zu Hülfe zu kommen und das Gewicht seines starken Heeres und seiner Kriegskunst für die Freiheit der italischen Städte und Völker in die Wagschale zu werfen. Allein er war kein

Alexander oder Pyrrhos, sondern ein gewöhnlicher Freibeuter. Er beeilte sich nicht einen Krieg zu beginnen, bei dem mehr Schläge zu erwarten standen als Beute, sondern machte lieber mit den Lucanern gemeinschaftliche Sache gegen Metapont und liefs es sich wohl sein in der Stadt, während er redete von einem Zug gegen Agathokles von Syrakus und von der Befreiung der sicilischen Griechen. Endlich, als der Widerstand der Samniten gebrochen war und die römischen Heere schon anfingen sich im Südosten der Halbinsel zu zeigen und zum Beispiel 447 das sallentinische Gebiet plündernd durchzogen, ging der spartanische Condottier mit seinen Söldnern zu Schiff und überrumpelte die Insel Kerkyra, die vortrefflich gelegen war um von dort aus gegen Griechenland und Italien Piratenzüge zu unternehmen. So von ihrem Feldherrn im Stich gelassen und zugleich ihrer Bundesgenossen im mittleren Italien beraubt, blieb den Tarentinern so wie den mit ihnen verbündeten Italikern, Lucanern und Sallentinern nichts übrig als mit Rom ein Abkommen nachzusuchen, das auf leidliche Bedingungen gewährt worden zu sein scheint. Bald nachher (451) ward sogar ein Einfall des Kleonymos, der im sallentinischen Gebiet gelandet war und Uria belagerte, von den Einwohnern mit römischer Hülfe abgeschlagen.

Roms Sieg war vollständig; es galt ihn zu nutzen. Dafs den Samniten, den Tarentinern und den ferner wohnenden Völkerschaften überhaupt so mäfsige Bedingungen gestellt wurden, war nicht Siegergrofsmuth, die die Römer nicht kannten, sondern weise und klare Berechnung. Für jetzt galt es vor allem in Mittelitalien die Stellungen noch fester zu sichern und die Sprengung der nördlichen und südlichen Italiker vollständig durchzuführen. Anagnia ward gezwungen in das Unterthänigkeitsverhältnifs (*civitas sine suffragio*) einzutreten; man bedauerte in Rom, dafs die übrigen Städte der Herniker Aletrium, Verulae, Ferentinum nicht gleichfalls abgefallen waren und jeder Vorwand fehlte ihnen das römische Bürgerrecht aufzunöthigen, nachdem sie die Zumuthung freiwillig ihre Freiheit mit demselben zu vertauschen höflich abgelehnt hatten. Dagegen ward Arpinum unterthänig, Frusino verlor ein Drittel seines Gebiets; am obern Liris ward neben Fregellae Sora, die schon früher mit Besatzung belegte Volskerstadt, jetzt auf die Dauer in eine Festung verwandelt und eine Legion von 4000 Mann dahin gelegt. So war das alte Volskergebiet vollständig unterworfen und ging seiner Romanisirung

mit raschen Schritten entgegen. In die Landschaft welche Samnium und Etrurien scheidet, wurden zwei Militärstraßen hineingeführt und durch neue Festungen gesichert. Die nördliche, aus der später die flaminische wurde, deckte die Tiberlinie; sie führte durch das mit Rom verbündete Ocriculum nach Narnia, wie die Römer die alte umbrische Feste Nequinum nannten, als sie dort eine Militärcolonie anlegten (455). Die südliche, die spätere valerische, lief an den Fucinersee über Carsioli und Alba, welche beiden Plätze gleichfalls Colonien erhielten (451 – 453), namentlich das wichtige Alba, der Schlüssel zum Marserland, eine Besatzung von 6000 Mann. Die kleinen Völkerschaften, in deren Gebiet diese Anlagen stattfanden, setzten sich zur Wehre, aber die Umbrer, die in Nequinum sich hartnäckig vertheidigten, die Aequer, die Alba, die Marser, die Carsioli überfielen, konnten Rom freilich nicht aufhalten in seinem Gang und nicht verhindern, daß jene beiden großen Riegel sich zwischen Samnium und Etrurien schoben.

Die hochherzige samnitische Nation begriff es, daß ein solcher Friede verderblicher war als der verderblichste Krieg und was mehr ist, sie handelte danach. Noch standen in Etrurien einzelne Gemeinden gegen Rom im Felde und kurze Waffenstillstände wechselten mit heftigen, aber erfolglosen Gefechten, während auch die Gallier sich nach langer Waffenruhe wieder anfingen zu regen; noch war ganz Mittelitalien in Gährung und zum Theil in offenem Aufstand; noch waren die Festungen in der Anlage begriffen, der Weg zwischen Etrurien und Samnium noch nicht völlig gesperrt. Vielleicht war es noch nicht zu spät die Freiheit zu retten; aber man durfte nicht säumen, die Schwierigkeit der Aufgabe stieg, die Mittel der Abwehr sanken mit jedem Jahre. Nach kaum fünfjähriger Friedensruhe begann die samnitische Eidgenossenschaft im Jahre 456 aufs Neue den Kampf, indem sie zuerst sich mit aller Macht auf die Lucaner warfen und diese zum Anschluß an Samnium nöthigten; vielleicht um Tarent Luft zu machen und es mit zum Krieg heranzuziehen. Natürlich erklärten die Römer sofort den Krieg, auf den man in Samnium gefaßt war; es bezeichnet die Stimmung, daß die samnitische Regierung den römischen Gesandten die Anzeige machte, sie sei nicht im Stande für ihre Unverletzlichkeit ihnen zu bürgen, wenn sie samnitisches Gebiet beträten. — Der Krieg begann also von neuem und wieder durchzogen die römischen Truppen Samnium, während ein zweites Heer in Etrurien focht (456).

die Lucaner wurden zum Frieden gezwungen und lucanische Geifseln nach Rom geführt. Das folgende Jahr konnten beide Consuln nach Samnium sich wenden; Rullianus siegte bei Tifernum, sein treuer Waffengefährte Publius Decius Mus bei Maleventum und fünf Monate hindurch lagerten zwei römische Heere in Feindesland. Die Ursache war, dafs die tuskischen Staaten sich bereit zeigten mit Rom einen Sonderfrieden zu schliefsen; welchen abzuwenden die Samniten das Aeufserste aufboten. Der samnitische Feldherr Gellius Egnatius bot endlich den Etruskern an in ihrem eigenen Lande ihnen Hülfe zu bringen; und diese Zusicherung bewog den tuskischen Bundesrath auszuharren und noch einmal die Entscheidung der Waffen anzurufen. Samnium machte die gewaltigsten Anstrengungen um drei Heere zugleich ins Feld zu stellen, das eine bestimmt zur Vertheidigung des eigenen Gebiets, das zweite zum Einfall in Campanien, das dritte und stärkste nach Etrurien; und wirklich zog im Jahre 458 das letztere, geführt von Egnatius selbst, durch das marsische und das umbrische Gebiet, deren Bewohner im Einverständnifs waren, in Etrurien ein, wo die Städte mit wenigen Ausnahmen gegen Rom sich erhoben und ihre Zuzüge sandten, während sie zugleich gallische Söldnerscharen anwarben. Die Römer hinderten den Abmarsch nicht; sie nahmen in diesem Sommer einige feste Plätze in Samnium und brachen den Einfluss der samnitischen Partei in Lucanien. Als man aber den kühnen und klugen Marsch des samnitischen Heeres erfuhr, ward auch in Rom jeder Nerv angespannt, Freigelassene und Verheirathete in Cohorten formirt — man fühlte hüben und drüben, dafs die Entscheidung bevorstand. Das Jahr 458 jedoch verging, wie es scheint, mit Rüstungen und Märschen. Für das folgende (459) stellten die Römer ihre beiden besten Generale, Publius Decius Mus und den hochbejahrten Quintus Fabius Rullianus an die Spitze der Armee von Etrurien, welche mit allen in Campanien irgend entbehrlichen Truppen verstärkt ward und wenigstens 60000 Mann, darunter über ein Drittel römische Vollbürger zählte; aufserdem ward eine zwiefache Reserve gebildet, die erste bei Falerii, die zweite unter den Mauern der Hauptstadt. Der Sammelplatz der Verbündeten war Umbrien, wo die Strafsen aus dem gallischen, etruskischen und sabellischen Gebiet zusammenliefen; dorthin wandten sich die Consuln, indem sie mit der Hauptmacht an den beiden Ufern der Tiber hinauf marschirten, während zugleich die

erste Reserve eine Bewegung gegen Etrurien machte, um wo möglich die etruskischen Truppen von dem Platz der Entscheidung abzurufen zur Vertheidigung der Heimath. Die erste Begegnung lief nicht glücklich für die Römer ab; ihre Vorhut ward in dem Gebiet von Chiusi geschlagen von den vereinigten Galliern und Samniten. Aber jene Diversion erreichte ihren Zweck; minder hochherzig als die Samniten, die durch die Trümmer ihrer Städte hindurchgezogen waren um auf der rechten Wahlstatt nicht zu fehlen, entfernte sich auf die Nachricht von dem Einfall der römischen Reserve in Etrurien ein grofser Theil der etruskischen Contingente von der Bundesarmee, und die Reihen derselben waren sehr gelichtet, als es am östlichen Abhang des Apennin bei Sentinum zur entscheidenden Schlacht kam. Dennoch war es ein heifser Tag. Auf dem rechten Flügel der Römer stand zwischen Rullianus beiden Legionen und dem samnitischen Heer die Schlacht lange Zeit ohne Entscheidung; auf dem linken, den Publius Decius befehligte, wurde die römische Reiterei durch die gallischen Streitwagen in Verwirrung gebracht und schon begannen die Legionen zu weichen. Da rief der Consul den Priester Marcus Livius heran und hiefs ihn zugleich das Haupt des römischen Feldherrn und das feindliche Heer den unterirdischen Göttern weihen; und alsdann in den dichtesten Haufen der Gallier sich stürzend suchte und fand er den Tod. Diese heldenmüthige Verzweiflung des hohen Mannes, des geliebten Feldherrn war nicht vergeblich. Die fliehenden Soldaten standen wieder, die Tapfersten griffen von Neuem an um den Führer zu rächen oder mit ihm zu sterben; und eben im rechten Augenblick erschien der Consular Lucius Scipio auf Rullianus Befehl mit der Reserve auf dem gefährdeten linken Flügel. Die vortreffliche campanische Reiterei, die den Galliern in die Flanke und den Rücken fiel, gab hier den Ausschlag; die Gallier flohen und endlich wichen auch die Samniten, deren Feldherr Egnatius am Thore des Lagers fiel. Neuntausend Römer bedeckten die Wahlstatt; aber der theuer erkaufte Sieg war solchen Opfers werth. Das Bundesheer löste sich auf und damit der Bund selbst; Umbrien blieb in römischer Gewalt, die Gallier verliefen sich, der Ueberrest der Samniten, noch immer in geschlossener Ordnung, zog durch die Abruzzen ab in die Heimath. Campanien, das die Samniten während des etruskischen Krieges überschwemmt hatten, ward ihnen mit leichter Mühe wieder entrissen. Etrurien hat im

folgenden Jahre (460) um Frieden, den Volsinii, Perusia, Arretium und wohl überhaupt alle dem Bunde gegen Rom beigetretene Städte auf vierzig Jahre abschliefsen mufsten. Aber die Samniten dachten anders; sie rüsteten sich zur hoffnungslosen Gegenwehr mit jenem Muth freier Leute, der das Glück zwar nicht zwingen, aber beschämen kann. Als im Jahre 460 die beiden Consularheere in Samnium einrückten, stiefsen sie überall auf den erbittersten Widerstand; ja Marcus Atilius erlitt eine Schlappe bei Luceria und die Samniten konnten in Campanien eindringen und das Gebiet der römischen Colonie Interamna am Liris verwüsten. Im Jahre darauf lieferte Lucius Papirius Cursor, der Sohn des Helden des ersten samnitischen Krieges, bei Aquilonia eine grofse Feldschlacht gegen das samnitische Heer, dessen Kern, die 16000 Weifsröcke, mit heiligem Eide geschworen hatten den Tod der Flucht vorzuziehen. Indefs das unerbittliche Schicksal fragt nicht nach Schwüren und verzweifeltem Flehen; der Römer siegte und stürmte die Festen, in die die Samniten sich und ihre Habe geflüchtet hatten. Mit beispielloser Ausdauer hielten sich die Eidgenossen in ihren Bergen und Burgen und erfochten noch manchen Vortheil im Einzelnen während der letzten Jahre des verzweifelten Krieges; des alten Rullianus erprobter Arm ward noch einmal (462) gegen sie aufgeboten und Gavius Pontius, vielleicht der Sohn des Siegers von Caudium, erfocht noch für sein Volk einen letzten Sieg, den die Römer niedrig genug an ihm rächten, indem sie ihn, als er später gefangen ward, im Kerker hinrichten liefsen (463). Aber nichts regte sich in Italien; denn der Krieg, den Falerii 461 begann, verdient kaum diesen Namen. Wohl mochte man in Samnium sehnsüchtig die Blicke wenden nach Tarent, das allein noch im Stande war Hülfe zu gewähren; aber sie blieb aus. — Die nächste Ursache der Unthätigkeit Tarents war — aufser der Parteinahme der Lucaner für Rom seit 456 — ohne Zweifel die Furcht vor Agathokles, der eben damals auf dem Gipfel seiner Macht stand und anfing sich gegen Italien zu wenden. Nachdem Kleonymos durch Demetrios den Belagerer von Kerkyra vertrieben war, setzte dort um 455 Agathokles sich fest und bedrohte vom adriatischen wie vom ionischen Meere her die Tarentiner. Diese Furcht war allerdings zum Theil beseitigt, seit Kerkyra im Jahre 459 an König Pyrrhos von Epeiros abgetreten war; allein die kerkyraeischen Angelegenheiten fuhren fort die Tarentiner zu beschäftigen, wie sie denn im Jahre 461

den König Pyrrhos im Besitz der Insel gegen Demetrios schützen halfen, und ebenso hörte Agathokles nicht auf durch seine italische Politik den Tarentinern Sorge zu machen. Als er starb (465) und mit ihm die Macht der Syrakusaner in Italien zu Grunde ging, war es zu spät; Samnium, des siebenunddreifsigjährigen Kampfes müde, hatte das Jahr vorher (464) mit dem römischen Consul Manius Curius Dentatus Friede geschlossen und der Form nach den Bund mit Rom erneuert. Auch diesmal wurden wie im Frieden von 450 keine schimpflichen Bedingungen gestellt und Samnium seiner äufseren Unabhängigkeit nicht beraubt; nicht einmal Gebietsabtretungen scheinen stattgefunden zu haben. Die römische Staatsklugheit zog es vor auf dem bisher eingehaltenen Wege fortzuschreiten und, ehe man ging an die unmittelbare Eroberung des Binnenlandes, zunächst das campanische und adriatische Littoral fest an Rom zu knüpfen. Campanien zwar war längst unterthänig; allein die weitblickende römische Politik fand es nöthig zur Sicherung der campanischen Küste dort zwei Strandfestungen anzulegen, Minturnae und Sinuessa (459), deren neue Bürgerschaften nach dem feststehenden Grundsatz in das volle römische Bürgerrecht eintraten und kein auch nur der Form nach selbstständiges Gemeinwesen bilden durften. Energischer noch ward die Ausdehnung der römischen Herrschaft in Mittelitalien betrieben. Hier wurde den sämmtlichen Sabinern nach kurzer und ohnmächtiger Gegenwehr das römische Unterthanenrecht aufgenöthigt (464) und in den Abruzzen nicht weit von der Küste die starke Festung Hatria angelegt (465), wodurch die über Carsioli und Alba gezogene militärische Linie bis nah an das adriatische Meer geführt war. Aber die wichtigste Gründung von allen war die von Venusia (463), wohin die unerhörte Zahl von 20000 Colonisten geführt ward; die Stadt, in einer ungemein festen Stellung an der Markscheide von Samnium, Apulien und Lucanien, auf der grofsen Strafse zwischen Tarent und Samnium gegründet, war bestimmt als Zwingburg für die umwohnenden Völkerschaften und vor allen Dingen zur Unterbrechung der Verbindung zwischen den beiden mächtigsten Feinden Roms im südlichen Italien. So erstreckte sich, als die samnitischen Kriege zu Ende gingen, das geschlossene römische Gebiet nordwärts bis zum cimmischen Walde, östlich bis an die Abruzzen, südlich bis nach Capua, während die beiden vorgeschobenen Posten, Luceria und Venusia, gegen Osten und Süden auf den Verbindungs-

linien der Gegner angelegt dieselben nach allen Richtungen hin isolirten. Rom war nicht mehr blofs die erste, sondern bereits die herrschende Macht auf der Halbinsel, als gegen das Ende des fünften Jahrhunderts der Stadt diejenigen Nationen, welche die Gunst der Götter und die eigene Tüchtigkeit im Gebiet der alten Civilisation zu den Führern erhoben hatte, begannen sich einander näher zu rücken im Rath und auf dem Schlachtfelde und die Sieger der übrigen sich fertig machten zu dem letzten und entscheidenden Wettkampf.

KAPITEL VII.

König Pyrrhos gegen Rom.

In der Zeit der unbestrittenen Weltherrschaft Roms pflegten die Griechen ihre römischen Herren damit zu ärgern, dafs sie als die Ursache der römischen Gröfse das Fieber bezeichneten, an welchem Alexander von Makedonien den 11. Juni 431 in Babylon verschied. Da es nicht allzu tröstlich war das Geschehene zu überdenken, verweilte man nicht ungern mit den Gedanken bei dem, was hätte kommen mögen, wenn der grofse König, wie es seine Absicht gewesen sein soll als er starb, sich gegen Westen gewendet und mit seiner Flotte den Karthagern das Meer, mit seinen Phalangen den Römern die Erde streitig gemacht haben würde. An Schiffen und Soldaten wenigstens fehlte es ihm nicht und der Autokrat, der damit versehen ist, wird Gründe zur Kriegführung nicht vermissen. Es war des griechischen Königs würdig die Sikelioten gegen Karthago, die Tarentiner gegen Rom zu schützen und dem Piratenwesen auf beiden Meeren ein Ende zu machen; die italischen Gesandtschaften, die in Babylon neben zahllosen andern erschienen, der Brettier, Lucaner, Etrusker, ja der Römer selbst boten Gelegenheit genug die Verhältnisse der Halbinsel kennen zu lernen und Beziehungen dort anzuknüpfen. Karthago mit seinen vielfachen Verbindungen im Orient mufste den Blick des gewaltigen Mannes nothwendig auf sich ziehen, und wohl lag es in Alexanders Sinn die nominelle Herrschaft des Perserkönigs über die tyrische Kolonie in eine wirkliche umzuwandeln; was die Karthager besorgten,

beweist der punische Spion in der unmittelbaren Umgebung Alexanders. Indefs mochten dies Träume oder Pläne sein, der König starb ohne mit den Angelegenheiten des Westens sich beschäftigt zu haben* und mit ihm gingen jene Gedanken zu Grabe. Nur wenige kurze Jahre hatte ein griechischer Mann die ganze intellectuelle Kraft des hellenischen Wesens, die ganze materielle Fülle des Ostens vereinigt in seiner Hand gehalten; mit seinem Tode ging zwar das Werk seines Lebens, die Gründung des Hellenismus im Orient keineswegs zu Grunde, wohl aber ward es fortgeführt in anderer Weise, durch die Spaltung des bisher vereinigten Reiches und unter stetem Hader der verschiedenen aus diesen Trümmern sich bildenden Staaten. Bei solchen Verhältnissen konnten weder die griechischen noch die asiatisch-ägyptischen Staaten daran denken im Occident festen Fufs zu fassen und gegen die Römer oder die Karthager sich zu wenden. Das östliche und das westliche Staatensystem bestanden neben einander ohne politisch in einander zu greifen; und namentlich Rom blieb den Verwicklungen der Diadochenperiode wesentlich fremd. Nur Beziehungen ökonomischer Art stellten sich fest; wie denn zum Beispiel Rhodos, der erste Vertreter einer neutralen Handelspolitik in Griechenland und daher der allgemeine Vermittler des Verkehrs in einer Zeit ewiger Kriege, um das Jahr 448 einen Vertrag mit Rom abschlofs, natürlich einen Handelstractat, wie er begreiflich ist zwischen einem Kaufmannsvolk und den Herren der caeritischen und campanischen Küste. Nicht anderer Art ist auch die Söldnerlieferung, die von dem allgemeinen Werbeplatz der damaligen Zeit, von Hellas aus nach Italien und namentlich nach Tarent ging. Die politischen Beziehungen, zum Beispiel zwischen Tarent und dessen Mutterstadt Sparta wirkten hiebei nur in sehr untergeordneter Weise mit; im Ganzen waren diese Söldnerwerbungen nichts als Geschäfte und Sparta, obwohl es regel-

* Die Richtigkeit von Strabons Erzählung, dafs Alexander der Grofse in Rom Beschwerde geführt habe über die antiatischen Seeräuber, mufs wenigstens dahin gestellt bleiben. Demetrios dem Belagerer sieht es eher ähnlich, dafs er die Piraterie im tyrrhenischen Meer, das er nie mit Augen gesehen, durch Verordnung abschaffte. — Für die Gesandtschaft der Römer nach Babylon besitzen wir dagegen das Zeugnifs des Klitarchos (bei Plinius hist. nat. 3, 5, 57) und es ist kein Grund sie zu bezweifeln; nur darf man weder glauben, dafs sie dem König nach griechischer Sitte einen goldenen Kranz überreichte (Memnon 25) noch überhaupt daraus auf irgend wesentliche Beziehungen der damaligen Machthaber im Osten und Westen schliefsen.

matsig den Tarentinern ihre Hauptleute lieferte, trat mit den Italikern darum so wenig in Fehde wie im nordamerikanischen Freiheitskrieg die deutschen Staaten mit der Union, deren Gegnern sie ihre Unterthanen verkauften.

Nichts anderes als ein abenteuernder Kriegshauptmann war auch König Pyrrhos von Epeiros; er war darum nicht minder ein Glücksritter, dafs er seinen Stammbaum zurückführte auf Aeakos und Achilleus und dafs er, wäre er friedlicher gesinnt gewesen, als ‚König' über ein kleines Bergvolk unter makedonischer Oberherrlichkeit oder auch allenfalls in souveräner Freiheit hätte leben und sterben können. Man hat ihn wohl verglichen mit Alexander von Makedonien; und allerdings, die Gründung eines westhellenischen Reiches, dessen Kern Epeiros, Grofsgriechenland, Sicilien gebildet hätten, das die beiden italischen Meere beherrscht und Rom wie Karthago in die Reihe der barbarischen Grenzvölker des hellenistischen Staatensystems, der Kelten und Inder gedrängt haben würde — dieser Gedanke ist wohl grofs und kühn wie derjenige, der den makedonischen König über den Hellespont führte. Aber nicht blofs der verschiedene Ausgang unterscheidet den östlichen und den westlichen Heerzug. Alexander konnte mit seiner makedonischen Armee, deren Stab namentlich vorzüglich war, dem Grofskönig vollkommen die Spitze bieten; aber der König von Epeiros, das neben Makedonien stand etwa wie Baiern neben Preufsen, erhielt eine nennenswerthe Armee nur durch Söldnerwund durch Bündnisse, die auf zufälligen politischen Combinationen beruhten. Alexander trat im Perserreich auf als Eroberer, Pyrrhos in Italien als Feldherr einer Coalition von Secundärstaaten; Alexander hinterliefs sein Reich vollkommen gesichert durch die unbedingte Unterthänigkeit Griechenlands und das starke unter Antipater zurückbleibende Heer, Pyrrhos bürgte für die Integrität seines eigenen Gebietes nichts als das Wort eines zweifelhaften Nachbarn. Der Schwerpunct der Reiches konnte für beide Eroberer nicht mehr die Heimath sein, wenn die Pläne gelangen; allein eher noch war es ausführbar den Sitz der makedonischen Militärmonarchie nach Babylon zu verlegen als in Tarent oder Syrakus eine Soldatendynastie zu gründen. Die Demokratie der griechischen Republiken, so sehr sie eine ewige Agonie war, liefs sich nun einmal nicht in die straffen Formen des Militärstaats zurückzwingen; Philipp wufste wohl, warum er die griechischen Republiken seinem Reich nicht einverleibte. Im Orient

war ein nationaler Widerstand nicht zu erwarten; herrschende und dienende Stämme lebten dort seit langem neben einander und der Wechsel des Despoten war der Masse der Bevölkerung gleichgültig oder gar erwünscht. Im Occident konnten die Römer, die Samniten, die Karthager auch überwunden werden; aber kein Eroberer mochte die Italiker in ägyptische Fellahs verwandeln oder aus den römischen Bauern Zinspflichtige der hellenischen Barone machen. Was man auch ins Auge fafst, die eigene Macht, die Bundesgenossen, die Kräfte der Gegner — überall erscheint der Plan des Makedoniers als eine ausführbare, der des Epeiroten als eine unmögliche Unternehmung; jener als die Vollziehung einer grofsen geschichtlichen Aufgabe, dieser als ein merkwürdiger Fehlgriff; jener als die Grundlegung zu einem neuen Staatensystem und einer neuen Culturepoche, dieser als eine geschichtliche Episode. Alexanders Werk überlebte ihn, obwohl der Schöpfer zur Unzeit starb; Pyrrhos sah mit eigenen Augen das Scheitern aller seiner Pläne, ehe der Tod ihn abrief. Sie beide waren kühne und grofse Naturen, aber Pyrrhos nur der erste Feldherr, Alexander vor allem der genialste Staatsmann seiner Zeit; und wenn es die Einsicht in das Mögliche und Unmögliche ist, die den Helden vom Abenteurer scheidet, so mufs Pyrrhos diesen zugezählt und darf seinem gröfseren Verwandten so wenig zur Seite gestellt werden wie etwa der Connetable von Bourbon Ludwig dem Elften. — Und dennoch knüpft sich ein wunderbarer Zauber an den Namen des Epeiroten, eine eigene Theilnahme, die allerdings zum Theil der ritterlichen und liebenswürdigen Persönlichkeit desselben gilt, aber mehr noch dem Umstand, dafs er der erste Grieche ist, der den Römern im Kampfe gegenübertritt. Mit ihm beginnen jene Beziehungen zwischen Rom und Hellas, auf denen die ganze spätere Entfaltung der antiken Civilisation und ein wesentlicher Theil der modernen beruht. Der Kampf zwischen Phalangen und Cohorten, zwischen der Söldnerarmee und der Landwehr, zwischen dem Heerkönigthum und dem Senatorenregiment, zwischen dem individuellen Talent und der nationalen Kraft — dieser Kampf zwischen Rom und dem Hellenismus ward zuerst durchgefochten in den Schlachten zwischen Pyrrhos und den römischen Feldherren; und wenn auch die unterliegende Partei noch oft nachher appellirt hat an neue Entscheidung der Waffen, so hat doch jeder spätere Schlachttag das Urtheil nur bestätigt. Wenn aber hier die Griechen

unterliegen, so ist ihr Uebergewicht nicht minder entschieden in jedem anderen nicht politischen Wettkampf und eben schon diese Kämpfe lassen es ahnen, dafs der Sieg Roms über die Hellenen ein anderer sein wird als der über Gallier und Punier, und dafs der Zauber erst zu wirken beginnt, wenn die Lanze zersplittert und Helm und Schild bei Seite gelegt ist.

König Pyrrhos war der Sohn des Aeakides, des Herrn der Molotter (um Janina), welcher, von Alexander geschont als Verwandter und getreuer Lehnsmann, nach dessen Tode in den Strudel der makedonischen Familienpolitik hineingerissen ward und darin zuerst sein Reich und dann das Leben verlor (441). Sein damals sechsjähriger Sohn ward von dem Herrn der illyrischen Taulantier Glaukias gerettet und im Laufe der Kämpfe um Makedoniens Besitz noch ein Knabe von Demetrios dem Belagerer wieder zurückgeführt in sein angestammtes Fürstenthum (447), um es nach wenigen Jahren durch den Einfluss der Gegenpartei wieder einzubüfsen (um 452) und als landflüchtiger Fürstensohn im Gefolge der makedonischen Generale sein Lagerleben zu beginnen. Bald machte seine Persönlichkeit sich geltend. Unter Antigonos machte er dessen letzte Feldzüge mit; der alte Marschall Alexanders hatte seine Freude an dem geborenen Soldaten, dem nach dem Urtheil des ergrauten Feldherrn nur die Jahre fehlten um der erste Kriegsmann der Zeit zu sein. Die unglückliche Schlacht bei Ipsos brachte ihn als Geifsel nach Alexandrien an den Hof der Lagiden, wo er durch sein kühnes und derbes Wesen, seinen alles nicht Militärische gründlich verachtenden Soldatensinn nicht minder des staatsklugen Ptolemaeos Lagos Sohn Aufmerksamkeit auf sich zog als durch seine männliche Schönheit, der das wilde Antlitz, der gewaltige Tritt keinen Eintrag that, die der königlichen Damen. Eben damals gründete der kühne Demetrios sich wieder einmal ein neues Reich, diesmal in Makedonien; natürlich in der Absicht von dort aus die Alexandermonarchie zu erneuern. Es galt ihn niederzuhalten, ihm daheim zu schaffen zu machen; und der Lagide, der solche Feuerseelen, wie der epeirotische Jüngling eine war, vortrefflich für seine feine Politik zu nutzen verstand, that nicht blofs seiner Gemahlin der Königin Berenike einen Gefallen, sondern förderte auch seine eigenen Zwecke, indem er dem jungen Fürsten seine Stieftochter, die Prinzessin Antigone zur Gemahlin gab und dem geliebten ‚Sohn' zur Rückkehr in die Heimath seinen Beistand und seinen mächtigen Einfluss

lich (458). Zurückgekehrt in sein väterliches Reich fiel ihm bald alles zu; die tapfern Epeiroten, die Albanesen des Alterthums, hingen mit angestammter Treue und frischer Begeisterung an dem muthigen Jüngling, dem ‚Adler', wie sie ihn hiefsen. In den Wirren, die nach Kassanders Tod (457) um die makedonische Thronfolge geführt wurden, erweiterte der Epeirote sein Gebiet; nach und nach gewann er das Küstenland mit den wichtigen Handelsstädten Apollonia und Epidamnos, die Inseln Lissos und Kerkyra, ja selbst einen Theil des makedonischen Gebiets, und widerstand mit weit geringeren Streitkräften dem König Demetrios zur Bewunderung der Makedonier selbst. Ja als Demetrios durch seine eigene Thorheit in Makedonien vom Thron gestürzt war, trug man dort dem ritterlichen Gegner, dem Verwandten der Alexandriden denselben freiwillig an (467). In der That, keiner war würdiger als Pyrrhos das königliche Diadem Philipps und Alexanders zu tragen. In einer tief versunkenen Zeit, in der Fürstlichkeit und Niederträchtigkeit gleichbedeutend zu werden begannen, leuchtete hell Pyrrhos persönlich unbefleckter und sittenreiner Charakter. Wie die freien Bauern des makedonischen Stammlandes, obwohl gemindert und verarmt, sich doch fern hielten von dem Verfall der Sitten und der Tapferkeit, den das Diadochenregiment in Griechenland und Asien herbeiführte, schien eben Pyrrhos recht eigentlich zu ihrem König gemacht, er der gleich Alexander in seinem Haus, im Freundeskreise allen menschlichen Beziehungen sein Herz offen hielt und das in Makedonien so verhafste orientalische Sultanwesen stets von sich abwehrte; er der gleich Alexander anerkannt der erste Taktiker seiner Zeit war. Aber jenes seltsam überspannte makedonische Nationalgefühl, das den elendesten makedonischen Herrn dem tüchtigsten Fremden vorzog, jene Widerspenstigkeit gegen jeden nicht makedonischen Führer, welcher der gröfste Feldherr aus Alexanders Schule, der Kardianer Eumenes erlegen war, bereitete auch der Herrschaft des epeirotischen Fürsten ein schnelles Ende. Pyrrhos, der die Herrschaft über Makedonien mit dem Willen der Makedonier nicht führen konnte und zu schwach, vielleicht auch zu hochherzig war sich dem Volke gegen seinen Willen aufzudringen, überliefs schon nach siebenmonatlicher Herrschaft das Land seiner einheimischen Mifsregierung und ging heim zu seinen treuen Epeiroten (467). Aber der Mann, der Alexanders Krone getragen hatte, der Schwager des Demetrios, der Schwiegersohn

des Lagiden und des Agathokles von Syrakus, der hochgebildete Strategiker, der Memoiren und wissenschaftliche Abhandlungen über die Kriegskunst schrieb, konnte unmöglich sein Leben darüber beschliefsen, dafs er die Rechnungen des königlichen Viehverwalters durchsah und jährlich von seinen braven Epeiroten die landüblichen Geschenke an Rindern und Schafen entgegennahm, um sich alsdann am Altar des Zeus von ihnen den Eid der Treue erneuern zu lassen und selbst den Eid auf die Gesetze zu wiederholen und dem allen zu mehrerer Bekräftigung mit ihnen die Nacht hindurch zu zechen. War kein Platz für ihn auf dem makedonischen Thron, so war überhaupt in der Heimath seines Bleibens nicht; er konnte der erste sein und also nicht der zweite. So wandten sich seine Blicke in die Weite. Die Könige, die um Makedoniens Besitz haderten, obwohl sonst in nichts einig, waren gern bereit gemeinschaftlich zu helfen, dafs der gefährliche Nebenbuhler freiwillig ausscheide; und dafs die treuen Epeiroten ihm folgen würden, wohin er sie führte, dessen war er gewifs. Eben damals stellten die italischen Verhältnisse sich so, dafs jetzt wiederum als ausführbar erscheinen konnte, was vierzig Jahre früher Pyrrhos Verwandter, seines Vaters Vetter Alexander von Epeiros und eben erst sein Schwiegervater Agathokles beabsichtigt hatten; und so entschlofs sich Pyrrhos auf seine makedonischen Pläne zu verzichten und im Westen eine neue Herrschaft für sich und für die hellenische Nation zu begründen.

Die Waffenruhe, die der Friede mit Samnium 464 für Italien herbeigeführt hatte, war von kurzer Dauer; der Anstofs zur Bildung einer neuen Ligue gegen die römische Uebermacht kam diesmal von den Lucanern. Dieser Völkerschaft, deren Parteinahme für Rom die Tarentiner während der samnitischen Kriege gelähmt und zu deren Entscheidung wesentlich beigetragen hatte, waren dafür von den Römern die Griechenstädte in ihrem Gebiet preisgegeben worden und sie waren nach dem Frieden beschäftigt in Gemeinschaft mit den Brettiern eine nach der andern zu bezwingen. Die Thurier, wiederholt angegriffen von dem Feldherrn der Lucaner Stenius Statilius und aufs Aeufserste bedrängt, wandten sich um Hülfe nach Rom, ganz wie einst die Campaner gegen die Samniten und ohne Zweifel um den gleichen Preis ihrer Freiheit und Selbstständigkeit. Da durch Venusias Anlage für Rom die Unterstützung der Lucaner entbehrlich geworden

war, gewährten die Römer das Begehren der Thuriner und geboten ihren Bundesfreunden von der Stadt, die sich den Römern ergeben habe, abzulassen. Die Lucaner und Brettier, also von den mächtigeren Verbündeten betrogen um den Antheil an der gemeinschaftlichen Beute, knüpften Verhandlungen an mit der samnitisch-tarentinischen Partei, um eine neue Coalition der Italiker zu Stande zu bringen; als die Römer sie durch eine Gesandtschaft warnen liefsen, setzten sie die Gesandten gefangen und begannen den Krieg gegen Rom mit einem neuen Angriff auf Thurii (um 469), indem sie zugleich nicht blofs die Samniten und die Tarentiner, sondern auch die Norditaliker, die Etrusker, Umbrer, Gallier aufriefen mit ihnen zum Freiheitskampf sich zu vereinigen. In der That erhob sich der etruskische Bund und warb zahlreiche gallische Söldner; das römische Heer, das der Praetor Lucius Caecilius den treugebliebenen Arretinern zu Hülfe führte, ward unter den Mauern dieser Stadt von den senonischen Söldnern der Etrusker vernichtet, der Feldherr selbst fiel mit 13000 seiner Leute (470). Die römischen Gesandten, welche bei den noch dem Namen nach zu Roms Bundesgenossen zählenden Senonen über die Stellung von Reisläufern gegen Rom Klage führen und die unentgeltliche Rückgabe der Gefangenen begehren sollten, wurden erschlagen auf Befehl des Senonenhäuptlings Britomaris, der den Tod seines Vaters an den Römern zu rächen hatte, und in Folge dessen ergriffen die Senonen offen Partei für die Etrusker. Ganz Norditalien, Etrusker, Umbrer, Gallier, stand somit gegen Rom in Waffen; es konnten grofse Erfolge gewonnen werden, wenn auch die südlichen Landschaften den Augenblick ergriffen und sich gegen Rom erklärten. In der That scheinen die immer für die Freiheit einzustehen willigen Samniten den Krieg erklärt zu haben; aber geschwächt und von allen Seiten eingeschlossen wie sie waren, konnten sie dem Bunde wenig nützen, und Tarent zauderte nach seiner Gewohnheit. Während unter den Gegnern Bündnisse verhandelt, Subsidientractate festgesetzt, Söldner zusammengebracht wurden, handelten die Römer und liefsen zunächst die Senonen es empfinden, wie gefährlich es sei die Römer zu besiegen. Der Consul Publius Cornelius Dolabella rückte mit einem starken Heer in ihr Gebiet; was nicht über die Klinge sprang, ward aus dem Lande ausgetrieben — bei einem Hirtenvolk läfst sich das begreifen — und dieser Stamm ausgestrichen aus der Reihe der italischen Nationen (471); es ist nicht un-

wahrscheinlich, dafs diese aus Italien vertriebenen Senonen die gallischen Schwärme bilden halfen, die bald nachher das Donaugebiet, Makedonien, Griechenland, Kleinasien überschwemmen. Die nächsten Nachbarn und Stammgenossen der Senonen, die Boier, erschreckt und erbittert durch die furchtbar schnell sich vollendende Katastrophe, vereinigten sich augenblicklich mit den Etruskern, die noch den Krieg fortführten und deren senonische Söldner jetzt gegen die Römer nicht mehr als Miethlinge, sondern als verzweifelte Rächer der Heimath fochten. Das gesammte etruskisch-gallische Heer zog gegen Rom; allein beim Uebergang über die Tiber in der Nähe des vadimonischen Sees wurden sie von den Römern vollständig geschlagen (471) und nachdem sie das Jahr darauf noch einmal bei Populonia mit nicht besserem Erfolg eine Feldschlacht gewagt hatten, liefsen die Boier ihre Bundesgenossen im Stich und schlossen für sich mit den Römern Frieden (472). So war das gefährlichste Glied der Ligue, das Gallervolk, einzeln überwunden, ehe noch der Bund sich zusammenfand. Rom erhielt dadurch freie Hand gegen Unteritalien, wo in den Jahren 469—471 der Kampf nicht ernstlich geführt worden war und die schwache römische Armee Mühe gehabt hatte sich in Thurii gegen die Lucaner und Brettier zu behaupten. Jetzt (472) erschien der Consul Gaius Fabricius Luscinus mit einem starken Heer vor Thurii, befreite die Stadt, schlug die Lucaner in einem grofsen Treffen und nahm ihren Feldherrn Statilius gefangen. Die kleineren nicht dorischen Griechenstädte, die in den Römern ihre Retter erkannten, fielen ihnen überall freiwillig zu; römische Besatzungen blieben zurück in den wichtigsten Plätzen, namentlich in Lokri, Kroton, Thurii und Rhegion, auf welche letztere Stadt auch die Karthager Absichten zu haben schienen. Ueberall war Rom im entschiedensten Vortheil. Die Vernichtung der Senonen hatte den Römern eine bedeutende Strecke des adriatischen Littorals in die Hände gegeben; man eilte sich dessen zu bemächtigen, ohne Zweifel in Hinblick auf die unter der Asche glimmende Fehde mit Tarent und die schon drohende Invasion der Epeiroten. Es ward (um 471) eine Bürgercolonie geführt nach dem Hafenplatz Sena (Sinigaglia), der ehemaligen Hauptstadt des senonischen Bezirks und gleichzeitig segelte eine römische Flotte aus dem tyrrhenischen Meer in die östlichen Gewässer, offenbar um im adriatischen Meer zu stationiren und dort die römischen Besitzungen zu decken.

Die Tarentiner hatten bisher sich ruhig verhalten und seit dem Vertrag von 450 mit Rom in Frieden gelebt. Sie hatten der langen Agonie der Samniten, der raschen Vernichtung der Senonen zugesehen, sich die Gründung von Venusia, Hadria, Sena, die Besetzung von Thurii und Rhegion gefallen lassen ohne Einspruch zu thun. Aber als jetzt die römische Flotte auf ihrer Fahrt vom tyrrhenischen ins adriatische Meer in die tarentinischen Gewässer gelangte und im Hafen der befreundeten Stadt vor Anker ging, schwoll die langgehegte Erbitterung endlich über; die uralten Verträge, die den römischen Kriegsschiffen untersagten östlich vom lakinischen Vorgebirg zu fahren (s. S. 101), kamen in der Ekklesia zur Sprache; wüthend stürzte der Haufe über die römischen Kriegsschiffe her, die unversehens überfallen nach heftigem Kampf unterlagen; fünf Schiffe wurden genommen und deren Mannschaft hingerichtet oder in die Knechtschaft verkauft, der römische Admiral selbst war in dem Kampf gefallen. Nur der souveraine Unverstand und die souveraine Gewissenlosigkeit der Pöbelherrschaft erklärt diese schmachvollen Vorgänge. Jene Verträge gehörten einer Zeit an, die längst überschritten und verschollen war; es ist einleuchtend, dafs sie wenigstens seit der Gründung von Hadria und Sena schlechterdings keinen Sinn mehr hatten und dafs die Römer im guten Glauben an den Schutz der Verträge in den Golf einfuhren — lag es doch gar sehr in ihrem Interesse, wie der weitere Verlauf der Dinge zeigt, den Tarentinern durchaus keinen Grund zur Kriegserklärung darzubieten. Wollte Tarent den Krieg an Rom erklären, so that es damit blofs was längst hätte geschehen sollen; und wenn man vorzog statt des wirklichen Grundes sich auf Vertragsbruch und dergleichen Vorwände in der Kriegserklärung zu stützen, so liefs sich dagegen weiter nichts sagen, da ja die Diplomatie zu allen Zeiten es unter ihrer Würde erachtet hat das Einfache einfach zu sagen. Allein dafs man, statt den Admiral zur Umkehr aufzufordern, die Flotte mit gewaffneter Hand ungewarnt überfiel, war eine Thorheit nicht minder als eine Barbarei, eine jener entsetzlichen Barbareien der Civilisation, wo die Gesittung plötzlich das Steuerruder verliert und die nackte Gemeinheit vor uns hintritt gleichsam um zu warnen vor dem kindischen Glauben an den Fortschritt der Menschheit. — Und als wäre damit noch nicht genug gethan, überfielen nach dieser Heldenthat die Tarentiner Thurii, dessen römische Besatzung überrumpelt ward und

capitulirte (im Winter 472/3), und bestraften die Thuriner, dieselben die von Tarent stets den Lucanern vertragsmäfsig preisgegeben und dadurch gewaltsam zur Ergebung an Rom gedrängt worden waren, schwer für ihren Abfall von der hellenischen Partei zu den Barbaren.

Die Barbaren verfuhren indefs mit einer Mäfsigung, die bei solcher Macht und nach solchen Kränkungen Bewunderung erregt. Es lag im Interesse Roms die tarentinische Neutralität so lange wie möglich gelten zu lassen, und die leitenden Männer im Senat verwarfen defshalb den Antrag, den eine Minorität in begreiflicher Erbitterung gestellt hatte, den Tarentinern sofort den Krieg zu erklären. Vielmehr ward ihnen ein Vergleich angeboten unter den mäfsigsten Bedingungen, die sich mit Roms Ehre vertrugen: Entlassung der Gefangenen, Rückgabe von Thurii, Auslieferung der Urheber des Ueberfalls der Flotte. Die Tarentiner konnten, ohne ihrer Unabhängigkeit etwas zu vergeben, diese Bedingungen eingehen und bei der geringen Kriegslust der reichen Kaufstadt durfte man in Rom mit Recht annehmen, dafs ein Abkommen noch möglich sei. Mit diesen Vorschlägen ging eine römische Gesandtschaft nach Tarent (473), während gleichzeitig ihren Worten Nachdruck zu geben ein römisches Heer unter dem Consul Lucius Aemilius in Samnium einrückte. Allein auch dieser Versuch den Frieden zu erhalten scheiterte an der Unbotmäfsigkeit des städtischen Pöbels, der sich mit beliebter griechischer Ungezogenheit sogar an der Person der Gesandten in unwürdiger Weise vergriff. Nun rückte der Consul zwar ein in das tarentinische Gebiet, aber noch einmal bot er auf denselben Bedingungen den Frieden, bevor er die Feindseligkeiten begann. Als auch dies vergeblich war, begann er zwar die Aecker und Landhäuser zu verwüsten und schlug die städtischen Milizen, aber die vornehmeren Gefangenen wurden ohne Lösegeld entlassen und man gab die Hoffnung nicht auf, dafs der Kriegsdruck in der Stadt der aristokratischen Partei das Uebergewicht geben und damit den Frieden herbeiführen werde. Die Römer hüteten sich alles auf die Tarentiner nicht aufs Aeufserste zu treiben; womit sie sie nothwendig dem Epeiroten in die Arme geworfen hätten, dessen Absichten auf Italien kein Geheimnis mehr waren. Schon war eine tarentinische Gesandtschaft zu Pyrrhos gegangen und unverrichteter Sache zurückgekehrt; der König hatte mehr begehrt als sie zu bewilligen Vollmacht hatte. Man mufste sich entscheiden. Dafs die Bu-

gerwehr vor den Römern nur wegzulaufen verstand, davon hatte man sich sattsam überzeugt; es blieb nur die Wahl zwischen Frieden mit Rom und Vertrag mit Pyrrhos auf jede dem König gutdünkende Bedingung, das heifst die Wahl zwischen Unterwerfung unter die römische Obermacht oder unter die Tyrannis eines griechischen Soldaten. Die Parteien hielten sich fast in der Stadt die Wage; endlich setzte die demagogische, die trotz Roms anscheinender Mafsigung die Rache für die den Römern zugefügten Schandlichkeiten fürchtete, es durch, dafs man mit Pyrrhos abschlofs. Er erhielt den Oberbefehl über die Truppen der Tarentiner und der übrigen gegen Rom unter Waffen stehenden Italioten; ferner das Recht Besatzung in Tarent zu halten. Dafs Tarent die Kriegskosten trug, versteht sich von selbst. Pyrrhos versprach dagegen in Italien nicht länger als nöthig zu bleiben, vermuthlich unter dem stillschweigenden Vorbehalt über diese Nothwendigkeit nach eigenem Ermessen zu entscheiden. Während die tarentinischen Gesandten — ohne Zweifel die Häupter der Kriegspartei — in Epeiros abwesend waren, schlug indefs in der von den Römern bedrängten Stadt die Stimmung um; schon war der Oberbefehl dem Agis, einem römisch Gesinnten übertragen, als die Rückkehr der Gesandten mit dem abgeschlossenen Tractat in Begleitung von Pyrrhos vertrautem Minister Kineas die Kriegspartei wieder ans Ruder brachte. Endlich ward dem kläglichen Schwanken ein Ende gemacht, indem eine festere Hand die Zügel fafste. Noch im Herbst 473 landete Pyrrhos General Milon mit 3000 Epeiroten, besetzte die Citadelle der Stadt und erlöste die Bürger von dem lästigen Postendienst; Aemilius räumte darauf das Gebiet von Tarent und nahm Winterquartiere in Apulien. Mit der Hauptmacht erschien der König selbst in Tarent zu Anfang des Jahres 474 nach einer stürmischen Ueberfahrt, die zahlreiche Opfer kostete. Ihm folgte ein buntgemischtes Heer, theils bestehend aus den Haustruppen, den Molottern, Thesprotiern, Chaonern, Ambrakioten, theils aus dem makedonischen Fufsvolk und der thessalischen Reiterei, die König Ptolemaeos von Makedonien vertragsmäfsig ihm überlassen, theils aus aetolischen, akarnanischen, athamanischen Söldnern; im Ganzen zählte man 20000 Phalangiten, 2000 Bogenschützen, 500 Schleuderer, 3000 Reiter und 20 Elephanten, also nicht viel weniger als dasjenige Heer betragen hatte, mit dem Alexander funfzig Jahre zuvor den Hellespont überschritt. In Italien indefs standen

die Angelegenheiten der Coalition nicht zum besten; nirgends in ganz Unteritalien hielt dieselbe das Feld und auch in Oberitalien hatten die Etrusker, die allein noch in Waffen standen, in dem letzten Feldzug (473) nichts als Niederlagen erlitten. Die Wirklichkeit bildete einen unerfreulichen Gegensatz zu den grofsen Worten der Verbündeten, die dem König erklärt hatten 350000 Mann zu Fufs und 20000 Reiter ins Feld stellen zu können; das Heer, dessen Oberbefehl man Pyrrhos übertragen, war eben noch erst zu schaffen, wozu vorläufig hauptsächlich nur Tarents eigene Hülfsquellen zu Gebot standen. Der König befahl die Anwerbung eines italischen Söldnerheers mit tarentinischem Gelde und hob die dienstfähigen Leute aus der Bürgerschaft zum Kriegsdienst aus, unter Androhung der Todesstrafe gegen die Säumigen. Natürlich erregte dies Verfahren die gröfste Unzufriedenheit; es war unerträglich, dafs man nun doch fechten mufste, während man gedacht hatte den Sieg wie eine andere Waare für gutes Geld sich zu kaufen. Jetzt gab der Erfolg bei Allen der Friedenspartei Recht und Verbindungen wurden sogar mit Rom angeknüpft oder schienen angeknüpft zu werden. Pyrrhos, auf solchen Widerstand vorbereitet, behandelte die Stadt fortan wie eine eroberte; die Soldaten wurden in die Häuser einquartirt, die Volksversammlungen und die zahlreichen Kränzchen (*συσσίτια*) suspendirt, das Theater geschlossen, die Promenaden gesperrt und die Thore mit epeirotischen Wachen besetzt. Eine Anzahl der führenden Männer wurden als Geifseln über das Meer gesandt; andere entzogen sich dem gleichen Schicksal durch die Flucht nach Rom. Diese strengen, aber nicht grausamen Mafsregeln waren nothwendig, da es schlechterdings unmöglich war sich in irgend einem Sinn auf die Tarentiner zu verlassen; erst jetzt konnte der König, gestützt auf den Besitz der wichtigen Stadt, die Operationen im Felde beginnen.

Auch in Rom wufste man sehr wohl, welchem Kampfe man entgegenging. Vor allem galt es die Treue der Bundesgenossen, das heifst der Unterthanen zu sichern; die unzuverlässigen Städte erhielten Besatzung und wo es nothwendig schien, wurden die Führer der Partei der Unabhängigkeit festgesetzt oder hingerichtet, so zum Beispiel eine Anzahl Glieder des praenestinischen Senats. Für den Krieg wurden grofse Anstrengungen gemacht; es ward eine Kriegssteuer ausgeschrieben, von allen Unterthanen und Bundesgenossen das volle Contingent eingemahnt, ja man rief die eigentlich von

der Dienstpflicht befreiten Proletarier unter die Waffen. Ein römisches Heer blieb als Reserve in Rom, während ein zweites unter dem Consul Tiberius Coruncanius in Etrurien einrückte und Volsinii und Volci zu Paaren trieb. Vor allem aber kam es darauf an dem König entgegenzutreten ehe Unteritalien unter seinen Fahnen sich vereinigte. Man zählte zum Theil auf die römischen Besatzungen in den Griechenstädten; allein die Meuterei der in Rhegion liegenden Truppe — es waren 800 Campaner und 400 Sidiciner unter einem campanischen Hauptmann Decius — entrifs den Römern diese wichtige Stadt ohne sie doch Pyrrhos in die Hände zu geben. Wenn einerseits bei diesem Militäraufstand der Nationalhafs der Campaner gegen die Römer unzweifelhaft mitwirkte, so konnte andrerseits Pyrrhos, der zu Schirm und Schutz der Hellenen über das Meer gekommen war, unmöglich die Truppen in den Bund aufnehmen, welche ihre rheginischen Wirthe in den Häusern niedergemacht hatten; und so blieben sie für sich, im engen Bunde mit ihren Stamm- und Frevelgenossen, den Mamertinern, das heifst den campanischen Söldnern des Agathokles, die das gegenüberliegende Messana in ähnlicher Weise gewonnen hatten, und brandschatzten und verheerten auf ihre eigene Rechnung die umliegenden Griechenstädte, so Kroton, wo sie die römische Besatzung niedermachten, und Kaulonia, das sie zerstörten. Dagegen gelang es den Römern durch ein schwaches Corps, das an der lucanischen Grenze sich aufstellte, und durch die Besatzung von Venusia die Lucaner und Samniten an der Vereinigung mit Pyrrhos zu hindern, während die Hauptmacht, wie es scheint vier Legionen, also mit der entsprechenden Zahl von Bundestruppen mindestens 60000 Mann stark, unter dem Consul Publius Laevinus gegen Pyrrhos marschirte, der zur Deckung der tarentinischen Colonie Herakleia zwischen dieser Stadt und Pandosia* mit seinen eigenen und den tarentinischen Truppen sich aufgestellt hatte (474). Die Römer, die unter Deckung ihrer Reiterei den Uebergang über den Siris erzwangen, eröffneten die Schlacht mit einem hitzigen Reiterangriff, bei dem sie siegten, nachdem der König, der seine Reiter selber führte, vom Pferde gestürzt und die Seinigen dadurch in Unordnung gerathen waren. Indefs Pyrrhos stellte sich an die Spitze des Fufsvolks und

* Bei dem heutigen Anglona; nicht zu verwechseln mit der bekannten Stadt gleichen Namens in der Gegend von Cosenza.

von neuem begann ein entscheidenderer Kampf. Siebenmal trafen die Legionen und die Phalanx im Choc auf einander und immer noch stand der Kampf. Da fiel Megakles, einer der besten Offiziere des Königs, und weil er an diesem heifsen Tage die Rüstung des Königs trug, glaubte das Heer zum zweiten Mal, dafs der König gefallen sei; die Reihen wurden unsicher, schon meinte Laevinus den Sieg in der Hand zu haben und warf seine sämmtliche Reiterei den Griechen in die Flanke. Aber Pyrrhos, entblöfsten Hauptes durch die Reihen des Fufsvolks schreitend, belebte aufs Neue den Muth der Seinigen; gegen die Reiter wurden die bis dahin zurückgehaltenen Elephanten vorgeführt. Die Pferde scheuten vor ihnen, die Reiter wufsten den gewaltigen Thieren nicht beizukommen und wandten sich zur Flucht; die fliehenden Reiter, die nachsetzenden Elephanten lösten endlich auch die geschlossenen Glieder des römischen Fufsvolks und die Elephanten im Verein mit der trefflichen thessalischen Reiterei richteten ein grofses Blutbad unter den Flüchtenden an. Hätte nicht ein tapferer römischer Soldat, Gaius Minucius, der erste Hastat der vierten Legion, einen der Elephanten verwundet und dadurch die verfolgenden Truppen in Verwirrung gebracht, so wäre das römische Heer aufgerieben worden; so gelang es den Rest der römischen Truppen über den Siris zurückzuführen. Indefs der Verlust war grofs; 7000 Römer wurden todt oder wund von den Siegern auf der Wahlstatt gefunden, 2000 gefangen eingebracht; die Römer selbst gaben wohl mit Einschlufs der vom Schlachtfeld zurückgebrachten Verwundeten ihren Verlust an auf 15000 Mann. Aber auch Pyrrhos Heer hatte nicht viel weniger gelitten; gegen 4000 seiner besten Soldaten bedeckten das Schlachtfeld und mehrere seiner tüchtigsten Offiziere waren gefallen. Erwägend, dafs sein Verlust hauptsächlich auf die altgedienten Leute traf, die bei weitem schwerer zu ersetzen waren als die römische Landwehr, und dafs er den Sieg nur der Ueberraschung durch den Elephantenangriff verdankte, die sich nicht oft wiederholen liefs, mochte der König wohl diesen Sieg einer Niederlage vergleichen, wenn er auch nicht so thöricht war, wie die römischen Poeten später erfanden, dies auszusprechen in der Aufschrift des von ihm in Tarent aufgestellten Weihgeschenks. — Zunächst indefs war es ein unschätzbarer Erfolg, der nicht blofs Pyrrhos Feldherrnruhm glänzend bewährte, sondern auch den hinsiechenden Bund der Italioten wenn irgend etwas zur Einigung

und zu energischen Anstrengungen aufrufen konnte. Lucanien war für die Römer verloren; Laevinus zog die dort stehenden Truppen an sich und ging nach Apulien. Die Brettier, Lucaner, Samniten vereinigten sich ungehindert mit Pyrrhos. Mit Ausnahme von Rhegion, das unter dem Druck der campanischen Meuterer schmachtete, fielen die Griechenstädte sämmtlich dem König zu, ja Lokri lieferte ihm freiwillig die römische Besatzung aus; von ihm waren sie überzeugt, und mit Recht, dafs er sie den Italikern nicht preisgeben werde. So war bald ganz Unteritalien mit Ausnahme von Venusia den Römern verloren; aber weiter wirkte der Sieg nicht. Den am Siris Gefangenen, deren tapfere Haltung der ritterliche König durch die ehrenvollste Behandlung vergalt, bot er nach griechischer Sitte an in sein Heer einzutreten; allein er erfuhr, dafs er nicht mit Söldnern focht, sondern mit einem Volke. Nicht einer, weder Römer noch Bundesgenosse, nahm bei ihm Dienste.

Pyrrhos bot den Römern Frieden an. Er traute seinem Siege nicht und hoffte durchsetzen zu können, dafs die griechischen Städte in Italien frei würden und zwischen ihnen und Rom eine Reihe Staaten zweiten und dritten Ranges sich bilde als abhängige Verbündete der neuen griechischen Macht; denn darauf gingen seine Forderungen: Entlassung aller griechischen Städte — also namentlich der campanischen und lucanischen — aus der römischen Botmäfsigkeit und Rückgabe des den Samniten, Dauniern, Lucanern, Brettiern abgenommenen Gebiets, das heifst namentlich Aufgabe von Luceria und Venusia. Konnte ein weiterer Kampf mit Rom auch schwerlich vermieden werden, so war es doch wünschenswerth diesen erst zu beginnen, wenn die westlichen Hellenen unter einem Herrn vereinigt, Sicilien gewonnen, vielleicht Africa erobert war. — Mit solchen Instructionen begab sich Pyrrhos vertrauter Minister, der Thessalier Kineas nach Rom. Der gewandte Unterhändler, den seine Zeitgenossen dem Demosthenes verglichen, so weit sich dem Staatsmann der Rhetor, dem Volksführer der Herrendiener vergleichen läfst, hatte Auftrag die Achtung, die der Sieger von Herakleia für seine Besiegten in der That empfand, auf alle Weise zur Schau zu tragen, den Wunsch des Königs selber nach Rom zu kommen zu erkennen zu geben, durch die im Munde des Feindes so wohlklingende Lob- und durch ernste Schmeichelrede, gelegentlich auch durch wohlangebrachte Geschenke die Gemüther zu des Königs Gunsten zu stimmen,

kurz alle Künste der Cabinetspolitik, wie sie an den Höfen von Alexandria und Antiochia erprobt waren, gegen die Römer zu versuchen. Der Senat schwankte; manchen erschien es der Klugheit gemäfs einen Schritt zurück zu thun, abzuwarten, bis der gefährliche Gegner sich weiter verwickelt haben oder nicht mehr sein würde. Indefs der Altcensor Appius Claudius (Censor 442, Consul 447. 458), der wegen Alters und Blindheit sich von den Staatsgeschäften zurückgezogen hatte, aber in diesem entscheidenden Augenblick sich in den Senat führen liefs, hauchte die ungebrochene Energie einer gewaltigen Natur mit seinen Flammenworten dem jüngeren Geschlecht in die Seele. Man antwortete dem König das stolze Wort, das hier zuerst vernommen und seitdem Staatsgrundsatz ward, dafs Rom nicht unterhandle, so lange auswärtige Truppen auf italischem Gebiet ständen, und das Wort wahr zu machen, wies man den Gesandten sofort aus der Stadt. Der Zweck der Sendung war verfehlt und der gewandte Diplomat, statt mit seiner Redekunst Effect zu machen, hatte vielmehr sich selber imponiren lassen durch diesen männlichen Ernst nach so schwerer Niederlage — er erklärte daheim, dafs in dieser Stadt jeder Bürger ihm erschienen sei wie ein König; freilich, der Hofmann hatte ein freies Volk zu Gesicht bekommen. — Pyrrhos, der während dieser Verhandlungen in Campanien eingerückt war, brach auf die Nachricht von ihrem Ausgang sogleich auf gegen Rom, um den Etruskern die Hand zu reichen, die Bundesgenossen Roms zu erschüttern, die Stadt selber zu bedrohen. Aber die Römer liefsen sich so wenig schrecken wie gewinnen. Auf den Ruf des Heroldes ‚sich einschreiben zu lassen an die Stelle der Gefallenen' hatte die junge Mannschaft sich gleich nach der Schlacht von Herakleia zur Aushebung schaarenweise herbeigedrängt; mit den beiden neugebildeten Legionen und dem aus Lucanien zurückgezogenen Corps war Laevinus stärker als vorher und folgte dem Marsch des Königs. Er vermochte Capua zu decken und einen Versuch des Gegners mit Neapel Verbindungen anzuknüpfen zu vereiteln; so straff war die Haltung der Römer, dafs aufser den unteritalischen Griechen kein namhafter Bundesstaat es wagte vom römischen Bündnifs abzufallen. Da wandte Pyrrhos sich durch die reiche Landschaft, deren blühenden Zustand er bewunderte, Fregellae überrumpelnd und den Uebergang über den Liris erzwingend, gegen Rom selbst. Der Weg ward ihm nicht verlegt; er gelangte bis Anag-

nia, 40000 Schritte von Rom, ja Spätere lassen ihn gleich Hannibal von Praeneste aus die römischen Mauern und Zinnen erblicken. Aber überall schlossen ihm die Städte Latiums die Thore; Laevinus folgte von Campanien aus langsam nach, während von Norden der Consul Tiberius Coruncanius, der mit den Etruskern durch einen rechtzeitigen Friedensschluss sich abgefunden hatte, auch seinerseits die etruskische Armee heranführte und in Rom selbst die Reserve unter dem Dictator Gnaeus Domitius Calvinus sich zum Kampfe fertig machte. Dagegen war nichts auszurichten; dem König blieb nichts übrig als umzukehren und nachdem er eine Zeitlang in Campanien den vereinigten Heeren der beiden Consuln unthätig gegenübergestanden hatte, auch von dort abzuziehen und seine Truppen für den Winter in die befreundeten Städte zu vertheilen; er selbst nahm Winterquartier in Tarent. Hierauf stellten auch die Römer ihre Operationen ein; das Heer bezog Standquartiere bei Firmum im Picenischen, wo auf Befehl des Senats die am Siris geschlagenen Legionen den Winter hindurch zur Strafe unter Zelten campirten.

So endigte der Feldzug des Jahres 474. Der Sondervertrag Etruriens im entscheidenden Augenblick und des Königs unvermutheter Rückzug, der die hochgespannten Hoffnungen der italischen Bundesgenossen gänzlich täuschte, wogen zum grofsen Theil den Eindruck des Sieges von Herakleia auf. Die Italiker beschwerten sich über die Lasten des Krieges, namentlich über die schlechte Mannszucht der bei ihnen einquartirten Söldner, und der König, müde des kleinlichen Gezänks und des unpolitischen wie unmilitärischen Gehabens seiner Bundesgenossen, fing an zu ahnen, dafs die Aufgabe, die ihm zugefallen war, trotz aller taktischen Erfolge politisch unlösbar sein möge. Die Ankunft einer römischen Gesandtschaft, dreier Consulare, darunter der Sieger von Thurii Gaius Fabricius, liefs einen Augenblick wieder bei ihm die Friedenshoffnungen erwachen; allein es zeigte sich bald, dafs sie nur Vollmacht hatten wegen Lösung oder Auswechselung der Gefangenen zu unterhandeln. Pyrrhos schlug diese Forderung ab, allein er entliefs sämmtliche Gefangene zur Feier der Saturnalien auf ihr Ehrenwort; dafs sie es hielten und dafs der römische Gesandte einen Bestechungsversuch abwies, hat man in der Folgezeit in unschicklichster Weise gefeiert. — Mit dem Frühjahr 475 ergriff Pyrrhos abermals die Offensive und rückte in Apulien ein, wohin das römische Heer ihm entge-

genkam. Es blieb dem König nichts übrig als eine zweite Schlacht zu liefern, in der Hoffnung durch einen entscheidenden Sieg die römische Symmachie in diesen Landschaften zu erschüttern. Bei Ausculum (Ascoli di Puglia) trafen beide Heere auf einander. Unter Pyrrhos Fahnen fochten aufser seinen epeirotischen und makedonischen Truppen die italischen Söldner, die Bürgerwehr — die sogenannten Weifsschilder — von Tarent, und die verbündeten Lucaner, Bretter und Samniten, zusammen 70000 Mann zu Fufs, davon 16000 Griechen und Epeiroten, über 8000 Reiter und 19 Elephanten. Mit den Römern standen an diesem Tage die Latiner, Campaner, Volsker, Sabiner, Umbrer, Marruciner, Paeligner, Frentaner und Arpaner; auch sie zählten über 70000 Mann zu Fufs, darunter 20000 römische Bürger und 8000 Reiter. Beide Theile hatten in ihrem Heerwesen Aenderungen vorgenommen. Pyrrhos, mit scharfem Soldatenblick die Vorzüge der Manipularordnung erkennend, hatte auf den Flügeln die lange Fronte seiner Phalangen vertauscht mit einer der Cohortenstellung nachgebildeten unterbrochenen Aufstellung in Echelon, indem er, vielleicht nicht minder aus politischen wie aus militärischen Gründen, zwischen die Abtheilungen seiner eigenen Leute die tarentinischen und samnitischen Cohorten einschob; im Mitteltreffen allein stand die epeirotische Phalanx in geschlossener Reihe. Die Römer führten zur Abwehr der Elephanten eine Art Streitwagen heran, aus denen Feuerbecken an eisernen Stangen hervorragten und auf denen bewegliche zum Herablassen eingerichtete Masten mit Eisenstacheln befestigt waren — gewissermafsen das Vorbild der Enterbrücken, die im ersten punischen Krieg eine so grofse Rolle spielen sollten. — Nach dem griechischen Schlachtbericht, der minder parteiisch scheint als der uns auch vorliegende römische, waren die Griechen am ersten Tage im Nachtheil, da es ihnen nicht gelang an den schroffen und sumpfigen Flufsufern, wo sie gezwungen wurden das Gefecht anzunehmen, ihre Linie zu entwickeln noch Reiterei und Elephanten ins Gefecht zu bringen. Am zweiten Tage kam dagegen Pyrrhos den Römern in der Besetzung des durchschnittenen Terrains zuvor und erreichte so ohne Verlust die Ebene, wo er seine Phalanx ungestört entfaltete. Vergeblich stürzten sich die Römer verzweifelten Muths mit ihren Schwertern auf die Sarissen; die Phalanx stand unerschütterlich jedem Angriff in der Fronte, bis endlich der Ansturm der Elephanten auch

diese Schlacht entschied, nachdem deren zahlreiche Bedeckung die Bemannung der römischen Streitwagen durch Pfeile und Schleudersteine vertrieben und der Bespannung die Stränge zerschnitten hatte. Das Weichen der Bedeckungsmannschaft der römischen Wagen gab das Signal zur allgemeinen Flucht, die indefs nicht sehr zahlreiche Opfer kostete, da das nahe Lager die Verfolgten aufnahm. Dafs während des Haupttreffens ein von der römischen Hauptmacht abgesondertes arpanisches Corps das schwach besetzte epirotische Lager angegriffen und in Brand gesteckt habe, meldet nur der römische Schlachtbericht; wenn es aber auch richtig ist, so haben doch die Römer auf alle Fälle mit Unrecht behauptet, dafs die Schlacht unentschieden geblieben sei. Beide Berichte stimmen vielmehr darin überein, dafs das römische Heer über den Fluss zurückging und Pyrrhos im Besitz des Schlachtfeldes blieb. Die Zahl der Gefallenen war nach dem griechischen Bericht auf römischer Seite 6000, auf griechischer 3505*; unter den Verwundeten war der König selbst, dem ein Wurfspiefs den Arm durchbohrt hatte, während er wie immer im dichtesten Getümmel kämpfte. Wohl war es ein Sieg, den Pyrrhos erfochten hatte, aber es waren unfruchtbare Lorbeeren; ein Sieg der dem König als Feldherrn wie als Soldaten Ehre machte, aber seine politischen Zwecke nicht forderte. Er bedurfte eines glänzenden Erfolges, der das römische Heer auflöste und den schwankenden Bundesgenossen die Gelegenheit und den Anstofs zum Parteiwechsel gab; jetzt wo die römische Armee und die römische Eidgenossenschaft ungebrochen blieben und das griechische Heer, das nichts war ohne seinen Feldherrn, durch dessen Verwundung angefesselt [stillstand], blieb ihm nichts übrig als den Feldzug verloren zu geben und in die Winterquartiere zu gehen, die der König in Tarent nahm, die Römer diesmal in Apulien. Immer deutlicher offenbarte es sich, dafs militärisch die Hilfsquellen des Königs den römischen ebenso nachstanden wie politisch die lose und widerspenstige Coalition den Vergleich nicht aushielt mit der festgegründeten römischen Symmachie. Wohl konnte das

* Diese Zahlen scheinen glaubwürdig. Der römische Bericht giebt, wohl an Todten und Verwundeten, für jede Seite 15000 Mann an, ein späterer sogar auf römischer 5000, auf griechischer 20000 Todte. Es mag hier Platz finden, um an einem der seltenen Beispiele, wo Controle möglich ist, die Unglaubwürdigkeit der Zahlangaben zu zeigen, in denen die Lüge bei den Annalisten lawinenartig anschwillt.

Ueberraschende und Gewaltige in der griechischen Kriegführung, das Genie des Feldherrn noch einen Sieg mehr erfechten wie die von Herakleia und Ausculum, aber mit jedem neuen Siege vermutzten sich die Mittel und es war klar, dafs die Römer sich als die Stärkeren fühlten und den endlichen Sieg mit muthiger Geduld erharrten. Dieser Krieg war nicht das feine Kunstspiel, wie es die griechischen Fürsten verstanden; an der vollen und gewaltigen Energie der Landwehr zerschellten alle strategischen Combinationen. Pyrrhos fühlte wie die Dinge standen; überdrüssig seiner Siege und seine Bundesgenossen verachtend ertrug er ungeduldig was die militärische Ehre ihm vorschrieb, Italien nicht zu verlassen, bevor er seine Schutzbefohlenen vor den Barbaren gesichert haben würde, und gern ergriff er einen Vorwand das lästige Gebot zu umgehen. Diesen boten ihm bald die sicilischen Angelegenheiten.

Nach Agathokles Tode (465) fehlte es den sicilischen Griechen an einer leitenden Macht. Während in den einzelnen hellenischen Städten unfähige Demagogen und unfähige Tyrannen einander ablösten, debuten die Karthager, die alten Herren der Westspitze, ihre Herrschaft ungestört aus und nachdem Akragas ihnen erlegen war, glaubten sie die Zeit gekommen das seit Jahrhunderten standhaft verfolgte Ziel endlich erreichen und die ganze Insel unter ihre Botmäfsigkeit bringen zu können; sie wandten sich zum Angriff auf Syrakus. Die Stadt, die einst mit ihren Heeren und Flotten Karthago den Besitz der Insel streitig gemacht hatte, war durch den inneren Hader und die Schwäche des Regiments so weit gebracht, dafs sie ihre Rettung suchen mufste in dem Schutz ihrer Mauern und in auswärtiger Hülfe; und Niemand konnte diese gewähren als König Pyrrhos. Er, der Tochtermann des Agathokles; sein Sohn und Agathokles Enkel, der damals sechzehnjährige Alexander waren die natürlichen Erben der hochfliegenden Pläne des Herren von Syrakus; und wenn es mit der Freiheit doch zu Ende war, konnte Syrakus dafür Entschädigung finden als Hauptstadt eines westhellenischen Reiches. So trugen die Syrakusaner gleich den Tarentinern und unter ähnlichen Bedingungen dem König Pyrrhos freiwillig die Herrschaft entgegen (um 475) und durch eine seltene Fügung der Dinge schien sich alles zu vereinigen zum Gelingen der grofsartigen, zunächst auf den Besitz von Tarent und Syrakus gebauten Pläne des Epeirotenkönigs. — Freilich war die

nächste Folge von dieser Vereinigung der italischen und sicilischen Griechen unter eine Hand, dafs auch die Gegner sich enger zusammenschlossen. Karthago und Rom verwandelten ihre alten Handelsverträge jetzt in ein Offensiv- und Defensivbündnifs gegen Pyrrhos (475), dessen Bedingungen dahin lauteten, dafs, wenn Pyrrhos römisches oder karthagisches Gebiet betrete, der nicht angegriffene Theil dem angegriffenen auf dessen Gebiet Zuzug leisten und die Hülfstruppen selbst besolden solle; dafs in solchem Fall Karthago die Transportschiffe zu stellen und auch mit der Kriegsflotte den Römern beizustehen sich verpflichte, doch solle deren Bemannung nicht gehalten sein zu Lande für die Römer zu fechten; dafs endlich beide Staaten sich das Wort gäben keinen Sonderfrieden mit Pyrrhos zu schliefsen. Der Zweck des Vertrages war auf römischer Seite einen Angriff auf Tarent möglich zu machen und Pyrrhos von der Heimath abzuschneiden, was ohne Mitwirkung der punischen Flotte nicht ausführbar war; auf Seiten der Karthager den König in Italien festzuhalten, um ihre Absichten auf Syrakus ungestört ins Werk setzen zu können*. Es lag also im Interesse beider Mächte zunächst sich des Meeres zwischen Italien und Sicilien zu versichern. Eine starke karthagische Flotte von 120 Segeln unter dem Admiral Mago ging von Ostia, wohin Mago sich begeben zu haben scheint um jenen Vertrag abzuschliefsen, nach der sicilischen Meerenge. Die Mamertiner, die für ihre Frevel gegen die griechische Bevölkerung Messanas die gerechte Strafe erwartete, wenn Pyrrhos in Sicilien und Italien ans Regiment kam, schlossen sich eng an an die Römer und Karthager und sicherten diesen die sicilische Seite des Passes. Gern hätten die Verbündeten auch Rhegion auf der gegenüberliegenden Küste gehalt; allein verzeihen konnte Rom der campanischen Besatzung unmöglich und ein Versuch der vereinigten Römer und Karthager sich der Stadt mit gewaffneter Hand zu bemächtigen schlug fehl. Von dort segelte die karthagische Flotte nach Syrakus und blockirte die Stadt von der Seeseite,

* Die späteren Römer und mit ihnen die Neueren geben dem Bündnifs die Wendung, als hätten die Römer absichtlich vermieden die karthagische Hülfe in Italien anzunehmen. Das wäre unvernünftig gewesen und die Thatsachen sprechen dagegen. Dafs Mago in Ostia nicht landete, erklärt sich nicht aus solcher Vorsicht, sondern einfach daraus, dafs Latium von Pyrrhos ganz und gar nicht bedroht war und karthagischen Beistandes also nicht bedurfte; und vor Rhegion kämpften die Karthager allerdings für Rom.

während gleichzeitig ein starkes punisches Heer die Belagerung zu Lande begann (476). Es war hohe Zeit, dafs Pyrrhos in Syrakus erschien; aber freilich standen in Italien die Angelegenheiten keineswegs so, dafs er und seine Truppen dort entbehrt werden konnten. Die beiden Consuln des Jahres 476, Gaius Fabricius Luscinus und Quintus Aemilius Papus, beide erprobte Generale, hatten den neuen Feldzug kräftig begonnen und trotz der Niederlagen, die die Römer erlitten hatten, waren nicht sie es, sondern die Sieger, die sich ermattet fühlten und den Frieden herbeiwünschten. Pyrrhos machte noch einen Versuch ein leidliches Abkommen zu erlangen. Der Consul Fabricius hatte dem König einen Ehrenden zugesandt, der ihm den Antrag gemacht gegen gute Bezahlung den König zu vergiften. Zum Dank gab der König nicht blofs alle römischen Gefangenen ohne Lösegeld frei, sondern er fühlte sich so hingerissen von dem Edelsinn seines tapfern Gegners, dafs er zur Belohnung ihnen einen ungemein billigen und günstigen Frieden selber anbot. Kineas scheint noch einmal nach Rom gegangen zu sein und Karthago ernstlich gefürchtet zu haben, dafs sich Rom zum Frieden bequeme. Indefs der Senat blieb fest und wiederholte seine frühere Antwort. Wollte der König nicht Syrakus den Karthagern in die Hände fallen und damit seinen grofsen Plan sich zerstören lassen, so blieb ihm nichts anders übrig als seine italischen Bundesgenossen preiszugeben und sich vorläufig auf den Besitz der wichtigsten Hafenplätze, namentlich von Tarent und Lokri zu beschränken. Vergebens beschworen ihn die Lucaner und Samniten sie nicht im Stich zu lassen; vergebens forderten die Tarentiner ihn auf entweder seiner Feldherrnpflicht nachzukommen oder die Stadt ihnen zurückzugeben. Den klagen und Vorwürfen setzte der König gute Worte oder derbe Abweisung entgegen; Milon blieb in Tarent zurück, des Königs Sohn Alexander in Lokri und mit der Hauptmacht schiffte noch im Frühjahr 476 sich Pyrrhos in Tarent nach Syrakus ein, wo er trotz der karthagischen Flotte glücklich landete.

Durch Pyrrhos Abzug erhielten die Römer freie Hand in Italien, wo Niemand ihnen auf offenem Felde zu widerstehen wagte und die Gegner überall sich einschlossen in ihre Festen oder in ihre Wälder. Indefs der Kampf ging nicht so schnell zu Ende, wie man wohl gehofft haben mochte, weniger theils die Natur dieses Gebirgs- und Belagerungskrieges Schuld war, theils aber wohl auch die Erschöpfung der Römer, von deren

Verlusten das Sinken der Bürgerrolle von 473 auf 479 um 17000 Köpfe zeugt. Noch im Jahre 476 gelang es dem Consul Gaius Fabricius die bedeutendste tarentinische Pflanzstadt Herakleia zu einem Sonderfrieden zu bringen, der unter den günstigsten Bedingungen gewährt ward. Im Feldzug von 477 schlug man sich in Samnium herum, wo ein leichtsinnig unternommener Angriff auf die verschanzten Höhen den Römern viele Leute kostete, und wandte sich alsdann nach dem südlichen Italien, wo die Lucaner und Brettier geschlagen wurden. Ein Versuch Kroton zu überrumpeln mislang, indem Milon von Tarent aus den Römern zuvorkam; die epeirotische Besatzung machte sogar einen glücklichen Ausfall gegen das belagernde Heer. Indefs gelang es endlich dem Consul dennoch dieselbe durch eine Kriegslist zum Abmarsch zu bestimmen und der unvertheidigten Stadt sich zu bemächtigen (477). Wichtiger war es, dafs die Lokrenser, die früher die römische Besatzung dem König ausgeliefert hatten, jetzt den Verrath durch Verrath sühnend die epeirotische erschlugen; womit der ganze Südküste in den Händen der Römer war mit Ausnahme von Rhegion und Tarent. Die Belagerung dieser Stadt ward nicht einmal versucht; abgesehen davon, dafs in dem durch Philipp von Makedonien und Demetrios den Belagerer umgeschaffenen Festungskreis die Römer gegen einen erfahrenen und entschlossenen griechischen Commandanten im entschiedensten Nachtheil waren, bedurfte es dazu einer starken Flotte, und Karthagos Angelegenheiten standen in Sicilien durchaus nicht so, dafs es diese hätte gewähren können. — Pyrrhos Landung auf der Insel hatte mit einem Schlage die Lage der Dinge verändert. Er hatte die Belagerung von Syrakus sofort aufgehoben, alle freien Griechenstädte in kurzer Zeit in seiner Hand vereinigt und als Haupt der sikelischen Conföderation den Karthagern ihre sämmtlichen Besitzungen entrissen bis auf Lilybaeum, wo sie und ebenso die Mamertiner in Messana mit Mühe sich zu behaupten vermochten durch die Hülfe ihrer damals auf dem Mittelmeer unbeschränkt herrschenden Seemacht. Unter solchen Umständen wäre in Gemäfsheit des Vertrags von 475 viel eher Rom im Fall gewesen den Karthagern auf Sicilien Beistand zu leisten als Karthago mit seiner Flotte den Römern Tarent erobern zu helfen; überhaupt aber war man eben von keiner Seite sehr geneigt den Bundesgenossen die Macht zu sichern oder gar zu erweitern. Karthago hatte den Römern die Hülfe erst angeboten, als die

wesentliche Gefahr vorüber war; diese ihrerseits hatten nichts gethan den Abzug des Königs aus Italien, den Sturz der karthagischen Macht in Sicilien zu verhindern. Ja in offener Verletzung der Verträge hatte Karthago dem König einen Sondertrieden angetragen, worin sie sich begnügten mit dem Besitz von Lilybaeon und dem König Geld und Kriegsschiffe zur Verfügung stellten, natürlich zur Ueberfahrt nach Italien und zur Erneuerung des Krieges gegen Rom. Indefs es war einleuchtend, dafs mit dem Besitz von Lilybaeon und der Entfernung des Königs die Stellung der Karthager auf der Insel ungefähr dieselbe gewesen wäre wie vor Pyrrhos Landung; das verlorene Gebiet war leicht wieder gewonnen. So schlug Pyrrhos den nach zwei Seiten hin perfiden Antrag aus und beschäftigte sich mit der Ausrüstung einer Kriegsflotte. Nur Unverstand und Kurzsichtigkeit haben dies später getadelt; es war vielmehr schlechterdings nothwendig und mit den Mitteln der Insel leicht durchzuführen. Abgesehen davon, dafs der Herr von Ambrakia, Tarent und Syrakus nicht ohne Seemacht sein konnte, bedurfte er der Flotte um Lilybaeon zu erobern, um Tarent zu schützen, um Karthago daheim anzugreifen, wie es Agathokles, Regulus, Scipio vor- und nachher mit so grofsem Erfolg gethan. Nie stand Pyrrhos seinem Ziele näher als im Sommer 478, wo er Karthago gedemüthigt vor sich sah, Sicilien beherrschte und mit Tarents Besitz einen festen Fufs in Italien behauptete, und wo die neugeschaffene Flotte, die alle diese Erfolge zusammenknüpfen, sichern und steigern sollte, zur Abfahrt fertig im Hafen von Syrakus lag.

Die wesentliche Schwäche von Pyrrhos Stellung beruhte auf seiner fehlerhaften inneren Politik. Er regierte Sicilien wie er Ptolemaeos hatte in Aegypten herrschen sehen; er respectirte die Gemeindeverfassungen nicht, setzte seine Vertrauten zu Amtleuten über die Städte wann und auf so lange es ihm gefiel, gab zu Richtern anstatt der einheimischen Geschworenen seine Hofleute, sprach Confiscationen, Verbannungen, Todesurtheile nach Gutdünken aus, selbst über diejenigen, die seine Ueberkunft nach Sicilien am lebhaftesten betrieben hatten, legte Besatzungen in die Städte und beherrschte Sicilien nicht als der Führer des Nationalbundes, sondern als König. Mochte er dabei nach orientalisch-hellenistischen Begriffen sich ein guter und weiser Regent zu sein dünken, so ertrugen doch die Griechen mit aller Ungeduld einer in langer Freiheitsagonie aller Zucht entwöhnten Nation diese Verpflan-

zung des Diadochensystems nach Syrakus; sehr bald schien das karthagische Joch dem thörichten Volk erträglicher als das neue Soldatenregiment. Die bedeutendsten Städte knüpften mit den Karthagern, ja mit den Mamertinern Verbindungen an; ein starkes karthagisches Heer wagte wieder sich auf der Insel zu zeigen und überall von den Griechen unterstützt, machte es reißende Fortschritte. Zwar war in der Schlacht, die Pyrrhos ihm lieferte, das Glück wie immer mit dem ‚Adler'; allein es hatte sich bei dieser Gelegenheit offenbart, wie die Stimmung auf der Insel war und was kommen konnte, wenn der König sich entfernte. — Zu diesem ersten und wesentlichsten Fehler beging Pyrrhos einen zweiten; er ging mit der Flotte statt nach Lilybaeon nach Tarent. Augenscheinlich mußte er, eben bei der Gährung in den Gemüthern der Sikelioten, vor allen Dingen erst von dieser Insel die Karthager ganz verdrängt und damit den Unzufriedenen den Rückhalt abgeschnitten haben, ehe er nach Italien sich wenden konnte; hier war nichts zu versäumen, denn Tarent war ihm sicher genug und an den übrigen Bundesgenossen, nachdem sie einmal aufgegeben waren, jetzt wenig gelegen. Es ist begreiflich, daß sein Soldatensinn ihn trieb den nicht sehr ehrenvollen Abzug vom Jahre 476 durch eine glänzende Wiederkehr auszutilgen und daß ihm das Herz blutete, wenn er die Klagen der Lucaner und Samniten vernahm. Allein Aufgaben, wie sie Pyrrhos sich gestellt hatte, können nur gelöst werden von einfachen Naturen, die das Mitleid und selbst das Ehrgefühl zu beherrschen vermögen; und eine solche war Pyrrhos nicht.

Die verhängnißvolle Einschiffung fand statt gegen das Ende des Jahres 478. Unterwegs hatte die neue syrakusanische Flotte mit der karthagischen ein heftiges Gefecht zu bestehen, worin jene eine beträchtliche Anzahl Schiffe einbüßte. Die Kunde von diesem ersten Unfall genügte zum Sturz des sikelischen Reiches; auf sie hin weigerten alle Städte dem König Geld und Truppen und der glänzende Staat brach zusammen so schnell wie er entstanden war, theils weil der König selbst die Treue und Liebe, auf der jeder Staat ruht, in den Herzen seiner Unterthanen untergraben hatte, theils weil es dem Volk an der Hingebung fehlte zur Rettung der Nationalität auf kurze Zeit der Freiheit zu entsagen. Damit war Pyrrhos Unternehmen gescheitert, der Plan seines Lebens ohne Aussicht dahin; er ist fortan ein Abenteurer, der es fühlt was er gewesen und was er jetzt ist, der den Krieg

nicht mehr als Mittel zum Zwecke führt, sondern um im wilden Würfelspiel sich zu betäuben und wo möglich im Schlachtgetümmel einen Soldatentod zu finden. An der italischen Küste angelangt begann der König mit einem Versuch sich Rhegions zu bemächtigen; aber die Campaner erwehrten sich seiner mit Hülfe der Mamertiner und der König ward in dem hitzigen Gefecht vor der Stadt selbst verwundet, indem er einen feindlichen Offizier vom Pferde hieb. Dagegen überrumpelte er Lokri, dessen Einwohner die Niedermetzelung der epeirotischen Besatzung schwer büfsten, und plünderte den reichen Schatz des Persephonetempels daselbst, um seine leere Kasse zu füllen. So gelangte er nach Tarent, angeblich mit 20000 Mann zu Fufs und 3000 Reitern. Aber es waren nicht mehr die erprobten Veteranen von vordem und nicht mehr begeisterte die Italiker in ihnen ihre Retter; das Vertrauen und die Hoffnung, damit man den König fünf Jahre zuvor empfing, waren gewichen, den Verblendeten Geld und Mannschaft ausgegangen. Den schwer bedrängten Samniten, in deren Gebiet die Römer 478/9 überwintert hatten, zu Hülfe rückte der König im Frühjahr 479 ins Feld und zwang bei Benevent auf dem arusinischen Felde den Consul Manius Curius zur Schlacht, bevor er sich mit seinem von Lucanien heranrückenden Collegen vereinigen konnte. Aber ein Versuch durch einen Nachtmarsch den Römern ein Corps in die Flanke zu werfen schlug fehl, da dasselbe sich in den Wäldern verirrte; und nach heftigem Kampf in der Ebene entschieden auch hier wieder die Elephanten die Schlacht, aber diesmal für die Römer, indem sie, von den zur Bedeckung des Lagers aufgestellten Schützen in Verwirrung gebracht, auf ihre eigenen Leute sich warfen. Die Sieger besetzten das Lager; 1300 Gefangene fielen in ihre Hände und vier Elephanten — die ersten, die Rom sah, aufserdem eine unermefsliche Beute, aus deren Erlös später in Rom eine gewaltige Wasserleitung gebaut ward. Ohne Geld und ohne Truppen um das Feld zu halten sandte Pyrrhos an seine Verbündeten, die ihm zur Ausrüstung nach Italien gesteuert hatten, die Könige von Makedonien und Asien; aber man forderte ihn auch in der Heimath nicht mehr und schlug die Bitte ab. Verzweifelnd an dem Erfolg gegen Rom und erbittert durch diese Weigerungen liefs Pyrrhos Besatzung in Tarent und ging selber noch im selben Jahre (479) heim nach Griechenland, wo dem verzweifelten Spieler eher noch sich eine Aussicht bot als bei dem stetigen und gemesseneren

Gang der italischen Verhältnisse. In der That gewann er nicht blofs schnell zurück was von seinem Reiche war abgerissen worden, sondern er griff noch einmal und nicht ohne Erfolg nach der makedonischen Krone. Allein an Antigonos Gonatas ruhiger und umsichtiger Politik und mehr noch an seinem eigenen Ungestüm und der Unfähigkeit den stolzen Sinn zu zähmen [illegible] noch Schlachten, aber keinen Erfolg mehr und verlor Herrschaft und Leben in einem elenden Strafsengefecht im peloponnesischen Argos (482).

In Italien ist der Kampf zu Ende mit der Schlacht bei Benevent; langsam verenden die letzten Zuckungen der italischen Nationalpartei. Zwar so lange der Held, dessen mächtiger Arm es gewagt hatte dem Schicksal in die Zügel zu fallen, noch unter den Lebenden war, hielt er, wenn gleich abwesend, gegen Rom die feste Burg von Tarent. Mochte auch die tarentinische Friedenspartei nach des Königs Entfernung in der Stadt die Oberhand gewinnen, Milon, der für Pyrrhos darin den Befehl führte, wies ihre Anmuthungen ab und liefs die römisch gesinnten Städter in dem Castell, das sie im Gebiet von Tarent sich errichtet hatten, auf ihre eigene Hand Frieden schliefsen mit Rom, wie es ihnen beliebte, ohne darum seine Thore zu öffnen. Aber als Pyrrhos todt war und Milon die Bürgerschaft im Begriff sah die Stadt auszuliefern an die Karthager, die schon mit einer Flotte im Hafen lagen, zog er es vor dem römischen Consul Lucius Papirius die Burg zu übergeben (482) und damit für sich und die Seinigen freien Abzug zu erkaufen — ein ungeheurer Glücksfall für die Römer, denn nach den Erfahrungen, die Philipp vor Perinth und Byzanz, Demetrios vor Rhodos, Pyrrhos vor Lilybaeon gemacht hatten, liefs sich bezweifeln, ob die damalige Strategik überhaupt im Stande war eine regelmäfsig befestigte und von der See her zugängliche Stadt zur Uebergabe zu zwingen; und was hätte kommen mögen, wenn die Punier in Tarent sich gegen die Römer hielten wie in Lilybaeon gegen die Griechen! Nachdem die Uebergabe geschehen war, fuhren die Karthager heim unter dem Vorgeben, dafs sie den Römern hätten zur Hülfe kommen wollen; was sie nachher, als eine römische Gesandtschaft Beschwerde zu führen in Karthago erschien, mit feierlichen Eiden zu bekräftigen sich nicht scheuten. Die Tarentiner erhielten, vermuthlich durch Vermittelung ihrer Emigrirten, die Autonomie zurück; aber Waf-

fen und Schiffe mufsten ausgeliefert und die Mauern niedergerissen werden. In demselben Jahre unterwarfen sich endlich auch die Samniten, Lucaner und Brettier, welche letztere die Hälfte des einträglichen und für den Schiffbau wichtigen Silawaldes abtreten mufsten. Es versteht sich, dafs alle diese Staaten unter der Form eines ewigen Bündnisses, wobei die Römer die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten sich vorbehielten, ihre politische Selbstständigkeit nach aufsen hin verloren und factisch Unterthanen der Römer wurden. — Endlich traf auch die seit zehn Jahren in Rhegion hausende Bande die wohlverdiente Strafe für den Mord der rheginischen Bürger und der Besatzung von Kroton; es war wieder Rom, das die Rache für die Hellenen übernahm, unter Beistand des neuen Herrn von Syrakus Hieron, der nicht blofs Zuzug und Lebensmittel sandte, sondern auch gleichzeitig auf die Schuldgenossen der rheginischen Besatzung, die Mamertiner einen Angriff machte. Trotz des hartnäckigsten Widerstandes der Meuterer wurde Rhegion nach langer Belagerung genommen (484), was von der Besatzung übrig war, in Rom auf offenem Markte gestäupt und enthauptet, die alten Einwohner aber so viel möglich in ihr Vermögen wieder eingewiesen. So war im Jahre 484 ganz Italien zur Ruhe und zur Unterthänigkeit gebracht. Nur die Samniten, die hartnäckigsten Gegner Roms, setzten trotz des officiellen Friedensschlusses noch als ‚Räuber' den Kampf fort, so dafs sogar im Jahre 485 man noch einmal beide Consuln gegen sie schicken mufste. Aber auch der hochherzigste Volksmuth, die tapferste Verzweiflung gehen einmal zu Ende; Schwert und Galgen brachten endlich auch den samnitischen Bergen den Frieden. — Zur Sicherung dieser ungeheuren Erwerbungen wurde wiederum eine Reihe von Colonien angelegt: in Lucanien Paestum und Cosa (481), als Zwingburgen für Samnium Beneventum (486) und Aesernia (um 491), als Vorposten gegen die Gallier Ariminum (486), in Picenum Firmum (um 490) und die Bürgercolonie Castrum novum; die Colonisirung des wichtigen Hafenplatzes Brundisium, der Tarent zu ersetzen bestimmt war, wurde vorbereitet. Die Gründung dieser Colonien erforderte noch einige Kriege mit den kleinen Völkerschaften, deren Gebiet durch diese Anlagen geschmälert ward, den Picentern (485. 486), von denen eine Anzahl in die Gegend von Salernum verpflanzt ward, den Sallentinern (487. 488), den umbrischen Sassinaten (487. 488), welche letzte

nach der Austreibung der Senonen das Gebiet von Ariminum besetzt zu haben scheinen. Der Zweck dieser Gründungen war theils die Sicherung des adriatischen Littorals, hauptsächlich wohl gegen Makedonien und Epeiros, womit es auch zusammenhängt, dafs mit Apollonia, einer der griechischen Handelsstädte im epeirotischen Gebiet Vertrag und Bündnifs gemacht ward; theils die Sicherung Unteritaliens, wo hauptsächlich das Binnenland besetzt ward, während man die minder gefahrdete Südküste gleich der campanischen durch Begünstigung der griechischen Städte, namentlich von Rhegion, Lokri, Thurii, Herakleia für Rom zu sichern sich begnügte. Zu demselben Zweck wurden ferner noch seit 487 vier neue Beamte ernannt, die Flottenquästoren (*quaestores classici*), deren Aufgabe theils die Sicherung der Küste und die Bildung einer Kriegsmarine war, theils die Erhebung der Einkünfte von den neu gewonnenen Domänen und die Oberaufsicht über den von den neuen Bundesgenossen zu leistenden Zuzug. Von diesen vier Quästoren hatte der erste seinen Sitz in dem vornehmsten Hafen Roms, in Ostia; der zweite residirte in Cales und beaufsichtigte die Häfen von Misenum und Brundisium; der dritte die wichtige Seestation Ariminum; der Sitz des vierten ist nicht bekannt. — Diesen militärischen Mafsregeln zur Sicherung der Herrschaft über Italien ging zur Seite die sorgfältigste Ueberwachung und Fortbildung der politischen Institutionen. Die römische Vollbürgerschaft ward erweitert durch die Aufnahme der den Römern nah verwandten und damals wohl schon im Wesentlichen latinisirten Sabiner, nachdem deren Treue in dem letzten Krieg sich erprobt hatte (486). In ähnlicher Weise scheinen um dieselbe Zeit eine Anzahl Gemeinden im südlichen Latium aus dem Unterthanen- in das Bürgerverhältnifs eingetreten zu sein, so dafs seitdem aufser dem altrömischen das ehemalige sabinische Gebiet und ein grofser Theil der Gemeinden Latiums so wie eine Anzahl italischer Küstenstädte eine Bürgerbevölkerung hatten. Ihnen zunächst standen die latinischen Gemeinden, unter denen noch einige wenige altlatinische sich befanden, während bei weitem die gröfsere Zahl bestand aus den von Rom aus gegründeten und durch ganz Italien zerstreuten Festungen. Dafs diese durch Sprach-, Rechts- und Sittengemeinschaft an Rom geknüpften Gemeinden, die kleinen Tyrannen der umliegenden Landschaft, an Rom hielten wie die Vorposten an der Hauptarmee, ist begreiflich. Durch die Latinerstädte ward

Italien von Rom beherrscht, während jenen selbst nicht blofs grofse materielle und politische Vortheile aus ihrer Stellung zu Rom zuflossen, sondern auch einem jeden ihrer Bürger die zwischen Rom und Latium bestehende Freizügigkeit die Gewinnung des Bürgerrechts in der herrschenden Gemeinde möglich machte. Freilich nachdem der Zweck erreicht war, verspürten es auch die Latiner, dafs Rom ihrer nicht mehr so wie bisher bedurfte; es wird im folgenden Buch darzustellen sein, wie für die seit 486, dafs heifst seit der vollständigen Unterwerfung Italiens, gegründeten Städte das freie Zugrecht beschränkt ward. — Neben den beiden Klassen der herrschenden Nation, den römischen Vollbürgern und den Latinern, standen die Unterthanen, theils als Communen römischer Bürger ohne Stimmrecht, wie zum Beispiel Caere und Capua, theils als Bundesstaaten mit vertragsmäfsig festgestellten mehr oder minder geschmälerten Rechten. Für die Treue dieser Unterthanen bürgte im Wesentlichen allerdings die Furcht; allein der Senat war zu staatsklug sich allein darauf zu verlassen. Es ward von Rom aus dafür gesorgt, dafs in jeder Stadt eine römische Partei entstand. Zu dem Ende wurde das demokratische Regiment wo es bestand geändert und die vermöglichen und angesehenen Leute, die zu gewinnen oder zu schrecken waren, überall ans Ruder gebracht. Ein merkwürdiges Exempel in dieser Art ward 489 an Volsinii statuirt. Die Partei der Altbürger, die in Volsinii ähnlich wie in Rom auf gesetzlichem Wege ihre Sonderrechte eingebüfst haben mufs, wandte sich nach Rom um Wiederherstellung der alten Verfassung; worauf die Bürgerschaft, hievon in Kunde gesetzt, die Landesverräther zur gerechten Strafe zog. Allein der römische Senat nahm Partei für die Altbürger und da die Bürgerschaft sich nicht gutwillig fügte, wurden Truppen gesandt um die in anerkannter Wirksamkeit stehende Verfassung von Volsinii zu zerreifsen. Die Zerstörung der alten Hauptstadt Etruriens bewies den Italikern, dafs sie nicht blofs die politische Selbstständigkeit eingebüfst hatten, sondern auch die communale. — In welchem numerischen Verhältnifs diese vier politischen Klassen der Bewohner Italiens zu einander standen, ist nicht mehr auch nur annähernd zu ermitteln*; wohl aber erkennen

* Es ist zu bedauern, dafs wir über die Zahlenverhältnisse nicht genügende Auskunft zu geben im Stande sind. Man kann die Zahl der waf-

wir, dafs Rom die doppelte Klippe vermied die militärischen Kräfte seiner Bundesgenossen und Unterthanen entweder ungenutzt zu lassen oder sie so zu nutzen, dafs die herrschende Gemeinde von den beherrschten abhängig ward. Im Ganzen pflegte bei jedem römischen Heer die Zahl der Bürger und die der Bundesgenossen gleich zu sein, wo denn allerdings wohl jene bei der Aushebung stärker in Anspruch genommen werden mufsten. Unter den Bundesgenossen wurden die latinischen Gemeinden vorzugsweise angezogen, damit die herrschende Nation überall im Heer das Uebergewicht habe. Die kostspieligsten Dienstgattungen wurden dagegen vorzugsweise den Unterthanen überwiesen; so lag die Unterhaltung und Bemannung der Kriegsmarine vorwiegend den griechischen Städten

---

fenfähigen römischen Bürger für die Königszeit auf etwa 20000 anschlagen (S. 70). Eine festgestellte Thatsache ist es, dafs von Albas Fall bis auf die Eroberung von Veii die unmittelbare römische Mark nicht wesentlich erweitert ward; womit es vollkommen übereinstimmt, dafs bis auf das Jahr 367 neue Bürgerbezirke nicht errichtet wurden. Mag man nun auch die Zunahme durch den Ueberschufs der Geborenen über die Gestorbenen, durch Einwanderungen und Freilassungen noch so reichlich in Anschlag bringen, so wird es doch schlechterdings unmöglich sein mit den engen Grenzen eines Gebiets, das schwerlich 30 Quadratmeilen erreichte, die überlieferten Censuszahlen in Uebereinstimmung zu bringen, nach denen die Zahl der waffenfähigen römischen Bürger in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts zwischen 104000 und 150000 schwankt, und im Jahre 362, wofür eine vereinzelte Angabe vorliegt, 152573 betrug. Vielmehr dürften diese Zahlen mit den 84700 Bürgern des servianischen Census auf einer Linie stehen und überhaupt die ganze bis auf die vier Lustren des Servius Tullius hinaufgeführte und mit reichlichen Zahlen ausgestattete ältere Censusliste nichts sein als eine jener scheinbar urkundlichen Traditionen, die eben in ganz detaillirten Zahlenangaben sich gefallen und sich verrathen. — Erst mit der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts begannen theils die grofsen Gebietserwerbungen, theils die Incorporationen ganzer Gemeinden in die römische (S. 223), wodurch die Bürgerrolle plötzlich und beträchtlich steigen mufste. Es ist glaubwürdig überliefert wie an sich glaublich, dafs um 416 man 165000 römische Bürger zählte, wozu es recht gut stimmt, dafs zehn Jahre vorher, als man gegen Latium und Gallien die ganze Miliz unter die Waffen rief, das erste Aufgebot zehn Legionen, also 50000 Mann betrug. Seit den grofsen Gebietserweiterungen in Etrurien, Latium und Campanien zählte man im fünften Jahrhundert durchschnittlich 250000, unmittelbar vor dem ersten punischen Kriege 280000 bis 290000 waffenfähige Bürger. Diese Zahlen sind sicher genug, allein aus einem andern Grunde geschichtlich wenig brauchbar, insofern hier nämlich unzweifelhaft die römischen Vollbürger und die ‚Bürger ohne Stimme', wie zum Beispiel die Caeriten und Capuaner, in einander gerechnet sind, während doch die letztern factisch durchaus den Unterthanen beigezählt werden müssen und Rom viel sicherer zählen konnte auf die hier nicht eingerechneten Zuzüge der Latiner, als auf die campanischen Legionen.

ob und zur Reiterei pflegten die Bundesgenossen in stärkerem — in späterer Zeit in dreifach stärkerem — Verhältnifs als die Römer beigezogen zu werden. Mit allen Mitteln ward dahin gewirkt, dafs die Bundestruppen nicht dazu gelangten als gröfsere militärische Einheiten unter einheimischen Führern den Römern gefährlich werden zu können; die einzelnen Zuzüge wurden defshalb nicht in besondere Corps vereinigt, sondern in kleineren Abtheilungen den römischen Legionen attachirt und die Abtheilungscommandanten von den Römern bestellt, zu den höheren Offizierstellen aber ausschliefslich Römer genommen. — So die einzelnen Städte und Gaue Italiens durch ebenso künstlich wie grofsartig geschlungene Ketten vereinigend vermochte es die römische Gemeinde als Herrin von Italien eine Grofsmacht zu werden, die ebenbürtig eintrat in das System der Staaten des Mittelmeers, aus denen die letzten Kriege eine Reihe von Mittelstaaten, namentlich Tarent, Samnium und Lucanien, ausgestrichen hatten. Gleichsam die officielle Anerkennung empfing Rom in seiner neuen Stellung durch die beiden feierlichen Gesandtschaften, die im Jahre 481 von Alexandreia nach Rom und wieder von Rom nach Alexandreia gingen, und wenn sie auch zunächst nur die Handelsbeziehungen regelten, doch ohne Zweifel schon eine politische Verbindung vorbereiteten. Wie Karthago mit der ägyptischen Regierung um Kyrene rang, mit der römischen um Sicilien bald ringen sollte, so stritt Makedonien mit jener um den bestimmenden Einfluss in Griechenland, mit dieser demnächst um die Herrschaft der adriatischen Küsten; es konnte nicht fehlen, dafs die neuen Kämpfe, die allerseits sich vorbereiteten, in einander eingriffen und dafs Rom nach Ueberwindung Italiens in den weiten Kreis hineingezogen ward, den des grofsen Alexanders Siege und Entwürfe seinen Nachfolgern zum Tummelplatz abgesteckt hatten.

KAPITEL VIII.

Innere Verhältnisse.

Wenn von der Entwicklung der Verfassungen, von den Völkerkämpfen um Herrschaft oder Freiheit, wie sie Italien und insbesondere Rom von der Verbannung des tarquinischen Geschlechts bis zur Ueberwältigung der Samniten und der italischen Griechen bewegten, sich der Blick wendet zu den stilleren Kreisen des menschlichen Daseins, die die Geschichte doch auch beherrscht und durchdringt, so begegnet ihm auch hier überall die Nachwirkung der grofsartigen Ereignisse, durch welche die Fesseln des Geschlechterregiments gesprengt wurden und eine reiche Fülle nationaler Bildungen untergehen mufste um ein Volk zu bereichern. Darf auch der Geschichtschreiber es nicht einmal versuchen den grofsen Gang der Ereignisse in die grenzenlose Mannichfaltigkeit der individuellen Gestaltung hinein zu verfolgen, so überschreitet er doch seine Aufgabe nicht, wenn er aus der zertrümmerten Ueberlieferung einzelne Bruchstücke ergreifend hindeutet auf die wichtigsten Aenderungen, die in dieser Epoche im italischen Volksleben stattgefunden haben. Wenn dabei noch mehr als früher das römische in den Vordergrund tritt, so ist dies nicht blofs in den zufälligen Lücken unsrer Ueberlieferung begründet; vielmehr ist es eine wesentliche Folge der veränderten politischen Stellung Roms, dafs die latinische Nationalität die übrigen italischen zu verdunkeln beginnt. Unter Latiums Einflufs beginnen die Nachbarländer, das südliche Etrurien, die Sabina, das Volskerland, ja selbst Campanien sich in dieser

Epoche zu romanisiren, wovon der fast gänzliche Mangel von Sprachdenkmälern der alten Landesdialecte und das Vorkommen sehr alter römischer Inschriften in diesen Gegenden Zeugnifs ablegt. Die zahlreichen Einzelassignationen und Colonialgründungen in ganz Italien sind nicht blofs militärisch, sondern auch sprachlich und national die vorgeschobenen Posten des latinischen Stammes. Zwar war die Latinisirung Italiens schwerlich schon damals Ziel der römischen Politik; es ist im Gegentheil viel wahrscheinlicher, dafs man den Gegensatz gegen die übrigen Nationalitäten absichtlich aufrecht hielt und es scheint zum Beispiel die Einführung des Lateinischen in den officiellen Sprachgebrauch den von Rom abhängigen Gemeinden keineswegs unbedingt gestattet gewesen zu sein. Indefs konnte es nicht fehlen, dafs nicht mit dem latinischen Volke auch dessen Sprache und Sitte in Italien zunächst das Principat gewann und anfing die übrigen italischen Nationalitäten zu untergraben. — Gleichzeitig wurden dieselben angegriffen von einer anderen Seite und mit einem anders begründeten Uebergewicht durch den Hellenismus. Es war dies die Epoche, wo das Griechenthum seiner geistigen Ueberlegenheit über die übrigen Nationen anfing sich bewufst zu werden und nach allen Seiten hin Propaganda zu machen. Auch Italien blieb davon nicht unberührt. Die merkwürdigste Erscheinung in dieser Art bietet Apulien, das seit dem fünften Jahrhundert Roms allmählich seine barbarische Mundart ablegte und sich im Stillen hellenisirte. Es erfolgte dies ähnlich wie in Makedonien und Epeiros nicht durch Colonisirung, sondern durch Civilisirung, die mit dem tarentinischen Landhandel Hand in Hand gegangen zu sein scheint — wenigstens erklärt es sich bei dieser Annahme, dafs die den Tarentinern befreundeten Landschaften der Poediculer und Daunier die Hellenisirung vollständiger durchführten als die Tarent näher wohnenden, aber beständig mit ihm hadernden Sallentiner, und dafs die am frühesten graecisirten Städte, zum Beispiel Arpi nicht an der Küste gelegen waren. Dafs auf Apulien das griechische Wesen stärkeren Einflufs übte als irgendwo sonst, erklärt sich theils aus seiner Lage, theils aus der geringen Entwicklung einer eigenen nationalen Bildung, theils wohl auch aus seiner dem griechischen Stamm minder fremd als die übrigen italischen gegenüberstehenden Nationalität. Indefs einzeln steht diese Erscheinung keineswegs; vielmehr ist schon früher (S. 226) darauf aufmerksam gemacht worden,

dafs die südlichen sabellischen Stämme, obwohl sie im Verein mit den syrakusanischen Tyrannen zunächst das hellenische Wesen in Grofsgriechenland verdarben und knickten, doch zugleich durch die Berührung und Mischung mit den Griechen theils griechische Sprache neben der einheimischen annahmen, wie die Brettier und Nolaner, theils wenigstens griechische Schrift und griechische Sitte, wie die Lucaner und ein Theil der Campaner. Sogar das entfernte Etrurien zeigt die Ansätze einer verwandten Entwicklung in den bemerkenswerthen dieser Epoche angehörenden Vasenfunden (S. 131), in denen es mit Campanien und Lucanien rivalisirt; und wenn auch Latium und Samnium dem Hellenismus ferner geblieben sind, so fehlt es doch auch hier nicht an Spuren des beginnenden und immer steigenden Einflusses griechischer Bildung. In allen Zweigen der römischen Entwicklung dieser Epoche, in Gesetzgebung und Münzwesen, in der Religion, ja in der Bildung der Stammsage begegnen wir griechischen Spuren; namentlich seit dem Anfang des fünften Jahrhunderts aber, das heifst seit der Eroberung Campaniens scheint der griechische Einfluss sich in weiteren Kreisen geltend gemacht zu haben. In diese Zeit fällt die Einrichtung der auch sprachlich merkwürdigen Graecostasis, einer Tribüne auf dem römischen Markt für die vornehmen griechischen Fremden, zunächst die Massalioten (S. 293). Die Jahrbücher weisen schon als Beinamen vornehmer Römer die griechischen Namen Philippos oder römisch Pilipus, Philo, Sophos, Hypsaeos. Griechische Sitten dringen ein; so der nicht italische Gebrauch Inschriften zur Ehre des Todten auf dem Grabmal anzubringen, wovon die Grabschrift des Lucius Scipio Consul 456 das älteste uns bekannte Beispiel ist; so die gleichfalls den Italikern fremde Weise ohne Staatsbeschluss an öffentlichen Orten Ehrendenkmäler den Vorfahren zu errichten, womit der grofse Neuerer Appius Claudius den Anfang machte, als er in dem neuen Tempel der Bellona Erzschilder mit den Bildern und den Elogien seiner Vorfahren aufhängte (442); so das Darbringen der Palmzweige bei dem Triumph, das zuerst 461 vorkam. Charakteristisch ist die Errichtung der Bildsäulen des tapfersten und des weisesten Griechen auf dem römischen Markt, die während der samnitischen Kriege auf Geheifs des pythischen Apollon stattfand; man wählte den Pythagoras und den Alkibiades, jener der Heiland, dieser der Hannibal der Westhellenen. Wie verbreitet die Kenntnifs des Griechischen schon im fünften Jahr-

hundert unter den vornehmen Römern war, beweisen die Gesandtschaften der Römer nach Tarent, wo der Redner der Römer wenn auch nicht im reinsten Griechisch doch ohne Dollmetsch sprach, und des Kineas nach Rom. Die Wahrheit des Berichts, dafs in älteren Zeiten die römischen Vornehmen ihre Kinder in Etrurien erziehen liefsen, mag dahingestellt bleiben*; das aber leidet kaum einen Zweifel, dafs seit dem fünften Jahrhundert die jungen Römer, die sich den Staatsgeschäften widmeten, durchgängig die Kunde der damaligen Welt- und Diplomatensprache sich erwarben. — So schritt auf dem geistigen Gebiet der Hellenismus ebenso unaufhaltsam vorwärts wie der Römer arbeitete die Erde sich unterthänig zu machen und die kleineren Nationalitäten, wie die sammitische, keltische, etruskische, verloren von zwei Seiten her bedrängt immer mehr an Ausdehnung wie an innerer Kraft.

Ueber die Entwicklung der Rechtsgrundsätze und der Rechtspflege in der römischen Gemeinde ist wenig zu sagen, da die wesentlichen Grundlagen beibehalten wurden, wie sie in der Königszeit sich festgestellt hatten, die Veränderungen aber mit der Beschränkung der Beamtengewalt und den Ständekämpfen eng zusammenhängen und in deren Darstellung schon angedeutet worden sind. Vor allem gehört hierher die Aufzeichnung des Landrechts und die Verpflichtung der rechtsprechenden Beamten auf den geschriebenen Buchstaben anstatt des schwerer zu ermittelnden Herkommens (S. 303. 304). Dafs das wesentlich Neue hiebei eben die Aufzeichnung des Weisthums war, ward gleichfalls schon bemerkt (S. 183); doch leidet es keinen Zweifel, dafs nicht wenige Bestimmungen neu waren und den Zweck hatten nützliche Institutionen zu begründen oder Mifsstände zu heben. Dahin gehören wohl ohne Zweifel die Polizeigesetze, welche die Begräbnifsgelage und die Klagweiber verbieten und der Verschwendung bei Bestattungen in dem Gebrauch von Purpurtüchern, Flötenbläsern und dergleichen eine Grenze setzten — zugleich merkwürdige Zeugnisse

* Es ist sehr die Frage, ob sie nicht zu den zahlreichen Fabeln gehört, die die etruskisirenden Archäologen in Umlauf setzten. Wenigstens begreift sich schwer, was die römischen Knaben in Etrurien lernten, denn dafs das Studium der tuskischen Sprache damals in Rom die Rolle wie jetzt bei uns das der französischen gespielt hätte, werden doch selbst die eifrigsten heutigen Bekenner des Tages-Cultus nicht behaupten; und von der etruskischen Haruspicin etwas zu verstehen galt noch für weit schimpflicher als derselben sich zu bedienen.

für den hohen Culturstand, den die römische Nation damals schon erreicht hatte. Eben dahin sind verschiedene Bestimmungen zu rechnen, die den solonischen Gesetzen geradezu nachgebildet sind: die Sicherung des freien Associationsrechts und der Autonomie der so entstandenen Vereine; die Vorschrift über die Grenzstreifen, die das Abpflügen erschwerte; die Milderung der Strafe des Diebstahls, indem der nicht auf frischer That ertappte Dieb sich fortan lösen konnte durch Leistung des doppelten Ersatzes. Die furchtbar absolute väterliche Gewalt wurde beschränkt durch die Vorschrift, dafs der dreimal vom Vater verkaufte Sohn nicht mehr in dessen Gewalt zurückfallen, sondern fortan frei sein solle; woran später durch eine streng genommen dem Geist des römischen Rechts zuwiderlaufende Rechtsdeduction die Möglichkeit angeknüpft ward, dafs sich der Vater freiwillig der Herrschaft über den Sohn begebe durch Emancipation. Das Schuldrecht ward in ähnlichem Sinn, jedoch erst über ein Jahrhundert nachher, durch das poetelische Gesetz gemildert (S. 195). Die freie Bestimmung endlich über das Vermögen, die dem Herrn desselben bei Lebzeiten schon nach ältestem römischem Recht zugestanden hatte, aber für den Todesfall bisher geknüpft gewesen war an die Einwilligung der Gemeinde, wurde auch von dieser Schranke befreit, indem das Zwölftafelgesetz den Privattestamenten dieselbe Kraft beilegte, welche den in den Curien bestätigten zukam; es war dies ein wichtiger Schritt zur Sprengung der Geschlechtsgenossenschaften und zur völligen Durchführung der Individualfreiheit im Vermögensrecht. — Durchgreifendere Aenderungen als das Recht selbst erlitt die politisch wichtigere und überhaupt veränderlichere Rechtspflegeordnung. In dem Civilverfahren, welches indefs nach den Begriffen dieser Zeit die meisten gegen Mitbürger begangenen Verbrechen einschlofs, wurde die wohl schon früher übliche Theilung des Verfahrens in Feststellung der Rechtsfrage vor dem Magistrat (*ius*) und Entscheidung derselben durch einen vom Magistrat ernannten Privatmann (*iudicium*) mit Abschaffung des Königthums gesetzliche Vorschrift (S. 161); und dieser Trennung hat das römische Privatrecht seine logische und praktische Schärfe und Bestimmtheit zu verdanken*.

* Man pflegt die Römer als das zur Jurisprudenz privilegirte Volk zu preisen und ihr vortreffliches Recht als eine mystische Gabe des Himmels anzustaunen; vermuthlich besonders um sich die Scham zu ersparen über die Nichtswürdigkeit des eigenen Rechtszustandes. Ein Blick auf das bei

Ferner ward die im Eigenthumsprozefs bisher der unbedingten Willkür des Beamten anheimgegebene Entscheidung über den Besitzstand allmählich rechtlichen Regeln unterworfen und neben dem Eigenthums- das Besitzrecht festgestellt, wodurch abermals die Magistratsgewalt einen wichtigen Theil ihrer Macht einbüfste. Gleichzeitig ward das römische Criminalverfahren geordnet, indem das Volksgericht, die bisherige Gnaden- zur rechtlich gesicherten Appellationsinstanz ward. War der Angeklagte vom Beamten verurtheilt und berief sich auf das Volk, so wurde in drei Gemeindeversammlungen die Sache verhandelt, indem der urtheilende Beamte seinen Spruch rechtfertigte und so der Sache nach als öffentlicher Ankläger auftrat; im vierten Termin erst fand die Umfrage (*anquisitio*) statt, indem das Volk das Urtheil bestätigte oder verwarf. Milderung war nicht gestattet. Indem also theils das Criminalurtheil letzter Instanz gefunden ward in denselben Formen und von denselben Organen, die für die Gesetzgebung bestanden, und den Stempel seines Ursprungs aus dem Gnadenverfahren niemals verleugnete, theils die aus den Ständekämpfen hervorgegangene concurrirende Jurisdiction erster Instanz sämmtlicher höherer Magistrate in Criminalprozessen (S. 176) den Mangel einer festen Instructionsbehörde nach sich zog, ward das römische Criminalverfahren vollständig grundsatzlos und zerrüttet und auf gesetzlichem Wege zum Spielball und Werkzeug der politischen Parteien herabgewürdigt; was um so weniger entschuldigt werden kann, als dies Verfahren zwar vorzugsweise für eigentliche politische Verbrechen eingeführt, aber doch auch für andere, zum Beispiel Mord und Wucher anwendbar war. Dazu kam die Schwerfälligkeit jenes Ver-

spiellos schwankende und unentwickelte römische Criminalrecht konnte von der Unhaltbarkeit dieser unklaren Vorstellungen auch diejenigen überzeugen, denen der Satz zu einfach scheinen mochte, dafs ein gesundes Volk ein gesundes Recht hat und ein krankes ein krankes. Abgesehen von allgemeineren staatlichen Verhältnissen, von welchen die Jurisprudenz eben auch und sie vor allem abhängt, liegen die Ursachen der Trefflichkeit des römischen Civilrechts hauptsächlich in zwei Dingen: einmal darin, dafs der Kläger und der Beklagte gezwungen wurden vor allen Dingen die Forderung und ebenso die Einwendung in bindender Weise zu motiviren und zu formuliren; zweitens darin, dafs man für die gesetzliche Fortbildung des Rechtes ein ständiges Organ bestellte und dieß an die Praxis unmittelbar anknüpfte. Mit jenem schnitten die Römer die advokatische Rabulisterei, mit diesem die unfähige Gesetzmacherei ab, so weit sich dergleichen abschneiden läfst, und versöhnten mit beiden die zwei entgegenstehenden Forderungen, dafs das Recht stets fest und dafs es stets zeitgemäfs sei.

fahrens, welche mit verschuldet hat, dafs man sich gewöhnte ein summarisches Criminal- oder vielmehr Polizeiverfahren gegen Sclaven und geringe Leute neben jenem förmlichen zu dulden. Auch hier überschritt der leidenschaftliche Streit um die politischen Prozesse die natürlichen Grenzen und führte Institutionen herbei, die wesentlich dazu beigetragen haben die Römer allmählich von der Idee einer festen sittlichen Rechtsordnung zu entwöhnen.

Noch weniger sind wir im Stande die Weiterbildung der römischen Religionsvorstellungen in dieser Epoche zu verfolgen, die im Allgemeinen einfach festhielt an der einfachen Frömmigkeit der Ahnen, gleich weit entfernt vom Aber- wie vom Unglauben. Die Beziehungen zum Ausland bestehen fort in der alten Weise. Der delphische Apoll wird beschickt wie es üblich ist bei allen unter dem Einfluss griechischer Cultur stehenden Völkern und erhält nach besonderen Erfolgen, wie nach der Eroberung von Veii den Zehnten der Beute (360); ja es wird ihm ein Tempel in der Stadt gebaut (323, erneuert 403) und ebenso gegen das Ende dieser Periode dem von Epidauros im Peloponnes erbetenen und feierlich nach Rom geführten Asklepios oder Aesculap (463). Einzeln wird in schweren Zeitläuften Klage vernommen über das Eindringen ausländischen Aberglaubens, vermuthlich etruskischer Haruspicin (so 326); wo aber dann die Polizei nicht ermangelt ein billiges Einsehen zu thun. In Etrurien dagegen wird, während die Nation in politischer Nichtigkeit und träger Opulenz stockte und verdarb, der stumpfsinnige Fatalismus, die wüste und sinnlose Mystik, die Zeichendeuterei und das Bettelprophetenwesen sich allmählich zu jener Höhe entwickelt haben, auf der wir sie später dort finden. — In dem Priesterwesen traten unsers Wissens durchgreifende Veränderungen nicht ein. Unter den üblen Folgen des Ständehaders ist es schon angeführt worden, dafs man den Collegien der Sachverständigen einen gröfseren Einfluss einzuräumen begann und sich ihrer bediente um politische Acte zu cassiren (S. 190), wodurch theils der Glaube im Volke erschüttert, theils den Pfaffen ein sehr schädlicher Einfluss auf die öffentlichen Geschäfte zugestanden ward.

Dafs der Ackerbau, namentlich der mittlere Grundbesitz auch in dieser Periode die Grundlage aller politischen und socialen Verhältnisse des römischen Staates blieb, bedarf keiner Bemerkung; in dem blühenden Zustand der römischen

Bauerwirthschaften erkannte Pyrrhos scharfer Blick den Grund des politischen und militärischen Uebergewichts der Römer. Aus den römischen Bauern bestand die Volksversammlung wie das Heer und sie waren es, die in die Colonien geführt mit dem Pfluge sicherten, was sie mit dem Schwert gewonnen hatten. Die Geschichte dieses Standes ist die innere Geschichte Roms; es ist schon dargestellt worden, welche gefährliche Krisen dessen Verschuldung im dritten und vierten Jahrhundert herbeiführte, bis mit den entscheidenden politischen Erfolgen Roms theils die Assignationen, Colonisirungen und Incorporationen den Bauernstand wieder vermehrten, theils das Sinken des Zinsfufses und die steigende städtische Entwicklung der Hauptstadt dem latinischen Ackerbauer durch billiges Geld und hohe Kornpreise aufhalfen. — Freilich vermehrte neben der ansässigen Bevölkerung sich auch die nichtbesitzende und vermuthlich in noch stärkerem Verhältnifs. Schon im fünften Jahrhundert waren die Fleischerscharren am Markte den Läden der Geldwechsler gewichen und zog sich zu beiden Seiten desselben eine Reihe glänzender Kaufhallen hin. Es konnte nicht fehlen, dafs in einer Stadt wie Rom auch städtischer Luxus allmählich erblühte und die Zahl der diesem dienstbaren Leute schnell anwuchs; namentlich durch die steigende Zahl der Sclaven, wovon die sehr ernsthafte Sclavenverschwörung des Jahres 335 Zeugnifs giebt, und die dadurch veranlafste Vermehrung der Freigelassenen, die unbequem zu werden anfing, wie man schliefsen kann aus der im Jahre 397 auf die Freilassungen gelegten Steuer von 5 Procent des Werthes der Sclaven und aus der Beschränkung der politischen Rechte der Freigelassenen durch die Censur des Jahres 450. Nur wenige derselben werden dem Ackerbau sich gewidmet haben; die gröfsere Menge betrieb Gewerbe und Handel in Rom für eigene Rechnung und für die ihrer Patrone, denn regelmäfsig hatte der Freilasser einen Antheil, oft die Hälfte von dem Gewinn der von ihm entlassenen Leute sich ausbedungen und häufig überdies gab der Patron ihnen Capital in ihr Geschäft; so dafs bei den Geschäften des Freigelassenen der Patron in nicht viel anderer Weise betheiligt war als bei denen, die der Sclave für Rechnung seines Herrn betrieb. Wenn sich also die städtische und industrielle Betriebsamkeit vermehrte, so flofs doch durch die eigenthümliche Stellung der Sclaven und Freigelassenen ein guter Theil des Gewinns aus dem kleinen Gewerb und Handel in die Kasse

der Grofsen; und dies in Verbindung mit den vom Staat ins Leben gerufenen Lieferungs- und Unternehmungsgesellschaften war der hauptsächliche Grund, dafs neben dem Bauernstande in der römischen Gemeinde niemals eine Klasse unabhängiger Industrieller aufkam. Durch welche Umstände und Manipulationen die grofsen Grundbesitzer in Rom auch die Capitalherren wurden und die Hypothekardarlehen wie den Grofshandel und die Lieferungen und Arbeiten für den Staat in die Hände bekamen, ist schon früher (S. 134. 171) bezeichnet worden.

Ueber den Verkehr der Völker im Innern und mit dem Ausland fliefsen uns die Quellen sehr spärlich. Im Allgemeinen zeugt von der steigenden Regsamkeit desselben der Uebergang der Italiker vom Tausch- zum Geldsystem, der in diese Epoche gehört. Während der ersten drei Jahrhunderte der Stadt ward in Italien, abgesehen von den griechischen Colonien, eigene Münze nicht geschlagen, mit einziger Ausnahme von Populonia und vielleicht einigen benachbarten tuskischen Städten, die aus dem in ihren Gruben gewonnenen Silber attische Didrachmen prägten; die Latiner und vermuthlich auch die Sabeller betrieben ihren Verkehr hauptsächlich mittelst des Kupfers, das als allgemein geltende Waare nach dem Gewicht genommen ward. Es lag somit in der Natur der Verhältnisse, dafs die Mittelitaliker, als sie sich entschlossen nach griechischem Vorbild eine Münze einzuführen, zwar in allem Uebrigen an griechische Muster sich anschlossen, aber statt des Silbers Kupfer zu ihrem Münzmetall erwählten und als Münzeinheit die bisherige Werthseinheit, das Kupferpfund annahmen; womit es zusammenhing, dafs man die Münzen gofs statt sie zu prägen, denn kein Stempel hätte ausgereicht für so grofse und schwere Stücke. Dafs man von Anfang an nicht vollwichtig münzte, ist begreiflich, da der Staat nur auf diesem Wege die verhältnifsmäfsig wohl bedeutenden Herstellungskosten decken und das Einschmelzen der Landesmünze verhindern konnte. — Geschichtlich bemerkenswerth ist es, dafs diese Neuerung in Italien höchst wahrscheinlich von Rom ausgegangen ist und zwar eben von den Decemvirn, die in der solonischen Gesetzgebung das Vorbild auch zur Regulirung des Münzwesens fanden, und dafs sie von Rom aus sich verbreitete über eine Anzahl latinischer, etruskischer, umbrischer und ostitalischer Gemeinden; zum deutlichen Beweise der oberlegenen Stellung, die Rom schon seit dem Anfang des vierten Jahrhunderts in Italien behauptete. Indefs darf dies

nicht so verstanden werden, als sei ein und derselbe Münzfufs in all diesen Städten eingeführt worden; vielmehr ist derselbe durchaus örtlich und so auch wohl das Gebiet einer jeden Münze vorwiegend cantonal gewesen. Trotz dieser localen Verschiedenheiten lassen sich die mittel- und norditalischen Kupfermünzfüfse in drei Gruppen zusammenfassen, innerhalb welcher die Münzen im gemeinen Verkehr als gleichartig behandelt zu sein scheinen: die Münzen der nördlich vom ciminischen Walde gelegenen etruskischen und der umbrischen Städte, die Münzen von Rom und Latium und die des östlichen Littorals; letztere finden wir in ein bestimmtes Verhältnifs gesetzt zu den Silbermünzen, die im südlichen Italien seit alter Zeit gangbar waren und deren Fufs sich auch die italischen Einwanderer, zum Beispiel die Brettier, Lucaner, Nolaner, ja die latinischen Colonien daselbst wie Cales und Suessa und sogar die Römer selbst für ihre unteritalischen Besitzungen aneigneten. Danach wird auch der italische Binnenhandel in dieselben Gebiete zerfallen sein, welche unter sich verkehrten gleich fremden Völkern; dafs in Samnium eine Landesmünze völlig fehlt, ist bezeichnend für die geringere Entwicklung des Verkehrs in diesen Bergdistricten. In der That scheinen die früher sehr engen Handelsverbindungen zwischen Latium und den campanischen Griechen durch die samnitische Einwanderung in Campanien merklich gestört worden zu sein, wovon eine Spur sein mochte die Weigerung der Samniten in Capua und Cumae in der Hungersnoth von 343 den Römern ferner mit campanischem Getreide auszuhelfen; während andrerseits vielfache Spuren dahin führen, dafs der grofsgriechische, namentlich der tarentinische Handel die ganze Ostküste Italiens beherrschte. — Als indefs gegen das Ende dieser Epoche Italien sich unter römischer Herrschaft vereinigt fand, mufste die staatliche Einigung auch jene commerciellen Scheidewände nothwendig beseitigen, während andrerseits die energische Politik der Römer den Unterthanen das Münzrecht unmöglich ferner zugestehen konnte und endlich der Eintritt der römisch-italischen Eidgenossenschaft in das hellenistische Staatensystem dazu nöthigte mit der nationalen auch die mercantile Isolirung aufzugeben. In Folge dessen wurden 485 sämmtliche Münzstätten in Italien auf die Prägung von Scheidemünze beschränkt mit Ausnahme der römischen, in dieser aber ein gemeines italisches Courant geschlagen, das beruhte auf dem Gleichgewicht der beiden bisher gangbaren Münzmetalle und dessen Silber-

stück zugleich der gangbarsten griechischen Münzeinheit, der attischen Drachme im gemeinen Verkehr gleichgesetzt werden konnte, obwohl es um ein Geringes leichter war. Hielt man daneben auch anfangs noch das Kupferstück in der Art fest, dafs es dem nominell entsprechenden Silberstück auch reell im Metallwerth gleichkam, so erlangte doch factisch sehr schnell das Silber die Oberhand in ganz Italien und namentlich in Latium, wo einzelne Städte wie zum Beispiel Signia schon vor 485 einen Versuch gemacht hatten das Silbergeld bei sich einzuführen. Die aus dem Lager des Pyrrhos, aus Samnium und Tarent heimgebrachten Schätze, die reichen Einnahmequellen, welche die Eroberung Italiens geschaffen hatte, machten es möglich das neue Geldstück sofort in grofsen Massen zu schlagen; und wie der Sieg über Pyrrhos und Tarent und die römische Gesandtschaft nach Alexandreia dem griechischen Staatsmann dieser Zeit zu denken geben mochten, so mochte auch der einsichtige griechische Kaufmann wohl nachdenklich werden, wenn ihm diese neuen römischen Drachmen in die Hände kamen, deren flaches, unkünstlerisches und einförmiges Gepräge sie von den gleichzeitigen wunderschönen Münzen des Pyrrhos und der Sikelioten nicht minder unterschied als ihre rechtliche, gleichmäfsige und gewissenhafte Behandlung in Schrot und Korn.

Was den überseeischen Verkehr anlangt, so ist aller Grund anzunehmen, dafs die früher (S. 131) bezeichneten sicilisch-latinischen, etruskisch-attischen und adriatisch-tarentinischen Handelsbeziehungen auch in dieser Epoche fortbestanden. Dafs die Einfuhr der Luxuswaaren zunahm, ist erklärlich; einigermafsen verfolgen können wir dies an der Einfuhr des gemalten Thongeschirrs, das vorzugsweise aus Attika, daneben aus Kerkyra und Sicilien nach Italien kam und in den Gegenden der hellenischen Halbcultur, namentlich in Lucanien, Campanien und Etrurien mit barbarischer Verschwendung zur Ausschmückung der Grabkammern verwandt wurde, während die strenge römische Zucht wie das schlichte sammitische Wesen diesen thörichten Luxus nicht bei sich aufkommen liefsen. Die Gefäfse ältesten Stils, die in Italien sich gefunden haben, dürfen in die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts der Stadt (Ol. 70—80) gesetzt werden, während die zahlreicheren des strengen Stils der ersten, die des vollendet schönen Stils der zweiten Hälfte des vierten angehören, und die an Zahl, Pracht und Gröfse immer zunehmende Masse der übrigen gewöhn-

licher Arbeit im Ganzen dem folgenden Jahrhundert beizulegen sein wird. — Bei der Weise dieser Zeit den Seehandel mit armirten Schiffen zu treiben und der engen Verbindung des Seekrieges oder der Piraterie und des überseeischen Handels hing der letztere wesentlich vom Stand der Kriegsmarine ab. Ganz vernachlässigt ward diese von den Römern zu keiner Zeit; Latium lieferte ihnen zum Schiffbau die schönsten Tannen und Fichten, welche die gerühmten unteritalischen weit übertrafen und die Docks in Rom beweisen allein schon, dafs man nicht daran dachte die Flotte eingehen zu lassen. In der That ward das Weihgeschenk aus der veientischen Beute auf einem römischen Kriegsschiff nach Delphi gesandt (360); die Griechenstädte, die eintraten in die römische Symmachie (zuerst Neapel 428), zur Stellung von Kriegsschiffen verpflichtet; im samnitischen Kriege durch Volksschlufs eine Flotte gegen Nuceria gerüstet (443); ja eine römische Flotte von 25 Schiffen ging nach Corsica ab um dort eine Stadt zu gründen (vor 446), was indefs nicht zur Ausführung kam. Dafs die römischen Städte am tyrrhenischen Meer, namentlich Antium (römische Colonie seit 416) ihren Handel mit bewaffneten Schiffen und also auch gelegentlich das Piratengewerbe betrieben, beweisen die Beschwerden, welche Alexander der Grofse († 431) und Demetrios der Belagerer († 471) über antiatische Seeräuber in Rom geführt haben sollen (S. 253); auch der ‚tyrrhenische Corsar' Postumius, den Timoleon um 415 aufbrachte, könnte ein Antiate gewesen sein. Es steht demnach vollkommen fest, dafs Rom niemals seinen alten Traditionen (S. 32) untreu geworden ist und niemals so thöricht war blofs Continentalmacht sein zu wollen; wie es denn auch auf die Sicherung der Küsten und Häfen Italiens die gröfste Sorgfalt verwandte. Indefs war es begreiflich, dafs während der schweren und langjährigen Landkriege des vierten und fünften Jahrhunderts die Flotte allmählich verfiel oder doch in ihrer Entwicklung mit der steigenden Macht Roms keineswegs Schritt hielt. Dafür zeugt die Plünderung der latinischen Küste durch eine vermuthlich sicilische Kriegsflotte im Jahre 405 und deutlicher noch der wahrscheinlich 406* abgeschlossene zweite Vertrag mit Karthago und Tyros. Durch diesen wurden die römischen Schiffer beschränkt auf die Fahrt nach

* Eher 406 als 448, da es nicht wahrscheinlich ist, dafs Tyros nach Alexander für sich Staatsverträge abzuschliefsen befugt war.

dem karthagischen Sicilien und nach dem Hafen von Karthago selbst, während es ihnen untersagt ward nicht blofs in das östliche Meer zu schiffen, sondern auch Sardinien und die punischen Besitzungen in Spanien zu betreten, welche der erste Vertrag den Römern theils ausdrücklich geöffnet, theils wenigstens nicht geschlossen hatte. Sehr klar erscheint hier die veränderte Lage der Dinge im mittelländischen Meer. Hier rang nach dem Sturz der etruskischen Marine Karthago mit den Syrakusanern um die Herrschaft der See und errang sie trotz der vorübergehenden Erfolge des Dionysios (348—389), des Agathokles (437—465) und des Pyrrhos (476—478). Die Römer, von den Landkriegen in Anspruch genommen und in ihrer eigenen Heimath von den griechischen Flotten heimgesucht, fügten sich zur See der Suprematie der Karthager und erkannten deren Prohibitivsystem an, indem sie sich von den Productionsplätzen, Spanien und dem Orient ausschliefsen liefsen und hauptsächlich nur ihre alte und wichtige Handelsverbindung mit Sicilien sich bewahrten; es mochte dies der einzige Weg sein zu verhindern, dafs nicht wie im Jahre vor dem Abschlufs des Vertrages Latium zugleich von dem gallischen Land- und dem griechischen Seeraub heimgesucht ward (S. 216). Mit Massalia bestand daneben das alte enge Freundschaftsverhältnifs fort. In ihrem Thesauros in Delphi ward das römische Weihgeschenk nach Veiis Eroberung aufgestellt und nach der gallischen Eroberung ward für die römischen Abgebrannten in Massalia gesammelt, wobei die Stadtkasse voranging — der römische Senat vergalt dies durch Gewährung von Handelsbegünstigungen und eines Ehrenplatzes neben der Senatorentribüne bei der Feier der Spiele auf dem Markt, der schon erwähnten Graecostasis. — Dafs die grofsen Erfolge in den italischen Kriegen und namentlich die Besetzung der adriatischen Küste auch die maritime Stellung Roms wesentlich verändern mufsten, versteht sich; der mit Rhodos um 448 geschlossene Vertrag ist dafür ein vereinzelter Beweis. Wie deutlich man in Karthago wie in Rom begriff, welche Folgen sich knüpfen mufsten an die Unterwerfung der griechischen Städte in Süditalien unter die Herrschaft Roms, beweist schon die geringe Willfährigkeit, die die beiden grofsen Städte sich bezeigten, als der König Pyrrhos sie zu einer Allianz zwang, aber deutlicher noch die Versuche der Karthager sich selber in Rhegion oder in Tarent festzusetzen, andrerseits die gleichzeitige Ernennung der römischen Flottenquaestoren und die Besetzung von Brundisium unmittelbar nach der Beendigung des Krieges.

Den bauenden und bildenden Künsten scheint die gegenwärtige Epoche minder günstig gewesen zu sein, als die Königszeit, in der die jugendliche hellenische Kunst ein frisches Volk stetig und übermächtig anregte, und die nachfolgenden Perioden, in denen man die griechischen Kunstwerke erst zu plündern, dann zu schätzen und endlich nachzubilden begann. Der Verfall Grofsgriechenlands und Siciliens und die Verdrängung der griechischen Schiffe vom tyrrhenischen Meer durch Etrusker und Karthager schwächten den griechischen Einfluſs überall; aber auch innere Verhältnisse scheinen mitgewirkt zu haben. In Etrurien mochte der politische und geistige Verfall des Volkes vielleicht zunächst den Luxus der Kunst steigern, aber zugleich was an ihr noch edel war zu Grunde richten. Die früher bezeichnete Richtung der etruskischen Kunst auf das Imponirende durch Kostbarkeit, Sonderbarkeit oder Gröfse, überhaupt die massenhafte und handwerksmäfsige Production von Kunstsachen gehört vorzugsweise in diese Epoche, wenn sie auch schon von vorn herein im etruskischen Wesen begründet ist. Wie weit dieselbe ging, beweist aufser den Gräberfunden zum Beispiel die Angabe, dafs in Volsinii, dem tuskischen Delphi, zweitausend eherne Statuen aufgestellt waren. Dafs der Geist aus der Kunst entwichen war, beweist das strenge Festhalten des einmal überlieferten Stils in den älteren Kunstzweigen und die elende Behandlung der später aufgekommenen, namentlich der Bildhauerei in Stein und des Kupfergusses in der Anwendung auf die Münzen. Nicht minder charakteristisch ist die massenhafte Einführung der gemalten Gefäfse aus Attika neben den ganz einzelnen durchaus mifslungenen Versuchen sie nachzumachen. Es ist kaum zu bezweifeln, dafs wenn diese Sitte in Etrurien im ersten Jahrhundert und nicht im dritten aufgekommen wäre, man es wenigstens zu einer leidlichen Nachbildung gebracht haben würde ähnlich wie im Erzgufs und in der Zeichnung auf Metall; jetzt aber fand man es bequemer zu kaufen als zu formen, passiv aufzunehmen statt selbstthätig zu reproduciren. Dafs auch die Abtrennung der südlichen Städte, in denen die Kunst wohl ihre geschicktesten Vertreter gefunden hatte, von dem mehr barbarischen Norden und die zeitige Romanisirung der Gegend von Caere und Veii hiebei wesentlich mitgewirkt hat, ist nicht zu bezweifeln. — Was den sabellischen Stamm anlangt, so haben diejenigen seiner Zweige, die mit den Griechen in die engste Verbindung tra-

ten, im Wesentlichen die hellenische Kunst bei sich adoptirt; was in Campanien und im Brettierlande gefertigt ist, steht regelmäfsig im Niveau der gleichzeitigen griechischen Arbeiten. Geringer hat der Einfluſs hellenischer Kunst die Lucaner ergriffen und bei den Samniten finden wir nirgends ihre Spuren. — Dafs in Latium die griechische Kunst, wenn auch in beschränktem Umfang, doch mit Geist und Frische gepflegt ward und vorzügliche Kunstwerke, die capitolinische Wölfin von Erz, die ficoronische Cista, die bemalten Thonbildwerke, die der Lehrer des Zeuxis für Rom arbeitete, die gefeierten ardeatischen Gemälde in dieser Epoche hier entstanden, ward schon bei der vorigen berührt (S. 153). Rom indefs scheint, wenigstens nach den Assen zu schliefsen, in dieser Hinsicht von andern latinischen Städten weit übertroffen worden zu sein; und überall war wohl daselbst die Königszeit, namentlich die Epoche der grofsen Eroberungen, der Kunst günstiger als die ersten zwei Jahrhunderte der Republik. Den sparsamen Vätern der Stadt wie den schanzenden Bürgern werden Luxusbauten wie die Tempel auf dem Capitol und Aventin und der grofse Circus vermuthlich ein Gräuel gewesen sein und es ist bemerkenswerth, dafs das bedeutendste Bauwerk der republikanischen Zeit vor den Samnitenkriegen, der Cerestempel am Circus, ein Muster des nationalen oder sogenannten tuscanischen Stils, herrührt von Spurius Cassius (261), der in mehr als einer Hinsicht in die Traditionen der Königszeit wieder einlenkte. — Erst mit der entschiedenen Herrschaft über Italien und dem glänzenden Zustand der römischen Finanzen änderten sich auch hierin die Dinge. Es begann jenes grofsartige System öffentlicher Bauten zu gemeinnützigen Zwecken, namentlich der Wasserleitungen in der Stadt, der Militärstrafsen auf der Halbinsel. Appius Claudius war es, der in seiner epochemachenden Censur (442) das veraltete Bauernsystem des Sparschatzsammelns bei Seite warf und seine Mitbürger die öffentlichen Mittel in würdiger Weise gebrauchen lehrte. Ihm verdankt Rom die erste Wasserleitung, Italien die erste grofse Chaussee. Bald folgten ähnliche Anlagen in gleichem Sinn. Erwähnung verdient die Entwässerung des Thals von Rieti, indem dem Velino, wo er oberhalb Terni sich in die Nera stürzt, das breitere Bett geöffnet ward, durch das er heute noch fliefst; ein Werk des Manius Curius, der nach der Besiegung der Sabiner (464) in jenem schönen Thal eine Ansiedlung armer Bürger begründete. In der That, solche

Werke rechtfertigten die Siege und verdunkelten in den Augen auch verständiger Leute die zwecklose Herrlichkeit der hellenischen Tempel. Nun fing auch die neue Hauptstadt Italiens an sich mit Kunstwerken zu schmücken; die Bildsäulen der gefeierten Männer der Vorzeit, der Könige, der Helden der frühesten republikanischen Zeit, des griechischen Dollmetsch der solonischen Gesetze wurden auf dem Markte aufgestellt; das kolossale Erzbild des Jupiter, das Spurius Carvilius aus der samnitischen Beute gegossen, sah man bis vom albanischen Berge; die Wandmalereien, die Gaius Fabius in dem 452 dedicirten Tempel der Salus auf dem Quirinal ausführte, erwarben in Zeichnung und Färbung noch das Lob der Kunstrichter der augusteischen Zeit. Die Strafsen wurden verziert mit den besten Stücken der Beute; Volsinii — so wollte man wissen — sei der Krieg gemacht worden seiner Erzbilder wegen. Das Plündern der Tempel indefs ging erst in späterer Zeit an. Dafs die Künstler und die Käufer begannen sich aus Campanien, ja vielleicht schon aus weiterer Ferne nach Latium und Rom zu ziehen, ist natürlich; ein einzelner Beweis ist die ficoronische Cista, die von einem vermuthlich campanischen Künstler des fünften Jahrhunderts in Rom verfertigt und nach Praeneste verkauft ward.

Ueber den Fortschritt, den die Sprache von den Tarquiniern bis auf die Zeit des Pyrrhoskrieges gemacht hat, ist es fast vermessen zu reden, da es uns, abgesehen von den stark modernisirten Bruchstücken der Zwölftafeln und einigen kleinen Ueberresten aus dem fünften Jahrhundert, an allen Documenten aus dieser Periode fehlt. Was wir haben, zeigt viel gröfsere Unterschiede von dem Arvalliede als von den Denkmälern der folgenden Zeit und es mag wohl übertrieben sein, wenn erzählt wird, dafs die römischen Gelehrten im Anfang des siebenten Jahrhunderts Mühe hatten Urkunden des dritten zu verstehen; aufser einer Anzahl veralteter Wörter und schroffer Verbindungen, namentlich mittelst Weglassung des unbestimmten Subjects, stofsen wir auf wesentliche Schwierigkeiten nicht. Bemerkenswerth ist, dafs im Laufe des fünften Jahrhunderts eine Reaction im römischen Lautsystem sich geltend macht, indem der verlorene *g*-Laut wieder hergestellt wird, *o* und *u*, die zusammenzufallen drohten, wieder schärfer geschieden werden; gleichzeitig tritt vielfältig *r* an die Stelle von *s*. Diese Aenderungen stehen zum Theil wenigstens in Zusammenhang mit der steigenden von Griechenland

bestimmten Civilisation, die wieder dringt auf weichere und mannichfaltigere Laute. — Eher noch läfst sich einiges erkennen über die Anfänge der Wissenschaft und der Litteratur. Zwar in den exacten Wissenschaften haben es die Römer nie weit gebracht; selbst in dem Theil des Militärwesens, der mathematische Kenntnisse voraussetzt, wie in der Befestigung, dem Festungskrieg, dem Maschinenbau, ja sogar im Schlagen des Lagers sind die Römer durchaus Schüler der Griechen gewesen und geblieben; das kunstmäfsige Lagerabstecken lernten sie zunächst von ihrem grofsen Gegner Pyrrhos. Die Unfähigkeit der Römer auf diesem Gebiet zeigt sich in der Regulirung des Kalenders, die die Decemvirn versuchten. Sie wollten den damaligen attischen vormetonischen Kalender, der auf der Gleichsetzung von 99 Mondmonaten (zu 29 Tagen 12 Stunden) und 8 Sonnenjahren (zu 365 Tagen 6 Stunden) beruhte und in acht Jahren 90 Tage einschaltete, bei sich einführen und hiefsen jedes andere Jahr einen Monat abwechselnd von 22 und 23 Tagen einschalten; allein man setzte aus irgend einem Versehen den Mondmonat um zwei Stunden länger an, wodurch natürlich der Kalender bald in die ärgste Verwirrung gerieth und man genöthigt war gelegentlich einen Schaltmonat ausfallen zu lassen. Die Theilung des Tages nach Stunden blieb den Römern unbekannt bis auf den Anfang der folgenden Periode (491), wo eine für Sicilien bestimmte Sonnenuhr auf dem römischen Markt aufgestellt ward und der griechische Name (*hora*) den Römern geläufig zu werden anfing; bis dahin richtete man sich nach dem Stande der Sonne. — Bedeutendere und eigenthümlichere Leistungen begegnen uns auf anderen geistigen Gebieten, namentlich auf dem der Rechtswissenschaft und der Geschichte. Das von den Zehnmännern aufgezeichnete Stadtrecht ist wohl das älteste römische Schriftstück, das den Namen eines Buches verdient. Nicht viel jünger mag der Kern der sogenannten königlichen Gesetze sein, das heifst gewisser vorzugsweise sacraler Vorschriften, die auf Herkommen beruhten und wahrscheinlich von dem Collegium der Pontifices, das selbst zur Gesetzgebung nicht, wohl aber zur Gesetzweisung befugt war, unter der Form königlicher Verordnungen zu allgemeiner Kunde gebracht wurden. Ueberhaupt sind vermuthlich schon seit dem Anfang dieser Periode die wichtigeren Gesetze und öffentlichen Beschlüsse regelmäfsig schriftlich verzeichnet worden; wozu den Anstofs wohl die Bestellung einer Privilegien-

lage der Gemeinde unter Hut der Aedilen gab (260; S. 175). Damit bildete sich der eigenthümliche römische Curialstil, der der heutigen englischen Gerichtssprache gleicht an langathmigen Perioden, endloser Aufzählung der Einzelheiten und feststehenden Formeln und Wendungen und sich dem Eingeweihten durch Schärfe und Bestimmtheit empfiehlt, während der Laie je nach Art und Laune mit Ehrfurcht, Ungeduld oder Aerger nichts verstehend zuhört. — Während also die Masse der geschriebenen Gesetze und Urkunden sich mehrte, stellten auch die Grundlagen einer eigentlichen Rechtswissenschaft sich fest. Sowohl den jährlich wechselnden Beamten als den aus der Menge herausgegriffenen Geschwornen war es Bedürfnifs an Gewährsmänner (*auctores*) sich wenden zu können, welche den Rechtsgang kannten und nach Präcedentien oder in deren Ermangelung nach Gründen eine Entscheidung an die Hand zu geben wufsten. Die Pontifices, die es gewohnt waren sowohl wegen der Gerichtstage als wegen aller auf die Götterverehrung bezüglichen Bedenken und Rechtsacte vom Volke angegangen zu werden, gaben auch in anderen Rechtspuncten auf Verlangen Rathschläge und Gutachten ab und entwickelten so im Schofs ihres Collegiums die Tradition, die dem römischen Privatrecht zu Grunde liegt, vor allem die Formeln der rechten Klage für jeden einzelnen Fall. Ein Spiegel, der all diese Klagen zusammenfafste, nebst einem Kalender, der die Gerichtstage angab, wurde vom Censor Appius Claudius oder von dessen Schreiber Gnaeus Flavius dem Volk bekannt gemacht. Indefs dieser Versuch eine ihrer selbst noch nicht bewufste Wissenschaft zu formuliren steht für lange Zeit gänzlich vereinzelt da. Dafs die Kunde des Rechtes und die Rechtweisung schon jetzt ein Mittel war dem Volk sich zu empfehlen und zu Staatsämtern zu gelangen, ist begreiflich, wenn auch die Erzählung, dafs der erste plebejische Pontifex Publius Sempronius Sophus (Consul 449) und der erste plebejische Oberpontifex Tiberius Coruncanius (Consul 473) ihre Ehrenämter der Rechtskenntnifs verdankten, wohl eher Muthmafsung Späterer ist als Ueberlieferung. — Die Anfänge einer gleichzeitigen Geschichtschreibung gehen vermuthlich zurück auf die Beseitigung der lebenslänglichen Regenten; seit diese jährlich wechselten, wird man ein Jahrbuch (*liber annalis*) gehabt haben, das zunächst Magistratsverzeichnifs war, aber allmählich auch andere Notizen aufnehmen mufste und dessen Führung natürlich den Mafs- und Schriftgelehrten.

das heifst den Pontifices oblag. Dafs die auf uns gekommenen Fasten wohl lückenhaft und interpolirt sind, aber vom Anfang dieser Periode an im Kerne ächt, läfst sich nicht bezweifeln; und von einzelnen Notizen kann dasselbe gelten. Allein dafs eine regelmäfsige Aufzeichnung der Jahresbegebenheiten erst viel später begonnen hat, oder wenn sie früher begonnen hat, im gallischen Brande untergegangen ist, zeigen vielfache Spuren; so wissen wir, dafs die älteste in der Stadtchronik nach Beobachtung angegebene Sonnenfinsternifs die ist vom Jahre 350 kurz vor dem gallischen Brande, dafs die gesühnten Prodigien sich erst seit Pyrrhos Zeit regelmäfsig verzeichnet finden, und dafs die Censuszahlen erst seit dem Anfang des fünften Jahrhundert anfangen glaublich zu lauten (S. 72. 282). Es ist sehr wahrscheinlich, dafs im Schofse des Collegiums, dem die Führung des Jahrbuchs oder der Stadtchronik oblag, ein Menschenalter etwa nach dem gallischen Brande ein Versuch gemacht worden ist die zu Anfang fehlende Geschichte der Königszeit wieder herzustellen und den dürftigen Notizen aus den ersten Zeiten der Republik eine tapfere Verbesserung angedeihen zu lassen. Wie man dabei verfuhr, vermögen wir natürlich nicht zu bestimmen. Familiensagen der adlichen Geschlechter und Historisirung der Anfänge alter Volksinstitutionen lieferten wohl einen Theil des Materials, wie zum Beispiel die Fabiergeschichten öfters erscheinen und die schöne Erzählung von den Horatiern und Curiatiern die Entstehung der Provocation zu veranschaulichen bestimmt ist. Küstererzählungen nach Art derjenigen, aus denen die Mirabilia Urbis erwuchsen, erkennt man in den Geschichtchen vom heiligen Feigenbaum und andern, die an bestimmte Plätze und Reliquien anknüpfen. Bemerkenswerth ist das Bestreben den Ursprung der Stadt an den troischen Kreis, den der Staatsverfassung an die pythagoreische Urweisheit anzulehnen; jene hat der an der latinischen Küste weit früher localisirten Odyssenssage die vom Aeneas substituirt, diese die ächt nationalen Gestalten des Königs Numa und der weisen Egeria durch die Einmischung eines politisirenden und philosophirenden Ausländers getrübt. Diese hellenisirende Tendenz der conventionellen Urgeschichte Roms macht es wahrscheinlich, dafs sie nicht vor der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts entstanden ist; jünger ist sie indefs auch nicht, denn schon Timaeos (402 – 498) ward die römische Nostensage in Latium ungefähr ebenso berichtet wie wir sie

kennen und die erste nachweisliche diplomatische Berührung zwischen Rom und dem griechischen Osten ist die Verwendung des Senats für die stammverwandten Ilier (172). — Von einer Litteratur aufser derjenigen, die in den Gesetzurkunden und der Stadtchronik enthalten ist, läfst sich kaum reden. Dafs in einem Staat wie der römische war die Kunst der Rede früh grofses Gewicht erlangte, ist natürlich; die Sitte den Verstorbenen bei der Bestattung Gedächtnifsreden zu halten geht weit zurück, und an italienischer Vehemenz und Eloquenz wird es dabei nicht gefehlt haben. Loblieder auf berühmte Männer wurden wohl bei Schmäusen zur Flöte recitirt, ebenso Todtenklagen am Sterbebett und Festlieder bei Processionen; aber von dem freiwillig und ungeboten hervorsprudelnden Liederquell, wie ihn die Griechen und die Deutschen besitzen, findet sich keine Spur weder im alten noch im neuen Rom. Nur Spottlieder gedeihen, so dafs die zwölf Tafeln ein Verbot aufnahmen gegen das Absingen solcher vor den Thüren der Beikommenden, und ebenso die improvisirte Charakterkomödie, deren schon gedacht ward (S. 148). Die Bühnenspiele, welche in Rom zuerst 390 und seitdem oft von etruskischen Schauspielern gegeben wurden, waren Tänze zur Flöte ohne Dialog, also wohl eine Art Ballet, dessen Erfindung für die Richtung des etruskischen Wesens bezeichnend ist. — Von den Werken dieser grofsen Zeit ist in Thaten und Gründungen viel auf die Nachwelt gekommen; Aufzeichnungen sind in ihr wenige entstanden und so gut wie nichts ist uns übrig geblieben; nichts aber, das ehrwürdiger und zugleich charakteristischer wäre als die Grabschrift des Lucius Scipio, der im Jahre 456 Consul war und mitfocht in der entscheidenden Schlacht von Sentinum (S. 248). Wir lesen auf dem schönen Sarkophag in edlem dorischem Stil, der noch vor achtzig Jahren den Staub des Besiegers der Samniten einschlofs:

Cornelius Lucius — Scipió Barbátus
Gnaivod patré prognátus — fortis vir sapiensque
Quoius fórma virtútei — parisuma fuit
Consol censor aidilis — quei fuit apúd vos
Taurasia Cisauna — Sámnio cépit
Subigit omné Loucánam — opsidésque abdoucit.
⏑ ⏓ ⏑ ⏓ – ⏓ ⏓ ‖ ⏓ ⏑ ⏓ ⏑ ⏓ ⏑
Cornelius Lucius — Scipio Barbatus
Des Vaters Gnaevus Sohn, ein — Mann von Kraft und Weisheit,
Defs Wohlgestalt war seiner — Tugend angemessen,

Der Consul, Censor war bei — euch wie auch Aedilis
Taurasia, Cisauna, — Samnium bezwang er,
Nimmt ganz Lucanien ein und — führet weg die Geifseln*.

Die Grabschrift des adlichen und tüchtigen, schönen und klugen Mannes mag uns wohl gelten für die ganze Reihe von Staatsmännern und Kriegern, die mitgebaut haben an der Gröfse des römischen Staats. Es ist wohl nicht blofs Schuld der Ueberlieferung, dafs sie alle so gleichartig erscheinen und ein bestimmtes individuelles Bild uns nirgends entgegentritt — die einzige Ausnahme ist der wunderbare Appius Claudius, der im Staat die Schranken der Ansässigkeit als der unerläfslichen Qualification des vollen Staatsbürgerrechts zersprengt, der das alte Finanzsystem bricht, von dem die römischen Wasserleitungen und Chausseen, die römische Jurisprudenz, Eloquenz, Poesie und Grammatik datiren — seines Klagspiegels ist schon gedacht, aber auch aufgezeichnete Reden, pythagoreische Sprüche, Veränderungen in der Orthographie werden ihm beigelegt —, der als Mann den Gesetzen und Gebräuchen in seiner Amtsführung und seinem Lebenswandel keck und ungezogen entgegentritt als wäre er ein Athener, und dann sein öffentliches Leben damit beschliefst, dafs er als blinder Greis den Pyrrhos im Senat überwindet und Roms vollendete Herrschaft über Italien zuerst förmlich und feierlich in der entscheidenden Stunde ausspricht. Aber den genialen Mann blendeten die Götter wegen seiner vorzeitigen Weisheit. Es ist nicht nöthig und nicht wünschenswerth, dafs ein Bürger die übrigen verdunkle; weder durch reicheres Silbergeräth als das einzige Salzfafs ist, das auf dem Tische jedes guten Bürgerhauses sich findet, noch durch künstlichen Erzbeschlag der Hausthür, noch durch ungemeine Weisheit und Trefflichkeit. Jene Ausschreitungen straft der Censor; und für diese ist kein Raum in der Verfassung. Diese Zeit gehört nicht dem Einzelnen an; die Bürger müssen sich alle gleichen, damit jeder einem König gleich sei. Es ist der eine unbewegliche politische Gedanke, der sie beherrscht, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzend im Senat, bei dessen Verhandlungen die Söhne vornehmer Familien schon als Knaben hinzugezogen werden, um sogleich in die grofsen

* Wie wenig noch in dieser Zeit auf die Einzelheiten in den römischen Annalen gegeben werden kann, zeigt die Vergleichung ihrer Erzählung mit dieser Inschrift. Nach jener führt Lucius Scipio den Krieg in Etrurien, sein Collega in Samnium und ist Lucanien dies Jahr im Bunde mit Rom.

leitenden Ideen sich hineinzuleben, die sie einst auf den Stühlen ihrer Väter und Ahnen zu vertreten bestimmt sind. Also ward Italien der römischen Bürgerschaft unterthan. Aber auch der Nike folgt ihre Nemesis. Rom kommt es auf keinen Menschen an, weder auf den Soldaten noch auf den Consul, und die Eigenartigkeit des menschlichen Wesens wird erdrückt in dieser starren Gemeinschaft. Rom ist grofs geworden wie kein anderer Staat, aber es hat seine Gröfse theuer bezahlt mit der Aufopferung der anmuthigen Mannichfaltigkeit, der bequemen Läßlichkeit, der innerlichen Freiheit des hellenischen Lebens.

DRITTES BUCH.

Von der Einigung Italiens bis auf die Unterwerfung Karthagos und der griechischen Staaten.

ordinem res gestas scribere.
Sallustius.

KAPITEL I.

Karthago.

Der Völker- und Culturkreis des semitischen Stammes
t ein wesentlich anderer als derjenige, dem die Römer und
rechen angehören. Der Schwerpunct liegt für jene im Osten,
r diese am Mittelmeer, und wie auch Krieg und Wande-
ng die Grenze verschoben und die Stämme durch einander
rten, immer scheid und scheidet ein tiefes Gefühl der
emdartigkeit die indogermanischen Völker von den aramäi-
hen, arabischen, israelitischen Nationen. Dies gilt auch von
mjenigen semitischen Volke, das mehr als irgend ein anderes
gen Westen sich ausgebreitet hat, von den Phoenikiern oder
nniern. Ihre Heimath ist der schmale Küstenstreif zwischen
einasien, dem syrischen Hochland und Aegypten, die Ebene
nannt, das heifst Chanaan, oder das Dattelpalmenland, das
ifst Phoenike. Das Land ist wohl geeignet zum Ackerbau;
er vor allen Dingen sind die vortrefflichen Häfen und der
ichthum an Holz und Metallen dem Handel günstig, der
er, wo das überreiche östliche Festland hinantritt an die
thin sich ausbreitende insel- und hafenreiche mittelländi-
che See, vielleicht zuerst in seiner ganzen Grofsartigkeit
m Menschen aufgegangen ist. Was Muth, Scharfsinn und
geisterung vermögen, haben die Phoenikier aufgeboten um
m Handel und was daraus folgt, der Schifffahrt, Fabrica-
n, Colonisirung die volle Entwicklung zu geben und Osten
d Westen zu vermitteln. In unglaublich früher Zeit finden
r sie in Cypern und Aegypten, in Griechenland und Sicilien,

in Africa und Spanien, ja sogar auf dem atlantischen Meer und der Nordsee; durch ihre Hände gehen das Gold und die Perlen des Ostens, der tyrische Purpur, das Elfenbein und die Löwenfelle aus dem innern Africa, der arabische Weihrauch, das Linnen Aegyptens, Griechenlands Thongeschirr und edle Weine, das cyprische Kupfer, das spanische Silber, das englische Zinn, das Eisen von Elba. Jedem Volke bringen die phoenikischen Schiffer, was es brauchen kann oder doch kaufen mag und überall kommen sie herum, um doch immer wieder zurückzukehren zu der engen Heimath, an der ihr Herz hängt. Die Phoenikier haben wohl ein Recht in der Geschichte genannt zu werden neben der hellenischen und der latinischen Nation; aber auch an ihnen und vielleicht an ihnen am meisten bewährt es sich, daß das Alterthum die Kräfte der Völker einseitig entwickelte. Ihre religiösen Vorstellungen sind formlos und unschön und ihr Gottesdienst schien Lasterhaftigkeit und Grausamkeit mehr zu wecken als zu bändigen bestimmt. In der Kunst sind sie, so weit wir sehen, nicht einmal den Italikern, geschweige denn den Griechen ebenbürtig und selbst in der Wissenschaft scheinen sie mehr das praktisch Brauchbare aufgenommen und verarbeitet, als schöpferisch sie weiter gebildet zu haben — entlehnten sie doch allem Anschein nach die Lautschrift von Aegypten, Maß und Gewicht von Babylon und eben daher die Anregungen zu ihrer kunstreichen Industrie. Manchen wichtigen Keim der Civilisation haben sie mit ihren Waaren vertrieben; aber die Kraft die bildungsfähigen Völker, mit denen sie sich befruchten, zu civilisiren und sich zu assimiliren, wie sie die Hellenen, auch die Italiker besitzen, fehlt gänzlich den Puniern. Selbst der staatsbildende Trieb ist in ihr Gemüth nicht so gepflanzt, wie er überall bei den Indogermanen uns begegnet. Während der höchsten Blüthe von Sidon und Tyros ist das phoenikische Land der ewige Zankapfel der am Euphrat und am Nil herrschenden Mächte und bald den Assyriern, bald den Aegyptern unterthan. Mit der halben Macht hätten hellenische Städte sich unabhängig gemacht; aber die vorsichtigen sidonischen Männer berechneten, daß die Sperrung der Karavanenstraßen nach dem Osten oder der ägyptischen Häfen ihnen weit höher zu stehen komme als der schwerste Tribut und zahlten darum prompt ihre Steuern, wie es fiel nach Ninive oder nach Memphis, und fochten sogar, wenn es nicht anders sein konnte, mit ihren

Schiffen die Schlachten der Könige mit. — Wie die Phoenikier daheim den Druck der Herren gelassen ertrugen, waren sie auch draußen keineswegs geneigt die friedlichen Bahnen der kaufmännischen mit der Eroberungspolitik zu vertauschen. Ihre Colonien sind Factoreien; es liegt ihnen mehr daran den Eingebornen Waaren abzunehmen und zu bringen als weite Gebiete in fernen Landern zu erwerben und daselbst die schwere und langsame Arbeit der Colonisirung durchzuführen. Selbst mit ihren Concurrenten vermeiden sie den Krieg; aus Aegypten, Griechenland, Italien, dem östlichen Sicilien lassen sie fast ohne Widerstand sich verdrängen und in den großen Seeschlachten, die in früher Zeit um die Herrschaft im westlichen Mittelmeer geliefert worden sind, bei Alalia (217) und Kyme (282) sind es die Etrusker, nicht die Phoenikier, die die Schwere des Kampfes gegen die Griechen tragen. Ist die Concurrenz einmal nicht zu vermeiden, so gleicht man sich aus so gut es gehen will; es ist nie von den Phoenikiern ein Versuch gemacht worden Caere oder Massalia zu erobern. Noch weniger natürlich sind die Phoenikier zum Angriffskrieg geneigt. Das einzige Mal, wo sie in der ältern Zeit offensiv auf dem Kampfplatz erscheinen, in der großen sicilischen Expedition der africanischen Phoenikier, welche mit der Niederlage bei Himera durch Gelon von Syrakus endigte (274), sind sie nur als gehorsame Unterthanen des Großkönigs und um der Theilnahme an dem Feldzug gegen die östlichen Hellenen auszuweichen, gegen die Hellenen des Westens ausgerückt; wie denn ihre syrischen Stammgenossen in der That in demselben Jahr sich mit den Persern bei Salamis mußten schlagen lassen. — Es ist das nicht Feigheit; die Seefahrt in unbekannten Gewässern und mit bewaffneten Schiffen fordert tapfere Herzen, und daß diese unter den Phoenikiern zu finden waren, haben sie oft bewiesen. Es ist der Mangel an Bürgersinn, der bei dem lebendigsten Stammgefühl, bei der treuesten Anhänglichkeit an die Vaterstadt doch das eigenste Wesen der Phoenikier bezeichnet. Die Freiheit lockte sie nicht und es gelüstete sie nicht nach der Herrschaft; ‚ruhig lebten sie, sagt das Buch der Richter, nach der Weise der Sidonier, sicher und wohlgemuth und im Besitz von Reichthum'.

Unter allen phoenikischen Ansiedlungen gediehen keine schneller und sicherer als die von den Tyriern und Sidoniern an der Südküste Spaniens und an der nordafrikanischen ge-

gründeten, in welche Gegenden weder der Arm des Grofskönigs noch die gefährliche Rivalität der griechischen Seefahrer reichte, die Eingebornen aber den Fremdlingen gegenüberstanden wie in America die Indianer den Europäern. Unter den zahlreichen und blühenden phoenikischen Städten an diesen Gestaden ragte vor allen hervor die ‚Neustadt', Karthada oder, wie die Occidentalen sie nennen, Karchedon oder Karthago. Nicht die früheste Niederlassung der Phoenikier in dieser Gegend und ursprünglich vielleicht schutzbefohlene Stadt des nahen Utica, der ältesten Phoenikierstadt in Libyen, überflügelte sie bald ihre Nachbarn, ja die Heimath selbst durch die unvergleichlich günstige Lage und die rege Thätigkeit ihrer Bewohner. Gelegen unfern der (ehemaligen) Mündung des Bagradas (Medscherda), der die reichste Getreidelandschaft Nordafricas durchströmt, auf einer fruchtbaren noch heute mit Landhäusern besetzten und mit Oliven- und Orangenwäldern bedeckten Anschwellung des Bodens, der gegen die Ebene sanft sich abdacht und an der Seeseite als meerumflossenes Vorgebirg endigt, mitten des grofsen Hafens von Nordafrica, des Golfes von Tunis, da wo dies schöne Bassin den besten Ankergrund für grofse Schiffe und hart am Strande das trefflichste Quellwasser darbietet, ist dieser Platz für Ackerbau und Handel und die Vermittlung beider so günstig gelegen, dafs nicht blofs die erste phoenikische Kaufstadt daselbst entstand, sondern auch in der römischen Zeit Karthago, kaum wiederhergestellt, die dritte Stadt des Kaiserreiches wurde und noch heute unter nicht günstigen Verhältnissen dort eine blühende Stadt von hundertundfünfzigtausend Einwohnern besteht. Die agricole, mercantile, industrielle Blüthe einer Stadt in solcher Lage und mit solchen Bewohnern ist begreiflich; aber fordert die Frage eine Antwort, auf welchem Weg diese Ansiedlung zu einer politischen Machtentwicklung gelangte, wie sie keine andere phoenikische Stadt besessen hat.

Dafs der phoenikische Stamm seinen Charakter auch in Karthago nicht verleugnete, dafür fehlt es keineswegs an Beweisen. Karthago bezahlte bis in die Zeiten seiner Blüthe hinab für den Boden, den die Stadt einnahm, Grundzins an die einheimischen Berbern, den Stamm der Maxitaner oder Mazikes; und obwohl das Meer und die Wüste die Stadt hinreichend schützten vor jedem Angriff der östlichen Macht, scheint Karthago durch die Herrschaft des Grofskönigs wenn

auch nur dem Namen nach anerkannt zu haben, um sich die Handelsverbindungen mit Tyros und dem Osten zu sichern. — Aber bei allem guten Willen sich zu fügen und zu schmiegen traten doch Verhältnisse ein, die diese Phoenikier in eine energischere Politik drängten. Vor dem Strom der hellenischen Wanderung, der sich unaufhaltsam gegen Westen ergofs, der die Phoenikier schon aus dem eigentlichen Griechenland und von Italien verdrängt hatte und eben sich anschickte in Sicilien, in Spanien, ja in Libyen selbst das Gleiche zu thun, mufsten die Phoenikier doch irgendwo Stand halten, wenn sie nicht gänzlich sich wollten vernichten lassen; hier, wo sie mit griechischen Kaufleuten und nicht mit dem Grofskönig zu thun hatten, genügte es nicht sich zu unterwerfen um gegen Schofs und Zins Handel und Industrie in alter Weise fortzuführen. Schon waren Massalia und Kyrene gegründet; schon das ganze östliche Sicilien in den Händen der Griechen; es war für die Phoenikier die höchste Zeit zu ernstlicher Gegenwehr. Die Karthager nahmen sie auf; in langen und hartnäckigen Kriegen setzten sie dem Vordrängen der Kyrenaeer eine Grenze und der Hellenismus vermochte nicht sich jenseit der Wüste von Tripolis festzusetzen. Mit karthagischer Hülfe erwehrten ferner die phoenikischen Ansiedler auf der westlichen Spitze Siciliens sich der Griechen und begaben sich gern und freiwillig in die Clientel der mächtigsten punischen Stadt des Westens. Diese wichtigen Erfolge, die ins zweite Jahrhundert der Stadt fallen und die den südwestlichen Theil des Mittelmeers den Phoenikiern retteten, gaben der Stadt, die sie erfochten hatte, von selbst die Hegemonie der Nation und zugleich eine veränderte politische Stellung. Karthago war nicht mehr eine blofse Kaufstadt; sie zielte nach der Herrschaft über Libyen und über einen Theil des Mittelmeers, weil sie es mufste. Wesentlich trug wahrscheinlich bei zu diesen Erfolgen das Aufkommen der Söldnerei, die in Griechenland etwa um die Mitte des vierten Jahrhunderts der Stadt in Uebung kam, bei den Orientalen aber, namentlich bei den Karern weit älter ist und vielleicht eben bei den Phoenikiern begann. Durch das ausländische Werbesystem ward der Krieg zu einer grofsartigen Geldspeculation, die eben recht im Sinn des phoenikischen Wesens ist.

Fassen wir zuerst die neue Stellung ins Auge, die Karthago in Africa einzunehmen sich anschickte, indem man anfing auszugehen auf Grundbesitz und Herrschaft. Die kartha-

gischen Kaufleute entledigten sich des Bodenzinses, den sie bisher den Einheimischen hatten entrichten müssen, was wie es scheint erst um das Jahr 300 Roms durchgesetzt ward. Dadurch ward eine eigene Ackerwirthschaft möglich. Von jeher hatten die Phoenikier es sich angelegen sein lassen ihre Capitalien auch in Grundbesitz anzulegen und den Feldbau in grofsem Mafsstab zu betreiben durch Sclaven oder gedungene Arbeiter; wie denn ein grofser Theil der Israeliten in dieser Art den tyrischen Kaufherren um Tagelohn dienstbar war. Jetzt konnten die Karthager unbeschränkt den reichen libyschen Boden ausbeuten durch ein System, das dem der Plantagenbesitzer verwandt ist; gefesselte Sclaven bestellten das Land — wir lesen, dafs einzelne Bürger deren bis zwanzigtausend besafsen. Man ging weiter. Die ackerbauenden Dörfer der Umgegend — der Ackerbau scheint bei den Libyern sehr früh und wahrscheinlich schon vor der phoenikischen Ansiedlung, vermuthlich von Aegypten aus, eingeführt zu sein — wurden mit Waffengewalt unterworfen und die freien libyschen Bauern umgewandelt in Fellahs, die ihren Herren den vierten Theil der Bodenfrüchte als Tribut entrichteten und zur Bildung eines eigenen karthagischen Heeres einem regelmäfsigen Rekrutirungssystem unterworfen wurden. Mit den schweifenden Hirtenstämmen (νομάδες) an den Grenzen währten die Fehden beständig; indefs sicherte eine verschanzte Postenkette das befriedete Gebiet und langsam wurden jene zurückgedrängt in die Wüsten und Berge oder gezwungen die karthagische Oberherrschaft anzuerkennen, Tribut zu zahlen und Zuzug zu stellen. Um die Zeit des ersten punischen Krieges ward ihre grofse Stadt Theveste (Tebessa, an den Quellen des Medscherda) von den Karthagern erobert. Dies sind ‚die Städte und Stämme (ἔθνη) der Unterthanen', die in den karthagischen Staatsverträgen erscheinen; jenes die unfreien libyschen Bauer, dieses die unterthanigen Nomaden. — Hierzu kam endlich die Herrschaft Karthagos über die übrigen Phoenikier in Afrika oder die sogenannten Libyphoenikier, zu denen theils die von Karthago aus an die ganze africanische Nord- und einen Theil der Nordwestküste geführten kleineren Ansiedlungen gehörten, die nicht unbedeutend gewesen sein können, da auf einmal 300000 solcher Colonisten allein am atlantischen Meer angesiedelt wurden, theils die besonders an der Küste der heutigen Provinz Constantine und des Beylik von Tunis zahlreich begründeten altphoenikischen Niederlassungen, zum Bei-

spiel Hippo, später regius zugenannt (Bona), Hadrumetum (Susa), Kleinleptis (südlich von Susa) — die zweite Stadt der africanischen Phoenikier —, Thapsos (ebendaselbst), Grofsleptis (bei Tripoli). Wie es gekommen ist, dafs sich all diese Städte unter karthagische Botmäfsigkeit begaben, ob freiwillig, etwa um sich zu schirmen vor den Angriffen der Kyrenaeer und Numidier, oder gezwungen, ist nicht mehr nachzuweisen; sicher aber ist, dafs sie als Unterthanen der Karthager selbst in officiellen Actenstücken bezeichnet werden, ihre Mauern hatten niederreifsen müssen und Steuer und Zuzug nach Karthago zu leisten hatten. Indefs waren sie nicht der Rekrutirung noch der Grundsteuer unterworfen, sondern leisteten ein Bestimmtes an Mannschaft und Geld, Kleinleptis zum Beispiel jährlich die ungeheure Summe von 365 Talenten (547500 Thlr. preufsisch); ferner lebten sie nach gleichem Recht mit den Karthagern und konnten also zum Beispiel mit ihnen in gleiche Ehe treten*. Einzig Utica hatte seine Mauern und seine Selbstständigkeit bewahrt, wohl weniger durch seine Macht als durch die Pietät der Karthager gegen ihre alten Beschützer; wie denn die Phoenikier für solche Verhältnisse eine merkwürdige von der griechischen Gleichgültigkeit wesentlich abstechende Ehrfurcht hegten. Selbst im auswärtigen Verkehr sind es stets ‚Karthago und Utica', die zusammen festsetzen und versprechen; was natürlich nicht ausschliefst, dafs die weit wichtigere Neustadt der That nach auch über Utica die Hegemonie

* Die schärfste Bezeichnung dieser wichtigen Klasse findet sich in dem karthagischen Staatsvertrag (Polyb. 7, 9), wo sie im Gegensatz einerseits zu den Uticensern, andrerseits zu den libyschen Unterthanen heifsen: *οἱ Καρχηδονίων ὑπήκοοι ὅσοι τοῖς αὐτοῖς νόμοις χρῶνται*; sonst heifsen sie auch Bundes- (*συμμαχίδες πόλεις* Diod. 20, 10) oder steuerpflichtige Städte (Liv. 34, 62. Iustin. 22, 7. 3). Ihr Connubium mit den Karthagern erwähnt Diodoros 20, 55; das Commercium folgt aus den ‚gleichen Gesetzen'. Dafs die altphoenikischen Colonien zu den Libyphoenikern gehören, beweist die Bezeichnung Hippos als einer libyphoenikischen Stadt (Liv. 25, 40); andrerseits heifst es hinsichtlich der von Karthago aus gegründeten Ansiedlungen zum Beispiel im Periplus des Hanno: ‚Es beschlossen die Karthager, dafs Hanno jenseit der Säulen des Herkules schiffe und Städte der Libyphoenikier gründe'. Im Wesentlichen bezeichnen die Libyphoenikier bei den Karthagern nicht eine nationale, sondern eine staatsrechtliche Kategorie. Damit kann es recht wohl bestehen, dafs der Name grammatisch die mit Libyern gemischten Phoenikier bezeichnet (Liv. 21, 22, Zusatz zum Text des Polybios); wie denn in der That wenigstens bei der Anlage sehr exponirter Colonien den Phoenikiern häufig Libyer beigegeben wurden (Diodoros 13, 79). Die Analogie im Namen und im Rechtsverhältnifs zwischen den römischen Latinern und den karthagischen Libyphoenikiern ist unverkennbar.

behauptete. — So ward aus der tyrischen Factorei die Hauptstadt eines mächtigen nordafricanischen Reiches, das von der tripolitanischen Wüste sich erstreckte bis zum atlantischen Meer, im westlichen Theil (Marocco und Algier) zwar mit zum Theil oberflächlicher Besetzung der Küstensäume sich begnügend, aber in dem reicheren östlichen, den heutigen Districten von Constantine und Tunis, auch das Binnenland beherrschend und seine Grenze beständig weiter gegen Süden vorschiebend; die Karthager waren, wie ein alter Schriftsteller bezeichnend sagt, aus Tyriern Libyer geworden. Die phoenikische Civilisation herrschte in Libyen ähnlich wie in Kleinasien und Syrien die griechische nach den Zügen Alexanders, wenn auch nicht mit gleicher Gewalt. An den Höfen der Nomadenscheiks ward phoenikisch gesprochen und geschrieben und die civilisirteren einheimischen Stämme nahmen für ihre Sprache das phoenikische Alphabet an*. Sie vollständig zu phoenikisiren lag indefs weder im Geiste der Nation noch in der Politik Karthagos. — Die Epoche, in der diese Umwandlung Karthagos in die Hauptstadt von Libyen stattgefunden hat, läfst sich um so weniger bestimmen, als die Veränderung ohne Zweifel stufenweise erfolgt ist. Der eben erwähnte Schriftsteller nennt als den Reformator der Nation den Hanno; wenn dies derselbe ist, der zur Zeit des ersten Krieges mit Rom lebte, so kann er nur als Vollender des neuen Systems angesehen werden, dessen Durchführung vermuthlich das vierte und fünfte Jahrhundert Roms ausgefüllt hat. — Zu allem diesem kam endlich das Sinken der grofsen phoenikischen Städte in der Heimath, von Sidon und besonders von Tyros, dessen Blüthe theils in Folge innerer Bewegungen, theils durch die Drangsale von aufsen, namentlich die Belagerungen durch Salmanassar im ersten, Nabukodrossor im zweiten, Alexander im fünften Jahrhundert Roms zu Grunde gerichtet ward. Die edlen Geschlechter und die alten Firmen von Tyros siedelten grofsentheils über nach der gesicherten und blühenden Tochterstadt und brachten dorthin ihre Intelligenz, ihre Capitalien und ihre Traditionen. Als die Phoenikier mit Rom in Be-

* Wenn die Behauptung gegründet ist, dafs das libysche Alphabet zum Theil ältere Buchstabenformen aufweist als das phoenikische, so folgt daraus nicht, dafs die Libyer die Schrift von älteren Einwanderern erhielten, sondern nur, dafs die Ableitung des libyschen Alphabets aus dem phoenikischen einer älteren Periode desselben angehört als die ist, in der die auf uns gekommenen Denkmäler der phoenikischen Sprache geschrieben wurden.

rührung kamen, war Karthago ebenso entschieden die erste punische Stadt, wie Rom die erste der latinischen Gemeinden.

Aber die Herrschaft über Libyen war nur die eine Hälfte der karthagischen Macht; ihre See- und Colonialherrschaft hatte gleichzeitig nicht minder gewaltig sich entwickelt. — In Spanien war der Hauptplatz der Phoenikier die uralte tyrische Ansiedlung in Gades (Cadiz); außerdem besaßen sie eine Kette von Factoreien westlich und östlich davon und im Innern das Gebiet der Silbergruben, so daß sie etwa das heutige Andalusien und Granada oder doch wenigstens die Küste davon inne hatten. Das Binnenland den einheimischen kriegerischen Nationen abzugewinnen war man nicht bemüht; man begnügte sich mit dem Besitz der Bergwerke und der Stationen für den Handel und für den Fisch- und Muschelfang und hatte Mühe auch nur hier sich gegen die anwohnenden Stämme zu behaupten. Es ist wahrscheinlich, daß diese Besitzungen nicht eigentlich karthagisch waren, sondern tyrisch, und Gades nicht mitzählte unter den tributpflichtigen Städten Karthagos; doch stand es wie alle westlichen Phoenikier thatsächlich unter karthagischer Hegemonie, wie die von Karthago den Gaditanern gegen die Eingebornen gesandte Hülfe und die Anlegung karthagischer Handelsniederlassungen westlich von Gades beweist. — Ebusus und die Balearen wurden dagegen von den Karthagern selbst in früher Zeit besetzt, theils der Fischereien wegen, theils als Vorposten gegen die Massalioten, mit denen von hier aus die heftigsten Kämpfe geführt wurden. Ebenso setzten die Karthager schon am Ende des zweiten Jahrhunderts Roms sich fest auf Sardinien, welches ganz in derselben Art wie Libyen von ihnen ausgebeutet ward. Während die Eingebornen sich in dem gebirgigen Innern der Insel der Verknechtung zur Feldsclaverei entzogen wie die Numidier in Africa an dem Saum der Wüste, wurden nach Caralis (Cagliari) und andern wichtigen Puncten phoenikische Colonien geführt und die fruchtbaren Küstenlandschaften durch eingeführte libysche Ackerbauer verwerthet. — In Sicilien endlich war zwar die Straße von Messana und die größere westliche Hälfte der Insel in früher Zeit den Griechen in die Hände gefallen; allein die Phoenikier behaupteten sich mit Hülfe der Karthager theils auf den kleineren Inseln in der Nähe, den Aegaten, Melite, Gaulos, Kossyra, unter denen namentlich die Ansiedlung auf Malta reich und blühend war, auf der sicilischen Ost- und theils Nordostküste, wo sie von

Motye, später von Lilybaeon aus die Verbindung mit Africa, von Panormos und Soloeis aus die mit Sardinien unterhielten. Das Innere der Insel blieb in dem Besitz der eingebornen Elymer, Sikaner und Sikeler. Es hatte sich, nachdem das weitere Vordringen der Griechen gebrochen war, ein verhältnifsmäfsig friedlicher Zustand auf der Insel hergestellt, den selbst die von den Persern veranlafste Heerfahrt der Karthager gegen ihre griechischen Nachbarn auf der Insel (274) nicht auf die Dauer unterbrach und der im Ganzen fortbestand bis auf die attische Expedition nach Sicilien (339 – 341). Die beiden rivalisirenden Nationen bequemten sich einander zu dulden und beschränkten sich im Wesentlichen jede auf ihr Gebiet. Es ist sehr wahrscheinlich, dafs die Karthager ihren sicilischen Unterthanen, auf deren Treue so viel ankam und die es nicht weise war den Unterschied der punischen Herrschaft und der griechischen Freiheit allzu schneidend fühlen zu lassen, eine freiere Bewegung gestatteten als den libyschen und sardischen; wenigstens finden wir, dafs dieselben gröfserer Freiheiten im Handel mit dem Ausland genossen und deren inneren Verkehr nicht mit dem karthagischen Zeichen-, sondern nach griechischer Weise mit Metallgeld betrieben. — Alle diese Niederlassungen und Besitzungen waren an sich wichtig genug; allein noch von weit gröfserer Bedeutung insofern, als sie die Pfeiler der karthagischen Seeherrschaft waren. Durch den Besitz von Südspanien, der Balearen, Sardiniens, des westlichen Siciliens und Melites in Verbindung mit der Verhinderung hellenischer Colonisirungen sowohl an der spanischen Ostküste als auf Corsica und in der Gegend der Syrten machten die Herren der nordafricanischen Küste ihre See zu einer geschlossenen und monopolisirten die westliche Meerenge. Das tyrrhenische und gallische Meer zwar mufsten die Phoenikier mit andern Nationen theilen; allein es war dies allenfalls zu ertragen, so lange die Etrusker und die Griechen sich hier das Gleichgewicht hielten; ja mit den ersteren als den minder gefährlichen Nebenbuhlern trat Karthago sogar in Bündnifs gegen die Griechen. — Indefs als nach dem Sturz der etruskischen Macht, den wie es zu gehen pflegt bei derartigen Nothbündnissen, Karthago wohl schwerlich mit aller Macht abzuwenden bestrebt gewesen war, und nach der Vereitelung der grofsen Entwürfe des Alkibiades Syrakus unbestritten dastand als die erste griechische Seemacht, konnte jenes Gleichgewichtssystem nicht länger Bestand

haben. Wie die Herren von Syrakus nach der Herrschaft über Sicilien und Unteritalien und zugleich über das tyrrhenische und adriatische Meer zu streben anfingen, wurden auch die Karthager gewaltsam getrieben zu einer energischeren Politik. Das nächste Ergebnifs der langen und hartnäckigen Kämpfe zwischen ihnen und ihrem ebenso mächtigen als schändlichen Gegner Dionysios von Syrakus (348—389) war die Vernichtung oder Schwächung der sicilischen Mittelstaaten, die im Interesse beider Parteien lag, und die Theilung der Insel zwischen den Syrakusanern und den Karthagern. Die blühendsten Städte der Insel: Selinus, Himera, Akragas, Gela, Messana, wurden im Verlauf dieser heillosen Kämpfe von den Karthagern von Grund aus zerstört; nicht ungern sah Dionysios, wie das Hellenenthum hier zu Grunde ging oder doch geknickt ward, um sodann gestützt auf die fremden aus Italien, Gallien und Spanien angeworbenen Söldner die verödeten oder mit Militärcolonien belegten Landschaften um so sicherer zu beherrschen. Der Friede, der nach des karthagischen Feldherrn Mago Sieg bei Kronion 371 abgeschlossen ward und den Karthagern die griechischen Städte Thermae (das alte Himera), Egesta, Herakleia Minoa, Selinus und einen Theil des Gebietes von Akragas bis an den Halykos unterwarf, galt den beiden um den Besitz der Insel ringenden Mächten nur als ein vorläufiges Abkommen; immer von neuem wiederholten sich beiderseits die Versuche den Nebenbuhler ganz zu verdrängen. Viermal waren die Karthager Herren von ganz Sicilien bis auf Syrakus und scheiterten an dessen festen Mauern (360 unter Dionysios dem Aelteren; 410 unter Timoleon; 445 unter Agathokles; 476 unter Pyrrhos); fast ebenso oft schienen die Syrakusaner unter tüchtigen Führern, wie der ältere Dionysios, Agathokles und Pyrrhos waren, ihrerseits dem Erfolg ebenso nahe. Mehr und mehr aber neigte sich das Uebergewicht auf die Seite Karthagos, von deren Seite regelmäfsig der Angriff ausging und die, wenn sie auch nicht mit römischer Stetigkeit den Plan verfolgten ihre Gegner von der Insel zu verdrängen, doch mit weit gröfserer Planmäfsigkeit und Energie den Angriff betrieben als die von Parteien zerrissene und abgehetzte Griechenstadt die Vertheidigung. Mit Recht durften die Phoenikier erwarten, dafs nicht immer eine Pest oder ein fremder Condottier die Beute ihnen entreifsen würde; und vorläufig war wenigstens zur See der kampf schon entschieden. Pyrrhos Versuch die syrakusani-

sche Flotte wieder herzustellen war der letzte; nachdem dieser gescheitert war, beherrschte die karthagische Flotte ohne Nebenbuhler das ganze westliche Mittelmeer; und ihre Versuche Syrakus, Rhegion, Tarent zu besetzen zeigten, was sie vermochte und wohin sie zielte. Hand in Hand damit ging das Bestreben den Seehandel dieser Gegend immer mehr sowohl dem Ausland wie den eigenen Unterthanen gegenüber zu monopolisiren; wovon ein einzelnes zufällig erhaltenes Zeugnifs ist, dafs Karthago den römischen Handelsschiffen die spanischen, sardinischen und die libyschen Häfen durch den Vertrag vom Jahre 245 freigab, dagegen durch den vom Jahre 406 ihnen jene mit Ausnahme des eigenen karthagischen schlofs.

Die Verfassung Karthagos bezeichnet Aristoteles, der etwa funfzig Jahre vor dem Anfang des ersten punischen Krieges starb, als übergegangen aus der monarchischen in eine Aristokratie oder in eine zur Oligarchie sich neigende Demokratie; denn mit beiden Namen benennt er sie. Die Leitung der Geschäfte stand zunächst bei dem Rath der Alten, welcher gleich der spartanischen Gerusia bestand aus den beiden jährlich von der Bürgerschaft ernannten Königen und achtundzwanzig Gerusiasten, die auch wie es scheint Jahr für Jahr von der Bürgerschaft erwählt wurden. Dieser Rath ist es, der im Wesentlichen die Staatsgeschäfte erledigt, zum Beispiel die Einleitungen zum Kriege trifft, die Aushebungen und Werbungen anordnet, den Feldherrn ernennt und ihm eine Anzahl Gerusiasten beiordnet, aus denen regelmäfsig die Unterbefehlshaber genommen werden; an ihn werden die Depeschen adressirt. Ob neben diesem kleinen Rath noch ein grofser stand, ist zweifelhaft; auf keinen Fall hatte er viel zu bedeuten. Ebensowenig scheint den Königen ein besonderer Einfluſs zugestanden zu haben; hauptsächlich functionirten sie als Oberrichter, wie sie nicht selten auch heifsen (Schofeten, *praetores*). Gröfser war die Gewalt des Feldherrn; Isokrates, Aristoteles älterer Zeitgenosse, sagt, dafs die Karthager sich daheim oligarchisch, im Felde aber monarchisch regierten und so mag sein Amt mit Recht von römischen Schriftstellern als Dictatur bezeichnet werden, obgleich die ihm beigegebenen Gerusiasten thatsächlich wenigstens seine Macht beschränken mufsten und ebenso die den Römern unbekannte Rechenschaft, die ihn nach Niederlegung des Amtes erwartete. Eine feste Zeitgrenze bestand für das Amt des Feldherrn nicht und es ist derselbe also schon defshalb vom Jahrkönig un-

zweifelhaft verschieden gewesen, von dem ihn auch Aristoteles ausdrücklich unterscheidet; doch war die Vereinigung mehrerer Aemter in einer Person bei den Karthagern üblich und so kann es nicht befremden, dafs oft derselbe Mann zugleich als Feldherr und als Schofet erscheint. — Aber über der Gerusia und über den Beamten stand die Körperschaft der Hundertundvier-, kürzer Hundertmänner oder der Richter, das Hauptbollwerk der karthagischen Oligarchie. In der ursprünglichen karthagischen Verfassung fand sie sich nicht, sondern sie war hervorgegangen gleich dem spartanischen Ephorat aus der aristokratischen Opposition gegen die monarchischen Elemente derselben. Bei der Käuflichkeit der Aemter und der geringen Mitgliederzahl der höchsten Behörde drohte eine einzige durch Reichthum und Kriegsruhm vor allen hervorleuchtende Familie, das Geschlecht des Barkas die Verwaltung in Krieg und Frieden und die Rechtspflege in ihren Händen zu vereinigen; dies führte ungefähr um die Zeit der Decemvirn zu einer Aenderung der Verfassung und zur Einsetzung dieser neuen Behörde. Wir wissen, dafs die Bekleidung der Quästur ein Anrecht gab zum Eintritt in die Richterschaft, dafs aber dennoch der Candidat einer Wahl unterlag durch gewisse sich selbst ergänzende Fünfmännerschaften; ferner dafs die Richter, obwohl sie rechtlich vermuthlich von Jahr zu Jahr gewählt wurden, doch thatsächlich längere Zeit, ja lebenslänglich im Amt blieben, weshalb sie bei den Römern und Griechen gewöhnlich Senatoren genannt werden. So dunkel das Einzelne ist, so klar erkennt man das Wesen der Behörde als einer auf aristokratischer Cooptation beruhenden Vertretung der Oligarchie; wovon eine vereinzelte, aber charakteristische Spur ist, dafs in Karthago neben dem gemeinen Bürger- ein eigenes Richterbad bestand. Zunächst waren sie bestimmt zu fungiren als politische Geschworne, die namentlich die Feldherren, aber ohne Zweifel vorkommenden Falls auch die Schofeten und Gerusiasten nach Niederlegung ihres Amtes zur Verantwortung zogen und nach Gutdünken, oft in rücksichtslos grausamer Weise, selbst mit dem Tode bestraften. Natürlich ging hier wie überall, wo die Verwaltungsbehörden unter Controle einer andern Körperschaft gestellt werden, der Schwerpunct der Macht über von der controlirten auf die controlirende Behörde; und es begreift sich leicht, theils dafs die letztere allenthalben in die Verwaltung eingriff, wie denn zum Beispiel die Gerusia wichtige

Depeschen erst den Richtern vorlegt und dann dem Volke, theils dafs die Furcht vor der regelmäfsig nach dem Erfolg abgemessenen Controle daheim in Rath und That den karthagischen Staatsmann wie den Feldherrn lähmte. — Die karthagische Bürgerschaft scheint, wenn auch nicht wie in Sparta ausdrücklich auf die passive Assistenz bei den Staatshandlungen beschränkt, doch thatsächlich dabei nur in einem sehr geringen Grade von Einfluſs gewesen zu sein. Bei den Wahlen in die Gerusia war ein offenkundiges Bestechungssystem Regel; bei der Ernennung eines Feldherrn wurde das Volk zwar befragt, aber wohl erst wenn durch Vorschlag der Gerusia der Sache nach die Ernennung erfolgt war; und in anderen Fragen ging man nur an das Volk, wenn die Gerusia es für gut fand oder sich nicht einigen konnte. Volksgerichte kannte man in Karthago nicht. Die Machtlosigkeit der Bürgerschaft ward wahrscheinlich wesentlich durch ihre politische Organisirung bedingt; die karthagischen Tischgenossenschaften, die hiebei erwähnt und den spartanischen Pheiditien verglichen werden, mögen oligarchisch geleitete Zünfte gewesen sein. Sogar ein Gegensatz zwischen ‚Stadtbürgern' und ‚Handarbeitern' wird erwähnt, der auf eine sehr niedrige, vielleicht rechtlose Stellung der letzteren schliefsen läfst. — Fassen wir die einzelnen Momente zusammen, so erscheint die karthagische Verfassung als ein Capitalistenregiment, wie es begreiflich ist bei einer Bürgergemeinde ohne ansässigen Mittelstand, die einerseits aus einer besitzlosen von der Hand in den Mund lebenden städtischen Menge bestand, andrerseits aus Grofshändlern, Plantagenbesitzern und vornehmen Vögten. Das System die heruntergekommenen Herren auf Kosten der Unterthanen zu bereichern, indem sie ausgesendet werden als Schatzungsbeamte und Frohnvögte in die abhängigen Gemeinden, dieses untehlbare Kennzeichen einer verrotteten städtischen Oligarchie, fehlt auch in Karthago nicht; Aristoteles bezeichnet es als die wesentliche Ursache der Dauerhaftigkeit und Stabilität der karthagischen Verfassung. Es ist wohl bezeugt, dafs in Karthago weder von oben noch von unten jemals eine nennenswerthe Revolution stattgefunden hatte und dafs die demokratische Opposition noch zur Zeit des ersten punischen Krieges völlig machtlos war, indem sich die Menge begnügte mit den in Form der Wahlbestechungen und sonst ihr zufallenden nutzbaren Rechten der Herrschaft und führerlos blieb in Folge der materiellen Vortheile

die die regierende Partei allen ehrgeizigen oder bedrängten Vornehmen zu bieten im Stande war. — In finanzieller Hinsicht behauptet Karthago in jeder Beziehung unter allen Staaten des Alterthums den ersten Platz. Zur Zeit des peloponnesischen Krieges war diese phoenikische Stadt nach dem Zeugnifs des ersten Geschichtsschreibers der Griechen allen hellenischen Staaten finanziell überlegen und werden ihre Einkünfte denen des Grofskönigs verglichen; Polybios nennt sie die reichste Stadt der Welt. Von der Intelligenz der karthagischen Landwirthschaft, welche Feldherren und Staatsmänner dort wie später in Rom wissenschaftlich zu betreiben und zu lehren nicht verschmähten, legt ein Zeugnifs ab, dafs der römische Senat in späterer Zeit den Italikern den punischen Feldbau officiell als Muster empfahl; und nicht minder sind die Römer die Schüler der Phoenikier geworden in der Ausbeutung der Unterthanen, durch welche die Grundrente ‚des besten Theils von Europa' und der reichen zum Theil, zum Beispiel in der Byzakitis und an der kleinen Syrte, hundertfältige Frucht tragenden nordafricanischen Landschaft für die Karthager gewonnen ward. Der Handel, der in Karthago von jeher als ehrenhaftes Gewerbe galt, und die auf Grund des Handels aufblühende Rhederei und Fabrication brachte schon im natürlichen Laufe der Dinge den dortigen Ansiedlern jährlich goldene Ernten, und es ist früher schon bezeichnet worden, wie man durch ausgedehnte und immer gesteigerte Monopolisirung nicht blofs aus dem Aus-, sondern auch aus dem Inland allen Handel des westlichen Mittelmeers und den ganzen Zwischenhandel zwischen dem Westen und Osten mehr und mehr in diesem einzigen Hafen zu concentriren verstand. Wenn es schlechterdings unmöglich ist von der Capitalmasse sich eine Vorstellung zu machen, die in diesem London des Alterthums zusammenströmte, so kann wenigstens von den öffentlichen Einnahmequellen einigermafsen einen Begriff geben, dafs trotz des kostspieligen Systems, nach dem Karthago sein Kriegswesen organisirt hatte, und trotz der sorg- und treulosen Verwaltung des Staatsguts dennoch die Beisteuern der Unterthanen und die Zollgefälle die Ausgaben vollständig deckten und von den Bürgern directe Steuern nicht erhoben wurden; ja dafs noch nach dem zweiten punischen Kriege, als die Macht des Staates schon gebrochen war, die laufenden Ausgaben und eine jährliche Kriegssteuer von 3000000 Thalern ohne Steuerausschreibung blofs durch eine einigermafsen gere-

gelte Finanzwirthschaft gedeckt werden und man vierzehn Jahre nach dem Frieden zur sofortigen Erlegung der noch übrigen sechs und dreifsig Termine sich erbieten konnte. Aber es ist nicht blofs die Summe der Einkünfte, in der sich die Ueberlegenheit der karthagischen Finanzwirthschaft ausspricht; auch die ökonomischen Grundsätze einer späteren und vorgeschrittneren Zeit finden wir hier allein unter allen bedeutenderen Staaten des Alterthums: es ist von ausländischen Staatsanleihen die Rede und im Geldsystem finden wir neben Goldmünzen ein dem Stoff nach werthloses Zeichengeld, welches sonst dem Alterthum völlig fremd ist. In der That, wenn der Staat eine Speculation wäre, nie hätte einer glänzender seine Aufgabe gelöst als Karthago.

Vergleichen wir die Macht der Karthager und der Römer. Beides waren Ackerbaustaaten; aber in Karthago herrschte der grofse Grundbesitz, die Gutswirthschaft, das Sclavensystem, während in Rom die Masse der Bürgerschaft selbst das Feld baute. Die Mehrzahl der Bevölkerung war also in Rom besitzend, das ist conservativ, in Karthago besitzlos und dem Golde der Reichen wie dem Reformruf der Demagogen zugänglich. — Beider Verfassung war aristokratisch; wie der Senat in Rom regierten die Richter in Karthago. Allein während der römische Senat jeder Tüchtigkeit sich öffnete und im besten Sinn die Nation vertrat, durfte er dem Volke vertrauen und brauchte die Beamten nicht zu fürchten. Der karthagische Senat dagegen beruhte auf einer eifersüchtigen Controle der Verwaltung durch die Regierung und vertrat ausschliefslich die vornehmen Familien; sein Wesen war das Mifstrauen nach oben wie nach unten und so konnte er weder sicher sein, dafs das Volk ihm folgte wohin es geführt ward, noch unbesorgt vor Usurpationen der Beamten. Daher der feste Gang der römischen Politik, die im Unglück keinen Schritt zurückwich und die Gunst des Glückes nicht verscherzte durch Fahrlässigkeit und Halbheit; während die Karthager vom Kampf abstanden, wo eine letzte Anstrengung vielleicht alles gerettet hätte, und der grofsen nationalen Aufgaben überdrüssig oder vergessen den halb fertigen Bau einstürzen liefsen, um nach wenigen Jahren von vorn zu beginnen. Daher ist der tüchtige Beamte in Rom regelmäfsig im Einverständnifs mit seiner Regierung, in Karthago häufig in entschiedener Fehde mit den Herren daheim und gedrängt sich ihnen verfassungswidrig zu widersetzen oder gemeinschaftliche

Sache zu machen mit der opponirenden Reformpartei. Deren Macht war im Steigen in Rom wie in Karthago, aber weit schneller stieg sie hier. Schon während des zweiten punischen Krieges hatten die Volksversammlungen einen andern Charakter angenommen und waren sie es, die im Staate entschieden; man vernimmt die für eine beginnende Herrschaft der städtischen Menge bezeichnende Klage, dafs in Karthago die Buben die Revolutionen machen helfen. Nach Beendigung des hannibalischen Krieges ward auf Hannibals Vorschlag sogar durchgesetzt, dafs kein Mitglied des Raths der Hundert zwei Jahre nach einander im Amt sein könne und damit die volle Demokratie eingeführt, die allerdings nach der Lage der Dinge allein Karthago zu retten im Stande war. Allein diese Verfassungsänderung trat erst ein, als es zu spät und durch Schuld der verrotteten Oligarchie der Staat schon verloren war. — Karthago wie Rom beherrschten ihre Stammgenossen und zahlreiche stammfremde Gemeinden. Aber Rom nahm allmählich einen District nach dem andern in sein Bürgerrecht auf und eröffnete den latinischen Gemeinden gesetzlich den Zutritt; Karthago schlofs sich vollständig ab und liefs den abhängigen Districten nicht einmal die Hoffnung auf dereinstige Gleichstellung. Rom gönnte den stammverwandten Gemeinden Antheil an den Früchten des Sieges, namentlich den gewonnenen Domänen und suchte in den übrigen unterthänigen Staaten durch materielle Begünstigung der Vornehmen und Reichen wenigstens eine Partei in das Interesse Roms zu ziehen. Karthago behielt nicht blofs für sich, was die Siege einbrachten, sondern entrifs sogar den am besten gestellten stammverwandten Städten die Handelsfreiheit. Rom nahm auch den am schlechtesten gestellten unterworfenen Gemeinden die Selbstständigkeit nicht ganz und legte keiner eine feste Steuer auf; Karthago sandte überall hin seine Vögte und belastete selbst die altphoenikischen Städte mit schwerem Zins, während die unterworfenen Stämme factisch als Staatssclaven behandelt wurden. So war im karthagischen Staatsverband nicht eine einzige Gemeinde mit Ausnahme von Utica, die nicht durch den Sturz Karthagos politisch und materiell gewonnen haben würde; in dem römischen nicht eine einzige, die nicht viel wagte durch die Auflehnung gegen ein Regiment, das die materiellen Interessen sorgfältig schonte und die politische Opposition wenigstens nirgends durch äusserste Mafsregeln herausforderte zum Kampf. Wenn die kar-

thagischen Staatsmänner meinten die phoenikischen Unterthanen durch die gröfsere Furcht vor den empörten Libyern, die sämmtlichen Besitzenden durch das Zeichengeld an das karthagische Interesse knüpfen zu können, so übertrugen sie einen kaufmännischen Calcul dahin wo er nicht hingehört: die Erfahrung bewies, dafs die römische Symmachie trotz ihrer scheinbar loseren Fügung gegen Pyrrhos zusammenhielt wie eine Mauer aus Felsenstücken, die karthagische dagegen wie Spinneweben zerriss, so wie ein feindliches Heer den africanischen Boden betrat. So geschah es bei den Landungen von Agathokles und von Regulus und ebenso im Söldnerkrieg; von dem Geiste, der in Africa herrschte, mag Zeugnifs ablegen, dafs die libyschen Frauen den Söldnern freiwillig ihren Schmuck steuerten zum Kriege gegen Karthago. — Finanziell waren die karthagischen Staatseinkünfte ohne Zweifel den römischen weit überlegen; allein dies glich zum Theil sich wieder aus dadurch, dafs die Quellen der karthagischen Finanzen, Tribute und Zölle, eben wenn man sie am nöthigsten brauchte, weit eher versiegten als die römischen, und dafs die karthagische Kriegführung bei weitem kostspieliger war als die römische. — Die militärischen Hülfsmittel der Römer und Karthager waren sehr verschieden, jedoch in vieler Beziehung nicht ungleich abgewogen. Die karthagische Bürgerschaft betrug noch bei Eroberung der Stadt 700000 Köpfe mit Einschluss der Frauen und Kinder* und mochte am Ende des fünften Jahrhunderts wenigstens ebenso zahlreich sein; sie vermochte im fünften Jahrhundert im Nothfall ein Bürgerheer von 100000 Hopliten auf die Beine zu bringen. Ein ebenso starkes Bürgerheer hatte Rom schon im Anfang des fünften Jahrhunderts unter gleichen Verhältnissen ins Feld geschickt; seit den grofsen Erweiterungen des Bürgergebiets im Laufe des fünften Jahrhunderts mufste die Zahl der waffenfähigen

* Man hat an der Richtigkeit dieser Zahl gezweifelt und mit Rücksicht auf den Raum die mögliche Einwohnerzahl auf höchstens 250000 Köpfe berechnet. Abgesehen von der Unsicherheit derartiger Berechnungen, namentlich in einer Handelsstadt mit sechsstöckigen Häusern, ist dagegen zu erinnern, dafs die Zahlung wohl politisch zu verstehen ist, nicht städtisch, ebenso wie die römischen Censuszahlen, und dafs dabei also alle Karthager gezählt sind, mochten sie in der Stadt oder in der Umgegend wohnen oder im unterthänigen Gebiet oder im Ausland sich aufhalten. Solcher Abwesenden gab es natürlich eine grofse Zahl in Karthago; wie denn ausdrücklich berichtet wird, dafs in Gades aus gleichem Grunde die Zahl der Bürger stets weit höher war als die der ansässigen Bürgerschaft.

Vollbürger mindestens sich verdoppelt haben. Aber weit mehr noch als der Zahl der Waffenfähigen nach war Rom in dem Effectivstand des Bürgermilitärs überlegen. So sehr die karthagische Regierung auch es sich angelegen sein liefs die Bürger zum Waffendienst zu bestimmen, so konnte sie doch weder dem Handwerker und Fabrikarbeiter den kräftigen Körper des Landmanns geben noch die unüberwindliche Scheu der Phoenikier vor dem Kriegswerk überwinden. Im fünften Jahrhundert focht in den sicilischen Heeren noch eine ‚heilige Schaar' von 2500 Karthagern als Garde des Feldherrn; im sechsten findet sich in den karthagischen Heeren, zum Beispiel in dem spanischen, mit Ausnahme der Offiziere nicht ein einziger Karthager. Dafs dagegen die römischen Bauern keineswegs blofs in den Musterrollen, sondern auch auf den Schlachtfeldern standen, ist bekannt. Aehnlich stand es mit den Stammverwandten der beiden Gemeinden; während die Latiner den Römern nicht mindere Dienste leisteten als ihre Bürgertruppen, waren die Libyphoenikier ebenso wenig kriegstüchtig wie die Karthager und begreiflicher Weise noch weit weniger kriegslustig, und so verschwinden auch sie aus den Heeren, indem die zuzugpflichtigen Städte ihre Verbindlichkeit vermuthlich mit Geld abkauften. In dem eben erwähnten spanischen Heer von etwa 15000 Mann bestand nur eine einzige Reiterschaar von 450 Mann und auch diese nur zum Theil aus Libyphoenikiern. Den Kern der karthagischen Armeen bildeten die Libyer, aus deren Rekruten sich unter tüchtigen Offizieren ein gutes Fufsvolk bilden liefs und deren leichte Reiterei eine unübertroffene Truppe bildete. Dazu kamen die Mannschaften der mehr oder minder abhängigen Völkerschaften Libyens und Spaniens und die berühmten Schleuderer von den Balearen, deren Stellung zwischen Bundescontingenten und Söldnerschaaren die Mitte gehalten zu haben scheint; endlich im Nothfall die im Ausland angeworbene Soldatesca. Der Zahl nach konnte ein solches Heer ohne Mühe fast auf jede beliebige Stärke gebracht werden und auch an Tüchtigkeit der Offiziere, an Waffenkunde und Muth fähig sein mit dem römischen sich zu messen; allein nicht blofs verstrich, wenn Söldner angenommen werden mufsten, ehe dieselben bereit standen eine gefährlich lange Zeit, während die römische Miliz jeden Augenblick auszuziehen im Stande war, sondern, was die Hauptsache ist, während die punischen Heere nichts zusammenhielt als die Fahnenehre und der Vor-

theil, fanden sich die römischen durch alles vereinigt, was sie an das gemeinsame Vaterland band. Dem karthagischen Offizier gewöhnlichen Schlages galten seine Söldner, ja selbst die libyschen Bauern ungefähr so viel wie heute im Krieg die Kanonenkugeln gelten; daher Schändlichkeiten wie zum Beispiel der Verrath der libyschen Truppen durch ihren Feldherrn Himilko 358, der einen gefährlichen Aufstand der Libyer zur Folge hatte, und daher jener zum Sprichwort gewordene Ruf der ‚punischen Treue', der den Karthagern nicht wenig geschadet hat. Alles Unheil, welches Fellah- und Söldnerheere über einen Staat bringen können, hat Karthago in vollem Mafse erfahren und mehr als einmal seine bezahlten Knechte gefährlicher erfunden als seine Feinde. — Die Mängel dieses Heerwesens, die die karthagische Regierung nicht verkennen konnte, suchte man allerdings auf jede Weise zu ersetzen. Man hielt auf gefüllte Kassen und gefüllte Zeughäuser, um jederzeit Söldner ausstatten zu können. Man wandte grofse Sorgfalt auf das, was bei den Alten die heutige Artillerie vertrat: den Maschinenbau, in welcher Waffe wir die Karthager den Sikelioten regelmäfsig überlegen finden, und die Elephanten, seit diese im Krieg gebraucht wurden und die älteren bei den Libyern nationalen Streitwagen verdrängt hatten; zwischen den Mauern Karthagos waren Stallungen für 300 Elephanten angelegt. Die abhängigen Städte zu befestigen konnte man freilich nicht wagen und mufste es geschehen lassen, dafs jedes in Africa gelandete feindliche Heer mit dem offenen Lande auch die Städte und Flecken gewann; recht im Gegensatz zu Italien, wo die meisten unterworfenen Städte ihre Mauern behalten hatten und eine Kette römischer Festungen die ganze Halbinsel beherrschte. Dagegen für die Befestigung der Hauptstadt bot man auf, was Geld und Kunst vermochten; und mehrere Male rettete den Staat nichts als die Stärke der Mauern der Hauptstadt, während Rom politisch und militärisch so gesichert war, dafs es eine förmliche Belagerung niemals erfahren hat. Endlich das Hauptbollwerk des Staats war die Kriegsmarine, auf die man die gröfste Sorgfalt verwandte. Im Bau wie in der Führung der Schiffe waren die Karthager den Griechen überlegen; in Karthago zuerst baute man Schiffe mit mehr als drei Reihen von Ruderbänken und die karthagischen Kriegsfahrzeuge, in dieser Zeit meistens Fünfruderer, waren in der Regel bessere Segler als die griechischen, die Ruderer, sämmtlich Staatssclaven, die

nicht von den Galeeren kamen, vortrefflich eingeschult und die Kapitäne gewandt und furchtlos. In dieser Beziehung war Karthago entschieden den Römern überlegen, die mit den wenigen Schiffen der verbündeten Griechen und den wenigeren eigenen nicht im Stande waren sich in der offenen See auch nur zu zeigen gegen die Flotte, die damals unbestritten das westliche Meer beherrschte. — Fassen wir schliefslich zusammen, was die Vergleichung der Mittel der beiden grofsen Mächte ergiebt, so rechtfertigt sich wohl das Urtheil eines einsichtigen und unparteiischen Griechen, dafs Karthago und Rom, da der Kampf zwischen ihnen begann, im Allgemeinen einander gewachsen waren; allein wir können nicht unterlassen hinzuzufügen, dafs Karthago wohl aufgeboten hatte, was Geist und Reichthum vermochten, um statt der natürlichen Mittel zum Angriff und zur Vertheidigung andere zu finden; aber dafs es nicht im Stande gewesen war die Grundmängel eines eigenen Landheers und einer auf eigenen Füfsen stehenden Symmachie in irgend ausreichender Weise zu ersetzen. Dafs Rom nur in Italien, Karthago nur in Libyen ernstlich angegriffen werden konnte, liefs sich nicht verkennen; und ebenso wenig, dafs Karthago auf die Dauer einem solchen Angriff nicht entgehen konnte. Die Flotten waren in jener Zeit der Kindheit der Schifffahrt noch nicht bleibendes Erbgut der Nationen, sondern liefsen sich herstellen, wo es Bäume, Eisen und Wasser gab; dafs selbst mächtige Seestaaten nicht im Stande waren den schwächeren Feinden die Landung zu wehren, war einleuchtend und in Africa selbst mehrfach erprobt. Seit Agathokles den Weg dorthin gezeigt hatte, konnte auch ein römischer General ihn finden, und während in Italien mit dem Einrücken einer punischen Invasionsarmee der Krieg begann, war er in Libyen mit dem Einrücken einer römischen zu Ende und verwandelte sich in eine Belagerung, in der der hartnäckigste Heldenmuth, wenn nicht besondere Zufälle eintraten, doch endlich unterliegen mufste.

KAPITEL II.

Der erste Krieg mit Karthago.

Seit mehr als einem Jahrhundert verheerten die Kriege zwischen den Karthagern und den syrakusanischen Herren die schöne sicilische Insel. Von beiden Seiten ward der Krieg geführt einerseits mit politischem Propagandismus, indem Karthago Verbindungen unterhielt mit der aristokratisch-republikanischen Opposition in Syrakus, die syrakusanischen Dynasten mit der Nationalpartei in den Karthago zinspflichtig gewordenen Griechenstädten; andrerseits mit Söldnerheeren, mit welchen Timoleon und Agathokles ebensowohl ihre Schlachten schlugen wie die punischen Feldherren. Und wie man auf beiden Seiten mit gleichen Mitteln focht, ward auch auf beiden Seiten mit gleicher in der occidentalischen Geschichte beispielloser Ehr- und Treulosigkeit gestritten. Die schwächere Partei waren die Syrakusier. Noch im Frieden von 440 hatte Karthago sich beschränkt auf das Drittel der Insel westlich von Herakleia Minoa und Himera und hatte ausdrücklich die Hegemonie der Syrakusier über sämmtliche östliche Städte anerkannt. Pyrrhos Vertreibung aus Sicilien und Italien (479) liefs Akragas und überhaupt die bei weitem gröfsere Hälfte der Insel in Karthagos Händen; die Syrakusier besafsen nichts mehr als die Südostspitze der Insel (Heloros, Neeton, Akrae, Leontion, Megara) und Tauromenion. In der zweiten grossen Stadt an der Ostküste, in Messana hatte eine fremdländische Soldatenschaar sich festgesetzt und behauptete die Stadt, unabhängig von den Syrakusiern wie von den Karthagern. Sie

waren von Campanien gekommen, wo bei den dort angesiedelten Sabellern ein wüstes Wesen eingerissen war, das aus Campanien im vierten und fünften Jahrhundert machte, was später Aetolien, Kreta, Lakonien waren: den allgemeinen Werbeplatz für die söldnersuchenden Fürsten und Städte. Die von den campanischen Griechen dort ins Leben gerufene Halbcultur, die barbarische Ueppigkeit des Lebens in Capua und den übrigen campanischen Städten, wo man keinen stattlichen Schmaus mehr hielt, ohne dafs die Gäste durch Fechterspiele auf Leben und Tod während des Mahles ergötzt wurden, die politische Ohnmacht, zu der die römische Herrschaft sie verurtheilte, ohne ihnen doch durch ein straffes Regiment die Verfügung über sich selbst vollständig zu entziehen — alles dies trieb die campanische Jugend schaarenweise unter die Fahnen der Werbeofficiere; und es versteht sich, dass der leichtsinnige und gewissenlose Selbstverkauf hier wie überall die Entfremdung von der Heimath, die Gewöhnung an Gewaltthätigkeit und Soldatenmuthwillen und die Gleichgültigkeit gegen den Treubruch im Gefolge hatte. Warum eine Söldnerschaar sich der ihrer Hut anvertrauten Stadt nicht für sich selbst bemächtigen solle, vorausgesetzt nur dafs sie dieselbe zu behaupten im Stande war, leuchtete den Campanern nicht ein — hatten doch die Samniten in Capua selbst, die Lucaner in einer Reihe griechischer Städte ihre Herrschaft in nicht viel ehrenhafterer Weise begründet. Nirgends luden die politischen Verhältnisse mehr zu solchen Unternehmungen ein als in Sicilien; schon die während des peloponnesischen Krieges nach Sicilien gelangten campanischen Hauptleute hatten in Entella und Aetna in solcher Art sich eingenistet. Etwa um das Jahr 470 setzte ein campanischer Trupp, der früher unter Agathokles gedient hatte und nach dessen Tode (465) das Räuberhandwerk auf eigene Rechnung trieb, sich fest in Messana, der zweiten Stadt des griechischen Siciliens und dem Hauptsitz der antisyrakusanischen Partei in dem noch von Griechen beherrschten Theile der Insel. Die Bürger wurden erschlagen oder vertrieben, die Frauen und Kinder und die Häuser derselben unter die Soldaten vertheilt und die neuen Herren der Stadt oder wie sie sich nannten, die Mamertiner wurden bald die dritte Macht der Insel, deren nordöstlichen Theil sie in den wüsten Zeiten nach Agathokles Tode sich unterwarfen. Die Karthager sahen nicht ungern diese Ereignisse, durch welche die Syrakusier die wichtigste unterthänige Stadt ver-

boren und einen neuen und mächtigen Gegner in nächster Nähe erhielten; mit karthagischer Hülfe behaupteten die Mamertiner sich gegen Pyrrhos und der unzeitige Abzug des Königs gab ihnen ihre ganze Macht zurück. — Es ziemt der Historie weder den treulosen Frevel zu entschuldigen, durch den sie der Herrschaft sich bemächtigten, noch zu vergessen, dafs der Gott, der die Sünde der Väter straft bis ins vierte Glied, nicht der Gott der Geschichte ist. Wer sich berufen fühlt die Sünden Anderer zu richten, mag die Menschen verdammen; für Sicilien konnte es heilbringend sein, dafs hier eine streitkräftige und der Insel eigene Macht sich zu bilden anfing, die schon bis achttausend Mann ins Feld zu stellen vermochte und die allmählich sich in den Stand setzte, den Kampf, dem die trotz der ewigen Kriege sich immer mehr der Waffen entwöhnenden Hellenen nicht mehr gewachsen waren, zu rechter Zeit gegen die Ausländer mit eigenen Kräften aufzunehmen.

Zunächst indefs kam es anders. Ein junger syrakusanischer Offizier, der durch seine Abstammung aus dem Geschlechte Gelons und durch seine engen verwandtschaftlichen Beziehungen zum König Pyrrhos ebenso sehr wie durch die Auszeichnung, mit der er in dessen Feldzügen gefochten hatte, die Blicke seiner Mitbürger wie die der syrakusanischen Soldateska auf sich gelenkt hatte, Hieron, des Hierokles Sohn, ward durch eine militärische Wahl an die Spitze des mit den Bürgern hadernden Heeres gerufen (479/80 Roms, Ol. 126, 2). Durch seine kluge Verwaltung, sein adliches Wesen und seinen mäfsigen Sinn gewann er schnell sich die Herzen der syrakusanischen, des schändlichsten Despotenunfugs gewohnten Bürgerschaft und überhaupt der sicilischen Griechen. Er entledigte sich, freilich auf treulose Weise, des unbotmäfsigen Söldnerheeres, regenerirte die Bürgermiliz und versuchte, anfangs mit dem Titel als Feldherr, später als König, mit den Bürgertruppen und frischen und lenksameren Geworbenen die tief gesunkene hellenische Macht wieder herzustellen. Mit den Karthagern, die im Einverständniss mit den Griechen den König Pyrrhos von der Insel vertrieben hatten, war damals Friede; die nächsten Feinde der Syrakusier waren die Mamertiner, die Stammgenossen der verhassten, vor kurzem ausgerotteten Söldner, die Mörder ihrer griechischen Wirthe, die Schmälerer des syrakusanischen Gebiets, die Zwingherren und Brandschatzer einer Menge kleinerer griechischen Städte. Im

Bunde mit den Römern, die eben um diese Zeit gegen die Bundes-, Stamm- und Frevelgenossen der Mamertiner, die Campaner in Rhegion ihre Legionen schickten (483), wandte Hieron sich gegen Messana. Durch einen grofsen Sieg, nach welchem Hieron zum König der Sikelioten ausgerufen ward (484), gelang es die Mamertiner in ihre Stadt einzuschliefsen und nachdem die Belagerung einige Jahre gewährt hatte, sahen die Mamertiner sich aufs Aeufserste gebracht und unfähig die Stadt gegen Hieron länger mit eigenen Kräften zu behaupten. Dafs eine Uebergabe auf Bedingungen nicht möglich war und das Henkerbeil, das die rheginischen Campaner in Rom getroffen hatte, eben so sicher in Syrakus der messanischen wartete, leuchtete ein; die einzige Rettung war die Auslieferung der Stadt an die Karthager oder an die Römer, denen beiden hinreichend gelegen sein mufste an der Eroberung des wichtigen Platzes, um über alle anderen Bedenken hinwegzusehen. Ob es vortheilhafter sei den Puniern oder den Herren Italiens sich zu ergeben, war zweifelhaft; nach langem Schwanken entschied sich endlich die Majorität der campanischen Bürgerschaft, den Besitz der meerbeherrschenden Festung den Römern anzutragen.

Es war ein weltgeschichtlicher Moment von der tiefsten Bedeutung, als die Boten der Mamertiner im römischen Senat erschienen. Zwar was alles an dem Ueberschreiten des schmalen Meerarmes hing, konnte damals Niemand ahnen; aber jedem der rathschlagenden Väter der Stadt mufste das offenbar sein, dafs an diese Entscheidung, wie sie immer ausfiel, ganz andere und wichtigere Folgen sich knüpfen mufsten als an irgend einen der bisher vom Senat gefafsten Beschlüsse. Strenge und rechtliche Männer freilich mochten fragen, wie es möglich sei überhaupt zu schwanken über das, was zu thun sei, und also nicht blofs das Bündnifs mit Hieron zu brechen, sondern nachdem eben erst die rheginischen Campaner mit gerechter Härte von den Römern bestraft worden waren, jetzt ihre nicht weniger schuldigen sicilischen Helfershelfer zum Bundnifs und zur Freundschaft von Staatswegen zuzulassen und sie der verdienten Strafe zu entziehen. Man gab damit ein Aergernifs, das nicht blofs den Gegnern Stoff zu Declamationen liefern, sondern auch sittliche Gemüther ernstlich empören mufste. Allein wohl mochte auch der Staatsmann, dem die politische Moral keineswegs blofs eine Phrase war, zurückfragen, wie man römische Bürger, die den

Fahneneid gebrochen und römische Bundesgenossen hinterlistig gemordet hatten, gleichstellen könne mit Fremden, die wohl auch gefrevelt hatten gegen Fremde, aber wo jenen zu Richtern, diesen zu Rächern die Römer Niemand bestellt habe. Hatte es sich nur darum gehandelt, ob die Syrakusaner oder die Mamertiner in Messana geboten, so konnte Rom allerdings sich diese wie jene gefallen lassen. Rom strebte nach dem Besitz Italiens, wie Karthago nach dem Siciliens; schwerlich gingen beider Mächte Pläne damals weiter. Allein eben darin lag es begründet, dafs jede an ihrer Grenze eine Mittelmacht zu haben und zu halten wünschte — so die Karthager Tarent, die Römer Syrakus und Messana; und dafs sie, als dies unmöglich geworden war, die Grenzplätze lieber sich als der andern Grofsmacht gönnten. Wie Karthago in Italien versucht hatte, als Rhegion und Tarent von den Römern in Besitz genommen werden sollten, diese Städte für sich zu gewinnen und nur durch Zufall daran gehindert worden war, so bot jetzt in Sicilien sich für Rom die Gelegenheit dar, die Stadt Messana in seine Symmachie zu ziehen; schlug man sie aus, so durfte man nicht erwarten, dafs die Stadt selbstständig blieb oder syrakusanisch war, sondern man warf sie den Puniern in die Arme. War es gerechtfertigt die Gelegenheit entschlüpfen zu lassen, die sicher so nicht wieder kehrte, sich des natürlichen Brückenkopfs zwischen Italien und Sicilien zu bemächtigen und ihn durch eine tapfere und aus guten Gründen zuverlässige Besatzung zu sichern; gerechtfertigt mit dem Verzicht auf Messana die Herrschaft über den letzten freien Pafs zwischen der Ost- und Westsee und die Handelsfreiheit Italiens aufzuopfern? Zwar liefsen sich gegen die Besetzung Messanas auch ernsthaftere Bedenken geltend machen als die der Gefühlspolitik waren. Dafs sie zu einem Kriege mit Karthago führen mufste, war das geringste derselben; so ernst ein solcher war, Rom hatte ihn nicht zu fürchten. Aber wichtiger war es, dafs man mit dem Ueberschreiten der See abwich von der bisherigen rein italischen und rein continentalen Politik; man gab das System auf, durch welches die Väter Roms Gröfse gegründet hatten, um ein neues zu beginnen, dessen Resultate vorherzusagen Niemand vermochte. Es war einer der Augenblicke, wo die Berechnung aufhört und wo der Glaube an den eigenen Stern und an den Stern des Vaterlandes allein den Muth giebt die Hand zu fassen, die aus dem Dunkel der Zukunft winkt, und

ihr zu folgen es weifs keiner wohin. Nach langer ernster Berathung über den Antrag der Consuln die Legionen den Mamertinern zu Hülfe zu führen kam der Senat zu keinem entscheidenden Beschlufs, sondern verwies die Sache an das Volk. In diesem lebte das frische Gefühl der durch eigene Kraft gegründeten Grofsmacht. Die Eroberung Italiens gab den Römern wie die Griechenlands den Makedoniern, wie die Schlesiens den Preufsen den Muth, eine neue politische Bahn zu betreten; formell motivirt ward die Unterstützung der Mamertiner durch die Schutzherrschaft, die Rom über sämmtliche Italiker ansprach. Auf Antrag der Consuln beschlofs die Bürgerschaft den überseeischen Italikern Hülfe zu senden (489).

Man bereitete sich also zum Kriege, erwartend, wie die beiden zunächst betroffenen und beide bisher dem Namen nach mit Rom verbündeten sicilischen Mächte die Invasion der Römer auf die Insel aufnehmen würden. Hieron hatte Grund genug die an ihn ergangene Aufforderung der Römer, gegen ihre neuen Bundesgenossen in Messana die Feindseligkeiten einzustellen, ebenso zu behandeln, wie die Samniten und die Lucaner in gleichem Falle die Besetzung von Capua und Thurii aufgenommen hatten und den Römern mit einer Kriegserklärung zu antworten; blieb er indefs allein, so war ein solcher Krieg eine Thorheit und von seiner vorsichtigen und gemäfsigten Politik konnte man erwarten, dafs er sich fügen werde, wenn Karthago sich ruhig verhielt. Unmöglich schien es nicht. Eine römische Gesandtschaft ging jetzt (489), sieben Jahre nach dem Versuch der punischen Flotte sich Tarents zu bemächtigen, nach Karthago, um Aufklärung wegen dieser Vorgänge zu verlangen; man erinnerte sich nicht ohne Grund jetzt plötzlich wieder der halb vergessenen Beschwerden — es schien nicht überflüssig unter anderen Kriegsvorbereitungen auch die papierene Rüstkammer mit Kriegsgründen zu füllen und für die künftigen Manifeste sich, wie die Römer es pflegten, die Rolle des angegriffenen Theils zu reserviren. Wenigstens das konnte man mit vollem Rechte sagen, dafs die beiderseitigen Unternehmungen auf Tarent und auf Messana der Absicht und dem Rechtsgrund nach vollkommen gleich standen und nur der zufällige Erfolg den Unterschied machte. Karthago vermied den offenen Bruch. Die Gesandten brachten nach Rom die Desavouirung des karthagischen Admirals zurück, der den Versuch auf Tarent gemacht hatte, nebst den erforderlichen falschen Eiden.

Die Gegenbeschuldigungen, die natürlich nicht fehlten, waren gemäfsigt gehalten und vermieden es sogar die beabsichtigte sicilische Invasion als Kriegsgrund zu bezeichnen, obwohl sie es war; denn wie Rom die italischen, so betrachtete Karthago die sicilischen Angelegenheiten als innere, in die eine unabhängige Macht keinen Eingriff gestatten kann, und war entschlossen hienach zu handeln. Die punische Politik indefs ging einen leiseren Gang als der der offenen Kriegsdrohung war. Als in Rom die Vorbereitungen zum Kriege endlich so weit gediehen waren, dafs die Flotte, gebildet aus den Kriegsschiffen von Neapel, Tarent, Velia und Lokri, und die Vorhut des römischen Landheeres unter dem Kriegstribun Gaius Claudius in Rhegion erschienen (Frühling 490), kam ihnen von Messana die unerwartete Botschaft, dafs die Karthager im Einverständnifs mit der antirömischen Partei in Messana als neutrale Macht einen Frieden zwischen Hieron und den Mamertinern vermittelt hatten und die Belagerung also aufgehoben sei; dafs ferner im Hafen von Messana eine karthagische Flotte, in der Burg karthagische Besatzung liege, beide unter dem Befehl des Admiral Hanno. Die vom karthagischen Einfluls beherrschte mamertinische Bürgerschaft liefs unter verbindlichem Dank für die schleunig gewährte Bundeshülfe den römischen Befehlshabern anzeigen, dafs man sich freue derselben nicht mehr zu bedürfen. Es schien fast, als hätten die Römer vor Messana sich ebenso nutzlos compromittirt wie die Karthager vor Tarent. Indefs der gewandte und verwegene Offizier, der die römische Vorhut befehligte, schiffte nichts desto weniger seine Truppen ein. Die Karthager wiesen die römischen Schiffe zurück und brachten sogar einige derselben auf, die der karthagische Admiral, eingedenk der strengen Befehle keine Veranlassung zum Ausbruch der Feindseligkeiten zu geben, den guten Freunden jenseit der Meerenge zurücksandte. Aber Claudius liefs sich nicht abschrecken und bei einem zweiten Versuch gelang die Ueberfahrt. Kaum gelandet berief er die Bürgerschaft zur Versammlung und auf seinen Wunsch erschien in derselben gleichfalls der Admiral, noch immer wähnend den offenen Bruch vermeiden zu können. Allein in der Versammlung selbst bemächtigten die Römer sich seiner Person und Hanno sowie die schwache und führerlose punische Besatzung auf der Burg waren kleinmüthig genug jener an seine Truppen den Befehl zum Abzug zu geben, diese dem Befehl des gefangenen Feldherrn nachzukommen

und mit ihm die Stadt zu räumen. So war der Brückenkopf der Insel in den Händen der Römer. Die karthagischen Behörden, mit Recht erzürnt über die Thorheit und Schwäche ihres Feldherrn, liefsen ihn hinrichten und beschlossen den Krieg. Vor allem galt es den verlorenen Platz wieder zu gewinnen. Eine starke karthagische Flotte, geführt von Hanno Hannibals Sohn, erschien auf der Höhe von Messana; während die Flotte die Meerenge sperrte, begann die von ihr ans Land gesetzte karthagische Armee die Belagerung von der Nordseite. Hieron, der nur auf das Losschlagen der Karthager gewartet hatte um den Krieg gegen Rom zu beginnen, führte sein kaum zurückgezogenes Heer wieder gegen Messana und übernahm den Angriff auf die Südseite der Stadt. — Allein mittlerweile war auch der römische Consul Appius Claudius Caudex mit dem Hauptheer in Rhegion erschienen und in einer dunkeln Nacht gelang die Ueberfahrt trotz der karthagischen Flotte. Kühnheit und Glück waren mit den Römern; die Verbündeten, nicht gefafst auf einen Angriff des gesammten römischen Heeres und daher nicht vereinigt, wurden von den aus der Stadt ausrückenden römischen Legionen einzeln geschlagen und damit die Belagerung aufgehoben. Den Sommer über behauptete das römische Heer das Feld und machte sogar einen Versuch auf Syrakus; allein nachdem dieser gescheitert war und auch die Belagerung von Echetla (an der Grenze der Gebiete von Syrakus und Karthago) mit Verlust hatte aufgegeben werden müssen, kehrte das römische Heer zurück nach Messana und von da unter Zurücklassung einer starken Besatzung nach Italien. Die Erfolge dieses ersten aufseritalischen Feldzugs der Römer mögen daheim der Erwartung nicht ganz entsprochen haben, da der Consul nicht triumphirte; indefs konnte das kräftige Auftreten der Römer in Sicilien nicht verfehlen auf die Griechen daselbst grofsen Eindruck zu machen. Als dann im folgenden Jahre beide Consuln und ein doppelt so starkes Heer ungehindert die Insel betraten, als der eine derselben, Marcus Valerius Maximus, seitdem von diesem Feldzug 'der von Messana' (Messalla) genannt, einen glänzenden Sieg über die verbündeten Karthager und Syrakusaner erfocht und das punische Heer seitdem nicht mehr gegen die Römer das Feld zu halten wagte, da fielen nicht blofs eine Menge kleinerer griechischer Städte den Römern zu, sondern Hieron selbst verliefs die karthagische Partei und machte Friede und Bundnifs mit den Römern (491). Er folgte einer richtigen

Politik, indem er, so wie sich gezeigt hatte, dafs es den Römern Ernst war mit dem Einschreiten in Sicilien, sich sofort ihnen anschlofs, als es noch Zeit war den Frieden ohne Abtretungen und Opfer zu erkaufen. Die sicilischen Mittelstaaten, Syrakus und Messana, die eine eigene Politik nicht durchführen konnten und nur zwischen römischer und karthagischer Hegemonie zu wählen hatten, mufsten jedenfalls die erstere vorziehen, da die Römer damals sehr wahrscheinlich noch nicht die Insel für sich zu erobern, sondern nur sie Karthago zu entreifsen beabsichtigten, und auf alle Fälle von Rom eine leidliche Behandlung und Schutz der Handelsfreiheit zu erwarten war anstatt des karthagischen Tyrannisir- und Monopolisirsystems. Hieron blieb seitdem der wichtigste, standhafteste und geachtetste Bundesgenosse der Römer auf der Insel. — Für die Römer war hiermit das nächste Ziel erreicht. Durch das Doppelbündnifs mit Messana und Syrakus war die Landung auf der Insel und die bis dahin sehr schwierige Unterhaltung der Heere gesichert. Seit die Ostküste der Insel in den Händen der Römer war, verlor der bisher bedenkliche und unberechenbare Krieg einen grofsen Theil seines waghalsigen Charakters und machte zunächst nicht viel gröfsere Schwierigkeiten als die Kriege in Samnium und Etrurien. Die zwei Legionen, die man für das nächste Jahr (492) nach der Insel hinübersandte, reichten aus, um im Einverständnifs mit den sicilischen Griechen die Karthager überall in die Festungen zurückzutreiben. Der Oberbefehlshaber der Karthager, Hannibal Gisgons Sohn, warf mit dem Kern seiner Truppen sich in Akragas, um diese wichtigste karthagische Landstadt aufs Aeufserste zu vertheidigen. Unfähig die feste Stadt zu stürmen, blokirten die Römer sie mit verschanzten Linien und einem doppelten Lager; die Eingeschlossenen, die bis 50000 Köpfe zählten, litten bald Mangel am Nothwendigen. Zum Entsatz landete der karthagische Admiral Hanno bei Herakleia und schnitt seinerseits der römischen Belagerungsarmee die Zufuhr ab. Auf beiden Seiten war die Noth grofs; man entschlofs sich endlich zu einer Schlacht, um aus den Bedrängnissen und der Ungewifsheit herauszukommen. In dieser zeigte sich die numidische Reiterei eben so sehr der römischen überlegen wie der punischen Infanterie das römische Fufsvolk; das letztere entschied für Rom den Sieg, allein die Verluste auch der Römer waren sehr beträchtlich und der Erfolg der gewonnenen Schlacht ward zum Theil

dadurch verscherzt, dafs es nach der Schlacht der belagerten Armee während der Verwirrung und der Ermüdung der Sieger gelang aus der Stadt zu entkommen und die Flotte zu erreichen. Dennoch war der Sieg von Bedeutung; Akragas fiel dadurch in die Hände der Römer und damit war die ganze Insel in ihrer Gewalt mit Ausnahme der Seefestungen, in denen der karthagische Feldherr Hamilkar, Hannos Nachfolger im Oberbefehl, sich bis an die Zähne verschanzte und weder durch Gewalt noch durch Hunger zu vertreiben war. Der Krieg hörte auf der Insel auf; nur durch Landungen und durch Ausfälle aus den Festungen ward er fortgesetzt in einer für die Römer äufserst nachtheiligen und beschwerlichen Weise.

In der That empfanden die Römer erst jetzt die wirklichen Schwierigkeiten des Krieges. Die karthagische Flotte beherrschte die See und hielt nicht blofs die sicilischen Küstenstädte im Gehorsam und mit allem Nothwendigen versehen, sondern bedrohte auch Italien mit einer Landung, weswegen schon 492 dort eine consularische Armee hatte zurückbleiben müssen. Zwar zu einer gröfseren Invasion kam es nicht; allein wohl landeten kleinere karthagische Abtheilungen an den italischen Küsten und brandschatzten die Bundesgenossen und was schlimmer als alles Uebrige war, der Handel Roms und seiner Bundesgenossen war völlig gelähmt; es brauchte nicht lange so fortzugehen, um Caere, Ostia, Neapel, Tarent, Syrakus vollständig zu Grunde zu richten, während die Karthager über die Contributionssummen und den reichen Kaperfang die ausbleibenden sicilischen Tribute leicht verschmerzten. Die Römer erfuhren jetzt, was Dionysios, Agathokles und Pyrrhos erfahren hatten, dafs es ebenso leicht war die Karthager aus dem Felde zu schlagen als schwierig sie zu überwinden, und dafs alles darauf ankam eine Flotte zu schaffen. Man sah es ein und beschlofs eine römische Flotte von hundert fünf und zwanzig Dreideckern herzustellen. Die Ausführung indefs dieses energischen Beschlusses war nicht leicht. Zwar die aus den Rhetorschulen stammende Darstellung, die glauben machen möchte, als hätten damals zuerst die Römer die Ruder ins Wasser getaucht, ist eine kindische Phrase; Italiens Handelsmarine mufste um diese Zeit sehr ausgedehnt sein und auch an italischen Kriegsschiffen fehlte es keineswegs. Aber es waren dies Kriegsbarken und Dreidecker, wie sie in früherer Zeit üblich gewesen waren; Fünfdecker, die nach dem neueren besonders

von Karthago ausgehenden Systeme des Seekrieges fast ausschliefslich in der Linie verwendet wurden, hatte man in Italien noch nicht gebaut. Die Mafsregel der Römer war also ungefähr der Art, wie wenn jetzt ein Seestaat von Fregatten und Kuttern übergehen wollte zum Bau von Linienschiffen; und eben wie man heute in solchem Fall wo möglich ein fremdes Linienschiff zum Muster nehmen würde, überwiesen auch die Römer ihren Schiffsbaumeistern eine gestrandete karthagische Pentere als Modell. Ohne Zweifel hätten die Römer, wenn sie gewollt hätten, mit Hülfe der Syrakusaner und Massalioten schneller zum Ziele gelangen können; allein ihre Staatsmänner waren zu einsichtig um Italien durch eine nichtitalische Flotte vertheidigen zu wollen. Dagegen wurden die italischen Bundesgenossen stark angezogen sowohl für die Schiffsoffiziere, die man gröfstentheils aus der italischen Handelsmarine genommen haben wird, als für die Matrosen, deren Name (*socii navales*) beweist, dafs sie eine Zeitlang ausschliefslich von den Bundesgenossen gestellt wurden; daneben wurden später Sklaven verwandt, die der Staat und die reicheren Familien stellten, bald auch die ärmere Klasse der Bürger. Unter solchen Verhältnissen und wenn man theils den damaligen verhältnifsmäfsig niedrigen Stand des Schiffbaus, theils die römische Energie wie billig in Anschlag bringt, wird es begreiflich, dafs die Römer die Aufgabe, an der Napoleon gescheitert ist, eine Continental- in eine Seemacht umzuwandeln, innerhalb eines Jahres lösten und ihre Flotte von hundert und zwanzig Segeln in der That im Frühjahr 494 von Stapel lief. Freilich konnte weder Geld noch Energie bewirken, dafs dieselbe der karthagischen an Zahl und Segeltüchtigkeit gleichkam; und es mufste dies um so bedenklicher erscheinen, als die Seetaktik dieser Zeit vorwiegend im Manövriren bestand. Es kam zwar im Seegefecht auch häufig vor, dafs Schwergerüstete und Bogenschützen vom Verdeck herab fochten, oder dafs Wurfmaschinen von demselben aus arbeiteten, allein der gewöhnliche und eigentlich entscheidende Kampf bestand im Uebersegeln der feindlichen Schiffe, zu welchem Zwecke die Vordertheile mit schweren Eisenschnäbeln versehen waren; die kämpfenden Schiffe pflegten einander zu umkreisen, bis dem einen oder dem andern der Stofs gelang, der gewöhnlich entschied. Defshalb befanden sich unter der Bemannung eines gewöhnlichen griechischen Dreideckers von etwa 200 Mann nur etwa 10 Soldaten, dagegen 170

Ruderer, 50 bis 60 für jedes Deck; die des Fünfdeckers zählte etwa 300 Ruderer, und Soldaten nach Verhältniss. — Man kam auf den glücklichen Gedanken, das was den römischen Schiffen bei ihren ungeübten Schiffsoffizieren und Rudermannschaften an Manövrirfähigkeit nothwendig abgehen mufste, dadurch zu ersetzen, dafs man den Soldaten im Seegefecht wiederum eine bedeutendere Rolle zutheilte. Man erfand eine fliegende Brücke, die auf dem Vordertheil des Schiffes so befestigt ward, dafs sie nach vorne wie nach beiden Seiten hin niedergelassen werden konnte; sie war zu beiden Seiten mit Brustwehren versehen und hatte Raum für zwei Mann in der Fronte. Wenn das feindliche Schiff zum Stofs auf das römische heransegelte oder, nachdem der Stofs vermieden war, demselben zur Seite lag, ward die Brücke auf dessen Verdeck niedergelassen und darin mittelst eines eisernen Stachels befestigt; wodurch nicht blofs das Niedersegeln verhindert ward, sondern die Schiffssoldaten über die Brücke auf das feindliche Verdeck hinübergehen und dasselbe wie im Landgefecht erstürmen konnten. Eine eigene Schiffsmiliz ward nicht gebildet, sondern nach Bedürfnifs die Landtruppen zu diesem Schiffsdienst verwandt; es kommt vor, dafs in einer grofsen Seeschlacht, wo freilich die römische Flotte zugleich die Landungsarmee an Bord hat, bis 120 Legionarier auf den einzelnen Schiffen fechten. — So schufen sich die Römer eine Flotte, die der karthagischen gewachsen war. Diejenigen irren, die aus dem römischen Flottenbau ein Feenmährchen machen, und verfehlen überdiefs ihren Zweck; man mufs begreifen um zu bewundern. Der Flottenbau der Römer war eben gar nichts als ein grofsartiges Nationalwerk, wo durch Einsicht in das Nöthige und Mögliche, durch geniale Erfindsamkeit, durch Energie in Entschlufs und Ausführung das Vaterland aus einer Lage gerissen ward, die übler war als sie zunächst schien.

Der Anfang indefs war den Römern nicht günstig. Der römische Admiral, der Consul Gnaeus Cornelius Scipio, der mit den ersten 17 segelfertigen Fahrzeugen nach Messana in See gegangen war (494), meinte auf der Fahrt Lipara durch einen Handstreich wegnehmen zu können. Allein eine Abtheilung der bei Panormos stationirten karthagischen Flotte sperrte den Hafen der Insel, in dem die römischen Schiffe vor Anker gegangen waren, und nahm die ganze Escadre mit dem Consul ohne Kampf gefangen. Indefs dies schreckte die Haupt-

flotte nicht ab, sowie die Vorbereitungen beendigt waren, gleichfalls nach Messana unter Segel zu gehen. Auf der Fahrt längs der italischen Küste traf sie auf ein schwächeres karthagisches Recognoscirungsgeschwader, dem sie das Glück hatte einen den ersten römischen mehr als aufwiegenden Verlust zuzufügen und traf so glücklich und siegreich im Hafen von Messana ein, wo der zweite Consul Gaius Duilius das Commando an der Stelle seines gefangenen Collegen übernahm. An der Landspitze von Mylae nordwestlich von Messana traf die karthagische Flotte, die unter Hannibal von Panormos herankam, auf die römische, welche hier ihre erste gröfsere Probe bestand. Die Karthager, in den schlecht segelnden und unbehülflichen römischen Schiffen eine leichte Beute erblickend, stürzten sich in aufgelöster Linie auf dieselben; aber die neu erfundenen Enterbrücken bewährten sich vollkommen. Die römischen Schiffe fesselten und stürmten die feindlichen, wie sie einzeln heransegelten; es war ihnen weder von vorn, noch von den Seiten beizukommen, ohne dafs die gefährlichen Brücken sich niedersenkten auf das feindliche Verdeck. Als die Schlacht zu Ende war, waren gegen funfzig karthagische Schiffe, fast die Hälfte ihrer Flotte, von den Römern versenkt oder genommen, unter den letztern das Admiralschiff Hannibals, einst das des Königs Pyrrhos. Der Gewinn war grofs; noch gröfser der moralische Eindruck. Rom war plötzlich eine Seemacht geworden und hatte die Mittel in der Hand, den Krieg, der endlos sich hinausspinnen zu sollen und dem italischen Handel den Ruin zu drohen schien, energisch zu Ende zu führen.

Es gab dazu einen doppelten Weg. Man konnte entweder Karthago auf den italischen Inseln angreifen und ihm die Küstenfestungen Siciliens und Sardiniens eine nach der andern entreifsen, was durch gut combinirte Operationen zu Lande und zur See ausführbar war; war dies durchgesetzt, so konnte entweder mit Karthago auf Grund der Abtretung dieser Inseln Friede geschlossen oder, wenn dies mifslang oder nicht genügte, der zweite Act des Krieges nach Africa verlegt werden. Oder man konnte die Inseln vernachlässigen und sich gleich mit aller Macht auf Afrika werfen, nicht in Agathokles abenteuernder Art die Schiffe hinter sich verbrennend und alles setzend auf den Sieg eines verzweifelten Haufens, sondern die Verbindungen der africanischen Invasionsarmee mit Italien deckend durch eine starke Flotte; in die-

sem Falle liefs sich entweder von der Bestürzung der Feinde nach den ersten Erfolgen ein mäfsiger Friede erwarten oder, wenn man wollte, mit äufserster Gewalt der Feind zu vollständiger Ergebung nöthigen. — Man wählte zunächst den ersten Operationsplan. Im Jahre nach der Schlacht von Mylae (495) erstürmte der Consul Lucius Scipio den Hafen Aleria auf Corsica — wir besitzen noch den Grabstein des Feldherrn, der dieser That gedenkt — und machte aus Corsica eine Seestation gegen Sardinien. Ein Versuch sich in Olbia auf der Nordküste dieser Insel festzusetzen mifslang indefs, da es der Flotte an Landungstruppen fehlte. Im folgenden Jahre (496) ward er zwar mit besserem Erfolg wiederholt und die offenen Flecken an der Küste geplündert; aber zu einer bleibenden Festsetzung der Römer kam es nicht. Ebenso wenig kam man in Sicilien vorwärts. Hamilkar führte energisch und geschickt den Krieg nicht blofs zu Lande und zur See, sondern auch mit der politischen Propaganda; von den zahllosen kleinen Landstädten fielen jährlich einige von den Römern ab und mufsten den Puniern mühsam wieder entrissen werden, und in den Küstenfestungen behaupteten die Karthager sich unangefochten, namentlich in ihrem Hauptquartier Panormos und in ihrem neuen Waffenplatz Drepana, wohin der leichteren Seevertheidigung wegen Hamilkar die Bewohner des Eryx übergesiedelt hatte. Ein zweites grofses Seetreffen am tyndarischen Vorgebirg (497), in dem beide Theile sich den Sieg zuschrieben, änderte nichts in der Lage der Dinge. In dieser Weise kam man nicht vom Fleck, mochte die Schuld nun liegen an den Verhältnissen oder an dem getheilten und schnell wechselnden Oberbefehl der römischen Truppen, der die concentrirte Gesammtleitung einer Reihe kleinerer Operationen ungemein erschwerte. Mittlerweile litt, wenn auch die Brandschatzung der italischen Küsten aufgehört hatte, doch der italische Handel nicht viel weniger als vor dem Flottenbau; müde des erfolglosen Ganges der Operationen und ungeduldig dem Kriege ein Ziel zu setzen beschlofs der Senat das System zu ändern und Karthago in Africa anzugreifen. Im Frühjahr 498 ging eine Flotte von 330 Linienschiffen unter Segel nach der libyschen Küste; an der Mündung des Himeraflusses am südlichen Ufer Siciliens nahm sie das Landungsheer an Bord: es waren vier Legionen unter der Führung der beiden Consuln Marcus Atilius Regulus und Lucius Manlius Vulso, beides erprobter Generale. Der

karthagische Admiral liefs es geschehen, dafs die feindlichen Truppen sich einschifften; aber auf der weiteren Fahrt nach Afrika fanden die Römer die feindliche Flotte auf der Höhe von Ekonomos in Schlachtordnung aufgestellt, um die Heimath vor der Invasion zu decken. Nicht leicht haben gröfsere Massen zur See gefochten als in dieser Schlacht gegen einander standen. Die römische Flotte von 330 Segeln zählte wenigstens 100000 Mann an Schiffsbemannung aufser der etwa 40000 Mann starken Landungsarmee; die karthagische von 350 Schiffen trug an Bemannung mindestens die gleiche Zahl, so dafs gegen dreimalhunderttausend Menschen an diesem Tage aufgeboten waren, um zwischen den beiden mächtigen Bürgerschaften zu entscheiden. Die Punier standen in einfacher weitausgedehnter Linie, mit dem linken Flügel gelehnt an die sicilische Küste. Die Römer ordneten sich ins Dreieck, die Admiralschiffe der beiden Consuln an der Spitze, in schräger Linie rechts und links neben ihnen das erste und zweite Geschwader, endlich das dritte mit den zum Transport der Kavallerie gebauten Fahrzeugen am Schlepptau in der Linie, die das Dreieck schlofs. Also segelten sie dichtgeschlossen auf den Feind. Langsamer folgte ein viertes in Reserve gestelltes Geschwader. Der keilförmige Angriff durchbrach ohne Mühe die karthagische Linie, da das zunächst angegriffene Centrum derselben absichtlich zurückwich. Die Schlacht löste sich auf in drei gesonderte Treffen. Während die Admirale mit den beiden auf ihren Flügeln aufgestellten Geschwadern dem karthagischen Centrum nachsetzten und mit ihm handgemein wurden, schwenkte der linke an der Küste aufgestellte Flügel der Karthager auf das dritte römische Geschwader ein, welches durch die Schleppschiffe gehindert ward den beiden vorderen zu folgen, und drängte dasselbe in heftigem und überlegenem Angriff gegen das Ufer; gleichzeitig wurde die römische Reserve von dem rechten karthagischen Flügel auf der hohen See umgangen und von hinten angefallen. Indefs das erste dieser drei Treffen war bald zu Ende; die Schiffe des karthagischen Mitteltreffens, offenbar viel schwächer als die beiden gegen sie fechtenden römischen Geschwader, suchten das Weite. Mittlerweile hatten die beiden andern Abtheilungen der Römer einen harten Stand gegen den überlegenen Feind; allein im Nahgefecht kamen die gefürchteten Enterbrücken ihnen zu Statten und mit deren Hülfe gelang es sich so lange zu halten, bis die beiden Admirale

mit ihren Schiffen herankommen konnten. Dadurch erhielt die römische Reserve Luft und nachdem auch der zweite Kampf zum Vortheil der Römer entschieden war, fielen alle noch seefähigen römischen Schiffe dem hartnäckig seinen Vortheil verfolgenden karthagischen linken Flügel in den Rücken, so dafs dieser umzingelt und fast ganz genommen ward. Im Uebrigen war der Verlust ungefähr gleich. Von der römischen Flotte waren 24 Segel versenkt, von der karthagischen 30 versenkt, 64 genommen. Die karthagische Flotte gab trotz des beträchtlichen Verlustes es nicht auf Afrika zu decken und ging zu diesem Ende zurück an den Golf von Karthago, wo sie die Landung erwartete und eine zweite Schlacht zu liefern gedachte. Allein die Römer landeten auf der Halbinsel statt an der westlichen Seite, die den Golf bildet hilft, vielmehr an der östlichen, wo die Bai von Clupea ihnen einen fast bei allen Winden Schutz bietenden geräumigen Hafen und die Stadt, hart am Meere auf einem schildförmig aus der Ebene aufsteigenden Hügel gelegen, eine vortreffliche Hafenfestung darbot. Ungehindert vom Feinde schifften sie die Truppen aus und setzten sich auf dem Hügel fest; in kurzer Zeit war ein verschanztes Schiffslager errichtet und das Landheer konnte seine Operationen beginnen. Die römischen Truppen durchstreiften und brandschatzten das Land; bis 200000 Sclaven konnten nach Rom geführt werden. Durch die ungeheuersten Glücksfälle war der kühne Plan auf den ersten Wurf und mit geringen Opfern gelungen; man schien am Ziele zu stehen. Wie sicher die Römer sich fühlten, beweist der Beschluss des Senats, dafs der gröfste Theil der Flotte und die Hälfte der Armee nach Italien zurückgeführt werden solle; Marcus Regulus blieb allein in Africa mit 40 Schiffen, 15000 Mann zu Fufs und 500 Reitern. Es schien indefs die Zuversicht nicht übertrieben. Die karthagische Armee, die entmuthigt sich nicht in die Ebene wagte, erlitt erst recht eine Schlappe in den waldigen Defileen, in denen sie ihre beiden besten Waffen, die Reiterei und die Elephanten nicht verwenden konnte. Die Städte ergaben sich in Masse, die Numidier standen auf und überschwemmten weithin das offene Land. Regulus konnte hoffen den nächsten Feldzug zu beginnen mit der Belagerung der Hauptstadt, zu welchem Ende er dicht bei derselben, in Tunes sein Winterlager aufschlug. Der Karthager Muth war gebrochen; sie baten um Frieden. — Allein die Bedingungen, die der Consul

stellte: nicht blofs Abtretung von Sicilien und Sardinien, sondern Eingehung eines ungleichen Bündnisses mit Rom, welches die Karthager verpflichtet hätte auf eine eigene Kriegsmarine zu verzichten und zu den römischen Kriegen Schiffe zu stellen — diese Bedingungen, welche Karthago Neapel und Tarent gleichgestellt haben würden, konnten nicht angenommen werden, so lange noch ein punisches Heer im Felde, eine punische Flotte auf der See, und die Hauptstadt unerschüttert stand. Die gewaltige Begeisterung, wie sie auch in der tiefsten Versunkenheit in den orientalischen Völkern bei dem Herannahen äufserster Gefahren abermals grofsartig aufzuflammen pflegt, diese Energie der höchsten Noth trieb die Karthager zu Anstrengungen, wie man sie den Barbaren nicht zugetraut haben mochte. Hamilkar, der in Sicilien den kleinen Krieg gegen die Römer so erfolgreich geführt hatte, erschien in Libyen mit der Elite der sicilischen Truppen, die für die neuausgehobene Mannschaft einen trefflichen Kern gab; die Verhandlungen und das Gold der Karthager führten ihnen ferner die trefflichen numidischen Reiter schaarenweise zu und ebenso zahlreiche griechische Soldner, darunter den gefeierten Hauptmann Xanthippos von Sparta, dessen Organisirungstalent und strategische Einsicht seinen neuen Dienstherren von grofsem Nutzen war*. Während also im Lauf des Winters die Karthager ihre Vorbereitungen trafen, stand der römische Feldherr unthätig bei Tunes. Mochte er nicht ahnen, welcher Sturm sich über seinem Haupt zusammenzog oder mochte militärisches Ehrgefühl ihm zu thun verbieten, was seine Lage erheischte — statt zu verzichten auf eine Belagerung, die er doch nicht im Stande war auch nur zu versuchen, und sich einzuschliefsen in die Burg von Clupea, blieb er mit einer Handvoll Leute stehen vor den Mauern der feindlichen Hauptstadt, sogar seine Rückzugslinie zu dem Schiffslager zu sichern versäumend, und versäumend sich zu schaffen, was ihm vor allen Dingen fehlte und was durch

* Der Bericht, dafs zunächst Xanthippos militärisches Talent Karthago gerettet haben soll, ist wahrscheinlich gelogen; die karthagischen Offiziere werden schwerlich auf den Fremden gewartet haben um zu lernen, dafs die leichte afrikanische Cavallerie zweckmäfsiger auf der Ebene verwandt werde als in Hügeln und Wäldern. Von solchen Wendungen, dem Echo der griechischen Wachtstubengespräche, ist selbst Polybios nicht frei. — Dafs Xanthippos nach dem Sturz von den Karthagern ermordet worden sei, ist eine Erfindung, er ging freiwillig fort, vielleicht in ägyptische Dienste.

Verhandlungen mit den aufständischen Stämmen der Numidier so leicht zu erreichen war, eine gute leichte Reiterei. Muthwillig brachte er sich und sein Heer also in dieselbe Lage, in die einst Agathokles auf seinem verzweifelten Abenteuerzug sich befunden hatte. Als das Frühjahr kam (499), hatten sich die Dinge schon so verändert, daſs jetzt die Karthager es waren, die zuerst ins Feld rückten und den Römern eine Schlacht anboten; natürlich, denn es lag alles daran mit dem Heer des Regulus fertig zu werden, ehe von Italien Verstärkung kommen konnte. Aus demselben Grunde hätten die Römer zögern sollen; allein im Vertrauen auf ihre Unüberwindlichkeit im offenen Felde nahmen sie sofort die Schlacht an trotz ihrer geringeren Stärke — denn obwohl die Zahl des Fuſsvolks auf beiden Seiten ungefähr dieselbe war, gaben doch den Karthagern die 4000 Reiter und 100 Elephanten ein entschiedenes Uebergewicht — und trotz des ungünstigen Terrains, wozu die Karthager sich ein weites Blachfeld, vermuthlich unweit Tunes, ausersehen hatten. Xanthippos, der an diesem Tage die Karthager commandirte, warf zunächst seine Reiterei auf die feindliche, die wie gewöhnlich die beiden Flügel der Schlachtlinie besetzt hatte; die wenigen römischen Schwadronen zerstoben im Nu vor den feindlichen Cavalleriemassen und das römische Fuſsvolk sah sich von denselben überflügelt und umschwärmt. Nichts destoweniger standen die Legionen unerschüttert und versuchten einen Angriff auf die feindliche Linie; allein die Masse derselben war gedeckt durch die Elephantenreihe, welche den rechten Flügel und das Centrum der Römer bemmten, während es dem linken römischen gelang an den Elephanten vorbeimarschirend die Söldnerinfanterie auf dem rechten feindlichen zu erreichen und vollständig zu werfen. Allein eben dieser Erfolg zerriſs die römische Linie. Die Hauptmasse, von vorn von den Elephanten, von den Seiten und im Rücken von der Reiterei angegriffen, formirte sich zwar ins Viereck und vertheidigte sich heldenmüthig, allein endlich wurden doch die geschlossenen Massen gesprengt und aufgerieben. Der siegreiche linke Flügel traf auf das intacte karthagische Centrum, wo die libysche Infanterie ihm gleiches Schicksal bereitete. Bei der Beschaffenheit des Terrains und der Ueberzahl der feindlichen Reiterei ward niedergehauen oder gefangen, was in diesen Massen gefochten hatte; nur zweitausend Mann, vermuthlich vorzugsweise die zu Anfang zersprengten leichten

Truppen und Reiter, gewannen, während die römischen Legionen sich niedermachen liefsen, so viel Vorsprung um mit Noth Clupea zu erreichen. Unter den wenigen Gefangenen war der Consul selbst, der in Karthago starb; seine Familie, in der Meinung dafs er von den Karthagern nicht nach Kriegsgebrauch behandelt worden sei, nahm an zwei edlen karthagischen Gefangenen die empörendste Rache, bis es selbst die Sclaven erbarmte und auf deren Anzeige die Tribunen der Schändlichkeit steuerten*. — Wie die Schreckenspost nach Rom gelangte, war die erste Sorge natürlich gerichtet auf die Rettung der in Clupea eingeschlossenen Mannschaft. Eine römische Flotte von 350 Segeln lief sofort aus und nach einem schönen Sieg am hermaeischen Vorgebirg, bei welchem die Karthager 114 Schiffe einbüfsten, gelangte sie nach Clupea eben zur rechten Zeit um die dort verschanzten Trümmer der geschlagenen Armee aus ihrer Bedrängnifs zu befreien. Wäre sie gesandt worden, ehe die Katastrophe eintrat, so hätte sie die Niederlage in einen Sieg verwandeln mögen, der wahrscheinlich den punischen Kriegen ein Ende gemacht haben würde. So vollständig aber hatten jetzt die Römer den Kopf verloren, dafs sie nach einem glücklichen Gefecht vor Clupea sämmtliche Truppen auf die Schiffe setzten und heimsegelten, freiwillig den wichtigen und leicht zu vertheidigenden Platz räumend, der ihnen die Möglichkeit der Landung in Africa sicherte, und der Rache der Karthager ihre zahlreichen africanischen Bundesgenossen schutzlos preisgebend. Die Karthager versäumten die Gelegenheit nicht ihre leeren Kassen zu füllen und den Unterthanen die Folgen der Untreue deutlich zu machen. Eine außerordentliche Contribution von 1000 Talenten Silber (1½ Mill. Thlr.) und 200000 Rindern ward ausgeschrieben und in sämmtlichen abgefallenen Gemeinden die Schriks ans Kreuz geschlagen — es sollen ihrer dreitausend gewesen sein und diesen entsetzliche Wüthen der karthagischen Beamten wesentlich den Grund gelegt haben zu der einige Jahre später in Africa aus-

* Weiter ist über Regulus Ende nichts mit Sicherheit bekannt; selbst seine Sendung nach Rom, die bald 503, bald 513 gesetzt wird, ist sehr schlecht beglaubigt. Die spätere Zeit, die in dem Glück und Unglück der Vorfahren nur nach Stoffen suchte für Schulreden, hat aus Regulus das Prototyp des unglücklichen, wie aus Fabricius das des dürftigen Helden gemacht und eine Menge obligat erfundener Anekdoten auf seinen Namen in Umlauf gesetzt, widerwärtige Flitter, die übel contrastiren mit der ernsten und schlichten Geschichte.

gebrochenen Revolution. Endlich als wollte wie früher das Glück, so jetzt das Unglück den Römern das Maſs füllen, gingen in einem schweren Sturm auf der Rückfahrt der Flotte drei Viertheile der römischen Schiffe mit der Mannschaft zu Grunde; nur achtzig gelangten in den Hafen (Juli 499). Die Capitäne hatten das Unheil wohl vorausgesagt, aber die improvisirten römischen Admirale hatten die Fahrt einmal also befohlen.

Nach so ungeheuren Erfolgen konnten die Karthager die lange eingestellte Offensive wiederum ergreifen. Hasdrubal Hannos Sohn landete in Lilybaeon mit einem starken Heer, das besonders durch die ungeheure Elephantenmasse — es waren ihrer 140 — in den Stand gesetzt wurde gegen die Römer das Feld zu halten; die letzte Schlacht hatte gezeigt, wie es möglich war den Mangel guten Fuſsvolks durch Elephanten und Reiterei einigermaſsen zu ersetzen. Auch die Römer nahmen den sicilischen Krieg von neuem auf; die Vernichtung des Landungsheeres hatte, wie die freiwillige Räumung von Clupea beweist, im römischen Senat sofort wieder der Partei die Oberhand gegeben, die den africanischen Krieg nicht wollte und sich begnügte die Inseln allmählich zu unterwerfen. Allein auch hiezu bedurfte man einer Flotte; und da diejenige zerstört war, mit der man bei Mylae, bei Eknomos und am hermaeischen Vorgebirge gesiegt hatte, baute man eine neue. Auf einmal wurden zu zweihundert und zwanzig neuen Kriegsschiffen der Kiel gelegt — nie hatte man bisher gleichzeitig so viele zu bauen unternommen — und in der unglaublich kurzen Zeit von drei Monaten standen sie sämmtlich segelfertig. Im Frühjahr 500 erschien die römische Flotte, dreihundert gröſstentheils neue Schiffe zählend, an der sicilischen Nordküste; durch einen glücklichen Angriff von der Seeseite ward Panormos erobert, die bedeutendste Stadt des karthagischen Siciliens und ebenso die kleineren Plätze Solus, Kephaloedium, Tyndaris, so daſs am ganzen nördlichen Gestade der Insel nur noch Thermae den Karthagern verblieb. Panormos ward seitdem eine der Hauptstationen der Römer auf Sicilien. Der Landkrieg daselbst stockte indeſs; die beiden Armeen standen vor Lilybaeon einander gegenüber, ohne daſs die römischen Befehlshaber, die der Elephantenmasse nicht beizukommen wuſsten, eine Hauptschlacht zu erzwingen versucht hätten. — Im folgenden Jahr (501) zogen die Consuln es vor statt die sichern Vortheile in

Seeräuber zu verfolgen eine Expedition nach Africa zu machen, nicht um zu landen, sondern um die Küstenstädte zu plündern. Ungehindert kamen sie damit zu Stande; allein nachdem sie schon in den schwierigen und ihren Piloten unbekannten Gewässern der kleinen Syrte auf die Untiefen aufgelaufen und mit Mühe wieder losgekommen waren, traf die Flotte zwischen Sicilien und Italien ein Sturm, der über 150 römische Schiffe kostete; und auch diesmal hatten die Piloten, trotz ihrer Vorstellungen und Bitten den Weg längs der Küste zu wählen, auf Befehl der Consuln von Panormos gerades Weges durch das offene Meer nach Ostia zu steuern müssen. — Da ergriff der Kleinmuth die Väter der Stadt; sie beschlossen die Kriegsflotte abzuschaffen bis auf 60 Segel und den Seekrieg auf die Küstenvertheidigung und die Geleitung der Transporte zu beschränken. Zum Glück nahm eben jetzt der stockende Landkrieg auf Sicilien eine günstigere Wendung. Nachdem im Jahre 502 Thermae, der letzte Punct, den die Karthager an der Nordküste besafsen, und die wichtige Insel Lipara den Römern in die Hände gefallen waren, erfocht im Jahre darauf der Consul Gaius Caecilius Metellus unter den Mauern von Panormos einen glänzenden Sieg über das Elephantenheer (Sommer 503). Die unvorsichtig vorgeführten Thiere wurden von den im Stadtgraben aufgestellten leichten Truppen der Römer geworfen und stürzten theils in den Graben hinab, theils zurück auf ihre eigenen Leute, die in wilder Verwirrung mit den Elephanten zugleich sich zum Strande drängten, um von den punischen Schiffen aufgenommen zu werden. 120 Elephanten wurden gefangen und das punische Heer, dessen Stärke auf den Thieren beruhte, mufste sich wiederum in die Festungen einschliefsen. Es blieb, nachdem auch noch der Eryx den Römern in die Hände gefallen war (505), auf der Insel nichts mehr den Karthagern als Drepana und Lilybaeum. Karthago bot zum zweitenmal den Frieden an; allein der Sieg des Metellus und die Ermattung des Feindes gab der energischeren Partei im Senat die Oberhand. Der Friede ward zurückgewiesen und beschlossen die Belagerung der beiden sicilischen Städte ernsthaft anzugreifen und zu diesem Ende wiederum eine Flotte von 200 Segeln in See gehen zu lassen. Es war die erste grofse und regelrechte Belagerung, die Rom unternahm, und eine der hartnäckigsten die die Geschichte kennt. Die Römer eröffneten sie mit einem wichtigen Erfolg: ihrer Flotte gelang es sich

in den Hafen von Lilybaeon zu legen und die Stadt von der Seeseite zu blokiren. Indefs vollständig die See zu sperren vermochte man nicht, so sehr die Römer durch Versenkungen und Pallisaden bemüht waren den Hafen zu schliefsen. Trotz dessen und trotz der sorgfältigsten Bewachung unterhielten gewandte und der Untiefen und Fahrwässer genau kundige Schnellsegler eine regelmäfsige Verbindung zwischen den Belagerten in der Stadt und der karthagischen Flotte im Hafen von Drepana; ja nachdem die Belagerung einige Zeit gewährt hatte, glückte es einer karthagischen Flotte von 50 Segeln in den Hafen einzufahren, Lebensmittel in Menge und Verstärkung von 10000 Mann in die Stadt zu werfen und unangefochten wieder heim zu kehren. Nicht viel glücklicher war die belagernde Landarmee. Man begann mit regelrechtem Angriff; die Maschinen wurden errichtet und in kurzer Zeit hatten die Batterien sechs Mauerthürme eingeworfen; die Bresche schien bald practicabel. Allein der tüchtige karthagische Befehlshaber Himilko vereitelte diesen Angriff, indem auf seine Anordnung hinter der Bresche sich ein zweiter Wall erhob. Ein Versuch der Römer mit der Besatzung ein Einverständnifs anzuknüpfen ward ebenso noch zur rechten Zeit vereitelt und endlich, nachdem die Belagerer einen ersten Ausfall abgeschlagen hatten, gelang es den Karthagern während einer stürmischen Nacht die römische Maschinenreihe zu verbrennen. Die Römer gaben hierauf die Vorbereitungen zum Sturm auf und begnügten sich die Stadt zu Wasser und zu Lande zu blokiren. Freilich waren die Aussichten auf Erfolg sehr fern, so lange man nicht im Stande war den feindlichen Schiffen den Eingang gänzlich abzuschneiden; und einen nicht viel leichteren Stand als in der Stadt die Belagerten hatte das Landheer der Belagerer, welchem die Zufuhren durch die starke und verwegene leichte Reiterei der Karthager häufig abgefangen wurden und das die Seuchen, die in der ungesunden Gegend einheimisch sind, zu decimiren begannen. Indefs die Eroberung Lilybaeons war wichtig genug, um geduldig bei der mühseligen Arbeit auszuharren, die denn doch mit der Zeit den gewünschten Erfolg verhiefs. Allein dem neuen Consul Publius Claudius schien die Aufgabe Lilybaeon zu blokiren zu gering; es gefiel ihm besser wieder einmal den Operationsplan zu ändern und mit seinen zahlreichen neu bemannten Schiffen die karthagische in dem nahen Hafen von Drepana verweilende Flotte unversehens zu überfallen.

Um Mitternacht fuhr er ab mit dem ganzen Blokadegeschwader, das Freiwillige aus den Legionen an Bord genommen hatte; in guter Ordnung segelnd, den rechten Flügel am Lande, den linken in der hohen See, erreichte er glücklich mit Sonnenaufgang den Hafen von Drepana. Der punische Admiral Atarbas, obwohl überrascht, verlor die Besonnenheit nicht und liefs sich nicht in den Hafen einschliefsen, sondern wie die römischen Schiffe in den nach Süden sichelförmig sich öffnenden Hafen an der Landseite einfuhren, zog er an der noch freien Seeseite seine Schiffe aus dem Hafen heraus und stellte sie aufserhalb desselben in Linie. Dem römischen Admiral blieb nichts übrig als die vordersten Schiffe möglichst schnell aus dem Hafen zurückzunehmen und das Gleiche zu thun, allein über dieser rückgängigen Bewegung verlor er die freie Wahl seiner Aufstellung und mufste die Schlacht annehmen in einer Linie, die theils von der feindlichen um fünf Schiffe überflügelt war, da es an Zeit gebrach die Schiffe wieder aus dem Hafen vollständig zu entwickeln, theils so dicht an die Küste gedrängt war, dafs seine Fahrzeuge weder zurückweichen noch hinter der Linie hinsegelnd sich unter einander zu Hülfe kommen konnten. Die Schlacht war nicht blofs verloren, ehe sie begann, sondern die römische Flotte so vollständig umstrickt, dafs sie fast ganz den Feinden in die Hände fiel. Zwar der Consul entkam, indem er zuerst davon floh; aber 93 römische Schiffe, mehr als drei Viertel der Blokadeflotte, mit dem Kern der römischen Legionen an Bord fielen den Puniern in die Hände. Es war der erste und einzige grofse Seesieg, den die Karthager über die Römer erfochten haben. Lilybaeon war der That nach von der Seeseite befreit, denn wenn auch die Trümmer der römischen Flotte den Hafen wieder erreichten, so war diese doch jetzt viel zu schwach um den nie ganz geschlossenen Hafen ernstlich zu versperren und konnte vor dem Angriff der karthagischen Schiffe sich selbst nur retten durch den Beistand des Landheers; die mühsamen Erfolge des aufreibenden Festungskrieges waren plötzlich vereitelt durch die eine Unvorsichtigkeit eines unerfahrenen und frevelhaft leichtsinnigen Offiziers. Was dessen Uebermuth noch an Kriegsschiffen den Römern gelassen hatte, ging kurz darauf zu Grunde durch den Unverstand seines Collegen. Der zweite Consul Lucius Iunius Pullus, der den Auftrag erhalten hatte die für das Heer in Lilybaeon bestimmten Transporte in Syrakus zu verladen und

die Transportflotte längs der südlichen Küste der Insel mit der zweiten römischen Flotte von 120 Kriegsschiffen zu convoyiren, beging den Fehler seine Schiffe zu theilen und den ersten Transport allein abgehen zu lassen und erst später mit dem zweiten zu folgen. Als der karthagische Unterbefehlshaber Karthalo, der mit hundert auserlesenen Schiffen die römische Flotte im Hafen von Lilybaeon blokirte, von der Abfahrt der römischen Transportflotte vernahm, wandte er sich nach der Südküste der Insel und indem er sich zwischen die beiden römischen Geschwader legte, schnitt er sie von einander ab und zwang sie an den unwirthlichen Gestaden von Gela und Kamarina in zwei schlechten Nothhäfen sich zu bergen. Die Angriffe der Karthager wurden freilich von den Römern tapfer zurückgewiesen mit Hülfe der Strandbatterien, die hier wie überall an der Küste schon seit längerer Zeit errichtet waren; allein da für die Römer an eine Vereinigung und Fortsetzung der Fahrt nicht zu denken war, konnte Karthalo den nächsten Sturm abwarten, dem er auf der hohen See mit seinen unbeschwerten und gut geführten Schiffen leicht entging, während die beiden Flotten auf ihren schlechten Rheden vollständig vernichtet wurden. Die Mannschaft und die Ladung gelang es den Römern indefs gröfstentheils zu retten (505).

Der römische Senat war rathlos. Der Krieg währte nun ins funfzehnte Jahr und von dem Ziele schien man weiter ab zu sein im funfzehnten als im ersten. Vier grofse Flotten waren in diesem Krieg zu Grunde gegangen, drei davon mit römischen Heeren am Bord; ein viertes ausgesuchtes Landheer hatte der Feind in Libyen vernichtet, ungerechnet die zahllosen Opfer, die die kleinen Gefechte zur See, die in Sicilien die Schlachten und mehr noch der Postenkrieg und die Seuchen gefordert hatten. Welche Zahl von Menschenleben der Krieg wegraffte, ist daraus zu erkennen, dafs die Bürgerrolle blofs von 502 auf 507 um den sechsten Theil der Gesammtzahl, etwa 40000 Köpfe sank; wozu man noch rechnen mufs die Verluste der Bundesgenossen, die die ganze Schwere des Seekriegs traf und daneben der Landkrieg mindestens in gleichem Verhältnifs wie die Römer. Von den finanziellen Verlusten ist es nicht möglich sich eine Vorstellung zu machen; aber sowohl die unmittelbare Einbufse an Schiffen und Material als die mittelbare durch die Lähmung des Handels müssen ungeheuer gewesen sein. Allein schlimmer als dies alles war die Abnutzung aller Mittel, durch die man den Krieg hatte

endigen wollen. Man hatte eine Landung in Africa mit frischen Kräften, im vollen Lauf der Siege versucht und war völlig gescheitert. Man hatte Sicilien Stadt um Stadt zu erstürmen unternommen; die geringeren Plätze waren gefallen, aber die beiden gewaltigen Seeburgen standen unbezwinglicher als je zuvor. Was sollte man beginnen? In der That, der Kleinmuth behielt gewissermafsen Recht. Die Väter der Stadt verzagten; sie liefsen die Sachen eben gehen wie sie gehen mochten, wohl wissend, dafs ein ziel- und endlos sich hinspinnender Krieg für Italien verderblicher war als die Anstrengung des letzten Mannes und des letzten Silberstücks, aber ohne den Muth und die Zuversicht zu dem Volk und zu dem Glück um zu den alten nutzlos vergeudeten neue Opfer zu fordern. Man schaffte die Flotte ab; höchstens beförderte man die Kaperei und stellte den Capitänen, die auf ihre eigene Hand dieselbe zu wagen bereit waren, zu diesem Behuf Kriegsschiffe des Staates zur Verfügung. Der Landkrieg ward dem Namen nach fortgeführt, weil man eben nicht anders konnte; allein man begnügte sich die sicilischen Festungen zu beobachten und was man besafs nothdürftig zu behaupten, was ohne Hülfe der Flotte ein sehr zahlreiches Heer und aufserst kostspielige Anstalten erforderte. — Wenn jemals, so war jetzt die Zeit gekommen, wo Karthago den gewaltigen Gegner zu demüthigen im Stande war. Dafs auch dort die Erschöpfung der Kräfte gefühlt ward, versteht sich; allein wie die Sachen standen, konnten die punischen Finanzen unmöglich so im Verfall sein, dafs die Karthager den Krieg, der ihnen hauptsächlich nur Geld kostete, nicht hätten offensiv und nachdrücklich fortführen können. Allein die karthagische Regierung war eben nicht energisch, sondern schwach und lässig, wenn nicht ein leichter und sicherer Gewinn oder die aufserste Noth sie trieb. Froh der römischen Flotte los zu sein liefs man thöricht auch die eigene verfallen und fing an nach dem Beispiel der Feinde sich zu Lande und zur See auf den kleinen Krieg in und um Sicilien zu beschränken.

So folgten sechs thatenlose Kriegsjahre (506—511), die ruhmlosesten, welche die römische Geschichte kennt und ruhmlos auch für das Volk der Karthager. Indefs ein Mann von diesen dachte und handelte anders als seine Nation. Hamilkar Barkas, ein junger vielversprechender Offizier, hatte den Oberbefehl der sicilischen Truppen übernommen. Woran es seinem Staate fehlte, war eine zuverlässige und krieggeübte Infanterie;

es begriffen das viele, aber Hamilkar allein fafste den Plan sie zu schaffen. Er wufste wohl, dafs man von Karthago aus ihn nicht unterstützen, dafs man kein punisches, nicht einmal ein libysches Heer ihm zusenden, sondern mit seinen Söldnern ihn fechten lassen werde; dafs er höchstens erwarten könne die Erlaubnifs zu erhalten das Vaterland auf eigene Faust zu retten, vorausgesetzt dafs es nichts koste. Allein er kannte auch sich und die Menschen. An Karthago lag seinen Söldnern freilich nichts; aber der ächte Feldherr vermag es den Soldaten an die Stelle des Vaterlandes seine eigene Persönlichkeit zu setzen, und ein solcher war der junge General. Nachdem er die Seinigen im Postenkrieg vor Drepana und Lilybaeon hinreichend geübt und sie gewöhnt hatte dem Legionar ins Auge zu sehen, setzte er sich mit ihnen auf dem Berge Eirkte (Monte Pellegrino bei Palermo), der gleich einer Festung das umliegende Land beherrschte. Seine Söldner richteten hier häuslich sich ein mit ihren Frauen und Kindern; von hier aus liefs er das platte Land durchstreifen, während Kaper die italische Küste bis Kyme brandschatzten und ernährte seine Leute reichlich, ohne von den Karthagern Geld zu begehren; zur See mit Drepana die Verbindung unterhaltend bedrohte er in nächster Nähe das wichtige Panormos mit Ueberrumpelung. Nicht blofs vermochten die Römer nicht ihn von seinem Felsen zu vertreiben, sondern nachdem an der Eirkte der Kampf eine Weile gewährt hatte, besetzte Hamilkar auch die Stadt auf dem Eryx, von wo aus die Römer Drepana beunruhigten. Den Felsengipfel mit dem Tempel der Aphrodite behielten die Römer in Händen, die das schlimmste Raubgesindel, das sich ihnen zugedrängt hatte, keltische Ueberläufer aus dem karthagischen Heer auf diesen verlorenen Posten stellten; Hamilkar belagerte sie, die die Zeit dazu benutzten den Tempel zu plündern und Schändlichkeiten aller Art zu verüben, von seiner Stadt aus, die auf der halben Höhe des Berges lag, unbekümmert um die von der Ebene her ihrerseits ihn blokirenden Römer, da er zur See mit der Flotte und der Besatzung von Drepana die Verbindung sich offen hielt. — Es schien der Krieg eine immer ungünstigere Wendung für die Römer zu nehmen. In dem sicilischen Krieg kam der Staat um sein Geld und seine Soldaten wie die Feldherren um ihre Ehre; es war schon klar, dafs dem Hamilkar kein römischer General gewachsen war und die Zeit liefs sich berechnen, wo auch der karthagische Söldner sich dreist würde

messen können mit dem Legionar. Immer verwegener zeigten sich die Kaper Hamilkars an der italischen Küste — schon hatte gegen eine dort gelandete karthagische Streifpartei ein Praetor ausrücken müssen. Noch einige Jahre, so that Hamilkar von Sicilien aus mit der Flotte, was später auf dem Landweg von Spanien aus sein Sohn unternahm. — Indefs der römische Senat verharrte in seiner Unthätigkeit; die Partei der Kleinmüthigen hatte einmal in ihm die Mehrzahl. Da entschlossen sich eine Anzahl einsichtiger und hochherziger Männer den Staat auch ohne Regierungsbeschlufs zu retten und dem heillosen sicilischen Krieg ein Ende zu machen. Die glücklichen Corsarenfahrten hatten wenn nicht den Muth der Nation gehoben, doch in engeren Kreisen die Energie und die Hoffnung geweckt; man hatte sich schon in Geschwader zusammengethan, Hippo an der africanischen Küste niedergebrannt, den Karthagern vor Panormos ein glückliches Seegefecht geliefert. Durch Privatunterzeichnung, wie sie auch wohl in Athen, aber nie in so grofsartiger Weise vorgekommen ist, stellten die vermögenden und patriotisch gesinnten Römer eine Kriegsflotte her, deren Kern die für den Kaperdienst gebauten Schiffe und die darin geübten Mannschaften abgaben und die überhaupt weit sorgfältiger hergestellt wurde als dies bisher bei dem Staatsbau geschehen war. Diese ungeheure Anstrengung, dafs eine Anzahl Bürger im zweiundzwanzigsten Jahre eines schweren Krieges zweihundert Linienschiffe mit einer Bemannung von 60000 Matrosen freiwillig dem Staate darboten, steht vielleicht ohne Beispiel da in den Annalen der Geschichte. Der Consul Gaius Lutatius Catulus, dem die Ehre zu Theil ward diese Flotte in die sicilische See zu führen, fand fast keinen Gegner; die paar karthagischen Schiffe, mit denen Hamilkar seine Corsarenzüge gemacht, verschwanden vor der Uebermacht und fast ohne Widerstand besetzten die Römer die Häfen von Lilybaeon und Drepana, dessen Belagerung zu Wasser und zu Lande jetzt energisch begonnen ward. Karthago war vollständig überrumpelt; selbst die beiden Festungen, schwach verproviantirt, schwebten in grofser Gefahr. Man rüstete in Karthago eine Flotte, aber so eilig man that, ging doch das Jahr zu Ende, ohne dafs in Sicilien karthagische Segel sich gezeigt hätten. Als endlich im Frühjahr 513 die zusammengerafften Schiffe auf der Höhe von Drepana erschienen, geschah es in der Hoffnung ungestört landen, die Vorräthe ausschiffen und die für ein Seegefecht er-

forderlichen Truppen an Bord nehmen zu können — es war mehr eine Transport- als eine Kriegsflotte. Allein die römische verlegte ihr den Weg und zwang sie, da sie von der heiligen Insel (jetzt Maritima) nach Drepana segeln wollte, bei der kleinen Insel Aegusa (Favignano) die Schlacht anzunehmen (10. März 513). Der Ausgang war keinen Augenblick zweifelhaft; die römische Flotte, gut gebaut und bemannt und von dem tapfern Catulus trotz seiner vor Drepana erhaltenen Wunde vortrefflich geführt, warf im ersten Anlauf die schwerbeladenen schlecht und schwach bemannten Schiffe der Feinde; funfzig wurden versenkt, mit siebzig eroberten fuhr der siegreiche Consul ein in den Hafen von Lilybaeon. Die letzte grofse Anstrengung der römischen Patrioten hatte Frucht getragen; sie gab den Sieg und mit ihm den Frieden. — Die Karthager kreuzigten zunächst den unglücklichen Admiral, was die Sache nicht anders machte, und schickten alsdann dem sicilischen Feldherrn unbeschränkte Vollmacht den Frieden zu schliefsen. Hamilkar, der seine achtjährige Heldenarbeit durch fremde Fehler vernichtet sah, war hochherzig genug weder seine Soldatenehre noch sein Volk noch seine Entwürfe aufzugeben. Sicilien freilich war nicht zu halten, seit die Römer die See beherrschten; und dafs die Karthager, die ihre leere Kasse vergeblich durch ein Staatsanlehen in Aegypten zu füllen versucht hatten, auch nur einen Versuch noch machen würden die römische Flotte zu überwältigen, liefs sich nicht erwarten. Er gab also Sicilien auf. Dagegen ward die Selbstständigkeit und Integrität des karthagischen Staats und Gebiets ausdrücklich anerkannt in der üblichen Form, dafs weder Rom mit der karthagischen noch Karthago mit der römischen Symmachie, das heifst mit den unterthänigen und abhängigen Gemeinden in Sonderbündnifs treten oder Krieg beginnen noch in diesem Gebiet Hoheitsrechte ausüben oder Werbungen vornehmen dürfe*. Was die Nebenbedingungen anlangt, so verstand sich die unentgeltliche Rückgabe der römischen Gefangenen und die Zahlung einer Kriegscontribution von selbst; dagegen die Forderungen des Catulus, dafs Hamilkar die Waffen und die römischen Ueberläufer ausliefern

* Dafs die Karthager versprechen mufsten keine Kriegsschiffe in das Gebiet der römischen Symmachie — also auch nicht nach Syrakus, vielleicht selbst nicht nach Massalia — zu senden (Zon. 8, 17), klingt glaublich genug; allein der Text des Vertrages schweigt davon (Polyb. 3, 27).

solle, wies der Karthager entschlossen zurück, und mit Erfolg. Catulus verzichtete auf das zweite Begehren und gewährte den Puniern freien Abzug aus Sicilien gegen das mäfsige Lösegeld von 18 Denaren (4²/₃ Thlr.) für den Mann. — Man konnte in Karthago mit diesen Bedingungen zufrieden sein, wenn die Fortführung des Krieges einmal unmöglich war oder schien. Es kann sein, dafs der natürliche Wunsch dem Vaterland mit dem Triumph auch den Frieden zu bringen, die Erinnerung an Regulus und den wechselvollen Gang des Krieges, die Erwägung, dafs ein patriotischer Aufschwung, wie er zuletzt den Sieg entschieden hatte, sich nicht gebieten noch wiederholen läfst, vielleicht selbst Hamilkars Persönlichkeit mithalfen den römischen Feldherrn zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. Gewifs ist es, dafs man in Rom mit dem Friedensentwurf unzufrieden war und die Volksversammlung, ohne Zweifel unter dem Einflufs der Patrioten, die die letzte Schiffrüstung durchgesetzt hatten, anfänglich die Ratification verweigerte. In welchem Sinne dies geschah, wissen wir nicht und vermögen nicht zu entscheiden, ob die Opposition gegen den Entwurf in der That den Frieden nur verwarf um dem Feinde die Bedingungen zu steigern, oder ob sie sich erinnerte, dafs Regulus von Karthago den Verzicht auf die politische Unabhängigkeit gefordert hatte und entschlossen war den Krieg fortzuführen, bis man an diesem Ziel stand. Erfolgte die Weigerung in dem ersteren Sinne, so war sie vermuthlich fehlerhaft; gegen Siciliens Gewinn verschwand jedes andere Zugeständnifs und es war bei Hamilkars Entschlossenheit und erfinderischem Geist sehr gewagt die Sicherung des Hauptgewinns an Nebenzwecke zu setzen. Lag der Weigerung die Absicht zu Grunde den Krieg zu endigen erst mit der politischen Vernichtung Karthagos, so zeigt sie politischen Tact, der die kommenden Dinge ahnte; aber freilich hing alles davon ab, ob Roms Kräfte jetzt ausreichten den Zug des Regulus zu erneuern und soviel nachzusetzen als erforderlich war um nicht blofs den Muth, sondern die Mauern der mächtigen Phoenikierstadt zu brechen; und wer wagt es diese Frage in einem oder dem andern Sinn zu beantworten? — Schliefslich übertrug man die Erledigung der wichtigen Frage einer Commission, die in Sicilien an Ort und Stelle entscheiden sollte. Sie bestätigten im Wesentlichen den Entwurf; nur ward die für die Kriegskosten von Karthago zu zahlende Summe erhöht auf 3200 Talente (fast 5 Mill. Thlr.), davon ein Drittel gleich.

der Rest in zehn Jahreszielern zu entrichten. Wenn aufser der Abtretung von Sicilien auch noch die der Inseln zwischen Italien und Sicilien in den definitiven Tractat aufgenommen ward, so kann hierin nur eine redactionelle Veränderung gefunden werden; denn dafs Karthago, wenn es Sicilien hingab, sich die längst von römischen Schiffen besetzte Insel Lipara nicht konnte vorbehalten wollen, versteht sich, und dafs man absichtlich eine zweideutige Bestimmung in den Vertrag gesetzt habe, ist ein unwürdiger und unwahrscheinlicher Verdacht. — So war man endlich einig. Der unbesiegte Feldherr einer überwundenen Nation stieg herab von seinen langvertheidigten Bergen und übergab den neuen Herren der Insel die Festungen, die Karthago seit wenigstens vierhundert Jahren in ununterbrochenem Besitz gehabt und von deren Mauern alle Stürme der Hellenen erfolglos abgeprallt waren. Der Westen hatte Frieden (513).

Verweilen wir noch einen Augenblick bei dem Kampfe, welcher die römische Grenze vorrückte über den Meerring, der die Halbinsel einfafst. Er ist einer der längsten und schwersten, welchen die Römer geführt haben; die Soldaten, welche fochten in der entscheidenden Schlacht, waren zum guten Theil, als er begann, noch nicht geboren. Dennoch und trotz der unvergleichlich grofsartigen Momente, die er darbietet, ist kaum ein anderer Krieg zu nennen, den die Römer so schlecht und so unsicher geführt haben, militärisch sowohl wie politisch. Es konnte das kaum anders sein; er steht inmitten eines Wechsels der politischen Systeme, zwischen der nicht mehr ausreichenden italischen Politik und der noch nicht gefundenen des Grofsstaats. Der römische Senat und das römische Kriegswesen waren unübertrefflich organisirt für die rein italische Politik. Die Kriege, welche diese veranlafste, waren reine Continentalkriege und ruhten stets auf der in der Mitte der Halbinsel gelegenen Hauptstadt als der letzten Operationsbasis und demnächst auf der römischen Festungskette. Die Aufgaben waren vorzugsweise taktisch, nicht strategisch; Märsche und Operationen zählten nur an zweiter, an erster Stelle die Schlachten; der Festungskrieg war in der Kindheit; die See und der Seekrieg kamen kaum einmal beiläufig in Betracht. Es ist begreiflich, zumal wenn man nicht vergifst, dafs in den damaligen Schlachten beim Mangel der Artillerie wesentlich immer das Handgemenge entschied, dafs eine Rathversammlung diese Operationen zu diri-

giren und wer eben Bürgermeister war die Truppen zu befehligen im Stande war. Auf einen Schlag war das alles umgewandelt. Das Schlachtfeld dehnte sich aus in unabsehbare Ferne, in unbekannte Landstriche eines andern Erdtheils hinein und hinaus über weite Meeresflächen; jede Welle war dem Feinde eine Strafse, von jedem Hafen aus konnte man seinen Anmarsch erwarten. Die Belagerung der festen Plätze, namentlich der Küstenfestungen, an der die ersten Taktiker Griechenlands so oft gescheitert waren, hatten die Römer jetzt zum ersten Mal zu versuchen. Man kam nicht mehr aus mit dem Landheer und mit dem Bürgermilizwesen. Es galt eine Flotte zu schaffen und was schwieriger war, sie zu gebrauchen, es galt die wahren Angriffs- und Vertheidigungspuncte zu finden, die Massen zu vereinigen und zu richten, auf lange Zeit und weite Ferne die Züge zu berechnen und in einander zu passen; geschah dies nicht, so konnte der taktisch weit schwächere Feind gar leicht den Stärkeren besiegen. Ist es ein Wunder, dafs die Zügel eines solchen Regiments der Rathversammlung und den commandirenden Bürgermeistern entschlüpften? — Offenbar wufste man beim Beginn des Krieges nicht was man begann; erst im Laufe des Kampfes drängten die Unzulänglichkeiten des römischen Systems eine nach der andern sich auf: der Mangel einer Seemacht, das Fehlen einer festen militärischen Leitung, die Unfähigkeit der Feldherren, die vollständige Unbrauchbarkeit der Admirale. Zum Theil half man ihnen ab durch Energie und durch Glück; so dem Mangel einer Flotte. Aber auch diese gewaltige Schöpfung war ein grofsartiger Nothbehelf und ist es zu allen Zeiten geblieben. Man bildete eine römische Flotte, aber man nationalisirte sie nur dem Namen nach und behandelte sie stets stiefmütterlich: der Schiffsdienst blieb gering geschätzt neben dem hochgeehrten Dienst in den Legionen, die Seeoffiziere waren grofsentheils italische Griechen, die Bemannung Unterthanen oder gar Sclaven und Gesindel. Der italische Bauer war und blieb wasserscheu; unter den drei Dingen, die Cato in seinem Leben bereute, war das eine, dafs er ein Schiff genommen habe, wo er zu Fufs habe gehen können. Es lag dies zum Theil wohl in der Natur der Sache, da die Schiffe Rudergaleeren waren und der Ruderdienst kaum geadelt werden kann; allein die Offiziere wenigstens hätte man heben, ferner eigene Schiffssoldaten bilden können. Man hätte den Impuls der Nation benutzend allmählich darauf ausgehen

sollen eine nicht blofs durch die Zahl, sondern durch Segelfähigkeit und Routine bedeutende Seemacht herzustellen, wozu in dem Kaperwesen während des langen Krieges die Gelegenheit nahe genug lag; allein es geschah von der Regierung nichts der Art. — Dennoch ist das römische Flottenwesen in seiner unbehülflichen Grofsartigkeit noch die genialste Schöpfung dieses Krieges und hat wie im Anfang so zuletzt für Rom den Ausschlag gegeben. Viel schwieriger zu überwinden waren diejenigen Mängel, die sich ohne Aenderung der Verfassung nicht beseitigen liefsen. Dafs der Senat je nach dem Stande der in ihm streitenden Parteien von einem System der Kriegführung zum andern absprang und so unglaubliche Fehler beging wie die Räumung von Clupea und die mehrmalige Einziehung der Flotte waren; dafs der Feldherr des einen Jahres sicilische Städte belagerte und sein Nachfolger, statt dieselben zur Uebergabe zu zwingen, die africanische Küste brandschatzte oder ein Seetreffen zu liefern für gut fand; dafs überhaupt der Oberbefehl jährlich von Rechts wegen wechselte — das alles liefs sich nicht abstellen, ohne Verfassungsfragen anzuregen, die schwieriger zu lösen waren als der Flottenbau, aber freilich ebenso wenig vereinigen mit den Forderungen eines solchen Krieges. Vor allen Dingen aber liefs sich das nicht beseitigen, dafs Niemand in die neue Kriegführung sich zu finden wufste, weder der Senat noch die Feldherren. Regulus Feldzug ist ein Beispiel davon, wie seltsam man befangen war in dem Gedanken, dafs die taktische Ueberlegenheit alles entscheide. Es giebt nicht leicht einen Feldherrn, dem das Glück so die Erfolge in den Schofs geworfen hat; er stand im Jahre 498 genau da wo funfzig Jahre später Scipio, nur dafs ihm kein Hannibal und keine erprobte feindliche Armee gegenüberstand. Allein der Senat zog die halbe Armee zurück, so wie man sich von der taktischen Ueberlegenheit der Römer überzeugt hatte; im blinden Vertrauen auf diese blieb der Feldherr stehen wo er eben stand, um strategisch, und nahm er die Schlacht an wo man sie ihm anbot, um auch taktisch sich überwinden zu lassen. Es war dies um so bezeichnender, als Regulus in seiner Art ein tüchtiger und erprobter Feldherr war. Eben die Bauernmanier, durch die Etrurien und Samnium waren gewonnen worden, war die Ursache der Niederlage in der Ebene von Tunes. Der Satz war irrig geworden, dafs jeder Bürgersmann gut genug sei zum General; in dem neuen Kriegssystem konnte

man nur Feldherren brauchen von militärischer Schule und militärischem Blick, und freilich war das nicht jeder Bürgermeister. Noch viel ärger aber war es, dafs man das Obercommando der Flotte als eine Dependenz des Oberbefehls der Landarmee behandelte und der erste beste Stadtvorsteher meinte nicht blofs General, sondern auch Admiral spielen zu können. An den schlimmsten Niederlagen, die Rom in diesem Krieg erlitten hat, sind nicht die Stürme schuld und noch weniger die Karthager, sondern der anmafsliche Unverstand seiner Bürgeradmirale. — Rom hat endlich gesiegt, aber es war ein halber Sieg — es kam das sonst nicht vor, dafs man sich mit weit geringerem begnügte als zu Anfang gefordert, ja geboten worden war; und wenn Rom siegte, so verdankt es diesen Sieg zwar auch der Gunst der Götter und der Energie seiner Bürger, aber mehr als beiden den die Mängel der römischen Kriegführung noch weit übertreffenden Fehlern seiner Feinde.

KAPITEL III.

Die Ausdehnung Italiens bis an seine natürlichen Grenzen.

Das Italien, über welches seit der Besiegung des Königs Pyrrhos Rom die Herrschaft ohne Widerspruch im In- oder im Ausland behauptete, bezeichnete zunächst die mehr oder minder eng verwandten Stämme der Latiner, Sabeller, Etrusker und italischen Griechen als eine nationale Einheit, die zuerst und vornämlich sich als solche zusammengefunden zu haben scheint in der gemeinschaftlichen Abwehr der Kelten. Deren Gebiet ist der eigentliche Gegensatz zu dem italischen Lande und bis in sehr späte Zeit hinab galten selbst Sena Gallica (Sinigaglia) und Arminum (Rimini) als aufseritalische Städte; die geographische Scheide zwischen beiden bildete der Apennin, und Italien endete damals westlich am Macraflufs bei Spezzia, östlich am Aesis oberhalb Ancona. Die Römer adoptirten diesen Begriff der italischen Nation und steigerten ihn, indem sie den Anspruch erhoben und durchfochten unter den italischen Gemeinden die führende zu sein, von dem der nationalen zu dem der politischen Einheit*; und als solcher

* Wann es aufkam die geschlossene römische Eidgenossenschaft als die der Italiker zu bezeichnen, läfst sich nicht genau bestimmen; aber sicher nicht vor den Kriegen mit Pyrrhos und den Beziehungen zu den Mamertinern, die hiefür wichtig werden mufsten, und wahrscheinlich unter dem Einflufs der Griechen, die den Namen Italia, ursprünglich den des heutigen Calabriens, allmählich anfingen auf die nördlichen Gegenden zu übertragen. Noch die griechischen Schriftsteller des fünften Jahrhunderts der Stadt, wie zum Beispiel Aristoteles, kennen jenes weitere Italien nicht.

hat er in den einmal festgestellten Grenzen mehrere Jahrhunderte sich unverrückt behauptet. Indefs die römische Herrschaft beschränkte sich auf diese Grenzen nicht. Sie wurden zuerst überschritten, als die Republik alte und neue Unbill zu rächen die keltischen Senonen politisch vernichtete (471) und in deren ehemaligem Gebiet die Grenzfestungen Sena (um 471) und Ariminum (486) angelegt, die hie und da etwa zurückbleibenden keltischen Haufen nicht in die italische Eidgenossenschaft aufgenommen, sondern als zinspflichtige Unterthanen behandelt wurden. Jetzt, wo die Africaner besiegt und zurückgedrängt waren, machte eine neue umfassendere politische Idee sich geltend. Italien, wie es damals verstanden ward, war und blieb die herrschende Gemeinschaft; allein die natürliche Beschaffenheit der Halbinsel erforderte es, dafs man zu Lande die Grenze bis an die Alpen vorschob und beide Meere im Westen und Osten sich unterwarf, und dies ins Werk zu setzen fand die Regierung der römischen Gemeinde schnell ihre ganze Thatkraft und Sicherheit wieder.

Zunächst in der Westsee, die für Italien bei weitem wichtiger ist als das adriatische Meer, war die wichtigste Stellung gewonnen durch den so eben beendigten Krieg mit den Africanern, die grofse fruchtbare und hafenreiche Insel Sicilien. Von den drei Mächten, die bisher in den Besitz der Insel sich getheilt hatten, den Mamertinern, Syrakusanern und Karthagern war die erste schon zu Anfang des Krieges als Glied der italischen Nation anerkannt worden und hatte mit dem Verlust ihrer politischen Selbstständigkeit sich die communale Selbstverwaltung, die Freiheit vom Tribut und die Theilnahme an den gemeinen Rechten der italischen Eidgenossenschaft erkauft. Syrakus behielt seine bisherige Stellung als unabhängige Mittelmacht, die mit den übrigen unabhängigen Staaten in selbstständige Beziehungen zu treten befugt war; eine Gebietserweiterung ward ihm nicht zu Theil. Hieron mochte zufrieden sein, dafs der Krieg der beiden Grofsmächte nicht mit dem Sturz der einen oder der andern geendigt hatte, und wir finden ihn darauf bedacht, so viel seine Mittel und die Klugheit es ihm erlaubten, den Karthagern in ihren gefährlichen Krisen nach dem Friedensschluss mit Rom beizustehen, namentlich durch bedeutende Kornsendungen. Was endlich das bisher karthagische Gebiet, das heifst den bei weitem gröfsten Theil der Insel anlangt, so

behielten die Römer dafür das von Karthago befolgte System unverändert bei. Die Einwohner blieben ausgeschlossen aus der herrschenden Eidgenossenschaft und nicht einmal Colonien wurden dort hingesandt; dagegen hatten die Sicaler fortan ihre Zehnten, wenn auch geringere, nach Rom zu zahlen statt wie bisher nach Karthago. Sie verloren das Waffenrecht und stellten nicht einmal Zuzug zum römischen Heere; in den festen Plätzen blieb römische Besatzung, welche zu commandiren und den ganzen District zu leiten jährlich ein römischer Vogt hinübergesandt ward. So entstand der Gegensatz zwischen der italischen Eidgenossenschaft und den unterthänigen ‚Aemtern' (*provinciae*), der bisher nicht bestanden hatte; denn dafs einzelne Keltendörfer am Po schon früher ähnlich mochten behandelt worden sein, hat nicht viel zu bedeuten. Im Wesentlichen ward das neue System erst jetzt festgestellt und gemodelt nach der karthagischen Unterthanenverfassung, die seine Grundsätze und seinen Geist für alle Zukunft bestimmte. — Während man noch beschäftigt war die sicilischen Angelegenheiten zu ordnen und nur bedauerte, dafs der Besitz des schönen Eilandes doch, so lange Sardinien karthagisch blieb, nicht ausreichte um die westliche See in ein italisches Binnenmeer zu verwandeln, kamen unvermuthet Anerbietungen, die eine nahe Aussicht eröffneten auf den Erwerb dieser zweiten Insel des Mittelmeeres. In Africa war inzwischen durch die Schuld der Regierungsbehörden ein fürchterlicher Aufruhr der Söldner und der Unterthanen ausgebrochen. Hamilkar hatte seinen sicilischen Söldnern in den letzten Kriegsjahren den Sold nicht ferner aus eigenen Mitteln auszahlen können und vergeblich Geldsendungen von daheim erbeten; er möge, hiefs es, die Leute nur zur Ablöhnung nach Africa senden. Er fügte sich, aber da er die Leute kannte, schiffte er sie vorsichtig in kleineren Abtheilungen ein, damit man sie truppweise ablohnen oder mindestens dislociren könne, und legte hierauf den Oberbefehl nieder. Allein alle Vorsicht scheiterte nicht so sehr an den leeren Kassen als an dem collegialischen Geschäftsgang und dem Unverstand der Bureaukratie. Man wartete, bis das gesammte Heer wieder in Libyen vereinigt stand und versuchte dann den Leuten an dem versprochenen Solde zu kürzen. Natürlich entstand eine Meuterei unter den Truppen und aus dieser eine allgemeine Schilderhebung der gesammten karthagischen Soldatesca und der africanischen Unterthanen. Das

unsichere und feige Benehmen der Behörden zeigte den Meuterern, was sie wagen konnten. Die meisten von ihnen waren gebürtig aus den von Karthago beherrschten oder abhängigen Districten; sie kannten die Stimmung, welche die officielle Schlächterei nach dem Zuge des Regulus und der fürchterliche Steuerdruck dort überall hervorgerufen hatte und kannten auch ihre Regierung, die nie Wort hielt und nie verzieh: sie wufsten, was ihrer wartete, wenn sie sich nach Hause zerstreuten mit dem meuterisch erprefsten Solde. Seit langem hatte man sich in Karthago die Mine gegraben und bestellte jetzt selbst die Leute, die nicht anders konnten als sie anzuzünden; wie ein Lauffeuer ergriff die Revolution Besatzung um Besatzung, Dorf um Dorf; die libyschen Frauen trugen ihren Schmuck herbei um den Söldnern die Löhnung zu zahlen; eine Menge karthagischer Bürger, darunter einige der ausgezeichnetsten Offiziere des sicilischen Heeres wurden das Opfer der erbitterten Menge; schon war Karthago von zwei Seiten belagert, das aus der Stadt ausrückende karthagische Heer durch die Verkehrtheit des ungeschickten Führers gänzlich geschlagen. Während also der Krieg in Africa wüthete, vermochten die sardinischen Besatzungen, die gleich der übrigen karthagischen Armee sich für die Aufständischen erklärt hatten, gegen die Eingebornen der Insel sich nicht zu halten und boten dieselbe den Römern an (um 515); diese gingen darauf ein und besetzten die Insel (516). Es war zum zweitenmal, dafs das grofse und siegreiche Volk sich hergab Brüderschaft zu machen mit dem feilen Söldnergesindel und seinen Raub mit ihm zu theilen; in diesem zweiten Falle wäre es wohl möglich gewesen dem Gebot der Ehre den augenblicklichen Gewinn nachzusetzen. Als Karthago, das durch Hamilkars Genie sich plötzlich vom Abgrund gerettet und in Africa wieder in seine volle Herrschaft eingesetzt sah (517), von den Römern die Rückgabe Sardiniens begehrte, brachte man nichtige Beschwerden vor, wonach die Karthager römischen Handelsleuten Unbill zugefügt oder gar solche ins Meer gestürzt haben sollten, und eilte den Krieg zu erklären*.

* Dafs die Abtretung der zwischen Sicilien und Italien liegenden Inseln, die der Friede von 513 den Karthagern vorschrieb, die Abtretung Sardiniens nicht einschlofs, ist ausgemacht; es ist aber auch schlecht beglaubigt, dafs die Römer damit die Besatzung der Insel drei Jahre nach dem Frieden motivirten. Hatten sie es gethan, so würden sie blofs der politischen Schamlosigkeit eine diplomatische Albernheit hinzugefügt haben.

Man bereute den Friedensschluſs von 513, der wenn er nicht wirklich voreilig war, jetzt wenigstens allen voreilig schien; man hatte vergessen, wie erschöpft damals der eigene Staat gewesen war, wie mächtig der karthagische dagestanden hatte; man sah den gehafsten und immer noch gefürchteten Feind in gröfserer Gefahr schweben als je die römischen Kriege ihm gebracht hatten; und so dachte man eben das Versäumte nachholen zu können. Die Scham hatte verboten mit den karthagischen Rebellen offen in Verbindung zu treten, ja man hatte den Karthagern ausnahmsweise zu diesem Krieg in Italien Werbungen zu veranstalten gestattet und den italischen Schiffern mit den Libyern zu verkehren untersagt; für die römischen Capitäne indefs, die den Aufständischen ihre Bedürfnisse zugeführt hatten und die von Hamilkar waren aufgegriffen und eingesteckt worden, hatte sich der römische Senat verwandt und ihre Freigebung erlangt. Auch die Anträge, die Utica machte sich gleich Sardinien den Römern zu ergeben, wies man zurück, weil sie weiter geführt hätten als man zu gehen gedacht und hinaus über die natürlichen Grenzen Italiens. Aber Sardinien, das besetzt worden war in der Zeit der höchsten Bedrängnifs Karthagos, war man nicht gesonnen wieder herauszugeben, als diese Gefahr wider Erwarten und wahrscheinlich wider Verhoffen der Römer abgewendet war; der Satz, dafs in der Politik jeder darf was er kann, trat hervor in seiner unverhüllten Schamlosigkeit. Die gerechte Erbitterung hiefs die Karthager den gebotenen Krieg annehmen; hätte Catulus fünf Jahre zuvor auf Sardiniens Abtretung bestanden, der Krieg würde wahrscheinlich seinen Fortgang gehabt haben. Allein jetzt, wo beide Inseln verloren, Libyen in Gährung, der Staat durch den vierundzwanzigjährigen Krieg mit Rom und den fast fünfjährigen entsetzlichen Bürgerkrieg aufs Aeufserste geschwächt war, mufste man sich wohl fügen und da es die Römer einmal nicht anders wollten und nur auf wiederholte flehentliche Bitten widerwillig vom Kriege abstanden, ihnen auch noch als Entschädigung für die muthwillig veranlafsten Kriegsrüstungen 1200 Talente (1⅘ Mill. Thlr.) zahlen. So erwarb Rom fast ohne Kampf Sardinien, wozu man Corsica fügte, die alte etruskische Besitzung, in der vielleicht noch vom letzten Kriege her einzelne römische Besatzungen standen. Man bildete aus ihnen beiden das zweite römische ‚Amt', das sich indefs hauptsächlich, namentlich in dem rauhen Corsica nur auf den Besitz der Küsten be-

schränkte. Die Unterthanen wurden gleich den Siculern zehntpflichtig; mit den Eingebornen im Innern führte man beständig Kriege oder vielmehr man trieb dort die Menschenjagd: man hetzte sie mit Hunden und führte die gefangene Waare auf den Sclavenmarkt, aber an eine ernstliche Unterwerfung ging man nicht. Nicht um ihrer selbst willen hatte man die Inseln besetzt, sondern zur Sicherung Italiens. Seit sie die drei grofsen Eilande besafs, konnte die Eidgenossenschaft das tyrrhenische Meer das ihrige nennen.

Im adriatischen Meer, an dessen Eingang die wichtige und längst vorbereitete Colonie Brundisium endlich noch während des Krieges mit Karthago gegründet worden war (510), standen die Dinge für Rom nicht minder günstig. In der Westsee hatte Rom seinen Rivalen beseitigt; in der östlichen sorgte die hellenische Zwietracht dafür, dafs keiner der Staaten auf der griechischen Halbinsel eine namhafte Macht entwickele. Der bedeutendste derselben, der makedonische, war damals kaum im Stande die Nordgrenze gegen die Barbaren zu schützen und unter dem Einflufs Aegyptens vom oberen adriatischen Meer durch die Aetoler wie aus dem Peloponnes durch die Achäer verdrängt worden. Wie sehr den Römern daran gelegen war Makedonien und dessen natürlichen Verbündeten, den syrischen König niederzuhalten und wie eng sie sich anschlossen an die eben darauf gerichtete ägyptische Politik, beweist das merkwürdige Anerbieten, das sie nach dem Ende des Krieges mit Karthago dem König Ptolemaeos III. Euergetes machten, ihn in dem Kriege zu unterstützen, den er wegen Berenikes Ermordung gegen Seleukos II. Kallinikos von Syrien (reg. 507—529) führte und bei dem wahrscheinlich Makedonien für den letztern Partei genommen hatte. Ueberhaupt werden die Beziehungen Roms zu den hellenistischen Staaten jetzt enger; auch mit Syrien knüpfte der Senat Verbindung an und verwandte sich bei dem ebengenannten Seleukos für die stammverwandten Ilier. — Indefs der unmittelbaren Einmischung in die Angelegenheiten der östlichen Mächte enthielt man sich, weil es deren nicht bedurfte. Die achäische Eidgenossenschaft, die im Aufblühen geknickt ward durch die engherzige Coteriepolitik des Aratos, die ätolische Soldatengemeinde, das verfallene Makedonierreich hielten selber einer den andern nieder, ohne dafs dazu römische Dazwischenkunft nöthig gewesen wäre; und überseeischen Ländergewinn vermied man damals eher in Rom als dafs man ihn

suchte. Als die Akarnanen, sich darauf berufend, dafs sie allein unter allen Griechen nicht theilgenommen hätten an der Zerstörung Ilions, die Nachkommen des Aeneas um Hülfe baten gegen die Aetoler, versuchte der Senat zwar eine diplomatische Verwendung; allein da die Aetoler darauf eine nach ihrer Weise abgefafste, das heifst unverschämte Antwort ertheilten, ging das antiquarische Interesse der römischen Herren doch keineswegs so weit um einen Krieg anzufangen, der die Makedonier von ihrem Erbfeind befreit haben würde (um 515). — Selbst den Unfug der Piraterie, die bei solcher Lage der Dinge begreiflicher Weise das einzige Gewerbe war, das an der adriatischen Küste blühte und von der auch der italische Handel viel zu leiden hatte, liefsen sich die Römer lange gefallen mit einer nicht löblichen Geduld, die zusammenhängt mit ihrer gründlichen Abneigung gegen den Seekrieg und ihrem schlechten Flottenwesen. Allein endlich ward es doch zu arg. Unter Begünstigung Makedoniens, das keine Veranlassung mehr fand sein altes Geschäft der Beschirmung des hellenischen Handels vor den adriatischen Corsaren zu Gunsten seiner Feinde fortzuführen, hatten die Herren von Skodra zu gemeinschaftlichen Piratenzügen im grofsen Stil die illyrischen Völkerschaften, etwa die heutigen Dalmatier, Montenegriner und Nordalbanesen, vereinigt; mit ganzen Geschwadern ihrer schnellsegelnden Zweidecker, der bekannten ‚liburnischen' Schiffe, führten die Illyrier den Krieg gegen Jedermann zur See und an den Küsten. Die griechischen Ansiedlungen in diesen Gegenden, die Inselstädte Issa (Lissa) und Pharos (Lesina), die wichtigen Küstenplätze Epidamnos (Durazzo) und Apollonia (nördlich von Avlone am Aoos), hatten natürlich vor allem zu leiden und sahen sich wiederholt von den Barbaren belagert. Aber noch weiter südlich, in Phoenike, der blühendsten Stadt von Epeiros setzten die Corsaren sich fest; halb gezwungen halb freiwillig traten die Epeiroten und Akarnanen mit den fremden Räubern in eine unnatürliche Symmachie; bis nach Elis und Messene waren die Küsten nirgends mehr sicher. Vergeblich vereinigten die Aetoler und Achaeer was sie an Schiffen hatten um dem Unwesen zu steuern; in offener Seeschlacht wurden sie von den Seeräubern und deren griechischen Bundesgenossen geschlagen; die Corsarenflotte vermochte endlich sogar die reiche und wichtige Insel Kerkyra (Corfu) einzunehmen. Die Klagen der italischen Schiffer, die Hülfsgesuche der altverbündeten Apolloniaten, die flehende Bitte der belagerten

Issaeer nöthigten endlich den römischen Senat wenigstens Gesandte, die Brüder Gaius und Lucius Coruncanius nach Skodra zu schicken, um von dem König Agron Abstellung des Unwesens zu begehren. Der König erwiderte, dafs nach illyrischem Landrecht der Seeraub ein erlaubtes Gewerbe sei und die Regierung nicht das Recht habe der Privatkaperei zu wehren; worauf Lucius Coruncanius erwiderte, dafs dann Rom es sich angelegen sein lassen werde den Illyriern ein besseres Landrecht beizubringen. Zur Strafe dieser allerdings nicht sehr diplomatischen Replik wurden auf Geheifs des Königs — so wenigstens behaupteten die Römer — beide Gesandten auf der Heimkehr ermordet und die Auslieferung der Mörder verweigert. Der Senat hatte jetzt keine Wahl mehr. Mit dem Frühjahr 525 erschien vor Apollonia eine Flotte von 200 Linienschiffen mit einer Landungsarmee an Bord; vor jener zerstoben die Corsarenböte, während diese die Raubburgen brach; die Königin Teuta, die nach ihres Gemahls Agron Tode die Regierung für ihren unmündigen Sohn Pinnes führte, mufste, in ihrem letzten Zufluchtsort belagert, die Bedingungen annehmen, die Rom dictirte: das Gebiet der Herren von Skodra erhielt wieder nördlich und südlich seine ursprünglichen engen Grenzen, alle griechischen Städte mufsten sie entlassen, ebenso die Ardiaeer in Dalmatien, die Parthiner um Epidamnos, die Atintanen im nördlichen Epeiros; südlich von Lissos (Alessio zwischen Scutari und Durazzo) sollte künftig kein armirtes illyrisches Fahrzeug noch über zwei nicht armirte zusammen fahren dürfen. Roms Seeherrschaft auf dem adriatischen Meer war in der löblichsten und dauerhaftesten Weise zur vollen Anerkennung gebracht durch die rasche und energische Unterdrückung des Piratenunfugs. Allein man ging weiter und setzte sich zugleich an der Ostküste fest. Die Illyrier von Skodra wurden tributpflichtig nach Rom; auf den dalmatinischen Inseln und Küsten wurde Demetrios von Pharos, der aus dem Dienst der Teuta in römische getreten war, als abhängiger Dynast und römischer Bundesgenosse eingesetzt; die griechischen Städte Kerkyra, Apollonia, Epidamnos und die Gemeinden der Atintanen und Parthiner wurden in milden Formen der Symmachie an Rom geknüpft. Wie hätte es anders kommen sollen? Rom brauchte eine gute Seestation im obern adriatischen Meere, welche ihm seine italischen Besitzungen an dem entgegengesetzten Ufer nicht gewährten; die neuen Bundesgenossen, namentlich die griechischen Han-

delsstädte, sahen in den Römern ihre Retter und thaten ohne Zweifel was sie konnten sich des mächtigen Schutzes dauernd zu versichern; im eigentlichen Hellas war nicht blofs Niemand im Stande zu widersprechen, sondern das Lob der Befreier auf allen Lippen. Man kann fragen, ob der Jubel in Hellas gröfser war oder die Scham, als statt der zehn Linienschiffe der achaeischen Eidgenossenschaft, der streitbarsten Macht Griechenlands, jetzt zweihundert Segel der Barbaren in ihre Häfen einliefen und mit einem Schlage die Aufgabe lösten, die den Griechen zukam und an der diese so kläglich gescheitert waren. Aber wenn man sich schämte, dafs die Rettung den bedrängten Landsleuten vom Ausland hatte kommen müssen, so geschah es wenigstens mit guter Manier; man säumte nicht die Römer durch Zulassung zu den isthmischen Spielen und den eleusinischen Mysterien feierlich aufzunehmen in den hellenischen Nationalverband. — Makedonien schwieg; es war nicht in der Verfassung mit den Waffen zu protestiren und verschmähte es mit Worten zu thun. Widerstand fand sich nirgends; aber nichtsdestoweniger hatte Rom, indem es die Schlüssel zum Hause des Nachbarn an sich nahm, in ihm sich einen Gegner geschaffen, von dem, wenn er wieder zu Kräften oder eine günstige Gelegenheit ihm vorkam, sich erwarten liefs, dafs er sein Schweigen zu brechen wissen werde. Hätte der kräftige und besonnene König Antigonos Doson länger gelebt, so würde wohl schon er den hingeworfenen Handschuh aufgehoben haben; denn als einige Jahre später der Dynast Demetrios von Pharos sich der römischen Hegemonie entzog, im Einverständnifs mit den Istriern vertragswidrig Seeraub trieb und die von den Römern für unabhängig erklärten Atintanen sich unterwarf, machte Antigonos Bündnifs mit ihm und Demetrios Truppen fochten mit in Antigonos Heer in der Schlacht bei Sellasia (533). Allein Antigonos starb (Winter 533/4); sein Nachfolger Philippos, noch ein Knabe, liefs es geschehen, dafs der Consul Lucius Aemilius Paullus den Verbündeten Makedoniens angriff, seine Hauptstadt zerstörte und ihn landflüchtig aus seinem Reiche trieb (535).

Auf dem Festland von Italien war tiefer Friede seit dem Fall von Tarent; der sechstägige Krieg mit Falerii (513) ist kaum etwas mehr als eine Curiosität. Aber gegen Norden dehnte zwischen dem Gebiet der Eidgenossenschaft und der Naturgrenze Italiens, der Alpenkette noch eine weite Strecke sich aus, die den Römern nicht unbedingt gehorchte. Jenseits

des Apennin besafsen die Römer nur den schmalen Raum zwischen dem Aesis oberhalb Ancona und dem Rubico unterhalb Cesena*, ungefähr die heutigen Provinzen Forli und Urbino. Südlich vom Po behauptete sich noch der mächtige Keltenstamm der Boier (von Parma bis Bologna), neben denen östlich die Lingonen, westlich (im heutigen Herzogthum Parma) die Anaren, zwei kleinere vermuthlich in der Clientel der Boier stehende keltische Cantone die Ebene ausfüllten. Wo diese aufhört, begannen die Ligurer, die mit einzelnen keltischen Stämmen gemischt auf dem Apennin von oberhalb Arezzo und Pisa an sitzend das Quellgebiet des Po inne hatten. Von der Ebene nordwärts vom Po hatten die Veneter, verschiedenen Stammes von den Kelten und wohl illyrischer Abkunft, den östlichen Theil etwa von Verona bis zur Küste im Besitz; zwischen ihnen und den westlichen Gebirgen safsen die Cenomanen (um Brescia und Cremona), die selten mit der keltischen Nation hielten und wohl stark mit Venetern gemischt waren, und die Insubrer (um Mailand), dieser der bedeutendste der italischen Keltengaue und in stetiger Verbindung nicht blofs mit den kleineren in den Alpenthälern zerstreuten Gemeinden theils keltischer, theils anderer Abkunft, sondern auch mit den Keltengauen jenseit der Alpen. Die Pforten der Alpen, der mächtige auf 250000 Schritte schiffbare Strom, die gröfste und fruchtbarste Ebene des damaligen civilisirten Europa waren nach wie vor in den Händen der Erbfeinde des italischen Namens, die wohl gedemüthigt und geschwächt, doch immer noch kaum dem Namen nach abhängig und immer noch unbequeme Nachbarn, in ihrer Barbarei verharrten und dünngesäet in den weiten Flächen ihre Heerden- und Plünderwirthschaft fortführten. Man durfte erwarten, dafs die Römer eilen würden, sich dieser Gebiete zu bemächtigen; um so mehr als die Kelten allmählich anfingen ihrer Niederlagen in den Feldzügen von 471 und 472 zu vergessen und sich wieder zu regen, ja was noch bedenklicher war die transalpinischen Kelten wieder begannen diesseit der Alpen sich zu zeigen. In der That hatten bereits im Jahre 516 die Boier wieder den Krieg begonnen und deren Herren Atis und Galatas ohne Auftrag der Landesgemeinde die Transalpiner aufgefordert mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen; zahlreich waren

* Nach den sorgfältigsten neueren Untersuchungen der Localität ist der Rubico der Fiumicino bei Savignano, der indefs jetzt in dem obern Theil seines Laufs sein Bett verändert hat.

diese dem Ruf gefolgt und im Jahre 518 lagerte ein Keltenheer vor Ariminum, wie Italien es lange nicht gesehen hatte. Die Römer, für den Augenblick dort viel zu schwach um die Schlacht zu versuchen, schlossen Waffenstillstand und liefsen um Zeit zu gewinnen Boten der Kelten nach Rom gehen, die im Senat die Abtretung von Ariminum zu fordern wagten. Es schien, als sollten die Zeiten des Brennus wiederkehren, als ein unvermutheter Zwischenfall dem Krieg ein Ende machte, bevor er noch recht begonnen hatte. Die Boier, unzufrieden mit den ungebetenen Bundesgenossen und wohl für ihr eigenes Gebiet fürchtend, geriethen in Händel mit den Transalpinern; es kam zwischen den beiden Keltenheeren zu offener Feldschlacht und nachdem die boiischen Häuptlinge von ihren eigenen Leuten erschlagen waren, kehrten die Transalpiner heim. Damit waren die Boier den Römern in die Hände gegeben und es hing nur von diesen ab sie auszutreiben gleich den Senonen und wenigstens bis an den Po vorzudringen; allein sie begnügten sich mit der Abtretung einiger Landstriche und gaben den Boiern Frieden (518). Es mag das geschehen sein, weil man eben damals den Wiederausbruch des Krieges mit Karthago erwartete; gewifs ist es, dafs die Römer sich nicht beeilten die Occupation des Landes bis an die Alpen vorzunehmen, obwohl die beständigen Besorgnisse der Kelten vor solcher römischen Invasion von den Absichten der Römer hinreichend zeugen. Endlich waren es nicht diese, sondern die Kelten, die den Krieg begannen, sei es, dafs die Ackervertheilungen an der römischen Ostküste (522), obwohl zunächst nicht gegen sie gerichtet, sie besorgt gemacht hatten, sei es, dafs sie die Unvermeidlichkeit eines Krieges mit Rom um den Besitz der Lombardei begriffen, sei es, was vielleicht das Wahrscheinlichste ist, dafs das Keltenvolk wieder einmal des Sitzens müde war und eine neue Heerfahrt zu rüsten beliebte. Mit Ausschlufs der Cenomanen, die mit den Venetern hielten und sich für die Römer erklärten, traten sämmtliche italische Kelten zusammen und ihnen schlossen sich unter den Führern Concolitanus und Aneroestus zahlreich die Kelten des obern Rhonethals oder vielmehr deren Reisläufer, die Gaesaten oder Germanen an; welcher letztere Name hier zum erstenmal in der Geschichte erscheint*. Mit 50000 zu Fufs

* Dieselben, die Polybios bezeichnet als ‚die Kelten in den Alpen und an der Rhone, die man wegen ihrer Reisläuferei Gaesaten (Lanzknechte) nenne', werden in den gleichzeitigen römischen Aufzeichnungen Germani

und 20000 zu Rofs oder zu Wagen kämpfenden Soldaten rückten die Führer der Kelten auf den Apennin zu, ehe Rom sich von dieser Seite des Angriffs versah (529); man hatte nicht erwartet, dafs sie mit Vernachlässigung der römischen Festungen an der Ostküste und des Schutzes der eigenen Stammgenossen geradeswegs gegen die Hauptstadt vorzugehen wagen würden. Die Kelten schienen den Italikern dasselbe Schicksal bereiten zu wollen, das nicht gar lange vorher Griechenland erfahren hatte. Die Besorgnisse waren grofs durch ganz Italien und selbst in Rom zitterte die Bürgerschaft, so dafs man es nicht verschmähte den wüsten Glauben der Masse, dafs Roms Untergang diesmal unvermeidlich und der römische Boden vom Verhängnifs gallisch zu werden bestimmt sei, durch einen noch crasseren Aberglauben zu beschwichtigen und zur Erfüllung des Schicksalsspruchs einen gallischen Mann und eine gallische Frau auf dem römischen Markt lebendig zu begraben. Daneben traf man ernstlichere Anstalten. Von den beiden consularischen Heeren, deren jedes etwa 25000 Mann zu Fufs und 1100 Reiter zählte, stand das eine unter Gaius Atilius Regulus in Sardinien, das zweite unter Lucius Aemilius Papus bei Ariminum; beide erhielten Befehl sich so schnell wie möglich nach dem zunächst bedrohten Etrurien zu begeben. Schon hatten gegen die mit Rom verbündeten Cenomanen und Veneter die Kelten eine Besatzung in der Heimath zurücklassen müssen; jetzt ward auch der Landsturm der Umbrer angewiesen von den heimischen Bergen herab in die Ebene der Boier einzurücken und dem Feinde daheim jeden erdenklichen Schaden zuzufügen. Die Landwehr der Etrusker und Sabiner sollte den Apennin besetzen und wo möglich sperren, bis die regulären Truppen eintreffen könnten. In Rom bildete sich eine Reserve von 50000 Mann; durch ganz Italien, das diesmal in Rom seinen rechten Vorkämpfer sah, wurde die dienstfähige Mannschaft verzeichnet, Vorräthe und Kriegsmaterial zusammengebracht. — Indefs alles das forderte Zeit; man hatte einmal sich überrumpeln lassen und Etrurien zu retten war es zu spät. Die Kelten fanden den Apennin kaum vertheidigt und erreichten unangefochten die reichen Ebenen des tuskischen Gebietes, das lange keinen Feind gesehen.

---

genannt. Die besten Sprachforscher sind darüber einig, dafs das letzte Wort nicht deutschen Ursprungs ist, sondern keltischen, und ‚Schreier' bezeichnet; die Geschichte ihrerseits bestätigt dies, indem sie hier als Germanen nicht die später so genannten Deutschen vorführt, sondern einen Keltenschwarm.

Schon standen sie bei Clusium drei Tagemärsche von Rom, als das Heer von Ariminum unter dem Consul Papus ihnen in der Flanke erschien, während die etruskische Landwehr, die sich nach der Ueberschreitung des Apennin im Rücken der Gallier zusammengezogen hatte, dem Marsch der Feinde folgte. Plötzlich wandten die Gallier sich rückwärts. Nachdem sie die Lagerfeuer angezündet hatten, übernahm die Reiterei die Vorposten; das Fufsvolk zog ab auf der Strafse gegen Faesulae (Fiesole). Als am Morgen darauf auch die Reiterei aufbrach und die tuskische Landwehr, die dicht am Feinde lagerte, des Abzugs inne ward, meinte sie, dafs der Schwarm anfange sich zu verlaufen und folgte im eiligen Marsch. Allein eben darauf hatten die Gallier gerechnet; ihr ausgeruhtes und geordnetes Fufsvolk empfing auf dem wohl gewählten Schlachtfeld die römische Miliz, die ermattet und aufgelöst von dem Gewaltmarsch herankam. 6000 Mann fielen nach heftigem Kampf; und auch der Rest des Landsturms, der nothdürftig auf einem Hügel Zuflucht gefunden, wäre verloren gewesen, wenn nicht rechtzeitig das consularische Heer erschienen wäre. Es war dies für die Gallier das Zeichen zum Abmarsch. Ihr geschickt angelegter Plan die Vereinigung der beiden römischen Heere zu hindern und das schwächere einzeln zu vernichten war nur halb gelungen; für jetzt schien es ihnen gerathen zunächst die beträchtliche Beute in Sicherheit zu bringen. Des bequemeren Marsches wegen zogen sie sich aus der Gegend von Chiusi, wo sie standen, an die ebene Küste und marschirten am Strande hin, als sie unvermuthet sich hier den Weg verlegt fanden. Es waren die sardinischen Legionen, die bei Pisa gelandet waren und, da sie zu spät kamen um den Apennin zu sperren, sich sofort gleichfalls auf dem Küstenweg in der dem Marsch der Gallier entgegengesetzten Richtung in Bewegung gesetzt hatten. Bei Telamon (an der Mündung des Ombrone) trafen sie auf den Feind. Während das römische Fufsvolk in geschlossener Fronte auf der grofsen Strafse vorrückte, ging die Reiterei, geführt vom Consul Gaius Atilius Regulus selbst, seitwärts vor um den Galliern in die Flanke zu kommen und sobald wie möglich dem andern römischen Heer unter Papus Kunde von ihrem Eintreffen zu geben. Es entspann sich ein heftiges Reitergefecht, in dem Regulus selber fiel; aber nicht umsonst hatte er sein Leben aufgeopfert: sein Zweck war erreicht. Papus gewahrte das Gefecht und ahnte den Zusammenhang; schleu-

nig ordnete er seine Legionen und von beiden Seiten drang das römische Fufsvolk auf das Keltenheer ein. Muthig stellte dieses sich zum Doppelkampf, die Transalpiner und Insubrer gegen die Truppen des Papus, die alpinischen Taurisker und die Boier gegen die sardinischen Legionen; das Reitergefecht ging davon gesondert seinen Gang auf dem Flügel. Die Kräfte waren der Zahl nach nicht ungleich gemessen und die verzweifelte Lage der Gallier zwang sie zur hartnäckigsten Gegenwehr. Aber die Transalpiner, nur des Nahkampfes gewohnt, wichen vor den Geschossen der römischen Plänkler; im Handgemenge setzte die bessere Stählung der römischen Waffen die Gallier in Nachtheil; endlich entschied der Flankenangriff der siegreichen römischen Reiterei den Tag. Die keltischen Berittenen entrannen; für das Fufsvolk, das zwischen dem Meere und den drei römischen Heeren eingekeilt war, gab es keine Flucht. 10000 Kelten mit dem König Concolitanus wurden gefangen; 40000 andere lagen todt auf dem Schlachtfeld; Aneroestus und sein Gefolge hatten sich nach keltischer Sitte selber den Tod gegeben. — Der Sieg war vollständig und die Römer fest entschlossen die Wiederholung solchen Einfalls durch die völlige Ueberwältigung der Kelten diesseit der Alpen unmöglich zu machen. Ohne Widerstand ergaben im folgenden Jahr (530) sich die Boier nebst den Lingonen, das Jahr darauf (531) die Anaren; damit war das Flachland bis zum Padus in römischen Händen. Ernstlichere Kämpfe kostete die Eroberung des nördlichen Ufers. Gaius Flaminius überschritt in dem neugewonnenen anarischen Gebiet (etwa bei Piacenza) den Flufs (531); allein bei dem Uebergang und mehr noch bei der Festsetzung am andern Ufer erlitt er so schwere Verluste und fand sich den Flufs im Rücken in einer so gefährlichen Lage, dafs er mit dem Feind um freien Abzug capitulirte, den die Insubrer thörichter Weise zugestanden. Kaum war er indefs abgezogen, als er auch schon wieder vom Gebiet der Cenomanen aus und mit diesen vereinigt von Norden her zum zweitenmal einrückte in den Gau der Insubrer. Zu spät begriffen diese, um was es sich jetzt handle; sie nahmen aus dem Tempel ihrer Göttin die goldenen Feldzeichen, ‚die unbeweglichen' genannt, und mit ihrem ganzen Aufgebot, 50000 Mann stark boten sie den Römern die Schlacht an. Die Lage war gefährlich; die Römer standen an einem Flufs (vielleicht dem Oglio), von der Heimath getrennt durch das feindliche Gebiet und für den Bei-

stand im Kampf wie die Rückzugslinie angewiesen auf die unsichere Freundschaft der Cenomanen. Indefs es gab keine Wahl. Man zog die Gallier auf das linke Ufer des Flusses; auf dem rechten, den Insubrern gegenüber, stellte man die Legionen auf und brach die Brücken ab, um nicht von den unsichern Bundesgenossen im Rücken angefallen zu werden. Also schnitt der Flufs den Rückzug ab und ging der Weg zur Heimath durch das feindliche Heer. Die Ueberlegenheit der römischen Waffen und der römischen Disciplin erfocht den Sieg und das Heer schlug sich durch; wieder einmal hatte die römische Taktik die strategischen Fehler gut gemacht. Der Sieg gehörte den Soldaten und Offizieren, nicht den Feldherrn, die nur gegen den gerechten Beschlufs des Senats durch Volksgunst triumphirten. Gern hätten die Insubrer Frieden gemacht; aber Rom forderte unbedingte Unterwerfung, und so weit war man noch nicht. Sie versuchten sich mit Hülfe der nördlichen Stammgenossen zu halten und mit 30000 von ihnen geworbener Söldner derselben und ihrer eigenen Landwehr empfingen sie die beiden im folgenden Jahr (532) abermals aus dem cenomanischen Gebiet in das ihrige einrückenden consularischen Heere. Es gab noch manches harte Gefecht; bei einer Diversion, welche die Insubrer gegen die römische Festung Clastidium am rechten Poufer versuchten, fiel der gallische König Virdumarus von der Hand des Consuls Marcus Marcellus. Allein nach einer halb von den Kelten schon gewonnenen, aber endlich doch für die Römer entschiedenen Schlacht erstürmte der Consul Gnaeus Scipio die Hauptstadt der Insubrer Mediolanum, und die Einnahme dieser und der Stadt Comum machte der Gegenwehr ein Ende. Damit waren die italischen Kelten vollständig besiegt und der Gnade eines Siegers preisgegeben, der in ihnen die Nationalfeinde und die Usurpatoren seines Erbes sah. Es zeigt von dem losen Zusammenhang der keltischen Nation, dafs keiner der nördlichen Stämme aufser um Gold sich der Stammgenossen und Vorposten annahm. Wie eben vorher die Römer den Hellenen im Piratenkrieg gezeigt hatten, welcher Unterschied bestehe zwischen römischen und griechischen Flotten, so hatten sie jetzt glänzend bewiesen, dafs Rom Italiens Pforten anders gegen den Landraub zu wahren wufste als Makedonien die Thore Griechenlands und dafs trotz allen inneren Haders Italien dem Nationalfeinde gegenüber ebenso einig dastand wie Griechenland zerrissen. — Die Alpengrenze war

erreicht, insofern als das ganze Blachland den Römern unterthänig oder, wie das cenomanische und venetische Gebiet, von abhängigen Bundesgenossen besessen war; es bedurfte indefs der Zeit um die Consequenzen dieses Sieges zu ziehen und die Landschaft zu romanisiren. In den Gebirgen zwar, im Nordapennin, in dem heutigen Piemont und in den Alpen duldete man im Ganzen die bisherigen Bewohner; die zahlreichen sogenannten Kriege, die namentlich gegen die Ligurer geführt wurden (zuerst 516), scheinen mehr Sclavenjagden gewesen zu sein und wenn auch einzelne Gaue und Thäler den Römern sich unterwarfen, so war die römische Herrschaft doch hier in der Regel ein leerer Name. Auch die Expedition nach Istrien (533) scheint nicht viel mehr bezweckt zu haben als die letzten Schlupfwinkel der adriatischen Piraten zu vernichten und längs der Küste zwischen den italischen Eroberungen und den Erwerbungen an dem anderen Ufer eine Verbindung herzustellen. Im Ganzen verfuhr man in Norditalien wie in Sardinien; man nahm das ebene Land in Besitz und kümmerte sich wenig um die Gebirge. Dagegen griffen die Römer mit aller Energie ihre neue Aufgabe an das Pothal, in dem die Kelten völlig auszurotten das Ziel ihrer Politik sein mufste und war, in Besitz zu nehmen und zu sichern. Hier ward das dritte Amt, Gallia oder Ariminum genannt, eingerichtet; die grofse Nordchaussee, die schon achtzig Jahre früher über Otricoli nach Narni geführt und kurz vorher bis an die neugegründete Festung Spoletium (514) verlängert worden war, wurde jetzt (534) unter dem Namen der flaminischen Strafse über den neu angelegten Marktflecken Forum Flaminii (bei Foligno) durch den Furlopafs an die Küste und an dieser entlang von Fanum (Fano) bis nach Ariminum geführt, der Hauptstadt der neuen Provinz. Es war die erste Kunststrafse, die den Apennin überschritt und die beiden italischen Meere verband. Man war eifrig beschäftigt das neugewonnene fruchtbare Gebiet mit römischen Ortschaften zu bedecken. Schon war am Po selbst zur Deckung des Uebergangs die starke Festung Placentia (Piacenza) gegründet, schon am linken Ufer Cremona angelegt, am rechten auf dem den Boiern abgenommenen Gebiet der Mauerbau von Mutina (Modena) weit vorgeschritten; schon bereitete man weitere Landanweisungen und die Fortführung der Chaussee vor, als ein plötzliches Ereignifs die Römer in der Ausbeutung ihrer Erfolge unterbrach.

KAPITEL IV.

Hamilkar und Hannibal.

Der Vertrag mit Rom von 513 gab den Karthagern Frieden, aber um einen theuren Preis. Dafs die Tribute des gröfsten Theils von Sicilien jetzt in den Schatz des Feindes flossen statt in die karthagische Staatskasse, war der geringste Verlust; viel schlimmer war es, dafs man nicht blofs die Hoffnung hatte aufgeben müssen, deren Erfüllung so nahe geschienen, die sämmtlichen Seestrafsen aus dem östlichen ins westliche Mittelmeer zu monopolisiren, sondern dafs das ganze handelspolitische System gesprengt, das bisher ausschliefslich beherrschte südwestliche Becken des Mittelmeers seit Siciliens Verlust für alle Nationen ein offenes Fahrwasser, Italiens Handel von dem phoenikischen vollständig unabhängig geworden war. Indefs die ruhigen sidonischen Männer hätten auch darüber vielleicht sich zu beruhigen vermocht. Man hatte schon ähnliche Schläge erfahren; man hatte mit den Massalioten, den Etruskern, den sicilischen Griechen theilen müssen, was man früher allein besessen; das was geblieben war, Africa, Spanien, die Pforten des atlantischen Meeres, reichte aus um mächtig und wohlgemuth zu leben. Aber freilich, wer bürgte dafür, dafs auch nur dies blieb? — Was Regulus gefordert und wie wenig ihm gefehlt hatte, um das was er forderte zu erreichen, konnte nur vergessen, wer vergessen wollte; und wenn Rom den Versuch, den es von Italien aus mit so grofsem Erfolg unternommen hatte, jetzt von Lilybaeon aus erneuerte, so war Karthago, wenn nicht die Verkehrtheit des

Feindes oder ein besonderer Glücksfall dazwischen trat, unzweifelhaft verloren. Zwar man hatte jetzt Frieden; aber es hatte an einem Haar gehangen, dafs dem Frieden die Ratification verweigert ward und man wufste, wie die öffentliche Meinung in Rom jetzt diesen Friedensschlufs beurtheilte. Man mochte zugeben, dafs Rom jetzt noch nicht dachte an die Eroberung Africas und ihm Italien genügte; aber wenn an dieser Genügsamkeit die Existenz des karthagischen Staats hing, so sah es übel damit aus, und wer bürgte dafür, dafs die Römer nicht eben ihrer italischen Politik es angemessen fanden den africanischen Nachbar wenn nicht sich zu unterwerfen, so doch unschädlich zu machen? — Kurz, Karthago durfte den Frieden von 513 nur als einen Waffenstillstand betrachten und mufste ihn benutzen zur Vorbereitung für die unvermeidliche Erneuerung des Krieges; nicht um die erlittene Niederlage zu rächen, nicht einmal zunächst um das Verlorene zurückzugewinnen, sondern um nicht ferner seine Existenz abhängig zu wissen von dem Gutfinden des Landesfeindes. Allein wenn einem schwächeren Staat ein gewisser, aber der Zeit nach unbestimmter Vernichtungskrieg bevorsteht, werden die klügeren, entschlosseneren, hingebenderen Männer, die zu dem unvermeidlichen Kampf sich sogleich fertig machen, ihn zur günstigen Stunde aufnehmen und so die politische Defensive durch die strategische Offensive verdecken möchten, überall sich gehemmt sehen durch die träge und feige Masse der Geldesknechte, der Altersschwachen, der Gedankenlosen, welche nur Zeit zu gewinnen, nur in Frieden zu leben und zu sterben, nur den letzten Kampf um jeden Preis hinauszuschieben bestrebt sind. So gab es auch in Karthago eine Friedens- und eine Kriegspartei, die wie natürlich sich anschlossen an die schon zwischen den Conservativen und den Reformisten bestehenden politischen Gegensätze; jene fand ihre Stütze in den Regierungsbehörden, dem Rath der Alten und den Hundertmännern, an deren Spitze Hanno, der sogenannte Grofse, stand, diese in den Leitern der Menge, namentlich dem angesehenen Hasdrubal und in den Offizieren des sicilischen Heeres, dessen grofse Erfolge unter Hamilkars Führung, wenn sie auch sonst vergeblich gewesen waren, doch den Patrioten einen Weg gezeigt hatten, der Rettung aus der ungeheuren Gefahr zu versprechen schien. Schon lange mochte zwischen diesen Parteien heftige Fehde bestehen, als der libysche Krieg zwischen sie hineinschlug. Wie er entstand, ist schon erzählt

worden. Nachdem die Regierungspartei die Meuterei durch ihre unfähige alle Vorsichtsmafsregeln der sicilischen Offiziere vereitelnde Verwaltung angezettelt, diese Meuterei durch die Nachwirkung ihres unmenschlichen Regierungssystems in eine Revolution verwandelt und endlich durch ihre und namentlich ihres Führers, des Heerverderbers Hanno militärische Unfähigkeit das Land an den Rand des Abgrundes gebracht hatte, ward der Held von der Eirkte Hamilkar Barkas in der höchsten Noth von der Regierung selbst ersucht sie von den Folgen ihrer Fehler und Verbrechen zu retten. Er nahm das Commando an und dachte hochsinnig genug es selbst dann nicht niederzulegen, als man ihm den Hanno zum Collegen gab; ja als die erbitterte Armee denselben heimgeschickt hatte, vermochte er es über sich auf die flehentliche Bitte der Regierung dem Hanno zum zweitenmal den Mitoberbefehl einzuräumen und trotz der Feinde wie trotz des Collegen durch seinen Einfluls bei den Aufständischen, seine geschickte Behandlung der numidischen Scheiks, sein unvergleichliches Organisirungs- und Feldherrngenie in unglaublich kurzer Zeit den Aufstand völlig niederzuwerfen und das empörte Africa zum Gehorsam zurückzubringen (Ende 517). — Die Patriotenpartei hatte während dieses Krieges geschwiegen; jetzt sprach sie um so lauter. Einerseits waren bei dieser Katastrophe die ganze Verderbtheit und Verderblichkeit der herrschenden Oligarchie an den Tag gekommen, ihre Unfähigkeit, ihre Coteriepolitik, ihre Hinneigung zu den Römern; andrerseits zeigte die Wegnahme Sardiniens und die drohende Stellung, welche Rom danach einnahm, deutlich für den geringsten Mann, dafs das Damoklesschwert der römischen Kriegserklärung stets über Karthago hing und dafs, wie jetzt die Dinge standen, der Krieg mit Rom nothwendig Karthagos Untergang zur Folge haben müsse. Es mochte nicht Wenige geben, die an der Zukunft des Vaterlandes verzweifelnd die Auswanderung nach den Inseln des atlantischen Meeres anriethen; wer durfte sie schelten? Aber edlere Gemüther verschmähen es ohne die Nation sich selber zu bergen, und grofse Naturen geniefsen das Vorrecht aus dem, worüber die Menge der Guten verzweifelt, Begeisterung zu schöpfen. Man nahm die neuen Bedingungen an, wie sie Rom eben dictirte; es blieb nichts übrig als sich zu fügen und den neuen Hafs zu dem alten schlagend ihn sorgfältig zu sammeln und zu sparen, diesen letzte Capital einer gemifshandelten Nation. Dann aber schritt

man zu einer politischen Reform*. Von der Unverbesserlichkeit der Regimentspartei hatte man sich hinreichend überzeugt; dafs die regierenden Herren auch im letzten Krieg weder ihren Groll vergessen noch gröfsere Weisheit gelernt hatten, zeigte zum Beispiel die ans Naive grenzende Unverschämtheit, dafs sie jetzt dem Hamilkar den Prozefs machten als dem Urheber des Söldnerkrieges, insofern er ohne Vollmacht der Regierung seinen sicilischen Soldaten Geldversprechungen gemacht habe. Wenn der Klub der Offiziere und Volksführer die morschen Stühle dieses Mifsregiments hätten umstofsen wollen, so würden sie in Karthago selbst schwerlich auf grofse Schwierigkeiten gestofsen sein; allein auf desto gröfsere in Rom, mit dem die regierenden Herren von Karthago schon in Verbindungen standen, die an Landesverrath grenzten. Zu allen übrigen Schwierigkeiten der Lage kam noch die hinzu, dafs die Mittel zur Rettung des Vaterlandes geschaffen werden mufsten, ohne dafs weder die Römer noch die eigene römisch gesinnte Regierung darum gewahr wurden. — So liefs man die Verfassung unangetastet und die regierenden Herren im vollen Genufs ihrer Sonderrechte und des gemeinen Gutes. Es ward blofs beantragt und durchgesetzt, dafs von den beiden Oberfeldherren, die am Ende des libyschen Krieges an der Spitze der karthagischen Truppen standen, Hanno und Hamilkar, der erstere abberufen und der letztere zum Oberfeldherrn für ganz Africa auf unbestimmte Zeit in der Art ernannt ward, dafs er eine von den Regierungscollegien unabhängige Stellung — eine verfassungswidrige monarchische Gewalt nannten es die Gegner, Cato eine Dictatur — erhielt und nur von der Volksversammlung abberufen und zur Verantwortung gezogen werden durfte**. Selbst die Wahl eines

* Wie und über diese Vorgänge nicht blofs unvollkommen berichtet, sondern auch einseitig, da natürlich die Version der karthagischen Friedenspartei die der römischen Annalisten wurde. Indefs selbst in unsern zertrümmerten und getrübten Berichten — die wichtigsten sind Fabius bei Polybios 3, 9; Appian Hisp. 4 und Diodor 25 S. 567 — erscheinen die Verhältnisse der Parteien deutlich genug. Von dem gemeinen Klatsch, mit dem die ‚revolutionäre Verbindung' συνωμοσία τῶν πραγματευτῶν der Patrioten von ihren Gegnern beschmutzt ward, kann man bei Nepos (Ham. 3) Proben lesen, die ihres Gleichen suchen, vielleicht auch finden.

** Die Barkas schliefsen die wichtigsten Staatsverträge ab und die Ratification der Behörde ist eine Formalität (Pol. 3, 21); Rom protestirt bei ihnen und beim Senat (Pol. 3, 15). Die Stellung der Barkas zu Karthago hat manche Aehnlichkeit mit der der Oranier gegen die Generalstaaten.

Nachfolgers ging nicht von den Behörden der Hauptstadt aus, sondern vom Heere, das heifst von den im Heere als Gerusiasten oder Offiziere dienenden Karthagern, die auch bei Verträgen neben dem Feldherrn genannt werden; natürlich unter Bestätigung der Volksversammlung daheim. Mag dies Usurpation sein oder nicht, es bezeichnet deutlich, wie die Kriegspartei das Heer als ihre Domäne ansah und behandelte. — Der Form nach war Hamilkars Aufgabe bescheiden. Die Kriege mit den numidischen Stämmen ruhten an der Grenze nie; vor kurzem erst war im Binnenland die ‚Stadt der hundert Thore' Theveste (Tebessa) von den Puniern besetzt worden. Die Fortführung dieser Grenzfehden liefs sich als eine innere nicht sehr bedeutende Maßregel betrachten, zu welcher die karthagische Regierung, da man sie nicht störte in dem was sie zunächst begehrte, stillschweigen konnte, während die Römer deren Tragweite vielleicht nicht einmal erkannten.

So stand an der Spitze des Heeres der eine Mann, der im sicilischen und im libyschen Kriege es bewährt, dafs die Geschicke ihn zum Retter des Vaterlandes bestimmt hatten oder keinen. Grofsartiger als von ihm ist vielleicht niemals der grofsartige Kampf des Menschen gegen das Schicksal geführt worden. Das Heer sollte den Staat retten; aber was für ein Heer? Die karthagische Bürgerwehr hatte unter Hamilkars Führung im libyschen Krieg sich nicht schlecht geschlagen; allein er wufste wohl, dafs es ein anderes ist die Kaufleute und Fabrikanten einer Stadt, die in der höchsten Gefahr schwebt, einmal zum Kampf hinauszuführen und ein anderes, Soldaten aus ihnen zu bilden. Die karthagische Patriotenpartei lieferte ihm vortreffliche Offiziere, aber in ihr war natürlich fast ausschliefslich die gebildete Klasse vertreten. Bürgermiliz fand sich gar nicht in Hamilkars Heer; höchstens einige libyphoenikische Reiterschwadronen. Es galt ein Heer zu schaffen aus dem libyschen Zwangsrekruten und aus Söldnern; was einem Feldherrn wie Hamilkar möglich war, allein nur, wenn er seinen Leuten rechten und reichlichen Sold zu zahlen vermochte. Aber dafs die karthagischen Staatseinkünfte in Karthago selbst zu viel nöthigeren Dingen gebraucht wurden als die gegen den Feind fechtenden Heere zu besolden, hatte er in Sicilien erfahren. Es mufste also dieser Krieg sich selber ernähren und im Grofsen ausgeführt werden, was auf dem Monte Pellegrino im Kleinen versucht worden war. Aber noch

mehr. Hamilkar war nicht blofs Militär-, er war auch Parteichef; gegen die unversöhnliche und der Gelegenheit ihn zu stürzen begierig und geduldig harrende Regierungspartei mufste er auf die Bürgerschaft sich stützen, und mochten deren Führer noch so rein und edel sein, die Masse war tief verdorben und durch das unselige Corruptionssystem gewöhnt nichts für nichts zu geben. In einzelnen Momenten schlug wohl die Noth oder die Begeisterung einmal durch, wie das überall selbst in den freisten Körperschaften vorkommt; wollte aber Hamilkar für seinen im besten Fall erst nach einer Reihe von Jahren durchführbaren Plan die Unterstützung des karthagischen Volkes dauernd sich sichern, so mufste er seinen Freunden in der Heimath durch regelmäfsige Geldsendungen die Mittel gewähren den Pöbel bei guter Laune zu erhalten. So genöthigt von der Laune und leilen Menge die Erlaubnifs sie zu retten zu erbetteln oder zu erkaufen; genöthigt dem Uebermuth der Verhafsten seines Volkes, der stets von ihm Besiegten durch Demuth und Schweigsamkeit die unentbehrliche Gnadenfrist abzubetteln; genöthigt den verachteten Vaterlandsverräthern, die sich die Herren seiner Stadt nannten, mit seinen Plänen seine Verachtung zu verbergen — so stand der hohe Mann mit wenigen gleichgesinnten Freunden zwischen den Feinden von aufsen und den Feinden von innen, auf die Unentschlossenheit der einen und der andern bauend, zugleich beide täuschend und beiden trotzend, um nur erst die Mittel, Geld und Soldaten, zu gewinnen zum Kampf gegen ein Land, das, selbst wenn das Heer schlagfertig dastand, mit diesem zu erreichen schwierig, zu überwinden kaum möglich schien. Er war noch ein junger Mann, wenig hinaus über die Dreifsig; aber es schien ihm zu ahnen, als er sich anschickte zu seinem Zuge, dafs es ihm nicht vergönnt sein werde das Ziel seiner Arbeit zu erreichen und das Land der Erfüllung anders als von weitem zu schauen. Seinen neunjährigen Sohn Hannibal liefs er, da er Karthago verliefs, am Altar des höchsten Gottes dem römischen Namen ewigen Hafs schwören und zog ihn und die jüngeren Söhne Hasdrubal und Mago, die ‚Löwenjunge', wie er sie nannte, im Feldlager auf als Erben seiner Entwürfe, seines Genies und seines Hasses.

Der neue Oberfeldherr in Libyen brach unmittelbar nach der Beendigung des Söldnerkrieges von Karthago auf (etwa im Frühjahr 518). Er schien einen Zug gegen die freien Libyer im Westen zu beabsichtigen; sein Heer, das besonders

an Elephanten stark war, zog an der Küste hin, neben ihm segelte die Flotte, geführt von seinem treuen Bundesgenossen Hasdrubal. Plötzlich vernahm man, er sei bei den Säulen des Herkules über das Meer gegangen und in Spanien gelandet, wo er Krieg führe mit den Eingebornen; mit Leuten die ihm nichts zu Leide gethan und ohne Auftrag seiner Regierung, klagten die karthagischen Behörden. Sie konnten wenigstens nicht klagen, dafs er die africanischen Angelegenheiten vernachlässige; als die Numidier wieder einmal aufstanden, trieb sein Unterfeldherr Hasdrubal sie so nachdrücklich zu Paaren, dafs auf lange Zeit an der Grenze Ruhe war und mehrere bisher unabhängige Stämme sich bequemten Tribut zu zahlen. Was er selbst in Spanien gethan, können wir nicht mehr im Einzelnen verfolgen. Aber wie viel von ihm geleistet worden ist als Militär und als Staatsmann in den neun letzten Jahren seines Lebens (518—526), bis er im besten Mannesalter in offener Feldschlacht tapfer kämpfend den Tod fand, wie Scharnhorst, eben als seine Pläne zu reifen begannen; wie alsdann im Sinne des Meisters während der nächsten acht Jahre (527—534) der Erbe seines Amtes und seiner Pläne, sein Tochtermann Hasdrubal das angefangene Werk weiter geführt hat, das zeigen die Erfolge. Statt der kleinen Entrepots für den Handel, die nebst dem Schutzrecht über Gades bis dahin Karthago an der spanischen Küste allein besessen und als Dependenz von Libyen behandelt hatte, ward ein karthagisches Reich in Spanien durch Hamilkars Feldherrnkunst begründet und durch Hasdrubals staatsmännische Gewandtheit befestigt. Die schönsten Landschaften Spaniens, die Süd- und Ostküste wurden punisches Provinzialgebiet; Städte wurden gegründet, vor allem Spanisch-Karthago (Cartagena), von Hasdrubal an dem einzigen guten Hafen an der Südküste angelegt, mit Hasdrubals prächtiger ‚Königsburg'; der Ackerbau blühte auf und mehr noch der Grubenbau in den glücklich aufgefundenen Silberminen von Cartagena, die ein Jahrhundert später gegen 2½ Millionen Thaler jährlich eintrugen. Die meisten Gemeinden bis zum Ebro wurden abhängig von Karthago und zahlten ihm Zins; Hasdrubal verstand es die Häuptlinge auf die Weise, selbst durch Zwischenheirathen in das karthagische Interesse zu ziehen. So erhielt Karthago hier für seinen Handel und seine Fabriken eine reiche Absatzquelle und die Einnahmen der Provinz nährten nicht blofs das Heer, sondern es blieb noch übrig nach Karthago zu senden und für die

Zukunft zurückzulegen. Aber die Provinz bildete und schulte zugleich die Armee. Im karthagischen Gebiet fanden regelmäfsige Aushebungen statt; die Kriegsgefangenen wurden untergesteckt in die karthagischen Corps; von den abhängigen Gemeinden kam Zuzug und kamen Söldner, so viel man begehrte. In dem langen Kriegsleben fand der Soldat im Lager eine zweite Heimath und als Ersatz für den Patriotismus den Fahnensinn und die begeisterte Anhänglichkeit an seine grofsen Führer; die ewigen Kämpfe mit den tapfern Iberern und Kelten schufen zu der vorzüglichen numidischen Reiterei ein vortreffliches Fufsvolk. — Von Karthago aus liefs man die Barkas machen. Da der Bürgerschaft regelmäfsige Leistungen nicht abverlangt wurden, sondern vielmehr für sie noch etwas abfiel, auch der Handel in Spanien wiederfand was er in Sicilien und Sardinien verloren, wurde der spanische Krieg und das spanische Heer mit seinen glänzenden Siegen und wichtigen Erfolgen bald so populär, dafs es sogar möglich ward in einzelnen Krisen, zum Beispiel nach Hamilkars Fall, bedeutende Nachsendungen africanischer Truppen nach Spanien durchzusetzen und die Regierungspartei wohl oder übel schweigen oder doch sich begnügen mufste unter sich und gegen die Freunde in Rom auf die demagogischen Offiziere und den Pöbel zu schelten. — Auch von Rom aus geschah nichts um den spanischen Angelegenheiten ernstlich eine andere Wendung zu geben. Die erste und vornehmste Ursache der Unthätigkeit der Römer war unzweifelhaft eben ihre Unbekanntschaft mit den Verhältnissen der entlegenen Halbinsel, welche sicher auch für Hamilkar die Hauptursache gewesen ist zur Ausführung seines Planes Spanien und nicht, wie es sonst nicht unmöglich gewesen wäre, Africa selbst zu erwählen. Zwar die Erklärungen, mit denen die karthagischen Feldherren den römischen um Erkundigungen an Ort und Stelle einzuziehen nach Spanien gesandten Commissarien entgegenkamen, die Versicherungen, dafs alles dies nur geschehe um die römischen Kriegscontributionen prompt zahlen zu können, fanden schwerlich vollen Glauben im Senat; allein man erkannte wahrscheinlich von Hamilkars Plänen nur den nächsten Zweck: für die Tribute und den Handel der verlorenen Inseln in Spanien Ersatz zu finden, und hielt einen Angriffskrieg der Karthager, und namentlich eine Invasion nach Italien von Spanien aus, wie das sowohl ausdrückliche Angaben als die ganze Lage der Sache bezeugen, für schlechterdings unmöglich. Dafs unter

der Friedenspartei in Karthago manche weiter sahen, versteht sich; allein wie sie dachten, konnten sie schwerlich sich gedrungen fühlen ihre römischen Freunde aufzuklären über den drohenden Sturm, den zu beschwören die karthagischen Behörden längst aufser Stande waren, und wenn es geschah, so mochte man in Rom solchen Parteidenunciationen mit Fug den Glauben versagen. Allerdings mufste die unbegreiflich rasche und gewaltige Ausbreitung der karthagischen Macht in Spanien allmählich die Aufmerksamkeit und die Besorgnisse der Römer erwecken; wie sie ihr denn auch in der That in den letzten Jahren vor dem Ausbruch des Krieges Schranken zu setzen versuchten. Um das Jahr 528 schlossen sie, ihres jungen Hellenenthums eingedenk, mit den beiden griechischen oder halbgriechischen Städten an der spanischen Ostküste, Zakynthos oder Saguntum (Murviedro unweit Valencia) und Emporiae (Ampurias) Bündnifs und indem sie den karthagischen Feldherrn Hasdrubal davon in Kenntnifs setzten, wiesen sie ihn zugleich an den Ebro nicht erobernd zu überschreiten, was auch zugesagt ward. Es geschah dies keineswegs um einen Einfall in Italien auf dem Landweg zu hindern — den Feldherrn, der diesen unternahm, konnte ein Vertrag nicht fesseln — sondern theils um der materiellen Macht der spanischen Karthager, die gefährlich zu werden begann, eine Grenze zu stecken, theils um sich an den freien Gemeinden zwischen dem Ebro und den Pyrenäen, die Rom also unter seinen Schutz nahm, einen sicheren Anhalt zu bereiten für den Fall, dafs eine Landung und ein Krieg in Spanien nothwendig werden sollte. Für den nächsten Krieg mit Karthago, über dessen Unvermeidlichkeit der Senat sich nie getäuscht hat, besorgte man von den spanischen Ereignissen schwerlich gröfsere Nachtheile, als dafs man genöthigt werden könne einige Legionen nach Spanien zu senden und dafs der Feind mit Geld und Soldaten etwas besser versehen sein werde als er ohne Spanien es gewesen wäre; war man doch fest entschlossen, wie der Feldzugsplan von 536 beweist, und wie es auch gar nicht anders sein konnte, den nächsten Krieg in Africa zu beginnen und zu beendigen, womit dann über Spanien zugleich entschieden war. Dazu kamen in den ersten Jahren die karthagischen Contributionen, welche die Kriegserklärung abgeschnitten hätte, alsdann Hamilkars Tod, von dem Freunde und Feinde urtheilen mochten, dafs seine Entwürfe mit ihm gestorben seien, endlich in den letzten Jahren, wo der Senat allerdings zu begreifen anfing, dafs

es nicht weise sei länger mit der Erneuerung des Krieges zu zögern, der sehr erklärliche Wunsch zuvor mit den Galliern im Pothal fertig zu werden, da diese, mit Ausrottung bedroht, voraussichtlich jeden ernstlichen Krieg, den Rom unternahm, benutzen würden um die transalpinischen Völkerschaften aufs neue nach Italien zu locken und die immer noch äufserst gefährlichen Keltenzüge zu erneuern. Dafs weder Rücksichten auf die karthagische Friedenspartei noch auf die bestehenden Verträge die Römer abhielten, versteht sich; überdiefs war, wenn man den Krieg wollte, mit Benutzung der spanischen Fehden ein Vorwand augenblicklich gefunden. Unbegreiflich ist das Verhalten Roms demnach keineswegs; aber ebenso wenig läfst sich leugnen, dafs der römische Senat diese Verhältnisse kurzsichtig und schlaff behandelt hat — Fehler, von denen seine Führung der gallischen Angelegenheiten in der gleichen Zeit noch viel unverzeihlichere Belege aufweist. Ueberall ist die römische Staatskunst mehr ausgezeichnet durch Zähigkeit, Schlauheit und Consequenz, als durch eine grofsartige Auffassung und Ordnung der Dinge, in der die Feinde Roms von Pyrrhos bis auf Mithridates ihren Gegnern sich oft überlegen gezeigt haben.

So gab dem genialen Entwurf Hamilkars das Glück die Weihe. Die Mittel zum Kriege waren gewonnen, ein starkes kampf- und sieggewohntes Heer und eine stetig sich füllende Kasse; aber um für den Kampf den rechten Augenblick, die rechte Richtung zu finden, fehlte der Führer. Der Mann, der Kopf und Herz genug besessen um in verzweifelter Lage unter einem verzweifelnden Volke den Weg zur Rettung zu bahnen, war nicht mehr, als es möglich ward ihn zu betreten. Ob sein Nachfolger Hasdrubal den Angriff unterliefs, weil ihm der Augenblick noch nicht gekommen schien, oder ob er, mehr Staatsmann als Feldherr, sich der Oberleitung des Unternehmens nicht gewachsen glaubte, vermögen wir nicht zu entscheiden. Als er im Anfang des Jahres 534 von Mörderhand gefallen war, beriefen die karthagischen Offiziere des spanischen Heeres an seine Stelle Hamilkars ältesten Sohn, den Hannibal. Er war noch ein junger Mann — geboren 505, also damals im neunundzwanzigsten Lebensjahr; aber er hatte schon viel gelebt. Seine ersten Erinnerungen zeigten ihm den Vater im entlegenen Lande fechtend und siegend auf der Eirkte; er hatte den Frieden des Catulus, die bittere Heimkehr des unbesiegten Vaters, die Gräuel des libyschen Krieges mit durchempfunden.

Noch ein Knabe war er dem Vater ins Lager gefolgt; bald zeichnete er sich aus. Sein leichter und festgebauter Körper machte aus ihm einen vortrefflichen Läufer und Fechter und einen verwegenen Galoppreiter; Schlaflosigkeit griff ihn nicht an und Speise wufste er nach Soldatenart zu geniefsen und zu entbehren. Trotz seiner im Lager verflossenen Jugend besafs er die Bildung der vornehmen Phoenikier jener Zeit; im Griechischen brachte er, wie es scheint erst als Feldherr, unter der Leitung seines Vertrauten Sosilos von Sparta es weit genug um Staatsschriften in dieser Sprache selber abfassen zu können. Wie er heranwuchs trat er in das Heer seines Vaters ein, um unter dessen Augen seinen ersten Waffendienst zu thun, um ihn neben sich fallen zu sehen in der Schlacht. Nachher hatte er unter seiner Schwester Gemahl Hasdrubal die Reiterei befehligt und durch glänzende persönliche Tapferkeit wie durch sein Führertalent sich ausgezeichnet. Jetzt rief ihn, den erprobten jugendlichen General, die Stimme seiner Kameraden an ihre Spitze und er konnte jetzt ausführen, wofür sein Vater und sein Schwager gelebt und gestorben. Er trat die Erbschaft an, und er durfte es. Seine Zeitgenossen haben auf seinen Charakter Makel mancherlei Art zu werfen versucht: den Römern hiefs er grausam, den Karthagern habsüchtig; freilich hafste er, wie nur orientalische Naturen zu hassen verstehen, und ein Feldherr, dem niemals Geld und Vorräthe ausgegangen sind, mufste wohl suchen zu haben. Indefs, wenn auch Zorn, Neid und Gemeinheit seine Geschichte geschrieben haben, sie haben das reine und grofse Bild nicht zu trüben vermocht. Von schlechten Erfindungen, die sich selber richten, und von dem abgesehen, was durch Schuld seiner Unterfeldherren, namentlich des Hannibal Monomachos und Mago des Samniten, in seinem Namen geschehen ist, liegt nichts vor, was nicht unter den damaligen Verhältnissen und nach dem damaligen Völkerrecht zu verantworten wäre. Hannibal wufste wie kaum ein anderer Besonnenheit und Begeisterung, Vorsicht und Thatkraft mit einander zu vereinigen. Eigenthümlich ist ihm die erfinderische Verschmitztheit, die einen der Grundzüge des punischen Charakters bildet; er ging gern eigenthümliche und ungebahnte Wege, Hinterhalte und Kriegslisten aller Art waren ihm geläufig, und den Charakter der Gegner studirte er mit beispielloser Sorgfalt. Durch die sorgfältigste Spionage beobachtete er den Feind und hatte stehende Kundschafter in Rom selbst;

ihn selbst sah man häufig in Verkleidungen und mit falschem Haar, dies oder jenes auskundschaftend. Von seinem strategischen Genie zeugt jedes Blatt der Geschichte seiner Zeit und nicht minder von seiner staatsmännischen Begabung, die er noch nach dem Frieden mit Rom bekundete durch seine Reform der karthagischen Verfassung und den beispiellosen Einfluſs, den er als landflüchtiger Fremdling in den Kabinetten der östlichen Mächte ausübte. Welche Macht über die Menschen er besaſs, beweist seine unvergleichliche Gewalt über ein buntgemischtes und vielsprachiges Heer, das in den schlimmsten Zeiten niemals gegen ihn gemeutert hat. Er war ein groſser Mann; wohin er kam, ruhten auf ihm die Blicke aller.

Hannibal beschloſs sofort nach seiner Ernennung (Frühling 534) den Beginn des Krieges. Er hatte gute Gründe jetzt, da das Keltenland noch in Gährung war und ein Krieg zwischen Rom und Makedonien vor der Thür schien, ungesäumt loszuschlagen und den Krieg früher dahin zu tragen wohin es ihm beliebte als die Römer ihn begannen wie es ihnen bequem war, mit einer Landung in Africa. Sein Heer war bald marschfertig, die Kasse durch einige Razzias in groſsem Maſsstab gefüllt; allein die Kriegserklärung blieb aus. Hasdrubals, des patriotischen Volksführers Platz war in Karthago schwerer zu ersetzen als in Africa; die Partei des Friedens hatte jetzt daheim die Oberhand und verfolgte die Führer der Kriegspartei mit politischen Prozessen. Sie, die schon Hamilkars Pläne beschnitten und bemängelt hatte, war keineswegs gemeint den unbekannten jungen Mann, der jetzt in Spanien befehligte, auf Staatskosten jugendlichen Patriotismus treiben zu lassen; und in offener Widersetzlichkeit gegen die legitimen Behörden den Krieg zu erklären konnte Hannibal nicht wagen. Er versuchte die Saguntiner zum Friedensbruch zu reizen; allein sie begnügten sich in Rom Klage zu führen. Er versuchte, als darauf von Rom eine Commission erschien, nun diese durch schnöde Antworten zur Kriegserklärung zu treiben; allein die Commissarien sahen, wie die Dinge standen, sie schwiegen in Spanien, um in Karthago Beschwerde zu führen und daheim zu berichten, daſs Hannibal schlagfertig stehe und der Krieg vor der Thür sei. So verfloſs die Zeit; schon traf die Nachricht ein von dem Tode des Antigonos Doson, der etwa gleichzeitig mit Hasdrubal plötzlich gestorben war; die Gründung der Festungen im italischen Keltenland ward mit verdoppelter Schnelligkeit und Energie von den

Römern betrieben; man schickte in Rom sich an im nächsten Frühjahr der Schilderhebung in Illyrien ein rasches Ende zu bereiten. Jeder Tag war kostbar; Hannibal entschlofs sich. Er meldete kurz und gut nach Karthago, dafs die Saguntiner karthagischen Unterthanen, den Turdetanern zu nahe träten und er sie darum angreifen müsse; und ohne die Antwort abzuwarten begann er im Frühling 535 die Belagerung der mit Rom verbündeten Stadt, das heifst den Krieg gegen Rom. Was man in Karthago dachte und berieth, mag man sich etwa vorstellen nach dem Eindruck, den Yorks Capitulation in gewissen Kreisen machte; alle 'angesehenen Männer', heifst es, mifsbilligten den 'ohne Auftrag' geschehenen Angriff; es war die Rede von Desavouirung, von Auslieferung des dreisten Offiziers. Aber sei es, dafs im karthagischen Rath die Furcht vor Rom schwieg vor der näheren vor dem Heer und der der Menge; sei es, dafs man die Unmöglichkeit begriff einen solchen Schritt einmal gethan zurückzuthun; sei es, dafs die blofse Macht der Trägheit ein bestimmtes Auftreten hinderte — man entschlofs sich endlich sich zu nichts zu entschliefsen und den Krieg wenn nicht zu führen, doch für sich führen zu lassen. Sagunt vertheidigte sich, wie nur spanische Städte sich zu vertheidigen verstehen; hätten die Römer nur einen geringen Theil der Energie ihrer Schutzbefohlenen gezeigt, sie, die Herren der See und geeigneter Landungsplätze, hätten während der achtmonatlichen Belagerung Sagunts, statt mit dem elenden illyrischen Räuberkrieg die Zeit zu verderben, sich die Schande des versäumten Schutzes ersparen und dem Krieg vielleicht eine andere Wendung geben können. Indefs sie säumten und die Stadt ward endlich erstürmt. Wie Hannibal die Beute nach Karthago zur Vertheilung sandte, ward der Patriotismus und die Kriegslust bei Vielen rege, die davon bisher nichts gespürt hatten, und die Austheilung schnitt jede Versöhnung mit Rom ab. Als daher nach der Zerstörung Sagunts eine römische Gesandtschaft in Karthago erschien und die Auslieferung des Feldherrn und der im Lager anwesenden Gerusiasten forderte, und als der römische Sprecher, die versuchte Rechtfertigung unterbrechend, die Discussion abschnitt und sein Gewand zusammenfassend sprach, dafs er darin Frieden und Krieg halte und dafs die Gerusia wählen möge, da ermannten sich die Gerusiasten zu der Antwort, dafs man es ankommen lasse auf die Wahl des Römers; und als dieser den Krieg bot, nahm man ihn an (Frühling 536).

Hannibal, der durch den hartnäckigen Widerstand der Saguntiner ein volles Jahr verloren hatte, war für den Winter 535/6 wie gewöhnlich zurückgegangen nach Cartagena, um alles theils zum Angriff vorzubereiten, theils zur Vertheidigung von Spanien und Africa; denn da er wie sein Vater und sein Schwager den Oberbefehl in beiden Gebieten führte, lag es ihm ob auch zum Schutz der Heimath die Anstalten zu treffen. Die gesammte Masse seiner Streitkräfte betrug ungefähr 120000 Mann zu Fuss, 16000 zu Pferd; ferner 58 Elephanten und 32 bemannte, 18 unbemannte Fünfdecker aufser den in der Hauptstadt befindlichen Elephanten und Schiffen. Die Truppen bestanden aufser wenigen punischen Schwadronen im Wesentlichen aus den zum Dienst ausgehobenen karthagischen Unterthanen, Libyern und Spaniern. Der Treue der letztern sich zu versichern gab der menschenkundige Feldherr ihnen ein Zeichen des Vertrauens, allgemeinen Urlaub während des ganzen Winters; den Libyern versprach der Feldherr, der den engherzig punischen Sonderpatriotismus nicht theilte, eidlich das karthagische Bürgerrecht, wenn sie als Sieger nach Africa zurückkehren würden. Mit Ausnahme weniger Ligurer unter den leichten Truppen fehlten fremde Söldner in diesem karthagischen Heere ganz. Von diesen Truppen verwandte der Oberfeldherr etwa 20000 Mann zur Besetzung von Africa, davon der kleinere Theil nach der Hauptstadt und dem eigentlich punischen Gebiet, der gröfsere an die westliche Spitze von Africa gelegt ward. Zur Deckung von Spanien blieben 12000 Mann zu Fufs zurück nebst 2500 Pferden und fast der Hälfte der Elephanten, aufserdem die dort stationirte Flotte; den Oberbefehl und das Regiment übernahm hier Hannibals jüngerer Bruder Hasdrubal. Das unmittelbar karthagische Gebiet ward verhältnifsmäfsig schwach besetzt, da die Hauptstadt im Nothfall Hülfsmittel genug bot; ebenso genügte für Spanien, wo neue Aushebungen sich mit Leichtigkeit veranstalten liefsen, für jetzt eine mäfsige Zahl von Fufssoldaten, während dagegen ein verhältnifsmäfsig starker Theil der eigentlich africanischen Waffen, der Pferde und Elephanten dort zurückblieb. Die Hauptsorgfalt wurde darauf gewendet die Verbindungen zwischen Spanien und Africa zu sichern, wefshalb in Spanien die Flotte blieb und Westafrica von einer sehr starken Truppenmasse gehütet ward. Für die Treue der Truppen bürgte, aufser den in dem festen Sagunt versammelten Geifseln der spanischen Gemeinden, die Verlegung der Soldaten aufserhalb ihrer Aushebungsbezirke, indem die ostafricanische

Landwehr vorwiegend nach Spanien, die spanische nach Westafrica, die westafricanische nach Karthago kamen. So war für die Vertheidigung hinreichend gesorgt. Was den Angriff anlangt, so sollte von Karthago aus ein Geschwader von 20 Fünfdeckern mit 1000 Soldaten an Bord nach der italischen Westküste segeln und diese verheeren, ein zweites von 25 Segeln wo möglich sich wieder auf Lilybaeon festsetzen; dieses bescheidene Mafs von Anstrengungen glaubte Hannibal der Regierung zumuthen zu können. Mit der Hauptarmee beschlofs er selbst in Italien einzurücken, wie das ohne Zweifel schon in Hamilkars ursprünglichem Plan lag. Ein entscheidender Angriff auf Rom war nur in Italien wie auf Karthago nur in Libyen möglich; so gewifs Rom seinen nächsten Feldzug mit dem letzteren begann, so gewifs durfte auch Karthago sich nicht von vorn herein entweder auf ein secundäres Operationsobject, wie zum Beispiel Sicilien, oder gar auf die Vertheidigung beschränken — die Niederlagen brachten in all diesen Fällen das gleiche Verderben, nicht aber der Sieg die gleiche Frucht. — Aber wie konnte Italien angegriffen werden? Es mochte gelingen die Halbinsel zu Wasser oder zu Lande zu erreichen; aber sollte der Zug nicht ein verzweifeltes Abenteuer sein, sondern eine militärische Expedition mit strategischem Ziel, so bedurfte man dort einer näheren Operationsbasis, als Spanien oder Africa waren. Auf eine Flotte und eine Hafenfestung konnte Hannibal sich nicht stützen, da Rom das Meer beherrschte. Aber ebensowenig bot sich in dem Gebiet der italischen Eidgenossenschaft irgend ein haltbarer Stützpunct. Hatte sie zu ganz anderen Zeiten und trotz der hellenischen Sympathien dem Stofs des Pyrrhos gestanden, so war nicht zu erwarten, dafs sie jetzt auf das Erscheinen des phoenikischen Feldherrn hin zusammenbrechen werde; zwischen dem römischen Festungsnetz und der festgeketteten Bundesgenossenschaft ward das Invasionsheer ohne Zweifel erdrückt. Einzig das Ligurer- und Keltenland konnte für Hannibal sein, was für Napoleon in seinen sehr ähnlichen russischen Feldzügen Polen gewesen ist; diese noch von dem kaum beendeten Unabhängigkeitskampf gährenden Nationen, den Italikern stammfremd und in ihrer Existenz bedroht, um die eben erst die ersten Ringe der römischen Festungs- und Chausseenkette gelegt wurden, mufsten in dem punischen Heere, das zahlreiche spanische Kelten in seinen Reihen zählte, ihre Retter erkennen und ihm als erster Rückhalt, als Verpflegungs- und

Rekrutirungsbezirk dienen. Schon waren förmliche Verträge mit den Boiern und Insubrern abgeschlossen, wodurch sie sich anheischig machten dem karthagischen Heer Wegweiser entgegenzusenden, ihnen gute Aufnahme bei ihren Stammgenossen und Zufuhr unterwegs auszuwirken und gegen die Römer sich zu erheben, sowie das karthagische Heer auf italischem Boden stehe. Eben in diese Gegend führten endlich die Beziehungen zum Osten. Makedonien, das durch den Sieg von Sellasia seine Herrschaft im Peloponnes neu befestigt hatte, stand mit Rom in gespannten Verhältnissen; Demetrios von Pharos, der das römische Bündnifs mit dem makedonischen vertauscht hatte und von den Römern vertrieben worden war, lebte als Flüchtling am makedonischen Hof und dieser hatte den Römern die begehrte Auslieferung verweigert. Wenn es möglich war die Heere vom Guadalquivir und vom Karasu irgendwo zu vereinigen gegen den gemeinschaftlichen Feind, so konnte das nur am Po geschehen. So wies alles nach Norditalien; und dafs schon des Vaters Blick dahin gerichtet gewesen, zeigt die karthagische Streifpartei, der die Römer zu ihrer grofsen Verwunderung im Jahre 524 in Ligurien begegnet waren. — Weniger deutlich ist es, warum Hannibal dem Land- vor dem Seeweg den Vorzug gab; denn dafs weder die Seeherrschaft der Römer noch ihr Bund mit Massalia einen Landungsversuch in Genua unmöglich machte, leuchtet ein. In unsrer Ueberlieferung fehlen um diese Frage genügend zu entscheiden nicht wenige Factoren, auf die es ankommen würde und die sich nicht durch Vermuthung ergänzen lassen. Das Wahrscheinliche bleibt, dafs Hannibal von den zwei Uebeln, unter denen er zu wählen hatte, es vorzog, statt den ihm unbekannten und weniger zu berechnenden Wechselfällen der Seefahrt und des Seekrieges sich auszusetzen, lieber die unzweifelhaft ernstlich gemeinten Zusicherungen der Boier und Insubrer anzunehmen, um so mehr als auch das bei Genua gelandete Heer noch die Berge hätte überschreiten müssen; schwerlich konnte er genau wissen, wie viel geringere Schwierigkeiten der Apennin bei Genua darbietet als die Hauptkette der Alpen. War doch der Weg, den er einschlug, die uralte Keltenstrafse, auf der viel gröfsere Schwärme die Alpen überstiegen hatten; der Verbündete und Erretter des Keltenvolkes durfte ohne Verwegenheit diesen betreten. — So vereinigte Hannibal die für die grofse Armee bestimmten Truppen mit dem Anfang der guten Jahreszeit in Cartagena; es waren ihrer

90000 Mann zu Fufs und 12000 Reiter, darunter etwa zwei Drittel Africaner und ein Drittel Spanier — die mitgeführten 37 Elephanten mochten mehr bestimmt sein den Galliern zu imponiren als zum ernstlichen Krieg. Hannibals Fufsvolk war nicht mehr wie das, welches Xanthippos führte, genöthigt sich hinter einem Vorhang von Elephanten zu verbergen und Hannibal einsichtig genug um dieser zweischneidigen Waffe, die eben so oft die Niederlage des eigenen wie die des feindlichen Heers entschied, sich nur sparsam und vorsichtig zu bedienen. Mit diesem Heere brach der Feldherr im Frühling 536 von Cartagena gegen den Ebro auf. Von den getroffenen Mafsregeln, namentlich den mit den Kelten angeknüpften Verbindungen und von den Mitteln und dem Ziel des Zuges liefs er die Soldaten soviel erfahren, dafs auch der Gemeine, dessen militärischen Instinct der lange Krieg entwickelt hatte, den klaren Blick und die sichere Hand des Führers ahnte und mit festem Vertrauen ihm in die unbekannte Weite folgte; und die feurige Rede, in der er die Lage des Vaterlandes und die Forderungen der Römer vor ihnen darlegte, die gewisse Knechtung der theuren Heimath, das schmachvolle Ansinnen der Auslieferung des geliebten Feldherrn und seines Stabes, entflammte den Soldaten- und den Bürgersinn in den Herzen aller.

Der römische Staat war in einer Verfassung, wie sie auch in festgegründeten und einsichtigen Aristokratien wohl eintritt. Was man wollte, wufste man wohl; es geschah auch manches, aber nichts recht noch zur rechten Zeit. Längst hätte man Herr der Alpenthore und mit den Kelten fertig sein können; noch waren diese furchtbar und jene offen. Man hätte mit Karthago entweder Freundschaft haben können, wenn man den Frieden von 513 loyal einhielt, oder, wenn man das nicht wollte, konnte Karthago längst gedemüthigt sein; jener Frieden ward durch die Wegnahme Sardiniens thatsächlich gebrochen und Karthagos Macht liefs man zwanzig Jahre hindurch sich ungestört regeneriren. Mit Makedonien Frieden zu halten war nicht schwer; um geringen Gewinn hatte man diese Freundschaft verscherzt. An einem leitenden die Verhältnisse im Zusammenhang beherrschenden Staatsmann mufs es gefehlt haben; überall war entweder zu wenig geschehen oder zu viel. Nun begann der Krieg, zu dem Zeit und Ort der Feind hatte bestimmen können; und im Vollgefühl militärischer Ueberlegenheit war man rathlos über Ziel und Gang der nächsten Operationen.

Man disponirte über eine halbe Million brauchbarer Soldaten — nur die römische Reiterei war minder gut und verhältnifsmäfsig minder zahlreich als die karthagische, jene etwa ein Zehntel. Diese ein Achtel der Gesammtzahl der ausrückenden Truppen. Der römischen Flotte von 220 Fünfdeckern, die eben aus dem adriatischen Meer in die Westsee zurückfuhr, hatte keiner der westlichen Staaten eine entsprechende entgegenzustellen. Die natürliche und richtige Verwendung dieser erdrückenden Uebermacht ergab sich von selbst. Seit langem stand es fest, dafs der Krieg eröffnet werden solle mit einer Landung in Africa; die spätere Wendung der Ereignisse hatte die Römer gezwungen derselben eine gleichzeitige Landung in Spanien hinzuzufügen, vornämlich um nicht die spanische Armee vor den Mauern von Karthago zu finden. Nach diesem Plan mufste man, als der Krieg durch Hannibals Angriff auf Sagunt zu Anfang 535 thatsächlich eröffnet war, vor allen Dingen eilen ein römisches Heer in Spanien zu landen, ehe die Stadt fiel; allein man versäumte das Gebot des Vortheils nicht minder wie der Ehre und Sagunt hielt sich acht Monate lang umsonst — als die Stadt capitulirte, hatte Rom zur Landung in Spanien nicht einmal gerüstet. — Indefs noch war das Land zwischen dem Ebro und den Pyrenäen frei, dessen Völkerschaften nicht blofs die natürlichen Verbündeten der Römer waren, sondern auch von römischen Emissarien gleich den Saguntinern Versprechungen schleunigen Beistandes empfangen hatten. Nach Catalonien gelangt man zu Schiff von Italien nicht viel weniger rasch wie von Cartagena zu Lande; wenn nach der inzwischen erfolgten förmlichen Kriegserklärung die Römer wie die Punier im April aufbrachen, konnte Hannibal den römischen Legionen an der Ebrolinie begegnen. Allerdings wurde, nachdem der gröfsere Theil des Heeres und der Flotte für den Zug nach Africa disponibel gemacht worden war, der zweite Consul Publius Cornelius Scipio an den Ebro beordert; allein er nahm sich Zeit, da eben am Po ein Aufstand ausbrach, das zur Einschiffung bereit stehende Heer dort zu verwenden und für die spanische Expedition neue Legionen zu bilden. So fand Hannibal am Ebro zwar den heftigsten Widerstand, aber nur von den Eingeborenen, mit welchen er, da der Drang der Umstände ihn zwang um nicht die kostbare Zeit zu verlieren seine Leute nicht zu schonen, in wenigen Monaten fertig ward, freilich mit dem Verlust des vierten Theils seiner Armee, und erreichte die Linie der Pyrenäen. Dafs durch jene Zögerung die

spanischen Bundesgenossen Roms zum zweitenmal aufgeopfert wurden, konnte man eben so sicher vorhersehen als die Zögerung selbst sich leicht vermeiden liefs; wahrscheinlich aber wäre selbst der Zug nach Italien, den man in Rom noch im Frühling 536 nicht geahnt haben mufs, durch zeitiges Erscheinen der Römer in Spanien abgewendet worden. Hannibal hatte keineswegs die Absicht sein spanisches ‚Königreich' aufgebend sich wie ein Verzweifelter nach Italien zu werfen; die Zeit, die er an Sagunts Erstürmung und an die Unterwerfung Cataloniens gewandt hatte, das beträchtliche Corps, das er zur Besetzung des neugewonnenen Gebiets zwischen dem Ebro und den Pyrenäen zurückliefs, bewiesen zur Genüge, dafs, wenn ein römisches Heer ihm den Besitz Spaniens streitig gemacht hätte, er sich nicht begnügt haben würde sich denselben zu entziehen; und was die Hauptsache war, wenn die Römer seinen Abmarsch aus Spanien auch nur um einige Wochen zu verzögern im Stande waren, so schlofs der Winter die Alpenpässe, ehe Hannibal sie erreichte, und die africanische Expedition ging ungehindert nach ihrem Ziel ab. — An den Pyrenäen angelangt entliefs Hannibal einen Theil seiner Truppen in die Heimath; eine von Anfang an beschlossene Mafsregel, die den Feldherrn den Soldaten gegenüber des Erfolges sicher zeigen und dem Gefühl steuern sollte, dafs von diesem Unternehmen wenige heimkehren würden. Mit einem Heer von 50000 Mann zu Fufs und 9000 zu Pferd, lauter alten Soldaten, ward das Gebirg ohne Schwierigkeit überschritten und alsdann der Küstenweg über Narbonne und Nimes eingeschlagen durch das keltische Gebiet, das theils die früher angeknüpften Verbindungen, theils das punische Gold, theils die Waffen dem Heere öffneten. Als es Ende Juli Avignon gegenüber an die Rhone gelangte, schien seiner hier ein ernstlicherer Widerstand zu warten. Die gallischen Völkerschaften dieser Gegend, die unter dem Einflufs der Massalioten standen, hatten ihren Landsturm an dem gegenüberliegenden Rhoneufer aufgestellt. Der Consul Scipio ferner, der auf seiner Fahrt nach Spanien in Massalia angelegt hatte (etwa Ende Juni), war dort berichtet worden, dafs er zu spät komme und Hannibal schon nicht blofs den Ebro, sondern auch die Pyrenäen passirt habe, und befand sich seitdem in Massalia mit einem Heer von 22000 Mann zu Fufs und 2200 Reitern, mit dem er bereit schien Hannibal den Rhoneübergang und den Einmarsch in Italien zu wehren. Erst hier, wie es scheint, erkannten die Römer,

wohin Hannibals Pläne zielten. Zum Glück für Hannibal stand der Consul noch unthätig in Massalia, vier Tagemärsche vom Uebergangspunct; allein die Boten des gallischen Landsturms eilten ihm zu benachrichtigen. Es galt in schleunigster Eile das Heer mit seiner starken Reiterei und den Elephanten unter den Augen des Feindes über den reifsenden Strom zu führen, und Hannibal besafs nicht einen Nachen. Sogleich wurden auf Hannibals Befehl von den zahlreichen Rhoneschiffern in dieser Gegend alle ihre Barken zu jedem Preise aufgekauft und was an Kähnen noch fehlte, aus gefällten Bäumen gezimmert, so dafs die ganze zahlreiche Armee an einem Tage übergesetzt werden konnte. Während dies geschah, marschirte eine starke Abtheilung unter Hanno Bomilkars Sohn in Gewaltmärschen stromaufwärts bis zu einem zwei kleine Tagemärsche oberhalb Avignon gelegenen Uebergangspunct, den sie unvertheidigt fanden und hier auf schleunig zusammengeschlagenen Flöfsen den Flufs überschritten, um dann sich stromabwärts wendend die Gallier in den Rücken zu fassen, die dem Hauptheer den Uebergang sperrten. Schon am Morgen des fünften Tages nach der Ankunft an der Rhone, des dritten nach Hannos Abmarsch stiegen in dieser Richtung Rauchsignale auf, für Hannibal das sehnlich erwartete Zeichen zum Uebergang. Eben als die Gallier, sehend dafs die feindliche Kahnflotte sich in Bewegung setze, das Ufer zu besetzen eilten, loderte plötzlich ihr Lager hinter der Linie in Flammen auf und also, überrascht und getheilt, vermochten sie weder dem Angriff zu stehen noch dem Uebergang zu wehren und zerstreuten sich in eiliger Flucht. — Scipio indefs war beschäftigt in Massalia Kriegsrathsitzungen über die geeignete Besetzung der Rheneübergänge abzuhalten und, da er den gallischen Boten mifstraute, das rechte Rhoneufer durch eine schwache römische Reiterabtheilung recognosciren zu lassen. Als diese in die Gegend von Avignon kam, fand sie die gesammte karthagische Armee schon auf dem rechten Rhoneufer mit Ausnahme der Elephanten, mit deren Ueberführung man eben beschäftigt war. Nachdem die Römer, um nur die Recognoscirung beendigen zu können, einigen karthagischen Schwadronen ein hitziges Gefecht geliefert hatte — das erste, in dem die Römer und Punier in diesem Kriege auf einander trafen —, wandten sie sich eiligst zurück um im Hauptquartier Bericht zu erstatten. Scipio brach nun Hals über Kopf mit all seinen Truppen gegen Avignon auf; allein als er dort eintraf, war

die zur Deckung des Ueberganges der Elephanten zurückgebliebene Nachhut, die feindliche Reiterei bereits seit drei Tagen abmarschirt und es blieb den Römern nichts übrig als mit ermüdeten Truppen und geringem Ruhm nach Massalia heimzukehren und auf die ‚feige Flucht' des Puniers zu schelten. So hatte man zum drittenmal durch reine Lässigkeit die Bundesgenossen und die sichere Vertheidigungslinie preisgegeben und nach diesem ersten Fehler, vom verkehrten Rasten übergehend zu verkehrtem Hasten, ohne irgend eine Aussicht auf Erfolg nun doch noch gethan, was mit so sicherer einige Tage zuvor geschehen konnte, und hatte eben dadurch das wirkliche Mittel den Fehler wieder gut zu machen aus den Händen gegeben. Seit Hannibal diesseit der Rhone im Keltenlande stand, war es nicht mehr zu hindern, dafs er die Alpen erreichte; allein wenn sich Scipio auf die erste Kunde hin mit seinem ganzen Heer nach Italien wandte — in sieben Tagen konnte er über Genua den Po erreichen — und mit seinem Corps die schwachen Abtheilungen im Pothal vereinigte, so konnte er dort wenigstens dem Feind einen gefährlichen Empfang bereiten. Allein nicht blofs verlor er die kostbare Zeit mit dem Marsch nach Avignon, sondern es fehlte sogar dem sonst tüchtigen Manne sei es der politische Muth, sei es die militärische Einsicht die Bestimmung seines Corps den Umständen gemäfs zu verändern; er sandte das Gros desselben unter seinem Bruder Gnaeus nach Spanien und ging selbst mit weniger Mannschaft zurück nach Pisa.

Hannibal, der nach dem Uebergang über die Rhone in einer grofsen Heerversammlung den Truppen das Ziel des Zuges auseinandergesetzt und den aus dem Pothal angelangten Keltenhäuptling Magilus selbst durch Dolmetsch hatte zu dem Heere sprechen lassen, setzte ungehindert seinen Marsch nach den Alpenpässen fort. Welchen derselben er wählte, darüber konnte weder die Kürze des Weges noch die Gesinnung der Einwohner zunächst entscheiden, wenn gleich er weder mit Umwegen noch mit Gefechten Zeit zu verlieren hatte; sondern den Weg mufste er einschlagen, der für seine Bagage, seine starke Reiterei und die Elephanten practicabel war und in dem ein Heer hinreichende Subsistenzmittel sei es im Guten oder mit Gewalt sich verschaffen konnte — denn obwohl Hannibal Anstalten getroffen hatte Lebensmittel auf Saumthieren sich nachzuführen, so konnten doch bei einem Heere, das immer noch trotz starker Verluste gegen 50000 Mann

zählte, diese nothwendig nur für einige Tage ausreichen. Abgesehen von dem Küstenweg, den Hannibal nicht einschlug, nicht weil die Römer ihn sperrten, sondern weil er ihn von seinem Ziel abgeführt haben würde, führten in alter Zeit*) von Gallien nach Italien nur zwei namhafte Alpenübergänge: der Pafs über die cottische Alpe (Mont Genevre) in das Gebiet der Taurîner (über Susa oder Fenestrelles nach Turin) und der über die graische (kleiner St. Bernhard) in das der Salasser (nach Aosta und Ivrea). Der erstere Weg ist der kürzere; allein von da an, wo man das Rhonethal verläfst, führt er in den unwegsamen und unfruchtbaren Flufsthälern des Drac, der Romanche und der oberen Durance durch ein schwieriges und armes Bergland und erfordert einen mindestens sieben- bis achttägigen Gebirgmarsch; eine Heerstrafse ist hier erst durch Pompeius angelegt worden, um zwischen der dies- und jenseitigen gallischen Provinz eine kürzere Verbindung herzustellen. — Der Weg über den kleinen St. Bernhard ist etwas länger; allein sowie er die erste das Rhonethal östlich begrenzende Alpenwand überschritten hat, führt er in das Thal der obern Isere, das von Grenoble über Chambery bis hart an den Fufs des kleinen St. Bernhard, das heifst der Hochalpenkette sich hinzieht und unter allen Alpenthälern das breiteste, fruchtbarste und bevölkertste ist. Es ist ferner der Weg über den kleinen Bernhard unter allen natürlichen Alpenpassagen zwar nicht die niedrigste, aber bei weitem die bequemste; obwohl dort keine Kunststrafse angelegt ist, überschritt auf ihr noch im Jahre 1815 ein österreichisches Corps mit Artillerie die Alpen. Dieser Weg, der blofs über zwei Bergkämme führt, ist endlich von den ältesten Zeiten an die grofse Heerstrafse aus dem Kelten- ins italische Land gewesen. Die karthagische Armee hatte also in der That keine Wahl; es war ein glückliches Zusammentreffen, aber kein bestimmendes Motiv für Hannibal, dafs die ihm verbündeten keltischen Stämme in Italien bis an den kleinen Bernhard wohnten, während ihn der Weg über den Mont Genevre zunächst in das Gebiet der Taurîner geführt haben würde, die seit alten Zeiten mit den Insubrern in Fehde lagen. — So marschirte das karthagische Heer zunächst an der Rhone hinauf gegen das Thal der obern

*) Der Weg über den Mont Cenis ist erst im Mittelalter eine Heerstrafse geworden. Die östlichen Pässe, wie zum Beispiel die über die pennische Alpe oder den grofsen St. Bernhard, der übrigens auch erst durch Caesar und Augustus Militärstrafse ward, kommen natürlich nicht in Betracht.

Isere zu, nicht, wie man vermuthen könnte, auf dem nächsten Weg, an dem linken Ufer der untern Isere hinauf, von Valence nach Grenoble, sondern durch die ‚Insel' der Allobrogen, die reiche und damals schon dichtbevölkerte Niederung, die nördlich und westlich von der Rhone, südlich von der Isere, östlich von den Alpen umfafst wird. Es geschah dies wieder defshalb, weil die nächste Strafse durch ein unwegsames und armes Bergland geführt hätte, während die Insel eben und äufserst fruchtbar ist und nur eine einfache Bergwand sie von dem oberen Iserethal scheidet. Der Marsch an der Rhone hin und quer durch die Insel bis an den Fufs der Alpenwand war in sechzehn Tagen vollendet; er bot geringe Schwierigkeit und auf der Insel selbst wufste Hannibal durch geschickte Benutzung einer zwischen zwei allobrogischen Häuptlingen ausgebrochenen Fehde sich einen der bedeutendsten derselben so zu verpflichten, dafs derselbe den Karthagern nicht blofs durch die ganze Ebene das Geleit gab, sondern auch ihnen die Vorräthe ergänzte und die Soldaten mit Waffen, Kleidung und Schuhzeug versah. Allein an dem Uebergang über die erste Alpenkette, die steil und wandartig emporsteigt und über die nur ein einziger gangbarer Pfad (über den Mont du Chat beim Dorfe Chevelu) führt, wäre fast der Zug gescheitert. Die allobrogische Bevölkerung hatte den Pafs stark besetzt. Hannibal erfuhr es früh genug um einen unversehenen Ueberfall vermeiden zu können und lagerte am Fufs, bis nach Sonnenuntergang die Kelten sich in die Häuser der nächsten Stadt zerstreuten, worauf er in der Nacht den Pafs einnahm. So ward die Höhe ohne Schwierigkeit gewonnen; allein auf dem äufserst steilen Weg, der von der Höhe nach dem See von Bourget hinabführt, glitten und stürzten die Maulthiere und die Pferde, und die Angriffe, die an geeigneten Stellen von den Kelten auf die marschirende Armee gemacht wurden, fügten derselben weniger an sich als durch die dadurch entstehende Verwirrung beträchtlichen Schaden zu. Selbst als Hannibal sich mit seinen leichten Truppen von oben herab auf die Allobrogen warf, wurden diese zwar ohne Mühe und mit starkem Verlust den Berg hinunter gejagt, allein die Verwirrung, besonders in dem Train ward noch erhöht durch den Lärm des Gefechtes. So nach starkem Verlust in der Ebene angelangt überfiel Hannibal sofort die nächste Stadt, um die Barbaren zu züchtigen und zu schrecken und zugleich seinen Verlust an Saumthieren und Pferden möglichst wieder

zu ersetzen. Nach einem Rasttag in dem anmuthigen Thal von Chambery setzte die Armee an der Isere hinauf ihren Marsch fort, ohne in dem breiten und reichen Grund durch Mangel oder Angriffe aufgehalten zu werden. Erst als man am vierten Tag eintrat in das Gebiet der Centronen (die heutige Tarantaise), wo allmählich das Thal sich verengte, hatte man wiederum mehr Veranlassung auf seiner Hut zu sein; indefs die Centronen empfingen das Heer an der Landesgrenze (etwa bei Conflans) mit Zweigen und Kränzen und stellten Schlachtvieh, Führer und Geifseln. Man zog wie durch Freundesland durch das centronische Gebiet. Als jedoch die Truppen unmittelbar am Fufs der Alpen angelangt waren, da wo der Weg die Isere verläfst und durch ein enges und schwieriges Defilé an dem Bach Reclus hinauf sich zu dem Gipfel des Bernhard emporwindet, erschien auf einmal die Landwehr der Centronen theils im Rücken der Armee, theils auf den rechts und links den Pafs einschliefsenden Bergrändern, in der Hoffnung den Train und die Bagage abzuschneiden. Allein Hannibal, dessen sicherer Tact in all jenen Protestationen der Centronen nichts gesehen hatte als die Absicht Schonung ihres Gebiets und die reiche Beute zugleich zu gewinnen, hatte in Erwartung eines solchen Angriffs den Trofs und die Reiterei voraufgeschickt und deckte den Marsch mit dem gesammten Fufsvolk; wodurch er die Absicht der Feinde vereitelte, obwohl er nicht verhindern konnte, dafs sie, auf den Berghängen den Marsch des Fufsvolks begleitend, ihm durch geschleuderte oder herabgerollte Steine sehr beträchtlichen Verlust zufügten. An dem ‚weifsen Stein' (noch jetzt *la roche blanche*), einem hohen einzeln stehenden Kreidefels am Fufs des Bernhard, der den Aufweg beherrscht, lagerte Hannibal mit seinem Fufsvolk, den Abzug der die ganze Nacht hindurch mühsam hinauf defilirenden Pferde und Saumthiere zu decken, und erreichte unter beständigen sehr blutigen Gefechten endlich am folgenden Tage die Pafshöhe. Hier auf der geschützten Hochebene, die sich um einen kleinen See, die Quelle der Doria, in einer Ausdehnung von etwa 2½ Miglien ausbreitet, liefs er die Armee rasten. Die Entmuthigung hatte angefangen sich der Gemüther der Soldaten zu bemächtigen. Die immer schwieriger werdenden Wege, die zu Ende gehenden Vorräthe, die Defileemärsche unter beständigen Angriffen des unerreichbaren Feindes, die arg gelichteten Reihen, die hoffnungslose Lage der Versprengten und Verwundeten, das

nur der Begeisterung des Führers und seiner Nächsten nicht chimärisch erscheinende Ziel, fingen an auch die africanischen und spanischen Veteranen zu demoralisiren. Indefs die Zuversicht des Feldherrn, die Rückkehr zahlreicher Versprengter, die erreichte Wasserscheide, der Blick auf die Fluren Italiens, die Nähe der befreundeten Gallier stellten nebst der kurzen Rast die Haltung der Truppen einigermafsen wieder her und mit erneutem Muthe schickte man zu dem letzten und schwierigsten Unternehmen, dem Hinabmarsch sich an. Von Feinden ward das Heer dabei nichtwesentlich beunruhigt; aber die vorgerückte Jahreszeit — man war schon im Anfang September — vertrat bei dem Niederweg das Ungemach, das bei dem Aufweg die Ueberfälle der Barbaren bereitet hatten. Auf dem steilen und schlüpfrigen Berghang längs der Doria, wo der frischgefallene Schnee die Pfade verborgen und verdorben hatte, verirrten und glitten Menschen und Thiere und stürzten in die Abgründe; ja gegen das Ende des ersten Tagemarsches gelangte man an einen Pafs von etwa 200 Schritt Länge — es ist die Wegstrecke, auf welche von den steil darüber hängenden Felsen des Cramont beständig Lawinen hinabstürzen und in kalten Sommern der Schnee nicht wegzuthauen pflegt — wo durch die alten und glatten Schnee- und Eismassen, über die eine dünne Decke frischen Schnees sich hinzog, der Weg für Elephanten und Pferde vollständig gesperrt war. Das Fufsvolk ging hinüber; mit dem Trosse, der Reiterei und den Elephanten nahm der Feldherr oberhalb der schwierigen Stelle das Lager. Am folgenden Tag vermochten die Reiter durch angestrengtes Schanzen den Weg für Pferde und Saumthiere zu bahnen; allein erst nach einer weiteren dreitägigen Arbeit mit beständiger Ablosung der Hände konnten endlich die halb verhungerten Elephanten hinüber geführt werden. So war nach viertägigem Aufenthalt die ganze Armee wieder vereinigt und nach einem weitern dreitägigen Marsch durch das immer breiter und fruchtbarer sich entwickelnde Thal der Doria, dessen Einwohner, die Salasser, Clienten der Insubrer, in den Karthagern ihre Verbündeten und ihre Befreier begrüfsten, gelangte die Armee um die Mitte des September in die Ebene von Ivrea, wo die erschöpften Truppen in den Dörfern einquartiert wurden, um durch gute Verpflegung und eine vierzehntägige Rast von den beispiellosen Strapazen sich zu erholen. Hätten die Römer, wie sie es konnten, ein Corps von 30000 ausgeruhten und kampffertigen Leuten etwa bei Turin

gehabt und die Schlacht sofort erzwungen, so hätte es mifslich ausgesehen um Hannibals grofsen Plan; zum Glück für ihn waren sie wieder einmal nicht, wo sie sein sollten, und störten die feindlichen Truppen nicht in der Ruhe, deren sie so sehr bedurften*. — Das Ziel war erreicht, aber mit schweren Opfern. Von den 50000 zu Fufs, den 9000 zu Rofs dienenden alten Soldaten, welche die Armee nach dem Pyrenäenübergang zählte, waren mehr als die Hälfte das Opfer der Gefechte, der Märsche und der Flufsübergänge geworden; Hannibal zählte nach seiner eigenen Angabe jetzt nicht mehr als 20000 zu Fufs — davon drei Fünftel Libyer, zwei Fünftel Spanier — und 6000 zum Theil wohl demontirte Reiter, deren verhältnifsmäfsig geringer Verlust nicht minder für die Trefflichkeit der numidischen Cavallerie spricht als für die wohlüberlegte Schonung, mit der der Feldherr diese ausgesuchte Truppe verwandte. Ein Marsch von 525 Miglien oder etwa 35 mäfsigen Tagemärschen, dessen Fortsetzung und Been-

* Die vielbestrittenen topographischen Fragen, die an diese berühmte Expedition sich knüpfen, können als erledigt und im Wesentlichen als gelöst gelten durch die musterhaft geführte Untersuchung der Herren Wickham und Cramer. Ueber die chronologischen, die gleichfalls Schwierigkeiten darbieten, mögen hier ausnahmsweise einige Bemerkungen stehen. — Als Hannibal auf den Gipfel des Bernhard gelangte, ‚fingen die Spitzen schon an sich dicht mit Schnee zu bedecken' (Pol. 3, 54); auf dem Wege lag schon Schnee (Pol. 3, 55), aber vielleicht gröfstentheils nicht frisch gefallener, sondern Schnee von herabgestürzten Lawinen. Auf dem Bernhard beginnt der Winter um Michaelis, der Schneefall im September; als Ende August die genannten Engländer den Berg überstiegen, fanden sie fast gar keinen Schnee auf ihrem Wege, aber zu beiden Seiten die Berghänge davon bedeckt. Hiernach scheint Hannibal Anfang September auf dem Pafs angelangt zu sein; womit auch wohl vereinbar ist, dafs er dort erst, ‚als schon der Winter herannahte' — denn mehr ist *συνάπτων τὴν τῆς πλειάδος δύσιν* Pol. 3, 54 nicht, am wenigsten der Tag des Frühuntergangs der Plejaden (etwa 26. October); vgl. Ideler Chronol. 1, 241. — Kam Hannibal neun Tage später, also Mitte September in Italien an, so ist auch Platz für die von da bis zur Schlacht an der Trebia gegen Ende December (Pol. 3, 72) eingetretenen Ereignisse, namentlich die Translocation des nach Africa bestimmten Heeres von Lilybaeon nach Placentia. Es pafst dazu ferner, dafs in einer Heeresversammlung *ἐπὶ τὴν ἐαρινὴν ὥραν* (Pol. 3, 34), also gegen Ende März, der Tag des Abmarsches bekannt gemacht ward und der Marsch fünf (oder nach App. 7, 4 sechs) Monate währte. Wenn also Hannibal Anfang September auf dem Bernhard war, so war er, da er von der Rhone bis dahin 30 Tage gebraucht, an der Rhone Anfang August eingetroffen, wo denn freilich Scipio, der Anfang Sommer (Pol. 3, 41), also spätestens Anfang Juni sich einschiffte, unterwegs sehr verweilt oder in Massalia in seltsamer Unthätigkeit längere Zeit gesessen haben mufs.

digung nur durch unberechenbare Glücksfälle und noch unberechenbarere Fehler des Feindes möglich ward, den kein besonderer nicht vorherzusehender gröfserer Unfall störte und der nicht blofs solche Opfer kostete, sondern die Armee so strapazirte und demoralisirte, dafs sie einer längeren Rast bedurfte um wieder kampffähig zu werden, ist eine Operation von zweifelhaftem Werthe und es darf in Frage gestellt werden, ob Hannibal sie selber als gelungen betrachtete. Ob der ausgezeichnete Führer wegen dieses Feldzugplanes Tadel oder Lob verdient, läfst sich nicht mehr entscheiden; wir sehen wohl die Mängel des von ihm befolgten Operationsplans, nicht aber können wir entscheiden, ob er im Stande war sie vorherzusehen — führte doch sein Weg durch unbekanntes Barbarenland — und ob ein anderer Plan, etwa die Küstenstrafse einzuschlagen oder in Cartagena oder Karthago sich einzuschiffen, ihn geringeren Gefahren ausgesetzt haben würde. Die umsichtige und meisterhafte Ausführung des Planes im Einzelnen ist auf jeden Fall bewundernswerth und worauf am Ende alles ankam — sei es nun mehr durch die Gunst des Schicksals oder sei es mehr durch die Kunst des Feldherrn, Hamilkars grofser Gedanke in Italien den Kampf mit Rom aufzunehmen, war jetzt zur That geworden. Sein Geist ist es, der diesen Zug entwarf; und wie Steins und Scharnhorsts Aufgabe schwieriger und grofsartiger war als die von York und Blücher, so hat auch der sichere Tact geschichtlicher Erinnerung das letzte Glied der grofsen Kette von vorbereitenden Thaten, den Uebergang über die Alpen stets mit gröfserer Bewunderung genannt als die Schlachten am trasimenischen See und auf der Ebene von Cannae.

KAPITEL V.

Der hannibalische Krieg bis zur Schlacht bei Cannae.

Durch das Erscheinen der karthagischen Armee diesseit der Alpen war die Lage der Dinge mit einem Schlag verwandelt und der römische Kriegsplan gesprengt. Von den beiden römischen Hauptarmeen war die eine in Spanien gelandet und dort schon mit dem Feinde handgemein; sie zurückzuziehen war nicht mehr möglich. Die zweite, die unter dem Oberbefehl des Consuls Tiberius Sempronius nach Africa bestimmt war, stand glücklicherweise noch in Sicilien; die römische Zauderei bewies sich hier einmal von Nutzen. Von den beiden karthagischen nach Italien und Sicilien bestimmten Geschwadern war das erste durch den Sturm zerstreut und einige der Schiffe desselben bei Messana von den syrakusanischen aufgebracht worden; das zweite hatte vergeblich versucht Lilybaeon zu überrumpeln und darauf in einem Seegefecht vor diesem Hafen den Kürzern gezogen. Indefs das Verweilen dieser Schiffe in den italischen Gewässern war sehr unbequem; der Consul beschlofs, bevor er nach Africa überfuhr, die kleinen Inseln um Sicilien zu besetzen und die gegen Italien operirende karthagische Flotte zu vertreiben. Mit der Eroberung von Melite und dem Aufsuchen des feindlichen Geschwaders, das er bei den liparischen Inseln vermuthete, während es bei Vibo (Montaleone) gelandet die brettische Küste brandschatzte, verging der Sommer. Heer und Flotte standen noch in Lilybaeon, als der Befehl des Senats an den Consul erging so schleunig wie möglich zur Vertheidigung der Heimath zurück-

zukehren. — Während also die beiden grofsen jede für sich der Armee Hannibals an Zahl gleichen römischen Armeen in weiter Ferne von dem Pothal standen, war man hier auf einen Angriff schlechterdings nicht gefafst. Zwar stand dort ein römisches Heer in Folge der unter den Kelten schon vor Ankunft der karthagischen Armee ausgebrochenen Insurrection. Die Gründung der beiden römischen Zwingburgen Placentia und Cremona, von denen jede 6000 Colonisten erhielt, und namentlich die Vorbereitungen zur Gründung von Mutina im boischen Land hatten schon im Frühling 536 vor der mit Hannibal verabredeten Zeit die Boier zum Aufstand getrieben, dem sich die Insubrer sofort anschlossen. Die schon auf dem mutinensischen Gebiet angesiedelten Colonisten, plötzlich überfallen, flüchteten sich in die Stadt. Der Praetor Lucius Manlius, der in der Provinz Ariminum den Oberbefehl führte, eilte schleunig mit seiner einzigen Legion herbei um die blokirten Colonisten zu entsetzen; allein in den Wäldern überfallen blieb ihm nach starkem Verlust nichts anderes übrig als sich auf einem Hügel festzusetzen, wo die Boier ihn nun gleichfalls blokirten, bis eine zweite von Rom gesandte Legion unter dem Praetor Lucius Atilius Heer und Stadt glücklich befreite und den gallischen Aufstand für den Augenblick dämpfte. Dieser voreilige Aufstand der Boier, der insofern als er Scipios Abfahrt nach Spanien verzögerte Hannibals Plan wesentlich gefördert hatte, war andrerseits die Ursache, dafs er das Pothal nicht bis auf die Festungen völlig unbesetzt fand. Allein das römische Corps, dessen zwei stark decimirte Legionen keine 20000 Soldaten zählten, war nur beschäftigt die Kelten im Zaum zu halten, nicht sich den Alpenpässen zu nähern, deren Bedrohung man erst, als im August der Consul Gnaeus Scipio ohne sein Heer von Massalia eintraf, in Rom erfuhr und vielleicht selbst damals noch wenig beachtete, da ja der tollkühne Streich allein an den Alpen scheitern werde; wenigstens stand in der entscheidenden Stunde an dem entscheidenden Platz nicht einmal ein römischer Vorposten. Hannibal hatte volle Zeit sein Heer auszuruhen, die Hauptstadt der Tauriner, die ihm die Thore verschlofs, nach dreitägiger Belagerung zu erstürmen und alle ligurischen und keltischen Gemeinden im obern Pothal zum Bündnifs zu bewegen oder zu schrecken, bevor Gnaeus Scipio, der das Commando im Pothal übernommen hatte, ihm in den Weg trat. Dieser, der die schwierige Aufgabe hatte mit einem bedeutend

geringeren, namentlich an Reiterei sehr schwachen Heer das Vordringen der überlegenen feindlichen Armee auf- und die überall sich regende keltische Insurrection niederzuhalten, war, vermuthlich bei Cremona, über den Po gegangen und rückte an diesem hinauf dem Feind entgegen, während Hannibal nach der Einnahme von Turin flufsabwärts marschirte, um den Insubrern und Boiern Luft zu machen. In der Ebene zwischen dem Ticino und der Sesia unweit Vercelli traf die römische Reiterei, die mit dem leichten Fufsvolk vorgegangen war um eine forcirte Recognoscirung vorzunehmen, auf die zu gleichem Zwecke ausgesendete punische, beide geführt von den Feldherren in Person. Scipio nahm das angebotene Gefecht trotz der Ueberlegenheit des Feindes an; allein sein leichtes Fufsvolk, das vor der Fronte der Reiterei aufgestellt war, riefs aus vor dem Anstofs der feindlichen schweren Reiterei und während diese von vorn die römischen Reitermassen engagirte, nahm die leichte numidische Cavallerie, nachdem sie die zersprengten Schaaren des feindlichen Fufsvolks bei Seite gedrängt hatte, die römischen Reiter in die Flanken und den Rücken. Dies entschied das Gefecht. Der Verlust der Römer war sehr beträchtlich; der Consul selbst, der als Soldat gut machte was er als Feldherr gefehlt hatte, empfing eine gefährliche Wunde und verdankte seine Rettung nur der Hingebung seines siebzehnjährigen Sohnes, der muthig in die Feinde hineinsprengend seine Schwadron zwang ihm zu folgen und den Vater herauszuhauen. Scipio, durch dies Gefecht aufgeklärt über die Stärke des Feindes, begriff den Fehler, den er gemacht hatte, mit einer schwächeren Armee sich in der Ebene mit dem Rücken gegen den Flufs aufzustellen und entschlofs sich unter den Augen des Gegners auf das rechte Poufer zurückzukehren. Wie die Operationen sich auf einen engeren Raum zusammenzogen und die Illusionen der römischen Unwiderstehlichkeit von ihm gewichen waren, fand er sein bedeutendes militärisches Talent wieder, das der bis zur Abenteuerlichkeit verwegene Plan seines jugendlichen Gegners auf einen Augenblick paralysirt hatte. Durch einen rasch entworfenen und sicher ausgeführten Marsch gelangte er glücklich auf das zur Unzeit verlassene rechte Ufer des Flusses, während Hannibal sich zur Feldschlacht bereit machte, und brach die Pobrücke hinter dem Heere ab, wobei freilich das mit der Deckung des Abbruchs beauftragte römische Detachement von 600 Mann abgeschnitten und gefangen wurde. In-

dafs konnte, da der obere Lauf des Flusses in Hannibals Händen war, es ihm nicht verwehrt werden, dafs er stromaufwärts marschirend auf einer Schiffbrücke übersetzte und in wenigen Tagen auf dem rechten Ufer dem römischen Heere gegenübertrat. Dies hatte in der Ebene von Placentia Stellung genommen; allein die Meuterei einer keltischen Abtheilung im römischen Lager und die ringsum aufs neue ausbrechende gallische Insurrection zwang den Consul die Ebene zu räumen und sich auf den Hügeln hinter der Trebia zu setzen, was ohne namhaften Verlust bewerkstelligt ward, da die nachsetzenden numidischen Reiter mit dem Plündern und Anzünden des verlassenen Lagers die Zeit verdarben. In dieser starken Stellung, den linken Flügel gelehnt an den Apennin, den rechten an den Po und die Festung Placentia, von vorn gedeckt durch die in dieser Jahrzeit nicht unbedeutende Trebia hemmte er Hannibals Vorrücken so vollständig, dafs diesem nichts übrig blieb als sein Lager gegenüber aufzuschlagen und das in seinem Rücken gelassene römische Castell Clastidium, in dem reiche Magazine sich befanden, zur Ausfüllung der Zeit zu belagern. Zwar die Insurrection fast aller gallischer Cantone mit Ausnahme der römisch gesinnten Cenomanen vermochte Scipio nicht abzuwenden, aber die von ihm genommene Stellung so wie die Bedrohung der insubrischen Grenzen durch die Cenomanen hinderte doch die mächtigsten gallischen Gemeinden sich massenweise dem Feinde anzuschliefsen. Das zweite römische Heer, das mittlerweile von Lilybaeon in Ariminum eingetroffen war, konnte mitten durch das insurgirte Land ohne wesentliche Hinderung Placentia erreichen und mit der Poarmee sich vereinigen; Scipio hatte seine schwierige Aufgabe vollständig und glänzend gelöst. Das römische Heer, jetzt nahe an 40000 Mann stark und dem Gegner wenn auch an Reiterei nicht gewachsen, doch an Fufsvolk wenigstens gleich, brauchte blofs da stehen zu bleiben wo es stand, um den Feind entweder zu nöthigen in der winterlichen Jahreszeit den Flufsübergang und den Angriff auf das römische Lager zu versuchen oder sein Vorrücken einzustellen und den Wankelmuth der Gallier durch die lästigen Winterquartiere auf die Probe zu setzen. Indefs so einleuchtend dies war, so war es nicht minder klar, dafs man schon im December war und bei jenem Verfahren zwar vielleicht Rom den Sieg gewann, aber nicht der Consul Tiberius Sempronius, der in Folge von Scipos Verwundung den Ober-

befehl allein führte und dessen Amtsjahr in wenigen Monaten ablief. Hannibal kannte den Mann und versäumte nichts ihn zum Kampf zu reizen; die den Römern treugebliebenen keltischen Dörfer wurden grausam verheert und als darüber ein Reitergefecht sich entspann, gestattete Hannibal den Gegnern sich des Sieges zu rühmen. Bald an einem rauhen regnerischen Morgen kam es zu der Hauptschlacht, den Römern unvermuthet. Vom frühesten Morgen an hatten die römischen leichten Truppen herumgeplänkelt mit der leichten Reiterei der Feinde; sie wich langsam und hitzig folgten die Römer ihr nach durch die hochangeschwollene Trebia, den errungenen Vortheil zu verfolgen. Plötzlich stand die Reiterei; die Römer fanden sich auf dem von Hannibal gewählten Schlachtfeld seiner zur Schlacht geordneten Armee gegenüber — die Vorhut war verloren, wenn nicht das Gros der Armee schleunigst über den Bach folgte. Hungrig, ermüdet und durchnäfst kamen die Römer an und eilten sich in Reihe und Glied zu stellen, die Reiter wie immer auf den Flügeln, das Fufsvolk im Mitteltreffen. Die leichten Truppen, die auf beiden Seiten die Vorhut bildeten, begannen das Gefecht; allein die römischen hatten fast schon gegen die Reiterei sich verschossen und wichen sofort, ebenso auf den Flügeln die Reiterei, welche die Elephanten von vorn bedrängten und die weit zahlreicheren karthagischen Reiter links und rechts überflügelten. Aber das römische Fufsvolk focht seines Namens werth; das punische sah zu Anfang sich aufs Heftigste bedrängt und selbst als die Zurückdrängung der römischen Reiter der feindlichen Cavallerie und den Leichtbewaffneten gestattete ihre Angriffe gegen das römische Fufsvolk zu kehren, stand dies zwar vom Vordringen ab, aber zum Weichen war es nicht zu bringen. Da plötzlich erschien eine auserlesene karthagische Schaar, 2000 Mann halb zu Fufs halb zu Pferd unter der Führung von Mago, Hannibals jüngstem Bruder, aus einem Hinterhalt in dem Rücken der römischen Armee und hieb ein in die dicht verwickelten Massen. Die Flügel der Armee und die letzten Glieder des römischen Centrums wurden durch diesen Angriff aufgelöst und zersprengt, während das erste Treffen, 10000 Mann stark, sich eng zusammenschliefsend die karthagische Linie sprengte und mitten durch die Feinde sich seitwärts einen Ausweg bahnte, der der feindlichen Infanterie, namentlich den gallischen Insurgenten theuer zu stehen kam. Diese tapfere Truppe gelangte also, nur schwach verfolgt, nach Pla-

centia und unter ihrem Schutz entrann ein Theil der Versprengten; die Masse aber ward von den Elephanten und den leichten Truppen des Feindes niedergemacht und nur ein Theil der Reiterei und einige Abtheilungen des Fufsvolks vermochten den Flufs durchwatend das Lager zu gewinnen, wohin ihnen die Karthager nicht folgten. Wenige Schlachten machen dem römischen Soldaten mehr Ehre als diese an der Trebia und wenige zugleich sind eine schwerere Anklage gegen den Feldherrn, der sie schlug; obwohl der billig Urtheilende nicht vergessen wird, dafs die an einem bestimmten Tage ablaufende Feldhauptmannschaft eine unmilitärische Institution war und von Dornen sich einmal keine Feigen ernten lassen. Auch für die Sieger war der Verlust grofs; wenn gleich der Verlust im Kampfe hauptsächlich auf die keltischen Insurgenten gefallen war, so erlagen doch nachher den in Folge des rauhen und nassen Wintertages entstandenen Krankheiten eine Menge von Hannibals alten Soldaten und sämmtliche Elephanten bis auf einen einzigen. — Die Folge dieses ersten Sieges der Invasionsarmee war, dafs die nationale Insurrection sich nun im ganzen Keltenland ungestört erhob und organisirte. Die Ueberreste der römischen Poarmee warfen sich in die Festungen Placentia und Cremona; vollständig abgeschnitten von der Heimath mufsten sie ihre Zufuhren auf dem Flufs zu Wasser beziehen. Nur wie durch ein Wunder entging der Consul Tiberius Sempronius der Gefangenschaft, als er mit einem schwachen Reitertrupp der Wahlen wegen nach Rom ging. Hannibal, der nicht durch weitere Märsche in der rauhen Jahreszeit die Gesundheit seiner Truppen aufs Spiel setzen wollte, bezog wo er war das Winterbivouac und begnügte sich, da ein ernstlicher Versuch auf die gröfseren Festungen zu nichts geführt haben würde, durch Angriffe auf den Flufshafen von Placentia und andere kleinere römische Positionen den Feind zu necken. Hauptsächlich beschäftigte er sich damit den gallischen Aufstand zu organisiren; über 60000 Fufssoldaten und 4000 Berittene sollen von den Kelten sich seinem Heer angeschlossen haben.

Für den Feldzug des Jahres 537 wurden in Rom keine aufserordentlichen Anstrengungen gemacht; der Senat betrachtete, und nicht mit Unrecht, die Existenz Roms noch keineswegs als ernstlich bedroht. Aufser den Küstenbesatzungen, die nach Sardinien, Sicilien und Tarent, und den Verstärkungen die nach Spanien abgingen, erhielten die beiden neuen

Consuln Gaius Flaminius und Gnaeus Servilius nur so viel Mannschaft als nöthig war um die vier Legionen wieder vollzählig zu machen; einzig die Reiterei wurde verstärkt. Sie sollten die Nordgrenze decken und stellten sich defshalb an den beiden Kunststrafsen auf, die von Rom nach Norden führten, und von denen die westliche damals in Arretium, die östliche in Ariminum endigte; jene besetzte Gaius Flaminius, diese Gnaeus Servilius. Während die Truppen aus den Pofestungen wohl zu Wasser ihren Corps wieder zugeführt wurden, erwarteten hier die Consuln den Beginn der besseren Jahreszeit um in der Defensive die Apenninpässe zu besetzen und zur Offensive übergehend in das Pothal hinabzusteigen und etwa bei Placentia sich die Hand zu reichen. Allein Hannibal hatte keineswegs die Absicht das Pothal zu vertheidigen. Er kannte Rom besser vielleicht als die Römer es selbst kannten, und wufste sehr genau, wie entschieden er der Schwächere war und es blieb trotz der glänzenden Schlacht an der Trebia; er wufste auch, dafs sein letztes Ziel, die Demüthigung Roms, von dem zähen römischen Trotz weder durch Schreck noch durch Ueberrumpelung zu erreichen sei, sondern nur durch die vollständige Ueberwältigung der stolzen Stadt. Es lag klar am Tage, wie unendlich dem Feinde, dem von daheim nur unsichere und unregelmäfsige Unterstützung zukam und der in Italien zunächst nur auf das schwankende und launische Keltenvolk sich zu lehnen vermochte, die italische Eidgenossenschaft an politischer Festigkeit und an militärischen Hülfsmitteln überlegen war; und wie tief trotz aller angewandten Mühe der punische Fufssoldat unter dem Legionar taktisch stand, hatte die Defensive Scipios und der glänzende Rückzug der geschlagenen Infanterie an der Trebia vollkommen erwiesen. Aus dieser Einsicht flossen die beiden Grundgedanken, die Hannibals ganze Handlungsweise in Italien bestimmt haben: die Führung des Krieges mit stetem Wechsel des Operationsplans und des Kriegsschauplatzes, gewissermafsen abenteuernd zu bewerkstelligen; die Beendigung aber nicht von den militärischen Erfolgen zu erwarten, sondern von den politischen, von der allmählichen Lockerung und der endlichen Sprengung der italischen Eidgenossenschaft. Jene Führung war nothwendig, weil Hannibal als der schwächere Theil verloren war, so wie der Krieg zum Stehen kam, und nur, wenn der Gegner stets durch unvermuthete Combinationen deroutirt ward, das Einzige, was er gegen so viele Nachtheile in die Wagschale zu werfen hatte,

sein militärisches Genie vollständig ins Gewicht fiel. Dieses Ziel war das von der richtigen Politik ihm gebotene, weil er, der gewaltige Schlachtensieger, sehr deutlich einsah, dafs er jedesmal die Generale überwand und nicht die Stadt, und nach jeder neuen Schlacht diese den Karthagern eben so überlegen blieb wie er seinen Gegnern. Dafs Hannibal selbst auf dem Gipfel des Glücks sich nie hierüber getäuscht hat, ist bewunderungswürdiger als seine bewundertsten Schlachten. — Dies und nicht die Bitten der Gallier, die ihn nicht bestimmen durften ist auch die Ursache, warum Hannibal seine neugewonnene Operationsbasis gegen Italien jetzt gleichsam fallen liefs und beschlofs den Kriegsschauplatz nach Italien selbst zu verlegen. Vorher liefs er alle Gefangene sich vorführen; die Römer wurden ausgesondert und mit Sclavenfesseln belastet — dafs Hannibal alle waffenfähigen Römer, die er hier und sonst aufgriff, habe niedermachen lassen, ist ohne Zweifel mindestens stark übertrieben —, dagegen die sämmtlichen italischen Bundesgenossen ohne Lösegeld entlassen, um daheim zu berichten, dafs Hannibal nicht gegen Italien Krieg führe, sondern gegen Rom; dafs er jeder italischen Gemeinde die alte Unabhängigkeit und die alten Grenzen wieder zusichere und dafs den Befreiten der Befreier auf dem Fufse folge als Retter und als Rächer. So brach er, da der Winter zu Ende ging, aus dem Pothal auf um sich einen Weg durch die schwierigen Defileen des Apennin zu suchen. Gaius Flaminius mit der etrurischen Armee stand vorläufig noch bei Arezzo, vermuthlich um hier die aus den Festungen ihm zugeführten Truppen an sich zu ziehen und alsdann zur Deckung des Arnothales und der Apenninpässe etwa bei Lucca sich aufzustellen, so wie es die Jahreszeit erlaubte. Allein Hannibal kam ihm zuvor. Der Apenninübergang ward in möglichst westlicher Richtung, das heifst möglichst weit vom Feinde, ohne grofse Schwierigkeit bewerkstelligt; allein die sumpfigen Niederungen zwischen dem Serchio und dem Arno waren durch die Schneeschmelze und die Frühlingsregen so überstaut, dafs die Armee vier Tage im Wasser zu marschiren hatte, ohne auch nur zur nächtlichen Rast einen trockenen Platz anders zu finden als wo ihn das zusammengehäufte Gepäck und die gefallenen Saumthiere darboten. Die Truppen litten unsäglich, namentlich das gallische Fufsvolk, das hinter dem punischen in den schon grundlosen Wegen marschirte; es murrte laut und wäre ohne Zweifel in Masse ausgerissen,

wenn nicht die punische Reiterei unter Mago, die den Zug beschlofs, ihm die Flucht unmöglich gemacht hätte. Die Pferde, unter denen die Klauenseuche ausbrach, fielen haufenweise; andere Seuchen decimirten die Soldaten; Hannibal selbst verlor in Folge einer Augenentzündung das eine Auge. Indefs das Ziel ward erreicht. Hannibal lagerte bei Fiesole, während Gaius Flaminius noch bei Arezzo abwartete, dafs die Wege gangbar würden, um sie zu sperren. Nachdem die römische Defensivstellung somit umgangen war, konnte der Consul, der vielleicht stark genug gewesen wäre um die Bergpässe zu vertheidigen, aber sicher nicht im Stande war Hannibal jetzt im offenen Felde zu stehen, nichts besseres thun als zu warten, bis das Heer herankam, das bei Ariminum nun völlig überflüssig stand. Indefs er selber urtheilte anders. Er war ein politischer Parteiführer, durch seine Bemühungen die Macht des Senats zu beschränken in die Höhe gekommen, durch die gegen ihn während seiner Consullate gesponnenen aristokratischen Intriguen erbittert zum übermüthigsten Trotz gegen Sitte und Herkommen, sich berauschend zugleich in der blinden Liebe des gemeinen Mannes und eben so sehr in dem bittern Hafs der Herrenpartei, und über alles dies mit der fixen Idee behaftet, dafs er ein militärisches Genie sei. Sein Feldzug gegen die Insubrer von 531, der für unbefangene Urtheiler nur bewies, dafs tüchtige Soldaten öfters gutmachen was schlechte Generale verderben, galt ihm und seinen Anhängern als der unumstöfsliche Beweis, dafs man nur den Gaius Flaminius an die Spitze des Heeres zu stellen brauche um dem Hannibal ein schnelles Ende zu bereiten. Solche Reden hatten ihm das zweite Consulat verschafft und solche Hoffnungen hatten jetzt eine derartige Menge von unbewaffneten Beutelustigen in sein Lager geführt, dafs deren Zahl nach der Versicherung nüchterner Geschichtsschreiber die der Legionarier überstieg. Hannibal gründete zum Theil hierauf seinen Plan. Weit entfernt ihn anzugreifen marschirte er an ihm vorbei und liefs durch die Kelten, die das Plündern gründlich verstanden, und die zahlreiche Reiterei die Landschaft rings umher brandschatzen. Die Klagen und die Erbitterung der Menge, die sich mufste ausplündern lassen unter den Augen des Helden, der sie zu bereichern versprochen; das Bezeigen, dafs der Feind ihm weder die Macht noch den Entschlufs zutraue vor der Ankunft seines Collegen etwas zu unternehmen, mufsten einen solchen Mann

bestimmen sein strategisches Genie zu entwickeln und dem unbesonnenen hochmüthigen Feind eine derbe Lection zu ertheilen. Nie ist ein Plan vollständiger gelungen. Eilig folgte der Consul dem Marsch des Feindes, der an Arezzo vorüber langsam durch das reiche Chianathal gegen Perugia zu marschirte; er erreichte ihn in der Gegend von Cortona, wo Hannibal, genau unterrichtet von dem Marsch seines Gegners, volle Zeit gehabt hatte sein Schlachtfeld zu wählen, ein enges Defilé zwischen zwei steilen Bergwänden, das vorn ein hoher Hügel, hinten der trasimenische See abschlofs. Mit dem Kern seiner Infanterie verlegte er den Ausweg; die leichten Truppen und die Reiterei stellten hinter den Seitenwänden verdeckt sich auf. Unbedenklich rückten die römischen Colonnen in den unbesetzten Pafs; der dichte Morgennebel verbarg ihnen die Stellung des Feindes. Wie die Spitze des römischen Zuges sich dem Hügel näherte, gab Hannibal das Zeichen zur Schlacht; zugleich schlofs die Reiterei, hinter den Hügeln vorrückend, den Eingang des Passes und auf den Rändern rechts und links zeigten die verziehenden Nebel überall punische Waffen. Es war keine Schlacht, sondern nur eine Niederlage. Was aufserhalb des Defilés geblieben war, wurde von den *Reitern in den See gesprengt; der* Hauptzug in dem Passe selbst fast ohne Gegenwehr vernichtet und die meisten, darunter der Consul selbst, in der Marschordnung niedergehauen. Die Colonnenspitze selbst, 6000 Mann zu Fufs schlug sich zwar durch das feindliche Fufsvolk durch und bewies wiederum die unwiderstehliche Gewalt der Legionen; allein abgeschnitten und ohne Kunde von dem übrigen Heer marschirten sie auf Gerathewohl weiter und wurden am folgenden Tag auf einem Hügel, den sie besetzt hatten, von einem karthagischen Reitercorps umzingelt und da die Capitulation, die ihnen freien Abzug versprach, von Hannibal verworfen ward, sämmtlich als kriegsgefangen behandelt. 15000 Römer waren gefallen, ebenso viele gefangen, das heifst das Heer war vernichtet; der geringe karthagische Verlust — 1500 Mann — traf wieder vorwiegend die Gallier*. Und als wäre

* Das Datum der Schlacht, 23. Juni nach dem unberichtigten Kalender, mufs nach dem berichtigten etwa in den April fallen, da Quintus Fabius seine Dictatur nach sechs Monaten in der Mitte des Herbstes niederlegte, also sie etwa Anfang Mai antrat und Hannibal zur Erntezeit (Juli, August) zum zweiten Mal in Apulien einrückte. Die Kalenderverwirrung (S. 391) war schon in dieser Zeit in Rom sehr arg.

dies nicht genug, so erschien gleich nach der Schlacht die Reiterei des arminensischen Heeres unter Gaius Centenius, 4000 Mann stark, die Gnaeus Servilius vorläufig seinem Collegen zu Hülfe sandte, selber langsam nachrückend. Auch dies Corps ward umzingelt und theils niedergemacht, theils gefangen. Ganz Etrurien war verloren und ungehindert konnte Hannibal auf Rom marschiren. Dort machte man sich auf das Aeufserste gefafst; man brach die Tiberbrücken ab und ernannte den Quintus Fabius Maximus zum Dictator um die Mauern in Stand zu setzen und die Vertheidigung zu leiten, für welche ein Reserveheer gebildet ward. Zugleich wurden zwei neue Legionen anstatt der vernichteten unter die Waffen gerufen und die Flotte, die im Fall einer Belagerung wichtig werden konnte, in Stand gesetzt.

Allein Hannibal sah weiter als König Pyrrhos. Er marschirte nicht auf Rom; auch nicht gegen Gnaeus Servilius, der, ein tüchtiger Feldherr, seine Armee mit Hülfe der Festungen an der Nordstrafse auch jetzt unversehrt erhalten und vielleicht den Gegner sich gegenüber festgehalten haben würde. Es geschah wieder einmal etwas ganz Unerwartetes. An der Festung Spoletium vorbei, deren Ueberrumpelung fehlschlug, marschirte Hannibal durch Umbrien, verheerte entsetzlich das ganz mit römischen Bauerhöfen bedeckte picenische Gebiet und machte Halt an den Ufern des adriatischen Meeres. Hier hielt er eine längere Rast, um in der anmuthigen Gegend und der schönen Jahreszeit sein Heer sich erholen zu lassen, in dem Menschen und Pferde noch nicht die Nachwehen der Frühlingscampagne verwunden hatten, und sein libysches Fufsvolk in römischer Weise zu reorganisiren, wozu die Masse der erbeuteten römischen Waffen ihm die Mittel darbot. Von hier aus knüpfte er ferner die lange unterbrochenen Verbindungen mit der Heimath wieder an, indem er zu Wasser seine Siegesbotschaften nach Karthago sandte. Endlich als sein Heer hinreichend sich wieder hergestellt hatte und der neue Waffendienst genugsam geübt war, brach er auf und marschirte langsam an der Küste hinab in das südliche Italien hinein. — Er hatte richtig gerechnet, als er zu dieser Umgestaltung der Infanterie sich jetzt entschlofs; die Ueberraschung der beständig eines Angriffs auf die Hauptstadt gewärtigen Gegner bot ihm mindestens vier Wochen ungestörter Mufse zur Verwirklichung des beispiellos verwegenen Experiments im Herzen des feindlichen Landes mit einer noch immer verhältnifsmäfsig geringen Armee sein militärisches System voll-

ständig zu reformiren und den Versuch zu machen den unbesiegbaren italischen africanische Legionen gegenüberzustellen. Allein seine Hoffnung, dafs die Eidgenossenschaft nun anfangen werde sich zu lockern, erfüllte sich nicht. Auf die Etrusker, die schon ihre letzten Unabhängigkeitskriege vorzugsweise mit gallischen Söldnern geführt hatten, kam es hiebei am wenigsten an; der Kern der Eidgenossenschaft, namentlich in militärischer Hinsicht, waren nächst den latinischen die sabellischen Gemeinden, und mit gutem Grund hatte Hannibal jetzt diesen sich genähert. Allein eine Stadt nach der andern schlofs ihre Thore; nicht eine einzige italische Gemeinde machte Bündnifs mit dem Phoenikier. Damit war viel, ja alles gewonnen für die Römer; indefs man begriff in der Hauptstadt, wie unvorsichtig es sein würde die Treue der Bundesgenossen auf eine solche Probe zu stellen, ohne dafs sich ein römisches Heer auch nur im Felde zeigte. Der Dictator Quintus Fabius zog die beiden in Rom gebildeten Ersatzlegionen und das Heer von Ariminum zusammen und als Hannibal an der römischen Festung Luceria vorbei gegen Arpi marschirte, zeigten sich in seiner rechten Flanke bei Aecae die römischen Feldzeichen. Ihr Führer indefs verfuhr anders als seine Vorgänger. Quintus Fabius war ein hochbejahrter Mann, von einer Festigkeit, die nicht Wenigen als Eigensinn erschien; ein eifriger Verehrer der guten alten Zeit, der politischen Allmacht des Senats und des Bürgermeistercommandos erwartete er das Heil des Staates nächst Opfern und Gebeten von der methodischen Kriegführung. Politischer Gegner des Gaius Flaminius und durch die Reaction gegen dessen thörichte Kriegsdemagogie an die Spitze der Geschäfte gerufen reiste er ins Lager, eben so fest entschlossen um jeden Preis eine Hauptschlacht zu vermeiden wie sein Vorgänger um jeden Preis eine solche zu liefern, und ohne Zweifel überzeugt, dafs die ersten Elemente der Strategik Hannibal verbieten würden vorzurücken, so lange das römische Heer intact ihm gegenüberstehe, und dafs es also nicht schwer halten werde die auf das Fouragiren angewiesene feindliche Armee im kleinen Gefecht zu schwächen und allmählich auszuhungern. Hannibal, wohlbedient von seinen Spionen in Rom und im römischen Heer, erfuhr den Stand der Dinge sofort und richtete wie immer seinen Feldzugsplan ein nach der Individualität des feindlichen Anführers. An dem römischen Heer vorüber marschirte er über den Apennin in das Herz von Italien nach

Benevent, nahm die offene Stadt Telesia an der Grenze von Samnium und Campanien und wandte sich von da gegen Capua, das unter allen italischen Städten nächst Rom die bedeutendste und eben darum von der römischen Regierung wie keine andere Gemeinde in der kränkendsten Weise gedrückt und zurückgesetzt worden war. Er hatte dort Verbindungen angeknüpft, die den Abfall der Campaner vom römischen Bundnifs hoffen liefsen; allein auch diese Hoffnung schlug ihm fehl. So wieder rückwärts sich wendend schlug er die Strafse nach Apulien ein. Der Dictator war während dieses ganzen Zuges der karthagischen Armee auf den Höhen gefolgt und hatte seine Soldaten zu der traurigen Rolle verurtheilt mit den Waffen in der Hand zuzusehen, wie die numidischen Reiter weit und breit die treuen Bundesgenossen plünderten und in der ganzen Ebene die Dörfer in Flammen aufgingen. Jetzt wie Hannibal den Rückmarsch angetreten, verlegte der Dictator ihm den Weg bei Casilinum (dem heutigen Capua), indem er das linke Ufer des Volturnus durch die Besetzung dieser Stadt sperrte und auf dem rechten die krönenden Höhen mit seiner Hauptarmee einnahm, während eine Abtheilung von 4000 Mann auf der am Flufs hinführenden Strafse selbst sich lagerte. Allein Hannibal hiefs seine Leichtbewaffneten eine Anhöhe, die unmittelbar über der Strafse sich erhob, erklimmen und von hier aus eine Anzahl Ochsen mit angezündeten Reisigbundeln auf den Hörnern vortreiben, so dafs es schien, als zöge dort die ganze karthagische Armee in nächtlicher Weile bei Fackelschein ab. Die römische Abtheilung, die die Strafse sperrte, sich umgangen und die fernere Deckung der Strafse überflüssig wähnend, zog sich seitwärts auf dieselben Anhöhen; auf der Strafse selbst zog Hannibal alsdann mit dem Gros seiner Armee ab, ohne dem Feind zu begegnen, worauf er am andern Morgen ohne Mühe und mit starkem Verlust für die Römer seine leichten Truppen degagirte und zurücknahm. Ungehindert setzte Hannibal darauf seinen Marsch in nordöstlicher Richtung fort und kam auf weiten Umwegen, nachdem er die Landschaften der Hirpiner, Campaner, Samniten, Paeligner und Frentaner ohne Widerstand durchzogen und gebrandschatzt hatte, mit reicher Beute und voller Kasse wieder in der Gegend von Luceria an, als dort eben die Ernte beginnen sollte. Wohl erkennend, dafs ihm nichts übrig bleibe als sich auf Winterquartiere im offenen Felde einzurichten, ohne irgend einen Bundesgenossen gefunden zu haben, begann er die

schwierige Operation den Winterbedarf des Heeres durch dieses selbst von den Feldern der Feinde einbringen zu lassen. Die weite völlig flache apulische Ebene, die Getreide und Gras in Ueberfluſs darbot und von seiner überlegenen Reiterei gänzlich beherrscht werden konnte, hatte er hiezu sich ausersehen. Bei Gerunium 25 Miglien nördlich von Luceria ward ein verschanztes Lager angelegt, aus dem zwei Drittel des Heeres täglich zum Einbringen der Vorräthe ausgesendet wurden, während Hannibal mit dem Rest Stellung nahm um das Lager und die ausgesendeten Detachements zu decken. Das römische Heer, das damals in Abwesenheit des Dictators sein Unterfeldherr Marcus Minucius befehligte, rückte an den Feind heran und bezog ein Lager im larinatischen Gebiet, wo es theils durch seine bloſse Anwesenheit die Detachirungen und dadurch die Verproviantirung des feindlichen Heeres hinderte, theils in einer Reihe glücklicher Gefechte, die es gegen einzelne punische Abtheilungen und sogar gegen Hannibal selbst bestand, die Feinde aus ihren vorgeschobenen Stellungen verdrängte und sie nöthigte sich bei Gerunium zu concentriren. Auf die Nachricht von diesen Erfolgen, die begreiflich bei der Darstellung nicht verloren, brach in der Hauptstadt der Sturm gegen Quintus Fabius los. Er war nicht ganz ungerechtfertigt. So weise es war sich römischer Seits vertheidigend zu verhalten und den Haupterfolg von dem Abschneiden der Subsistenzmittel des Feindes zu erwarten, so war es doch ein seltsames Vertheidigungs- und Aushungerungssystem, bei welchem der Feind unter den Augen einer an Zahl gleichen römischen Armee ganz Mittelitalien ungehindert verwüstet und durch eine geordnete Fouragirung im gröſsten Maſsstab sich für den Winter hinreichend verproviantirt hatte. So hatte Gnaeus Scipio, als er im Pothal commandirte, die defensive Haltung nicht verstanden und der Versuch seines Nachfolgers bei Casilinum dem nachzuahmen war auf eine Weise gescheitert, die den städtischen Spottvögeln reichlichen Stoff gab. Es war bewundernswerth, daſs die italischen Gemeinden nicht wankten, als ihnen Hannibal die Ueberlegenheit der Punier, die Nutzlosigkeit der römischen Hülfe so fühlbar darthat; allein wie lange konnte man ihnen zumuthen die zwiefache Kriegslast zu ertragen und sich unter den Augen der römischen Truppen und ihrer eigenen Contingente ausplündern zu lassen? Endlich was das römische Heer anlangte, so konnte man nicht sagen, daſs es den Feldherrn zu dieser Kriegführung nöthigte; es bestand nicht aus rohen Rekruten,

sondern theils aus den dienstgewohnten Legionen von Ariminum, theils aus einberufener Landwehr, und weit entfernt durch die letzten Niederlagen entmuthigt zu sein, war es erbittert über die wenig ehrenvolle Aufgabe, die sein Feldherr, ‚Hannibals Lakai', ihm zuwies, und verlangte mit lauter Stimme gegen den Feind geführt zu werden. Es kam zu den heftigsten Auftritten in den Bürgerversammlungen gegen den eigensinnigen alten Mann; seine politischen Gegner, an ihrer Spitze der gewesene Praetor Marcus Terentius Varro, bemächtigten sich des Hadern — wobei man nicht vergessen darf, dafs der Dictator thatsächlich vom Senat ernannt ward und dies Amt galt als das Palladium der conservativen Partei — und setzten im Verein mit den unmuthigen Soldaten und den Besitzern der geplünderten Güter den verfassungs- und sinnwidrigen Volksbeschlufs durch: die Dictatur, die dazu bestimmt war in Zeiten der Gefahr die Uebelstände des getheilten Oberbefehls zu beseitigen, in gleicher Weise wie dem Quintus Fabius auch dessen bisherigem Unterfeldherrn Marcus Minucius zu ertheilen. So wurde die römische Armee, nachdem ihre gefährliche Spaltung in zwei abgesonderte Corps eben erst zweckmäfsig beseitigt worden war, nicht blofs wiederum getheilt, sondern an die Spitze einer jeden Abtheilung ein Führer gestellt, der einen dem des Collegen geradezu und allenthalben entgegengesetzten Kriegsplan befolgte. Quintus Fabius blieb natürlich mehr als je bei seinem methodischen Nichsthun; Marcus Minucius, genöthigt seinen Dictatortitel auf dem Schlachtfeld zu rechtfertigen, griff übereilt und mit geringen Streitkräften an und wäre vernichtet worden, wenn nicht bei seinem Collegen durch das rechtzeitige Erscheinen seines frischen Corps gröfseres Unglück abgewandt hätte. Der Dictator Quintus Fabius, dem diese letzte Wendung der Dinge gewissermafsen Recht gegeben hatte, legte verfassungsmäfsig in der Mitte des Herbstes sein Amt nieder und übergab den beiden Consuln Gnaeus Servilius und Marcus Regulus den Oberbefehl, worauf bald nachher von beiden Seiten die Operationen für dies Jahr eingestellt wurden. Hannibal hatte in diesem Feldzug vollständig erreicht, was mit den Waffen sich erreichen liefs; nicht eine einzige wesentliche Operation hatte der Gegner ihm vereitelt. Nicht der ‚Zauderer' hat Rom gerettet, sondern die feste Fügung seiner Eidgenossenschaft und vielleicht nicht minder der Nationalhafs, mit dem der phoenikische Mann von den Occidentalen empfangen ward.

Trotz aller Unfälle stand der römische Stolz nicht minder aufrecht als die römische Symmachie. Die Geschenke, welche die griechischen Städte in Italien und der König Hieron von Syrakus für den nächsten Feldzug anboten — sie traf der Krieg minder schwer als die übrigen Bundesgenossen Roms, da sie nicht zum Landheer stellten — wurden mit Dank abgelehnt; den illyrischen Häuptlingen zeigte man an, dafs sie nicht säumen möchten mit Entrichtung des Tributs; ja man beschickte den König von Makedonien abermals um die Auslieferung des Demetrios von Pharos. Die Partei des Uebermuths, die dem Senatsregiment feind war, führte noch immer das Ruder. Was den italischen Krieg anlangte, war man entschlossen keineswegs zurückzukehren zu der Kriegführung des Fabius, welche den Staat langsam zwar, aber sicher verderbe; dafs der Volksdictator nicht bessere Ergebnisse erfochten hatte, komme, so meinte man, einzig daher, weil man eine halbe Mafsregel getroffen und ihm zu wenig Truppen gegeben habe. Diesen Fehler beschlofs man zu vermeiden und ein Heer aufzustellen, wie Rom noch keines ausgesandt hatte: acht Legionen, jede um ein Fünftel über die Normalzahl verstärkt, und die entsprechende Anzahl Bundesgenossen, zusammen 80000 Mann zu Fufs und über 6000 Reiter, genug um den nicht halb so starken Gegner zu erdrücken. Aufserdem ward eine Legion unter dem Praetor Lucius Postumius nach dem Pothal bestimmt, um wo möglich die in Hannibals Heer dienenden Kelten nach der Heimath zurückzuziehen. Diese Beschlüsse waren vernünftig; es kam nur darauf an auch über den Oberbefehl angemessen zu bestimmen. Das starre Auftreten des Quintus Fabius und die daran sich anspinnenden demagogischen Hetzereien hatten die Dictatur und überhaupt den Senat unpopulärer gemacht als je; im Volke ging, wohl nicht ohne Schuld der Führer, die thörichte Rede, dafs der Senat den Krieg absichtlich in die Länge ziehe. Da also an die Ernennung eines Dictators nicht zu denken war, versuchte der Senat die Wahl der Consuln angemessen zu leiten, was indefs den Verdacht und den Eigensinn erst recht rege machte. Mit Mühe brachte der Senat den einen seiner Candidaten durch, den Lucius Aemilius Paullus, der im Jahre 535 den illyrischen Krieg verständig geführt hatte; die ungeheure Majorität der Bürgerschaft gab ihm zum Collegen den Candidaten der Volkspartei Marcus Terentius Varro, einen unfähigen Mann, der nur bekannt war durch seine verbissene Opposition gegen den Senat.

und namentlich als Haupturheber der Wahl des Marcus Minucius zum Condictator, und den nichts der Menge empfahl als seine niedrige Geburt und seine rohe Unverschämtheit. Den beiden Consuln des vorigen Jahres wurde daneben das Commando verlängert; doch blieb den neu ernannten Consuln die Oberfeldherrschaft, die nach der alten thörichter Weise beibehaltenen Sitte Tag um Tag zwischen ihnen wechselte. Mit Anfang des Sommers 538 trafen Paullus und Varro mit den vier neuen Legionen in Apulien ein, wo die beiden Heere sich seit dem vorigen Herbst gegenüberstanden. Hannibals Vorräthe gingen schon auf die Neige und die Erntezeit war noch fern; unter seinen Soldaten, namentlich den Kelten zeigte sichtlich sich grofse Verstimmung — man brauchte nur zuzuwarten, mit der doppelten Armee den Feind ebenso festzuhalten wie bisher mit der einfachen und ihn am Abmarsch und Fouragiren zu verhindern, so stand man am Ziel. Allein dem Helden von der Gasse mifsfiel dergleichen militärische Pedanterie; er befahl die Schlacht zu liefern wo man eben stand und der Kriegsrath mufste sich fügen*. Das römische Heer hatte bisher auf beiden Ufern des Aufidus eine wohlgewählte Stellung inne gehabt. Jetzt ward das linke Ufer verlassen; nur eine Abtheilung von 10000 Mann blieb dort zurück um das daselbst befindliche karthagische Lager zu überfallen. Die Massen des römischen und des karthagischen Heeres stellten sich in Schlachtordnung auf dem rechten Ufer in einem weiten nirgends Schutz bietenden Flachfeld bei dem Städtchen Cannae. Die römische Reiterei stand auf den Flügeln, die schwächere der Bürgerwehr auf dem rechten am Flufs, geführt von Paullus, die stärkere bundesgenössische auf dem linken gegen die Ebene, geführt von Varro. Im Mitteltreffen stand das Fufsvolk in ungewöhnlich tiefer Stellung unter dem Befehl des Proconsuls Gnaeus Servilius. Diesem gegenüber ordnete Hannibal sein Fufsvolk im Halbmond, so dafs die keltischen und iberischen Truppen in ihrer nationalen Rüstung die vorgeschobene Mitte, die römisch gerüsteten Libyer auf beiden Seiten die zurückgenommenen Flügel bildeten. An der Flufsseite stellte die gesammte schwere Reiterei unter Has-

* Der Schlachttag ist nach dem unberichtigten Kalender der 2. August; nach dem berichtigten mufs er, wie sowohl die Angaben über die Ernte lehren als die Vergleichung des Datums der trasimenischen Schlacht, viel mehr in den Juni fallen.

drubal sich auf, an der Seite nach der Ebene hinaus die leichten Reiter. Nach kurzem Vorpostengefecht der leichten Truppen war bald die ganze Linie im Gefecht. Wo die leichte Reiterei der Karthager gegen Varros schwere Cavallerie focht, ward das Gefecht unter stetigen Chargen der Numidier ohne Entscheidung hingehalten. Dagegen im Mitteltreffen warfen die Legionen die ihnen zuerst begegnenden spanischen und gallischen Truppen vollständig; eilig drängten die Sieger nach und verfolgten ihren Vortheil. Allein auf ihrem rechten Flügel hatte das Glück sich mittlerweile gegen sie gewandt. Hannibal hatte den linken Reiterflügel der Feinde blofs beschäftigen lassen, um Hasdrubal mit der ganzen regulären Reiterei gegen den schwächeren rechten zu verwenden und diesen zuerst zu werfen. Nach tapferer Gegenwehr wichen die Römer und wurden gröfstentheils in den Flufs gesprengt; verwundet ritt Paullus zu dem Mitteltreffen, das Schicksal der Legionen zu theilen. Diese hatten, um den Sieg über die vorgeschobene feindliche Infanterie besser zu verfolgen, ihre Frontstellung in eine Angriffscolonne verwandelt, die keilförmig eindrang in das feindliche Centrum. In dieser Stellung wurden sie von dem libyschen Fufsvolk, das rechts und links einschwenkte, von beiden Seiten heftig angegriffen und ein Theil von ihnen gezwungen Halt zu machen um gegen die Flankenangriffe sich zu vertheidigen, wodurch der ganze Zug ins Stocken kam und die dichtgestellte Infanteriemasse nicht mehr Raum fand sich zu entwickeln. Inzwischen hatte Hasdrubal, nachdem er mit dem Flügel des Paullus fertig war, seine Reiter aufs Neue gesammelt und geordnet und sie hinter dem feindlichen Mitteltreffen weg gegen den Flügel des Varro geführt, der schon mit den Numidiern genug zu thun hatte. Vor dem doppelten Angriff stob die italische Reiterei schnell auseinander und Hasdrubal, die Verfolgung der Flüchtigen den Numidiern überlassend, ordnete zum drittenmal seine Schwadronen, um sie dem römischen Fufsvolk in den Rücken zu führen. Dieser letzte Stofs entschied. Flucht war nicht möglich und Quartier ward nicht gegeben; es ist vielleicht nie ein Heer von dieser Gröfse so vollständig und mit so geringem Verlust des Gegners in der Feldschlacht vernichtet worden wie das römische bei Cannae. Hannibal hatte nicht ganz 6000 Mann eingebüfst, wovon zwei Drittel auf die Kelten kamen, die der erste Stofs der Legionen traf. Dagegen von den 76000 Römern, die in der Schlachtlinie gestanden hatten, deckten über 70000 das

Feld, darunter der Consul Lucius Paullus, der Proconsul Gnaeus Servilius, zwei Drittel der Stabsoffiziere, achtzig Männer senatorischen Ranges. Nur den Consul Marcus Varro rettete sein rascher Entschluſs und sein gutes Pferd nach Venusia und er ertrug es zu leben. Auch die Besatzung des römischen Lagers, 10000 Mann stark, ward gröſstentheils kriegsgefangen; nur einige tausend Mann, theils aus diesen Truppen, theils aus der Linie, entkamen nach Canusium. Ja als sollte in diesem Jahr durchaus mit Rom ein Ende gemacht werden, fiel noch vor Ablauf desselben die nach Gallien gesandte Legion in einen Hinterhalt und wurde mit ihrem Feldherrn Lucius Postumius, dem für das nächste Jahr ernannten Consul, von den Galliern gänzlich vernichtet.

Dieser beispiellose Erfolg schien nun endlich die groſse politische Combination zu reifen, um deren willen Hannibal nach Italien gegangen war. Er hatte seinen Plan wohl zunächst auf sein Heer gebaut; allein in richtiger Erkenntniſs der ihm entgegenstehenden Macht sollte dies in seinem Sinn nur die Vorhut sein, mit der die Kräfte des Westens und Ostens allmählich sich vereinigen würden um der stolzen Stadt den Untergang zu bereiten. Zwar diejenige Unterstützung, die die gesichertste schien, die Nachsendungen von Spanien her hatte das kühne und feste Auftreten des dorthin gesandten römischen Feldherrn Gnaeus Scipio ihm vereitelt. Nach Hannibals Uebergang über die Rhone war dieser nach Emporiae gesegelt und hatte sich zuerst der Küste zwischen den Pyrenäen und dem Ebro, dann nach Besiegung des Hanno auch des Binnenlandes bemächtigt (536). Er hatte im folgenden Jahr (537) die karthagische Flotte an der Ebromündung völlig geschlagen, hatte, nachdem sein Bruder Publius, der tapfere Vertheidiger des Pothals, mit Verstärkung von 8000 Mann zu ihm gestoſsen war, sogar den Ebro überschritten und war vorgedrungen bis gegen Sagunt. Zwar hatte Hasdrubal das Jahr darauf (538), nachdem er aus Africa Verstärkungen erhalten, den Versuch gemacht dem Befehl seines Bruders nachzukommen und ihm eine Armee zuzuführen; allein die Scipionen verlegten ihm den Uebergang über den Ebro und schlugen ihn vollständig, etwa um dieselbe Zeit, wo in Italien Hannibal bei Cannae siegte. Die mächtige Völkerschaft der Celtiberer und zahlreiche andere spanische Stämme hatten den Scipionen sich zugewandt; diese beherrschten das Meer und die Pyrenäenpässe und durch die zuverlässigen Massalioten auch die galli-

sche Küste. So war von Spanien aus für Hannibal jetzt weniger als je Unterstützung zu erwarten. — Von Karthago war bisher zur Unterstützung des Feldherrn in Italien so viel geschehen, wie man erwarten konnte: punische Geschwader bedrohten die Küsten Italiens und der römischen Inseln und hüteten Africa vor einer römischen Landung, und dabei blieb es. Ernstlicheren Beistand verhinderte nicht sowohl die Ungewifsheit, wo Hannibal zu finden sei, und das Vermissen einer Hafenstation in Italien als die langjährige Gewohnheit, dafs das spanische Heer sich selbst genüge, vor allem aber die grollende Friedenspartei. Hannibal empfand schwer die Folgen dieser unverzeihlichen Unthätigkeit; trotz allen Sparens des Geldes und der mitgebrachten Soldaten wurden seine Kassen allmählich leer, der Sold kam in Rückstand und die Reihen seiner Veteranen fingen an sich zu lichten. Jetzt aber brachte die Siegesbotschaft von Cannae selbst die factiöse Opposition daheim zum Schweigen; der karthagische Senat beschlofs dem Feldherrn 4000 numidische Reiter, 40 Elephanten und 2000 Talente Silber (1½ Million Thlr.) zur Verfügung zu stellen und in Spanien 20000 Mann zu Fufs und 4000 Berittene für ihn ausheben zu lassen. — Die längst besprochene Offensivallianz zwischen Karthago und Makedonien war anfangs durch Antigonos plötzlichen Tod, dann durch seines Nachfolgers Philippos Unentschiedenheit und dessen und seiner hellenischen Bundesgenossen unzeitigen Krieg gegen die Aetoler (534—537) verzögert worden. Erst jetzt nach der cannensischen Schlacht fand Demetrios von Pharos Gehör beim Hofe von Pella mit dem Antrag seine illyrischen Besitzungen an Makedonien abzutreten — sie mufsten freilich den Römern erst entrissen werden — und erst jetzt schlofs man ab mit Karthago. Makedonien übernahm es eine Landungsarmee an die italische Ostküste zu werfen, wogegen ihm die Rückgabe der römischen Besitzungen in Epeiros zugesichert ward. — Ungefähr gleichzeitig trat der Nachfolger des alten im vierundfünfzigsten Regierungsjahr (Herbst 538) verstorbenen Königs Hieron von Syrakus, der junge unfähige Hieronymos über zur karthagischen Partei, nachdem ihm zuerst wie er begehrt Sicilien bis an die alte karthagisch-sicilische Grenze, dann als sein Uebermuth stieg der Besitz der ganzen Insel bereitwillig versprochen worden war. Die karthagische Flotte, die Syrakus bedroht hatte, machte sofort gemeinschaftliche Sache mit den Syrakusanern, und die Lage der römischen

Flotte bei Lilybaeum, die schon mit dem zweiten bei den aegatischen Inseln postirten karthagischen Geschwader zu thun gehabt, ward auf einmal sehr bedenklich, während zugleich die in Rom zur Einschiffung nach Sicilien bereitstehende Mannschaft in Folge der cannensischen Niederlage für andere und dringendere Erfordernisse verwendet werden mufste. — Was aber vor allem entscheidend war, jetzt endlich begann das Gebäude der römischen Eidgenossenschaft aus den Fugen zu weichen, nachdem es die Stöfse zweier schwerer Kriegsjahre unerschüttert überstanden hatte. Es traten auf Hannibals Seite Arpi in Apulien und Uzentum in Messapien, zwei alte durch die römischen Colonien Luceria und Brundisium schwer beeinträchtigte Städte; die Brettier — diese zuerst von allen — mit Ausnahme der Peteliner und der Consentiner, die erst belagert werden mufsten; die Lucaner gröfstentheils; die in die Gegend von Salernum verpflanzten Picenter; die Hirpiner; die Samniten mit Ausnahme der Pentrer; endlich und vornämlich Capua, die zweite Stadt Italiens, die 30000 Mann zu Fufs und 4000 Berittene ins Feld zu stellen vermochte und deren Uebertritt den der Nachbarstädte Atella und Calatia entschied. Freilich erfolgte der Parteiwechsel überall und namentlich in Capua erst nach hartnäckigen inneren Kämpfen, indem die vielfach an das römische Interesse gefesselte Adelspartei demselben sehr ernstlich widerstrebte. Hannibal sah sich zum Beispiel genöthigt einen der Führer der campanischen Adelspartei, den Decius Magius, der noch nach dem Einrücken der Punier hartnäckig das römische Bündnifs verfocht, festnehmen und nach Karthago abführen zu lassen; um so den ihm selbst sehr ungelegenen Beweis zu liefern, was es auf sich habe mit der von dem karthagischen Feldherrn so eben den Campanern feierlich zugesicherten Freiheit und Souveränetät. Dagegen hielten die süditalischen Griechen fest am römischen Bündnifs, wobei die römischen Besatzungen freilich auch das Ihrige thaten, aber mehr noch der sehr entschiedene Widerwille gegen das phoenikische Wesen und dessen neue lucanische und brettische Bundesgenossen und die Anhänglichkeit an Rom, das jede Gelegenheit seinen Hellenismus zu bethätigen eifrig benutzt und gegen die Griechen in Italien eine ungewohnte Milde gezeigt hatte. So widerstanden die campanischen Griechen, namentlich Neapel, muthig Hannibals eigenem Angriff; dasselbe thaten in Grofsgriechenland trotz ihrer sehr gefährdeten Stellung Rhegion, Thurii,

Metapont und Tarent. Kroton und Lokri dagegen wurden von den vereinigten Brettiern und Puniern theils erstürmt, theils zur Capitulation gezwungen und die Krotoniaten nach Lokri geführt, worauf brettische Colonisten jene wichtige Seestation besetzten. Dafs die süditalischen Latiner, wie Brundisium, Venusia, Paestum, Cosa, Cales unerschüttert mit Rom hielten, versteht sich von selbst. Waren sie doch die Zwingburgen der Eroberer im fremden Land, angesiedelt auf dem Acker der Umwohner, mit ihren Nachbarn verfehdet; traf es doch sie zunächst, wenn Hannibal sein Wort wahr machte und jeder italischen Gemeinde die alten Grenzen zurückgab. In gleicher Weise gilt dies von ganz Mittelitalien, dem ältesten Sitz der römischen Herrschaft, wo lateinische Sitte und Sprache schon überall vorwog und man sich als Genossen der Herrscher, nicht als Unterthanen fühlte. Hannibals Gegner im karthagischen Senat unterliefsen nicht daran zu erinnern, dafs nicht ein römischer Bürger, nicht eine latinische Gemeinde sich Karthago in die Arme geworfen habe. Dieses Grundwerk der römischen Macht konnte gleich der kyklopischen Mauer nur Stein um Stein zertrümmert werden.

Das waren die Folgen des Tages von Cannae, an dem die Blüthe der Soldaten und Offiziere der Eidgenossenschaft, ein Siebentel der gesammten Zahl der kampffähigen Italiker zu Grunde ging. Es war eine grausame, aber gerechte Strafe der schweren politischen Versündigungen, die sich die römische Bürgerschaft hatte zu Schulden kommen lassen, und nicht etwa blofs einzelne thörichte oder elende Männer. Die für die kleine Landstadt zugeschnittene Verfassung pafste der Grofsmacht nirgends mehr; es war eben nicht möglich über die Frage, wer die Heere der Stadt in einem solchen Kriege führen solle, Jahr für Jahr die Pandorabüchse des Stimmkastens entscheiden zu lassen. Da eine gründliche Verfassungsrevision, wenn sie überhaupt ausführbar war, jetzt wenigstens nicht begonnen werden durfte, so blieb nichts anderes übrig als zunächst der einzigen Behörde, die dazu im Stande war, dem Senat die thatsächliche Oberleitung des Krieges und namentlich die Uebertragung und Verlängerung des Commandos zu übergeben und den Comitien nur die formelle Bestätigung vorzubehalten. Die glänzenden Erfolge der Scipionen in dem schwierigen spanischen Feldzug zeigten, was auf diesem Weg sich erreichen liefs. Allein die politische Demagogie, die bereits nagte an den aristokratischen Elementen der Ver-

fassung, mischte sich ein; die unvernünftigen Beschuldigungen, dafs die Vornehmen mit dem auswärtigen Feinde conspirirten, fanden Glauben beim ‚Volk'; die Heilande des politischen Köhlerglaubens, die Gaius Flaminius und Marcus Varro, beide ‚neue Männer' und Volksfreunde vom reinsten Wasser, wurden demnach zur Ausführung ihrer unter dem Beifall der Menge auf dem Markt entwickelten Operationspläne von eben dieser Menge beauftragt, und die Ergebnisse waren die Schlachten am trasimenischen See und bei Cannae. Dafs der Senat, der begreiflicher Weise seine Aufgabe jetzt besser fafste als da er des Regulus halbe Armee aus Africa zurückrief, die Leitung der Angelegenheiten für sich begehrte und jenem Unwesen sich widersetzte, war pflichtgemäfs; allein die Art, wie er den Krieg führte, als die erste jener beiden Niederlagen ihm augenblicklich das Ruder in die Hand gab, ist gleichfalls nicht unbefangen. Auch Quintus Fabius, so wenig er mit jenen römischen Kleonen verglichen werden darf, hat den Krieg nicht blofs als Militär geführt, sondern auch als politischer Gegner des Gaius Flaminius, und in einer Zeit, die Einigkeit brauchte, gethan was er konnte um zu erbittern. Die Folge war erstlich, dafs das wichtigste Instrument, das eben für solche Fälle die Weisheit der Vorfahren dem Senat in die Hand gegeben hatte, die Dictatur ihm unter den Händen zerbrach; und zweitens mittelbar wenigstens die cannensische Schlacht. Den jähen Sturz der römischen Macht verschuldeten aber nicht Quintus Fabius noch Marcus Varro, sondern das Mifstrauen zwischen dem Regiment und dem Regierten, die Spaltung zwischen Rath und Bürgerschaft. Wenn noch Rettung und Wiedererhebung des Staates möglich war, mufsten sie daheim beginnen mit Wiederherstellung der Einigkeit und des Vertrauens. Dies begriffen und, was schwerer wiegt, dies gethan zu haben, gethan mit Unterdrückung aller an sich gerechten Recriminationen, ist die herrliche und unvergängliche Ehre des römischen Senats. Als Varro — allein von allen Generalen, die in der Schlacht commandirt hatten — nach Rom zurückkehrte, und die römischen Senatoren bis an das Thor ihm entgegengingen und ihm dankten, dafs er nicht verzweifelt habe an der Rettung des Vaterlandes, waren dies weder leere Reden um mit grofsen Worten das Elend zu verhüllen, noch bitterer Spott über einen Armseligen; es war der Friedensschlufs zwischen dem Regiment und den Regierten. Vor dem Ernst der Zeit und dem Ernst eines

solchen Aufrufs verstummte das demagogische Geklatsch; fortan gedachte man in Rom nur wie man gemeinsam die Noth zu wenden im Stande sei. In allem ging der Senat voran und gab den Bürgern das Vertrauen auf sich und auf die Zukunft zurück. Er bewahrte seine feste und strenge Haltung, während die Boten von allen Seiten nach Rom eilten um die verlorenen Schlachten, den Uebertritt der Bundesgenossen, die Aufhebung von Posten und Magazinen zu berichten, um Verstärkung zu begehren für das Po-thal und für Sicilien, während Italien preisgegeben und Rom selbst fast unbesetzt war. Das Zusammenströmen der Menge an den Thoren ward untersagt, die Gaffer und die Weiber in die Häuser gewiesen, die Trauerzeit um die Gefallenen auf dreifsig Tage beschränkt, damit der Dienst der freudigen Götter, von dem das Trauergewand ausschlofs, nicht allzulange unterbrochen werde — denn so grofs war die Zahl der Gefallenen, dafs fast in keiner Familie die Todtenklage fehlte. Was vom Schlachtfeld sich gerettet hatte, war indefs durch zwei tüchtige Kriegstribunen, Appius Claudius und Publius Scipio den Sohn, in Canusium gesammelt worden; der letztere verstand es durch seine stolze Begeisterung und durch die guten Schwerter seiner Getreuen diejenigen vornehmen jungen Herren auf andere Gedanken zu bringen, die in bequemer Verzweiflung an der Rettung des Vaterlandes über das Meer zu entweichen gedachten. Zu ihnen begab sich mit seiner Handvoll Leute der Consul Marcus Varro; allmählich fanden sich dort etwa zwei Legionen zusammen, die der Senat zu reorganisiren und zu schimpflichem und unbesoldetem Kriegsdienst zu degradiren befahl. Der unfähige Feldherr ward unter einem schicklichen Vorwand nach Rom zurückberufen; der Prätor Marcus Claudius Marcellus, der bestimmt gewesen war mit der Flotte von Ostia nach Sicilien abzugehen, übernahm den Oberbefehl. Eine kampffähige Armee zu organisiren strengte man die äufsersten Kräfte an. Die Latiner wurden beschickt um Hülfe in der gemeinschaftlichen Gefahr; Rom selbst ging mit dem Beispiel voran und rief die ganze Mannschaft bis ins Knabenalter unter die Waffen, bewaffnete die Schuldknechte und die Verbrecher, ja sogar achttausend vom Staat angekaufte Sklaven stellte man ein in das Heer. Da es an Waffen fehlte, nahm man die alten Beutestücke aus den Tempeln und setzte Fabriken und Gewerke überall in Thätigkeit. Der Senat ward ergänzt — nicht, wie ängstliche Patrioten forderten,

aus den Latinern, sondern aus den nächstberechtigten römischen Bürgern. Hannibal bot die Lösung der Gefangenen auf Kosten des römischen Staatsschatzes an; man lehnte sie ab und liefs den mit der Abordnung der Gefangenen angelangten karthagischen Boten nicht in die Stadt; es durfte nicht scheinen, als denke der Senat an Frieden. Nicht blofs die Bundesgenossen sollten nicht glauben, dafs Rom zu transigiren gedenke, sondern es mufste auch dem letzten Bürger begreiflich gemacht werden, dafs für ihn wie für alle es keinen Frieden gebe und Rettung nur im Siege sei.

KAPITEL VI.

Der hannibalische Krieg von Cannae bis Zama.

Hannibals Ziel bei seinem Zug nach Italien war die Sprengung der italischen Eidgenossenschaft gewesen; nach drei Feldzügen war dasselbe erreicht, so weit es überhaupt erreichbar war. Dafs die griechischen und die latinischen oder latinisirten Gemeinden Italiens, nachdem sie durch den Tag von Cannae nicht irre geworden waren, überhaupt nicht dem Schreck, sondern nur der Gewalt weichen würden, lag am Tage, und der verzweifelte Muth, mit dem selbst in Süditalien einzelne kleine und rettungslos verlorene Landstädte wie das brettische Petelia gegen den Punier sich wehrten, zeigte sehr klar, was seiner bei den Marsern und Latinern warte. Wenn Hannibal gemeint hatte auf diesem Wege mehr erreichen und auch die Latiner gegen Rom führen zu können, so hatten diese Hoffnungen sich als eitel erwiesen. Aber es scheint, als habe auch sonst die italische Coalition keineswegs die gehofften Resultate für Hannibal geliefert. Capua hatte sofort sich ausbedungen, dafs Hannibal das Recht nicht haben solle campanische Bürger anders als freiwillig unter die Waffen zu rufen; es war nicht vergessen, wie Pyrrhos in Tarent aufgetreten war, und die thörichten Städter meinten zugleich der römischen wie der phoenikischen Herrschaft sich entziehen zu können. Samnium und Lucanien waren nicht mehr was sie gewesen, als König Pyrrhos gedacht hatte an der Spitze der sabellischen Jugend in Rom einzuziehen. Nicht blofs zerschnitt das römische Festungsnetz

überall den Landschaften Sehnen und Nerven, sondern es hatte auch die vieljährige römische Herrschaft die Einwohner der Waffen entwöhnt — nur mäfsiger Zuzug kam von hieher zu den römischen Heeren —, den alten Hafs beschwichtigt, überall eine Menge Einzelner in das Interesse der herrschenden Gemeinde gezogen. Man schlofs sich wohl dem Ueberwinder der Römer an, nachdem Roms Sache einmal verloren schien; allein man fühlte doch, dafs es jetzt nicht mehr um die Freiheit sich handle, sondern um die Vertauschung des italischen mit dem phoenikischen Herrn, und nicht Begeisterung, sondern Kleinmuth warf die sabellischen Gemeinden dem Sieger in die Arme. Unter solchen Umständen stockte in Italien der Krieg. Hannibal, der den südlichen Theil der Halbinsel beherrschte bis hinauf zum Volturnus und zum Garganus und diese Landschaften keineswegs wie das Keltenland einfach wieder aufgeben konnte, hatte jetzt gleichfalls eine Grenze zu decken, die nicht ungestraft entblöfst ward; und, um die gewonnenen Landschaften gegen die überall ihm trotzenden Festungen und die von Norden her anrückenden Heere zu vertheidigen und gleichzeitig die schwierige Offensive gegen Mittelitalien zu ergreifen, reichten seine Streitkräfte, ein Heer von etwa 40000 Mann ohne die italischen Zuzüge zu rechnen, bei weitem nicht aus. Es kam hinzu, dafs die Römer, durch furchtbare Erfahrungen belehrt, zu einem verständigeren System der Kriegführung übergingen und Feldherren an die Spitze ihrer Heere stellten, die weder von den Bergen herab den feindlichen Operationen zusahen noch in die Ebene hinabstiegen um in der Feldschlacht mit einem Schlage den Krieg zu entscheiden, sondern in verschanzten Lagern unter den Mauern der Festungen sich aufstellend den Kampf aufnahmen, wo der Sieg zu Resultaten, die Niederlage nicht zur Vernichtung führte. Es war der Prätor Marcus Claudius Marcellus, der, nach der cannensischen Niederlage vorläufig zum factischen Oberbefehl vom Senat berufen, diese neue Kriegsweise, die zwischen Zauderei und Vorschnelligkeit die rechte Mitte zu finden verstand, muthig und glücklich ergriff und durchzuführen begann. Und wenn die Rettung Roms aus dieser höchsten Gefahr nicht das Verdienst eines Einzelnen ist, sondern der römischen Bürgerschaft insgemein und vorzugsweise dem Senat gebührt, so hat doch kein einzelner Mann bei dem gemeinsamen Bau mehr geschafft als Marcus Marcellus.

Vom Schlachtfeld hatte Hannibal sich nach Campanien

gewandt. Er kannte Rom besser als die naiven Leute, die in alter und neuer Zeit gemeint haben, dafs er mit einem Marsch auf die feindliche Hauptstadt den Kampf hätte entscheiden können. Die heutige Kriegskunst zwar entscheidet den Krieg auf dem Schlachtfeld; allein in der alten Zeit, wo der Angriffskrieg gegen die Festungen weit minder entwickelt war als das Vertheidigungssystem, zerschellte unzählige Male der vollständigste Erfolg im Felde an den Mauern der Hauptstädte. Rath und Bürgerschaft in Karthago waren weitaus nicht zu vergleichen mit Senat und Volk in Rom, Karthagos Gefahr nach Regulus erstem Feldzug unendlich dringender als die Roms nach der Schlacht bei Cannae; und Karthago hatte Stand gehalten und vollständig gesiegt. Mit welchem Schein konnte man meinen, dafs Rom jetzt dem Sieger die Schlüssel entgegentragen oder auch nur einen billigen Frieden annehmen werde? Statt also über solchen leeren Demonstrationen die möglichen und wichtigen Erfolge zu verscherzen oder die Zeit zu verlieren mit der Belagerung der paar tausend römischer Flüchtlinge in den Mauern von Canusium, hatte sich Hannibal sofort nach Capua begeben, bevor die Römer Besatzung hineinwerfen konnten, und hatte durch sein Anrücken die zweite Stadt Italiens nach langem Schwanken zum Uebertritt bestimmt. Er durfte hoffen von Capua aus sich eines der campanischen Häfen bemächtigen zu können, um dort die Verstärkungen an sich zu ziehen, welche seine grofsartigen Siege der Opposition daheim abgezwungen hatten. Als die Römer erfuhren, wohin Hannibal sich gewendet habe, sammelten sie die ihnen übrig gebliebenen Truppen auf dem rechten Ufer des Volturnus, während in Apulien nur eine schwache Abtheilung zurückblieb. Mit den zwei cannensischen Legionen marschirte Marcus Marcellus nach Teanum Sidicinum, wo er von Rom und Ostia die zunächst disponiblen Truppen an sich zog, und während der Dictator Marcus Junius mit der schleunigst neu gebildeten Hauptarmee langsam nachfolgte, ging Marcellus bis nach Casilinum vor an den Volturnus, um wo möglich Capua zu retten. Er fand dies indefs schon in der Gewalt des Feindes; dagegen waren dessen Versuche auf Neapel an dem muthigen Widerstand der Bürgerschaft gescheitert und die Römer konnten noch rechtzeitig in den wichtigen Hafenplatz eine Besatzung werfen. Ebenso treu hielten zu Rom die beiden andern gröfseren Küstenstädte, Cumae und Nuceria. In Nola schwankte der Kampf zwischen

der Volks- und der Senatspartei wegen des Anschlusses an die Punier oder an die Römer. Benachrichtigt, dafs die erstere die Oberhand gewinne, ging Marcellus bei Caiatia über den Fluſs und an den Höhen von Suessula hin um die feindliche Armee herum marschirend, erreichte er Nola früh genug um es gegen die äuſseren und die inneren Feinde zu behaupten, ja bei einem Ausfall schlug er Hannibal selber mit namhaftem Verlust zurück; ein Erfolg, der als die erste Niederlage, die Hannibal erlitten, moralisch von weit gröſserer Bedeutung war als durch seine materiellen Resultate. Zwar wurden in Campanien Nuceria, Acerrae und nach einer hartnäckigen bis ins folgende Jahr (539) sich hinziehenden Belagerung auch der Schlüssel der Volturnuslinie, Casilinum von Hannibal erobert und über die Senate dieser Städte, die zu Rom gehalten hatten, die schwersten Blutgerichte verhängt. Aber das Entsetzen macht schlechte Propaganda; es gelang den Römern mit verhältnifsmäfsig geringer Einbuſse den gefährlichen Moment der ersten Schwäche zu überwinden. Der Krieg kam in Campanien zum Stehen, bis der Winter einbrach und Hannibal in Capua Quartier nahm, durch dessen Ueppigkeit seine seit drei Jahren nicht unter Dach gekommenen Truppen keineswegs gewannen. Im nächsten Jahre (539) erhielt der Krieg schon ein ganz anderes Aussehen. Die beiden im vorjährigen Feldzug erprobten Feldherrn, Marcus Marcellus, der Retter von Nola, und Tiberius Sempronius Gracchus, der sich als Reiterführer des Dictators ausgezeichnet hatte, ferner der alte Quintus Fabius Maximus traten, Marcellus als Proconsul, die beiden andern als Consuln, an die Spitze der drei römischen Heere, welche bestimmt waren Capua und Hannibal zu umringen; Marcellus auf Nola und Suessula gestützt, Maximus am rechten Ufer des Volturnus bei Cales sich aufstellend, Gracchus an der Küste, wo er Neapel und Cumae deckend bei Liternum Stellung nahm. Die Campaner, welche nach Hamae drei Miglien von Cumae ausrückten um die Cumaner zu überrumpeln, wurden von Gracchus nachdrücklich geschlagen; Hannibal, der, um die Scharte auszuwetzen, vor Cumae erschienen war, zog selbst in einem Gefecht den Kürzern, und kehrte, da die von ihm angebotene Hauptschlacht verweigert ward, unmuthig nach Capua zurück. Während so die Römer in Campanien nicht blofs behaupteten was sie besafsen, sondern auch Combulteria und andere kleinere Plätze wieder gewannen, erschollen von Hannibals östlichen Verbündeten laute Klagen. Ein römisches

Heer unter dem Praetor Marcus Valerius hatte bei Luceria sich aufgestellt, theils um in Gemeinschaft mit der römischen Flotte die Ostküste und die Bewegungen der Makedonier zu beobachten, theils um in Verbindung mit der Armee von Nola die aufständischen Samniten, Lucaner und Hirpiner zu brandschatzen. Um diesen Luft zu machen wandte Hannibal zunächst sich gegen seinen thätigsten Gegner Marcus Marcellus; allein derselbe erfocht unter den Mauern von Nola einen nicht unbedeutenden Sieg über die punische Armee. Nach dem Fehlschlagen dieser Diversion machte das punische Heer, um den Fortschritten des feindlichen Heeres in Apulien unmittelbar zu steuern, sich von Campanien nach Arpi auf den Weg; ihm folgte Tiberius Gracchus mit seinem Corps, während die beiden andern römischen Heere in Campanien sich anschickten mit dem nächsten Frühjahr zum Angriff auf Capua überzugehen.

Hannibals klaren Blick hatten die Siege nicht geblendet. Es ward immer deutlicher, dafs er so nicht zum Ziele kam. Jene raschen Märsche, jenes fast abenteuerliche Hin- und Herwerfen des Krieges, denen Hannibal im Wesentlichen seine Erfolge verdankte, waren zu Ende, der Feind gewitzigt, weitere Unternehmungen durch die unumgängliche Vertheidigung des Gewonnenen selbst fast unmöglich gemacht. An die Offensive liefs sich nicht denken, die Defensive war schwierig und drohte jährlich es mehr zu werden; er konnte es sich nicht verleugnen, dafs die zweite Hälfte seines grofsen Tagwerks, die Unterwerfung der Latiner und die Eroberung Roms, nicht mit seinen und der italischen Bundesgenossen Kräften allein beendigt werden konnte. Die Vollendung stand bei dem Rath von Karthago, bei dem Hauptquartier in Cartagena, bei den Höfen von Pella und Syrakus. Wenn in Africa, Spanien, Sicilien, Makedonien jetzt alle Kräfte gemeinschaftlich angestrengt wurden gegen den gemeinschaftlichen Feind; wenn Unteritalien der grofse Sammelplatz ward für die Heere und Flotten von Westen, Süden und Osten, so konnte er hoffen glücklich zu Ende zu führen, was die Virtut unter seiner Leitung so glänzend begonnen hatte. Das Natürlichste und Leichteste wäre gewesen ihm von daheim solche Unterstützung zuzusenden, wie der karthagische Staat, der vom Kriege fast unberührt geblieben und von einer auf eigene Rechnung und Gefahr handelnden kleinen Zahl entschlossener Patrioten aus tiefem Verfall dem vollen Sieg so nahe geführt war, sie aufzubieten vermochte. Dafs es möglich gewesen wäre eine

punische Flotte von jeder beliebigen Stärke bei Lokri oder Kroton landen zu lassen, zumal so lange als der Hafen von Syrakus karthagisch war und durch Makedonien die brundisinische Flotte in Schach gehalten ward, beweist die ungehinderte Landung von 4000 Africanern, die Bomilkar dem Hannibal um diese Zeit von Karthago zuführte, in Lokri, und mehr noch Hannibals ungestörte Ueberfahrt, als schon jenes alles verloren gegangen war. Allein nachdem der erste Eindruck des Sieges von Cannae sich verwischt hatte, wies die karthagische Friedenspartei, die zu allen Zeiten bereit war den Sturz der politischen Gegner mit dem des Vaterlandes zu erkaufen und die in der Kurzsichtigkeit und Lässigkeit der Bürgerschaft treue Verbündete fand, die Bitten des Feldherrn um nachdrücklichere Unterstützung ab mit der halb einfältigen, halb perfiden Antwort, dafs er ja keine Hülfe brauche, wofern er wirklich Sieger sei, und half so nicht viel weniger als der römische Senat Rom erretten. Hannibal, im Lager erzogen und dem städtischen Parteigetreibe fremd, fand keinen Volksführer, auf den er sich hätte stützen können wie sein Vater auf Hasdrubal, und mufste zur Rettung der Heimath die Mittel, die diese selbst in reicher Fülle besafs, im Ausland suchen. — Hier durfte er, und wenigstens mit mehr Aussicht auf Erfolg, rechnen auf die Führer des spanischen Patriotenheers, auf die in Syrakus angeknüpften Verbindungen und auf Philippos Intervention. Es kam alles darauf an von Spanien, Syrakus oder Makedonien neue Streitkräfte gegen Rom auf den italischen Kampfplatz zu führen; und zu diesem Ende sind die Kriege in Spanien, Sicilien und Griechenland geführt worden. Sie sind alle nur Mittel zum Zweck und sehr mit Unrecht hat man oft sie höher angeschlagen. Für die Römer sind es wesentlich Defensivkriege, deren eigentliche Aufgabe ist die Pyrenäenpässe zu behaupten, die makedonische Armee in Griechenland festzuhalten, Messana zu vertheidigen und die Verbindung zwischen Italien und Sicilien zu sperren; es versteht sich, dafs diese Defensive wo möglich offensiv geführt wird und im günstigen Fall sich entwickelt zur Verdrängung der Punier aus Spanien und Sicilien und zur Sprengung der Bündnisse Hannibals mit Syrakus und mit Philippos. Der italische Krieg an sich zwar tritt zunächst in den Hintergrund und löst sich auf in Festungskämpfe und Razzias, die in der Hauptsache nicht entscheiden. Allein Italien bleibt dennoch, so lange die Punier überhaupt die Offensive festhalten, stets

des Ziel aller Operationen, und alle Anstrengung wie alles Interesse knüpft sich daran die Isolirung Hannibals im südlichen Italien aufzuheben oder zu verewigen.

Wäre es möglich gewesen unmittelbar nach der cannensischen Schlacht alle die Hülfsmittel heranzuziehen, auf die Hannibal sich Rechnung machen durfte, so konnte er des Erfolgs ziemlich gewifs sein. Allein in Spanien war Hasdrubals Lage eben damals nach der Schlacht am Ebro so bedenklich, dafs die Anstrengungen an Geld und Mannschaft, zu denen der cannensische Sieg die karthagische Bürgerschaft angespannt hatte, gröfstentheils für Spanien verwendet wurden, ohne dafs die Lage der Dinge dort dadurch besser geworden wäre. Die Scipionen verlegten den Kriegsschauplatz im folgenden Feldzug (539) vom Ebro an den Guadalquivir und erfochten in Andalusien, mitten im eigentlich karthagischen Gebiet, bei Illiturgi und Intibili zwei glänzende Siege. In Sardinien mit den Eingebornen angeknüpfte Verbindungen liefsen die Karthager hoffen, dafs sie sich der Insel würden bemächtigen können, die als Zwischenstation zwischen Spanien und Italien von Wichtigkeit gewesen wäre. Indefs Titus Manlius Torquatus, der mit einem römischen Heer nach Sardinien gesendet ward, vernichtete die karthagische Landungsarmee vollständig und sicherte den Römern aufs neue den unbestrittenen Besitz der Insel (539). Die nach Sicilien geschickten cannensischen Legionen behaupteten im Norden und Osten der Insel sich muthig und glücklich gegen die Karthager und Hieronymos, welcher letztere schon gegen Ende des Jahres 539 von Mörderhand seinen Tod fand. Selbst mit Makedonien verzögerte sich die Ratification des Bündnisses, hauptsächlich weil die makedonischen an Hannibal gesendeten Boten auf der Rückreise von den römischen Kriegsschiffen aufgefangen wurden. So unterblieb vorläufig die gefürchtete Invasion an der Ostküste und die Römer gewannen Zeit die wichtigste Station Brundisium zuerst mit der Flotte, alsdann auch mit dem vor der Ankunft des Gracchus zur Deckung von Apulien verwendeten Landheer zu sichern und für den Fall der Kriegserklärung selbst einen Einfall in Makedonien vorzubereiten. Während also in Italien der Kampf zum Stehen und Stocken kam, war aufserhalb Italien karthagischer Seits nichts geschehen, was eine baldige Landung neuer Heere oder Flotten in Italien gefördert hätte. Römischer Seits hatte man sich dagegen mit der gröfsten Energie überall in Vertheidigungs-

zustand gesetzt und in dieser Abwehr da, wo Hannibals Genie fehlte, gröfstentheils mit Erfolg gefochten. Darüber verrauchte der kurzlebige Patriotismus, den der cannensische Sieg in Karthago erweckt hatte; die nicht unbedeutenden Anstrengungen, die man gemacht hatte, waren, sei es durch factiöse Opposition, sei es blofs durch ungeschickte Ausgleichung der verschiedenen im Rath laut gewordenen Meinungen, so zersplittert worden, dafs sie nirgends wesentlich gefördert hatten und da, wo sie am nützlichsten gewesen wären, eben der kleinste Theil hinkam. Am Ende des Jahres 539 durfte auch der besonnene römische Staatsmann sich sagen, dafs die dringende Gefahr vorüber sei und es nur darauf ankomme mit Anspannung aller Kräfte auf sämmtlichen Puncten auszuharren in der heldenmüthig begonnenen Gegenwehr, um sie zum glücklichen Ende zu führen.

Am ersten ging der Krieg in Sicilien zu Ende. Es hatte nicht zunächst in Hannibals Plan gelegen auf der Insel einen Kampf anzuspinnen, sondern halb zufällig, hauptsächlich durch die knabenhafte Eitelkeit des unverständigen Hieronymos war hier ein Landkrieg ausgebrochen, der ohne Zweifel eben aus diesem Grunde vom karthagischen Rath mit besonderem Eifer geführt ward. Nachdem Hieronymos zu Ende 539 getödtet war, schien es mehr als zweifelhaft, ob die Bürgerschaft bei der von ihm befolgten Politik verbleiben werde. Wenn irgend eine Stadt hatte Syrakus alle Ursache an Rom festzuhalten, da der Sieg der Karthager über die Römer trotz aller Versprechen und Verträge unzweifelhaft jenen wenigstens die Herrschaft über ganz Sicilien geben mufste. Theils hiedurch bewogen, theils geschreckt durch die drohenden Anstalten der Römer, die alles aufboten um die wichtige Insel, die Brücke zwischen Italien und Africa wieder vollständig in ihre Gewalt zu bringen, und jetzt für den Feldzug 540 ihren besten Feldherrn, den Marcus Marcellus nach Sicilien gesandt hatten, zeigte die syrakusanische Bürgerschaft sich geneigt durch rechtzeitige Rückkehr zum römischen Bündnifs das Geschehene vergessen zu machen. Allein bei der entsetzlichen Verwirrung in der Stadt, wo nach Hieronymos Tode die Versuche zur Wiederherstellung der alten Volksfreiheit und die Handstreiche der zahlreichen Prätendenten auf den erledigten Thron wild durch einander wogten, die fremden Hauptleute der Söldnerschaaren aber die eigentlichen Herren der Stadt waren, fanden Hannibals gewandte Emissäre Hippokrates und Epi-

kydes Gelegenheit die Friedensversuche zu vereiteln. Durch den Namen der Freiheit regten sie die Masse auf; die nur zu gegründete Schilderung von der fürchterlichen Bestrafung, die den so eben wieder unterworfenen Leontinern von den Römern zu Theil geworden war, erweckte auch in dem bessern Theil der Bürgerschaft den Zweifel, ob es nicht zu spät sei um das alte Verhältnifs mit Rom wieder herzustellen; unter den Söldnern endlich wurden die zahlreichen römischen Ueberläufer, meistens durchgegangene Ruderer von der Flotte, leicht überzeugt, dafs der Friede der Bürgerschaft mit Rom ihr Todesurtheil sei. So wurden die Vorsteher der Bürgerschaft erschlagen, der Waffenstillstand gebrochen und Hippokrates und Epikydes übernahmen das Regiment der Stadt. Es blieb dem Consul nichts übrig als zur Belagerung zu schreiten; indefs die geschickte Leitung der Vertheidigung, bei der namentlich der als gelehrter Mathematiker berühmte syrakusanische Ingenieur Archimedes sich hervorthat, zwang die Römer nach achtmonatlicher Belagerung dieselbe in eine Blokade zu Wasser und zu Lande umzuwandeln. Mittlerweile war auch von Karthago aus, das bisher nur mit seinen Flotten die Syrakusaner unterstützt hatte, auf die Nachricht von der abermaligen Schilderhebung derselben gegen die Römer ein starkes Landheer unter Himilko nach Sicilien gesendet worden, das ungehindert bei Herakleia Minoa landete und sofort die wichtige Stadt Akragas besetzte. Um dem Himilko die Hand zu reichen, rückte der kühne und fähige Hippokrates aus Syrakus mit einer Armee aus; Marcellus Lage zwischen der Besatzung von Syrakus und den beiden feindlichen Heeren fing an bedenklich zu werden. Indefs mit Hülfe einiger Verstärkungen, die von Italien eintrafen, behauptete er seine Stellung auf der Insel und setzte die Blokade von Syrakus fort. Dagegen trieb mehr noch als die feindlichen Armeen die fürchterliche Strenge, mit der die Römer auf der Insel verfuhren, namentlich die Niedermetzelung der des Abfalls verdächtigen Bürgerschaft von Enna durch die römische Besatzung daselbst, den gröfsten Theil der kleinen Landstädte den Karthagern in die Arme. Im Jahre 542 gelang es Marcellus in die syrakusanischen Vorstädte einzudringen, die von der Insel und der eigentlichen Stadt am Strande (Achradina) sich gegen das innere Land hin erstreckten; während eines Festes in der Stadt erstiegen die Römer einen von den Wachen verlassenen Theil der weitläuftigen Aufsen-

mauern. Die Festung Euryalos, die am äufsersten westlichen Ende der Vorstädte gelegen diese und die vom Binnenland nach Syrakus führende Hauptstrafse sicherte, war hiemit abgeschnitten und fiel nicht lange nachher. Als so die Belagerung der Stadt eine den Römern günstige Wendung zu nehmen begann, rückten die beiden Heere unter Himilko und Hippokrates zum Ersatz heran und versuchten einen gleichzeitigen überdies noch mit einem Landungsversuch der karthagischen Flotte und einem Ausfall der syrakusanischen Besatzung combinirten Angriff auf die römischen Stellungen; allein er ward allerseits abgeschlagen und die beiden Entsatzheere mufsten sich begnügen vor der Stadt ihr Lager aufzuschlagen, in den sumpfigen Niederungen des Anapos, die im Hochsommer und im Herbst dem darin Verweilenden tödtliche Seuchen erzeugen. Oft hatten diese die Stadt gerettet, öfter als die Tapferkeit der Bürger; zwei punische Heere, damals die Stadt belagernd, waren zu den Zeiten des ersten Dionys unter den Mauern der Stadt durch diese Seuchen vernichtet worden. Jetzt wendete der Stadt die eigene Schutzwehr das Schicksal zum Verderben; während Marcellus Heer in den Vorstädten einquartiert nur wenig litt, verödeten die Fieber die punischen und die syrakusanischen Bivouacs. Hippokrates starb, desgleichen Himilko und die meisten Punier; die Ueberbleibsel der beiden Heere, gröfstentheils eingeborne Siculer, verliefen sich in die benachbarten Städte. Noch machten die Karthager einen Versuch die Stadt durch eine Flotte zu retten; allein ihr Admiral Bomilkar entwich, als ihm der Feind die Seeschlacht anbot. Nun gab selbst Epikydes, der in der Stadt befehligte, dieselbe verloren und entrann nach Akragas. Gern hätte Syrakus sich den Römern ergeben; die Verhandlungen hatten schon begonnen. Allein zum zweiten Mal scheiterten sie an den Ueberläufern; in einer abermaligen Meuterei der Soldaten wurden die Vorsteher der Bürgerschaft und eine Anzahl angesehener Bürger erschlagen und das Regiment und die Vertheidigung der Stadt von den fremden Truppen ihren Hauptleuten übertragen. Nun knüpfte Marcellus mit einem von diesen eine Unterhandlung an, die ihm den einen der beiden noch freien Stadttheile, die Insel in die Hände lieferte; worauf die Bürgerschaft ihm freiwillig auch die Thore von Achradina aufthat (Herbst 542). Wenn irgendwo hätte gegen diese Stadt, die offenbar nicht in ihrer eigenen Gewalt gewesen war und mehrfach die ernstlichsten

Versuche gemacht hatte sich der Tyrannei des fremden Militärs zu entziehen, selbst nach den nicht löblichen Grundsätzen des römischen Staatsrechts über die Behandlung bundbrüchiger Gemeinden Gnade eintreten können. Allein nicht blofs befleckte Marcellus seine Kriegerehre durch die Gestattung einer allgemeinen Plünderung der reichen Kaufstadt, bei der mit zahlreichen anderen Bürgern auch Archimedes den Tod fand, sondern auch der römische Senat hatte kein Ohr für die verspäteten Beschwerden der Syrakusaner über den gefeierten Feldherrn und gab weder den Einzelnen die Beute zurück noch der Stadt ihre Freiheit. — Sicilien schien damit für die Karthager verloren; allein Hannibals Genie war auch hier in der Ferne thätig. Er sandte zu dem karthagischen Heer, das unter Hanno und Epikydes rath- und thatlos bei Akragas stand, einen libyschen Reiteroffizier, den Mutines, der den Befehl der numidischen Reiterei übernahm und mit seinen flüchtigen Schaaren, den bittern Hafs, den die römische Zwingherrschaft auf der ganzen Insel gesäet hatte, zu offener Flamme anfachend, einen Guerillakrieg in der weitesten Ausdehnung und mit dem glücklichsten Erfolg begann, ja sogar, als am Himerafluss die karthagische und die römische Armee auf einander trafen, gegen Marcellus selbst mit Glück einige Gefechte bestand. Indefs das Verhältnifs, das zwischen Hannibal und dem karthagischen Rath obwaltete, wiederholte hier sich im Kleinen. Der vom Rath bestellte Feldherr verfolgte mit eifersüchtigem Neid den von Hannibal gesandten Offizier und bestand darauf dem Proconsul eine Schlacht zu liefern ohne Mutines und die Numidier. Hannos Wille geschah und er ward vollständig geschlagen. Mutines liefs sich dadurch nicht irren; er behauptete sich im Innern des Landes, besetzte mehrere kleine Städte und konnte, da von Karthago nicht unbeträchtliche Verstärkungen ihm zukamen, seine Operationen allmählich ausdehnen. Seine Erfolge waren so glänzend, dafs endlich der Oberfeldherr, da er den Reiteroffizier nicht anders hindern konnte ihn zu verdunkeln, demselben kurzweg das Commando über die leichte Reiterei abnahm und es seinem Sohn übertrug. Der Numidier, der nun seit zwei Jahren seinen punischen Herren die Insel erhalten hatte, fand hiemit das Mafs seiner Geduld erschöpft; er und seine Reiter, die dem jüngeren Hanno zu folgen sich weigerten, traten in Unterhandlung mit dem römischen Feldherrn Marcus Valerius Laevinus und lieferten ihm Akragas aus. Hanno entwich in einem

Nachen und ging nach Karthago um den schändlichen Vaterlandsverrath des hannibalischen Offiziers den Seinen zu berichten; die punische Besatzung in der Stadt ward niedergemacht und die Bürgerschaft in die Sclaverei verkauft (544). Zur Sicherung der Insel vor ähnlichen Ueberfällen, wie die Landung von 540 gewesen war, erhielt die Stadt eine römische Colonie; die alte herrliche Akragas ward zur römischen Festung Agrigentum. Nachdem also ganz Sicilien unterworfen war, ward römischer Seits dafür gesorgt, dafs einige Ruhe und Ordnung auf die zerrüttete Insel zurückkehre. Man trieb das Räubergesindel, das im Innern hauste, in Masse zusammen und schaffte es hinüber nach Italien, um von Rhegion aus in Hannibals Bundesgenossengebiet zu sengen und zu brennen; die Regierung that ihr Möglichstes um den gänzlich darniederliegenden Ackerbau wieder auf der Insel in Aufnahme zu bringen. Im karthagischen Rath war wohl noch öfter die Rede davon eine Flotte nach Sicilien zu senden und den Krieg dort zu erneuern; allein es blieb bei Entwürfen.

Entscheidender als Syrakus hätte Makedonien in den Gang der Ereignisse eingreifen können. Von den östlichen Mächten war für den Augenblick weder Förderung noch Hinderung zu erwarten. Antiochos der Grofse, Philippos natürlicher Bundesgenosse, hatte nach dem entscheidenden Siege der Aegypter bei Raphia 537 sich glücklich schätzen müssen von dem schlaffen Philopator Frieden auf Basis des Status quo ante zu erhalten; theils die Rivalität der Lagiden und der stets drohende Wiederausbruch des Krieges, theils Prätendentenaufstände im Innern und Unternehmungen aller Art in Kleinasien, Baktrien und den östlichen Satrapien hinderten ihn jener grofsen antirömischen Allianz sich anzuschliefsen, wie Hannibal sie im Sinn trug. Der ägyptische Hof stand entschieden auf der Seite Roms, mit dem er das Bündnifs 544 erneuerte; allein es war von Ptolemaeos Philopator nicht zu erwarten, dafs er Rom anders als durch Kornschiffe unterstützen werde. In den grofsen italischen Kampf ein entscheidendes Gewicht zu werfen waren somit Makedonien und Griechenland durch nichts gehindert als durch die eigene Zwietracht; sie konnten den hellenischen Namen retten, wenn sie es über sich gewannen nur für wenige Jahre zusammenzustehen gegen den gemeinschaftlichen Feind. Wohl gingen solche Stimmungen durch Griechenland. Des Agelaos von Naupaktos prophetisches Wort, dafs er fürchte, es möge mit

den Kampfspielen, die jetzt die Hellenen unter sich aufführten, demnächst vorbei sein; seine ernste Mahnung nach Westen die Blicke zu richten und nicht zuzulassen, dafs eine stärkere Macht allen Parteien den Frieden des gleichen Joches bringe — diese Reden hatten wesentlich dazu beigetragen den Frieden zwischen Philippos und den Aetolern herbeizuführen (537) und für dessen Tendenz bezeichnend war es, dafs der aetolische Bund sofort eben den Agelaos zu seinem Strategen ernannte. Der nationale Patriotismus regte sich in Griechenland wie in Karthago; einen Augenblick schien es möglich einen hellenischen Volkskrieg gegen Rom zu entfachen. Allein der Feldherr eines solchen Heerzugs konnte nur Philippos von Makedonien sein und ihm fehlte die Begeisterung und der Glaube an die Nation, womit ein solcher Krieg allein geführt werden konnte. Er verstand die schwierige Aufgabe nicht sich aus dem Unterdrücker in den Vorfechter Griechenlands umzuwandeln. Schon sein Zaudern bei dem Abschlufs des Bündnisses mit Hannibal verdarb den ersten und besten Eifer der griechischen Patrioten und die Art der Kriegführung war noch weniger geeignet Sympathie und Zuversicht zu erwecken. Gleich der erste Versuch, der schon im Jahre der cannensischen Schlacht (538) gemacht ward sich der Stadt Apollonia zu bemächtigen, scheiterte in einer fast lächerlichen Weise, indem Philippos schleunigst umkehrte auf das gänzlich unbegründete Gerücht, dafs eine römische Flotte in das adriatische Meer steuere. Dies geschah noch ehe es zum förmlichen Bruch mit Rom kam; als dieser endlich erfolgt war, erwartete Freund und Feind eine makedonische Landung in Unteritalien. Seit 539 standen bei Brundisium eine römische Flotte und ein römisches Heer um derselben zu begegnen; Philippos, der ohne Kriegsschiffe war, zimmerte an einer Flotille von leichten illyrischen Barken um sein Heer hinüberzuführen. Allein als es Ernst werden sollte, entsank ihm der Muth den gefürchteten Fünfeckern zur See zu begegnen; er brach das seinem Bundesgenossen Hannibal gegebene Versprechen einen Landungsversuch zu machen und um doch etwas zu thun, entschlofs er sich auf seinen Theil der Beute, die römischen Besitzungen in Epeiros einen Angriff zu machen (540). Im besten Falle wäre dabei nichts herausgekommen; allein die Römer, die wohl wufsten, dafs die offensive Deckung vorzüglicher ist als die defensive, begnügten sich keineswegs, wie Philippos gehofft haben mochte, dem Angriff vom andern Ufer her zuzusehen. Die römische Flotte führte

eine Heerabtheilung von Brundisium nach Epeiros; Orikon ward dem König wieder abgenommen, nach Apollonia Besatzung geworfen und das makedonische Lager erstürmt, worauf Philippos vom halben Thun zur völligen Unthätigkeit überging und trotz aller Beschwerden Hannibals, der umsonst solche Lahmheit und Kurzsichtigkeit durch sein Feuer und seine Klarheit zum Handeln zu spornen versuchte, einige Jahre in thatenlosem Kriegszustand verstreichen liefs. Erst der Fall von Tarent (542), wodurch Hannibal einen vortrefflichen Hafen an denjenigen Küsten gewann, die zunächst sich zur Landung eines makedonischen Heeres eigneten, veranlafste die Römer den Schlag von weitem zu pariren und den Makedonern daheim so viel zu schaffen zu machen, dafs sie an einen Versuch auf Italien nicht denken könnten. In Griechenland war der nationale Aufschwung natürlich längst verraucht; mit Hülfe der alten Opposition gegen Makedonien und der neuen Unvorsichtigkeiten und Ungerechtigkeiten, die Philippos sich hatte zu Schulden kommen lassen, fiel es dem römischen Admiral Laevinus nicht schwer gegen Makedonien eine Coalition der Mittel- und Kleinmächte unter römischem Schutz zu Stande zu bringen. An der Spitze derselben standen die Aetoler, auf deren Landtag Laevinus selber erschienen war und sie durch die Zusicherung des seit langem von den Aetolern begehrten akarnanischen Gebietes gewonnen hatte. Sie schlossen mit Rom den ehrbaren Vertrag die übrigen Hellenen auf gemeinschaftliche Rechnung zu plündern an Land und Leuten, so dafs das Land den Aetolern, die Leute und die fahrende Habe den Römern gehören sollten. Ihnen schlossen sich im eigentlichen Griechenland die antimakedonisch oder vielmehr zunächst antiachaeisch gesinnten Staaten an: in Attika Athen, im Peloponnes Elis und Messene, besonders aber Sparta, dessen altersschwache Verfassung eben um diese Zeit ein dreister Soldat Machanidas über den Haufen geworfen hatte, um unter dem Namen des unmündigen Königs Pelops selbst despotisch zu regieren und ein auf gedungene Söldnerschaaren gestütztes Abenteurerregiment zu begründen. Es traten ferner hinzu die ewigen Gegner Makedoniens, die Häuptlinge der halb wilden thrakischen und illyrischen Stämme und endlich König Attalos von Pergamon, der in dem Ruin der beiden griechischen Grofsstaaten, die ihn einschlossen, den eigenen Vortheil mit Einsicht und Energie verfolgte und scharfsichtig genug war sich der römischen Clientel schon jetzt anzu-

schliefsen, wo seine Theilnahme noch etwas werth war. Es ist weder erfreulich noch nothwendig den Wechselfällen dieses ziellosen Kampfes zu folgen. Philippos, obwohl jedem einzelnen seiner Gegner überlegen und nach allen Seiten hin mit Energie und persönlicher Tapferkeit die Angriffe zurückweisend, rieb sich dennoch auf in dieser heillosen Defensive. Bald galt es sich gegen die Aetoler zu wenden, die in Gemeinschaft mit der römischen Flotte die unglücklichen Akarnanen vernichteten und Lokris und Thessalien bedrohten; bald rief ihn ein Einfall der Barbaren in die nördlichen Landschaften; bald sandten die Achaeer um Hülfe gegen die aetolischen und spartanischen Raubzüge; bald bedrohten die Kriegsschiffe von Pergamon und Rom die östliche Küste oder setzten Truppen ans Land in Euboea. Der Mangel einer Kriegsflotte lähmte Philippos in allen seinen Bewegungen; es kam so weit, dafs er von seinem Bundesgenossen Prusias in Bithynien, ja von Hannibal Kriegsschiffe erbat. Erst gegen das Ende des Krieges entschlofs er sich zu dem, womit er hätte anfangen müssen, hundert Kriegsschiffe bauen zu lassen, von denen indefs kein Gebrauch mehr gemacht ward, wenn überhaupt der Befehl zur Ausführung kam. Alle, die Griechenlands Lage begriffen und ein Herz dafür hatten, bedauerten den unseligen Krieg, in dem Griechenlands letzte Kräfte sich selbst zerfleischten und der Wohlstand des Landes zu Grunde ging. Wiederholt hatten die Handelsstaaten Rhodos, Chios, Mytilene, Byzanz, Athen, ja selbst Aegypten versucht zu vermitteln. Selbst von den Aetolern, auf die es unter den römischen Alliirten hauptsächlich ankam, gingen allmählich manchem die Augen auf über die ehrlose und verderbliche Rolle, zu der sie das römische Bündnifs verurtheilte; es ging ein Schrei der Empörung durch die ganze griechische Nation, als die Aetoler in Gemeinschaft mit den Römern hellenische Bürgerschaften, wie die von Antikyra, Oreos, Dyme, Aegina, in Masse in die Sclaverei verkauften. Allein die Aetoler waren schon nicht mehr frei; sie wagten viel, wenn sie auf eigene Hand mit Philippos Frieden schlossen und fanden die Römer keineswegs geneigt, zumal bei der günstigen Wendung der Dinge in Spanien und Italien, von einem Kriege abzustehen, den sie ihrerseits blofs mit einigen Schiffen führten und dessen Last und Nachtheil wesentlich auf die Aetoler fiel. Diese sahen sich hart bedrängt, besonders seit der kleine König der Athamanen von Philippos gewonnen worden und dadurch das innere Aetolien

den makedonischen Einfällen geöffnet worden war. Endlich entschlossen die Aetoler sich den vermittelnden Städten Gehör zu geben und trotz der Gegenbestrebungen der Römer kam im Winter 548/9 ein Friede zwischen den griechischen Mächten zu Stande. Die Aetoler hatten einen übermächtigen Bundesgenossen in einen gefährlichen Feind verwandelt; indefs es schien dem römischen Senat, der eben damals alle Kräfte des erschöpften Staates zu der entscheidenden africanischen Expedition aufbot, nicht der geeignete Augenblick den Bruch des Bündnisses zu ahnden. Selbst den Krieg mit Philippos, der nach dem Rücktritt der Aetoler neue Anstrengungen von den Römern selbst gefordert haben würde, schien es zweckmäfsiger durch einen Frieden zu beendigen, durch den Rom mit Ausnahme des werthlosen atintanischen Gebiets seine sämmtlichen Besitzungen in Epeiros behielt. Unter den Umständen mufste Philippos sich glücklich schätzen so günstige Bedingungen zu erhalten; allein es war damit ausgesprochen, was sich freilich nicht länger verbergen liefs, dafs all das unsägliche Elend, welches die zehn Jahre eines mit widerwärtiger Unmenschlichkeit geführten Krieges über Griechenland gebracht hatten, nutzlos erduldet, und dafs die grofsartige und richtige Combination, die Hannibal entworfen und ganz Griechenland einen Augenblick getheilt hatte, unwiederbringlich gescheitert war.

In Spanien, wo der Geist Hamilkars und Hannibals mächtig war, war der Kampf ernster. Er bewegt sich in seltsamen Wechselfällen, wie die eigenthümliche Beschaffenheit des Landes und Sitte des Volkes sie mit sich bringen. Die Bauern und Hirten, die in dem schönen Ebrothal und dem üppig fruchtbaren Andalusien wie in dem rauhen von zahlreichen Waldgebirgen durchschnittenen Hochland zwischen jenem und diesem wohnten, waren eben so leicht als bewaffneter Landsturm zusammenzutreiben, wie sie schwer gegen den Feind sich führen und überhaupt nur sich zusammenhalten liefsen. Die Städter waren ebensowenig zu festem und gemeinschaftlichem Handeln zu vereinigen, so hartnäckig jede einzelne Bürgerschaft hinter ihren Wällen dem Dränger Trotz bot. Sie alle scheinen zwischen den Römern und den Karthagern wenig Unterschied gemacht zu haben; ob die lästigen Gäste, die sich im Ebrothal, oder die, welche am Guadalquivir sich festgesetzt hatten, ein gröfseres oder kleineres Stück der Halbinsel besafsen, mag den Eingebornen ziemlich

gleichgültig gewesen sein, weshalb von der eigenthümlich spanischen Zähigkeit im Parteinehmen mit einzelnen Ausnahmen, wie Sagunt auf römischer, Astapa auf karthagischer Seite, in diesem Kriege wenig hervortritt. Dennoch ward der Krieg von beiden Seiten, da weder die Römer noch die Africaner hinreichende eigene Mannschaft mit sich geführt hatten, nothwendig zum Propagandakrieg, in dem selten festgegründete Anhänglichkeit, gewöhnlich Furcht, Geld oder Zufall entschied, und der, wenn er zu Ende schien, sich in einen endlosen Festungs- und Guerillakrieg auflöste um bald aus der Asche wieder aufzulodern. Die Armeen wechseln wie die Dünen am Strand; wo gestern ein Berg stand, findet man heute seine Spur nicht mehr. Doch ist im Allgemeinen das Uebergewicht auf Seiten der Römer, theils durch die glückliche Wahl ihrer Führer, theils durch den stärkeren Kern mitgebrachter zuverlässiger Truppen. Bei unserer sehr unvollkommenen und namentlich in der Zeitrechnung tiefzerrütteten Ueberlieferung ist es indefs nicht wohl möglich von einem also geführten Kriege eine befriedigende Darstellung zu geben. — Die beiden Statthalter der Römer auf der Halbinsel Gnaeus und Publius Scipio, beide, namentlich Gnaeus gute Generale und vortreffliche Verwalter, vollzogen ihre Aufgabe mit dem glänzendsten Erfolg. Nicht blofs war der Riegel der Pyrenäen durchstehend behauptet und der Versuch die gesprengte Landverbindung zwischen dem feindlichen Oberfeldherrn und seinem Hauptquartier wieder herzustellen blutig zurückgewiesen worden, sondern es hatten auch die römischen Heere schon 539 in Andalusien mit Glück gefochten. Der Zug dorthin ward das Jahr darauf (540) mit noch gröfserem Erfolg wiederholt; die Römer trugen ihre Waffen fast bis zu den Säulen des Hercules, breiteten ihre Clientel im südlichen Spanien aus und sicherten endlich durch die Wiedergewinnung und Wiederherstellung von Sagunt sich eine wichtige Station auf der Linie vom Ebro nach Cartagena, indem sie zugleich eine alte Schuld der Nation so weit möglich bezahlten. Während so die Karthager sich in Spanien bedrängt sahen, wufsten ihnen die Römer im westlichen Africa selbst einen gefährlichen Feind zu erwecken. Von den beiden mächtigen westafricanischen Fürsten, Gala, der das Gebiet gegen Karthago zu, und Syphax, der das gegen das atlantische Meer hin beherrschte, trat der letztere mit den Scipionen in Verbindung (um 541). Wäre es möglich gewesen ein römisches

Heer ihm zuzuführen, so hätte man grofse Erfolge hoffen dürfen; allein in Italien konnte man eben damals keinen Mann entbehren und das spanische Heer war zu schwach um sich zu theilen. Indefs schon Syphax eigene Truppen, geschult und geführt von römischen Offizieren, erregten unter den libyschen Unterthanen Karthagos so ernstliche Gährung, dafs der stellvertretende Obercommandant von Spanien und Africa Hasdrubal Barkas selbst mit dem Kern der spanischen Truppen nach Africa ging. Es ist von diesem libyschen Krieg wenig mehr überliefert als die Erzählung der grausamen Rache, die Karthago wie es pflegte an den Aufständischen nahm, nachdem der Nebenbuhler des Syphax Gala sich für Karthago erklärt und durch seinen tapfern Sohn Massinissa den Syphax geschlagen und zum Frieden genöthigt hatte. Hasdrubal konnte abermals nach Spanien sich wenden (543), wohin ihm beträchtliche Verstärkungen und Massinissa selbst bald folgten. Die Scipionen, die während der Abwesenheit des feindlichen Oberfeldherrn (541. 542) im karthagischen Gebiet Beute und Propaganda zu machen fortgefahren hatten, sahen sich unerwartet von so überlegenen Streitkräften angegriffen, dafs sie entweder hinter den Ebro zurückweichen oder die Spanier aufbieten mufsten. Sie wählten das Letztere und nahmen 20000 Celtiberer in Sold, worauf sie dann, um den drei feindlichen Armeen unter Hasdrubal Barkas, Hasdrubal Gisgons Sohn und Mago besser zu begegnen, ihr Heer theilten. Es wäre vielleicht noch alles gut gegangen, wenn sie nur die römischen Truppen zusammengehalten hätten; allein sie lösten dieselben auf und bereiteten sich damit den Untergang. Während Gnaeus mit seinem Corps, einem Drittel der römischen und den sämmtlichen spanischen Truppen, Hasdrubal Barkas gegenüber lagerte, bestimmte dieser ohne Mühe die Spanier im römischen Heer durch eine Summe Geldes zum Abzug, was ihnen nach ihrer Soldatenmoral vielleicht nicht einmal als Treubruch erschien, da sie ja nicht zu den Feinden ihres Soldherren überliefen. Dem römischen Feldherrn blieb nichts übrig als in möglichster Eile seinen Rückzug zu beginnen, wobei der Feind ihm auf dem Fufse folgte. Mittlerweile sah sich das zweite römische Corps unter Publius von den beiden andern punischen Armeen unter Hasdrubal Gisgons Sohn und Mago lebhaft angegriffen und Massinissas kecke Reiterschaaren setzten die Karthager in entschiedenen Vortheil. Schon war das römische Lager fast eingeschlossen; es fehlte nur noch

an dem Eintreffen der erwarteten spanischen Hülfstruppen, um die Römer vollständig zu blokiren. Der kühne Entschluſs des Proconsuls mit seinen besten Truppen den Spaniern entgegenzugehen, bevor deren Erscheinen die Lücke in der Blokade füllte, endigte nicht glücklich. Die Römer waren wohl anfangs im Vortheil; allein die numidischen Reiter, die den Ausfallenden rasch waren nachgesandt worden, erreichten sie bald und hemmten sowohl die Verfolgung des halb schon erfochtenen Sieges als auch den Rückmarsch, bis daſs die punische Infanterie herankam und endlich der Fall des Feldherrn die verlorene Schlacht in eine Niederlage verwandelte. Nachdem Publius also erlegen war, fand Gnaeus, während er langsam zurückweichend sich des einen karthagischen Heeres mühsam erwehrte, plötzlich von dreien zugleich sich angefallen und durch die numidische Reiterei jeden Rückzug sich abgeschnitten. Auf einen nackten Hügel gedrängt, der nicht einmal die Möglichkeit bot ein Lager zu schlagen, wurde das ganze Corps niedergehauen oder kriegsgefangen; von dem Feldherrn selbst ward nie wieder sichere Kunde vernommen. Eine kleine Abtheilung allein rettete ein trefflicher Offizier aus Gnaeus Schule, Gaius Marcius hinüber auf das andere Ufer des Ebro und ebendahin gelang es dem Legaten Titus Fonteius den von dem Corps des Publius im Lager gebliebenen Theil in Sicherheit zu bringen; sogar die meisten im jenseitigen Spanien zerstreuten römischen Besatzungen vermochten sich dorthin zu flüchten. Aber in ganz Spanien bis zum Ebro herrschten die Punier ungestört und der Augenblick schien nicht fern, wo der Fluſs überschritten, die Pyrenäen frei und die Verbindung mit Italien hergestellt sein würde. Allein die Noth rief im römischen Lager den rechten Mann an die Spitze. Die Wahl der Soldaten berief mit Umgehung älterer nicht untüchtiger Offiziere zum Führer des Heeres den Gaius Marcius, und an seiner gewandten Leitung und vielleicht ebenso sehr an dem Neid und Hader unter den drei karthagischen Feldherren scheiterten deren Versuche den wichtigen Sieg zu verfolgen. Die Karthager wurden zurückgeworfen über den Fluſs und zunächst die Ebrolinie behauptet, bis Rom Zeit gewann ein neues Heer und einen neuen Feldherrn zu senden. Zum Glück gestattete dies die Wendung des Kriegs in Italien, wo so eben Capua gefallen war; es kam eine starke Legion — 12000 Mann — unter dem Propraetor Gaius Claudius Nero, die das Gleichgewicht der Waffen wieder herstellte. Eine

Expedition nach Andalusien im folgenden Jahr (544) ha
den gewünschten Erfolg; Hasdrubal Barkas ward umstellt u
eingeschlossen und entrann der Capitulation nur durch unfe
List und offenen Wortbruch. Allein Nero war der rec
Feldherr nicht für den spanischen Krieg. Er war ein tü
tiger Offizier, aber ein harter auffahrender unpopulärer Ma
wenig geschickt Vortheil zu ziehen aus der Unbill und d
Uebermuth, womit die Punier nach dem Tode der Scipion
Freund und Feind im jenseitigen Spanien behandelt und
gegen sich erbittert hatten, und nicht dazu geeignet die al
Verbindungen wieder anzuknüpfen und neue einzuleiten.
Senat, der die Bedeutung und die Eigenthümlichkeit des s
nischen Krieges richtig beurtheilte und durch die von
römischen Flotte gefangen beingebrachten Uticenser von
grofsen Anstrengungen erfahren hatte, die man in Kartha
machte um Hasdrubal und Massinissa mit einem starken H
über die Pyrenäen zu senden, beschlofs nach Spanien ne
Verstärkungen und einen aufserordentlichen Feldherrn höhe
Ranges hinzuschicken, dessen Ernennung man dem Volke
heim zu geben für gut fand. Lange Zeit — so lautet der Beri
— meldete sich Niemand zur Bewerbung um das gefährliche
verwickelte Amt, bis endlich ein junger siebenundzwanzigj
riger Offizier, Publius Scipio, der Sohn des in Spanien ge
lenen gleichnamigen Generals, gewesener Kriegstribun
Aedil, als Bewerber auftrat. Es ist ebenso unglaublich, d
der römische Senat in diesen von ihm veranlafsten Comit
eine Wahl von solchem Belang dem Zufall anheimgestellt hab
sollte, als dafs Ehrgeiz und Vaterlandsliebe in Rom so a
gestorben gewesen, dafs für den wichtigen Posten kein
suchter Offizier sich angeboten hätte. Wenn dagegen die Bli
des Senats sich wandten auf den jungen talentvollen und
probten Offizier, der in den heifsen Tagen an der Trebia u
bei Cannae sich glänzend ausgezeichnet hatte, dem aber n
der erforderliche Rang abging um als Nachfolger von ge
senen Prätoren und Consuln aufzutreten, so war es s
natürlich diesen Weg einzuschlagen, der das Volk auf g
Art nöthigte den einzigen Bewerber trotz seiner mangelnd
Qualification zuzulassen und zugleich ihn und die ohne Zwe
sehr unpopulare spanische Expedition bei der Menge beli
machen mufste. War der Effect dieser angeblich improvisir
Candidatur berechnet, so gelang er vollständig. Der So
der den Tod des Vaters zu rächen ging, dem er neun Ja

zuvor an der Trebia das Leben gerettet hatte, der männlich schöne junge Mann mit den langen Locken, der bescheiden erröthend in Ermangelung eines Besseren sich darbot für den Posten der Gefahr; der einfache Kriegstribun, den nun auf einmal die Stimmen der Centurien zu der höchsten Amtstaffel erhoben — das alles machte auf die römischen Bürger und Bauern einen wunderbaren und unauslöschlichen Eindruck. Und in der That, Publius Scipio war eine begeisterte und begeisternde Natur. Er ist keiner jener Wenigen, die mit ihrem eisernen Willen die Welt in neue Gleise zwingen, um sie auf Jahrhunderte hinaus durch Menschenkraft zu bestimmen; oder die doch auf Jahre dem Schicksal in die Zügel fallen, bis die Räder über sie hinrollen. Geniale Neubildungen, wie sie Rom wohl in jener Zeit bedurft hätte, hat Publius Scipio nicht versucht; er hat im Auftrag des Senats Schlachten gewonnen und Länder erobert, aber es ist weit von da bis zu Caesar und Alexander. Als Krieger und Staatsmann ist er für sein Vaterland nicht mehr gewesen als etwa Gaius Catulus und Marcus Marcellus; der besondere Zauber aber, der auf dieser anmuthigen Heldengestalt ruht, ist jene blendende Aureole heiterer und sicherer Begeisterung, mit der er halb gläubig halb geschickt sich umgab. Mit gerade genug Schwärmerei um die Herzen zu erwärmen und genug Berechnung, um das Verständige überall entscheiden und das Gemeine nicht aus dem Ansatz wegzulassen; nicht naiv genug um den Glauben der Menge an seine göttlichen Inspirationen zu theilen noch schlicht genug ihn zu beseitigen, und doch im Stillen innig überzeugt ein Mann von Gottes besonderen Gnaden zu sein; mit einem Wort eine ächte Prophetennatur; über dem Volke stehend und nicht minder ausser dem Volke; ein Mann felsenfesten Worts und königlichen Sinns, der durch Annahme des gemeinen Königtitels sich zu erniedrigen meinte, aber ebenso wenig begreifen konnte, dafs die Verfassung der Republik auch ihn band; seiner Grofse so sicher, dafs er nichts wufste von Neid und Hafs und fremdes Verdienst leutselig anerkannte, fremde Fehler mitleidig verzieh; ein vorzüglicher Offizier und feingebildeter Diplomat ohne das abstofsende Sondergepräge dieses oder jenes Berufs, hellenische Bildung einigend mit dem vollsten römischen Nationalgefühl, redegewandt und anmuthiger Sitte, gewann Publius Scipio die Herzen der Soldaten und der Frauen, seiner Landsleute und der Spanier, seiner Nebenbuhler im Senat und seines gröfseren

karthagischen Gegners. Bald war sein Name auf allen Lippen und er der Stern, der seinem Lande Sieg und Frieden zu bringen bestimmt schien.

Publius Scipio ging nach Spanien 544/5 ab, begleitet von dem Propraetor Marcus Silanus, der an Neros Stelle treten und dem jungen Oberfeldherrn als Beistand und Rath dienen sollte, und von seinem Flottenführer und Vertrauten Gaius Laelius, ausgerüstet abermals mit einer überzählig starken Legion und einer wohlgefüllten Kasse. Gleich sein erstes Auftreten bezeichnet einer der kühnsten und glücklichsten Handstreiche, die die Geschichte kennt. Die drei karthagischen Heerführer standen Hasdrubal Barkas an den Quellen, Hasdrubal Gisgons Sohn an der Mündung des Tajo, Mago an den Säulen des Herkules; der nächste von ihnen um zehn Tagemärsche entfernt von der punischen Hauptstadt Neukarthago. Plötzlich im Frühjahr 545, ehe noch die feindlichen Heere sich in Bewegung setzten, brach Scipio gegen diese Stadt, die er von der Ebrommündung aus in wenigen Tagen auf dem Küstenweg erreichen konnte, mit seiner ganzen Armee von ungefähr 30000 Mann und der Flotte auf und überraschte die nicht über 1000 Mann starke punische Besatzung mit einem plötzlichen combinirten Angriff zu Wasser und zu Lande. Die Stadt, auf einer in den Hafen hinein vorspringenden Landspitze gelegen, sah sich zugleich auf drei Seiten von der römischen Flotte, auf der vierten von den Legionen bedroht und jede Hülfe war weit entfernt; indefs wehrte der Commandant Mago sich mit Entschlossenheit und bewaffnete die Bürgerschaft, da die Soldaten nicht ausreichten um die Mauern zu besetzen. Es ward ein Ausfall versucht, welchen indefs die Römer ohne Mühe zurückschlugen. Alsdann begann ihrerseits von der Landseite der Sturm gegen die Mauern, ohne dafs sie zu der Eröffnung einer regelmäfsigen Belagerung sich die Zeit nahmen. Heftig drängten die Römer auf dem schmalen Landweg gegen die Stadt; immer neue Colonnen lösten die ermüdeten Stürmer ab; die schwache Besatzung war aufs Aeufserste erschöpft, aber einen Erfolg hatten die Römer nicht gewonnen. Scipio hatte auch keinen erwartet; der Sturm hatte blofs den Zweck die Besatzung wegzuziehen von der Hafenseite, wo er, unterrichtet davon, dafs ein Theil des Hafens zur Ebbezeit trocken liege, einen zweiten Angriff beabsichtigte. Während an der Landseite der Sturm tobte, sandte Scipio eine Abtheilung mit Leitern über das Watt, „wo Neptun ihnen selbst den

Weg zeige', und sie hatte in der That das Glück die Mauern hier unvertheidigt zu finden. So war am ersten Tage die Stadt gewonnen, worauf Mago in der Burg capitulirte. Mit punischen Hauptstadt fielen 18 abgetakelte Kriegs- und 63 Lastschiffe, das gesammte Kriegsmaterial, bedeutende Getreidevorräthe, die Kriegskasse von 600 Talenten (fast 1 Mill. Thlr.), die Geiseln der sämmtlichen spanischen Bundesgenossen Karthagos und zehntausend Gefangene, darunter achtzehn karthagische Gerusiasten oder Richter in die Gewalt der Römer. Scipio verhiefs den Geiseln die Erlaubniss zur Heimkehr, so wie die Gemeinde eines jeden mit Rom in Bündniss getreten sein würde, und nutzte die Hülfsmittel, die die Stadt ihm darbot, sein Heer zu verstärken und in besseren Stand zu bringen, indem er die neukarthagischen Handwerker, zweitausend an der Zahl, für das römische Heer arbeiten hiefs gegen das Versprechen der Freiheit bei der Beendigung des Krieges, und aus der übrigen Menge die fähigen Leute zum Ruderdienst auf den Schiffen auslas. Nur die Stadtbürger wurden geschont und ihnen die Freiheit und ihre bisherige Stellung gelassen; Scipio kannte die Phoenikier und wusste, dass sie gehorchen würden, und es war wichtig die Stadt mit dem einzigen vortrefflichen Hafen an der Ostküste und den reichen Silberbergwerken nicht blofs durch eine Besatzung zu sichern. — So war die verwegene Unternehmung gelungen; verwegen deshalb, weil es Scipio nicht unbekannt war, dass Hasdrubal Barkas von seiner Regierung den Befehl erhalten hatte nach Gallien vorzudringen und diesen auszuführen beschäftigt war, und weil die schwache am Ebro zurückgelassene Abtheilung unmöglich im Stande war ihm dies ernstlich zu wehren, wenn Scipios Rückkehr sich auch nur verzögerte. Indefs er war zurück in Tarraco, ehe Hasdrubal sich am Ebro gezeigt hatte; das gefährliche Spiel, das der junge Feldherr spielte, als er seine nächste Aufgabe im Stich liefs um einen kecken Streich auszuführen, ward verdeckt durch den fabelhaften Erfolg, den Neptunus und Scipio gemeinschaftlich gewonnen hatten. Die an das Fabelhafte grenzende Einnahme der punischen Hauptstadt rechtfertigte so über die Massen alles, was man daheim von dem wunderbaren Jüngling sich versprochen hatte, dass jedes andere Urtheil verstummen musste. Scipios Commando wurde auf unbestimmte Zeit verlängert; er selber beschloss sich nicht mehr auf die dürftige Aufgabe zu beschränken der Hüter der Pyrenäenpässe zu sein. Schon hatten in Folge des Falles von

Cartagena nicht blofs die diesseitigen Spanier sich völlig unterworfen, sondern auch jenseit des Ebro die mächtigsten Fürsten die karthagische Clientel mit der römischen vertauscht. Scipio nutzte den Winter 545/6 dazu seine Flotte aufzulösen und mit den dadurch gewonnenen Leuten sein Landheer so zu vermehren, dafs er zugleich den Norden bewachen und im Süden die Offensive nachdrücklicher als bisher ergreifen könne. So marschirte er im Jahre 546 nach Andalusien, wo er auf Hasdrubal Barkas traf, der in Ausführung des lange gehegten Planes dem Bruder zu Hülfe zu kommen nordwärts zog. Bei Baecula kam es zur Schlacht, in der sich die Römer den Sieg zuschrieben und 10000 Gefangene gemacht haben sollen; aber Hasdrubal erreichte, wenn auch mit Aufopferung eines Theiles seiner Armee, im Wesentlichen seinen Zweck. Mit seiner Kasse, seinen Elephanten und dem besten Theil seiner Truppen schlug er sich durch an die spanische Nordküste, erreichte am Ocean hinziehend die westlichen, wie es scheint nicht besetzten Pyrenäenpässe und stand noch vor dem Eintritt der schlechten Jahreszeit in Gallien, wo er Winterquartier nahm. Es zeigte sich, dafs Scipios Entschlufs mit der ihm aufgetragenen *Defensive* die Offensive zu verbinden unüberlegt und unweise gewesen war; der nächsten Aufgabe des spanischen Heeres, die nicht blofs Scipios Vater und Oheim, sondern selbst Gaius Marcius und Gaius Nero mit viel geringeren Mitteln gelöst hatten, hatte der siegreiche Feldherr an der Spitze einer starken Armee in seinem Uebermuth nicht genügt und wesentlich verschuldete er die äufserst gefährliche Lage, in der Rom im Sommer 547 schwebte, als Hannibals Plan eines combinirten Angriffs auf die Römer endlich dennoch sich realisirte. Indefs die Götter deckten die Fehler ihres Lieblings mit Lorbeeren zu. In Italien ging die Gefahr glücklich vorüber; man liefs sich das Bulletin des zweideutigen Sieges von Baecula gefallen und gedachte, als neue Siegesberichte aus Spanien einliefen, nicht weiter des Umstandes, dafs man den tüchtigsten Feldherrn und den Kern der spanisch-punischen Armee in Italien zu bekämpfen gehabt hatte. — Nach Hasdrubal Barkas Entfernung beschlossen die beiden in Spanien zurückbleibenden Feldherren vorläufig zurückzuweichen, Hasdrubal Gisgons Sohn nach Lusitanien, Mago gar auf die Balearen, und bis neue Verstärkungen aus Africa anlangten, nur Massinissas leichte Reiterei in Spanien streifen zu lassen, ähnlich wie es Metimes in Sicilien mit so grofsem Erfolge gethan.

So gerieth die ganze Ostküste in die Gewalt der Römer. Im folgenden Jahr (547) erschien wirklich aus Africa Hanno mit einem dritten Heere, worauf Mago und Hasdrubal sich wieder nach Andalusien wandten. Allein Marcus Silanus schlug die vereinigten Heere von Mago und Hanno und nahm diesen selbst gefangen. Hasdrubal gab darauf die Behauptung des offenen Feldes auf und vertheilte seine Truppen in die andalusischen Städte, von denen Scipio in diesem Jahr nur noch eine, Oringis erstürmen konnte. Die Punier schienen überwältigt; aber dennoch vermochten sie das Jahr darauf (548) wieder ein gewaltiges Heer ins Feld zu senden, 32 Elephanten, 4000 Mann zu Pferde, 70000 zu Fuſs, freilich zum allergröſsten Theil zusammengeraffte spanische Landwehr. Wieder bei Baecula kam es zur Schlacht. Das römische Heer zählte wenig mehr als die Hälfte des feindlichen und auch von diesem war ein guter Theil Spanier. Scipio stellte, wie Wellington in gleichem Fall, seine Spanier so auf, daſs sie nicht zum Schlagen kamen — die einzige Möglichkeit ihr Ausreiſsen zu verhindern — während er umgekehrt seine römischen Truppen zuerst auf die Spanier des Feindes warf. Der Tag war dennoch hart bestritten; doch siegten endlich die Römer und wie sich von selbst versteht, war die Niederlage eines solchen Heeres gleichbedeutend mit der völligen Auflösung desselben — einzeln retteten sich Hasdrubal Gisgons Sohn und Mago nach Gades. Die Römer standen jetzt ohne Nebenbuhler auf der Halbinsel und traten das hierdurch ihnen zufallende Erbe der karthagischen Herrschaft sofort an: die einzelnen nicht gutwillig sich fügenden Städte wurden bezwungen und zum Theil mit grausamer Härte bestraft. Spanien war so entschieden unterworfen, daſs Scipio auf der africanischen Küste dem Syphax einen Besuch abstatten und mit ihm, ja sogar mit Massinissa für den Fall einer Expedition nach Africa Verbindungen einleiten konnte — ein tollkühnes Wagstück, das durch keinen entsprechenden Zweck gerechtfertigt ward, so sehr auch der Bericht davon den neugierigen Hauptstädtern daheim behagen mochte. Nur Gades, wo Mago den Befehl führte, war noch punisch. Einen Augenblick schien es, als ob die Spanier, ohne Zweifel bitter getäuscht in ihren Hoffnungen nach Beendigung des punischen Regiments auch der römischen Gäste loszuwerden und ihre alte Freiheit wieder zu erlangen, eine allgemeine Insurrection gegen die Römer versuchen würden, bei welcher die bisherigen Verbündeten Roms vorangingen. Die Erkrankung des

römischen Feldherrn und die Meuterei eines römischen Corps, veranlafst durch den seit vielen Jahren rückständigen Sold, begünstigten den Aufstand. Indefs Scipio genas schneller als man gemeint hatte und dämpfte mit Gewandtheit den Soldatenaufstand; worauf auch die zuerst aufgestandenen Gemeinden alsbald niedergeworfen wurden, ehe die Insurrection Boden gewann. Da also diese Hoffnungen sich als eitel erwiesen hatten und Gades doch auf die Länge nicht zu halten war, befahl die karthagische Regierung dem Mago zusammenzuraffen, was dort an Schiffen, Truppen und Geld sich vorfinde, und damit wo möglich dem Krieg in Italien eine andere Wendung zu geben. Scipio konnte dies nicht wehren — es rächte sich jetzt, dafs er seine Flotte aufgelöst hatte — und mufste zum zweiten Mal die ihm anvertraute Vertheidigung der Heimath gegen neue Invasionen seinen Göttern anheimstellen. Unbehindert verliefs der letzte von Hamilkars Söhnen die Halbinsel. Nach seinem Abzug ergab sich auch Gades, die älteste und letzte Besitzung der Punier, unter günstigen Bedingungen den neuen Herren. Spanien war nach dreizehnjährigem Kampfe aus einer karthagischen in eine römische Provinz verwandelt worden, in der zwar noch Jahrhunderte lang die stets besiegte und nie überwundene Insurrection den Kampf gegen die Römer fortführte, aber doch im Augenblick kein Feind den Römern gegenüberstand. Scipio ergriff den ersten Moment der Scheinruhe um sein Commando abzugeben (Ende 548) und in Rom persönlich von seinen Siegen und der neugewonnenen Provinz zu berichten.

Während also Marcellus in Sicilien, Publius Sulpicius in Griechenland, Scipio in Spanien den Krieg beendigten, währte auch auf der italischen Halbinsel der gewaltige Kampf ununterbrochen. Hier standen, nachdem die cannensische Schlacht geschlagen war und deren Folgen an Verlust und Gewinn sich allmählich übersehen liefsen, im Anfang des Jahres 540, des fünften Kriegsjahres, die Römer und Punier folgendermafsen sich gegenüber. Norditalien hatten die Römer nach Hannibals Abzug wieder besetzt und deckten es mit drei Legionen, wovon zwei in Gallien standen, die dritte als Rückhalt in Picenum. Unteritalien bis zum Garganus und Volturnus waren mit Ausnahme der Festungen und der meisten Häfen in Hannibals Händen. Er stand mit der Hauptarmee bei Arpi, ihm in Apulien gegenüber, gestützt auf die Festungen Luceria und Beneventum, Tiberius Gracchus mit vier Legionen, im brettischen

Lande, dessen Einwohner sich Hannibal gänzlich in die Arme geworfen hatten und wo auch die Häfen, mit Ausnahme von Rhegion, das die Römer von Messana aus schützten, von den Puniern besetzt worden waren, stand ein zweites punisches Heer unter Hanno, ohne zunächst einen Feind sich gegenüber zu sehen. Die römische Hauptarmee von vier Legionen unter den beiden Consuln Quintus Fabius und Marcus Marcellus war im Begriff die Wiedergewinnung Capuas zu versuchen. Dazu kam römischer Seits die Reserve von zwei Legionen in der Hauptstadt, die in alle Seehäfen gelegte Besatzung, welche bei Tarent und Brundisium wegen der dort befürchteten makedonischen Landung durch eine Legion verstärkt worden war, endlich die starke das Meer ohne Widerstreit beherrschende Flotte. Rechnet man dazu die römischen Heere in Sicilien, Sardinien und Spanien, so läßt sich die Gesammtzahl der römischen Streitkräfte, auch abgesehen von dem Besatzungsdienst, den in den unteritalischen Festungen die dort angesiedelte Bürgerschaft zu versehen hatte, nicht unter 200000 Mann anschlagen, darunter ein Drittel für dies Jahr neu einberufene Leute, und etwa die Hälfte römische Bürger. Man darf annehmen, daß die gesammte dienstfähige Mannschaft vom 17. bis zum 45. Jahre unter den Waffen stand und die Felder, wo der Krieg sie zu bearbeiten erlaubte, von den Sclaven, den Alten, Kindern und Weibern bestellt wurden. Daß unter solchen Verhältnissen auch die Finanzen im Gedränge waren, ist begreiflich; die Grundsteuer, auf die man hauptsächlich angewiesen war, ging natürlich nur sehr unregelmäßig ein. Aber trotz dieser Noth an Mannschaft und Geld sahen die Römer dennoch sich im Stande das rasch Verlorene zwar langsam und mit Anspannung aller Kräfte, aber doch zurückzugewinnen; ihre Heere jährlich zu vermehren, während die punischen zusammenschwanden; gegen Hannibals italische Bundesgenossen, die Campaner, Apuler, Samniten, Brettier, die weder wie die römischen Festungen in Unteritalien sich selber genügten noch von Hannibals schwachem Heer hinreichend gedeckt werden konnten, jährlich Boden zu gewinnen; endlich mittelst der von Marcus Marcellus begründeten Kriegsweise das Talent der Offiziere zu entwickeln und die Ueberlegenheit des römischen Fußvolks in vollem Umfang ins Spiel zu bringen. Hannibal durfte wohl noch auf Sieg hoffen, aber nicht mehr auf Siege wie am trasimenischen See und am Aufidus; die Zeiten der Bürgergenerale waren vorbei. Es

blieb ihm nichts übrig als abzuwarten, bis etwa Philippos die längst versprochene Landung ausführen oder die Brüder aus Spanien ihm die Hand reichen würden, und mittlerweile sich, seine Armee und seine Clientel so weit möglich unversehrt und bei guter Laune zu erhalten. Man erkennt in der zähen Defensive, die jetzt beginnt, kaum den Feldherrn wieder, der wie kaum ein anderer stürmisch und verwegen die Offensive geführt hat; es ist psychologisch wie militärisch bewundernswerth, dafs derselbe Mann die beiden ihm gestellten Aufgaben ganz entgegengesetzter Art mit gleicher Vollkommenheit gelöst hat.

Zunächst zog der Krieg sich vornämlich nach Campanien. Hannibal erschien rechtzeitig zum Schutz der Hauptstadt, deren Einschliefsung er hinderte; allein weder vermochte er von den campanischen Städten, die die Römer besafsen, irgend eine den starken römischen Besatzungen zu entreifsen noch konnte er wehren, dafs aufser einer Menge minder wichtiger Landstädte auch Casilinum, das ihm den Uebergang über den Volturnus sicherte, von den beiden Consularheeren nach hartnäckiger Gegenwehr genommen ward. Ein Versuch Hannibals Tarent zu gewinnen, wobei es namentlich auf einen sichern Landungsplatz für die makedonische Armee abgesehen war, schlug ihm fehl. Das brettische Heer der Karthager unter Hanno schlug sich in Lucanien mit der römischen Armee von Apulien herum; Tiberius Gracchus bestand hier mit Erfolg den Kampf und gab nach einem glücklichen Gefecht, bei dem die zum Dienst gepreifsten Sclavenlegionen sich ausgezeichnet hatten, den Sclavensoldaten im Namen des Volkes die Freiheit und das Bürgerrecht. — Im folgenden Jahr (541) gewannen die Römer das reiche und wichtige Arpi zurück, dessen Bürgerschaft, nachdem die römischen Soldaten sich in die Stadt eingeschlichen hatten, mit ihnen gemeinschaftliche Sache machte gegen die karthagische Besatzung. Ueberhaupt lockerten sich die Bande der hannibalischen Symmachie; eine Anzahl der vornehmsten Capuaner und mehrere brettische Städte gingen über zu Rom; ja sogar eine spanische Abtheilung des punischen Heeres trat, durch spanische Emissäre von dem Gang der Ereignisse in der Heimath in Kenntnifs gesetzt, aus karthagischen in römische Dienste. — Ungünstiger war für die Römer das Jahr 542 durch neue politische und militärische Fehler, die Hannibal auszubeuten nicht unterliefs. In den grofsgriechischen Städten, die bisher treu zu Rom

gehalten hatten, hatte Hannibal schon seit langer Zeit Verbindungen angeknüpft; es gelang ihm die in Rom befindlichen tarentinischen und thurinischen Geiseln durch seine Emissäre zu einem tollen Fluchtversuch zu bestimmen, bei dem sie schleunig von den römischen Posten wieder aufgegriffen wurden. Allein die unverständige Rachsucht der Römer erfüllte Hannibals Wünsche über sein Erwarten; die Hinrichtung der sämmtlichen entwichenen Geiseln beraubte sie eines kostbaren Unterpfandes und die erbitterten Griechen sannen seitdem, wie sie Hannibal die Thore öffnen möchten. Wirklich ward Tarent durch Einverständnifs mit der Bürgerschaft und durch die Nachlässigkeit des römischen Commandanten von den Karthagern besetzt; kaum dafs die römische Besatzung sich in der Burg behauptete. Dem Beispiel Tarents folgten Heraklea, Thurii und Metapont, aus welcher Stadt zur Rettung der tarentiner Akropolis die Besatzung hatte weggezogen werden müssen. Damit war die Gefahr einer makedonischen Landung so nahe gerückt, dafs Rom sich genöthigt sah dem fast gänzlich vernachlässigtem griechischen Krieg neue Aufmerksamkeit und neue Anstrengungen zuzuwenden, wozu glücklicher Weise die Einnahme von Syrakus und der günstige Stand des spanischen Krieges die Möglichkeit gewährte. In Campanien hatten die Römer zwar noch nicht mit der wirklichen Belagerung von Capua begonnen; allein die in der Nähe postirten römischen Legionen hatten doch die Bestellung des Ackers und die Einbringung der Ernte so sehr gehindert, dafs die volkreiche Stadt auswärtiger Zufuhr dringend bedurfte. Hannibal beeilte sich einen beträchtlichen Getreidetransport zusammenzubringen, den die Campaner angewiesen wurden bei Benevent in Empfang zu nehmen; allein ihre Saumseligkeit gab den Consuln Quintus Flaccus und Appius Claudius Zeit herbeizukommen, dem Hanno, der den Transport deckte, eine schwere Niederlage beizubringen und sich seines Lagers und der gesammten Vorräthe zu bemächtigen. Die beiden Consuln schlossen darauf die Stadt ein, während Tiberius Gracchus sich auf der appischen Strafse bei Benevent aufstellte um Hannibal den Weg zum Entsatz der Stadt zu verlegen. Aber der tapfere Mann fiel durch die schändliche List eines treulosen Lucaners und sein Tod kam einer völligen Niederlage gleich, da sein Heer, gröfstentheils bestehend aus jenen von ihm freigesprochenen Sclaven, nach dem Fall des geliebten Führers auseinanderlief. So fand Hannibal die Strafse nach Ca-

pua offen und nöthigte durch sein unvermuthetes Erscheinen die beiden Consuln die kaum begonnene Einschliefsung wieder aufzuheben, nachdem ihre Reiterei noch vor Hannibals Eintreffen von der punischen, die unter Hanno und Bostar als Besatzung in Capua lag, und der ebenso vorzüglichen campanischen nachdrücklich geschlagen worden war. Die totale Vernichtung der von Marcus Centenius, einem vom Unteroffizier zum Feldherrn unvorsichtig beförderten Mann, angeführten regulären Truppen und Freischaaren in Lucanien, und die nicht viel weniger vollständige Niederlage des nachlässigen und übermuthigen Prätors Gnaeus Fulvius Flaccus in Apulien beschlossen die lange Reihe der Calamitäten dieses Jahres. Indefs trotz aller Unfälle hatten in Campanien die Römer, so wie Hannibal den Rücken wandte um sich nach Apulien zu begeben, sich wieder um Capua zusammengezogen, Appius Claudius bei Puteoli und Volturnum, Quintus Fulvius bei Casilinum, der Prätor Gaius Claudius Nero auf der nolanischen Strafse, jedes der drei Heere in verschanzten Lagern, die durch befestigte Linien mit einander verbunden waren; und die grofse ungenügend verproviantirte Stadt mufste durch bloſse Umstellung in nicht entfernter Zeit sich zur Capitulation gezwungen sehen, wenn kein Entsatz kam. Wie der Winter 542/3 zu Ende ging, waren auch die Vorräthe fast erschöpft und dringende Boten, die kaum im Stande waren durch die wohlbewachten römischen Linien sich durchzuschleichen, begehrten schleunige Hülfe von Hannibal, der in Tarent stand beschäftigt mit der Belagerung der Burg. In Eilmärschen brach er mit 33 Elephanten und seinen besten Truppen von Tarent nach Campanien auf, hob den römischen Posten in Calatia auf und nahm sein Lager am Berge Tifata unmittelbar bei Capua, in der sichern Erwartung, dafs die römischen Feldherrn eben wie im vorigen Jahre darauf hin die Belagerung aufheben würden. Allein die Römer, die Zeit gehabt hatten ihre Lager und ihre Linien festungsartig zu verschanzen, rührten sich nicht und sahen unbeweglich von den Wällen aus zu, wie auf der einen Seite die campanischen Reiter, auf der andern die numidischen Schwärme an ihre Linien anprallten. An einen ernstlichen Sturm war nicht zu denken und es war vorauszusehen, dafs Hannibals Anrücken bald die andern römischen Heere nach Campanien nachziehen würde, wenn nicht schon früher der Mangel an Futter in dem systematisch ausfouragirten Lande Hannibals Heer aus Cam-

panien vertrieb. Dagegen liefs sich nichts machen. Hannibal versuchte noch einen Ausweg, den letzten, der seinem erfinderischen Geist sich darbot, um die wichtige Stadt zu retten. Er brach mit dem Entsatzheer, nachdem er den Campanern von seinem Vorhaben Nachricht gegeben und sie zum Ausharren ermahnt hatte, von Capua auf und schlug die Strafse nach Rom ein. Mit derselben gewandten Kühnheit wie in seinen ersten italischen Feldzügen warf er sich mit einem schwachen Heer zwischen die feindlichen Armeen und Festungen und führte seine Truppen durch Samnium und auf der valerischen Strafse an Tivoli vorbei bis zur Aniobrücke, die er passirte und auf dem andern Ufer ein Lager nahm, eine deutsche Meile von der Stadt. Den Schreck empfanden noch die Enkel der Enkel, wenn ihnen erzählt ward von Hannibal vor dem Thor; eine ernstliche Gefahr war nicht vorhanden. Die beiden Legionen in der Stadt rückten aus und verhinderten die Berennung der Mauern; die Plünderung der Landhäuser und Aecker konnten sie nicht wehren. Indefs Hannibals Absicht war es keineswegs gegen Rom auszuführen, was Scipio bald nachher gegen Cartagena gelang, noch auch nur lange vor den Thoren stehen zu bleiben; seine Hoffnung war einzig darauf gestellt, dafs im ersten Schreck ein Theil des Belagerungsheeres von Capua nach Rom marschiren und ihm also Gelegenheit geben werde die Blokade zu sprengen. Darum brach er freiwillig nach kurzem Verweilen wieder auf und wandte sich südwärts. Allein die römischen Feldherrn hatten den Fehler vermieden, auf den ihr Gegner gerechnet hatte; unbeweglich standen die Legionen nach wie vor in den Linien um Capua und es war nur ein schwaches Corps nach Rom detachirt worden. Wie Hannibal diese Kunde erhielt, wandte er plötzlich sich um gegen den Consul Publius Galba, der ihm von Rom her unbesonnen gefolgt war und mit dem er bisher vermieden hatte zu schlagen, überwand ihn und erstürmte sein Lager; aber es war das ein geringer Ersatz für Capuas jetzt unvermeidlichen Fall. Lange schon hatte die Bürgerschaft, namentlich die besseren Klassen derselben mit bangen Ahnungen der Zukunft entgegengesehen; den Führern der Rom feindlichen Volkspartei blieb die Curie und die städtische Verwaltung fast ausschliefslich überlassen. Jetzt ergriff die Verzweiflung Arme und Reiche und die Campaner nicht minder als die punische Besatzung. Achtundzwanzig vom Rath wählten den freiwilligen

Tod; die übrigen übergaben die Stadt der Gnade eines unversöhnlich erbitterten Feindes. Dafs Blutgerichte folgen mufsten, verstand sich von selbst; man stritt nur über langen oder kurzen Prozefs: ob es klüger und zweckmäfsiger sei die weiteren Verzweigungen des Hochverraths auch aufserhalb Capuas gründlich zu ermitteln oder durch rasche Execution der Sache ein Ende zu machen. Ersteres wollten Appius Claudius und der römische Senat; die letztere Meinung, vielleicht die weniger unmenschliche, siegte ob. Dreiundfunfzig Offiziere und Beamte wurden auf den Marktplätzen von Cales und Teanum auf Befehl und vor den Augen des Proconsuls Quintus Flaccus ausgepeitscht und enthauptet, der Rest des Rathes eingekerkert, ein zahlreicher Theil der Bürgerschaft in die Sclaverei verkauft, das Vermögen der Wohlhabenderen confiscirt. Aehnliche Gerichte ergingen über Atella und Calatia. Diese Strafen waren hart; allein mit Rücksicht auf das, was Capuas Abfall für Rom bedeutet und auf das, was der Kriegsgebrauch jener Zeit wenn nicht recht, doch üblich gemacht hatte, sind sie begreiflich. Und hatte nicht durch den Mord der sämmtlichen in Capua zur Zeit des Abfalls anwesenden römischen Bürger unmittelbar nach dem Uebertritt die Bürgerschaft sich selber ihr Urtheil gesprochen? Arg aber war es, dafs Rom diese Gelegenheit benutzte um die stille Rivalität, die lange zwischen den beiden gröfsten Städten Italiens bestanden hatte, zu befriedigen durch die völlige politische Vernichtung des gehafsten und beneideten Nebenbuhlers, die Aufhebung der campanischen Stadtverfassung. — Ungeheuer war der Eindruck von Capuas Fall, um so mehr, da er nicht durch Ueberraschung, sondern durch eine zweijährige allen Anstrengungen Hannibals zum Trotz durchgeführte Belagerung herbeigeführt worden war; er war ebenso sehr das Signal der den Römern wiedergewonnenen Oberhand in Italien wie sechs Jahre zuvor der Uebertritt Capuas zu Hannibal das Signal der verlorenen gewesen war. Vergeblich hatte Hannibal versucht dem Eindruck dieser Nachricht auf die Bundesgenossen entgegenzuarbeiten durch die Einnahme von Rhegion oder der tarentinischen Burg. Sein Gewaltmarsch um Rhegion zu überraschen hatte nichts gefruchtet und in der Burg von Tarent war der Mangel zwar grofs, seit das tarentinisch-karthagische Geschwader den Hafen sperrte, aber da die Römer mit ihrer weit stärkeren Flotte jenem Geschwader selbst die Zufuhr abzuschneiden vermochten und Hannibal in dem Gebiet, das er

beherrschte, Mühe hatte für sein Heer genug Vorräthe aufzutreiben, litten die Belagerer auf der Seeseite nicht viel weniger als die Belagerten in der Burg und verliefsen endlich den Hafen. Es gelang nichts mehr; das Glück selbst schien von dem Karthager gewichen. Diese Folgen von Capuas Fall, die tiefe Erschütterung des Ansehens und Vertrauens, das Hannibal bisher bei den italischen Verbündeten genossen, und die Versuche jeder nicht allzusehr compromittirten Gemeinde auf leidliche Bedingungen wieder zurückzutreten in die römische Symmachie, waren noch weit empfindlicher für Hannibal als der unmittelbare Verlust. Er hatte die Wahl in die schwankenden Städte entweder Besatzung zu werfen, wodurch er sein schon zu schwaches Heer noch mehr schwächte und seine zuverlässigen Truppen der Aufreibung in kleinen Abtheilungen und dem Verrath preisgab — so wurden im Jahre 544 bei dem Abfall der Stadt Salapia 500 auserlesene numidische Reiter niedergemacht —; oder auch die unsicheren Städte zu schleifen und anzuzünden um sie dem Feind zu entziehen, was denn auch die Stimmung unter seiner italischen Clientel nicht heben konnte. Mit Capuas Fall fühlten die Römer des endlichen Ausganges des Krieges in Italien sich wiederum sicher; sie entsandten beträchtliche Verstärkungen nach Spanien, wo durch den Fall der beiden Scipionen die Existenz der römischen Armee gefährdet war, und gestatteten zum erstenmal seit dem Beginn des Krieges sich eine Verminderung der Gesammtzahl der Truppen, die bisher trotz der jährlich steigenden Schwierigkeit der Aushebung jährlich vermehrt worden und zuletzt bis auf 23 Legionen gestiegen war. Darum ward denn auch im nächsten Jahr (544) der italische Krieg lässiger als bisher von den Römern geführt, obwohl Marcus Marcellus nach der Beendigung des sicilischen Krieges wieder den Oberbefehl der Hauptarmee übernommen hatte; er betrieb in den inneren Landschaften den Festungskrieg und lieferte den Karthagern unentschiedene Gefechte. Auch der Kampf um die tarentinische Akropole blieb ohne entscheidendes Resultat. Nur in Apulien gelang Hannibal die Besiegung des Proconsuls Gnaeus Fulvius Centumalus bei Herdoneae. Das Jahr darauf (545) schritten die Römer dazu der zweiten Grofsstadt, die zu Hannibal übergetreten war, der Stadt Tarent sich wieder zu bemächtigen. Während Marcus Marcellus den Kampf gegen Hannibal selbst mit gewohnter Zähigkeit und Energie fortsetzte — in einer zweitägigen Schlacht erfocht er, am ersten Tage geschlagen, am

zweiten einen schweren und blutigen Sieg —; während der Consul Quintus Fulvius die schon schwankenden Lucaner und Hirpiner zum Wechsel der Partei und zur Auslieferung der punischen Besatzungen bestimmte; während gut geleitete Razzias von Rhegion aus Hannibal nöthigten den bedrängten Brettiern zu Hülfe zu eilen, setzte der alte Quintus Fabius, der noch einmal — zum fünften Mal — das Consulat übernommen hatte und damit den Auftrag Tarent wieder zu erobern, sich fest im nahen messapischen Gebiet und der Verrath einer brettischen Abtheilung der Besatzung überlieferte ihm die Stadt, in der von den erbitterten Siegern fürchterlich gehaust ward. Was von der Besatzung oder von der Bürgerschaft ihnen vorkam, wurde niedergemacht und die Häuser geplündert. Es sollen 30000 Tarentiner als Sclaven verkauft, 3000 Talente (4½ Mill. Thlr.) in den Staatsschatz geflossen sein. Hannibal kam zum Entsatz als alles vorbei war und zog sich zurück nach Metapont. Die Eroberung Tarents durch Quintus Fabius war des alten Feldherrn letzte Kriegsthat; er starb nicht lange darauf, in dem Jahr, wo Hannibal Italien verliefs. — Nachdem also Hannibal seine wichtigsten Eroberungen eingebüfst hatte und allmählich sich auf die südwestliche Spitze der Halbinsel beschränkt sah, gedachte Marcus Marcellus, der für das nächste Jahr (546) zum Consul gewählt worden war, in Verbindung mit seinem tüchtigen Collegen Titus Quinctius Crispinus dem Krieg durch einen entscheidenden Angriff ein Ende zu machen; allein das Schicksal sparte diesen Kranz für ein jüngeres Haupt. Bei einer unbedeutenden Recognoscirung wurden beide Consuln von einer Abtheilung africanischer Reiter überfallen; Marcellus, schon ein Sechziger, focht tapfer den ungleichen Kampf, bis er sterbend vom Pferde sank; Crispinus entkam, starb aber an den im Gefecht empfangenen Wunden (546).

Man stand jetzt im eilften Kriegsjahr. Die Gefahr schien geschwunden, die einige Jahre zuvor die Existenz des Staates bedroht hatte; aber nur um so mehr fühlte man den schweren und jährlich schwerer werdenden Druck des endlosen Krieges. Die Staatsfinanzen waren aufs Aeufserste erschöpft. Gleich zu Anfang des Krieges hatte man die Scheidemünze verringert, den Legalcurs des Silberstückes um mehr als ein Drittel erhöht und eine Goldmünze weit über den Metallwerth ausgegeben. Sehr bald reichte dies nicht aus; man mufste von den Lieferanten auf Credit nehmen und ihnen durch die

Finger sehen, weil man sie brauchte, so dafs die Mifsbräuche arg genug wurden um zuletzt die Aedilen zu veranlassen durch Anklage vor dem Volk an einigen der schlimmsten ein Exempel zu statuiren. Man nahm den Patriotismus der Vermögenden, die freilich verhältnifsmäfsig eben am meisten litten, oft in Anspruch und nicht umsonst; so hatten schon seit langem die Soldaten aus den besseren Klassen die Annahme des Soldes verweigert und so gelang es durch eine freiwillige Anleihe bei den Reichen eine Flotte auszurüsten und zu bemannen (544). Man griff die Mündelgelder an, ja man sah sich endlich genöthigt den letzten lange gesparten Nothpfennig (etwa 1200000 Thlr. in Gold) im Jahre der Eroberung von Tarent anzugreifen. Dennoch genügte der Staat seinen nothwendigsten Zahlungen nicht; die Entrichtung des Soldes stockte namentlich in den entfernteren Provinzen in besorglicher Weise. Aber die Bedrängnifs des Staats war nicht der schlimmste Theil des materiellen Nothstandes. Ueberall lagen die Felder brach; selbst wo der Krieg nicht hauste, fehlte es an Händen für die Hacke und die Sichel. Der Preis des Medimnos (1 preufs. Scheffel) war gestiegen bis auf 15 Denare (4½ Thlr.), mindestens das Dreifache des hauptstädtischen Mittelpreises, und Viele wären geradezu Hungers gestorben, wenn nicht aus Aegypten Zufuhr gekommen wäre und nicht vor allem der in Sicilien wieder aufblühende Feldbau der ärgsten Noth gesteuert hätte. Wie aber solche Zustände die kleinen Bauerwirthschaften zerstören, den sauer zurückgelegten Sparschatz verzehren, die blühenden Dörfer in Bettler- und Räubernester verwandeln, das lehren ähnliche Kriege, aus denen sich anschaulichere Berichte erhalten haben. — Bedenklicher noch als diese materielle Noth war die steigende Abneigung der Bundesgenossen gegen den römischen Krieg, der auch ihnen Gut und Blut frafs. Zwar die nichtlatinischen Gemeinden, so weit sie nicht schon für Hannibal Partei ergriffen hatten, waren kaum im Stande sich zu widersetzen, so lange Latium zu Rom stand; aber auch die latinischen fingen an zu schwanken. Die meisten latinischen Communen in Etrurien, Latium, dem Marsergebiet und dem nördlichen Campanien, also eben in denjenigen italischen Landschaften, die unmittelbar am wenigsten von dem Kriege gelitten hatten, erklärten im Jahr 545 dem römischen Senat, dafs sie von jetzt an weder Contingente noch Steuern mehr schicken und es den Römern überlassen würden den in ihrem Interesse geführten Krieg selber zu bestreiten.

Die Bestürzung in Rom war grofs; allein für den Augenblick gab es kein Mittel die Widerspenstigen zu zwingen. Zum Glück handelten nicht alle latinischen Gemeinden so. Die gallischen, picenischen und süditalischen Colonien, an ihrer Spitze das mächtige und patriotische Fregellae, erklärten im Gegentheil, dafs sie um so enger und treulicher an Rom sich anschlössen — freilich war es ihnen allen sehr deutlich dargethan, dafs bei dem gegenwärtigen Kriege ihre Existenz wo möglich noch mehr auf dem Spiele stand als die der Hauptstadt, und dafs dieser Krieg wahrlich nicht blofs für Rom, sondern für die Hegemonie der Latiner, ja für die nationale Unabhängigkeit Italiens geführt ward. Jener halbe Abfall war sicherlich blofs hervorgegangen aus Kurzsichtigkeit und Erschöpfung, nicht aus Landesverrath; ohne Zweifel würden dieselben Städte ein Bündnifs mit den Puniern mit Abscheu zurückgewiesen haben. Allein immer war es eine Spaltung zwischen Römern und Latinern, und der Rückschlag auf die unterworfene Bevölkerung der Landschaften blieb nicht aus. In Arretium zeigte sich sogleich bedenkliche Gährung; eine im Interesse Hannibals unter den Etruskern angestiftete Verschwörung ward entdeckt und schien so gefährlich, dafs man defswegen römische Truppen marschiren liefs. Militär und Polizei unterdrückten diese Bewegung zwar ohne Mühe; allein sie war ein bedenkliches Zeichen, was in jenen Landschaften kommen könne, seit die latinischen Zwingburgen nicht mehr schreckten. — In diese schwierigen und gespannten Verhältnisse schlug plötzlich die Nachricht hinein, dafs Hasdrubal im Herbst des Jahres 546 die Pyrenäen überschritten habe und man sich darauf gefafst machen müsse im nächsten Jahr mit den beiden Söhnen Hamilkars in Italien den Krieg zu führen. Nicht umsonst hatte Hannibal die langen schweren Jahre hindurch auf seinem Posten ausgeharrt; was die factiöse Opposition daheim, was der kurzsichtige Philippos ihm versagt hatte, das führte endlich der Bruder ihm heran, in dem wie in ihm selbst Hamilkars Geist mächtig war. Schon standen achttausend Ligurer, durch punisches Gold geworben, bereit sich mit Hasdrubal zu vereinigen; wenn er die erste Schlacht gewann, so durfte er hoffen gleich dem Bruder die Gallier, vielleicht die Etrusker gegen Rom unter die Waffen zu bringen. Italien aber war nicht mehr, was es vor eilf Jahren gewesen: der Staat und die Einzelnen waren erschöpft, der latinische Bund gelockert, der beste Feldherr

so eben auf dem Schlachtfeld gefallen und Hannibal nicht bezwungen. In der That, Scipio mochte die Gunst seines Genius preisen, wenn er die Folgen seines unverzeihlichen Fehlers von ihm und dem Lande abwandte.

Wie in den Zeiten der schwersten Gefahr bot Rom wieder 23 Legionen auf; man rief Freiwillige zu den Waffen und zog die gesetzlich vom Kriegsdienst Befreiten zur Aushebung mit heran. Dennoch wurde man überrascht. Freunden und Feinden über alle Erwartung früh stand Hasdrubal diesseit der Alpen (547); die Gallier, der Durchmärsche jetzt gewohnt, öffneten für gutes Geld willig ihre Pässe und lieferten was das Heer bedurfte. Wenn man in Rom beabsichtigt hatte die Ausgänge der Alpenpässe zu besetzen, so kam man damit zu spät; schon vernahm man, dafs Hasdrubal am Padus stehe, dafs er die Gallier mit gleichem Erfolg wie einst sein Bruder zu den Waffen rufe, dafs Placentia berannt worden sei. Schleunigst begab der Consul Marcus Livius sich zu der Nordarmee; und es war hohe Zeit, dafs er erschien: Etrurien und Umbrien waren in dumpfer Gährung; Freiwillige von dort verstärkten das punische Heer. Sein College Gaius Nero zog aus Venusia den Prätor Gaius Hostilius Tubulus an sich und eilte mit einem Heere von 40000 Mann Hannibal den Weg nach Norden zu verlegen. Dieser sammelte seine ganze Macht im brettischen Gebiet und die grofse Strafse, die von Rhegion nach Apulien führt, entlang marschirend traf er bei Grumentum auf den Consul. Es kam zu einem hartnäckigen Gefecht, in welchem Nero sich den Sieg zuschrieb; allein Hannibal vermochte wenigstens, wenn auch mit Verlust, durch einen seiner gewöhnlichen geschickten Seitenmärsche sich dem Feinde zu entziehen und ungehindert Apulien zu erreichen. Hier blieb er stehen und lagerte anfangs bei Venusia, alsdann bei Canusium, Nero, der ihm auf dem Fufs gefolgt war, dort wie hier gegenüber. Dafs Hannibal freiwillig stehen blieb und nicht von der römischen Armee am Vorrücken gehindert ward, scheint nicht zu bezweifeln; der Grund, warum er gerade hier und nicht weiter nördlich sich aufstellte, mufs gelegen haben in Verabredungen Hannibals mit Hasdrubal oder in Muthmafsungen über dessen Marsch, die wir nicht kennen. Während also hier die beiden Heere sich unthätig gegenüberstanden, ward von Neros Posten die im feindlichen Lager schnlich erwartete Depesche Hasdrubals aufgefangen; sie enthielt, dafs Hasdrubal beabsichtige die

flaminische Strafse einzuschlagen, also zunächst sich an der Küste zu halten und dann bei Fano über den Apennin gegen Narni sich zu wenden, an welchem Orte er Hannibal zu treffen gedenke. Sofort liefs Nero nach Narni als dem zur Vereinigung der beiden punischen Heere ausersehenen Punct die hauptstädtische Reserve vorgehen, wogegen die bei Capua stehende Abtheilung nach der Hauptstadt kam und dort eine neue Reserve gebildet ward. Ueberzeugt, dafs Hannibal die Absicht des Bruders nicht kenne und fortfahren werde ihn in Apulien zu erwarten, entschlofs sich Nero zu dem kühnen Wagnifs mit einem kleinen aber auserlesenen Corps von 7000 Mann in Gewaltmärschen nordwärts zu eilen und wo möglich in Gemeinschaft mit dem Collegen den Hasdrubal zur Schlacht zu zwingen; er konnte es, denn das römische Heer, das er zurückliefs, blieb immer stark genug um Hannibal entweder zurückzuwerfen, wenn er angriff, oder ihn zu geleiten und mit ihm zugleich an dem Ort der Entscheidung einzutreffen, wenn er abzog. Nero fand den Collegen Marcus Livius bei Sena gallica, den Feind erwartend; sofort rückten beide Consuln aus gegen Hasdrubal, den sie beschäftigt fanden den Metaurus zu überschreiten. Hasdrubal wünschte die Schlacht zu vermeiden und sich seitwärts den Römern zu entziehen; allein seine Führer liefsen ihn im Stich, er verirrte sich auf dem ihm fremden Terrain und wurde endlich auf dem Marsch von der römischen Reiterei angegriffen und so lange festgehalten, bis auch das römische Fufsvolk eintraf und die Schlacht unvermeidlich ward. Hasdrubal stellte die Spanier auf den rechten Flügel, davor seine zehn Elephanten, die Gallier auf den linken, den er versagte. Lange schwankte das Gefecht auf dem rechten Flügel und der Consul Livius, der hier befehligte, ward hart gedrängt, bis Nero, seine strategische Operation taktisch wiederholend, den ihm unbeweglich gegenüberstehenden Feind stehen liefs und um die eigne Armee herum marschirend den Spaniern in die Flanke fiel. Dies entschied. Der schwer erkämpfte und sehr blutige Sieg war vollständig; das Heer, das keinen Rückzug hatte, ward vernichtet, das Lager erstürmt, Hasdrubal, da er die vortrefflich geleitete Schlacht verloren sah, suchte und fand gleich seinem Vater einen ehrlichen Reitertod. Als Offizier und als Mann war er werth, Hannibals Bruder zu sein. Am Tag nach der Schlacht brach Nero wieder auf und stand nach kaum vierzehntägiger Abwesenheit abermals

in Apulien Hannibal gegenüber, den keine Botschaft erreicht und der sich nicht gerührt hatte. Die Botschaft brachte ihm der Consul mit; es war der Kopf des Bruders, den der Römer den feindlichen Posten hinwerfen hiefs, um also dem grofsen Gegner, der den Krieg mit Todten verschmähte, die ehrenvolle Bestattung des Paullus, Gracchus und Marcellus zu vergelten. Hannibal erkannte, dafs er umsonst gehofft hatte und dafs alles vorbei war. Er gab Apulien und Lucanien, sogar Metapont auf und zog sich mit seinen Truppen zurück in das brettische Land, dessen Häfen sein einziger Rückzug waren. Durch die Energie der römischen Feldherren und mehr noch durch eine beispiellos glückliche Fügung war eine Gefahr von Rom abgewandt, deren Gröfse Hannibals zähes Ausharren in Italien rechtfertigt und die mit der Gröfse der cannensischen den Vergleich vollkommen aushält. Der Jubel in Rom war grenzenlos; die Geschäfte begannen wieder wie in Friedenszeit; Jeder fühlte, dafs die Gefahr des Krieges überwunden sei.

Indefs ein Ende zu machen beeilte man sich in Rom eben nicht. Der Staat und die Bürger waren erschöpft durch die übermäfsige moralische und materielle Anspannung aller Kräfte; gern gab man der Sorglosigkeit und der Ruhe sich hin. Heer und Flotte wurden vermindert, die römischen und latinischen Bauern auf ihre verödeten Höfe zurückgeführt, die Kasse durch den Verkauf eines Theils der campanischen Domäne gefüllt. Die Staatsverwaltung wurde neu geregelt und die eingerissenen Unordnungen abgestellt; man fing an das freiwillige Kriegsanlehen zurückzuzahlen und zwang die weigernden Colonien ihren versäumten Pflichten mit schweren Zinsen zu genügen. — Der Krieg in Italien stockte. Es war ein glänzender Beweis von Hannibals strategischem Talent so wie freilich auch von der Unfähigkeit der jetzt ihm gegenüberstehenden römischen Feldherren, dafs er vier Jahre im brettischen Lande das Feld behaupten und von dem weit überlegenen Gegner weder gezwungen werden konnte sich in die Festungen einzuschliefsen noch sich einzuschiffen. Freilich mufste er immer weiter zurückweichen, weniger in Folge der ihm von den Römern gelieferten nichts entscheidenden Gefechte, als weil seine brettischen Bundesgenossen immer schwieriger wurden und er zuletzt nur auf die Städte noch zählen konnte, die sein Heer besetzt hielt. So gab er Thurii freiwillig auf; Lokri ward auf Publius Scipios Veranstaltung

von Rhegion aus wieder eingenommen (549). Als sollten noch schliefslich seine Entwürfe von den karthagischen Behörden, die sie ihm verdorben hatten, selbst eine glänzende Rechtfertigung erhalten, suchten diese in der Angst vor der erwarteten Landung der Römer jene Pläne nun selbst wieder hervor (548. 549) und sandten an Hannibal nach Italien, an Mago nach Spanien Verstärkung und Subsidien mit dem Befehl den Krieg in Italien aufs neue zu entflammen und den zitternden Besitzern der libyschen Landhäuser und der karthagischen Buden noch einige Frist zu erfechten. Ebenso ging eine Gesandtschaft nach Makedonien um Philippos zur Erneuerung des Bündnisses und zur Landung in Italien zu bestimmen (549). Allein es war zu spät. Philippos hatte wenige Monate zuvor mit Rom Frieden geschlossen; die bevorstehende politische Vernichtung Karthagos war ihm zwar unbequem, aber er that öffentlich wenigstens nichts gegen Rom. Es ging ein kleines makedonisches Corps nach Africa, das nach der Behauptung der Römer Philippos aus seiner Tasche bezahlte; begreiflich wäre es, allein Beweise wenigstens hatten die Römer nicht, wie der spätere Verlauf der Ereignisse zeigt. An eine makedonische Landung in Italien ward nicht gedacht. — Ernstlicher griff Mago, Hannibals jüngster Sohn, seine Aufgabe an. Mit den Trümmern der spanischen Armee, die er zunächst nach Minorca geführt hatte, landete er im Jahre 549 bei Genua, zerstörte die Stadt und rief zu den Waffen die Ligurer und Gallier, die wie immer das Gold und die Neuheit des Unternehmens schaarenweise herbeizog; sogar durch ganz Etrurien, wo die politischen Prozesse nicht ruhten, gingen seine Verbindungen. Allein was er an Truppen mitgebracht, war zu wenig, um ihm eine ernstliche Unternehmung gegen das eigentliche Italien möglich zu machen, und Hannibal war gleichfalls viel zu schwach und sein Einfluss in Unteritalien zu sehr gesunken, als dafs er mit Erfolg hätte vorgehen können. Die karthagischen Herren hatten die Rettung der Heimath nicht gewollt, da sie möglich war; jetzt, da sie sie wollten, war sie nicht mehr möglich.

Wohl Niemand zweifelte im römischen Senat, weder daran, dafs der Krieg Karthagos gegen Rom zu Ende sei, noch daran, dafs nun der Krieg Roms gegen Karthago begonnen werden müsse; allein die africanische Expedition, so unvermeidlich sie war, anzuordnen scheute man sich. Man bedurfte dazu vor allem eines fähigen und beliebten Führers; und man hatte keinen. Die besten Generale waren entweder

auf dem Schlachtfeld gefallen oder sie waren, wie Quintus Fabius und Quintus Fulvius, für einen solchen ganz neuen und wahrscheinlich langwierigen Krieg zu alt. Die Sieger von Sena Gaius Nero und Marcus Livius wären der Aufgabe wohl gewachsen gewesen, allein sie waren beide im höchsten Grade unpopuläre Aristokraten und es war zweifelhaft, ob es gelingen würde ihnen das Kommando zu verschaffen — so weit war man ja schon, dafs die Tüchtigkeit allein nur in den Zeiten der Angst die Wahlen entschied — und mehr als zweifelhaft, ob dies die Männer waren, die dem erschöpften Volke neue Anstrengungen ansinnen durften. Da kam Publius Scipio aus Spanien zurück und der Liebling der Menge, der seine von ihr empfangene Aufgabe so glänzend erfüllt hatte oder doch erfüllt zu haben schien, ward sogleich für das nächste Jahr zum Consul gewählt. Er trat sein Amt an (549) mit dem festen Entschlufs die schon in Spanien entworfene africanische Expedition jetzt zu verwirklichen. Indefs im Senat war die Majorität dem jungen Feldherrn keineswegs günstig gesinnt. Seine griechische Eleganz und moderne Bildung und Gesinnung sagte den strengen und etwas bäurischen Vätern der Stadt sehr wenig zu und gegen seine Kriegführung in Spanien bestanden ebenso ernste Bedenken wie gegen seine Soldatenzucht. Wie begründet der Vorwurf war, dafs er gegen seine Corpschefs allzugrofse Nachsicht zeige, bewiesen sehr bald die Schändlichkeiten, die Gaius Pleminius in Lokri verübte, und die Scipio durch seine Fahrlässigkeit mittelbar in der ärgerlichsten Weise verschuldet hatte. Dafs bei den Verhandlungen im Senat über die Anordnung des africanischen Feldzugs und die Bestellung des Feldherrn dafür der neue Consul nicht übel Lust bezeigte, wo immer Brauch und Verfassung mit seinen Privatabsichten in Conflict geriethen, solche Hemmnisse bei Seite zu schieben, und dafs er sehr deutlich zu verstehen gab, wie er sich äufsersten Falls der Regierungsbehörde gegenüber auf seinen Ruhm und seine Popularität bei dem Volke zu stützen gedenke, mufste den Senat nicht blofs kränken, sondern auch die ernstliche Besorgnifs erwecken, ob ein solcher Oberfeldherr bei dem bevorstehenden Entscheidungskrieg und den etwanigen Friedensverhandlungen mit Karthago sich an die ihm gewordenen Instructionen binden werde; eine Besorgnifs, welche die eigenmächtige Führung der spanischen Expedition keineswegs zu beschwichtigen geeignet war. Indefs bewies man auf beiden Seiten Einsicht

genug um es nicht zum Aeufsersten kommen zu lassen. Auch der Senat konnte nicht verkennen, dafs die africanische Expedition nothwendig und es nicht weise war, dieselbe aufs Unbestimmte hinauszuschieben; nicht verkennen, dafs Scipio ein äufserst fähiger Offizier und insofern zum Führer eines solchen Krieges wohl geeignet war und dafs, wenn einer, er es vermochte vom Volke die Verlängerung seines Oberbefehls so lange als nöthig und die Aufbietung der letzten Kräfte zu erlangen. Die Majorität kam zu dem Entschlufs Scipio den gewünschten Auftrag zu ertheilen, nachdem derselbe zuvor die der höchsten Regierungsbehörde schuldige Rücksicht wenigstens der Form nach gewahrt und im Voraus sich dem Beschlufs des Senats unterworfen hatte. Scipio sollte dies Jahr nach Sicilien gehen um den Bau der Flotte, die Herstellung des Belagerungsmaterials und die Bildung der Expeditionsarmee zu betreiben, und dann im nächsten Jahre in Africa landen. Es ward ihm hiezu die sicilische Armee — noch immer jene beiden aus den Trümmern des cannensischen Heeres gebildeten Legionen — zur Disposition gestellt, da zur Deckung der Insel eine schwache Besatzung und die Flotte vollständig ausreichten, und aufserdem ihm gestattet in Italien Freiwillige aufzubieten. Es war augenscheinlich, dafs der Senat die Expedition nicht anordnete, sondern vielmehr geschehen liefs; Scipio erhielt nicht die Hälfte der Mittel, die man einst Regulus zu Gebot gestellt hatte, und überdies eben dasjenige Corps, das seit Jahren vom Senat mit berechneter Zurücksetzung behandelt worden war. Die africanische Armee war im Sinne der Majorität des Senats ein verlorner Posten von Strafcompagnien und Volontärs, deren Untergang der Staat allenfalls verschmerzen konnte. — Ein anderer Mann als Scipio hätte vielleicht erklärt, dafs die africanische Expedition entweder mit anderen Mitteln oder gar nicht unternommen werden müsse; allein Scipios Zuversicht ging auf die Bedingungen ein, wie sie immer waren, um nur zu dem heifsersehnten Zug zu gelangen. Sorgfältig vermied er so weit es anging das Volk unmittelbar zu belästigen, um nicht der Popularität der Expedition zu schaden. Was die Kosten derselben anlangte, namentlich die beträchtlichen des Flottenbaus, so wurden diese im Wesentlichen beigeschafft durch eine sogenannte freiwillige Contribution der etruskischen Städte, das heifst durch eine den Arretinern und den sonstigen punisch gesinnten Gemeinden zur Strafe auferlegt Kriegssteuer. Die Mannschaft verstärkten Freiwillige,

deren bis siebentausend aus allen Gegenden Italiens dem Rufe des beliebten Offiziers folgten. So ging Scipio im Frühjahr 550 mit zwei starken Veteranenlegionen (etwa 30000 Mann), 40 Kriegs- und 400 Transportschiffen nach Africa unter Segel und landete glücklich, ohne den geringsten Widerstand zu finden, am schönen Vorgebirge in der Nähe von Utica.

Die Karthager, die seit langem erwarteten, dafs auf die Plünderungszüge, welche die römischen Geschwader in den letzten Jahren häufig nach der africanischen Küste gemacht hatten, ein ernstlicherer Einfall folgen werde, hatten, um dessen sich zu erwehren, nicht blofs den italisch-makedonischen Krieg aufs Neue in Gang zu bringen versucht, sondern auch daheim gerüstet um die Römer zu empfangen. Es war gelungen von den beiden grofsen westafricanischen Scheiks, Massinissa von Cirta (Constantine), dem Herrn der Massyler, und Syphax von Siga (an der Tafnamündung westlich von Oran), dem Herrn der Massaesyler, den letzteren, den bei weitem mächtigeren, durch Vertrag und Verschwägerung eng an Karthago zu knüpfen, den andern aber, den alten Nebenbuhler des Syphax, völlig zu beseitigen. Massinissa war nach verzweifelter Gegenwehr der vereinigten Macht der Karthager und des Syphax erlegen und hatte seine Länder dem letztern zur Beute lassen müssen; er selbst irrte mit wenigen Reitern in der Wüste. Aufser dem Zuzug, der von Syphax zu erwarten war, stand ein karthagisches Heer von 20000 Mann zu Fufs, 6000 Reitern und 140 Elephanten — Hanno war eigends defshalb auf Elephantenjagd ausgeschickt worden — schlagfertig zum Schutz der Hauptstadt, unter der Führung des in Spanien erprobten Feldherrn Hasdrubal Gisgons Sohn; im Hafen lag eine starke Flotte. Ein makedonisches Corps unter Sopater und eine Sendung keltiberischer Söldner wurden demnächst erwartet. — Auf das Gerücht von Scipios Landung traf Massinissa sofort in dem Lager des Feldherrn ein, dem er vor nicht langem in Spanien als Feind gegenübergestanden hatte; allein der länderlose Fürst brachte zunächst den Römern nichts als seine persönliche Tüchtigkeit, und die Libyer, obwohl der Aushebungen und Steuern herzlich müde, hatten doch in ähnlichen Fällen zu bittere Erfahrungen gemacht um sich sofort für die Römer zu erklären. So begann Scipio den Feldzug. So lange er nur die schwächere karthagische Armee gegen sich hatte, war er im Vortheil und konnte nach einigen glücklichen Reitergefechten zur Belagerung von Utica schreiten; allein als Syphax eintraf, an-

geblich mit 50000 Mann zu Fuſs und 10000 Reitern, muſste die Belagerung aufgehoben und für den Winter auf einem leicht zu verschanzenden Vorgebirg zwischen Utica und Karthago ein befestigtes Schifflager geschlagen werden. Hier verging dem römischen General der Winter 550/1. Das Frühjahr fand ihn in einer ziemlich unbequemen Lage, aus der er sich durch einen glücklichen Handstreich befreite. Die Africaner, eingeschläfert durch die von Scipio mehr listig als ehrlich angesponnenen Friedensverhandlungen, lieſsen sich in einer und derselben Nacht in ihren beiden Lagern überfallen: die Rohrhütten der Numidier loderten in Flammen auf und als die Karthager eilten zu helfen, traf ihr eigenes Lager dasselbe Schicksal; wehrlos wurden die Flüchtenden von den römischen Abtheilungen niedergemacht. Dieser nächtliche Ueberfall war verderblicher als viele Schlachten; indeſs die Karthager lieſsen den Muth nicht sinken und verwarfen sogar den Rath der Furchtsamen oder vielmehr der Verständigen Mago und Hannibal zurückzurufen. Eben jetzt waren die erwarteten keltiberischen und makedonischen Hülfstruppen angelangt; man beschloſs auf den ‚groſsen Feldern' fünf Tagemärsche von Utica noch einmal die offene Feldschlacht zu versuchen. Scipio eilte sie anzunehmen; mit leichter Mühe zerstreuten seine Veteranen und Freiwilligen die zusammengerafften karthagischen und numidischen Schwärme und auch die Keltiberer, die bei Scipio auf Gnade nicht rechnen durften, wurden nach hartnäckiger Gegenwehr zusammengehauen. Die Africaner konnten nach dieser doppelten Niederlage nirgends mehr das Feld halten. Ein Angriff auf das römische Schiffslager, den die karthagische Flotte versuchte, lieferte zwar kein ungünstiges, aber doch auch kein entscheidendes Resultat und ward weit aufgewogen durch die Gefangennahme des Syphax, die dem Scipio sein beispielloser Glücksstern zuwarf und durch welche Massinissa das für die Römer ward, was anfangs Syphax den Karthagern gewesen war. — Nach solchen Niederlagen konnte die karthagische Friedenspartei, die seit sechzehn Jahren hatte schweigen müssen, wiederum ihr Haupt erheben und sich offen auflehnen gegen das Regiment der Barkas und der Patrioten. Hasdrubal Gisgons Sohn ward abwesend von der Regierung zum Tode verurtheilt und ein Versuch gemacht von Scipio Waffenstillstand und Frieden zu gewinnen. Er forderte Aufgebung der spanischen Besitzungen und der Inseln des Mittelmeers, Uebergabe des Reiches des

Syphax an Massinissa, Auslieferung der Kriegsschiffe bis auf 20 und eine Kriegscontribution von 4000 Talenten (6 Mill. Thaler) — Bedingungen, die für Karthago so beispiellos günstig erscheinen, dafs die Frage sich aufdrängt, ob sie Scipio mehr in seinem oder in Roms Interesse anbot. Die karthagischen Bevollmächtigten nahmen diese Bedingungen an unter Vorbehalt der Ratification ihrer Behörden und es ging eine karthagische Gesandtschaft defshalb nach Rom ab. Allein die karthagische Patriotenpartei war nicht gemeint so leichten Kaufs auf den Kampf zu verzichten; der Glaube an die edle Sache, das Vertrauen auf den grofsen Feldherrn, selbst das Beispiel, das Rom ihnen gegeben, feuerte sie an auszuharren, auch davon abgesehen, dafs der Friede nothwendig die Gegenpartei ans Ruder und damit ihnen selbst den Untergang bringen mufste. In der Bürgerschaft hatte die Patriotenpartei das Uebergewicht; man beschlofs die Friedensverhandlungen der Opposition nur geschehen zu lassen, um mittlerweile zu einer letzten und entscheidenden Anstrengung sich vorzubereiten. An Mago und an Hannibal erging der Befehl schleunigst nach Africa heimzukehren. Mago, der seit drei Jahren (549—551) daran arbeitete in Norditalien eine Coalition gegen Rom ins Leben zu rufen, hatte eben damals im Gebiet der Insubrer (um Mailand) gegen das weit überlegene römische Doppelheer eine Schlacht geliefert, in der die römische Reiterei zum Weichen und das Fufsvolk ins Gedränge gebracht worden war und der Sieg sich für die Karthager zu erklären schien, als der kühne Angriff eines römischen Trupps auf die feindlichen Elephanten und vor allem die schwere Verwundung des geliebten und fähigen Führers das Glück der Schlacht wandte. Das punische Heer mufste an die ligurische Küste zurückweichen, wo es den Befehl zur Einschiffung empfing und vollzog; Mago aber starb auf der Ueberfahrt an seiner Wunde. Hannibal dagegen, der in der letzten Zeit sich in und um Kroton verschanzt hatte, stand bereit dem Befehl zu folgen, dem er wahrscheinlich zuvorgekommen wäre, wenn nicht die letzten Verhandlungen mit Philipp ihm eine neue Aussicht dargeboten hätten seinem Vaterland in Italien nützlicher sein zu können als in Libyen. Er liefs seine Pferde niederstofsen so wie die italischen Soldaten, die sich weigerten ihm über das Meer zu folgen und bestieg die auf der Rhede von Kroton längst in Bereitschaft stehenden Transportschiffe, die ihn glücklich nach Leptis führten; ohne Zweifel nicht unter dem Schutz des

Waffenstillstandes, sondern auf eigene Verantwortlichkeit und Gefahr. So stand der letzte von Hamilkars ‚Löwenbrut' abermals auf dem Boden der Heimath, die er fast noch ein Knabe verlassen hatte um seine grofsartige und doch so durchaus vergebliche Heldenlaufbahn zu beginnen und westwärts ausziehend von Osten her heimzukehren, rings um die karthagische See einen weiten Siegeskreis beschreibend. Jetzt, wo geschehen war was er hatte verhüten wollen und was er verhütet hätte, wenn er gedurft, jetzt sollte er, wenn möglich, retten und helfen; und er that es ohne zu klagen und zu schelten. Mit seiner Ankunft trat die Patriotenpartei offen auf; das schändliche Urtheil gegen Hasdrubal ward cassirt, neue Verbindungen mit den numidischen Scheiks durch Hannibals Gewandtheit angeknüpft und nicht blofs dem thatsächlich abgeschlossenen Frieden in der Volksversammlung die Bestätigung verweigert, sondern auch durch die Plünderung einer an der africanischen Küste gestrandeten römischen Transportflotte, ja sogar durch den Ueberfall eines römische Gesandte führenden römischen Kriegsschiffs der Waffenstillstand gebrochen. In gerechter Erbitterung brach Scipio aus seinem Lager bei Tunis auf (552) und durchzog das reiche Thal des Bagradas (Medscherda), indem er den Ortschaften keine Capitulation mehr gewährte, sondern die Einwohnerschaften der Flecken und Städte in Masse aufgreifen und verkaufen liefs. Schon war er tief ins Binnenland eingedrungen und stand bei Naraggara (westlich von Sicca, jetzt Kaf, bei Kas o Dschaber), als Hannibal, der ihm von Hadrumetum aus entgegengezogen war, mit ihm zusammentraf. Der punische Feldherr versuchte den römischen in einer persönlichen Zusammenkunft zu bestimmen bessere Bedingungen zu gewähren; allein Scipio, der schon bis an die äufserste Grenze der Concessionen gegangen war, konnte unmöglich nach dem Bruch des Waffenstillstandes zu weiterer Nachgiebigkeit sich verstehen, und es ist nicht glaublich, dafs Hannibal bei diesem Schritt etwas Anderes bezweckte als der Menge zu zeigen, dafs die Patrioten keineswegs unbedingt gegen den Frieden seien. Die Conferenz führte zu keinem Ergebnifs und so kam es zu der Entscheidungsschlacht bei Zama (vermuthlich unweit Sicca*). In drei Linien ord-

* Weder Ort noch Zeit der Schlacht sind hinreichend festgestellt. Jener wird doch wohl kein anderer sein, als das bekannte Zama regia; die Zeit etwa das Frühjahr 552. Die Bestimmung des Tages auf den 19. October wegen der Sonnenfinsternifs ist nicht zuverlässig.

nete Hannibal sein Fufsvolk: in das erste Glied die karthagischen Miethstruppen, in das zweite die africanische Land- und die punische Bürgerwehr nebst dem makedonischen Corps, in das dritte die Veteranen, die ihm aus Italien gefolgt waren. Vor der Linie standen die 80 Elephanten, die Reiterei auf den Flügeln. Scipio stellte gleichfalls seine Legionen in drei Glieder, wie die Römer pflegten und ordnete sie so, dafs die Elephanten durch und neben der Linie weg ausbrechen konnten, ohne sie zu sprengen. Dies gelang nicht blofs vollständig, sondern die seitwärts ausweichenden Elephanten brachten auch die karthagischen Reiterflügel in Unordnung, so dafs gegen diese Scipios Reiterei, die überdies durch das Eintreffen von Massinissas Schaaren dem Feinde weit überlegen war, leichtes Spiel hatte und bald in vollem Nachsetzen begriffen war. Ernster war der Kampf des Fufsvolks. Lange stand das Gefecht zwischen den beiderseitigen ersten Gliedern; in dem äufserst blutigen Handgemenge geriethen endlich beide Theile in Verwirrung und mufsten an den zweiten Gliedern einen Halt suchen. Die Römer fanden ihn; die karthagische Miliz aber zeigte sich so unsicher und schwankend, dafs sich die Söldner verrathen glaubten und es zwischen ihnen und der karthagischen Bürgerwehr zum Handgemenge kam. Indefs Hannibal zog eilig, was von den beiden ersten Linien noch übrig war, auf die beiden Flügel zurück und schob seine italischen Kerntruppen auf der ganzen Linie vor. Scipio drängte dagegen in der Mitte zusammen, was von der ersten Linie noch kampffähig war und liefs das zweite und dritte Glied rechts und links an das erste sich anschliefsen. Abermals begann auf derselben Wahlstatt ein zweites noch fürchterlicheres Gemetzel; Hannibals alte Soldaten wankten nicht trotz der Ueberzahl der Feinde, bis die Reiterei der Römer und Massinissas, von der Verfolgung der geschlagenen feindlichen zurückkehrend, sie von allen Seiten umringte. Damit war nicht blofs der Kampf zu Ende, sondern das punische Heer vernichtet; dieselben Soldaten, die vierzehn Jahre zuvor bei Cannae gewichen waren, hatten ihren Ueberwindern bei Zama vergolten. Mit einer Handvoll Leute gelangte Hannibal flüchtig nach Hadrumetum. — Nach diesem Tage konnte auf karthagischer Seite nur der Unverstand zur Fortsetzung des Krieges rathen; dagegen konnte der römische Feldherr sofort die Belagerung der Hauptstadt beginnen, die weder gedeckt noch verproviantirt war, und es stand bei ihm, wenn nicht unberechenbare Zwischenfälle

eintraten, das Schicksal, welches Hannibal über Rom hatte bringen wollen, jetzt über Karthago walten zu lassen. Scipio hat es nicht gethan; er gewährte Frieden (553), freilich nicht mehr auf die früheren Bedingungen. Aufser den Abtretungen, die schon bei den letzten Verhandlungen für Rom wie für Massinissa gefordert worden waren, wurde den Karthagern auf funfzig Jahre eine jährliche Contribution von 200 Talenten (3000000 Thaler) aufgelegt und mufsten sie sich anheischig machen nicht gegen Rom oder seine Verbündeten und überhaupt aufserhalb Africa gar nicht, in Africa aufserhalb ihres eigenen Gebietes nur nach eingeholter Erlaubnifs Roms Krieg zu führen; was thatsächlich darauf hinauslief, dafs Karthago tributpflichtig ward und seine politische Selbstständigkeit verlor. Es scheint sogar, dafs sie unter Umständen verpflichtet waren Kriegsschiffe zu der römischen Flotte zu stellen. — Man hat Scipio beschuldigt, dafs er, um die Ehre der Beendigung des schwersten Krieges, den Rom geführt hat, nicht mit dem Oberbefehl an einen Nachfolger abgeben zu müssen, dem Feinde zu günstige Bedingungen gewährte. Die Anklage möchte gegründet sein, wenn der erste Entwurf zu Stande gekommen wäre; gegen den zweiten scheint sie nicht gerechtfertigt. Weder standen in Rom die Verhältnisse so, dafs der Günstling des Volkes nach dem Siege bei Zama die Abberufung ernstlich zu fürchten gehabt hätte; noch rechtfertigen die Bedingungen selbst diese Beschuldigung. Die Karthagerstadt hat, nachdem ihr also die Hände gebunden und ein mächtiger Nachbar ihr zur Seite gestellt war, nie auch nur einen Versuch gemacht sich der römischen Suprematie zu entziehen, geschweige denn mit Rom zu rivalisiren; es wufste überdies jeder, der es wissen wollte, dafs der so eben beendigte Krieg viel mehr von Hannibal unternommen worden war als von Karthago und dafs an eine Erneuerung des Riesenplanes der Patriotenpartei sich schlechterdings nicht denken liefs. Es mochte den rachsüchtigen Italienern wenig dünken, dafs nur die fünfhundert ausgelieferten Kriegsschiffe in Flammen aufloderten und nicht auch die verhafste Stadt; Verbissenheit und Dorfschulzenverstand mochten die Meinung verfechten, dafs nur der vernichtete Gegner wirklich besiegt sei, und den schelten, der es verschmäht hatte das Verbrechen die Römer zittern gemacht zu haben gründlich zu bestrafen. Scipio dachte anders und wir haben keinen Grund und also kein Recht anzunehmen, dafs in diesem Fall die gemeinen Motive den Römer bestimm-

ten, und nicht die adlichen und hochsinnigen, die auch in seiner Natur lagen. Nicht das Bedenken der etwaigen Abberufung oder des möglichen Glückswechsels noch die Besorgnifs vor dem allerdings nicht fernliegenden Ausbruch des makedonischen Krieges haben den sicheren und zuversichtlichen Mann, dem bisher noch alles unbegreiflich gelungen war, gehindert die Execution an der unglücklichen Stadt zu vollziehen, die funfzig Jahre später seinem Adoptivenkel aufgetragen wurde und die wohl schon jetzt gleich vollzogen werden konnte. Es ist viel wahrscheinlicher, dafs die beiden grofsen Feldherren, bei denen jetzt auch die politische Entscheidung stand, den Frieden wie er war boten und annahmen, um dort der ungestümen Rachsucht der Sieger, hier der Hartnäckigkeit und dem Unverstand der Ueberwundenen gerechte und verständige Schranken zu setzen; der Seelenadel und die staatsmännische Begabung der hohen Gegner zeigt sich nicht minder in Hannibals grofsartiger Fügung in das Unvermeidliche als in Scipios weisem Zurücktreten von dem Ueberflüssigen und Schmählichen des Sieges. Sollte er, der hochherzige und freiblickende Mann, sich nicht gefragt haben, was es denn dem Vaterlande nütze, nachdem die politische Macht der Karthagerstadt vernichtet war, diesen uralten Sitz des Handels und Ackerbaus völlig zu verderben und einen der Grundpfeiler der damaligen Civilisation frevelhaft niederzuwerfen? Die Zeit war noch nicht gekommen, wo die ersten Männer Roms sich hergaben zu Henkern der Civilisation der Nachbarn und mit einer mössigen Thräne die ewige Schande der Nation von sich abzuwaschen leichtfertig glaubten.

So war der zweite punische, oder wie die Römer ihn richtiger nennen, der hannibalische Krieg beendigt, nachdem er siebzehn Jahre vom Bosporos bis zu den Säulen des Herkules die Inseln und Landschaften verheert hatte. Hatte Rom bis auf diesen Krieg sein politisches Ziel nicht höher gesteckt als bis zu der Beherrschung des Festlandes der italischen Halbinsel innerhalb seiner natürlichen Grenzen und der italischen Inseln und Meere, so war man durch die Ergebnisse des Krieges viel weiter geführt worden, als es in dem ursprünglichen Plan lag; in welcher Hinsicht namentlich Beachtung verdient, wie fast zufällig Rom zu dem Besitz von Spanien gelangte. Es ist mehr als wahrscheinlich und wird durch die Behandlung Africas deutlich bewiesen, dafs man den Krieg begann und beschlofs mit dem Gedanken nicht die Herrschaft

über die Staaten am Mittelmeer oder die sogenannte Weltmonarchie zu begründen, sondern einen gefährlichen Nebenbuhler unschädlich zu machen und Italien mit bequemen Nachbaren zu umringen. Die Herrschaft über Italien hat Rom errungen, weil es sie erstrebt hat; die Hegemonie und die daraus entwickelte Herrschaft über das Mittelmeergebiet ist den Römern gewissermafsen ohne ihre Absicht von den Verhältnissen zugeworfen worden. — Die unmittelbaren Resultate des Krieges waren aufserhalb Italien die Verwandlung Spaniens in eine römische freilich in ewiger Insurrection begriffene Doppelprovinz; die Vereinigung des bis dahin dependenten syrakusanischen Reiches mit der römischen Provinz Sicilien; die Begründung des römischen statt des karthagischen Patronats über die bedeutendsten numidischen Häuptlinge; endlich die Verwandlung Karthagos aus einem mächtigen Handelsstaat in eine wehrlose Kaufstadt; mit einem Worte Roms unbestrittene Hegemonie über den Westen des Mittelmeergebiets; ferner das entschieden ausgesprochene Ineinandergreifen des östlichen und westlichen Staatensystems, das im ersten punischen Krieg sich nur erst angedeutet hatte, und damit das demnächst bevorstehende entscheidende Eingreifen Roms in die Conflicte der alexandrischen Monarchien. In Italien war zunächst das Keltenvolk, wenn nicht schon vorher, doch jetzt sicher zum Untergang bestimmt und nur noch eine Zeitfrage war es, wann die Execution vollzogen werden würde. Innerhalb der römischen Eidgenossenschaft war die Folge des Krieges das schärfere Hervortreten der herrschenden latinischen Nation, deren inneren Zusammenhang die trotz einzelner Schwankungen doch im Ganzen in treuer Gemeinschaft überstandene Gefahr fester als bisher geschlossen hatte, und die steigende Unterdrückung der nicht latinischen oder latinisirten Landschaften, namentlich Etruriens und der unteritalischen Sabeller. Am schwersten traf die Strafe oder vielmehr die Rache theils den mächtigsten, theils den zugleich ältesten und letzten Bundesgenossen Hannibals, die Gemeinde Capua und die Landschaft der Brettier. Die capuanische Verfassung ward vernichtet und Capua aus der zweiten Stadt in das erste Dorf Italiens umgewandelt; den gesammten Grund und Boden mit Ausnahme weniger Besitzungen Auswärtiger oder römisch gesinnter Campaner erklärte der Senat zur öffentlichen Domäne und gab ihn seitdem an kleine Leute parzellenweise in Zeitpacht. Aehnlich wurden die Picenter am Silarus behandelt; auch ihre Haupt-

stadt wurde geschleift und die Bewohner zerstreut in die umliegenden Dörfer. Der Brettier Loos war noch härter; sie wurden in Masse gewissermafsen zu Leibeigenen der Römer gemacht und für ewige Zeiten vom Waffenrecht ausgeschlossen. Aber auch die übrigen Verbündeten Hannibals büfsten schwer, so die griechischen Städte mit Ausnahme der wenigen, die beständig zu Rom gehalten hatten, wie die campanischen Griechen und die Rheginer. Nicht viel weniger litten die Arpaner und eine Menge anderer apulischer, lucanischer, samnitischer Gemeinden, die grofsentheils Stücke ihrer Mark verloren. Auf einem Theil der also gewonnenen Aecker wurden neue Colonien angelegt; so im Jahre 560 eine ganze Reihe Bürgercolonien an den besten Häfen Unteritaliens, unter denen Sipontum (bei Manfredonia) und Kroton zu nennen sind, ferner Salernum, in dem ehemaligen Gebiet der südlichen Picenter und diesen zur Zwingburg bestimmt, vor allem aber Puteoli, das bald der Sitz der vornehmen Villeggiatur und des asiatisch-ägyptischen Luxushandels ward. Ferner ward Thurii latinische Festung unter dem neuen Namen Copia (560), ebenso die reiche brettische Stadt Vibo unter dem Namen Valentia (562). Auf anderen Grundstücken in Samnium und Apulien wurden die Veteranen der siegreichen Armee von Africa einzeln angesiedelt; der Rest blieb Gemeinland und die Weideplätze der vornehmen Herren in Rom ersetzten die Hütten und das Pflugland. Es versteht sich, dafs aufserdem in allen Gemeinden der Halbinsel eine vollständige Epurirung aller namhaften nicht gut römisch gesinnten Leute vorgenommen ward, so weit eine solche durch politische Prozesse und Güterconfiscationen durchzusetzen war. Ueberall in Italien fühlten die nichtlatinischen Bundesgenossen, dafs ihr Name eitel und dafs sie fortan Unterthanen Roms seien; die Besiegung Hannibals ward als eine zweite Unterjochung Italiens empfunden. Wie die Dinge standen, zeigt die ängstliche Sorgfalt, womit während des folgenden makedonischen Krieges die Bewachung Italiens vom Senat betrieben ward und die Verstärkungen, die den wichtigsten Colonien — so Venusia 554, Narnia 555, Cosa 557 — von Rom her zugesandt wurden. — Im Staatsregiment hatte die veränderte Stellung Roms jetzt allerdings unter den leitenden Klassen eine Generation grofsgezogen, die nicht mehr wie im ersten punischen Krieg mit der Kirchthurmspolitik die Welt regieren zu können meinte; die Stellung des Senats ist nach innen wie nach aufsen klar und fest. Allein zugleich

hatten sich die Gefahren herausgestellt, die die demokratischen Elemente der römischen Verfassung dem neuen Grofsstaate drohten. Man hatte nie verkennen können und nie in Rom verkannt, dafs in den Urwahlen, wie sie dort bestanden, hauptsächlich der Zufall entschied, allein es liefs sich dies ertragen, so lange die moralische Gewalt des Senats über die Menge den Zufall nöthigenfalls zu beherrschen im Stande war und so lange überhaupt auf die Individualität der Bürgerwehrführer und Jahrvorsteher nicht viel ankam. Jetzt begann jene Autorität in der allgemeinen Zügellosigkeit und Uebermüthigkeit zu schwinden und eben jetzt kam etwas mehr darauf an, wer Consul ward, als da es gegen die Volsker und Aequer ging. Man hatte in dieser Beziehung nach gemachten bitteren Erfahrungen allerdings wenn nicht die Sätze, doch die Uebung der Verfassung zum Bessern verändert; es war dies der wesentliche Grund, dem man die Rettung und den Sieg verdankte. Die Zukunft mufste lehren, ob jene Erfahrungen auf die Dauer gefruchtet hatten. — Welche Lücken Krieg und Hunger in die Reihen der italischen Bevölkerung gerissen hatten, zeigt das Beispiel der römischen Bürgerschaft, deren Zahl während des Krieges fast um den vierten Theil geschwunden war; selbst die Angabe der Gesammtzahl der im hannibalischen Krieg gefallenen Italiker auf 300000 Köpfe scheint durchaus nicht übertrieben. Wie sehr endlich der siebzehnjährige Krieg, der zugleich im Ausland nach allen vier Weltgegenden und im Inland geführt worden war, die Volkswirthschaft im tiefsten Kern erschüttert haben mufste, ist im Allgemeinen klar; zur Ausführung im Einzelnen reicht die Ueberlieferung nicht hin. Zwar der Staat gewann durch die Confiscationen und namentlich das campanische Gebiet blieb seitdem eine unversiegliche Quelle der Staatsfinanzen; allein durch diese Ausdehnung der Domänenwirthschaft ging natürlich der Volkswohlstand um eben so viel zurück als er in anderen Zeiten gewonnen hatte durch die Zerschlagung der Staatsländereien. Eine Menge blühender Ortschaften — man rechnet vierhundert — war vernichtet und verderbt, das mühsam gesparte Capital aufgezehrt, die Bevölkerung durch das Lagerleben demoralisirt, die alte gute Tradition bürgerlicher und bäuerlicher Sitte von der Hauptstadt bis in das letzte Dorf untergraben. Sclaven und verzweifelte Leute thaten sich in Räuberbanden zusammen, von deren Gefährlichkeit es einen Begriff giebt, dafs in einem einzigen Jahre (569) allein in Apulien 7000 Menschen ver-

urtheilt werden mufsten. Die sich ausdehnenden Weiden mit den halb wilden Hirtensclaven begünstigten diese heillose Verwilderung des Landes und der italische Ackerbau sah sich in seiner Existenz bedroht durch das zuerst in diesem Kriege aufgestellte Beispiel, dafs das römische Volk statt von selbst geerntetem auch von sicilischem und ägyptischem Getreide ernährt werden könne. — Dennoch durfte der Römer, dem die Götter beschieden hatten das Ende dieses Riesenkampfes zu erleben, stolz in die Vergangenheit und zuversichtlich in die Zukunft blicken. Es war viel verschuldet, aber auch viel erduldet worden; das Volk, dessen gesammte dienstfähige Jugend fast zehn Jahre hindurch Schild und Schwert nicht abgelegt hatte, durfte manches sich verzeihen. Jenes wenn auch durch wechselseitige Befehdung unterhaltene, doch im Ganzen friedliche und freundliche Zusammenleben der verschiedenen Nationen, wie es das Ziel der neueren Völkerentwickelungen zu sein scheint, ist dem Alterthum fremd: damals galt es Amboſs zu sein oder Hammer; und in dem Wettkampf der Sieger war der Sieg den Römern geblieben. Ob man verstehen werde ihn zu benutzen, die latinische Nation immer fester an Rom zu ketten, Italien allmählich zu latinisiren, die Unterworfenen in den Provinzen als Unterthanen zu beherrschen, nicht als Knechte auszunutzen, die Verfassung zu reformiren, den schwankenden Mittelstand neu zu befestigen und zu erweitern — das mochte Mancher fragen; wenn man es verstand, so durfte Italien glücklichen Zeiten entgegensehen, in denen der auf eigene Arbeit unter günstigen Verhältnissen gegründete Wohlstand und die entschiedenste politische Suprematie über die damalige civilisirte Welt jedem Gliede des grofsen Ganzen ein gerechtes Selbstgefühl, jedem Stolz ein würdiges Ziel, jedem Talent eine offene Bahn geschaffen haben würde. Freilich wenn nicht, nicht. Für den Augenblick aber schwiegen die bedenklichen Stimmen und die trüben Besorgnisse, als von allen Seiten die Krieger und Sieger in ihre Häuser zurückkehrten, als Dankfeste und Lustbarkeiten, Geschenke an Soldaten und Bürger an der Tagesordnung waren, die gelösten Gefangenen heimgesandt wurden aus Gallien, Africa, Griechenland und endlich der jugendliche Sieger im glänzenden Zuge durch die geschmückten Strafsen der Hauptstadt zog, um seine Palme in dem Haus des Gottes niederzulegen, von dem, wie sich die Gläubigen zuflüsterten, er zu Rath und That unmittelbar seine Eingebungen empfangen hatte.

KAPITEL VII.

Der Westen vom hannibalischen Frieden bis zum Ende der dritten Periode.

Unter den Aemtern, mit denen Rom die italische Eidgenossenschaft rings umgab, war eines der wichtigsten die Provinz Ariminum oder Gallien, in deren Ordnung und Einrichtung man eben durch den hannibalischen Krieg unterbrochen worden war. Es verstand sich von selbst, dafs man jetzt da fortfahren würde, wo man aufgehört hatte, und die Kelten begriffen es wohl. Schon im Jahre des Friedensschlusses mit Karthago (553) hatten im Gebiet der zunächst bedrohten Boier die Kämpfe wieder begonnen, und ein erster Erfolg, der ihnen gegen den eilig aufgebotenen römischen Landsturm gelang, so wie das Zureden eines karthagischen Offiziers Hamilkar, der von Magos Expedition her in Norditalien zurückgeblieben war, veranlafsten im folgenden Jahr (554) eine allgemeine Schilderhebung nicht blofs der beiden zunächst bedrohten Stämme, der Boier und Insubrer: auch die Ligurer trieb die näher rückende Gefahr in die Waffen und selbst die cenomanische Jugend hörte diesmal weniger auf die Stimme ihrer vorsichtigen Behörden als auf den Nothruf der bedrohten Stammgenossen. Von ‚den beiden Riegeln gegen die gallischen Züge', Placentia und Cremona ward der erste niedergeworfen — von der placentinischen Einwohnerschaft retteten nicht mehr als 2000 das Leben —, der zweite berannt. Eilig marschirten die Legionen heran um zu retten was noch zu retten war. Vor Cremona kam es zu einer

grofsen Schlacht, in der der punische Führer wohl versuchte durch geschickte und kriegsmäfsige Leitung die Inferiorität seiner Truppen zu ersetzen; aber trotz Hamilkars Führung hielten die Gallier dem Andrang der Legionen nicht Stand und flohen in wilder Verwirrung. Unter den zahlreichen Todten war auch der karthagische Offizier. Indefs setzten die Kelten den Kampf fort; dasselbe Heer, welches bei Cremona gesiegt, wurde das nächste Jahr (555), hauptsächlich durch die Schuld des sorglosen Führers, von den Insubrern fast aufgerieben und erst 556 konnte Placentia nothdürftig wieder hergestellt werden. Aber der Bund der zu dem Verzweiflungskampf vereinigten Cantone ward in sich uneins; die Boier und die Insubrer geriethen in Zwist und die Cenomanen traten nicht blofs zurück von dem Nationalbunde, sondern erkauften auch die Verzeihung von den Römern durch schimpflichen Verrath der Landsleute, indem sie während einer Schlacht, die die Insubrer den Römern am Mincius lieferten, ihre Bundes- und Kampfgenossen von hinten angriffen und aufreiben halfen (557). So gedemüthigt und im Stich gelassen bequemten sich die Insubrer nach dem Fall von Comum gleichfalls zu einem Sonderfrieden (558). Die Bedingungen, welche Rom den Cenomanen und Insubrern vorschrieb, waren allerdings härter, als sie den Gliedern der italischen Eidgenossenschaft gewährt zu werden pflegten; namentlich vergafs man nicht die Scheidewand zwischen Italikern und Kelten gesetzlich zu befestigen und zu verordnen, dafs nie ein Bürger dieser beiden Kelтenstämme das römische Bürgerrecht solle gewinnen können. Indefs liefs man ihnen ihre Existenz; ihr Gebiet, in das die räuberischen Alpenbewohner regelmäfsige Razzias zu machen pflegten, ward nicht zu dem der Eidgenossenschaft gezogen, welches vielmehr der Po begrenzte. Wie rasch übrigens die Latinisirung dieser Keltenlandschaften vorschritt, beweist das Zeugnifs des Polybios, der etwa vierzig Jahre später diese Gegenden bereiste, dafs daselbst nur noch wenige Dörfer unter den Alpen keltisch geblieben seien — ein Bericht, der übertrieben scheint, aber auch so beweist, dafs die Culturstufe, auf der diese Kelten standen, eine bei weitem niedrigere war als die der Sabeller und Etrusker. Die Veneter dagegen scheinen ihre Nationalität länger behauptet zu haben. — Das hauptsächliche Bestreben der Römer war in diesen Landschaften begreiflicher Weise darauf gerichtet dem Nachrücken der transalpinischen Kelten zu steuern und die natur-

liche Scheidewand der Halbinsel und des inneren Continents auch als politische Grenze festzustellen. Dafs die Furcht vor dem römischen Namen auch schon zu den nächstliegenden keltischen Cantonen jenseit der Alpen gedrungen war, zeigt nicht blofs die vollständige Unthätigkeit, mit der dieselben der Vernichtung oder Unterjochung ihrer diesseitigen Landsleute zusahen, sondern mehr noch die officielle Mifsbilligung und Desavouirung, welche die transalpinischen Cantone — man wird zunächst an die Helvetier (zwischen dem Genfersee und dem Main) und an die Carner und Taurisker (in Kärnthen und Steiermark) zu denken haben — gegen die beschwerdeführenden römischen Gesandten aussprachen über die Versuche einzelner keltischer Haufen sich diesseit der Alpen in friedlicher Weise anzusiedeln, nicht minder die demüthige Art, in welcher diese Auswandererhaufen selbst zuerst bei dem römischen Senat um Landanweisung bittend einkamen, alsdann aber dem strengen Gebot über die Alpen zurückzugehen ohne Widerrede sich fügten (568 fg. 575) und die Stadt, die sie 12000 Schritt von Aquileia schon angelegt hatten, zerstören liefsen. Mit weiser Strenge gestattete der Senat keinerlei Ausnahme von dem Grundsatz, dafs die Alpenthore für die keltische Nation fortan geschlossen seien, und schritt mit schweren Strafen gegen diejenigen römischen Unterthanen ein, die solche Uebersiedlungsversuche von Italien aus veranlafst hatten. Ein solcher Versuch, welcher auf einer bis dahin den Römern unbekannt gebliebenen Strafse im innersten Winkel des adriatischen Meeres stattfand, mehr aber noch, wie es scheint, der Plan Philipps von Makedonien wie Hannibal von Westen so seinerseits von Osten her in Italien einzufallen, veranlafsten die Gründung einer Festung in dem äufsersten nordöstlichen Winkel Italiens, der nördlichsten italischen Colonie Aquileia (571—573), die nicht blofs diesen Weg den Fremden für immer zu verlegen, sondern auch die dortige für die Schifffahrt vorzüglich gelegene Meeresbucht zu sichern und der immer noch nicht ganz ausgerotteten Piraterie in diesen Gewässern zu steuern bestimmt war. Die Anlage derselben veranlafste einen Krieg gegen die Istrier (576. 577), der mit der Erstürmung einiger Castelle und dem Fall des Königs Aepulo schnell beendigt war und durch nichts merkwürdig ist als durch den panischen Schreck, den die Kunde von der Ueberrumpelung des römischen Lagers durch eine Handvoll Barbaren bei der Flotte und sodann in ganz Italien hervorrief.

Andern verfuhr man in der Landschaft diesseit des Padus, wo der römische Senat beschlossen hatte mit den Kelten ein Ende zu machen und mit den Boiern zu wiederholen, was achtzig Jahre zuvor mit den Senonen geschehen war. Die Boier wehrten sich mit verzweifelter Entschlossenheit. Noch einmal ward der Padus von ihnen überschritten und ein Versuch gemacht die Insubrer wieder unter die Waffen zu bringen (560); ein Consul ward in seinem Lager von ihnen blokirt und wenig fehlte, dafs er unterlag; Placentia hielt sich mühsam gegen die ewigen Angriffe der erbitterten Eingeborenen. Bei Mutina endlich ward die letzte Schlacht geliefert; sie war lang und blutig, aber die Römer siegten (561) und seitdem war der Krieg kein Kampf mehr, sondern eine Hetze. Die einzige Freistatt im boischen Gebiet war bald das römische Lager, in das der noch übrige bessere Theil der Bevölkerung sich zu flüchten begann, und die Sieger konnten nach Rom berichten, ohne sehr zu übertreiben, dafs von der Nation der Boier nichts mehr übrig sei als Kinder und Greise. So freilich mufste sie sich ergeben in das Schicksal, das ihr bestimmt war. Die Römer forderten Abtretung des halben Gebietes (563); sie konnte nicht verweigert werden, aber auch auf dem geschmälerten Bezirk, der den Boiern blieb, verschwanden sie bald und verschmolzen mit ihren Siegern*. Das Land südwärts vom Po, wenn es

* Nach Strabons Bericht wären diese italischen Boier von den Römern über die Alpen verstofsen worden und aus ihnen die boische Ansiedlung im heutigen Ungarn zwischen dem Neusiedler- und Plattensee hervorgegangen, welche in der augusteischen Zeit von den über die Donau gegangenen Geten angegriffen und vernichtet wurde, dieser Landschaft aber den Namen der boischen Einöde hinterliefs. Dieser Bericht pafst sehr wenig zu der wohlbeglaubigten Darstellung der römischen Jahrbücher, nach der man sich römischer Seits begnügte mit der Abtretung des halben Gebietes; und um das Verschwinden der italischen Boier zu erklären, bedarf es in der That der Annahme einer gewaltsamen Vertreibung nicht — verschwinden doch auch die übrigen keltischen Volkerschaften, obwohl sie von Krieg und Colonisirung in weit minderem Grade heimgesucht wurden, nicht viel weniger rasch und vollständig aus der Reihe der italischen Nationen. Andrerseits führen andere Berichte vielmehr darauf jene Boier am Plattensee herzuleiten von dem Hauptstock der Nation, der ehemals in Baiern und Böhmen safs, bis deutsche Stämme ihn südwärts drängten. Ueberall aber ist es sehr zweifelhaft, ob die so weit versprengten Boier, die man bei Bordeaux, am Po, in Böhmen finden, wirklich Zweige eines Stammes sind und nicht blofs eine Namensgleichheit obwaltet. Strabons Annahme dürfte auf nichts anderem beruhen als auf einem Rückschlufs aus dieser Namensgleichheit, wie die Alten ihn bei den Kimbern, Venetern und sonst oft unüberlegt anwandten.

auch nicht förmlich zu Italien gezogen ward, erhielt doch italische Organisation und städtische Ordnung; jenseit des Padus begann die Gauverfassung nach keltischer Art, der Clans mit festen Gebieten, aber ohne eigentliche Hauptstädte. — Nachdem die Römer also sich reinen Boden geschaffen hatten, wurden die Festungen Placentia und Cremona, deren Colonisten während der letzten unruhigen Jahre grofsentheils hingerafft worden waren oder sich verlaufen hatten, wieder organisirt und neue Ansiedler dorthin gesandt; neu gegründet wurden in und bei dem ehemaligen senonischen Gebiet Potentia (bei Recanati unweit Ancona; 570) und Pisaurum (Pesaro; 570), ferner in der neu gewonnenen boischen Landschaft die Festungen Bononia (565), Mutina (571) und Parma (571), von denen die Colonie Mutina schon vor dem hannibalischen Krieg angelegt und nur der Abschluss der Gründung durch diesen unterbrochen worden war. Wie immer verband sich mit der Anlage der Festungen auch die von Militärchausseen; es wurde die flaminische Strafse von ihrem nördlichen Endpunct Arminium unter dem Namen der aemilischen bis Placentia verlängert (567) und eine kürzere Verbindung zwischen Rom und den Polestungen durch eine zweite Strafse hergestellt, die die ältere Strafse von Rom nach Arretium über den Apennin bis nach Bononia fortführte und dort in die aemilische Strafse mündete.

In dem nordwestlichen italischen Gebirgsland, dessen Thäler und Hügel hauptsächlich von dem vielgetheilten ligurischen Stamm eingenommen waren, verfuhren die Römer in ähnlicher Weise. Was südlich von der Magra wohnte, ward vertilgt. Es traf dies hauptsächlich die Apuaner, die auf dem Apennin zwischen dem Arno und der Magra wohnend einerseits das Gebiet von Pisa, andrerseits das von Bononia und Mutina unaufhörlich plünderten. Was hier nicht dem Schwert der Römer erlag, ward nach Unteritalien in die Gegend von Benevent übergesiedelt (574) und durch energische Mafsregeln die ligurische Nation, welcher man noch im Jahre 578 die von ihr eroberte Colonie Mutina wieder abnehmen mufste, in den Bergen, die das Bothal von dem des Arno scheiden, vollständig unterdrückt. Die 577 auf dem ehemals apuanischen Gebiet angelegte Festung Luna unweit Spezzia deckte die Grenze gegen die Ligurer ähnlich wie Aquileia gegen die Transalpiner und gab zugleich den Römern einen vortrefflichen Hafen, der seitdem für die Ueberfahrt nach Massalia und nach

Spanien die gewöhnliche Station ward. Gegen die westlicheren ligurischen Stämme, die die genuesischen Apenninen und die Seealpen inne hatten, ruhten die Kämpfe nie. Es waren unbequeme Nachbaren, die zu Lande und zur See zu plündern pflegten; die Pisaner und die Massalioten hatten von ihren Einfällen und ihren Corsarenschiffen nicht wenig zu leiden. Bleibende Ergebnisse wurden indefs bei den ewigen Fehden nicht gewonnen und vielleicht auch nicht bezweckt; aufser dafs man, wie es scheint, darauf ausging den Landweg nach Spanien freizumachen und die grofse Küstenstrafse von Luna über Massalia nach Emporiae wenigstens bis an die Alpen sich zu bahnen; jenseit der Alpen war es die Aufgabe der Massalioten den römischen Schiffen die Küstenfahrt und den Landreisenden die Uferstrafse offen zu halten. Das Binnenland mit seinen unwegsamen Thälern und seinen Felsenestern, mit seinen armen, aber gewandten und verschlagenen Bewohnern diente den Römern hauptsächlich als Kriegsschule zur Uebung und Abhärtung der Soldaten wie der Offiziere. — Aehnliche sogenannte Kriege wie gegen die Ligurer führte man gegen die Corsen und mehr noch gegen die Bewohner des innern Sardinien, welche die gegen sie gerichteten Raubzüge durch Ueberfälle der Küstenlandschaft vergalten. Im Andenken geblieben ist die Expedition des Tiberius Gracchus gegen die Sarden 577, nicht so sehr weil er der Provinz den ‚Frieden' gab, sondern weil er bis 80000 der Insulaner erschlagen oder gefangen zu haben behauptete und Sklaven von dort in solcher Masse nach Rom schleppte, dafs es Sprichwort ward ‚spottwohlfeil wie ein Sarde'.

In Africa, wo die Römer unmittelbare Besitzungen nicht hatten noch haben wollten, ging ihr Bestreben dahin unter den libyschen Eingebornen, den natürlichen Feinden ihrer phoenikischen Zwingherren, einen Staat grofszuziehen, nicht bedeutend genug, um ohne Roms Schutz etwas zu vermögen, doch genügend, um Karthagos Macht, nachdem dieselbe aufserhalb Africa vernichtet worden war, auch in Libyen so einzuschnüren, dafs es der gequälten Stadt unmöglich werde sich je wieder zu rühren. Der hiezu ausersehene unter den eingebornen Häuptlingen war der Herr von Cirta Massinissa, bisher der schwächere Nebenbuhler des mächtigsten westafricanischen Scheiks Syphax von Siga. Der letztere, der für Karthago Partei ergriffen, war in dem letzten Krieg überwunden und gefangen nach Italien abgeführt worden, wo er in

der Haft starb; sein Sohn Vermina erlangte durch demüthiges Bitten von den Römern den Besitz eines kleinen Theils des väterlichen Gebiets (554), allein er vermochte nicht den Massinissa um die Stellung des bevorzugten Drängers von Karthago zu bringen, welche diesem das ältere römische Bundesverhältnifs zuwarf. Massinissa nutzte zur Erweiterung seiner Macht sorgfältig die Gunst, deren er in Rom genofs und welche die Römer bei allen Gelegenheiten mit absichtlicher Deutlichkeit hervortreten liefsen, so dafs man sogar ihm die Ehre erwies, die nichtitalischen Bundesgenossen nicht leicht aufserhalb ihrer Heimath gespendet ward, mit seinen numidischen Reitern neben den Legionen gegen Philippos fechten zu dürfen, und ihm schon 554 Gebietserweiterungen in Aussicht stellte — natürlich auf Kosten Karthagos. Es war das nicht schwer bei der Unsicherheit der africanischen Grenzverhältnisse, welche theils in der Natur der Landschaft, theils vielleicht auch in der Absicht der römischen Ordner begründet war; die Bestimmung des Friedensvertrags, die den Karthagern zwar ihr Gebiet ungeschmälert liefs, aber Massinissa alle diejenigen Besitzungen garantirte, die er oder sein Vorweser innerhalb der karthagischen Grenzen besessen hatten, sieht fast so aus, als wäre sie da um Controversen nicht zu heben, sondern zu wecken. Aehnlich steht es mit der durch den römischen Friedenstractat den Karthagern auferlegten Verpflichtung nicht gegen römische Bundesgenossen Krieg zu führen, so dafs sie nach dem Wortlaut des Vertrags nicht einmal aus ihrem eigenen und unbestrittenen Gebiet den numidischen Nachbar zu vertreiben befugt waren. Unter solchen Verhältnissen und bei der Parteilichkeit der einzigen Macht, die hier als Schiedsrichter einschreiten konnte, ist die peinliche Lage Karthagos begreiflich. Schon 561 sah Karthago sich unter nichtigen Vorwänden überfallen und den reichsten Theil seines Gebiets, die Landschaft Emporiae an der kleinen Syrte, theils von den Numidiern geplündert, theils sogar von ihnen in Besitz genommen. So gingen die Uebergriffe beständig weiter; das platte Land kam in die Hände der Numidier und mit Mühe behaupteten die Karthager sich in den gröfseren Ortschaften. Alle Bitten und Beschwerden hatten nur den Erfolg, dafs entweder römische Commissionen in Africa erschienen, die nach gründlicher Untersuchung zu keiner Entscheidung kamen, oder bei den Verhandlungen in Rom die Beauftragten Massinissas Mangel an Instructionen vorschützten und die Sache

vertagt ward. So erklärten zum Beispiel die Karthager einmal (582), dafs ihnen blofs in den letzten zwei Jahren wieder siebzig Dörfer vertragswidrig entrissen worden seien und beschworen den römischen Senat ihnen entweder zu gestatten sich mit den Waffen zu vertheidigen, oder ein Schiedsgericht mit Sprechgewalt zu bestellen, oder die Grenze neu zu reguliren, damit sie wenigstens ein für allemal erführen, wie viel sie einbüfsen sollten; besser sei es sonst sie geradezu zu römischen Unterthanen zu machen als sie so allmählig den Libyern auszuliefern. Der römische Senat mäfsigte wohl zuweilen den allzugrofsen Ungestüm der Libyer, die ihren alten Peinigern jetzt das Erlittene reichlich vergalten; aber eine Abstellung der Beschwerden erfolgte nicht, denn im Grunde war es eben diese Quälerei Karthagos, um deren willen Massinissa von den Römern der Stadt als Nachbar gesetzt worden war. Nur phoenikische Geduld war im Stande sich in eine solche Lage mit Ergebung zu schicken, ja sogar den Machthabern jeden Dienst und jede Artigkeit, die sie begehrten und nicht begehrten, mit unermüdlicher Beharrlichkeit zu erweisen und namentlich durch Kornsendungen um die römische Gunst zu buhlen; man hoffte wenigstens die communale Freiheit, auf die sich Karthago thatsächlich beschränkt sah, für die Stadt zu retten. In der That suchte Karthago nach dem Sturz seiner politischen Macht nicht ohne Erfolg sich im Innern zu regeneriren. Die bessernde Macht der Noth und wohl auch Hannibals klarer, grofsartiger und der Menschen mächtiger Geist bewirkten politische und finanzielle Reformen. Die Oligarchie, die durch Erhebung der Criminaluntersuchung gegen den grofsen Feldherrn wegen absichtlich unterlassener Einnahme Roms und Unterschlagung der italischen Beute das Mafs ihrer verbrecherischen Thorheiten voll gemacht hatte — diese verfaulte Oligarchie wurde auf Hannibals Antrag über den Haufen geworfen und ein demokratisches Regiment eingeführt, wie es den Verhältnissen der Bürgerschaft angemessen war (vor 559). Die Finanzen wurden durch Beitreibung der rückständigen und unterschlagenen Gelder und durch Einführung einer besseren Controle so schnell wieder geordnet, dafs ohne die Bürger irgendwie mit aufserordentlichen Steuern zu belasten die römische Contribution gezahlt, ja sogar schon 567 die sofortige Leistung der sämmtlichen Terminzahlungen angeboten werden konnte — ein Anerbieten, das die Römer freilich, denen an der Tributpflich-

tigkeit Karthagos mehr gelegen war als an der Geldsumme selbst, begreiflicher Weise ablehnten. Mit neidischen Augen sahen sie, dafs die Stadt trotz aller angewandten Mühe doch nicht zu ruiniren war. Dies nährte ihre Furcht und immer aufs Neue lief durch Rom das Gerücht, dafs ein dritter punischer Krieg vor der Thür sei; was denn jedesmal das Signal war zu neuen diplomatischen Mifshandlungen von römischer, zu neuen Schädigungen von Massinissas Seite. Bald sollte Hamilkar, der im nördlichen Italien die Kelten gegen die Römer führte (554), dies im Auftrag seiner Regierung gethan haben; bald sollte Hannibal Verbindungen anspinnen mit Antiochos (559); bald hatte nach dessen Entfernung ein Emissär von ihm, Ariston von Tyros sich in Karthago blicken lassen, um die Bürger auf die Landung einer asiatischen Kriegsflotte in Karthago vorzubereiten (561); bald hatte der Rath in geheimer nächtlicher Sitzung im Tempel des Aesculapius den Gesandten des Perseus Audienz gegeben (580); bald sprach man in Rom von der gewaltigen Flotte, die Karthago rüste für den makedonischen Krieg (583). Es ist allerdings mehr als wahrscheinlich, dafs Hannibal es keineswegs aufgegeben hatte seine Vaterstadt abermals gegen Rom zu bewaffnen und sie in den nahe bevorstehenden Kampf der östlichen Mächte zu verwickeln; es war keine eingebildete Gefahr, dafs die karthagische Flotte in Italien landen und ein zweiter hannibalischer Krieg dort sich entspinnen könne, während die römischen Legionen in Kleinasien fochten. Man kann darum die Römer kaum tadeln, wenn sie eine Gesandtschaft nach Karthago schickten (559), die wahrscheinlich beauftragt war Hannibals Auslieferung zu fordern. Die grollenden karthagischen Oligarchen, die Briefe über Briefe nach Rom sandten um den Mann, der sie gestürzt, wegen geheimer Verbindungen mit den antirömisch gesinnten Mächten dem Landesfeind zu denuncirren, sind verächtlich, aber ihre Meldungen waren wahrscheinlich richtig; und so wahr es auch ist, dafs in jener Gesandtschaft ein demüthigendes Eingeständnifs der Furcht des mächtigsten Volkes vor dem einfachen Scholeten von Karthago lag, so begreiflich und ehrenwerth es ist, dafs der stolze Sieger von Zama im Senat Einspruch that gegen diesen erniedrigenden Schritt, so war doch jenes Eingeständnifs eben nichts andres als die schlichte Wahrheit, und Hannibal eine so aufserordentliche Natur, dafs nur römische Gefühlspolitiker den Unger an der Spitze des karthagischen Staats dulden

konnten. Die eigenthümliche Anerkennung, die er bei dem Landesfeind fand, kam ihm selbst schwerlich überraschend. Wie Hannibal und nicht Karthago den letzten Krieg geführt hatte, so hatte auch Hannibal das zu tragen, was den Besiegten trifft. Die Karthager konnten nichts thun als sich fügen und ihrem Stern danken, dafs Hannibal, durch seine rasche und besonnene Flucht nach dem Orient die gröfsere Schande ihnen ersparend, seiner Vaterstadt blofs die mindere liefs ihren gröfsten Bürger auf ewige Zeiten aus der Heimath verbannt, sein Vermögen eingezogen und sein Haus geschleift zu haben. Das tiefsinnige Wort aber, dafs diejenigen die Lieblinge der Götter sind, denen sie die unendlichen Freuden und die unendlichen Leiden ganz verleihen, hat also an Hannibal in vollem Mafse sich bewährt. — Schwerer als das Einschreiten gegen Hannibal läfst es sich verantworten, dafs man nach dessen Entfernung nicht aufhörte die Stadt zu bearg wohnen und zu plagen. Zwar gährten dort wie begreiflich die Parteien; es gab noch eine Patriotenpartei, ja sogar eine Partei, die mit den Libyern gemeinschaftliche Sache machen wollte, allein die römisch Gesinnten waren und blieben dennoch am Regiment und man hätte sich wohl in Rom beruhigen können, wenn nicht die gründliche Angst vom hannibalischen Kriege her noch immer nachgewirkt hätte, deren die Menge, ja selbst der gewöhnliche Schlag der Herren von der Regierung sich zu entschlagen nicht vermochte.

Während also die Macht der Phoenikier in dem Lande ihrer Wahl ebenso dahinsank wie sie längst in ihrer Heimath erlegen war, erwuchs unter der Gunst Roms und der kräftigen Leitung eines begabten einheimischen Regenten die bis dahin barbarische und unterdrückte libysche Nation zu einem sich rasch civilisirenden und mächtigen Staate und die Residenz Cirta zu einer lebhaften Hauptstadt. Massinissa vereinigte mit seinem väterlichen Reiche theils im Wesentlichen das des Syphax, theils eine Menge von dem karthagischen Gebiet allmählich abgerissener Stücke; so dafs sein Reich sich ausdehnte vom Flusse Molochath (jetzt Muia an der marocanisch-französischen Grenze) bis an die Grenze von Kyrene und vom Westen, Süden und Norden das karthagische Gebiet umschlofs. Die alte Schmierstadt Gudiaptin ward nicht blofs den Numidiern gehorsam, sondern die einheimische Sitte und Sprache fing dort an die phoenikische zu verdrängen; selbst das obere Thal des Bagradas (Medscherda) mit der reichen Stadt Vacca

war dem König unterthan und überall drückte er in nächster Nähe auf die Karthager. Aber es war nicht blofs das geschmälerte Gebiet, wodurch Karthago Eintrag geschah; die ‚schweifenden Hirten' (*νομάδες*) wurden ein anderes Volk durch ihren grofsen König und begannen Ackerbau zu treiben und sich ansässig zu machen, wobei der König mit seinem Beispiel voranging — weithin machte er die Felder urbar und konnte jedem seiner Söhne bedeutende Ackergüter hinterlassen. Wie er seine Hirten umschuf in Bürger, verwandelte er seine Plündererhorden in Soldaten und hinterliefs seinem Nachfolger eine überreiche Schatzkammer und ein wohldisciplinirtes Heer. Die bisher unterdrückte Nationalität hob sich in ihren eigenen Augen und der Libyer fing an dem Phoenikier sich gleich, ja sich überlegen zu fühlen; die karthagischen Gesandten mufsten in Rom es hören, dafs sie Fremdlinge seien in Africa und das Land den Libyern gehöre. Die Seele dieses merkwürdigen Aufschwungs einer, wie es schien, im Verkommen begriffenen Nation war Massinissa; ein merkwürdiger Mann, den die Natur und das Glück wunderbar begünstigt hatten. Er brachte sein Leben auf neunzig Jahre (516—605), seine Regierung auf sechzig; noch im hohen Alter vermochte er einen vollen Tag auf demselben Platz zu stehen ohne die Stellung zu wechseln und im sechs und achtzigsten Jahre ward ihm ein Sohn geboren. Er verstand es Zucht in seinem Hause zu halten wie Ordnung in seinem Lande und erprobte von den Wechselfällen des Geschickes eben genug um dessen Gunst zu verdienen und zu empfinden. Es leidet keinen Zweifel, dafs er in Karthago seine künftige Hauptstadt sah; die libysche Partei daselbst ist dafür bezeichnend. Die nationale Civilisation Nordafricas, die selbst in der nivellirenden Kaiserzeit noch lebensfähig und kräftig dasteht, ist viel weniger das Werk der Karthager als das des Massinissa.

In Spanien fügten die griechischen und punischen Städte an der Küste, wie Emporiae, Neukarthago, Gades sich um so bereitwilliger der römischen Herrschaft, als sie selbst kaum im Stande gewesen wären sich gegen die Eingebornen zu schützen; wie aus gleichen Gründen Massalia, obwohl bei weitem bedeutender und wehrhafter als jene Städte, es doch nicht versäumte durch engen Anschlufs an die Römer, denen Massalia als Zwischenstation zwischen Italien und Spanien vielfach nützlich wurde, sich einen mächtigen Rückhalt zu sichern.

Die Eingebornen dagegen machten den Römern unsäglich zu schaffen. Zwar fehlte es keineswegs an Ansätzen zu einer national-iberischen Civilisation, von deren Eigenthümlichkeit freilich es uns nicht wohl möglich ist eine deutliche Vorstellung zu gewinnen. Wir finden bei den Iberern eine weitverbreitete nationale Schrift, die sich in zwei Hauptarten, die des Ebrothals und die andalusische und vermuthlich jede von diesen wieder in mannigfache Verzweigungen spaltet und deren Ursprung in sehr frühe Zeit hinaufzureichen und eher auf das altgriechische als auf das punische Alphabet zurückzugehen scheint. Von den Turdetanern (um Sevilla) ist sogar überliefert, dafs sie Lieder aus uralter Zeit, ein metrisches Gesetzbuch von 6000 Zeilen, ja sogar geschichtliche Aufzeichnungen besafsen; allerdings wird diese Völkerschaft die civilisirteste unter allen spanischen genannt und zugleich die am wenigsten kriegerische, wie sie denn auch ihre Kriege regelmäfsig mit fremden Söldnern führte. Auf dieselbe Gegend werden auch wohl Polybios Schilderungen zu beziehen sein von dem blühenden Stand des Ackerbaus und der Viehzucht in Spanien, durch die bei dem Mangel an Ausfuhrgelegenheit Korn und Fleisch um Spottpreise zu haben war, und von den prächtigen Königspalästen mit den goldenen und silbernen Krügen voll ‚Gerstenwein'. Auch die Culturelemente, die die Römer mitbrachten, fafste wenigstens ein Theil der Spanier eifrig auf, so dafs früher als irgendwo sonst in den überseeischen Provinzen eine Latinisirung sich in Spanien vorbereitete. So kam zum Beispiel schon in dieser Epoche der Gebrauch der warmen Bäder nach italischer Weise auch bei den Eingebornen auf. Auch das römische Geld ist allem Anschein nach weit früher als irgendwo sonst aufserhalb Italien in Spanien nicht blofs gangbar, sondern auch nachgemünzt worden; was durch die reichen Silberbergwerke des Landes einigermafsen begreiflich wird. Das sogenannte ‚Silber von Osca' (jetzt Huesca in Arragonien), das heifst spanische Denare mit iberischen Aufschriften, wird schon 559 erwähnt und viel später kann die Prägung schon defshalb nicht begonnen haben, weil das Gepräge dem der ältesten römischen Denare nachgeahmt ist. Im innern Spanien dagegen, zum Beispiel in Intercatia noch um 600, kannte man den Gebrauch des Goldes und Silbers nicht. Allein mochte auch in den südlichen und östlichen Landschaften die Gesittung der Eingebornen der römischen Civilisation und der römischen Herrschaft soweit

vorgearbeitet haben, dafs diese dort nirgends auf ernstliche Schwierigkeiten stiefsen, so war dagegen der Westen und Norden und das ganze Binnenland besetzt von zahlreichen mehr oder minder rohen Völkerschaften, die sich ebensowenig unter einander wie mit den Römern vertrugen. Die Eingebornen waren voll Unruhe und Kriegslust und selbst in offener Feldschlacht nicht verächtliche Gegner, die mit ihrem kurzen zweischneidigen Schwert, welches später die Römer von ihnen annahmen, und ihren gefürchteten Sturmcolonnen nicht selten selbst die römischen Legionen zum Wanken brachten. Wäre der Sinn nationaler Einheit in ihnen mächtig gewesen, vielleicht hätten sie es vermocht sich der aufgedrungenen Fremdherrschaft zu entledigen; aber ihre Tapferkeit war die des Soldaten, nicht des Bürgers, und es fehlte ihr gar sehr am politischen Verstand. Charakteristisch für dies ritterliche Wesen der Ahnherren Don Quixotes ist die Ausforderung, die zwanzig Jahre nach dem Ende des hannibalischen Krieges die Einwohner der kleinen keltiberischen Stadt Complega (in der Gegend der Tajoquellen) dem römischen Feldherrn zuschickten: er habe ihnen für jeden gefallenen Mann ein Pferd, ein Schwert und einen Mantel zu senden, sonst werde es ihm übel ergehen. Stolz auf ihre Waffenehre, so dafs sie häufig es nicht ertrugen die Schmach der Entwaffnung zu überleben, waren die Spanier dennoch geneigt jedem Werber zu folgen und für jeden fremden Span ihr Leben einzusetzen — bezeichnend ist die Botschaft, die ein der Landessitte wohl kundiger römischer Feldherr einem keltiberischen im Solde der Turdetaner gegen die Römer fechtenden Schwarm zusandte: entweder nach Hause zu kehren, oder für doppelten Sold in römische Dienste zu treten, oder Tag und Ort zur Schlacht zu bestimmen. Zeigte sich kein Werbeoffizier, so trat man auch wohl auf eigene Hand zu Freischaaren zusammen um die friedlicheren Landschaften zu brandschatzen, ja sogar die Städte einzunehmen und zu besetzen, ganz in campanischer Weise. Wie unsicher das Binnenland war, zeigt zum Beispiel, dafs in einigermafsen aufgeregten Zeiten die römischen Commandanten des jenseitigen Spaniens auf der Heimreise eine Escorte bis zu 6000 Mann mit sich nahmen, und deutlicher noch der seltsame Verkehr, den in der griechisch-spanischen Doppelstadt Emporiae an der östlichen Spitze der Pyrenäen die Griechen mit ihren spanischen Nachbaren pflogen. Die griechische Ansiedlung, die auf einer

Halbinsel lag und an der Landseite von dem spanischen Stadttheil durch eine Mauer getrennt war, liefs diese jede Nacht durch den dritten Theil ihrer Bürgerwehr besetzen und an dem einzigen Thor einen höheren Beamten beständig die Wache versehen; kein Spanier durfte die Stadt betreten und die Griechen brachten den Eingebornen die Waaren nur zu in starken und wohl escortirten Abtheilungen. Die Internirung westlich von Cartagena galt den Römern als schwere Strafe. — So war das Land beschaffen, dessen Behauptung und Regierung den Römern seit dem zweiten punischen Kriege oblag. In Folge desselben erwarben dieselben in Spanien zwei verschiedene Gebiete, die eigentlich karthagische Provinz, die zunächst die heutigen Landschaften Andalusien, Granada, Murcia und Valencia umfafst, und die Ebrolandschaft, das Standquartier der römischen Heere während des letzten Krieges; aus welchen Gebieten die beiden römischen Provinzen des jen- und diesseitigen Spaniens hervorgingen, deren Grenzlinie — im Wesentlichen der Ebro — im Jahre 557 regulirt ward. Hinsichtlich der Abgaben behielt man das karthagische System bei, nach dem die einzelnen Städte und Häuptlinge nicht, wie in dem friedlicheren Sicilien, den Zehnten, sondern feste Abgaben an Geld und sonstigen Leistungen entrichteten. Eigenthümlich, aber bei dem ewigen Kriegsstand in der Provinz wohl erklärlich, war es, dafs man ihnen nicht blofs Steuern auflegte, sondern auch die Stellung von Zuzug. Der hauptsächliche Gewinn, den die Römer aus dem Lande zogen, bestand in dem Ertrag der wichtigen Eisen- und der noch wichtigeren Silbergruben, deren Bewirthschaftung namentlich Marcus Cato regulirte (559) und deren Ruhm früh bis in den fernen Orient drang.* Das Binnenland, ungefähr den beiden Castilien entsprechend, das die Römer unter dem Namen Keltiberien zusammenfafsten, suchte man allmählich unter römische Botmäfsigkeit zu bringen, während man sich begnügte die Bewohner der westlichen Landschaften, namentlich die Lusitanier im heutigen Portugal und dem spanischen Estremadura, von Einfällen in das römische Gebiet abzuhalten und mit den Stämmen an der Nordküste, den Gallaekern, Asturern und Cantabrern noch gar nicht sich berührte. Die

* 1 Makkab. 8, 3; ‚Und Judas hörte was die Römer gethan hatten im Lande Hispanien um Herren zu werden der Silber- und der Goldgruben daselbst'.

Behauptung und Befestigung der gewonnenen Erfolge war indefs nicht durchzuführen ohne eine stehendeBesatzung, indem dem Vorsteher des diesseitigen Spanien namentlich die Bändigung der Keltiberer und dem des jenseitigen die Zurückweisung der Lusitanier jährlich zu schaffen machte. Es ward somit nöthig in Spanien ein römisches Heer von vier starken Legionen oder etwa 40000 Mann Jahr aus Jahr ein auf den Beinen zu halten; wobei es dennoch sehr häufig erforderlich war in den von Rom besetzten Landschaften den Landsturm aufzubieten und damit die Legionen zu verstärken. Es war dies in doppelter Weise von grofser Wichtigkeit, indem hier zuerst, wenigstens zuerst in gröfserem Umfang, ein stehendes römisches Heer erscheint und hier zuerst auch der Dienst anfängt dauernd zu werden. Die alte römische Weise nur dahin Truppen zu senden, wohin das augenblickliche Kriegsbedürfnifs sie rief, und aufser in sehr schweren und wichtigen Kriegen die einberufenen Leute nicht über ein Jahr bei der Fahne zu halten, erwies sich als schlechterdings unverträglich mit der Behauptung der unruhigen, fernen und überseeischen spanischen Aemter; es war schlechterdings unmöglich die Truppen von da wegzuziehen und sehr gefährlich sie auch nur in Masse abzulösen. Die römische Bürgerschaft fing an inne zu werden, dafs die Herrschaft über ein fremdes Volk nicht blofs für den Knecht eine Plage ist, sondern auch für den Herrn, und murrte laut über den verhafsten spanischen Kriegsdienst. Während die neuen Feldherren mit gutem Grund sich weigerten eine Ablösung der bestehenden Corps in Masse zu gestatten, meuterten diese und drohten, wenn man ihnen den Abschied nicht gebe, ihn sich selber zu nehmen. — Den Kriegen selbst, die in Spanien von den Römern geführt wurden, kommt nur eine untergeordnete Bedeutung zu. Sie begannen schon mit Scipios Abreise und währten, so lange der hannibalische Krieg dauerte. Nach dem Frieden mit Karthago (553) ruhten auch auf der Halbinsel die Waffen; jedoch nur auf kurze Zeit. Im Jahre 557 brach in beiden Provinzen eine allgemeine Insurrection aus; der Befehlshaber der jenseitigen ward hart gedrängt, der der diesseitigen völlig überwunden und selber erschlagen. Es ward nöthig den Krieg mit Ernst anzugreifen, und obwohl inzwischen der tüchtige Prätor Quintus Minucius über die erste Gefahr Herr geworden war, beschlofs doch der Senat im Jahre 559 den Consul Marcus Cato selbst nach Spanien zu senden. Er

fand bei der Landung in Emporiae das ganze diesseitige Spanien von den Insurgenten überschwemmt; kaum dafs diese Hafenstadt und im innern Lande ein paar Burgen noch für Rom behauptet wurden. Es kam zur offenen Feldschlacht zwischen den Insurgenten und dem consularischen Heer, in der nach hartem Kampf Mann gegen Mann endlich die römische Kriegskunst mit der gesparten Reserve den Tag entschied, worauf das ganze diesseitige Spanien seine Unterwerfung einsandte. Indefs wie wenig es mit derselben ernstlich gemeint war, zeigte die theilweise Schilderhebung, die auf das irrige Gerücht von der Heimkehr des Consuls nach Rom sofort wieder stattfand. Nachdem die Gemeinden, die zum zweitenmal sich aufgelehnt hatten, schnell bezwungen und in Masse in die Sclaverei verkauft waren, ordnete Cato eine allgemeine Entwaffnung der Spanier in der diesseitigen Provinz an und erliefs an die sämmtlichen Städte der Eingebornen von den Pyrenäen bis zum Guadalquivir den Befehl ihre Mauern an einem und demselben Tage niederzureifsen; welchem Gebot die wenigsten die Erfüllung zu verweigern wagten, da man nicht wufste, wie weit es sich erstrecke, und keine Zeit war sich zu verständigen. Von den wenigen widerspenstigen Gemeinden fügten demnächst sich die meisten, als das römische Heer vor ihren Mauern erschien, ohne den Sturm zu erwarten. — Diese energischen Mafsregeln waren allerdings nicht ohne bleibenden Erfolg. Allein nichts desto weniger hatte man fast jährlich in der ‚friedlichen Provinz' ein Gebirgsthal oder ein Bergcastell zum Gehorsam zu bringen und die stetigen Einfälle der Lusitanier in die jenseitige Provinz endigten gelegentlich mit derben Niederlagen der Römer; wie zum Beispiel 563 ein römisches Heer nach starkem Verlust sein Lager im Stich lassen und in Eilmärschen in die ruhigern Landschaften zurückkehren mufste. Erst ein Sieg, den der Prätor Lucius Aemilius Paullus 565, und ein zweiter noch bedeutenderer, den der tapfere Prätor Gaius Calpurnius jenseit des Tagus 569 über die Lusitanier erfocht, schaffte auf einige Zeit Ruhe. Im diesseitigen Spanien ward die nominelle Herrschaft der Römer über die keltiberischen Völkerschaften ernstlicher festgestellt durch Quintus Fulvius Flaccus, der nach einem grofsen Siege über dieselben 573 wenigstens die nächstliegenden Cantone zur Unterwerfung zwang, und mehr noch durch seinen Nachfolger Tiberius Gracchus (575. 576), welcher seine Erfolge nicht blofs den Waffen verdankte,

mit denen er dreihundert spanische Ortschaften sich unterwarf, sondern mehr noch seinem geschickten Eingehen auf die Weise der schlichten und stolzen Nation. Indem er angesehene Keltiberer bestimmte im römischen Heer Dienste zu nehmen, schuf er sich eine Clientel; indem er den schweifenden Leuten Land anwies und sie in Städten zusammenzog — die spanische Stadt Gracchuris bewahrt des Römers Namen —, ward dem Freibeuterwesen ernstlich gesteuert; indem er die Verhältnisse der einzelnen Völkerschaften zu den Römern durch gerechte und weise Verträge regelte, verstopfte er so weit möglich die Quelle künftiger Empörungen. Sein Name blieb bei den Spaniern in gesegnetem Andenken, und es trat in dem Lande seitdem, wenn auch die Keltiberer noch manches Mal unter dem Joch zuckten, doch vergleichungsweise Ruhe ein.

KAPITEL VIII.

Die östlichen Staaten und der zweite makedonische Krieg.

Das Werk, welches König Alexander von Makedonien begonnen hatte ein Jahrhundert zuvor ehe die Römer in dem Gebiet, das er sein genannt, den ersten Fufsbreit Landes gewannen, dies Werk hatte im Verlauf der Zeit, bei wesentlicher Festhaltung des grofsen Grundgedankens den Orient zu hellenisiren, sich allmählich verändert und erweitert zu dem Aufbau eines hellenisch-asiatischen Staatensystems. Die unbezwingliche Wander- und Siedellust der griechischen Nation, die einst ihre Handelsleute nach Massalia und Kyrene, an den Nil und in das schwarze Meer geführt hatte, hielt jetzt fest, was der König gewonnen hatte, und überall in dem alten Reich der Achämeniden liefs sich die griechische Civilisation friedlich nieder unter dem Schutz der Sarissen. Die Offiziere, die den grofsen Feldherrn beerbten, glichen allmählich sich aus und es stellte ein Gleichgewichtssystem sich her, dessen Schwankungen selbst eine gewisse Regelmäfsigkeit zeigen. Von den drei Staaten ersten Ranges, die demselben angehören, Makedonien, Asien und Aegypten, war Makedonien unter Philippos dem Fünften, der seit 534 dort den Königsthron einnahm, äufserlich wenigstens im Ganzen was es gewesen war unter dem zweiten Philippos, dem Vater Alexanders: ein gut arrondirter Militärstaat mit wohl geordneten Finanzen. An der Nordgrenze hatten die ehemaligen Verhältnisse sich wieder hergestellt, nachdem die Fluthen der gallischen Ueberschwemmung sich verlaufen hatten; die Grenzwache hielt die

illyrischen Barbaren in gewöhnlichen Zeiten wenigstens ohne Mühe im Zaum. Im Süden war Griechenland nicht blofs überhaupt von Makedonien abhängig, sondern ein grofser Theil desselben: ganz Thessalien im weitesten Sinn vom Olympos bis zum Spercheios und der Halbinsel Magnesia, die grofse und wichtige Insel Euboea, die Landschaften Lokris, Doris und Phokis, endlich in Attika und im Peloponnes eine Anzahl einzelner Plätze, wie das Vorgebirg Sunion, Korinth, Orchomenos, Heraea, das triphylische Gebiet — alle diese Land- und Ortschaften waren Makedonien geradezu unterthänig und empfingen makedonische Besatzung, vor allen Dingen die drei wichtigen Festungen Demetrias in Magnesia, Chalkis auf Euboea und Korinth, ‚die drei Fesseln der Hellenen'. Die Macht des Staates aber lag vor allem in dem Stammland, in der makedonischen Landschaft. Zwar die Bevölkerung dieses weiten Gebiets war auffallend dünn; mit Anstrengung aller Kräfte vermochte Makedonien kaum so viel Mannschaft aufzubringen als ein gewöhnliches consularisches Heer von zwei Legionen zählte und es ist unverkennbar, dafs in dieser Hinsicht sich das Land noch nicht von der durch die Züge Alexanders und die gallische Invasion hervorgebrachten Entvölkerung erholt hatte. Aber während im eigentlichen Griechenland die sittliche und staatliche Kraft der Nation zerrüttet war und dort, da es mit dem Volke doch vorbei und das Leben kaum mehr der Mühe werth schien, selbst von den Besseren der eine über dem Becher, der andre mit dem Rappier, der dritte bei der Studierlampe den Tag verdarb; während im Orient und in Alexandrien die Griechen unter die dichte einheimische Bevölkerung wohl befruchtende Elemente aussäen und ihre Sprache wie ihre Maulfertigkeit, ihre Wissenschaft und Afterwissenschaft dort ausbreiten konnten, aber ihre Zahl kaum genügte um die Offiziere, die Staatsmänner und die Schulmeister den Nationen zu liefern und viel zu gering war um einen Mittelstand reingriechischen Schlages auch nur in den Städten zu bilden, bestand dagegen im nördlichen Griechenland noch ein guter Theil jener alten kernigen Nationalität, aus der die Marathonkämpfer hervorgegangen waren. Daher rührt die Zuversicht, mit der die Makedonier, die Aetoler, die Akarnanen, überall wo sie im Osten auftreten, als eine bessere Race sich geben und genommen werden, und die überlegene Rolle, welche sie defswegen an den Höfen von Alexandria und Antiochia spielen. Die Erzäh-

lung ist bezeichnend von dem Alexandriner, der längere Zeit in Makedonien gelebt und dort Landessitte und Landestracht angenommen hat, und nun, da er in seine Vaterstadt heimkehrt, sich selber einen Mann und die Alexandriner gleich Sclaven achtet. Diese derbe Tüchtigkeit und der ungeschwächte Nationalsinn kamen vor allem dem makedonischen als dem mächtigsten und geordnetsten der nordgriechischen Staaten zu Gute. Wohl ist auch hier der Absolutismus emporgekommen gegen die alte gewissermafsen ständische Verfassung; allein Herr und Unterthan stehen doch in Makedonien keineswegs zu einander wie in Asien und Aegypten und das Volk fühlt sich noch selbstständig und frei. In festem Muth gegen den Landesfeind wie er auch heifse, in unerschütterlicher Treue gegen die Heimath und die angestammte Regierung, im muthigen Ausharren unter den schwersten Bedrängnissen steht keines unter allen Völkern der alten Geschichte dem römischen so nah wie das makedonische, und die an das Wunderbare grenzende Regeneration des Staates nach der gallischen Invasion gereicht den leitenden Männern wie dem Volke, das sie leiteten, zu unvergänglicher Ehre. — Der zweite von den Grofsstaaten, Asien war nichts als das oberflächlich regenerirte und hellenisirte Persien, das Reich des ‚Königs der Könige', wie es selbst bezeichnend für seine Anmafsung wie für seine Schwäche sich zu nennen pflegte, mit denselben Ansprüchen vom Hellespont bis zum Pendschab zu gebieten und mit derselben kernlosen Organisation, ein Bündel von mehr oder minder abhängigen Dependenzstaaten, unbotmäfsigen Satrapien und halbfreien griechischen Städten. Von Kleinasien namentlich, das nominell zum Reich der Seleukiden gezählt ward, war thatsächlich die ganze Nordküste und der gröfsere Theil des östlichen Binnenlandes in den Händen einheimischer Dynastien oder der aus Europa eingedrungenen Keltenhaufen, von dem Westen ein guter Theil in Besitz der Könige von Pergamon, und die Inseln und Küstenstädte theils aegyptisch, theils frei, so dafs dem Grofskönig hier wenig mehr blieb als das innere Kilikien, Phrygien und Lydien und eine grofse Anzahl nicht wohl zu realisirender Rechtstitel gegen freie Städte und Fürsten — ganz und gar wie seiner Zeit die Herrschaft des deutschen Kaisers aufser seinem Hausgebiet bestellt war. Das Reich verzehrte sich in den vergeblichen Versuchen die Aegypter aus den Küstenlandschaften zu verdrängen, in dem Grenzhader mit den östlichen Völkern, den

Parthern und Baktriern, in den Fehden mit den zum Unheil Kleinasiens daselbst ansässig gewordenen Kelten, in den beständigen Bestrebungen den Emancipationsversuchen der satrapischen Satrapen und der kleinasiatischen Griechen zu steuern, und in den Familienzwisten und Prätendentenversuchen, an denen es zwar in keinem der Diadochenstaaten fehlt wie überhaupt an keinem der Gräuel, welche die absolute Monarchie in entarteter Zeit in ihrem Gefolge führt, allein die in dem Staate Asien deshalb verderblicher waren als anderswo, weil bei der losen Zusammenfügung des Reiches sie hier zu der Trennung einzelner Landestheile auf kürzere oder längere Zeit zu führen pflegten. — Im entschiedensten Gegensatz gegen Asien war Aegypten ein festgeschlossener Einheitsstaat, in dem die intelligente Staatskunst der ersten Lagiden unter geschickter Benutzung des alten nationalen und religiösen Herkommens ein vollkommen absolutes Cabinetsregiment begründet hatte, in welchem selbst das schlimmste Mifsregiment weder Emancipations- noch Zerspaltungsversuche herbeizuführen vermochte. Sehr verschieden von dem nationalen Royalismus der Makedonier, der auf ihrem Selbstgefühl ruhte und dessen politischer Ausdruck war, war in Aegypten das Land vollständig passiv, die Hauptstadt dagegen alles und diese Hauptstadt Dependenz des Hofes; weshalb hier mehr noch als in Makedonien und Asien die Schlaffheit und Trägheit der Herrscher den Staat lähmte, während umgekehrt in den Händen von Männern, wie der erste Ptolemaeos und Ptolemaeos Euergetes, diese Staatsmaschine sich äufserst brauchbar erwies. Zu den eigenthümlichen Vorzügen Aegyptens vor den beiden grofsen Rivalen gehört es, dafs die aegyptische Politik nicht nach Schatten griff, sondern klare und erreichbare Zwecke verfolgte. Makedonien, die Heimath Alexanders; Asien, das Land, in dem Alexander seinen Thron gegründet hatte, hörten nicht auf sich als unmittelbare Fortsetzungen der alexandrischen Monarchie zu betrachten und erhoben lauter oder leiser den Anspruch dieselbe wenn nicht her-, so doch wenigstens darzustellen. Aegypten dagegen begnügte sich ein Handels- und Seestaat zu sein, der von der engen Heimath aus nicht die Erde zu beherrschen gedachte, wohl aber das östliche Mittelmeer und dessen Küsten und Inseln; es ist bezeichnend, dafs Ptolemaeos III. Euergetes alle seine Eroberungen freiwillig an Seleukos Kallinikos zurückgab bis auf die Hafenstadt von Antiochia. Theils hiedurch, theils durch die

günstige geographische Lage kam Aegypten den beiden Continentalmächten gegenüber in eine vortreffliche militärische Stellung zur Vertheidigung wie zum Angriff. Während der Gegner selbst nach glücklichen Erfolgen kaum im Stande war das ringsum für Landheere fast unzugängliche Aegypten ernstlich zu bedrohen, konnten die Aegypter von der See aus nicht blofs in Kyrene sich festsetzen, sondern auch auf Kypros und den Kykladen, auf der phoenikisch-syrischen und auf der ganzen Süd- und Westküste von Kleinasien, ja sogar in Europa auf dem thrakischen Chersonesos. Durch die beispiellose Exploitirung des fruchtbaren Nilthals zum unmittelbaren Besten der Staatskasse und durch eine ebenso einsichtige als rücksichtslose Finanzwirthschaft, welche die materiellen Interessen ernstlich und geschickt förderte, war der alexandrinische Hof seinen Gegnern auch als Geldmacht beständig überlegen. Endlich die intelligente Munificenz, mit der die Lagiden der Tendenz des Zeitalters nach ernster Forschung in allen Gebieten des Könnens und Wissens entgegenkamen, und diese Forschungen in die Schranken der absoluten Monarchie einzuhegen und in die Interessen derselben zu verflechten verstanden, nutzte nicht blofs unmittelbar dem Staat, dessen Schiff- und Maschinenbau den Einfluss der alexandrinischen Mathematik zu ihrem Frommen verspürten, sondern machte auch diese neue geistige Macht, die bedeutendste und grofsartigste, welche das hellenische Volk nach seiner politischen Zersplitterung in sich hegte, so weit sie sich überhaupt zur Dienstbarkeit bequemen wollte, zur Dienerin des alexandrinischen Hofes. Wäre Alexanders Reich stehen geblieben, so hätte die griechische Wissenschaft und Kunst einen Staat gefunden, würdig und fähig sie zu fassen; jetzt wo die Nation in Trümmer gefallen war, wucherte in ihr der gelehrte Kosmopolitismus, und sehr bald ward dessen Magnet Alexandreia, wo die wissenschaftlichen Mittel und Sammlungen unerschöpflich waren, die Könige Tragödien und die Minister dazu die Commentare schrieben und die Pensionen und Akademien florirten. — Das Verhältnifs der drei Grofsstaaten zu einander ergiebt sich aus dem Gesagten. Die Seemacht, welche die Küsten beherrschte und das Meer monopolisirte, mufste nach dem ersten grofsen Erfolg den europäischen vom asiatischen Continent politisch zu trennen jetzt hinarbeiten auf die Schwächung der beiden Grofsstaaten des Festlandes und also auf die Beschützung der sämmtlichen kleineren Staaten, während umgekehrt Makedo-

nien und Asien zwar auch unter einander rivalisirten, aber doch vor allen Dingen in Aegypten ihren gemeinschaftlichen Gegner fanden und ihm gegenüber zusammenhielten oder doch zusammenhalten sollten.

Unter den Staaten zweiten Ranges ist für die Berührungen des Ostens mit dem Westen zunächst nur mittelbar von Bedeutung die Staatenreihe, welche vom südlichen Ende des kaspischen Meeres zum Hellespont sich hinziehend das ganze nördliche Kleinasien erfüllt: Atropatene (im heutigen Aderbêdjan südwestlich vom kaspischen Meer), daneben Armenien, Kappadokien im kleinasiatischen Binnenland, Pontos am südöstlichen, Bithynien am südwestlichen Ufer des schwarzen Meeres — sie alle Splitter des grofsen Perserreichs und beherrscht von morgenländischen, meistens altpersischen Dynastien, die entlegene Berglandschaft Atropatene namentlich die rechte Zufluchtstätte des alten Perserthums, an der selbst Alexanders Zug spurlos vorübergebraust war. — Von gröfserer Wichtigkeit für die allgemeinen Verhältnisse ist der Keltenstamm, welcher in dem kleinasiatischen Binnenland westlich von Kappadokien sich ansässig gemacht hatte und dort in seiner heimischen Gauverfassung lebte, beschäftigt von hier aus seinen unkriegerischen Nachbern theils die Söldner zu jedem Krieg zu liefern, theils die umliegenden Landschaften zu plündern oder zu brandschatzen. Diese rohen, aber kräftigen Barbaren waren der allgemeine Schreck der verweichlichten umwohnenden Nationen, ja der asiatischen Grofskönige selbst, welche, nachdem manches asiatische Heer von den Kelten war aufgerieben worden und König Antiochos I. Soter sogar selbst im Kampf gegen sie sein Leben verloren hatte, zuletzt selber zur Zinszahlung sich verstanden. — Dem kühnen und glücklichen Auftreten gegen diese gallischen Horden verdankte es ein reicher Bürger von Pergamon Attalos, dafs er von seiner Vaterstadt den Königstitel empfing und ihn auf seine Nachkommen vererbte. Dieser neue Hof war im Kleinen was der alexandrinische im Grofsen; auch hier war die Förderung der materiellen Interessen, die Pflege von Kunst und Litteratur an der Tagesordnung und das Regiment eine umsichtige und nüchterne Kabinetspolitik, deren wesentlicher Zweck war theils die Macht der beiden gefährlichen festländischen Nachbarn zu schwächen, theils einen selbstständigen Griechenstaat im westlichen Kleinasien zu begründen. Der wohlgefüllte Schatz trug wesentlich zu der Bedeutung dieser pergamenischen Herren

bei; sie schossen den syrischen Königen bedeutende Summen vor, deren Rückzahlung später unter den römischen Friedensbedingungen eine Rolle spielte, und selbst Gebietserwerbungen gelangen auf diesem Wege, wie zum Beispiel Aegina, das die verbündeten Römer und Aetoler im letzten Krieg den Bundesgenossen Philipps, den Achaeern entrissen hatten, von den Aetolern, denen es vertragsmäfsig zufiel, um 30 Talente (45000 Thlr.) an Attalos verkauft ward. Indefs trotz des Glanzes des Hofes und trotz des Titels des Staatsoberhaupts behielt das pergamenische Gemeinwesen immer etwas vom städtischen Charakter, wie es denn auch in seiner Politik gewöhnlich mit den Freistädten zusammenging. Attalos selbst, der Lorenz von Medici des Alterthums, blieb sein Lebelang ein reicher Bürgersmann und das Familienleben der Attaliden, aus deren Hause trotz des Königtitels die Eintracht und Innigkeit nicht gewichen war, stach sehr ab gegen die wüste Schandwirthschaft der adlicheren Dynastien. — In dem europäischen Griechenland waren aufser den römischen Besitzungen an der Ostküste, von denen in der wichtigsten, Kerkyra ein römischer Beamter residirte, und den vollständig makedonischen Gebieten noch mehr oder minder im Stande eine eigene Politik zu verfolgen die Epeiroten, Akarnanen und Aetoler im nördlichen, die Boeoter und Athener im mittleren Griechenland und die Achaeer, Lakedaemonier, Messenier und Eleer im Peloponnes. — Unter diesen waren die Republiken der Epeiroten, Akarnanen und Boeoter in vielfacher Weise eng an Makedonien geknüpft, die Akarnanen namentlich, weil sie der von den Aetolern drohenden Unterdrückung einzig durch makedonischen Schutz zu entgehen vermochten; von Bedeutung war keine von ihnen. Die inneren Zustände waren sehr verschieden; wie es zum Theil aussah, dafür mag als Beispiel dienen, dafs bei den Boeotern, wo es freilich am ärgsten zuging, es Sitte geworden war jedes Vermögen, das nicht in gerader Linie vererbte, an die Kneipgesellschaften zu vermachen und es für die Bewerber um die Staatsämter manches Jahrzehend die erste Wahlbedingung war, dafs sie sich verpflichteten keinem Gläubiger, am wenigsten einem Ausländer, die Auseinandersetzung seiner Schuldner zu gestatten. — Die Athener pflegten von Alexandreia aus gegen Makedonien unterstützt zu werden und standen im engen Bunde mit den Aetolern; auch sie indefs waren völlig machtlos und nur der Nimbus attischer Kunst und Poesie hob diese unwürdigen Nachfolger einer herrlichen Vor-

zeit unter einer Reihe von Kleinstädten gleichen Schlages hervor. — Nachhaltiger war die Macht der aetolischen Eidgenossenschaft; das kräftige Nordgriechenthum war hier noch ungebrochen, aber freilich ausgeartet in wüste Zucht- und Regimentlosigkeit — es war Staatsgrundsatz, dafs der aetolische Mann gegen jeden, selbst gegen einen mit den Aetolern verbündeten Staat als Reisläufer dienen könne, und auf die dringenden Bitten der übrigen Griechen dies Unwesen abzustellen, erklärte die Tagsatzung, eher könne man Aetolien aus Aetolien wegschaffen als diesen Grundsatz aus ihrem Landrecht. Die Aetoler hätten dem griechischen Volke von grofsem Nutzen sein können, wenn sie nicht durch diese organisirte Räuberwirthschaft, durch ihre gründliche Verfeindung mit der achaeischen Eidgenossenschaft und durch die unselige Opposition gegen den makedonischen Grofsstaat ihrer Nation noch viel mehr geschadet hätten. — Im Peloponnes hatte der achaeische Bund die besten Elemente des eigentlichen Griechenlands zusammengefafst zu einer auf Gesittung, Nationalsinn und friedliche Schlagfertigkeit gegründeten Eidgenossenschaft. Indefs die Blüthe und namentlich die Wehrhaftigkeit derselben war trotz der äufserlichen Erweiterung geknickt worden durch Aratos diplomatischen Ehrgeiz, welcher den achaeischen Bund durch die leidigen Verwicklungen mit Sparta und die noch leidigere Anrufung makedonischer Intervention im Peloponnes der makedonischen Suprematie so vollständig unterworfen hatte, dafs die Hauptfestungen der Landschaft seitdem makedonische Besatzungen empfingen und dort jährlich Philippos der Eid der Treue geschworen wurde. Die schwächeren Staaten im Peloponnes, Elis, Messene und Sparta wurden durch ihre alte namentlich durch Grenzstreitigkeiten genährte Verfeindung mit der achaeischen Eidgenossenschaft in ihrer Politik bestimmt und waren aetolisch und antimakedonisch gesinnt, weil die Achaeer es mit Philippos hielten. Einige Bedeutung unter diesen Staaten hatte einzig das spartanische Soldatenkönigthum, das nach dem Tode des Machanidas zu einen gewissen Nahis gekommen war; er stützte sich immer dreister auf die Vagabunden und fahrenden Söldner, denen er nicht blofs die Häuser und Aecker, sondern auch die Frauen und Kinder der Bürger überwies, und unterhielt innige Verbindungen, ja schlofs geradezu eine Association zum Seeraub auf gemeinschaftliche Rechnung mit der grofsen Söldner- und Piratenherberge, der Insel Kreta, wo er auch einige Ort-

schaften besafs. Seine Raubzüge zu Lande wie seine Piratenschiffe am Vorgebirg Malea waren weit und breit gefürchtet, er selbst als niedrig und grausam verhafst; aber seine Herrschaft breitete sich aus und um die Zeit der Schlacht bei Zama war es ihm sogar gelungen sich in den Besitz von Messene zu setzen. — Endlich die unabhängigste Stellung unter den Mittelstaaten hatten die freien griechischen Kaufstädte an dem europäischen Ufer der Propontis so wie auf der ganzen kleinasiatischen Küste und auf den Inseln des aegaeischen Meeres; sie sind zugleich die lichteste Seite in dieser trüben Mannichfaltigkeit des hellenistischen Staatensystems. Es sind vor allem drei Städte, die seit Alexanders Tode wieder volle Freiheit genossen und durch ihren thätigen Seehandel auch zu einer achtbaren politischen Macht und selbst zu bedeutendem Landgebiet gelangten: Byzantion, die Herrin des Bosporos und des wichtigen Kornhandels nach dem schwarzen Meer so wie der Sundzölle; Kyzikos an der asiatischen Propontis, die Tochterstadt und die Erbin Milets, in engsten Beziehungen zu dem Hofe von Pergamos, und endlich und vor allen Rhodos. Die Rhodier, die gleich nach Alexanders Tode die makedonische Besatzung vertrieben hatten, waren durch ihre glückliche Lage für Handel und Schifffahrt Vermittler des Verkehrs in dem ganzen östlichen Mittelmeer geworden und die tüchtige Flotte wie der in der berühmten Belagerung von 450 bewährte Muth der Bürger setzten sie in den Stand in jener Zeit ewiger Fehden aller gegen alle vorsichtig und energisch eine neutrale Handelspolitik zu vertreten und wenn es galt zu verfechten; wie sie denn zum Beispiel die Byzantier mit den Waffen zwangen den rhodischen Schiffen Zollfreiheit im Bosporus zu gestatten und ebensowenig die pergamenischen Dynasten das schwarze Meer sperren liefsen. Vom Landkrieg hielten sie sich dagegen wo möglich fern, obwohl sie an der gegenüberliegenden karischen Küste nicht unbeträchtliche Besitzungen erworben hatten, und führten ihn, wenn es nicht anders sein konnte, mit Söldnern. Nach allen Seiten hin, mit Syrakus, Makedonien und Syrien, vor allem aber mit Aegypten standen sie in freundschaftlichen Beziehungen und genossen hoher Achtung bei den Höfen, so dafs nicht selten in den Kriegen der Grofsstaaten ihre Vermittlung angerufen ward. Ganz besonders aber nahmen sie sich der griechischen Seestädte an, die im pontischen, im bithynischen und pergamenischen Reich oder auf den von Aegypten den Seleukiden entrissenen kleinasiati-

schen Küsten und Inseln bestanden, wie zum Beispiel Sinope, Herakleia Pontike, Kios, Lampsakos, Abydos, Mytilene, Chios, Smyrna, Samos, Halikarnassos und unzählige andere. Alle diese waren im Wesentlichen frei und hatten mit ihren Grundherren nichts zu schaffen als die Bestätigung ihrer Privilegien zu erbitten und höchstens einen mäfsigen Zins zu entrichten; gegen etwanige Uebergriffe der Dynasten wufste man bald schmiegsam, bald energisch sich zu wehren. Hauptsächlich hülfreich hiebei waren die Rhodier, welche zum Beispiel Sinope gegen Mithradates von Pontos nachdrücklich unterstützten. Wie fest die Freiheiten dieser kleinasiatischen Städte sich unter dem Hader und eben durch die Zwiste der Monarchen gegründet hatten, beweist zum Beispiel, dafs einige Jahre nachher zwischen Antiochos und den Römern nicht über die Freiheit der Städte selbst gestritten ward, sondern darüber, ob sie die Bestätigung ihrer Freibriefe vom König nachzusuchen hätten oder nicht. Dieser Städtebund war eine förmliche Hansa, eben auch in dieser eigenthümlichen Stellung zu den Landesherren, sein Haupt Rhodos, das in Verträgen für sich und seine Bundesgenossen verhandelte und stipulirte. Hier ward die städtische Freiheit gegen die monarchischen Interessen vertreten und während um die Mitten herum die Kriege tobten, blieb hier in verhältnifsmäfsiger Ruhe Bürgersinn und bürgerlicher Wohlstand heimisch und Kunst und Wissenschaft gediehen hier, ohne durch wüste Soldatenwirthschaft zertreten oder von der Hofluft corrumpirt zu werden.

Also standen die Dinge im Osten, als die politische Scheidewand zwischen dem Orient und dem Occident fiel, und die östlichen Mächte, zunächst Philippos von Makedonien veranlafst wurden in die Verhältnisse des Westens einzugreifen. Wie es geschah und wie der erste makedonische Krieg (540—548) verlief, ist zum Theil schon erzählt worden. Es ist angedeutet worden, was Philippos im hannibalischen Kriege hätte thun können und wie wenig von dem geschah, was Hannibal erwartet und berechnet hatte; es hatte wieder einmal sich gezeigt, dafs unter allen Würfelspielen keines verderblicher ist als die absolute Erbmonarchie. Philippos war nicht der Mann, dessen Makedonien damals bedurfte; indefs war er keine unbedeutende Natur. Er war ein rechter König, in dem besten und dem schlimmsten Sinne des Wortes. Das lebhafte Gefühl selbst und allein zu herrschen war der Grund-

zug seines Wesens; er war stolz nicht blofs auf seinen Purpur, und er durfte stolz sein. Er bewies nicht allein die Tapferkeit des Soldaten und den Blick des Feldherrn, sondern auch einen hohen Sinn in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, wo immer sein makedonisches Ehrgefühl verletzt ward. Voll Verstand und Witz gewann er, wen er gewinnen wollte, und eben vor allem die fähigsten und gebildetsten Männer, so zum Beispiel Flamininus und Scipio; er war ein guter Geselle beim Becher und den Frauen nicht blofs durch seinen Rang gefährlich. Allein zugleich war er eine der übermüthigsten und frevelhaftesten Naturen, die jenes freche Zeitalter erzeugt hat. Er pflegte zu sagen, dafs er Niemand fürchte als die Götter; aber es schien fast, als seien diese Götter dieselben, denen sein Flottenführer Dikaearchos regelmäfsige Opfer darbrachte, die Gottlosigkeit (Asebeia) und der Frevel (Paranomia). Weder das Leben seiner Rathgeber und der Begünstiger seiner Pläne war ihm heilig noch verschmähte er es seine Erbitterung gegen die Athener und Attalos durch Zerstörung ehrwürdiger Denkmäler und namhafter Kunstwerke zu befriedigen; es wird als Staatsmaxime von ihm angeführt, dafs wer den Vater ermorden lasse, auch die Söhne tödten müsse. Es mag sein, dafs ihm nicht eigentlich die Grausamkeit eine Wollust war; allein fremdes Leben und Leiden war ihm gleichgültig und die Inconsequenz, die den Menschen allein erträglich macht, fand nicht Raum in seinem starren und harten Herzen. Er hat den Satz, dafs kein Versprechen und kein Moralgebot für den absoluten König bindend sei, so schroff und grell zur Schau getragen, dafs er eben dadurch seinen Plänen die wesentlichsten Hindernisse in den Weg gelegt hat. Einsicht und Entschlossenheit kann Niemand ihm absprechen, aber es ist damit in seltsamer Weise Zauderei und Fahrigkeit vereinigt; was vielleicht zum Theil dadurch sich erklärt, dafs er schon im achtzehnten Jahr zum absoluten Herrscher berufen ward und dafs sein unbändiges Wüthen gegen jeden, der durch Widerreden und Widerrathen ihn in seinem Selbstregieren störte, alle selbstständigen Rathgeber von ihm verscheuchte. Was alles in seiner Seele mitgewirkt haben mag um die schwache und schmähliche Führung des ersten makedonischen Krieges hervorzurufen, läfst sich nicht sagen — vielleicht jene Lässigkeit der Hoffart, die erst gegen die nahe gerückte Gefahr ihre volle Kraft entwickelt, vielleicht selbst Gleichgültigkeit gegen den nicht von ihm entworfenen

Plan und Eifersucht auf Hannibals ihn beschämende Größe. Gewifs ist, dafs sein späteres Benehmen nicht den Philippos wieder erkennen läfst, an dessen Saumseligkeit Hannibals Plan scheitert.

Philippos schlofs den Vertrag mit den Römern und den Aetolern 548/9 in der ernsten Absicht mit Rom einen dauernden Frieden zu machen und sich künftig ausschliefslich den Angelegenheiten des Ostens zu widmen. Es leidet keinen Zweifel, dafs er Karthagos rasche Ueberwältigung ungern sah und es kann sein, dafs Hannibal auf eine zweite makedonische Kriegserklärung hoffte und dafs Philippos im Stillen das letzte karthagische Heer mit Söldnern verstärkte; allein sowohl die weitschichtigen Dinge, in die er mittlerweile im Osten sich einliefs, als auch die Art der Unterstützung und besonders das völlige Stillschweigen der Römer über diesen Friedensbruch, da sie doch nach Kriegsgründen suchten, setzten es aufser Zweifel, dafs Philippos keineswegs im Jahre 551 nachholen wollte, was er zehn Jahre zuvor hätte thun sollen. — Er hatte sein Auge nach einer ganz andern Seite gewendet. Ptolemaeos Philopator von Aegypten war 550 gestorben. Gegen seinen Nachfolger Ptolemaeos Epiphanes, ein fünfjähriges Kind, hatten die Könige von [illegible] und seine Philippos und Antiochos sich vereinigt, um den alten Groll der Continentalmonarchien gegen den Seestaat gründlich zu sättigen. Der ägyptische Staat sollte aufgelöst werden, Aegypten und Kypros an Antiochos, Kyrene, Ionien und die Kykladen an Philippos fallen. Die Könige hatten zwar nicht blofs keinen Kriegsgrund, sondern nicht einmal einen Kriegsvorwand; recht in Philippos Art, der über solche Rücksichten lachte, begann man nichts desto weniger den Krieg, ‚eben wie die grofsen Fische die kleinen auffressen.' — In einer Hinsicht hatte Philippos richtig gerechnet. Aegypten hatte genug zu thun sich des näheren Feindes in Syrien zu erwehren und mufste die kleinasiatischen Besitzungen und die Kykladen unvertheidigt preisgeben, als Philippos auf diese als auf seinen Antheil an der Beute sich warf. In dem Jahr, wo Karthago mit Rom den Frieden abschlofs (553), liefs Philippos von den ihm unterthänigen Städten eine Flotte ausrüsten, die Truppen an Bord nahm und an der thrakischen Küste hinaufsegelte. Hier ward Lysimacheia der aetolischen Besatzung entrissen, und Perinthos, das zu Byzanz im Clientelverhältnifs stand, gleichfalls besetzt. So war mit den Byzantiern der Friede gebrochen, mit dem

Aetolern, die so eben mit Philippos Friede gemacht, wenigstens das gute Einvernehmen gestört. Die Ueberfahrt nach Asien stiefs auf keine Schwierigkeiten, da König Prusias von Bithynien mit Philippos im Bunde war; zur Vergeltung half Philippos ihm die griechischen Kaufstädte in seinem Gebiet bezwingen. Chalkedon unterwarf sich. Kios, das widerstand, wurde erstürmt und dem Boden gleich, ja die Einwohner zu Sclaven gemacht — eine zwecklose Barbarei, über die Prusias selbst, der die Stadt unbeschädigt zu besitzen wünschte, verdrieflich war und die die ganze hellenische Welt aufs tiefste erbitterte. Besonders verletzt noch waren abermals die Aetoler, deren Strateg in Kios commandirt hatte, und die Rhodier, deren Vermittlungsversuche von dem König schnöde und arglistig vereitelt worden waren. Aber wäre auch dies nicht gewesen, es standen die Interessen aller griechischen Kaufstädte auf dem Spiel. Unmöglich konnte man zugeben, dafs die milde und fast nur nominelle ägyptische Herrschaft verdrängt ward durch das makedonische Zwingherrenthum, mit dem die städtische Freiheit und der ungefesselte Handelsverkehr sich nimmermehr vertrug; und die furchtbare Behandlung der Kianer zeigte, dafs es hier nicht galt um das Bestätigungsrecht der städtischen Freibriefe, sondern um Tod und Leben für einen und für alle. Schon war Lampsakos gefallen und Thasos behandelt worden wie Kios; man mufste sich eilen. Der wackere Strateg von Rhodos Theophiliskos ermahnte seine Bürger die gemeinsame Gefahr durch gemeinsame Gegenwehr abzuwenden und nicht geschehen zu lassen, dafs die Städte und Inseln einzeln dem Feinde zur Beute würden. Rhodos entschlofs sich und erklärte Philippos den Krieg. Byzanz schlofs sich an; ebenso der hochbejahrte König Attalos von Pergamon, Philippos politischer und persönlicher Feind. Während die Flotte der Verbündeten sich an der aeolischen Küste sammelte, liefs Philippos durch einen Theil der seinigen Chios und Samos wegnehmen. Mit dem andern erschien er selbst vor Pergamon, das er indefs vergeblich berannte. Er mufste sich begnügen das platte Land zu durchstreifen und an den weit und breit zerstörten Tempeln die Spuren makedonischer Tapferkeit zurückzulassen. Plötzlich brach er von Pergamon auf und schiffte sich ein, um sich mit dem Geschwader, das bei Samos stand, wieder zu vereinigen. Allein die rhodisch-pergamenische Flotte folgte ihm und zwang ihn zur Schlacht in der Meerenge von Chios. Die Zahl der makedonischen Deck-

schiffe nur geringer, allein die Kunde ihrer offenen Kämpfe gleich eine wieder um und Philippos Epibaten fochten mit gutem Muthe; doch unterlag er endlich und hat die Hälfte seiner Deckschiffe, vier und zwanzig Segel, verloren oder genommen, 6000 Metroen, 2000 makedonische Epibaten kamen um, darunter der Admiral Demokrates, 2000 wurden gefangen. Den Bundesgenossen kostete der Sieg nicht mehr als 500 Mann und sechs Segel. Aber von den Führern der Verbündeten war Attalos von seiner Flotte abgeschnitten und gezwungen worden sein Admiralschiff bei Erythrae auf den Strand laufen zu lassen; und Theophiliskos von Rhodos, dessen Bürgermuth den Krieg und dessen Tapferkeit die Schlacht entschieden hatte, starb den Tag nach derselben an seinen Wunden. So kommt während Attalos Flotte in die Heimath ging und die rhodische vorläufig bei Chios blieb, Philippos, der thatsächlich sich den Sieg zuschrieb, seinen Zug weiter fortsetzen, und sich nach Samos wenden, um die karischen Städte zu besetzen. An der karischen Küste lieferten die Rhodier, diesmal von Attalos nicht unterstützt, der makedonischen Flotte unter Heraklides ein zweites Treffen bei der kleinen Insel Lade vor dem Hafen von Milet. Der Sieg, den wieder beide Theile sich zuschrieben, scheint bei dem Makedonier gewesen zu sein, denn während die Rhodier nach Rhodos und von da nach Kos zurückwichen, besetzten jene Milet und ein Geschwader unter dem Aetoler Dikaarchos die Kykladen. Philippos inzwischen verfolgte auf dem karischen Festland die Eroberung der rhodischen Besitzungen daselbst und der griechischen Städte; wenn er Ptolemaeos selbst hätte angreifen wollen und es nicht vorgezogen hätte sich auf die Gewinnung seines Besitzstands zu beschränken, er hätte jetzt selbst zu einen Zug nach Aegypten denken können. In Karien stand zwar kein Heer den Makedoniern gegenüber und Philippos durchzog ungehindert die Gegend von Magnesia bis Mylasa; aber in der Landschaft, wo jede Stadt eine Festung war, entspann sich ein Belagerungskrieg, der sich in die Länge zog ohne erhebliche Resultate zu geben oder zu versprechen. Der Satrap von Lydien Zeuxis unterstützte den Bundesgenossen seines Herrn eben so lau wie Philippos sich bewies in der Förderung der Interessen des syrischen Königs und die griechischen Städte gaben Unterstützung nur aus Zwang oder Furcht. Die Verproviantirung des Heeres ward immer schwieriger; Philippos mußte heute den plündern, der ihm gestern

freiwillig gegeben hatte, und dann wieder gegen seine Natur sich bequemen zu bitten. So ging allmählich die gute Jahreszeit zu Ende und in der Zwischenzeit hatten die Rhodier ihre Flotte verstärkt und auch die des Attalos wieder an sich gezogen, so daß sie nur zur See entschieden überlegen waren. Es schien fast, als könnten sie dem König den Rückweg abschneiden und ihn zwingen Winterquartier in Karien zu nehmen, während doch die Angelegenheiten daheim, namentlich die drohende Intervention der Aetoler und der Römer, seine Rückkehr dringend erheischten. Indeß Philippos entschloß sich; er ließ Besatzungen, zusammen bis 3000 Mann, theils in Myrina, um Pergamon in Schach zu halten, theils in den kleinen Städten um Myrina: Imbros, Eurymae, Pedasa, um den trefflichen Hafen und einen Landungsplatz in Karien sich zu sichern, und bei der Nachlässigkeit, mit welcher die Bundesgenossen das Meer bewachten, gelang es ihm glücklich mit der Flotte die thrakische Küste zu erreichen und noch vor dem Winter 553 zu Hause zu sein.

In der That zog sich gegen Philipp im Westen ein Gewitter zusammen; vielleicht allein mußte dessen Entladung die Plünderung des wehrlosen Aegyptens fortzusetzen. Die Römer, die in demselben Jahre endlich den Frieden mit Karthago auf ihre Bedingungen abgeschlossen hatten, fingen an sich ernstlich um diese Verwicklungen im Osten zu bekümmern. Es ist oft gesagt worden, daß sie nach der Eroberung des Westens sofort daran gegangen seien den Osten sich zu unterwerfen; eine ernstlichere Erwägung wird zu einem gerechteren Urtheil führen. Nur die stumpfe Unbilligkeit kann es verkennen, daß Rom in dieser Zeit sich keineswegs nach der Herrschaft über die Mittelmeerstaaten griff, sondern nichts weiter begehrte als in Afrika und in Griechenland ungefährliche Nachbaren zu haben. Makedoniens Macht war allerdings nicht gering und es ist augenscheinlich, daß der römische Senat den Frieden von 548/9, der sie ganz in ihrer Integrität beließ, nur ungern gewährte; allein wie wenig man ernstliche Besorgnisse vor Makedonien in Rom hegte, beweist am besten die geringe und doch die gegen Uebermacht zu fechten gewöhnte Truppenzahl, mit welcher Rom den nächsten Krieg geführt hat. Ueberhaupt ist es keineswegs ausgemacht, daß der römische Senat den durchaus freiwillig von ihm zugestandenen Frieden in der bestimmten Absicht schloß den Krieg bei gelegener Zeit wieder zu beginnen, und sehr gewiß, daß augenblicklich bei

der gründlichen Erschöpfung des Staats und der äußersten Unlust der Bürgerschaft auf einen zweiten überseeischen Krieg sich einzulassen der makedonische Krieg den Römern in hohem Grade unbequem kam. Den makedonischen Staat, wie er im Jahre 548 war, konnte man sich als Nachbar gefallen lassen; allein unmöglich durfte man gestatten, daß derselbe den besten Theil des kleinasiatischen Griechenlands und das wichtige Kyrene hinzuerwarb, die neutralen Handelsstaaten erdrückte, und damit seine Macht verdoppelte. Es kam hinzu, daß der Sturz Aegyptens, die Demüthigung, vielleicht die Ueberwältigung von Rhodos auch dem sicilischen und italischen Handel tiefe Wunden geschlagen haben würden; und konnte man überhaupt ruhig zusehen, wie der italische Verkehr mit dem Osten von den beiden großen Continentalmächten abhängig ward? Gegen Attalos, den treuen Bundesgenossen aus dem ersten makedonischen Krieg, hatte Rom die Ehrenpflicht zu wahren und zu hindern, daß Philippos, der ihn schon in seiner Hauptstadt belagert hatte, ihn nicht von Land und Leuten vertrieb. Endlich war der Anspruch Roms den schützenden Arm über alle Hellenen auszustrecken keineswegs bloße Phrase; die Neapolitaner, Rheginer, Massalioten und Emporitaner konnten bezeugen, daß dieser Schutz nicht erst gestern aufgekommen [illegible] ist es, daß in dieser Zeit die Römer [illegible] dem als jede andere Nation und wenig ferner als die hellenisirten Makedonier. Es ist seltsam den Römern das Recht zu bestreiten über die frevelhafte Behandlung der Kianer und Thasier in ihren menschlichen wie in ihren hellenischen Sympathien sich empört zu fühlen. So vereinigten sich in der That alle politischen, commerciellen und sittlichen Motive, um Rom zu dem zweiten Kriege gegen Philippos, einem der gerechtesten, die die Stadt je geführt hat, zu bestimmen. Es gereicht dem Senat zur hohen Ehre, daß er sofort sich entschloß und sich weder durch die Erschöpfung des Staates abhalten ließ noch durch die Impopularität einer solchen Kriegserklärung. Schon 553 erschien der Proprietor Marcus Valerius Laevinus mit der sicilischen Flotte von 38 Segeln in der östlichen See, noch ehe der Krieg erklärt war; man fing an auf den Krieg sich ernstlich zu bereiten. Indeß war man in Verlegenheit einen ostensibeln Kriegsgrund ausfindig zu machen, dessen man dem Volk gegenüber nothwendig bedurfte, auch wenn nicht die Senatoren überhaupt viel zu einsichtige Politiker gewesen wären um den nominellen Kriegsgrund in

Philippos Art gering zu schätzen. Die Unterstützung, die Philippos nach dem Frieden mit Rom den Karthagern gewährt haben sollte, war offenbar nicht erweislich. Die römischen Unterthanen in der illyrischen Landschaft beschwerten sich zwar schon seit längerer Zeit über die makedonischen Uebergriffe. Schon 551 hatte ein römischer Gesandter an der Spitze des illyrischen Aufgebots Philippos Scharen aus dem illyrischen Gebiet hinausgeschlagen und der Senat hatte deswegen den Gesandten des Königs 552 erklärt, wenn er Krieg suche, werde er ihn früher finden als ihm lieb sei. Allein diese Uebergriffe waren eben nichts als die gewöhnlichen Frevel, wie Philippos sie gegen seine Nachbarn übte; eine Verhandlung darüber hätte im gegenwärtigen Augenblick zur Demüthigung und Sühnung, aber nicht zum Kriege geführt. Mit den sämmtlichen kriegführenden Mächten im Osten stand die römische Gemeinde dem Namen nach in Freundschaft und hätte ihnen Beistand gegen den Angriff gewähren können. Allein Rhodos und Pergamon, die begreiflicher Weise nicht säumten die römische Hülfe zu erbitten, waren formell die Angreifer, und Aegypten, wenn auch alexandrinische Gesandte den römischen Senat ersuchten die Vormundschaft über das königliche Kind zu führen, scheint doch keineswegs sich beeilt zu haben durch Anrufung römischer Intervention zwar die augenblickliche Bedrängniss zu beendigen, aber zugleich der grossen westlichen Seemacht das Ostmeer zu öffnen. Vor allen Dingen aber hätte die Hülfe für Aegypten zunächst in Syrien geleistet werden müssen und würde Rom in einen Krieg mit Asien und Makedonien zugleich verwickelt haben, was man natürlich um so mehr zu vermeiden wünschte als man fest entschlossen war sich nicht in die asiatischen Angelegenheiten zu mischen. Es blieb nichts übrig als vorläufig eine Gesandtschaft nach dem Osten abzuordnen, um theils von Aegypten zu erlangen, was den Umständen nach nicht schwer war, dass es die Einmischung der Römer in die östlichen Angelegenheiten geschehen liess, theils den König Antiochos zu beschwichtigen, indem man ihm Syrien preisgab, theils endlich den Bruch mit Philippos möglichst zu beschleunigen und die Coalition der griechisch-asiatischen Kleinstaaten gegen ihn zu fördern (Ende 553). In Alexandria und Antiochia erreichte man ohne Mühe, was man wünschte. Der alexandrinische Hof hatte keine Wahl und musste dankbar den Marcus Aemilius Lepidus aufnehmen, den der Senat abge-

sandt hatte um als „Vormund des Königs wenigstens diplomatischen Schutz zu gewähren. Antiochos, sei es aus Gutmüthigkeit, sei es bestimmt durch die Erklärung der Römer in Syrien nicht intervenuiren zu wollen, verfolgte seine Pläne in Syrien und liefs die Dinge in Griechenland und Kleinasien gehen; ob er deshalb bestimmte Erklärungen den Römern gab, ist nicht gewifs, aber wenig wahrscheinlich. Darüber war das Frühjahr 554 herangekommen und der Krieg hatte wieder begonnen. Philippos warf sich zunächst wieder auf Thrakien, wo er die sämmtlichen Küstenplätze, namentlich Maroneia, Aenos, Elaeos, Sestos besetzte; er wollte seine europäischen Besitzungen vor einer römischen Landung gesichert wissen. Alsdann griff er an der asiatischen Küste Abydos an, zu dessen Gewinn ihm gelegen sein mufste, da er durch den Besitz von Sestos und Abydos mit seinem Bundesgenossen Antiochos in festere Verbindung kam und nicht mehr zu fürchten brauchte, dafs die Flotte der Bundesgenossen ihm den Weg nach oder aus Kleinasien sperre. Diese behauptete das aegaeische Meer, nachdem das schwächere makedonische Geschwader sich zurückgezogen hatte; Philippos beschränkte sich zur See auf [illegible] Andros, Kythnos und Paros [illegible]. Die Rhodier gingen nach Chios und [illegible] nach Tenedos, wo Attalos, der den Winter über bei Aegina gestanden und mit den Declamationen der Athener sich die Zeit vertrieben hatte, mit seinem Geschwader zu ihnen stiefs. Es wäre wohl möglich gewesen den Abydenern, die sich heldenmüthig vertheidigten, zu Hülfe zu kommen, allein die Verbündeten rührten sich nicht, und so ergab sich endlich die Stadt, nachdem fast alle Waffenfähige im Kampf vor den Mauern und ein grofser Theil der Einwohner durch eigene Hand gefallen waren — die Gnade des Siegers bestand darin, dafs den Abydenern drei Tage Frist gegeben wurden um freiwillig zu sterben. Hier im Lager vor Abydos traf die römische Gesandtschaft, die nach Beendigung ihrer Geschäfte in Syrien und Aegypten die griechischen Kleinstaaten besucht und bearbeitet hatte, mit dem König zusammen und konnte ihrer vom Senat erhaltenen Aufträge sich entledigen: der König solle gegen keinen griechischen Staat einen Angriffskrieg führen, Ptolemaeos die entrissenen Besitzungen zurückgeben und wegen der den Pergamenern und Rhodiern zugefügten Schädigung sich ein Schiedsgericht gefallen lassen. Die Absicht des

Senats den König zur Kriegserklärung zu reizen ward nicht erreicht; der römische Gesandte Marcus Aemilius erhielt vom König nichts als die feine Antwort, dafs er dem jungen schönen römischen Mann wegen dieser seiner drei Eigenschaften das Gesagte zu Gute halten wolle. — Indefs war mittlerweile die gewünschte Veranlassung zur Kriegserklärung von einer andern Seite her gekommen. Die Athener hatten in ihrer albernen und grausamen Eitelkeit zwei unglückliche Akarnanen hinrichten lassen, weil dieselben sich zufällig in ihre Mysterien verirrt hatten. Als die Akarnanen in gerechter Erbitterung von Philippos begehrten, dafs er ihnen Genugthuung verschaffe, konnte dieser das gerechte Begehren seiner treuesten Bundesgenossen nicht weigern und gestattete ihnen in Makedonien Mannschaft auszuheben und damit und mit ihren eigenen Leuten ohne förmliche Kriegserklärung in Attika einzufallen. Zwar war dies nicht blofs kein eigentlicher Krieg, sondern es liefs auch der Führer der makedonischen Schaar Nikanor auf die drohenden Worte der gerade in Athen anwesenden römischen Gesandten sofort seine Truppen den Rückmarsch antreten (Ende 553). Aber es war zu spät. Eine athenische Gesandtschaft ging nach Rom, um über den Angriff Philippos auf einen alten Bundesgenossen Roms zu berichten, und aus der Art, wie der Senat sie empfing, sah Philippos deutlich was ihm bevorstand; weshalb er zunächst gleich im Frühling 554 seinen Oberbefehlshaber in Griechenland Philokles anwies das attische Gebiet zu verwüsten und die Stadt möglichst zu bedrängen. — Der Senat hatte jetzt was er bedurfte und konnte im Frühjahr 554 die Kriegserklärung ‚wegen Angriffs auf einen mit Rom verbündeten Staat' vor die Volksversammlung bringen. Sie wurde das erste Mal fast einstimmig verworfen: thörichte oder tückische Volkstribunen querulirten über den Rath, der den Bürgern keine Ruhe gönnen wolle; aber der Krieg war einmal nothwendig und genau genommen schon begonnen, so dafs der Senat unmöglich von seinem Plan zurücktreten konnte. Die Bürgerschaft ward durch Vorstellungen und Concessionen zum Nachgeben bewogen. Es ist bemerkenswerth, dafs diese Concessionen wesentlich auf Kosten der Bundesgenossen erfolgten. Aus ihren im activen Dienst befindlichen Contingenten wurden — ganz entgegen den sonstigen römischen Maximen — die Besatzungen von Gallien, Unteritalien, Sicilien und Sardinien, zusammen 20000 Mann, ausschliefslich genommen. Die

sämmtlichen vom hannibalischen Krieg her unter Waffen stehenden Bürgertruppen wurden entlassen; nur Freiwillige sollten daraus zum makedonischen Krieg aufgeboten werden dürfen, welches denn freilich, wie sich nachher fand, meistens gezwungene Freiwillige waren — es rief dies später im Herbst 555 einen bedenklichen Militäraufstand im Lager von Apollonia hervor. Aus neu einberufenen Leuten wurden sechs Legionen gebildet, von denen je zwei in Rom und in Etrurien blieben und nur zwei in Brundisium nach Makedonien eingeschifft wurden, geführt von dem Consul Publius Sulpicius Galba. — So hatte sich wieder einmal recht deutlich gezeigt, dafs für die weitläuftigen und schwierigen Verhältnisse, in welche Rom durch seine Siege gebracht war, die souverainen Bürgerschaftsversammlungen mit ihren kurzsichtigen und vom Zufall abhängigen Beschlüssen schlechterdings nicht mehr pafsten und dafs deren verkehrtes Eingreifen in die Staatsmaschine zu gefährlichen Modificationen der militärisch nothwendigen Mafsregeln und zu noch gefährlicherer Zurücksetzung der latinischen Bundesgenossen führte.

Philippos Lage war sehr übel. Die östlichen Staaten, die gegen jede Einmischung Roms hätten zusammenstehen müssen und unter andern Umständen auch vielleicht zusammengestanden haben würden, waren tatsächlich durch Philippos Schuld so unter einander verhetzt, dafs sie die römische Invasion entweder nicht zu hindern oder sogar zu fördern geneigt waren. Asien, Philippos natürlicher und wichtigster Bundesgenosse, war durch die Verwicklung mit Aegypten und den syrischen Krieg vorläufig an thätigem Eingreifen gehindert. Aegypten hatte ein dringendes Interesse darum, dafs die römische Flotte dem Ostmeer fern blieb; es ist bezeichnend, dafs selbst jetzt noch eine ägyptische Gesandtschaft in Rom sehr deutlich zu verstehen gab, wie bereit der alexandrinische Hof sei den Römern die Mühe abzunehmen in Attika zu interveniren. Allein der zwischen Asien und Makedonien abgeschlossene Theilungsvertrag über Aegypten warf diesen wichtigen Staat geradezu den Römern in die Arme und erzwang die Erklärung des Kabinets von Alexandria, dafs es in die Angelegenheiten des europäischen Griechenlands sich nur mit Einwilligung der Römer mischen werde. Aehnlich, aber noch bedrängter gestellt waren die griechischen Handelsstädte, an ihrer Spitze Rhodos, Pergamon, Byzanz; sie hätten unter andern Umständen ohne Zweifel das Ihrige gethan um den Römern das Ost-

meer zu sperren, aber Philippos grausame und vernichtende Eroberungspolitik hatte sie gezwungen zu einem ungleichen Kampf, in den die italische Grofsmacht zu verwickeln sie alles anwandten. Im eigentlichen Griechenland fanden die römischen Gesandten, die dort eine zweite Ligue gegen Philippos zu stiften beauftragt waren, gleichfalls vom Feinde wesentlich vorgearbeitet. Von der antimakedonischen Partei, den Spartanern, Eleern, Athenern und Aetolern hätte Philippos die letzten vielleicht zu gewinnen vermocht, da der Friede von 548 in ihren Freundschaftsbund mit Rom einen tiefen und keineswegs ausgeheilten Rifs gemacht hatte; allein abgesehen von den alten Differenzen, die wegen der von Makedonien der aetolischen Eidgenossenschaft entzogenen thessalischen Städte Echinos, Larissa Kremaste, Pharsalos und des phthiotischen Thebae bestanden, hatte die Vertreibung der aetolischen Besatzungen aus Lysimacheia und Kios neue Erbitterung gegen Philippos bei den Aetolern hervorgerufen. Wenn sie zauderten sich der Ligue gegen ihn anzuschliefsen, so lag der Grund wohl hauptsächlich in der fortwirkenden Verstimmung zwischen ihnen und den Römern. — Bedenklicher noch war es, dafs selbst unter den fest an das makedonische Interesse geknüpften griechischen Staaten, den Epeiroten, Akarnanen, Boeotern und Achaeern nur die Akarnanen und Boeoter unerschüttert zu Philippos standen. Mit den Epeiroten verhandelten die römischen Gesandten nicht ohne Erfolg und namentlich der König der Athamanen Amynander schlofs an Rom sich fest an. Sogar von den Achaeern hatte Philippos durch die Ermordung des Aratos theils viele verletzt, theils überhaupt einer freieren Entwicklung der Eidgenossenschaft wieder Raum gegeben; sie hatte unter Philopoemens (Strateg seit 546) Leitung ihr Heerwesen regenerirt, in glücklichen Kämpfen gegen Sparta das Zutrauen zu sich selber wiedergefunden und folgte nicht mehr wie zu Aratos Zeit blind der makedonischen Politik. Einzig in ganz Hellas sah die achaeische Eidgenossenschaft, die Philippos Vergröfserungssucht weder zu fördern noch zunächst zu fürchten hatte, diesen Krieg vom unparteiischen und nationalhellenischen Gesichtspunkte aus an; und begriff, was zu begreifen nicht schwer war, dafs die hellenische Nation damit den Römern selber sich auslieferte, sogar ehe diese es begehrten und wünschten. Die Achaeer versuchten zwischen Philippos und den Rhodiern zu vermitteln; allein es war zu spät. Der nationale Patriotismus, der einst

den Bundesgenossenkrieg beendigt und zu dem ersten Krieg zwischen Makedonien und Rom wesentlich beigetragen hatte, war erloschen; die achaeische Vermittlung blieb ohne Erfolg und vergeblich bereiste Philippos die Städte und Inseln um die Nation wieder zu entflammen — es war das die Nemesis für Kios und Abydos. Die Achaeer, da sie nicht ändern konnten und nicht helfen mochten, blieben neutral.

Im Herbst des Jahres 554 landete der Consul Publius Sulpicius Galba mit seinen beiden Legionen und 1000 numidischen Reitern, ja sogar mit Elephanten, die aus der karthagischen Beute herrührten, bei Apollonia; auf welche Nachricht der König eilig vom Hellespont nach Thessalien zurückkehrte. Indefs theils die schon weit vorgerückte Jahreszeit, theils die Erkrankung des römischen Feldherrn bewirkten, dafs zu Lande dies Jahr nichts weiter vorgenommen ward als eine starke Recognoscirung, bei der die nächstliegenden Ortschaften, namentlich die makedonische Kolonie Antipatreia von den Römern besetzt wurden. Mit den nördlichen Barbaren, namentlich mit Pleuratos, dem damaligen Herrn von Skodra und dem Dardanerfürsten Bato, die selbstverständlich eilten die gute Gelegenheit zu nutzen, ward für das nächste Jahr ein gemeinschaftlicher Angriff auf Makedonien verabredet. — Wichtiger waren die Unternehmungen der römischen Flotte, die 100 Deck- und 80 leichte Schiffe zählte. Während die übrigen Schiffe bei Kerkyra für den Winter Station nahmen, ging eine Abtheilung unter Gaius Claudius Cento nach dem Peiraeeus, um den bedrängten Athenern Beistand zu leisten. Da Cento die Landschaft gegen die Streifereien der korinthischen Besatzung und die makedonischen Corsaren schon hinreichend gedeckt fand, ergalte er weiter und erschien plötzlich vor Chalkis auf Euboea, dem Hauptwaffenplatz Philippos in Griechenland, wo die Magazine, die Waffenvorräthe und die Gefangenen aufbewahrt wurden und der Commandant Sopater nichts weniger als einen römischen Angriff erwartete. Die unvertheidigte Mauer ward erstiegen, die Besatzung niedergemacht, die Gefangenen befreit und die Vorräthe verbrannt; leider fehlte es an Truppen um die wichtige Position zu halten. Auf die Kunde von diesem Ueberfall brach Philippos in ungestümer Erbitterung sofort von Demetrias in Thessalien auf nach Chalkis und da er hier nichts von dem Feind mehr fand als die Brandstätte, weiter nach Athen, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Allein die Ueberrumpelung

mifslang und auch der Sturm war vergeblich, so sehr der König sein Leben preisgab; da Gaius Claudius vom Peiraeeus, Attalos von Aegina nahten, mufste der Versuch aufgegeben werden. Philippos verweilte indefs noch einige Zeit in Griechenland; aber politisch und militärisch waren seine Erfolge gleich gering. Umsonst versuchte er die Achaeer für sich in Waffen zu bringen; und ebenso vergeblich waren seine Angriffe auf Elensis und den Peiraeeus so wie ein zweiter auf Athen selbst. Es blieb ihm nichts übrig als seine begreifliche Erbitterung in unwürdiger Weise durch Verwüstung der Landschaft und Zerstörung der Bäume des Akademos zu befriedigen und nach dem Norden zurückzukehren. So verging der Winter. Mit dem Frühjahr 555 brach der Proconsul Publius Sulpicius aus seinem Winterlager auf, entschlossen seine Legionen von Apollonia auf der kürzesten Linie in das eigentliche Makedonien zu führen. Diesen Hauptangriff von Westen her sollten drei Nebenangriffe unterstützen: in nördlicher Richtung der Einfall der Dardaner und Illyrier, in östlicher ein Angriff der combinirten Flotte der Römer und der Bundesgenossen, die bei Aegina sich sammelte; endlich von Süden her sollten die Athamanen vordringen und, wenn es gelang sie zur Theilnahme am Kampfe zu bestimmen, zugleich die Aetoler. Nachdem Galba die Berge, die der Apsos (jetzt Beratinó) durchschneidet, überschritten hatte und in die fruchtbare dassaretische Ebene hinabgestiegen war, gelangte er an die Gebirgskette, die Illyrien und Makedonien scheidet und betrat, diese übersteigend, das eigentliche makedonische Gebiet. Philippos war ihm entgegengegangen; allein in den ausgedehnten und schwach bevölkerten Landschaften Makedoniens suchten sich die Gegner einige Zeit vergeblich, bis sie endlich in der lynkestischen Provinz, einer fruchtbaren aber sumpfigen Ebene, unweit der nordwestlichen Landesgrenze auf einander trafen und auf 200 Schritt von einander lagerten. Philippos Heer zählte, nachdem er das zur Besetzung der nördlichen Pässe detachirte Corps an sich gezogen hatte, etwa 20000 Mann zu Fufs und 2000 Reiter; das römische war ungefähr ebenso stark. Indefs die Makedonier hatten den grofsen Vortheil, dafs sie, in der Heimath fechtend und mit Weg und Steg bekannt, mit leichter Mühe den Proviant zugeführt erhielten, während sie sich so dicht an die Römer gelagert hatten, dafs diese es nicht wagen konnten zu ausgedehnter Fouragirung sich zu zerstreuen. Galba bot die Schlacht wiederholt an, allein der König versagte sie beharrlich und

die Gefechte zwischen den leichten Truppen, wenn auch die Römer darin einige Vortheile erfochten, änderten in der Hauptsache nichts. Galba war genöthigt sein Lager abzubrechen und 8000 Schritte weiter bei Oktolophos ein anderes aufzuschlagen, von wo er leichter sich verproviantiren zu können meinte. Aber auch hier wurden die ausgeschickten Abtheilungen von den leichten Truppen und der Reiterei der Makedonier vernichtet; die Legionen mußten zu Hülfe kommen und trieben dann freilich die makedonische Vorhut, die zu weit vorgegangen war, mit starkem Verlust in das Lager zurück, wobei der König selbst das Pferd verlor und nur durch die hochherzige Hingebung eines seiner Reiter das Leben rettete. Aus dieser gefährlichen Lage rettete die Römer der Erfolg, den die von Galba veranlaßten Nebenangriffe der Bundesgenossen hatte, oder vielmehr die Schwäche der makedonischen Streitmacht. Obwohl Philippos in seinem Gebiet möglichst starke Aushebungen vorgenommen und römische Ueberläufer und andere Söldner hinzugeworben hatte, hatte er doch nicht vermocht außer den Besatzungen in Kleinasien und Thrakien mehr als das Heer, womit er selbst dem Consul gegenüberstand, auf die Beine zu bringen und überdieß noch um dasselbe zu bilden, die Mannschaften in der pelagonischen Landschaft enthlößen müssen. Für die Deckung der Ostküste verließ er sich theils auf die von ihm angeordnete Verwüstung der Inseln Skiathos und Peparethos, die der feindlichen Flotte eine Station hätten bieten können, theils auf die Besetzung von Thasos und der Küste und auf die unter Herakleides bei Demetrias aufgestellte Flotte. Für die Südgrenze hatte er gar auf die mehr als zweifelhafte Neutralität der Aetoler rechnen müssen. Jetzt traten diese plötzlich dem Bunde gegen Makedonien bei und drangen sofort mit den Athamanen vereinigt in Thessalien ein, während zugleich die Dardaner und Illyrier die nördlichen Landschaften überschwemmten und die römische Flotte unter Lucius Apustius von Kerkyra aufbrechend in den östlichen Gewässern erschien, wo die Schiffe des Attalos, der Rhodier und der Istrier sich mit ihr vereinigten. — Philippos gab hienach freiwillig seine Stellung auf und wich in östlicher Richtung zurück; ob es geschah um den wahrscheinlich unvermutheten Einfall der Aetoler zurückzuschlagen oder um das römische Heer sich nach und ins Verderben zu ziehen oder um je nach den Umständen eines oder das andere zu thun, ist nicht wohl zu entscheiden.

Er bewerkstelligte seinen Rückzug so geschickt, daß Galba, der den verwegenen Entschluß faßte ihm zu folgen, seine Spur verlor und Philippos den Engpaß, der die Landschaften Lynkestis und Eordaea scheidet, auf Seitenwegen erreichen und besetzen konnte, an welchem die Römer zu erwarten und ihnen die Schlacht zu liefern er entschlossen war. So weit gelang sein Plan. Aber die langen makedonischen Speere erwiesen sich als unbrauchbar auf dem waldigen und ungleichen Terrain; die Makedonier wurden theils umgangen, theils durchbrochen und verloren viele Leute. Indeß wenn auch Philippos Heer nach diesem unglücklichen Treffen nicht länger im Stande war den Römern das weitere Vordringen zu wehren, so scheuten sich doch diese selber in dem unwegsamen und feindlichen Land weiter unbekannten Gefahren entgegen zu ziehen und kehrten zurück nach Apollonia, nachdem sie die fruchtbaren Landschaften Hochmakedoniens Eordaea, Elymaea, Orestis verwüstet und die bedeutendste Stadt von Orestis Keletron (jetzt Kastoria auf einer Halbinsel in dem gleichnamigen See) sich ihnen ergeben hatte — es war die einzige makedonische Stadt, die den Römern ihre Thore öffnete. Im illyrischen Land ward die Stadt der Dassaretier Pelion, an den obern Zuflüssen des Apsos, erstürmt und stark besetzt, um auf einem ähnlichen Zug künftig als Basis zu dienen. — Philippos störte die römische Hauptarmee auf ihrem Rückzug nicht, sondern wandte sich in Gewaltmärschen gegen die Aetoler und Athamanen, die in der Meinung, daß die Legionen den König beschäftigten, das reiche Thal des Peneios furcht- und rücksichtslos plünderten, schlug sie vollständig und nöthigte was nicht fiel sich einzeln auf den ihnen wohlbekannten Bergpfaden zu retten. Durch diese Niederlage und ebenso sehr durch die starken Werbungen, die in Aetolien für aegyptische Rechnung stattfanden, schwand die Streitkraft der Eidgenossenschaft ungemein zusammen. Die Dardaner wurden von dem Führer der leichten Truppen Philippos Athenagoras ohne Mühe und mit starkem Verlust über die Berge zurückgejagt. Die römische Flotte richtete auch nicht viel aus; sie verjagte die makedonische Besatzung von Andros, suchte Euboea und Skiathos heim und machte dann Versuche auf die chalkidische Halbinsel, die aber bei Mende die makedonische Besatzung kräftig zurückwies. Der Rest des Sommers verging mit der Einnahme von Oreos auf Euboea, welche durch die entschlossene Vertheidigung der makedonischen Besatzung lange verzögert ward.

Die römische makedonische Flotte unter Hortalesius stand vollzählig bei Heraklein und wegen nicht den Feinden die Meer unsicher zu machen. Frühzeitig gingen diese in die Winterquartiere, die Römer nach dem Peiraeeus und Korkyra, die Rhodier und Pergamener in die Heimath. — Der römische Feldzugsplan war vollständig gescheitert; die Truppen standen nach einem anstrengenden Feldzug im Herbst genau da, wo sie im Frühling aufgebrochen waren, und ohne das rechtzeitige Dazwischentreten der Aetoler und die glücklich gewonnene Schlacht am Pass von Eordaea hätte von der gewonnenen Macht vielleicht kein Mann das römische Gebiet wieder gesehen. Die vierfache Offensive hatte überall ihren Zweck verfehlt und Philippos sah im Herbste nicht blos sein ganzes Gebiet vom Feind gereinigt, sondern er konnte noch einen freilich vorläufigen Versuch machen die an der südlich-thessalischen Grenze gelegene und die Penaios-Ebene beherrschende feste Stadt Thaumakoi den Aetolern zu entreissen. Wenn Antiochos, um dessen Beistand Philippos vergeblich an den Ufern Asiens bat, sich im nächsten Feldzug mit ihm vereinigte, so durfte er grosse Erfolge erwarten. Es schien in der That, als wollte Antiochos sich dazu an; sein Heer erschien in Rhodos und besetzte einige Ortschaften des Königs Attalos, der von den Römern militärischen Schutz erhielt. Diese indess benutzten sich nicht den Gelegenheit jetzt zum Bruch zu drängen; sie schickten Gesandte, die in der That es erreichten, dass Attalos Gebiet geräumt wurde. Von daher hatte Philippos nichts zu hoffen.

Indess der glückliche Ausgang des letzten Feldzugs hatte Philippos Muth oder Uebermuth so gehoben, dass, nachdem er der Neutralität der Achaeer und der Treue der Makedonier sich durch die Aufopferung einiger festen Plätze und des verhassten Admirals Heraklides aufs Neue versichert hatte, im nächsten Frühling 550 er es war, der die Offensive ergriff und in die aintanische Landschaft einrückte, um in dem engen Pass, wo sich der Aous (Viosa) zwischen den Bergen Aeropos und Asmaos durchwindet, ein wohl verschanztes Lager zu beziehen. Ihm gegenüber lagerte das durch neue Truppensendungen verstärkte römische Heer, dessen Oberbefehl Publius Villius führte, bis im Sommer 556 der neue Consul Titus Quinctius Flamininus denselben übernahm. Flamininus war ein junger Mann von dreissig Jahren, ein geschickter Offizier und besserer Diplomat und in vieler Hinsicht wohl geeignet

für die Behandlung der schwierigen griechischen Verhältnisse. Einer aus der jüngeren Generation, die dem hellenischen Wesen sich zuneigten, hatte er mit dem altrömischen Wesen auch den altrömischen Patriotismus von sich abgethan und dachte zwar auch an das Vaterland, aber mehr noch an sich und seine hellenischen Sympathien. Wohl wäre es für Rom wie für Griechenland besser gewesen, wenn ein Mann dahin gesandt worden wäre, den weder seine Schmeichelei bestechen noch heimde Spottsucht verletzt hätte, der die Erbärmlichkeit der hellenischen Staatsverhältnisse nicht über litterarischen und künstlerischen Reminiscenzen vergessen und der Hellas nach Verdienst behandelt, den Römern aber es erspart hätte unausführbaren Ideen nachzustreben. — Der neue Oberbefehlshaber hatte mit dem König sogleich eine Zusammenkunft, während die beiden Heere unthätig sich gegenüber standen. Philippos machte Friedensvorschläge; er erbot sich alle eigenen Eroberungen zurückzugeben und über den den griechischen Städten zugefügten Schaden sich einem billigen Austrag zu unterwerfen; aber an dem Begehren die altmakedonischen Besitzungen, namentlich Thessalien aufzugeben, scheiterten die Verhandlungen. So standen schon vierzig Tage die beiden Heere in dem Engpaß des Aous, ohne daß Philippos sich oder Flamininus sich entschließen konnte entweder den Sturm anzuordnen oder den König ziehen zu lassen und die verjährige Expedition wieder zu versuchen. Da half dem römischen General die Verrätherei einiger Vornehmen unter den sonst gut makedonisch gesinnten Epeiroten, namentlich des Charops, aus der Verlegenheit. Sie führten auf Bergpfaden ein römisches Corps von 4000 Mann zu Fuß und 300 Reitern auf die Höhen oberhalb des makedonischen Lagers und wie der Consul alsdann das feindliche Heer von vorn angriff, entschied der Angriff der unvermuthet von den beherrschenden Bergen herabsteigenden römischen Abtheilung die Schlacht. Philippos verlor Lager und Verschanzung und gegen 2000 Mann und wich eilig zurück bis an den Paß Tempe, die Pforte des eigentlichen Makedoniens. Allen anderen Boden gab er auf bis auf die Festungen; die thessalischen Städte, die er nicht vertheidigen konnte, zerstörte er selbst — nur Pherae schloß ihm die Thore und entging dadurch dem gleichen Schicksal. In Folge dieses Sieges traten zunächst die Epeiroten vom makedonischen Bündniß ab, was Flamininus geschickte Milde wesentlich beschleunigte. In Thessalien waren auf die erste Nachricht vom

Siege der Römer zugleich die Athamanen und Aetoler eingebrochen und die Römer folgten bald; das platte Land war leicht überschwemmt, allein die festen Städte, die gut makedonisch gesinnt waren und von Philippos Unterstützung empfingen, boten nur noch tapferen Widerstand oder widerstanden sogar dem überlegenen Feind; so vor allem Atrax am linken Ufer des Peneios, wo in der Bresche die Phalanx statt der Mauer stand. Bis auf diese thessalischen Festungen und das Gebiet der treuen Akarnanen war somit ganz Nordgriechenland in den Händen der Coalition. — Dagegen war der Süden durch die Festungen Chalkis und Korinth, die durch das Gebiet der makedonisch gesinnten Boeotier mit einander die Verbindung unterhielten, und durch die achaeische Neutralität noch immer wesentlich in makedonischer Gewalt und Flamininus entschloß sich, da es doch zu spät war, um dies Jahr noch in Makedonien einzudringen, zunächst Landheer und Flotte gegen Korinth und die Achaeer zu wenden. Die Flotte, die wieder die rhodischen und pergamenischen Schiffe an sich gezogen hatte, hatte bisher sich damit beschäftigt zwei kleinere Städte auf Euboea, Eretria und Karystos einzunehmen und daselbst Beute zu machen; worauf beide indeß ebenso wie Oreos wieder aufgegeben und von dem makedonischen Commandanten von Chalkis Philoklas auch Neue besetzt wurden. Jetzt wandte die Flotte der Bundesgenossen sich nach Kenchreae, dem östlichen Hafen von Korinth, um diese starke Festung zu bedrohen. Von der anderen Seite rückte Flamininus in Phokis ein und besetzte die Landschaft, in der nur Elateia eine längere Belagerung aushielt; sie und namentlich Antikyra am korinthischen Meerbusen waren zum Winterquartier ausersehen. Die Achaeer, die also auf der einen Seite die römischen Legionen sich nahen, auf der andern die Flotte der Bundesgenossen schon in ihrem eigenen Gebiet sahen, verzichteten auf ihre sittlich ehrenwerthe, aber politisch unhaltbare Neutralität; nachdem die Gesandten der am engsten an Makedonien geknüpften Städte Dyme, Megalopolis und Argos die Tagsatzung verlassen hatten, beschloß dieselbe den Beitritt zu der Coalition gegen Philippos, und Kykliades und andere Führer der makedonischen Partei verließen die Heimath. Sofort vereinigten sich die Truppen der Achaeer mit der römischen Flotte und eilten Korinth zu Lande einzuschließen, welche Stadt, die Zwingburg Philippe gegen die Achaeer, ihnen römischer Seits für ihren Beitritt zu dem Bunde zugesichert worden war. Allein

die makedonische Besatzung, die 1300 Mann stark war und grofsentheils aus italischen Ueberläufern bestand, vertheidigte nicht blofs entschlossen die fast uneinnehmbare Stadt, sondern es kam auch von Chalkis Philokles herbei mit einer Abtheilung von 1500 Mann, die zuerst Korinth entsetzte und sodann in das Gebiet der Achaeer eindrang und im Einverständnifs mit der makedonisch gesinnten Bürgerschaft ihnen Argos entrifs. Allein der Lohn solcher Hingebung war, dafs der König, der nach dem Uebertritt der Achaeer zur römischen Partei den bisherigen Bundesgenossen der Römer Nabis von Sparta auf seine Seite zu bringen hoffte, die treue Stadt der Schreckensherrschaft dieses Tyrannen auslieferte. Nabis hätte ohne Zweifel entschieden für Philippos Partei ergriffen, wenn die Parteien im Gleichgewicht gestanden hätten; denn er war hauptsächlich nur deshalb römischer Bundesgenosse, weil er in Opposition zu den Achaeern und seit 550 sogar mit ihnen in offenem Krieg sich befand. Allein Philippos Angelegenheiten standen zu verzweifelt, als dafs irgend Jemand jetzt sich auf seine Seite zu schlagen Lust verspürt hätte. Nabis nahm zwar Argos von Philippos an, allein er verrieth den Verräther und blieb im Bündnifs mit Flamininus, welcher in der Verlegenheit, jetzt mit zwei unter einander im Krieg begriffenen Mächten verbündet zu sein, vorläufig zwischen den Spartanern und Achaeern einen Waffenstillstand auf vier Monate vermittelte.

So kam der Winter heran. Philippos benutzte ihn abermals, um wo möglich einen billigen Frieden zu erhalten. Auf einer Conferenz, die in Nikaea am malischen Meerbusen abgehalten ward, erschien der König persönlich und versuchte mit Flamininus zu einer Verständigung zu gelangen, indem er den petulanten Uebermuth der kleinen Herren mit Stolz und Feinheit zurückwies und von den Römern durch markirte Deferenz gegen sie als die einzigen ihm ebenbürtigen Gegner erträgliche Bedingungen zu erhalten suchte. Flamininus war gebildet genug um durch die Urbanität des Besiegten gegen ihn und die Hoffart gegen die Bundesgenossen, welche der Römer wie der König gleich verachten gelernt hatten, sich geschmeichelt zu fühlen; allein seine Vollmacht ging nicht so weit wie das Begehren des Königs und somit wies er ihn an den Senat, nachdem ein zweimonatlicher Waffenstillstand gegen Einräumung von Phokis und Lokris zugestanden worden war. Im römischen Senat war man indefs längst einig, dafs Makedonien alle seine auswärtigen Besitzungen aufgeben

müsse; als daher Philippos Gesandte in Rom erschienen, begnügte man sich sie zu fragen, ob sie Vollmacht hätten auf ganz Griechenland, namentlich auf Korinth, Chalkis und Demetrias zu verzichten, und da sie dies verneinten, brach man sofort die Unterhandlungen ab und beschlofs die energische Fortsetzung des Krieges. Mit Hülfe der Volkstribunen gelang es dem Senat den so nachtheiligen Wechsel des Oberbefehls zu verhindern und Flamininus das Commando zu verlängern; er erhielt bedeutende Verstärkung und die beiden früheren Oberbefehlshaber Publius Galba und Publius Villius wurden angewiesen sich ihm zur Verfügung zu stellen. Auch Philippos entschlofs sich noch einmal die Feldschlacht zu wagen. Um Griechenland zu sichern, wo jetzt alle Staaten mit Ausnahme der Akarnanen und Boeoter gegen ihn in Waffen standen, wurde die Besatzung von Korinth bis auf 6000 Mann verstärkt, während er selbst, die letzten Kräfte des erschöpften Makedonien aufbietend und Kinder und Greise in die Phalanx einreihend, ein Heer von etwa 26000 Mann, darunter 16000 makedonische Phalangiten aufzustellen vermochte. So begann der vierte Feldzug 557. Flamininus schickte einen Theil der Flotte gegen die Akarnanen, die in Leukas belagert wurden; im eigentlichen Griechenland bemächtigte er sich durch List der boeotischen Hauptstadt Theben, wodurch sich die Boeoter gezwungen sahen dem Bündnifs gegen Rom wenigstens dem Namen nach beizutreten. Zufrieden hiedurch die Verbindung zwischen Korinth und Chalkis gesprengt zu haben, wandte er sich nach Norden, wo allein die Entscheidung fallen konnte. Die grofse Schwierigkeit, auf die in dem feindlichen und grofsentheils öden Lande die Verpflegung des Heeres stiefs und die schon oft die Operationen gehemmt hatte, sollte die Flotte beseitigen, die die Aufgabe hatte das Heer längs der Küste zu begleiten und ihm die aus Africa, Sicilien und Sardinien gesandten Vorräthe nachzuführen. Indefs die Entscheidung kam früher, als Flamininus gehofft hatte. Philippos, ungeduldig und zuversichtlich wie er war, konnte es nicht aushalten den Feind an der makedonischen Grenze zu erwarten; nachdem er bei Dion sein Heer gesammelt hatte, rückte er durch den Tempepafs in Thessalien ein und traf mit dem ihm entgegenrückenden feindlichen Heer in der Gegend von Skotussa zusammen. Beide Heere, das makedonische und das römische, das durch Zuzüge der Apolloniaten, der Athamanen und der von Nabis gesandten Kretenser, besonders

aber durch einen starken aetolischen Haufen verstärkt worden war, zählten ungefähr gleich viel Streiter, jedes etwa 26000 Mann; doch waren die Römer an Reiterei dem Gegner überlegen. Vorwärts Skotussa traf während eines trüben Regentages der römische Vortrab unvermuthet auf den feindlichen, der einen zwischen beiden Lagern gelegenen hohen und steilen Hügel, die Kynoskephalae, besetzt hielt. Zurückgetrieben in die Ebene erhielten die Römer Verstärkung aus dem Lager von den leichten Truppen und dem trefflichen Corps der aetolischen Reiterei und drängten nun ihrerseits den makedonischen Vortrab auf und über die Höhe zurück. Hier aber fanden wiederum die Makedonier Unterstützung an ihrer gesammten Reiterei und dem gröfsten Theil der leichten Infanterie; die Römer, die unvorsichtig sich vorgewagt hatten, wurden mit grofsem Verlust fast bis an ihr Lager zurückgejagt und hätten sich völlig zur Flucht gewandt, wenn nicht die aetolischen Ritter in der Ebene den Kampf so lange hingehalten hätten, bis Flamininus die schnell geordneten Legionen herbeiführen konnte. Philippos siegreiche Truppen forderten eifrig die Fortsetzung des Kampfes; der Feldherr gab dem ungestümen Ruf der Soldaten nach und ordnete seine Schwerbewaffneten eilig zu der Schlacht, die weder sie noch der König an diesem Tage erwartet hatten. Es galt den Hügel zu besetzen, der augenblicklich von Truppen ganz entblöfst war. Der rechte Flügel der Phalanx unter des Königs eigener Führung kam früh genug dort an um sich ungestört auf der Höhe in Schlachtordnung zu stellen. Als nun die leichten Truppen der Makedonier, von den Legionen gescheucht, den Hügel heraufstürmten, zog Philipp dieselben rasch an der Phalanx vorbei in das Mitteltreffen und ohne zu erwarten, dafs auf dem linken Flügel Nikanor mit der anderen langsamer folgenden Hälfte der Phalanx eingetroffen war, hiefs er die rechte Phalanx mit gesenkten Speeren den Hügel hinab sich auf die Legionen stürzen, während die Peltasten sie gleichzeitig umgingen und ihnen in die Flanke fielen. Der unwiderstehliche Angriff der Phalanx am günstigen Orte zersprengte das römische Fufsvolk und der linke Flügel der Römer ward völlig geschlagen. Nikanor dagegen war, da er die Vorbereitungen zum Angriff sah, mit der andern Hälfte der Phalanx schleunigst gefolgt, wobei die Glieder sich gelöst hatten; während die ersten Reihen schon eilig den Berg hinab dem siegreichen rechten Flügel folgten und durch das ungleiche Terrain noch mehr in Un-

ordnung geriethen, gewannen die letzten Glieder eben erst die Höhe. Der rechte Flügel der Römer ward unter diesen Umständen leicht mit dem feindlichen linken fertig; die Elephanten allein, die auf diesem Flügel standen, vernichteten die aufgelösten makedonischen Schaaren. Während des fürchterlichen Gemetzels, das hier entstand, nahm ein entschlossener römischer Offizier zwanzig Fähnlein zusammen und warf sich mit diesen auf den andern makedonischen Flügel, der den römischen linken verfolgend so weit vorgedrungen war, dafs der römische rechte ihm im Rücken stand. Gegen den Angriff von hinten war die siegreiche Phalanx wehrlos und mit diesem Angriff war die Schlacht zu Ende. Bei der vollständigen Auflösung der beiden Phalangen ist es begreiflich, dafs 13000 Makedonier theils gefangen theils gefallen waren, gefallen meistens, weil die römischen Soldaten das makedonische Zeichen der Ergebung, das Aufheben der Sarissen nicht kannten; der Verlust der Sieger war gering. Philippos entkam nach Larissa und nachdem er alle seine Papiere verbrannt hatte um Niemanden zu compromittiren, räumte er Thessalien und ging in seine Heimath zurück. Gleichzeitig mit dieser grofsen Niederlage erlitten die Makedonier noch andere Nachtheile auf allen Punkten, die sie noch besetzt hielten: in Karien schlugen die rhodischen Söldner das dort stehende makedonische Corps und zwangen dasselbe sich in Stratonikeia einzuschliefsen; die korinthische Besatzung ward von Nikostratos mit seinen Achaeern mit starkem Verlust geschlagen und das akarnanische Leukas nach heldenmüthiger Gegenwehr erstürmt. Philippos war vollständig überwunden; seine letzten Verbündeten, die Akarnanen ergaben sich auf die Nachricht von der Schlacht bei Kynoskephalae.

Es lag vollständig in der Hand der Römer den Frieden zu dictiren; sie nutzten ihre Macht ohne sie zu mifsbrauchen. Man konnte das Reich Alexanders vernichten; auf der Conferenz der Bundesgenossen ward dies Begehren von aetolischer Seite ausdrücklich gestellt. Allein was hiefs das anders als den Wall hellenischer Bildung gegen Thraker und Galater niederreifsen? Schon war während des eben geendigten Krieges das blühende Lysimacheia auf dem thrakischen Chersonesos von den Thrakern gänzlich zerstört worden — eine ernste Warnung für die Zukunft. Flamininus, der tiefe Blicke in die widerwärtigen Verfehdungen der griechischen Staaten gethan hatte, konnte nicht die Hand dazu bieten, dafs die römische

Grofsmacht für den Groll der aetolischen Eidgenossenschaft die Execution übernahm, auch wenn nicht seine hellenischen Sympathieen für den feinen und ritterlichen König ebenso sehr gewonnen gewesen wären wie sein römisches Nationalgefühl verletzt war durch die Prahlereien der Aetoler, der ‚Sieger von Kynoskephalae', wie sie sich nannten. Den Aetolern erwiederte er, dafs es nicht römische Sitte sei Besiegte zu vernichten, übrigens seien sie ja ihre eigenen Herren und stehe es ihnen frei Makedonien zu vernichten, wenn sie könnten. Der König ward mit aller möglichen Rücksicht behandelt und nachdem die Präliminarien, die im Wesentlichen den in Nikaea gestellten Bedingungen entsprachen, von Flamininus im Allgemeinen gebilligt waren, ihm gegen Zahlung einer Geldsumme und Stellung von Geifseln, darunter seines Sohnes Demetrios, ein längerer Waffenstillstand bewilligt, den Philippos höchst nöthig brauchte um die Dardaner aus Makedonien hinauszuschlagen. — Die definitive Regulirung der verwickelten griechischen Angelegenheiten ward vom Senat einer Commission von zehn Personen übertragen, deren Haupt und Seele wieder Flamininus war. Philippos erhielt von ihr ähnliche Bedingungen, wie sie Karthago gestellt worden waren. Er verlor alle auswärtigen Besitzungen in Kleinasien, Thrakien, Griechenland und auf den Inseln des aegaeischen Meeres; dagegen blieb das eigentliche Makedonien ungeschmälert bis auf einige unbedeutende Grenzstriche und die Landschaft Orestis, welche frei erklärt ward — eine Bestimmung, die Philippos äufserst empfindlich fiel, allein die die Römer nicht umhin konnten ihm vorzuschreiben, da bei seinem Charakter es unmöglich war ihm die freie Verfügung über einmal von ihm abgefallene Unterthanen zu lassen. Makedonien wurde ferner verpflichtet keine auswärtigen Bündnisse ohne Vorwissen Roms abzuschliefsen noch nach auswärts Besatzungen zu schicken; ferner nicht aufserhalb Makedoniens gegen civilisirte Staaten noch überhaupt gegen römische Bundesgenossen Krieg zu führen und kein Heer über 5000 Mann, keine Elephanten und nicht über 5 Deckschiffe zu unterhalten, die übrigen an die Römer auszuliefern. Endlich trat Philippos mit den Römern in Symmachie, die ihn verpflichtete auf Verlangen Zuzug zu senden, wie denn gleich nachher die makedonischen Truppen mit den Legionen zusammen fochten. Aufserdem zahlte er eine Contribution von 1000 Talenten (1½ Million Thlr.). — Nachdem Makedonien also zu voll-

ständiger politischer Nullität herabgedrückt und ihm nur so viel Macht gelassen war als es bedurfte um die Grenze zu hüten, schritt man dazu über die vom König abgetretenen Besitzungen zu verfügen. Die Römer, die eben damals in Spanien erfuhren, dafs die überseeischen Provinzen ein sehr zweifelhafter Gewinn seien, und die überhaupt keineswegs des Ländererwerbes wegen den Krieg begonnen hatten, nahmen nichts von der Beute für sich und zwangen dadurch auch ihre Bundesgenossen zur Mäfsigung. Sie beschlossen sämmtliche Staaten Griechenlands, die bisher unter Philippos gestanden, frei zu erklären; und Flamininus erhielt den Auftrag das defsfällige Decret den zu den isthmischen Spielen versammelten Griechen zu verlesen (558). Der Jubel war grofs und mag aufrichtig gewesen sein wie die Absicht, in der der Senat die Freiheit verlieh*; freilich mochte es auch nicht fehlen an ernsthaften Männern, die fragten, ob die Freiheit ein verschenkbares Gut sei und was Freiheit ohne Einigkeit und Einheit der Nation bedeute. — Ausgenommen waren von dieser allgemeinen Mafsregel nur die illyrischen Landschaften östlich von Epidamnos, die an den Herrn von Skodra Pleuratos fielen und diesen ein Menschenalter zuvor von den Römern gedemüthigten Land- und Seeräuberstaat wieder zu der mächtigsten unter all den kleinen Herrschaften in diesen Strichen machten; ferner einige Ortschaften im westlichen Thessalien, die Amynander besetzt hatte und die man ihm liefs, und die drei Inseln Paros, Skyros und Imbros, welche Athen für seine vielen Drangsale und seine noch zahlreicheren Dankadressen und Höflichkeiten aller Art zum Geschenk erhielt. Dafs die Rhodier ihre karischen Besitzungen behielten und Aegina den Pergamenern blieb, versteht sich. Sonst ward nur mittelbar den Bundesgenossen gelohnt durch den Zutritt der neu befreiten Städte zu den verschiedenen Eidgenossenschaften. Am besten wurden die Achaeer bedacht, die doch am spätesten der Coalition gegen Philippos beigetreten waren; wie es scheint aus dem ehrenwerthen Grunde, dafs dieser Bundesstaat unter allen griechischen der geordnetste und ehrbarste war. Die sämmtlichen Besitzungen Philipps auf dem Peloponnes und dem Isthmos, also namentlich Korinth, wurden

* Wir haben noch Goldstater mit dem Kopf des Flamininus und der Inschrift ‚T. Quincti', die zum Andenken an den siegreichen Befreier der Hellenen in Griechenland geschlagen wurden. Der Gebrauch der lateinischen Sprache ist eine bezeichnende Artigkeit.

ihrem Bunde einverleibt. Mit den Aetolern dagegen machte man wenig Umstände; sie durften die phokischen und lokrischen Städte in ihre Symmachie aufnehmen, allein ihre Versuche dieselbe auch auf Akarnanien und Thessalien auszudehnen wurden theils entschieden zurückgewiesen, theils in die Ferne geschoben, und die thessalischen Städte vielmehr in vier kleine selbstständige Eidgenossenschaften geordnet. Dem rhodischen Städtebund kam die Befreiung von Thasos und Lemnos, der thrakischen und kleinasiatischen Städte zu Gute. — Die schwierigste Aufgabe blieb die Ordnung der inneren Verhältnisse, sowohl der Staaten zu einander, als der einzelnen Staaten unter sich. Die dringendste Angelegenheit war der zwischen den Spartanern und Achaeern seit 550 geführte Krieg, dessen Vermittelung den Römern nothwendig zufiel. Allein nach vielfachen Versuchen Nabis zum Nachgeben, namentlich zur Herausgabe der von Philippos ihm ausgelieferten achaeischen Bundesstadt Argos zu bestimmen blieb Flamininus doch zuletzt nichts übrig als dem eigensinnigen kleinen Raubherrn, der auf den offenkundigen Groll der Aetoler gegen die Römer und auf Antiochos Einrücken in Europa rechnete und die Rückstellung von Argos beharrlich weigerte, endlich von den sämmtlichen Hellenen auf einer grofsen Tagfahrt in Korinth den Krieg erklären zu lassen und mit der Flotte und dem römisch-bundesgenössischen Heere, darunter auch mit einem von Philippos gesandten Contingent sowie mit den lakedämonischen Emigranten unter dem legitimen König von Sparta Agesipolis, in den Peloponnes einzurücken (559). Um den Gegner durch die überwältigende Uebermacht sogleich zu erdrücken, waren nicht weniger als 50000 Mann auf die Beine gebracht und mit Vernachlässigung der übrigen Städte sogleich die Hauptstadt selbst von ihnen umstellt worden; allein man erreichte nicht ganz den gewünschten Zweck. Nabis hatte eine beträchtliche Armee, bis 15000 Mann, darunter 5000 Söldner ins Feld gestellt und seine Herrschaft durch ein vollständiges Schreckensregiment, die Hinrichtung einer Masse ihm verdächtiger Offiziere und Bewohner der Landschaft aufs Neue befestigt. Sogar als nach den ersten Erfolgen der römischen Armee und Flotte er selber sich entschlofs nachzugeben und die von Flamininus ihm gestellten verhältnifsmäfsig sehr günstigen Bedingungen anzunehmen, verwarf ‚das Volk', das heifst das von Nabis in Sparta domicilirte Raubgesindel, nicht mit Unrecht die Rechenschaft nach

dem Siege fürchtend und getäuscht durch obligate Lügen über die Beschaffenheit der Friedensbedingungen und das Heranrücken der Aetoler und der Asiaten, den von dem römischen Feldherrn gegebenen Frieden und der Kampf begann aufs Neue. Es kam zu einer Schlacht vor den Mauern und zu einem Sturm auf die Stadt, die schon von den Römern erstiegen war, als sie das Anzünden der genommenen Strafsen wieder zur Umkehr zwang. Endlich nahm denn doch der eigensinnige Widerstand ein Ende. Sparta behielt seine Selbstständigkeit und ward weder gezwungen die Emigranten wieder aufzunehmen noch dem achaeischen Bunde beizutreten; sogar die bestehende monarchische Verfassung und Nabis selbst blieben unangetastet. Dagegen mufste Nabis seine auswärtigen Besitzungen, Argos, Messene, die kretischen Städte und überdiefs noch die ganze Küste abtreten, sich verpflichten weder auswärtige Bündnisse zu schliefsen noch Krieg zu führen und keine anderen Schiffe zu halten als zwei offene Kähne, endlich alles Raubgut wieder abzuliefern, den Römern Geifseln zu stellen und eine Kriegscontribution zu zahlen. Den spartanischen Emigranten wurden die Städte an der lakonischen Küste angewiesen und diese neue Volksgemeinde, die sogenannten ‚freien Lakonen' im Gegensatz der monarchisch regierten Spartaner, angewiesen in den achaeischen Bund einzutreten. Ihr Vermögen erhielten die Emigrirten nicht zurück, indem die ihnen angewiesene Landschaft dafür als Ersatz angesehen ward, wogegen verfügt ward, dafs den Emigrirten die Weiber und Kinder nicht wider deren Willen in Sparta zurückgehalten werden sollten. Die Achaeer, obwohl sie durch diese Verfügungen aufser Argos noch die freien Lakonen erhielten, waren dennoch wenig zufrieden; sie hatten die Beseitigung des gefürchteten und gehafsten Nabis, die Rückführung der Emigrirten und die Ausdehnung der achaeischen Symmachie auf den ganzen Peloponnes erwartet. Der Unbefangene wird indefs nicht verkennen, dafs Flamininus diese schwierigen Angelegenheiten so billig und gerecht regelte, wie es möglich ist, wo sich zwei beiderseits unbillige und ungerechte politische Parteien gegenüberstehen. Bei der alten und tiefen Verfeindung zwischen den Spartanern und Achaeern wäre die Einverleibung Spartas in den achaeischen Bund einer Unterwerfung Spartas unter die Achaeer gleichgekommen, was der Billigkeit nicht minder zuwiderlief als der Klugheit. Die Rückführung der Emigranten und die vollständige Be-

staturation eines seit zwanzig Jahren beseitigten Regiments würde nur ein Schreckensregiment durch das andre abgelöst haben; der Ausweg, den Flamininus ergriff, war eben darum der rechte, weil er beide extreme Parteien nicht befriedigte. Endlich schien dafür gründlich gesorgt, dafs es mit dem spartanischen See- und Landraub ein Ende hatte und das Regiment daselbst, wie es nun eben war, nur der eigenen Gemeinde unbequem fallen konnte. Es ist möglich, dafs Flamininus, der den Nabis kannte und wissen mufste, wie wünschenswerth dessen Beseitigung war, dieselbe unterliefs um nicht durch unabsehbare Verwicklungen den reinen Eindruck seiner Erfolge zu trüben und dafs die Römer überdiefs ein Gegengewicht gegen die Macht der achaeischen Eidgenossenschaft im Peloponnes zu conserviren suchten; indefs der erste Vorwurf trifft einen Nebenpunct und in letzterer Hinsicht ist es wenig wahrscheinlich, dafs die Römer sich herabliefsen die Achaeer zu fürchten. — Somit war wenigstens äufserlich der Friede zwischen den kleinen griechischen Staaten gestiftet. Aber auch die inneren Verhältnisse der einzelnen Gemeinden gaben dem römischen Schiedsrichter zu thun. Die Boeoter trugen ihre makedonische Gesinnung selbst noch nach dem Frieden mit Philippos offen zur Schau; als Flamininus auf ihre Bitte die Rückkehr der in Philippos Diensten gestandenen Boeoter bewilligt hatte, ward der entschiedenste makedonische Parteigänger Brachyllas zum Vorstand der boeotischen Genossenschaft erwählt und auch sonst Flamininus auf alle Weise gereizt. Er ertrug es mit beispielloser Geduld; indefs die römisch gesinnten Boeoter, die wufsten, was nach dem Abzug der Römer ihrer warte, beschlossen den Tod des Brachyllas, und Flamininus, dessen Erlaubnifs sie sich dazu erbitten zu müssen glaubten, liefs es geschehen. Brachyllas ward hienach ermordet; worauf die Boeoter sich nicht begnügten die Mörder zu verfolgen, sondern auch den einzeln durch ihr Gebiet passirenden römischen Soldaten auflauerten und deren an 500 erschlugen. Dies war denn doch zu arg; Flamininus legte ihnen eine Bufse von einem Talent für jeden Soldaten auf und da sie diese nicht zahlten, nahm er die nächstliegenden Truppen zusammen und belagerte Koroneia (558). Nun kamen freilich demüthige Bitten und auf die Fürbitte der Achaeer und Athener liefs Flamininus von den Schuldigen ab gegen eine sehr mäfsige Bufse. Die makedonische Partei indefs blieb dennoch in der kleinen Landschaft am Ruder; ihrer

knabenhaften Opposition setzten die Römer nichts entgegen als die Langmuth der Uebermacht. Flamininus begnügte sich so weit es ohne Gewaltthätigkeit anging, auf die inneren Verhältnisse namentlich der neubefreiten Gemeinden einzuwirken, mit den Reichern den Rath und die Gerichte zu besetzen, die antimakedonisch gesinnte Partei ans Ruder zu bringen und die städtischen Gemeinwesen dadurch, dafs er das was in jeder Gemeinde nach Kriegsrecht an die Römer gefallen war, zu dem Vermögen der betreffenden Stadt schlug, möglichst an das römische Interesse zu knüpfen. Im Frühjahr 560 war die Arbeit beendigt; Flamininus versammelte noch einmal in Korinth die Abgeordneten der sämmtlichen griechischen Gemeinden, ermahnte sie zu verständigem und mäfsigem Gebrauch der ihnen verliehenen Freiheit und erbat sich als einzige Gegengabe für die Römer, dafs man die italischen Gefangenen, die während des hannibalischen Krieges nach Griechenland verkauft worden waren, binnen dreifsig Tagen ihm zusende. Darauf räumte er die letzten Festungen, in denen noch römische Besatzung stand, Demetrias, Chalkis nebst den davon abhängigen kleineren Forts auf Euboea, und Akrokorinth, also die Rede der Aetoler, dafs Rom die Fesseln Griechenlands von Philippos geerbt, thatsächlich Lügen strafend, und zog mit den sämmtlichen römischen Truppen und den befreiten Gefangenen in die Heimath.

Nur von der verächtlichen Unredlichkeit oder der elenden Sentimentalität kann es verkannt werden, dafs es mit der Befreiung Griechenlands den Römern vollkommen Ernst war und die Ursache, weshalb der grofsartig angelegte Plan ein so kümmerliches Gebäude lieferte, einzig zu suchen ist in der vollständigen sittlichen und staatlichen Auflösung der hellenischen Nation. Es war nichts Geringes, dafs eine mächtige Nation das Land, welches sie sich gewöhnt hatte als ihre Urheimath und als das Heiligthum ihrer geistigen und höheren Interessen zu betrachten, mit ihrem mächtigen Arm plötzlich zur vollen Freiheit führte und jeder Gemeinde die Befreiung von fremder Schatzung und fremder Besatzung und die unbeschränkte Selbstregierung verlieh; blofs die Jämmerlichkeit sieht hierin nichts als politische Berechnung. Der politische Calcul machte den Römern die Befreiung Griechenlands möglich; zur Wirklichkeit wurde sie durch die eben damals in Rom und vor allem in Flamininus selbst unbeschreiblich mächtigen hellenischen Sympathien. Wenn ein Vorwurf die Römer trifft,

so ist es der, dafs sie und vor allem dafs den Flamininus, der die wohlgegründeten Bedenken des Senats überwand, der Zauber des hellenischen Namens hinderte die Erbärmlichkeit des damaligen griechischen Staatenwesens in ihrem ganzen Umfang zu erkennen und all den Gemeinden, die mit ihren in und gegen einander gährenden ohnmächtigen Antipathien weder zu handeln noch sich ruhig zu halten verstanden, ihr Treiben ein für allemal zu legen durch eine diese ebenso erbärmliche als schädliche Freiheit an Ort und Stelle beseitigende Uebermacht. In Boeotien zum Beispiel mufste Rom einen politischen Mord, wenn nicht veranlassen, doch zulassen, weil man sich einmal entschlossen hatte die römischen Truppen aus Griechenland wegzuziehen und somit den römisch gesinnten Griechen nicht wehren konnte, dafs sie in landüblicher Weise sich selber halfen. Aber auch Rom selbst litt unter den Folgen dieser Halbheit. Der Krieg mit Antiochos wäre nicht entstanden ohne den politischen Fehler der Befreiung Griechenlands, und er wäre ungefährlich geblieben ohne den militärischen Fehler aus den wichtigen Festungen der europäischen Grenze die Besatzungen wegzuziehen. Die Geschichte hat eine Nemesis für jede Sünde, für den impotenten Freiheitsdrang wie für den unverständigen Edelmuth.

KAPITEL IX.

Der Krieg gegen Antiochos von Asien.

In dem Reiche Asien trug das Diadem der Seleukiden seit dem Jahre 531 der König Antiochos der Dritte, der Urenkel des Begründers der Dynastie. Auch er war gleich Philippos mit neunzehn Jahren zur Regierung gekommen und hatte Thätigkeit und Unternehmungsgeist genug namentlich in seinen ersten Feldzügen im Osten entwickelt, um ohne allzu arge Lächerlichkeit im Hofstil der Grofse zu heifsen. Mehr indefs durch die Schlaffheit seiner Gegner, namentlich des ägyptischen Philopator, als durch seine eigene Tüchtigkeit war es ihm gelungen die Integrität der Monarchie einigermafsen wiederherzustellen und zuerst die östlichen Satrapien Medien und Parthyene, dann auch den von Achaeos diesseit des Tauros in Kleinasien begründeten Sonderstaat wieder mit der Krone zu vereinigen. Ein erster Versuch das schmerzlich entbehrte syrische Küstenland den Aegyptern zu entreifsen war im Jahre der trasimenischen Schlacht von Philopator bei Raphia blutig zurückgewiesen worden und Antiochos hatte sich wohl gehütet mit Aegypten den Streit wieder aufzunehmen, so lange dort ein Mann, wenn auch ein schlaffer, auf dem Thron safs. Aber nach Philopators Tode (550) schien der rechte Augenblick gekommen mit Aegypten ein Ende zu machen; Antiochos verband sich zu diesem Zweck mit Philippos und hatte sich auf Koilesyrien geworfen, während dieser die kleinasiatischen Städte angriff. Als die Römer hier intervenirten, schien es einen Augenblick, als werde Antiochos

gegen sie mit Philippos gemeinschaftliche Sache machen, wie die Natur der Sache und der Bündnifsvertrag es mit sich brachten. Allein nicht weitsichtig genug um überhaupt die Einmischung der Römer in die Angelegenheiten des Ostens sofort mit aller Energie zurückzuweisen, glaubte Antiochos seinen Vortheil am besten zu wahren, wenn er Philippos leicht vorauszusehende Ueberwältigung durch die Römer dazu nutzte um die Besitzungen Aegyptens, die er mit Philippos hatte theilen wollen, nun sämmtlich für sich zu gewinnen. Der römische Senat, der fest entschlossen war sich um die asiatischen Angelegenheiten nicht anders als im äufsersten Nothfall zu bekümmern und den Kreis seiner Macht mit den Säulen des Herkules und dem Hellespont zu begrenzen, ging auf die Absichten des Königs ein. Mit der Eroberung des eigentlichen Aegypten, die leichter gesagt als gethan war, mochte es Antiochos selbst nicht recht Ernst sein; dagegen begann er ungestört von den Römern, die trotz ihrer engen Beziehungen zu dem alexandrinischen Hof und ihrem königlichen Mündel keineswegs im Sinne hatten wirklich, wie sie sich nannten, dessen ‚Beschützer' zu sein, die Eroberung der auswärtigen Besitzungen Aegyptens. Er griff zunächst die kilikischen so wie die syrischen und palästinensischen an. Der grofse Sieg, den er im Jahre 556 am Berge Panion bei den Jordanquellen über den ägyptischen Feldherrn Skopas erfocht, gab ihm nicht blofs den vollständigen Besitz dieses Gebiets bis an die Grenze des eigentlichen Aegypten, sondern schreckte die ägyptischen Vormünder des jungen Königs so sehr, dafs dieselben, um Antiochos vom Einrücken in Aegypten abzuhalten, sich zum Frieden bequemten und durch das Verlöbnifs ihres Mündels mit der Tochter des Antiochos Kleopatra den Frieden besiegelten. Nachdem also das nächste Ziel erreicht war, zog Antiochos im folgenden, in dem Jahr der Schlacht von Kynoskephalae, mit einer starken Flotte von 100 Deck- und 100 offnen Schiffen nach Kleinasien, um die ehemals ägyptischen Besitzungen an der Süd- und Westküste Kleinasiens in Besitz zu nehmen — wahrscheinlich hatte die ägyptische Regierung diese Districte, die factisch in Philippos Händen waren, im Frieden an Antiochos abgetreten und überhaupt auf die sämmtlichen auswärtigen Besitzungen zu Antiochos Gunsten verzichtet — und um überhaupt die kleinasiatischen Griechen wieder zum Reiche zu bringen. Zugleich sammelte sich ein starkes syrisches Landheer in Sardes.

Dieses Beginnen war mittelbar gegen die Römer gerichtet, welche von Anfang an Philippos die Bedingung gestellt hatten seine Besatzungen aus Kleinasien wegzuziehen und den Rhodiern und Pergamenern ihr Gebiet, den Freistädten die bisherige Verfassung ungekränkt zu lassen, und nun hiedurch nichts bewirkten, als dafs an Philippos Stelle sich Antiochos derselben bemächtigte. Unmittelbar aber sahen sich Attalos und die Rhodier jetzt von Antiochos durchaus mit derselben Gefahr bedroht, die sie wenige Jahre zuvor zum Kriege gegen Philippos getrieben hatte. Es versteht sich, dafs dieselben die Römer nicht minder in diesen Krieg zu verwickeln wünschten als in den eben beendigten. Schon 555/6 hatte Attalos von den Römern militärische Hülfe begehrt gegen Antiochos, der sein Gebiet besetze, während Attalos Truppen in dem römischen Kriege beschäftigt seien. Die energischeren Rhodier erklärten sogar dem König Antiochos, als im Frühjahr 557 dessen Flotte an der kleinasiatischen Küste hinaufsegelte, dafs sie die Ueberschreitung der chelidonischen Inseln (an der lykischen Küste) als Kriegserklärung betrachten würden, und als Antiochos sich hieran nicht kehrte, hatten sie, ermuthigt durch die eben eintreffende Kunde von der Schlacht bei Kynoskephalae, sofort den Krieg begonnen und die wichtigsten karischen Städte Kaunos, Halikarnassos, Myndos, ferner die Insel Samos in der That vor dem König geschützt. Auch von den halbfreien Städten hatten zwar die meisten sich demselben gefügt, allein einige derselben, namentlich die wichtigen Städte Smyrna, Alexandreia Troas und Lampsakos hatten auf dieselbe Kunde von der Ueberwältigung Philipps Muth bekommen sich dem Syrer zu widersetzen und ihre dringenden Bitten vereinigten sich mit denen der Rhodier. — Indefs die Römer zeigten sich keineswegs bereitwillig hierauf einzugehen und in Asien unmittelbar zu interveniren. Nicht blofs zauderte man, so lange der makedonische Krieg währte, und gab dem Attalos nichts als den Schutz diplomatischer Verwendung, die übrigens zunächst sich wirksam erwies; sondern auch nach dem Siege sprach man es wohl aus, dafs die Städte, die Ptolemaeos und Philippos in Händen gehabt, nicht von Antiochos sollten in Besitz genommen werden, und die Freiheit der asiatischen Städte Abydos, Kios, Myrina figurirte in den römischen Actenstücken, allein man that nicht das Geringste um sie durchzusetzen; als König Antiochos die gute Gelegenheit des Abzugs der makedonischen Besatzungen benutzte um die seinigen in

die Städte zu legen, liefs man es geschehen. Ja man ging so weit sich selbst dessen Landung in Europa im Frühjahr 558 und sein Einrücken in den thrakischen Chersonesos gefallen zu lassen, wo er Sestos und Madytos in Besitz nahm und längere Zeit verwandte auf die Züchtigung der thrakischen Barbaren und die Wiederherstellung des zerstörten Lysimacheia, das er zu seinem Hauptwaffenplatz und zur Hauptstadt der neu gestifteten Satrapie Thrakien ausersehen hatte. Flamininus, in dessen Händen die Leitung dieser Angelegenheiten sich befand, schickte wohl nach Lysimacheia an den König Gesandte, die von der Integrität des ägyptischen Gebiets und von der Freiheit der sämmtlichen Hellenen redeten; allein es kam dabei nichts heraus. Der König redete wiederum von seinen vortrefflichen Rechtstiteln auf das alte von seinem Ahnherrn Seleukos eroberte Reich des Lysimachos, setzte auseinander, dafs er nicht beschäftigt sei Land zu erobern, sondern einzig die Integrität seines angestammten Gebiets zu erhalten, und lehnte die römische Vermittlung in dem Streit des Königs mit den ihm unterthänigen Städten in Kleinasien ab. Mit Recht konnte er hinzufügen, dafs mit Aegypten bereits Friede geschlossen sei und es den Römern an einem formellen Grund fehle hier zu interveniren*. Die plötzliche Heimkehr des Königs nach Asien, veranlafst durch die falsche Nachricht von dem Tode des jungen Königs von Aegypten, und die dadurch hervorgerufenen Projecte einer Landung auf Kypros oder gar in Alexandreia, veranlafste den Abbruch der Conferenzen, ohne dafs man auch nur zu einem Abschlufs, geschweige denn zu einem Resultat gekommen wäre. Das folgende Jahr 559 kam der König wieder nach Lysimacheia mit verstärkter Flotte und Armee und beschäftigte sich die neue Satrapie zu ordnen, die er seinem Sohn Seleukos bestimmte; in Ephesos kam Hannibal zu ihm, der von Karthago hatte landflüchtig werden müssen, und der ungemein ehrenvolle Empfang, der ihm zu Theil ward, war so gut wie eine Kriegserklärung gegen Rom. Flamininus liefs sich nicht irren; wie sehr selbst jetzt noch die Römer einen Krieg zu vermeiden suchten, zeigt die vollständige Räu-

* Das bestimmte Zeugnifs des Hieronymus, welcher das Verlöbnifs der syrischen Kleopatra mit Ptolemaeos Epiphanes in das Jahr 556 setzt, in Verbindung mit den Andeutungen bei Livius 33, 40 und Appian Syr. 3 und mit dem wirklichen Vollzug der Vermählung im Jahre 561 setzen es aufser Zweifel, dafs die Einmischung der Römer in die ägyptischen Angelegenheiten in diesem Fall eine unberufene war.

mung Griechenlands im Frühjahr 560, die unter solchen Umständen wenigstens eine arge Verkehrtheit war. Der Gedanke läßt sich fast nicht abweisen, daß Flamininus, um nur den Ruhm des gänzlich beendigten Krieges und des befestigten Friedens ungeschmälert heimzubringen, sich begnügte das glimmende Feuer des Aufstandes und des Krieges vorläufig oberflächlich zu verschütten. Der römische Staatsmann mochte durchaus Recht haben, wenn er von Griechenland nichts begehrte, als daß die Gemeinden unabhängig seien, und wenn er jede Intervention der Römer in die asiatischen Angelegenheiten für einen politischen Fehler erklärte; aber die gährende Opposition in Griechenland, der schwächliche Uebermuth des Asiaten, das Verweilen des erbitterten Römerfeindes, der schon den Westen gegen Rom in Waffen gebracht hatte, im syrischen Hauptquartier, alles dies waren deutliche Anzeichen einer östlichen Coalition, deren Ziel mindestens sein mußte Griechenland aus der römischen Clientel in die der antirömisch gesinnten Staaten zu bringen. Flamininus, indem er Forderungen stellte, für die marschiren zu lassen er nicht gesonnen war, und indem er die Kriegsvorbereitungen jener Coalition absichtlich ignorirte, that in Worten zu viel was in Thaten zu wenig und vergaß seine Pflicht und seine Heimath über die eigene Eitelkeit, die den Griechen in beiden Welttheilen die Freiheit geschenkt zu haben wünschte.

Antiochos nutzte die unerwarte Frist, um im Innern und mit seinen Nachbarn die Verhältnisse zu befestigen, bevor er den Krieg beginnen würde, zu dem er seinerseits entschlossen war und immer mehr es ward, je mehr der Feind zu zögern schien. Er vermählte jetzt (561) dem jungen König von Aegypten seine Verlobte, die syrische Kleopatra; daß er zugleich seinem Schwiegersohn die Rückgabe der ihm entrissenen Provinzen versprochen habe, ward zwar später ägyptischer Seits behauptet, allein wahrscheinlich mit Unrecht und jedenfalls blieb factisch das Land beim syrischen Reiche*. Er bot dem Eumenes, der im Jahre 557 seinem Vater Attalos auf dem

* Wir haben dafür das Zeugniß des Polybios 28, 1, das die weitere Geschichte Judaeas vollkommen bestätigt; Eusebius (p. 117 Mai) irrt, wenn er Philometor zum Herrn von Syrien macht. Allerdings finden wir, daß im 567 syrische Steuerpächter ihre Abgaben nach Alexandreia zahlen (Joseph. 12, 4, 7); allein ohne Zweifel geschah dies unbeschadet der Souveränitätsrechte in der Art, daß die Mitgift der Kleopatra in Renten auf diese Stadt angewiesen war; und eben daher entsprang später vermuthlich der Streit.

Thron von Pergamon gefolgt war, die Zurückgabe der ihm abgenommenen Städte und gleichfalls eine seiner Töchter zur Gemahlin, wenn er von dem römischen Bündnifs lassen wolle. Ebenso vermählte er eine Tochter dem König Ariarathes von Kappadokien und gewann die Galater durch Geschenke, während er die stets aufrührerischen Pisidier und andere kleine Völkerschaften mit den Waffen bezwang. Den Byzantiern wurden ausgedehnte Privilegien bewilligt; in Hinsicht der kleinasiatischen Städte erklärte der König, dafs er die Unabhängigkeit der alten Freistädte, wie Rhodos und Kyzikos zugestehen und hinsichtlich der übrigen sich begnügen wolle mit einer blofs formellen Anerkennung seiner landesherrlichen Gewalt, ja er gab zu verstehen, dafs er bereit sei sich dem Schiedsgericht der Rhodier zu unterwerfen. Im europäischen Griechenland war man der Aetoler gewifs und hoffte auch Philippos wieder unter die Waffen zu bringen. Ja es ward ein Plan gutgeheifsen, den Hannibal vorlegte, wonach der Karthager von Antiochos eine Flotte von 100 Segeln und ein Landheer von 10000 Mann zu Fufs und 1000 Reitern erhalten sollte und damit zuerst in Karthago anlaufen, um dort den dritten punischen, und dann in Italien landen, um daselbst den zweiten hannibalischen Krieg zu erwecken; tyrische Emissäre gingen nach Karthago um die Schilderhebung daselbst einzuleiten. Man hoffte endlich auf Erfolge der spanischen Insurrection, die eben als Hannibal Karthago verliefs auf ihrem Höhepunct stand. — Während also von langer Hand und im weitesten Umfang der Sturm gegen Rom vorbereitet ward, waren die in diese Unternehmung verwickelten Hellenen wie immer diejenigen, die am wenigsten bedeuteten und am wichtigsten und ungeduldigsten thaten. Es waren dies die erbitterten und übermüthigen Aetoler, welche nach gerade selber zu glauben anfingen, dafs Philippos von ihnen und nicht von den Römern überwunden worden sei, und es gar nicht erwarten konnten, dafs Antiochos in Griechenland einrücke. Sie charakterisirt die Antwort, die ihr Strateg bald darauf dem Flamininus gab, da derselbe eine Abschrift der Kriegserklärung gegen Rom begehrte: die werde er selber ihm überbringen, wenn das aetolische Heer an der Tiber lagern werde. Die Aetoler machten die Geschäftsträger des syrischen Königs für Griechenland und täuschten beide Theile, indem sie den König glauben machten, dafs alle Hellenen die Arme nach ihm als ihrem rechten Erlöser ausstreckten, und denen, die in Griechenland

auf sie hören wollten, vorspiegelten, dafs die Landung des Königs näher sei als sie es wirklich war. So gelang es ihnen in der That den einfältigen Eigensinn des Nabis zum Losschlagen zu bestimmen und damit in Griechenland das Kriegsfeuer zwei Jahre nach Flamininus Entfernung, im Frühling 562 wieder anzufachen; allein sie verfehlten damit ihren Zweck. Nabis warf sich auf Gythion, eine der durch den letzten Vertrag an die Achaeer gekommenen Städte der freien Lakonen, und nahm sie ein, allein der kriegserfahrene Strateg der Achaeer Philopoemen schlug ihn an den barbosthenischen Bergen und kaum den vierten Theil seines Heeres brachte der Tyrann wieder in seine Hauptstadt zurück, in der ihn Philopoemen einschlofs. Da ein solcher Anfang freilich nicht genügte um Antiochos nach Europa zu rufen, beschlossen die Aetoler sich selber in den Besitz von Sparta, Chalkis und Demetrias zu setzen und durch den Gewinn dieser wichtigen Städte den König zur Einschiffung zu bestimmen. Zunächst gedachte man sich Spartas dadurch zu bemächtigen, dafs der Aetoler Alexamenos, mit 1000 Mann in die Stadt einrückend unter dem Vorgeben bundesmäfsigen Zuzug zu bringen, bei dieser Gelegenheit den Nabis aus dem Wege räume und die Stadt besetze. Es geschah so und Nabis ward bei einer Heerschau erschlagen; allein die Aetoler zerstreuten sich darauf um die Stadt zu plündern und wurden von den Lakedaemoniern, die Zeit fanden sich zu sammeln, sämmtlich niedergemacht. Die Stadt liefs dann sich von Philopoemen bestimmen in den achaeischen Bund einzutreten. Nachdem das löbliche Project also verdientermafsen nicht blofs gescheitert war, sondern gerade den entgegengesetzten Erfolg gehabt hatte fast den ganzen Peloponnes in den Händen der Gegenpartei zu einigen, ging es den Aetolern auch in Chalkis wenig besser: es gelang daselbst der römischen Partei gegen die Aetoler und die chalkidischen Verbannten die römisch gesinnten Bürgerschaften von Eretria und Karystos auf Euboea rechtzeitig herbeizurufen. Dagegen glückte die Besetzung von Demetrias, da die Magneten, denen die Stadt zugefallen war, nicht ohne Grund fürchteten, dafs sie von den Römern Philippos als Preis für die Hülfe gegen Antiochos versprochen sei; es kam hinzu, dafs mehrere Schwadronen aetolischer Reiter unter dem Vorwande dem Eurylochos, dem zurückgerufenen Haupt der Opposition gegen Rom, das Geleite zu geben sich in die Stadt einzuschleichen wufsten. So traten die Magneten halb freiwillig

halb gezwungen auf die Seite der Aetoler und man säumte nicht dies bei dem Seleukiden geltend zu machen.

Antiochos entschlofs sich. Der Bruch mit Rom, so sehr man auch bemüht war ihn durch das diplomatische Palliativ der Gesandtschaften hinauszuschieben, liefs sich nicht länger mehr vermeiden. Schon im Frühling 561 hatte Flamininus, der fortfuhr im Senat in den östlichen Angelegenheiten das entscheidende Wort zu haben, den Boten des Königs Menippos und Hegesianax das römische Ultimatum ausgesprochen: entweder aus Europa zu weichen und in Asien nach seinem Gutdünken zu schalten, oder Thrakien zu behalten und das Schutzrecht der Römer über Smyrna, Lampsakos und Alexandreia Troas sich gefallen zu lassen. Dieselben Forderungen waren im Frühling 562 noch einmal verhandelt worden auf einer Zusammenkunft der römischen Gesandten Publius Sulpicius und Publius Villius mit dem König in Ephesos, seinem Hauptwaffenplatz und Standquartier in Kleinasien; man hatte von beiden Seiten sich getrennt mit der Ueberzeugung, dafs eine friedliche Einigung nicht möglich sei. In Rom war seitdem der Krieg beschlossen. Schon im Sommer 562 erschien eine römische Flotte von 30 Segeln mit 3000 Soldaten an Bord unter Aulus Atilius Serranus vor Gythion, wo ihr Eintreffen den Abschlufs des Vertrags zwischen den Achaeern und Spartanern beschleunigte; die sicilische und italische Ostküste wurde stark besetzt, um etwanigen Landungsversuchen sogleich zu begegnen; für den Herbst ward in Griechenland ein Landheer erwartet. Flamininus bereiste im Auftrag des Senats seit dem Frühjahr 562 Griechenland, um die Intriguen der Gegenpartei zu hintertreiben und so weit möglich die unzeitige Räumung Griechenlands wieder gut zu machen. Bei den Aetolern war es schon so weit gekommen, dafs die Tagsatzung förmlich den Krieg gegen Rom beschloss. Dagegen gelang es dem Flamininus Chalkis für die Römer zu retten, indem er eine Besatzung von 500 Achaeern und 500 Pergamenern hineinwarf. Er machte ferner einen Versuch Demetrias wieder zu gewinnen und die Magneten schwankten. Wenn auch einige kleinasiatische Städte, die Antiochos vor dem Beginn des grofsen Kriegs zu bezwingen sich vorgenommen, noch widerstanden, er durfte jetzt nicht länger zögern mit der Landung, wofern er nicht die Römer all die Vortheile wiedergewinnen lassen wollte, die sie durch die Entfernung ihrer Besatzungen aus Griechenland zwei Jahre zuvor aufgegeben hatten. Er

nahm also die Schiffe und Truppen zusammen, die er eben unter der Hand hatte — es waren nur 40 Deckschiffe und 10000 Mann zu Fuſs nebst 500 Pferden und 6 Elephanten — und brach vom thrakischen Chersonesos nach Griechenland auf, wo er im Herbst 562 bei Ptelcon am pagasaeischen Meerbusen an das Land stieg und sofort das nahe Demetrias besetzte. Ungefähr um dieselbe Zeit landete auch ein römisches Heer von etwa 25000 Mann unter dem Prätor Marcus Baebius bei Apollonia. Es war also von beiden Seiten der Krieg begonnen.

Es kam darauf an, wie weit jene umfassend angelegte Coalition gegen Rom, als deren Haupt Antiochos auftrat, sich realisiren werde. Was zunächst den Plan betraf in Karthago und Italien den Römern Feinde zu erwecken, so traf Hannibal wie immer so auch am Hof zu Ephesos das Loos seine groſsartigen und hochherzigen Pläne für kleinkrämerischer und niedriger Leute Rechnung entworfen zu haben. Zu ihrer Ausführung geschah nichts als daſs man einige karthagische Patrioten compromittirte; den Karthagern blieb keine andere Wahl als sich den Römern unbedingt botmäſsig zu erweisen. Die Camarilla wollte eben den Hannibal nicht — der Mann war der Hofcabale zu unbequem groſs und nachdem sie allerlei abgeschmackte Mittel versucht hatte, zum Beispiel den Feldherrn, mit dessen Namen die Römer ihre Kinder schreckten, des Einverständnisses mit den römischen Gesandten zu bezichtigen, gelang es ihr den groſsen Antiochos, der wie alle unbedeutenden Monarchen auf seine Selbstständigkeit sich viel zu Gute that und mit nichts so leicht zu beherrschen war wie mit der Furcht beherrscht zu werden, auf den weisen Gedanken zu bringen, daſs er sich nicht durch den vielgenannten Mann dürfe verdunkeln lassen; worauf denn im hohen Rath beschlossen ward den Phoenikier künftig nur für untergeordnete Aufgaben und zum Rathgeben zu verwenden, vorbehaltlich natürlich den Rath nie zu befolgen. Hannibal rächte sich an dem Gesindel, indem er jeden Auftrag annahm und jeden glänzend ausführte. — In Asien hielt Kappadokien zu dem Groſskönig; dagegen trat Prusias von Bithynien wie immer auf die Seite des Mächtigeren. König Eumenes blieb der alten Politik seines Hauses getreu, die ihm erst jetzt die rechte Frucht tragen sollte. Er hatte Antiochos Anerbietungen nicht blofs beharrlich zurückgewiesen, sondern auch die Römer beständig zu einem Kriege gedrängt, von dem er Vergröſserung seines Reiches erwartete. Ebenso schlossen die Rhodier und

die Byzantier sich ihren alten Bundesgenossen an. Auch Aegypten hielt fest am römischen Bündnifs und bot Unterstützung an Zufuhr und Mannschaft an, welche man indefs römischer Seits nicht annahm. — In Europa kam es vor allem an auf die Stellung, die Philippos von Makedonien einnehmen würde. Vielleicht hätte die richtige Politik ihn bestimmen sollen sich alles Geschehenen und nicht Geschehenen ungeachtet mit Antiochos zu vereinigen; allein Philippos ward in der Regel nicht durch solche Rücksichten bestimmt, sondern durch Neigung und Abneigung, und begreiflicher Weise traf sein Hafs viel mehr den treulosen Bundesgenossen, der ihn im Stich gelassen hatte gegen den gemeinschaftlichen Feind, um dafür auch seinen Antheil an der Beute einzuziehen und ihm in Thrakien ein lästiger Nachbar zu werden, als seinen Sieger, der ihn rücksichts- und ehrenvoll behandelt hatte. Es kam hinzu, dafs Antiochos durch Aufstellung abgeschmackter Prätendenten auf die makedonische Krone und durch die prunkvolle Bestattung der bei Kynoskephalae bleichenden makedonischen Gebeine den leidenschaftlichen Mann tief verletzte; so dafs er seine ganze Streitmacht mit dem gröfsten Eifer den Römern zur Verfügung stellte. Ebenso entschieden wie die erste Macht Griechenlands hielt die zweite, die achaeische Eidgenossenschaft fest am römischen Bündnifs; von den kleineren Gemeinden blieben aufserdem dabei die Thessaler und die Athener, bei welchen letzteren eine von Flamininus hineingelegte achaeische Besatzung die ziemlich starke makedonische Partei zur Vernunft brachte. Die Epeiroten gaben sich Mühe es wo möglich beiden Parteien recht zu machen. Sonach traten auf Antiochos Seite aufser den Aetolern und Magneten, denen ein Theil der benachbarten Perrhaeber sich anschlofs, nur der schwache König der Athamanen Amynander, der sich durch thörichte Aussichten auf die makedonische Königskrone blenden liefs, die Boeoter, bei denen die Opposition gegen Rom noch immer am Ruder war, und im Peloponnes die Eleer und Messenier, gewohnt mit den Aetolern gegen die Achaeer zu stehen. Das war denn freilich ein erbaulicher Anfang; und der Oberfeldherrntitel mit unumschränkter Gewalt, den die Aetoler dem Grofskönig decretirten, schien zu dem Schaden der Spott. Man hatte sich eben wie gewöhnlich beiderseits belogen: statt der unermefslichen Schaaren Asiens führte der König eine Armee heran kaum halb so stark wie ein gewöhnliches consulari-

sches Heer, und statt der offenen Arme, die sämmtliche Hellenen ihrem Befreier vom römischen Joch entgegenstreckten, trugen ein paar Klephtenhaufen und einige verliederliche Burgerschaften dem König Brüderschaft an.

Für den Augenblick freilich war Antiochos den Römern im eigentlichen Griechenland zuvorgekommen. Chalkis hatte zwar Besatzung von den griechischen Verbündeten der Römer und wies die erste Aufforderung zurück; allein die Festung ergab sich, als Antiochos mit seiner ganzen Macht davor rückte und eine römische Abtheilung, die zu spät kam um sie zu besetzen, wurde bei Delion von Antiochos vernichtet. Euboea war für die Römer verloren. Noch ward schon im Winter von Antiochos in Verbindung mit den Aetolern und Athamanen ein Versuch gemacht Thessalien zu gewinnen; die Thermopylen wurden besetzt, Pherae und andere Städte genommen, aber Appius Claudius kam mit 2000 Mann von Apollonia heran und entsetzte Larissa, wo er den Winter über blieb. Antiochos, des Winterfeldzugs müde, zog es vor in seine lustigen Quartiere in Chalkis zurückzugehen, wo es hoch herging und der König sogar trotz seiner funfzig Jahre und seiner kriegerischen Pläne mit einer hübschen Chalkidierin Hochzeit machte. So verstrich der Winter 562/3, ohne dafs Antiochos viel mehr gethan hätte als in Griechenland hin und herschreiben — er führe den Krieg mit Dinte und Feder, sagte ein römischer Offizier. Mit dem ersten Frühjahr 563 traf der römische Stab bei Apollonia ein, der Oberfeldherr Manius Acilius Glabrio, ein Mann von geringer Herkunft, aber ein tüchtiger von den Feinden wie von seinen Soldaten gefürchteter Feldherr, der Admiral Gaius Livius, unter den Kriegstribunen die gewesenen Consuln Marcus Porcius Cato, der Ueberwinder Spaniens und Lucius Valerius Flaccus, die nach altrömischer Weise es nicht verschmähten jetzt wieder als einfache Legionscommandanten in das Heer einzutreten. Sie brachten mit sich Verstärkungen an Schiffen und Mannschaft, darunter numidische Reiter und libysche Elephanten, von Massinissa gesendet, und die Erlaubnifs des Senats von den aufseritalischen Verbündeten bis zu 5000 Mann Hülfstruppen anzunehmen, so dafs dadurch die Gesammtzahl der römischen Streitkräfte auf etwa 40000 Mann stieg. Der König, der im Anfang des Frühjahrs sich zu den Aetolern begeben und von da aus eine zwecklose Expedition nach Akarnanien gemacht hatte, kehrte auf die Nachricht von Glabrios Landung

in sein Hauptquartier zurück, um nun auch seinerseits den Feldzug zu beginnen. Allein durch seine und seiner Stellvertreter in Asien Saumseligkeit waren unbegreiflicher Weise ihm alle Verstärkungen ausgeblieben, so dafs er nichts hatte als das schwache und nun noch durch Krankheit und Desertion in den liederlichen Winterquartieren decimirte Heer, womit er im Herbst des vorigen Jahres bei Pteleon gelandet war. Auch die Aetoler, die so ungeheure Massen hatten ins Feld stellen wollen, führten jetzt da es galt ihrem Oberfeldherrn nicht mehr als 4000 Mann zu. Die römischen Truppen hatten indefs bereits die Operationen in Thessalien begonnen, wo die Vorhut in Verbindung mit dem makedonischen Heer die Besatzungen des Antiochos aus den thessalischen Städten hinausschlug und das Gebiet der Athamanen besetzten; es folgte der Consul mit der Hauptarmee. Die Gesammtmacht der Römer sammelte sich in Larissa. Statt eilig nach Asien zurückzukehren und gegen den in jeder Hinsicht überlegenen Feind das Feld zu räumen, beschlofs Antiochos sich in den von ihm besetzten Thermopylen zu verschanzen und dort die Ankunft seines grofsen asiatischen Heeres abzuwarten. Indem er selbst in dem Hauptpafs sich aufstellte, befahl er den Aetolern den Hochpfad zu besetzen, auf welchem es einst Xerxes gelungen war, die Spartaner zu umgehen; allein nur der Hälfte des aetolischen Zuzugs gefiel es diesem Befehl ihres Oberfeldherrn nachzukommen. Die übrigen 2000 Mann warfen sich in die nahe Stadt Herakleia, wo sie an der Schlacht keinen andern Theil nahmen, als dafs sie versuchten während derselben das römische Lager zu überfallen und auszurauben. Aber auch die auf dem Gebirg postirten Aetoler betrieben den Wachdienst lässig und widerwillig; ihr Posten auf dem Kallidromos liefs sich von Cato überrumpeln und die asiatische Phalanx, die der Consul mittlerweile von vorn angegriffen hatte, stob aus einander, als ihr den Berg hinabeilend die Römer in die Flanke fielen. Da Antiochos für nichts gesorgt und an den Rückzug nicht gedacht hatte, so ward das Heer theils auf dem Schlachtfeld, theils auf der Flucht durch unbekannte Gegenden vernichtet; kaum dafs ein kleiner Haufen Demetrias und der König selbst mit 500 Mann Chalkis erreichte. Eilig schiffte er sich nach Ephesos ein; nicht einmal die Festungen konnten länger vertheidigt werden. Chalkis ergab sich an die Römer, Demetrias an Philippos, dem als Entschädigung für die fast schon von ihm vollendete und dann auf Befehl des

Consuls aufgegebene Eroberung der Stadt Lamia in Achaia Phthiotis die Erlaubnifs ward sich der sämmtlichen zu Antiochos übergetretenen Gemeinden im eigentlichen Thessalien und selbst des aetolischen Grenzgebiets, der dolopischen und aperantischen Landschaften zu bemächtigen. Was sich in Griechenland für Antiochos ausgesprochen hatte, eilte seinen Frieden zu machen: die Epeiroten baten demüthig um Verzeihung für ihr zweideutiges Benehmen, die Boeoter ergaben sich auf Gnade und Ungnade, die Eleer und Messenier fügten sich, die letzterem nach einigem Sträuben, den Achaeern. Es erfüllte sich, was Hannibal dem König vorhergesagt hatte, dafs auf die Griechen, die jedem Sieger sich unterwerfen würden, schlechterdings gar nichts ankomme. Selbst die Aetoler versuchten, nachdem ihr in Herakleia eingeschlossenes Corps nach hartnäckiger Gegenwehr zur Capitulation gezwungen worden war, mit den schwer gereizten Römern ihren Frieden zu machen; indefs die strengen Forderungen des römischen Consuls und eine rechtzeitig von Antiochos einlaufende Geldsendung gaben ihnen den Muth die Verhandlungen noch einmal abzubrechen und während zwei ganzer Monate die Belagerung in Naupaktos auszuhalten. Schon war die Stadt aufs Aeufserste gebracht und es war vorherzusehen, dafs die Erstürmung oder die Capitulation nicht mehr fern sei, als Flamininus, der seiner alten Politik getreu jede hellenische Gemeinde vor den ärgsten Folgen ihres eigenen Unverstandes und vor der Strenge seiner rauheren Collegen zu bewahren bemüht war, sich ins Mittel schlug und zunächst einen leidlichen Waffenstillstand zu Stande brachte. Damit war auch der letzte Widerstand in Griechenland vorläufig wenigstens beseitigt.

Ein ernsterer Krieg stand in Asien bevor, den nicht so sehr der Feind, als die weite Entfernung und die unsichere Verbindung mit der Heimath in sehr bedenklichem Licht erscheinen liefsen, während doch bei Antiochos kurzsichtigem Eigensinn sich nicht darauf rechnen liefs den Krieg anders als durch einen Angriff im eigenen Lande des Feindes zu beendigen. Es galt zunächst die See zu sichern. Die römische Flotte, die während des Feldzugs in Griechenland die Aufgabe gehabt hatte die Verbindung zwischen Griechenland und Kleinasien aufzuheben und der es in der That gelungen war um die Zeit der Schlacht bei den Thermopylen einen starken asiatischen Transport bei Andros aufzugreifen, war seitdem beschäftigt

den Uebergang der Römer nach Asien für das nächste Jahr vorzubereiten und zunächst die feindliche Flotte aus dem aegaeischen Meer zu vertreiben. Dieselbe lag im Hafen von Kyssos auf dem südlichen Ufer der gegen Chios auslaufenden Landzunge Ioniens; dort suchte die römische sie auf, bestehend aus 75 römischen, 24 pergamenischen und 6 karthagischen Deckschiffen unter der Führung des Gaius Livius. Der syrische Admiral Polyxenidas, ein rhodischer Emigrirter, hatte nur 70 Deckschiffe entgegenzustellen; allein da die römische Flotte noch die rhodischen Schiffe erwartete und Polyxenidas auf die überlegene Seetüchtigkeit namentlich der tyrischen und sidonischen Schiffe vertraute, nahm er den Kampf sogleich an. Zu Anfang zwar gelang es den Asiaten eines der karthagischen Schiffe zu versenken; allein so wie es zum Entern kam, siegte die römische Tapferkeit und nur der Schnelligkeit ihrer Rudrer und Segel verdankten es die Asiaten, dafs sie nicht mehr als 23 Schiffe verloren. Noch während des Nachsetzens trafen 25 rhodische Schiffe ein und die Ueberlegenheit der Römer in diesen Gewässern war nun zwiefach entschieden. Die feindliche Flotte verhielt sich seitdem ruhig im Hafen von Ephesos und da es nicht gelang sie zu einer zweiten Schlacht zu bestimmen, löste die römisch-bundesgenössische Flotte sich auf und die römischen Kriegsschiffe gingen für den Winter nach dem Hafen von Kane in der Nähe von Pergamon. Beiderseits war man bemüht während des Winters für den nächsten Feldzug Vorbereitungen zu treffen. Die Römer suchten die kleinasiatischen Griechen auf ihre Seite zu bringen: Smyrna, das alle Versuche des Königs der Stadt sich zu bemächtigen beharrlich zurückgewiesen hatte, nahm die Römer mit offenen Armen auf und auch in Samos, Chios, Erythrae, Klazomenae, Phokaea, Kyme und sonst gewann die römische Partei die Oberhand. Antiochos war entschlossen den Römern wo möglich den Uebergang nach Asien zu wehren, weshalb er eifrig zur See rüstete und theils durch Polyxenidas die bei Ephesos stationirende Flotte herstellen und vermehren, theils durch Hannibal in Lykien, Syrien und Phoenikien eine neue Flotte ausrüsten liefs, aufserdem aber ein gewaltiges Landheer aus allen Gegenden seines weitläuftigen Reiches in Kleinasien zusammentrieb. Früh im nächsten Jahre (564) nahm die römische Flotte ihre Operationen wieder auf. Gaius Livius liefs durch die rhodische Flotte, die diesmal 36 Segel stark rechtzeitig erschienen war, die feindliche auf der

Hohe von Ephesos beobachten und ging mit dem gröfsten Theil der römischen und den pergamenischen Schiffen nach dem Hellespont, um seinem Auftrag nachzukommen und durch die Wegnahme der Festungen daselbst den Uebergang des Landheers vorzubereiten. Schon war Sestos besetzt und Abydos aufs Aeufserste gebracht, als ihn die Kunde von der Niederlage der rhodischen Flotte zurückrief. Der rhodische Admiral Pausistratos, eingeschläfert durch die Vorspiegelungen seines Landsmannes von Antiochos abfallen zu wollen, hatte sich im Hafen von Samos überrumpeln lassen; er selbst war gefallen, seine sämmtlichen Schiffe bis auf fünf rhodische und zwei koische Segel waren vernichtet, Samos, Phokaea, Kyme auf diese Botschaft zu Seleukos übergetreten, der in diesen Gegenden für seinen Vater den Oberbefehl zu Lande führte. Indefs als die römische Flotte theils von Kane, theils vom Hellespont herbeikam und nach einiger Zeit zwanzig neue Schiffe der Rhodier bei Samos sich mit ihr vereinigten, war Polyxenidas abermals genöthigt sich in den Hafen von Ephesos einzuschliefsen. Da er die angebotene Seeschlacht verweigerte und bei der geringen Zahl der römischen Mannschaft an einen Angriff von der Landseite nicht zu denken war, blieb auch der römischen Flotte nichts übrig als gleichfalls sich bei Samos aufzustellen. Eine Abtheilung ging nach Patara an die lykische Küste, um theils den Rhodiern gegen die sehr beschwerlichen von dorther auf sie gerichteten Angriffe Ruhe zu verschaffen, theils und vornämlich um die feindliche Flotte, die an der Südküste erwartet ward, vom aegaeischen Meer abzusperren. Als dieses Geschwader gegen Patara nichts ausrichtete, erzürnte der neue Admiral Lucius Aemilius Regillus, der mit 20 Kriegsschiffen von Rom angelangt war und bei Samos den Gaius Livius abgelöst hatte, sich darüber so sehr, dafs er mit der ganzen Flotte dorthin aufbrach; kaum gelang es seinen Offizieren ihm unterwegs begreiflich zu machen, dafs es zunächst nicht auf die Eroberung von Patara ankomme, sondern auf die Beherrschung des aegaeischen Meeres, und ihn zur Umkehr nach Samos zu bestimmen. Auf dem kleinasiatischen Festland hatte mittlerweile Seleukos die Belagerung von Pergamon begonnen, während Antiochos mit dem Hauptheer das pergamenische Gebiet und die Besitzungen der Mytilenaeer auf dem Festland verwüstete; man hoffte mit dem verhafsten Eumenes fertig zu werden, bevor die römische Hülfe erschien. Die römische Flotte ging nach Elaea

und dem Hafen von Adramyttion um dem Bundesgenossen zu helfen; allein da es dem Admiral an Truppen fehlte, richtete er nichts aus. Pergamon wäre verloren gewesen, wenn nicht die Belagerung schlaff und nachlässig betrieben worden wäre; dadurch gewann Eumenes Zeit achaeische Hülfetruppen unter Diophanes in die Stadt zu werfen, deren kühne und glückliche Ausfälle die gallischen Söldner des Antiochos, die mit der Belagerung beauftragt waren, in der That zwangen dieselbe aufzuheben. Auch in den südlichen Gewässern wurden die Entwürfe des Antiochos vereitelt. Die von Hannibal gerüstete und geführte syrische Flotte versuchte, nachdem sie lange durch die stehenden Westwinde zurückgehalten worden war, endlich in das aegaeische Meer zu gelangen; allein an der Mündung des Eurymedon vor Aspendos in Pamphylien traf sie auf ein rhodisches Geschwader unter Eudamos, und in der Schlacht, die die beiden Flotten sich hier lieferten, trug über Hannibals Taktik und über die numerische Ueberzahl die Vorzüglichkeit der rhodischen Schiffe und Seeoffiziere den Sieg davon. Die rhodische Flotte stellte hienach sich bei Patara auf und vereitelte die beabsichtigte Vereinigung der ganzen asiatischen Seemacht. Es war dies das erste Seetreffen und die letzte Schlacht gegen Rom, die der grofse Karthager schlug. Im aegaeischen Meer ward die römisch-rhodische Flotte bei Samos, nachdem sie durch die Entsendung der pergamenischen Schiffe in den Hellespont zur Unterstützung des dort eben anlangenden Landheers sich geschwächt hatte, nun ihrerseits von der des Polyxenidas angegriffen, der jetzt neun Segel mehr zählte als der Gegner. Am 23. December des unberichtigten Kalenders, nach dem berichtigten etwa Ende August 564 kam es zur Schlacht am Vorgebirg Myonnesos zwischen Teos und Kolophon; die Römer durchbrachen die feindliche Schlachtlinie und umzingelten den linken Flügel gänzlich, so dafs 42 Schiffe von ihnen genommen wurden oder sanken. Viele Jahrhunderte nachher verkündigte den Römern die Inschrift in saturnischem Mafs über dem Tempel der Seegeister, der zum Andenken dieses Sieges auf dem Marsfeld erbaut ward, wie vor den Augen des Königs Antiochos und seines ganzen Landheers die Flotte der Asiaten geschlagen worden und die Römer also ‚den grofsen Zwist schlichteten und die Könige bezwangen.‘ Seitdem wagten die feindlichen Schiffe nicht mehr sich auf der offenen See zu zeigen und versuchten nicht weiter den Uebergang des römischen Landheers zu erschweren.

Zur Führung des Krieges auf dem asiatischen Kontinent war in Rom der Sieger von Zama ausersehen worden, der in der That den Oberbefehl führte für den nominellen Höchstcommandirenden, seinen geistig unbedeutenden und militärisch unfähigen Bruder Lucius Scipio. Die bisher in Unteritalien stehende Reserve ward nach Griechenland, das Heer des Glabrio nach Asien bestimmt; als es bekannt ward, wer dasselbe befehligen werde, meldeten sich freiwillig 5000 Veteranen aus dem hannibalischen Krieg, um noch einmal unter ihrem geliebten Führer zu fechten. Im römischen Juli, nach der richtigen Zeit im März fanden die Scipionen sich bei dem Heere ein um den asiatischen Feldzug zu beginnen; allein man war unangenehm überrascht, als man sich statt dessen zunächst in einen endlosen Kampf mit den verzweifelnden Aetolern verwickelt fand. Der Senat, der Flamininus grenzenlose Rücksichten gegen die Hellenen übertrieben fand, hatte den Aetolern die Wahl gelassen zwischen Zahlung einer absolut unerschwinglichen Kriegscontribution und unbedingter Ergebung, was sie aufs Neue unter die Waffen getrieben hatte; und es war nicht abzusehen, wann dieser Gebirgs- und Festungskrieg zu Ende gehen würde. Scipio beseitigte das unbequeme Hinderniß durch Bewilligung eines sechsmonatlichen Waffenstillstandes und trat darauf den Marsch nach Asien an. Da die eine feindliche Flotte in dem aegeischen Meere nur blokirt war und die zweite, die aus dem Südmeer herankam, täglich dort eintreffen konnte, schien es rathsam den Landweg durch Makedonien und Thrakien einzuschlagen und über den Hellespont zu gehen; hier waren keine wesentlichen Hindernisse zu erwarten, da König Philippos von Makedonien vollständig zuverlässig und auch König Prusias von Bithynien mit den Römern in Bündniß war und die römische Flotte leicht sich in der Meerenge festzusetzen vermochte. Der lange und mühselige Weg längs der makedonischen und thrakischen Küste ward ohne wesentlichen Verlust zurückgelegt; Philippos sorgte theils für Zufuhr, theils für freundliche Aufnahme bei den thrakischen Wilden. Indeß hatte man theils mit den Aetolern, theils auf dem Marsch so viel Zeit verloren, daß das Heer erst etwa um die Zeit der Schlacht von Myonnesos auf dem thrakischen Chersonesos anlangte. Das wunderbare Glück, das Scipio in Asien nicht minder wie in Africa zur Seite stand, räumte alle Schwierigkeiten vor ihm aus dem Wege. Auf die Kunde von der Schlacht bei Myon-

nesos verlor Antiochos so vollständig den Kopf, dafs er einestheils die starkbesetzte und verproviantirte Festung Lysimacheia von der Besatzung und der dem Wiederhersteller ihrer Stadt treu ergebenen Einwohnerschaft räumen liefs und dabei sogar vergafs die Besatzungen aus Aenos und Maroneia herauszuziehen, ja die reichen Magazine zu vernichten, anderntheils der Landung der Römer am asiatischen Ufer nicht den geringsten Widerstand entgegensetzte, sondern während derselben sich in Sardes damit die Zeit vertrieb auf das Schicksal zu schelten. Es ist kaum zweifelhaft, dafs, wenn er nur Lysimacheia hätte vertheidigen und sein grofses Heer an den Hellespont vorrücken lassen, Scipio genöthigt worden wäre auf dem europäischen Ufer Winterquartiere zu nehmen, in einer militärisch wie politisch keineswegs gesicherten Lage. — Während die Römer, am asiatischen Ufer ausgeschifft, einige Tage stillstanden um sich zu erholen und ihren durch religiöse Pflichten zurückgehaltenen Führer zu erwarten, trafen in ihrem Lager Gesandte des Grofskönigs ein, die Frieden boten. Antiochos bot die Hälfte der Kriegskosten und die Abtretung seiner europäischen Besitzungen so wie der sämmtlichen in Kleinasien zu Rom übergetretenen griechischen Städte; allein Scipio forderte sämmtliche Kriegskosten und die Aufgebung von ganz Kleinasien. Jene Bedingungen, erklärte er, wären annehmbar gewesen, wenn das Heer noch vor Lysimacheia oder auch nur diesseit des Hellesponts stände; jetzt aber reichten sie nicht, wo das Rofs schon den Zaum, ja den Reiter fühle. Die Versuche des Grofskönigs von dem feindlichen Feldherrn in morgenländischer Art den Frieden durch Geldsummen zu erkaufen — er bot die Hälfte seiner Einkünfte! — scheiterten wie billig; für die unentgeltliche Rückgabe seines in Gefangenschaft gerathenen Sohnes gab der stolze Bürger dem Grofskönig als Lohn den Freundesrath auf jede Bedingung Frieden zu schliefsen. In der That stand es nicht so; hätte der König sich zu entschliefsen vermocht den Krieg in die Länge und in das innere Asien zurückweichend den Feind sich nach zu ziehen, so war ein endlicher Erfolg noch keineswegs unmöglich. Allein Antiochos, gereizt durch den vermuthlich berechneten Uebermuth des Gegners und für jede dauernde und consequente Kriegführung zu schlaff, eilte seine ungeheure ungleiche und undisciplinirte Heermasse je eher desto lieber dem Stofs der römischen Legionen darzubieten. Bei Magnesia am Sipylos unweit Smyrna trafen im Spätherbst 564 die

römischen Truppen auf den Feind. Er zählte nahe an 80000 Mann, darunter 12000 Reiter; die Römer, die von Achaeern, Pergamenern und makedonischen Freiwilligen etwa 5000 Mann bei sich hatten, bei weitem nicht die Hälfte, allein sie waren des Sieges so gewifs, dafs sie nicht einmal die Genesung ihres krank in Elaea zurückgebliebenen Feldherrn abwarteten, an dessen Stelle Gnaeus Domitius das Commando übernahm. Um nur seine ungeheure Truppenzahl aufstellen zu können, bildete Antiochos zwei Treffen; im ersten stand die Masse der leichten Truppen, die Peltasten, Bogenwerfer, Schleuderer, die berittenen Schützen der Myser, Daher und Elymaeer, die Araber auf ihren Dromedaren und die Sichelwagen; im zweiten hielt auf den beiden Flügeln die schwere Cavallerie (die Kataphrakten, eine Art Kürassiere), neben ihnen nach innen das gallische und kappadokische Fufsvolk und im Centrum die makedonisch bewaffnete Phalanx, 16000 Mann stark, der Kern des Heeres, die aber auf dem engen Raum nicht Platz fand und sich in Doppelgliedern 32 Mann tief aufstellen mufste. In dem Zwischenraum der beiden Treffen standen 54 Elephanten zwischen die Haufen der Phalanx und der schweren Reiterei vertheilt. Die Römer stellten auf den linken Flügel, wo der Flufs Deckung gab, nur wenige Schwadronen; die Masse der Reiterei und die sämmtlichen Leichtbewaffneten kamen auf den rechten, den Eumenes führte; die Legionen standen im Mitteltreffen. Eumenes begann die Schlacht damit, dafs er seine Schützen und Schleuderer gegen die Sichelwagen schickte mit dem Befehl auf die Bespannung zu halten; in kurzer Zeit waren nicht blofs diese in Verwirrung gerathen, sondern auch die nächststehenden Kameelreiter mit fortgerissen und schon gerieth sogar im zweiten Treffen der dahinterstehende linke Flügel der schweren Reiterei in Verwirrung. Eumenes warf sich sogleich mit der ganzen römischen Reiterei, die 3000 Pferde zählte, auf die Söldnerinfanterie, die im zweiten Treffen zwischen der Phalanx und dem linken Flügel der Kürassiere stand, und da diese wich, flohen auch die schon in Unordnung gerathenen Kürassiere. Die Phalanx, die eben die leichten Truppen durchgelassen hatte und sich fertig machte gegen die römischen Legionen vorzugehen, wurde durch den Angriff der Reiterei in der Flanke gehemmt und sah sich genöthigt stehen zu bleiben und nach beiden Seiten Front zu machen, wobei die tiefe Aufstellung ihr wohl zu Statten kam. Wäre die schwere asiatische Reiterei zur Hand

gewesen, so hätte die Schlacht wieder hergestellt können, aber der linke Flügel war zersprengt und der rechte, den Antiochos selber anführte, hatte, die kleine ihm gegenüberstehende römische Reiterabtheilung vor sich hertreibend, das römische Lager erreicht, wo man des Angriffs sich mit grofser Mühe erwehrte. Darüber fehlten auf der Wahlstatt jetzt im entscheidenden Augenblick die Reiter. Die Römer hüteten sich wohl die Phalanx mit den Legionen anzugreifen, sondern sandten gegen sie die Schützen und Schleuderer, denen in der dichtgedrängten Masse kein Geschofs fehlte. Die Phalanx zog sich nichts destoweniger langsam und geordnet zurück, bis die in den Zwischenräumen stehenden Elephanten scheu wurden und die Glieder zerrissen. Damit löste das ganze Heer in wilder Flucht sich auf; ein Versuch das Lager zu halten mifslang und mehrte nur die Zahl der Todten und Gefangenen. Die Schätzung des Verlustes des Antiochos auf 50000 Mann ist bei der grenzenlosen Verwirrung nicht unglaublich; den Römern, deren Legionen gar nicht zum Schlagen gekommen waren, kostete der Sieg, der ihnen den dritten Welttheil überlieferte, 24 Reiter und 300 Fufssoldaten. Kleinasien unterwarf sich, selbst Ephesos, von wo der Admiral die Flotte eilig flüchten mufste, und die syrische Hauptstadt Sardes. Der König bat um Frieden und nahm die von den Römern nach der Schlacht gestellten Bedingungen, die wie gewöhnlich keine anderen waren als die vor der Schlacht dem König gebotenen, vorläufig an. Bis zu deren Ratification blieb das Heer in Kleinasien auf Kosten des Königs, was ihm auf nicht weniger als 3000 Talente (4½ Mill. Thlr.) zu stehen kam. Vielleicht niemals ist eine Grofsmacht so rasch, so völlig und so schmählich zu Grunde gegangen wie das Seleukidenreich unter diesem Antiochos dem Grofsen. Er selbst ward bald darauf bei der Plünderung des Beltempels in Elymais südlich vom kaspischen Meer, mit dessen Schätzen er seine leeren Kassen zu füllen gedachte, von den Einwohnern erschlagen.

Es galt nun, nachdem der Sieg erfochten war, die Angelegenheiten in Kleinasien und in Griechenland zu ordnen. Dort war Antiochos zwar besiegt, aber seine Verbündeten und Satrapen im Binnenland, die phrygischen, kappadokischen und paphlagonischen Dynasten zögerten mit der Unterwerfung im Vertrauen auf ihre Entfernung, und die kleinasiatischen Kelten, die nicht eigentlich mit Antiochos im Bunde gestanden

hatten, sondern ihn nur nach ihrem Brauch in ihrem Lande hatten Miethstruppen anwerben lassen, fanden sich gleichfalls nicht veranlafst um die Römer sich zu bekümmern. Dem neuen römischen Oberfeldherrn Gnaeus Manlius Vulso, der im Frühjahr 565 den Lucius Scipio in Kleinasien ablöste, war dies ein erwünschter Vorwand auch seinerseits sich um sein Vaterland ein Verdienst zu erwerben und die römische Schutzherrschaft über die Hellenen in Kleinasien eben so geltend zu machen wie es in Spanien und Gallien geschehen war; obwohl die strengeren Männer im Senat bei diesem Krieg sowohl den Grund als den Zweck vermifsten. Der Consul brach von Ephesos auf, brandschatzte die Städte und Fürsten am obern Maeander und in Pamphylien ohne Ursache wie ohne Mafs und wandte sich darauf nordwärts gegen die Kelten. Der westlichste Canton derselben, die Tolistobojer, hatte sich auf den Berg Olympos, der mittlere, die Tectosagen, auf den Berg Magaba mit Habe und Gut zurückgezogen, in der Hoffnung, dafs sie sich hier würden vertheidigen können, bis der Winter die Fremden zum Abzug zwänge. Allein die Geschosse der römischen Schleuderer und Schützen, die so oft gegen die damit unbekannten Kelten den Ausschlag gaben fast wie in neuerer Zeit das Feuergewehr gegen die wilden Völker, erzwangen die Höhen, und die Kelten unterlagen in einer jener Schlachten, wie sie gar oft früher und später am Po und an der Seine geliefert worden sind, die aber hier so seltsam erscheint wie das ganze Auftreten des nordischen Stammes unter den griechischen und phrygischen Nationen. Die Zahl der Erschlagenen und mehr noch die der Gefangenen war an beiden Stellen ungeheuer. Was übrig blieb rettete sich über den Halys zu dem dritten keltischen Gau der Trocmer, welche der Consul nicht beunruhigte, da er es nicht wagte die in den Präliminarien zwischen Scipio und Antiochos verabredete Grenze zu überschreiten.

Die Regulirung der kleinasiatischen Verhältnisse erfolgte theils durch den Frieden mit Antiochos (565), theils durch die Festsetzungen einer römischen Commission, der der Consul Vulso vorstand. Aufser der Stellung von Geifseln, darunter seines jüngern gleichnamigen Sohnes, und einer nach dem Mafs der Schätze Asiens bemessenen Kriegscontribution von 15000 euboeischen Talenten (22½ Mill. Thlr.), davon der fünfte Theil sogleich, der Rest in zwölf Jahreszielern entrichtet ward, wurde Antiochos auferlegt die Abtretung seiner sämmtlichen europäischen Besit-

zungen und in Kleinasien den ganzen Gebieten westlich vom Halys in seinem ganzen Lauf und von der Bergkette des Tauros, die Kilikien und Lykaonien scheidet, so dafs ihm, da der nordöstliche Theil Kleinasiens den Königen von Kappadokien gehorchte, in Vorderasien nichts blieb als Kilikien. Er verlor das Recht gegen die westlichen Staaten Angriffskriege zu führen oder im Fall eines Vertheidigungskrieges von ihnen beim Frieden Land zu gewinnen, das Recht das Meer westlich von der Kalykadnoesmündung in Kilikien mit Kriegsschiffen zu befahren aufser um Gesandte, Geifseln oder Tribut zu bringen, überhaupt Deckschiffe über zehn zu halten, aufser im Fall eines Vertheidigungskrieges, und Kriegselephanten zu zähmen, endlich das Recht in den westlichen Staaten Werbungen zu veranstalten oder politische Flüchtlinge und Ausreifser daraus bei sich aufzunehmen. Die Kriegsschiffe, die er über die bestimmte Zahl besafs, die Elephanten und die politischen Flüchtlinge, welche bei ihm sich befanden, lieferte er aus. Zur Entschädigung erhielt der Grofskönig den Titel eines Freundes der römischen Bürgergemeinde. Der Staat Syrien war hiemit zu Lande und auf dem Meer vollständig aus dem Westen verdrängt und für immer; es ist bezeichnend für die kraft- und zusammenhanglose Organisation des Seleukidenreichs, dafs dasselbe allein unter allen von Rom überwundenen Grofsstaaten nach der ersten Ueberwindung niemals eine zweite Entscheidung durch die Waffen begehrt hat. — König Ariarathes von Kappadokien kam, da sein Land aufserhalb der von den Römern bezeichneten Grenze ihrer Clientel lag, mit einer Geldbufse von 600 Talenten (900000 Thlr.) davon, die dann noch auf die Fürbitte seines Schwiegersohns Eumenes auf die Hälfte herabgesetzt ward. — König Prusias von Bithynien behielt sein Gebiet wie es war, ebenso die Kelten, deren Freiheit bald nachher ausdrücklich anerkannt ward: doch mufsten diese geloben nicht ferner bewaffnete Haufen über die Grenze zu senden, wodurch die schimpflichen Tribute, die viele kleinasiatische Städte ihnen zahlten, ein Ende hatten. Rom erwies damit den asiatischen Griechen eine wirkliche Wohlthat, die diese nicht ermangelten mit goldenen Kränzen und den transcendentalsten Lobreden zu erwiedern. — In Vorderasien war die Besitzregulirung nicht ohne Schwierigkeit, zumal da hier die dynastische Politik des Eumenes mit der der griechischen Hansa collidirte; endlich gelang es sich in folgender Art zu verständigen. Allen griechischen

Städten, die am Tage der Schlacht von Magnesia frei und den Römern beigetreten waren, wurde ihre Freiheit bestätigt und sie alle mit Ausnahme der dem Eumenes zinspflichtigen der Tributzahlung für die Zukunft enthoben. So wurden namentlich frei die Städte Dardanos und Ilion, die alten Stammgenossen der Römer von Aeneas Zeiten her, ferner Kyme, Smyrna, Klazomenae, Erythrae, Chios, Kolophon, Miletos und andere altberühmte Namen. Phokaea, das gegen die Capitulation von den römischen Flottensoldaten geplündert worden war, erhielt zum Ersatz dafür gleichfalls ausnahmsweise sein Gebiet zurück und die Freiheit. Die meisten Städte der griechisch-asiatischen Hansa erhielten überdiefs Gebietserweiterung und andere Vortheile. Am besten ward natürlich Rhodos bedacht, das Lykien mit Ausschlufs von Telmissos und den gröfsern Theil von Karien südlich vom Maeander empfing; aufserdem garantirte Antiochos den Rhodiern in seinem Gebiet ihr Eigenthum und ihre Forderungen so wie die bisher genossene Zollfreiheit. — Alles Uebrige, also bei weitem der gröfste Theil der Beute fiel an die Attaliden, deren alte Treue gegen Rom so wie die in diesem Kriege bestandenen Drangsale und Eumenes persönliches Verdienst um den Ausfall der entscheidenden Schlacht in einer Weise belohnt ward wie nie ein König seinem Verbündeten gelohnt hat. Eumenes empfing in Europa den Chersonesos mit Lysimacheia; in Asien aufser Mysien, das er schon besafs, die Provinzen Phrygien am Hellespont, Lydien mit Ephesos und Sardes, den nördlichen Streif von Karien bis zum Maeander mit Tralles und Magnesia, Grofsphrygien und Lykaonien, die milysche Landschaft zwischen Phrygien und Lykien und als Hafenplatz am südlichen Meer die lykische Stadt Telmissos; über Pamphylien ward später zwischen Eumenes und Antiochos gestritten, ob es dies- oder jenseit des Tauros liege. Aufserdem erhielt er die Schutzherrschaft und das Zinsrecht in den griechischen Städten, die nicht unbeschränkt die Freiheit empfingen; doch wurde auch hier bestimmt, dafs den Städten ihre Freibriefe bleiben und die Abgabe nicht erhöht werden solle. Ferner mufste Antiochos sich anheischig machen dem Eumenes die 350 Talente (½ Mill. Thlr.), die derselbe dem Vater Attalos schuldig geworden war, zu entrichten, ebenso ihn mit 127 Talenten (190000 Thlr.) für die rückständigen Getreidelieferungen zu entschädigen. Endlich erhielt er die königlichen Forsten und die von Antiochos abgelieferten Elephanten, nicht

aber die Kriegsschiffe, die verbrannt wurden; eine Seemacht litten die Römer nicht neben sich. Hiedurch war das Reich der Attaliden in Osteuropa und Asien das geworden, was Numidien in Africa war, ein von Rom abhängiger mächtiger Staat mit absoluter Verfassung, bestimmt und fähig sowohl Makedonien als Syrien in Schranken zu halten ohne anders als in aufserordentlichen Fällen römischer Unterstützung zu bedürfen. Mit dieser durch die römische Politik gebotenen Schöpfung hatte man die durch Sympathie, Wohlwollen und Eitelkeit gebotene Befreiung der asiatischen Griechen so weit möglich vereinigt. Um die Angelegenheiten des ferneren Ostens jenseit des Tauros und Halys war man fest entschlossen sich nicht zu bekümmern; es zeigen dies sehr deutlich die Bedingungen des Friedens mit Antiochos und noch entschiedener die bestimmte Weigerung des Senats der Stadt Soloi in Kilikien die von den Rhodiern für sie erbetene Freiheit zu gewähren. Ebenso getreu blieb man dem festgestellten Grundsatz keine weiteren unmittelbaren Besitzungen zu erwerben. Nachdem die römische Flotte noch eine Expedition nach Kreta gemacht und die Freigebung der dorthin in die Sclaverei verkauften Römer durchgesetzt hatte, verliefsen Flotte und Landheer im Nachsommer 566 Asien, wobei das Landheer, das wieder durch Thrakien zog, durch die Nachlässigkeit des Feldherrn unterwegs von den Ueberfällen der Wilden viel zu leiden hatte. Sie brachten nichts heim aus dem Osten als Ehre und Gold, die in dieser Zeit sich schon beide in der praktischen Form der Dankadresse, dem goldenen Kranze zusammenzufinden pflegten.

Auch das europäische Griechenland war von diesem asiatischen Krieg erschüttert worden und bedurfte neuer Ordnung. Die Aetoler, die immer noch nicht gelernt hatten sich in ihre Nichtigkeit zu finden, hatten nach dem im Frühling 564 mit Scipio abgeschlossenen Waffenstillstand nicht blofs durch ihre kephallenischen Corsaren den Verkehr zwischen Italien und Griechenland schwierig und unsicher gemacht, sondern vielleicht noch während des Waffenstillstandes, getäuscht durch falsche Nachrichten über den Stand der Dinge in Asien, die Tollheit begangen den Amynander wieder auf seinen athamanischen Thron zu setzen und mit Philippos in den von diesem besetzten aetolischen und thessalischen Grenzlandschaften sich herumzuschlagen, wobei der König mehrere Nachtheile erlitt. Es versteht sich, dafs hienach auf ihre Bitte um

Frieden mit Rom die Antwort war die Landung des Consuls Marcus Fulvius Nobilior im Frühling 565, der mit den Legionen in ihr Land zog und Ambrakia nach funfzehntägiger Belagerung durch eine für die Besatzung ehrenvolle Capitulation einnahm, während zugleich die Makedonier, die Illyrier, die Epeiroten, die Akarnanen und Achaeer über die Aetoler herfielen. Dennoch liefsen auf ihre wiederholten Friedensgesuche die Römer, die diesen erbärmlichen und tückischen Gegnern gegenüber eine wahrhaft exemplarische Geduld bewiesen, sich bewegen vom Kriege abzustehen und leidliche Bedingungen zu gewähren. Die Aetoler verloren alle Städte und Gebiete, die in den Händen ihrer Gegner waren, namentlich Ambrakia, welches später frei und selbstständig ward in Folge einer gegen Marcus Fulvius in Rom gesponnenen Intrigue, ferner Oinia, das den Akarnanen gegeben wurde; ebenso traten sie Kephallenia ab. Sie verloren das Recht Krieg und Frieden zu schliefsen, und wurden in dieser Hinsicht von den auswärtigen Beziehungen Roms abhängig; ferner zahlten sie eine starke Geldsumme. Kephallenia setzte sich auf eigene Hand gegen diesen Frieden und fügte sich erst, als Marcus Fulvius auf der Insel landete; ja die Einwohner von Same, die befürchteten aus ihrer wohlgelegenen Stadt durch eine römische Colonie ausgetrieben zu werden, fielen nach der ersten Ergebung wieder ab und hielten eine viermonatliche Belagerung aus, worauf die Stadt endlich genommen und die Einwohner sämmtlich in die Sclaverei verkauft wurden. — Rom selbst nahm in Griechenland für sich die eben erwähnte Insel Kephallenia und die benachbarte Insel Zakynthos, welche die Achaeer von dem Statthalter ihres letzten Besitzers Amynander gekauft hatten und augern wieder herausgaben. Ueberhaupt waren die beiden bedeutendsten Bundesgenossen Roms, Philippos und die Achaeer, keineswegs befriedigt durch den ihnen gegönnten Antheil an der Beute. Philippos fühlte sich nicht ohne Grund verletzt; er durfte sagen, dafs in dem letzten Krieg die hauptsächlichen Schwierigkeiten, die nicht in dem Feinde, sondern in der Entfernung und der Unsicherheit der Verbindungen lagen, wesentlich durch seinen loyalen Beistand überwunden waren. Der Senat erkannte dies allerdings an, indem er ihm den noch rückständigen Tribut erliefs und seine Geifseln ihm zurücksandte; allein die Gebietserweiterungen, wie er sie gehofft, empfing er nicht. Er erhielt das magnetische Gebiet mit Demetrias, das er den Aetolern abgenommen hatte;

aufserdem blieben thatsächlich in seinen Händen die dolopische und athamanische Landschaft und ein Theil von Thessalien, aus denen gleichfalls die Aetoler von ihm vertrieben worden waren. In Thrakien blieb zwar das Binnenland in makedonischer Clientel, aber über die Küstenstädte und die Inseln Thasos und Lemnos, die factisch in seinen Händen waren, ward nichts bestimmt und der Chersonesos sogar ausdrücklich an Eumenes gegeben; es war nicht schwer zu erkennen, dafs Eumenes nur defshalb auch Besitzungen in Europa empfangen hatte um nicht blofs Asien, sondern auch Makedonien im Nothfall niederzuhalten. Die Erbitterung des stolzen und in vieler Hinsicht ritterlichen Mannes ist natürlich; allein es war nicht Schikane, was die Römer bestimmte, sondern eine unabweisliche politische Nothwendigkeit. Makedonien büfste dafür, dafs es einmal eine Macht ersten Ranges gewesen war und mit Rom auf gleichem Fufs Krieg geführt hatte: man hatte hier und hier mit viel besserem Grund als gegen Karthago sich vorzusehen, dafs die alte Machtstellung nicht wiederkehre. — Anders stand es mit den Achaeern. Sie hatten im Laufe des Krieges gegen Antiochos ihren lange genährten Wunsch befriedigt den Peloponnes ganz in ihre Eidgenossenschaft zu bringen, indem zuerst Sparta, dann nach der Vertreibung der Asiaten aus Griechenland auch Elis und Messene mehr oder weniger gezwungen beigetreten waren. Die Römer hatten dies geschehen lassen und es sogar geduldet, dafs man dabei mit absichtlicher Rücksichtslosigkeit gegen Rom verfuhr. Flamininus hatte, als Messene erklärte, sich den Römern unterwerfen, aber nicht in die Eidgenossenschaft eintreten zu wollen und diese darauf Gewalt brauchte, zwar nicht unterlassen den Achaeern zu Gemüthe zu führen, dafs solche Sonderverfügungen über einen Theil der Beute an sich unrecht und in dem Verhältnifs der Achaeer zu den Römern mehr als unpassend seien, aber denn doch in seiner sehr unpolitischen Nachgiebigkeit gegen die Hellenen im Wesentlichen den Achaeern ihren Willen gethan. Allein damit hatte die Sache kein Ende. Die Achaeer, von ihrer zwerghaften Vergröfserungssucht gepeinigt, liefsen die Stadt Pleuron in Aetolien, die sie während des Krieges besetzt hatten, nicht fahren und machten sie vielmehr zum unfreiwilligen Mitgliede ihrer Eidgenossenschaft; sie blickten nach Zakynthos und Aegina und hörten sehr unmuthig Flamininus guten Rathschlag sich mit ihrem Peloponnes zu be-

genügen. Sie glaubten es sich schuldig zu sein die Unabhängigkeit ihres Staates um so mehr zur Schau zu tragen, je weniger daran war; man sprach von Kriegsrecht; von der treuen Beihülfe der Achaeer in den Kriegen der Römer; man fragte die römischen Gesandten auf der achaeischen Tagsatzung, warum Rom sich um Messene bekümmere, da Achaia ja nicht nach Capua frage, und der hochherzige Patriot, der also gesprochen, wurde applaudirt und war der Stimmen bei den Wahlen sicher. Das alles würde sehr recht und sehr erhaben gewesen sein, wenn es nicht noch viel lächerlicher gewesen wäre. Ohne Zweifel lagen edle Gefühle hier zu Grunde; es lag eine tiefe Gerechtigkeit und ein noch tieferer Jammer darin, dafs Rom, so ernstlich es die Freiheit der Hellenen zu gründen und den Dank der Hellenen zu verdienen bemüht war, dennoch ihnen nichts gab als die Anarchie und nichts erntete als den Undank. Aber trotz der guten Absichten der Führer ist dieser achaeische Patriotismus nicht minder eine Thorheit und eine wahre historische Fratze. Bei all jenem Ehrgeiz und all jener nationalen Empfindlichkeit geht durch die ganze Nation vom ersten bis zum letzten Mann das gründlichste Gefühl der Ohnmacht. Stets horcht Jeder nach Rom, der liberale Mann nicht weniger wie der servile: man dankt dem Himmel, wenn das gefürchtete Decret ausbleibt; man mault, wenn der Senat zu verstehen giebt, dafs man wohl thun werde freiwillig nachzugeben um es nicht gezwungen zu thun; man thut was man mufs wo möglich in einer für die Römer verletzenden Weise ‚um die Formen zu retten'; man berichtet, erläutert, verschiebt, schleicht sich durch und wenn es nicht anders gehen will, so wird mit einem patriotischem Seufzer nachgegeben. Das Treiben hätte Anspruch wo nicht auf Billigung doch auf Nachsicht, wenn die Führer zum Kampf entschlossen gewesen wären und der Knechtschaft der Nation den Untergang vorgezogen hätten; aber weder Philopoemen noch Lykortas dachten an einen solchen politischen Selbstmord — man wollte wo möglich frei sein, aber denn doch vor allem leben. Zu allem diesem aber sind es niemals die Römer, die die gefürchtete römische Intervention in die inneren Angelegenheiten Griechenlands hervorrufen, sondern stets die Griechen selbst, die wie die Knaben den Stock, den sie fürchten, selber einer über den andern bringen. Der von dem gelehrten Pöbel hellenischer und nachhellenischer Zeit bis zum Ekel wiederholte Vorwurf, dafs die Römer be-

strebt gewesen wären den inneren Zwist nach Griechenland zu tragen, ist eine der tollsten Abgeschmacktheiten, welche politisirende Philologen nur je ausgesonnen haben. Nicht die Römer trugen den inneren Hader nach Griechenland — wahrlich Eulen nach Athen —, sondern die Griechen ihn nach Rom. Namentlich die Achaeer, die über ihren Arrondirungsgelüsten gänzlich übersahen, wie sehr zu ihrem eigenen Besten es gewesen, dafs Flamininus die aetolisch gesinnten Städte nicht der Eidgenossenschaft einverleibt hatte, erwarben in Lakedaemon und Messene sich eine wahre Hydra inneren Zwistes. Unaufhörlich baten und flehten Mitglieder dieser Gemeinden in Rom sie aus der verhafsten Gemeinschaft zu lösen, darunter charakteristisch genug selbst diejenigen, die die Rückkehr in die Heimath den Achaeern verdankten. Unaufhörlich ward von dem achaeischen Bunde in Sparta und Messene regenerirt und restaurirt; die wüthendsten Emigrirten von dort bestimmen die Mafsregeln der Tagsatzung. Vier Jahre nach dem nominellen Eintritt Spartas in die Eidgenossenschaft kam es sogar zum offenen Kriege und zu einer bis zum Wahnsinn vollständigen Restauration, wo die sämmtlichen von Nabis mit dem Bürgerrecht beschenkten Sclaven wieder in die Knechtschaft verkauft und aus dem Erlös ein Säulengang in der Achaeerstadt Megalopolis gebaut, wo die alten Güterverhältnisse in Sparta wieder hergestellt, die lykurgischen Gesetze durch die achaeischen ersetzt, die Mauern niedergerissen wurden (566). Ueber alle diese Wirthschaft ward dann zuletzt von allen Seiten der römische Senat zum Schiedspruch aufgefordert — eine Belästigung, die die gerechte Strafe für die befolgte sentimentale Politik war. Weit entfernt sich zu viel in diese Angelegenheiten zu mischen, ertrug der Senat nicht blofs die Nadelstiche der achaeischen Gesinnungstüchtigkeit mit musterhafter Indifferenz, sondern liefs selbst die ärgsten Dinge mit sträflicher Gleichgültigkeit geschehen. Man freute sich herzlich in Achaia, als nach jener Restauration die Nachricht von Rom einlief, dafs der Senat darüber zwar gescholten, aber nichts cassirt habe, und für die Lakedaemonier geschah von Rom aus nichts, als dafs der Senat, empört über den von den Achaeern verfügten Justizmord von beiläufig sechzig bis achtzig Spartanern, der Tagsatzung die Criminaljustiz über die Spartaner nahm — freilich ein empörender Eingriff in die inneren Angelegenheiten eines unabhängigen Staates! Die römischen Staatsmänner kümmerten

sich so wenig wie möglich um diese Sündfluth in der Nufsschale, wie am besten die vielfachen Klagen beweisen über die oberflächlichen, widersprechenden und unklaren Entscheidungen des Senats; freilich wie sollte er klar antworten, wenn auf einmal vier Parteien aus Sparta zugleich im Senat gegen einander redeten! Dazu kam der persönliche Eindruck, den die meisten dieser peloponnesischen Staatsmänner in Rom machten; selbst Flamininus schüttelte den Kopf, als ihm einer derselben heute etwas vortanzte und den andern Tag ihn von Staatsgeschäften unterhielt. Es kam so weit, dafs dem Senat zuletzt die Geduld völlig ausging und er die Peloponnesier beschied, dafs er sie nicht mehr bescheiden werde und dafs sie machen könnten was sie wollten (572). Begreiflich ist dies, aber nicht recht; wie die Römer einmal standen, hatten sie die sittliche und politische Verpflichtung hier mit Ernst und Consequenz einen leidlichen Zustand herzustellen. Jener Achaeer Kallikrates, der im Jahre 575 an den Senat ging um sie über die Zustände im Peloponnes aufzuklären und eine folgerechte und gehaltene Intervention zu fordern, mag als Mensch noch etwas weniger getaugt haben als sein Landsmann Philopoemen, der jene Patriotenpolitik wesentlich begründet hat; aber er hatte Recht.

So umfasste die Clientel der römischen Gemeinde jetzt die sämmtlichen Staaten von dem östlichen zu dem westlichen Ende des Mittelmeeres; nirgends bestand ein Staat, den man der Mühe werth gehalten hätte zu fürchten. Aber noch lebte ein Mann, dem Rom diese seltene Ehre erwies; der heimathlose Karthager, der erst den ganzen Westen, alsdann den ganzen Osten gegen Rom in Waffen gebracht hatte und der vielleicht nur gescheitert war dort an der ehrlosen Aristokraten-, hier an der kopflosen Hofpolitik. Antiochos hatte sich im Frieden verpflichten müssen den Hannibal auszuliefern, allein derselbe war zuerst nach Kreta, dann nach Bithynien entronnen und lebte jetzt am Hof des Königs Prusias, beschäftigt diesen in seinen Kriegen gegen Eumenes zu unterstützen und wie immer siegreich zu Wasser und zu Lande. Es wird behauptet, dafs er auch den Prusias zum Kriege gegen Rom habe reizen wollen; eine Thorheit, die so wie sie erzählt wird sehr wenig glaublich klingt. Gewisser ist es, dafs der römische Senat zwar es unter seiner Würde hielt den Greis in seinem letzten Asyl aufjagen zu lassen, — die Ueberlieferung, die auch den Senat beschuldigt, scheint

keinen Glauben zu verdienen —, dafs aber Flamininus, der in seiner unruhigen Eitelkeit nach neuen Zielen für grofse Thaten suchte, auf seine eigene Hand es unternahm wie die Griechen von ihren Ketten so Rom von Hannibal zu befreien und gegen den gröfsten Mann seiner Zeit den Dolch zwar nicht zu führen, was nicht diplomatisch ist, aber ihn zu schleifen und zu richten. Prusias, der jämmerlichste unter den Jammerprinzen Asiens, machte sich ein Vergnügen daraus dem römischen Gesandten die kleine Gefälligkeit zu erweisen, die derselbe mit halben Worten erbat, und da Hannibal sein Haus von Mördern umstellt sah, nahm er Gift. Er war seit langem gefafst darauf, fügt ein Römer hinzu, denn er kannte die Römer und das Wort der Könige. — Sein Todesjahr ist nicht gewifs; wahrscheinlich starb er in der zweiten Hälfte des Jahres 571, siebenundsechzig Jahre alt. Als er geboren ward, stritt Rom mit zweifelhaftem Erfolg um den Besitz von Sicilien; er hatte gerade genug gelebt um den Westen vollständig unterworfen zu sehen, um noch selber seine letzte Römerschlacht gegen die Schiffe seiner römisch gewordenen Vaterstadt zu schlagen um dann zuschauen zu müssen, wie Rom auch den Osten überwand gleich wie der Sturm das führerlose Schiff, und zu fühlen dafs er allein im Stande war es zu lenken. — Es konnte ihm keine Hoffnung weiter fehlschlagen, als er starb; aber redlich hatte er in funfzigjährigem Kampfe den Knabenschwur gehalten. — Um dieselbe Zeit, wahrscheinlich in demselben Jahre starb auch der Mann, den die Römer seinen Ueberwinder zu nennen pflegten, Publius Scipio. Ihn hatte das Glück mit allen den Erfolgen überschüttet, die seinem Gegner versagt blieben, mit Erfolgen, die ihm gehörten und nicht gehörten. Spanien, Africa, Asien hatte er zum Reiche gebracht und Rom, das er als die erste Gemeinde Italiens gefunden, war bei seinem Tode die Gebieterin der civilisirten Welt. Er selbst hatte der Siegestitel so viele, dafs deren überblieben für seinen Bruder und seinen Neffen.* Und doch verzehrte auch er seine letzten Jahre in bitterem Gram und starb wenig über funfzig Jahre alt in freiwilliger Verbannung, mit dem Befehl an die Seinigen in der Vaterstadt, für die er gelebt hatte und in der seine Ahnen ruhten, seine Leiche nicht beizusetzen. Es ist nicht

* Africanus, Asiaticus, Hispallus.

genau bekannt, was ihn aus der Stadt trieb. Wir wissen von Anschuldigungen wegen Bestechung und unterschlagener Gelder, die gegen ihn und mehr noch gegen seinen Bruder Lucius gerichtet wurden, ohne Zweifel nichtige Verläumdungen, die solche Verbitterung nicht hinreichend erklären; obwohl es charakteristisch für den Mann ist, dafs er seine Rechnungsbücher, statt sich einfach dadurch zu rechtfertigen, im Angesicht des Volks und der Ankläger zerrifs und die Römer aufforderte ihn zum Tempel des Jupiter zu begleiten und den Jahrestag seines Sieges bei Zama zu feiern. Das Volk liefs den Ankläger stehen und folgte dem Scipio auf das Capitol; aber es war dies der letzte schöne Tag des hohen Mannes. Sein stolzer Sinn, seine Meinung ein anderer und besserer zu sein als die übrigen Menschen, seine sehr entschiedene Familienpolitik, die namentlich in seinem Bruder Lucius den widerwärtigen Strohmann eines Helden grofszog, verletzten viele und nicht ohne Grund. Wie der ächte Stolz das Herz beschirmt, so legt es die Hoffart jedem Schlag und jedem Nadelstich blofs und zerfrifst auch den ursprünglich hochherzigen Sinn. Ueberall aber gehört es zur Eigenthümlichkeit solcher aus ächtem Gold und schimmernden Flittern seltsam gemischten Naturen, wie Scipio eine war, dafs sie des Glückes und des Glanzes der Jugend bedürfen um ihren Zauber zu üben, und dafs wenn dieser Zauber zu schwinden anfängt, unter allen am schmerzlichsten der Zauberer selbst erwacht.

KAPITEL X.

Der dritte makedonische Krieg.

Philippos von Makedonien war empfindlich gekränkt durch die Behandlung, die er nach dem Frieden mit Antiochos von den Römern erfahren hatte; und der weitere Verlauf der Dinge war nicht geeignet seinen Groll zu beschwichtigen. Seine Nachbarn in Griechenland und Thrakien, grofsentheils Gemeinden, die einst vor dem makedonischen Namen nicht minder gezittert hatten wie jetzt vor dem römischen, machten es sich wie billig zum Geschäft der gefallenen Grofsmacht all die Tritte zurückzugeben, die sie seit Philippos des zweiten Zeiten von Makedonien empfangen hatten, und der nichtige Hochmuth wie der wohlfeile antimakedonische Patriotismus der Hellenen dieser Zeit machte sich Luft auf den Tagsatzungen der verschiedenen Eidgenossenschaften und in unaufhörlichen Beschwerden bei dem römischen Senat. Philippos war von den Römern zugestanden worden, was er den Aetolern abgenommen habe; allein in Thessalien hatte nur die Eidgenossenschaft der Magneten sich förmlich an die Aetoler angeschlossen, wogegen diejenigen Städte, die Philippos in zwei anderen der thessalischen Eidgenossenschaften, der thessalischen im engern Sinn und der perrhaebischen den Aetolern entrissen hatte, von ihren Bünden zurückverlangt wurden aus dem Grunde, dafs Philippos diese Städte nur befreit, nicht erobert habe. Auch die Athamanen glaubten ihre Freiheit begehren zu können; auch Eumenes forderte die Seestädte, die Antiochos im eigentlichen Thrakien besessen hatte, nament-

lich Aenos und Maroneia, obwohl ausdrücklich ihm im Frieden mit Antiochos nur der thrakische Chersonesos zugesprochen war. All diese Beschwerden und zahllose geringere seiner sämmtlichen Nachbarn, über Unterstützung des Königs Prusias gegen Eumenes, über Handelsconcurrenz, über verletzte Contracte und geraubtes Vieh strömten nach Rom; vor dem römischen Senat mufste der König von Makedonien von dem souverainen Gesindel sich verklagen lassen und Recht nehmen oder Unrecht, wie es fiel; er mufste sehen, dafs das Urtheil stets gegen ihn ausfiel, mufste knirschend von der thrakischen Küste, aus den thessalischen und parrhaebischen Städten die Besatzungen wegziehen und die römischen Commissare höflich empfangen, welche nachzusehen kamen, ob auch alles vorschriftmäfsig ausgeführt sei. Man war in Rom nicht so erbittert gegen Philippos wie gegen Karthago, ja in vieler Hinsicht dem makedonischen Herrn sogar geneigt; man verletzte nicht so rücksichtslos jede Form gegen ihn wie es gegen Karthago geschah, aber im Grunde war die Lage Makedoniens wesentlich dieselbe wie die von Karthago. Indefs Philippos war keineswegs der Mann diese Pein mit phoenikischer Geduld über sich ergehen zu lassen. Leidenschaftlich wie er war, hatte er nach seiner Niederlage mehr dem treulosen Bundesgenossen gezürnt als dem ehrenwerthen Gegner, und seit langem gewohnt nicht makedonische, sondern persönliche Politik zu treiben hatte er in dem Kriege mit Antiochos nichts gesehen als eine vortreffliche Gelegenheit sich an dem Alliirten, der ihn schmählich im Stich gelassen und verrathen hatte, augenblicklich zu rächen. Dies Ziel hatte er erreicht; allein die Römer, die sehr gut begriffen, dafs nicht die Freundschaft für Rom, sondern die Feindschaft gegen Antiochos den Makedonier bestimmte und die überdiefs keineswegs nach solchen Stimmungen der Neigung und Abneigung ihre Politik zu regeln pflegten, hatten sich wohl gehütet irgend etwas Wesentliches zu Philippos Gunsten zu thun und hatten vielmehr die Attaliden, die von ihrer ersten Erhebung an mit Makedonien in heftiger Fehde lagen und von dem König Philippos politisch und persönlich aufs bitterste gehafst wurden, die Attaliden, die unter allen östlichen Mächten am meisten dazu beigetragen hatten Makedonien und Syrien zu zertrümmern und die römische Clientel auf den Osten auszudehnen, die Attaliden, die in dem letzten Krieg, wo Philippos es freiwillig und loyal mit Rom gehalten, um ihrer eigenen Existenz willen

wohl mit Rom hatten halten müssen, hatten diese Attaliden dazu benutzt um im Wesentlichen das Reich des Lysimachos wieder aufzubauen, dessen Vernichtung der wichtigste Erfolg der makedonischen Herrscher nach Alexander gewesen war, und Makedonien einen Staat an die Seite zu stellen, der zugleich ihm an Macht ebenbürtig und Roms Client war. Dennoch hätte vielleicht, wie die Verhältnisse einmal standen, ein weiser und sein Volk mit Hingebung beherrschender Regent sich entschlossen den ungleichen Kampf gegen Rom nicht wieder aufzunehmen; allein Philippos, in dessen Charakter von allen edlen Motiven das Ehrgefühl, von allen unedlen die Rachsucht am mächtigsten waren, war taub für die Stimme sei es der Feigheit sei es der Resignation, und nährte tief im Herzen den Entschluss abermals die Würfel zu werfen, wie er zu Tage lag in der bei Gelegenheit der Schmähungen, der thessalischen Tagsatzungen gegen Makedonien von ihm angeführten theokritischen Zeile, dass noch die letzte Sonne nicht untergegangen sei*.

Philippos bewies bei der Vorbereitung und der Verbergung seiner Entschlüsse eine Ruhe, einen Ernst und eine Consequenz, die, wenn er in besseren Zeiten sie bewährt hätte, vielleicht den Geschicken der Welt eine andere Richtung gegeben haben würden. Namentlich die Fügsamkeit gegen die Römer, mit der er sich die unentbehrliche Frist erkaufte, war für den harten und stolzen Mann eine schwere Prüfung, die er doch muthig ertrug — seine Unterthanen freilich und die unschuldigen Gegenstände des Haders, wie das unglückliche Maroneia, büfsten schwer den verhaltenen Groll. Schon im Jahre 571 schien der Krieg ausbrechen zu müssen; aber auf Philippos Geheifs bewirkte sein jüngerer Sohn Demetrios eine Ausgleichung des Vaters mit Rom, wo er einige Jahre als Geifsel gelebt hatte und sehr beliebt war. Der Senat, namentlich Flamininus, der die griechischen Angelegenheiten leitete, suchte in Makedonien eine römische Partei zu bilden, die Philipps natürlich den Römern nicht unbekannte Bestrebungen zu paralysiren im Stande wäre, und hatte zu deren Haupt, ja vielleicht zum künftigen König Makedoniens den jüngeren leidenschaftlich an Rom hängenden Prinzen ausersehen. Man gab mit absichtlicher Deutlichkeit zu verstehen, dass der Senat dem Vater um des Sohnes willen verzeihe;

* *Ἤδη γὰρ φράσδει πάνθ' ἅλιον ἅμμι δεδύκειν.*

wovon natürlich die Folge war, dafs im königlichen Hause selbst Zwistigkeiten entstanden und namentlich des Königs älterer und vom Vater zum Nachfolger bestimmter, aber in ungleicher Ehe erzeugter Sohn Perseus in seinem Bruder den künftigen Nebenbuhler zu unterdrücken suchte. Es scheint nicht, dafs Demetrios sich in die römischen Intriguen einliefs; erst der falsche Verdacht des Verbrechens zwang ihn schuldig zu werden und auch da beabsichtigte er, wie es scheint, nichts weiter als die Flucht nach Rom. Indefs Perseus sorgte dafür, dafs der Vater diese Absicht auf die rechte Weise erfuhr; ein untergeschobener Brief von Flamininus an Demetrios that das Uebrige und so gab der Vater Befehl den Sohn aus dem Wege zu räumen. Zu spät erfuhr Philippos die Ränke, die Perseus gesponnen hatte und der Tod ereilte ihn über der Absicht den Brudermörder zu strafen und von der Thronfolge auszuschliefsen. Er starb im Jahre 575 in Demetrias, im neunundfunfzigsten Lebensjahre. Das Reich hinterliefs er zerschmettert, das Haus zerrüttet, und gebrochenen Herzens gestand er ein, dafs all seine Mühsal und all seine Frevel vergeblich gewesen waren. — Sein Sohn Perseus trat darauf die Regierung an, ohne in Makedonien oder bei dem römischen Senat Widerspruch zu finden. Er war ein stattlicher Mann, in allen Leibesübungen wohl erfahren, im Lager aufgewachsen und des Befehlens gewohnt, gleich seinem Vater herrisch und nicht bedenklich in der Wahl seiner Mittel. Ihn reizten nicht der Wein und die Frauen, über die Philippos seines Regiments nur zu oft vergafs; er war stetig und beharrlich wie sein Vater leichtsinnig und leidenschaftlich. Philippos, schon als Knabe König und in den ersten zwanzig Jahren seiner Herrschaft vom Glück begleitet, war vom Schicksal verwöhnt und verdorben worden; Perseus bestieg den Thron in seinem einunddreifsigsten Jahr und wie er schon als Knabe mitgenommen worden war in den unglücklichen römischen Krieg, wie er aufgewachsen war im Druck der Erniedrigung und in dem Gedanken einer nahen Wiedergeburt des Staates, so erbte er von seinem Vater mit dem Reich seine Drangsale, seine Erbitterung und seine Hoffnungen. In der That griff er mit aller Entschlossenheit die Fortsetzung des väterlichen Werkes an und rüstete eifriger als es vorher geschehen war zum Kriege gegen Rom; es kam für ihn noch hinzu, dafs es wahrlich nicht die Schuld der Römer war, wenn er das makedonische Diadem trug. Mit Stolz sah die stolze makedonische

Nation auf den Prinzen, den sie an der Spitze ihrer Jugend stehen und fechten zu sehen gewohnt war; und es schien in der That nicht grundlos, dafs seine Landsleute und viele Hellenen aller Stämme in ihm den rechten Feldherrn für den nahenden Befreiungskrieg gefunden zu haben meinten. Aber er war nicht, was er schien; ihm fehlte Philipps Genialität und Philipps Spannkraft, die wahrhaft königlichen Eigenschaften, die das Glück verdunkelt und geschändet, aber die reinigende Macht der Noth wieder zu Ehren gebracht hatte. Philippos liefs sich und die Dinge gehen, aber wenn es galt, fand er in sich die Kraft zu raschem und ernstlichem Handeln. Perseus spann weite und feine Pläne und verfolgte sie mit unermüdlicher Beharrlichkeit; aber wenn die Stunde schlug und das was er angelegt und vorbereitet hatte, ihm in der lebendigen Wirklichkeit entgegentrat, erschrak er vor seinem eigenen Werke. Wie es beschränkten Naturen eigen ist, ward ihm das Mittel zum Zweck; er häufte Schätze auf Schätze auf für den Römerkrieg und als die Römer im Lande standen, vermochte er nicht von seinen Goldstücken sich zu trennen. Es ist bezeichnend, dafs nach der Niederlage der Vater zuerst eilte die compromittirenden Papiere in seinem Kabinet zu vernichten, der Sohn dagegen seine Schätze nahm und sich einschiffte. In gewöhnlichen Zeiten hätte er einen König vom Dutzendschlag so gut und besser wie mancher Andere abgeben können; aber er war nicht geschaffen ein Unternehmen zu leiten, das von Haus aus verloren war, wenn nicht ein aufserordentlicher Mann es beseelte.

Makedoniens Macht war nicht gering. Die Ergebenheit des Landes gegen das Haus der Antigoniden war ungebrochen, das Nationalgefühl hier allein nicht durch den Hader politischer Parteien paralysirt. Den grofsen Vortheil der monarchischen Verfassung, dafs jeder Regierungswechsel den alten Groll und Zank beseitigt und eine neue Aera anderer Menschen und frischer Hoffnungen mit sich führt, hatte der König verständig benutzt und seine Regierung begonnen mit allgemeiner Amnestie, mit Zurückberufung der flüchtigen Bankerottirer und Erlafs der rückständigen Steuern. Die gehässige Härte des Vaters brachte also dem Sohn nicht blofs Vortheil, sondern auch Liebe. Sechsundzwanzig Friedensjahre hatten die Lücken in der makedonischen Bevölkerung theils von selbst ausgefüllt, theils der Regierung gestattet hiefür als für den eigentlichen wunden Fleck des Landes ernstliche Für-

sorge zu treffen. Philippos hielt die Makedonier an zur Ehe und Kinderzeugung; er besetzte die Küstenstädte, aus denen er die Einwohner in das Innere zog, mit thrakischen Kolonisten, deren Treue und Wehrhaftigkeit er gewifs war; er zog, um die verheerenden Einfälle der Dardaner ein für allemal abzuwehren, gegen Norden eine Militärgrenze, indem er das Zwischenland jenseit der Landesgrenze bis an das barbarische Gebiet zur Einöde machte, und gründete neue Städte in den nördlichen Provinzen. Kurz, er that Zug für Zug dasselbe für Makedonien, wodurch später Augustus das römische Reich zum zweitenmal gründete. Die Armee war zahlreich — 30000 Mann ohne die Zuzüge und die Miethstruppen zu rechnen — und die junge Mannschaft kriegsgeübt durch den beständigen Grenzkrieg gegen die thrakischen Barbaren. Seltsam ist es, dafs Philippos nicht wie Hannibal es versuchte sein Heer römisch zu organisiren; allein es begreift sich, wenn man sich erinnert, was den Makedoniern ihre zwar oft überwundene, aber doch noch immer unüberwindlich geglaubte Phalanx galt. Durch die neuen Finanzquellen, die Philippos in Bergwerken, Zöllen und Zehnten sich geschaffen hatte, und den aufblühenden Ackerbau und Handel war es gelungen den Schatz, die Speicher und die Arsenale zu füllen; als der Krieg begann, lag im makedonischen Staatsschatz Geld genug um für das dermalige Heer und für 10000 Mann Miethstruppen auf zehn Jahre den Sold zu zahlen und fanden sich in den öffentlichen Magazinen Getreidevorräthe auf eben so lange Zeit (18 Mill. Medimnen oder preufs. Scheffel) und Waffen für ein dreifach so starkes Heer als das gegenwärtige wär. In der That war Makedonien ein ganz anderer Staat geworden als da es durch den Ausbruch des zweiten Krieges mit Rom überrascht ward; die Macht des Reiches war in allen Beziehungen mindestens verdoppelt und mit einer in jeder Hinsicht weit geringeren hatte Hannibal es vermocht Rom bis in seine Grundfesten zu erschüttern. — Nicht so günstig standen die äufseren Verhältnisse. Es lag in der Natur der Sache, dafs Makedonien jetzt die Pläne von Hannibal und von Antiochos wieder aufnehmen und versuchen mufste sich an die Spitze einer Coalition aller unterdrückten Staaten gegen Roms Suprematie zu stellen; und allerdings gingen die Fäden vom Hofe zu Pydna nach allen Seiten; indefs der Erfolg war gering. Dafs die Treue der Italiker schwanke, ward wohl behauptet; allein es konnte weder Freund noch Feind entgehen, dafs

zunächst eine Wiederaufnahme der Samnitenkriege nicht gerade wahrscheinlich sei. Die nächtlichen Conferenzen makedonischer Abgeordneten mit dem karthagischen Senat, die Massinissa in Rom denuncirte, konnten gleichfalls ernsthafte und einsichtige Männer nicht erschrecken, selbst wenn sie nicht, wie es sehr möglich ist, völlig erfunden waren. Die Könige von Syrien und Bithynien suchte der makedonische Hof durch Zwischenheirathen in das makedonische Interesse zu ziehen; allein es kam dabei weiter nichts heraus, als dafs die unsterbliche Naivetät der Diplomatie die Länder mit Liebschaften erobern zu wollen sich einmal mehr prostituirte. Den König Eumenes, den gewinnen zu wollen lächerlich gewesen wäre, hätten Perseus Agenten gern beseitigt; er sollte auf der Rückkehr von Rom, wo er gegen Makedonien gewirkt hatte, bei Delphoi ermordet werden, allein der saubere Plan mifslang. — Von gröfserer Bedeutung waren die Bestrebungen die nördlichen Barbaren und die Hellenen gegen Rom aufzuwiegeln. Philippos hatte den Plan entworfen, die alten Feinde Makedoniens, die Dardaner in dem heutigen Serbien, zu erdrücken durch einen anderen vom linken Ufer der Donau herbeigezogenen noch wilderen Schwarm germanischer Abstammung, den der Bastarner, sodann mit diesen und der ganzen von ihnen in Bewegung gesetzten Völkerlawine selbst nach Italien auf dem Landweg zu ziehen und in die Lombardei einzufallen, wohin er die Alpenpässe bereits erkunden liefs — ein grofsartiger Hannibals würdiger Entwurf, welchen auch ohne Zweifel Hannibals Alpenübergang unmittelbar angeregt hat. Es ist mehr als wahrscheinlich, dafs hiemit die Gründung der römischen Festung Aquileia zusammenhängt, die eben in Philippos letzte Zeit fällt (573) und nicht pafst zu dem sonst von den Römern in ihren italischen Festungsanlagen befolgten System. Der Plan scheiterte indefs an dem verzweifelten Widerstand der Dardaner und der mitbetroffenen nächstwohnenden Völkerschaften; die Bastarner mufsten wieder abziehen und der ganze Haufen ertrank auf der Heimkehr unter dem einbrechenden Eise der Donau. Der König suchte nun wenigstens unter den Häuptlingen des illyrischen Landes, des heutigen Dalmatiens und des nördlichen Albaniens, seine Clientel auszubreiten; nicht ohne Perseus Vorwissen kam einer derselben, der treulich zu Rom hielt, Arthetauros durch Mörderhand um, und der bedeutendste von allen, Genthios, der Sohn und Erbe des Pleuratos, stand zwar dem Namen nach

gleich seinem Vater in Bündnifs mit Rom, allein die Boten von Issa, einer griechischen Stadt auf einer der dalmatinischen Inseln, berichteten dem Senat, dafs König Perseus mit dem jungen schwachen trunkfälligen Menschen in heimlichem Einverständnifs stehe und Genthios Gesandte in Rom dem Perseus als Spione dienten. — In den östlichen Landschaften zwischen der unteren Donau und der makedonischen Grenze stand der mächtigste unter den thrakischen Häuptlingen, der Fürst der ehemals in diesem ganzen Gebiet herrschenden, jetzt vornämlich an der obern Maritza ansässigen Odryser, der kluge und tapfere Kotys mit Perseus im engsten Bündnifs; von den andern kleineren Häuptlingen, die es hier mit Rom hielten, ward einer, der Fürst der Sagaeer Abrupolis, in Folge eines gegen Amphipolis am Strymon gerichteten Raubzugs von Perseus geschlagen und aus dem Lande getrieben. Von hieher hatte Philipp zahlreiche Kolonisten gezogen und standen Söldner zu jeder Zeit in beliebiger Zahl zu Gebot. — Unter der unglücklichen hellenischen Nation ward von Philippos und Perseus lange vor der Kriegserklärung gegen Rom ein zwiefacher Propagandakrieg lebhaft geführt, indem man theils die nationale, theils — man gestatte den Ausdruck — die communistische Partei auf die Seite Makedoniens zu bringen versuchte. Dafs die ganze nationale Partei unter den asiatischen wie unter den europäischen Griechen jetzt im Herzen makedonisch gesinnt war, versteht sich von selbst; nicht wegen einzelner Ungerechtigkeiten der römischen Befreier, sondern weil die Herstellung der hellenischen Nationalität durch eine fremde den Widerspruch in sich selbst trug, und jetzt, wo es freilich zu spät war, jeder es begriff, dafs die abscheulichste makedonische Regierung minder vernichtend für Griechenland war als die aus den edelsten Absichten ehrenhafter Ausländer hervorgegangene freie Verfassung. Dafs die tüchtigsten und rechtschaffensten Leute in ganz Griechenland diese Partei ergriffen, war in der Ordnung; römisch gesinnt war nur die feile Aristokratie und hie und da ein einzelner ehrlicher Mann, der ausnahmsweise sich über den Zustand und die Zukunft der Nation nicht täuschte. Am schmerzlichsten empfand dies Eumenes von Pergamon, der der Träger jener fremdländischen Freiheit unter den Griechen war. Vergeblich behandelte er die ihm unterworfenen Städte mit Rücksichten aller Art; vergeblich buhlte er um die Gunst der Gemeinden und der Tagsatzungen mit wohl-

klingenden Worten und noch besser klingendem Golde — er mufste vernehmen, dafs man seine Geschenke zurückgewiesen, ja dafs im ganzen Peloponnes eines schönen Tages man nach Tagsatzungsbeschlufs alle früher ihm errichteten Statuen zerschlagen und die Ehrentafeln eingeschmolzen habe (584), während Perseus Name auf allen Lippen war, während selbst die ehemals am entschiedensten antimakedonisch gesinnten Staaten, wie die Achaeer, über die Aufhebung der gegen Makedonien gerichteten Gesetze beriethen; während Byzantion, obwohl mitten im pergamenischen Reich gelegen, nicht von Eumenes, sondern von Perseus Schutz und Besatzung gegen die Thraker erbat und empfing, und ebenso Lampsakos am Hel, lespont sich dem Makedonier anschlofs; während die mächtigen und besonnenen Rhodier dem König Perseus seine syrische Braut da die syrischen Kriegsschiffe im aegaeischen Meer sich nicht zeigen durften, mit ihrer ganzen prächtigen Kriegsflotte von Antiochia her zuführten und hochgeehrt und reich beschenkt, namentlich mit Holz zum Schiffbau, wieder heimkehrten; während Beauftragte der asiatischen Städte, also der Unterthanen des Eumenes, in Samothrake mit makedonischen Abgeordneten geheime Conferenzen hielten. Jene Sendung der rhodischen Kriegsflotte schien wenigstens eine Demonstration; und sicher war es eine, dafs der König Perseus unter dem Vorwand einer gottesdienstlichen Handlung bei Delphoi den Hellenen sich und seine ganze Armee zur Schau stellte. Dafs der König bei dem bevorstehenden Kriege sich auf diese nationale Propaganda zu stützen gedachte, lag in den Verhältnissen. Arg aber war es, dafs er die fürchterliche ökonomische Zerrüttung Griechenlands benutzte, um alle diejenigen, die eine Umwälzung der Eigenthums- und Schuldverhältnisse wünschten, an Makedonien zu ketten. Von der beispiellosen Ueberschuldung der Gemeinden wie der Einzelnen im europäischen Griechenland mit Ausnahme des in dieser Hinsicht etwas besser geordneten Peloponnes ist es schwer sich einen hinreichenden Begriff zu machen; es kam vor, dafs eine Stadt die andere überfiel und ausplünderte blofs um Geld zu machen, so zum Beispiel die Athener Oropos, und bei den Aetolern, den Perrhaebern, den Thessalern lieferten die Besitzenden und die Nichtbesitzenden sich förmliche Schlachten. Die ärgsten Gräuelthaten verstehen sich bei solchen Zuständen von selbst; so wurde bei den Aetolern eine allgemeine Versöhnung verkündet und ein neuer Landfriede gemacht

einzig zu dem Zweck eine Anzahl von Emigrirten ins Garn zu locken und zu ermorden. Die Römer versuchten zu vermitteln; aber ihre Gesandten kehrten unverrichteter Sache zurück und meldeten, dafs beide Parteien gleich schlecht und die Erbitterung nicht zu bezähmen sei. Hier half in der That nichts andres mehr als der Offizier und der Scharfrichter; der sentimentale Hellenismus fing an ebenso verderblich zu werden wie er von Anfang an lächerlich war. König Perseus aber bemächtigte sich dieser Partei, wenn sie den Namen verdient, der Leute die nichts, am wenigsten einen ehrlichen Namen zu verlieren hatten, und erliefs nicht blofs Verfügungen zu Gunsten der makedonischen Bankerottirer, sondern liefs auch in Larissa, Delphoi und Delos Aufforderungen anschlagen an sämmtliche wegen politischer oder anderer Verbrechen oder ihrer Schulden wegen landflüchtig gewordene Griechen, nach Makedonien zu kommen und volle Einsetzung in ihre ehemaligen Ehren und Güter zu gewärtigen. Dafs sie kamen, kann man sich denken; ebenso dafs in ganz Nordgriechenland die glimmende sociale Revolution nun in offene Flammen ausschlug und die national-sociale Partei daselbst um Hülfe sandte zu Perseus. Wenn aber mit solchen Mitteln die hellenische Nationalität gerettet werden sollte, so durfte bei aller Achtung vor Sophokles und Pheidias man sich die Frage erlauben, ob das Ziel des Preises werth sei.

Der Senat begriff, dafs er schon zu lange gezögert habe und dafs es Zeit sei dem Treiben ein Ende zu machen. Die Vertreibung des thrakischen Häuptlings Abrupolis, der mit den Römern in Bündnifs stand, die Bündnisse Makedoniens mit den Byzantiern, Aetolern und einem Theil der boeotischen Städte waren ebenso viel Verletzungen des Friedens von 557 und genügten für das officielle Kriegsmanifest; der wahre Grund des Krieges war, dafs die formelle Souveränetät Makedoniens im Begriff stand sich in eine reelle zu verwandeln und Rom aus dem Patronat über die Hellenen zu verdrängen. Schon 581 sprachen die römischen Gesandten auf der achaeischen Tagsatzung es ziemlich unumwunden aus, dafs ein Bündnifs mit Perseus gleichbedeutend sei mit dem Abfall von dem römischen. 582 kam König Eumenes persönlich nach Rom mit einem langen Beschwerdenregister und deckte die ganze Lage der Dinge im Senat auf, worauf dieser wider Erwarten in geheimer Sitzung sofort die Kriegserklärung beschlofs und die Landungsplätze in Epeiros mit Besatzungen versah. Der Form

wegen ging noch eine Gesandtschaft nach Makedonien, deren Botschaft aber der Art war, dafs Perseus, erkennend, dafs er nicht zurück könne, die Antwort gab, er sei bereit ein neues wirklich gleiches Bündnifs mit Rom zu schliefsen, allein den Vertrag von 557 sehe er als aufgehoben an, und die Gesandten anwies binnen drei Tagen das Reich zu verlassen. Damit war der Krieg thatsächlich erklärt. Es war im Herbst 582; wenn Perseus wollte, konnte er ganz Griechenland besetzen und die makedonische Partei überall ans Regiment bringen, ja vielleicht die bei Apollonia stehende römische Division von 5000 Mann unter Gnaeus Sicinius erdrücken und den Römern die Landung streitig machen. Allein der König, dem schon vor dem Ernst der Dinge zu grauen begann, liefs sich mit seinem Gastfreund, dem Consular Quintus Marcius Philippus in Verhandlungen ein über die Frivolität der römischen Kriegserklärung, welche dieser benutzte um den König zu bestimmen den Angriff zu verschieben und noch einmal einen Friedensversuch in Rom zu machen, den, wie begreiflich, der Senat nur beantwortete mit der Ausweisung sämmtlicher Makedonier aus Italien und der Einschiffung der Legionen. Zwar tadelten die Senatoren der älteren Schule die ‚neue Weisheit' ihres Collegen und die unrömische List; allein der Zweck war erreicht und der Winter verflofs, ohne dafs Perseus sich rührte. Desto eifriger nutzten die römischen Diplomaten die Zwischenzeit um Perseus eines jeden Anhaltes in Griechenland zu berauben. Der Achaeer war man sicher. Nicht einmal die Patriotenpartei daselbst, die weder mit jenen socialen Bewegungen einverstanden war noch überhaupt sich weiter verstieg als zu der Sehnsucht nach einer weisen Neutralität, dachte daran sich Perseus in die Arme zu werfen; und überdies war dort jetzt durch römischen Einflufs die Gegenpartei ans Ruder gekommen, die unbedingt sich an Rom anschlofs. Ebenso hatte zwar der aetolische Bund in seinen inneren Unruhen von Perseus Hülfe erbeten; aber der unter den Augen des römischen Gesandten gewählte neue Strateg Lykiskos war römischer gesinnt als die Römer selbst. Auch bei den Thessalern behielt die römische Partei die Oberhand. Sogar die von Alters her makedonisch gesinnten und ökonomisch aufs tiefste zerrütteten Boeoter hatten sich in ihrer Gesammtheit nicht offen für Perseus erklärt; nur zwei einzelne Städte Haliartos und Koroneia hatten Sonderbündnisse mit ihm abgeschlossen. Da auf die Beschwerden des römischen Ge-

sandten die Boeoter ihm den Stand der Dinge mittheilten, erklärte jener, dafs sich am besten zeigen werde, welche Stadt es mit Rom halte und welche nicht, wenn jede sich einzeln ihm gegenüber ausspreche; und darauf hin lief die boeotische Eidgenossenschaft geradezu aus einander um nie sich wieder zu vereinigen! Es ist nicht wahr, dafs Epaminondas grofser Bau von den Römern zerstört worden ist; er fiel thatsächlich zusammen, ehe sie daran rührten, und ward also freilich das Vorspiel für die Auflösung der übrigen noch fester geschlossenen griechischen Städtebünde*. Mit der Mannschaft der römisch gesinnten boeotischen Städte belagerte der römische Gesandte Publius Lentulus Haliartos, noch ehe die römische Flotte im aegaeischen Meer erschien. — Chalkis ward mit achaeischer, die orestische Landschaft mit epeirotischer Mannschaft, die dassaretischen und illyrischen Castelle an der makedonischen Westgrenze von den Truppen des Gnaeus Sicinius besetzt und so wie die Schifffahrt wieder begann, erhielt Larissa eine Besatzung von 2000 Mann. Perseus sah [illegible]em allen unthätig zu und hatte keinen Fufsbreit Landes [illegible]rhalb seines eigenen Gebietes besetzt, als die römischen Legionen im Frühling oder nach dem officiellen Kalender im Juni 583 an der Westküste landeten. Es ist zweifelhaft, ob Perseus namhafte Bundesgenossen gefunden haben würde, auch wenn er so viel Energie gezeigt hätte, als er Schlaffheit bewies; dafs unter diesen Umständen er völlig allein blieb und jene weitläuftigen Propagandaversuche vorläufig wenigstens zu gar nichts führten, ist in der Ordnung. Karthago, Genthios von Illyrien, Rhodos und die kleinasiatischen Freistädte, selbst das mit Perseus bisher so eng befreundete Byzanz boten den Römern Kriegsschiffe an, welche diese indefs ablehnten; Eumenes machte sein Landheer und seine Schiffe mobil; König Ariarathes von Kappadokien schickte unverlangt Geifseln nach Rom; Perseus Schwager, König Prusias II. von Bithynien blieb neutral; in ganz Griechenland rührte sich niemand; König Antiochos IV. von Syrien, im Curialstil ‚der Gott, der glänzende Siegbringer' genannt zur Unterscheidung von seinem Vater, dem ‚Grofsen', rührte sich zwar, aber nur um dem ganz ohnmächtigen Aegypten während dieses Krieges das syrische Küstenland zu entreifsen.

* Die rechtliche Auflösung der boeotischen Eidgenossenschaft erfolgte übrigens wohl noch nicht jetzt, sondern erst nach der Zerstörung Korinths (Pausan. 7, 14, 4. 16, 6).

Indefs wenn Perseus auch fast allein stand, so war er doch ein nicht verächtlicher Gegner. Sein Heer zählte 43000 Mann, darunter 21000 Phalangiten und 4000 makedonische und thrakische Reiter, der Rest gröfstentheils Söldner. Die Gesammtmacht der Römer in Griechenland betrug zwischen 30 und 40000 Mann italische Truppen, aufserdem über 10000 Mann numidischen, ligurischen, griechischen, kretischen und besonders pergamenischen Zuzugs. Dazu kam die Flotte, die nur 40 Deckschiffe zählte, da ihr keine feindliche gegenüberstand — Perseus, dem der Vertrag mit Rom Kriegsschiffe zu bauen verboten hatte, richtete erst jetzt Werften ein in Thessalonike — die aber bis 10000 Mann Truppen führte, da sie hauptsächlich zu Belagerungen bestimmt war. Die Flotte führte Gaius Lucretius, das Landheer der Consul Publius Licinius Crassus. Derselbe liefs eine starke Abtheilung in Illyrien, um von Westen aus Makedonien zu beunruhigen, während er mit der Hauptmacht wie gewöhnlich von Apollonia nach Thessalien aufbrach. Perseus dachte nicht daran den schwierigen Marsch zu beunruhigen, sondern begnügte sich in Perrhaebien einzurücken und die nächsten Festungen zu besetzen. Am Ossa erwartete er den Feind und unweit Larissa erfolgte das erste Gefecht zwischen den beiderseitigen Reitern und leichten Truppen. Die Römer wurden entschieden geschlagen. Kotys mit der thrakischen Reiterei hatte die italische, Perseus mit der makedonischen die griechische geworfen und zersprengt; die Römer hatten 2000 Mann zu Fufs, 200 Reiter an Todten, 600 Reiter an Gefangenen verloren und mufsten sich glücklich schätzen unbehindert den Peneios überschreiten zu können. Perseus benutzte den Sieg um den Frieden zu erbitten auf dieselben Bedingungen, die Philippos erhalten hatte; sogar dieselbe Summe zu zahlen war er bereit. Die Römer schlugen die Forderung ab; sie schlossen nie Frieden nach einer Niederlage und hier hätte derselbe allerdings folgeweise den Verlust Griechenlands nach sich gezogen. Indefs anzugreifen verstand der elende römische Feldherr auch nicht; man zog hin und her in Thessalien, ohne dafs etwas von Bedeutung geschah. Perseus konnte die Offensive ergreifen; er sah die Römer schlecht geführt und zaudernd; wie ein Lauffeuer war die Nachricht durch Griechenland gegangen, dafs das griechische Heer im ersten Treffen glänzend gesiegt habe — ein zweiter Sieg konnte zur allgemeinen Insurrection der Patriotenpartei führen und durch die Eröffnung eines Gue-

rillakrieges unberechenbare Erfolge bewirkten. Allein Perseus war ein guter Soldat, aber kein Feldherr wie sein Vater; er hatte sich auf einen Vertheidigungskrieg gefaßt gemacht, und wie die Dinge anders gingen, fand er sich wie gelähmt. Einen unbedeutenden Erfolg, den die Römer in einem zweiten Reitergefecht bei Phalanna davon trugen, nahm er zum Vorwand, um nun doch, wie es beschränkten und eigensinnigen Naturen eigen ist, zu dem ersten Plan zurückzukehren und Thessalien zu räumen. Das hieß natürlich so viel, als auf jeden Gedanken einer hellenischen Insurrection verzichten; was sonst hätte geschehen können, zeigt der dennoch erfolgte Parteiwechsel der Epeiroten. Von beiden Seiten geschah seitdem nichts Ernstliches mehr; Perseus überwand den König Genthios, züchtigte die Dardaner und ließ durch Kotys die römisch gesinnten Thraker und die pergamenischen Truppen aus Thrakien hinauszuschlagen. Dagegen nahm die römische Westarmee einige illyrische Städte und der Consul beschäftigte sich damit Thessalien von den makedonischen Besatzungen zu reinigen und sich der unruhigen Aetoler und Akarnanen durch Besetzung von Ambrakia zu versichern. Am schwersten aber empfanden den römischen Heldenmuth die beiden unglücklichen boeotischen Städte, die mit Perseus hielten; Haliartos ward von dem römischen Admiral Gaius Lucretius erstürmt und die Einwohnerschaft in die Sclaverei verkauft, Koroneia von dem Consul Crassus gar trotz der Capitulation ebenso behandelt. Noch nie hatte ein römisches Heer so schlechte Mannszucht gehalten wie unter diesen Befehlshabern. Das Heer ward so zerrüttet, daß auch im nächsten Feldzug 584 der neue Consul Aulus Hostilius an ernstliche Unternehmungen nicht denken konnte, zumal da der neue Admiral Lucius Hortensius sich ebenso unfähig und niederträchtig erwies wie sein Vorgänger. Die Flotte lief ohne allen Erfolg an den thrakischen Küstenplätzen an. Die Westarmee unter Appius Claudius, dessen Hauptquartier in Lychnidos im dassaretischen Gebiet war, erlitt eine Schlappe über die andere; nachdem eine Expedition nach Makedonien hinein völlig verunglückt war, griff der König mit den an der Südgrenze durch den tiefen alle Pässe sperrenden Schnee disponibel gewordenen Truppen ihn seinerseits an, nahm ihm zahlreiche Ortschaften und eine Menge Gefangene ab und knüpfte Verbindungen mit dem König Genthios an; ja er konnte einen Versuch machen in Aetolien einzufallen, während Appius sich in Epeiros von der Besatzung einer

Festung, die er vergeblich belagert hatte, noch einmal schlagen liefs. Die römische Hauptarmee machte ein paar Versuche erst über die kambunischen Berge, dann durch die thessalischen Pässe in Makedonien einzudringen, aber sie wurden schlaff angestellt und beide von Perseus zurückgewiesen. Hauptsächlich war der Consul bemüht das Heer einigermafsen zu reorganisiren, was freilich auch vor allen Dingen nöthig war, aber einen strengeren Mann und einen namhafteren Offizier erforderte. Abschied und Urlaub waren käuflich geworden, die Abtheilungen daher niemals vollzählig; die Mannschaft ward im Sommer einquartiert und wie die Offiziere im grofsen Stil, stahlen die Gemeinen im kleinen; die befreundeten Völkerschaften wurden in schmählichster Weise beargwohnt — so wälzte man die Schuld der schimpflichen Niederlage bei Larissa auf die angebliche Verrätherei der aetolischen Reiterei und sandte unerhörter Weise deren Offiziere zur Criminaluntersuchung nach Rom; so drängte man die Molotter in Epeiros durch falschen Argwohn zum wirklichen Abfall; die verbündeten Städte wurden, als wären sie erobert, mit Kriegscontributionen belegt und wenn sie auf den römischen Senat provocirten, die Bürger hingerichtet oder zu Sclaven verkauft — so in Abdera und ähnlich in Chalkis. Der Senat schritt sehr ernstlich ein: er befahl die Befreiung der unglücklichen Koroneer und Abderiten und verbot den römischen Beamten ohne Erlaubnifs des Senats Leistungen von den Bundesgenossen zu verlangen. Gaius Lucretius ward von der Bürgerschaft einstimmig verurtheilt. Allein das konnte nicht ändern, dafs das Ergebnifs dieser beiden ersten Feldzüge militärisch null, politisch ein Schandfleck für die Römer war, deren ungemeine Erfolge im Osten nicht zum wenigsten darauf beruhten, dafs sie der hellenischen Sündenwirthschaft gegenüber sittlich rein und tüchtig auftraten. Hätte an Perseus Stelle Philippos commandirt, so würde dieser Krieg vermuthlich mit der Vernichtung des römischen Heeres und dem Abfall der meisten Hellenen begonnen haben; allein Rom war so glücklich in den Fehlern stets von seinem Gegner überboten zu werden. Perseus begnügte sich in Makedonien, das nach Süden und Westen eine wahre Bergfestung ist, gleich wie in einer belagerten Stadt sich zu verschanzen.

Auch der dritte Oberfeldherr, den Rom 585 nach Makedonien sandte, Quintus Marcius Philippus, jener schon erwähnte ehrliche Gastfreund des Königs, war seiner keineswegs leich-

ten Aufgabe durchaus nicht gewachsen. Er war ehrgeizig und unternehmend, aber ein schlechter Offizier. Sein Wagstück durch den Pafs Lapathus westlich von Tempe den Uebergang über den Olympos in der Art zu versuchen, dafs er gegen die Besatzung des Passes eine Abtheilung zurückliefs und mit der Hauptmacht durch unwegsame Abhänge nach Herakleion zu den Weg sich bahnte, wird dadurch nicht entschuldigt, dafs es gelang. Nicht blofs konnte eine Handvoll entschlossener Leute ihm den Weg verlegen, wo dann an keinen Rückzug zu denken war, sondern noch nach dem Uebergang, wie er stand mit der makedonischen Hauptmacht vor sich, hinter sich die stark befestigten Bergfestungen Tempe und Lapathus, eingekeilt in eine schmale Strandebene und ohne Zufuhr wie ohne die Möglichkeit zu fouragiren, war seine Lage nicht minder verzweifelt, als da er in seinem ersten Consulat in den ligurischen Engpässen, die seitdem seinen Namen behielten, sich gleichfalls hatte umzingeln lassen und militärisch verloren war. Allein wie damals ihn ein Zufall rettete, so jetzt Perseus Unfähigkeit. Als ob er den Gedanken nicht fassen könne gegen die Römer anders als durch Sperrung der Pässe sich zu vertheidigen, gab er sich seltsamer Weise verloren, so wie er die Römer diesseit derselben erblickte, flüchtete eiligst nach Pydna und befahl seine Schiffe zu verbrennen und seine Schätze zu versenken. Obwohl somit die makedonische Armee sich freiwillig zurückzog, war dennoch der Mangel im Lager des Consuls so grofs, dafs er im Vorrücken wesentlich gehindert ward. Hätte nicht zur rechten Zeit das unüberwindliche Tempe capitulirt und seine reichen Vorräthe dem Feinde überliefert, so wäre er in die schlimmste Lage gerathen; denn der König kam zur Besinnung und eilte, schleunigst Gegenbefehle ertheilend, in die verlassene Position wieder einzurücken. Da Quintus Marcius, der schon vier Tagemärsche vorwärts gegangen war, wegen Mangels an Lebensmitteln wieder hatte umkehren müssen, fand der König dieselbe unbesetzt und verbarricadirte sich an dem Ufer des kleinen Flusses Enipeus. So in den äufsersten Winkel Thessaliens eingeklemmt verblieb das römische Heer den Rest des Sommers und den Winter in seiner Stellung. Hier verdankte man also den Erfolg, den ersten wesentlichen in diesem Kriege, nicht dem römischen Feldherrn, sondern dem feindlichen. Die römische Flotte versuchte vergebens Demetrias zu nehmen und richtete überhaupt gar nichts aus. Perseus leichte Schiffe streiften kühn

zwischen den Kykladen, beschützten die nach Makedonien bestimmten Kornschiffe und griffen die feindlichen Transporte auf. Bei der Westarmee stand es noch weniger gut; Appius Claudius konnte mit seiner geschwächten Abtheilung nichts ausrichten und der von ihm begehrte Zuzug aus Achaia ward durch die Eifersucht des Consuls vereitelt. Dazu kam, dafs Genthios sich von Perseus durch das Versprechen einer grofsen Geldsumme hatte erkaufen lassen mit Rom zu brechen und die römischen Gesandten einkerkern liefs; worauf der sparsame König es überflüssig fand die Gelder zu zahlen, da Genthios nun ohnehin gezwungen war statt seiner zweideutigen eine entschieden feindliche Stellung gegen Rom einzunehmen. So hatte man also einen kleinen Krieg mehr neben dem grofsen, der nun schon drei Jahre sich hinzog. Ja hätte Perseus sich von seinem Golde zu trennen vermocht, er hätte einen dritten Krieg entzünden können. Ein Keltenschwarm unter Clondicus, 20000 Mann halb zu Pferd, halb zu Fufs, bot in Makedonien selbst sich an bei ihm Dienste zu nehmen; allein man konnte sich nicht einigen über den Sold. Auch in Hellas gährte es so, dafs ein Guerillakrieg sich mit einiger Geschicklichkeit und einer vollen Kasse leicht hätte entzünden lassen; allein da Perseus nicht Lust hatte zu geben und die Griechen nichts umsonst thaten, blieb das Land ruhig.

Endlich entschlofs man sich in Rom den rechten Mann nach Griechenland zu senden. Es war Lucius Aemilius Paullus, der Sohn des gleichnamigen Consuls, der bei Cannae fiel; ein Mann von altem Adel, aber geringem Vermögen und defshalb auf dem Wahlplatz nicht so glücklich wie auf dem Schlachtfeld, wo er in Spanien und mehr noch in Ligurien sich ungewöhnlich hervorgethan. Jetzt wählte das Volk ihn zum zweitenmal zum Consul für das Jahr 586 seiner Verdienste wegen, was damals schon eine seltene Ausnahme war. Er war in jeder Beziehung der Rechte: ein vorzüglicher Feldherr von der alten Schule, streng gegen sich und seine Leute und trotz seiner sechzig Jahre noch frisch und kräftig, ein unbestechlicher Beamter — ‚einer der wenigen Römer jener Zeit, denen man kein Geld bieten konnte', sagt ein Zeitgenosse von ihm — und ein Mann von hellenischer Bildung, der den Waffenstillstand benutzte Griechenland der Kunstwerke wegen zu bereisen und vor dem olympischen Zeus stehend es aussprach, dafs nur Pheidias es verstanden habe das homerische Ideal darzustellen. — Nachdem der neue Consul

im Lager bei Herakleion eingetroffen war, stürmte die Entscheidung nicht lange. Während Vorpostengefechte im Flußbett des Enipeus die Makedonier beschäftigten, ließ er durch Publius Nasica den schlecht bewachten Paß bei Pythion überrumpeln; der Feind war also umgangen und mußte nach Pydna zurückweichen. Am römischen 4. September 586 oder am 22. Juni des julianischen Kalenders — eine Sonnenfinsternis, die ein kundiger römischer Offizier dem Heer vorhersagte, damit kein böses Anzeichen darin gefunden werde, gestattet hier die genaue Zeitbestimmung — wurden beim Tränken der Rosse nach Mittag zufällig die Vorposten handgemein, und beide Theile entschlossen sich die eigentlich erst auf den nächsten Tag angesetzte Schlacht sofort zu liefern. Ohne Helm und Panzer durch die Reihen schreitend ordnete der greise Feldherr der Römer selber seine Leute. Kaum standen sie, so stürmte die furchtbare Phalanx auf sie ein; der Feldherr selber, der doch manchen harten Kampf gesehen hatte, gestand später ein, daß er gezittert habe. Die römische Vorhut zerstob, eine paelignische Cohorte ward niedergerannt und fast vernichtet, die Legionen selbst wichen eilig zurück bis sie einen Hügel erreicht hatten, bis hart an das römische Lager. Hier wandte sich das Glück. Das unebene Terrain und die eilige Verfolgung lösten die Glieder der Phalanx; in einzelnen Cohorten drangen die Römer in jede Lücke ein, griffen von der Seite und von hinten an, und da die makedonische Reiterei, die allein noch hätte Hülfe bringen können, ruhig zusah und bald sich in Massen davon machte, mit ihr unter den Ersten der König, so war in weniger als einer Stunde das Geschick Makedoniens entschieden. Die 3000 erlesenen Phalangiten ließen sich niederhauen bis auf den letzten Mann; es war, als wolle hier die Phalanx selbst untergehen, die bei Pydna ihre letzte große Schlacht schlug. Die Niederlage war furchtbar; 20000 Makedonier lagen auf dem Schlachtfeld, 11000 wurden gefangen. Der Krieg war zu Ende, am funfzehnten Tage nachdem Paullus den Oberbefehl übernommen hatte; ganz Makedonien unterwarf sich in zwei Tagen. Der König flüchte mit seinem Golde — noch hatte er über 6000 Talente (9 Mill. Thlr.) in seiner Kasse — nach Samothrake, begleitet von wenigen Getreuen. Allein da er selbst von diesen noch einen ermordete, den Euandros von Kreta, der als Anstifter des gegen Eumenes versuchten Mordes zur Rechenschaft gezogen werden sollte, verließen ihn auch

die königlichen Pagen und die letzten Gefährten. Einen Augenblick hoffte er, dafs das Asyl recht ihn schützen werde; allein selbst er begriff, dafs er sich an einen Strohhalm halte. Ein Versuch zu Kotys zu flüchten mifslang. So schrieb er an den Consul; allein der Brief ward nicht angenommen, da er sich darin König genannt hatte. Er erkannte sein Schicksal und lieferte auf Gnade und Ungnade den Römern sich aus mit seinen Kindern und seinen Schätzen, kleinmüthig und weinend, den Siegern selbst zum Ekel. Mit ernster Freude und mehr der Wandelbarkeit der Geschicke als dem gegenwärtigen Erfolg nachsinnend empfing der Consul den vornehmsten Gefangenen, den je ein römischer Feldherr heimgebracht hat. Perseus starb wenige Jahre darauf als Staatsgefangener in Alba am Fucinersee*; sein Sohn lebte in späteren Jahren in derselben italischen Landstadt als Schreiber. — So ging das Reich Alexanders des Grofsen, das den Osten bezwungen und hellenisirt hatte, 144 Jahre nach seinem Tode zu Grunde. — Damit aber zu dem Trauerspiel die Posse nicht fehle, ward gleichzeitig auch der Krieg gegen den ‚König' Genthios von Illyrien von dem Prätor Lucius Anicius binnen dreifsig Tagen begonnen und beendet, die Piratenflotte genommen, die Hauptstadt Skodra erobert, und die beiden Könige, der Erbe des grofsen Alexander und der des Pleuratos, zogen neben einander gefangen in Rom ein.

Es war im Senat beschlossen worden, dafs die Gefahr nicht wiederkehren dürfe, die Flamininus unzeitige Milde über Rom gebracht hatte. Makedonien ward vernichtet. Auf der Conferenz zu Amphipolis am Strymon verfügte die römische Commission die Auflösung der Monarchie, die mehr als irgend ein andrer griechischer Staat durch enge Nationalität zusammengeschlossen war, in vier Eidgenossenschaften, die von Amphipolis in den östlichen Landschaften, die von Thessalonike mit der chalkidischen Halbinsel, die von Pella an der thessalischen Grenze und die von Pelagonia im Binnenland. Die Verfassung der Eidgenossenschaften legte alle Macht in die Hände der Vornehmen. Dem Volke blieb die Wahl der Regierungsmitglieder und sein Landrecht; Zwischenheirathen indefs unter den Bürgern der vier Eidgenossenschaften waren ungültig

*) Dafs die Römer, um zugleich ihm das Wort zu halten, das ihm sein Leben verbürgte, und Rache an ihm zu nehmen, ihn durch Entziehung des Schlafs getödtet, ist sicher eine Fabel.

und keiner durfte in mehr als einer derselben ansässig sein. Alle königlichen Beamten so wie deren erwachsene Söhne mufsten das Land verlassen und sich nach Italien begeben, bei Todesstrafe — man fürchtete noch immer, und mit Recht, die Zuckungen der alten Loyalität. Den vier Gemeinwesen wurden die königlichen Domänen und die Regalien entzogen, namentlich die Gold- und Silbergruben, ein Hauptreichthum des Landes, deren Bearbeitung untersagt ward; doch ward wenigstens die Ausbeutung der Silbergruben schon 596 wieder gestattet.* Von der Grundsteuer, die an die Könige entrichtet ward, ward die Hälfte erlassen, die andere Hälfte sollte in Zukunft nach Rom bezahlt werden; sie betrug jährlich 100 Talente (150000 Thlr.).** Die Einfuhr von Salz, die Ausfuhr von Schiffbauholz wurden verboten. Das ganze Land ward für ewige Zeiten entwaffnet, die Festung Demetrias geschleift; nur an der Nordgrenze sollte eine Postenkette gegen die Einfälle der Barbaren bestehen bleiben. Von den abgelieferten Waffen wurden die kupfernen Schilde nach Rom gesandt, der Rest verbrannt. — Man erreichte seinen Zweck. Das makedonische Land empörte sich noch einmal, als ein Prinz aus dem alten Herrscherhause zu den Waffen rief, und ist übrigens von jener Zeit bis auf den heutigen Tag ohne Geschichte geblieben. — Aehnlich ward Illyrien behandelt. Das Reich des Genthios ward in drei kleine Freistaaten zerschnitten; auch hier zahlten die Ansässigen die Hälfte der bisherigen Grundsteuer an ihre neuen Herren, mit Ausnahme der Städte, die es mit den Römern gehalten hatten — eine Ausnahme, die zu machen Makedonien keine Veranlassung bot. Die illyrische Piratenflotte ward confiscirt und den wichtigeren griechischen Gemeinden an dieser Küste geschenkt; man durfte hoffen, hiemit die ewigen Quälereien, welche die Illyrier ihren Nachbaren namentlich durch ihre Corsaren zufügten,

* Die Angabe Cassiodors, dafs im Jahre 596 die makedonischen Bergwerke wieder eröffnet wurden, erhält ihre nähere Bestimmung durch die Münzen. Goldmünzen der vier Makedonien sind nicht vorhanden; die Goldgruben also blieben entweder geschlossen oder wurden zum Vortheils Roms ausgebeutet. Dagegen finden sich allerdings Silbermünzen des ersten Makedoniens (Amphipolis), in welchem Bezirk die Silbergruben belegen sind; für die kurze Zeit, in der sie geschlagen sein müssen (596 - 608), ist die Zahl derselben auffallend grofs und zeugt von einem sehr energischen Betrieb der Gruben.

** Es ist nicht unwahrscheinlich, dafs auch diese Steuer später erlassen ward. Polyb. 37, 4.

gründlich abgestellt zu haben. — Kotys in Thrakien, der schwer zu erreichen und gelegentlich gegen Eumenes zu brauchen war, erhielt Verzeihung und seinen gefangenen Sohn zurück. — So waren die nördlichen Verhältnisse geordnet und nun auch Makedonien endlich von dem Joch der Monarchie erlöst — in der That, Griechenland war freier als je, ein König nirgends mehr vorhanden.

Aber man beschränkte sich nicht darauf Makedonien zu demüthigen. Es war im Senat beschlossen die sämmtlichen hellenischen Staaten, Freund und Feind, ein für allemal unschädlich zu machen und sie mit einander in dieselbe demüthige Clientel herabzudrücken. Dafs es beschlossen ward, mag entschuldbar sein; allein die Art, wie man namentlich gegen die mächtigeren unter den griechischen Clientenstaaten verfuhr, ist einer Grofsmacht nicht würdig und zeigt, dafs die Epoche der Fabier und Scipionen zu Ende ist. Am schwersten traf dieser Rollenwechsel denjenigen Staat, der von Rom geschaffen und grofsgezogen war, um Makedonien im Zaum zu halten und dessen man jetzt, nach Makedoniens Vernichtung, freilich nicht mehr bedurfte, das Reich der Attaliden. Es schien nicht leicht gegen den klugen und besonnenen Eumenes einen erträglichen Vorwand zu finden um ihn aus seiner bevorzugten Stellung zu verdrängen und ihn vorläufig wenigstens in Ungnade fallen lassen zu können. Auf einmal kamen um die Zeit, da die Römer im Lager bei Herakleion standen, seltsame Gerüchte über ihn in Umlauf: er stehe mit Perseus in heimlichem Verkehr; plötzlich sei seine Flotte wie weggeweht gewesen; für seine Nichttheilnahme am Feldzug seien ihm 500, für die Vermittlung des Friedens 1500 Talente geboten worden, und der Vertrag habe sich nur an Perseus Geiz zerschlagen. Was die pergamenische Flotte anlangt, so ging der König mit ihr, als die römische sich ins Winterquartier begab, gleichfalls heim, nachdem er dem Consul seine Aufwartung gemacht hatte. Die Bestechungsgeschichte ist so sicher ein Mährchen wie nur irgend eine heutige Zeitungsente; denn dafs der reiche, schlaue und consequente Attalide, der den Krieg durch seine Reise 582 zunächst veranlafst hatte und fast defswegen von Perseus Banditen ermordet worden wäre, in dem Augenblick, wo die wesentlichen Schwierigkeiten eines Krieges überwunden waren, über dessen endlichen Ausgang überdies nie ernstlich gezweifelt werden konnte, dafs er damals seinem Mörder seinen Antheil an der Beute um einige Ta-

lente verkauft und das Werk langer Jahre an eine solche Erbärmlichkeit gesetzt haben sollte, ist denn doch nicht bloß gelogen, sondern sehr albern gelogen. Daß kein Beweis weder in Perseus Papieren noch sonst sich vorfand, ist sicher genug; denn selbst die Römer wagten nicht jene Verdächtigungen laut auszusprechen. Aber sie hatten ihren Zweck. Was man wollte, zeigt das Benehmen der römischen Großen gegen Attalos, Eumenes Bruder, der die pergamenischen Hülfstruppen in Griechenland befehligt hatte. Mit offenen Armen ward der wackre und treue Kamerad in Rom empfangen und aufgefordert nicht für seinen Bruder, sondern für sich zu bitten — gern werde der Senat ihm ein eigenes Reich gewähren. Allein die pergamenische Regentenfamilie lebte unter sich nicht wie es in den fürstlichen Häusern hergebracht war; Attalos erbat nichts als Aenos und Maroneia und erhielt sie, da der Senat meinte, daß dies nur eine vorläufige Bitte sei, mit großer Artigkeit zugestanden. Als er aber abreiste ohne mehr erbeten zu haben, wurden die Städte frei erklärt. Nicht einen Fußbreit Landes erhielten die Pergamener von der makedonischen Beute; hatte man nach Antiochos Besiegung Philippos gegenüber noch die Formen geschont, so wollte man jetzt verletzen und demüthigen. Um diese Zeit scheint Pamphylien, über dessen Besitz Eumenes und Antiochos bisher gestritten, von Rom unabhängig erklärt zu sein. Bald nachher erbat Eumenes die römische Vermittlung bei den Galatern, die sein Reich überschwemmten und ihn in große Gefahr brachten. Der römische Gesandte gestand sie zu, meinte aber, daß Attalos, der das pergamenische Heer gegen sie befehligte, besser nicht mitgehe um nicht die Wilden zu verstimmen, und merkwürdiger Weise richtete er gar nichts aus, ja er erzählte bei der Rückkehr, daß seine Vermittlung die Wilden erst recht erbittert habe. Endlich reiste Eumenes selbst nach Rom. Der Senat, wie vom bösen Gewissen geplagt, beschloß plötzlich, daß Könige künftig nicht mehr nach Rom sollten kommen dürfen, und schickte ihm nach Brundisium einen Quaestor entgegen ihm diesen Senatsbeschluß vorzulegen, ihn zu fragen was er wolle und ihm anzudeuten, daß man seine schleunige Abreise gern sehen werde. Der König schwieg; er begehre, sagte er endlich, weiter nichts und schiffte sich wieder ein. Er sah, wie es stand: die Epoche der halbmächtigen und halbfreien Bundesgenossenschaft war zu Ende; es begann die der ohnmächtigen Unterthänigkeit.

Aehnlich erging es den Rhodiern, deren Einverständnifs mit Rom schon seit einiger Zeit getrübt war. Ihre Stellung war ungemein bevorzugt; sie standen mit Rom nicht in eigentlicher Symmachie, sondern in einem gleichen Freundschaftsverhältnifs, das sie nicht hinderte Bündnisse jeder Art einzugehen und nicht nöthigte den Römern auf Verlangen Zuzug zu leisten. Dafs in Rom der Wunsch bestand sie zu demüthigen, hatte sich während des Aufstandes der nach Antiochos Ueberwindung ihnen zugetheilten Lykier gezeigt (576). Die Rhodier hatten sie als abtrünnige Unterthanen behandelt und in grausamer Weise geknechtet; sie aber behaupteten rhodische Bundesgenossen zu sein und drangen mit dieser Behauptung im römischen Senat durch, als derselbe aufgefordert ward den zweifelhaften Sinn des Friedensinstruments festzustellen. Hiebei hatte indefs ein gerechtfertigtes Mitleid mit den arg gedrückten Leuten wohl das Meiste gethan; wenigstens geschah von Rom nichts weiter, als dafs man diesen wie andern hellenischen Hader gehen liefs, bis die Hadernden in irgend einer Art zu Ende kamen. Als der Krieg mit Perseus ausbrach, sahen ihn die Rhodier zwar wie alle übrigen Griechen ungern und namentlich Eumenes als Anstifter desselben war übel berufen, so dafs die Rhodier sogar seine Festgesandtschaft bei der Heliosfeier abwiesen. Allein dies hinderte sie nicht fest an Rom zu halten und die makedonische Partei, die es wie allerorts so auch in Rhodos gab, nicht an das Ruder zu lassen; die noch 585 ihnen ertheilte Erlaubnifs der Getreideausfuhr aus Sicilien beweist die Fortdauer des guten Vernehmens mit Rom. Plötzlich erschienen kurz vor der Schlacht bei Pydna rhodische Gesandte im römischen Hauptquartier und im römischen Senat mit der Erklärung, dafs die Rhodier nicht länger diesen Krieg dulden würden, der auf ihren makedonischen Handel und auf die Hafeneinnahme drücke, und dafs sie der Partei, die sich weigere Frieden zu schliefsen, selbst den Krieg erklären würden; zu welchem Ende bereits mit Kreta, mit den asiatischen Städten ein Bündnifs abgeschlossen sei. In einer Republik mit Urversammlungen ist vieles möglich; aber diese wahnsinnige Intervention einer Handelsstadt, die in Rhodos erst beschlossen sein kann als man dort den Fall des Tempepasses kannte, verlangt eine nähere Erklärung. Den Schlüssel giebt die wohl beglaubigte Nachricht, dafs der Consul Quintus Marcius, jener Meister der ‚neumodischen Diplomatie', im Lager bei Herakleion, also nach Besetzung des Tempe-

passes den rhodischen Gesandten Agepolis mit Artigkeiten überhäufte und ihn unter der Hand ersuchte den Frieden zu vermitteln. Republikanische Eitelkeit und Verkehrtheit thaten das Uebrige; man meinte, die Römer gäben sich verloren, man hätte gern zwischen vier Grofsmächten zugleich den Vermittler gespielt — Verbindungen mit Perseus spannen sich an; rhodische Gesandte von makedonischer Gesinnung sagten mehr als sie sagen sollten; und man war gefangen. Der Senat, der ohne Zweifel gröfstentheils selbst von jenen Intriguen nichts wufste, vernahm die wundersame Botschaft mit begreiflicher Indignation und war sehr erfreut über die gute Gelegenheit die übermüthige Kaufstadt etwas zu demüthigen. Ein kriegslustiger Prätor ging gar so weit bei dem Volk die Kriegserklärung gegen Rhodos zu beantragen. Umsonst beschworen die rhodischen Gesandten einmal über das andere kniefällig den Senat der 140jährigen Freundschaft mehr als des einen Irrthumes zu gedenken; umsonst schickten sie die Häupter der makedonischen Partei auf das Schaffot oder nach Rom; umsonst sandten sie einen schweren Goldkranz zum Dank für die unterlassene Kriegserklärung. Der ehrliche Cato bewies zwar, dafs die Rhodier eigentlich gar nichts verbrochen hätten und fragte, ob man anfangen wolle Wünsche und Gedanken zu strafen und ob man den Völkern die Besorgnifs verargen könne, dafs die Römer sich alles erlauben möchten, wenn sie Niemanden mehr fürchten würden. Seine Worte waren vergeblich. Der Senat nahm den Rhodiern ihre Besitzungen auf dem Festland, die einen jährlichen Ertrag von 120 Talenten (180000 Thlr.) abwarfen. Schlimmer noch waren die Mafsregeln, die den rhodischen Handel trafen. Schon das Verbot der Salzeinfuhr nach und der Ausfuhr von Schiffbauholz aus Makedonien scheinen gegen Rhodos gerichtet. Unmittelbarer noch traf den rhodischen Handel die Errichtung des delischen Freihafens; der rhodische Hafenzoll, der bis dahin das Jahr 1 Mill. Drachmen (250000 Thlr.) abgeworfen hatte, sank in kürzester Zeit auf 15000 Dr. (37500 Thlr.). Ueberhaupt aber waren die Rhodier in ihrer Freiheit und dadurch in ihrer freien und kühnen Handelspolitik gelähmt und der Staat fing an zu siechen. Selbst das erbetene Bündnifs ward anfangs abgeschlagen und erst 590 nach wiederholten Bitten erneuert. Die gleich schuldigen, aber machtlosen Kreter kamen mit einem derben Verweis davon.

Mit Syrien und Aegypten konnte man kürzer zu Werke

gehen. Zwischen beiden war Krieg ausgebrochen, wieder einmal über Koelesyrien und Palaestina. Nach der Behauptung der Aegypter waren diese Provinzen bei der Vermählung der syrischen Kleopatra an Aegypten abgetreten worden; was der Hof von Babylon indefs, der sich im factischen Besitz befand, in Abrede stellte. Wie es scheint, gab die Anweisung der Mitgift auf die Steuern der koelesyrischen Städte die Veranlassung zu dem Hader und war das Recht auf syrischer Seite; den Ausbruch des Krieges veranlafste der Tod der Kleopatra im Jahre 581, mit dem spätestens die Rentenzahlungen aufhörten. Der Krieg scheint von Aegypten begonnen zu sein; allein auch König Antiochos Epiphanes ergriff die Gelegenheit gern, um während der Beschäftigung der Römer in Makedonien das traditionelle Ziel der Seleukidenpolitik, die Erwerbung Aegyptens noch einmal anzustreben; es sollte das letzte Mal sein. Das Glück schien ihm günstig. Der damalige König von Aegypten, Ptolemaeos der Sechste Philometor, der Sohn jener Kleopatra, hatte kaum das Knabenalter überschritten und war schlecht berathen; nach einem grofsen Sieg an der syrisch-aegyptischen Grenze konnte Antiochos in demselben Jahr, in welchem die Legionen in Griechenland landeten (583), in das Gebiet seines Neffen einrücken und bald war dieser selbst in seiner Gewalt. Es gewann den Anschein, als gedenke Antiochos unter Philometors Namen sich in den Besitz von ganz Aegypten zu setzen; Alexandreia schlofs ihm defshalb die Thore, setzte den Philometor ab und ernannte an seiner Stelle den jüngern Bruder, Euergetes II. oder der Dicke genannt, zum König. Als hierauf Antiochos durch Unruhen in seinem Reiche abgerufen ward und in seiner Abwesenheit die Brüder sich mit einander vertrugen, setzte er nach seiner Rückkehr gegen beide den Krieg fort. Wie er eben vor Alexandreia stand, nicht lange nach der Schlacht von Pydna (586), traf ihn der römische Gesandte Gaius Popillius, ein harter barscher Mann, und insinuirte ihm den Befehl des Senats alles Eroberte zurückzugeben und Aegypten in einer bestimmten Frist zu räumen. Als der König sich Bedenkzeit erbat, zog der Consular mit dem Stabe einen Kreis um ihn und hiefs ihn sich erklären, bevor er den Kreis überschreite. Der König erwiederte, dafs er gehorche und zog ab nach seiner Residenz, um dort als der Gott, der glänzende Siegbringer, der er war, die Bezwingung Aegyptens nach römischer Sitte zu feiern und den Triumph des Paullus zu parodiren. — Aegypten

fügte sich freiwillig in die römische Clientel; aber auch die Könige von Babylon standen hiemit ab von dem letzten Versuch ihre Unabhängigkeit gegen Rom zu behaupten. Wie Makedonien im Krieg des Perseus, so machten die Seleukiden im koelesyrischen Krieg den gleichen und gleich letzten Versuch sich ihre ehemalige Macht wieder zu gewinnen; aber es ist bezeichnend für den Unterschied der beiden Reiche, dafs dort die Legionen entschieden und hier das barsche Wort eines Diplomaten.

In Griechenland selbst waren als Verbündete des Perseus, nachdem die beiden boeotischen Städte schon mehr als genug gebüfst hatten, nur noch die Molotter zu strafen. Auf geheimen Befehl des Senats gab Paullus an einem Tage siebzig Ortschaften in Epeiros der Plünderung Preis und verkaufte die Einwohner, 150000 an der Zahl, in die Sclaverei. Die Aetoler verloren Amphipolis, die Akarnanen Leukas wegen ihres zweideutigen Benehmens, wogegen die Athener, die fortfuhren den bettelnden Poeten ihres Aristophanes zu spielen, nicht blofs Delos und Lemnos geschenkt erhielten, sondern sogar sich nicht schämten um die öde Stätte von Haliartos zu petitioniren, die ihnen denn auch zu Theil ward. So war etwas für die Musen geschehen, aber mehr war zu thun für die Justiz. Eine makedonische Partei gab es in jeder Stadt und also begannen durch ganz Griechenland die Hochverrathsprozesse. Wer in Perseus Heer gedient hatte, ward sofort hingerichtet; nach Rom ward beschieden, wen die Papiere des Königs oder die Angaben der zum Denunciren herbeiströmenden politischen Gegner compromittirten — der Achaeer Kallikrates und der Aetoler Lykiskos zeichneten sich aus in diesem Gewerbe. So wurden die namhafteren Patrioten unter den Thessalern, Aetolern, Akarnanen, Lesbiern und so weiter aus der Heimath entfernt; namentlich aber über tausend Achaeer, wobei man nicht so sehr den Zweck verfolgte den Leuten den Prozefs als die kindische Opposition der Hellenen mundtodt zu machen. Den Achaeern, die wie gewöhnlich sich nicht zufrieden gaben, bis sie die Antwort hatten, die sie ahnten, erklärte der Senat, ermüdet durch die ewigen Bitten um Einleitung der Untersuchung, endlich rund heraus, dafs bis auf weiter die Leute in Italien bleiben würden. Sie wurden hier in den Landstädten internirt und leidlich gehalten, Fluchtversuche indefs mit dem Tode bestraft; ähnlich wird die Lage der aus Makedonien weggeführten ehemaligen Beamten gewesen sein.

Wie die Dinge einmal standen, war dieser Ausweg, so gewaltsam er war, noch der erträglichste und die enragirten Griechen der Römerpartei sehr wenig zufrieden damit, dafs man nicht häufiger köpfte. Lykiskos hatte es defshalb zweckmäfsig gefunden in der Rathsversammlung vorläufig 500 der vornehmsten Männer der aetolischen Patriotenpartei niederstofsen zu lassen; die römische Commission, die den Menschen brauchte, liefs es hingehen und tadelte nur, dafs man diesen hellenischen Landesgebrauch durch römische Soldaten habe vollstrecken lassen. Aber man darf glauben, dafs sie zum Theil um solche Gräuel abzuschneiden jenes italische Internirungssystem aufstellte. Da überhaupt im eigentlichen Griechenland keine Macht auch nur von der Bedeutung wie Rhodos oder Pergamon bestand, so bedurfte es hier einer Demüthigung weiter nicht, sondern was man that, geschah nur um Gerechtigkeit, freilich im römischen Sinne, zu üben und die ärgerlichsten und eclatantesten Ausbrüche des Parteihaders zu beseitigen.

Es waren hiemit die hellenistischen Staaten sämmtlich der römischen Clientel vollständig unterthan geworden und das gesammte Reich Alexanders des Grofsen, gleich als wäre die Stadt sein Erbe geworden, an die römische Bürgergemeinde gefallen. Von allen Seiten strömten die Könige und die Gesandten nach Rom um Glück zu wünschen, und es zeigte sich, dafs niemals kriechender geschmeichelt wird als wenn Könige antichambriren. König Massinissa, der auf ausdrücklichen Befehl davon abgestanden war selber zu erscheinen, liefs durch seinen Sohn erklären, dafs er sich nur als den Nutzniefser, die Römer aber als die wahren Eigenthümer seines Reiches betrachte und dafs er stets mit dem zufrieden sein werde, was sie ihm übrig lassen würden. Darin war wenigstens Wahrheit. König Prusias von Bithynien aber, der seine Neutralität abzubüfsen hatte, trug die Palme in diesem Wettkampf davon; er fiel auf sein Antlitz nieder, als er in den Senat geführt ward, und huldigte ‚den rettenden Göttern'. Da er so sehr verächtlich war, sagt Polybios, gab man ihm eine artige Antwort und schenkte ihm die Flotte des Perseus. — Der Augenblick wenigstens für solche Huldigungen war wohlgewählt. Von der Schlacht von Pydna rechnet Polybios die Vollendung der römischen Weltherrschaft. Sie ist in der That die letzte Schlacht, in der ein civilisirter Staat als ebenbürtige Grofsmacht Rom auf der Wahlstatt gegenübergetreten ist; alle späteren Kämpfe sind

Rebellionen oder Kriege gegen Völker, die aufserhalb des Kreises der römisch-griechischen Civilisation stehen, gegen sogenannte Barbaren. Die ganze civilisirte Welt erkennt fortan in dem römischen Senat den obersten Gerichtshof, dessen Commissionen in letzter Instanz zwischen Königen und Völkern entscheiden um dessen Sprache und Sitten sich anzueignen fremde Prinzen und vornehme junge Männer in Rom verweilen. Ein klarer und ernstlicher Versuch, sich dieser Herrschaft zu entledigen ist in der That nur ein einziges Mal gemacht worden, von dem grofsen Mithradates von Pontos. Die Schlacht bei Pydna bezeichnet aber auch zugleich den letzten Moment, wo der Senat noch festhält an seiner bisherigen Politik keine unmittelbaren Besitzungen aufserhalb Italien zu erwerben, aufser wo wie in Spanien die Nothwendigkeit sie aufdringt; denn offenbar war auch Spaniens Erwerb weit mehr eine Last als ein Gewinn und man behielt die Halbinsel nur, weil man um jeden Preis die Bildung eines neuen hannibalischen Staats verhindern zu müssen glaubte und es einmal nicht möglich war hier zwei Nationen gegen einander zu balanciren, wie in Gallien die Kelten durch die Massalioten, in Libyen die Punier durch die Eingebornen. Wenn man konnte, hielt man fest an der Staatsmaxime keine überseeischen Eroberungen und Besatzungen zu übernehmen; aber es war eine Sisyphusarbeit jene zahllosen Clientelstaaten durch die blofse politische Suprematie so weit in Ordnung zu halten, dafs sie weder sich in völlige Schwäche und Anarchie auflösten, wie es in Griechenland geschah, noch dem halbfreien Staat die Möglichkeit blieb sich zur vollen Unabhängigkeit zu entwickeln, wie es nicht ohne Erfolg Makedonien versuchte. Kein Staat durfte ganz zu Grunde gehen, aber auch keiner sich auf eigene Füfse stellen; weshalb der besiegte Feind wenigstens die gleiche, oft eine bessere Stellung bei den römischen Diplomaten hatte als der treue Bundesgenosse, und der Geschlagene zwar aufgerichtet, aber wer selber sich aufrichtete erniedrigt ward — die Aetoler, Makedonien nach dem asiatischen Krieg, Rhodos, Pergamon machten die Erfahrung. Das alles ward auf die Länge den Herren ebenso unleidlich wie den Dienern; nach der Schlacht von Pydna zeigen sich schon deutlich die Anfänge eines Systemwechsels und der steigenden Abneigung Roms auch nur Mittelstaaten in der ihnen möglichen Unabhängigkeit neben sich zu dulden, weshalb Makedonien nicht mehr geschwächt,

sondern vernichtet ward. Die immer nothwendiger werdende Intervention in die inneren Angelegenheiten der griechischen Kleinstaaten mit ihrer Mifsregierung und ihrer politischen wie socialen Anarchie, die Entwaffnung Makedoniens, wo die Nordgrenze nothwendig einer anderen Wehr als blofser Posten bedurfte, endlich die beginnende Grundsteuerentrichtung nach Rom aus Makedonien und Illyrien sind ebensoviel Anfänge der nahenden Verwandlung der Clientelstaaten in Unterthanen Roms.

Werfen wir zum Schlufs einen Blick zurück auf den von Rom seit der Einigung Italiens bis auf Makedoniens Zertrümmerung durchmessenen Lauf, so erscheint die römische Weltherrschaft keineswegs, wie man wohl zu sagen pflegt, als ein von unersättlicher Ländergier entworfener und durchgeführter Riesenplan, sondern als ein Ergebnifs, das der römischen Regierung sich ohne, ja wider ihren Willen aufgedrungen hat. Es ist offenbar für jede nicht oberflächliche Betrachtung, dafs man während dieses ganzen Zeitraums nichts wollte und begehrte als die Herrschaft über Italien, dafs man blofs wünschte nicht übermächtige Nachbarn neben sich zu haben und dafs man, nicht aus Humanität gegen die Besiegten, sondern in dem sehr richtigen Gefühl den Kern des Reiches nicht von der Umlage erdrücken zu lassen, sich sehr ernstlich dagegen stemmte erst Africa, dann Griechenland, endlich Asien in den Kreis der römischen Clientel hineinzuziehen, bis die Umstände jedesmal die Erweiterung des Kreises erzwangen oder wenigstens mit unwiderstehlicher Gewalt nahe legten. Die Römer haben stets behauptet, dafs sie nicht Eroberungspolitik trieben und stets die Angegriffenen gewesen seien; es ist etwas sehr Wahres darin, denn mit Ausnahme des Krieges um Sicilien sind zu allen grofsen Kriegen, zu dem hannibalischen und dem antiochischen und nicht minder zu denen mit Philippos und Perseus, sie entweder durch einen unmittelbaren Angriff oder durch eine unerhörte Störung der bestehenden politischen Verhältnisse genöthigt und daher auch in der Regel von ihrem Ausbruch überrascht worden. Dafs sie sich nicht so gemäfsigt haben, wie sie vor allem im eigenen Interesse Italiens es hätten thun sollen, dafs zum Beispiel die Festhaltung Spaniens, die Feststellung der Tutel über Africa, vor allem der halb phantastische Plan den Griechen überall die Freiheit zu bringen, schwere Fehler waren gegen die italische Politik, ist deutlich genug. Allein die Ursachen davon sind theils die

blinde Furcht vor Karthago, theils der noch viel blindere hellenistische Freiheitsschwindel; Eroberungslust haben die Römer in dieser Epoche so wenig bewiesen, dafs sie vielmehr eine sehr verständige Eroberungsfurcht zeigen. Ueberall ist die römische Politik nicht die eines einzigen gewaltigen Kopfes oder eines in einer Familie sich forterbenden Dynastenstrebens, sondern die Politik einer sehr tüchtigen, aber etwas beschränkten Rathsherrenversammlung, die um Pläne in Caesars und Napoleons Sinn zu entwerfen der grofsartigen Combination viel zu wenig und des richtigen Instincts für das Glück des Volkes viel zu viel gehabt hat. Die römische Weltherrschaft beruht in ihrem letzten Grunde auf der staatlichen Entwicklung des Alterthums überhaupt. Die alte Welt kannte das Gleichgewicht der Nationen nicht und defshalb war jede Nation, die sich im Innern geeinigt hatte, ihre Nachbarn entweder geradezu zu unterwerfen bestrebt, wie die hellenischen Staaten, oder doch unschädlich zu machen, wie Rom, was denn freilich schliefslich auch auf die Unterwerfung hinauslief. Aegypten ist vielleicht die einzige Grofsmacht des Alterthums, die ernstlich ein System des Gleichgewichts verfolgt hat; in dem entgegengesetzten trafen Seleukos und Antigonos, Hannibal und Scipio zusammen und nur der Erfolg unterschied zwischen ihnen, da nach dem Willen des Verhängnisses all die andern reich begabten und hochentwickelten Nationen vergehen mufsten um eine unter allen zu bereichern und alle am letzten Ende bauen halfen an Italiens Gröfse und, was dasselbe ist, an Italiens Verfall.

KAPITEL XI.

Die Verfassung und die inneren Verhältnisse.

In keiner Epoche ist die römische Verfassung formell so stabil geblieben wie in der vom sicilischen bis zum dritten makedonischen Kriege und noch ein Menschenalter über diesen hinaus. Die Vermehrung der Beamtenzahl hielt schwerlich auch nur Schritt mit der Erweiterung der Grenzen und der Vermehrung der Obliegenheiten der Regierung; wesentliche Verfassungsänderungen fanden kaum statt, und selbst die wichtigsten, von denen wir Kunde haben, die Ausdehnung der Wahlen auf priesterliche Würden und die Umgestaltung der Abstimmungsweise in den Volksversammlungen, waren zwar Fortschritte im demokratischen Sinn, aber mit den Reformen weder der vorhergehenden noch der folgenden Periode an Wichtigkeit irgend zu vergleichen. Unter den geistlichen Aemtern blieben die eigentlichen Priesterthümer, sowohl die Flaminate wie die Collegien der Salier und Arvalen, von dem Kampf der Parteien unberührt wegen ihrer politischen Nichtigkeit. Dagegen die Collegien der Sachverständigen, der Pontifices, der Auguren, der Orakelbewahrer, der Schmausherren, griffen vielfach ein in das öffentliche Leben und wie einst die Plebejer sich den Eintritt in dieselben zu erkämpfen bemüht gewesen waren, so suchte jetzt die Bewegungspartei die Besetzung dieser Aemter in die Hände der Bürgerversammlung zu bringen. Dem Geiste dieser Institutionen, die ja eben bestimmt waren die Kunde des göttlichen und menschlichen

Rechts rein und vollständig den Nachkommen zu überliefern, widersprach es indefs den Eintritt in diese Collegien den Zufälligkeiten der Volkswahl zu überliefern, und noch war dieser Geist so mächtig, dafs man sich darauf beschränkte die Wahl der Vorsteher dieser Körperschaften, so weit sie Vorsteher hatten, aus dem Schofs der Körperschaften den Comitien zu übertragen; wobei überdiefs noch, um ja nichts zu versehen, nicht das ganze Volk wählte, sondern nur die kleinere Hälfte der Bezirke. Auf diese Art kam, vermuthlich im Anfang dieser Epoche, sicher vor dem Jahre 542 die Wahl des Vorstehers der Curionen und die wichtigere des obersten Pontifex an die Bürgerversammlung. — Von gröfserer Bedeutung war die Reform der Centuriatcomitien, die höchst wahrscheinlich in dem Jahre erfolgte, in dem der erste punische Krieg zu Ende ging (513). Nach der bisherigen Stimmordnung hatten zuerst die Ritter gestimmt, das heifst der alte Geschlechtsadel in seinen und die plebejische Nobilität in ihren Abtheilungen; alsdann die erste Klasse, das heifst die Höchstbesteuerten; und diese beiden Abtheilungen hatten, wenn sie einig waren, jede Abstimmung entschieden. Das Stimmrecht der Steuerpflichtigen der vier folgenden Klassen war von zweifelhaftem Gewicht, das der unter dem niedrigsten Steuersatz von 11000 Assen Geschätzten wesentlich illusorisch und den Freigelassenen fehlte mit geringen Ausnahmen das Stimmrecht ganz. Nach der neuen Ordnung stimmte dagegen einfach Bezirk nach Bezirk und nur in dem einzelnen Bezirk Klasse nach Klasse; die Höchstbesteuerten erhielten, statt wie nach der alten fast die Hälfte, nach der neuen Ordnung nur etwa ein Fünftel der Gesammtzahl der Stimmen, nicht mehr als jede der vier folgenden Klassen. Zugleich wurde die Zahl der Bürgerbezirke, nachdem sie auf fünf und dreifsig gebracht war, hiemit geschlossen und fortan die Neubürger nicht mehr in neue Bezirke geordnet, sondern in die bestehenden eingeschrieben. Es wird diese Reform als das Ende der ständischen Kämpfe bezeichnet, und mit Recht; sie schaffte das letzte politische Vorrecht des Adels, das wichtige Vorstimmrecht, ab und stellte die reicheren Steuerpflichtigen den ärmeren wesentlich gleich. Insofern ist ihre Tendenz allerdings demokratisch. Allein selbst abgesehen davon, dafs im Allgemeinen die Zeitgenossen wie die Nachwelt gewohnt sind die Wichtigkeit der Veränderungen in der Stimmordnung der Urversammlungen zu überschätzen, wird man auch im Besondern die demokratische

Tendenz dieser Reform nicht allzuhoch anschlagen dürfen. Die Reform betraf blofs die Centuriatcomitien, denen aufser den Wahlen der Consuln und Censoren und der Entscheidung über die Erklärung eines Angriffskrieges regelmäfsig keine Fragen vorgelegt wurden; die übrigen Wahlen und die regelmäfsige Entscheidung über Gesetzvorschläge und Criminalanklagen kamen ohnehin schon an die nach Districten stimmenden Tributcomitien, so dafs die Reform eigentlich nichts anderes that als den Unterschied der Centuriat- und der Tributcomitien thatsächlich aufheben. Es war nicht von sehr grofsem Gewicht, dafs man nicht ganz auf demselben Wege in beiden Comitien zu gleichem Ziel kam. Die Centurien schlossen grundsätzlich die unter dem Minimalcensus geschätzten und die freigelassenen Bürger aus, während die Tribus alle Bürger umfafsten. Aber dafür waren in den Tribus alle nicht ansässigen und die meisten freigelassenen Bürger in die vier städtischen Tribus zusammengedrängt, während die ansässigen freigebornen Bürger die ein und dreifsig übrigen inne hatten; in den Centurien dagegen standen die ansässigen und nichtansässigen Bürger seit Appius Claudius Census sich gleich. Im Resultat kamen beide Stimmordnungen darauf hinaus, dafs diejenigen Bürger, die überhaupt ein ernstliches Stimmrecht hatten, wesentlich unter einander gleichstanden, die vermögenslosen und die Freigelassenen aber kein oder doch kein wirksames Stimmrecht besafsen. Anfangs zwar wurden bei jener Reform die Freigelassenen den Freigeborenen gleichgestellt, aber zwanzig Jahre später (534) sie wieder aus den Stimmabtheilungen so gut wie entfernt — eine Mafsregel, die der Censor Tiberius Sempronius Gracchus, der Vater der beiden Urheber der römischen Revolution, im Jahre 585 gegen die immer wieder sich eindrängenden Freigelassenen wiederholte und schärfte. Im Ganzen blieben also Freigelassene und Arme ausgeschlossen von der politischen Gleichberechtigung; was um so wichtiger war und um so deutlicher als ein Sieg der conservativen Partei erschien, als man diese zurückgesetzten Klassen zu den Staatslasten möglichst mit heranzuziehen anfing. Der Minimalcensus der Legionssoldaten, der früher mit dem Minimalcensus der Centuriatcomitien von 11000 As zusammengefallen war, wurde im Laufe dieser Periode auf 4000 As vermindert; es wurden die zwischen 4000 und 1500 As geschätzten Freigebornen so wie die Freigelassenen zum Dienst auf der Flotte herangezogen, die

zwischen 1500 und 375 As geschätzten Freigebornen wenigstens im Nothfall in das Heer eingestellt. In Folge dieser Bestimmungen behielt auch noch die reformirte Verfassung einen sehr entschieden aristokratischen Charakter. Die Reform der Centurienordnung selbst war mehr administrativer als politischer Art und hätte der Bürgerversammlung kaum eine wesentlich veränderte Richtung gegeben, selbst wenn diese Versammlung im Staat damals noch gewesen wäre, was sie früher war. Allein dies Rad in der Staatsmaschine ward allmählich so gelähmt, dafs die Veränderungen in seinem Bau keineswegs mehr die Bedeutung haben wie in den Zeiten des Kampfes der Patricier und der Plebejer.

Der römischen Bürgerversammlung, die vortrefflich organisirt war um die Gemeindeinteressen zu berathen, waren die Verhältnisse vollständig über den Kopf gewachsen. In den höchsten und schwierigsten Fragen, die die herrschende Weltmacht zu lösen überkam, einem wohlgesinnten, aber zufällig zusammengetriebenen Haufen italischer Bauern das entscheidende Wort zu gestatten; über Feldherrnernennungen und Staatsverträge ihn, der weder die Gründe noch die Folgen seiner Beschlüsse begriff, in letzter Instanz aburtheilen zu lassen war ebenso sinnlos wie lächerlich. Dazu kam die arge Unbehülflichkeit der Maschine, die schon in der vorigen Periode auffallend hervorgetreten und theils durch die steigende Zahl der Bürger, theils durch die Reform selbst noch wesentlich vermehrt worden war; denn indem man seit der Reform die Neubürger in die alten Bezirke einschrieb, ward allmählich jeder Bezirk zusammengesetzt aus durchaus verschiedenen über das ganze römische Gebiet zerstreuten Ortschaften und verlor jeden inneren Zusammenhang. Eine bestimmte Leitung und eine Vorberathung in den Bezirken ward immer schwieriger; was um so übler war, als in den Comitien selbst nicht debattirt ward. Das Ergebnifs davon war wie billig die alberne und unmündige Rolle, die die Comitien ohne Ausnahme in der Geschichte dieser Zeit spielen; in der Regel standen die Leute da und sagten ja zu allen Dingen, und wenn sie ausnahmsweise nein sagten, wie zum Beispiel im zweiten makedonischen Krieg, konnte man sicher sein dafs die Kirchthurmsder Staatspolitik eine kümmerliche und kümmerlich endende Opposition machte. Nie ist in der beschränktesten Monarchie dem Monarchen so völlig die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten entzogen worden wie es dem souverainen römischen

Volke geschah; der Senat beherrschte die Comitien vollständig, und um so mehr, als die vornehmen Familien sich eben in dieser Periode fester zusammenschlossen und wieder anfingen einen eigenen Stand zu bilden, der im Senat seine Vertretung fand — charakteristisch genug eben in einer Epoche, welche formell die Grundsätze der Gleichberechtigung in der Bürgerschaft zur Anerkennung brachte. Zwar lag eine gewisse Erblichkeit in dem Wesen des senatorischen Instituts; es war ja von Haus aus gewissermafsen eine Repräsentation der Geschlechter. Allein jetzt stellte sich nicht blofs fest, dafs alle Mitglieder der regierenden Familien, so wie sie zu ihren Jahren gekommen waren, ihren Weg fanden in den Senat, sondern, was schlimmer war, es ward den Männern, denen blofs ihr Verdienst einen Anspruch gab auf einen Sitz in der Curie, zwar der Eintritt in dieselbe nicht versperrt, aber zur Bekleidung der beiden höchsten Würden, des Consulats und der Censur, wurden sie nicht leicht gelassen. Es fing an als eine Art Usurpation betrachtet zu werden, wenn ein ‚neuer Mann' sich bewarb um diese Aemter und nur selten und ungern, wie zum Beispiel zu Gunsten Catos und Glabrios, gestattete man Ausnahmen. Schon schämte der Senator sich bei den Spielen neben dem Plebejer zu sitzen; die Trennung der Sitzplätze, die der grofse Scipio 560 als Censor verfügt haben soll, war die offizielle Ankündigung der Scheidung zwischen Regierenden und Regierten. Um die regierenden Familien, in deren Händen zugleich ungeheure Reichthümer sich befanden, schlofs sich dann der unvermeidliche Anhang von Günstlingen und Bettlern; es ward nöthig die Geschenke besonders defshalb gesetzlich zu beschränken, weil die Senatoren anfingen unter diesen Namen sich von ihren Clienten regelmäfsig Tribut entrichten zu lassen. Diese neue Sonderstellung erweckte eine neue Opposition. Es ward der Grund gelegt zu einer neuen Parteibildung, welche die so eben beseitigte Bevorrechtigung des Patriciats unter veränderten Namen wieder aufnahm und der Kampf drohte nur um so schwieriger und erbitterter zu werden, als die Zurücksetzung mehr eine thatsächliche als eine rechtliche war. Für jetzt freilich herrschte noch der Senat im Wesentlichen unumschränkt; und er verdiente es zu herrschen. Er hatte, nachdem er Lehrgeld gegeben während des ersten punischen Krieges, allmählich einen Geist in sich entwickelt, der der consequenten Führung des ihm zugefallenen Weltregiments gewachsen war; nicht so ab-

geschlossen um nicht jeder Capacität Raum in seinem Schofse zu gönnen und fest genug zusammengeschaart um politische Routine und politische Tradition in sich zu bilden, rechtfertigte er in dem hannibalischen und den daraus ferner sich entspinnenden Kriegen glänzend vor der Welt seine Befugnifs sie zu beherrschen. Wären daneben die Bürgerversammlungen blofs nichtig gewesen, so hätte man sie immerhin den Souverain repräsentiren lassen mögen; allein wenn die souveraine Behörde unmündig ist und dennoch nicht mundtodt, so fehlt es ihr nicht an Vertretern, die als den Willen des höchstgebietenden Herrn den ihrigen proclamiren. Jede Minorität im Senat konnte der Majorität gegenüber appelliren an die Comitien; jedem einzelnen Mann, der die leichte Kunst besafs unmündigen Ohren zu predigen oder auch nur Geld wegzuwerfen, war das Mittel an die Hand gegeben einen Beschlufs zu erwirken, dem Beamte und Senat formell sich fügen mufsten. Solches Beginnen mochte loyal und zweckmäfsig sein, so lange die Bürgerversammlung wirklich im Stande war zu regieren; aber da dies anerkannter Mafsen nicht mehr der Fall war, so thut man dieser ‚populären Partei', wie sie sich nannte, viel zu viel Ehre an, wenn man sie eine demokratische nennt — sie verhält sich zu der Demokratie wie das Günstlings- und Mätressenregiment zum Royalismus. Ihr Ziel war nicht die Herrschaft des Volkes zu gründen, sondern die des Senats zu stürzen und in der einen oder andern Form die Herrschaft für sich zu usurpiren, oder vielmehr zunächst — denn noch war man beim Anfang — einzelne Mafsregeln im Interesse der Antragsteller gegen die Regierung durchzusetzen. Hieher gehören die Verhandlungen vor dem Volk über Marcellus Oberbefehl; die Drohung Scipios sich vom Volk das Commando übertragen zu lassen; die versuchte Kriegserklärung gegen die Rhodier; vor allen Dingen aber die thörichten Feldherrnwahlen, welche durch dieses System eben dann, wenn am meisten auf sie ankam, auf jene Bürgergenerale fielen, die im Weinhaus Schlachtpläne auf den Tisch zu zeichnen und auf den Kamaschendienst kraft ihres angebornen strategischen Genies mitleidig herabzusehen gewohnt sind. Was dabei herauskam, zeigt der erste Abschnitt des hannibalischen Krieges und der Krieg gegen Perseus. Immer weiter dehnte die formelle Competenz des Volkes sich aus in Justiz und Administration, namentlich hinsichtlich der Ratification von Staatsverträgen, je weniger die Bürgerversammlung

im Stande war die Tragweite ihrer Beschlüsse zu fassen. In der That war das Volk weniger competent als je und während die Macht des Senats wie der Magistrate und überhaupt aller verfassungsmäfsigen Gewalten beschränkt, die Regierung auf Schritt und Tritt gekreuzt und beirrt ward, begreiflicher Weise eben am meisten, wo sie am meisten in ihrem guten Recht war, erweiterte jede Ausdehnung der sogenannten Volkscompetenz blofs die Macht der factiösen Minorität und der einzelnen Ehrgeizigen. Freilich war das Uebel erst im Beginnen; die neuen Parteien, die senatorische und die populare, waren noch nicht dahin gelangt auch nur ihre Lager vollständig abzustecken. Der gute und verständige Sinn in der Bürgerschaft war nicht erloschen und obwohl in der Regel nicht er in den Comitien entschied, so war es doch nicht unmöglich wenn es galt ihn auch in diesen wieder zu erwecken, sei es durch das Wort eines angesehenen Mannes, sei es durch die lautere Stimme der Noth und der Schande. So wurden Marcellus und Paullus vom Volk zu Feldherren gewählt und so gelang es die Einwilligung des Volkes zu dem zweiten Krieg gegen Philippos zu erwirken. Aber dieses Mittel erwies sich nur wirksam im äufsersten Fall. Für die regelmäfsigen Angelegenheiten stand der Regierung zwar verfassungsmäfsig die Dictatur zu Gebot; aber bei der steigenden demokratischen Tendenz war es nicht mehr möglich von dieser unpopulären Magistratur Gebrauch zu machen und seit der Dictatur des Quintus Fabius 537 und der Reaction dagegen, die dem Institut den Todesstofs gegeben, war sie thatsächlich beseitigt. Hauptsächlich stützte defshalb der Senat sich auf das populäre Tribunat, das zwar eingeführt war um den Senat zu lähmen, aber nach der Ausgleichung der ständischen Kämpfe das Mittel geworden war, durch das der Senat einzig sich hielt; denn indem jedem der zehn jetzt im Senat zu Sitz und Stimme berechtigten Volkstribunen das Recht zustand jeden Volksbeschlufs durch sein Einschreiten zu cassiren und die Beamten zu verhaften, vermochte durch sie der Senat einigermafsen die Comitien und die factiöse Opposition im Zaume und die Staatsmaschine im Gleise zu halten (S. 201). Im minderen Grade wurden zu gleichem Zweck die sacralen Institutionen gebraucht oder vielmehr gemifsbraucht. Allein dafs diese Mittel nicht reichten, und namentlich die Wahlen vollständig dem Zufall oder der Intrigue anheimfallen mufsten, leuchtet ein. Augenblicklich war der Zustand noch erträglich,

da die Männer der popularen Partei noch nicht genau wufsten was sie wollten und mehr für den Fortschritt im Allgemeinen, als für ein bestimmtes Parteiprogramm, mehr um einzelne Mafsregeln der Regierung abzuzwingen als um die Verfassung umzustürzen sprachen und handelten; allein der gegenwärtige Uebelstand und die künftige Gefahr waren grofs genug um eine Reform dringend zu erheischen und der hannibalische Krieg vor allem hatte die Nothwendigkeit einer tapferen Verbesserung der Verfassung wahrlich klar genug dargethan. Indefs die conservative Partei machte nicht einmal einen Versuch in dieser Richtung, sondern liefs die Dinge eben gehen und bereitete, sei es durch ihre Kurzsichtigkeit, sei es durch ihre Feigheit, den Nachkommen eine böse Zeit; indem der Acker nicht rechtzeitig umgebrochen ward, säeten Unkraut auch die es nicht wollten. Den späteren Geschlechtern, die die Stürme der Revolution erlebten, erschien die Zeit nach dem hannibalischen Kriege als die goldene Roms und Cato als das Muster des römischen Staatsmannes. Es war vielmehr die Windstille vor dem Sturm und die Epoche der politischen Mittelmäfsigkeiten, eine Zeit wie die des walpoleschen Regiments in England; und es trat in Rom kein Chatham auf, der die stockenden Adern der Nation in frische Wallung gebracht hätte. Die Stabilität der Verfassung war hier wie überall ein Zeichen nicht der Gesundheit des Staats, sondern der beginnenden Erkrankung und der Vorbote einer Revolution.

In demselben Geiste gestalteten sich die Verhältnisse zu der italischen Eidgenossenschaft in dieser Epoche allmählich um; die wichtigsten Veränderungen sind gleichfalls mehr thatsächliche als rechtliche Neuerungen. Die römische Eidgenossenschaft bestand zu Anfang dieser Periode aus Vollbürgern, Passivbürgern ohne Stimmrecht und Bundesgenossen sehr verschiedenen Rechtes, unter denen die Städte in Latium, soweit sie nicht bereits in die römische Bürgerschaft eingetreten waren, und die von Rom gegründeten föderirten Städte, die sogenannten latinischen Colonien, die wichtigste und bevorzugteste Klasse ausmachten. Von diesen drei Klassen wurde die zweite insofern abgeschafft, als alle Stadtgemeinden mit Passivbürgerrecht entweder ganz aufgelöst wurden, wie in Folge des hannibalischen Krieges aufser andern namentlich Capua, oder das Vollbürgerrecht empfingen, das im Laufe des sechsten Jahrhunderts Roms den übrigen Halbbürgergemeinden

allmählich zu Theil ward. Die factische Schwierigkeit, die grofsentheils zu der Ertheilung des Passivbürgerrechts geführt hatte, dafs nämlich das Vollbürgerrecht die Gemeinden den römischen Gerichten unterwarf und aus entfernteren Districten man doch nicht wohl die Leute beständig nach Rom kommen lassen konnte, beseitigte man in der Art, dafs anstatt der wegfallenden städtischen Jurisdiction ein von Rom aus ernannter stellvertretender Richter (*praefectus*) eintrat: es bleibt freilich zweifelhaft, ob bei diesem Wechsel die Gemeinden mehr gewannen oder mehr verloren. Am Schlufs dieser Periode gab es also keine andern römischen Passivbürger weiter, als einzelne aus besonderen Gründen vom Stimmrecht ausgeschlossene Individuen; die Bürger ohne Stimmrecht als Klasse in der Eidgenossenschaft waren verschwunden. Es ging diese wichtige Veränderung hervor aus demselben Geiste, der die Stimmreform veranlafste: man nivellirte innerhalb der römischen Bürgerschaft und beseitigte alle anderen Zurücksetzungen mit Ausnahme der der Nichtansässigen und der freigelassenen Sclaven. Die römische Bürgerschaft bildete seitdem eine geographisch ziemlich geschlossene Masse, die an der Westküste von Caere bis Cumae reichte und im Binnenland Latium im weitesten Sinn und die Sabina in sich schlofs; nur einzelne Städte latinischen Rechts, wie zum Beispiel Tibur, Praeneste, Cora, Norba, waren innerhalb dieses Gebiets enclavirt. Dazu kamen ferner eine Anzahl römischer Bürger, die ohne municipale Gemeinwesen zu bilden in Dörfern durch ganz Italien zerstreut lebten, und die von Rom an den Küsten angelegten Colonien, die nach römischer Uebung Theile der römischen Vollbürgerschaft ausmachten. Gegen das Ende dieser Periode ward ferner der Grundsatz aufgegeben allen von Rom im Binnenlande gegründeten Festungen blofs latinisches Recht zu gewähren. Aquileia, dessen Gründung 571 begann, ist die jüngste der italischen Colonien Roms, welche latinisches Recht empfingen; die ungefähr gleichzeitig (570 577) ausgeführten Colonien Potentia, Pisaurum, Parma, Mutina, Luna erhielten bei der Gründung das volle Bürgerrecht. Wenn also die römische Bürgerschaft im Innern sich ausglich und sich consolidirte, so schlofs sie andrerseits gegen die Bundesgenossenschaft sich vollständig ab. Es läfst sich mit Sicherheit keine einzige italische Gemeinde bezeichnen, die in dieser Periode das bundesgenössische mit dem Bürgerrecht vertauscht hätte und es kann mit Wahrscheinlichkeit angenommen wer-

den, dafs seit der vollendeten Unterwerfung Italiens das römische Bürgerrecht überhaupt an keine italische Gemeinde mehr gegeben worden ist mit Ausnahme der neuen See- und seit 570 der neuen Landcolonien. Aber auch in den Bundesverträgen macht seit derselben Zeit dieselbe Richtung sich geltend die Bundesgenossen dem römischen Verbande fernzuhalten und namentlich die Gewinnung des römischen Bürgerrechts ihnen zu erschweren. Von den vier und dreifsig Colonien latinischen Rechts, die Rom in Italien und im cisalpinischen Gallien gegründet hat, waren die zwölf jüngsten, das heifst das 486 gegründete Ariminum und die seitdem angelegten, wesentlich schlechteren Rechtes als die älteren (S. 282). Während diesen, dem ‚gröfsern Latium', die volle Freizügigkeit verbrieft worden war und jeder aus einer solchen Stadt in Rom einwandernde Bürger dort als Passivbürger (*municeps*) lebte und alle Rechte und Pflichten des römischen Bürgers theilte mit Ausnahme der passiven Wahlfähigkeit und des Stimmrechts, ja vielleicht auch dieses in ähnlicher Weise übte wie die nichtansässigen Vollbürger*, wurden dagegen die Bürger der zwölf jüngsten Colonien, des ‚kleinern Latium' beschränkt auf privatrechtliche Gleichstellung mit den Römern im Handel und Wandel**. Nur den gewesenen Gemeindebeamten gestattete man die Gewinnung des römischen Bürgerrechts und sorgte also in geschickter Weise dafür, dafs die Capacitäten Rom nicht entfremdet wurden. Was also

---

* Dies latinische Stimmrecht bestand wenigstens eine Zeitlang darin, dafs bei jeder einzelnen Abstimmung das Loos den Stimmbezirk feststellte, in welchem sämmtliche Latiner zu stimmen hatten.

** Cicero meldet (*pro Caec.* 35), dafs Sulla den Volaterranern das Recht von Ariminum gegeben habe, das heifst, setzt der Redner hinzu, das Recht der zwölf Colonien, die nicht römisches Bürgerrecht besafsen, aber das Commercium mit den Römern. Ueber wenige Dinge ist so viel verhandelt worden wie über die Beziehung dieses Zwölfstädterechts; und doch ist die Lösung sehr einfach: es sind die zwölf jüngsten latinischen Colonien — Ariminum, Beneventum, Firmum, Aesernia, Brundisium, Spoletium, Cremona, Placentia, Copia, Valentia, Bononia, Aquileia — gemeint, an deren Spitze ja eben Ariminum steht. Damit ist zugleich bewiesen, was an sich schon wahrscheinlich war, dafs alle nach Aquileias Gründung in Italien ausgeführten Colonien zu den Bürgercolonien gehören. — Ob Zwischenheirathen zwischen Römern und Latinern als gültig angesehen wurden, d. h. das Kind dem Stande des Vaters folgte, ist nicht ausgemacht. Wahrscheinlich stand den Bürgern des gröfseren Latium das Connubium zu (Diodoros 590, 62. fr. Vat. 130 Dind.); dafs es denen des kleineren fehlte, unterliegt keinem gegründeten Zweifel.

galt für die bevorzugteste Klasse der Bundesgenossen, wird ohne Frage auch in analoger Weise für die übrigen Föderirten zur Anwendung gekommen sein, über deren in Folge des hannibalischen Krieges sehr zu ihrem Nachtheil veränderte Stellung und Stimmung schon früher einige Andeutungen gegeben worden sind (S. 480). Die wenigen Verträge italischer Städte mit Rom, die den hannibalischen Krieg unverändert überdauerten, wie zum Beispiel die mit Tibur, Praeneste, Neapel, Nola, Heraklea, gewährten wichtige Rechte, die den späteren fehlen und erkannten namentlich das Exilrecht an, das auf der Freizügigkeit ruht; von Tibur und Praeneste ist es nicht zu bezweifeln und von den andern nicht unwahrscheinlich, dafs diese Verträge im Wesentlichen den Bundesstädten das Recht des gröfsern Latium gaben. — Gegen das Ende dieser Periode ging man noch einen Schritt weiter. Es liefen Klagen ein über die Verödung der latinischen Städte in Folge der Freizügigkeit, die zwischen Rom und dem gröfsern Latium bestand; während andrerseits die italischen Bundesgenossen minderen Rechtes anfingen sich in die latinischen Gemeinden einzudrängen. Wenn das also fortgehe, hiefs es, würden die Städte bald nicht mehr im Stande sein ihre Contingente vollzählig zu machen. Römischer Seits ward hierauf beschlossen die Latiner ihr Zugrecht nur dann ausüben zu lassen, wenn der Uebertretende leibliche Kinder in seiner Heimathsgemeinde zurücklasse; nach welchem Grundsatz polizeiliche Ausweisungen aus der Hauptstadt in grofsem Umfang stattfanden (567. 577). Mochte diese Mafsregel auch zunächst im Interesse der Bundesstädte getroffen sein, so diente sie doch jedenfalls dazu das den Römern unbequeme freie Zugrecht der Bundesgenossen auch da, wo es einmal verbrieft war, zu beschränken. Das Ziel, wohin man steuerte, ist offenbar: es galt die römische Bürgerschaft jetzt aufs Neue abzuschliefsen wie sie in der ältesten Zeit abgeschlossen gewesen war und das Plebejat, das durch die Liberalität seiner Institutionen grofs geworden war, wieder einzuschnüren in die starren Satzungen des Patriciats. Wie innerhalb der Bürgerschaft die senatorischen Familien dem Volke gegenüberstanden, so und noch viel schroffer trat die ganze Bürgerschaft der italischen Eidgenossenschaft gegenüber. Zu jener rechtlichen kamen vielfache factische Zurücksetzungen, die den Italikern immer bestimmter das Gefühl aufdrängten, dafs sie nichts seien als Unterthanen Roms; namentlich seit dem Ende des zweiten punischen Krieges, den

die Italiker für Rom entschieden hatten, fühlte die Bürgerschaft sich so sicher, dafs sie der Stützen ihrer Macht nicht ferner zu bedürfen vermeinte. Dafs die vom Waffendienst ausgeschlossenen Bundesgenossen, wie die Brettier und die südlichen Picenter, da man sie wie Sclaven behandelte, auch gleich Sclaven sich verhielten und zum Beispiel von der Flotte, auf der sie als Ruderknechte dienten, ausrissen wo sie konnten und gern Dienste nahmen gegen Rom, versteht sich ohnehin; aber auch die Verbündeten besseren Rechts, namentlich die latinischen Colonien, dieser Fels auf dem die römische Herrschaft über Italien ruhte, wurden schon vielfach zurückgesetzt und gekränkt. Zum Kriegsdienst fing man an die Bundesgenossen immer stärker und drückender anzuziehen: so wurden zum Beispiel 536 fast doppelt so viel Bundesgenossen aufgeboten als Bürger; so nach dem hannibalischen Krieg die Bürger alle verabschiedet, nicht aber die Bundesgenossen; so die letztern vorzugsweise verwandt für den verhafsten spanischen Dienst und für die Besatzungen; so ward (571) das Triumphalgeschenk der Bundesgenossen gegen das der Bürger um die Hälfte verkürzt, so dafs inmitten des ausgelassenen Jubels dieses Soldatencarnevals jene stumm hinter dem Siegeswagen einhergingen. Das alte Recht der Bundesstädte auf einen gesetzlichen Antheil an der Beute war längst und mit Fug beseitigt; aber es war üblich anstatt dessen den einzelnen Städten theils aus dem Erlös der beweglichen Beute eine Verehrung zu machen, theils von dem gewonnenen Lande, so lange es römische Domäne blieb, den Bundesgemeinden einzelne Striche zur Sondernutzung anzuweisen, bei der Auftheilung aber Bürger und Bundesgenossen gleichmäfsig zu berücksichtigen. Diese Geschenke und Anweisungen an die Bundesgenossen unterblieben zwar nicht ganz, aber sie wurden doch immer dürftiger; so zum Beispiel erhielten im Jahre 581 bei Landanweisungen in Norditalien die Bürger je zehn, die Nichtbürger nur je drei Jugera Ackerlandes. Dafs bei solchem Verfahren das römische Bürgerrecht unverhältnifsmäfsig im Preise stieg und das latinische Recht anfing gering geachtet zu werden, ist kein Wunder; daher jene massenhafte Uebersiedelung der Latiner nach Rom, von der so eben gesprochen ward, und daher die Nothwendigkeit den seit 570 im italischen Binnenland gegründeten Städten das volle Bürgerrecht zu gewähren — es fand sich kein römischer Bürger mehr, der willig gewesen wäre sein Bürgerrecht auch mit

Erwerbung bedeutender materieller Vortheile gegen latinisches Recht aufzugeben. Eine tiefe Verstimmung riſs ein zwischen der römischen Bürger- und der italischen Eidgenossenschaft; sie wagte zwar noch nicht laut zu werden, aber man durfte fragen, ob, wenn einmal ein zweiter Hannibal den Krieg nach Italien tragen sollte, er noch auf jenen felsenfesten Widerstand stoſsen würde, an dem der Karthager gescheitert war. Andrerseits war man wieder darauf bedacht die Brücke abzubrechen zwischen der italischen Eidgenossenschaft und den nichtitalischen Nationen; an der Nordgrenze, wo am ersten eine factische Verschmelzung eintreten konnte, war man bemüht sie vertragsmäſsig abzuschneiden und rückte deſshalb in die Verträge mit den Keltenstämmen, die diesseit der Alpen geduldet wurden, die Clausel ein, daſs keiner aus diesen Gemeinden das römische Bürgerrecht je solle gewinnen dürfen. So standen die senatorischen Familien gegen die Bürger, die Bürger gegen die Italiker, die Italiker gegen die Ausländer in schroffer Abgeschlossenheit und die Regierung that was sie konnte dies politische Kastenwesen zu fördern und den Gegensatz der privilegirten gegen die zurückgesetzte Klasse in immer weiteren Kreisen sich wiederholen zu lassen.

Endlich trat in dieser Epoche in den römischen Staatsverband eine neue Klasse von Staatsangehörigen ein, die der älteren Zeit fremd und eigentlich dem Geiste der römischen Institutionen zuwider war; es waren dies die Aemter, deren es am Schluſs dieser Periode fünf gab: Sicilien, Sardinien mit Corsica, das jen- und das diesseitige Spanien und Gallien, das heiſst das Keltenland zwischen Apenninen und Alpen. Das ältere römische Staatsrecht kannte eigentliche Unterthanen nicht; die überwundenen Bürgerschaften wurden entweder in die Sclaverei verkauft und vernichtet oder zu einem Bündniſs zugelassen, das ihnen wenigstens die communale Selbstständigkeit und die Steuerfreiheit sicherte. Allein mit den Gebieten, die man Karthago entriſs, ward zugleich der Grundsatz übernommen, daſs in den auswärtigen Besitzungen Land und Leute nur bestimmt seien Geld zu machen für ihre Zwingherrn. Da die drei ältesten römischen Aemter, Sicilien, wo man übrigens auch in dem hieronischen Theil eine der karthagischen gleichartige Verwaltung vorgefunden hatte, Sardinien und das jenseitige Spanien, im Wesentlichen den Karthagern abgenommen worden waren, ist es begreiflich und zunächst vielleicht mehr aus Bequemlichkeit und Kurzsichtigkeit als in bestimmter Ab-

sicht geschehen, dafs man die Verfassung der Aemter nach dem Muster der karthagischen ordnete oder vielmehr die karthagische Provinzialverwaltung einfach beibehielt. Es war das Hemd des Nessos, das man vom Feinde erbte. Die Herrschaft der römischen Amtleute in den Aemtern konnte keine andere sein als ein militärisches Willkürregiment, gegen dessen Uebergriffe in Gewaltthätigkeit und Spoliation es an aller ernstlichen Schranke fehlte. Die finanziellen Lasten an sich, die Zehnten, Zölle und Abgaben mochten erträglich sein; aber die willkürliche Steigerung derselben durch die Beamten und die verkehrte Hebungsart drückten schwer auf die Provinzialen. Früh riefs dazu die verderbliche Sitte ein dem Amtmann ‚Ehrenwein' und andere ‚freiwillige' Gaben zu verehren; schon Cato mufste in seiner Verwaltung Sardiniens im Jahre 556 sich begnügen diese Hebungen zu reguliren und zu beschränken. Ebenso ward das Vorspannrecht der in Staatsgeschäften Reisenden durch mifsbräuchliche Ausdehnung für die Unterthanen eine schwere Last; ja sogar das Gastrecht, das die Beamten auf der Durchreise in Anspruch nahmen, fing an Vorwand für Erpressungen zu werden. Am übelsten aber war es, dafs in der Hebung der Steuern theils dem Ermessen der Beamten zu viel überlassen ward, theils die römische Staatskasse, um sich die Manipulation der Hebungen zu vereinfachen, durchgängig dieselben an Mittelsmänner übertrug, die gegen eine feste Summe die Provinzialgefälle in Bausch und Bogen einhandelten und sie dann auf eigene Rechnung und Gefahr einzogen. So konnte es vorkommen, dafs der Amtmann in die einzelnen Städte Militärcommissare zur Beförderung der Hebungen bestellte; dafs er die Steuerpflichtigen anwies anstatt des schuldigen Zehntenkorns den Werth in Geld nach der Schätzung des Amtmanns abzuliefern; dafs wenn ein Doppelzehnten erhoben und, wie in solchem Falle billig und üblich, für den zweiten Zehnten von dem römischen Schatze eine Vergütung gegeben ward, der Amtmann nach eigenem Ermessen das Mafs der Vergütung bestimmte — lauter Mifsbräuche, welche der Senat auf die Klagen der Spanier den dortigen Statthaltern im Jahre 583 untersagte. Schlimmer aber noch als die willkürlichen Hebungsvorschriften, die die Beamten erliefsen, war die mitleidlose Strenge der Generalsteuerpächter. Wie arg es schon war, zeigt zum Beispiel, dafs der Senat im Jahre 587 die Sistirung des makedonischen Grubenbaus hauptsächlich defshalb beschlofs, weil, wo Staatspächter

seien, nothwendig entweder die Kasse bestohlen würde oder die Bundesgenossen geplündert und es daher rathsamer sei von dem übrigens so ergiebigen Betrieb ganz abzustehen — freilich ein seltsames Armuthszeugnifs, das die controlirende Behörde sich selber ausstellte. Im Gefolge der Steuerpächter überschwemmten römische Banquiers die Provinzen, um den verlegenen Schuldnern vorzuschiefsen und also ihnen hülfreich zu sein bei ihrem ökonomischen Ruin. Ihr Treiben war so verderblich, dafs zum Beispiel Cato in seiner sardinischen Verwaltung es nöthig fand sämmtliche römische Banquiers aus der Insel auszuweisen, und unter seinen Maximen den Satz mit aufstellte, dafs wenig Unterschied sei zwischen einem Banquier und einem Mörder. — In minderem Grade als die Aemter, jedoch auch schon nicht gering hatten die abhängigen Freistaaten und Königreiche von den mittelbaren und unmittelbaren Erpressungen der römischen Beamten und von dem Uebermuth der italischen Grofshändler und Banquiers zu leiden; die Raubzüge des Gnaeus Vulso in Kleinasien und die heillose Wirthschaft während des Krieges gegen Perseus in Griechenland zeigen ungefähr, was man am Ende dieser Periode sich schon gegen die Clientelstaaten herausnahm. — Was die Controle anlangt, so fanden die Provinzialen gegen die Bedrückungen durch die römischen Speculanten Schutz bei den Amtmännern, der allerdings sehr ungleich war und wesentlich von dem guten Willen und der Tüchtigkeit der letztern abhing; allein es mufs anerkannt werden, dafs die Senatoren verhältnifsmäfsig sich in den Provinzen rechtschaffener und ehrbarer verhielten als die Geldleute, und wenn auch nicht alle so derb und entschlossen durchgriffen wie zum Beispiel Cato, so ist es doch hauptsächlich in dieser Beziehung, dafs den Unterthanen späterhin das sechste Jahrhundert der Stadt als die goldene Zeit der Provinzialherrschaft erschien. Gegen Uebergriffe der Beamten stand dagegen den Unterthanen und Clientelstaaten kein anderer Weg offen als entweder eine Civilklage in Rom zu erheben, wobei aber, da die Civilgerichte damals in den Händen des Senats sich befanden, jedenfalls ein senatorisches Gericht vom römischen Prätor bestellt ward, oder zu appelliren an die Administrativjurisdiction des Senats; eine Criminalklage zu erheben war den Verletzten nicht anders möglich als wenn irgend ein römischer Beamter, der Criminaljurisdiction besafs, die Sache in die Hand zu nehmen und sie an das Volksgericht zu bringen sich entschlofs. Der ge-

wöhnliche Weg der Beschwerdeführung war die Berufung an die höchste Verwaltungsbehörde, und noch war genug Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit in der römischen Aristokratie um dieser Berufung oftmals Erfolg zu verschaffen und zu bewirken, dafs die römischen Beamten die Götter und den Senat einigermafsen fürchteten und in der Regel im Stehlen Mafs hielten. Allein theils konnten bei der exorbitanten Gewalt der römischen Beamten regelmäfsig solche Beschwerden erst vorgebracht werden, wenn sie ihr Amt niedergelegt hatten und das Uebel geschehen war; theils konnten Klagen der Fremden gegen Römer vor einer weit entfernten Behörde, der die Beklagten selbst und die Mehrzahl der gleich Schuldigen angehörten, von Anfang an nur auf Erfolg rechnen, wenn das Unrecht klar und schreiend war; und vergeblich zu klagen war fast gewisses Verderben. Es kam hinzu, dafs diese Beschwerden durchaus nach dem Verwaltungs-, nicht nach dem Rechtsstandpunkt beurtheilt wurden. So stellte die heillose Regel sich fest, dafs bei geringen Erpressungen und mäfsiger Gewaltthätigkeit der römische Beamte gewissermafsen in seiner Competenz und von Rechtswegen straffrei sei, die Beschädigten also zu schweigen hätten. Die Consequenzen aus diesem Satz hat die Folgezeit zu ziehen nicht unterlassen.

Richten wir den Blick auf die ökonomische Lage des Staates und der Bürger, so versteht sich die glänzende Lage der Staatsfinanzen so sehr von selbst, dafs es kaum nöthig ist dabei zu verweilen. Man sah sich im Stande die verfassungsmäfsige Grundsteuerfreiheit des römischen Ackers seit dem dritten makedonischen Krieg nicht mehr durch Vorschufszahlungen zu beeinträchtigen. Die indirecten Abgaben, wie das Salzmonopol und die Hafenzölle, stiegen von selbst durch den vermehrten Reichthum Italiens; wenn daneben noch der Salzpreis erhöht ward und neue Hafenzölle, zum Beispiel in Puteoli, eingeführt wurden, so hatten diese Erhöhungen wohl mehr den Zweck Schritt zu halten mit dem allgemeinen Steigen der Preise und Sinken des Geldwerths und mit der Ausdehnung des überseeischen Handels, als die Lasten in der That zu steigern. Die Hauptquellen der Staatseinnahmen wurden mehr und mehr die Abgaben aus den Provinzen an Zehnten, Zöllen und Ertrag der Bergwerke; daneben seit Capuas Fall der Zins der verpachteten campanischen Domänen. Die Verwaltung war, soweit das System der Erhebung durch

Mittelsmänner es zuläfst, sorgfältig und rechtschaffen; der Senat litt keinen Unterschleif in Hinsicht auf die öffentlichen Gelder. Mit Bewunderung hebt es Polybios hervor, dafs man in Griechenland kaum einzelne Beamte finde, die nicht in die Kasse eingriffen, in Rom dagegen Unterschleif sehr selten sei und dafs der römische Beamte und Commissar auf sein einfaches Treuwort ungeheure Summen redlich verwalte, während in Hellas für die kleinste Summe zehn besiegelte Briefe und zwanzig Zeugen aufgeboten würden und dennoch jeder betrüge. — Dafs die Einnahmen einen ungeheuren Ueberschufs über die Ausgaben herausstellten, liegt in den Verhältnissen. Es war möglich theils auf die wichtigsten Einnahmequellen zu verzichten, so zum Beispiel auf den Ertrag der makedonischen Bergwerke und auf die Nutzung des gröfsten Theils der italischen und vieler aufseritalischen Domänen, die man zur Occupation hingab, theils die übrigen Einnahmen durch Mittelsmänner, also mit starkem Verlust zu erheben und dennoch nicht blofs allen laufenden Ausgaben gerecht zu werden, sondern auch sowohl die öffentlichen Bauten im grofsem Mafsstab zu betreiben als auch einen beträchtlichen Sparpfennig in der Kasse aufzuhäufen. Für die Bauten und Reparaturen finden wir in Friedenszeiten ein Fünftel, in Kriegszeiten ein Zehntel der öffentlichen Einkünfte verwandt; so ward zum Beispiel für Reinigung und Herstellung der Kloaken der Hauptstadt auf einmal eine Summe von 1½ Mill. Thlr. (1000 Talente) bestimmt. Als man im Jahre 545 die letzte Reserve des Staatsschatzes angriff, betrug diese etwas über eine Million Thaler (4000 Pfund Gold); kurze Zeit nach dem Schlufs dieser Periode (597) befand sich in der Staatskasse ein todtes Kapital von nahe an 6 Mill. Thlr., wovon etwa fünf Sechstel in Goldbarren, der Rest zur Hälfte in ungeprägtem, zur Hälfte in geprägtem Silber vorhanden war.* Man erkennt zugleich hieraus, was ja auch bei den Beziehungen Roms zum Auslande nicht wohl anders sein konnte, dafs in den Kassen der gröfseren Kapitalisten und vor allem des Staats selbst mehr Gold als Silber sich fand; von der Münze indefs blieb jenes so gut wie ganz ausgeschlossen und auf den Barrenverkehr beschränkt, während im Kleinverkehr das Silber allein umlief.

Aber der blühende Zustand der Staatsfinanzen ward mehr

* Es lagen in der Kasse 17410 römische Pfund Gold, 22070 Pfund ungeprägten, 18230 Pfund geprägten Silbers; das Legalverhältnifs des Goldes zum Silber war 1 Pfund Gold = 4000 Sesterzen oder 1 : 11. 91.

als aufgewogen durch die auch ökonomisch bedenkliche Lage des Landes. Es soll hier nicht die Rede sein von der Lage der Provinzen; dafs diese sich schlechter befanden unter römischer Herrschaft als unter karthagischer, ist nicht glaublich und politisch betrachtet kam auch nicht eben viel darauf an, ob die Siculer und Spanier es etwas mehr oder minder leidlich hatten. Aber Italien selbst war nicht mehr was es früher gewesen war. Der Reichthum stieg; aber die Volkszahl und die Volkskraft fingen an zu sinken. Cato und Polybios bezeugen es ausdrücklich, dafs am Ende des sechsten Jahrhunderts Italien weit schwächer als am Ende des fünften bevölkert und nicht mehr im Stande war solche Heere auszusenden wie im ersten punischen Krieg; die Zuziehung der bis dahin befreiten Classen zum Kriegsdienst, die Klagen der Bundesgemeinden über die Schwierigkeit ihren Zuzug vollzählig zu machen bestätigen diese Angaben. Noch lauter reden die Zahlen der römischen Bürgerliste. Die Bürgerschaft zählte im Jahre 502 kurz nach Regulus Zug nach Africa 298000 Köpfe; sie war um ein Zehntel (auf 270000 Köpfe) gesunken am Anfang, um mehr als ein Viertel (auf 214000 Köpfe) am Ende des zweiten punischen Krieges und ein Menschenalter nachher, nach einer Epoche verhältnifsmäfsig geringer Verluste durch den Krieg, war kaum die Ziffer wieder erreicht, auf der die Bürgerschaft zu Anfang dieser Periode stand, obwohl inzwischen durch die Anlage der grofsen Bürgercolonien in der norditalischen Ebene ein beträchtlicher aufserordentlicher Zuwachs eingetreten war. — Die unmittelbare Ursache dieser Entvölkerung der Halbinsel waren allerdings die beiden punischen Kriege, deren Folgen in dieser Beziehung schon früher angedeutet worden sind (S. 353. 482); nicht blofs war durch sie die Bürger- und die Bundesgenossenschaft decimirt worden, sondern es hatte der hannibalische Krieg aufser einer Menge kleinerer Gemeinden zwei Städte ersten Ranges, Capua und Tarent — beides Gemeinden, die einst Heere von 30000 Mann ins Feld gesendet hatten — vollständig ruinirt. — Aber verderblicher als der verderbliche Krieg wirkte der Verfall des italischen Ackerbaues; ihm wesentlich ist es zuzuschreiben, dafs die Lücken sich nicht wieder füllten, die der Krieg gerissen hatte. Aufser den allgemeinen Verhältnissen, der mit der Bildung und dem Reichthum steigenden Arbeitsscheu und dem Zudrang zu dem Wohlleben, das der Rentier wie der Bettler in der Hauptstadt fand, wirkten hiezu besonders zwei Ursachen: der

Zudrang des überseeischen Korns auf die italischen Märkte und die Richtung der Intelligenz unter der erwerbenden Klasse auf Geldverkehr und Handel. Seit dem zweiten makedonischen Krieg versorgte der Staat seine Heere statt mit italischem mit dem Getreide der Provinzen, vor allem aus Sicilien; es ward dies die eigentliche Bestimmung des Zehntkornes, das von den Provinzialen theils ganz ohne Entgelt, theils, wenn man sehr viel bedurfte, gegen eine geringe Vergütung erhoben ward. Wie es scheint, verdang der Staat den Zehntpächtern seine Zehnten in der Art, dafs sie theils eine gewisse Quantität Getreides, theils eine Geldsumme den römischen Behörden abzuliefern hatten; und somit verschlofs dem italischen Landmann sich die wichtige Absatzquelle der Kornlieferungen an den Staat, ein Absatz, der, namentlich seit in Spanien thatsächlich das Heer stehend geworden war, von ungemeiner Bedeutung gewesen sein würde. Allein dies war das Geringste. Begreiflicher Weise erhielt der Staat in Friedenszeiten sehr häufig mehr Getreide umsonst geliefert als er bedurfte; diese Vorräthe zu Schleuderpreisen an die Stadtbürgerschaft abzugeben lag um so näher, als schon seit alter Zeit die römische Regierung auf die Kornpreise ein wachsames Auge hatte und bei drohenden Theurungen durch rechtzeitigen Einkauf im Ausland einzuschreiten pflegte. Umsonst eiferte Cato gegen solche kurzsichtige Politik; die beginnende Demagogie mischte sich hinein und diese aufserordentlichen, aber vermuthlich sehr häufigen Kornvertheilungen wurden der Keim der späteren Getreidegesetze. Aber aufser dem Korn, das unentgeltlich an den Staat und zu Spottpreisen an die Consumenten kam, mufste auch das sonstige überseeische Korn auf den italischen Ackerbau drücken. Nicht blofs konnten die Zehntenpächter die Getreidemassen, die in ihre Hände kamen, in der Regel ohne Zweifel unter dem Productionspreis weggeben, sondern sehr wahrscheinlich war überhaupt der letztere in den Provinzen, namentlich im Sicilien in Folge der günstigen Bodenverhältnisse und der ausgedehnten Grofs- und Sclavenwirthschaft nach karthagischem System (S. 324) beträchtlich niedriger als in Italien. Mufste also das fremde Korn schon im natürlichen Laufe der Dinge nach der Halbinsel strömen, so scheint die Regierung, statt dem italischen Landmann durch einen Schutzzoll zu Hülfe zu kommen, sogar künstlich seine Lage verschlimmert zu haben, indem sie die Kornausfuhr der Provinzen für das Mutterland monopolisirte;

wenigstens finden wir, dafs die Ausfuhr einer Quantität Getreide aus Sicilien den Rhodiern als besondere Vergünstigung gestattet ward. Solche Wirthschaft möchte vielleicht sich rechtfertigen lassen in einem grofsen Industriestaat, dessen Ackerbau nicht ausreicht zur Ernährung der Bevölkerung; ein Land wie Italien, in dem die Industrie unbedeutend, die Landwirthschaft durchaus Hauptsache war, ward auf diesem Wege systematisch ruinirt und den Interessen der hauptstädtischen Bevölkerung, der freilich das Brot nicht billig genug werden konnte, das Wohl des Ganzen auf die schmählichste Weise geopfert. Nirgends vielleicht liegt so deutlich wie hier zu Tage, wie schlecht die Verfassung und wie unfähig die Regierung dieser sogenannten goldenen Zeit der Republik war. Das dürftigste Repräsentativsystem hätte zu ernsten Vorstellungen und zur Abstellung des Uebels geführt, und jede Regierung, die den Namen verdient hätte, wäre von selber eingeschritten; aber freilich in jenen demokratischen Versammlungen machte alles andere, nur nicht die Stimme und die Noth des Volkes sich geltend, und die Scipionen und Flaminine hatten ja die Griechen zu emancipiren und die republicanische Königscontrole zu beschaffen. Die Strafe folgte dieser Sündenwirthschaft auf dem Fufse. In fruchtbaren Jahren ward das sicilische und sardinische Korn in den italischen Häfen um die Fracht losgeschlagen; schon zu Catos Zeit war Sicilien die Kornkammer der Hauptstadt und das italische Getreide wie das italische Ackerland völlig entwerthet. Die fast unglaubliche Billigkeit der Lebensmittel in den reichsten Kornlandschaften der Halbinsel, der heutigen Lombardei und der Romagna, erwähnt Polybios; für Kost und Nachtquartier zahlte man durchschnittlich einen halben As den Tag (2 Pf.), für den preufsischen Scheffel Weizen (6 Modii) einen halben Denar (3 Gr. 3 Pf.)* — Preise, die nur begreif-

* Ob es richtig ist, dafs die Kornpreise im Alterthum stärker geschwankt haben als in neuerer Zeit, dürfte sehr zu bezweifeln sein; abgesehen natürlich von den ältesten Zeiten, in denen der überseeische Handel noch nicht entwickelt war. Vergleicht man Preise wie diesen des Getreides im Pothal von 3⅓ Gr. den Scheffel mit denen der ärgsten Kriegsteuerung, wo z. B. im hannibalischen Kriege der Scheffel auf 99, im Bürgerkrieg auf 198—218 Groschen (nach dem heutigen Silberwerth des Denars berechnet) stieg, so scheint der Abstand ungeheuer; allein solche Extreme sind wenig belehrend und könnten unter sonst gleichen Verhältnissen auch heutzutage wieder nach der einen wie nach der andern Seite hin vorkommen. Als hauptstädtischer Mittelpreis kann wenigstens für das siebente und achte

ich sind in Gegenden reicher Production und ohne Absatzquellen. Wenn also das italische Getreide systematisch entwerthet ward, so warfen sich die Folgen dieses verkehrten ökonomischen Systems in Verbindung mit anderen Ursachen hauptsächlich auf den kleineren Grundbesitz und drohten ihn völlig zu verschlingen. Schon an sich war es dem gröfseren Ackerbauer eher möglich mit dem fremden Korn zu concurriren durch veränderte Bewirthschaftung und Minderung der Productionskosten; zu welchem Ende entweder den kleinen Zeitpächtern die Abgabe fast unerschwinglicher Fruchtquoten (⁹/₁ zum Beispiel) vom Ertrag an den Grundherrn aufgebürdet oder noch besser geradezu die Sclavenwirthschaft nach sicilischer Art, das heifst der Plantagenbau eingeführt ward. Allein noch gründlicher ward geholfen, indem man den Ackerbau ganz aufgab und der Viehzucht sich zuwandte, die wegen des schwierigeren überseeischen Transports die Concurrenz des Auslandes minder zu fürchten hatte und bei der man ökonomisch sich besser stand. Aus dem Pothal, das sein Getreide nicht abzusetzen vermochte, gingen die Schweine nach ganz Italien. Selbst Cato, obwohl er für seine Person bei dem Landbau, das heifst der Gutswirthschaft blieb und diese durch Rath und Beispiel eifrig predigte, räth denen, die einen hohen Bodenzins ziehen möchten, statt des Ackerbaus die Weidewirthschaft an. Diese aber kann mit Vortheil nur im Grofsen getrieben werden; und so wurden die italischen Producenten, mochten sie Ackerbauer oder Viehzüchter sein, durch die Verhältnisse gezwungen der Gutswirthschaft sich zuzuwenden. Aeufsere Umstände begünstigten diese Richtung. Die Masse des nach Rom strömenden Capitals erleichterte das Zusammenkaufen der kleinen Grundstücke; das unverständige von Gaius Flaminius veranlafste claudische Gesetz von 536, welches den Senatoren die Kaufmannsgeschäfte als für sie ungeziemend verbot, zwang die reichsten Familien ihre Capitalien in Grundstücken anzulegen und beförderte also, was man mit allen Mitteln hätte verhüten sollen, das Verschwinden des kleinen Eigenthums. Es kam hinzu, dafs das von Privaten zinsfrei auf Widerruf besessene Domänenland, die sogenannten Possessionen, deren factische Erblichkeit trotz des vereinzelten

Jahrhundert Roms der von 1 Denar für den Modius oder 1⅓ Thlr. für den preufsischen Scheffel Weizen angenommen werden, wobei freilich zu beachten ist, dafs die Differenz dieser Preise von den heutigen sowohl auf Seite des Korns, als auf Seite des Silbers sein kann.

Angriffs von Gaius Flaminius sich mehr und mehr befestigte, von Haus aus zur Guts- und zur Weidewirthschaft einluden; denn die Regierung war thöricht genug den Einzelnen regelmäfsig gröfsere Striche occupiren zu lassen und die Occupanten fühlten keineswegs sich geneigt in einen so unsichern Besitz Bau- und Bestellungskosten hineinzustecken. Schon jetzt klagten die Einsichtigen laut über die Ausdehnung der Gutswirthschaft und das Verschwinden der Bauerstellen; auf die weitausgedehnten und neben und gleich Eigenthum besessenen Possessionen der Vornehmen im cisalpinischen Gallien, in Samnium, in Apulien, im Brettierland hinweisend forderte Cato Abhülfe des Uebels und zunächst neue und umfängliche Landanweisungen. Es war dies nicht ganz vergeblich. Die weise Colonisation der Landschaft zwischen den Apenninen und dem Po trug ihre Früchte; die zahlreichen neugegründeten Bauerstellen daselbst verschwanden nicht so schnell und Polybios, der bald nach dem Ende dieser Periode die Gegend bereiste, rühmt deren zahlreiche, schöne und kräftige Bevölkerung. Wenn man das Interesse des Landes verstanden hätte, so hätte diese Landschaft werden müssen, was Sicilien war: die Kornkammer Italiens. In ähnlicher Weise war für Picenum die Auftheilung der Possessionen durch Gaius Flaminius 522 nützlich geworden — eine Maßregel, die nicht aus den reinsten Absichten hervorgegangen sein mag, in ihren Wirkungen aber sich nützlich erwies; indefs hatte die Gegend im hannibalischen Kriege viel auszustehen gehabt. In Etrurien und wohl auch in Umbrien waren die inneren Verhältnisse schon von Haus aus dem Gedeihen eines freien Bauerstandes ungünstig. Besser stand es in Latium, dem der hauptstädtische Markt zu Gute kam, und in den abgeschlossenen Bergthälern der Marser und Sabeller, die alle der hannibalische Krieg im Ganzen verschont hatte. Samnium dagegen, nach der Zählung von 529 die blühendste Landschaft der Halbinsel nächst dem römischen Bürgerdistrict und damals im Stande halb so viel Waffenfähige zu stellen als die sämmtlichen latinischen Städte, hatte im hannibalischen Kriege schwer gelitten; und die Ackeranweisungen daselbst an die Soldaten des scipionischen Heeres deckten, obwohl bedeutend, doch den Verlust nicht. Noch übler waren in demselben Kriege Campanien und Apulien, beide bis dahin wohl bevölkerte Landschaften, von Freund und Feind zugerichtet worden. In Apulien fanden später Assignationen statt, allein

die Colonien daselbst gediehen nicht. Bevölkerter blieb die schöne campanische Ebene; ein grofser Theil der Bauern indefs waren kleine Zeitpächter der Staatsdomänen, gegen deren Occupirung hier die Regierung mit Nachdruck einschritt. Endlich das lucanische und brettische Gebiet, dessen Bevölkerung schon vor dem Kriege dünn war und nicht die Hälfte der samnitischen betrug, wurde im Kriege entsetzlich verödet und auch von den römischen Colonien daselbst gedieh nur Valentia (Monteleone). In diesen drei südlichsten italischen Landschaften, Apulien, Lucanien und dem Brettiergebiet, hat der Ackerbau sich nie wieder erholt, und die Viehwirthschaft hatte hier ihren rechten Sitz. Die halbwilden Hirten, fast sämmtlich Sclaven und grofsentheils gefangene Feinde, machten Apulien schon 569 so unsicher, dafs starke Besatzung dorthin gelegt werden mufste; es ward eine Sclavenverschwörung entdeckt, in die gegen 7000 Menschen verwickelt waren und die wie es scheint auch mit dem Bacchanalienwesen sich verzweigte. Ueberhaupt wuchs die Sclavenbevölkerung in demselben Verhältnifs wie die freie sank; es kam schon vor, dafs Sclavenrotten Miene machten Städte wie Setia und Praeneste zu überfallen (556) und dafs man sich in Etrurien mit einer solchen Bande förmlich herumschlug (558). Man versuchte dem Uebel gesetzlich zu steuern und schrieb den Gutsherren vor unter ihren Arbeitern eine bestimmte Anzahl freier Leute zu verwenden; die Absicht war gut, aber es ist sehr zweifelhaft, ob für die Durchsetzung der Vorschrift durch ernstliche Beaufsichtigung gesorgt ward.

Dem Sinken der italischen Bodenwirthschaft zur Seite geht das rasche und künstliche Aufblühen des italischen Handels und des Geldverkehrs. Die nächste Ursache war das politische Uebergewicht Roms, das theils den Römern und Latinern eine bevorrechtete Handelsstellung sicherte — in den Provinzen waren sie die Herren im Hause und selbst in vielen Clientelstaaten stand den Römern und Latinern vertragsmäfsig Zollfreiheit zu — theils durch den Handel und durch andere Kanäle von Westen und Osten eine Capitalmasse nach Rom führte, von der eine bestimmte Vorstellung kaum zu gewinnen ist, die aber deutlich erscheint in der nicht minder als die politische und militärische entschiedenen Geldübermacht Roms gegen die übrige civilisirte Welt. Charakteristisch ist der Ausdruck, den ein Grieche von dem jüngeren Scipio Africanus braucht, ‚für einen Römer sei er nicht

reich gewesen'. Einigermafsen einen Mafsstab gewähren die Angaben, dafs Lucius Paullus, der kein reicher Senator war, ein Vermögen von 60 Talenten (90000 Thlr.) hinterliefs, während allein die Mitgift jeder der Töchter des ältern Scipio Africanus sich auf 50 Talente (75000 Thlr.) belief. Der reichste Grieche des sechsten Jahrhunderts besafs ein Vermögen von 200 Talenten (300000 Thlr.); dagegen kosteten Gladiatorenspiele, wie sie sich schickten für die Leichenfeier eines angesehenen Römers, 300 Talente (450000 Thlr.). Zu diesen ungeheuren Geldmitteln kam hinzu, dafs der kaufmännische Associationsgeist geweckt und künstlich genährt ward durch das System der römischen Regierung die Einziehung der Einnahmen und die Ausführung der öffentlichen Werke durch Mittelsmänner besorgen zu lassen, und zwar regelmäfsig, vielleicht sogar gesetzlich, der gröfseren Sicherheit wegen nicht durch Einzelne, sondern durch Gesellschaften. Aufs tiefste griffen diese Associationen ein in die Wirthschaft im Ganzen wie im Einzelnen; es gab kaum einen vermögenden Römer, der nicht bei den Staatspachtungen betheiligt war, und nach dem Muster dieser Unternehmungen und eng mit ihnen verbündet organisirte sich der gesammte Gros- und Geldhandel. Ein kaufmännischer Geist bemächtigte sich der Nation, mit seiner ganzen Pünktlichkeit im Leisten wie im Fordern, aber auch mit seiner ganzen Gewissenweite und Unerbittlichkeit. In Rom, sagt Polybios, schenkt keiner keinem, wenn er nicht mufs, und Niemand zahlt einen Pfennig vor dem Verfalltag, auch nicht unter nahen Angehörigen. Die Gesetzgebung selbst ist von diesem Geiste kaufmännischer Moral durchdrungen; Zusammenhaltung des Vermögens für sich und die Erben wird gewissermafsen Bürgerpflicht, die Uebernahme von Bürgschaften, das Geben von Geschenken und von Vermächtnissen werden durch besondere Volksschlüsse beschränkt, die Erbschaften, wenn sie nicht an die nächsten Verwandten fielen, wenigstens besteuert. An sich war diese Entwickelung naturgemäfs und hätte von grofsem Nutzen für Italien sein können, wenn sie nicht mit dem Ruin des Ackerbaus zusammen aufgetreten wäre; wie es war, mehrten sich wohl die Capitalien des Volkes, aber auch diese allein. Dazu ist es bemerkenswerth, dafs die sterilsten Verkehrszweige eben diejenigen waren, die vorzugsweise in Rom Aufnahme fanden. Die Steuerpachtungen selbst waren nothwendig unproductiv wie alles blofse Hebungswesen; es kam noch hinzu, dafs die Pächter

für die geringeren Geschäfte natürlich vorzugsweise Sclaven verwandten. Der Geldhandel selbst und das gewerbmäfsige Leihgeschäft sind wenig besser und doch ist kein Zweig der commerciellen Industrie so eifrig von den Römern gepflegt worden; nicht blofs dafs die Banquiers die grofsen Unternehmungen unterstützten, sondern sie verbreiteten sich auch überall in den kleinen Verkehr und in den sämmtlichen Provinzen und Clientelstaaten ward es so zu sagen Monopol der Römer den Geldsuchenden vorzuschiefsen. Italische Banquiers und Kaufleute fingen an sich in Menge in den Provinzen und den Clientelstaaten niederzulassen, um dort ihre bevorzugte Stellung auszubeuten und in der Regel mit ihrem im Ausland gewonnenen Vermögen seiner Zeit nach Italien zurückzukehren. Der Handel Italiens ward mehr und mehr passiv. Selbst gegen Norden, wo am ersten eine für Italien günstige Handelsbilanz erwartet werden könnte, scheint dies nicht der Fall gewesen zu sein. Die Einfuhr der Sclaven, die aus den keltischen und wohl auch schon aus den germanischen Ländern nach Aquileia und den übrigen norditalischen Märkten strömten, konnte man mit andern Waaren nicht decken, so dafs es nothwendig schien im Jahre 523 die Ausfuhr des Silbergeldes in das Keltenland zu verbieten. Rom war eben die Hauptstadt der Mittelmeerstaaten und Italien Roms Weichbild; der Handel aber einer jeden Hauptstadt, wenn sie nichts weiter als dieses ist, mufs passiv werden und Rom suchte nicht etwas weiter zu sein. Man besafs ja Geld genug um die Waaren zu bezahlen; kaum dafs man sich die Mühe gab sie zu holen. Wie es mit der italischen Schiffahrt stand, ist schwer zu sagen; es scheint indefs, dafs die rührige hellenische Nation im Seeverkehr den Vorrang behauptete vor den Italikern. Sicherer ist es, dafs die Industrie in Italien verhältnifsmäfsig zurückblieb; nur das Bauwesen kam in Aufschwung durch die grofsartigen Anlagen von Strafsen und Gebäuden, die auf Kosten des Staats und der Gemeinden, bald auch der einzelnen Reichen ausgeführt wurden. Die Ausführung geschah regelmäfsig durch Accord mit den Unternehmern, die das Capital hergaben und im Einzelnen die Arbeit meist durch Sclaven ausführen liefsen; selbst die Architekten waren grofsentheils unfrei. Es zeigen sich keine Versuche die gewerbmäfsige Industrie, wie sie in Aegypten, in Syrien und Phoenikien und sonst bestand, nach Italien zu verpflanzen oder auch nur sie in die Hände zu bekommen; man kaufte wohl aegyptisches

Linnen und tyrischen Purpur, aber so viel wir wissen, ward weder im Ausland noch im Inland von Italikern fabricirt. — Während also der bisherige Mittelstand zu siechen beginnt, und die Bauerschaft droht sich in Gutsbesitzer und Tagelöhner oder Sclaven aufzulösen, bildet sich eine neue Mittelklasse von Banquiers, die hinter dem senatorischen Stand mehr an Geburt, Rang und Einfluſs zurückstehen als an Vermögen. Es sind die Anfänge des Ritterstandes.

Daſs die Latinisirung Italiens in dieser Epoche rasch vorschritt, ist begreiflich und war für das Land ein Glück. Aufser den allgemeinen Umständen, die sie förderten, waren es wieder besonders die Colonien und Einzelassignationen, durch die die latinische Bevölkerung im Brettierland, in Picenum, vor allem im Pothal sich ausbreitete. Nur dem Griechenthum gegenüber machte das latinische Wesen keine Eroberungen, wie es eben auch in den Verhältnissen dieser hellenisirenden Epoche liegt; die Griechenstädte in Italien blieben was sie waren, so weit nicht der Krieg sie zernichtete, und in Apulien, das wie kein anderer Theil Italiens von den Römern vernachlässigt ward und fast ganz mit Colonien verschont blieb, scheint in dieser Epoche der Hellenismus vollständig geherrscht und hier eine localgriechische Civilisation ins Leben gerufen zu haben, die unter dem Einfluſs der verblühenden hellenischen Cultur stand. Die Ueberlieferung schweigt zwar davon; aber die zahlreichen städtischen Münzen durchgängig mit griechischer Aufschrift und die Vasenmalerei, die hier allein in Italien in groſsem Umfang, aber mit mehr Pracht als Geschmack betrieben ward, zeigen uns Apulien vollständig eingegangen in den Kreis griechischer Art und Sitte. — Weit wichtiger indefs als diese vereinzelte Erscheinung ist das hellenisirende Wesen, das in der latinischen Nation auf jedem Gebiet des Denkens und Handelns sich eindrängt und im heftigsten Kampfe mit der Richtung, die an dem Glauben und dem Leben der Väter festhält, immer weiter Boden gewinnt. Wohl haben Beziehungen zu Hellas und Einwirkung des Griechenthums auf Rom auch in den beiden ersten Perioden schon bestanden; zuerst die naive und originelle Aufnahme der frischen Anregung, wie sie das jugendliche Griechenthum den Italikern darbot, dann ein äuſserliches Anschlieſsen an den hellenischen Volkskreis und die Aneignung der Sprache und der Erfindungen der Griechen um den praktischen Bedürfnissen zu genügen. Allein jetzt ist es anders; das Hel-

lenenthum ist weder blofs Anregung mehr noch blofs Nebensache, sondern es möchte das lateinische Wesen geradezu verdrängen in Versmafs und Dichtweise, Bau- und Bildkunst, Familie und Religion — man möchte ein Grieche werden mit seinem ganzen inneren Leben und nur eben fortfahren mit römischen Worten zu reden. Die Ursache liegt nahe. Rom hatte die Epoche der Civilisation erreicht, wo ein reicheres geistiges Leben anfängt Bedürfnifs zu werden; und wie die germanischen Nationen, Engländer wie Deutsche, in den Pausen ihrer eigenen Productivität es nicht verschmähten die armselige französische Civilisation sich anzueignen, so warf sich die überhaupt unproductive italische Nation mit all ihrem Sinnen und Denken auf die herrlichen Schätze wie auf den schandbaren Unflat der hellenischen Cultur. Diese einreifsende neue Sitte aber weckt unvermeidlich ein Gegenstreben; wie bei uns der französische Frack den germanischen Deutschrock gerufen hat, so in Rom das fremde Wesen denjenigen Geist, der gleichsam verkörpert erscheint in Marcus Porcius Cato (520—605). Er pflegt als das Muster des ächten Römers angesehen zu werden, weil er der letzte namhafte Staatsmann der alten Schule war. Mit gröfserem Recht gilt er als der Repräsentant der nationalen Opposition gegen den italischen Hellenismus. Beim Pfluge hergekommen und in die politische Laufbahn gezogen durch seinen Gutsnachbar, einen der wenigen Adlichen die dem Zug der Zeit abhold waren, Lucius Valerius Flaccus, der in dem derben sabinischen Bauer den rechten Mann erkannte um dem Strom der Zeit sich entgegenzustemmen, hat er sein langes Leben daran gesetzt diese Aufgabe redlich wie er es verstand nach allen Seiten hin zu lösen und noch in seinem fünfundachtzigsten Jahr auf dem Marktplatz dem neuen Zeitgeist Schlachten geliefert. Er war nichts weniger als schön — grüne Augen habe er, behaupteten seine Feinde, und rothe Haare — und politisch wie sittlich gründlich bornirt; aber die elegante Corruption in und aufser dem Senat zitterte doch im Geheimen vor dem derben treffenden Bauernwitz des furchtlosen und schlagfertigen Mannes, des narbenbedeckten Veteranen aus dem hannibalischen Kriege, wenn er einem nach dem andern seiner vornehmen Collegen sein Sündenregister auf dem Markt vorhielt, allerdings ohne es mit den Beweisen sehr genau zu nehmen und freilich auch immer mit besonderem Genufs denjenigen, die ihn persönlich gereizt hatten. Die Scipionen und die Flaminine sahen zwar

vornehm herab auf den ahnenlosen Beller und glaubten nicht mit Unrecht ihn weit zu übersehen; aber es blieb denn doch unbequem, dafs der Bauer sie alle bei der Bewerbung um die Censur aus dem Felde schlug und dann als Censor 570 mit seinem adlichen Gesinnungsgenossen Lucius Flaccus den Bruder des Africaners aus der Ritterliste strich wegen der angeblich von ihm unterschlagenen syrischen Gelder und dann Bruder des Befreiers der Griechen gar aus dem Senat stiefs wegen der schandbaren Ermordung eines wehrlosen Feindes — als Höchstcommandirender im gallischen Lager hatte derselbe, um seinen Buhlknaben für die versäumten Fechterspiele zu entschädigen, einen zu ihm sich flüchtenden Boier mit eigener Hand beim Gelage niedergestofsen. Cato stützte sich bei seiner rücksichtslosen Opposition vor allem auf die Bauerschaft, die in ihren Comitien ihn nie fallen liefs, so oft auch seine Feinde ihn durch Anklagen zu stürzen suchten. Seinen Gegnern stand die Adelspartei zur Seite, doch mufs es anerkannt werden, dafs der Adel, wo er als Gesammtheit auftrat, in dieser Zeit noch keineswegs geneigt war seinen Mitgliedern alles nachzusehen, sondern der Senat lange Zeit ernstliche und wohlgemeinte Anstrengungen machte den ärgsten Mifsbräuchen zu steuern, weshalb Cato auch im Senat eine ungemein ansehnliche Stellung einnahm. Ein grofser Mann war er nicht und am wenigsten ein weitblickender Staatsmann; nie hat er einen Versuch gemacht die Quellen des Uebels zu verstopfen und sein ganzes Leben damit verbracht gegen Symptome zu fechten und mit Polizei und Justiz den Zeitgeist zu bannen. Aber wie er war, ein Feind aller Büberei und Gemeinheit wie aller Eleganz und Genialität, hat er durch seine furcht- und mitleidlosen Angriffe und durch seine unglaubliche Rührigkeit dem Lande wenigstens das genützt, dafs der Strom der Corruption auf einige Jahrzehende zurückgestaut ward.

Man findet die hellenistischen Tendenzen so wie die nationale Opposition wieder auf allen Gebieten des Denkens und des Thuns der damaligen Zeit; und fast überall ist auch Cato wieder thätig. Ihren Keim aber und ihren wesentlichen Sitz haben jene in der Litteratur und Kunst, welche in der gegenwärtigen Epoche anfangen auch in Italien wie längst schon in den griechischen Staaten ein wesentliches Element der Politien und der Politik zu werden. Noch im Anfang dieser Periode war das nicht der Fall. Man zeichnete auf

zu privater und öffentlicher Erinnerung, sang sein Lied und trieb seinen Spafs in der landüblichen Wechselrede, dem saturnischen Mafs. ‚Die Dichtkunst' sagt Cato, ‚ward nicht geehrt; wer sich damit abgab oder bei den Gastmählern herumzog, der hiefs ein Herumstreicher'. Das waren Improvisatoren, wie sie noch heute durch die römischen Osterien ziehen; eine Litteratur gab es nicht. Allmählich fing man an die klassischen Werke der Griechen zu lesen, anfangs vermuthlich blofs um griechisch daraus zu lernen, das der Kaufmann wie der Staatsmann brauchte; im Laufe der Zeit aber entwickelte sich hieraus eine allgemeinere Kunde der griechischen Litteratur. Zu Catos Zeit bereits war sie allgemein verbreitet; es kam schon vor, dafs Senatoren beim Becher griechische Verse declamirten. Sehr bald schlossen sich hieran Versuche in römischer Sprache zu dichten und zu publiciren. Um das Ende des ersten punischen Krieges verfertigte ein Grieche aus Tarent, Andronicus, eine Uebersetzung der Odyssee in saturnischem Mafs, vermuthlich statt Commentars für die Schüler, die die Odyssee mit ihm lasen, und Lust- und mehr noch Trauerspiele in griechischen Mafsen und nach griechischen Mustern, die auch aufgeführt wurden; doch erschienen der Mit- und Nachwelt diese Arbeiten mehr als Curiositäten denn als Kunstwerke. Bedeutender in geschichtlicher Beziehung ist Gnaeus Naevius (etwa 480—550), der älteste lateinische Schriftsteller; er machte den Versuch ein lateinisches Epos und Schauspiel zu schaffen, wobei er in den Mafsen seinem Vorgänger folgte. Es ist Schade, dafs wir nicht mehr im Stande sind über den merkwürdigen Mann ein eigenes Urtheil zu gewinnen; so gewifs auch er von Griechenland seine Anregung empfing, so ist er doch, sowohl der Zeit nach, in der er blühte, als seiner Herkunft und Stellung nach — er war ein Latiner aus Campanien, vermuthlich aus einer der Latinerstädte daselbst, wie Suessa oder Cales, und focht mit im ersten punischen Krieg — als ganz besonders nach den Spuren und Trümmern seines Wirkens zu schliefsen, keineswegs den Vertretern jenes oben bezeichneten Hellenismus zuzuzählen. Vielmehr scheint er eine durchaus nationale Richtung eingeschlagen und in wahrhaft genialer Weise diejenigen Elemente in dem italischen Volksleben aufgefafst zu haben, die einer poetischen Belebung fähig waren: die Chronik und die Komik. Die erstere schuf er, indem er die Geschichte des ersten punischen Krieges, den er selbst mitgemacht hatte,

in saturnischen Versen schrieb — ein Werk, das etwa den Reimchroniken des deutschen Mittelalters vergleichbar gewesen sein mag. Vielleicht noch bezeichnender für seine nationale Tendenz ist die Schöpfung des ernsten Schauspiels mit römischem Costüm, der sogenannten Praetexta, die gleichfalls auf ihn zurückgeht; in solchen Stücken stellte er ‚die Erziehung des Romulus und Remus' und ‚die Schlacht bei Clastidium' von 532, also Sagen- und gleichzeitige Geschichte dar. Bedeutender noch als diese Episirung und Dramatisirung der Chronik sind seine Versuche gewesen die Komik poetisch zu beleben. Er scheint dafür im Wesentlichen zwar die griechischen Formen adoptirt zu haben; wie lebensfrisch aber und ächt italisch dieselben gehandhabt wurden, bezeugt die Angabe, dafs er wegen seiner impertinenten Ausfälle gegen angesehene Leute von der Polizei in Rom eingesteckt ward, und erst wieder freikam, als er in andern Komödien öffentlich Dafse und Abbitte gethan. Dafs die Polizei wenn nicht Recht, doch Ursache dazu hatte, beweisen zum Beispiel die folgenden Zeilen, die er an den Sieger von Zama zu richten beliebte:

Jener selbst, der grofse Dinge ruhmvoll oft zu Ende führte,
Dessen Thaten lebendig leben, der bei den Völkern allen allein gilt,
Den hat nach Haus der eigne Vater von dem Liebchen geholt im Hemde.

Wenn man bedenkt, dafs diese und andre des Aristophanes nicht unwürdige Zeilen so ziemlich das früheste Schriftwerk sind, das in Rom geschrieben ward, so mochte er nicht ganz unbefugt in seiner Grabschrift von sich sagen, dafs mit seinem Tode die lateinische Sprache in Rom zu Ende gehe*. Er irrte aber; denn wenn auch das nationale Epos und das nationale Schauspiel, die er zu schaffen gedachte, kein rechtes Gedeihen fanden, so erwuchs doch die dreiste Lustigkeit, die er in den Garten der lateinischen Poesie gepflanzt, zu einem prächtigen Baum, dem einzigen daselbst, der nicht als Zierpflanze frisch und fröhlich gedieh. Plautus († 570) aus Sassina, einer ohne Zweifel in dieser Epoche schon völlig latinisirten Stadt an der Grenze von Umbrien gegen das längst lateinisch redende Picenum, war der rechte Vertreter dieser Richtung. Seine Lustspiele, so sehr sie, in der Fabel na-

* Wenn es wahr ist, dafs er 550 in Utica starb, so entfloh er während des hannibalischen Krieges in das feindliche Land. Allein Varro zweifelte wohl nicht ohne Grund an der Richtigkeit der Jahrzahl. Dafs er ein Campaner war, deutet Gellius an; seine latinische Nationalität, wenn auch dafür Name und Werke nicht zeugten, er selbst in der Grabschrift.

mentlich vollständig, von den griechischen Mustern abhängen und so wenig sie Anspruch machen auf die eigentliche Poesie der Komik wie sie Aristophanes, Shakespeare und Cervantes verstanden, sind doch mit ihrer nicht tiefen, aber drastischen Darstellung der Charaktere, den ergötzlichen Verwicklungen, vor allem dem natürlichen und raschen Dialog und dem ewigen Sprudel lustiger Wendungen und vortrefflicher Späfse einer der besten und originellsten Theile der lateinischen Litteratur; und man kann hinzufügen, dafs auch in der Folgezeit nur diejenigen italischen Dichter, welche diesen Ton anschlugen, wie zum Beispiel Lucilius und zum Theil noch Catull und Horaz, auf klingende Saiten trafen. Selbst das geborgte Gut dieser Art ward leichter heimisch als wo in den ernsteren und höheren Gattungen der Litteratur Entlehnungen stattfanden, denn während die Poesie von Haus aus national ist und schwer zu verpflanzen, ist der Witz an sich kosmopolitisch. Dagegen der Begründer und der rechte Vertreter des Hellenismus in der römischen Litteratur ist Quintus Ennius (515—585). Ennius, wie Andronicus von Haus aus wo nicht Grieche, doch Halbgrieche, messapischer Herkunft nämlich und hellenischer Bildung, und ein Menschenalter jünger als Naevius, gehört derjenigen Epoche an, wo mit dem Ende des zweiten punischen Krieges das griechische Wesen in Rom recht in Gang kam. Er brach geradezu mit der älteren Richtung und rühmte sich dessen, indem er das einzige, was in der römischen Poesie altnationalen Ursprungs war, das saturnische Mafs beseitigte und durchgängig in die griechischen Rhythmen die lateinische Sprache fügte oder zwängte, und indem er auf einmal die ganze Mannigfaltigkeit der griechischen Dichtgattungen, auch die didaktische Poesie — er übersetzte naturphilosophische, mythologische, ja gastronomische Lehrgedichte der Griechen —, vielleicht sogar die griechische Lyrik nach Rom zu übertragen den Versuch machte. Doch versteht es sich von selbst, dafs er die von seinem Vorfahren festgestellten Gattungen nicht fallen liefs, ja die metrische Staatschronik, die das Werk des Naevius durch Vollständigkeit wie durch Eleganz verdunkelte und wohl auch überhaupt einen höhern Ton anschlagend den Olymp und die Götter mit in die Chronik zog, ist sein Hauptwerk geblieben. Das Mafs seines Talents abzuschätzen vermögen wir nicht mehr; die Composition war nach dem Urtheil der Alten mangelhaft, wogegen im Einzelnen sprachlich und rhythmisch

vortreffliche Stellen vorkommen*; mit Wahrscheinlichkeit darf angenommen werden, dafs er mehr durch Gewandtheit und Eleganz sich auszeichnete als durch geniale Productivität. Wie Klopstock für den deutschen gab er sich für den römischen Homer und ward dafür genommen; von ihm datirt man später die römische Poesie oder wie ein Dichter der ciceronischen Zeit sagt:

Als es Hannibal bezwungen, nahte mit beschwingtem Schritt
Sich im Kriegsgewand die Muse der Quiriten hartem Volk.

In beidem ist die Wahrheit enthalten, dafs während Naevius und die seiner Richtung folgten sich so viel wie möglich auf das Grenzgebiet der Poesie gegen die Prosa beschränkten, Ennius zuerst wenigstens danach strebte ein Poet im vollen Sinn des Wortes zu sein; und dafs wie Homer für die Griechen so Ennius für die Römer den Ton angab, in den die Späteren einstimmten, zunächst in der Tragödie Pacuvius, Ennius Landsmann, in der Komödie Statius Caecilius, später Terenz. Im Uebrigen freilich zeigt die officielle Parallelisirung der homerischen Ilias und der ennianischen Jahrbücher durch den fast komischen Contrast nur um so schneidender die Schwäche der italischen Poesie, gleich wie die Bettelarmuth unserer vorlitterarischen Zeit sich am deutlichsten in der deutschen Sappho-Karschin und dem deutschen Pindar-Willamov abspiegelt. Wie unsere Orangerien gegen die sicilischen Orangenwälder steht die römische Litteratur gegen die griechische; man kann auch an jener sich erfreuen, nur darf man sie nicht vergleichen. — Aehnlich stand es in den bildenden Künsten, nur dafs die Römer sich hier bei weitem mehr passiv verhielten. Von namhafter Kunstübung ist weniger die Rede als in der vorigen Periode. Dafs das schon früher

* So die schöne Stelle aus dem Trauerspiel Phönix, die recht römischen Bürgersinn athmet:

Doch dem Mann mit Muthe mächtig ziemt's zu wirken in der Welt.
Vor den Richterstuhl zu laden tapfern Sinns das schuldige Haupt —
Das ist Freiheit, wo im Busen rein und fest wem schlägt das Herz;
Sonst in tiefer Nacht begraben ruhen bleibt die Frevelthat.

und die malerischen Zeilen aus dem epischen Gedicht Scipio:

Et Neptunus saevus undeis aspereis pausam dedit,
Sol equeis iter repressit unguleis volantibus,
Constitere amnes perennes, arbores vento vacant.

Und es hiefs die Wogen stocken streng die grollenden Neptun,
Seiner Rosse fliegende Hufe hielt zurück der Sonnengott,
Ewige Ström' im Laufe rasten, an den Bäumen steht das Laub.

begründete System der Nutzbauten bei der günstigen finanziellen Lage des Staats immer grofsartiger aufblühte, ward schon bemerkt. Das Ende dieser Periode ist bezeichnet durch die Anlage der sogenannten Basiliken, die etwa unsern heutigen Bazaren entsprechen: grofsartige für Prachtläden wie für öffentliche Zwecke geeignete Säulenhallen, die längs des Marktes angelegt wurden und die bisherigen Privatläden verdrängten. Der Urheber dieser für das hauptstädtische Leben wichtigen Institution ist wiederum Marcus Cato, der in seiner Censur (570) die erste dieser Hallen, die porcische oder die der Silberschmiede, dem Rathhause zur Seite anlegen liefs; neben welcher bald andere sich erhoben. — Indefs wenn von römischer Kunstübung aus dieser Epoche wenig berichtet werden kann, so fingen dagegen die Kunstliebe und die Kunstkennerschaft an nothwendige Erfordernisse des gebildeten Mannes zu werden. Selbst ein Mann wie Lucius Paullus, der keineswegs unbedingt einstimmte in die moderne Weise, betrachtete und beurtheilte den Zeus des Pheidias mit Kennerblick. Damit hing denn zusammen das Wegführen der Kunstschätze aus den eroberten griechischen Städten, zuerst in gröfserem Umfang aus Syrakus nach der Einnahme durch Marcus Marcellus 542, dann aus dem eigentlichen Griechenland namentlich durch Titus Flamininus 560 und durch Marcus Fulvius Nobilior 567, zwei Hauptvertreter des römischen Hellenismus, endlich durch Lucius Paullus 587. Die nationale Partei begnügte sich auf dies Dilettiren mit fremder Litteratur und Kunst verächtlich herabzusehen, ohne geradezu sich dagegen aufzulehnen. Quintus Ennius, der seine poetischen Erfolge der Verherrlichung der vornehmen Römer und ihrer Ahnen wesentlich mit verdankte und recht im Gegensatz zu Naevius als dienstwilliger Client der Scipionen, der Flaminine, der Fulvier lebte und schrieb, lobte zwar als vorsichtiger Mann, der es mit keinem verdarb, auch Catos spanische Thaten in seiner Chronik nach oder über Gebühr; darum aber bekam Marcus Fulvius Nobilior nicht minder von Cato zu hören, dafs es sich für den römischen Beamten nicht schicke einen solchen Menschen wie den messapischen Poeten in seinem Gefolg in die Provinz mitzunehmen. Das Wegschleppen der Kunstwerke ward laut mifsbilligt; wie der alte Quintus Maximus, Catos Ideal des ächten Römers, als nach der Eroberung Tarents wegen der Bildsäulen bei ihm angefragt ward, zur Antwort gegeben hatte, dafs man den Tarentinern ihre er-

zürnten Götter lassen möge, so schalt Cato auf die, die über die altmodischen Thonbilder auf den Tempeldächern spotteten. Poesie und Kunst galten als Handwerk, das für geringe Leute und Fremde sich wohl schicke, aber für angesehene Bürger unziemlich war; und diese Auffassung blieb lange Zeit die herrschende in Rom.

Später als Litteratur und Kunst fingen die griechischen Wissenschaften an in Rom sich einzubürgern. Am frühesten wahrscheinlich die Grammatik, die mit den Anfängen der Litteratur um Naevius Zeit begonnen zu haben scheint, indem man die wissenschaftlichen Grundsätze, nach denen die griechische Sprache behandelt ward, auch auf die lateinische übertrug. Dieser Zeit an gehört die Regulirung des römischen Alphabets durch Beseitigung der veralteten Zeichen und Aufnahme des schon seit längerer Zeit wieder eingeführten *g* an die Stelle des ausgestofsenen *z*; womit ohne Zweifel auch eine allmähliche Feststellung der Rechtschreibung zusammenhing. Es knüpft sich jene Regulirung des Alphabets an den Namen des Spurius Carvilius, der vermuthlich schon förmlichen Sprachunterricht gab. Der Grammatik folgte die griechische Heilkunst — der erste griechische Arzt kam 535, nach Rom — und die griechische Geschichtschreibung, welche Quintus Fabius und Lucius Cincius, beides senatorische und während des zweiten punischen Krieges in Staatsgeschäften thätige Männer, zuerst einführten und dabei nicht blofs im Gegensatz gegen die alte einheimische Chronik griechischen Pragmatismus, sondern sogar statt der eigenen die griechische Sprache anwandten. Die Rhetorik und Philosophie fanden erst in den letzten Decennien dieser Epoche ihren Weg nach Rom. Diese griechischen Wissenschaften, die Medicin, die Historie, die Rhetorik, die Philosophie traf der volle Hafs der Männer nationalen Strebens und die ernstlichsten Versuche wurden gemacht sich der Feinde zu erwehren. Vor allen Dingen ward die Polizei zu Hülfe gerufen. Je zahlreicher die jungen Leute den fremden Philosophen zuströmten, desto mehr eilte der Senat die sämmtlichen griechischen Philosophen und Rhetoren aus der Stadt zu weisen (593) — nachdem Cato den vielbewunderten Karneades gehört, erklärte er im Senat, dafs der Mensch nothwendig fortgeschafft werden müsse, denn wenn er Gründe und Gegengründe aufzähle, könne Niemand daraus klug werden, auf welcher Seite das Recht sei. Die griechischen Aerzte ebenso auszuweisen war leider nicht

wohl möglich; Cato mufste sich begnügen in seinen Schriften die Hausmittel anzupreisen, die ihm und seiner Frau ein langes Leben und dauernde Gesundheit verschafft hätten, und die fremden Heilkünstler mit einem Eifer herunterzumachen, der einer bessern Sache würdig war.* Man erlangte wenigstens so viel, dafs das Gewerbe gebrandmarkt ward und Jahrhunderte lang kein freier Römer sich zu demselben hergab. Wie Cato über seine Collegen im Senat dachte, die die römische Geschichte griechisch schrieben, zeigt seine Frage an den Aulus Postumius, der wegen seines schlechten Griechisch in der Vorrede seines Geschichtwerks sich als Ausländer entschuldigte, wer ihn denn gezwungen habe Dinge zu treiben, die er nicht verstehe. Dieser freilich, der sogar griechische Verse herausgab, gehörte zu den schlimmsten Graecomanen und machte durch sein widerliches Hellenisiren allen verständigen Leuten sich und die Sache zum Gespött und zum Ekel. — Aber die nationale Partei beschränkte sich nicht auf den Tadel des gelehrten hellenisirenden Treibens; sehr ernstlich war wenigstens Cato selbst bemüht an die Stelle dieser griechischen eine römische Wissenschaft und eine römische Geschichtschreibung zu setzen und von all den vielfachen Bestrebungen des thätigen Mannes ist keine so achtbar und so erfolgreich gewesen. Er stand hierin wie es scheint ziemlich allein; aufser ihm war nur noch etwa thätig in gleicher Richtung sein Zeitgenosse Sextus Aelius Paetus, zugenannt der Schlaue (*Catus*), der nicht blofs der erste praktische Jurist seiner Zeit war und auf diesem Wege zum Consulat (556) und zur Censur (560) gelangte, sondern auch ein Buch über das Landrecht schrieb, worin zu jedem Satz der zwölf Tafeln die Erläuterung und das entsprechende Klagformular hinzugefügt war, das sogenannte ‚dreitheilige Buch' (*tripertita*).

* ‚Ich kenne die Griechen von Athen her', schrieb er; ‚ich bin bereit zu beweisen, dafs es das verdorbenste und widerspenstigste Gesindel ist — glaube mir, mein Sohn Marcus, das ist so wahr wie ein Orakel. Wenn das Volk uns seine Wissenschaft bringt, so wird es alles verderben, ganz besonders aber, wenn es seine Aerzte hieher schickt. Sie haben sich verschworen alle Barbaren umzubringen mittelst der Heilkunst, aber sie lassen sich noch dafür bezahlen, damit man ihre Absicht nicht merke und die Sache leicht gehe. Auch uns nennen sie Barbaren, ja sie geben uns sogar den ehrenrührigen Namen Opiker'. — Der gute Mann wufste nicht, wie sehr unschuldig die Hellenen dazu gekommen waren die Italiker mit einem Namen zu bezeichnen, der im Griechischen nichts Anstöfsiges, aber im Lateinischen eine schmutzige Bedeutung hatte.

Wahrscheinlich waren die Formulare im Wesentlichen der Sammlung des Appius entlehnt; die Erläuterung bestand wohl hauptsächlich in einer Erklärung der veralteten Ausdrücke und darf in Verbindung gebracht werden mit der eben damals aufblühenden Wissenschaft lateinischer Grammatik. Im übrigen beschränkten sich die Rechtsgelehrten dieser Zeit auf die praktische Thätigkeit, das heifst auf die Bescheidung der anfragenden Parteien und auf die Bildung der zuhörenden jüngeren Leute. — Aber so einsam Cato stand, so ersetzte er doch dies einigermafsen durch seine vielumfassende Thätigkeit. In der Wissenschaft sollte alles unmittelbar Praktische, aber auch dieses allein und dies möglichst kurz und schlicht zusammengefafst werden; wobei die Schriften der Hellenen benutzt wurden — ‚die griechischen Bücher mufs man einsehen, aber nicht auswendig lernen', lautet einer von Catos Weissprüchen —, aber nur um aus dem Wust unnützer Betrachtungen einzelne brauchbare Erfahrungssätze zu gewinnen. In dieser Weise hatten ja auch schon die Vorfahren griechische Erfindungen sich angeeignet; in ihrem Sinne fortfahrend fafste Cato das Ergebnifs seiner Bestrebungen zusammen in einem merkwürdigen Buche, das für die spätere Entwicklung der römischen Litteratur sehr wichtig geworden ist, einer Art Encyclopädie, die er seinem Sohne zuschrieb und in der in kurzen Sätzen dargelegt war, was ein ‚braver Mann' (*vir bonus*) sein müsse als sittlicher Mensch überhaupt, als Redner, als Kriegsmann, als Landmann, als Rechtskundiger und als Arzt. Dafs diese Bücher, deren recht eigentliche Bestimmung war mit der Spitzfindigkeit und Unklarheit auch den Scharfsinn und den Tiefsinn der Griechen zu verbannen, im Ganzen nicht mehr sein wollten noch waren als schlichte häusliche Noth- und Hülfsbücher, versteht sich von selbst; aber eben so sehr, dafs es an kernigen Sprüchen nicht fehlte, wohin zum Beispiel die goldene Regel für den Redner gehört ‚an die Sache zu denken und die Worte sich von selber geben zu lassen' — eine Regel, die die Nachfahren öfter anführten als befolgten. — Ohne Zweifel höher stand Catos Geschichtswerk, die ‚Anfänge' genannt; das erste römische Geschichtbuch, das sich losmachte einerseits aus den Fesseln der Jahrzeitbuchform, andrerseits aus denen der griechisch schreibenden Historiographie, und das wir, wenn die Ungunst der Zeiten es uns gegönnt hätte, wohl würden stellen dürfen neben die Musen Herodots. Cato erzählte nicht in Chronikenweise die

Ereignisse Jahr für Jahr, sondern die Geschichte in gröfseren Abschnitten — zuerst im ersten Buch die Sage von Roms Gründung, der Königszeit und der Vertreibung der Tarquinier; sodann im zweiten und dritten die ähnlichen Sagen von dem Ursprung der übrigen italischen Gemeinden und deren Eintritt in die römische Eidgenossenschaft, hierauf im vierten und fünften die Kriege vom ersten punischen bis auf den Krieg mit Antiochos, endlich in den letzten beiden Büchern die Ereignisse der letzten zwanzig Lebensjahre des Verfassers. Es ist charakteristisch, dafs die Epoche von der Vertreibung der Könige bis auf den ersten punischen Krieg gewissermafsen fehlt; offenbar weil wohl die Sage und die Geschichte, nicht aber die zwischen beiden in der Mitte liegende Zeit eine zusammenhängende Erzählung gestattete. Ebenso charakteristisch ist die sonst unerhörte ausführliche Berücksichtigung der übrigen italischen Gemeinden; man sieht, dafs die Opposition gegen das hauptstädtische Treiben auf die Landschaft sich stützte. Die letzten Bücher müssen anders und ausführlicher die Ereignisse geschildert haben; zu ihnen eine Art Ergänzung bildeten die Staatsreden, die Cato gleichfalls, zuerst unter den Römern, aufzuzeichnen anfing — es waren gewissermafsen politische Memoiren, Nachträge zu seinem Hauptwerk, in das er auch mehrere der Reden einrückte. In der Redeschriftstellerei fand er zahlreiche Nachfolger; das originelle Buch der ‚Anfänge' hat seinen Platz in der römischen Litteratur behauptet, aber eine Schule nicht begründet — der römische Thukydides blieb aus. Aber dafs, während Poesie und bildende Kunst dem Handwerk gleich geachtet wurden, die Beschäftigung mit den Nützlichkeitswissenschaften und mit der Geschichte auch den Staatsmann ehre, war ein Grundsatz, den zuerst Cato entschieden auf- und für längere Zeit bei seiner Nation feststellte.

Dieselben Parteien, die in Kunst und Wissenschaft sich befehdeten, standen sich auch gegenüber in den Fragen der religiösen, politischen und sittlichen Zucht. Man stand eben an der Grenze zweier Epochen und auf jedem Gebiet des menschlichen Thuns und Sinnens rangen der italische Bauer und der weltbürgerliche Grofsstädter. Der Einfluls der hellenischen Civilisation des siebenten Jahrhunderts mit ihrer beispiellosen Sittenlosigkeit und Gottlosigkeit ist eben in dem Religionswesen sehr sichtbar und sehr nachtheilig. Der alte einfache Glaube der Italiker war wie es fiel die Bewunderung

oder der Spott der Griechen; in den Kriegen gegen die Aetoler höhnten deren Offiziere die Römer, dafs sie ihre Feldherren in die Schlacht schickten um zu opfern, wogegen der einsichtigere Polybios mit seiner etwas platten Gescheitheit die Römer gar sehr belobt wegen dieser politisch so wirksamen Hegung der Götterfurcht und seine Landsleute belehrt, dafs sie sich darüber nicht wundern möchten: alles das geschehe um der Menge willen und es könne doch kein Staat bestehen aus lauter klugen Leuten. Aber schon fingen Unglaube und Aberglaube an die Grundlagen der einheimischen Religion zu unterwühlen. Schon im ersten punischen Krieg (505) kam es vor, dafs mit den Auspicien, die vor der Schlacht befragt werden, der Consul selbst sträflichen Spott trieb — freilich ein Consul aus dem übermüthigen und im Guten und Bösen der Zeit voraneilenden Geschlecht der Claudier. Als die Kunstliebhaberei dann einrifs, schmückten heilige Bildnisse der Götter gleich anderem Hausgeräth die Zimmer der Reichen, worüber Catos frommer Eifer vergeblich zürnte. Bedenklicher noch ist das Einreifsen des wüsten Aberglaubens, den namentlich die schweren Zeiten des hannibalischen Krieges weckten. Die Regierung selbst konnte nicht umhin sich dem zu fügen; als in den letzten bangen Jahren des hannibalischen Krieges das Orakel gebot die phrygische Göttermutter aus Pessinus, einer Stadt der kleinasiatischen Gallier, nach Rom zu holen, mufste der Senat wohl oder übel sich dazu entschliefsen eine Gesandtschaft zu entsenden und die feierliche Einholung des rauhen Feldsteins anzuordnen, den die pessinuntischen Priester als das rechte Abbild der Mutter Kybele den Fremden verehrt hatten (550), ja zur ewigen Erinnerung an das fröhliche Ereignifs unter sich Clubgesellschaften stiften, bei denen die Pflicht die Gesellschaft zu bewirthen unter den Mitgliedern umging — Gesellschaften, die für das festere Zusammenschliefsen der vornehmen Familien und das beginnende Hetärienwesen nicht ohne Wichtigkeit gewesen zu sein scheinen. Aber schlimmer als diese anfangs wenigstens unschuldigen Sodalitäten war es, dafs mit diesem öffentlich anerkannten Cult der Göttermutter die Gottesverehrung der Orientalen zum erstenmal Fufs fafste in Rom. Der ganze wüste Apparat jener Priester, die zu Ehren der Göttin sich castrirt hatten und mit ihrem Erzpriester an der Spitze in Purpurgewändern und unter dem Schall der Pfeifen und Pauken in feierlichem Gepränge durch die Strafsen zogen und den bettelnden Pfaffen

an jeder Thüre für die Göttin eine Gabe heischen liefsen, war damit übergesiedelt nach Rom, und wenn auch zunächst man streng darauf hielt, dafs die Priester dieser neuen Göttin — die Galli und ihr Haupt, der Archigallus — nicht Römer waren, sondern Kleinasiaten, so mufste dennoch dies sinnlich-mönchische Treiben vom wesentlichsten Einflufs auf die Stimmung und die Anschauung des Volkes sein. Die goldene Zeit der Bettelpropheten beginnt; vergeblich stemmten die einsichtigeren Männer sich gegen das um sich greifende Gesindel. Die Polizei wies die Schwindler aus der Hauptstadt; der Senat verbot jede nicht vom Staat gestattete Gottesverehrung; allein wenn einmal die Köpfe verrückt sind, so legen sie selbst auf höhern Befehl nicht sofort sich zur Ruhe. Mehr nützte es, wenn ein Gutsherr seinem Meier in den Contract setzte: ‚dafs er kein Opfer darbringen dürfe anders als an dem Marktfest auf dem Grenzaltar oder auf seinem eigenen Heerd, und dafs er nicht befragen solle weder einen Eingeweidebesichtiger noch einen Vogelschauer noch einen Wahrsager noch einen Chaldäer' — wie Cato that und anrieth; allein solche strenge Zucht war auch nicht mehr nach dem Geschmack der Zeit. Nicht blofs machte jeder ausländische Schwindel Glück in den niederen wie in den höheren Kreisen, sondern es ward auch schon einheimischer geliefert; so entdeckte man zum Beispiel im Jahre 573 die hinterlassenen Schriften des Königs Numa, in denen ganz neuer und seltsamer Gottesdienst vorgeschrieben gewesen sein soll — mehr als dies und dafs die Bücher sehr neu ausgesehen hätten, erfuhren die Glaubensdurstigen zu ihrem Leidwesen nicht, denn der Senat legte die Hand auf die Rollen und liefs sie kurzweg ins Feuer werfen. Wohin das führen konnte, zeigt der bakchische Geheimdienst, der durch einen griechischen Pfaffen zuerst nach Etrurien und von da aus nach Rom und über ganz Italien verbreitet worden war — eine Muckerwirthschaft der scheufslichsten Art, mit Unzucht, Testamentsfälschungen und Giftmischerei im Gefolge, um sich fressend wie ein Krebs und überall die Familien zerrüttend. Der Senat schritt ein mit furchtbarem, aber heilsamem Nachdruck, als die Sache zur Anzeige kam (568); die Behörden verurtheilten über 7000 Menschen, grofsentheils zum Tode, und strenge Vorschriften ergingen für die Zukunft. Dennoch ging die Wirthschaft fort; noch 574 klagte der betreffende Beamte, dafs wieder 3000 Menschen verurtheilt worden seien und noch kein Ende sich absehen lasse. Die

andere Seite zu diesem um sich greifenden Cult der ausländischen Mysterien war es denn, dafs die Priester der Landesreligion anfingen für ihre nutzbaren Privilegien zu kämpfen, zum Beispiel Anspruch machten auf Befreiung von den öffentlichen Abgaben und sehr unwillig die Rückstände nachzahlten (558).

Aehnliche Erscheinungen begegnen im politischen Leben, wo die alte Sitte und die neue Weise gleichfalls oft sich schroff gegenübertraten. Der wunderlichste und der folgenreichste unter den neuen politischen Gedanken dieser Epoche ist jenes Project einer Emancipation der Hellenen, dessen schmählicher Schiffbruch früher dargestellt ward; man kann dies als die fixe Idee der neuen Schule bezeichnen, eben wie die Karthagerfurcht die fixe Idee der alten gewesen und denn auch von Cato bis zur Lächerlichkeit gepredigt worden ist. Ueberall beginnen die alten ehrbaren Gebräuche zu verschwinden und was sich sonst von selbst verbot, mufs durch Gesetze untersagt werden. Dahin gehört zum Beispiel, dafs auch die, welche keine Schlachten geschlagen hatten, anfingen sich um die Ehre des Triumphs zu bewerben (zum Beispiel 574); dafs blutjunge Leute sich zu den höchsten Aemtern drängten, bis ein Gesetz dagegen erlassen ward; dahin vor allem die immer mehr überhand nehmende Behandlung der Criminalsachen in den Volksgerichten nicht nach Recht und Gerechtigkeit, sondern nach Gunst und Mitleid. Es kam schon vor, dafs einem Feldherrn, der die ihm auf Treue und Glauben sich ergebenden Bundesgenossen wortbrüchig hatte niedermetzeln lassen, seine eigenen Thränen und die seiner unmündigen Kinder die Freisprechung verschafften. Wie sehr die Kriegszucht und der kriegerische Geist des Volkes im Sinken war, bewies der panische Schreck, der in dem unbedeutenden istrischen Krieg Heer und Flotte der Römer, ja ganz Italien in einer kaum glaublichen Weise ergriff (576) und wegen dessen Cato seinen Landsleuten eine eigene Strafrede hielt; ja im dritten makedonischen Krieg ward durch die elende Disciplin in der That schon das Wohl des Staates auf das Spiel gesetzt. Nicht ganz mit Unrecht wird dies Erschlaffen der Kriegszucht zurückgeführt auf den Sieger von Zama. Die alte schöne Sitte, dafs der Oberfeldherr des einen Jahres in einem andern wieder als Stabsoffizier eintrat, wird schon selten; es ist Demonstration gegen die neue Schule, dafs Cato und Flaccus sich in dieser Art unter Glabrios Oberbefehl stellen. Wie sehr das

Landvogtspielen den römischen Beamtenstand demoralisiren mufste, ist schon in einem andern Zusammenhang angedeutet worden; derselbe Mann, der heute im Ausland eine gesetzliche Militärtyrannis geführt hatte, konnte unmöglich sich wieder zurückfinden in die bürgerliche Gemeinschaft, die wohl Befehlende und Gehorchende, aber nicht Herren und Knechte unterschied. Wo man den Blick auch hinwendet, klaffen in dem alten Bau Risse und Spalten; es ist nur eine Zeitfrage, wann er stürzen wird, und was die Hauptsache ist, nirgends gewahrt man die Vorbereitungen zu einem ernstlichen und ehrlichen Neubau.

Endlich das Familienleben und die Sittenzucht sind gleichfalls im Sinken. In den vornehmsten Häusern kamen entsetzliche Verbrechen vor; in denen zum Beispiel der Calpurner und der Fulvier ward der Vater ermordet von der Mutter um dem Sohn Platz zu machen für das Consulat; Pläne kamen zur Anzeige die Hauptstadt an allen Ecken anzuzünden. Die Familienbande erschlafften; die Ehelosigkeit ward immer häufiger — schon 520 suchten die Censoren ihr entgegen zu wirken —, ebenso die Geldheirathen und die Ehescheidungen. Aber nichts ist so auffallend wie die beginnende Emancipation der Frauen zunächst in ökonomischer, demnächst auch in anderen Beziehungen. Die alte Sitte der Römer stellte die verheiratheten Frauen unter die eheherrliche Gewalt, die der väterlichen durchaus gleich war, die unverheiratheten unter die ihrer nächsten Verwandten, die der väterlichen nahe kam; allein es ward immer gewöhnlicher die Ehe einzugehen ohne Uebertragung der eheherrlichen Vormundschaft an den Mann und der Frau dabei die vermögensrechtliche Selbständigkeit zu wahren, die Vogtschaft der Verwandten aber durch Scheinehen zu sprengen. Wie bedenklich die Anzahl der reichen und selbstständigen Frauen der Regierung erschien, zeigt das exorbitante Gesetz vom Jahre 585, das die Erbeinsetzung der Frauen überhaupt verbot, und die Erstreckung dieses Satzes durch die Praxis auf die wichtigsten Fälle der Collateralerbschaften, die ohne Testament an Frauen fielen. Aber auch in öffentlichen Dingen fingen die Frauen an einen Willen zu haben und ‚die Herrscher der Welt zu beherrschen', wie Cato sagte, der in seiner Rede über die Mitgiften vergeblich an die guten alten Zeiten erinnerte, da die Frau dem Mann unterthan war und ihm Bufse thun mufste für den Ehebruch wie für das Weintrinken. Schon erhoben sich in den Provinzen

Statuen römischer Frauen; ja in der römischen Volksversammlung selbst setzte trotz Catos eifrigem Schelten ihr Einfluss es durch, dass die alten Verbote des Goldschmuckes, der bunten Kleider, der Wagen gesetzlich aufgehoben wurden. — Die Ueppigkeit stieg in Schmuck und Speisen, in der Verzierung der Villen wie in der einreifsenden Mätressen- und Knabenwirthschaft; namentlich seit das Heer aus Kleinasien zurückgekehrt war, fand eine Masse neuer und frivoler Luxusartikel ihren Weg nach Rom und es begann die wissenschaftliche Kochkunst. Gesetze dagegen werden wohl erlassen; der ausländische Wein ward untersagt und als Maximum der Kosten einer Festmahlzeit 100 schwere Asse (5½ Thlr.), einer gewöhnlichen 10 (16 Gr.) festgesetzt durch ein Gesetz vom Jahre 593; allein gleichzeitig bezahlte man nach Catos Bemerkung für einen Topf Sardellen aus dem schwarzen Meer mehr als für einen Ackerknecht und einen hübschen Knaben theurer als ein Bauerngut. Das Leben ward unverhältnifsmäfsig theuer in Rom und namentlich stiegen die Miethen; und doch stieg in gleichem Mafs die Arbeitsscheu und das Bedürfnifs zu lottern und zu gaffen. Die Zahl der Festtage wurde vermehrt; die Floralien kamen 516, die Megalesien 560 hinzu; seit dem Ende des zweiten punischen Krieges wurde es häufig, dass man das eben beendigte Fest noch einmal wieder von vorn beginnen liefs; die Gelegenheitsfeste bei Leichenfeiern vornehmer Männer und sonst wurden immer zahlreicher und ihre Ausstattung immer verschwenderischer. Die Pracht der Spiele wurde allmählig der Mafsstab, nach dem das Volk die Tüchtigkeit der Candidaten zu den Staatsämtern bemafs. Man war ganz nah an dem idealen Zustand, dass jeder Tagedieb wufste, wo er jeden Tag verderben konnte. Schon 534 war ein zweiter Rennplatz angelegt worden, bezeichnend genug von Gaius Flaminius, dem ersten Demagogen von Profession, den Rom hervorgebracht hat; er mag sich mit dieser Verdoppelung der Spielplätze die Erlaubnifs erkauft haben die Schlacht am trasimenischen See zu liefern. Die Spiele selbst wurden andere. Die unschuldigen Pferde- und Wagenrennen nach grofsgriechischer Weise, die etruskischen Flötentänze genügten nicht mehr. Mit 490 beginnen die Fechterspiele nach campanischer, mit 514 die scenischen nach tarentiner Weise, mit 568 die Thierhetzen und in diesem Jahre traten auch zuerst griechische Athleten auf; die bedeutenden Kosten wurden überall grofsentheils auf die Provinzialen gewälzt. Was von

bildenden Elementen in den scenischen und musischen Spielen lag, gab man von vorn herein dadurch Preis, dafs man diese Lustbarkeiten vorwiegend für den gemeinen Mann bestimmte und es der Absicht der Geber geradezu entgegen war den Genufs einem ausgewählten Kreis zu bereiten. Wie das Publikum beschaffen war, zeigt der Auftritt bei den Triumphalspielen 587, wo die ersten griechischen Flötenbläser, da sie mit ihren Melodien mifsfielen, vom Regisseur angewiesen wurden lieber sich unter einander zu prügeln, worauf denn der Jubel kein Ende nehmen wollte. — Unter solchen Verhältnissen mufste freilich und vor allen Dingen in der Hauptstadt Geld und nichts als Geld die Losung werden für Hoch und Niedrig. Schon lange that in Griechenland Niemand etwas umsonst, wie die Griechen selbst eingestanden; seit dem zweiten makedonischen Krieg fingen die vornehmen Römer an auch in dieser Hinsicht zu hellenisiren und es wird schon als etwas Besonderes angemerkt, dafs Paullus, der Sieger von Pydna, kein Geld nahm. Man vermied es geradezu zu stehlen; aber alle krummen Wege zu schnellem Reichthum schienen erlaubt: Zins- und Kornwucher, Lieferantenbetrug, Geldheirathen, Veruntreuung der Beute. Ja das Stimmrecht schon ward einzeln feil, wenn gleich im Ganzen die Wählerschaft noch zu achtbar war, als dafs directe Wahlbestechung systematisch hätte betrieben werden können. Vor allem aber war es die Verwaltung der Provinzialstellen, die bald Ehrenämter nur noch hiefsen, die als Mittel zu schnellem Reichthum betrachtet ward; und was das Amt war für die Grofsen, war für den gemeinen Mann der Kriegsdienst. Die Veteranen aus dem zweiten makedonischen und dem kleinasiatischen Krieg waren durchgängig als wohlhabende Leute heimgekehrt. Dies war die Ursache, wefshalb zum dritten makedonischen Krieg so zahlreiche Freiwillige sich meldeten; und als Lucius Paullus ihnen dann nicht hinreichend nach Willen lebte, fehlte wenig daran, dafs ihm nicht mittelst Volksbeschlufs wesentlich durch seine eigenen Soldaten die Ehre des Triumphs entzogen wurde. Selbst solche Dinge, die nach römischer Ansicht für Geld zu leisten schimpflich war, wie namentlich der Rechtsbeistand, wurden käuflich, indem der Sachwalter anfing ‚Geschenke' zu nehmen; was dann freilich durch Volksschlufs untersagt ward. Nur die Rechtswissenschaft hielt sich rein von solcher Schande; auch ohne Gesetz blieben die Rechtsverständigen bei ihrer ehrbaren Sitte den guten Rath umsonst zu geben. Aber es war

dies eine einzelne Ausnahme, wenigstens in der Hauptstadt. Die Masse der Bevölkerung fand keinen Genufs in der Arbeit mehr und arbeitete nur, um so schnell wie möglich zum faulen Genufs zu gelangen. Wahrlich, die Pandorabüchse, die das Schicksal den Römern zugetheilt hatte, war eine Gabe von zweifelhaftem Werth.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

RÖMISCHE GESCHICHTE

VON

THEODOR MOMMSEN.

ZWEITER BAND.

VON DER SCHLACHT BEI PYDNA BIS AUF SULLAS TOD.

Mommsen
Römische
Geschichte
2

BERLIN,
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.
1855.

8 Hist. Rom.

MEINEN LIEBEN GENOSSEN

FERDINAND HITZIG

IN ZÜRICH

KARL LUDWIG

IN WIEN.

1852. 1853. 1854.

INHALT.

VIERTES BUCH.

Die Revolution.

KAPITEL I. Seite

Die unterthänigen Landschaften bis zu der Gracchenzeit 3

KAPITEL II.

Die Reformbewegung und Tiberius Gracchus 62

KAPITEL III.

Die Revolution und Gaius Gracchus 91

KAPITEL IV.

Die Restaurationsherrschaft 119

KAPITEL V.

Die Völker des Nordens 152

KAPITEL VI.

Revolutionsversuch des Marius und Reformversuch des Drusus . . 180

KAPITEL VII.

Die Empörung der italischen Unterthanen und die sulpicische Revolution 209

KAPITEL VIII.

Der Osten und König Mithradates 253

KAPITEL IX.

Cinna und Sulla 292

KAPITEL X.

Seite
Die sullanische Verfassung 322

KAPITEL XI.

Das Gemeinwesen und seine Oekonomie 360

KAPITEL XII.

Nationalität. Religion. Erziehung 386

KAPITEL XIII.

Litteratur und Kunst 410

VIERTES BUCH.

Die Revolution.

„Aber sie treiben's toll;
Ich fürcht', es breche".
Nicht jeden Wochenschluſs
Macht Gott die Zeche.

Goethe.

KAPITEL I.

Die unterthänigen Landschaften bis zu der Gracchenzeit.

Mit der Vernichtung des makedonischen Reichs war die Oberherrlichkeit Roms eine Thatsache, die von den Säulen des Hercules bis zu den Mündungen des Nil und des Orontes nicht bloss anerkannt ward, sondern gleichsam als das letzte Wort des Verhängnisses auf den Völkern lastete mit dem ganzen Druck der Unabwendbarkeit und ihnen nur die Wahl zu lassen schien sich in hoffnungslosem Widerstreben oder in hoffnungslosem Dulden zu verzehren. Wenn nicht die Geschichte von dem ernsten Leser es als ihr Recht fordern dürfte sie durch gute und böse Tage, durch Frühlings- und Winterlandschaft zu begleiten, so möchte der Geschichtschreiber versucht sein sich der trostlosen Aufgabe zu entziehen diesem Kampf der dreisten Uebermacht mit der kläglichen Ohnmacht sowohl in den schon zum römischen Reich gezogenen spanischen Landschaften als in den noch nach Clientelrecht beherrschten africanischen, hellenischen, asiatischen Gebieten in seinen mannigfaltigen und doch eintönigen Wendungen zu folgen. So unbedeutend und untergeordnet aber auch die einzelnen Kämpfe erscheinen mögen, eine tiefe geschichtliche Bedeutung kommt ihnen in ihrer Gesammtheit dennoch zu; und vor allem die italischen Verhältnisse dieser Zeit werden erst verständlich durch die Einsicht in den Rückschlag, der von den Provinzen aus auf die Heimath traf.

Ausser in den naturgemäss als Nebenländer Italiens anzusehenden Gebieten, wo übrigens auch die Eingebornen noch keineswegs vollständig unterworfen waren und nicht eben zur Ehre Roms Ligurer, Sarden und Corser fortwährend Gelegenheit zu ‚Dorftriumphen' lieferten, bestand eine förmliche Herrschaft Roms zu Anfang dieser Periode nur in den beiden spanischen

Provinzen, die den gröfseren östlichen und südlichen Theil der pyrenäischen Halbinsel umfafsten. Es ist schon früher (I, 494 fg.) versucht worden die Zustände der Halbinsel zu schildern: Iberer und Kelten, Phöniker, Hellenen, Römer mischten sich hier bunt durch einander; gleichzeitig und vielfach sich durchkreuzend bestanden daselbst die verschiedensten Arten und Stufen der Civilisation, die altiberische Cultur neben vollständiger Barbarei, die Bildungsverhältnisse phönikischer und griechischer Kaufstädte neben der aufkeimenden Latinisirung, die namentlich durch die in den Silberbergwerken zahlreich beschäftigten Italiker und durch die starke stehende Besatzung gefördert ward. In dieser Hinsicht erwähnenswerth ist die latinische Colonie Carteia (in der Bai von Gibraltar), nächst Agrigentum (I, 442) die erste übersecische Gemeinde latinischer Zunge und italischer Stadtverfassung. Ihre Gründung fällt in das Jahr 583 und ward veranlafst durch die Menge der von römischen Soldaten mit spanischen Sclavinnen erzeugten Lagerkinder, welche rechtlich als Sclaven, thatsächlich als freie Italiker aufwuchsen und nun von Staatswegen freigesprochen und in Verbindung mit den alten Einwohnern von Carteia als latinische Colonie constituirt wurden. In solcher friedlichen Entwickelung gediehen die spanischen Landschaften längere Zeit fast ungestört; beinahe dreifsig Jahre nach der Ordnung der Ebroprovinz durch Tiberius Sempronius Gracchus (575. 576; I, 499) genofs das Land im Ganzen die Segnungen des Friedens, obwohl ein paarmal der Kriege gegen Keltiberer und Lusitaner gedacht wird. Der Friedensstand ward zuerst unterbrochen durch den Einfall der Lusitaner in das römische Gebiet unter ihrem Führer Punicus im J. 600; sie schlugen die beiden gegen sie vereinigten römischen Statthalter und tödteten ihnen eine grofse Anzahl Leute. Die Vettonen (zwischen dem Tajo und dem obern Duero) wurden hiedurch bestimmt mit den Lusitanern gemeinschaftliche Sache zu machen; so verstärkt vermochten diese ihre Streifzüge bis an das mittelländische Meer auszudehnen und das Gebiet der Bastulophöniker unweit der römischen Hauptstadt Neukarthago (Cartagena) zu brandschatzen. Man nahm in Rom die Sache ernst genug um die Absendung eines Consuls nach Spanien zu beschliefsen, was seit 559 nicht geschehen war, und liefs sogar zur Beschleunigung der Hülfleistung die neuen Consuln zwei Monate vor der gesetzlichen Zeit ihr Amt antreten — es war dies die Ursache, wefshalb der Amtsantritt der Consuln vom 1. März sich auf den 1. Januar verschob und damit der Jahresanfang sich feststellte, dessen wir noch heute uns be-

dienen. Allein ehe noch der Consul Quintus Fulvius Nobilior mit seiner Armee eintraf, kam es zwischen dem Statthalter des jenseitigen Spaniefs, dem Prätor Lucius Mummius und den nach Punicus Tode in der Schlacht jetzt von Kaesarus geführten Lusitanern am rechten Ufer des Tajo zu einem sehr ernsthaften Treffen (601). Das Glück war anfangs den Römern günstig; das lusitanische Heer ward zersprengt, das Lager genommen. Allein theils schon vom Marsch ermüdet, theils in der Unordnung des Nachsetzens sich auflösend wurden sie von den schon besiegten Gegnern schliefslich vollständig geschlagen und büfsten zu dem feindlichen Lager das eigene so wie an Todten 9000 Mann ein. Weit und breit loderte jetzt die Kriegsflamme auf. Die Lusitaner am linken Ufer des Tajo warfen sich unter Anführung des Kaukaenus auf die den Römern unterthänigen Keltiker (in Alentejo) und nahmen ihre Stadt Conistorgis ein. Den Keltiberern sandten die Lusitaner die dem Mummius abgenommenen Feldzeichen zugleich als Siegesbotschaft und als Mahnung zu; und auch hier fehlte es nicht an Gährungsstoff. Zwei kleine den mächtigen Arevakern (um die Quellen des Duero und Tajo) benachbarte Völkerschaften Keltiberiens, die Beller und Titther hatten beschlossen in eine ihrer Städte Segeda sich zusammenzusiedeln. Während sie mit dem Mauerbau beschäftigt waren, kam ein Befehl von Rom, der ihnen diesen Bau untersagte, da das sempronische Gesetz den unterworfenen Gemeinden jede eigenmächtige Städtegründung verbiete, und der zugleich die vertragsmäfsig schuldigen, aber seit längerer Zeit ruhenden Leistungen an Geld und Mannschaft einforderte. Beiden Befehlen weigerten die Spanier den Gehorsam, da es sich nur um Erweiterung, nicht um Gründung einer Stadt handle, die Leistungen aber nicht blofs suspendirt, sondern von den Römern erlassen seien. Darüber erschien Nobilior im diesseitigen Spanien mit einem fast 30000 Mann starken Heer, unter dem auch numidische Reiter und zehn Elephanten sich befanden. Noch standen die Mauern der neuen Stadt nicht vollständig; die meisten der Segedaner unterwarfen sich, allein die entschlossensten Männer flüchteten mit Weib und Kind zu den mächtigen Arevakern und forderten sie auf mit ihnen gegen die Römer gemeinschaftliche Sache zu machen. Die Arevaker, ermuthigt durch den Sieg der Lusitaner über Mummius, gingen darauf ein und wählten einen der flüchtigen Segedaner Karus zu ihrem Feldherrn. Am dritten Tag nach seiner Wahl war dieser tapfere Führer eine Leiche, aber das römische Heer geschlagen; er hatte dasselbe in einen Hinter-

halt zu locken gewufst, in welchem bei 6000 römische Bürger umkamen — der Tag des 23. August, das Fest der Vulcanalien, blieb seitdem den Römern in schlimmer Erinnerung. Doch bewog der Fall ihres Feldherrn die Arevaker sich in ihre festeste Stadt Numantia (Garray 1 Legua nördlich von Soria am Duero) zurückzuziehen, wohin Nobilior ihnen folgte. Unter den Mauern der Stadt kam es zu einem zweiten Treffen, in welchem die Römer anfänglich mittelst ihrer Elephanten die Oberhand erhielten und die Spanier in die Stadt zurückdrängten, aber hierauf in Folge der Verwundung eines der Thiere von denselben in Verwirrung gebracht wurden und durch die abermals ausrückenden Feinde eine zweite Niederlage erlitten. Die Vernichtung eines zur Herbeirufung von Zuzugmannschaft ausgesandten römischen Reitercorps und andere Unfälle gestalteten die Angelegenheiten der Römer in der diesseitigen Provinz so ungünstig, dafs die Festung Okilis, wo die Kasse und die Vorräthe der Römer sich befanden, zum Feinde übertrat und die Arevaker daran denken konnten, freilich ohne Erfolg, den Römern den Frieden zu dictiren. Einigermafsen wurden indefs diese Nachtheile aufgewogen durch die Erfolge, die Mummius in der südlichen Provinz erfocht. So geschwächt auch durch die erlittene Niederlage sein Heer war, gelang es ihm dennoch mit demselben den unvorsichtig sich zerstreuenden Lusitanern am rechten Tajoufer eine Niederlage beizubringen und übergehend auf das linke, wo die Lusitaner das ganze römische Gebiet überrannt, ja bis nach Africa gestreift hatten, die südliche Provinz von den Feinden zu säubern. In die nördliche sandte das folgende Jahr (602) der Senat aufser beträchtlichen Verstärkungen einen andern Oberfeldherrn an die Stelle des unfähigen Nobilior, den Consul Marcus Claudius Marcellus, der schon als Prätor 586 sich in Spanien ausgezeichnet und seitdem in zwei Consulaten sein Feldherrntalent bewährt hatte. Seine geschickte Führung und mehr noch seine Milde änderte die Lage der Dinge schnell; Okilis ergab sich ihm sofort und selbst die Arevaker, von Marcellus in der Hoffnung bestärkt, dafs ihnen gegen eine mäfsige Bufse Friede gewährt werden würde, schlossen Waffenstillstand und schickten Gesandte nach Rom. Marcellus konnte sich nach der südlichen Provinz begeben, wo die Vettonen und Lusitaner zwar dem Praetor Marcus Atilius sich botmäfsig erwiesen hatten, so lange er in ihrem Gebiet stand, allein nach seiner Entfernung sofort wieder aufgestanden waren und die römischen Verbündeten heimsuchten. Die Ankunft des Consuls stellte die Ruhe wieder her und während er

in Corduba überwinterte, ruhten auf der ganzen Halbinsel die Waffen. Inzwischen ward in Rom über den Frieden mit den Arevakern verhandelt. Es ist bezeichnend für die inneren Verhältnisse Spaniens, dafs vornämlich die Sendlinge der bei den Arevakern bestehenden römischen Partei in Rom die Verwerfung der Friedensvorschläge durchsetzten, indem sie vorstellten, dafs, wenn man die römisch gesinnten Spanier nicht preisgeben wolle, nur die Wahl bleibe entweder jährlich einen Consul mit entsprechendem Heer nach der Halbinsel zu senden oder jetzt ein nachdrückliches Exempel zu statuiren. In Folge dessen wurden die Boten der Arevaker ohne entscheidende Antwort verabschiedet und die energische Fortsetzung des Krieges beschlossen. Marcellus sah sich demnach genöthigt im folgenden Frühjahr (603) den Krieg gegen die Arevaker wieder zu beginnen. Indefs sei es nun, wie behauptet wird, dafs er den Ruhm den Krieg beendigt zu haben, seinem bald zu erwartenden Nachfolger nicht gönnte, sei es, was vielleicht wahrscheinlicher ist, dafs er gleich Gracchus in der milden Behandlung der Spanier die erste Bedingung eines dauerhaften Friedens sah — nach einer geheimen Zusammenkunft des römischen Feldherrn mit den einflufsreichsten Männern der Arevaker kam unter den Mauern von Numantia ein Tractat zu Stande, durch den die Arevaker den Römern sich auf Gnade und Ungnade ergaben, aber unter Verpflichtung zu Geldzahlung und Geifselstellung in ihre bisherigen vertragsmäfsigen Rechte wieder eingesetzt wurden. — Als der neue Oberfeldherr, der Consul Lucius Lucullus bei dem Heere eintraf, fand er den Krieg, den zu führen er gekommen war, bereits durch förmlichen Friedensschluss beendigt und seine Hoffnungen Ehre und vor Allem Geld aus Spanien heimzubringen schienen vereitelt. Indefs dafür gab es Rath. Auf eigene Hand griff Lucullus die westlichen Nachbaren der Arevaker, die Vaccaeer an, eine noch unabhängige keltiberische Nation, die mit den Römern im besten Einvernehmen lebte. Auf die Frage der Spanier, was sie denn gefehlt hätten, war die Antwort der Ueberfall der Stadt Cauca (Coca 8 Leguas westlich von Segovia); und als die erschreckte Stadt mit schweren Geldopfern die Capitulation erkauft zu haben meinte, rückten römische Truppen in die Stadt und knechteten oder mordeten die Einwohnerschaft ohne jeglichen Vorwand. Nach dieser Heldenthat, die etwa 20000 Menschen das Leben gekostet haben soll, ging der Marsch weiter. Weit und breit standen die Dörfer und Ortschaften leer; oder schlossen, wie das feste Intercatia und die Hauptstadt der Vaccaeer Pallantia (Pa-

lencia) dem römischen Heere ihre Thore. Die Habsucht hatte in ihren eigenen Netzen sich gefangen; keine Gemeinde fand sich, die mit dem treubrüchigen Feldherrn eine Capitulation abzuschliefsen gewagt hätte und die allgemeine Flucht der Bewohner machte nicht blofs die Beute karg, sondern auch das längere Verweilen in diesen unwirthlichen Gegenden fast unmöglich. Vor Intercatia gelang es einem angesehenen Kriegstribun, dem leiblichen Sohn des Siegers von Pydna und Adoptivenkel des Siegers von Zama, Scipio Aemilianus durch sein Ehrenwort, da das des Feldherrn nichts mehr galt, die Bewohner zum Abschlufs eines Vertrages zu bestimmen, in Folge dessen das römische Heer gegen Lieferung von Vieh und Kleidungsstücken abzog. Aber die Belagerung von Pallantia mufste wegen Mangel an Lebensmitteln aufgehoben werden und das römische Heer ward auf dem Rückmarsch von den Vaccaeern bis zum Duero verfolgt. Lucullus begab sich darauf nach der südlichen Provinz, wo der Praetor Servius Sulpicius Galba in demselben Jahr von den Lusitanern sich hatte schlagen lassen; beide überwinterten nicht fern von einander, Lucullus im turdetanischen Gebiet, Galba bei Conistorgis, und griffen im folgenden Jahr (604) gemeinschaftlich die Lusitaner an. Lucullus errang an der gaditanischen Meerenge einige Vortheile über sie. Galba richtete mehr aus, indem er mit drei lusitanischen Stämmen am rechten Ufer des Tajo einen Vertrag abschlofs und sie in bessere Wohnsitze überzusiedeln verhiefs; worauf die Barbaren, die 7000 an der Zahl sich der gehofften Aecker wegen bei ihm einfanden, in drei Abtheilungen getheilt, entwaffnet und theils als Sclaven weggeführt, theils niedergehauen wurden. Kaum ist je mit gleicher Treulosigkeit, Grausamkeit und Habgier Krieg geführt worden wie von diesen beiden Feldherrn, die dennoch durch ihre verbrecherisch erworbenen Schätze der eine der Verurtheilung, der andere sogar der Anklage entging. Den Galba versuchte der alte Cato noch in seinem fünfundachtzigsten Jahr, wenige Monate vor seinem Tode, vor der Bürgerschaft zur Verantwortung zu ziehen; aber die jammernden Kinder des Generals und sein heimgebrachtes Gold erwiesen dem römischen Volke seine Unschuld.

Nicht so sehr die ehrlosen Erfolge, die Lucullus und Galba in Spanien erreicht hatten, als der Ausbruch des vierten makedonischen und des dritten karthagischen Krieges im J. 605 bewirkte, dafs man die spanischen Angelegenheiten zunächst wieder den gewöhnlichen Statthaltern überliefs. So überschwemmten denn die Lusitaner, durch Galbas Treulosigkeit mehr erbit-

tert als gedemüthigt, sofort wieder das reiche turdetanische Gebiet. Gegen sie zog der römische Statthalter Gaius Vetilius (605?*) und schlug sie nicht blofs, sondern drängte auch das ganze Heer auf einen Hügel zusammen, wo dasselbe rettungslos verloren schien. Schon war die Capitulation so gut wie abgeschlossen, als Viriathus, ein Mann geringer Herkunft, aber wie einst als Bube ein tapferer Vertheidiger seiner Heerde gegen die wilden Thiere und die Räuber, so jetzt in ernsteren Kämpfen ein gefürchteter Guerillachef und einer der wenigen Spanier, die dem treulosen Ueberfall Galbas zufällig entronnen waren, seine Landsleute warnte auf römisches Ehrenwort zu bauen und ihnen Rettung verhiefs, wenn sie ihm folgen wollten. Sein Wort und sein Beispiel wirkten; das Heer übertrug ihm den Oberbefehl. Viriathus bildete aus den bestberittenen Leuten eine zuverlässige Reiterschaar von 1000 Pferden und gab dem Rest der Armee den Befehl nach allen Seiten hin sich zu verlaufen und sich auf verschiedenen Wegen nach dem bestimmten Sammelplatz zu begeben. Die Römer, denen es an leichter Reiterei fehlte, wagten nicht unter den Augen des geschlossenen feindlichen Reitercorps sich zur Verfolgung zu zerstreuen; nachdem Viriathus zwei volle Tage hindurch mit seinen Reitern das ganze römische Heer aufgehalten hatte, verschwand auch er plötzlich in der Nacht und eilte dem allgemeinen Sammelplatz zu. Der römische Feldherr folgte ihm, fiel aber in einen geschickt gelegten Hinterhalt, in dem er die Hälfte seines Heeres verlor und selber gefangen und getödtet ward; kaum rettete der Rest der Truppen sich an die Meerenge nach der Colonie Carteia. Die schleunigst von den Spaniern am Ebro herbeigerufenen Hülfsvölker wurden, 5000 an der Zahl, von Viriathus auf dem Marsch vernichtet und in dem ganzen carpetanischen Binnenland gebot derselbe unumschränkt, ohne dafs die Römer auch nur ihn dort aufzusuchen wagten. Viriathus, jetzt als Herr und König der sämmtlichen

* Die Chronologie des viriathischen Krieges ist wenig gesichert. Es steht fest, dafs Viriathus Auftreten von dem Kampf mit Vetilius datirt (Appian Hisp. 61; Justin 44, 2) und dafs er 615 umkam; die Dauer seines Regiments wird auf 8 (Appian Hisp. 63), 10 (Justin 44, 2), 11 (Diodor S. 597) und 14 Jahre (Liv., Flor.) berechnet. Der dritte Ansatz hat deswegen einige Wahrscheinlichkeit, weil der Kampf sich eng an die Statthalterschaft Galbas anschliefst. Dagegen ist für die folgende Zeit bis 609 die Reihenfolge der römischen Statthalter ganz ungewifs, um so mehr als Viriathus zwar vorwiegend in der südlichen, aber doch auch in der nördlichen Provinz focht (Liv. 52) und seine römischen Gegner also nicht blofs einer Statthalterreihe angehören.

Lusitaner anerkannt, verstand es das volle Gewicht seiner fürstlichen Stellung mit dem schlichten Wesen des Hirten zu vereinigen. Kein Abzeichen unterschied ihn von dem gemeinen Soldaten; von der reichgeschmückten Hochzeittafel seines Schwiegervaters, des Fürsten Astolpa im römischen Spanien, stand er auf ohne das goldene Geschirr und die kostbaren Speisen berührt zu haben, hob seine Braut auf das Rofs und ritt mit ihr zurück in seine Berge. Nie nahm er von der Beute mehr als den gleichen Theil, den er jedem seiner Kameraden zuschied. Nur an der hohen Gestalt und an dem treffenden Witzwort erkannte der Soldat den Feldherrn, vor allem aber daran, dafs er es in Mäfsigkeit wie in Mühsal jedem der Seinigen zuvorthat, nie anders als in voller Rüstung schlief und in der Schlacht allen voran focht. Es schien, als sei in dieser gründlich prosaischen Zeit einer der homerischen Helden wiedergekehrt; weit und breit erscholl in Spanien der Name des Viriathus und die tapfere Nation meinte endlich in ihm den Mann gefunden zu haben, der die Ketten der Fremdherrschaft zu brechen bestimmt sei. Ungemeine Erfolge im nördlichen wie im südlichen Spanien bezeichneten die nächsten Jahre seiner Feldherrnschaft (606—608). Gaius Laelius zwar behauptete das Feld gegen ihn; den Praetor Gaius Plautius aber wufste er, nachdem er dessen Vorhut vernichtet hatte, hinüber auf das rechte Tajoufer zu locken und ihn dort so nachdrücklich zu schlagen, dafs der römische Feldherr mitten im Sommer in die Winterquartiere ging — später ward dafür gegen ihn die Anklage wegen Entehrung der römischen Gemeinde vor dem Volk erhoben und er gezwungen das Land zu meiden —; defsgleichen wurde das Heer des Statthalters Claudius Unimanus vernichtet, das des Gaius Negidius überwunden und weithin das platte Land gebrandschatzt. Auf den spanischen Bergen erhoben sich Siegeszeichen, die mit den Insignien der römischen Statthalter und den Waffen der Legionen geschmückt waren; in Rom war man bestürzt und beschämt durch die Siege des Barbarenkönigs. Zwar übernahm jetzt ein zuverlässigerer Offizier den Oberbefehl in Spanien, der zweite Sohn des Siegers von Pydna, der Consul Quintus Fabius Maximus Aemilianus (609). Allein die krieggewohnten eben von Makedonien und Africa heimgekehrten Veteranen aufs Neue in den verhafsten spanischen Krieg zu senden wagte man schon nicht mehr; die beiden Legionen, die Maximus mitbrachte, waren neu geworben und nicht viel minder unzuverlässig als das alte gänzlich demoralisirte spanische Heer. Nachdem die ersten Gefechte wieder für die Lusitaner

günstig ausgefallen waren, hielt der einsichtige Feldherr seine Truppen in dem Lager bei Urso (Osuna südostlich von Sevilla) zusammen ohne die angebotene Feldschlacht anzunehmen. So vermochte er, nachdem im kleinen Krieg seine Truppen kampffähig geworden waren, im nächsten Feldzug (610) gegen seinen Gegner das Feld mit Ueberlegenheit zu behaupten und nach glücklichen Waffenthaten in Corduba zu überwintern. Als aber an Maximus Stelle der feige und ungeschickte Prätor Quinctius den Befehl übernahm, erlitt derselbe wiederum eine Niederlage über die andere und schlofs sich mitten im Sommer in Corduba ein, während Viriathus Schaaren die südliche Provinz überschwemmten (611). Sein Nachfolger, des Maximus Aemilianus Adoptivbruder Quintus Fabius Maximus Servilianus erschien mit zwei frischen Legionen und zehn Elephanten; er versuchte in das lusitanische Gebiet einzudringen, allein nach einer Reihe nichts entscheidender Gefechte und einem mühsam abgeschlagenen Sturm auf das römische Lager sah er sich genöthigt, auf das römische Gebiet zurückzugehen. Viriathus folgte ihm in die Provinz, da aber seine Truppen nach dem Brauch spanischer Insurgentenheere plötzlich sich verliefen, mufste auch er nach Lusitanien zurückkehren (612). Im nächsten Jahr (613) ergriff wieder Servilianus die Offensive, durchzog die Gegenden am Baetis und Anas, und sodann in Lusitanien einrückend besetzte er eine Menge Ortschaften. Eine grofse Zahl der Insurgenten fiel in seine Hand; die Führer — es waren deren gegen 500 — wurden hingerichtet, den aus römischem Gebiet zum Feind Uebergegangenen die Hände abgehauen, die übrige Masse in die Sclaverei verkauft. Aber der spanische Krieg bewährte auch hier seine tückische Unbeständigkeit. Das römische Heer ward nach all diesen Erfolgen bei der Belagerung von Erisane von Viriathus angegriffen, geworfen und auf einen Felsen gedrängt, wo es gänzlich in der Gewalt der Feinde war. Viriathus indefs begnügte sich, wie einst der Samnitenfeldherr in den caudinischen Pässen, mit Servilianus einen Frieden abzuschliefsen, worin die Gemeinde der Lusitaner als souverän und Viriathus als König derselben anerkannt ward. Wie die Macht der Römer gestiegen, so war das nationale Ehrgefühl gesunken; man war in der Hauptstadt froh des lästigen Krieges entledigt zu sein und Senat und Volk gaben dem Vertrage die Ratification. Allein Servilianus leiblicher Bruder und Amtsnachfolger, der Consul Quintus Servilius Caepio war mit dieser Nachgiebigkeit wenig zufrieden und der Senat war schwach genug anfangs den Consul

zu heimlichen Machinationen gegen den König Viriathus zu bevollmächtigen und bald den offenen unbeschönigten Bruch des gegebenen Treuworts wenigstens zu gestatten. So drang Caepio in Lusitanien ein und durchzog das Land bis zu dem Gebiet der Vettonen und Gallaecker; Viriathus vermied den Kampf mit der Uebermacht und entzog sich durch geschickte Bewegungen dem Gegner (614). Als aber im folgenden Jahr (615) nicht blofs Caepio den Angriff erneuerte, sondern auch das in der nördlichen Provinz inzwischen disponibel gewordene Heer unter Marcus Popillius in Lusitanien eindrang, bat Viriathus um Frieden unter jeder Bedingung. Wie ihm geheifsen ward, lieferte er alle aus dem römischen Gebiet zu ihm übergetretenen Leute, darunter seinen eigenen Schwiegervater aus an die Römer, die dieselben hinrichten oder ihnen die Hände abhauen liefsen. Allein es war damit nicht genug; nicht auf einmal enthüllten die Römer ihre Forderungen, sondern ein Befehl nach dem andern und immer der folgende unerträglicher als die vorhergehenden erging an die Besiegten. Als aber endlich die Auslieferung der Waffen begehrt ward, brach Viriathus die Verhandlungen ab; abermals gedachte er des Schicksals seiner Landsleute, die Galba hatte entwaffnen lassen, und griff aufs Neue zum Schwert. Allein es war bereits zu spät. Sein Schwanken hatte in seiner nächsten Umgebung die Keime des Verraths gesäet; drei seiner Vertrauten, Audas, Ditalko und Minucius aus Urso, verzweifelnd an der Möglichkeit jetzt noch zu siegen, erwirkten von dem König die Erlaubnifs noch einmal mit Caepio Friedensunterhandlungen anzuknüpfen und benutzten sie gegen Zusicherung persönlicher Amnestie und weiterer Belohnungen das Leben des lusitanischen Helden den Fremden zu verkaufen. Zurückgekehrt in das Lager versicherten sie den König des günstigsten Erfolgs ihrer Verhandlungen und erdolchten die Nacht darauf den Schlafenden in seinem Zelte. Die Lusitaner ehrten den herrlichen Mann durch eine Todtenfeier, deren gleichen noch im Lande nicht war gesehen worden und bei der zweihundert Fechterpaare die Leichenspiele fochten; höher noch dadurch, dafs sie den Kampf nicht aufgaben, sondern an die Stelle des gefallenen Helden den Tautamus zu ihrem Oberfeldherrn ernannten. Der Plan, den dieser entwarf, den Römern Sagunt zu entreifsen, war kühn genug; allein die Nation hatte es schwer zu büfsen, dafs der neue Feldherr weder seines Vorgängers weise Mäfsigung noch sein Kriegsgeschick besafs. Die Expedition scheiterte völlig und auf der Rückkehr ward das Heer bei dem Uebergang über den Baetis

angegriffen und genöthigt sich unbedingt zu ergeben. Also, durch Verrath und Mord der Fremden wie der Eingebornen, nicht durch ehrlichen Krieg ward Lusitanien bezwungen.

Während die südliche Provinz durch Viriathus und die Lusitaner heimgesucht ward, war in der nördlichen nicht ohne Viriathus Zuthun bei den keltiberischen Nationen ein zweiter nicht minder ernster Krieg ausgebrochen. Die glänzenden Erfolge, die Viriathus gewonnen hatte, bewogen im J. 610 die Arevaker gleichfalls gegen die Römer sich zu erheben und es war dies die Ursache, weshalb der zur Ablösung des Maximus Aemilianus nach Spanien gesandte Consul Quintus Caecilius Metellus nicht nach der südlichen Provinz ging, sondern gegen die Keltiberer sich wandte. Auch gegen sie bewährte er, namentlich während der Belagerung der für unbezwinglich gehaltenen Stadt Contrebia, dieselbe Tüchtigkeit, die er bei der Ueberwindung des makedonischen Pseudophilipp bewiesen hatte; nach zweijähriger Verwaltung (611. 612) war die nördliche Provinz zum Gehorsam zurückgebracht. Nur die beiden Städte Termantia und Numantia hatten noch die Thore den Römern nicht geöffnet; auch mit diesen aber war die Capitulation fast schon abgeschlossen und der gröfste Theil der Bedingungen von den Spaniern erfüllt. Allein als es zur Ablieferung der Waffen kam, ergriff auch sie eben wie den Viriathus jener echt spanische Stolz auf den Besitz des wohlgeführten Schwertes und es ward beschlossen unter dem kühnen Megaravicus den Krieg fortzusetzen. Es schien eine Thorheit; das consularische Heer, dessen Befehl 613 der Consul Quintus Pompeius übernahm, war viermal so stark als die gesammte waffenfähige Bevölkerung von Numantia. Allein der völlig kriegsunkundige Feldherr erlitt unter den Mauern beider Städte so harte Niederlagen (613. 614), dafs er endlich es vorzog, den Frieden, den er nicht erzwingen konnte, durch Unterhandlungen zu erwirken. Mit Termantia mufs ein definitives Abkommen getroffen sein; auch mit den Numantinern schien die Sache zu Ende. Er gab die gefangenen Numantiner frei und überredete die Gemeinde unter dem geheimen Versprechen günstiger Bedingungen sich ihm auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Die Numantiner, des Kriegs müde, gingen darauf ein und der Feldherr beschränkte in der That seine Forderungen auf das möglichst geringe Mafs. Die Gefangenen, Ueberläufer, Geifseln waren abgeliefert und die bedungene Geldsumme gröfstentheils gezahlt, als im J. 615 der neue Feldherr Marcus Popillius Laenas im Lager eintraf. So wie Pompeius die Last des Oberbefehls auf

fremde Schultern gewälzt sah, ergriff er, um sich der in Rom seiner wartenden Verantwortung für den nach römischen Begriffen ehrlosen Frieden zu entziehen, den Ausweg sein Wort nicht etwa blofs zu brechen, sondern zu verleugnen, und als die Numantiner kamen um die letzte Zahlung zu machen, ihren und seinen Offizieren ins Gesicht den Abschluſs des Vertrags einfach in Abrede zu stellen. Die Sache kam zur rechtlichen Entscheidung an den Senat zu Rom; während dort darüber verhandelt ward, ruhte vor Numantia der Krieg und beschäftigte sich Laenas mit einem Zug nach Lusitanien, wo er die Katastrophe des Viriathus beschleunigen half, und mit einem Streifzug gegen die den Numantinern benachbarten Lusonen. Endlich kam die Entscheidung vom Senat; sie lautete auf Fortsetzung des Krieges — man betheiligte sich also von Staatswegen an dem Bubenstreich des Pompeius. Mit ungeschwächtem Muth und erhöhter Erbitterung nahmen die Numantiner den Kampf wieder auf; Laenas focht unglücklich gegen sie und nicht minder sein Nachfolger Gaius Hostilius Mancinus (617). Die Demoralisation des Heeres nahm unter den schlaffen und elenden Feldherrn in einer entsetzlichen Weise zu; die Liederlichkeit, Zuchtlosigkeit, Feigheit der Soldaten stand in üppigster Blüthe und führte endlich weit mehr als die Numantiner eine Katastrophe herbei. Das blofse überdies falsche Gerücht, dafs die Cantabrer und Vaccaeer zum Ersatz von Numantia heranrückten, bewog das römische Heer ungebeifsen in der Nacht das Lager zu räumen und sich in die sechszehn Jahre zuvor von Nobilior angelegten Verschanzungen (S. 6) zu flüchten. Die Numantiner, von dem Aufbruch in Kenntnifs gesetzt, drängten der fliehenden Armee nach und umzingelten sie; es blieb nur die Wahl mit dem Schwert in der Hand sich durchzuschlagen oder auf die von den Numantinern gestellten Bedingungen Frieden zu schliefsen. Mehr als der Consul, der persönlich ein Ehrenmann, aber schwach und wenig bekannt war, bewirkte Tiberius Gracchus, der als Quaestor im Heere diente, durch sein von dem Vater, dem weisen Ordner der Ebroprovinz, auf ihn vererbtes Ansehen bei den Keltiberern, dafs die Numantiner sich mit einem billigen von allen Stabsoffizieren beschworenen Friedensvertrag genügen liefsen. Allein der Senat rief nicht blofs den Feldherrn sofort zurück, sondern liefs auch nach langer Berathung bei der Bürgerschaft darauf antragen den Vertrag zu behandeln wie einst den caudinischen, das heifst ihm die Ratification zu verweigern und die Verantwortlichkeit dafür auf diejenigen abzuwälzen, die ihn geschlossen hatten.

Von Rechtswegen hätten dies sämmtliche Offiziere sein müssen, die den Vertrag beschworen hatten; allein Gracchus und die übrigen wurden durch ihre Verbindungen gerettet; Mancinus allein, der nicht den Kreisen der höchsten Aristokratie angehörte, ward bestimmt für eigene und fremde Schuld zu büfsen. Seiner Insignien entkleidet ward der römische Consular zu den feindlichen Vorposten geführt und da die Numantiner ihn anzunehmen verweigerten, um nicht auch ihrerseits den Vertrag als nichtig anzuerkennen, stand der ehemalige Oberfeldherr im Hemd und die Hände auf den Rücken gebunden einen Tag lang vor den Thoren von Numantia, Freunden und Feinden ein klägliches Schauspiel. Jedoch für Mancinus Nachfolger, seinen Collegen im Consulat Marcus Aemilius Lepidus schien die bittere Lehre völlig verloren. Während die Verhandlungen über den Vertrag mit Mancinus in Rom schwebten, griff er unter nichtigen Vorwänden, eben wie sechszehn Jahr zuvor Lucullus, das freie Volk der Vaccaeer an und begann in Gemeinschaft mit dem Feldherrn der jenseitigen Provinz Pallantia zu belagern (618). Ausdrücklich befahl ihm ein Senatsbeschlufs von dem Krieg abzustehen; nichtsdestoweniger setzte er, unter dem Vorwand, dafs die Umstände inzwischen sich geändert hätten, die Belagerung fort. Allein Lepidus war als Soldat nicht besser denn als Bürger; nachdem er lange vor der grofsen und festen Stadt gelagert hatte und ihm in dem rauhen feindlichen Land die Zufuhr ausgegangen war, mufste er mit Zurücklassung aller Verwundeten und Kranken den Rückzug beginnen, auf dem die verfolgenden Pallantiner die Hälfte seiner Soldaten aufrieben und, wenn sie die Verfolgung nicht zu früh abgebrochen hätten, das schon in voller Auflösung begriffene römische Heer wahrscheinlich ganz vernichtet haben würden. Dafür ward denn dem hochgebornen General bei seiner Heimkehr eine Geldbufse auferlegt. Seine Nachfolger Lucius Furius Philus (618) und Gaius Calpurnius Piso (619) hatten wieder gegen die Numantiner Krieg zu führen und da sie eben gar nichts thaten, kamen sie glücklich ohne Niederlage heim. Selbst die römische Regierung fing endlich an einzusehen, dafs man so nicht länger fortfahren könne; man entschlofs sich die Bezwingung der kleinen spanischen Landstadt aufserordentlicher Weise dem ersten Feldherrn Roms, Scipio Aemilianus zu übertragen. Allein selbst ihm wurden die Geldmittel zur Kriegführung nur in sehr knapper Weise verwilligt, die verlangte Erlaubnifs aber Soldaten auszuheben geradezu verweigert, wobei Coterieintriguen und die Furcht der souveränen Bürgerschaft lästig zu werden

zusammengewirkt haben mögen. Indefs begleitete ihn freiwillig eine grofse Anzahl von Freunden und Clienten, unter ihnen sein Bruder Maximus Aemilianus, der vor einigen Jahren mit Auszeichnung gegen Viriathus commandirt hatte. Gestützt auf diese zuverlässige Schaar, die als Feldherrnwache constituirt ward, begann Scipio das tief zerrüttete Heer zu reorganisiren (620). Vor allen Dingen mufste der Trofs das Lager räumen — es fanden sich bis 2000 Dirnen und eine Unzahl Wahrsager und Pfaffen von allen Sorten — und da der Soldat zum Fechten unbrauchbar war, mufste er wenigstens schanzen und marschiren. Den ersten Sommer vermied der Feldherr jeden Kampf mit den Numantinern; er begnügte sich die Vorräthe in der Umgegend zu vernichten und die Vaccaeer, die den Numantinern Korn verkauften, zu züchtigen und zur Anerkennung der Oberhoheit Roms zu zwingen. Erst gegen den Winter zog Scipio sein Heer um Numantia zusammen; aufser dem numidischen Contingent von Reitern, Fufssoldaten und zwölf Elephanten unter Anführung des Prinzen Jugurtha und den zahlreichen spanischen Zuzügen waren es vier Legionen, überhaupt eine Heermasse von 60000 Mann, die eine Stadt einschlossen mit einer waffenfähigen Bürgerschaft von höchstens 8000 Köpfen. Dennoch boten die Belagerten oftmals den Kampf an; allein Scipio, wohl erkennend, dafs die vieljährige Zuchtlosigkeit nicht mit einem Schlag sich ausrotten lasse, verweigerte jedes Gefecht, und wo es dennoch bei den Ausfällen der Belagerten dazu kam, rechtfertigte die feige kaum durch das persönliche Erscheinen des Feldherrn gehemmte Flucht der Legionarier diese Taktik nur zu sehr. Nie hat ein Feldherr seine Soldaten verächtlicher behandelt als Scipio die numantinische Armee, der er nicht blofs mit bitteren Reden, sondern vor allem durch die That bewies, was er von ihr halte. Zum ersten Mal führten die Römer, wo es nur an ihnen lag das Schwert zu brauchen, den Kampf mit Hacke und Spaten. In dem ganzen Umfang der Stadtmauern von reichlich einer halben deutschen Meile ward eine doppelt so ausgedehnte, mit Mauern, Thürmen und Gräben versehene zwiefache Umwallungslinie aufgeführt und auch der Duerofluſs, auf dem den Belagerten anfangs noch durch kühne Schiffer und Taucher einige Vorräthe zugekommen waren, endlich abgesperrt. So mufste die Stadt, die zu erstürmen man nicht wagte, durch Hunger erdrückt werden, um so mehr als es der Bürgerschaft nicht möglich gewesen war sich während des letzten Sommers zu verproviantiren. Bald litten die Numantiner Mangel an Allem. Einer ihrer kühnsten

Männer Retogenes schlug sich mit wenigen Begleitern durch die feindlichen Linien durch und seine rührende Bitte die Stammgenossen nicht hülflos untergehen zu lassen war wenigstens in einer der Arevakerstädte, in Lutia von grofser Wirkung. Bevor aber die Bürger von Lutia sich entschlossen hatten, erschien Scipio, benachrichtigt von den römisch Gesinnten in der Stadt, mit Uebermacht vor ihren Mauern und zwang die Behörden ihm die Führer der Bewegung, vierhundert der trefflichsten Jünglinge auszuliefern, denen auf Befehl des römischen Feldherrn sämmtlich die Hände abgehauen wurden. Die Numantiner, also der letzten Hoffnung beraubt, sandten an Scipio um über die Unterwerfung zu verhandeln und riefen den tapfern Mann an der Tapferen zu schonen; allein als die rückkehrenden Boten meldeten, dafs Scipio unbedingte Ergebung verlange, wurden sie von der wüthenden Menge zerrissen und eine neue Frist verflofs, bis Hunger und Seuchen ihr Werk vollendet hatten. Endlich kam in das römische Hauptquartier eine zweite Botschaft, dafs die Stadt jetzt bereit sei auf Gnade und Ungnade sich zu unterwerfen; als demnach die Bürgerschaft angewiesen wurde am folgenden Tag vor den Thoren zu erscheinen, bat sie um einige Tage Frist, um denjenigen Bürgern, die den Untergang der Freiheit nicht zu überleben beschlossen hätten, Zeit zum Sterben zu gestatten. Sie ward ihnen gewährt und nicht Wenige benutzten sie. Endlich erschien der elende Rest vor den Thoren. Scipio las funfzig der Ansehnlichsten aus um sie in seinem Triumphe aufzuführen; die übrigen wurden in die Sclaverei verkauft, die Stadt dem Boden gleichgemacht, ihr Gebiet unter die Nachbarstädte vertheilt. Das geschah im Herbst 621, funfzehn Monate nachdem Scipio den Oberbefehl übernommen hatte. — Mit Numantias Fall war die hie und da noch sich regende Opposition gegen Rom in der Wurzel getroffen; militärische Spaziergänge und Geldbufsen reichten aus um die römische Oberherrschaft im ganzen diesseitigen Spanien zur Anerkennung zu bringen.

Auch im jenseitigen ward durch die Ueberwindung der Lusitaner die römische Herrschaft befestigt und ausgedehnt. Der Consul Decimus Junius Brutus, der an Caepios Stelle trat, siedelte die kriegsgefangenen Lusitaner an in der Nähe von Sagunt und gab ihrer neuen Stadt Valentia (Valencia) gleich Carteia latinische Verfassung (616); er durchzog ferner (616—618) in verschiedenen Richtungen die iberische Westküste und gelangte zuerst von den Römern an das Gestade des atlantischen Meers. Die von ihren Bewohnern, Männern und Frauen, hartnäckig

vertheidigten Städte der Lusitaner wurden durch ihn bezwungen und die bis dahin unabhängigen Gallaeker nach einer grofsen Schlacht, in der ihrer 50000 gefallen sein sollen, mit der römischen Provinz vereinigt. Nach Unterwerfung der Vaccaeer, Lusitaner und Gallaeker war jetzt mit Ausnahme der Nordküste die ganze Halbinsel wenigstens dem Namen nach den Römern unterthan; es erschien eine senatorische Commission um im Einvernehmen mit Scipio das neu gewonnene Provinzialgebiet römisch zu ordnen, und Scipio that was er konnte um die Folgen der ehr- und kopflosen Politik seiner Vorgänger zu beseitigen, wie denn zum Beispiel die Kaukaeer, deren schmachvolle Mifshandlung durch Lucullus er neunzehn Jahre zuvor als Kriegstribun mit hatte ansehen müssen, von ihm eingeladen wurden in ihre Stadt zurückzukehren und sie wieder aufzubauen. Es begann wiederum für Spanien eine bessere Zeit. Die Unterdrückung des Seeraubes, der auf den Balearen gefährliche Schlupfwinkel fand, durch Quintus Caecilius Metellus Besetzung dieser Inseln im J. 631 war dem Aufblühen des spanischen Handels ungemein förderlich und auch sonst waren die fruchtbaren und von einer dichten in der Schleuderkunst unübertroffenen Bevölkerung bewohnten Inseln ein werthvoller Besitz. Wie zahlreich schon damals die lateinisch redende Bevölkerung auf der Halbinsel war, beweist die Ansiedlung von 3000 spanischen Lateinern in den Städten Palma und Pollentia (Pollenza) auf den neugewonnenen Inseln. Trotz mancher schwerer Mifsstände bewahrte die römische Verwaltung Spaniens im Ganzen den Stempel, den die catonische Zeit und zunächst Tiberius Gracchus ihr aufgeprägt hatten. Das spanische Gebiet der Römer hatte zwar von den Ueberfällen der halb oder gar nicht bezwungenen Stämme des Nordens und Westens nicht wenig zu leiden; bei den Lusitanern namentlich that die ärmere Jugend regelmäfsig sich in Räuberbanden zusammen und brandschatzte in hellen Haufen die Landsleute oder die Nachbarn, wefshalb noch in viel späterer Zeit die einzeln gelegenen Bauerhöfe in dieser Gegend festungsartig angelegt und im Nothfall vertheidigungsfähig waren. Es gelang den Römern nicht diesem Räuberwesen in den unwirthlichen und schwer zugänglichen lusitanischen Bergen ein Ende zu machen. Aber die bisherigen Grenzkriege nahmen doch mehr und mehr den Charakter des Bandenunfugs an, den jeder leidlich tüchtige Statthalter mit den gewöhnlichen Mitteln niederzuhalten vermochte, und trotz dieser Heimsuchung war Spanien unter allen römischen Gebieten das blühendste und am

besten organisirte Land; das Zehntensystem und die Mittelsmänner warendaselbst unbekannt, die Bevölkerung zahlreich und die Landschaft reich an Korn und Vieh.

In einem weit unleidlicheren Mittelzustand zwischen formeller Souveränetät und thatsächlicher Unterthänigkeit befanden sich die africanischen, griechischen und asiatischen Staaten, welche durch die Kriege der Römer gegen Makedonien und Syrien und deren Consequenzen in den Kreis der römischen Hegemonie gezogen worden waren. Der freie Staat bezahlt den Preis seiner Selbstständigkeit nicht zu theuer, indem er die Leiden des Krieges auf sich nimmt; der Staat, der die Selbstständigkeit eingebüfst hat, mag wenigstens einigen Ersatz darin finden, dafs der Schutzherr ihm Ruhe schafft vor seinen Nachbarn. Allein diese Clientelstaaten Roms hatten weder Selbstständigkeit noch Frieden. In Africa bestand zwischen Karthago und Numidien thatsächlich ein ewiger Grenzkrieg. In Aegypten war zwar der Successionsstreit der beiden Brüder Ptolemaeos Philometor und Ptolemaeos des Dicken durch römischen Schiedsspruch geschlichtet; allein nichtsdestoweniger führten die neuen Herren von Aegypten und von Kyrene Krieg um den Besitz von Kypros. In Asien waren nicht blofs die meisten Königreiche, Bithynien, Kappadokien, Syrien, gleichfalls durch Erbfolgestreitigkeiten und dadurch hervorgerufene Interventionen der Nachbarstaaten innerlich zerrissen, sondern es wurden auch vielfache und schwere Kriege geführt zwischen den Attaliden und den Galatern, zwischen den Attaliden und den bithynischen Königen, ja zwischen Rhodos und Kreta. Ebenso glimmten im eigentlichen Hellas die dort landüblichen zwerghaften Fehden und selbst das sonst so ruhige makedonische Land verzehrte sich in dem inneren Hader seiner neuen demokratischen Verfassungen. Es war die Schuld der Herrscher wie der Beherrschten, dafs die letzte Lebenskraft und der letzte Wohlstand der Nationen in diesen ziellosen Fehden vergeudet ward. Die Clientelstaaten hätten einsehen müssen, dafs der Staat, der nicht gegen jeden, überhaupt nicht Krieg führen kann und dafs, da der Besitzstand und die Machtstellung all dieser Staaten thatsächlich unter römischer Garantie stand, ihnen bei jeder Differenz nur die Wahl blieb entweder mit den Nachbarn in Güte sich zu vergleichen oder die Römer zum Schiedsspruch aufzufordern. Wenn die achäische Tagsatzung von Rhodiern und Kretern um Bundeshülfe gemahnt ward und ernstlich über deren Absendung berathschlagte (601), so war dies einfach eine politische Posse; der Satz, den der Führer der römischgesinnten Partei da-

mals aufstellte, dafs es den Achäern nicht mehr freistehe ohne Erlaubnifs der Römer Krieg zu führen, drückte, freilich mit übelklingender Schärfe, die einfache Wahrheit aus, dafs die formelle Souveränetät der Dependenzstaaten eben nur eine formelle war und jeder Versuch dem Schatten Leben zu verleihen nothwendig dahin führen mufste auch den Schatten zu vernichten. Aber ein Tadel schwerer als der gegen die Beherrschten ist gegen die herrschende Gemeinde zu richten. Es ist für den Menschen wie für den Staat eine schwere Aufgabe in die eigene Bedeutungslosigkeit sich zu finden; des Machthabers Pflicht und Recht ist es entweder die Herrschaft aufzugeben oder durch Entwickelung einer imponirenden materiellen Ueberlegenheit die Beherrschten zur Resignation zu nöthigen. Der römische Senat that keines von beiden. Von allen Seiten angerufen und bestürmt unterliefs der Senat nicht beständig in den Gang der africanischen, hellenischen, asiatischen, ägyptischen Angelegenheiten einzugreifen; allein er that dies in einer so unsteten und schlaffen Weise, dafs durch diese Schlichtungsversuche die Verwirrung gewöhnlich noch ärger ward als sie schon war. Es war die Zeit der Commissionen. Beständig gingen Beauftragte des Senats nach Karthago und Alexandreia, an die achäische Tagsatzung und die Höfe der vorderasiatischen Herren; sie untersuchten, inhibirten, berichteten und dennoch ward in den wichtigsten Dingen nicht selten ohne und gegen den Willen des Senats entschieden. Es konnte geschehen, dafs Kypros, welches der Senat dem kyrenäischen Reich zugeschieden hatte, nichts desto weniger bei Aegypten blieb; dafs ein syrischer Prinz den Thron seiner Vorfahren bestieg unter dem Vorgeben ihn von den Römern zugesprochen erhalten zu haben, während ihm derselbe in der That vom Senate ausdrücklich abgeschlagen und er selbst nur durch Bannbruch von Rom entkommen war; ja dafs die offenkundige Ermordung eines römischen Commissars, der im Auftrag des Senats vormundschaftlich das Regiment von Syrien führte, gänzlich ungeahndet hinging. Die Asiaten wufsten zwar sehr wohl, dafs sie nicht im Stande seien, den römischen Legionen zu widerstehen; aber sie wufsten nicht minder, wie wenig der Senat geneigt war den Bürgern Marschbefehl nach dem Euphrat oder dem Nil zu ertheilen. So ging es in diesen fernen Landschaften zu wie in der Schulstube, wenn der Lehrer fern und schlaff ist; und Roms Regiment brachte die Völker zugleich um die Segnungen der Freiheit und die einer consequenten Hegemonie. Für die Römer selbst aber war die Lage der Dinge im Osten insofern bedenklich, als an ihrer so gut wie

preisgegebenen Nord- und Ostgrenze Reiche sich zu bilden vermochten, welche, gestützt auf die aufserhalb des Bereiches der römischen Hegemonie gelegenen Binnenlandschaften und im Gegensatz gegen die schwachen römischen Clientelstaaten, zu einer früher oder später mit der römischen rivalisirenden Machtentwickelung gelangten. Allerdings schirmte hiegegen einigermafsen der überall zerspaltene und nirgends einer grofsartigen staatlichen Entwickelung günstige Zustand der angrenzenden Nationen; aber dennoch erkennt man namentlich in der Geschichte des Ostens sehr deutlich, was die Folge davon war, dafs in dieser Zeit nicht mehr die Phalanx des Seleukos und noch nicht die Legionen des Augustus am Euphrat standen. — Diesem Zustand ein Ende zu machen war hohe Zeit. Das einzig mögliche Ende aber war die Verwandlung der Clientelstaaten in römische Aemter, was um so eher geschehen konnte, als ja die römische Provinzialverfassung wesentlich nur die militärische Gewalt in der Hand des römischen Vogts zusammenfafste und Verwaltung und Gerichte in der Hauptsache den Gemeinden blieben oder doch bleiben sollten, also was von der alten politischen Selbstständigkeit überhaupt noch lebensfähig war, sich in der Form der Gemeindefreiheit bewahren liefs. Zu verkennen war die Nothwendigkeit dieser administrativen Reform nicht wohl; es fragte sich nur, ob der Senat das Nothwendige klar einzusehen und energisch durchzuführen den Muth und die Macht haben oder die Verwaltungsreform in der Ausführung verkümmern lassen werde.

Blicken wir zunächst auf Africa. Die von den Römern in Libyen gegründete Ordnung der Dinge ruhte wesentlich auf dem Gleichgewicht des Nomadenreiches Massinissas und der Stadt Karthago. Während jenes unter Massinissas durchgreifendem und klugem Regiment sich erweiterte, befestigte und civilisirte (I, 493), ward auch Karthago durch die blofsen Folgen des Friedensstandes wenigstens an Reichthum und Volkszahl wieder was es auf der Höhe seiner politischen Macht gewesen war. Die Römer sahen mit übel verhehlter neidischer Furcht die wie es schien unverwüstliche Blüthe der alten Nebenbuhlerin; hatten sie bisher den beständig fortgesetzten Uebergriffen Massinissas gegenüber derselben jeden ernstlichen Schutz verweigert, so fingen sie jetzt an offen zu Gunsten des Nachbarn zu intervenuren. Der seit mehr als dreifsig Jahren zwischen der Stadt und dem König schwebende Streit über den Besitz der Landschaft Emporia an der kleinen Syrte, einer der fruchtbarsten des karthagischen Gebiets, ward endlich (um 593) von römischen Commis-

sarien dahin entschieden, dafs die Karthager die noch in ihrem Besitz verbliebenen Städte dieser Landschaft zu räumen und als Entschädigung für die widerrechtliche Nutzung des Gebiets 500 Talente (860000 Thlr.) an den König zu zahlen hätten. Die Folge war, dafs Massinissa sofort sich eines andern karthagischen Bezirks an der Westgrenze des karthagischen Gebiets, der Stadt Tusca und der grofsen Felder am Bagradas, bemächtigte; den Karthagern blieb nichts übrig als abermals in Rom einen hoffnungslosen Prozefs anhängig zu machen. Nach langem und wahrscheinlich absichtlichem Zögern erschien in Africa eine zweite Commission; als die Karthager von derselben eine eingehende Erörterung verlangten und auf den ohne genaue vorgängige Untersuchung der Rechtsfrage von der Commission zu fällenden Schiedsspruch nicht unbedingt compromittiren wollten, kehrten die Commissare ohne die Sache erledigt zu haben wieder zurück nach Rom. Aber in einer andern Hinsicht war diese Sendung von entscheidenden Folgen. An ihrer Spitze stand der alte Marcus Cato, damals vielleicht der einflufsreichste Mann im Senat und als Veteran aus dem hannibalischen Kriege noch von dem vollen Pönerhafs und der vollen Pönerfurcht durchdrungen. Betroffen und mifsgünstig sah er mit eigenen Augen den blühenden Zustand der Erbfeinde Roms, die reiche Landschaft und die wogenden Gassen, die gewaltigen Waffenvorräthe in den Zeughäusern und das reiche Flottenmaterial; schon sah er im Geiste einen zweiten Hannibal all diese Hülfsmittel gegen Rom verwenden. In seiner ehrlichen und mannhaften, aber durchaus bornirten Weise kam er zu dem Ergebnifs, dafs Rom nicht eher gesichert sein werde, als bis Karthago vom Erdboden verschwunden sei, und entwickelte nach seiner Heimkehr diese Ansicht sofort im Senat. Dort widersetzten die freier blickenden Männer der Aristokratie, namentlich Scipio Nasica, sich dieser kümmerlichen Politik mit grofsem Ernst und entwickelten die Blindheit der Besorgnisse vor einer Kaufstadt, deren phönikische Bewohner mehr und mehr der kriegerischen Künste und Gedanken sich entwöhnten, die vollkommene Verträglichkeit der Existenz dieser reichen Handelsstadt mit der politischen Suprematie Roms. Selbst die Umwandlung Karthagos in eine römische Provinzialstadt wäre ausführbar, ja verglichen mit dem gegenwärtigen Zustand den Phönikern selbst vielleicht nicht unwillkommen gewesen. Indefs Cato wollte eben nicht die Unterwerfung, sondern geradezu den Untergang der verhafsten Stadt. Seine Politik fand wie es scheint Bundesgenossen theils an den Staatsmännern, die geneigt wa-

ren, die überseeischen Gebiete in unmittelbare Abhängigkeit von Rom zu bringen, theils und vor allem an dem mächtigen Einfluſs der römischen Banquiers und Groſshändler, denen nach der Vernichtung der reichen Geld- und Handelsstadt die Erbschaft derselben zufallen mufste. Die Majorität beschloſs bei der ersten passenden Gelegenheit — eine solche abzuwarten forderte die Rücksicht auf die öffentliche Meinung — den Krieg mit Karthago oder vielmehr die Zerstörung der Stadt durchzusetzen. — Eine Veranlassung blieb nicht lange aus. Die erbitternden Rechtsverletzungen von Seiten Massinissas und der Römer brachten in Karthago die Patriotenpartei an das Regiment, welche ähnlich der achäischen zwar nicht daran dachte gegen die römische Suprematie sich aufzulehnen, aber wenigstens die den Karthagern vertragsmäſsig zustehenden Rechte gegen Massinissa wenn nöthig mit den Waffen zu vertheidigen entschlossen war. Geführt von Hamilkar dem Samniten und Karthalo verbannte sie vierzig der entschiedensten Anhänger Massinissas aus der Stadt und liefs das Volk schwören ihnen unter keiner Bedingung je die Rückkehr zu gestatten; zugleich bildete sie zur Abwehr gegen die von Massinissa zu erwartenden Angriffe aus den freien Numidiern ein starkes Heer unter Arkobarzanes, dem Enkel des Syphax (um 600). Massinissa indefs war klug genug jetzt nicht zu rüsten, sondern sich wegen des streitigen Gebiets am Bagradas unbedingt dem Schiedsspruch der Römer zu unterwerfen; und so konnte man römischer Seits mit einigem Schein behaupten, dafs die karthagischen Rüstungen gegen die Römer gerichtet sein müfsten, und auf sofortige Entlassung des Heeres und Vernichtung der Flottenvorräthe dringen. Der karthagische Rath wollte einwilligen, allein die Menge verhinderte die Ausführung des Beschlusses und die römischen Boten, die diesen Bescheid nach Karthago überbracht hatten, schwebten in Lebensgefahr. Massinissa sandte seinen Sohn Gulussa nach Rom um über die fortdauernden Vorbereitungen Karthagos für den Land- und den Seekrieg zu berichten und die Kriegserklärung zu beschleunigen; nachdem noch einmal eine Gesandtschaft von zehn Männern es bestätigt hatte, dafs in Karthago in der That gerüstet werde (602), verwarf der Senat zwar die unbedingte Kriegserklärung, die Cato begehrte, beschloſs aber in geheimer Sitzung, dafs der Krieg erklärt sein solle, wenn die Karthager sich nicht dazu verstehen würden ihr Heer zu entlassen und ihr Flottenmaterial zu verbrennen. Inzwischen hatte in Africa der Kampf bereits begonnen. Massinissa sandte die von den Karthagern verbannten Leute unter

Geleitschaft seines Sohnes Gulussa nach der Stadt zurück. Da die Karthager ihnen die Thore schlossen, auch von den heimkehrenden Numidiern einige erschlugen, begann Massinissa den Krieg, und die karthagische Patriotenpartei nahm ihn auf. Indefs Hasdrubal der Samnite, der an die Spitze ihrer Armee trat, war einer der gewöhnlichen Heerverderber, die die Karthager zu Feldherren zu machen pflegten; im Feldherrnpurpur einherstolzirend wie ein Theaterkönig und seines stattlichen Bauches auch im Lager pflegend war der eitle und schwerfällige Mann wenig geeignet den Helfer zu machen in einer Bedrängnifs, die vielleicht selbst Hannibals Geist und Hannibals Arm nicht mehr hätten abwenden können. Vor den Augen des Scipio Aemilianus, der als Kriegstribun der spanischen Armee an Massinissa gesandt worden war, um Elephanten nach Spanien zu führen und von einem Berge herab ‚wie Zeus vom Ida' der Schlacht zuschaute, lieferten die Karthager und die Numidier sich ein grofses Treffen, in welchem jene, obwohl durch 6000 von unzufriedenen Hauptleuten Massinissas ihnen zugeführte numidische Reiter verstärkt und an Zahl dem Feinde überlegen, dennoch den Kürzern zogen. Scipio versuchte auf Anrufen der Karthager den Frieden zu vermitteln; sie erboten sich zu Gebietsabtretungen und Geldzahlungen, allein an ihrer Weigerung die Ueberläufer auszuliefern scheiterte das Friedensgeschäft. Bald nachher sah Hasdrubal sich genöthigt auf jede von Massinissa gestellte Bedingung zu capituliren: auf Auslieferung der Ueberläufer, Rückkehr der Verbannten, Abgabe der Waffen, Abzug unter dem Joch, Zahlung von jährlich 100 Talenten (170000 Thlr.) für die nächsten funfzig Jahre ging er ein: dennoch ward der Vertrag von den Numidiern nicht gehalten, sondern der entwaffnete Rest des karthagischen Heeres auf der Heimkehr von ihnen zusammengehauen. — Die Römer, die den Krieg durch ihre Gesandten zu hemmen sich wohl gehütet hatten, hatten jetzt was sie begehrten: einen brauchbaren Kriegsgrund — denn die Bestimmungen des Vertrags nicht gegen römische Bundesgenossen noch aufserhalb der eigenen Grenzen Krieg zu führen (I, 478) waren jetzt allerdings von den Karthagern übertreten worden — und einen bereits im Voraus geschlagenen Gegner. Schon wurden die italischen Contingente nach Rom gemahnt und die Schiffe zusammenberufen; jeden Augenblick konnte man die Kriegserklärung erwarten. Die Karthager boten alles auf den drohenden Schlag abzuwenden. Die Führer der Patriotenpartei, Hasdrubal und Karthalo wurden zum Tode verurtheilt und eine Gesandtschaft nach Rom geschickt um auf sie die Verantwortung

zu wälzen. Allein zugleich trafen Boten von Utica, der zweiten Stadt der libyschen Phöniker, dort ein, welche Vollmacht hatten ihre Gemeinde den Römern völlig zu eigen zu geben — mit dieser zuvorkommenden Unterwürfigkeit verglichen schien es fast Trotz, dafs die Karthager sich begnügt hatten die Hinrichtung ihrer angesehensten Männer unverlangt anzuordnen. Der Senat erklärte, dafs die Entschuldigung der Karthager unzureichend befunden sei; auf die Frage, was denn genügen werde, hiefs es, das sei den Karthagern ja bekannt. Freilich konnte man es wissen, was die Römer wollten; allein es schien doch wieder unmöglich zu glauben, dafs nun wirklich für die liebe Heimathstadt die letzte Stunde gekommen sei. Noch einmal gingen karthagische Sendboten, diesmal ihrer dreifsig und mit unbeschränkter Vollmacht, nach Rom. Als sie ankamen, war bereits der Krieg erklärt (Anf. 605) und das doppelte Consularheer eingeschifft; doch versuchten sie durch vollständige Unterwerfung den Sturm noch jetzt zu beschwören. Der Senat beschied sie, dafs Rom bereit sei der karthagischen Gemeinde ihr Gebiet, ihre städtische Freiheit und ihr Landrecht, ihr Gemeinde- und Privatvermögen zu garantiren, wofern sie den so eben nach Sicilien abgegangenen Consuln binnen Monatfrist in Lilybaeon 300 Geifseln aus den Kindern der regierenden Familien stellen und die weiteren Befehle erfüllen würden, die ihnen die Consuln nach ihrer Instruction würden zugehen lassen. Man hat den Bescheid zweideutig genannt; sehr verkehrt, wie schon damals klarblickende Männer selbst unter den Karthagern hervorholen. Dafs alles was man nur begehren konnte, garantirt ward mit einziger Ausnahme der Stadt, und dafs keine Rede davon war die Einschiffung der Truppen nach Africa zu sistiren, zeigte sehr deutlich, was man beabsichtigte; der Senat verfuhr mit fürchterlicher Härte, aber er gab sich keineswegs den Anschein begnadigen zu wollen. Indefs man wollte in Karthago nicht sehen; es fand sich kein Staatsmann, der die haltlose städtische Menge entweder zum vollen Widerstand oder zur vollen Resignation zu begeistern vermocht hätte. Als man zugleich das entsetzliche Kriegsdecret und die erträgliche Geifselforderung vernahm, fügte man zunächst sich dieser und hoffte weiter, weil man den Muth nicht hatte es auszudenken, was es heifse einem Todfeinde sich auf jede Bedingung zu ergeben. Die Consuln sandten die Geifseln von Lilybaeon zurück nach Rom und beschieden die karthagischen Boten das Weitere in Africa zu vernehmen. Ohne Widerstand erfolgte die Landung und wurden die geforderten Lebens

mittel verabfolgt. Als im Hauptquartier vor Utica die gesammte Gerusia von Karthago erschien um die weiteren Befehle entgegen zu nehmen, begehrten die Consuln zunächst die Entwaffnung der Stadt. Auf die Frage der Karthager, wer sie sodann auch nur gegen ihre eigenen Ausgewanderten, gegen die auf 20000 Mann angeschwollene Armee des dem Todesurtheil entronnenen Hasdrubal beschützen solle, ward ihnen erwiedert, dafs dies die Sorge der Römer sein werde. Mit allem Flottenmaterial, allen Kriegsvorräthen der öffentlichen Zeughäuser, allen im Privatbesitz befindlichen Waffen — man zählte 3000 Wurfgeschütze und 200000 volle Rüstungen — erschien demnach der Rath der Stadt gehorsam vor den Consuln und fragte an, ob noch Weiteres begehrt werde. Da erhob sich der Consul Lucius Marcius Censörinus und eröffnete dem Rath, dafs in Gemäfsheit der vom Senat erlassenen Instruction die bisherige Stadt der Karthager zerstört werden müsse, den Bewohnern aber freistehen solle sich wo sie sonst wollten auf ihrem Gebiet, jedoch mindestens zwei deutsche Meilen vom Meer entfernt, wiederum anzusiedeln. Dieser fürchterliche Befehl rüttelte in den Phönikern die ganze soll man sagen hochherzige oder wahnwitzige Begeisterung auf, wie sie einst die Tyrier gegen Alexander und später die Juden gegen Vespasian bewiesen. Beispiellos wie die Geduld war, mit der diese Nation Knechtschaft und Druck zu ertragen vermochte, ebenso beispiellos war jetzt, wo es sich nicht um Staat und Freiheit handelte, sondern um den eigenen geliebten Boden der Vaterstadt und die altgewohnte theure Meeresheimath, die rasende Empörung der kaufmännischen und seefahrenden Bevölkerung. Von Hoffnung und Rettung konnte nicht die Rede sein; der politische Verstand gebot ohne Frage auch jetzt sich zu fügen — aber wie der Ruf des Fährmannes im Orkan verscholl die Stimme der Wenigen, welche mahnten das Unvermeidliche auf sich zu nehmen, in dem brausenden Wuthgeheul der Menge, die in ihrem wahnsinnigen Toben theils an den Beamten der Stadt sich vergriff, welche zur Auslieferung der Geifseln und Waffen gerathen hatten, theils die unschuldigen Träger der Botschaft, so viele von ihnen überhaupt heimzukehren gewagt hatten, die Schreckenskunde entgelten liefs, theils die zufällig in der Stadt verweilenden Italiker zerrifs, um wenigstens an diesen Rache zu nehmen für die Vernichtung der Heimath. Man beschlofs nicht, sich zu wehren; wehrlos wie man war verstand sich dies von selbst. Die Thore wurden geschlossen, auf die von Wurfgeschossen entblöfsten Mauerzinnen Steine geschafft, der Oberbefehl an Hasdrubal den Tochtersohn

Massinissas übertragen, die Sclaven sämmtlich frei erklärt. Das Emigrantenheer unter Hasdrubal dem Samniten, das mit Ausnahme der von den Römern besetzten Städte an der Ostküste Hadrumetum, Kleinleptis, Thapsus und Achulla und der Stadt Utica das ganze karthagische Gebiet inne hatte und für die Vertheidigung eine unschätzbare Stütze bot, ward ersucht der Gemeinde seinen Beistand in dieser höchsten Noth nicht zu versagen. Zugleich versuchte man, in echt phönikischer Weise die grenzenloseste Erbitterung unter dem Mantel der Demuth versteckend, den Feind zu täuschen. Es ging eine Botschaft an die Consuln, um dreifsigtägigen Waffenstillstand zur Absendung einer Gesandtschaft nach Rom zu erbitten. Die Karthager wufsten wohl, dafs die Feldherren diese schon früher abgeschlagene Bitte weder gewähren wollten noch konnten; allein die Consuln wurden dadurch bestärkt in der natürlichen Voraussetzung, dafs nach dem ersten Ausbruch der Verzweiflung die gänzlich wehrlose Stadt sich fügen werde, und verschoben defshalb den Angriff. Die kostbare Zwischenzeit ward benutzt um Wurfgeschütze und Rüstungen herzustellen; Tag und Nacht ward ohne Unterschied des Alters und Geschlechts an Maschinen und Waffen gezimmert und gehämmert; um Balken und Metall zu erlangen wurden die öffentlichen Gebäude niedergerissen; um die für die Wurfgeschütze unentbehrlichen Sehnen herzustellen schoren die Frauen sich das Haar; in unglaublich kurzer Zeit waren die Mauern und die Männer wieder bewehrt. Dafs dies alles geschehen konnte, ohne dafs die wenige Meilen entfernten Consuln etwas davon erfuhren, ist nicht der am wenigsten wunderbare Zug in dieser wunderbaren von einem wahrhaft genialen, ja dämonischen Volkshafs getragenen Bewegung. Als endlich des Wartens müde die Consuln aus dem Lager bei Utica aufbrachen und blofs mit Leitern die nackten Mauern ersteigen zu können meinten, fanden sie mit Staunen und Schrecken die Zinnen aufs neue mit Katapelten gekrönt und die grofse volkreiche Stadt, welche man gleich einem offenen Flecken zu besetzen gehofft hatte, fähig und bereit sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.

Karthago war sehr fest durch die Natur seiner Lage* wie

* Der Zug der Küste ist im Lauf der Jahrhunderte so verändert worden, dafs man an der alten Stätte die ehemaligen Localverhältnisse nur unvollkommen wiedererkennt. Den Namen der Stadt bewahrt das Cap Kartadschena, auch von dem dort befindlichen Heiligengrab Ras Sidi bu Said ge-

durch die Kunst seiner gar oft auf den Schutz ihrer Mauern angewiesenen Bewohner. Im Innern des weiten tunesischen Golfs, den westlich Cap Farina, östlich Cap Bon begrenzt, lag die Stadt auf einer in den Golf vorspringenden Landspitze, die an drei Seiten vom Meer umflossen war und nur gegen Westen durch einen etwa eine halbe Meile breiten niedrigen Landstreifen mit dem Festland zusammenhing. Der ziemlich steile Abfall der Halbinsel gegen die See und deren zahlreiche Klippen und Untiefen deckten nach Norden und Osten die Stadt sicherer als Mauern gegen jeden Angriff. An der West- oder Landseite schlofs die Citadelle, die Byrsa (syrisch Birtha = Burg) die Stadt, so dafs ihre Aufsenmauer zugleich die Stadtmauer bildete, ähnlich wie in Rom die Felsenwand des Capitols. Auf diese Mauer, durch deren Thore die ganze karthagische Landcommunication auf den beiden Hauptstrafsen nach Utica und nach Tunis sich bewegte, war alles verwandt, was die damalige Befestigungskunst vermochte: in drei Terrassen, jede 40 Ellen hoch und 22 breit, erhob sie sich und gewährte in ihren beiden Stockwerken zugleich Stallungen für Elephanten und Pferde und Quartier für die Besatzung. Hinter ihr stieg der steile Burgfelsen empor, dessen obere Fläche von 2000 Doppelschritten im Umfang den gewaltigen auf einem Unterbau von sechzig Stufen ruhenden Tempel des Heilgottes trug. Endlich die Südseite der Stadt bespülte theils der seichte tunesische See im Südwesten, den eine von der karthagischen Halbinsel südwärts auslaufende schmale und niedrige Landzunge* fast gänzlich von dem Golfe schied, theils im Südosten der offene Golf. An dieser letzten Stelle befand sich der Doppelhafen der Stadt, ein Werk von Menschenhand: der äufsere oder der Handelshafen, von dessen nur 70 Fuss breiter Mündung nach beiden Seiten breite Quais am Wasser sich hinzogen und der innere oder der Kriegshafen (Kothon, d. h. ‚der kleine' Hafen genannt), in den man durch den äufseren gelangte. Zwischen beiden ging die Stadtmauer durch, die von da wo die Byrsa den tunesischen See berührte ostwärts sich wendend die Landzunge und den Aufsenhafen aus-, dagegen den Kriegshafen einschlofs, so dafs die Einfahrt in den letzteren gleich einem Thor verschliefsbar gedacht werden mufs. Unweit des Kriegshafens lag der Marktplatz, der durch drei enge Strafsen mit der nach der Stadtseite offenen

---

nannt, die in den Golf hineinragende östlichste Spitze der Halbinsel und ihr höchster 393 F. über dem Meer gelegener Punct.

* Sie trägt jetzt das Fort Goletta.

Burg verbunden war. Aufserhalb dieser eigentlichen Stadt hatte ein ziemlich beträchtlicher grofsentheils mit Landhäusern und wohlbewässerten Gärten gefüllter Raum im Norden der Halbinsel, die Aussenstadt Magalia, eine eigene an die Stadtmauer sich anlehnende Umwallung. — Die schwierige Aufgabe eine so wohlbefestigte Stadt zu bezwingen wurde noch dadurch erschwert, dafs theils die Menge der hauptstädtischen Bevölkerung — sie ward auf 700000 Köpfe angeschlagen — und das noch immer 800 Ortschaften umfassende und von der Emigrantenpartei gröfstentheils beherrschte Gebiet, theils die zahlreichen mit Massinissa verfeindeten Stämme der ganz oder halb freien Libyer den Karthagern gestatteten sich nicht auf die Vertheidigung der Stadt zu beschränken, sondern zugleich ein zahlreiches Heer im Felde zu halten, welches bei der Verzweiflung der Menge und der Brauchbarkeit der leichten numidischen Reiterei nicht aufser Acht gelassen werden durfte. — Es hatten somit die Consuln eine keineswegs leichte Aufgabe zu lösen, als sie sich nun doch genöthigt sahen die Belagerung regelrecht zu beginnen. Marcus Manilius, der das Landheer befehligte, schlug sein Lager vorwärts der Landzunge zwischen dem See und dem Golf, während Lucius Censorinus mit der Flotte an dem See sich aufstellte und auf der Landzunge selbst die Operationen begann. An dem andern Ufer des Sees bei der Festung Nepheris lagerte die karthagische Armee unter Hasdrubal und erschwerte den zum Holzfällen für den Maschinenbau ausgeschickten römischen Soldaten ihre Arbeit; namentlich der tüchtige Reiterführer Himilkon Phameas tödtete den Römern viele Leute. Indefs stellte Censorinus auf der Landzunge zwei grosse Sturmböcke her und brach mit ihnen Bresche an der schwächsten Stelle der Mauer; der Sturm indefs mufste, da es Abend geworden, verschoben werden und in der Nacht gelang es den Belagerten einen grofsen Theil der Bresche zu füllen und durch einen Ausfall die römischen Maschinen so zu beschädigen, dafs sie am nächsten Tage nicht weiter arbeiten konnten. Dennoch wagten die Römer den Sturm; allein sie fanden die Bresche und die nächsten Mauerabschnitte und Häuser so stark besetzt und gingen so unvorsichtig vor, dafs sie mit starkem Verlust zurückgeschlagen wurden und noch weit gröfsere Nachtheile erlitten haben würden, wenn nicht der Kriegstribun Scipio Aemilianus, den Ausgang des tollkühnen Wagnisses vorhersehend, seine Leute vor den Mauern zusammengehalten und mit ihnen die Flüchtenden aufgenommen hätte. Noch viel weniger richtete Manilius gegen die unbezwingliche Burgmauer aus.

So zog die Belagerung sich in die Länge. Die durch die Sommerhitze im Lager erzeugten Krankheiten, die Abreise des fähigeren Feldherrn Censorinus, endlich die Verstimmung und Unthätigkeit Massinissas, der begreiflicher Weise die Römer sehr ungern die längst begehrte Beute für sich selber nehmen sah, und bald darauf (Ende 605) der Tod des neunzigjährigen Königs brachten die Offensivoperationen der Römer völlig ins Stocken. Sie hatten genug zu thun um ihre Schiffe gegen die karthagischen Brander und ihr Lager gegen die nächtlichen Ueberfälle zu schützen und durch Anlegung eines Hafencastells und Streifzüge in die Umgegend Nahrung für Menschen und Pferde zu beschaffen. Zwei gegen Hasdrubal gerichtete Expeditionen blieben beide ohne Erfolg, ja die erste hätte bei der schlechten Führung auf dem schwierigen Terrain fast mit einer förmlichen Niederlage geendigt. So ruhmlos dieser Krieg für den Feldherrn wie für das Heer verlief, so glänzend that der Kriegstribun Scipio darin sich hervor. Er war es, der bei dem Nachtsturm der Feinde auf das römische Lager, mit einigen Reiterschwadronen ausrückend und den Feind in den Rücken fassend, ihn zum Umkehren nöthigte. Auf dem ersten Zug nach Nepheris machte er nach dem Flufsübergang, der wider seinen Rath stattgefunden hatte und fast das Verderben des Heeres geworden wäre, durch einen verwegenen Seitenangriff dem rückkehrenden Heer Luft und befreite eine schon verloren gegebene Abtheilung durch seinen aufopfernden Heldenmuth. Während die übrigen Offiziere, der Consul vor allem, durch ihre Wortlosigkeit die zum Uebertritt geneigten Städte und Parteiführer zurückschreckten, gelang es Scipio einen der tüchtigsten von diesen, Himilkon Phameas mit 2200 Reitern zum Uebertritt zu bestimmen. Endlich, nachdem er, den Auftrag des sterbenden Massinissa erfüllend, unter dessen drei Söhne, die Könige Micipsa, Gulussa und Mastanabal das Reich getheilt hatte, führte er in Gulussa einen seines Vaters würdigen Reiterführer dem römischen Heer zu und half damit dem bisher empfindlich gefühlten Mangel an leichter Reiterei ab. Sein feines und doch schlichtes Wesen, das mehr an seinen leiblichen Vater erinnerte als an den, dessen Namen er trug, bezwang selbst den Neid und im Lager wie in der Hauptstadt war Scipios Name auf allen Lippen. Selbst Cato, der nicht freigebig mit seinem Lobe war, wandte wenige Monate vor seinem Tode — er starb am Ende des J. 605 ohne den Wunsch seines Lebens, die Vernichtung Karthagos erfüllt gesehen zu haben — auf den jungen Offizier und seine unfähigen Kameraden die homerische Zeile an:

Einzig er ist ein Mann, die andern sind wandelnde Schatten*.

Ueber diese Vorgänge war der Jahresschlufs und damit der Commandowechsel herangekommen: ziemlich spät erschien der Consul Lucius Piso (606) und übernahm den Oberbefehl des Landheers so wie Lucius Mancinus den der Flotte. Indefs hatten die Vorgänger wenig geleistet, so geschah nun gar nichts. Statt mit der Belagerung Karthagos oder der Vernichtung der Armee Hasdrubals beschäftigte Piso sich damit die kleinen phönikischen Seestädte anzugreifen und auch dies war meist ohne Erfolg, wie zum Beispiel Clupea ihn zurückschlug und er von Hippo Diarrhytos, nachdem er den ganzen Sommer davor verloren hatte und das Belagerungsgeräth ihm zweimal verbrannt worden war, schimpflich abziehen musste. Neapolis ward zwar genommen; aber die Plünderung der Stadt gegen das gegebene Ehrenwort war auch dem Fortgang der römischen Waffen nicht sonderlich günstig. Der Muth der Karthager stieg. Ein numidischer Scheik Bithyas ging mit 800 Pferden zu ihnen über; karthagische Gesandte konnten es versuchen mit den Königen von Numidien und Mauretanien, ja mit dem falschen Philippos von Makedonien Verbindungen einzuleiten. Vielleicht mehr die inneren Intriguen — Hasdrubal der Samnite verdächtigte den gleichnamigen Feldherrn, der in der Stadt befehligte, wegen seiner Verwandtschaft mit Massinissa und liefs ihn im Rathhause erschlagen — als die Thätigkeit der Römer verhinderten eine für Karthago noch günstigere Wendung der Dinge. So griff man in Rom, um dem besorglichen Stand der africanischen Angelegenheiten Wandel zu schaffen, zu der aufserordentlichen Mafsregel dem einzigen Mann, der bis jetzt von den libyschen Feldern Ehre heimgebracht hatte und den sein Name selbst für diesen Krieg empfahl, dem Scipio statt der Aedilität, um die er sich bewarb, mit Beseitigung der Altersgesetze vor der Zeit das Consulat und durch besonderen Beschlufs die Führung des africanischen Kriegs zu übertragen. Er traf (607) in Utica in einem Augenblick ein, wo viel auf dem Spiel stand. Der römische Admiral Mancinus, der von Piso mit der nominellen Fortsetzung der Belagerung der Hauptstadt beauftragt war, hatte an der schwer zugänglichen Seeseite der Aufsenstadt Magalia eine steile von dem bewohnten Bezirk weit entlegene und kaum vertheidigte Klippe fast mit seiner gesamm-

* *Οἷος πέπνυται, οἱ δὲ σκιαὶ ἀίσσουσιν.*

ten nicht zahlreichen Mannschaft besetzt, in der Hoffnung von hier aus in die Aufsenstadt eindringen zu können. In der That waren sie schon einen Augenblick innerhalb der Thore gewesen und eine Masse Leute des Lagertrosses waren herbeigeströmt in der Hoffnung auf Beute. Allein wieder auf die Klippe zurückgedrängt fanden sie sich ohne Zufuhr und fast abgeschnitten. Kaum angekommen entsandte Scipio die mitgebrachte Mannschaft und die Miliz von Utica zu Schiff nach dem bedrohten Punkt und es gelang dessen Besatzung zu retten und denselben zu behaupten. Während Scipio hierauf abwesend war um das Heer des Piso wieder nach Karthago zurückzuführen, verlegten Hasdrubal und Bithyas ihr Lager unmittelbar an die Stadt; sie erneuerten den Angriff auf die Besatzung der Klippe vor Magalia; indefs auch jetzt erschien Scipio zeitig genug mit dem Vortrab der Hauptarmee um dem Posten Beistand zu leisten. So begann jetzt von neuem und ernstlicher die Belagerung. Vor allen Dingen säuberte Scipio das Lager von der Masse des Trosses und der Marketender und zog die erschlafften Zügel der Disciplin wieder mit Strenge an. Zunächst ward sodann ein nächtlicher Angriff auf die Aufsenstadt versucht; von einem Thurme aus, der den Mauern an Höhe gleich vor denselben stand, gelangten die Römer auf die Zinnen und öffneten ein Pförtchen, durch das das ganze Heer eindrang. Die Karthager gaben die Aufsenstadt und das Lager vor den Thoren auf; in der inneren Stadt übernahm Hasdrubal den Oberbefehl über die auf 30000 Mann sich belaufende städtische Besatzung. Er bewies seine Energie zuvörderst dadurch, dafs er sämmtliche römische Gefangenen auf die Mauerzinnen bringen und sie vor den Augen des Belagerungsheers nach grausamen Martern in die Tiefe stürzen liefs; als hierüber Stimmen des Tadels sich erhoben, wurde auch gegen die Bürger die Schreckensherrschaft eingeführt. Scipio inzwischen war zunächst darauf bedacht der Stadt allen Verkehr nach aufsen hin abzuschneiden. Er selbst nahm sein Hauptquartier auf dem Erdrücken, durch den die karthagische Halbinsel mit dem Festland zusammenhängt und schlug hier trotz der vielfachen Versuche der Karthager den Bau zu stören ein grofses diesen Rücken in seiner ganzen Breite schliefsendes Lager, das die Stadt auf der Landseite vollständig absperrte. Indefs liefen noch immer Proviantschiffe in den Hafen ein, theils kühne Kauffahrer, die der hohe Gewinn lockte, theils durch Bithyas Veranstaltung, der von Nepheris am Ende des tunetaner Sees aus bei jedem günstigen Fahrwind Lebensmittel nach der Stadt zu bringen versuchte; wie auch daselbst die Bürgerschaft

schon litt, die Besatzung war noch hinreichend versorgt. Scipio zog defshalb von der Landzunge zwischen See und Golf in den letzteren hinein einen Steindamm von 96 Fufs Breite, um damit die Hafenmündung zu sperren. Die Stadt schien verloren, als das Gelingen dieses anfangs von den Karthagern als unausführbar verspotteten Unternehmens offenbar ward. Während die römischen Arbeiter draufsen damit beschäftigt waren, wurde im karthagischen Hafen zwei Monate lang Tag und Nacht gearbeitet, ohne dafs selbst die Ueberläufer zu sagen wufsten, was die Belagerten beabsichtigten. Plötzlich, als eben die Römer mit der Verbauung der Hafenmündung fertig waren, segelten aus demselben Hafen funfzig karthagische Dreidecker und eine Anzahl Böte und Kähne nach einer andern Seite hinaus in den Golf — die Karthager hatten, während die Feinde die alte Hafenmündung gegen Süden sperrten, durch einen in östlicher Richtung gezogenen Kanal sich eine neue Hafenöffnung verschafft, welche bei der Tiefe des Meeres an der Ostseite unmöglich gesperrt werden konnte. Hätten die Karthager, statt mit dem Paradezug sich zu begnügen, auf die halb abgetakelte und völlig unvorbereitete römische Flotte sofort sich entschlossen gestürzt, so war diese verloren; nun fanden sie, als sie am dritten Tage wiederkehrten um die Seeschlacht zu liefern, die Römer gerüstet. Der Kampf selbst verlief ohne Entscheidung; bei der Rückfahrt aber stopften sich die karthagischen Schiffe so sehr in und vor der Hafenmündung, dafs der dadurch entstandene Schaden einer Niederlage gleichkam. Scipio richtete nun seine Angriffe auf den äufsern Hafenquai, welcher aufserhalb der Stadtmauern lag und nur durch einen vor kurzem angelegten Erdwall nothdürftig geschützt war. Die Maschinen wurden auf der Landzunge aufgestellt und eine Bresche war leicht gemacht; aber mit beispielloser Unerschrockenheit griffen die Karthager, die Untiefen durchwatend, das Belagerungszeug an, verjagten die Besatzungsmannschaft, welche so ins Laufen kam, dafs Scipio seine eigenen Reiter auf sie einhauen lassen mufste, und zerstörten die Maschinen, wodurch sie Zeit gewannen die Bresche zu schliefsen. Scipio stellte indefs die Maschinen wieder her und schofs die Holzthürme der Feinde in Brand, wodurch er den Quai und damit den Aufsenhafen in seine Gewalt bekam. Ein der Stadtmauer an Höhe gleichkommender Wall wurde hier aufgeführt und es war jetzt endlich die Stadt von der Land- wie von der Seeseite vollständig abgesperrt, da man in den inneren Hafen nur durch den äufseren gelangte. Um die Blokade vollständig zu sichern, liefs Scipio das Lager bei Nepheris, das jetzt Diogenes

befehligte, von Gaius Laelius angreifen; durch eine glückliche Kriegslist ward es erobert und die ganze dort versammelte zahllose Menschenmasse getödtet oder gefangen. Darüber war der Winter herangekommen und Scipio stellte die Operationen ein, es dem Hunger und den Seuchen überlassend das Begonnene zu vollenden. Wie furchtbar die Gewaltigen des Herrn inzwischen an dem Vernichtungswerk gearbeitet hatten, zeigte sich, als im Frühling 608 das römische Heer den Angriff wieder aufnahm. Der innere Hafen, gegen den er zunächst gerichtet ward, wurde von der durch Tod und Desertion decimirten Bürgerschaft kaum noch vertheidigt; Hasdrubal, der noch während des Winters fortgefahren hatte zu prahlen und zu prassen, befahl diesen Stadttheil anzuzünden und zog sich mit der noch übrigen Mannschaft auf den steilen Burgfelsen zurück. Scipio besetzte den Markt und drang in den drei schmalen von diesem nach der Burg zu führenden Strafsen langsam vor; langsam, denn von den gewaltigen bis zu sechs Stockwerken hohen Häusern mufste eines nach dem andern erstürmt werden; auf den Dächern oder auf über die Strafse gelegten Balken drang der Soldat von einem dieser festungsähnlichen Gebäude in das benachbarte oder gegenüberstehende vor und stiefs nieder was darin ihm vorkam. So verflossen sechs Tage, schreckliche für die Bewohner der Stadt und auch für die Angreifer voll Noth und Gefahr; endlich war das Burgplateau erreicht. Um einen breiteren Aufweg zu bekommen, befahl Scipio die eroberten Strafsen anzuzünden und den Schutt zu planiren, bei welcher Veranlassung eine Menge kampfunfähiger Personen, die sich in die Häuser versteckt hatten, elend umkamen. Der Rest der Bevölkerung rettete sich auf die Anhöhe, die den Tempel des Heilgottes trug, und bat um Gnade; da das nackte Leben ihnen zugestanden ward, erschienen sie vor dem Sieger, 30000 Männer und 25000 Frauen, nicht der zehnte Theil der ehemaligen Bevölkerung. Einzig die römischen Ueberläufer, 900 an der Zahl, und der Feldherr Hasdrubal mit seiner Gattin und seinen beiden Kindern waren im Tempel des Heilgottes selbst zurückgeblieben; für sie alle, für die desertirten Soldaten wie für den Mörder der römischen Gefangenen, gab es keinen andern Ausgang als den freiwilligen Tod. Aber als nun die Entschlossensten unter ihnen den Tempel anzündeten, ertrug Hasdrubal es nicht dem Tode ins Auge zu sehen; einzeln entrann er zu dem Sieger und bat kniefällig um sein Leben. Es ward ihm gewährt; aber wie seine Gattin, die mit ihren Kindern unter den Uebrigen auf dem Tempeldach sich befand, ihn zu den Füssen Scipios er-

blickte, schwoll ihr das stolze Herz über diese Schändung der theuren untergehenden Heimath und den Gemahl mit bitteren Worten erinnernd seines Lebens sorglich zu schonen, stürzte sie erst die Söhne und dann sich selber in die Flammen. Der Kampf war zu Ende. Der Jubel im Lager wie in Rom war grenzenlos; nur die edelsten des Volkes schämten im Stillen sich der neuesten Grofsthat der Nation. Die Gefangenen wurden gröfstentheils zu Sclaven verkauft; einzelne liefs man im Kerker verkommen; nur die vornehmsten, Bithyas und Hasdrubal wurden als römische Staatsgefangene in Italien internirt und leidlich behandelt. Das bewegliche Gut, so weit es nicht Gold und Silber war oder Weihgeschenk, ward den Soldaten zur Plünderung preisgegeben; von den Tempelschätzen ward die in Karthagos besseren Zeiten aus den sicilischen Städten weggeführte Beute denselben zurückgegeben, wie zum Beispiel der Stier des Phalaris den Akragantinern. Das Uebrige fiel an den römischen Staat. — Indefs noch stand die Stadt zum bei weitem gröfsten Theil. Es ist glaublich, dafs Scipio die Erhaltung derselben wünschte; wenigstens richtete er defswegen noch eine besondere Anfrage an den Senat. Scipio Nasica versuchte noch einmal die Forderungen der Vernunft und der Ehre geltend zu machen; es war vergebens. Der Senat befahl dem Feldherrn die Stadt Karthago und die Aufsenstadt Magalia dem Boden gleich zu machen, defsgleichen alle Ortschaften, die es bis zuletzt mit Karthago gehalten; sodann aber über den Boden Karthagos den Pflug zu führen, um der Existenz der Stadt in Form Rechtens ein Ende zu machen, und Grund und Boden auf ewige Zeiten zu verwünschen, also dafs weder Haus noch Kornfeld je dort entstehen möge. Es geschah wie befohlen war; siebzehn Tage brannten die Ruinen und wo die fleifsigen Phöniker ein halbes Jahrtausend geschafft und gehandelt hatten, weideten fortan römische Sklaven die Heerden ihrer fernen Herren. Scipio aber, den die Natur zu einer edleren als zu dieser Henkerrolle bestimmt hatte, sah schaudernd auf sein eigenes Werk; und wenn schon den Sieger statt der Siegesfreude die Ahnung der solcher Unthat unausbleiblich nachfolgenden Nemesis erfafste, so mögen wir Späteren uns erinnern, dafs diese frevelhafte Vernichtung der grofsen Stadt dereinst noch überboten werden sollte durch die noch freventlichere einer noch gröfseren, der karthagische Brand durch die muthwillige Anzündung Roms durch seinen eigenen Kaiser. — Es war noch übrig für die künftige Organisation der Landschaft die Einrichtungen zu treffen. Die frühere Weise mit den gewonnenen überseeischen

Besitzungen die Bundesgenossen zu belehnen ward nicht ferner beliebt. Micipsa und seine Brüder behielten im Wesentlichen ihr bisheriges Gebiet mit Einschlufs der kürzlich am Bagradas und in Emporia den Karthagern entrissenen Districte; die lange genährte Hoffnung Karthago zur Hauptstadt zu erhalten ward für immer vereitelt; dafür verehrte ihnen der Senat die karthagischen Büchersammlungen. Die karthagische Landschaft, wie die Stadt sie zuletzt besessen hatte, das heifst der schmale zunächst Sicilien gegenüberliegende Küstenstrich von Africa vom Tuscafluſs (Wadi Saine, der Insel Galita gegenüber) bis Thenae (der Insel Karkenah gegenüber), ward eine römische Provinz. Im Binnenland, wo die Uebergriffe Massinissas die karthagische Herrschaft fortwährend zurückgedrängt hatten und schon Vacca, Zama, Bulla zu Numidien gehörten, blieb den Numidiern, was sie besafsen. Allein eine sorgfältige Regulirung der Grenze zwischen der römischen Provinz und dem auf drei Seiten dieselbe einschliefsenden numidischen Königreich zeugte davon, dafs Rom gegen sich keineswegs dulden werde, was es gegen Karthago verstattet hatte; wogegen der Name der neuen Provinz, Africa, andrerseits darauf hinzudeuten schien, dafs Rom die gegenwärtig abgesteckte Grenze durchaus nicht als eine definitive betrachte. Die Oberverwaltung der neuen Provinz übernahm ein römischer Statthalter, der in Utica seinen Sitz nahm; einer regelmäfsigen Grenzvertheidigung bedurfte dieselbe nicht, da das verbündete numidische Reich sie überall von den Bewohnern der Wüste schied. Hinsichtlich der Abgaben verfuhr man im Ganzen mit Milde. Das Stadtgebiet Karthagos, mit Ausnahme eines an Utica verschenkten Striches, und das der übrigen zerstörten Ortschaften ward römisches Domanialland, welches man durch Verpachtung verwerthete. Die übrigen Ortschaften, sowohl diejenigen, denen man ihre Gemeindeverfassung und ihr Gebiet garantirte, wie Utica nebst den benachbarten kleinen Städten Usalis und Theudalis, ferner an der Ostküste Hadrumetum, Kleinleptis, Thapsus, Achulla und die neugegründete Gemeinde der Ueberläufer, als auch die eigentlichen Unterthanenstädte zahlten jährlich nach Rom wie bisher nach Karthago eine feste Summe (I, 315), welche Rom von den Gemeinden erhob und diese mittelst einer Vermögenssteuer von den einzelnen Abgabepflichtigen wieder einzogen. Die eigentlichen Gewinner aber bei dieser Zerstörung der ersten Handelsstadt des Westens waren die römischen Kaufleute, welche, so wie Karthago in Asche lag, schaarenweise nach Utica strömten und von dort aus nicht blofs

die römische Provinz, sondern auch die bis dahin ihnen verschlossenen numidischen und gaetulischen Landschaften auszubeuten begannen.

Um dieselbe Zeit wie Karthago verschwand auch Makedonien aus der Reihe der Nationen. Die vier kleinen Eidgenossenschaften, in die die Weisheit des römischen Senats das alte Königreich zerstückelt hatte, konnten in sich und unter einander nicht zum Frieden kommen; wie es in dem Lande zuging, zeigt ein einzelner zufällig erwähnter Vorfall in Phakos, wo der gesammte Regierungsrath einer dieser Eidgenossenschaften auf Anstiften eines gewissen Damasippos ermordet wurde. Weder die Commissionen, die der Senat abordnete (590), noch die nach griechischer Sitte von den Makedoniern herbeigerufenen fremden Schiedsrichter, wie zum Beispiel Scipio Aemilianus (603), vermochten einen leidlichen Zustand herzustellen. Da erschien plötzlich in Thrakien ein junger Mann, der sich Philippos nannte, den Sohn des Königs Perseus, welchem er auffallend glich, und der syrischen Laodike. Seine Jugend hatte er in dem mysischen Adramyttion verlebt; allein in Kenntnifs gesetzt von seiner hohen Geburt hatte er nach einem vergeblichen Versuch in seinem Heimathland sich geltend zu machen sich an seiner Mutter Bruder König Demetrios Soter von Syrien gewandt und in der That in dessen Reich einige Anhänger gefunden, bis der König, von diesen gedrängt den Philippos entweder in sein angeerbtes Reich wieder einzusetzen oder ihm die Krone Syriens abzutreten, um dem tollen Treiben ein Ende zu machen den Prätendenten gefangen gesetzt und den Römern ausgeliefert hatte. Indefs der Senat achtete des Menschen so wenig, dafs er ihn in einer italischen Stadt confinirte ohne ihn auch nur ernstlich zu bewachen. So war er nach Milet entflohen, wo die städtischen Behörden ihn wieder festsetzten und bei den römischen Gesandten anfragten, was sie mit dem Gefangenen machen sollten. Diese riethen ihn laufen zu lassen; es geschah. Jetzt versuchte er denn in Thrakien abermals sein Glück. Wunderbarer Weise fand der Prätendent hier Anerkennung und Unterstützung, nicht blofs bei den thrakischen Barbarenfürsten Teres, dem Gemahl seiner Vaterschwester, und Barsabas, sondern auch bei den klugen Byzantinern; mit thrakischer Unterstützung drang er in Makedonien ein und obwohl er anfangs geschlagen ward, erfocht er doch bald darauf einen Sieg über das makedonische Aufgebot in der Odomantike jenseit des Strymon und bald darauf einen zweiten diesseit des Flusses, der ihm den Besitz von ganz Makedonien ver-

schaffte. So apokryphisch auch seine Erzählung klang und so entschieden es auch feststand, dafs der ächte Philippos achtzehn Jahre alt in Alba gestorben und dieser Mensch nichts weniger als ein makedonischer Prinz, sondern der adramyttenische Walker Andriskos sei, so war man doch in Makedonien der Königsherrschaft zu sehr gewohnt, um nicht mit der Legitimitätsfrage sich wie es ging abzufinden und von selber in das alte Gleis wieder einzulenken. Schon kamen Boten von den Thessalern, dafs der Prätendent in ihr Gebiet eingerückt sei; dem römischen Commissar Nasica, der in der Erwartung, dafs es keiner Truppen bedürfen werde um dem thörichten Beginnen ein Ende zu machen, vom Senat ohne Soldaten nach Makedonien gesandt worden war, blieb nichts übrig als die achäische und pergamenische Mannschaft aufzubieten und mit den Achäern Thessalien gegen die Uebermacht so weit es anging zu schirmen. Endlich (605?) erschien der Prätor Juventius mit einer Legion und griff die Makedonier an; allein er selber fiel, sein Heer ging fast ganz zu Grunde und Thessalien gerieth zum gröfsten Theil in die Gewalt des falschen Philippos, der sein Regiment hier und in Makedonien in grausamer und übermüthiger Weise verwaltete, bis der neue römische Feldherr Quintus Caecilius Metellus mit einem stärkeren Heer auf dem Kampfplatz erschien und, unterstützt durch eine pergamenische Flotte, in Makedonien eindrang. Zwar behielten in dem ersten Reitergefecht die Makedonier die Oberhand; allein bald traten Spaltungen und Desertionen im makedonischen Heer ein und der Fehler des Gegners sein Heer zu theilen und die eine Hälfte nach Thessalien zu detachiren verschaffte den Römern einen leichten und entscheidenden Sieg (606). Der Prätendent flüchtete nach Thrakien zu dem Häuptling Byzes, wohin Metellus ihm folgte und nach einem zweiten Sieg seine Auslieferung erlangte. — In Folge dieser Ereignisse verloren die Makedonier auch den Schatten von Freiheit, der nach der Schlacht von Pydna ihnen noch geblieben war. Die vier Eidgenossenschaften verschwanden so rasch wie sie entstanden waren, trotzdem dafs sie sich dem Prätendenten nicht freiwillig unterworfen hatten, sondern einzig der Gewalt gewichen waren. Ein ausreichender Grund die Gemeinden zu bestrafen lag nach der bisher befolgten Politik nicht vor; man ging eben in Rom über von dem Clientelsystem zu dem der Einverleibung, weshalb denn auch die Einziehung Makedoniens in dem ganzen Kreise der Clientelstaaten als ein schwerer gegen alle gerichteter Schlag empfunden ward. Das Reich Alexanders ward von Metel-

lus als römische Provinz geordnet und die früher davon abgetrennten altrömischen Besitzungen in Epeiros, die ionischen Inseln und die Häfen Apollonia und Epidamnos (I. 370. 564), welche bisher in Gemeinschaft mit dem cisalpinischen Gallien in der Regel durch die in Italien den Oberbefehl führenden Beamten verwaltet worden waren, wurden von jetzt an wieder mit Makedonien vereinigt, so dafs dasselbe wahrscheinlich schon um diese Zeit im Nordosten bis jenseit Skodra reichte, wo Illyrien begann. Ebenso fiel die Schutzherrlichkeit, die Rom über das eigentliche Griechenland in Anspruch nahm, von selbst dem neuen Statthalter von Makedonien zu. So empfing Makedonien ungefähr die Grenzen wieder, wie es sie in seiner blühendsten Zeit gehabt; aber es war nicht mehr ein einiges Reich, sondern eine einige Provinz, mit communaler und selbst wie es scheint landschaftlicher Organisation, jedoch unter einem italischen Vogt und Schatzmeister, deren Namen fortan auf den Landesmünzen neben dem der Landschaft erscheinen. Als Steuer blieb die alte mäfsige Abgabe, wie Paullus sie geordnet hatte (I. 586), eine Summe von 100 Talenten (150000 Thlr.), die in festen Beträgen auf die einzelnen Gemeinden umgelegt war. Dafs das Land seiner alten ruhmreichen Dynastie nicht vergafs, zeigt die Wiederholung des Versuchs durch Aufstellung eines falschen Prätendenten einen Aufstand zu erregen. Wenige Jahre nach der Besiegung des falschen Philippos pflanzte ein anderer Perseussohn Alexander am Nestos (Karasu) die Fahne der Insurrection auf und hatte in kurzer Zeit 16000 Mann vereinigt; allein der Quästor Lucius Tremellius ward des Aufstandes ohne Mühe Herr und verfolgte den fliehenden Alexander bis nach Dardanien (612). Dies ist die letzte Regung des stolzen makedonischen Nationalsinns, der zwei Jahrhunderte zuvor in Hellas und Asien so grofse Dinge vollbracht hatte; seitdem ist von den Makedoniern kaum etwas Anderes zu berichten, als dafs sie fortfuhren von dem Jahre der definitiven Provinzialorganisation der Landschaft (608) anhebend ihre thatenlosen Jahre zu zählen. — Die Römer waren es, die zunächst zu militärischen Zwecken die grofse egnatische Chaussee anlegten, welche schon zu Polybios Zeit von den beiden Haupthäfen an der Westküste Apollonia und Dyrrhachion quer durch das Binnenland nach Thessalonike, später noch weiter bis an den Hebros (Maritza) lief* und die Vertheidigung der Nord- und Ostgrenzen, wenn

* Als Handelsstrafse zwischen dem adriatischen und schwarzen Meer

auch mit unzulänglichen Streitkräften und unzulänglicher Sorgfalt übernahmen. Die neue Provinz ward zugleich die natürliche Basis theils für die Züge gegen die unruhigen Dalmater, theils für die zahlreichen Expeditionen gegen die nordwärts der griechischen Halbinsel ansäfsigen illyrischen, keltischen und thrakischen Stämme, die später in ihrem geschichtlichen Zusammenhang darzustellen sein werden.

In dem eigentlichen Griechenland sah es immer noch wüst genug aus. Das Land verödete, nicht durch Krieg und Pest, sondern durch die immer weiter um sich greifende Abneigung der höheren Stände mit Frau und Kindern sich zu plagen; dafür strömte wie bisher das verbrecherische oder leichtsinnige Gesindel dorthin um daselbst den Werbeoffizier zu erwarten. Der tiefe ökonomische Verfall war um nichts gebessert und es kam noch vor, dafs einzelne Städte, namentlich Athen und Theben, in ihrer finanziellen Bedrängnifs dazu griffen die Nachbargemeinden zu plündern; auch der innere Hader in den Bünden, zum Beispiel zwischen den freiwilligen und den gezwungenen Mitgliedern der achäischen Eidgenossenschaft, war keineswegs beigelegt. Dafs man den Römern, was sie auch thun mochten um den hellenischen Patriotismus zu versöhnen, dennoch gerade ebenso grollte wie vorher, versteht sich von selbst; es ist bezeichnend, dafs König Eumenes II, der als Römerfreund in Griechenland im höchsten Grade verhafst war (I, 578), nach der zwischen ihm und den Römern eingetretenen Verstimmung plötzlich daselbst populär ward und der hellenische Euelpides statt von Makedonien jetzt von Pergamon den Erlöser von der Fremdherrschaft erwartete. Indefs schienen doch allmählich leidlichere Verhältnisse sich anzubahnen und die Nachwehen des persischen Krieges aus den Gemüthern der Hellenen zu verschwinden. Die verbissensten Anhänger Roms, Lykiskos der Aetoler, Mnasippos der Böote, Chremetas der Akarnane, der schandbare Epirote Charops, dem selbst ehrenhafte Römer das Haus verboten, stiegen einer nach dem andern ins Grab; ein anderes Geschlecht wuchs heran, in dem die alten Erinnerungen und die alten Gegensätze verblafst

kennt diese Strafse schon der Verfasser der aristotelischen Schrift ‚von den merkwürdigen Dingen' als diejenige, in deren Mitte die korkyräischen Weinkrüge den thasischen und lesbischen begegnen; und auch heute noch läuft dieselbe wesentlich in gleicher Richtung von Durazzo, die Berge von Bagora (kandavisches Gebirge) am See von Ochrida (Lychnitis) durchschneidend, über Monastir nach Saloniki.

waren. Deshalb meinte der Senat die Zeit gekommen, wo er den unaufhörlich wiederholten Bitten des achäischen Bundes um Rücksendung der in Italien confinirten Patrioten (I. 596) statt geben und die noch übrigen entlassen könne. So kehrten dieselben nach siebzehnjähriger Verbannung im J. 601 in ihre Heimath zurück. Es charakterisirt die ganze Nation, dafs einer der verständigsten dieser Achäer, Polybios des Lykortas Sohn, ein vertrauter Genosse des Scipio Aemilianus und wohl in die Lage gesetzt den Unterschied zwischen kleinstädtischer Rivalität und politischem Antagonismus mit Händen zu greifen, sich es nach seiner Entlassung noch förmlich vom Senat verbrieten lassen wollte, dafs daheim den Verbannten der ehemalige Rang wieder zustehen solle. Nicht unrichtig meinte Cato, das komme ihm vor, als wenn Odysseus noch einmal umkehre nach der Höhle des Polyphemos um sich Hut und Gürtel von ihm auszubitten. Bald sollte man erfahren, dafs die jüngere Generation nur auf eine Gelegenheit wartete die Thorheiten der älteren zu wiederholen. Um einen schmutzigen Handel zu bedecken ward um das J. 605 der zeitige Vorstand der achäischen Eidgenossenschaft Diaeos auf der Tagsatzung die Behauptung hin, dafs die den Lakedaemoniern als Gliedern der achäischen Eidgenossenschaft zugestandenen Sonderrechte, die Befreiung der Lakedaemonier von der achäischen Criminaljurisdiction und das Recht Sondergesandtschaften nach Rom zu schicken, keineswegs ihnen von den Römern gewährleistet seien. Es war eine freche Lüge; allein die Tagsatzung glaubte natürlich bereitwillig was sie wünschte, und da sich die Achäer bereit zeigten ihre Behauptung mit den Waffen in der Hand wahr zu machen, gaben die schwächeren Spartaner vorläufig nach oder vielmehr diejenigen, deren Auslieferung von den Achäern begehrt ward, verliefsen die Stadt um als Kläger im Senat aufzutreten. Der Senat antwortete wie gewöhnlich, dafs er eine Commission zur Untersuchung der Sache senden werde; allein die Boten berichteten statt dessen, in Achaia wie in Sparta, und beide falsch, dafs der Senat zu ihren Gunsten entschieden habe. Die Achäer, die wegen der so eben in Thessalien geleisteten Bundeshülfe gegen den falschen Philippos sich mehr als je in bundesgenössischer Gleichheit und politischer Gewichtigkeit fühlten, rückten im J. 606 unter ihrem Strategen Damokritos in Lakonike ein; vergeblich mahnte, von Metellus aufgefordert, eine nach Asien durchpassirende römische Gesandtschaft in Frieden die Commissarien des Senats zu erwarten. Eine Schlacht ward geliefert, in der bei 1000 Spartaner fielen und Sparta hätte ge-

nommen werden können, wenn Damokritos nicht als Offizier eben so untüchtig gewesen wäre wie als Staatsmann. Er ward abgesetzt und sein Nachfolger Diaios, der Anstifter all dieses Unheils, setzte den Krieg eifrig fort, während er gleichzeitig den gefürchteten Commandanten in Makedonien der vollen Botmäfsigkeit der achäischen Eidgenossenschaft versichern liefs. Darüber erschien die lange erwartete römische Commission, an ihrer Spitze Aurelius Orestes; nun ruhten die Waffen und die achäische Tagsatzung versammelte sich in Korinth um ihre Erölfnungen entgegenzunehmen. Sie waren unerwarteter und unerfreulicher Art. Die Römer hatten sich entschlossen die unnatürliche und usurpirte (I. 565) Einreihung Spartas unter die achäischen Staaten aufzulösen und überhaupt gegen die Achäer durchzugreifen. Schon einige Jahre zuvor (591) hatten dieselben die aetolische Stadt Pleuron (I. 565) aus ihrem Bund entlassen müssen; jetzt wurden sie angewiesen auf sämmtliche von dem zweiten makedonischen Krieg an gemachte Erwerbungen, das heifst auf Korinth, Orchomenos, Argos, Sparta im Peloponnes und Herakleia am Oeta zu verzichten und ihren Bund wieder auf den Bestand am Ende des hannibalischen Krieges zurückzuführen. Wie dies die achäischen Abgeordneten vernahmen, stürmten sie sofort auf den Markt, ohne die Römer auch nur auszuhören, und theilten die römischen Forderungen der Menge mit, worauf der regierende und der regierte Pöbel einhellig beschlofs zu allervörderst sämmtliche in Korinth anwesende Lakedaemonier festzusetzen, da ja Sparta ihnen diese Noth zu Wege gebracht habe. Die Verhaftung erfolgte denn auch in der tumultuarischsten Weise, so dafs Lakonernamen oder Lakonerschuhe als hinreichende Einsperrungsgründe erschienen; ja man drang sogar in die Wohnungen der römischen Gesandten, um die dorthin geflüchteten Lakedaemonier festzunehmen, und es fielen gegen die Römer harte Reden, obgleich man sich an ihrer Person nicht vergriff. Indignirt kehrten dieselben heim und führten bittere, selbst übertriebene Beschwerde im Senat; dennoch beschränkte sich dieser mit derselben Mäfsigung, die all seine Mafsregeln gegen die Griechen bezeichnet, zunächst auf Vorstellungen. In der mildesten Form und der Genugthuung für die erlittenen Beleidigungen kaum erwähnend wiederholte Sextus Julius Caesar auf der Tagsatzung in Aegion (Frühling 607) die Befehle der Römer. Aber die weisen und politisch wohlunterrichteten Leiter der Dinge in Achaia, an ihrer Spitze der neue Strateg Kritolaos (Strateg Mai 607 bis Mai 608), zogen daraus blofs den Schlufs, dafs die rö-

mischen Angelegenheiten gegen Karthago und gegen Viriathus sehr schlecht stehen mufsten und fuhren fort die Römer zugleich zu prellen und zu beleidigen. Caesar ward ersucht zur Ausgleichung der Sache eine Zusammenkunft von Abgeordneten der streitenden Theile in Tegea zu veranstalten; es geschah, allein nachdem Caesar und die lakedaemonischen Gesandten daselbst lange vergeblich auf die Achäer gewartet hatten, erschien endlich Kritolaos nur um anzuzeigen, dafs allein die allgemeine Volksversammlung der Achäer in dieser Sache competent sei und dieselbe erst auf der Tagsatzung, das heifst in sechs Monaten erledigt werden könne. Caesar ging darauf nach Rom zurück; die nächste Volksversammlung der Achäer aber erklärte auf Kritolaos Antrag förmlich den Krieg gegen Sparta. Auch jetzt noch machte Metellus einen Versuch den Zwist in Güte beizulegen und schickte Gesandte nach Korinth; allein die lärmende Ekklesia, gröfstentheils bestehend aus dem Pöbel der reichen Handels- und Fabrikstadt, übertobte die Stimme der römischen Gesandten, und zwang sie die Rednerbühne zu verlassen. Kritolaos Erklärung, dafs man die Römer wohl zu Freunden, aber nicht zu Herren wünsche, ward mit unsäglichem Jubel aufgenommen, und als die Mitglieder der Tagsatzung sich ins Mittel legen wollten, schützte der Pöbel den Mann seines Herzens und beklatschte die Stichwörter von dem Landesverrath der Reichen und der nothwendigen Militärdictatur so wie die geheimnifsvollen Winke über die nahe bevorstehende Schilderhebung unzähliger Völker und Könige gegen Rom. Von welchem Geist die Bewegung beseelt war, zeigen die beiden Beschlüsse, dafs bis zum hergestellten Frieden alle Klubbs permanent sein und alle Schuldklagen ruhen sollten. Man hatte also Krieg, ja sogar auch wirkliche Bundesgenossen: die Thebaner und Böoter nämlich und die Chalkidenser. Schon zu Anfang des J. 608 rückten die Achäer in Thessalien ein, um Herakleia am Oeta, das in Gemäfsheit des Senatbeschlusses sich von der achäischen Eidgenossenschaft losgesagt hatte, wieder zum Gehorsam zu bringen. Der Consul Lucius Mummius, den der Senat nach Griechenland zu senden beschlossen hatte, war noch nicht eingetroffen; demnach übernahm es Metellus mit den makedonischen Legionen Herakleia zu schützen. Wie sein Anrücken gemeldet ward, trat das achäisch-thebanische Heer sofort den eiligsten Rückmarsch an, einzig rathschlagend, wie es wohl gelingen möchte den sichern Peloponnes wieder zu erreichen; nicht einmal die Stellung bei den Thermopylen versuchte man zu halten. Metellus indefs beschleunigte die Verfolgung und

errechte und schlug das griechische Heer bei Skarpheia in Lokris. Der Verlust an Gefangenen und Todten war beträchtlich; von Kritolaos selbst ward nach der Schlacht nie wieder eine Kunde vernommen. Die Trümmer der geschlagenen Armee irrten in einzelnen Trupps in den hellenischen Landschaften umher und baten überall umsonst um Aufnahme; die Abtheilung von Patrae ward in Phokis, das arkadische Elitencorps bei Chaeroneia aufgerieben; ganz Nordgriechenland wurde geräumt und von dem Achäerheer und der in Masse flüchtenden Bürgerschaft von Theben gelangte nur ein geringer Theil in den Peloponnes. Metellus suchte durch die möglichste Milde die Griechen zum Aufgeben des nutzlosen Widerstandes zu bestimmen und befahl zum Beispiel alle Thebaner mit Ausnahme eines Einzigen laufen zu lassen; seine wohlgemeinten Versuche scheiterten nicht an der Energie des Volkes, sondern an der Desperation der um ihren eigenen Kopf besorgten Führer. Diaeos, der nach Kritolaos Fall wieder den Oberbefehl übernommen hatte, berief alle Waffenfähigen auf den Isthmos und befahl 12000 in Griechenland geborene Sclaven in das Heer einzustellen; die Reichen wurden zu Vorschüssen angehalten und unter den Friedensfreunden, soweit sie nicht durch Bestechung der Schreckensherren ihr Leben erkauften, durch Blutgerichte aufgeräumt. Der Kampf ward also fortgesetzt. Die achäische Vorhut, die 1000 Mann stark unter Alkamenes bei Megara stand, verlief sich, so wie sie die römischen Feldzeichen gewahrte. Die Hauptmacht auf dem Isthmos wollte Metellus eben angreifen lassen, als der Consul Lucius Mummius mit wenigen Begleitern im römischen Hauptquartier eintraf und das Commando übernahm. Inzwischen hatten die Achäer, ermuthigt durch einen gelungenen Angriff auf die allzu unvorsichtigen römischen Vorposten, mit ihrer der römischen um das Doppelte überlegenen Armee bei Leukopetra auf dem Isthmos die Schlacht an. Die Römer zögerten nicht sie anzunehmen. Gleich zu Anfang rissen die achäischen Reiter in Masse aus vor der sechsfach stärkeren römischen Reiterei; die Hopliten standen dem Angriff, bis eine Flankenattaque des römischen Elitencorps auch in ihre Reihen Verwirrung brachte. Damit war der Widerstand zu Ende. Diaeos floh in seine Heimath, tödtete sein Weib und nahm selber Gift; die Städte unterwarfen sich sämmtlich ohne Gegenwehr und sogar das unbezwingliche Korinth, in das einzurücken Mummius drei Tage zauderte, weil er einen Hinterhalt besorgte, ward ohne Schwertstreich von den Römern besetzt. — Die neue Regulirung der griechischen Ver-

hältnisse ward in Gemeinschaft mit einer Commission von zehn Senatoren dem Consul Mummius übertragen, der sich in dem eroberten Lande im Ganzen ein gesegnetes Andenken erwarb. Zwar war es gelind gesagt eine Thorheit, dafs er seiner Kriegs- und Siegesthaten wegen der Namen ‚des Achaikers' annahm und dem Herakles Sieger dankerfüllt einen Tempel erbaute; allein sonst erwies er, der nicht in aristokratischem Luxus und aristokratischer Corruption aufgewachsen, sondern ein ‚neuer Mann' und verhältnifsmäfsig unbemittelt war, sich als ein gerechter, rechtlicher und milder Verwalter. Es ist eine rednerische Uebertreibung, dafs von den Achaiern blofs Diaeos, von den Boeotern blofs Pytheas umgekommen seien; in Chalkis namentlich fielen arge Greuel vor; im Ganzen ward aber doch in den Strafgerichten Mafs gehalten. Bezeichnend ist es, dafs der Antrag die Statuen des Begründers der achaischen Patriotenpartei, des Philopoemen umzustürzen von Mummius zurückgewiesen ward; ebenso dafs die den Gemeinden auferlegten Geldbufsen nicht für die römische Kasse, sondern für die geschädigten griechischen Staate bestimmt, gröfstentheils auch später erlassen wurden und das Vermögen derjenigen Hochverräther, die Aeltern oder Kinder hatten, nicht von Staatswegen verkauft, sondern diesen überwiesen ward. Nur die Kunstschätze wurden aus Korinth, Thespiae und andern Städten weggeführt und gröfstentheils theils in der Hauptstadt, theils in den Landstädten Italiens aufgestellt*, einzelne Stücke auch den isthmischen, delphischen und olympischen Tempeln verehrt. Auch in der definitiven Organisation der Landschaft ward im Allgemeinen mit Milde verfahren. Zwar wurden die Eidgenossenschaften, vor allem die achäische, sämmtlich aufgelöst und zwischen den einzelnen Gemeinden, die fortan jede für sich bestanden, der Verkehr gehemmt durch die Bestimmung, dafs niemand in zweien derselben zugleich Grundbesitz erwerben dürfe, ähnlich wie es einst für die vier makedonischen Eidgenossenschaften verfügt worden war (I. 590). Ferner wurden durchaus, wie es schon Flamininus versucht hatte (I. 538), die demokratischen Stadtverfassungen beseitigt und einem aus den Vermögenden gebildeten Rath das Gemeinderegiment in die Hand gegeben. Auch wurde jeder Gemeinde eine

* Aus den sabinischen Ortschaften sind noch mehrere Basen bekannt, die einst solche Beutegaben trugen und mit Mummius Namen bezeichnet sind.

feste nach Rom zu entrichtende Abgabe auferlegt und sie sämmtlich dem Statthalter von Makedonien in der Art untergeordnet, dass er als oberster Militärchef auch in Verwaltung und Gerichtsbarkeit eine Oberleitung in Anspruch nahm und zum Beispiel wichtigere Criminalprozesse zur Entscheidung an sich zog. Dennoch blieb den griechischen Gemeinden die ‚Freiheit', das heisst eine, freilich durch die römische Hegemonie zum Namen zusammengeschwundene, formelle Souveränetät, welche das Eigenthum an Grund und Boden und das Recht eigener Verwaltung und Gerichtsbarkeit in sich schloss*. Einige Jahre später ward sogar

* Die Frage, ob Griechenland zu A. 608 römische Provinz geworden sey oder nicht, läuft in der Hauptsache auf einen Wortstreit hinaus. Dass die griechischen Gemeinden durchgängig ‚frei' blieben (*C. I. Gr.* 1613, 15; Caesar *b. c.* 3, 4; Appian *Mithr.* 58; Zonar. 9, 31), ist ausgemacht; aber nicht minder ist es ausgemacht, dass Griechenland damals von den Römern ‚in Besitz genommen ward' (Tac. *ann.* II, 21; I Makkab. 8, 9. 10); dass von da an jede Gemeinde einen festen Zins nach Rom entrichtete (Pausan. 7, 16, 6, vgl. Cic. *de prov. cons.* 4, 7), die kleine Insel Lyaeus zum Beispiel jährlich 150 Drachmen (Strabon 10, 486); dass die ‚Ruthen und Beile' des römischen Statthalters fortan auch in Griechenland schalteten (Polyb. 38, 1 e, vgl. Cic. *I verr.* I, 21, 55) und derselbe die Oberaufsicht über die Stadtverfassungen (*C. I. Gr.* 1543) so wie in gewissen Fällen die Criminaljurisdiction (*C. I. Gr.* 1543; Plut. *Cim.* 2) fortan in oder wie bisher der römische Senat; dass endlich die makedonische Provinzialsteuer auch in Griechenland in Geltung war. Zwischen diesen Thatsachen ist keineswegs ein Widerspruch oder doch kein anderer als derjenige, welcher überhaupt in der Stellung der freien Städte liegt, welche bald als ausserhalb der Provinz stehend (z. B. Suetons *Caes.* 25), bald als der Provinz zugetheilt (z. B. Joseph. *ant. Iud.* 14, 4, 4) bezeichnet werden. Der römische Domanialbesitz in Griechenland beschränkte sich zwar auf den korinthischen Acker und etwa einige Stücke von Euboea (*C. I. Gr.* 2570) und eigentliche Unterthanen gab es dort gar nicht; allein darum konnte dennoch, wenn man auf das thatsächlich zwischen den griechischen Gemeinden und dem makedonischen Statthalter bestehende Verhältniss sieht, ebenso wie Massalia zur Provinz Narbo, Byzanchium zur Provinz Makedonien, auch Griechenland zu der makedonischen Provinz gerechnet werden. Es finden sich sogar noch viel weiter gehende Fälle: das cisalpinische Gallien bestand seit 665 aus lauter Bürger- oder latinischen Gemeinden, ja in der caesarischen Zeit begegnen Landschaften, die ausschliesslich aus Bürgergemeinden bestehen und die dennoch keineswegs aufhören Provinzen zu sein. Sehr klar tritt hier der Grundbegriff der römischen *provincia* hervor: sie ist zunächst nichts als das ‚Commando' und alle Verwaltungs- und Jurisdictionsthätigkeit des Commandanten sind ursprünglich Nebengeschäfte und Corollarien seiner militärischen Stellung. — Andererseits muss dagegen, wenn man die formelle Souveränetät der freien Gemeinden ins Auge fasst, zugestanden werden, dass durch die Ereignisse des J. 608 Griechenlands Stellung staatsrechtlich sich nicht änderte; es waren mehr factische als rechtliche Aende-

nicht blofs ein Schatten der alten Eidgenossenschaften wieder gestattet, sondern auch die druckende Beschränkung in der Veräufserung des Grundbesitzes beseitigt. — Strengere Maßregeln trafen dagegen die Gemeinden Theben, Chalkis und Korinth. Die ersten beiden wurden entwaffnet und durch Niederreifsung ihrer Mauern in offene Flecken umgewandelt. Wenn diese Maßregel durchaus gerechtfertigt erscheint, so bleibt dagegen die durchaus unmotivirte Zerstörung der ersten Handelsstadt Griechenlands, des blühenden Korinth ein düsterer Schandfleck in den Jahrbüchern Roms. Auf ausdrücklichen Befehl des Senats wurden die korinthischen Bürger aufgegriffen und was nicht umkam in die Sclaverei verkauft, die Stadt selbst nicht etwa blofs ihrer Mauern und ihrer Burg beraubt, was, wenn man einmal dieselbe nicht dauernd besetzen wollte, nicht anders sein konnte, sondern dem Boden gleich gemacht und in den üblichen Bannformen jeder Wiederanbau der öden Stätte untersagt, das Gebiet derselben zum Theil an Sikyon gegeben gegen die Auflage anstatt Korinths die Kosten des isthmischen Nationalfestes zu bestreiten, gröfstentheils aber zu römischem Gemeinland erklärt. Also erlosch ‚der schöne Stern von Hellas', der letzte kostbare Schmuck des einst so städtereichen griechischen Landes. Fassen wir aber die ganze Katastrophe noch einmal ins Auge, so mufs die unparteiische Geschichte es anerkennen, was die Griechen dieser Zeit selbst unumwunden eingestanden, dafs an dem Kriege selbst nicht die Römer die Schuld tragen, sondern dafs die unkluge Treulosigkeit und die schwächliche Tollkühnheit der Griechen die römische Intervention erzwangen. Die Beseitigung der Scheinsouveränetät der Bunde und alles damit verknüpften unklaren und verderblichen Schwindels war ein Glück für das Land; das Regiment des römischen Oberfeldherrn von Makedonien, wie viel es auch zu wünschen übrig liefs, war immer noch bei weitem besser als die bisherige Wirr- und Mifsregierung der griechischen Eidgenossenschaften und der römischen Commissionen. Der Peloponnes hörte auf die grofse Soldnerherberge zu sein; es ist

rungen, dafs statt der achäischen Eidgenossenschaft jetzt die einzelnen Gemeinden Achaias als tributäre Clientelstaaten neben Rom standen und dafs seit Einrichtung der römischen Statthalterverwaltung in Makedonien diese anstatt der hauptstädtischen Behörden die Oberaufsicht über die griechischen Clientelstaaten übernahm. Man kann demnach, je nachdem die thatsächliche oder die formelle Auffassung überwiegt, Griechenland als Theil des Commandos von Makedonien ansehen und auch nicht; indefs wird der ersteren Auffassung mit Recht das Uebergewicht eingeräumt.

überhaupt bezeugt und begreiflich, dafs Sicherheit und Wohlstand einigermafsen zurückkehrten. Das themistokleische Epigramm, dafs der Raub den Raub abgewandt habe, wurde von den damaligen Hellenen nicht ohne einen Kern von Wahrheit angewandt auf den Untergang der griechischen Selbstständigkeit. Die ungemeine Nachsicht, welche Rom auch jetzt noch gegen die Griechen bewies, tritt erst recht in das Licht, wenn man sie mit dem gleichzeitigen Auftreten derselben Behörden gegen die Spanier und die Phoniker zusammenhält: Barbaren grausam zu behandeln schien nicht unerlaubt, aber wie später kaiser Traianus hielten es auch die Römer dieser Zeit „für hart und barbarisch Athen und Sparta den noch übrigen Rest und Schatten von Freiheit zu entreifsen". Um so schärfer contrastirt mit dieser allgemeinen Milde die empörende Behandlung von Korinth, welche durch die auf den Gassen von Korinth gegen die römischen Abgeordneten ausgestofsenen Schmähreden selbst nach römischem Staatsrecht nichts weniger als gerechtfertigt ward und welche selbst die Schutzredner der karthagischen und numantinischen Katastrophe zu mifsbilligen nicht umhin konnten. Und doch ging sie keineswegs hervor aus der Brutalität eines einzelnen Mannes, am wenigsten des Mummius, sondern war eine vom römischen Rath erwogene und beschlossene Mafsregel. Man wird nicht irren, wenn man darin das Werk der Kaufmannspartei erkennt, die in dieser Epoche schon neben der eigentlichen Aristokratie anfängt in die Politik einzugreifen. Wenn die römischen Grofshändler einen Handelsnebenbuhler zu beseitigen wünschten, so erklärt es sich freilich, dafs das Strafgericht eben gegen Korinth vollstreckt ward und dafs man nicht blofs die bestehende Kaufstadt vernichtete, sondern auch die Ansiedelung an dieser für den Handel so überaus günstigen Stätte für die Zukunft verbot. Ein Hauptsitz der auch im Peloponnes sehr zahlreichen römischen Kaufleute ward fortan das peloponnesische Argos. Wichtiger aber für den römischen Grofshandel ward Delos, das, schon seit 586 römischer Freihafen, einen guten Theil der Geschäfte von Rhodos an sich gezogen hatte (I. 591) und nun in ähnlicher Weise in die korinthischen eintrat. Diese Insel blieb für längere Zeit der Hauptstapelplatz der vom Osten nach dem Westen gehenden Waaren*.

* Ein merkwürdiger Beleg dafür ist die Benennung der feinen griechischen Bronze- und Kupferwaaren, die in der ciceronischen Zeit ohne Un-

Unvollständiger als in der nur durch schmale Meere von Italien getrennten africanischen und makedonisch-hellenischen Landschaft entwickelte sich die römische Herrschaft in dem dritten entfernteren Welttheil. — In Vorderasien war durch die Zurückdrängung der Seleukiden das Reich von Pergamon die erste Macht geworden. Nicht geirrt durch die Traditionen der Alexandermonarchien, einsichtig und kühl genug um auf das Unmögliche zu verzichten verhielten die Attaliden sich ruhig und strebten nicht ihre Grenze zu erweitern oder der römischen Hegemonie sich zu entziehen, sondern den Wohlstand ihres Reiches, so weit die Römer es erlaubten, zu fördern und die Künste des Friedens zu pflegen. Doch entgingen auch sie dem Argwohn Roms nicht ganz. Im Besitz der europäischen Küste der Propontis, der Westküste Kleinasiens und des kleinasiatischen Binnenlandes bis zur kappadokischen und kilikischen Grenze, in enger Verbindung mit den syrischen Königen, von denen Antiochos Epiphanes († 590) durch die Hülfe der Attaliden auf den Thron gelangt war, hatte König Eumenes II durch seine bei dem immer tieferen Sinken Makedoniens und Syriens um so ansehnlicher erscheinende Macht selbst den Begründern derselben Bedenken eingeflößt; es ist schon erzählt worden (I, 791), wie der Senat darauf bedacht war nach dem dritten makedonischen Krieg diesen Bundesgenossen durch uneine diplomatische Künste zu demüthigen und zu schwächen. Durch diese Verstimmung der Schutzherren wurden für den Herrn von Pergamon die Schwierigkeiten noch größer, als sie es ohnehin schon waren in Folge der unaufhörlichen Verwickelungen mit den ganz und halb freien Handelsstaaten innerhalb seines Reiches und den barbarischen Nachbarn an dessen Grenzen. Da es nicht klar war, ob nach dem Friedensvertrag von 565 die Taurushöhen in der pamphylischen und pisidischen Landschaft zum syrischen oder zum pergamenischen Reich gehörten, leisteten die tapferen Selger, es scheint unter nominellter Anerkennung der syrischen Oberhoheit, den Königen Eumenes II und Attalos II langjährigen und energischen Widerstand in den schwer zugänglichen Gebirgen Pisidiens. Auch die asiatischen Kelten hätten,

terschied ‚korinthisches' oder ‚delisches Kupfer' genannt werden. Die Bezeichnung ist in Italien begreiflicher Weise nicht von den Fabrications-, sondern von den Exportplätzen hergenommen (Plin. n. h. 34, 2, 9); womit natürlich nicht geleugnet wird, dass dergleichen Gefäße häufig in Korinth und Delos selbst fabricirt wurden.

wie es scheint, nach den Bedingungen des Friedens mit Antiochos von Pergamon abhängig sein sollen; indefs sicherten die Römer ihnen jetzt die Freiheit und andere Vorrechte zu und sahen es nicht ungern, dafs sie an die daran geknüpfte Bedingung Friede zu halten sich nicht kehrten, sondern im Einverständnifs mit dem Erbfeind der Attaliden, dem König Prusias von Bithynien, um 587 plötzlich das Reich des Eumenes überrannten, bevor dieser Zeit gehabt hatte Methstruppen zu dingen. Alle Einsicht und Tapferkeit des Königs konnte nicht verhindern, dafs sie die asiatische Miliz schlugen und das Gebiet überschwemmten; indefs wie er nur Zeit gewonnen hatte mit Hülfe seiner wohlgefüllten Kasse eine kampffähige Armee herzustellen, trieb er die wilden Scharen schnell zurück über die Grenze seines Reiches und hinterliefs trotz aller offenen Angriffe und geheimen Machinationen, die seine Nachbaren und die Römer gegen ihn gerichtet hatten, bei seinem Tode (um 595) das Reich in ungeschmälerter Macht seinem Bruder Attalos II Philadelphos († 616). Dieser wies den Versuch des Königs Pharnakes von Pontos sich der Vormundschaft über Eumenes unmündigen Sohn zu bemächtigen mit römischer Hülfe zurück und regierte anstatt seines Neffen wie Antigonos Doson als Vormund auf Lebenszeit. Gewandt, tüchtig, fügsam, ein echter Attalide verstand er es den argwöhnischen Senat von der Nichtigkeit der ihnen gehegten Besorgnisse zu überzeugen; weshalb ihn denn freilich die antirömische Partei beschuldigte, dafs er sich dazu hergebe das Land für die Römer zu hüten und jede Beleidigung und Erpressung von ihnen sich gefallen lasse. Indefs konnte er, des römischen Schutzes sicher, in die syrischen, kappadokischen und bithynischen Thronstreitigkeiten entscheidend eingreifen und auch aus dem gefährlichen bithynischen Krieg, den König Prusias II, der Jäger genannt (572?—605), ein Regent, der alle barbarischen und alle civilisirten Laster in sich vereinigte, gegen ihn begonnen hatte, rettete ihn die römische Intervention — freilich erst nachdem er selbst in seiner Hauptstadt belagert und eine erste Mahnung der Römer von Prusias unbefolgt gelassen, ja verhöhnt worden war (598—600). Allein mit der Thronbesteigung seines Mündels Attalos III Philometor (616—621) trat an die Stelle des friedlichen und mäfsigen Bürgerkönigthums ein asiatisches Sultanregiment, unter dem es zum Beispiel vorkam, dafs der König um des unbequemen Raths seiner väterlichen Freunde sich zu entledigen, sie im Palast versammelte und erst sie, sodann ihre Frauen und Kinder von seinen Lanzknech-

ten niedermachen liefs; nebenher schrieb er Bücher über den Gartenbau, zog Giftkräuter und bossirte in Wachs, bis ein plötzlicher Tod ihn abrief. Mit ihm erlosch das Geschlecht der Attaliden. In solchem Fall konnte nach dem wenigstens für die Clientelstaaten Roms gültigen Staatsrecht der letzte Regent testamentarisch oder die Succession verfügen. Ob der wahnwitzige Groll gegen seine Unterthanen, der den letzten Attaliden bei seinem Leben gepeinigt, ihm auch den Gedanken eingegeben hatte in seinem Testament das Reich den Römern zu vermachen oder ob hierin blofs eine weitere Anerkennung der thatsächlichen Oberlehnsgewalt Roms lag, ist nicht zu entscheiden. Das Testament lag vor; die Römer traten die Erbschaft an und die Frage über das Land und den Schatz der Attaliden fiel in Rom als neuer Erisapfel unter die hadernden politischen Parteien. Aber auch in Asien entzündete dies Königstestament den Bürgerkrieg. Im Vertrauen auf die Abneigung der Asiaten gegen die bevorstehende Fremdherrschaft trat ein natürlicher Sohn Eumenes II, Aristonikos in Leukae, einer kleinen Hafenstadt zwischen Smyrna und Phokaea, als Kronprätendent auf und Phokaea und andere Städte fielen ihm zu; selbst von den Ephesiern, die in dem festen Anschluss an Rom die einzige Möglichkeit erkannten ihre Privilegien sich zu erhalten, zur See auf der Höhe von Kyme geschlagen musste er in das Binnenland flüchten. Schon glaubte man ihn verschollen; da erschien er plötzlich wieder an der Spitze der neuen „Bürger der Sonnenstadt“, das heifst der von ihm in Masse zur Freiheit gerufenen Sklaven, bemächtigte sich der lydischen Städte Thyateira und Apollonis, wo wie eines Theils der attalischen Ortschaften und rief Schaaren thrakischer Landsknechte unter seine Fahnen. Der Kampf ward ernsthaft; die asiatischen Freistädte und die Contingente der Clientelfürsten von Bithynien, Paphlagonien, Kappadokien, Pontos, Armenien konnten des Prätendenten sich nicht erwehren; er drang mit gewaffneter Hand in Kolophon, Samos, Mylasa ein und gebot schon fast über das gesammte väterliche Reich, als am Ende des J. 623 ein römisches Heer in Asien landete. Der Feldherr, der Consul und Oberpontifex Publius Licinius Crassus Mucianus,

* Diese seltsamen Heliopoliten sind wahrscheinlich so zu fassen, dass die befreiten Sklaven als Bürger einer sei es für jetzt nur gedachten, sei es einer umgenannten Stadt Heliopolis sich constituirten, die ihren Namen von dem in Syrien hochverehrten Sonnengott trug (Mittheilung eines Freundes).

einer der reichsten und gebildetsten Männer Roms und als Redner wie als Rechtskenner gleich ausgezeichnet, schickte sich an den Prätendenten in Leukae zu belagern; allein während der Vorbereitungen dazu liefs er von dem allzu gering geschätzten Gegner sich überraschen und schlagen. Er selbst ward von einem thrakischen Haufen gefangen; aber er gönnte einem solchen Feinde nicht den Triumph den Oberfeldherrn Roms als Gefangenen zur Schau zu stellen: ehe er erkannt worden war, reizte er die Barbaren, die ihn ergriffen hatten, ihm den Tod zu geben (Ant. 624). Mit ihm, wie es scheint, fiel König Ariarathes von Kappadokien. Indefs ward Aristonikos nicht lange nach diesem Erfolg von Crassus Nachfolger Marcus Perpenna überfallen, sein Heer zersprengt, er selbst in Stratonikeia belagert und gefangen und bald darauf in Rom hingerichtet. Die Unterwerfung der letzten noch Widerstand leistenden Städte und die definitive Regelung der Landschaft übernahm nach Perpennas plötzlichem Tode Manius Aquilius (625). Man verfuhr ähnlich wie im karthagischen Gebiet. Der östliche Theil des Attalidenreiches ward den Clientelkönigreichen überwiesen, um die Römer von dem Grenzschutz und damit von der Nothwendigkeit einer stehenden Besatzung in Asien zu befreien; Telmissos (I. 562) kam an die lykische Eidgenossenschaft; die europäischen Besitzungen in Thrakien wurden zu der Provinz Makedonien geschlagen; das übrige Gebiet ward als neue römische Provinz eingerichtet, der gleich der karthagischen nicht ohne Absicht der Name des Welttheils beigelegt ward, in dem sie lag. Die Steuern, die nach Pergamon gezahlt worden waren, wurden dem Lande erlassen und dasselbe mit gleicher Milde behandelt wie Hellas und Makedonien.

So ward der ansehnlichste klemasiatische Staat eine römische Vogtei. Bei den zahlreichen andern Staaten und Stadtgebieten Vorderasiens, dem Königreich Bithynien, den paphlagonischen und galatischen Fürstenthümern, der lykischen, karischen, pamphylischen Eidgenossenschaft, den Freistädten Kyzikos und Rhodos trat eine wesentliche Umgestaltung nicht ein. Jenseit des Halys folgte Kappadokien, nachdem König Ariarathes V Philopator (591—624) hauptsächlich durch Hülfe der Attaliden sich gegen seinen von Syrien unterstützten Bruder und Nebenbuhler Holophernes behauptet hatte, wesentlich der pergamenischen Politik, sowohl in der unbedingten Hingebung an Rom als in der Richtung auf hellenistische Bildung. Durch ihn kam dieselbe in das bis dahin fast barbarische Kappadokien, freilich auch sogleich ihre Auswüchse, wie der Bakchosdienst und das wüste Treiben

der wandernden Schauspielertruppen, der sogenannten ‚Künstler'. Zum Lohn der Treue gegen Rom, die dieser Fürst mit seinem Leben bezahlt hatte, ward nicht nur der König von Pontos durch die Römer gezwungen von der versuchten Occupation Kappadokiens abzustehen, sondern erhielt auch sein unmündiger Erbe Ariarathes VI den südöstlichen Theil des Attalidenreiches, Lykaonien nebst der östlich daran grenzenden in älterer Zeit zu Phrygien gerechneten Landschaft. Endlich im fernen Nordosten Kleinasiens gelangte ‚Kappadokien am Meer' oder kurzweg der ‚Meerstaat', Pontos zu stetsgender Ausdehnung und Bedeutung. Nicht lange nach der Schlacht von Magnesia hatte König Pharnakes I sein Gebiet weit über den Halys bis nach Tios an der bithynischen Grenze ausgedehnt und namentlich des reichen Sinope sich bemächtigt, das aus einer griechischen Freistadt dieser Könige Residenz ward. Zwar hatten die durch diese Uebergriffe gefährdeten Nachbarstaaten, König Eumenes II an ihrer Spitze, deswegen Krieg gegen ihn geführt (571—575) und unter römischer Vermittlung das Versprechen von ihm erzwungen Galatien und Paphlagonien zu räumen; allein der Verlauf der Ereignisse zeigt, dafs Pharnakes so wie sein Nachfolger Mithradates V Euergetes (598? — 634), die fortan als treue Bundesgenossen Roms im dritten punischen Krieg so wie in dem gegen Aristonikos erschienen, nicht blofs jenseit des Halys sitzen blieben, sondern auch die Schutzherrlichkeit über die paphlagonischen und galatischen Dynasten behielten; nur unter dieser Voraussetzung ist es erklärlich, dafs Mithradates, angeblich wegen seiner tapfern Thaten im Kriege gegen Aristonikos, in der That für beträchtliche an den römischen Feldherrn gezahlte Summen von denselben nach Auflösung des attalischen Reiches Grofsphrygien empfing. Wie weit andererseits gegen den Kaukasus und die Euphratquellen das pontische Reich sich um diese Zeit erstreckte, ist nicht genau zu bestimmen; der westliche Theil von Armenien um Enderes und Diwrigi oder das sogenannte Kleinarmenien scheint als abhängige Satrapie dazu gehört zu haben, während Grofsarmenien und Sophene eigene unabhängige Reiche bildeten. — Wenn also auf der kleinasiatischen Halbinsel wesentlich Rom das Regiment hatte und, so vieles auch ohne und gegen seinen Willen geschah, doch den Besitzstand im Ganzen bestimmte, so blieben dagegen die weiten Strecken jenseit des Tauros und des obern Euphrat bis hinab zum Nilthal in der Hauptsache sich selber überlassen. Zwar der dem Frieden mit Syrien von 565 zu Grunde gelegte Satz, dafs der Halys und der Tauros die Ostgrenze der

romischen Clientel bilden solle (I, 561), ward keineswegs vom Senat eingehalten und trug auch die Unhaltbarkeit in sich selber; der politische Horizont ist Selbsttauschung so gut wie der physische und wenn dem Staate Syrien die Zahl der ihm gestatteten Kriegsschiffe und Kriegselephanten im Friedensvertrag normirt ward (I, 561), wenn das syrische Heer auf Befehl des romischen Senats das halb gewonnene Aegypten raumte (I, 595), so lag darin die vollstandigste Anerkennung der Hegemonie und der Clientel. Allein eben hier zeigt es sich noch bestimmter als in den unmittelbarer von Rom beherrschten Landschaften, wie die Hand, die so kraftvoll die Zügel ergriffen hatte, sie allmählich erschlaffen und bald ganzlich fallen liefs. Noch im J. 590 hatte der romische Senat die Angelegenheiten Syriens und Aegyptens in letzter Instanz geordnet. Dort stritten nach Antiochos Epiphanes Tode (590) der als Geisel in Rom lebende Sohn Seleukos IV, Demetrios und des letzten Konigs Antiochos Epiphanes unmundiger Sohn Antiochos Eupator um die Krone; hier war von den beiden seit 581 gemeinschaftlich regierenden Brudern, Ptolemaeos Philometor (573—608) und Ptolemaeos Euergetes II oder der Dicke († 637), der altere durch den jungeren aus dem Lande getrieben worden (590) und um seine Herstellung zu ersuchen persönlich in Rom erschienen. Beide Angelegenheiten ordnete der Senat ohne andere als diplomatische Mittel anzuwenden und wesentlich im romischen Interesse. In Syrien ward Antiochos Eupator mit Beseitigung des besser berechtigten Demetrios als König anerkannt und mit der Führung der Vormundschaft über den königlichen Knaben der romische Senator Gnaeus Octavius vom Senat beauftragt, welcher wie begreiflich durchaus im romischen Interesse regierte, die Kriegsflotte und das Elephantenheer in Gemäfsheit des Friedensvertrags von 565 reducirte und im besten Zuge war den militarischen Ruin des Landes zu vollenden. In Aegypten ward nicht blofs Philometors Herstellung bewirkt, sondern auch theils um dem Bruderzwist ein Ziel zu setzen, theils um die noch immer ansehnliche Macht Aegyptens zu schwächen, Kyrene vom Reich getrennt und Euergetes mit demselben abgefunden. ‚Konige sind, wen die Romer wollen', schrieb nicht Lange nachher ein jüdischer Mann, ‚und wen sie nicht wollen, den verjagen sie von Land und Leuten'. Allein bald anderten sich die Dinge. Der vormundschaftliche Regent von Syrien ward in Laodikeia ermordet; der zurückgewiesene Pratendent Demetrios entfloh aus Rom und bemächtigte sich unter dem dreisten Vorgeben, dafs der romische Senat ihn

gesendet habe, nach Beseitigung des königlichen Knaben der Zügel der Regierung. Andererseits brach zwischen den Königen von Aegypten und Kyrene Krieg aus über den Besitz der Insel Kypros, welche der Senat zuerst dem ältern, sodann dem jüngern zugesprochen hatte, und im Widerspruch mit der neuesten römischen Entscheidung blieb dieselbe schliefslich bei Aegypten. Es ist fast unglaublich, dafs der Senat diese herbe Verhöhnung seiner Decrete, diese Ermordung seiner Commissare und seines Mündels, diesen Mifsbrauch seines Namens in einer Zeit des tiefsten innern und äufsern Friedens — als vollendete Thatsachen hinnahm; dafs Kypros bei Aegypten blieb und man ferner zusah, als nach Philometors Tode Euergetes II dem nachfolgte und dadurch Kyrene wieder zum Reich kam. Dem Cnaeus Octavius ward, weil er sein Leben als Gesandter des Staats verloren, ein Denkmal auf dem Marktplatz errichtet, wie die Sitte der Väter es vorschrieb; was diese Väter, die einst die Ermordung römischer Gesandten zu rächen Heere und Kriegsflotten ausgesandt hatten, zu der Anerkennung des Demetrios als Königs von Syrien gesagt haben würden, blieb im Senat schicklicher Weise unerörtert. Dafs nach solchen Vorgängen der römische Einfluss in diesen Landschaften thatsächlich nichts war und die Verhältnisse daselbst sich zunächst ohne Zuthun der Römer entwickelten, ist begreiflich; doch ist des weiteren Verlaufs der Dinge wegen es nothwendig auch den nähern und selbst den fernern Osten nicht völlig aus den Augen zu verlieren. da in dem allerseits abgeschlossenen Aegypten zwar der Statusquo sich so leicht nicht verschob, dagegen in Asien dies- und jenseit des Euphrat während und zum Theil in Folge dieser momentanen Stockung der römischen Oberleitung die Völker und Staaten sich ganz anders gruppirten. Noch nach dem Frieden von 565 hatte sich das Seleukidenreich von der kilikisch-syrischen Küste über das ganze Stromgebiet des Euphrat und Tigris und über Medien und Persien erstreckt bis an die grofse iranische Wüste, jenseit welcher am Indus das Reich von Palimbothra unter Tschandragupta (Sandrokottos), am obern Oxus der mächtige baktrische Staat, beide nicht lange nach Alexander dem Grofsen aus einer Mischung der nationalen Elemente und der östlichsten Ausläufer hellenischer Civilisation sich gebildet hatten. Noch Antiochos der Grofse trug seine Waffen bis jenseit der Wüste in das Gebiet der Parther und Baktrier. Jetzt fing dieser immer noch ungeheure Staat an sich aufzulösen. Nicht blofs Vorderasien war in Folge der Schlacht von Magnesia verloren worden, auch die gänzliche Lösung der

beiden Kappadokien und der beiden Armenien, des eigentlichen Armenien im Nordosten und der Landschaft Sophene im Südwesten, und ihre Verwandlung in selbstständige Königreiche aus syrischen Lehnsbürgerthümern, gehört dieser Zeit an. Von diesen Staaten gelangte namentlich Großarmenien, das unter Artaxias zur Zeit Antiochos des Großen sich losriss, bald zu einer ansehnlichen Stellung. Vielleicht noch gefährlichere Wunden schlug dem Reiche seines Nachfolgers Antiochos Epiphanes thörichte Neuerungspolitik. So richtig es auch war, dass sein Reich mehr einem Länderbündel als einem Staate glich und dass die Verschiedenheit der Nationalitäten und Religionen seiner Unterthanen das wesentlichste Hinderniss für die Regierung war, so war doch der Plan römische Weise und römischen Cultus überall in seinem Lande einzuführen und vor allem seine Völker in politischer wie in religiöser Hinsicht auszugleichen unter allen Umständen eine Thorheit, auch abgesehen davon, dass dieser karrikirte Joseph II persönlich einem solchen gigantischen Beginnen nichts weniger als gewachsen war und durch Tempelplünderung im großartigsten Maßstab und die tollste Ketzerverfolgung seine Reformen einzubürgern versuchte. Die eine Folge hievon war, dass die Bewohner der Grenzprovinz gegen Aegypten, die Juden, sonst bis zur Beschränktheit fügsame und auf's Aeußerste thätige und betriebsame Leute, durch den systematischen Religionszwang zur offenen Empörung gedrängt wurden (um 587). Schon um 593 erkannte der römische Senat ohne Schwierigkeit die Freiheit und Autonomie der insurgirten Nation an; da er eben damals theils gegen Demetrios Soter mit gutem Grund erbittert war, theils eine Verbindung der Attaliden und der Seleukiden besorgte, überhaupt aber die Herstellung einer Mittelmacht zwischen Syrien und Aegypten im Interesse Roms lag, war man im Senat den Juden geneigt. Indefs begünstigte man den Aufstand doch nur insoweit es geschehen konnte ohne sich selber zu bemühen; trotz der Clausel des zwischen den Römern und den Juden abgeschlossenen Vertrags, die den Juden im Fall sie angegriffen würden den Beistand Roms versprach, und trotz des an die Könige von Syrien und Aegypten gerichteten Verbots ihre Truppen durch das jüdische Land zu führen blieb es natürlich lediglich den Juden selbst überlassen der syrischen Könige sich zu erwehren. Mehr als die Briefe ihrer mächtigen Verbündeten that für sie die tapfere und umsichtige Leitung des Aufstandes durch das Heldengeschlecht der Makkabäer und die innere Zerrissenheit des syrischen Reiches; während des Haders zwischen den syrischen Königen Try-

phon und Demetrios Nikator ward der Makkabäer Simon ausdrücklich anerkannt als unabhängiger Fürst der Juden (611). — Folgenreicher noch als diese Insurrection der Israeliten waren die gleichzeitig und wahrscheinlich aus gleicher Ursache entstandenen Bewegungen in den östlichen Landschaften, wo Antiochos Epiphanes die Tempel von Ekbatana nicht minder beraubte wie den von Jerusalem und dort den Anhängern des Ahuramazda und des Mithra es nicht besser gemacht haben wird wie hier denen des Jehovah. Das Ergebniss war eben wie in Judäa, nur in einem weiteren Umfang und in grofsartigeren Verhältnissen, eine Reaction der einheimischen Weise und der einheimischen Religion gegen die hellenische Sitte und die hellenischen Götter; die Träger dieser Bewegung waren die Parther und ihnen entsprang das grofse Partherreich. Die ‚Parthwa' oder Parther, die als eine der zahllosen in das grofse Perserreich aufgegangenen Völkerschaften schon früh begegnen und im heutigen Khorasan südöstlich vom Kaspischen Meere ihre ältesten bekannten Sitze hatten, erscheinen schon seit 500 d. St. unter dem skythischen, das heifst turanischen Fürstengeschlecht der Arsakes als ein selbstständiger Staat, der indefs erst ein Jahrhundert später aus seiner Dunkelheit hervortrat. Der sechste Arsakide, Mithradates I (?? — 618?) griff das baktrische Reich an, das, durch die Fehden mit den skythischen Reiterschaaren vom Turan und mit den Staaten am Indus und durch innere Wirren bereits in allen Fugen erschüttert, dem viel schwächeren Feinde erlag. Sodann wandte er sich zur Unterwerfung der Landschaften westlich der grofsen Wüste und fast mit gleichem Erfolg. Das syrische Reich war eben damals theils in Folge der verfehlten Hellenisirungsversuche des Antiochos Epiphanes, theils durch die nach seinem Tode eintretenden Successionswirren aufs tiefste zerrüttet und die inneren Provinzen im vollen Zuge sich von Antiocheia und der Küstenlandschaft zu lösen; in Kommagene zum Beispiel, der nördlichsten Landschaft Syriens an der kappadokischen Grenze, machte der Satrap Ptolemaeos, auf dem entgegengesetzten Ufer des Euphrat im nördlichen Mesopotamien oder der Landschaft Osroene der Fürst von Edessa, in der wichtigen Provinz Medien der Satrap Timarchos sich unabhängig; ja der letztere liefs sich vom römischen Senat seine Unabhängigkeit bestätigen und herrschte, gestützt auf das verbündete Armenien, bis hinab nach Seleukeia am Tigris. Es gelang wohl dem einen oder dem andern dieser Rebellen noch einmal zur Ordnung zu bringen; aber die Unordnung blieb darum nicht weniger in Permanenz. Die Lage der syrischen Kö-

nige, unter denen einzelne persönliche Tapferkeit und Fähigkeit bewiesen, war in der That beklagenswerth. Das Reich war in ewigem Aufstand, sowohl die Provinzen unter ihren halb oder ganz unabhängigen Satrapen als die Hauptstadt mit ihrem gleich dem römischen und dem alexandrinischen zuchtlosen und widerspenstigen Pöbel. Die gesammte Meute der Nachbarkönige, Aegypten, Kappadokien, Pergamon mengte unaufhörlich sich in die Angelegenheiten Syriens und nährte die Erbfolgestreitigkeiten, so daß der Bürgerkrieg und die factische Theilung der Herrschaft unter zwei oder mehr Prätendenten fast zur stehenden Landplage ward. Die römische Schutzmacht, wenn sie die Nachbarn nicht aufstiftete, sah unthätig zu. Zu allem diesem drängte von Osten her das neue Partherreich, nicht blos mit seiner materiellen Macht, sondern auch mit dem ganzen Uebergewicht seiner nationalen Sprache und Religion, seiner nationalen Heer- und Staatsverfassung über den Staat der Fremdlinge. Es ist hier noch nicht der Ort das regenerirte Kyrosreich zu schildern; es genügt im Allgemeinen daran zu erinnern, daß, so mächtig auch in dem noch der Hellenismus auftritt, dennoch der parthische Staat, verglichen mit dem der Seleukiden, auf einer nationalen und religiösen Reaction beruht und die alte iranische Sprache, der Magierstand und der Mithrasdienst, die orientalische Lehnsverfassung, die Reiterei der Wüste und Pfeil und Bogen hier zuerst dem Hellenismus wieder übermächtig entgegentraten. Das Ergebniß war leicht vorauszusehen. Die östlichen Landschaften Syriens unter ihren unbeschützten oder gar aufrührerischen Satrapen geriethen unter parthische Botmäßigkeit; Persien, Babylonien, Medien wurden auf immer vom syrischen Reiche getrennt; der neue Staat der Parther reichte zu beiden Seiten der großen Wüste vom Oxus und Hindukusch bis zum Tigris und zur arabischen Wüste, wiederum gleich all den vor Alexander blühenden asiatischen Großstaaten eine reine Continentalmonarchie und wiederum gleich dem Perserreich einerseits mit den Völkern von Turan, andrerseits mit den Occidentalen in ewiger Fehde begriffen. Der syrische Staat umfaßte außer der Küstenlandschaft im besten Fall Mesopotamien und verschwand, mehr noch in Folge seiner innern Zerrüttung als seiner Verkleinerung, auf immer aus der Reihe der Großstaaten. Wenn die mehrfach drohende gänzliche Unterjochung des Landes durch die Parther unterblieb, so ist dies nicht der Gegenwehr der letzten Seleukiden, noch weniger dem Einfluß Roms zuzuschreiben, sondern vielmehr den vielfältigen inneren Unruhen im Partherreich und vor allem

den Einfällen der turanischen Steppenvölker in dessen östliche Landschaften. Diese Umwandlung der Völkerverhältnisse im inneren Asien ist der Wendepunct in der Geschichte des Alterthums. Statt der Völkerfluth, die bisher von Westen nach Osten sich ergossen und in dem grofsen Alexander ihren letzten und höchsten Ausdruck gefunden hatte, beginnt die Ebbe. Seit der Partherstaat besteht, ist nicht blofs verloren, was in Baktrien und am Indus etwa noch von hellenischen Elementen sich erhalten haben mochte, sondern auch das westliche Iran weicht wieder zurück in das seit Jahrhunderten verlassene, aber noch nicht verwischte Gebiet. Der römische Senat opfert das erste wesentliche Ergebnifs der Politik Alexanders und leitet damit jene rückläufige Bewegung ein, deren letzte Ausläufer im Alhambra von Granada und in der grofsen Moschee von Constantinopel endigen. So lange noch das Land von Ragae und Persepolis bis zum Mittelmeer dem König von Antocheia gehorchte, erstreckte auch Roms Macht sich bis an die Grenze der grofsen Wüste; der Partherstaat, nicht weil er so gar mächtig war, sondern weil er fern von der Küste, im inneren Asien seinen Schwerpunct fand, konnte niemals eintreten in die Erbteil des Mittelmeerreiches. Seit Alexander hatte die Welt den Occidentalen allein gehört und der Orient schien für diese nur zu sein was später Amerika und Australien für die Europäer wurden; mit Mithradates I trat er wieder ein in den Kreis der politischen Bewegung. Die Welt hatte wieder zwei Herren.

Wir haben die äufsere geschichtliche Entwicklung von der Schlacht bei Pydna bis auf die Gracchenzeit in ihren Umrissen vom Tajo zum Nil und zum Euphrat begleitet. Es ist noch übrig auf die maritimen Verhältnisse dieser Zeit einen Blick zu werfen, obwohl darüber sich kaum etwas Anderes sagen läfst, als dafs es nirgends mehr eine Seemacht gab. Karthago war vernichtet, Syriens Kriegsflotte vertragsmäfsig zu Grunde gerichtet, Aegyptens einst so gewaltige Kriegsmarine unter seinen gegenwärtigen schlaffen Regenten in tiefem Verfall. Die kleineren Staaten und namentlich die Kaufstädte hatten wohl einige bewaffnete Fahrzeuge, aber sie genügten nicht einmal für die im Mittelmeer so schwierige Unterdrückung des Seeraubs. Mit Nothwendigkeit fiel diese Rom zu als der führenden Macht im Mittelmeer. So entschieden wie ein Jahrhundert zuvor die Römer eben hierin aufgetreten waren, wie sich ihre ganze Suprematie im Osten zunächst eingeführt hatte durch die zum allgemeinen Besten energisch gehandhabte Seepolizei (I, 370), ebenso bestimmt be-

zeichnet die vollständige Nichtigkeit derselben schon im Beginn dieser Periode den Verfall des aristokratischen Regiments. Eine eigene Flotte besafs Rom nicht mehr; man begnügte sich wenn es nöthig schien von den italischen, den kleinasiatischen und den sonstigen Seestaaten Schiffe einzufordern. Die Folge war natürlich, dafs das Flibustierwesen sich organisirte und consolidirte. Zwar so weit die unmittelbare Macht der Römer reichte, geschah wenn nicht genug so doch etwas zu dessen Unterdrückung. Die gegen die dalmatischen und ligurischen Küsten in dieser Epoche gerichteten Expeditionen bezweckten namentlich die Unterdrückung des Seeraubs in den beiden italischen Meeren; aus gleichem Grunde wurden im J. 631 die balearischen Inseln besetzt (S. 18). Dagegen in den mauretanischen und den ostasiatischen Gewässern blieb es den Anwohnern und Schiffern überlassen mit den Corsaren auf eine oder die andere Weise sich abzufinden, da die römische Politik daran festhielt sich um diese entfernteren Gegenden so wenig wie irgend möglich zu kümmern. Hatte in den also sich selbst überlassenen Uferstaaten ein wohlgeordneter Zustand bestanden, so wäre dies erträglich gewesen, allein natürlich bot sich hiedurch den Corsaren eine Freistätte in jedem zerrütteten Gemeinwesen und an solchen fehlte es namentlich in Asien nicht. An der Spitze von allen stand Kreta, das durch seine glückliche Lage und die Schwäche oder Schlaffheit der Grofsstaaten des Westens und des Ostens allein unter allen griechischen Ansiedlungen seine Unabhängigkeit sich bewahrt hatte; denn die römischen Commissionen, die freilich auch auf dieser Insel kamen und gingen, hatten hier noch weniger zu bedeuten als selbst in Syrien und Aegypten. Es schien fast, als habe das Schicksal den Kretern die Freiheit nur gelassen um zu zeigen, was herauskomme bei der hellenischen Unabhängigkeit; es war ein schreckliches Bild. Die alte dorische Strenge der Gemeindeordnungen war ähnlich wie in Tarent umgeschlagen in eine wüste Demokratie, der ritterliche Sinn der Bewohner in eine wilde Rauf- und Beutegier; ein achtbarer Hellene selbst bezeugt es, dafs allein auf Kreta nichts für schimpflich gelte, was einträglich sei, und noch der Apostel Paulus führt billigend den Spruch eines kretischen Dichters an:

‚Lügner sind all, Faulranzen, unsaubere Thiere die Kreter'.

Die Bewohner durchstreiften als Räuber die Heimath und die Fremde, die Länder und die Meere; die Insel ward der Werbeplatz für die umliegenden Königreiche, seit im Peloponnes die-

ser Unfug nicht mehr geduldet ward, der Schauplatz ewiger Bürgerkriege, die trotz der römischen Vermittlungsversuche auf der alten ‚Insel der hundert Städte' eine blühende Ortschaft nach der andern in Ruinenhaufen verwandelten, vor allem aber der rechte Sitz der Piraterie, wie denn zum Beispiel um diese Zeit die Insel Siphnos durch eine kretische Corsarenflotte völlig ausgeraubt ward. Rhodos, das ohnehin von dem Verlust seiner Besitzungen und den seinem Handel zugefügten Schlägen (I, 593) sich nicht zu erholen vermochte, vergeudete seine letzten Kräfte in den Kriegen, die es zur Unterdrückung der Piraterie gegen die Kreter zu führen sich genöthigt sah (um 600) und in denen die Römer zwar zu vermitteln suchten, indefs ohne Ernst und wie es scheint ohne Erfolg. Neben Kreta fing bald auch Kilikien an für diese Flibustierwirthschaft eine zweite Heimath zu werden; es war nicht blofs die Ohnmacht der syrischen Herrscher, die ihr hier Vorschub that, sondern der Usurpator Diodotos Tryphon, der sich vom Sclaven zum König Syriens aufgeworfen hatte (608–615), förderte, um durch Corsarenhülfe seinen Thron zu befestigen, in seinem Hauptsitz, dem rauhen oder westlichen Kilikien mit allen Mitteln von oben herab die Piraterie. Der ungemein gewinnbringende Verkehr mit den Piraten, die zugleich die hauptsächlichsten Sclavenfänger und Sclavenhändler waren, verschaffte ihnen bei dem kaufmännischen Publicum, sogar in Alexandreia, Rhodos und Delos eine gewisse Duldung, an der selbst die Regierungen wenigstens durch Passivität sich betheiligten. Das Uebel ward so ernsthaft, dafs der Senat um 611 seinen besten Mann Scipio Aemilianus nach Alexandreia und Syrien sandte, um an Ort und Stelle zu ermitteln, was sich thun lasse. Allein dafs die Vorstellungen der Römer die schwachen Regierungen nicht stark machen konnten, war begreiflich; es gab keine andere Abhülfe als geradezu eine Flotte in diesen Gewässern zu unterhalten, wozu es wieder der römischen Regierung an Energie und Consequenz gebrach. So blieb eben alles beim Alten, die Piratenflotte die einzige ansehnliche Seemacht im Mittelmeere, der Menschenfang das einzige daselbst blühende Gewerbe. Die römische Regierung sah den Dingen zu, die römischen Kaufleute aber standen als die besten Kunden auf dem Sclavenmarkt mit den Piratencapitänen als den bedeutendsten Grofshändlern in diesem Artikel auf Delos und sonst in regem und freundlichem Geschäftsverkehr.

KAPITEL II.

Die Reformbewegung und Tiberius Gracchus.

Ein volles Menschenalter nach der Schlacht von Pydna erfreute der römische Staat sich der tiefsten kaum hie und da an der Oberfläche bewegten Ruhe. Das Gebiet dehnte über die drei Welttheile sich aus: der Glanz der römischen Macht und der Ruhm des römischen Namens waren in dauerndem Steigen; aller Augen ruhten auf Italien, alle Talente, aller Reichthum strömten dahin: es schien dort eine goldene Zeit friedlicher Wohlfahrt und geistigen Lebensgenusses beginnen zu müssen. Mit Bewunderung erzählten sich die Orientalen dieser Zeit von der mächtigen Republik des Westens, ‚die die Königreiche bezwang fern und nah und wer ihren Namen vernahm, der fürchtete sich; mit den Freunden und Schutzbefohlenen aber hielt sie guten Frieden. Solche Herrlichkeit war bei den Römern, und doch setzte keiner die Krone sich auf und prahlte keiner im Purpurgewand; sondern wen sie Jahr um Jahr zu ihrem Herrn machten, auf den hörten sie und war bei ihnen nicht Neid noch Zwietracht.'

So schien es in der Ferne; in der That war die Macht und die Volkswohlfahrt Roms und Italiens seit der Schlacht von Pydna in raschem und unverkennbarem Sinken. Es ist kein Organ, keine Function des Staates, in der sich dieser Verfall nicht zeigte; er macht in den feindlich sich gegenüberstehenden Parteien sich in gleicher Weise geltend. Die Einführung der geheimen Abstimmung in den Versammlungen der Bürgerschaft, zuerst für die Magistratswahlen durch das gabinische (615), dann für die Volksgerichte durch das cassische (617), endlich für die Abstimmung über

Gesetze durch das papirische Gesetz (623), galt zwar der Fortschrittspartei dieser Zeit als die Emancipation des Mittelstandes von dem druckenden Uebergewicht der Aristokratie und als der Anfang einer Regeneration des Staates. In der That aber änderte diese Panacee der römischen Demokratie nicht das Mindeste in dem Stande der Dinge und war genau genommen nichts als ein handgreiflicher Beweis für die bereits seit einem Jahrhundert vorhandene (I, 604) Nichtigkeit und Unfreiheit des höchsten Organs der römischen Gemeinde. Wie es andrerseits wesentlich die regierende Aristokratie gewesen war, an der mehr als an dem Feldherrngeschick der römischen Generale und dem Muth seiner Bürger Hannibals Genie scheiterte, so war es wiederum diese Aristokratie, deren kurzsichtiges, schlaffes, eigensüchtiges Regiment nach aufsen wie nach innen vornämlich das eigene Werk verdarb. Nicht als wären die Söhne und Enkel der Besiegten von Cannae und der Sieger von Zama so völlig aus der Art ihrer Grofsväter und Väter geschlagen; es waren weniger andere Menschen, die jetzt im Senat safsen, als eine andere Zeit. Wo immer, wie in Rom seit der Beendigung des Patricier- und Plebejerhaders, eine geschlossene Zahl alter Familien festgegründeten Reichthums und ererbter staatsmännischer Bedeutung das Regiment führt, wird sie in dem Kampf um die Existenz eine ebenso unvergleichliche zähe Folgerichtigkeit und heldenmüthige Opferfähigkeit entwickeln wie in gewöhnlichen Zeitläuften alle Mängel der Collegialität und der Coterie. Die vorhandenen Krankheitsstoffe entwickelten sich rasch in der Sonne des Glückes. Die aristokratische Politik dieser Zeit war eine arge Antwort auf Catos Frage, was aus Rom werden solle, wenn es keinen Staat mehr zu fürchten haben werde. Wie der Tod einen nach dem andern die Männer abrief, welche die ernste Schule des hannibalischen Krieges grofsgezogen hatte und in denen die Begeisterung jener gewaltigen Zeit noch bis in das späteste Alter nachklang; wie endlich auch die Stimme des letzten von ihnen, des alten Cato im Rathhaus und auf dem Marktplatz verstummte, traten alle Mifsbräuche der Cliquenregierung immer schroffer, immer widerwärtiger hervor. Die römische Nobilität, von Haus aus exclusiv wie jede Aristokratie, verschlofs sich fast hermetisch gegen die ‚neuen Menschen' und je weniger die Regierung auf ernste Gefahren traf, desto vollständiger gelang es jede Entweihung durch gemeine Leute, deren Adelsbrief ihre Thaten waren, von den lauteren Kreisen der Aristokratie abzuwehren und auszureichen mit einem Regiment adlicher Nullitäten. Ein charakteristisches

Zeichen dieses Cliquenregiments ist die leidige Sitte der Morgenbesuche zur Aufwartung bei den vornehmen Freunden und des öffentlichen Erscheinens in ihrem Gefolge, die von den Schutzbefohlenen und Freigelassenen jetzt auf die höheren und höchsten Kreise sich zu übertragen begann; die politische Carriere fing schon nicht mehr im Lager an oder in nützlicher Thätigkeit für das gemeine Beste, sondern in den Vorzimmern der einflufsreichen Männer. Nicht minder charakteristisch ist die der gegenwärtigen Zeit angehörende gesetzliche Bestimmung, dafs niemand zum zweiten Mal das Consulat solle verwalten dürfen — eine Verfügung, in der sich zwar auch die sinkenden Republiken eigenthümliche Furcht vor der Uebermacht der Einzelnen ausspricht, aber vor allem doch die bezeichnende politische Auffassung, dafs nicht der Staat ein Recht habe für sein höchstes Amt auf den rechten und besten Mann, sondern dafs jedes Glied der Camaraderie ein nicht durch unbillige Concurrenz zu verkürzendes Anrecht auf das höchste Staatsamt besitze. — Dies alles hätte ertragen werden mögen, wenn diese thatsächliche Erblichkeit der regierenden Aristokratie zu einer entsprechenden Aenderung der Verfassung, das heifst zur Beseitigung der freien Concurrenz zu den Aemtern und der Volkswahlen geführt hätte, welche beide dem Wesen der Nobilität schnurstracks entgegenliefen. Allein zu politischen Neubildungen vermochte man jetzt weniger als je zu gelangen und so bewahrte man in der alten jetzt inhaltlosen Verfassungsform einen Deckmantel für die entsetzlichsten Mifsbräuche und eine stetig wirkende Hemmung jedes ernsten und rechten Regiments. Die römische Aemterlaufbahn als Quaestor oder Volkstribun zu betreten war verhältnifsmäfsig leicht, zum Consulat aber oder gar zur Censur zu gelangen selbst dem gewöhnlichen Adlichen nur durch grofse und jahrelange Anstrengungen möglich; der Preise waren viele, aber der lohnenden wenig; die Kämpfer liefen, wie ein römischer Dichter einmal sagt, wie in einer an den Schranken weiten, aber mehr und mehr sich verengenden Rennbahn. Es war dies durchaus zweckmäfsig, so lange das Amt noch wirklich wie es hiefs eine ‚Ehre' war und militärische, politische, juristische Capacitäten im rechten Wetteifer um die seltenen Kränze warben; jetzt aber war der Nutzen der Concurrenz durch die Geschlossenheit der Nobilität beseitigt und nur noch ihre Nachtheile übrig geblieben. Mit seltenen Ausnahmen drängte jeder den regierenden Familien angehörende junge Mann sich in die politische Laufbahn und der hastige und unreife Ehrgeiz griff bald zu wirksameren Mitteln als

die Heerführung und die Rechtweisung waren. Rascher zum Ziel führte die Demagogie und um so sicherer, je mehr sie nicht die Sache angriff, sondern die Person; also vor allem die criminelle Belangung eines hochstehenden und unbeliebten Mannes. Es ward Sitte, dafs die bartlosen Jünglinge vornehmer Geburt, um sich glänzend in das öffentliche Leben einzuführen, mit der unreifen Leidenschaft ihrer knabenhaften Beredsamkeit die Rolle Catos weiter spielten und sich aus eigener Machtvollkommenheit zu Anwälten des Staats aufwarfen; man liefs es geschehen, dafs das ernste Institut der Criminaljustiz und der politischen Polizei ein Mittel für den Aemterbewerb ward. Aber noch rascher als auf solchen immer noch indirecten Wegen empfahl man sich der Menge geradezu durch Liebäugeleien, Nachsichtigkeiten, Artigkeiten von feinerer oder gröberer Qualität. Der entwürdigende Aemterbettel begann zu floriren; der Janhagel fing an es als sein Recht zu fordern, dafs der künftige Consul in jedem Lumpen von der Gasse das souveräne Volk erkenne und ehre, wie ihm denn auch durch die Verlegung der Gemeindeversammlungen von der alten Dingstätte unter dem Rathhaus auf den Marktplatz (um 609) eine förmliche Anerkennung seiner Unabhängigkeit vom Senat und seiner vollständigen Freiheit zu Theil ward. Die niederen Beamten, namentlich Aedilen und Praetoren, ja selbst blofse Privatmänner suchten durch Veranstaltung oder, was noch schlimmer war, durch Verheifsung prachtvoller Volkslustbarkeiten bei der Menge sich in Gunst zu setzen; ja es begannen schon, wie das um 595 erlassene Gesetz bezeugt, für die höheren Staatsämter die Stimmen der Wähler geradezu um Geld feil zu werden, während die Subalternposten, namentlich die sehr einträglichen Schreiber- und Gerichtsdienerstellen sogar von Rechtswegen käuflich wurden. Diese Uebelstände waren sehr arg, aber bei weitem noch nicht das Aergste. Indem die regierende Aristokratie der Wahlen wegen sich genöthigt sah Rücksicht auf die Menge zu nehmen, wurden Beamte und Senat gezwungen bei allen ihren Mafsregeln wenn nicht die Masse der Regierten doch mindestens die hauptstädtische Bürgerschaft in einer Weise zu schonen, die mit dem Wesen der Herrschaft unverträglich ist. Einst war der Beamte innerhalb der verfassungsmäfsigen Schranken aufgetreten als Herr und Gebieter; jetzt wurden die Consuln, als sie pflichtmäfsig für den verhafsten spanischen Dienst strenge Aushebungen veranstalteten, von den Volkstribunen ins Gefängnifs geführt (603. 616). Einst hatte der Senat über Gut und Blut der Bürger zum Besten des Vaterlandes unumschränkt

verfügt; jetzt liefs man die Bürgerschaft sich an den Gedanken gewöhnen, dafs sie von allen directen Abgaben frei sei; und wozu der Senat sich verstand, um nur nicht die Bürger durch die Conscription zum überseeischen Dienst zu verstimmen, zeigt unter vielen andern Thatsachen das Stillschweigen zu der Ermordung des Gnaeus Octavius in Syrien und die Weigerung dem Scipio für den numantinischen Krieg die Aushebung zu gestatten. Das Coterieregiment in unleidlicher Vermischung mit einer formal absoluten Demokratie trat durchaus an die Stelle der Herrschaft der ‚besten Männer'; die Nobilität war in vollem Zuge es zu vergessen, dafs sie den Staat nur vertrat und nicht ausmachte und damit sich selber den sittlichen und den politischen Boden unter den Füfsen wegzuziehen.

Erwägen wir die Folgen in der äufseren wie in der inneren Staatsverwaltung. Die Aufgabe, welche die gewonnene Weltherrschaft an die herrschende Macht stellte, ward früher bezeichnet; sie ward nicht völlig verkannt, aber keineswegs gelöst. Das System der älteren Generation den Staat auf Italien zu beschränken und aufserhalb Italien nur durch Clientel zu regieren, ward wohl als unhaltbar erkannt und aufgegeben. Es kam wohl ein anderer Geist in das Regiment, welches nicht mehr das war des schützenden Vormundes, sondern das des strengen Herrn — bezeichnend dafür ist es zum Beispiel, dafs Publius Crassus Consul 623, kein schlechter Mann und ein strengrechtlicher Beamter, als ihm die freie Stadt Mylasa in Karien zur Erbauung eines Sturmbocks in bester Absicht einen andern Balken als den verlangten gesandt hatte, den Vorstand der Stadt defswegen entkleiden und auspeitschen liefs. Aber die neue Aufgabe, an die Stelle des Clientelregiments eine die Gemeindefreiheiten wahrende unmittelbare Herrschaft Roms zu setzen, ward nicht durchgeführt. Wie eben Gelegenheit, Eigensinn, Nebenvortheil und Zufall einwirkten, wurden einzelne Landschaften eingezogen, wogegen der bei weitem gröfste Theil der Clientelstaaten entweder in der unerträglichen Halbheit seiner bisherigen Stellung verblieb oder gar, wie namentlich der fernere Osten, dem Einflusse Roms gänzlich sich entzog. Man begnügte sich von heute auf morgen zu regieren und in der Regierung nichts zu sehen als die Erledigung der laufenden Geschäfte. Statt bei der steigenden Ausdehnung und Wichtigkeit der Provinzen die Zügel des Provinzialregiments schärfer anzuziehen, liefs die Centralgewalt dieselben sich vollständig entschlüpfen und verzichtete auf jede Oberleitung und Uebersicht, so dafs dem jedesmaligen Vogt

nicht blofs die Interessen der Unterthanen, sondern auch die des Staats so gut wie vollständig preisgegeben waren. Statt den Lohn der Herrschaft in der Herrschaft zu finden, liefs man ungehörige und zum Theil niederträchtige Rücksichten in die Entscheidung der wichtigsten Fragen eingreifen. Die politischen Fragen verzweigten sich nicht blofs mit den unter den Senatscoterien bestehenden Sympathien und Rivalitäten, sondern es gewann auch schon das Gold auswärtiger Dynasten Eingang im römischen Rathe. Als der erste, der einen solchen Bestechungsversuch mit Erfolg durchführte, wird Timarchos genannt, der Gesandte des Königs Antiochos IV von Syrien († 590); bald wurde die Beschenkung einflufsreicher Senatoren durch auswärtige Könige so gewöhnlich, dafs es auffiel, als Scipio Aemilianus im Lager vor Numantia die Gaben des Königs von Syrien in die kriegskasse einwarf. Statt das Volk es fühlen zu lassen, dafs die Herrschaft kein nutzbares Gut ist, sondern durch das Gut und Blut der herrschenden Nation wie gewonnen so erhalten werden mufs, wurden die Lasten des Regiments, die Bewachung der makedonischen, asiatischen, africanischen Grenzen entweder auf die Unterthanen abgewälzt oder gänzlich vernachlässigt, wurden zum Besten des römischen Kaufmanns die mifsliebigen Handelsrivalen durch die Heere des Staats beseitigt und in der Provinzialverwaltung seinem rücksichtslosen Geldhunger mit frevelhafter Nachgiebigkeit Spielraum gestattet. Endlich statt Heer und Wehr, auf denen doch des römischen Staates Existenz allein beruhte, in brauchbarem Stande zu halten, liefs man die Flotte ganz eingehen und das Landkriegswesen in der unglaublichsten Weise verfallen. Die alte zweckmäfsige Sitte, dafs die Auswahl der Soldaten aus der dienstpflichtigen Mannschaft dem freien Ermessen der Offiziere anheimgegeben war, hatte bei der Parteilichkeit der aushebenden Beamten und dem steigenden Widerwillen namentlich gegen den spanischen Kriegsdienst aufgegeben werden müssen; seit dem J. 602 fügte nicht die Wahl, sondern das Loos die Abtheilungen zusammen, sicher nicht zum Vortheil des militärischen Gemeingeistes und der Kriegstüchtigkeit der einzelnen Regimenter. Es läfst sich deutlich erkennen, dafs die höheren Stände mehr und mehr anfingen dem Dienst sich thatsächlich zu entziehen; wozu aufser den allgemeinen Ursachen ohne Zweifel namentlich auch das beitrug, dafs die Jugend des Capitalisten- und Kaufmannsstandes von früh auf sich dem Grofshandel widmete. Für die Offizierstellen war durchaus auf Freiwillige aus der besseren Klasse gerechnet und einst hatte man eifrig um dieselben gewor-

ben; jetzt hielt es schwer für die spanischen Heere die erforderliche Zahl von Offizieren aufzutreiben. Schon erinnern die römischen Heere vor Karthago und Numantia an jene syrischen Armeen, in denen die Bäcker, Köche, Schauspieler und so weiter viermal zahlreicher waren als die sogenannten Soldaten; schon geben die römischen Generale ihren karthagischen Collegen wenig nach in der Heerverderbekunst und werden die Kriege gegen Karthago wie gegen Viriathus, gegen die Makedonier wie gegen die Asiaten regelmäfsig mit Niederlagen eröffnet; schon ist die Eroberung von Numantia eine Grofsthat. Wohin man auch den Blick wendet, erscheint Roms Macht und Einflufs in unverkennbarem Sinken: trotz der durch die seltene Gunst des Geschickes gewährten friedlichen Zeiten wird der in schweren Stürmen errungene Boden nicht erweitert, ja nicht einmal behauptet. Das Weltregiment, schwer zu gewinnen, ist schwerer noch zu erhalten; jenes hatte der Senat vermocht, an diesem ist er gescheitert.

Bedenklicher noch als die öffentlichen Verhältnisse gestalteten sich die ökonomischen und die socialen; nicht eigentlich durch offenbare Mifsregierung des Senats, wohl aber in Folge der Schlaffheit und Unthätigkeit, welche auch auf diesem Gebiet seine Verwaltung bezeichnet. Seit uralter Zeit beruhte die römische Oekonomie auf den beiden ewig sich suchenden und ewig hadernden Factoren, der bäuerlichen und der Geldwirthschaft. Schon einmal hatte die letztere im engsten Bunde mit dem grofsen Grundbesitz Jahrhunderte lang gegen den Bauernstand einen Krieg geführt, der mit dem Untergang zuerst der Bauernschaft und demnächst des ganzen Gemeinwesens endigen zu müssen schien, aber ohne eigentliche Entscheidung abgebrochen ward in Folge der glücklichen Kriege und der hiedurch möglich gemachten umfänglichen und grofsartigen Domanialaufttheilung. Es ward schon früher gezeigt (I, 618—626), dafs in derselben Zeit, welche den Gegensatz zwischen Patriciern und Plebejern unter veränderten Namen erneuerte, das unverhältnifsmäfsig anschwellende Capital einen zweiten Sturm gegen die bäuerliche Wirthschaft vorbereitete. Zwar der Weg war ein anderer. Ehemals war der kleine Bauer ruinirt worden durch Vorschüsse, die ihn thatsächlich zum Meier seines Gläubigers herabdrückten; jetzt ward er erdrückt durch die Concurrenz des überseeischen und insonderheit des Sclavenkorns. Man schritt fort mit der Zeit; das Capital führte gegen die Arbeit, das heifst gegen die Freiheit der Person, den Krieg, natürlich wie immer in strengster Form Rechtens, aber nicht mehr in der unziemlichen

Weise, dafs der freie Mann der Schulden wegen Sclave ward, sondern von Haus aus mit rechtmäfsig gekauften und bezahlten Sclaven; der ehemalige hauptstädtische Zinsherr trat auf in zeitgemäfser Gestalt als industrieller Plantagenbesitzer. Allein das letzte Ergebnifs war in beiden Fällen das gleiche: die Entwerthung der italischen Bauernstellen, die Verdrängung der Kleinwirthschaft zuerst in einem Theil der Provinzen, sodann in Italien durch die Gutswirthschaft; die vorwiegende Richtung auch dieser in Italien auf Viehzucht und auf Oel- und Weinbau; schliefslich die Ersetzung der freien Arbeiter in den Provinzen wie in Italien durch Sclaven. Eben wie die Nobilität defshalb gefährlicher war als das Patriciat, weil jene nicht wie dieses durch eine Verfassungsänderung sich beseitigen liefs: so war auch diese neue Capitalmacht darum gefährlicher als die des vierten und fünften Jahrhunderts, weil mit Aenderungen des Landrechts hiegegen schlechterdings nichts auszurichten war.

Ehe wir es versuchen den Verlauf dieses zweiten grofsen Conflicts von Arbeit und Capital zu schildern, wird es nothwendig über das Wesen und den Umfang der Sclavenwirthschaft hier einige Andeutungen einzuschalten. Wir haben es hier nicht zu thun mit der alten gewissermafsen unschuldigen Feldsclaverei, wonach der Bauer entweder zugleich mit seinem Knechte ackert oder auch, wenn er mehr Land besitzt als er bewirthschaften kann, denselben, unter Verpflichtung zur Rechnungslegung oder auch zur Ablieferung eines Theils vom Ertrag, über einen abgetheilten Meierhof setzt (I, 124); solche Verhältnisse bestanden zwar zu allen Zeiten — um Comum zum Beispiel waren sie noch in der Kaiserzeit die Regel —, allein als Ausnahmszustände bevorzugter Landschaften und milde verwalteter Güter. Hier ist die Grofswirthschaft mit Sclaven gemeint, welche im römischen Staat wie einst im karthagischen aus der Uebermacht des Capitals sich entwickelte. Während für den Sclavenbestand der älteren Zeit die Kriegsgefangenschaft und die Erblichkeit der Knechtschaft ausreichte, beruht diese Sclavenwirthschaft völlig wie die amerikanische auf systematisch betriebener Menschenjagd, da ohne diese bei der auf Leben und Fortpflanzung der Sclaven wenig Rücksicht nehmenden Weise der Exploitirung ein beständiges Deficit in der Sclavenbevölkerung eingetreten sein würde, welches selbst die stets neue Massen auf den Sclavenmarkt liefernden Kriege zu decken nicht ausreichten. Kein Land, wo dieses jagdbare Wild sich vorfand, blieb hievon verschont; selbst in Italien war es keineswegs unerhört, dafs der arme Freie von seinem Brotherrn

unter seine Sclaven eingestellt ward. Das Negerland jener Zeit aber war Kleinasien, wo die kretischen und kilikischen Corsaren, die rechten gewerbmäfsigen Sclavenjäger und Sclavenhändler, die Küsten Syriens und die griechischen Inseln ausraubten, und mit ihnen wetteifernd die römischen Zollpächter in den Clientelstaaten Menschenjagden veranstalteten und die Gefangenen unter ihr Sclavengesinde untersteckten — es geschah dies in solchem Umfang, dafs um 650 der König von Bithynien sich unfähig erklärte den verlangten Zuzug zu leisten, da aus seinem Reich alle arbeitsfähigen Leute von den Zollpächtern weggeschleppt seien. Auf dem grofsen Sclavenmarkt in Delos, wo die kleinasiatischen Sclavenhändler ihre Waare an die italischen Speculanten absetzten, sollen an einem Tage bis 10000 Sclaven des Morgens ausgeschifft und vor Abend alle verkauft gewesen sein — ein Beweis zugleich, welche ungeheure Zahl von Sclaven gehetzt ward und wie dennoch die Nachfrage immer noch das Angebot überstieg. Es war kein Wunder; solche Sclavenheerden waren ein vortreffliches Werkzeug der mannigfaltigsten Speculationen und wurden fast auf jedem Gebiet des Erwerbs verwandt. Durch sie wurden grofsentheils die Handwerke betrieben, so dafs der Ertrag dem Herrn zufiel. Durch die Sclaven der Steuerpachtgesellschaften wurde die Erhebung der öffentlichen Gefälle in den untern Graden regelmäfsig beschafft. Ihre Hände besorgten den Grubenbau, die Pechhütten und was der Art sonst vorkommt; schon früh kam es auf Sclavenheerden nach den spanischen Bergwerken zu senden, deren Vorsteher sie bereitwillig annahmen und hoch verzinsten. Die Wein- und Olivenlese wurde in Italien schon zu Catos Zeit nicht von den Leuten auf dem Gut bewirkt, sondern einem Sclavenbesitzer in Accord gegeben. Vor allem aber waren es die Weidewirthschaft und der Feldbau, welche man durch Sclaven beschaffen liefs. Die Hütung des Viehs ward in Italien schon längst auf den grofsen zur Weide liegenden Strecken durch bewaffnete, häufig berittene Hirtensclaven besorgt (I, 623); dieselbe Art der Weidewirthschaft ward auch in den Provinzen ein beliebter Gegenstand der römischen Speculation — so war zum Beispiel Dalmatien kaum erobert (599), als die römischen Capitalisten anfingen dort die Viehzucht im Grofsen zu betreiben. Aber in jeder Beziehung weit schlimmer noch war der eigentliche Plantagenbau, die Bestellung der Felder durch eine Heerde mit dem Eisen gestempelter Sclaven, welche mit Fufsschellen an den Beinen unter Aufsehern des Tags die Feldarbeit thaten und Nachts in den ge-

meinshaftlichen häufig unterirdischen Arbeiterzwinger *(ergastulum)* zusammengesperrt wurden. Diese Plantagenwirthschaft war aus dem Orient nach Karthago gewandert (I, 314) und von dort zu den Römern gekommen; es scheint über Sicilien, wo die Karthager nicht anders gewirthschaftet haben werden als in Libyen und wo die Plantagenwirthschaft früher und vollständiger als in irgend einem andern Gebiet der römischen Herrschaft durchgebildet erscheint*. Die leontinische Feldmark von etwa 30000 Jugera urbaren Landes, die als römische Domäne von den Censoren verpachtet wurde, finden wir einige Decennien später getheilt unter nicht mehr als 84 Pächter, von denen also durchschnittlich auf jeden 360 Jugera kamen und unter denen nur ein einziger Leontiner, die übrigen fremde, meistens römische Speculanten waren. Man sieht hieraus, mit welchem Eifer die römischen Speculanten hier in die Fufsstapfen ihrer Vorgänger traten und welche grofsartige Geschäfte mit sicilischem Vieh und sicilischem Sclavenkorn die römischen und nichtrömischen Speculanten gemacht haben werden, die mit ihren Hutungen und Pflanzungen die schöne Insel bedeckten. Dagegen blieb von dieser schlimmsten Form der Sclavenwirthschaft Italien für jetzt noch wesentlich verschont. Wenn gleich in Etrurien, wo diese Plantagenwirthschaft zuerst in Italien aufgekommen zu sein scheint und sie wenigstens vierzig Jahre später in ausgedehntestem Umfange bestand, höchst wahrscheinlich schon jetzt es an Arbeiterzwingern nicht fehlte, so ward doch die italische Ackerwirthschaft in dieser Zeit noch überwiegend durch freie Leute oder doch durch ungefesselte Knechte, daneben durch Accordirung gröfserer Arbeiten an Unternehmer betrieben. Recht deutlich zeigt sich der Unterschied des italischen Sclavenwesens von dem sicilischen darin, dafs bei dem sicilischen Sclavenaufstand 619—622 allein die Sclaven der nach italischer Weise lebenden mamertinischen Gemeinde sich nicht betheiligten. — Das Meer von Jammer und Elend, das in diesem elendesten aller Proletariate sich vor unsern Augen aufthut, mag ergründen wer den Blick in solche Tiefen wagt; es ist leicht möglich, dafs damit verglichen die Summe aller Negerleiden ein Tropfen ist. Hier kommt es weniger auf den Nothstand der Sclavenschaft selbst an als auf die Gefahren, die sie über den römischen Staat brachte und auf das Verhalten der

* Auch der halbgriechische Name des Arbeiterzwingers deutet auf die Einführung dieser Wirthschaftsweise nach griechischem Muster in einer noch nicht hellenisch durchgebildeten Zeit.

Regierung denselben gegenüber. Dafs dies Proletariat weder durch die Regierung ins Leben gerufen war noch geradezu von ihr beseitigt werden konnte, leuchtet ein; es hätte dies nur geschehen können durch Heilmittel, die noch schlimmer gewesen wären als das Uebel. Die Aufgabe der Regierung konnte nur darin bestehen theils die unmittelbare Gefahr für Eigenthum und Leben, womit das Sclavenproletariat die Staatsangehörigen bedrohte, durch eine ernstliche Sicherheitspolizei abzuwenden, theils auf die möglichste Beschränkung des Proletariats durch Hebung der freien Arbeit hinzuwirken. Sehen wir, wie die römische Aristokratie diesen beiden Aufgaben nachkam.

Wie die Polizei gehandhabt ward, zeigen die allerorts ausbrechenden Sclavenverschwörungen und Sclavenkriege. In Italien schienen die wüsten Vorgänge, wie sie in den unmittelbaren Nachwehen des hannibalischen Krieges vorgekommen waren (I. 623), sich zu erneuern; auf einmal mufste man in der Hauptstadt 150, in Minturnae 150, in Sinuessa gar 4000 Sclaven aufgreifen und hinrichten lassen (621). Noch schlimmer stand es begreiflicher Weise in den Provinzen. Auf dem grofsen Sclavenmarkt zu Delos und in den attischen Silbergruben mufsten um dieselbe Zeit die aufständischen Sclaven mit den Waffen zur Ruhe gebracht werden. Der Krieg gegen Aristonikos und seine kleinasiatischen ‚Sonnenstädter' war wesentlich ein Krieg der Besitzenden gegen die empörten Sclaven (S. 51). Am ärgsten aber stand es natürlicher Weise in dem gelobten Lande des Plantagensystems, in Sicilien. Die Räuberwirthschaft war zumal im Binnenlande längst ein stehendes Uebel; sie fing jetzt an sich zur Insurrection zu steigern. Ein reicher und mit den italischen Herren an industrieller Exploitirung seines lebendigen Capitals wetteifernder Pflanzer von Enna, Damophilos ward von seinen erbitterten Feldsclaven überfallen und ermordet; worauf die wilde Schaar in die Stadt Enna (Castrogiovanni) strömte und dort derselbe Vorgang in gröfserem Mafsstab sich erneute. Alle Sclaven erhoben sich gegen ihre Herren, tödteten oder knechteten sie und riefen an die Spitze des schon ansehnlichen Insurgentenheeres einen Wundermann aus dem syrischen Apameia, der Feuer zu speien und zu orakeln verstand, bisher als Sclave Eunus genannt, jetzt als Haupt der Insurgenten Antiochos der König der Syrier. Warum auch nicht? Hatte doch wenige Jahre zuvor ein andrer syrischer Knecht, der nicht einmal ein Prophet war, in Antiochia selbst das königliche Stirnband der Seleukiden getragen. Der tapfere ‚Feldherr' des neuen Königs, der griechische Sclave Achaeos, durchstreifte die

Insel und nicht blofs die wilden Hirten strömten von nah und fern unter die seltsamen Fahnen — auch die besitzlosen Freien, die den Pflanzern alles Ueble gönnten, machten mit den empörten Sclaven gemeinschaftliche Sache. In einer andern Gegend Siciliens folgte ein kilikischer Sclave, Kleon, einst in seiner Heimath ein dreister Räuber, dem gegebenen Beispiel und besetzte Akragas, und da die Häupter mit einander sich vertrugen, gelang es ihnen nach manchen geringeren Erfolgen zuletzt den Praetor Lucius Hypsaeus selbst mit seiner gröfstentheils aus sicilischen Milizen bestehenden Armee gänzlich zu schlagen und sein Lager zu erobern. Hiedurch kam fast die ganze Insel in die Gewalt der Aufständischen, deren Zahl nach den mäfsigsten Angaben sich auf 70000 Waffenfähige belaufen haben soll; die Römer sahen sich genöthigt drei Jahre nach einander (620—622) Consuln und consularische Heere nach Sicilien abzusenden, bis nach manchen unentschiedenen, ja zum Theil unglücklichen Gefechten endlich mit der Einnahme von Tauromenion und von Enna der Aufstand überwältigt ward. Vor der letzteren Stadt, in die sich die entschlossenste Mannschaft der Insurgenten geworfen hatte um sich in dieser unbezwinglichen Stellung zu vertheidigen, wie sich Männer vertheidigen, die an Rettung wie an Begnadigung verzweifeln, lagerten die Consuln Lucius Calpurnius Piso und Publius Rupilius zwei Jahre hindurch und bezwangen sie endlich mehr durch den Hunger als durch die Waffen*. — So ward in Italien und den Provinzen von dem römischen Senat und seinen Beamten die Sicherheitspolizei gehandhabt. Wenn die Aufgabe das Proletariat zu beseitigen die ganze Macht und Weisheit der Regierung erfordert und nur zu oft übersteigt, so ist dagegen die polizeiliche Niederhaltung desselben für jedes gröfsere Gemeinwesen verhältnifsmäfsig leicht. Es stände wohl um die Staaten, wenn die besitzlosen Massen ihnen keine andere Gefahr bereiteten als wie sie auch droht von Bären und Wölfen; nur der Aengsterling und wer die alberne Angst der Menge exploitirt prophezeiht aus Sclavenaufständen oder Proletariatinsurrectionen den Untergang der bürgerlichen Ordnung. Aber selbst dieser leichten Aufgabe ward von der römischen Regierung trotz des tiefsten Friedens und der unerschöpflichen Hülfsquellen des Staats keineswegs genügt. Es war dies ein Zeichen ihrer

* Noch jetzt finden sich vor Castrogiovanni, da wo der Aufgang am wenigsten jäh ist, nicht selten römische Schleuderkugeln mit dem Namen des Consuls von 621: *L. Piso L. f. cos.*

Schwäche; aber nicht ihrer Schwäche allein. Von Rechtswegen war der römische Statthalter verpflichtet die Landstraßen rein zu halten und die aufgegriffenen Räuber, wenn es Sclaven waren, ans Kreuz schlagen zu lassen; natürlich, denn Sclavenwirthschaft ist nicht möglich ohne Schreckensregiment. Allein in dieser Zeit ward in Sicilien wohl auch mitunter, wenn es allzu arg herging, eine Razzia veranstaltet, aber die Statthalter, um es mit den italischen Pflanzern nicht zu verderben, lieferten die gefangenen Räuber an ihre Herren ab zu gutfindender Bestrafung und diese Herren waren sparsame Leute, welche ihren Hirtenknechten, wenn sie Kleider begehrten, mit Prügeln antworteten und mit der Frage, ob denn die Reisenden nackt durch das Land zögen. Die Folge solcher Connivenz war denn, daß nach Ueberwältigung des Sclavenaufstandes der Consul Publius Rupilius alles, was lebend in seine Hände kam, es heißt über 20000 Menschen, ans Kreuz schlagen ließ. Es war freilich nicht länger möglich das Capital zu schonen.

Unendlich schwerer zu gewinnende, freilich auch unendlich reichere Früchte verhieß die Fürsorge der Regierung für Hebung der freien Arbeit und folgeweise für Beschränkung des Sclavenproletariats. Leider geschah in dieser Beziehung schlechterdings gar nichts. In der ersten socialen Krise hatte man gesetzlich dem Gutsherrn vorgeschrieben eine nach der Zahl seiner Sclavenarbeiter abgemessene Anzahl freier Arbeiter zu verwenden. Jetzt ward eine punische Schrift über den Landbau, ohne Zweifel eine Anweisung zur Plantagenwirthschaft nach karthagischer Art, zu Nutz und Frommen der italischen Speculanten auf Befehl des Senats ins Lateinische übersetzt — das einzige Beispiel einer von dem römischen Senat veranlaßten litterarischen Unternehmung! Dieselbe Tendenz offenbart sich in einer wichtigeren Angelegenheit oder vielmehr in der Lebensfrage für Rom, in dem Colonisirungssystem. Es bedurfte nicht der Weisheit, nur der Erinnerung an den Verlauf der ersten socialen Krise Roms um zu begreifen, daß gegen ein agricoles Proletariat die einzige ernstliche Abhülfe in einem umfassenden und regularisirten Emigrationssystem bestand (I, 196), wozu die äußeren Verhältnisse Roms die günstigste Gelegenheit darboten. Bis gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts hatte man in der That fortgefahren dem fortwährenden Zusammenschwinden des italischen Kleinbesitzes durch fortwährende Gründung neuer Bauerhufen zu begegnen (I, 373. 378. 486. 488. 622). Es war dies zwar keineswegs in dem Maße geschehen, wie es hätte geschehen können

und sollen; man hatte nicht blofs das seit alten Zeiten von Privaten occupirte Domanialland (I. 172) nicht eingezogen, sondern auch weitere Occupationen neugewonnenen Landes gestattet; dennoch hatte die Landanweisung segensreich gewirkt, indem sie vielen der Nothleidenden Hülfe und allen Hoffnung gab. Allein nach der Gründung von Luna (577) findet sich aufser der vereinzelt stehenden Anlage der picenischen Colonie Auximum (Osimo) im J. 597 von weiteren Landanweisungen auf lange hinaus keine Spur. Die Ursache ist einfach. Da seit der Besiegung der Boier und Apuaner aufser den wenig lockenden ligurischen Thälern neues Gebiet in Italien nicht gewonnen ward, war daselbst kein anderes Land zu vertheilen als das occupirte Domanialland, dessen Antastung der Aristokratie begreiflicher Weise jetzt ebensowenig genehm war wie vor dreihundert Jahren. Das aufserhalb Italien gewonnene Gebiet zur Vertheilung zu bringen schien aber vollends unzulässig, wenn Italien wie bisher das herrschende Land bleiben sollte. Wenn man nicht solche höhere Rücksichten der fundamentalen Politik oder gar der Standesinteressen bei Seite setzen wollte, blieb der Regierung nichts übrig als dem Ruin des italischen Bauernstandes zuzusehen; und also geschah es. Die Capitalisten fuhren fort die kleinen Besitzer auszukaufen, auch wohl wenn sie eigensinnig blieben, deren Besitz ohne Kaufbrief einzuziehen, wobei es begreiflich nicht immer gütlich abging. Eine besonders beliebte Weise war es dem Bauer, während er im Felde stand, Weib und Kinder vom Hofe zu stofsen und ihn mittelst der Theorie der vollendeten Thatsache zur Nachgiebigkeit zu bringen. Die Gutsbesitzer fuhren fort statt der freien Arbeiter sich vorwiegend der Sclaven zu bedienen, schon deshalb, weil diese nicht wie jene zum Kriegsdienst abgerufen werden konnten, und dadurch das freie Proletariat auf das gleiche Niveau des Elends mit der Sclavenschaft herabzudrücken. Sie fuhren fort durch das spottwohlfeile sicilische Sclavenkorn das italische von dem hauptstädtischen Markt zu verdrängen und dasselbe auf der ganzen Halbinsel zu entwerthen. In Etrurien hatte die alte einheimische Aristokratie im Bunde mit den römischen Capitalisten schon im J. 620 es so weit gebracht, dafs es dort keinen freien Bauer mehr gab. Es konnte auf dem Markt der Hauptstadt laut gesagt werden, dafs die Thiere ihr Lager hätten, den Bürgern aber nichts geblieben sei als Licht und Luft und dafs die, welche die Herren der Welt hiefsen, keine Scholle mehr ihr eigen nennten. Den Commentar zu diesen Worten lieferten die Zahlungslisten

der römischen Bürgerschaft. Vom Ende des hannibalischen Krieges bis zum J. 595 ist die Bürgerzahl in stetigem Steigen, wovon die Ursache wesentlich zu suchen ist in den fortdauernden und ansehnlichen Vertheilungen von Domanialland (I, 618); nach 595, wo die Zählung 328000 waffenfähige Bürger ergab, zeigt sich dagegen ein regelmäfsiges Sinken, wodurch sich die Liste im J. 600 auf 324000, im J. 607 auf 322000, im J. 623 auf 319000 waffenfähige Bürger stellt — ein erschreckendes Ergebnifs für eine Zeit tiefen inneren und äufseren Friedens. Wenn das so fortging, löste die Bürgerschaft sich auf in besitzende Pflanzer und besessene Sclaven und konnte schliefslich der römische Staat, wie es bei den Parthern geschah, seine Soldaten auf dem Sclavenmarkt kaufen.

So standen die äufseren und inneren Verhältnisse Roms, als der Staat eintrat in das siebente Jahrhundert seines Bestandes. Wohin man auch das Auge wandte, fiel es auf Mifsbräuche und Verfall; jedem einsichtigen und wohlwollenden Mann mufste die Erwägung nahe liegen, ob denn hier nicht zu helfen und zu bessern sei. Es fehlte an solchen in Rom nicht; aber keiner schien mehr berufen zu dem grofsen Werk der politischen und socialen Reform als der Lieblingssohn des Aemilius Paullus, der den glorreichen Namen des Scipio Africanus nicht blofs als Erbe von seinem Grofsvater, sondern auch seiner eigenen Thaten wegen trug, Publius Cornelius Scipio Aemilianus Africanus (570—625). Gleich seinem Vater war er ein mafsvoller durch und durch gesunder Mann, nie krank am Körper und nie unsicher über den nächsten und nothwendigen Entschlufs. Schon in seiner Jugend hatte er sich fern gehalten von dem gewöhnlichen Treiben der politischen Anfänger, dem Antichambriren in den Zimmern der vornehmen Senatoren und den gerichtlichen Declamationen. Dagegen liebte er die Jagd — als Siebzehnjähriger hatte er, nachdem er den Feldzug gegen Perseus unter seinem Vater mit Auszeichnung mitgemacht hatte, dafür keine andere Belohnung erhalten als freie Pirsch in dem seit vier Jahren unberührten Wildhag der Könige von Makedonien — und vor allen Dingen wandte er gern seine Mufse auf wissenschaftlichen und litterarischen Genufs. Durch die Fürsorge seines Vaters hatte er eine so vollkommene hellenische Erziehung erhalten, dafs er durch sie über das geschmacklose Hellenisiren des gemeinen Schlags der Halbgebildeten hinaus gehoben ward; dieser Römer imponirte durch seine ernste und treffende Würdigung des Echten und des Schlechten in dem griechischen Wesen und durch sein adliches Auftreten den Höfen des Ostens, ja so-

gar den spottseligen Alexandrinern. Seinen Hellenismus erkannte man vor allem in der feinen Ironie seiner Rede und in seinem klassisch reinen Latein. Obwohl nicht eigentlich Schriftsteller, zeichnete er doch wie Cato seine politischen Reden auf, die noch die späteste Zeit gleich den Briefen seiner Adoptivschwester, der Mutter der Gracchen, als Meisterstücke mustergültiger Prosa geschätzt hat, und zog mit Vorliebe die besseren griechischen und römischen Litteraten in seinen Umgang. Ein sittlich fester und zuverlässiger Mann galt sein Wort bei Freund und Feind; er mied Bauten und Speculationen und lebte einfach; dafür handelte er in Geldangelegenheiten nicht blofs ehrlich und uneigennützig, sondern auch mit einer dem kaufmännischen Sinn seiner Zeitgenossen seltsam dünkenden Zartheit und Liberalität. Er war ein tüchtiger Soldat und Offizier: aus dem africanischen Krieg brachte er wegen Rettung gefährdeter Bürger mit eigener Lebensgefahr den Ehrenkranz heim und beendigte den Krieg als Feldherr, den er als Offizier begonnen hatte; an wirklich schwierigen Aufgaben sein Feldherrngeschick zu erproben boten die Umstände ihm keine Gelegenheit. Scipio war keine geniale Natur so wenig wie sein Vater — davon zeugt schon seine Vorliebe für Xenophon, den nüchternen Militär und correcten Schriftsteller —, aber ein rechter und echter Mann, der vor Andern berufen schien dem beginnenden Verfall durch organische Reform des Staats zu wehren. Um so bezeichnender ist es, dafs er es nicht that. Zwar suchte er, wo und wie er konnte, Mifsbräuche abzustellen und zu verhindern und arbeitete namentlich hin auf Verschärfung der Gerichte. Die wichtige Mafsregel, an die Stelle der bisherigen durch den Senat kraft seiner Administrativjurisdiction und gelegentlich durch aufserordentliche senatorische Commissionen ausgeübten Controle über die Provinzialbeamten eine regelmäfsige gerichtliche Controle treten zu lassen und zur Aburtheilung der Beschwerden der Provinzialen gegen die römischen Provinzialverwalter wegen Gelderpressung eine ständige Senatscommission niederzusetzen, war im J. 605 durch Lucius Calpurnius Piso durchgebracht worden. Wenn Scipio auch hiebei noch nicht mitgewirkt haben mag, so war doch hauptsächlich er es, der dem Lucius Cassius, einem tüchtigen Mann von altväterischer Strenge und Ehrenfestigkeit, es möglich machte gegen den heftigsten Widerstand der Optimaten sein Stimmgesetz durchzubringen, wodurch in den noch immer den wichtigsten Theil der Criminaljurisdiction umfassenden Volksgerichten die geheime Abstimmung eingeführt ward (S. 62).

Ebenso zog er, der die Knabenanklagen nicht hatte mitmachen mögen, in seinen reifen Jahren selbst mehrere der schuldigsten Männer der Aristokratie vor die Gerichte. In gleichem Geiste hatte er als Feldherr vor Karthago und Numantia die Weiber und Pfaffen zu den Thoren des Lagers hinausgejagt und das Soldatengesindel wieder zurückgezwungen unter den eisernen Druck der alten Heereszucht, als Censor (612) unter der vornehmen Welt der glattkinnigen Manschettenträger aufgeräumt und mit ernsten Worten die Bürgerschaft ermahnt an den rechtschaffenen Sitten der Väter treulich zu halten. Aber niemand und er selber am wenigsten konnte es verkennen, dafs die Verschärfung der Rechtspflege und das vereinzelte Dazwischenfahren nicht einmal Anfänge waren zur Heilung der organischen Uebel, an denen der Staat krankte. An diese hat Scipio nicht gerührt. Gaius Laelius (Consul 614), Scipios väterlicher Freund und sein politischer Lehrmeister und Vertrauter, hatte den Plan gefafst die Einziehung des unvergebenen, aber vorläufig occupirten italischen Domanallandes vorzuschlagen und durch dessen Austheilung dem zusehenden Verfall der italischen Bauerschaft zu steuern: allein er stand von dem Vorschlag ab, als er sah, welchen Sturm er zu erregen im Begriff war, und ward fortan ‚der Verständige' genannt. Auch Scipio dachte also. Er war von der Gröfse des Uebels völlig durchdrungen und scheute sich nicht, wo er nur sich selber wagte, mit ehrenwerthem Muth ohne Ansehen der Person rücksichtlos durchzugreifen: allein er hatte sich auch überzeugt, dafs dem Lande nur zu helfen sei um den Preis derselben Revolution, die im vierten und fünften Jahrhundert aus der Reformfrage sich entsponnen hatte, und mit Recht oder mit Unrecht, das Heilmittel schien ihm schlimmer als das Uebel. So stand er mit dem kleinen Kreis seiner Freunde zwischen den Aristokraten, die ihm seine Befürwortung des cassischen Gesetzes nie verziehen, und den Demokraten, denen er doch auch nicht genügte und nicht genügen wollte; während seines Lebens einsam, nach seinem Tode gefeiert von beiden Parteien, bald als Vormann der Aristokratie, bald als Begünstiger der Reform. Bis auf seine Zeit hatten die Censoren bei der Niederlegung ihres Amtes die Götter angerufen dem Staat gröfsere Macht und Herrlichkeit zu verleihen; Scipio betete, dafs sie genügen möchten den Staat zu erhalten. Sein ganzes Glaubensbekenntnifs liegt in dem schmerzlichen Ausruf.

Aber wo der Mann verzagte, der zweimal das römische Heer aus tiefem Verfall zum Siege geführt hatte, da getraute ein tha-

tenloser Jüngling zum Retter Italiens sich aufzuwerfen. Er hiefs Tiberius Sempronius Gracchus (591 — 621). Sein Vater war der gleichnamige streng conservative Mann (Consul 577. 591; Censor 585), dessen Andenken die Spanier, mit denen er gekriegt (I. 499) wie die Bürger, deren Rechte er beschränkt hatte (I. 603), seines ernsten und gerechten Sinnes wegen noch lange nach seinem Tode mit Liebe und Ehrfurcht bewahrten. Seine Mutter Cornelia war die Tochter des Siegers von Zama, welcher den ihm persönlich verfeindeten Gracchus wegen seines edelmüthigen Dazwischentretens in dem leidigen Prozefs seines Bruders (I. 570) sich zum Schwiegersohn erkoren hatte; sie selbst war eine hochgebildete und bedeutende Frau, die nach dem Tode ihres viel älteren Gemahls die Hand des Königs von Aegypten zurück gewiesen hatte und im Andenken an den Gemahl und den Vater die drei ihr gebliebenen Kinder erzog. Der ältere von den beiden Söhnen Tiberius war eine gute und sittliche Natur, sanften Blicks und ruhigen Wesens, wie es schien eher bestimmt zu allem andern als zum Agitator der Massen. Mit allen seinen Beziehungen und Anschauungen gehörte er dem scipionischen Kreise an, dessen feine griechische und nationale Durchbildung er und seine Geschwister theilten. Scipio Aemilianus war zugleich sein Vetter und seiner Schwester Gemahl; unter ihm hatte Tiberius als Achtzehnjähriger die Erstürmung Karthagos mitgemacht und durch seine Tapferkeit das Lob des strengen Feldherrn und kriegerische Auszeichnungen erworben. Dafs der tüchtige junge Mann die Anschauungen über den Verfall des Staats an Haupt und Gliedern, wie sie in diesem Kreise gangbar waren, die Gedanken an mögliche Reformen namentlich zur Hebung des italischen Bauernstandes mit aller Lebendigkeit und allem Rigorismus der Jugend in sich aufnahm und steigerte, ist begreiflich; waren es doch nicht blofs die jungen Leute, denen das Zurückweichen des Lachus vor der Durchführung seiner Reformideen nicht verständig erschien, sondern schwach. Appius Claudius, der gewesene Consul (611) und Censor (618), einer der angesehensten Männer des Senats, tadelte mit all der gewaltsamen Leidenschaftlichkeit, die in dem Geschlecht der Claudier erblich war und blieb, dafs man den Plan der Domänenaufheilung so rasch wieder habe fallen lassen; um so bitterer, wie es scheint, weil er mit Scipio Aemilianus bei der Bewerbung um die Censur in persönliche Conflicte gekommen war. Ebenso sprach Publius Crassus Mucianus (S. 52) sich aus, der als Mensch und Rechtsgelehrter im Senat wie in der Bürgerschaft hoch geachtet

und oberster Pontifex war. Sogar sein Bruder Publius Mucius Scaevola, der Begründer der wissenschaftlichen Jurisprudenz in Rom, dessen Stimme von um so gröfserem Gewicht war, als er gewissermafsen aufserhalb der Parteien stand, schien dem Reformplan nicht abgeneigt; ähnlich dachte Quintus Metellus, der Ueberwinder Makedoniens und der Achäer, mehr noch als seiner Kriegsthaten halber hochgeachtet als ein Muster alter Zucht und Sitte in seinem häuslichen wie in seinem öffentlichen Leben. Tiberius Gracchus stand diesen Männern nah, namentlich dem Claudius, dessen Tochter er, und dem Mucianus, dessen Tochter sein Bruder zum Weib genommen hatte; es war kein Wunder, dafs der Gedanke sich in ihm regte den Reformplan selber wieder aufzunehmen, sobald er sich in einer Stellung befinden werde die ihm verfassungsmäfsig die Initiative gestatte. Persönliche Motive mochten hierin ihn bestärken. Der Friedensvertrag, den Mancinus 617 mit den Numantinern abschlofs, war wesentlich Gracchus Werk; dafs der Senat ihn cassirt hatte, dafs der Feldherr deswegen den Feinden ausgeliefert worden und Gracchus mit den höheren Offizieren dem gleichen Schicksal nur durch die gröfsere Gunst, deren er bei der Bürgerschaft genofs, entgangen war, konnte den jungen rechtschaffenen und stolzen Mann nicht milder stimmen gegen die herrschende Aristokratie. Die hellenischen Rhetoren, mit denen er gern philosophirte und politisirte, der Mytilenaeer Diophanes, der kumaner Gaius Blossius, nährten in seiner Seele die Ideale, mit denen er sich trug; als seine Absichten in weiteren Kreisen bekannt wurden, fehlte es nicht an billigenden Stimmen und mancher öffentliche Anschlag forderte den Enkel des Africaners auf des armen Volkes, der Rettung Italiens zu gedenken.

Am 10 December 620 übernahm Tiberius Gracchus das Volkstribunat. Es war die Zeit, wo die entsetzlichen Folgen der bisherigen Mifsregierung, der politische, militärische, ökonomische, sittliche Verfall der Bürgerschaft nackt und blofs Jedermann vor Augen lagen. Von den beiden Consuln dieses Jahres focht der eine ohne Erfolg in Sicilien gegen die aufständischen Sclaven und war der andere, Scipio Aemilianus, seit Monaten beschäftigt eine kleine spanische Landschaft nicht zu besiegen, sondern zu erdrücken. Wenn es noch einer besonderen Aufforderung bedurfte um Gracchus zu bestimmen seinen Entschlufs zur That werden zu lassen, sie lag in diesen jedes Patrioten Gemüth mit unnennbarer Angst erfüllenden Zuständen. Sein Schwiegervater versprach Beistand mit Rath und That; man

durfte hoffen auf die Unterstützung des Juristen Scaevola, der bald darauf zum Consul für 621 ernannt ward. So stellte Gracchus gleich nach Antritt seines Amtes den Antrag auf Erlassung eines Ackergesetzes, das im Wesentlichen nichts war als eine Erneuerung des licinisch-sextischen vom J. 387 der Stadt (I. 192). Es sollten danach die sämmtlichen occupirten und von Inhabern ohne Entgelt benutzten Staatsländereien — die verpachteten wie z. B. das Gebiet von Capua berührte das Gesetz nicht — vom Staatswegen eingezogen werden, jedoch mit der Beschränkung, dafs der einzelne Occupant für sich 500 und für jeden Sohn 250, im Ganzen jedoch nicht über 1000 Morgen zu bleibendem und garantirtem Besitz solle behalten oder dafür Ersatz in Land in Anspruch nehmen dürfen. Für etwanige Verbesserungen, wie Gebäude und Pflanzungen, scheint man Entschädigung bewilligt zu haben. Das also eingezogene Domanialland sollte in Loose von 30 Morgen zerschlagen und diese theils an Bürger, theils an italische Bundesgenossen vertheilt werden, nicht als freies Eigen, sondern als unveräufserliche Erbpacht, deren Inhaber das Land zum Feldbau zu benutzen und eine mäfsige Rente an die Staatskasse zu zahlen sich verpflichteten. Eine Commission von drei Männern ward mit dem Einziehungs- und Auftheilungsgeschäft beauftragt, wozu später noch der wichtige und schwierige Auftrag kam rechtlich festzustellen, was Domanialland und was Privateigenthum sei. Mit dem licinisch-sextischen Gesetz hatte dies sempronische Ackergesetz das Princip gemein; neu dagegen waren theils die Clausel zu Gunsten der beerbten Besitzer, theils die für die neuen Landstellen beantragte Erbpachtgutsqualität und Unveräufserlichkeit, theils und vor allem die Executivcommission, deren Fehlen in dem älteren Gesetz wesentlich bewirkt hatte, dafs dasselbe so gut wie ganz ohne praktische Anwendung blieb. — Den grofsen Grundbesitzern, die jetzt wie vor drei Jahrhunderten ihren wesentlichen Ausdruck fanden im Senat, war also der Krieg erklärt; ein einzelner Beamter stand wieder einmal in ernsthafter Opposition gegen die aristokratische Regierung. Sie nahm den Kampf auf in der seit langem für solche Fälle hergebrachten Weise die Ausschreitungen des Beamtenthums durch sich selber zu paralysiren (I, 200). Ein College des Gracchus, Marcus Octavius, ein entschlossener und von der Verwerflichkeit des beantragten Domanialgesetzes ernstlich überzeugter Mann, that Einspruch, als dasselbe zur Abstimmung gebracht werden sollte; womit verfassungsmäfsig der Antrag beseitigt war. Gracchus sistirte nun

seinerseits die Staatsgeschäfte und die Rechtspflege und legte seine Siegel auf die öffentlichen Kassen; man nahm es hin — es war unbequem, aber das Jahr ging ja doch auch zu Ende. Gracchus, rathlos, brachte sein Gesetz zum zweiten Mal zur Abstimmung; natürlich wiederholte Octavius seinen Einspruch und auf die flehentliche Bitte seines Collegen und bisherigen Freundes, ihm die Rettung Italiens nicht zu wehren, mochte er erwiedern, dafs darüber, wie Italien gerettet werden könne, eben die Ansichten verschieden seien. Der Senat machte jetzt den Versuch Gracchus einen leidlichen Rückzug zu eröffnen; zwei Consulare forderten ihn auf die Angelegenheit in der Curie weiter zu verhandeln und eifrig ging der Tribun hierauf ein. Er suchte in diesen Antrag hineinzulegen, dafs der Senat die Domanialauftheilung im Princip zugestand; allein weder lag dies darin noch war der Senat irgend geneigt in der Sache nachzugeben; die Verhandlungen endigten ohne jedes Resultat. Die verfassungsmäfsigen Wege waren erschöpft. In früheren Zeiten hatte man in solchen Fällen es sich nicht verdriefsen lassen den gestellten Antrag für diesmal ruhen zu lassen, aber Jahr für Jahr ihn wieder aufzunehmen, bis die Verhältnisse sich günstiger gestalteten. Jetzt lebte man rascher. Gracchus schien sich auf dem Puncte angelangt, wo er entweder auf die Reform überhaupt verzichten oder die Revolution beginnen mufste; er that das letztere, indem er mit der Erklärung vor die Bürgerschaft trat, dafs entweder er oder Octavius aus dem Collegium ausscheiden müsse und die Bürger darüber abstimmen möchten, welchen von ihnen sie entlassen wollten. Eine Amtsentsetzung war nach der römischen Verfassung eine constitutionelle Unmöglichkeit; Octavius weigerte sich natürlich auf diesen die Gesetze und ihn selbst verhöhnenden Antrag einzugehen. Da brach Gracchus die Verhandlung mit dem Collegen ab und wandte sich an das versammelte Volk mit der Frage, ob nicht der Volkstribun, der dem Volke zuwider handle, sein Amt verwirkt habe; und die Versammlung, längst gewohnt zu allen an sie gebrachten Anträgen Ja zu sagen und gröfstentheils zusammengesetzt aus dem vom Lande hereingeströmten und bei der Durchführung des Gesetzes persönlich interessirten agrarischen Proletariat, bejahte fast einstimmig die Frage. Marcus Octavius ward auf Gracchus Befehl durch die Gerichtsdiener von der Tribunenbank entfernt und hierauf unter allgemeinem Jubel das Ackergesetz durchgebracht und die Auftheilungscommission gebildet; die Wahl traf den Urheber des Gesetzes nebst seinem erst zwanzigjährigen Bruder Caius und seinem Schwiegervater

Appius Claudius. Eine solche Familienwahl steigerte die Erbitterung der Aristokratie. Als die Commission sich wie üblich an den Senat wandte um ihre Ausstattungs- und Taggelder angewiesen zu erhalten, wurden jene verweigert und ein Taggeld angewiesen von 24 Assen (13 Groschen). Die Fehde griff immer weiter um sich und ward immer gehässiger und persönlicher. Das schwierige und verwickelte Geschäft der Abgrenzung, Einziehung und Auftheilung der Domänen trug den Hader in jede Bürgergemeinde, ja selbst in die verbündeten italischen Städte. Die Aristokratie hatte es kein Hehl, dafs sie das Gesetz vielleicht sich gefallen lassen werde, weil sie müsse, der unberufene Gesetzgeber aber ihrer Rache nimmermehr entgehen werde; es war noch bei weitem nicht die schlimmste Drohung, dafs Quintus Pompeius verhiefs an demselben Tage, wo Gracchus das Tribunat niederlegen werde, ihn in Anklagestand zu versetzen. Gracchus glaubte, wahrscheinlich mit Recht, seine persönliche Sicherheit bedroht und erschien auf dem Markt nicht mehr ohne ein Gefolge von 3— 4000 Menschen, worüber er selbst von dem der Reform an sich nicht abgeneigten Metellus bittere Worte im Senat hören mufste. Ueberhaupt, wenn er gemeint hatte mit Durchbringung seines Ackergesetzes am Ziele zu sein, so hatte er jetzt zu lernen, dafs er erst am Anfang stand. Das ‚Volk' war ihm zu Dank verpflichtet; aber er war ein verlorener Mann, wenn er keinen andern Schirm mehr hatte als diese Dankbarkeit des Volkes, wenn er demselben nicht unentbehrlich blieb und durch andere und weiter greifende Mafsregeln neue und immer neue Interessen und Hoffnungen an sich knüpfte. Eben damals war durch das Testament des letzten Königs von Pergamon den Römern Reich und Vermögen der Attaliden zugefallen; Gracchus beantragte bei dem Volk die Vertheilung des pergamenischen Schatzes unter die neuen Landbesitzer zur Anschaffung des erforderlichen Beschlags und vindicirte überhaupt gegen die bestehende Uebung der Bürgerschaft das Recht über die neue Provinz definitiv zu entscheiden. Weitere populare Gesetze, über Abkürzung der Dienstzeit, über Ausdehnung des Provocationsrechts, über die Aufhebung des Vorrechts der Senatoren ausschliefslich als Civilgeschworne zu fungiren, sogar über die Aufnahme der italischen Bundesgenossen in den römischen Bürgerverband, soll er vorbereitet haben; wie viel von diesen angeblichen Plänen er wirklich entworfen hat, läfst sich nicht entscheiden, aber gewifs ist es, dafs Gracchus seine einzige Rettung darin sah das Amt, das ihn schützte, von der Bürgerschaft zur Durchbringung weiterer Reformgesetze ver-

fassungswidrig auf ein zweites Jahr verliehen zu erhalten. Hatte er anfangs sich gewagt um das Gemeinwesen zu retten, so mufste er jetzt schon um sich zu retten das Gemeinwesen aufs Spiel setzen. Die Wahlversammlung begann und die ersten Bezirke gaben ihre Stimmen für Gracchus; aber die Gegenpartei drang mit ihrem Einspruch schliefslich wenigstens insoweit durch, dafs die Versammlung unverrichteter Sache aufgelost und auf den folgenden Tag die Entscheidung verlegt ward. Gracchus setzte alle Mittel in Bewegung, erlaubte und unerlaubte; er zeigte sich dem Volke in Trauergewand und empfahl ihm seinen unmündigen Knaben; für den Fall, dafs die Wahl abermals durch Einspruch gestört werden würde, traf er Vorkehrungen den Anhang der Aristokratie mit Gewalt von dem Versammlungsplatz vor dem capitolinischen Tempel zu vertreiben. So kam der zweite Wahltag heran; wieder erfolgte der Einspruch und der Auflauf begann. Die Bürger zerstreuten sich, die Wahlversammlung war faktisch aufgehoben; der capitolinische Tempel ward geschlossen; man erzählte sich in der Stadt, bald dafs Tiberius die sämmtlichen Tribunen abgesetzt habe, bald dafs er ohne Wiederwahl sein Amt fortzuführen entschlossen sei. Der Senat versammelte sich im Tempel der Treue hart bei dem Jupitertempel; die erbittertsten Gegner des Gracchus führten in der Sitzung das Wort; als Tiberius die Hand nach der Stirn bewegte um in dem wilden Getümmel dem Volke zu erkennen zu geben, dafs sein Kopf bedroht sei, hiefs es, er habe die Leute schon aufgefordert sein Haupt mit der königlichen Binde zu schmücken. Der Consul Scaevola ward angegangen den Hochverräther sofort todten zu lassen; als der gemäfsigte der Reform an sich keineswegs abgeneigte Mann das ebenso unsinnige als barbarische Begehren unwillig zurückwies, forderte der Consular Publius Scipio Nasica, ein harter und leidenschaftlicher Aristokrat, die Gleichgesinnten auf sich zu bewaffnen, wie sie könnten, und ihm zu folgen. Schon wich das Stadtvolk aus einander, als es die vornehmen Männer mit Stuhlbeinen und Knitteln in den Händen zornigen Auges heranstürmen sah; von den Landleuten war zu den Wahlen fast niemand in die Stadt gekommen; Gracchus versuchte vom wenigen begleitet zu entkommen. Aber er stürzte auf der Flucht am Abhang des Capitols und ward von einem der Wüthenden — Publius Satureius und Lucius Rufus stritten sich später um die Henkerehre — vor den Bildsäulen der sieben Könige am Tempel der Treue durch einen Knittelschlag auf die Schläfe getödtet; mit ihm dreihundert andre Männer, keiner

durch Eisenwaffen. Als es Abend geworden war, wurden die Körper in den Tiberfluſs gestürzt; vergebens bat Gaius ihm die Leiche seines Bruders zur Bestattung zu vergönnen. Solch einen Tag hatte Rom noch nicht erlebt. Der mehr als hundertjährige Hader der Parteien während der ersten socialen Krise hatte zu keiner Katastrophe geführt, wie diejenige war, mit der die zweite begann. Selbst der bessere Theil der Aristokratie mochte schaudern; indefs man konnte auch auf dieser Seite nicht mehr zurück. Man hatte nur die Wahl eine grofse Zahl der zuverlässigsten Parteigenossen der Rache der Menge preiszugeben oder die Verantwortung der Unthat solidarisch zu übernehmen; das Letztere geschah. Man hielt daran fest, dafs Gracchus die Krone habe nehmen wollen und rechtfertigte diesen neuesten Frevel mit dem uralten Ahalas (I. 189); ja man überwies sogar die weitere Untersuchung gegen Gracchus Mitschuldige einer besondern Commission und liefs den Consul Publius Popillius dafür sorgen, dafs durch Blutsentenzen gegen eine grofse Anzahl geringer Leute der Blutthat gegen Gracchus nachträglich eine Art rechtlichen Gepräges aufgedrückt ward (622). Nasica, gegen den vor allen andern die Menge Rache schnaubte und der wenigstens den Muth hatte sich offen vor dem Volk zu seiner That zu bekennen und sie zu rechtfertigen, ward unter ehrenvollen Vorwänden nach Asien gesandt und bald darauf (624) abwesend mit dem Oberpontificat bekleidet. Auch die gemäfsigte Partei trennte sich hierin nicht von ihren Collegen. Gaius Laelius betheiligte sich bei den Untersuchungen gegen die Gracchaner; Publius Scaevola, der die Ermordung zu verhindern gesucht hatte, vertheidigte sie später im Senat; als Scipio Aemilianus nach seiner Rückkehr aus Spanien (622) aufgefordert ward sich öffentlich darüber zu erklären, ob er die Tödtung seines Schwagers billige oder nicht, gab er die wenigstens zweideutige Antwort, dafs, wofern er nach der Krone getrachtet habe, er mit Recht getödtet worden sei.

Versuchen wir über diese folgenreichen Ereignisse zu einem Urtheil zu gelangen. Die Auftheilung der Domänen war an sich keine politische Parteifrage; sie konnte bis auf die letzte Scholle durchgeführt werden, ohne dafs die bestehende Verfassung geändert, das Regiment der Aristokratie irgend erschüttert ward. Es war eine ernste Verwaltungsfrage, bei der, wie man auch entschied, schwere Uebelstände sich herausstellten. Zwar das Eigenthum ward nicht verletzt; anerkanntermafsen war der Staat Eigenthümer des occupirten Landes und gegen ihn lief nach römi-

schem Landrecht die Verjährung nicht; alle Juristen waren sich einig, dafs gegen die formelle Rechtsbeständigkeit der Mafsregel nichts einzuwenden sei. Allein es liefs sich doch nicht leugnen, dafs diese occupirten Domänen zum Theil seit dreihundert Jahren in erblichem Privatbesitz sich befunden hatten und das Bodeneigenthum des Staats, das seiner Natur nach überhaupt leichter als das des Bürgers den privatrechtlichen Charakter verliert, an diesen Grundstücken grofsentheils so gut wie verschollen war; es war eine Mafsregel ungefähr wie wenn heutzutage ein Staat gegen seine grundsässigen Leute die von den feudalistischen Zeiten her ihm zustehenden Ansprüche geltend machen würde, ohne Verjährung anzuerkennen und ohne Entschädigung zu gewähren. Der Jurist mochte sagen was er wollte, dem Geschäftsmann erschien die Mafsregel als eine Expropriation der grofsen Grundbesitzer zum Besten des agricolen Proletariats, und ohne Frage hatte er Recht. Es war ferner nicht unbedenklich, dafs für die neuen Landloose Erbpachtsqualität und Unveräufserlichkeit festgestellt ward. Die liberalsten Grundsätze in Bezug auf die Verkehrsfreiheit hatten Rom grofs gemacht und es vertrug sich sehr wenig mit dem Geist der römischen Institutionen, dafs diese neuen Bauern von oben herab angehalten werden konnten ihr Grundstück in einer bestimmten Weise zu bewirthschaften und dafs für dasselbe Retractrechte und alle der Verkehrsbeschränkung anhängenden Einschnürungsmafsregeln festgestellt wurden. Diese Uebelstände waren unleugbar und nicht gering; allein wer den sichtlichen Ruin des italischen Bauernstandes erwog, mufste zugestehen, dafs um diesem furchtbaren Uebel zu wehren selbst jene sehr ernsten Bedenken bei Seite gesetzt werden konnten und mufsten, und dies ist der Grund, weshalb die ausgezeichnetsten und patriotischsten Männer auch der conservativen Partei die Domanialaufheilung im Princip guthiefsen. — Wohl zu unterscheiden von dem Ziel, nach dem Tiberius Gracchus strebte, ist der Weg, den er einschlug, von dem sich umgekehrt behaupten läfst, dafs er keines einzigen nennenswerthen und patriotischen Mannes Billigung gefunden hat noch finden konnte. Rom wurde um diese Zeit regiert durch den Senat. Wer gegen die Majorität des Senats eine Verwaltungsmafsregel durchsetzte, der machte Revolution. Es war Revolution gegen den Geist der Verfassung, als Gracchus die Domänenfrage vor das Volk brachte; Revolution auch gegen den Buchstaben, als er das Correctiv der Staatsmaschine, durch welches der Senat die Eingriffe in sein Regiment verfassungsmäfsig beseitigte, die

tribunicische Intercession durch die inconstitutionelle und mit unwürdiger Sophistik gerechtfertigte Absetzung seines Collegen nicht blofs für jetzt, sondern für alle Folgezeit zerstörte. Indefs nicht hierin liegt die sittliche und politische Verkehrtheit von Gracchus Thun. Für die Geschichte giebt es keine Hochverrathsparagraphen; wer eine Macht im Staat zum Kampf aufruft gegen die andere, der ist gewifs ein Revolutionär, aber vielleicht zugleich ein einsichtiger und preswürdiger Staatsmann. Der wesentliche Fehler der gracchischen Revolution liegt in einer nur zu oft übersehenen Thatsache: in der Beschaffenheit der damaligen Bürgerschaftsversammlungen. Das Ackergesetz des Spurius Cassius (I, 180) und das des Tiberius Gracchus hatten in der Hauptsache denselben Inhalt und denselben Zweck; dennoch war das Beginnen beider Männer nicht weniger verschieden als die ehemalige römische Bürgerschaft, welche mit den Latinern und Hernikern die Volskerleute theilte, und die jetzige, die die Provinzen Asia und Africa einrichten liefs. Jene war eine städtische Gemeinde, die zusammentreten und zusammenhandeln konnte; diese ein grofser Staat, dessen Angehörige in einer und derselben Urversammlung zu vereinigen und diese Versammlung entscheiden zu lassen ein ebenso klägliches wie lächerliches Resultat gab. Es rächte sich hier der Grundfehler der Politie des Alterthums, dafs sie nie vollständig von der städtischen zur staatlichen Verfassung oder, was dasselbe ist, von dem System der Urversammlungen zum parlamentarischen fortgegangen ist. Die souveräne Versammlung Roms war was die souveräne Versammlung in England sein würde, wenn statt der Abgeordneten die sämmtlichen Wähler Englands zum Parlament zusammentreten wollten: eine ungeschlachte von allen Interessen und allen Leidenschaften wüst bewegte Masse, in der die Intelligenz spurlos verschwand; eine Masse, die weder die Verhältnisse zu übersehen noch auch nur einen eigenen Entschlufs zu fassen vermochte; eine Masse vor allem, in welcher von seltenen Ausnahmsfällen abgesehen unter dem Namen der Bürgerschaft ein paar hundert oder tausend von den Gassen der Hauptstadt zufällig aufgegriffene Individuen handelten und stimmten. Die Bürgerschaft fand sich in den Bezirken wie in den Hundertschaften durch ihre factischen Repräsentanten in der Regel ungefähr ebenso genügend vertreten wie in den Curien durch die daselbst von Rechtswegen sie repräsentirenden dreifsig Gerichtsdiener und eben wie der sogenannte Curienbeschlufs nichts war als ein Beschlufs desjenigen Beamten, der die Gerichtsdiener zusammenrief, so war

auch der Tribus- und Centurienbeschluss in dieser Zeit wesentlich nichts als ein durch einige obligate Juberren legalisirter Beschluss des vorschlagenden Beamten. Wenn aber in diesen Stimmversammlungen, den Comitien, im Ganzen noch blofs die Bürger zugelassen wurden, so wenig man es auch mit der Qualification genau nahm; so war dagegen in den blofsen Volksversammlungen, den Contionen, platz- und schreiberechtigt wer nur zwei Beine hatte, Aegypter und Juden, Sclaven und Gassenbuben. In den Augen des Gesetzes bedeutete allerdings ein solches Meeting nichts; es konnte nicht abstimmen noch beschliefsen. Allein thatsächlich beherrschte dasselbe die Gasse und schon war die Gassenmeinung eine Macht in Rom; bald kam etwas darauf an, ob diese wüste Masse bei dem was ihr mitgetheilt ward schwieg oder schrie, ob sie klatschte und johlte oder den Redner auspfiff und anbrüllte. Nicht Viele hatten den Muth ihnen zuzurufen, wie es Scipio Aemilianus that, als diese Bande wegen seiner Aeufserung über den Tod seines Schwagers ihn auszischte, dafs solches Volk nicht mitzureden habe auf dem römischen Markt: ihr da, sprach er, deren Italien nicht Mutter ist, sondern Stiefmutter, ihr habt zu schweigen! und da sie noch lauter tobten: ihr meint doch nicht, dafs ich die losgelassenen fürchten werde, die ich in Ketten auf den Sclavenmarkt gesteckt habe? — Dafs man der verrosteten Maschine der Comitien sich für die Wahlen und für die Gesetzgebung bediente, war schon viel genug; aber wenn man diesen Massen, zunächst den Comitien und factisch auch den Contionen, den Eingriff in die Verwaltung gestattete und dem Senat das Werkzeug zur Verhütung solchen Eingriffs aus den Händen wand, wenn man gar diese Bürgerschaft aus dem gemeinen Seckel sich selber Aecker sammt Zubehör decretiren liefs, wenn man einem Jeden, dem die Verhältnisse und sein Einfluss beim Proletariat es möglich machten die Gassen auf einige Stunden zu beherrschen, die Möglichkeit eröffnete seinen Projecten den legalen Stempel des souveränen Volkswillens aufzudrücken, so war man nicht am Anfang, sondern am Ende der Volksfreiheit, nicht bei der Demokratie angelangt, sondern bei der Monarchie. In diesem Sinne ist der bittere Tadel des flaminischen Ackergesetzes vom 522 (I, 373. 622) gerechtfertigt, das nicht etwa die eigentliche Aristokratie, sondern die Männer des scipionischen Kreises als den Anfang des Verfalls der römischen Grofse bezeichneten; in der That erscheint hier zuerst, nachdem die Comitien aufgehört hatten ein städtisches Vogtding

zu sein, ein Eingriff derselben in die Administration zum eigenen materiellen Gewinn der abstimmenden Bürger. In diesem Sinn ist es begreiflich, warum Männer wie Scipio Aemilianus und Laelius lieber die schreiendsten Missbräuche duldeten und von den nothwendigsten Reformen abstanden als dass sie die Domänenfrage vor die Comitien gebracht hätten, und warum sie, als dies dennoch geschehen war, wohl an der Domanialtheilung festhielten, aber deren Urheber fallen liefsen und in seinem schrecklichen Ende zunächst einen Damm gegen künftige ähnliche Versuche erblickten. In diesem Sinn liefsen die Gegner des Gracchus sein Auftreten, als sie ihn beschuldigten nach der Krone zu streben. Es ist für ihn vielmehr eine zweite Anklage, als eine Rechtfertigung, dafs diese Beschuldigung wahrscheinlich nicht gegründet war. Das aristokratische Regiment war so durchaus verdorben und verderblich, dafs es wohl als ein Versuch gelten konnte den Staat zu retten, wenn ein Bürger es wagte den Senat ab und sich an dessen Stelle zu setzen. Allein dieser kühne Spieler war Tiberius Gracchus nicht, sondern ein leidlich fähiger durchaus wohlmeinender conservativ patriotischer Mann, der eben nicht wufste was er begann, der im besten Glauben das Volk zu rufen den Pöbel beschwor und nach der Krone griff ohne selbst es zu wissen, bis die unerbittliche Consequenz der Dinge ihn mannhaftsam drängte in die demagogisch-tyrannische Bahn, bis mit der Landescommission, den Eingriffen in das öffentliche Kassenwesen, den durch Noth und Verzweiflung erpreßten weiteren ‚Reformen', der Leibwache von der Gasse und den Strafsengefechten der bedauernswerthe Usurpator Schritt für Schritt sich und Andern klarer hervortrat, bis endlich die entfesselten Geister der Revolution den unfähigen Beschwörer packten und verschlangen. Die ehrlose Schlächterei, durch die er endigte, richtet sich selber wie die Adelsrotte, von der sie ausging; allein die Märtyrerglorie, mit der sie Tiberius Gracchus Namen geschmückt hat, kam hier wie so oft an den unrechten Mann. Die besten seiner Zeitgenossen urtheilten anders. Als Scipio Aemilianus die Katastrophe gemeldet ward, sprach er die Worte Homers:

Also verderb' ein Jeder, der ähnliche Werke vollführt hat!

und als des Tiberius jüngerer Bruder Miene machte in gleicher Weise aufzutreten, schrieb ihm die eigene Mutter: ‚Wird denn unser Haus des Wahnsinns kein Ende finden? wo wird die

Grenze sein? haben wir noch nicht hinreichend uns zu schämen den Staat verwirrt und zerrüttet zu haben?' So spricht nicht die besorgte Mutter, sondern die Tochter des Ueberwinders der Karthager, die noch ein gröfseres Unglück kennt als den Tod ihrer Kinder.

KAPITEL III.

Die Revolution und Gaius Gracchus.

Tiberius Gracchus war todt; indefs seine beiden Werke, die Landaufttheilung wie die Revolution, überlebten ihren Urheber. Der Senat konnte dem verkommenden agrarischen Proletariat gegenüber wohl einen Mord wagen, aber nicht diesen Mord zur Aufhebung des sempronischen Ackergesetzes benutzen; durch den wahnsinnigen Ausbruch der Parteiwuth war das Gesetz selbst weit mehr befestigt als erschüttert worden. Die reformistisch gesinnte Partei der Aristokratie, welche die Domanialtheilung offen begünstigte, an ihrer Spitze Quintus Metellus, eben um diese Zeit (623) Censor, und Publius Scaevola, gewann in Verbindung mit der Partei des Scipio Aemilianus, die der Reform wenigstens nicht abgeneigt war, selbst im Senat für jetzt die Oberhand und ausdrücklich wies ein Senatsbeschluss die Theilungscommissionen an ihre Arbeiten zu beginnen. Für Tiberius Gracchus trat in dieselbe ein der Schwiegervater seines Bruders Gaius, Publius Crassus Mucianus, und nachdem dieser 624 gefallen (S. 52) und auch Appius Claudius gestorben war, traten an ihre Stelle zwei der thätigsten Führer der Bewegungspartei, Marcus Fulvius Flaccus und Gaius Papirius Carbo. Schon die Namen dieser Männer bürgen dafür, dass das Geschäft der Einziehung und Auftheilung des occupirten Domanialandes von ihnen mit Eifer und Nachdruck betrieben sein wird; und in der That fehlt es auch dafür nicht an Beweisen. Zwar neue städtische Gemeinden entstanden durch diese Landanweisungen nicht, da die zur Vertheilung gebrachten Domanen durch ganz Italien zerstreut lagen; aber schon

der Consul des J. 622 Publius Popillius, derselbe der die Blutgerichte gegen die Anhänger des Gracchus leitete, vermerkte auf einem seiner Denkmäler, dafs er ‚der erste gewesen sei, der auf den Domänen die Hirten aus- und dafür die Bauern eingewiesen habe', und auch sonst ist es überliefert, dafs sich die Auftheilung über ganz Italien erstreckte und überall in den bisherigen Gemeinden die Zahl der römischen Bauerstellen vermehrt ward. Wie tiefgreifend und umfänglich diese Auftheilungen waren, bezeugen die zahlreichen in der römischen Feldmesserkunst auf die gracchischen Landanweisungen zurückgehenden Einrichtungen; wie denn zum Beispiel eine gehörige und künftigen Irrungen vorbeugende Markscheidung zuerst durch die gracchischen Grenzgerichte und Landauftheilungen ins Leben gerufen zu sein scheint. Am deutlichsten aber reden die Zahlen der Bürgerliste. Die Schätzung, die im J. 623 veröffentlicht ward und thatsächlich wohl Anfang 622 stattfand, ergab nicht mehr als 319000 waffenfähige Bürger, wogegen sechs Jahre später (629) statt des bisherigen Sinkens (S. 76) eine beträchtliche Steigerung um 75000 waffenfähige Bürger erscheint — ohne allen Zweifel lediglich in Folge der Thätigkeit der Theilungscommission, deren Landanweisungen an italische Bundesgenossen übrigens hierbei noch nicht in Ansatz gebracht sind. Dieses grofse und segensreiche Resultat ward allerdings nicht erreicht ohne vielfache Verletzung achtbarer Interessen und bestehender Rechte. Die Theilungscommission, zusammengesetzt aus den entschiedensten Parteimännern und durchaus Richtern in eigener Sache, ging mit ihren Arbeiten rücksichtslos und selbst tumultuarisch vor; öffentliche Anschläge forderten jeden der dazu im Stande war auf über die Ausdehnung des Domanialbaudes Nachweisungen zu geben; mechanisch wurde zurückgegangen auf die alten Erlasse und nicht blofs neue und alte Occupationen ohne Unterschied wieder eingefordert, sondern auch vielfältig wirkliches Privateigenthum, über das der Inhaber sich nicht genügend auszuweisen vermochte, mit confiscirt. Indefs wie laut und grofsentheils begründet auch die Klagen waren, bis der Senat dennoch die Theilungscommission gewähren; es war einleuchtend, dafs, wenn man einmal die Domanialtheilung wollte, ohne solches rücksichtsloses Durchgreifen schlechterdings nicht durchzukommen war. Allein es hatte dies doch seine Grenze. Das italische Domanialland war nicht ausschliefslich in den Händen römischer Bürger; grofse Strecken desselben waren einzelnen bundesgenössischen Gemeinden durch Volks- oder Senatsbeschlüsse zu ausschliefslicher Benutzung zu-

gewiesen*, andere Stücke von latinischen Bürgern erlaubter und unerlaubter Weise occupirt worden. Jetzt griff die Theilungscommission auch diese Besitzungen an. Nach formalem Rechte war die Einziehung der von Nichtbürgern einfach occupirten Stücke unzweifelhaft zulässig, nicht minder vermuthlich die Einziehung des durch Staatsverträge den italischen Gemeinden überwiesenen Domanialbodens, da der Staat damit keineswegs auf sein Eigenthum verzichtete und allem Anschein nach an Gemeinden eben wie an Private nur auf Widerruf verlieh; allein nichts desto weniger konnte die Beschwerde dieser Bundes- oder Unterthanengemeinden, dafs Rom die mit ihnen abgeschlossenen Verträge nicht einhalte, unmöglich ebenso unbeachtet bleiben wie die Klagen der durch die Theilungscommission verletzten römischen Bürger. Es handelte sich hier nicht um Privatrechte, sondern um die Frage, ob es politisch richtig sei die militärisch so wichtigen und schon durch zahlreiche rechtliche und faktische Zurücksetzungen (I. 610—613) Rom mehr und mehr entfremdeten latinischen Gemeinden durch diese empfindliche Verletzung ihrer materiellen Interessen aufs neue gegen Rom zu verstimmen. Die Entscheidung lag in den Händen der Mittelpartei; sie war es gewesen, die nach der Katastrophe des Gracchus im Bunde mit seinen Anhängern seine Reform gegen die Oligarchie geschützt hatte und sie allein vermochte jetzt in Vereinigung mit der Oligarchie der Reform eine Schranke zu setzen. Die Latiner wandten sich persönlich an den hervorragendsten Mann dieser Partei, Scipio Aemilianus, mit der Bitte ihre Rechte zu schützen; er sagte es zu und wesentlich durch seinen Einfluss** ward im J. 625 der Theilungscommission die Gerichtsbarkeit durch Volksschluss entzogen und die Entscheidung, was Domanial- und was Privatbesitz sei, an die Consuln gewiesen. Es war dies

* Ein einzelnes Beispiel der Art erhellt aus dem römischen Schiedsspruch zwischen der Gemeine Genua und einigen unter sie gelegten Dorfern, wodurch den letzteren an gewissen römischen Domanialländereien das ausschliefsliche Nutzungsrecht zugesprochen ward, gegen die Auflage jährlich 100 Victoriati (= 300 Denare = 86 Thlr.) oder im Entstehungsfall $^1/_{20}$ des davon gezogenen Getreides, $^1/_5$ des Weins an die Stadt Genua zu entrichten. Der Schiedsspruch ist vom J. 637, die Zuweisung des Domanialbodens aber älter.

** Hieher gehört seine Rede *contra legem iudiciariam Tiberii Gracchi*, womit nicht, wie man gemeint, ein Gesetz über Quaestionengerichte gemeint ist, sondern das Supplementargesetz zu seiner Ackerrogation: *ut triumviri iudicarent, qui publicus ager, qui privatus esset* (Liv. ep. 58; oben S. 81).

nichts anderes als eine Sistirung der weiteren Domanialaufthei-lung in milder Form. Der Consul Tuditanus, keineswegs gracchanisch gesinnt und wenig geneigt mit dieser bedenklichen Grenzregulirung sich zu befassen, nahm die Gelegenheit wahr zum Commando des illyrischen Heeres abzugehen und das ihm aufgetragene Geschäft unvollzogen zu lassen; die Theilungscommission bestand zwar fort, aber da die gerichtliche Regulirung des Domanialandes stockte, blieb auch sie nothgedrungen unthätig. Die Erbitterung der Reformpartei ist begreiflich. Selbst Männer wie Publius Mucius und Quintus Metellus mifsbilligten Scipios Auftreten. In andern Kreisen begnügte man sich nicht mit der Mifsbilligung. Auf einen der nächsten Tage hatte Scipio einen Vortrag über die Verhältnisse der Latiner angekündigt; am Morgen dieses Tages ward er todt in seinem Bette gefunden. Dafs der sechsundfünfzigjährige in voller Gesundheit und Kraft stehende Mann, der noch den Tag vorher öffentlich gesprochen hatte und am Abend in vollem Wohlsein um seine Rede für den nächsten Tag zu entwerfen sich früher als gewöhnlich in sein Schlafgemach zurückgezogen hatte, das Opfer eines politischen Mordes geworden ist, ist nicht zu bezweifeln; er selbst hatte kurz vorher der gegen ihn gerichteten Mordanschläge öffentlich erwähnt. Welche meuchelnde Hand den ersten Staatsmann und den ersten Feldherrn seiner Zeit in nächtlicher Weile erwürgt hat, ist nie an den Tag gekommen und es zeugt der Geschichte weder die aus dem gleichzeitigen Stadtklatsch überlieferten Gerüchte zu wiederholen noch den kindischen Versuch anzustellen auf solche Arten hin Wahrheit zu ermitteln. Dafs der Anstifter der That der Gracchenpartei angehört haben mufs, ist einleuchtend; Scipios Ermordung war die demokratische Antwort auf die aristokratische Blutscene am Tempel der Treue; die Parteien schienen zu wetteifern im rücksichtslosen Frevel. Die Gerichte schritten nicht ein. Die Volkspartei, mit Recht fürchtend, dafs ihre Führer, Gaius Gracchus, Flaccus, Carbo, schuldig oder nicht, in den Prozefs möchten verwickelt werden, widersetzte sich mit allen Kräften der Einleitung einer Untersuchung; und auch die Aristokratie, die an Scipio ebenso sehr einen Gegner wie einen Verbündeten verlor, liefs nicht ungern die Sache ruhen. Die Menge und die gemäfsigten Männer standen entsetzt; keiner mehr als Quintus Metellus, der Scipios Einschreiten gegen die Reform gemifsbilligt hatte, aber von solchen Bundesgenossen schaudernd sich abwandte und seinen vier Söhnen befahl die Bahre des grofsen Gegners zur Feuerstätte zu tra-

gen. Die Leichenbestattung ward beschleunigt; verhüllten Hauptes ward der letzte aus dem Geschlecht des Siegers von Zama hinausgetragen, ohne dafs jemand zuvor des Todten Antlitz hätte sehen dürfen, und die Flammen des Scheiterhaufens verzehrten mit der Hülle des hohen Mannes die letzten Spuren des Verbrechens. — Die Geschichte Roms kennt manchen genialeren Mann als Scipio Aemilianus war, aber keinen, der an sittlicher Reinheit, an völliger Abwesenheit des politischen Egoismus, an edelster Vaterlandsliebe ihm gleich kommt; vielleicht auch keinen, dem das Geschick eine tragischere Rolle zugewiesen hat. Mit dem besten Willen und mit nicht gemeinen Fähigkeiten war er dazu verurtheilt den Ruin seines Vaterlandes vor seinen Augen sich vollziehen zu sehen und jeden ernstlichen Versuch einer Rettung, in der klaren Einsicht nur Übel ärger zu machen, in sich niederzukämpfen; dazu verurtheilt Unthaten wie die des Nasica gutheifsen und zugleich das Werk des Ermordeten gegen seine Mörder vertheidigen zu müssen. Dennoch durfte er sich sagen nicht umsonst gelebt zu haben. Er war es, wenigstens ebenso sehr wie der Urheber des sempronischen Gesetzes, dem die römische Bürgerschaft einen Zuwachs von gegen 80000 neuen Bauerhufen verdankt; er war es auch, der diese Domanialtheilung hemmte, als sie genutzt hatte, was sie nützen konnte. Dafs es an der Zeit war damit abzubrechen, ward zwar damals auch von wohlmeinenden Männern bestritten; aber die Thatsache, dafs auch Gaius Gracchus auf diese nach dem Gesetz seines Bruders zu vertheilenden und unvertheilt gebliebenen Bestzungen nicht ernstlich zurückkam, spricht gar sehr dafür, dafs Scipio im Wesentlichen den richtigen Moment traf. Beide Mafsregeln wurden den Parteien abgezwungen, die erste der Aristokratie, die zweite den Reformfreunden; die letztere bezahlte ihr Urheber mit seinem Leben. Es war ihm beschieden auf manchem Schlachtfeld für sein Vaterland zu fechten und unverletzt heimzukehren, um dort den Tod von Mörderhand zu finden; aber er ist in seiner stillen Kammer nicht minder für Rom gestorben, als wenn er vor Karthagos Mauern gefallen wäre.

Die Landauftheilung war zu Ende; die Revolution ging an. Die revolutionäre Partei, die in der Theilungscommission gleichsam eine constituirte Vorstandschaft besafs, hatte schon bei Scipios Lebzeiten hie und dort mit dem bestehenden Regiment geplänkelt; namentlich Carbo, eines der ausgezeichnetsten Rednertalente dieser Zeit, hatte als Volkstribun 623 dem Senat nicht wenig zu schaffen gemacht, die geheime Abstimmung in den

Bürgerschaftsversammlungen durchgesetzt, soweit es nicht bereits früher geschehen war (S. 62), und sogar den bezeichnenden Antrag gestellt die Bekleidung des Volkstribunats während mehrerer auf einander folgender Jahre zu gestatten, also das Hindernifs, an dem Tiberius Gracchus zunächst gescheitert war, gesetzlich zu beseitigen. Der Plan war damals durch den Widerstand Scipios vereitelt worden; einige Jahre später, wie es scheint nach dessen Tode, ging das Gesetz durch. Die hauptsächliche Absicht der Partei ging indefs auf Reactivirung der Theilungscommission; unter den Führern ward der Plan ernstlich besprochen die Hindernisse, die die italischen Bundesgenossen derselben entgegenstellten, durch Ertheilung des Bürgerrechts an dieselben zu beseitigen und vorwiegend nahm die Agitation diese Richtung. Um ihr zu begegnen, liefs der Senat 628 durch den Volkstribun Marcus Junius Pennus die Ausweisung sämmtlicher Nichtbürger aus der Hauptstadt beantragen und trotz des Widerstandes der Demokraten, namentlich des Gaius Gracchus, und der durch diese gehässige Mafsregel hervorgerufenen Gährung in den latinischen Gemeinden ging der Vorschlag durch. Marcus Fulvius Flaccus antwortete im folgenden Jahr (629) als Consul mit dem Antrag, dafs es jedem Bundesgenossen verstattet sein solle das römische Bürgerrecht zu erbitten und über diese Bitte in den Comitien abstimmen zu lassen; allein er stand fast einsam — Carbo hatte die Farbe gewechselt und war jetzt eifriger Aristokrat, Gaius Gracchus abwesend als Quaestor in Sardinien — und scheiterte an dem Widerstand nicht blofs des Senats, sondern auch der Bürgerschaft, die der Auslehnung ihrer Privilegien auf noch weitere Kreise sehr wenig geneigt war. Flaccus verliefs Rom um den Oberbefehl gegen die Kelten zu übernehmen; auch so durch seine transalpinischen Eroberungen den grofsen Plänen der Demokratie vorarbeitend zog er zugleich sich aus der üblen Lage heraus gegen die von ihm selber agitirten Bundesgenossen die Waffen tragen zu müssen. Fregellae, an der Grenze von Latium und Campanien am Hauptübergang über den Liris inmitten eines grofsen und fruchtbaren Gebiets gelegen, war damals vielleicht die zweite Stadt Italiens; für die sämmtlichen latinischen Colonien führten ihre Abgeordneten in der Regel das Wort. In Folge der Zurückweisung des von Flaccus eingebrachten Antrags begann diese Stadt den Krieg gegen Rom — seit hundertfunfzig Jahren der erste Fall einer ernstlichen nicht durch auswärtige Mächte herbeigeführten Schilderhebung Italiens gegen die römische Hegemonie. Indefs gelang es

diesmal noch den Brand, ehe er andere bundesgenössische Gemeinden ergriff, im Keime zu ersticken; nicht durch die Ueberlegenheit der römischen Waffen, sondern durch den Verrath eines Fregellaners, des Quintus Numitorius Pullus ward der Praetor Lucius Opimius rasch Meister über die empörte Stadt, die ihr Stadtrecht und ihre Mauern verlor und gleich Capua ein Dorf ward. Auf einem Theil ihres Gebiets ward 630 die Colonie Fabrateria gegründet; der Rest und die ehemalige Stadt selbst wurden unter die umliegenden Gemeinden vertheilt. Das schnelle und furchtbare Strafgericht schreckte die Bundesgenossenschaft und endlose Hochverrathsprozesse verfolgten nicht blofs die Fregellaner, sondern auch die Führer der Volkspartei in Rom, die der Aristokratie begreiflicher Weise als an dieser Insurrection mitschuldig galten. Inzwischen erschien Gaius Gracchus wieder in Rom. Die Aristokratie hatte den gefürchteten Mann zuerst in Sardinien festzuhalten gesucht, indem sie die übliche Ablösung unterliefs, und sodann, da er ohne hieran sich zu kehren dennoch zurückkam, ihn als einen der Urheber des fregellanischen Aufstandes vor Gericht gezogen (629—30). Allein die Bürgerschaft sprach ihn frei und nun hob auch er den Handschuh auf und bewarb sich um das Volkstribunat. In einer ungewöhnlich zahlreich besuchten Wahlversammlung ward Gaius Gracchus zum Volkstribun für das J. 631 erwählt. Der Krieg war also erklärt, die demokratische Partei, immer arm an leitenden Capacitäten, hatte neun Jahre hindurch nothgedrungen so gut wie gefeiert: jetzt war der Waffenstillstand zu Ende und es stand diesmal an ihrer Spitze ein Mann, der redlicher als Carbo und talentvoller als Flaccus in jeder Beziehung zur Führerschaft berufen war.

Gaius Gracchus (601—633) war sehr verschieden von seinem um neun Jahre älteren Bruder. Wie dieser war er gemeiner Lust und gemeinem Treiben abgewandt, ein durchgebildeter Mann und ein tapferer Soldat; er hatte vor Numantia unter seinem Schwager und später in Sardinien mit Auszeichnung gefochten. Allem an Talent, Charakter und vor allem an Leidenschaft war er dem Tiberius entschieden überlegen. An der Klarheit und Sicherheit, mit welcher der junge Mann sich später in dem Drang der verschiedenartigsten zur praktischen Durchführung seiner zahlreichen Gesetze erforderlichen Geschäfte zu bewegen wufste, erkannte man das echte staatsmännische Talent, wie an der leidenschaftlichen bis zum Tode getreuen Hingebung, mit der seine näheren Freunde an ihm hingen, die Liebefähigkeit dieses edlichen Gemüthes. Der Energie seines Wollens und

Handelns war die durchgemachte Leidensschule, die nothgedrungene Zurückhaltung während der letzten neun Jahre zu Gute gekommen: nicht mit geminderter, nur mit verdichteter Gluth flammte in ihm die tief in die innerste Brust zurückgedrängte Erbitterung gegen die Partei, die das Land zerrüttet und ihm den Bruder ermordet hatte. Durch diese furchtbare Leidenschaft seines Gemüthes ist er der erste Redner geworden, den Rom jemals gehabt hat: ohne sie würden wir ihn wahrscheinlich den ersten Staatsmännern aller Zeiten beizählen dürfen. Noch unter den wenigen Trümmern seiner aufgezeichneten Reden sind manche* selbst in diesem Zustande von herzerschütternder Mächtigkeit und wohl begreift man, dafs wer sie hörte oder auch nur las, fortgerissen ward von dem brausenden Sturm seiner Worte. Dennoch so sehr er der Rede Meister war, bemeisterte nicht selten ihn selber der Zorn, so dafs dem glänzenden Sprecher die Rede trübe oder stockend floss. Es ist das treue Abbild seines politischen Thuns und Leidens. In Gaius Wesen ist keine Ader jener gutmüthigen etwas sentimentalen und gar sehr kurzsichtigen und unklaren Art, die den politischen Gegner mit Bitten und Thränen umstimmen möchte; mit voller Sicherheit betrat er den Weg der Revolution und strebte er nach dem Ziel der Rache. ‚Auch nur', schrieb ihm seine Mutter, ‚scheint nichts schöner und herrlicher als dem Feinde zu vergelten, wofern dies geschehen kann, ohne dafs das Vaterland zu Grunde geht. Ist aber dies nicht möglich, da mögen unsere Feinde bestehen und bleiben was sie sind, tausendmal lieber als dafs das Vaterland verderbe.' Cornelia kannte ihren Sohn; sein Glaubensbekenntnifs war eben das Gegentheil. Rache wollte er haben von der elenden Regierung, Rache um jeden Preis, mochte auch er selbst, ja das Gemeinwesen darüber zu Grunde gehen. — Die Ahnung, dafs das Verhängnifs ihn so sicher ereilen werde wie den Bruder, trieb ihn nur sich zu hasten, dem tödtlich Verwundeten gleich, der sich auf seinen Feind wirft. Die Mutter dachte edler; aber auch den Sohn, diese hefgereizte leidenschaftlich erregte durchaus ita-

* So die bei der Ankündigung seiner Gesetzvorschläge gesprochenen Worte: ‚Wenn ich zu euch redete und von euch begehrte, da ich von edler Herkunft bin und meinen Bruder um euretwillen eingebüfst habe und nun niemand weiter übrig ist von des Publius Africanus und des Tiberius Gracchus Nachkommen als nur ich und ein Knabe, mich für jetzt feiern zu lassen, damit nicht unser Stamm mit der Wurzel ausgerottet werde und ein Sprofsling dieses Geschlechts übrig bleibe: so möchte wohl solches mir von euch bereitwillig zugestanden worden sein'.

talienische Natur hat die Nachwelt mehr noch beklagt als getadelt und sie hat Recht daran gethan.

Tiberius Gracchus war mit einer einzelnen Administrativreform vor die Bürgerschaft getreten. Was Gaius in einer Reihe gesonderter Vorschläge einbrachte, war nichts anderes als eine vollständig neue Verfassung, als deren erster Grundstein die schon früher durchgesetzte Neuerung erscheint, dafs es dem Volkstribun freistehen solle sich für das folgende Jahr wiederwählen zu lassen. Wenn hiemit für das Volkshaupt die Möglichkeit einer dauernden und den Inhaber schützenden Stellung gewonnen war, so galt es zunächst demselben die materielle Macht zu sichern, das heifst die hauptstädtische Menge — denn dafs auf das nur von Zeit zu Zeit nach der Stadt kommende Landvolk kein Verlafs war, hatte sich sattsam gezeigt — mit ihren Interessen fest an ihn zu knüpfen. Hiezu diente zuvörderst die Einführung der hauptstädtischen Getreidevertheilung. Schon früher war das dem Staat aus den Provinzialzehnten zukommende Getreide nicht selten zu Schleuderpreisen an die Bürgerschaft abgegeben worden (1, 619). Gracchus verfügte, dafs fortan jedem persönlich in der Hauptstadt sich meldenden Bürger monatlich eine bestimmte Quantität — es scheint 5 Modii (½ preufs. Scheffel) — aus den öffentlichen Magazinen verabfolgt werden solle, der Modius zu 6⅓ As (3⅓ Gr.) oder kaum für die Hälfte eines niedrigen Durchschnittspreises (1, 620 A.); zu welchem Ende durch Anlage der neuen sempronischen Speicher die Staatskornmagazine erweitert wurden. Diese Vertheilung, welche folgeweise die aufserhalb der Hauptstadt lebenden Bürger ausschlofs und nothwendig die ganze Masse des Bürgerproletariats nach Rom ziehen mufste, machte das hauptstädtische Bürgerproletariat, das bisher wesentlich von der Aristokratie abgehangen hatte, zum Clienten der Führer der Bewegungspartei: der neue Herr des Staats erhielt in demselben zugleich eine Leibwache und eine feste Majorität über die Comitien. Zu mehrerer Sicherheit hinsichtlich dieser wurde ferner die in den Centuriatcomitien noch bestehende Stimmordnung, wonach die fünf Vermögensclassen in jedem Bezirk nach einander ihre Stimmen abgaben (1, 602), abgeschafft und dafür verfügt, dafs über die Reihenfolge in der Abstimmung unter den einzelnen Centurien künftig das Loos entscheiden solle. — Wenn diese Bestimmungen wesentlich darauf hinzielten durch das hauptstädtische Proletariat dem neuen Staatsoberhaupt die vollständige Herrschaft über die Hauptstadt und damit über den Staat, die freieste Disposition

über die Maschine der Comitien und die Möglichkeit zu verschaffen den Senat und die Beamten beliebig zu terrorisiren, so vergafs der Gesetzgeber doch auch keineswegs auf eine reellere Abhülfe für die bestehenden socialen Schäden bedacht zu sein. Zwar die italische Domänenfrage war wesentlich abgethan. Das Ackergesetz des Tiberius und selbst die Theilungscommission bestanden rechtlich noch fort; das von Gaius durchgebrachte Ackergesetz kann nur den Zweck gehabt haben der letzteren die ihr entzogene Gerichtsbarkeit wieder zu verschaffen; allein dafs hiermit nur das Princip gerettet werden sollte und die Ackervertheilung wenn überhaupt nur in sehr beschränktem Umfang wieder aufgenommen ward, zeigen die Zahlen der Bürgerliste, die für die Jahre 629 und 639 genau dieselbe Kopfzahl ergiebt. Der Grund war, wie schon gesagt, unzweifelhaft nur, dafs das Domanialland, das verständiger Weise vertheilt werden konnte, wesentlich bereits vertheilt war, die Frage aber wegen der von den Latinern benutzten Domänen nur in Verbindung mit der sehr schwierigen über die Ausdehnung des Bürgerrechts wieder aufgenommen werden konnte. Die zwei wahrscheinlich wenig bedeutenden Colonien, die Gracchus in Italien gründete, Minervia an der Stelle des alten Skylakion (Squillace), Neptunia an der Stelle von Tarent, sind nicht auf occupirten und eingezogenen Domänen, sondern auf Besitzungen, die ihren bisherigen Inhabern abgetauscht wurden und darum auch als eigene Stadtgemeinden gegründet, was bei den Landanweisungen der Commission nicht geschehen konnte (S. 91). Unendlich bedeutender und folgenreicher war es, dafs Gaius Gracchus zuerst dazu schritt das italische Proletariat in den überseeischen Gebieten des Staats zu versorgen, indem er an die Stätte, wo Karthago gestanden, dann theils aus den römischen Bürgern, theils aus den italischen Bundesgenossen erwählte Colonisten sendete und der neuen Stadt Junonia das Recht einer römischen Bürgercolonie verlieh. Die Anlage war wichtig, aber wichtiger noch das damit festgestellte Princip der überseeischen Emigration, womit für das italische Proletariat ein bleibender Abzugskanal und in der That eine mehr als provisorische Hülfe eröffnet, freilich aber auch der Grundsatz des bisherigen Staatsrechts aufgegeben ward, Italien als das regierende, das Provinzialgebiet aber als das regierte Land zu betrachten.

Zu diesen auf die grofse Frage hinsichtlich des Proletariats unmittelbar bezüglichen Mafsregeln kam eine Reihe von Verfügungen, die hervorgingen aus der allgemeinen Tendenz gegen-

über der altväterischen Strenge der bestehenden Verfassung gelindere und modernere Grundsätze zur Geltung zu bringen. Hieher gehören die Milderungen im Militärwesen. Hinsichtlich der Länge der Dienstzeit bestand nach altem Recht keine andere Grenze, als dafs kein Bürger vor vollendetem siebzehnten und nach vollendetem sechsundvierzigsten Jahre zum ordentlichen Felddienst pflichtig war. Als sodann in Folge der Besetzung Spaniens der Dienst anting stehend zu werden (I. 498), scheint zuerst gesetzlich verfügt zu sein, dafs wer sechs Jahre hinter einander im Felde gestanden, dadurch zunächst ein Recht erhalte auf den Abschied, wenn gleich nicht auf definitive Befreiung vom Kriegsdienst; später, vielleicht um den Anfang dieses Jahrhunderts, kam der Satz auf, dafs zwanzigjähriger Dienst zu Fufs oder zehnjähriger zu Rofs überhaupt vom weiteren Kriegsdienst befreie*. Gracchus erneuerte die vermuthlich öfter gewaltsam verletzte Vorschrift keinen Bürger vor dem vollendeten siebzehnten Jahr in das Heer einzustellen und beschränkte auch, wie es scheint, die zur vollen Befreiung von der Militärpflicht erforderliche Zahl von Feldzügen; überdies wurde den Soldaten die Kleidung, deren Betrag bisher ihnen vom Solde gekürzt worden war, fortan vom Staat unentgeltlich geliefert. — Hieher gehört ferner die mehrfach in der gracchischen Gesetzgebung hervortretende Tendenz die Todesstrafe wo nicht abzuschaffen doch noch mehr als es schon geschehen war zu beschränken, die zum Theil selbst in der Militärgerichtsbarkeit sich geltend macht. Schon seit Einführung der Republik hatte der Beamte das Recht verloren über den Bürger die Todesstrafe ohne Befragung der Gemeinde zu verhängen aufser nach Kriegsrecht (I. 161. 290); wenn bald nach der Gracchenzeit dies Provocationsrecht des Bürgers auch im Lager anwendbar und das Recht des Feldherrn Todesstrafen zu vollstrecken auf Bundesgenossen und Unterthanen beschränkt erscheint, so ist wahrscheinlich die Quelle hievon zu suchen in dem Provocationsgesetz des Gaius Gracchus. Aber auch das Recht des Volkes den verurtheilten Verbrecher

* So scheint die Angabe Appians (*Hisp.* 78), dafs sechsjähriger Dienst berechtige den Abschied zu fordern, auszugleichen mit der bekannteren des Polybios 6, 19, über welche Marquardt (Alterth. 3, 1, 286 A. 1580) richtig urtheilt. Die Zeit, wo beide Neuerungen aufkamen, läfst sich nicht weiter bestimmen, als dafs die erste schon im J. 603 bestanden zu haben scheint (Nitzsch Gracchen S. 231), die zweite sicher schon zu Polybios Zeit bestand. Dafs Gracchus die Zahl der Feldzüge herabsetzte, scheint aus Asconius *in Cornel.* p. 68 zu folgen.

hinrichten zu lassen ward durch ihn indirect, aber sehr wesentlich beschränkt, indem er diejenigen gemeinen Verbrechen, die am häufigsten zu Todesurtheilen Veranlassung gaben, Giftmischerei und überhaupt Mord der Bürgerschaft entzog und an ständige Commissionsgerichte überwies, welche nicht wie die Volksgerichte durch Einschreiten eines Tribuns gesprengt werden konnten und von denen nicht blofs keine Appellation an das Volk ging, sondern deren Wahrsprüche auch so wenig wie die der althergebrachten Civilgeschwornen der Cassation durch das Volk unterlagen. Bei den Bürgerschaftsgerichten war es, namentlich bei den eigentlich politischen Prozessen, zwar auch längst Regel, dafs der Angeklagte auf freiem Fufs prozessirt und ihm gestattet ward durch Aufgebung seines Bürgerrechts der Strafe sich zu entziehen und Leben und Freiheit zu retten so wie sein Vermögen zu behalten, natürlich so weit nicht Civilansprüche gegen das letztere erhoben worden waren. Allein vorgängige Verhaftung und vollständige Execution blieben hier wenigstens rechtlich möglich und wurden selbst gegen Vornehme noch zuweilen vollzogen, wie zum Beispiel Lucius Hostilius Tubulus Praetor 612, der wegen eines schweren Verbrechens auf den Tod angeklagt war, unter Verweigerung des Exilrechts festgenommen und hingerichtet ward. Dagegen die aus dem Civilprozefs hervorgegangenen Commissionsgerichte konnten von Haus aus Freiheit und Leben des Bürgers nicht antasten und es ward die Verbannung, bisher eine dem schuldigen Mann gestattete Strafmilderung, dadurch zuerst zur förmlichen Strafe; auch diese aber liefs gleich dem freiwilligen Exil dem Verbannten das Vermögen, so weit es nicht zur Befriedigung der Ersatzforderungen und Geldbufsen drauf ging. — Endlich hat Gaius Gracchus im Schuldwesen zwar nichts geneuert; doch behaupten sehr achtbare Zeugen, dafs er den verschuldeten Leuten auf Minderung oder Erlafs der Forderungen Hoffnung gemacht habe, was, wenn es richtig ist, gleichfalls diesen radical populären Mafsregeln beizuzählen ist.

Während Gracchus also sich lehnte auf die Menge, die von ihm eine materielle Verbesserung ihrer Lage theils erwartete, theils empfing, arbeitete er mit gleicher Energie an dem Ruin der Aristokratie. Wohl erkennend, wie unsicher jede blofs auf das Proletariat gebaute Herrschaft des Staatsoberhauptes ist, war er vor allem darauf bedacht die Aristokratie zu spalten und einen Theil derselben in sein Interesse zu ziehen. Die Elemente einer solchen Spaltung waren vorhanden. Die Aristokratie der

Reichen, die sich wie ein Mann gegen Tiberius Gracchus erhoben hatte, bestand in der That aus zwei wesentlich ungleichen Massen, die man der Lords- und der Cityaristokratie Englands vergleichen kann. Die eine umfafste den thatsächlich geschlossenen Kreis der regierenden Familien, die der unmittelbaren Speculation sich fern hielten und ihre ungeheuren Capitalien theils in Grundbesitz anlegten, theils als stille Gesellschafter bei den grofsen Associationen verwertheten. Den Kern der zweiten Klasse bildeten die Speculanten, welche als Geranten dieser Gesellschaften oder auf eigene Hand die Grofs- und Geldgeschäfte im ganzen Umfang der römischen Hegemonie betrieben. Jene erste Klasse ist wesentlich im Senat vertreten; diese zweite ward gewöhnlich mit dem genau genommen mifsbräuchlichen Namen der Ritter bezeichnet. Dieser Name, welcher ursprünglich nur den aus den vermögendsten Bürgern zum Reiterdienst ausgehobenen Dienstpflichtigen zukam (I, 68), wurde späterhin auf alle diejenigen ausgedehnt, die als Besitzer eines Vermögens von mindestens 100000 Sesterzen (28600 Thlr.) im Allgemeinen zum Rofsdienst pflichtig waren und es wurden die aus ihnen in die Ritterecenturien wirklich eingereihten als die ‚Ritter mit Staatspferden' von ihnen unterschieden. Insofern war jeder Senator zugleich ein Ritter, wie denn auch viele Senatoren in den Ritterecenturien dienten. Allein die Gegensätze, die theils zwischen dem Kreis der regierenden Familien und der Speculantenschaft, theils zwischen dem Stadtrath und der Bürgerreiterei thatsächlich immer bestanden, fanden ihre rechtliche Feststellung, jener durch den von dem Vorläufer der Gracchen Gaius Flaminius veranlafsten Volksschlufs von 536, der den Senatoren die Betreibung kaufmännischer Geschäfte untersagte (I, 621), dieser durch das nicht lange vor 631 ergangene Gesetz, das die Senatoren aus den Ritterecenturien ausschlofs und sie anwies beim Eintritt in den Senat ihr Ritterpferd abzugeben. So blieben unter diesen sogenannten Rittern oder vielmehr Ritterfähigen zwar immer noch die jüngeren noch nicht in den Senat eingetretenen Mitglieder der senatorischen Familien zurück, allein Senat und Ritterschaft schlossen doch seitdem sich aus. Andrerseits schlofs nach unten hin die Ritterschaft auch durch ein äufseres Kennzeichen sich ab, indem der goldene Fingerreif statt des gewöhnlichen eisernen oder kupfernen durch Gesetz oder Sitte ein Vorrecht der Männer vom Rittercensus ward — eine Neuerung, die so unwichtig sie an sich ist und so manche Ritterfähige auch dieses Rechts ungeachtet fortfuhren den gewöhnlichen Ring zu

tragen, doch ungemein viel dazu beigetragen hat der Ritterschaft den Stempel eines Standes und zwar eines privilegirten zwischen der senatorischen Klasse und dem gemeinen Volk stehenden aufzudrücken. — Dieser Stand der Ritter, das heifst wesentlich der vermögenden Kaufleute hatte vielfältig unsanfte Berührungen mit dem regierenden Senat. Es war eine natürliche Antipathie zwischen den vornehmen Adlichen und den Männern, denen mit dem Gelde der Rang gekommen war. Die regierenden Herren, vor allem die besseren von ihnen, standen den Speculationen eben so fern wie die politischen Fragen und die Coteriefehden den Mannern der materiellen Interessen gleichgültig waren. In den Provinzen namentlich hatten zwar die Provinzialen weit mehr Grund sich über die Parteilichkeit der römischen Beamten zu beschweren als die römischen Capitalisten; dennoch waren auch diese mit den Beamten schon öfter hart zusammengestofsen, wenn die letzteren sich nicht dazu herbeilassen wollten den Begehrlichkeiten und Unrechtfertigkeiten der Geldmänner auf Kosten der Unterthanen so unbedingt die Hand zu leihen wie es von ihnen begehrt ward. Trotz der Eintracht gegen einen gemeinschaftlichen Feind, wie Tiberius Gracchus gewesen war, klaffte zwischen der Adels- und der Geldaristokratie ein tiefgehender Rifs: geschickter als sein Bruder erweiterte ihn Gracchus, bis das Bundnifs gesprengt war und er die Kaufmannschaft auf seine Seite zog. Die Partei der materiellen Interessen fällt von Rechtswegen dem Meistbietenden zu; Gracchus warb sie um den Preis der asiatischen Gefälle und der Geschwornengerichte. — Die in den Aemtern bestehende Finanzverwaltung gewährte bei den indirecten Steuern und der Domanialnutzung durch das System der Mittelsmänner dem römischen Capitalistenstand schon auf Kosten der Contribuablen die ausgedehntesten Vortheile. Die directen Abgaben indefs bestanden entweder, wie in den meisten Aemtern, in festen von den Gemeinden zu entrichtenden Geldsummen, oder, wie in Sicilien und Sardinien, in einem Bodenzehnten, dessen Erhebung für jede einzelne Gemeinde in den Provinzen selbst verpachtet ward. Das erstere System schlofs die Dazwischenkunft römischer Capitalisten ganz aus; das zweite gestattete wenigstens den vermögenderen Provinzialen und namentlich den zehntpflichtigen Gemeinden selbst den Zehnten ihrer Districte zu pachten und dadurch die gefährlichen römischen Mittelsmänner sich fern zu halten. Als sechs Jahre zuvor die Provinz Asia an die Römer gefallen war, hatte der Senat sie im Wesentlichen nach dem ersten System einrichten las-

sen (S. 52). Gaius Gracchus* stiefs diese Verfügung durch einen Volksschlufs um und belastete nicht blofs die bis dahin fast steuerfreie Provinz mit den ausgedehntesten indirecten und directen Abgaben, namentlich dem Bodenzehnten, sondern er verfügte auch, dafs diese Abgaben für die gesammte Provinz und in Rom verpachtet werden sollten — eine Bestimmung, die thatsächlich jede Betheiligung der Provinzialen ausschlofs und in dieser Mittelsmännerschaft für Zehnten, Hutgeld und Zölle der Provinz Asia eine Capitalistenassociation von colossaler Ausdehnung ins Leben rief. Wenn hier dem Kaufmannsstand eine Goldgrube eröffnet und in den Mitgliedern der neuen Gesellschaft ein selbst der Regierung imponirender Kern der hohen Finanz, ein ‚Senat der Kaufmannschaft' constituirt ward, so ward denselben zugleich in den Geschwornengerichten eine bestimmte öffentliche Thätigkeit zugewiesen. Das Gebiet des Criminalprozesses, der von Rechtswegen vor die Bürgerschaft gehörte, war bei den Römern von Haus aus sehr eng und ward, wie bemerkt (S. 101), durch Gracchus noch weiter verengt; die meisten Prozesse, sowohl die wegen gemeiner Verbrechen als auch die Civilsachen, wurden entweder von Einzelgeschwornen oder stehenden und aufserordentlichen Commissionen entschieden. Bisher waren jene und diese ausschliefslich aus dem Senat genommen worden; Gracchus überwies sowohl in den eigentlichen Civilprozessen als bei den ständigen Commissionen die Geschwornenfunctionen an den Ritterstand, indem er die Geschwornenliste nach Analogie der Ritterecenturien aus den sämmtlichen ritterfähigen Individuen jährlich neu formiren liefs und die Senatoren geradezu, die jungen Männer der senatorischen Familien durch Festsetzung einer gewissen Altersgrenze von den Gerichten ausschlofs. Es ist nicht unwahrscheinlich, dafs die Geschwornenwahl vorwiegend gelenkt ward auf dieselben Männer, die in den grofsen kaufmännischen Associationen namentlich der asiatischen und sonstigen Steuerpächter die erste Rolle spielten, eben weil diese ein sehr nahes eigenes Interesse hatten in den Gerichten zu sitzen; fielen also die Geschwornenliste und die Publicanensocietäten in ihren Spitzen zusammen, so begreift man um so mehr die Bedeutung des also constituirten Gegensenats. Die wesentliche Folge hievon war, dafs, während bisher es nur zwei Gewal-

* Dafs er und nicht Tiberius der Urheber dieses Gesetzes ist, zeigt jetzt Fronto in den Briefen an Verus z. A. Vgl. Gracchus bei Gell. 11, 10; Cic. *de rep.* 3, 29; *l. agr.* 3, 6, 12; Vellei. 2, 6.

ten im Staat gegeben hatte, die Regierung als verwaltende und controlirende, die Bürgerschaft als legislative Behörde, die Gerichte aber zwischen beiden getheilt waren, jetzt die Geldaristokratie nicht blofs auf der soliden Basis der materiellen Interessen als eine fest geschlossene und privilegirte Klasse sich consolidirte, sondern auch als richtende und controlirende Gewalt in den Staat eintrat und der regierenden Aristokratie sich fast ebenbürtig zur Seite stellte. All die alten Antipathien der Kaufleute gegen den Adel mufsten fortan in den Wahrsprüchen der Geschwornen einen nur zu praktischen Ausdruck finden; vor allen Dingen in den Rechenschaftsgerichten der Provinzialstatthalter hatte der Senator nicht mehr wie bisher von seines Gleichen, sondern von Grofshändlern und Banquiers die Entscheidung zu erwarten über seine bürgerliche Existenz. Die Fehden zwischen den römischen Capitalisten und den römischen Statthaltern verpflanzten sich aus der Provinzialverwaltung auf den bedenklichen Boden der Rechenschaftsprozesse. Die Aristokratie der Reichen war nicht blofs gespalten, sondern es war auch dafür gesorgt, dafs der Zwist immer neue Nahrung und leichten Ausdruck finde.

Mit den also bereiteten Waffen, dem Proletariat und dem Kaufmannsstand ging Gracchus an sein Hauptwerk, an den Sturz der regierenden Aristokratie. Den Senat stürzen hiefs einerseits durch gesetzliche Neuerungen seine wesentliche Competenz ihm entziehen, andrerseits durch Mafsregeln mehr persönlicher und transitorischer Art die bestehende Aristokratie zu Grunde richten: Gracchus hat beides gethan. Vor allem die Verwaltung hatte bisher dem Senat ausschliefslich zugestanden; Gracchus nahm sie ihm ab, indem er theils die wichtigsten Administrativfragen durch Comitialgesetze, das heifst thatsächlich durch Machtsprüche entschied, theils in den laufenden Angelegenheiten den Senat möglichst beschränkte, theils selbst in der umfassendsten Weise die Geschäfte an sich zog. Die Mafsregeln der ersten Gattung sind schon erwähnt: der neue Herr des Staats disponirte ohne den Senat zu fragen über die Staatskasse, indem er durch die Getreidevertheilung den öffentlichen Finanzen eine dauernde und drückende Last aufbürdete, über die Domänen, indem er Colonien nicht wie bisher nach Senats-, sondern nach Volksschlufs aussandte, über die Provinzialverwaltung, indem er die vom Senat der Provinz Asia gegebene Steuerverfassung durch ein Volksgesetz umstiefs und eine durchaus andere an deren Stelle setzte. Eines der wichtigsten unter den laufenden Geschäften des Senats, die willkürliche Feststellung der jedesmaligen Competenz

der beiden Consuln wurde ihm zwar nicht entzogen, aber der bisher dabei geübte indirecte Druck auf die höchsten Beamten dadurch vernichtet, dafs der Senat angewiesen ward diese Competenzen festzustellen, bevor die betreffenden Consuln gewählt seien. Mit beispielloser Thätigkeit endlich concentrirte Gaius die verschiedenartigsten und verwickeltsten Regierungsgeschäfte in seiner Person, er selbst überwachte die Getreidevertheilung, erlas die Geschwornen, grundete trotz des gesetzlich an die Stadt dn fesselnden Amtes persönlich die Colonien, regulirte das Wegewesen und schlofs die Bauverträge ab, leitete die Senatsverhandlungen, bestimmte die Consulwahlen — kurz er gewöhnte das Volk daran, dafs in allen Dingen ein Mann der erste sei und verdunkelte die schlaffe und lahme Verwaltung des senatorischen Collegiums durch sein kräftiges und gewandtes persönliches Regiment. — Noch energischer als in die Verwaltung griff Gracchus ein in die senatorische Jurisdiction. Dafs er die ordentliche Gerichtsbarkeit der Senatoren beseitigte, ward schon gesagt; dasselbe geschah mit der Jurisdiction, die der Senat als oberste Verwaltungsbehörde sich in Ausnahmsfällen gestattete. Bei scharfer Strafe untersagte er, wie es scheint in dem erneuerten Provocationsgesetz*, die Niedersetzung aufserordentlicher Hochverrathscommissionen durch Senatsbeschlufs, wie diejenige gewesen war, welche nach seines Bruders Ermordung über dessen Anhänger zu Gericht gesessen hatte. Die Summe dieser Mafsregeln ist, dafs der Senat die Controle ganz verlor und von der Verwaltung nur behielt, was das Staatshaupt ihm zu lassen für gut fand. Indefs diese constitutiven Mafsregeln genügten nicht; es mufste auch der gegenwärtig regierenden Aristokratie unmittelbar zu Leibe gegangen werden. Ein blofser Act der Rache war es, dafs dem zuletzt erwähnten Gesetz rückwirkende kraft beigelegt und dadurch derjenige Aristokrat, den nach Nasicas inzwischen erfolgtem Tode der Hafs der Demokraten hauptsächlich traf, Publius Popillius genöthigt ward das Land zu meiden. Merkwürdiger Weise ging dieser Antrag nur mit 18 gegen 17 Stimmen in der Bezirksversammlung durch — ein Zeichen, was wenigstens in Fragen persönlichen Interesses noch der Einfluss der Aristokratie bei der Menge vermochte. Ein ähnliches, aber weit minder zu rechtfertigendes Decret, den gegen Marcus Octavius gerichteten Antrag, dafs wer durch Volksschlufs sein

* Dieses und das Gesetz *ne quis iudicio circumveniatur* dürften identisch sein.

Amt verloren habe, auf immer unfähig sein solle einen öffentlichen Posten zu bekleiden, nahm Gaius zurück auf Bitten seiner Mutter und ersparte sich damit die Schande an einem Ehrenmann, der kein bitteres Wort gegen Tiberius gesprochen und nur verfassungs- und, wie er die Pflicht verstand, pflichtgemäfs gehandelt hatte, niedrige Rache zu nehmen und durch solche Legalisirung einer notorischen Verfassungsverletzung das Recht offen zu verhöhnen. Aber von ganz anderer Wichtigkeit als diese Mafsregeln war Gaius Plan, dessen Realisirung freilich zweifelhaft ist, den Senat durch 300 neue Mitglieder, das heifst ungefähr eben so viele als er bisher hatte, zu verstärken und diese aus dem Ritterstand durch die Comitien wählen zu lassen — eine Parteireform im umfassendsten Stil, die den Senat in die vollständigste Abhängigkeit von dem Staatsoberhaupt gebracht haben würde.

Dies ist die Staatsverfassung, welche Gaius Gracchus entworfen und während der beiden Jahre seines Volkstribunats (631. 632) in ihren wesentlichsten Puncten durchgeführt hat, so weit wir sehen ohne auf irgend einen nennenswerthen Widerstand zu stofsen und ohne zur Erreichung seiner Zwecke Gewalt anwenden zu müssen. Die Reihenfolge, in der diese Mafsregeln durchgebracht sind, läfst in der sehr zerrütteten Ueberlieferung sich nicht mehr erkennen und auf manche nahe liegende Frage müssen wir die Antwort schuldig bleiben; es scheint indefs nicht, dafs uns mit dem Fehlenden sehr wesentliche Momente entgangen sind, da über die Hauptsachen vollkommen sichere Kunde vorliegt und Gaius keineswegs wie sein Bruder durch den Strom der Ereignisse weiter und weiter gedrängt ward, sondern offenbar einen umfassenden wohl überlegten Plan in einer Reihe von Specialgesetzen im Wesentlichen vollständig realisirte. — Dafs diese Verfassung nun keineswegs, wie viele gutmüthige Leute in alter und neuer Zeit gemeint haben, die römische Republik auf neue demokratische Basen stellen, sondern vielmehr sie abschaffen und in der Form eines durch stehende Wiederwahl lebenslänglich und durch unbedingte Beherrschung des formellen Souverains absolut erklärten Amtes, eines unumschränkten Volkstribunats auf Lebenszeit anstatt der Republik die Tyrannis, das heifst nach heutigem Sprachgebrauch die nicht feudalistische und nicht theokratische, die napoleonische Monarchie einführen sollte, das offenbart die sempronische Verfassung selbst mit voller Deutlichkeit einem jeden, der Augen hat und haben will. In der That, wenn Gracchus, wie seine Worte deutlich und deutlicher seine

Werke es sagen, den Sturz des Senatregiments bezweckte, welche andere mögliche politische Ordnung blieb in einem Staat, der die Uebersammlungen hinter sich hatte und für den der Parlamentarismus nicht existirte, nach dem Sturz des aristokratischen Regiments als die Tyrannis? Tränmer, wie sein Vorgänger einer war, und Schwindler, wie sie die Folgezeit heraufführte, mochten dies in Abrede stellen; Gaius Gracchus aber war ein Staatsmann und wufste, was er that. So wenig die beabsichtigte Usurpation der monarchischen Gewalt sich verkennen läfst, so wenig wird, wer die Verhältnisse übersieht, den Gracchus deswegen tadeln. Eine absolute Monarchie ist ein grofses Unglück für die Nation, aber ein minderes als eine absolute Oligarchie; und wer der Nation statt des grofseren das kleinere Leiden auferlegt, den darf die Geschichte nicht schelten, am wenigsten eine so leidenschaftlich ernste und allem Gemeinen so fern stehende Natur wie Gaius Gracchus. Allein nichts desto weniger darf sie es nicht verschweigen, dafs durch die ganze Gesetzgebung desselben eine Zwiespältigkeit verderblichster Art geht, indem sie einerseits das gemeine Beste bezweckt, andrerseits den persönlichen Zwecken, ja der persönlichen Rache des Herrschers dient. Gracchus war ernstlich bemüht für die socialen Schäden eine Abhülfe zu finden und dem einreifsenden Pauperismus zu steuern; dennoch zog er zugleich durch seine Getreidevertheilungen, die für alles arbeitsscheue hungernde Bürgergesindel eine Prämie werden sollten und wurden, ein hauptstädtisches Gassenproletariat der schlimmsten Art absichtlich grofs. Gracchus tadelte mit den bittersten Worten die Feilheit des Senats und deckte namentlich den scandalösen Schacher, den Manius Aquillius mit den kleinasiatischen Provinzen getrieben, mit schonungsloser und gerechter Strenge auf*; aber derselbe Mann führte es durch, dafs der souveräne Pöbel

* Auf diesen Handel um den Besitz von Phrygien, welches nach der Einziehung des attalischen Reiches von Manius Aquillius den Königen von Bithynien und von Pontos zu Kauf geboten und von dem letzteren erstanden ward (S. 53), bezieht sich ein noch vorhandenes längeres Redebruchstück des Gracchus. Er bemerkt darin, dafs von den Senatoren keiner umsonst sich um die öffentlichen Angelegenheiten bekümmere und fügt hinzu: in Beziehung auf das in Rede stehende Gesetz (über die Verleihung Phrygiens an König Mithradates) theile der Senat sich in drei Klassen, solcher die dafür seien, solcher die dagegen seien und solcher die stillschwiegen — die ersten seien bestochen von König Mithradates, die zweiten von König Nikomedes, die dritten aber seien die feinsten, denn diese liefsen sich von den Gesandten beider Könige bezahlen und jede Partei glauben, dafs in ihrem Interesse geschwiegen werde.

der Hauptstadt für seine Regierungssorgen sich von der Unterthanenschaft alimentiren liefs. Gracchus mifsbilligte lebhaft die schändliche Ausplünderung der Provinzen und veranlafste nicht blofs dafs in einzelnen Fällen mit heilsamer Strenge eingeschritten ward, sondern auch die Abschaffung der durchaus unzureichenden senatorischen Gerichte, vor denen selbst Scipio Aemilianus um die entschiedensten Frevler zur Strafe zu ziehen sein ganzes Ansehen vergeblich eingesetzt hatte; dennoch überlieferte er zugleich durch die Einführung der Kaufmannsgerichte die Provinzialen mit gebundenen Händen der Partei der materiellen Interessen und damit einer noch rücksichtsloseren Despotie als die aristokratische gewesen war, und führte in Asia eine Besteuerung ein, gegen welche selbst die nach karthagischem Muster in Sicilien geltende Steuerverfassung gelind und menschlich war — lediglich weil er theils der Partei der Geldmänner, theils für seine Getreidevertheilungen und die sonstigen den Finanzen neu aufgebürdeten Lasten neuer und umfassender Hülfsquellen bedurfte. Gracchus wollte ohne Zweifel eine feste Verwaltung und eine geordnete Rechtspflege, wie zahlreiche durchaus zweckmäfsige Anordnungen bezeugen; dennoch beruht sein neues Verwaltungssystem auf einer fortlaufenden Reihe einzelner nur formell legalisirter Usurpationen; dennoch zog er das Gerichtswesen, das jeder geordnete Staat so weit immer möglich zwar nicht über, aber doch aufserhalb der politischen Parteien zu stellen bemüht sein wird, absichtlich mitten in den Strudel der Revolution. Allerdings fällt die Schuld dieser Zwiespältigkeit in Gaius Gracchus Tendenzen zu einem sehr grofsen Theil mehr auf die Stellung als auf die Person. Gleich hier an der Schwelle der Tyrannis entwickelt sich das verhängnifsvolle Dilemma, dafs derselbe Mann zugleich — man möchte sagen als Räuberhauptmann sich behaupten und als der erste Bürger den Staat leiten soll; ein Dilemma, dem auch Perikles, Caesar, Napoleon bedenkliche Opfer haben bringen müssen. Indefs ganz läfst sich Gaius Gracchus Verfahren aus dieser Nothwendigkeit nicht erklären; es wirkt daneben in ihm die verzehrende Leidenschaft, die glühende Rache, die den eigenen Untergang voraussehend den Feuerbrand schleudert in das Haus des Feindes. Er selber hat es ausgesprochen, wie er über seine Geschwornenordnung und ähnliche auf die Spaltung der Aristokratie abzweckende Mafsregeln dachte; Dolche und Schwerter nannte er sie, die er auf den Markt werfe, damit die Bürger — die vornehmen, versteht sich — mit ihnen sich unter einander zerfleischen möchten. Er war ein politischer Brandstifter,

nicht blofs die hundertjährige Revolution, die von ihm datirt, ist, so weit sie eines Menschen Werk ist, das Werk des Gaius Gracchus, sondern vor allem ist er der wahre Stifter jenes entsetzlichen von oben herab besoldeten und beschmeichelten hauptstädtischen Proletariats, das durch seine aus den Getreidespenden von selber folgende Vereinigung in der Hauptstadt theils vollständig demoralisirt, theils seiner Macht sich bewufst ward und mit seinen bald pinselhaften bald bubischen Ansprüchen und seiner Fratze von Volkssouveränetät ein halbes Jahrtausend hindurch wie ein Alp lastete auf dem römischen Gemeinwesen und nur mit diesem zugleich unterging. Und doch — dieser gröfste der politischen Verbrecher ist doch auch wieder der Regenerator seines Landes. Es ist kaum ein constructiver Gedanke in der römischen Monarchie, der nicht zurückreichte bis auf Gaius Gracchus. Von ihm rührt der dem älteren Staatsrecht fremde Satz her, dafs aller Grund und Boden der unterthänigen Gemeinden als Privateigenthum des Staats anzusehen sei — ein Satz, der zunächst benutzt ward um dem Staat das Recht zu vindiciren diesen Boden beliebig zu besteuern, wie es in Asien, oder auch zur Anlegung von Colonien zu verwenden, wie es in Africa geschah, und der späterhin ein fundamentaler Rechtssatz der Kaiserzeit ward. Von ihm rührt die Taktik der Demagogen und Tyrannen her auf die materiellen Interessen sich stützend die regierende Aristokratie zu sprengen, überhaupt aber durch eine strenge und zweckmäfsige Administration anstatt des bisherigen Mifsregiments die Verfassungsänderung nachträglich zu legitimiren. Auf ihn gehen vor allem zurück die Anfänge einer Ausgleichung zwischen Rom und den Provinzen, wie sie die Herstellung der Monarchie unvermeidlich mit sich bringen mufste; der Versuch das durch die italische Rivalität zerstörte Karthago wieder aufzubauen und überhaupt der italischen Emigration den Weg in die Provinzen zu eröffnen ist das erste Glied in der langen Kette dieser folgen- und segensreichen Entwicklung. Es sind in diesem seltenen Mann und in dieser wunderbaren politischen Constellation Recht und Schuld, Glück und Unglück so in einander verschlungen, dafs es hier sich wohl ziemen mag, was der Geschichte nur selten ziemt, mit dem Urtheil zu verstummen.

Als Gracchus die von ihm entworfene neue Staatsverfassung wesentlich vollendet hatte, legte er Hand an an ein zweites und schwierigeres Werk. Noch schwankte die Frage hinsichtlich der italischen Bundesgenossen. Wie die Führer der demokratischen Partei darüber dachten, hatte sich sattsam gezeigt (S. 96); sie

wünschten natürlich die möglichste Ausdehnung des römischen Bürgerrechts, nicht blofs um die von den Latinern occupirten Domänen zur Vertheilung bringen zu können, sondern vor allem um mit der ungeheuren Masse der Neubürger ihre Clientel zu verstärken, um die Comitialmaschine durch immer weitere Ausdehnung der berechtigten Wählerschaft immer vollständiger in ihre Gewalt zu bringen, überhaupt um einen Unterschied zu beseitigen, der mit dem Sturz der republikanischen Verfassung ohnehin jede ernstliche Bedeutung verlor. Allein hier stiefsen sie auf Opposition bei ihrer eigenen Partei und vornämlich bei derjenigen Bande, die sonst bereitwillig zu Allem was sie verstand und nicht verstand ihr souveränes Ja gab; aus dem einfachen Grunde, dafs diesen Leuten das römische Bürgerrecht so zu sagen wie eine Actie erschien, die ihnen Anspruch gab auf allerlei sehr handgreifliche directe und indirecte Vortheile, sie also ganz und gar keine Lust hatten die Zahl der Actionäre zu vermehren. Die Verwerfung des fulvischen Gesetzes im J. 629 und der daraus entsprungene Aufstand der Fregellaner waren warnende Zeichen sowohl der eigensinnigen Beharrlichkeit der die Comitien beherrschenden Fraction der Bürgerschaft als auch des ungeduldigen Drängens der Bundesgenossen. Gegen das Ende seines zweiten Tribunats (632) wagte Gracchus, wahrscheinlich durch übernommene Verpflichtungen gegen die Bundesgenossen gedrängt, einen zweiten Versuch; in Gemeinschaft mit Marcus Flaccus, der, obwohl Consular, um das früher beantragte Gesetz durchzubringen wiederum das Volkstribunat übernommen hatte, stellte er den Antrag den Latinern das volle Bürger-, den übrigen italischen Bundesgenossen das bisherige Recht der Latiner zu gewähren. Allein der Antrag stiefs auf die vereinigte Opposition des Senats und des hauptstädtischen Pöbels; welcher Art diese Coalition war und wie sie focht, zeigt scharf und bestimmt ein aus der Rede, die der Consul Gaius Fannius gegen den Antrag an das Volk hielt, zufällig erhaltenes Bruchstück: ‚So meint ihr also', sprach der Optimat, ‚wenn ihr den Latinern das Bürgerrecht ertheilt, eben wie ihr jetzt dort vor mir steht, auch künftig in der Bürgerversammlung oder bei den Spielen und Volkslustbarkeiten Platz finden zu können? glaubt ihr nicht vielmehr, dafs jene Leute jeden Fleck besetzen werden?' Bei der Bürgerschaft des fünften Jahrhunderts, die an einem Tage allen Sabinern das Bürgerrecht verlieh, hätte ein solcher Redner wohl mögen ausgezischt werden; die des siebenten fand seine Gründe ungemein einleuchtend und den von Gracchus ihr gebotenen

Preis der Assignation der latinischen Domänen weitaus zu niedrig. Schon dafs der Senat es durchsetzte die sämmtlichen Nichtbürger vor dem entscheidenden Abstimmungstag aus der Stadt weisen zu dürfen, zeigte das Schicksal, das dem Antrag selbst bevorstand. Als dann vor der Abstimmung ein College des Gracchus Livius Drusus gegen das Gesetz intercedirte, nahm das Volk diesen Einspruch in einer Weise auf, dafs Gracchus nicht wagen konnte weiter zu gehen oder gar dem Drusus das Schicksal des Marcus Octavius zu bereiten. — Es war, wie es scheint, dieser Erfolg, der dem Senat den Muth gab zum Sturz des siegreichen Demagogen dieselbe Operation in gröfserem Mafsstab zu wiederholen. Gracchus Macht ruhte auf der Kaufmannschaft und dem Proletariat, zunächst auf dem letzteren, das in diesem Kampf, in welchem militärischer Rückhalt beiderseits nicht vorhanden war, gleichsam die Rolle der Armee spielte. Es war einleuchtend, dafs der Senat weder der Kaufmannschaft noch dem Proletariat ihre neuen Rechte abzuzwingen mächtig genug war; jeder Versuch die Getreidegesetze oder die neue Geschwornenordnung anzugreifen hätte in etwas plumperer oder etwas civilisirterer Form zu einem Strafsenkrawall geführt, dem der Senat völlig wehrlos gegenüber stand. Allein es war nicht minder einleuchtend, dafs Gracchus selbst und diese Kaufleute und Proletarier einzig zusammengehalten wurden durch den gegenseitigen Vortheil und dafs sowohl die Männer der materiellen Interessen als der eigentliche Pöbel ihre Posten und ihr Brotkorn ebenso von jedem andern zu nehmen bereit waren wie von Gaius Gracchus. Gracchus Institutionen standen, für den Augenblick wenigstens, unerschütterlich fest mit Ausnahme einer einzigen: seiner eigenen Oberhauptschaft. Die Schwäche dieser lag darin, dafs in Gracchus Verfassung zwischen Haupt und Heer schlechterdings ein Treuverhältnifs nicht bestand und in der neuen Verfassung wohl alle andern Elemente der Lebensfähigkeit vorhanden waren, nur ein einziges nicht: das sittliche Band zwischen Herrscher und Beherrschten, ohne das jeder Staat auf thönernen Füfsen steht. In der Verwerfung des Antrags die Latiner in den Bürgerverband aufzunehmen war es mit schneidender Deutlichkeit zu Tage gekommen, dafs die Menge in der That niemals für Gracchus stimmte, sondern immer nur für sich; die Aristokratie entwarf den Plan dem Urheber der Getreidespenden und Landanweisungen auf seinem eigenen Boden die Schlacht anzubieten. Es versteht sich von selbst, dafs der Senat dem Proletariat nicht blofs das Gleiche, was Gracchus ihm an Getreide und

sonst zugesichert hatte, sondern noch mehr bot. Im Auftrag des Senats schlug der Volkstribun Marcus Livius Drusus vor den gracchischen Landcolonisten den auferlegten Zins (S. 81) zu erlassen und ihre Landloose für freies und veräußerungsfähiges Eigenthum zu erklären; ferner statt in den überseeischen das Proletariat zu versorgen in zwölf italischen Colonien, jede von 3000 Colonisten, zu deren Ausführung das Volk die geeigneten Männer ernennen möge; nur Drusus selbst verzichtete — im Gegensatz gegen die gracchische Landescommission — auf jegliche Theilnahme an diesem ehrenvollen Geschäft. Als diejenigen, die die Kosten dieses Plans zu tragen hatten, wurden vermuthlich die Latiner genannt, denn anderes occupirte Domanialland als das von ihnen benutzte scheint nicht mehr in Italien vorhanden gewesen zu sein. Auch finden sich einzelne Verfügungen des Drusus, wie die Bestimmung, dafs dem latinischen Soldaten nur von seinem vorgesetzten latinischen, nicht von dem römischen Officier Stockprügel sollten zuerkannt werden dürfen, die allem Anschein nach den Zweck hatten die Latiner für andere Verluste zu beschwichtigen. Der Plan war nicht von den feinsten. Die Concurrenzunternehmung war allzu deutlich, allzu sichtlich das Bestreben das schöne Band zwischen Adel und Proletariat durch weitere gemeinschaftliche Tyrannisirung der Latiner noch enger zu ziehen, die Frage allzu nahe gelegt, wo denn auf der Halbinsel, nachdem die italischen Domänen in der Hauptsache schon weggegeben waren, das für 36000 neue Bauerhufen erforderliche occupirte Domanialland eigentlich belegen sein möge, endlich Drusus Erklärung, dafs er mit der Ausführung seines Gesetzes nichts zu thun haben wolle, so verwunscht gescheut, dafs sie beinahe herzlich allem war. Indefs für das plumpe Wild, das man fangen wollte, war die grobe Schlinge eben recht. Es kam hinzu und war vielleicht entscheidend, dafs Gracchus, auf dessen persönlichen Einfluss alles ankam, eben in Africa war um die karthagische Colonie einzurichten, und sein Stellvertreter in der Hauptstadt Marcus Flaccus durch sein heftiges und ungeschicktes Auftreten den Gegnern in die Hände arbeitete. Das ‚Volk' ratificirte demnach die livischen Gesetze ebenso bereitwillig wie früher die sempronischen. Es vergalt sodann dem neuesten Wohlthäter wie üblich dadurch, dafs es dem früheren einen mafsigen Fufstritt versetzte und als dieser sich für das J. 633 zum drittenmal um das Tribunat bewarb, ihn nicht wieder wählte; wobei übrigens auch noch Unrechtfertigkeiten des von Gracchus früher belehnten wahlleitenden Tribuns vorgekommen sein sollen.

Damit war das Fundament seiner Machtstellerschaft zusammengebrochen. Ein zweiter Schlag traf ihn durch die Consulwahlen, die nicht blofs im Allgemeinen gegen die Demokratie ausfielen, sondern durch welche in Lucius Opimius der Mann, der als Praetor 629 Fregellae erobert hatte, an die Spitze des Staates gestellt ward, eines der entschiedensten und am wenigsten bedenklichen Häupter der strengen Adelspartei und fest entschlossen den gefährlichen Gegner bei erster Gelegenheit zu beseitigen. Sie fand sich bald. Am 10 Dec. 632 hatte Gracchus auf Volkstribun zu sein; am 1 Jan. 633 trat Opimius sein Amt an. Der erste Angriff traf wie billig die nutzlichste und die unpopularste Massregel des Gracchus, die Wiederherstellung von Karthago. Hatte man bisher indirect durch die bedenklicheren italischen Colonien die überseeischen angegriffen, so wühlten jetzt africanische Hyänen die Grenzsteine der neugesetzten Colonie auf und die römischen Pfaffen bescheinigten auf Verlangen, dafs solches Wunder und Zeichen ausdrücklich warnen solle vor dem Wiederanbau der gottverfluchten Stätte: der Senat konnte nicht umhin ein Gesetz vorschlagen zu lassen, das die Ausführung der Colonie Junonia untersagte. Gracchus, der mit den andern zur Anlegung derselben ernannten Männern eben damals die Colonisten auslos, erschien auf dem Capitol, wohin die Bürgerschaft berufen war an dem Tag der Abstimmung, um mit seinem Anhang die Verwerfung des Gesetzes zu bewirken. Gewaltthätigkeiten wünschte er zu vermeiden, um den Gegnern nicht den Vorwand den sie suchten selbst an die Hand zu geben; indefs hatte er nicht wehren können, dafs ein grofser Theil seiner Getreuen, der Katastrophe des Tiberius sich erinnernd und wohl bekannt mit den Absichten der Aristokratie, bewaffnet gekommen war und bei der ungeheuren Aufregung auf beiden Seiten waren Händel kaum zu vermeiden. In der Halle des capitolinischen Tempels verrichtete der Consul Lucius Opimius das übliche Brandopfer; einer der ihm dabei behülflichen Gerichtsdiener, Quintus Antullius herrschte, die heiligen Eingeweide in der Hand, die ‚schlechten Bürger' an die Halle zu räumen und schien sogar an Gaius selbst Hand legen zu wollen; worauf ein eifriger Gracchaner das Schwert zog und den Menschen niederstiefs. Es entstand ein furchtbarer Lärm. Gracchus versuchte vergeblich zum Volk zu sprechen und die Verantwortung der gotteslästerlichen Mordthat von sich abzulehnen; er lieferte den Gegnern nur einen formalen Anklagegrund mehr, indem er ohne es in dem Getümmel zu bemerken, einem eben zum Volk sprechenden Tribun in

die Rede fiel, worauf ein verschollenes Statut aus der Zeit des alten Ständekampfes (I, 177) die schwerste Strafe gesetzt hatte. Der Consul Lucius Opimius traf seine Maßregeln, um den Aufstand zum Sturz der republikanischen Verfassung, wie man die Vorgänge dieses Tages zu bezeichnen beliebte, mit gewaffneter Hand zu unterdrücken. Er selbst durchwachte die Nacht im Castorientempel am Markte; mit dem frühesten Morgen füllte das Capitol sich mit kretischen Bogenschützen, Rathhaus und Markt mit den Mannen der Regierungspartei, den Senatoren und der ihnen anhängigen Fraction der Ritterschaft, welche auf Geheifs des Consuls sämmtlich bewaffnet und jeder von zwei bewaffneten Sclaven begleitet sich eingefunden hatten. Es fehlte keiner von der Aristokratie; selbst der ehrwürdige hochbejahrte und der Reform wohlgeneigte Quintus Metellus war mit Schild und Schwert erschienen. Ein tüchtiger und in den spanischen Kriegen erprobter Offizier, Decimus Brutus übernahm das Commando der bewaffneten Macht; der Rath trat in der Curie zusammen. Die Bahre mit der Leiche des Gerichtsdieners ward vor der Curie niedergesetzt; der Rath, gleichsam überrascht, erschien in Masse an der Thüre um die Leiche in Augenschein zu nehmen und zog sich sodann wieder zurück um das Weitere zu beschliefsen. Die Führer der Demokratie hatten sich vom Capitol in ihre Häuser begeben; Marcus Flaccus hatte die Nacht damit zugebracht zum Strafsenkrieg zu rüsten, während Gracchus es zu verschmähen schien mit dem Verhängnifs zu kämpfen. Als man am andern Morgen die auf dem Capitol und dem Markt getroffenen Anstalten der Gegner erfuhr, begaben sie sich auf den Aventin, die alte Burg der Volkspartei in den Kämpfen der Patricier und Plebejer. Schweigend und unbewaffnet ging Gracchus dort hin; Flaccus rief die Sclaven zu den Waffen und verschanzte sich im Tempel der Diana, während er zugleich seinen jüngeren Sohn Quintus in das feindliche Lager sandte, um wo möglich einen Vergleich zu vermitteln. Er kam zurück mit der Meldung, dafs die Aristokratie unbedingte Ergebung verlange; zugleich brachte er die Ladung des Senats an Gracchus und Flaccus vor dem Senat zu erscheinen und wegen Verletzung der tribunicischen Majestät sich zu verantworten. Gracchus wollte der Vorladung folgen, allein Flaccus hinderte ihn daran und wiederholte statt dessen den ebenso albernen wie feigen Versuch mit solchen Gegnern zu einem Vergleich zu gelangen. Als statt der beiden vorgeladenen Führer blofs der junge Quintus Flaccus abermals sich einstellte, behandelte der Consul die Weigerung jener sich

zu stellen als den Anfang der offenen Insurrection gegen die Regierung; er liefs den Boten verhaften und gab das Zeichen zum Angriff auf den Aventin, indem er zugleich in den Strafsen ausrufen liefs, dafs dem, der das Haupt des Gracchus oder des Flaccus bringe, die Regierung dasselbe buchstäblich mit Gold aufwiegen werde, so wie dafs sie jedem, der vor dem Beginn des kampfs den Aventin verlasse, volle Straflosigkeit gewährleiste. Die Reihen auf dem Aventin lichteten sich schnell; der tapfere Adel im Verein mit den Kretern und den Sclaven erstürmte den fast unvertheidigten Berg und erschlug wen er vorfand, bei 250 meist geringe Leute. Marcus Flaccus flüchtete mit seinem ältesten Sohn in einen Versteck, wo sie bald nachher aufgejagt und niedergemacht wurden. Gracchus hatte als das Gefecht begann sich in den Tempel der Minerva zurückgezogen und wollte hier sich mit dem Schwerte durchbohren, als sein Freund Publius Lactorius ihm in den Arm fiel und ihn beschwor wo möglich sich für bessere Zeiten zu erhalten. Gracchus liefs sich bewegen einen Versuch zu machen nach dem andern Ufer der Tiber zu entkommen; allein den Berg hinabeilend stürzte er und verstauchte sich den Fufs. Ihm Zeit zum Entrinnen zu geben, warfen seine beiden Begleiter Marcus Pomponius an der Porta Trigemina unter dem Aventin, Publius Lactorius auf der Tiberbrücke, da wo einst Horatius Cocles allein gegen das Etruskerheer gestanden hatte, den Verfolgern sich entgegen und liefsen sich niedermachen; so gelangte Gracchus, nur von seinem Sclaven Euporus begleitet, in die Vorstadt am rechten Ufer der Tiber. Hier im Hain der Furrina fand man später die beiden Leichen; es schien, als habe der Sclave zuerst dem Herrn und sodann sich selber den Tod gegeben. Die Köpfe der beiden gefallenen Führer wurden der Regierung wie befohlen eingehändigt; der Ueberbringer des Kopfes des Gracchus, ein vornehmer Mann, Lucius Septimuleius erhielt den bedungenen Preis und darüber ausgezahlt, dagegen die Mörder des Flaccus, geringe Leute, wurden mit leeren Händen fortgeschickt. Die Körper der Getödteten wurden in den Flufs geworfen, die Häuser der Führer der Plünderung der Menge preisgegeben. Gegen die Anhänger des Gracchus begann der Prozefskrieg im grofsartigsten Stil; bis 3000 derselben sollen im Kerker aufgeknüpft worden sein, unter ihnen der achtzehnjährige Quintus Flaccus, der an dem Kampf nicht theilgenommen hatte und wegen seiner Jugend und seiner Liebenswürdigkeit allgemein bedauert ward. Auf dem Freiplatz unter dem Capitol, wo der nach wiederhergestelltem innerem Frie-

den von Camillus geweihte Altar (I, 194) und andere bei ähnlichen Veranlassungen errichtete Heiligthümer der Eintracht sich befanden, wurden diese kleinen Kapellen niedergerissen und aus dem Vermögen der getödteten oder verurtheilten Hochverräther, das bis auf die Mitgift ihrer Frauen hin confiscirt ward, nach Beschluss des Senats von dem Consul Lucius Opimius ein neuer glänzender Tempel der Eintracht mit dazu gehöriger Halle errichtet; es war allerdings zeitgemäss die Zeichen der alten Eintracht zu beseitigen und eine neue zu inauguriren über den Leichen der drei Enkel des Siegers von Zama, die nun alle, zuerst Tiberius Gracchus, dann Scipio Aemilianus, endlich der jüngste und gewaltigste von ihnen Gaius Gracchus von der Revolution verschlungen worden waren. Der Gracchen Andenken blieb offiziell geächtet; nicht einmal das Trauergewand durfte Cornelia um den Tod ihres letzten Sohnes anlegen; allein die leidenschaftliche Anhänglichkeit, die gar viele im Leben für die beiden edlen Brüder und vornämlich für Gaius empfunden hatten, zeigte sich in rührender Weise auch nach ihrem Tode in der fast religiösen Verehrung, die die Menge ihrem Andenken und den Stätten, wo sie gefallen waren, allen polizeilichen Vorkehrungen zum Trotz fortdauernd zu zollen.

KAPITEL IV.

Die Restaurationsherrschaft.

Das neue Gebäude, das Gaius Gracchus aufgeführt hatte, war mit seinem Tode eine Ruine. Wohl war sein Tod wie der seines Bruders zunächst nichts als ein Act der Rache; allein es war doch auch ein sehr wesentlicher Schritt zur Restauration der alten Verfassung, wenn aus der Monarchie, eben da sie im Begriff war sich zu begründen, die Person des Monarchen beseitigt ward. Es schien eine Personenfrage, aber es war mehr; hauptsächlich deshalb, weil eben damals schlechterdings Niemand vorhanden war, der, sei es durch Blutsverwandtschaft mit dem gefallenen Staatsoberhaupt, sei es durch überwiegende Capacität auch nur zu einem Versuch den erledigten Platz einzunehmen sich legitimirt gefühlt hätte. Gaius war ohne Kinder gestorben und auch Tiberius hinterlassener Knabe starb, bevor er zu seinen Jahren kam; die ganze sogenannte Volkspartei war buchstäblich ohne irgend einen auch nur namhaften Führer. Die gracchische Verfassung glich einer Festung ohne Commandanten; Mauern und Besatzung waren durchaus intact, aber der Feldherr fehlte und es war Niemand vorhanden, der an den leeren Platz sich hätte setzen wollen als eben die gestürzte Regierung. Auch Gaius Gracchus hatte den Satz im Allgemeinen gelten lassen, dafs die Regierungsgeschäfte zunächst vor den Senat gehörten und nur durch eine Reihe von Ausnahmsbestimmungen denselben thatsächlich zu nichte gemacht; es verstand sich von selbst, dafs nach seinem erblosen Abgang das

Regiment wiederum wie von selbst in die Hände des Senats zurück kam.

Allein das neue Regiment des Senats war denn doch ein wesentlich anderes geworden; es glich vielmehr dem Regiment, wie es Gracchus zu führen gedacht hatte, als dem der älteren Aristokratie. Die Oligarchie erschien neugerüstet in dem Heerzeug der gestürzten Tyrannis; wie der Senat den Gracchus mit dessen eigenen Waffen aus dem Felde geschlagen hatte, so fuhr er auch fort zunächst mit der Verfassung der Gracchen zu regieren, allerdings mit dem Hintergedanken sie seiner Zeit wo nicht ganz zu beseitigen, doch zu reinigen von den der regierenden Aristokratie in der That feindlichen Elementen. Fürs erste reagirte man wesentlich nur gegen die Personen, rief den Publius Popillius nach Cassirung der ihn betreffenden Verfügungen aus der Verbannung zurück (633) und machte den Gracchanern den Prozefskrieg; wogegen der Versuch der Volkspartei den Lucius Opimius nach Niederlegung seines Amtes wegen Hochverrath zur Verantwortung zu bringen von der Regierungspartei vereitelt ward (634). Es ist für den Charakter dieser Restaurationsregierung bezeichnend, wie die Aristokratie an Gesinnungstüchtigkeit fortschritt. Gaius Carbo war einst Bundesgenosse der Gracchen gewesen, hatte aber seit langem sich bekehrt (S. 96) und noch kürzlich als Vertheidiger des Opimius seinen Eifer und seine Brauchbarkeit bewiesen. Aber er blieb der Ueberläufer; als gegen ihn die gleiche Anklage wie gegen Opimius erhoben ward, liefs die Regierungspartei nicht ungern ihn fallen und Carbo, zwischen beiden Parteien sich verloren sehend, gab sich mit eigener Hand den Tod. So erwiesen die Männer der Reaction in Personenfragen sich als lautere Aristokraten. Dagegen die Getreidevertheilungen, die Besteuerung der Provinz Asia, die gracchische Geschwornen- und Gerichtsordnung griff die Reaction zunächst nicht an und schonte nicht blofs die Kaufmannschaft und das hauptstädtische Proletariat, sondern fuhr fort, wie man bei Einbringung der livischen Gesetze begonnen hatte, diesen Mächten und vor allem dem Proletariat noch weit entschiedener zu huldigen, als die Gracchen dies gethan hatten; um so mehr, als die Hegung und Pflegung der Pöbelinteressen sich aufs vollkommenste vertrug mit dem eigenen Vortheil der Aristokratie und dabei nichts weiter geopfert ward als blofs das gemeine Beste. Alle diejenigen Mafsregeln, die von Gaius Gracchus zur Förderung des öffentlichen Wohls getroffen waren, eben den besten, freilich begreiflicher Weise auch den unpopulärsten Theil seiner Gesetz-

gelung, liefs die Aristokratie fallen. Nichts wurde so rasch und so erfolgreich angegriffen wie der grofsartigste seiner Entwürfe zunächst die römische Bürgerschaft und Italien, sodann Italien und die Provinzen rechtlich gleichzustellen und indem also der Unterschied zwischen blofs herrschenden und zehrenden und blofs dienenden und arbeitenden Staatsangehörigen weggeräumt ward, zugleich durch die umfassendste und systematischste Emigration, die die Geschichte kennt, die sociale Frage zu lösen. Mit der ganzen Verbissenheit und dem ganzen grämlichen Eigensinn der Altersschwäche drängte die restaurirte Oligarchie den Grundsatz der abgelebten Geschlechter, dafs Italien das herrschende Land und Rom in Italien die herrschende Stadt bleiben müsse, aufs neue der Gegenwart auf. Schon bei Lebzeiten des Gracchus war die Zurückweisung der italischen Bundesgenossen eine vollendete Thatsache und war gegen den grofsen Fundamentalsatz der überseeischen Colonisation ein sehr ernsthafter Angriff gerichtet worden, der die nächste Ursache zu Gracchus Untergang gewesen war. Nach seinem Tode wurde der Plan einer Wiederherstellung Karthagos mit leichter Mühe von der Regierungspartei beseitigt, wenn gleich die einzelnen etwa schon vertheilten Landloose den Empfängern geblieben sein mögen. Zwar dafs der demokratischen Partei auf einem andern Puncte eine ähnliche Gründung gelang, konnte sie nicht wehren: im Verlauf der Eroberungen jenseit der Alpen, welche Marcus Flaccus begonnen hatte, wurde daselbst im J. 636 die Colonie Narbo (Narbonne) gegründet, die älteste überseeische Bürgerstadt im römischen Reiche, welche trotz der vielfachen Anfechtungen der Regierungspartei, trotz des geradezu auf Aufhebung derselben vom Senat gestellten Antrags dennoch dauernden Bestand hatte. Indefs abgesehen von dieser in ihrer Vereinzelung nicht sehr bedeutenden Ausnahme gelang es der Regierung die Landanweisung aufserhalb Italien durchgängig zu verhindern. In gleichem Sinn wurde die italische Domanialfrage geordnet. Was von den Domänen bereits vertheilt war, blieb den Empfangern; die von Gracchus im Interesse des Gemeinwesens hinzugefügten Beschränkungen, Erbzins und Veräufserungsverbot, hatte bereits Marcus Drusus aufgehoben. Dagegen die noch nach Occupationsrecht besessenen Domanen, welche aufser dem von den Latinern genutzten Domanialland zum gröfsten Theil bestanden haben werden in dem gemäfs des gracchischen Maximum (S. 81) den bisherigen Inhabern gebliebenen Grundbesitz, war man entschlossen den bisherigen Occupanten definitiv zu vindi-

ruen und auch die Möglichkeit künftiger Auftheilung abzuschneiden. Freilich waren es zunächst diese Landereien gewesen, aus denen die 30000 von Drusus verheifsenen neuen Bauerhufen hatten gebildet werden sollen; allein man sparte sich die Untersuchung, wo denn unter dem Monde diese hunderttausende von Morgen italischen Domaniallands belegen sein möchten, und legte das livische Colonialgesetz, das seinen Dienst gethan, stillschweigend zu den Acten. Dagegen wurde durch ein Gesetz, das im Auftrag des Senats der Volkstribun Spurius Thorius durchbrachte, die gesetzlich immer noch bestehende Landtheilungscommission im J. 635 aufgehoben und den Occupanten des Domaniallandes ein fester Zins auferlegt, dessen Ertrag dem hauptstädtischen Pobel zu Gute kam — es scheint, indem die Kornvertheilung zum Theil darauf fundirt ward: noch weiter gehende Vorschläge, vielleicht eine Steigerung der Getreidespenden, wehrte der verständige Volkstribun Gaius Marius ab. Acht Jahre später (643) geschah der letzte Schritt, indem durch einen neuen Volksschlufs* das occupirte Domaniall and geradezu umgewandelt ward in zinsfreies Privateigenthum der bisherigen Occupanten. Man fügte hinzu, dafs in Zukunft Domaniall and überhaupt nicht occupirt, sondern entweder verpachtet werden oder als gemeine Weide offen stehen solle; für den letzten Fall ward durch Feststellung eines sehr niedrigen Maximum von zehn Stück Gros- und fünfzig Stück Kleinvieh dahin gewirkt, dafs nicht der grofse Heerdenbesitzer den kleinen thatsächlich ausschliefse — verständige Bestimmungen, in denen die Schädlichkeit des Occupationssystems nachträglich officielle Anerkennung fand, die aber leider erst getroffen wurden, als in Folge dieses Systems der Staat bereits wesentlich um seine Domanialbesitzungen gekommen war. So war der Hauptzweck erreicht und die Occupation in Eigenthum verwandelt. Indem die römische Aristokratie also für sich selber sorgte, beschwichtigte sie zugleich die italischen Bundesgenossen dadurch dafs sie denselben an dem von ihnen und namentlich von ihrer municipalen Aristokratie genutzten latinischen Domaniall and zwar nicht das Eigenthum verlieh, aber doch das ihnen durch ihre Privilegien verbriefte Recht daran ungeschmälert wahrte. Die Gegenpartei war in der üblen Lage, dafs in den wichtigsten materiellen Fragen die Inter-

* Es ist grofsentheils noch vorhanden und bekannt unter dem jetzt seit dreihundert Jahren grundlos fortgepflanzten Namen des thorischen Ackergesetzes.

essen der italischen Opposition denen der hauptstädtischen schnurstracks entgegenhielten; es war begreiflich, dafs jene mit der römischen Regierung eine Art Bündnifs einging und gegen die ausschweifenden Absichten mancher römischer Demagogen bei dem Senat Schutz suchte und fand. Während also die restaurirte Regierung es sich angelegen sein liefs die Keime zum Bessern, die in der gracchischen Verfassung vorhanden waren, gründlich auszureuten, blieb sie den nicht zum Heil des Ganzen von Gracchus erweckten feindlichen Mächten gegenüber vollständig ohnmächtig. Das hauptstädtische Proletariat blieb bestehen in unerkannter Thätigkeit und Zehrungsgerechtigkeit; die Geschwornen aus dem Kaufmannsstand liefs der Senat gleichfalls sich gefallen, so widerwärtig auch dieses Joch eben dem besseren und stolzeren Theil der Aristokratie fiel. Wohl versuchte sie, wie die letzte Lauge noch in den Gemüthern der Zeitgenossen nachzitternde Katastrophe allmählig in der Erinnerung der Menschen zurücktrat, sich ihrer unwürdigen Fesseln zu entledigen. Das Gesetz des Marcus Aemilius Scaurus von 632, das wenigstens die verfassungsmäfsigen Beschränkungen des Stimmrechts der Freigelassenen wieder einschärfte, war ein Versuch, freilich ein sehr zahmer und für lange Jahre der einzige, der senatorischen Regierung ihren Pöbeltyrannen etwas wieder zu kündigen. Gleicher Art ist der Antrag, den der Consul Quintus Caepio siebzehn Jahre nach Einführung der Rittergerichte (618) einbrachte auf Zurückgabe der Prozesse an senatorische Geschworne. Er zeigte, was die Regierung wünschte, aber auch was sie vermochte, wenn es sich nicht darum handelte Domänen einzuziehen, sondern einem einflufsreichen Stande gegenüber eine Mafsregel durchzusetzen: sie fiel damit durch*. Zu einer Emancipation der Regierung von ihren unbequemen Machtgenossen kam es nicht; wohl aber trugen diese Mafsregeln dazu bei das niemals aufrichtige Einverständnifs der regierenden Aristokratie mit der kaufmannschaft und dem Proletariat noch ferner zu trüben. Beide wufsten sehr genau, dafs der Senat alle Zugeständnisse nur aus Angst und widerwillig gewährte; sie waren also auch sehr bereit jedem andern Machthaber, der ihnen mehr oder auch

* Das zeigt, wie bekannt, der weitere Verlauf. Man hat dagegen geltend gemacht, dafs bei Valerius Maximus 6, 9, 13 Quintus Caepio Patron des Senats genannt werde; allein was hier erzählt wird, pafst schlechterdings nicht auf den Consul des J. 618 und es mufs hier eine Irrung sein, sei es nun im Namen oder in den berichteten Thatsachen.

nur das Gleiche bot, dieselben Dienste zu leisten, und hatten nichts dagegen, wenn sich eine Gelegenheit gab, den Senat zu chicanieren oder zu hemmen; sie waren weder durch Dankbarkeits- noch durch Vortheilsrücksichten an die Herrschaft des Senats dauernd gefesselt. So regierte die Restauration weiter mit den Wünschen und Gesinnungen der legitimen Aristokratie und mit der Verfassung und den Regierungsmitteln der Tyrannis. Ihre Herrschaft ruhte nicht blofs auf den gleichen Basen wie die des Gracchus, sondern sie war auch gleich schlecht, ja noch schlechter befestigt: sie war stark, wo sie mit dem Pöbel im Bunde zweckmäfsige Institutionen umstiefs, aber den Gassenhaufen wie den kaufmännischen Interessen gegenüber vollkommen machtlos. Sie safs auf dem erledigten Thron mit bösem Gewissen und getheilten Hoffnungen, den Institutionen des eigenen Staates grollend und doch unfähig auch nur planmäfsig sie anzugreifen, unsicher im Thun und im Lassen aufser wo der eigene materielle Vortheil sprach, ein Bild der Treulosigkeit gegen die eigene wie die entgegengesetzte Partei, des inneren Widerspruchs, der klaglichsten Ohnmacht, des gemeinsten Eigennutzes, ein unübertroffenes Ideal der Mifsregierung.

Es konnte nicht anders sein: die gesammte Nation war in intellectuellem und sittlichem Verfall, vor allem aber die höchsten Stände. Die Aristokratie vor der Gracchenzeit war wahrlich nicht überreich an Talenten und die Bänke des Senats vollgedrängt von feigem und verlottertem adlichen Gesindel; indefs es safsen doch in demselben auch Scipio Aemilianus, Gaius Laelius, Quintus Metellus, Publius Crassus, Publius Scaevola und zahlreiche andere achtbare und fähige Männer, und wer einigen guten Willen mitbrachte, konnte urtheilen, dafs der Senat in der Unrechtfertigkeit ein gewisses Mafs und ein gewisses Decorum einhalte. Diese Aristokratie war gestürzt und sodann wiederhergestellt worden; fortan ruhte auf ihr der Fluch der Restauration. Hatte die Aristokratie früher regiert schlecht und recht und seit mehr als einem Jahrhundert ohne jede fühlbare Opposition, so hatte die durchgemachte Krise wie ein Blitz in dunkler Nacht ihr den Abgrund gezeigt, der vor ihren Füfsen klaffte. War es ein Wunder, dafs fortan der Groll immer und, wo sie es wagte, der Schrecken das Regiment der altadlichen Herrenpartei bezeichnete? dafs die Regierenden noch unendlich schroffer und gewaltsamer als bisher als festgeschlossene Partei zusammenstanden gegen die nicht regierende Menge? dafs die Familienpolitik jetzt eben wie in den schlimmsten Zeiten des Patriciats

weder um sich griff und zum Beispiel die vier Söhne und (wahrscheinlich) die zwei Neffen des Quintus Metellus, mit einer einzigen Ausnahme lauter unbedeutende, zum Theil ihrer Einfalt wegen berufene Leute, innerhalb funfzehn Jahre (631—645) sämmtlich zum Consulat, mit Ausnahme eines Einzigen auch zum Triumph gelangten, von den Schwiegersöhnen und so weiter zu schweigen? dafs je gewalt- und grausamer einer der übrigen gegen die Gegenpartei aufgetreten war, er desto entschiedener von ihnen gefeiert, dem echten Aristokraten jeder Exzeſs, jede Schamlosigkeit verziehen ward? dafs die Regierenden und die Regierten nur darin nicht zwei kriegführenden Parteien glichen, dafs in ihrem Krieg kein Völkerrecht galt? Es war leider nur zu begreiflich, dafs wenn die alte Aristokratie das Volk mit Ruthen schlug, diese restaurirte es mit Skorpionen züchtigte. Sie kam zurück; aber sie kam weder klüger noch besser. Nie hat es bis auf diese Zeit der römischen Aristokratie so vollständig an staatsmännischen und militärischen Capacitäten gemangelt wie in dieser Restaurationsepoche zwischen der gracchischen und der cinnanischen Revolution. Bezeichnend dafür ist der koryphäe der senatorischen Partei dieser Zeit Marcus Aemilius Scaurus. Der Sohn hochadlicher, aber unvermögender Aeltern und darum genöthigt Gebrauch zu machen von seinen nicht gemeinen Talenten schwang er sich auf zum Consul und Censor, war lange Jahre Vormann des Senats und das politische Orakel seiner Standesgenossen und verewigte seinen Namen nicht blofs als Redner und Schriftsteller, sondern auch als Urheber einiger der ansehnlichsten in diesem Jahrhundert ausgeführten Staatsbauten. Indefs wenn man näher zusieht, laufen seine vielgefeierten Grofsthaten darauf hinaus, dafs er als Feldherr einige wohlfeile Dorftriumphe in den Alpen, als Staatsmann mit seinem Stimm- und Luxusgesetz einige ungefähr ebenso ernsthafte Siege über den revolutionären Zeitgeist erfocht, sein eigentliches Talent indefs darin bestand ganz ebenso zugänglich und bestechlich zu sein wie jeder andere rechtschaffene Senator, aber mit einiger Schlauheit den Augenblick, wo die Sache bedenklich zu werden anfing, zu wittern und vor allem durch seine vornehme und ehrwürdige Erscheinung vor dem Publicum den Fabricius zu agiren. In militärischer Hinsicht finden sich zwar einige ehrenvolle Ausnahmen tüchtiger Offiziere aus den höchsten Kreisen der Aristokratie; die Regel aber war, dafs die vornehmen Herren, wenn sie an die Spitze der Armeen treten sollten, schleunigst aus den griechischen Kriegshandbüchern und den römi-

seinen Armeen zusammenlasen was um einen militärischen Discurs zu führen nöthig war und sodann im Feldlager im besten Fall das wirkliche Commando einem Offizier von niedriger Herkunft und erprobter Bescheidenheit übergaben. In der That, wenn ein paar Jahrhunderte zuvor der Senat einer Versammlung von Königen glich, so spielten diese ihre Nachfahren nicht übel die Prinzen. Aber der Unfähigkeit dieser restaurirten Adlichen hielt völlig die Wage ihre politische und sittliche Nichtswürdigkeit. Wenn nicht die religiösen Zustände, auf die zurückzukommen sein wird, von der wüsten Zerfahrenheit dieser Zeit ein treues Spiegelbild bieten und ebenso die äussere Geschichte in dieser Epoche die vollkommene Schlechtigkeit der römischen Adlichen als einen ihrer wesentlichsten Factoren aufweise, so wurden die entsetzlichen Verbrechen, die in den höchsten Kreisen Roms Schlag auf Schlag zum Vorschein kamen, allein dieselben hinreichend charakterisiren.

Die Verwaltung war nach innen und nach aussen, was sie sein konnte unter einem solchen Regiment. Der soziale Ruin Italiens griff mit erschreckender Geschwindigkeit um sich; seit die Aristokratie das Aufkaufen der Kleinbesitzer sich gesetzlich hatte erlauben lassen und in ihrem neuen Uebermuth das Austreiben derselben immer häufiger sich selbst erlaubte, verschwanden die Bauerstellen wie die Regentropfen im Meer. Wie mit der politischen die ökonomische Oligarchie mindestens Schritt hielt, zeigt die Aeufserung, die ein gemäfsigt demokratischer Mann, Lucius Marcius Philippus um 650 that, dafs es in der ganzen Bürgerschaft kaum 2000 vermögende Familien gebe. Den praktischen Commentar dazu lieferten abermals die Sclavenaufstände, welche in den ersten Jahren des kimbrischen Krieges alljährlich in Italien ausbrachen, so in Nuceria, in Capua, im Gebiet von Thurii. Diese letzte Zusammenrottung war schon so bedeutend, dafs gegen sie der städtische Prätor mit einer Legion hatte marschiren müssen und dennoch nicht durch Waffengewalt, sondern durch tückischen Verrath der Insurrection Herr geworden war. Auch das war eine bedenkliche Erscheinung, dafs an der Spitze derselben kein Sclave gestanden hatte, sondern der römische Ritter Titus Vettius, den seine Schulden zu dem wahnsinnigen Schritt getrieben hatten seine Sclaven frei und sich zu ihrem König zu erklären (650). Wie gefährlich die Anhäufung der Sclavenmassen in Italien der Regierung erschien, beweist die Vorsichtsmafsregel hinsichtlich der um 611 erworbenen Goldwäschereien von Victumulae: die Pächter wurden zuerst ver-

pflichtet nicht über 5000 Arbeiter darin anzustellen und sodann der Betrieb durch Senatsbeschluss gänzlich eingestellt. Unter einem Regiment, wie das gegenwärtige, war in der That alles zu befürchten, wenn wie sehr möglich das Heer der Transalpiner in Italien eindrang und die grossentheils ihnen stammverwandten Sclaven zu den Waffen rief. — Verhältnissmässig mehr noch litten die Provinzen. Man versuche sich vorzustellen, wie es in Ostindien aussehen würde, wenn die englische Aristokratie wäre, was in jener Zeit die römische war, und man wird eine Vorstellung der Lage von Sicilien und Asia haben. Die Gesetzgebung, indem sie der Kaufmannschaft die Controle der Beamten übertrug, nöthigte diese gewissermaßen gemeinschaftliche Sache mit jener zu machen und durch unbedingte Nachgiebigkeit gegen die Capitalisten in den Provinzen sich unbeschränkte Plünderungsfreiheit und Schutz vor der Anklage zu erkaufen. Neben diesen officiell und halbofficiell angestellten Räubern plünderten Land- und Seepiraten die sämmtlichen Landschaften des Mittelmeers. Vor allem in den asiatischen Gewässern trieben die Filibustier es so arg, dass selbst die römische Regierung sich genöthigt sah im J. 652 eine wesentlich aus den Schiffen der abhängigen Kaufstädte gebildete Flotte unter dem mit proconsularischer Gewalt bekleideten Praetor Marcus Antonius nach Kilikien zu entsenden. Sie brachte nicht blos eine Anzahl Corsarenschiffe auf und nahm einige Felsennester aus, sondern die Römer richteten hier sich sogar für die Dauer ein und besetzten zur Unterdrückung des Seeraubs in dem Hauptsitz desselben, dem rauhen oder westlichen Kilikien, feste militärische Positionen, was der Anfang war zur Einrichtung der seitdem unter den römischen Aemtern erscheinenden Provinz Kilikien*. Die Absicht war löblich und der Plan zweckmäßig

* Vielfältig wird angenommen, dass die Einrichtung der Provinz Kilikien erst erfolgte nach der kilikischen Expedition des Publius Servilius 676fg., allein mit Unrecht: denn schon 662 finden wir Sulla (Appian *Mithr.* 57; *Cic.* 1, 77; Victor 75), schon 671. 675 Gnaeus Dolabella (Cic. *I verr.* 1, 1, 16, 44) als Statthalter von Kilikien, wonach nichts übrig bleibt als die Einrichtung der Provinz in das J. 652 zu setzen. Hiefür spricht ferner, dass die römischen Expeditionen dieser Zeit gegen die Corsaren, wie z. B. die balearischen, ligurischen, dalmatischen Feldzüge, regelmäßig gerichtet erscheinen auf Besetzung der Küstenpuncte, von wo der Seeraub ausging; natürlich, denn da die Römer keine stehende Flotte hatten, war das einzige Mittel dem Seeraub wirksam zu steuern die Besetzung der Küsten. Uebrigens ist daran zu erinnern, dass der Begriff der *provincia* nicht unbedingt Besitz der Landschaft in sich schliefst, sondern an sich nichts ist als ein selbstständiges militärisches Commando; es ist sehr möglich, dass die Rö-

entworfen; nur bewies leider der Fortbestand und die Steigerung des Corsarenunwesens in den asiatischen Gewässern und speciell in Kilikien, dafs die Expedition mit durchaus unzulänglichen Mitteln unternommen worden war. Aber nirgends kam die Ohnmacht und die Verkehrtheit der römischen Provinzialverwaltung in so nackter Blöfse zu Tage, wie in den Insurrectionen des provinzialen Proletariats, welche mit der Restauration der Aristokratie zugleich in den vorigen Stand wieder eingesetzt zu sein scheinen. In trauriger Eintönigkeit wiederholten sich jene aus Aufständen zu kriegen anschwellenden Schilderhebungen der Sklavenschaft, eben wie sie um das J. 620 als eine und vielleicht die nächste Ursache der ersten Revolution aufgetreten waren. Wieder gährte es wie dreifsig Jahre zuvor in der gesammten Sklavenschaft im römischen Reiche; der italischen Zusammenrottungen ward schon gedacht; in den attischen Silberbergwerken standen die Grubenarbeiter auf, besetzten das Vorgebirge Sunion und plünderten längere Zeit hindurch von dort aus die Umgegend; an andern Orten zeigten sich ähnliche Bewegungen. Aber vor allem Sizilien mit seinen Plantagen und den dort zusammengeströmenden kleinasiatischen Sklavenhorden war wieder der Hauptsitz dieser furchterlichen Vorgänge. Es ist charakteristisch für die Gröfse des Uebels, dafs ein Versuch der Regierung den schlimmsten Auswüchsen zu steuern die nächste Ursache der neuen Insurrection ward. Dafs das freie Proletariat in Sizilien wenig besser daran war als die Sklavenschaft, hatte schon in ihrem Verhalten zu dem ersten Aufstand sich gezeigt (S. 73); nach der Besiegung desselben nahmen die römischen Spekulanten ihre Revanche und steckten massenweise die römischen Provinzialen unter ihre Sklavenschaft. In Folge einer hiegegen im J. 650 vom Senat erlassenen scharfen Verfügung setzte der damalige Statthalter von Sizilien Publius Licinius Nerva in Syrakus ein Freiheitsgericht nieder, das in der That mit Ernst durchgriff; in kurzer Zeit war in achthundert Prozessen gegen die Sklavenbesitzer entschieden und die Zahl der anhängig gemachten Sachen bestandig im Steigen. Die erschreckten Plantagenbesitzer

mer zunächst in dieser rauhen Landschaft nichts nahmen als Station für Schiffe und Mannschaft. — Das ebene Ostkilikien blieb bis auf den Krieg gegen Tigranes bei dem syrischen Reich (Appian *Syr.* 48); die ehemals zu Kilikien gerechneten Landschaften nördlich des Taurus, das sogenannte kappadokische Kilikien und Kataonien gehörten jenes seit der Auflösung des attalischen Reiches (Justin 37, 1; oben S. 52), dieses wohl schon seit dem Frieden mit Antiochos zu Kappadokien.

stürmten nach Syrakus um von dem römischen Statthalter die Sistirung solcher unerhörten Rechtspflege zu erzwingen; Nerva war schwach genug sich terrorisiren zu lassen und die prozefsbittenden Sclaven mit barschen Worten anzuweisen, dafs sie sich des lästigen Verlangens von Recht und Gerechtigkeit zu begeben und augenblicklich zu ihren Herren zurückzukehren hätten. Die Abgewiesenen rotteten statt dessen sich zusammen und gingen in die Berge. Der Statthalter war auf militärische Massregeln nicht gefafst und selbst der elende Landsturm der Insel nicht sogleich zur Hand; weshalb er mit Eunûs abschlofs mit einem der bekanntesten Räuberhauptleute auf der Insel und gegen das Versprechen ihm selbst zu begnadigen ihn bewog die aufständischen Sclaven durch Verrath den Römern in die Hand zu spielen. Dieses Schwarmes ward man also Herr. Allein einer anderen Bande entlaufener Sclaven gelang es dafür eine Abtheilung der Besatzung von Enna (Castrogiovanni) zu schlagen. Dieser erste Erfolg verschaffte den Insurgenten, was sie vor allem bedurften, Waffen und Zulauf. Das Heergeräth der gefallenen und flüchtigen Gegner gab die erste Grundlage für ihre militärische Organisation und bald war die Zahl der Insurgenten auf viele Tausende angeschwollen. Diese Syrer in der Fremde schienen bereits gleich ihren Vorgängern sich nicht unwürdig wie ihre Landsleute daheim einen König zu besitzen und — den Lampenkönig der Heimath bis auf den Namen parodirend — stellten sie den Sclaven Salvius an ihre Spitze als König Tryphon. In dem Strich zwischen Enna und Leontinoi (Lentini), wo diese Haufen ihren Hauptsitz hatten, war das offene Land ganz in den Händen der Insurgenten und Morgantia und andere unmauerte Städte schon von ihnen belagert, als mit den eiligst zusammengerafften sicilischen und italischen Schaaren der römische Statthalter das Sclavenheer vor Morgantia überfiel. Er besetzte das unvertheidigte Lager; allein die Sclaven, obwohl überrascht, hielten Stand und wie es zum Gefecht kam, wich der Landsturm der Insel nicht blofs beim ersten Anprall, sondern da die Sclaven jeden der die Waffen wegwarf ungehindert entkommen liefsen, benutzten die Milizen fast ohne Ausnahme die gute Gelegenheit sich freien Rückzug zu verschaffen und das römische Heer lief vollständig aus einander. Hätten die Sclaven in Morgantia mit ihren Genossen vor den Thoren gemeinschaftliche Sache machen wollen, so war die Stadt verloren; sie zogen es indefs vor von ihren Herren gesetzmäfsig die Freiheit geschenkt zu nehmen und halfen ihnen durch ihre Tapferkeit die Stadt retten, worauf sodann der römische Statthalter das den Sclaven feierlich

gegebene Freiheitsversprechen als widerrechtlich erzwungen von Rechtswegen cassirte. Während also im Innern der Insel der Aufstand in besorgnißerregender Weise um sich griff, brach ein zweiter aus auf der Westküste. An der Spitze stand hier Athenion. Er war eben wie Klonn einst ein geflüchteter Räuberhauptmann in seiner Heimath Kilikien gewesen und von dort als Sclave nach Sicilien gebracht worden. Ganz wie seine Vorgänger versicherte er sich der Gemüther der Griechen und Syrer vor allem durch Prophezeihungen und andern erbaulichen Schwindel; aber kriegskundig und einsichtig wie er war, bewaffnete er nicht wie die übrigen Führer die ganze Masse der ihm zuströmenden Leute, sondern bildete aus der kriegslustigen Mannschaft ein organisirtes Heer, bei dem er die strengste Mannszucht hielt und den Unbotmäßigen und Schwankenden mit furchtbarer Strenge schreckte, während er die Masse zu friedlicher Beschäftigung anwies und gegen die Landschaft und selbst die Gefangenen mit Milde auftrat. Die Hoffnung, daß die beiden Führer sich vermengen würden, schlug den Römern auch diesmal fehl: freiwillig fügte sich Athenion dem weit minder fähigen König Tryphon und erhielt damit die Einigkeit unter den Insurgenten. Bald herrschten diese so gut wie unumschränkt auf dem platten Lande, wo die freien Proletarier wieder mehr oder minder offen mit den Sclaven hielten; die römischen Behörden waren nicht im Stande gegen sie das Feld zu nehmen und mußten sich begnügen mit dem städtischen und dem eiligst herangezogenen afrikanischen Landsturm die Städte zu schützen, welche in der beklagenswerthesten Verfassung sich befanden. Die Rechtspflege stockte auf der ganzen Insel und es regierte einzig das Faustrecht. Da kein Ackerbürger sich mehr vor das Thor, kein Landmann sich in die Stadt wagte, brach die furchterlichste Hungersnoth herein und selbst die römischen Behörden fanden sich genöthigt die städtische Bevölkerung dieser sonst Italien ernährenden Insel durch Getreideunterstützungen vor dem Verhungern zu retten. Dazu drohten überall im Innern die Verschwörungen der Stadtsclaven und vor den Mauern die Insurgentenheere, wie denn selbst Messana um ein Haar von Athenion erobert worden wäre. So schwer es der Regierung fiel während des ernsten kimbrischen Krieges eine zweite Armee ins Feld zu stellen, so sah sie sich doch unvermeidlich genöthigt im J. 651 ein Heer von 14000 Römern und Italikern, ungerechnet die überseeischen Milizen, unter dem Praetor Lucius Lucullus nach der Insel zu entsenden. Das vereinigte Sclavenheer stand in den Bergen oberhalb Scirtea und

nahm die Schlacht an, die Lucullus anbot; allein die bessere militärische Organisation gab den Römern den Sieg: Athenion blieb für todt auf der Wahlstatt, Tryphon mufste sich in die Bergfestung Triokala werfen, die Insurgenten beriethen ernstlich, ob es möglich sei den Kampf länger fortzusetzen. Indefs die Partei, die entschlossen war auszuharren bis auf den letzten Mann, behielt die Oberhand; Athenion, der in wunderbarer Weise gerettet worden war, trat wieder unter die Seinigen und belebte den gesunkenen Muth; vor allem aber that Lucullus unbegreiflicher Weise nicht das Geringste um seinen Sieg zu verfolgen, ja er soll absichtlich die Armee desorganisirt und sein Feldgeräth verbrannt haben, um die gänzliche Erfolglosigkeit seiner Amtsführung zu bedecken und von seinem Nachfolger nicht in Schatten gestellt zu werden. Mag dies wahr sein oder nicht, sein Nachfolger Gaius Servilius (652) erlangte nicht bessere Resultate und beide Generale sind später ihrer Amtsführung wegen criminell belangt und verurtheilt worden, was freilich auch durchaus kein sicherer Beweis für ihre Schuld ist. Athenion, der nach Tryphons Tode (652) den Oberbefehl allein übernommen hatte, stand siegreich an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, als im J. 653 Manius Aquillius, der das Jahr zuvor unter Marius im Teutonenkrieg sich ausgezeichnet hatte, als Consul und Statthalter die Führung des Krieges übernahm. Nach zweijährigen harten Kämpfen — der römische Feldherr soll mit Athenion persönlich gefochten und ihn im Zweikampf getödtet haben — schlug dieser endlich die verzweifelte Gegenwehr nieder und überwand die Insurgenten in ihren letzten Schlupfwinkeln durch Hunger. Den Sclaven auf der Insel wurde das Waffentragen untersagt und der Friede zog wieder auf ihr ein, das heifst die neuen Peiniger wurden abgelöst von den bisherigen; wie denn namentlich der Sieger selbst unter den zahlreichen und energischen Räuberbeamten dieser Zeit eine hervorragende Stelle einnimmt. Für wen es aber noch eines Beweises bedurfte, wie das Regiment der restaurirten Aristokratie im Innern beschaffen war, den konnte man auf die Entstehung wie auf die Führung dieses zweiten fünfjährigen sicilischen Sclavenkrieges verweisen.

Wo man aber auch hinsehen mochte in dem weiten Kreis der römischen Verwaltung, es traten dieselben Ursachen und dieselben Wirkungen hervor. Wenn der sicilische Sclavenkrieg zeigt, wie wenig die Regierung auch nur der einfachsten Aufgabe das Proletariat niederzuhalten gewachsen war, so offen-

barten die gleichzeitigen Ereignisse in Africa, wie man in Rom jetzt es verstand Clientelstaaten zu regieren. Um dieselbe Zeit, wo der sicilische Sclavenkrieg ausbrach, ward auch vor den Augen der erstaunten Welt das Schauspiel aufgeführt, dafs gegen die gewaltige Republik, die die Königreiche Makedonien und Asien mit einem Schlag ihres schweren Armes zerschmettert hatte, ein unbedeutender Clientelfurst nicht mittelst der Waffen, sondern mittelst der Erbärmlichkeit ihrer regierenden Herren eine vierzehnjährige Usurpation und Insurrection durchzuführen vermochte.

Das Königreich Numidien dehnte vom Flusse Molochath sich aus bis an die grofse Syrte (I, 193), so dafs es einerseits grenzte an das mauretanische Reich von Tingis (das heutige Marocco), andrerseits an Kyrene und Aegypten, und den schmalen Küstenstrich der römischen Provinz Africa westlich, südlich und östlich ausschlofs; es umfafste aufser den alten Besitzungen der numidischen Hauptlinge den bei weitem grofsten Theil desjenigen Gebiets, welches Karthago in den Zeiten seiner Blüthe in Africa besessen hatte, darunter mehrere bedeutende altphönikische Städte wie Hippo regius (Bona) und Grofsleptis (Lebidah), überhaupt den grofsten und besten Theil des reichen nordafricanischen Küstenlandes. Nächst Aegypten war ohne Frage Numidien der mächtigste unter allen römischen Clientelstaaten. Nach Massinissas Tode (605) hatte Scipio unter dessen drei Söhne, die Könige Micipsa, Gulussa und Mastanabal die väterliche Herrschaft in der Art getheilt, dafs der erstgeborne die Residenz und die Staatskasse, der zweite den Krieg, der dritte die Gerichtsbarkeit übernahm (S. 30). Jetzt regierte nach dem Tode seiner beiden Brüder wieder allein Massinissas ältester Sohn Micipsa*, ein schwacher friedlicher Greis, der lieber als mit

* Der Stammbaum der numidischen Fürsten ist folgender:

Massinissa 516—605.

Micipsa † 636			Gulussa † vor 636	Mastanabal † vor 636	
Adherbal † 642	Hiempsal I † c. 637	Micipsa (Bud. p. 307)	Massiva † 645	Gauda † vor 672	Jugurtha † 650
				Hiempsal II	Oxyntas
				Juba I	
				Juba II	

Staatsangelegenheiten sich mit dem Studium der griechischen Philosophie beschäftigte. Da seine Söhne noch nicht erwachsen waren, führte thatsächlich die Zügel der Regierung ein illegitimer Vetter des Königs, der Prinz Jugurtha. Jugurtha war kein unwürdiger Enkel Massinissas. Er war ein schöner Mann und ein gewandter und muthiger Reiter und Jäger; seine Landsleute liebten den klaren und einsichtigen Verwalter in hohen Ehren und seine militärische Brauchbarkeit hatte er als Führer des numidischen Contingents vor Numantia unter Scipios Augen erwiesen. Seine Stellung im Königreich und der Umfang, dessen er durch seine zahlreichen Freunde und Kriegskameraden bei der römischen Regierung genofs, liefsen es König Micipsa rathsam erscheinen ihn zu adoptiren (633) und in seinem Testament zu verordnen, dafs des Königs beide älteste leibliche Söhne Adherbal und Hiempsal und sein Adoptivsohn Jugurtha selbdritte, ebenso wie er selbst mit seinen beiden Brüdern, zu gesammter Hand das Reich erben und regieren sollten. Zu gröfserer Sicherheit wurde diese Verfügung unter die Garantie der römischen Regierung gestellt. Bald nachher, im J. 636, starb König Micipsa. Das Testament trat in Kraft; allein die beiden Söhne Micipsas, und mehr noch als der schwache ältere Bruder der heftige Hiempsal, geriethen bald mit ihrem Vetter, den sie als Eindringling in die legitime Erbfolge ansahen, so heftig zusammen, dafs der Gedanke an eine Gesammtregierung der drei Könige aufgegeben werden mufste. Man versuchte eine Realtheilung durchzuführen; allein die hadernden Könige vermochten über die Landes- und Schatzquoten sich nicht zu einigen und die Schutzmacht, der hier von Rechtswegen das entscheidende Wort zustand, bekümmerte wie gewöhnlich sich um diese Angelegenheiten gar nicht. Es kam zum Bruch; Adherbal und Hiempsal mochten das Testament des Vaters als erschlichen bezeichnen und Jugurthas Miterbrecht überhaupt bestreiten, wogegen Jugurtha auftrat als Prätendent auf das gesammte Königreich. Noch während der Verhandlungen über die Theilung ward Hiempsal durch gedungene Meuchelmörder aus dem Wege geschafft; zwischen Adherbal und Jugurtha kam es zum Bürgerkriege, in den ganz Numidien Partei nahm. Mit seinen minder zahlreichen, aber besser geübten und besser geführten Truppen siegte Jugurtha und bemächtigte sich des ganzen Gebiets unter den grausamsten Verfolgungen gegen die seinem Vetter anhangenden Häupter. Adherbal rettete sich nach der römischen Provinz und ging von da nach Rom um dort Klage zu führen; Jugurtha hatte es

erwartet und sich darauf eingerichtet der drohenden Intervention zu begegnen. Er hatte im Lager vor Numantia noch mehr von Rom kennen gelernt als die römische Taktik: der numidische Prinz, eingeführt in die Kreise der römischen Aristokraten, war zugleich eingeweiht worden in die römischen Coterieintriguen und hatte an der Quelle studirt, was man römischen Adlichen zumuthen könne; schon damals, sechzehn Jahre vor Micipsas Tode, hatte er illoyale Unterhandlungen über die numidische Erbfolge mit vornehmen römischen Kameraden gepflogen und Scipio hatte ihn ernstlich ermahnen müssen, dafs es fremden Prinzen anständiger sei mit dem römischen Staat als mit einzelnen römischen Bürgern Freundschaft zu halten. Jugurthas Gesandte erschienen in Rom, nicht blofs mit Worten ausgerüstet; dafs sie die richtigen diplomatischen Ueberzeugungsmittel gewählt hatten, bewies der Erfolg. Die eifrigsten Vertreter von Adherbals gutem Recht überzeugten sich in unglaublicher Geschwindigkeit, dafs Hiempsal seiner Grausamkeit halber von seinen Unterthanen umgebracht worden und dafs der Urheber des Erbfolgekrieges nicht Jugurtha, sondern Adherbal sei. Selbst die leitenden Männer im Senat erschraken vor dem Scandal; Marcus Scaurus suchte zu steuern; es war umsonst. Der Senat überging das Geschehene mit Stillschweigen und verfügte, dafs die beiden überlebenden Testamentserben das Reich zu gleichen Theilen erhalten und zur Verhütung neuen Haders die Theilung durch eine Commission des Senats vorgenommen werden solle. Es geschah: der Consular Lucius Opimius, bekannt durch seine Verdienste um die Beseitigung der Revolution, nahm die Gelegenheit wahr den Lohn für seinen Patriotismus einzuziehen und liefs sich an die Spitze dieser Commission stellen. Die Theilung fiel durchaus zu Jugurthas Gunsten und nicht zum Nachtheil der Commissarien aus; die Hauptstadt Cirta (Constantine) mit ihrem Hafen Rusicas (Philippeville) kam zwar an Adherbal, allein eben dadurch ward ihm der fast ganz aus Sandwüsten bestehende östliche Theil des Reiches, Jugurtha dagegen die fruchtbare und bevölkerte Westhälfte (das spätere caesarische und sitifensische Mauretanien) zu Theil.

Es war [illegible]; bald kam es noch schlimmer. Um mit einigem Schein im Wege der Vertheidigung Adherbal um seine Hälfte bringen zu können, reizte Jugurtha denselben zum Kriege; indefs da der schwache Mann, durch die gemachten Erfahrungen gewitzigt, Jugurthas Reiter sein Gebiet ungehindert brandschatzen liefs und sich begnügte in Rom Beschwerde zu führen, begann Jugurtha, ungeduldig über diese Weitläuftigkeiten, seinerseits ohne

jeden Vorwand den Krieg. In der Gegend des heutigen Philippeville ward Adherbal vollständig geschlagen und warf sich in seine nahe Hauptstadt Cirta. Während die Belagerung ihren Fortgang nahm und Jugurthas Truppen mit den in Cirta zahlreich ansässigen und bei der Vertheidigung der Stadt lebhafter als die Africaner sich betheiligenden Italikern täglich sich herumschlugen, erschien die von dem römischen Senat auf Adherbals erste Beschwerden abgeordnete Commission; natürlich junge unerfahrene Menschen, wie die Regierung damals sie zu gewöhnlichen Staatsreisen regelmäfsig verwandte. Die Gesandten verlangten, dafs Jugurtha sie als von der Schutzmacht an Adherbal abgeordnet in die Stadt entlasse, überhaupt aber den Kampf einstelle und ihre Vermittelung annehme. Jugurtha schlug beides kurzweg ab und die Gesandten zogen schleunigst heim, wie die Knaben die sie waren, um zu berichten an die Väter der Stadt. Die Väter hörten den Bericht an und hetzten ihre Landsleute in Cirta eben weiter fechten, so lange es ihnen beliebte. Erst als im fünften Monat der Belagerung ein Bote des Adherbal durch die Verschanzungen der Feinde sich durchschlich und ein Schreiben des Königs voll der flehentlichsten Bitten an den Senat kam, raffte der Senat sich auf und fafste wirklich einen Beschlufs — nicht etwa den Krieg zu erklären, wie die Minorität es verlangte, sondern eine neue Gesandtschaft zu schicken, aber eine Gesandtschaft mit Marcus Scaurus an der Spitze, dem grofsen Bezwinger der Taurisker und der Freigelassenen, dem imponirenden Heros der Aristokratie, dessen blofses Erscheinen genügen werde den ungehorsamen König auf andere Gedanken zu bringen. In der That erschien Jugurtha, wie geheifsen, in Utica um mit Scaurus zu verhandeln; endlose Debatten wurden gepflogen; als endlich die Conferenz geschlossen ward, war nicht das geringste Resultat erreicht. Die Gesandtschaft ging ohne den Krieg erklärt zu haben nach Rom zurück und der König wieder ab zur Belagerung von Cirta. Adherbal sah sich aufs Aeufserste gebracht und verzweifelte an der römischen Unterstützung; die Italiker in Cirta, der Belagerung müde und ihrer eigenen Sicherheit wegen fest vertrauend auf die Furcht vor dem römischen Namen, drängten überdies zur Uebergabe. So capitulirte die Stadt. Jugurtha gab Befehl seinen Adoptivbruder unter grausamen Martern hinzurichten, die sämmtliche erwachsene männliche Bevölkerung der Stadt aber, Africaner wie Italiker über die Klinge springen zu lassen (642).

Ein Schrei der Entrüstung ging durch ganz Italien. Die Minorität des Senats selbst und alles was nicht Senat war ver-

dammten einmüthig diese Regierung, für die die Ehre und das Interesse des Landes nichts zu sein schienen als verkäufliche Artikel; am lautesten die Kaufmannschaft, die durch die Hinopferung der römischen und italischen Kaufleute in Cirta am nächsten getroffen worden war. Die Majorität des Senats sträubte sich zwar auch jetzt noch und setzte alle Hebel der collegialischen Geschäftsverschleppung und der Appellation an die Standesinteressen der Aristokratie in Bewegung um den lieben Frieden auch ferner zu bewahren. Indefs als der für das nächste Jahr bezeichnete Volkstribun Gaius Memmius, ein thätiger und beredter Mann, den Handel öffentlich zur Sprache brachte und die schlimmsten Sünder als Tribun zu gerichtlicher Verantwortung ziehen zu wollen drohte, liefs der Senat es geschehen, dafs der Krieg an Jugurtha erklärt ward (641/3). Es schien Ernst zu werden. Jugurthas Gesandte wurden ohne vorgelassen zu sein aus Italien ausgewiesen; der neue Consul Lucius Calpurnius Bestia, der unter seinen Standesgenossen wenigstens durch Einsicht und Thätigkeit sich auszeichnete, betrieb die Rüstungen mit Energie; Marcus Scaurus selbst übernahm eine Befehlshaberstelle in der africanischen Armee; in kurzer Zeit stand ein römisches Heer auf africanischem Boden und rückte am Bagradas (Medscherda) hinaufmarschirend ein in das numidische Königreich, dessen von dem Sitz der königlichen Macht entlegenste Städte, wie Grofsleptis, bereits freiwillig ihre Unterwerfung einsandten, während König Bocchus von Mauretanien, obwohl seine Tochter mit Jugurtha vermählt war, doch den Römern Freundschaft und Bündnifs antrug. Jugurtha selbst verlor den Muth und sandte Boten in das römische Hauptquartier um Waffenstillstand zu erbitten. Das Ende des Kampfes schien nahe und kam noch schneller als man dachte. Der Vertrag mit König Bocchus scheiterte daran, dafs der König, unbekannt mit den römischen Sitten, diesen den Römern vortheilhaften Vertrag umsonst abschliefsen zu können gemeint und defshalb versäumt hatte seinen Boten den marktgängigen Preis römischer Bündnisse mitzugeben. Jugurtha kannte allerdings die römischen Institutionen besser und hatte nicht versäumt seine Waffenstillstandsanträge durch die gehörigen Begleitgelder zu unterstützen; indefs auch er hatte sich getäuscht. Nach den ersten Verhandlungen ergab es sich, dafs im römischen Hauptquartier nicht blofs der Waffenstillstand feil sei, sondern auch der Friede. Die königliche Schatzkammer war noch von Massinissas Zeiten her wohlgefüllt: rasch war man Handels einig. Der Vertrag ward abgeschlossen, nachdem der

Form halber derselbe dem Kriegsrath vorgelegt und nach einer unordentlichen und möglichst summarischen Verhandlung dessen Zustimmung erwirkt worden war. Jugurtha unterwarf sich auf Gnade und Ungnade; der Sieger aber übte Gnade und gab dem König sein Reich ungeschmälert zurück gegen eine mäßige Buße und die Auslieferung der römischen Ueberläufer und der Kriegselephanten (643), welche letztere der König großentheils später wieder einhandelte durch Verträge mit den einzelnen römischen Platzcommandanten und Offizieren. — Auf die Kunde davon brach in Rom abermals der Sturm los. Alle Welt wußte, wie der Friede zu Stande gekommen war; selbst Scaurus also war zu haben, nur um einen höheren als den gemeinen senatorischen Durchschnittspreis. Die Rechtsbeständigkeit des Friedens ward im Senat ernstlich angefochten; Gaius Memmius erklärte, daß der König, wenn er wirklich unbedingt sich unterworfen habe, sich nicht weigern könne in Rom zu erscheinen und man ihn demnach vorladen möge, um über die durchaus irregulären Friedensverhandlungen durch Vernehmung der beiden paciscirenden Theile den Thatbestand festzustellen. Man fügte sich der unbequemen Forderung; rechtswidrig aber, da der König nicht als Feind kam, sondern als unterworfener Mann, ward demselben zugleich sicheres Geleit zugestanden. Darauf hin erschien der König in der That in Rom und stellte sich zum Verhör vor dem versammelten Volke, das mühsam bewogen ward das sichere Geleit zu respectiren und den Mörder der cirtensischen Italiker nicht auf der Stelle zu zerreißen. Allein kaum hatte Gaius Memmius die erste Frage an den König gerichtet, als einer seiner Collegen kraft seines Interessionsrechts einschritt und dem König befahl zu schweigen. Auch hier also war das africanische Gold mächtiger als der Wille des souveränen Volkes und seiner höchsten Beamten. Inzwischen nahmen im Senat die Verhandlungen über die Gültigkeit des so eben abgeschlossenen Friedens ihren Fortgang und der neue Consul Spurius Postumius Albinus nahm eifrig Partei für den Antrag denselben zu cassiren, in der Aussicht daß dann der Oberbefehl in Africa an ihn kommen werde. Dies veranlaßte einen in Rom lebenden Enkel Massinissas, den Massiva seine Ansprüche auf das erledigte numidische Reich bei dem Senat geltend zu machen; worauf Bomilkar, einer der Vertrauten des Königs Jugurtha, den Concurrenten seines Herrn, ohne Zweifel in dessen Auftrag, meuchlerisch aus dem Wege schaffte und da ihm dafür der Prozeß gemacht ward, mit Hülfe Jugurthas aus Rom entfloh. Dies neue unter den Augen der römischen Regierung

verübte Verbrechen gab wenigstens insofern den Ausschlag, als der Senat nun den Frieden cassirte und den König aus der Stadt auswies (Winter 641). Der Krieg ging also wieder an und der Consul Spurius Albinus übernahm den Oberbefehl (644). Allein das africanische Heer war bis in die untersten Schichten hinab in derjenigen Zerrüttung, wie sie einer solchen politischen und militärischen Oberleitung angemessen ist. Nicht blofs von Disciplin war die Rede nicht mehr und die Plünderung der numidischen Ortschaften, ja des römischen Provinzialgebiets während der Waffenruhe das Hauptgeschäft der römischen Soldateska gewesen, sondern es hatten auch nicht wenige Offiziere und Soldaten so gut wie ihre Generale heimliche Einverständnisse angeknüpft mit dem Feinde. Dafs ein solches Heer im Felde nichts ausrichten konnte, ist begreiflich, und wenn Jugurtha auch diesmal vom römischen Obergeneral die Unthätigkeit kaufte, wie dies später gegen denselben gerichtlich geltend gemacht ward, so that er wahrlich ein Uebriges. Indefs wenn Spurius Albinus sich begnügt hatte nichts zu thun, so kam dagegen sein Bruder, der nach seiner Entfernung interimistisch den Oberbefehl übernahm, der ebenso tolldreiste als unfähige Aulus Postumius, mitten im Winter auf den Gedanken durch einen kühnen Handstreich sich der Schätze des Königs zu bemächtigen, die in der schwer zugänglichen und schwerer zu erobernden Stadt Suthul (später Calama, jetzt Guelma) sich befanden. Das Heer brach dahin auf und erreichte die Stadt; allein die Belagerung war so erfolglos, dafs der römische Feldherr es vorzog den König zu verfolgen, als derselbe, nachdem er eine Zeitlang mit seinen Truppen vor der Stadt gestanden, in die Wüste entwich. Dies eben hatte Jugurtha beabsichtigt: durch einen nächtlichen Angriff, wobei die Schwierigkeiten des Terrains und Jugurthas Einverständnisse in der römischen Armee zusammenwirkten, eroberten die Numidier das römische Lager und trieben die gröfstentheils waffenlosen Römer in der vollständigsten und schimpflichsten Flucht vor sich her. Die Folge war eine Capitulation, deren Bedingungen: Abzug des römischen Heeres unter dem Joch, sofortige Räumung des ganzen numidischen Gebiets, Erneuerung des vom Senat cassirten Bündnifsvertrages, von Jugurtha dictirt und von den Römern angenommen wurden (Anfang 645).

Dies war denn doch zu arg. Während die Africaner jubelten und die plötzlich sich eröffnende Aussicht auf den kaum noch für möglich gehaltenen Sturz der Fremdherrschaft zahlreiche Stämme der freien und halbfreien Wüstenbewohner un-

ter die Fahnen des siegreichen Königs führte, brauste in Italien die öffentliche Meinung hoch auf gegen die ebenso verdorbene als verderbliche Regierungsaristokratie und brach los in einem Prozefssturm, der, genährt durch die Erbitterung der Kaufmannschaft, zahlreiche Opfer aus den höchsten Kreisen des Adels wegraffte. Auf den Antrag des Volkstribuns Gaius Mamilius Limetanus ward trotz der schüchternen Versuche des Senats das Strafgericht abzuwenden eine aufserordentliche Geschworenencommission bestellt zur Untersuchung des in der numidischen Successionsfrage vorgekommenen Landesverraths, und ihre Wahrsprüche sandten die beiden bisherigen Oberfeldherren, Gaius Bestia und Spurius Albinus, ferner den Lucius Opimius, das Haupt der ersten africanischen Commission und nebenbei den Henker des Gaius Gracchus, aufserdem zahlreiche andere weniger namhafte schuldige und unschuldige Männer der Regierungspartei in die Verbannung. Dafs indefs diese Prozesse einzig darauf hinausliefen die aufgeregte öffentliche Meinung namentlich der Capitalistenkreise durch Aufopferung einiger der am meisten compromittirten Personen wieder zu beschwichtigen, und dafs von einer Auflehnung gegen die Aristokratie und das aristokratische Regiment selbst in diesen Bewegungen nicht die leiseste Spur vorhanden war, zeigt sehr deutlich die Thatsache, dafs an den Schuldigsten unter den Schuldigen, an den klugen und mächtigen Scaurus nicht blofs Niemand sich wagte, sondern dafs er eben um diese Zeit zum Censor, ja sogar ungebührlicher Weise zu einem der Vorstände der aufserordentlichen Hochverrathscommission erwählt ward. Um so weniger ward auch nur der Versuch gemacht der Regierung in ihre Competenz einzugreifen und es blieb lediglich dem Senat überlassen dem numidischen Scandal in der für die Aristokratie möglichst gelinden Weise ein Ende zu machen; dafs dies an der Zeit war, mochte wohl selbst der adlichste Adliche anfangen zu begreifen.

Der Senat cassirte zunächst auch den zweiten Friedensvertrag — den Oberbefehlshaber, der ihn abgeschlossen, dem Feinde auszuliefern, wie es noch vor dreifsig Jahren geschehen war, schien nach den neuen Begriffen von der Heiligkeit der Verträge nicht ferner nöthig — und die Erneuerung des Krieges ward diesmal allen Ernstes beschlossen. Man übergab den Oberbefehl in Africa zwar wie natürlich einem Aristokraten, aber doch einem der wenigen vornehmen Männer, die militärisch und sittlich der Aufgabe gewachsen waren. Die Wahl fiel auf Quintus Metellus. Er war wie die ganze mächtige Familie, der er ange-

hörte, seinen Grundsätzen nach ein starrer und rücksichtsloser Aristokrat, der es zwar sich zur Ehre rechnete zum Besten des Staats Meuchelmörder zu dingen und was Fabricius gegen Pyrrhos that, vermuthlich als unpraktische Donquixoterie verlacht haben würde, aber doch sich erwies als ein unbeugsamer, weder der Furcht noch der Bestechung zugänglicher Mann und als ein einsichtiger und erfahrener Militär. In dieser Hinsicht war er auch von seinen Standesvorurtheilen so weit frei, dafs er sich zu seinen Unterbefehlshabern nicht vornehme Leute ausstichte, sondern den tüchtigen Offizier Publius Rutilius Rufus, der wegen seiner musterhaften Mannszucht und als Urheber eines veränderten und verbesserten Exercirreglements in militärischen Kreisen geschätzt ward, und den tapferen von der Pike emporgedienten latinischen Bauernsohn Gaius Marius. Von diesen und andern tüchtigen Offizieren begleitet erschien Metellus im Laufe des J. 645 als Consul und Oberbefehlhaber bei der afrikanischen Armee, die er in einem so zerrütteten Zustand antraf, dafs die Generale bisher nicht gewagt hatten sie auf das feindliche Gebiet zu führen und sie Niemand fürchterlich war als den unglücklichen Bewohnern des römischen Gebiets. Streng und rasch wurde sie reorganisirt und im Frühling des J. 646* führte Metellus sie über die numidische Grenze. Wie Jugurtha der veränderten Lage der Dinge inne ward, gab er sich verloren und machte, noch ehe der Kampf begann, ernstlich gemeinte Vergleichsanträge, indem er schliefs-

* In der spannenden und geistreichen Darstellung dieses Krieges von Sallust ist die Chronologie mehr als billig vernachlässigt. Der Krieg ging im Sommer 649 zu Ende; wenn also Marius als Consul 647 nach Numidien ging, so führte er dort das Commando in drei Campagnen. Allein die Erzählung schildert nur zwei. Wenn ferner der Beschluss des Volkes dem Marius den Oberbefehl zu übertragen zunächst ohne Erfolg blieb, weil der Senat kurz vorher dem Metellus das Commando verlängert hatte (c. 73), so kann dies nicht auf den Feldzug von 646 gehen, für den Marius noch gar keinen Anspruch auf das Commando machen konnte, sondern nur heifsen, dafs er nicht als Consul 647, sondern erst 648 als Proconsul nach Africa ging. Allem Anschein nach ging Metellus zwar schon 645 nach Africa, aber da er spät eintraf (c. 37. 44) und die Reorganisation des Heeres Zeit kostete (c. 44), begannen die Operationen erst wieder im folgenden Jahr, so dafs also die beiden Feldzüge des Metellus 646. 647, die des Marius 648. 649 fallen. Dazu palst auch sehr wohl, dafs die Schlacht am Muthul und die Belagerung von Zama nach dem Verhältnis, in dem sie zu Marius Bewerbung um das Consulat stehen, nothwendig in das Jahr 646 gesetzt werden müssen. Von Ungenauigkeiten ist freilich der Schriftsteller auf keinen Fall freizusprechen; wie denn Marius sogar noch 649 bei ihm Consul genannt wird.

lich nichts weiter begehrte, als dafs man ihm das Leben zusichere. Indefs Metellus war entschlossen und vielleicht selbst instruirt den Krieg nicht anders zu beendigen als mit der unbedingten Unterwerfung und der Hinrichtung des verwegenen Clientelfürsten; was auch in der That der einzige Ausgang war, der den Römern genügen konnte. Jugurtha galt seit dem Sieg über Adherbal als der Erbauer Libyens von der Herrschaft der verhafsten Fremden; rücksichtslos und schlau wie er und unbeholfen wie die römische Regierung war, konnte er jederzeit auch nach dem Frieden wieder in seiner Heimath den Krieg entzünden; die Ruhe war nicht eher gesichert und die Entfernung der africanischen Armee nicht eher möglich als wenn König Jugurtha nicht mehr war. Offiziell gab Metellus ausweichende Antworten auf die Anträge des Königs: insgeheim stiftete er die Boten desselben auf ihren Herrn lebend oder todt an die Römer auszuliefern. Indefs wenn der römische General es unternahm mit dem Africaner auf dem Gebiet des Meuchelmords zu wetteifern, so fand er hier seinen Meister; Jugurtha durchschaute den Plan und rüstete sich, da er nicht anders konnte, zur verzweifelten Gegenwehr. Jenseit des völlig oden Gebirgszugs, über den die Römer auf ihrem Marsch in das Innere der Weg führte, erstreckte sich in der Breite von vier deutschen Meilen eine weite Ebene bis zu dem dem Gebirgszug parallel laufenden Flusse Muthul, welche bis auf die unmittelbare Nachbarschaft des Flusses wasser- und baumlos war und nur durch einen mit niedrigem Gestrüpp bedeckten Hügelrücken in der Quere durchsetzt ward. Auf diesem Hügelrücken erwartete Jugurtha das römische Heer. Seine Truppen standen in zwei Massen: die eine, ein Theil der Infanterie und die Elephanten, unter Bomilkar da wo der Rücken auslief gegen den Fluss, die andere, der Kern des Fufsvolks und die gesammte Reiterei, höher hinauf gegen den Gebirgszug verdeckt durch das Gestrüpp. Wie die Römer aus dem Gebirg debouchirten, erblickten sie den Feind in einer ihre rechte Flanke vollständig beherrschenden Stellung und da sie auf dem kahlen und wasserlosen Gebirgskamm unmöglich verweilen konnten und den Fluss nothwendig erreichen mufsten, hatten sie die schwierige Aufgabe zu lösen durch die vier Meilen breite ganz offene Ebene unter den Augen der feindlichen Reiter, selber ohne leichte Cavallerie, an den Strom zu gelangen. Metellus entsandte ein Detachement unter Rufus in gerader Richtung an den Fluss, um daselbst ein Lager zu schlagen; die Hauptmasse marschirte aus den Debouchés des Gebirges in schräger Richtung durch die Ebene auf den Hügel-

rücken zu um den Feind von denselben herunterzuwerfen. Indefs dieser Marsch in der Ebene drohte das Verderben des Heeres zu werden; denn während numidische Infanterie im Rücken der Römer die Gebirgsdefilees besetzte, wie diese sie räumten, sah sich die römische Angriffscolonne auf allen Seiten von den feindlichen Reitern umschwärmt, die von dem Hügelrücken herab angriffen. Das stete Anprallen der feindlichen Schwärme hinderte den Vormarsch und die Schlacht drohte sich in eine Anzahl verwirrter Detailgefechte aufzulösen; während gleichzeitig Bomilkar mit seiner Abtheilung das Corps unter Rufus festhielt um es zu hindern der schwer bedrängten römischen Hauptarmee zu Hülfe zu eilen. Jedoch gelang es Metellus und Marius mit ein paar Tausend Soldaten den Fufs des Hügelrückens zu erreichen; und das numidische Fufsvolk, das die Höhen vertheidigte, lief trotz der Ueberzahl und der günstigen Stellung fast ohne Widerstand davon, als die Legionare den Berg hinauf chargirten. Ebenso schlecht hielt sich das numidische Fufsvolk gegen Rufus: es ward bei dem ersten Angriff zerstreut und die Elephanten in dem durchschnittenen Terrain alle getödtet oder gefangen. Spät am Abend trafen die beiden römischen Heerhaufen, jeder für sich Sieger und jeder besorgt um das Schicksal des andern, zwischen den beiden Wahlplätzen zusammen. Es war eine Schlacht, die für Jugurthas ungemeines militärisches Talent ebenso zeugte wie für die unverwüstliche Tüchtigkeit der römischen Infanterie, welche allein die strategische Niederlage in einen Sieg umgewandelt hatte. Jugurtha sandte nach der Schlacht einen grofsen Theil seiner Truppen heim und beschränkte sich auf den kleinen Krieg, den er mit derselben Gewandtheit leitete. Die beiden römischen Colonnen, die eine von Metellus geführt, die andere von Marius, der, obwohl von Geburt und Rang der geringste, seit der Schlacht am Muthul unter den Corpschefs die erste Stelle einnahm, durchzogen das numidische Gebiet, besetzten die Städte und machten, wo eine Ortschaft Widerstand geleistet hatte, die erwachsene männliche Bevölkerung derselben nieder. Allein in der wichtigsten Stadt im Thal des Bagradas, in Zama stiefsen die Römer auf ernsthaften Widerstand, den der König lebhaft unterstützte und sogar mit Erfolg einen Ueberfall des römischen Lagers ausführte; so dafs sich Metellus endlich genöthigt sah die Belagerung aufzuheben. Der Subsistenz wegen verlegte er mit Zurücklassung von Besatzungen in den eroberten Städten das Winterquartier wieder in die römische Provinz. Zugleich ward auch wieder statt der Waffen das Rüstzeug der Intriguen von den Römern hervorge-

sucht. Metellus zeigte sich geneigt einen erträglichen Frieden zu bewilligen; schon hatte der König sich anheischig gemacht 200000 Pfund Silber zu entrichten und seine Elephanten und 300 Geiseln abgeliefert, ebenso 3000 römische Ueberläufer, die sofort niedergemacht wurden. Allein zu gleicher Zeit liefs Metellus sich ein mit dem vertrautesten Rathgeber des Königs, Bomilkar, der nicht mit Unrecht besorgte, dafs, wenn es zum Frieden käme, Jugurtha ihn wegen der Ermordung des Massiva den römischen Gerichten überliefern werde und von Metellus durch Zusicherung der Straflosigkeit gewonnen ward. Indefs weder die offizielle noch die geheime Verhandlung führte zu dem gewünschten Resultat. Als Metellus mit dem Ansinnen herausrückte, dafs der König persönlich sich als Gefangener zu stellen habe, brach derselbe die Verhandlungen ab; Bomilkars Verkehr mit dem Feinde ward entdeckt und derselbe festgenommen und hingerichtet. Es soll keine Schutzrede sein für diese diplomatischen Kabalen niedrigster Art; aber die Römer hatten allen Grund danach zu trachten sich der Person ihres Gegners zu bemächtigen. Der Krieg war auf dem Punct angelangt, wo man ihn weder weiterführen noch aufgeben konnte. Wie die Stimmung in Numidien war, beweist zum Beispiel der Aufstand der bedeutendsten unter den von den Römern besetzten Städten, Vaga* im Winter 641, wobei die gesammte römische Besatzung, Offiziere und Gemeine, niedergemacht wurde mit Ausnahme des Commandanten Titus Turpilius Silanus, welcher später wegen Einverständnifs mit dem Feinde, ob mit Recht oder Unrecht läfst sich nicht sagen, von dem römischen Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und hingerichtet ward. Die Stadt wurde von Metellus am zweiten Tage nach dem Abfall überrumpelt und der ganzen Strenge des Kriegsrechts preisgegeben; allein wenn die Gemüther der verhältnifsmäfsig leicht in Gehorsam zu erhaltenden Anwohner des Bagradas also gestimmt waren, wie mochte es da aussehen weiter landeinwärts und bei den schweifenden Stämmen der Wüste? Jugurtha war der Abgott der Africaner, die in ihm den doppelten Brudermörder gern über dem Retter und Rächer der Nation übersahen. Zwanzig Jahre nachher mufste ein numidisches Corps, das für die Römer in Italien focht, schleunigst nach Africa zurückgesandt werden, als in den fernen Reihen Jugurthas Sohn sich zeigte; man mag daraus schliefsen, was er selber über die Seinen vermochte. Wie war ein Ende des Krieges abzu-

* Oder Vacca, jetzt Bedscha an der Medscherda.

schen in Landschaften, wo die vereinigten Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung und des Terrains einem Führer, der sich einmal der Sympathien der Nation versichert hat, es gestatten den Krieg in endlosen Detailkämpfen fortzuspinnen oder auch gar ihn eine Zeitlang schlafen zu lassen, um ihn im rechten Augenblick mit neuer Gewalt wieder zu erwecken? — Als Metellus im J. 647 wieder ins Feld rückte, hielt Jugurtha ihm nirgends Stand; bald tauchte er da auf, bald an einem andern weit entfernten Punct; es schien als würde man eben so leicht über die Löwen als über diese Reiter der Wüste Herr werden. Eine Schlacht ward geschlagen, ein Sieg gewonnen; aber was man mit dem Sieg gewonnen hatte, war schwer zu sagen. Der König war verschwunden in die unabsehliche Weite. Im Innern des heutigen Beilek von Tunis, hart am Saum der grofsen Wüste und vom Medscherdathal durch eine wasser- und baumlose Steppe von zehn Meilen in der Breite geschieden, lagen in quelligen Oasen zwei feste Plätze, nördlich Thala (später Thelepte, bei Husch el Ghemel, weiter südlich Capsa (Kafsa); in die erstere Stadt hatte Jugurtha sich zurückgezogen mit seinen Kindern, seinen Schätzen und dem Kern seiner Truppen, bessere Zeiten daselbst abzuwarten. Metellus wagte es durch eine Einöde, in der das Wasser in Schläuchen mitgeführt werden mufste, dem König zu folgen; Thala ward erreicht und fiel nach vierzigtägiger Belagerung; allein nicht blofs vernichteten die römischen Ueberläufer mit dem Gebäude, in dem sie nach Einnahme der Stadt sich selber verbrannten, zugleich den werthvollsten Theil der Beute, sondern worauf mehr ankam, es war dem König Jugurtha gelungen mit seinen Kindern und seiner Kasse zu entkommen. So war zwar Numidien so gut wie ganz in den Händen der Römer; aber statt dafs der Krieg damit zu Ende gegangen wäre, schien er nur über ein immer weiteres Gebiet sich ausdehnen zu wollen. Im Süden begannen die freien gaetulischen Stämme der Wüste auf Jugurthas Ruf den Nationalkrieg gegen die Römer. Im Westen schien König Bocchus von Mauretanien, dessen Freundschaft die Römer in früherer Zeit verschmäht hatten, nicht abgeneigt jetzt mit seinem Schwiegersohn gegen sie gemeinschaftliche Sache zu machen. Er nahm ihn bei sich auf und mit den eigenen zahllosen Reiterschaaren Jugurthas Haufen vereinigend rückte er in die Gegend von Cirta, wo Metellus sich im Winterquartier befand. Man begann zu unterhandeln; Bocchus aber beeilte sich nicht aus seiner zweideutigen Stellung herauszutreten. Es war klar, dafs er mit Jugurthas Person den eigentlichen Kampfpreis für Rom in Händen

hielt; was er aber beabsichtige, ob den Römern den Schwiegersohn theuer zu verkaufen oder mit dem Schwiegersohn gemeinschaftlich den Nationalkrieg aufzunehmen, wufsten weder die Römer noch Jugurtha und vielleicht der König selbst nicht. Darüber verliefs Metellus die Provinz, die er durch Volksbeschluſs genöthigt worden war seinem ehemaligen Unterfeldherrn, dem jetzigen Consul Marius abzutreten und dieser übernahm für den nächsten Feldzug 648 den Oberbefehl. Er verdankte ihn gewissermafsen einer Revolution. Im Vertrauen auf seine geleisteten Dienste und nebenher auf ihm zu Theil gewordene Orakel hatte er sich entschlossen als Bewerber um das Consulat aufzutreten. Wenn die Aristokratie die ebenso verfassungsmäfsige wie sonst vollkommen gerechtfertigte Bewerbung des tüchtigen durchaus nicht oppositionell gesinnten Mannes unterstützt hätte, so würde dabei nichts herausgekommen sein als die Verzeichnung eines neuen Geschlechts in den consularischen Fasten; statt dessen behandelte sie das Begehren eines nicht adlichen Mannes nach dem Consulat als eine unerhörte und frevelhafte Neuerung — vollkommen wie einst der plebejische Bewerber von den Patriciern behandelt worden war, nur jetzt ohne jeden formalen Rechtsgrund — und gab dadurch den vielen erbitterten und mifswollenden Leuten eine erwünschte Gelegenheit sich an der Aristokratie zu rächen. Mit spitzen Reden von Metellus verhöhnt — Marius möge mit seiner Candidatur warten, hiefs es, bis Metellus Sohn, ein bartloser Knabe, mit ihm sich bewerben könne — und kaum aufs Ungnädigste im letzten Augenblick entlassen, trat der tapfere Offizier in der Hauptstadt auf als Consularcandidat für 647. Hier vergalt er das erlittene Unrecht seinem Feldherrn reichlich, indem er vor der gaffenden Menge die Kriegführung und Verwaltung seines Feldherrn in Africa in einer ebenso unmilitärischen als schmählich unbilligen Weise kritisirte, ja sogar es nicht verschmähte dem lieben ewig von geheimen höchst unerhörten und höchst unzweifelhaften Conspirationen der vornehmen Herren munkelnden Pöbel das platte Mährchen aufzutischen, dafs Metellus den Krieg absichtlich verschleppe, um so lange wie möglich Oberbefehlshaber zu bleiben. Den Gassenbuben leuchtete dies vollkommen ein und die gegen den Senat mit Recht erbitterte Kaufmannschaft erklärte sich einstimmig für Marius; so ward er nicht blofs mit ungeheurer Majorität zum Consul gewählt, sondern ihm auch, da das Commando für 647 bereits Metellus zugesichert war, wenigstens von 648 an der Oberbefehl im africanischen Krieg durch Volksschluſs übertragen. Jetzt trat

er denselben an; allein die zuversichtliche Verheifsung es besser zu machen als sein Vorgänger und den Jugurtha an Händen und Füfsen gebunden schleunigst nach Rom abzuliefern war leichter gegeben als erfüllt. Marius begann damit zu plänkeln mit den Gaetulern; er unterwarf einzelne noch nicht besetzte Städte; er unternahm eine Expedition nach Capsa, welche die von Thala an Schwierigkeit noch überbot, nahm die Stadt durch Capitulation und liefs trotz des Vertrages alle erwachsenen Männer darin tödten — freilich das einzige Mittel den Wiederabfall der fernliegenden Wüstenstadt zu verhüten; er griff ein am Fluss Molochath, der das numidische Gebiet vom mauretanischen schied, belegenes Castell an, in das Jugurtha seine Kasse geschafft hatte und eroberte, eben als er an jedem Erfolg verzweifelnd von der Belagerung des unbezwinglichen Felsennestes abstehen wollte, durch den Handstreich einiger kühnen Kletterer glücklich die Burg. Wenn es blofs darauf angekommen wäre durch dreiste Razzias das Heer abzuhärten und dem Soldaten Beute zu schaffen oder auch Metellus Zug in die Wüste durch eine noch weiter greifende Expedition zu verdunkeln, so konnte man diese Kriegführung gelten lassen; in der Hauptsache ward das Ziel worauf alles ankam und das Metellus mit fester Consequenz im Auge behalten hatte, die Gefangennehmung des Jugurtha, dabei völlig zur Seite gesetzt. Der Zug des Marius nach Capsa war ein ebenso zweckloses wie der des Metellus nach Thala ein zweckmäfsiges Wagnifs; die Expedition aber an den Molochath, welche an, wo nicht in das mauretanische Gebiet streifte, war geradezu zweckwidrig. König Bocchus, in dessen Hand es lag den Krieg zu einem für die Römer günstigen Ausgang zu bringen oder ihn ins Endlose zu verlängern, schlofs jetzt mit Jugurtha einen Vertrag ab, in dem dieser dem gegen das Versprechen des Beistandes gegen Rom einen Theil seines Reiches abtrat. Das römische Heer, das vom Fluss Molochath wieder zurückkehrte, sah sich eines Abends plötzlich umringt von ungeheuren Massen mauretanischer und numidischer Reiterei; man mufste fechten, wo und wie die Abtheilungen eben standen, ohne dafs eine eigentliche Schlachtordnung und ein leitendes Commando sich hatten durchführen lassen, und sich glücklich schätzen die stark gelichteten Truppen auf zwei von einander nicht weit entfernten Hügeln vorläufig in der Nacht in Sicherheit zu bringen. Indefs die arge Nachlässigkeit der von ihrem Siege trunkenen Africaner entriefs ihnen die Früchte desselben; sie liefsen sich von den während der Nacht eingetroffenen wieder geordneten römischen Truppen dem

grauenden Morgen im tiefen Schlafe überfallen und wurden glücklich zerstreut. So setzte das römische Heer in besserer Ordnung und mit gröfserer Vorsicht den Rückzug fort; allein noch einmal wurde es auf demselben von allen vier Seiten zugleich angefallen, bis der Reiterführer Lucius Cornelius Sulla zuerst die ihm gegenüberstehenden Schwadronen aus einander stäubte und von deren Verfolgung rasch zurückkehrend sich sofort auf Jugurtha und Bocchus warf, da wo sie persönlich das römische Fufsvolk im Rücken angriffen. Also ward auch dieser Angriff glücklich abgeschlagen; Marius brachte sein Heer zurück nach Cirta und nahm daselbst das Winterquartier (641). Es ist wunderlich, aber freilich begreiflich, dafs man römischerseits um die Freundschaft des Königs Bocchus, die man anfangs verschmäht, sodann wenigstens nicht eben gesucht hatte, jetzt nach diesen heftigen Angriffen anfing sich aufs eifrigste zu bemühen; was insofern einigermafsen thunlich war, als eine förmliche Kriegserklärung nicht stattgefunden hatte. König Bocchus war nicht abgeneigt in seine alte zweideutige Stellung zurückzutreten; ohne den Vertrag mit Jugurtha aufzulösen oder diesen zu entlassen, knüpfte er Unterhandlungen mit Marius an und erbat sich endlich, dafs man zum Abschlufs des Vertrages und zur Uebernahme des königlichen Gefangenen den Lucius Sulla an ihn absenden möge, der dem König bekannt und genehm sei theils von der Zeit her, wo er als Gesandter des Senats am mauretanischen Hofe erschienen war, theils durch Empfehlungen der nach Rom bestimmten mauretanischen Gesandten, denen Sulla unterwegs Dienste geleistet hatte. Marius war in einer unbequemen Lage. Lehnte er die Zumuthung ab, so führte dies wahrscheinlich zum Bruche; nahm er sie an, so gab er seinen adlichsten und tapfersten Offizier einem mehr als unzuverlässigen Mann in die Hände, von dem es allbekannt war, dafs er mit den Römern und mit Jugurtha zugleich unterhandle und der fast den Plan entworfen zu haben schien an Jugurtha und Sulla sich nach beiden Seiten hin vorläufig Geifseln zu schaffen. Indefs der Wunsch den Krieg zu Ende zu bringen überwog jede andere Rücksicht und Sulla verstand sich zu der bedenklichen Aufgabe, die Marius ihm zusann. Dreist brach er auf, geleitet von König Bocchus Sohn Volux und seine Entschlossenheit wankte selbst dann nicht, als sein Wegweiser ihn mitten durch das Lager des Jugurtha führte. Er wies die kleinmüthigen Fluchtvorschläge seiner Begleiter zurück und zog, des Königs Sohn an der Seite, unverletzt durch die Feinde. Dieselbe Entschiedenheit bewährte der kecke Offizier in den Verhandlungen mit

dem Sultan und bestimmte ihn endlich ernstlich eine Wahl zu treffen. Der Schwiegersohn ward aufgeopfert und unter dem Vorgeben, dafs alle seine Begehren bewilligt werden sollten, von dem eigenen Schwiegervater in einen Hinterhalt gelockt, wo Jugurthas Gefolge niedergemacht und er selbst gefangen genommen wurde. So fiel der grofse Verräther durch den Verrath seiner Nächsten. Gefesselt brachte Lucius Sulla den listigen und rastlosen Afrikaner mit seinen Kindern in das römische Hauptquartier; damit war nach siebenjähriger Dauer der Krieg zu Ende. Der Sieg knüpfte sich zunächst an den Namen des Marius; seinem Triumphalwagen schritt König Jugurtha in königlichem Schmuck und in Fesseln mit seinen beiden Söhnen voraus, als der Sieger am 1. Jan. 650 in Rom einzog; auf seinen Befehl starb der Sohn der Wüste wenige Tage darauf in dem unterirdischen Stadtgefängnifs, dem alten Brunnenhaus am Capitol, dem ‚kühlen Bodengemach', wie der Afrikaner es nannte, als er die Schwelle überschritt, um daselbst sei es erdrosselt zu werden, sei es umzukommen durch Kälte und Hunger. Allein es liefs sich nicht leugnen, dafs Marius an den wirklich entscheidenden Erfolgen den geringsten Antheil hatte, dafs Numidiens Eroberung bis an den Saum der Wüste das Werk des Metellus, Jugurthas Gefangennahme das des Sulla war und zwischen beiden Marius eine für einen ehrgeizigen Emporkömmling einigermafsen compromittirende Rolle spielte. Vor allem Sullas glänzender Zug in die Wüste, der seinen Muth, seine Geistesgegenwart, seinen Scharfblick, seine Macht über die Menschen vor dem Feldherrn selbst und vor der ganzen Armee zur Anerkennung gebracht hatte, stellte Marius Feldherrnschaft gar sehr in Schatten. Marius ertrug es ungern, dafs sein Vorgänger den Namen des Siegers von Numidien annahm; er brauste zornig auf, als König Bocchus später ein goldenes Bildwerk auf dem Capitol weihte, welches die Auslieferung des Jugurtha an Sulla darstellte. Es wäre auf diese militärischen Rivalitäten wenig angekommen, wenn sie nicht in den politischen Parteikampf eingegriffen hätten; wenn nicht die Opposition durch Marius den senatorischen General verdrängt, nicht die Regierungspartei Metellus und mehr noch Sulla mit erbitternder Absichtlichkeit als die militärischen Koryphäen gefeiert und sie dem nominellen Sieger vorgezogen hätte. — Im Uebrigen verlief diese Insurrection des numidischen Clientelstaats, ohne weder in den Provinzial- noch in den allgemeinen politischen Verhältnissen eine sehr wesentliche Veränderung hervorzubringen. Abweichend von der sonst in dieser Zeit

befolgten Politik ward Numidien nicht in eine römische Provinz umgewandelt; offenbar deshalb, weil das Land nicht ohne eine die Grenzen gegen die Wilden der Wüste deckende Armee zu behaupten und man in Africa ein stehendes Heer zu unterhalten keineswegs gemeint war. Man begnügte sich deshalb die westlichste Landschaft Numidiens, wahrscheinlich den Strich vom Flufs Molochath bis zum Hafen von Saldae (Bougie) — das spätere Mauretanien von Caesarea (Provinz Algier) — zu dem Reich des Bocchus zu schlagen und das also verkleinerte Königreich Numidien an den letzten noch lebenden legitimen Enkel Massinissas, Jugurthas an Körper und Geist schwachen Halbbruder Gauda zu übertragen, welcher bereits im J. 646 auf Veranlassung des Marius seine Ansprüche bei dem Senat geltend gemacht hatte*. Zugleich wurden die gaetulischen Stämme im inneren Africa als freie Bundesgenossen unter die mit den Römern in Vertrag stehenden unabhängigen Nationen aufgenommen. — Wichtiger als diese Regulirung der africanischen Clientel waren die politischen Folgen des jugurthinischen Krieges oder vielmehr der jugurthinischen Insurrection, obgleich auch diese häufig zu hoch angeschlagen worden sind. Allerdings waren darin alle Schäden des Regiments in unverhüllter Nacktheit zu Tage gekommen; es war nicht blofs notorisch, sondern grofsentheils gerichtlich constatirt, dafs den regierenden Herren Roms alles feil war, der Friedensvertrag wie das Interessionsrecht, der Lagerwall und das Leben der Soldaten; der Africaner hatte nicht mehr gesagt als die einfache Wahrheit, als er bei seiner Abreise von Rom äusserte, wenn er nur Geld genug hätte, mache er sich anheischig

* An einem zusammenhangenden Bericht über die Behandlung des numidischen Reiches nach Jugurthas Katastrophe fehlt es. Dafs Gauda sein Nachfolger ward, deuten Sallust *c.* 65 und Dio *fr.* 79, 1 Bekk. an und bestätigt eine Inschrift von Cartagena, die ihn König und Vater Hiempsals II nennt. Dafs im Westen die zwischen Numidien einer- und dem römischen Africa und Kyrene andrerseits bestehenden Grenzverhältnisse unverändert blieben, zeigt Caesar *b. c.* 2, 38, *b. Afr.* 43. 77 und die spätere Provinzialverfassung. Dagegen liegt es in der Natur der Sache und wird auch von Sallust *c.* 97. 102. 114 angedeutet, dafs Bocchus Reich bedeutend vergrössert ward; womit es unzweifelhaft zusammenhängt, dafs Mauretanien, ursprünglich beschränkt auf die Landschaft von Tingis (Marocco), in späterer Zeit sich erstreckt auf die Landschaft von Caesarea (Provinz Algier) und von Sitifis (westliche Hälfte der Provinz Constantine). Da Mauretanien zweimal von den Römern vergrösert ward, zuerst 649 nach Jugurthas Auslieferung, sodann 708 nach Auflösung des numidischen Reiches, so ist wahrscheinlich die Landschaft von Caesarea bei der ersten, die von Sitifis bei der zweiten Vergrösserung hinzugekommen.

die Stadt selber zu kaufen. Allein es waren dies Dinge, die man nicht erst bei Gelegenheit des africanischen Krieges erfuhr; das ganze äufsere und innere Regiment dieser Zeit trug denselben Stempel und nur der Zufall, dafs uns der Krieg in Africa durch bessere Berichte näher gerückt ist als die anderen gleichzeitigen militärischen und politischen Ereignisse, verschiebt für uns die richtige Perspective. Dafs man für die längst bekannte Thatsache, dafs die Regierung ebenso unfähig als niederträchtig sei, jetzt noch einige neue noch stärkere und noch unwiderleglichere Beweise in Händen hatte, hätte von Wichtigkeit sein können, wenn es eine Opposition und eine öffentliche Meinung gegeben hätte, mit denen die Regierung genöthigt gewesen wäre sich abzufinden; allein dieser Krieg hatte in der That nicht minder die Regierung prostituirt als die vollständige Nichtigkeit der Opposition offenbart. Es war nicht möglich schlechter zu regieren als die Restauration in den Jahren 637 — 645 es that, nicht möglich wehrloser und verlorener dazustehen als der römische Senat im J. 645 stand; hätte es in der That eine Opposition in Rom gegeben, das heifst eine Partei, die eine principielle Abänderung der Verfassung wünschte und betrieb, so mufste nothwendig jetzt wenigstens ein Versuch erfolgen, das restaurirte Senatsregiment zu stürzen. Es geschah nicht; man machte aus der politischen eine Personenfrage, wechselte die Feldherren und schickte ein paar nichtsnutzige und unbedeutende Leute in die Verbannung. Das heifst, es stand fortan fest, dafs die sogenannte Popularpartei als solche weder regieren konnte noch regieren wollte; dafs es in Rom schlechterdings nur zwei mögliche Regierungsformen gab, die Tyrannis und die Oligarchie; dafs, so lange es zufällig an einer Persönlichkeit fehlte, die wo nicht bedeutend, doch bekannt genug war, um sich zum Staatsoberhaupt aufzuwerfen, die ärgste Mifswirthschaft höchstens einzelne Oligarchen, aber niemals die Oligarchie gefährdete; dafs dagegen, so wie ein solcher Prätendent auftrat, nichts leichter war als die morschen curulischen Stühle zu erschüttern. In dieser Hinsicht war das Auftreten des Marius bezeichnend, eben weil es an sich so völlig unmotivirt war. Wenn die Bürgerschaft nach Albinus Niederlage die Curie gestürmt hätte, es wäre begreiflich, um nicht zu sagen in der Ordnung gewesen; aber nach der Wendung, die Metellus dem numidischen Kriege gegeben hatte, konnte von schlechter Verwaltung, geschweige denn von Gefahr für das Gemeinwesen wenigstens in dieser Beziehung nicht mehr die Rede sein; und dennoch gelang es dem ersten besten ehrgeizigen Offizier das

auszuführen was einst der ältere Africanus der Regierung gedroht hatte (I, 606), und sich eines der vornehmsten militärischen Commandos gegen den bestimmt ausgesprochenen Willen der Regierung zu verschaffen. Die öffentliche Meinung, nichtig in den Händen der sogenannten Popularpartei, ward zur unwiderstehlichen Waffe in der Hand des künftigen Königs von Rom. Es soll damit nicht gesagt werden, dafs Marius beabsichtigte den Prätendenten zu spielen, am wenigsten damals schon, als er um den Oberbefehl in Africa bei dem Volke warb; aber mochte er begreifen oder nicht begreifen, was er that, es war augenscheinlich zu Ende mit dem restaurirten aristokratischen Regime, wenn die Comitialmaschine anfing Feldherren zu machen oder, was ungefähr dasselbe war, wenn jeder populäre Offizier im Stande war in legaler Weise sich selbst zum Feldherrn aufzuwerfen. Ein einziges neues Element trat in diesen vorläufigen Krisen auf; es war das Hineinziehen der militärischen Manner und der militärischen Macht in die politische Krise. Ob ein neuer Versuch die Oligarchie durch die Tyrannis zu verdrängen sich hier vorbereite oder ob Marius Auftreten wie so manches Aehnliche als vereinzelter Eingriff in die Regierung ohne weitere Folge vorüber gehen werde, liefs sich noch nicht bestimmen; wohl aber war es vorauszusehen, dafs wenn diese keime einer zweiten Tyrannis zur Entwickelung gelangten, dieselbe nicht wie die des Gaius Gracchus einen Staatsmann, sondern irgend einen Offizier auf den Thron heben werde. Die gleichzeitige Reorganisation des Heerwesens, indem zuerst Marius bei der Bildung seiner nach Africa bestimmten Armee von der bisher geforderten Vermögensqualification absah und auch dem ärmsten Bürger, wenn er sonst brauchbar war, als Freiwilligem den Eintritt in die Legion gestattete, mag von ihrem Urheber aus rein militärischen Rücksichten durchgeführt worden sein; allein darum war es nichts desto weniger ein folgenreiches politisches Ereignifs, dafs das Heer nicht mehr wie ehemals aus denen, die viel, nicht einmal mehr wie in der jüngsten Zeit aus denen, die etwas zu verlieren hatten, gebildet ward, sondern anfing sich zu verwandeln in einen Haufen von Leuten, die nichts hatten als ihre Arme und was der Feldherr ihnen verehrte. Die Aristokratie herrschte im J. 650 ebenso unumschränkt wie im J. 620; aber die Zeichen der herannahenden Katastrophe hatten sich gemehrt und am politischen Horizont war neben der Krone das Schwert aufgegangen.

KAPITEL V.

Die Völker des Nordens.

Seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts beherrschte die römische Gemeinde die drei grofsen von dem nördlichen Continent in das Mittelmeer hineinragenden Halbinseln. Indefs abgesehen von den ganz oder halbfreien Volkerschaften, die innerhalb derselben im Norden und Westen Spaniens, in den ligurischen Apenninen- und Alpenthälern, in den Gebirgen Makedoniens und Thrakiens fortfuhren der schlaffen römischen Regierung zu trotzen, war die continentale Verbindung zwischen Spanien und Italien wie zwischen Italien und Makedonien nur in der oberflächlichsten Weise hergestellt, und die Landschaften jenseits der Pyrenäen, der Alpen und der Balkankette, die grossen Stromgebiete der Rhone, des Rheins und der Donau lagen vollständig aufserhalb des politischen Gesichtskreises der Römer. Es ist hier darzustellen, was römischer Seits geschah, um nach dieser Richtung hin das Reich zu sichern und zu arrondiren und wie zugleich die grofsen Völkermassen, die hinter jenem gewaltigen Gebirgsvorhang ewig auf und nieder wogten, anfingen an die Thore der nördlichen Gebirge zu pochen und die griechisch-römische Welt wieder einmal unsanft daran zu mahnen, dafs sie mit Unrecht meine die Erde für sich allein zu besitzen.

Fassen wir zunächst die Landschaft zwischen den Alpen und den Pyrenäen ins Auge. Die Römer beherrschten diesen Theil der Küste des Mittelmeers seit langem durch ihre Clientelstadt Massalia, eine der ältesten, treuesten und mächtigsten der von Rom abhängigen bundesgenössischen Gemeinden, deren See-

stationen, westlich Agathe (Agde) und Rhoda (Rosas), östlich Tauroention (Cotat), Olbia (Hyeres?), Antipolis (Antibes) und Nikaea (Nizza), die Küstenfahrt wie den Landweg von den Pyrenäen zu den Alpen sicherten und deren mercantile und politische Verbindungen weit ins Binnenland hinein reichten. Eine Expedition in die Alpen oberhalb Nizza und Antibes gegen die ligurischen Oxybier und Dekieten ward im J. 600 von den Römern theils auf Ansuchen der Massalioten, theils im eigenen Interesse unternommen und nach heftigen und zum Theil verlustvollen Gefechten dieser Theil des Gebirges gezwungen den Massalioten fortan stehende Geiseln zu geben und ihnen jährlichen Zins zu zahlen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dafs um diese Zeit zugleich in dem ganzen von Massalia abhangigen Gebiete jenseit der Alpen der nach dem Muster des massaliotischen daselbst aufblühende Wein- und Oelbau im Interesse der italischen Gutsbesitzer und Kaufleute untersagt ward*. Einen ähnlichen Charakter finanzieller Speculation trägt der Krieg, der wegen der Goldgruben und Goldwaschereien von Victumulae (in der Gegend von Vercelli und Bard und im ganzen Thal der Doria Baltea) von den Römern unter dem Consul Appius Claudius im J. 611 gegen die Salasser geführt ward. Er ward veranlafst durch die grofse Ausdehnung der Waschereien, welche den Bewohnern der niedriger liegenden Landschaft das Wasser für ihre Aecker entzog und erst einen Vermittlungsversuch, sodann die bewaffnete Intervention der Römer hervorrief. Der Krieg, obwohl die Römer auch ihn wie alle übrigen mit einer Niederlage begannen, führte endlich die Unterwerfung der Salasser und die Abtretung des Goldbezirkes an das römische Aerar herbei. Einige Jahrzehende später (651) ward auf dem hier gewonnenen Gebiet die Colonie Eporedia (Ivrea) angelegt, hauptsächlich wohl um durch sie den westlichen wie durch Aquileia den östlichen Alpenpafs zu beherrschen. Einen ernsteren Charakter nahm der alpinische Krieg erst an, als Marcus Fulvius Flaccus, der treue Bundesgenosse des Gaius Gracchus, als Consul 629 dessen Führung übernahm. Er

* Wenn Cicero, indem er dies den Africanus schon im J. 625 sagen läfst (*de rep.* 3, 9), nicht einen Anachronismus sich hat zu Schulden kommen lassen, so bleibt wohl nur die im Text bezeichnete Auffassung möglich. Auf Norditalien und Ligurien bezieht diese Verfügung sich nicht, wie schon der Weinbau der Genuaten im J. 637 (S. 93 A.) beweist; ebensowenig auf das unmittelbare Gebiet von Massalia (Just. 43, 4; Poseidon. *fr.* 25 Müll.; Strabon 4, 179). Die starke Ausfuhr von Oel und Wein aus Italien nach dem Rhonegebiet im siebenten Jahrh. der Stadt ist bekannt.

zuerst betrat die Bahn der transalpinischen Eroberungspolitik. In der vielgetheilten keltischen Nation hatte der Gau der Bituriger seine wirkliche Hegemonie verloren und nur eine Ehrenvorstandschaft behalten; der effectiv führende Gau war in dem Gebiet von den Pyrenäen bis zum Rhein und vom Mittelmeer bis zum Ocean um diese Zeit der der Arverner*, wonach es nicht gerade übertrieben erscheint, dafs er bis 180000 Mann ins Feld zu stellen vermochte. Mit ihnen rangen die Haeduer (um Autun) um die Hegemonie in diesem Gebiet als ungleiche Rivalen; während in dem nordöstlichen Gallien die Könige der Suessionen (um Soissons) den bis nach Britannien hinüber sich erstreckenden Völkerbund der Belgen unter ihrer Schutzherrschaft vereinigten. Griechische Reisende jener Zeit wufsten viel zu erzählen von der prachtvollen Hofhaltung des Arvernerkönigs Luerius, wie derselbe umgeben von seinem glänzenden Clangefolge, den Jägern mit der gekoppelten Meute und der wandernden Sängerschaar, auf dem silberbeschlagenen Wagen durch die Städte seines Reiches fuhr, das Gold mit vollen Händen auswerfend unter die Menge, vor allem aber das Herz des Dichters mit dem leuchtenden Regen erfreuend — die Schilderungen von der offenen Tafel, die er in einem Raume von 1500 Doppelschritten ins Gevierte abhielt und zu der jeder des Weges kommende geladen war, erinnern lebhaft an die Hochzeitstafel Camachos. In der That zeugen die zahlreichen, noch jetzt vorhandenen arvernischen Goldmünzen dieser Zeit dafür, dafs der Arvernergau zu ungemeinem Reichthum und einer verhältnifsmäfsig hoch gesteigerten Civilisation gediehen war. Flaccus Angriff traf indefs zunächst nicht auf die Arverner, sondern auf die kleineren Stämme in dem Gebiet zwischen den Alpen und der Rhone, wo die ursprünglich ligurischen Einwohner mit nachgerückten keltischen Scharen sich vermischt hatten und eine der keltiberischen vergleichbare keltoligurische Bevölkerung entstanden war. Er focht (629. 630) mit Glück gegen die Salyer oder Saluvier in der Gegend von Aix und im Thal der Durance und gegen ihre nördlichen Nachbarn, die Vocontier (Dep. Vaucluse und Drome), ebenso sein Nachfolger Gaius Sextius Calvinus (631. 632) gegen die Allobrogen, einen mächtigen keltischen Clan in dem reichen Thal der Isere, der auf die Bitte des landflüchtigen Königs der Salyer Tutomotulus gekommen war, ihm sein Land wie-

* In der Auvergne. Ihre Hauptstadt, Nemetum oder Nemossus, lag nicht weit von Clermont.

der erobern zu helfen, aber in der Gegend von Aix geschlagen wurde. Da die Allobrogen indefs nichts desto weniger sich weigerten den Salyerkönig auszuliefern, drang Calvinus Nachfolger Gnaeus Domitius Ahenobarbus in ihr eigenes Gebiet ein (632). Bisher hatte der führende keltische Stamm dem Umsichgreifen der italischen Nachbarn zugesehen; der Arvernerkönig Betuitus, jenes Luerius Sohn, schien nicht sehr geneigt des losen Schutzverhältnisses wegen, in dem die östlichen Gaue zu ihm stehen mochten, in einen bedenklichen Krieg sich einzulassen. Indefs als die Römer Miene machten die Allobrogen auf ihrem eigenen Gebiet anzugreifen, bot er seine Vermittlung an, deren Zurückweisung zur Folge hatte, dafs er mit seiner gesammten Macht den Allobrogen zu Hülfe erschien; wogegen wieder die Haedner Partei ergriffen für die Römer. Auch die Römer sandten auf die Nachricht von der Schilderhebung der Arverner den Consul des J. 633 Quintus Fabius Maximus, in Verbindung mit Ahenobarbus dem drohenden Sturm zu begegnen. An der südlichen Grenze des allobrogischen Cantons am Einfluss der Isere in die Rhone, die das Arvernerheer auf einer Schiffbrücke überschritt, ward am 8. August 633 die Schlacht geschlagen, die über die Herrschaft im südlichen Gallien entschied. König Betuitus, da er die zahllosen Haufen der abhängigen Clans über die Brücke heranziehen und dagegen die dreimal schwächeren Römer sich aufstellen sah, soll ausgerufen haben, dafs ihrer ja nicht genug seien um die Hunde des Keltenheeres zu sättigen. Allein Maximus, ein Enkel des Siegers von Pydna, erfocht dennoch einen entscheidenden Sieg, welcher, da die Schiffbrücke unter der Masse der Flüchtenden zusammenbrach, mit der Vernichtung des gröfsten Theils der arvernischen Armee endigte. Die Allobrogen, denen ferner Beistand zu leisten der Arvernerkönig sich unfähig erklärte und denen er selber rieth mit Maximus ihren Frieden zu machen, unterwarfen sich dem Consul, worauf derselbe, fortan der Allobrogiker genannt, nach Italien zurückging und die nicht mehr ferne Beendigung des arvernischen Krieges dem Ahenobarbus überliefs. Dieser, auf König Betuitus persönlich erbittert, weil er die Allobrogen veranlafst sich dem Maximus und nicht ihm zu ergeben, bemächtigte sich in treuloser Weise der Person des Königs und sandte ihn nach Rom, wo der Senat den Bruch des Treuworts zwar mifsbilligte, aber nicht blofs den verrathenen Mann festhielt, sondern auch befahl den Sohn desselben Congonnetiacus gleichfalls nach Rom zu senden. Dies scheint die Ursache gewesen zu sein, dafs der fast schon thatsächlich beendigte

arvernische Krieg noch einmal aufloderte und es bei Vindalium (oberhalb Avignon) am Einfluss der Sorgue in die Rhone zu einer zweiten Entscheidung durch die Waffen kam. Sie fiel nicht anders aus als die erste; es waren diesmal hauptsächlich die africanischen Elephanten, die das Keltenheer zerstreuten. Hierauf bequemten sich die Arverner zum Frieden, womit die Ruhe wieder in das Keltenland zurückkehrte*. — Das Ergebniss dieser militärischen Operationen war die Einrichtung einer neuen römischen Provinz zwischen den Alpen und den Pyrenäen. Die sämmtlichen Völkerschaften zwischen den Alpen und der Rhone wurden von den Römern abhängig und vermuthlich, so weit sie nicht nach Massalia zinsten, schon jetzt den Römern tributär. In der Landschaft zwischen der Rhone und den Pyrenäen behielten die Arverner zwar die Freiheit und wurden nicht den Römern zinspflichtig; allein sie hatten den südlichsten Theil ihres mittel- oder unmittelbaren Gebiets, den Strich südlich der Cevennen bis an das Mittelmeer und den oberen Lauf der Garonne bis nach Tolosa (Toulouse) an die Römer abzutreten. Da der wesentliche Zweck dieser Occupationen die Herstellung einer Landverbindung zwischen Spanien und Italien war, so wurde unmittelbar nach der Besetzung gesorgt für die Chaussirung des Küstenweges. Zu diesem Ende wurde von den Alpen zur Rhone der Küstenstrich in der Breite von $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{10}$ einer deutschen Meile den Massalioten, die ja bereits eine Reihe von Seestationen an dieser Küste besafsen, überwiesen mit der Verpflichtung die Strafse in gehörigem Stand zu halten; wogegen von der Rhone bis zu den Pyrenaen die Römer selbst eine Militärchaussee anlegten, die von ihrem Urheber Ahenobarbus den Namen der domitischen Strafse erhielt. Wie gewöhnlich verband mit dem Strafsenbau sich die Anlage neuer Festungen. Im östlichen Theil fiel die Wahl auf den Platz, wo Gaius Sextius die Kelten geschlagen hatte und wo die Anmuth und Fruchtbarkeit der Gegend wie die zahlreichen kalten und warmen Quellen zur Ansiedlung ein-

* Die Schlacht bei Vindalium stellen zwar der livianische Epitomator und Orosius vor die an der Isara; allein auf die entgegengesetzte Folge führen Florus und Strabon 4, 191 und sie wird bestätigt theils dadurch, dafs Maximus nach dem Auszug des Livius und Plinius *h. n.* 7, 50 sie als Consul lieferte, theils besonders durch die capitolinischen Fasten, nach denen nicht blofs Maximus vor Ahenobarbus triumphirte, sondern auch jener über die Allobrogen und den Arvernerkönig, dieser nur über die Arverner. Es ist einleuchtend, dafs die Schlacht gegen Allobrogen und Arverner früher stattgefunden haben mufs als die gegen die Arverner allein.

luden; hier entstand eine römische Ortschaft, die Bäder des Sextius, Aquae Sextiae (Aix). Westlich von der Rhone siedelten die Römer in Narbo sich an, einer uralten Keltenstadt an dem schiffbaren Fluſs Atax (Aude) in geringer Entfernung vom Meere, die bereits Hekataeos nennt und die schon vor ihrer Besetzung durch die Römer als lebhafter an dem britannischen Zinnhandel betheiligter Handelsplatz mit Massalia rivalisirte. Aquae erhielt nicht Stadtrecht, sondern blieb ein stehendes Lager*; dagegen Narbo, obwohl gleichfalls wesentlich als Wach- und Vorposten gegen die Kelten gegründet, ward als ‚Marsstadt' römische Bürgercolonie und der gewöhnliche Sitz des Statthalters der neuen transalpinischen Keltenprovinz, die, wie die cisalpinische früher nach dem Sitz des Statthalters Ariminum hieſs, gewöhnlich nach dem Hauptort als Provinz Narbo bezeichnet ward. — Die Absicht, in der die gracchische Partei diese transalpinischen Gebietserwerbungen begonnen, war offenbar hier ein neues und unermeſsliches Gebiet für ihre Colonisationspläne zu eröffnen, das nicht bloſs besser gelegen war als Sicilien und Africa, sondern auch leichter den Eingeborenen entrissen werden konnte als die sicilischen und libyschen Aecker den italischen Capitalisten. Der Sturz des Gaius Gracchus machte auch hier sich fühlbar in der Beschränkung der Eroberungen und mehr noch der Stadtgründungen; indeſs wenn die Absicht nicht in vollem Umfang erreicht ward, so ward sie doch auch nicht völlig vereitelt. Das gewonnene Gebiet und mehr noch die Gründung von Narbo, welcher Ansiedlung der Senat vergeblich das Schicksal der karthagischen zu bereiten suchte, blieben als unfertige, aber den künftigen Nachfolger des Gracchus an die Fortsetzung des Baus mahnende Ansätze stehen. Offenbar schützte die römische Kaufmannschaft, die mit Massalia in dem gallisch-britannischen Handel nur in Narbo zu concurriren vermochte, diese Anlage vor den Angriffen der Optimaten.

Eine ähnliche Aufgabe wie im Nordwesten war auch gestellt im Nordosten von Italien; sie ward gleichfalls nicht ganz vernachlässigt, aber noch unvollkommener als jene gelöst. Mit der Anlage von Aquileia (571) kam die istrische Halbinsel in römi-

* Aquae ward nicht Colonie, wie Livius *ep.* 61 sagt, sondern Castell (Strabon 4, 180; Vellei. 1, 15; Madvig *opusc.* 1, 303). Aehnlich ist Vindonissa rechtlich nie etwas anders gewesen als ein keltisches Dorf, aber dabei zugleich ein befestigtes römisches Lager und eine sehr ansehnliche Ortschaft.

schem Besitz (I. 486); in Epirus und dem ehemaligen Gebiet der Herren von Skodra geboten sie zum Theil bereits geraume Zeit früher. Allein nirgends reichte ihre Herrschaft ins Binnenland hinein und selbst an der Küste beherrschten sie kaum dem Namen nach den unwirthlichen Ufersaum zwischen Istrien und Epirus, der in seinen wildverschlungenen weder von Flufsthälern noch von küstenebenen unterbrochenen schuppenartig an einander gereihten Bergkesseln und in der längs des Ufers sich hinziehenden Kette felsiger Inseln Italien und Griechenland mehr scheidet als zusammenknüpft. Um die Stadt Delmion schlofs sich hier die Eidgenossenschaft der Delmater oder Dalmater, deren Sitten rauh waren wie ihre Berge: während die Nachbarvölker bereits zu reicherer Culturentwicklung gelangt waren, kannte man in Dalmatien noch keine Münze und theilte den Acker, ohne daran ein Sondereigenthum anzuerkennen, von acht zu acht Jahren neu auf unter die gemeindsässigen Leute. Land- und Seeraub waren die einzigen bei ihnen heimischen Gewerbe. Diese Völkerschaften hatten in früheren Zeiten in einem losen Abhängigkeitsverhältnis zu den Herren von Skodra gestanden und waren insofern mitbetroffen worden von den römischen Expeditionen gegen die Königin Teuta (I. 369) und Demetrios von Pharos (I. 371); allein bei dem Regierungsantritt des Königs Genthios hatten sie sich losgemacht und waren dadurch dem Schicksal entgangen, das das südliche Illyrien in den Sturz des makedonischen Reiches verflocht und es von Rom dauernd abhängig machte (I. 589). Die Römer überliefsen die wenig lockende Landschaft gern sich selbst. Allein die Klagen der römischen Illyrier, namentlich der Daorser, die an der Narenta südlich von den Dalmatern wohnten, und der Bewohner der Insel Issa (Lissa), deren continentale Stationen Tragyrion (Trau) und Epetion (bei Spalatro) von den Eingebornen schwer zu leiden hatten, nöthigten die römische Regierung an die Dalmater eine Gesandtschaft abzuordnen und, da diese die Antwort zurückbrachte, dafs die Dalmater um die Römer sich nicht gekümmert hätten noch kümmern würden, im J. 598 ein Heer unter dem Consul Gaius Marcus Figulus dorthin zu senden. Er drang in Dalmatien ein, ward aber wieder zurückgedrängt bis auf das römische Gebiet. Erst sein Nachfolger Publius Scipio Nasica nahm 599 die grofse und feste Stadt Delmion ein, worauf die Eidgenossenschaft sich zum Ziel legte und sich bekannte als den Römern unterthänig. Indefs war die sehr oberflächliche Erwerbung nicht wichtig genug um als eigenes Amt constituirt zu werden; man begnügte sich,

wie man es auch für die wichtigeren Besitzungen in Epirus gethan, sie von Italien aus mit dem diesseitigen Keltenland zugleich verwalten zu lassen, wobei es wenigstens als Regel auch dann blieb, als im J. 608 die Provinz Makedonien eingerichtet und deren nordöstliche Grenze nördlich von Skodra festgestellt worden war*. — Gröfsere Bedeutung gewannen die Völkerverhältnisse im Nordosten erst, nachdem die Umwandlung Makedoniens in eine von Rom unmittelbar abhängige Landschaft den Römern die Verpflichtung auferlegte die überall offene Nord- und Ostgrenze gegen die angrenzenden barbarischen Stämme zu vertheidigen; wozu nicht lange darauf (621) die Erwerbung des bisher zum Reich der Attaliden gehörigen thrakischen Chersones (Halbinsel von Gallipoli) kam, wodurch die bisher den Königen von Pergamon obliegende Verpflichtung Lysimacheia gegen die Thraker zu schützen gleichfalls auf die Römer überging. Von der zwiefachen Basis aus, die das Pothal und die makedonische Landschaft darboten, wäre es nun möglich gewesen ernstlich gegen das Quellgebiet des Rheins und die Donau vorzugehen und der nördlichen Gebirge wenigstens insoweit sich zu bemächtigen, als die Sicherheit der südlichen Landschaften es erforderte. Auch in diesen Gegenden war damals die mächtigste Nation das grofse Keltenvolk, welches der einheimischen Sage (I, 209) zufolge aus seinen Sitzen am westlichen Ocean sich um dieselbe Zeit südlich der Hauptalpenkette in das Pothal und nördlich derselben in die Landschaften am oberen Rhein und an der Donau ergossen hatte. Oestlich vom Rhein safsen von ihren Stämmen nächst am Flufs der mächtige, reiche und, da er mit den Römern nirgends sich unmittelbar berührte, mit ihnen in Frieden und Vertrag lebende Stamm der Helvetier, die damals vom Genfersee bis zum Main sich erstreckend die heutige Schweiz, Schwaben und Franken mit enthalten zu haben scheinen. Mit ihnen grenzten die Boier, deren Sitze das heutige Baiern und Böhmen gewesen sein mögen**. Südöstlich von ihnen begegnen wir einem andern Kelten-

* S. 39. Die Pirusten in den Thälern des Drin gehörten zur Provinz Makedonien, streiften aber hinüber in das benachbarte Illyricum (Caesar b. G. 5, 1).

** ‚Zwischen dem hercynischen Walde (d. h. hier wohl der rauhen Alp), dem Rhein und dem Main wohnten die Helvetier', sagt Tacitus (Germ. 28), ‚weiter hin die Boier'. Auch Poseidonios (bei Strabon 7, 293) giebt an, dafs die Boier zu der Zeit, wo sie die Kimbrer abschlugen, den hercynischen Wald bewohnten, d. h. die Gebirge von der rauhen Alp bis zum Böhmerwald. Wenn Caesar sie ‚jenseit des Rheines' versetzt (b. G. I, 5),

stamm, der in Steiermark und Kärnthen unter dem Namen der Taurisker, später der Noriker, in Friaul, Krain, Istrien unter dem der Karner auftritt. Ihre Stadt Noreia (unweit St. Veit nördlich von Klagenfurt) war blühend und weitbekannt durch die schon damals in dieser Gegend eifrig betriebenen Eisengruben; mehr noch wurden eben in dieser Zeit die Italiker dorthin gelockt durch die dort neu aufgefundenen reichen Goldlager, bis die Eingebornen sie ausschlossen und dies Californien der damaligen Zeit für sich monopolisirten. Diese zu beiden Seiten der Alpen sich ergiefsenden keltischen Schwärme hatten nach ihrer Art vorwiegend nur das Flach- und Hügelland besetzt; dagegen war die eigentliche Alpenlandschaft und ebenso das Gebiet der Etsch und des untern Po von ihnen unbesetzt und in den Händen der früher dort einheimischen Bevölkerung geblieben, welche, ohne dafs über ihre Nationalität bis jetzt etwas Sicheres zu ermitteln gelungen wäre, unter dem Namen der Raeter in den Gebirgen der Ostschweiz und Tirols, unter dem der Euganeer und Veneter um Padua und Venedig auftreten, so dafs an diesem letzten Punct die beiden grofsen Keltenströme fast sich berühren und nur ein schmaler Streif eingeborner Bevölkerung die keltischen Cenomanen um Brescia von den keltischen Karnern in Friaul scheidet. Die Euganeer und Veneter waren längst friedliche Unterthanen der Römer; dagegen die eigentlichen Alpenvölker waren nicht blofs noch frei, sondern machten auch von ihren Bergen herab regelmäfsig Streifzüge in die Ebene zwischen den Alpen und dem Po, wo sie sich nicht begnügten zu brandschatzen, sondern auch in den eingenommenen Ortschaften mit furchterlicher Grausamkeit hausten und nicht selten die ganze mannliche Bevölkerung bis zum Kinde in den Windeln nieder-

---

so ist dies damit nicht im Widerspruch, denn da er hier von den Helvetiern spricht, kann er sehr wohl die Landschaft nordöstlich vom Bodensee meinen; womit vollkommen übereinstimmt, dafs Strabon (7, 292) die ehemals boische Landschaft als dem Bodensee angrenzend bezeichnet, nur dafs er nicht ganz genau daneben als Anwohner des Bodensees die Vindeliker nennt, welche ja eben diese von den Boiern geräumten Striche besetzten. Aus diesen ihren Sitzen waren die Boier von den Marcomannen und andern deutschen Stämmen schon vor Poseidonios Zeit, also vor 650 vertrieben; Splitter derselben irrten zu Caesars Zeit in Kärnthen umher (Caesar *b. G.* 1, 5) und kamen von da zu den Helvetiern und in das westliche Gallien; ein andrer Schwarm fand neue Sitze am Plattensee, wo er um 700 von den Geten vernichtet ward, die Landschaft aber, die ‚boische Einode', den Namen dieses geplagtesten aller keltischen Völker bewahrte.

machten — vermuthlich die thatsächliche Antwort auf die Art, wie bei den römischen Razzias in den Alpenthälern verfahren ward. Wie gefährlich diese raetischen Einfälle waren, zeigt, dafs einer derselben um das J. 660 die ansehnliche Ortschaft Comum zu Grunde richtete. Wenn bereits diese auf und jenseit der Alpenkette sitzenden keltischen und nicht keltischen Stämme vielfach sich gemischt haben mögen, so ist die Völkermengung wie begreiflich noch in viel umfassenderer Weise eingetreten in den Landschaften an der unteren Donau, wo nicht wie in den westlicheren die hohen Gebirge als natürliche Scheidewände dienen. Die ursprünglich illyrische Bevölkerung, deren letzter reiner Ueberrest die heutigen Albanesen zu sein scheinen, war überall wenigstens im Binnenland stark gemengt mit keltischen Elementen und die keltische Bewaffnung und Kriegsweise hier wohl überall eingeführt. Zunächst an die Taurisker grenzten die Japyden, die auf den julischen Alpen im heutigen Kroatien bis hinab nach Fiume und Zeng safsen, ein ursprünglich wohl illyrischer aber stark mit Kelten gemischter Stamm. An sie grenzten am Littoral die schon genannten Dalmater, in deren rauhe Gebirge die Kelten nicht eingedrungen zu sein scheinen; im Binnenland dagegen waren die keltischen Skordisker, denen das ehemals hier vor allen mächtige Volk der Triballer erlegen war und die schon in den Keltenzügen nach Delphi eine Hauptrolle gespielt hatten, an der untern Save bis zur Morawa im heutigen Bosnien und Serbien um diese Zeit die führende Nation, die weit und breit nach Moesien, Thrakien und Makedonien streifte und von deren wilder Tapferkeit und grausamen Sitten man sich schreckliche Dinge erzählte. Ihr Hauptwaffenplatz war das feste Segestica oder Siscia an der Mündung der Kulpa in die Save. Die Völker des heutigen Ungarns, der Wallachei und Bulgariens blieben für jetzt noch aufserhalb des Gesichtskreises der Römer; nur mit den Thrakern berührte man sich an der Ostgrenze Makedoniens in den Rhodopegebirgen. — Es wäre für eine kräftigere Regierung, als die damalige römische es war, keine leichte Aufgabe gewesen, gegen diese weiten und barbarischen Gebiete eine geordnete und ausreichende Grenzvertheidigung durchzuführen; was unter den Auspicien der Restaurationsregierung für den wichtigen Zweck geschah, konnte auch den mäfsigsten Anforderungen nicht genügen. An Expeditionen gegen die Alpenbewohner scheint es nicht gefehlt zu haben: im J. 636 ward triumphirt über die Stoener, die in den Bergen oberhalb Verona gesessen haben dürften; im J. 659 hiefs der Consul Lucius Cras-

sus die Alpenthäler weit und breit durchstöbern und die Einwohner niedermachen und dennoch gelang es ihm nicht derselben genug zu erschlagen, um auch nur einen Dorftriumph feiern und mit seinem Reiterruhm den Siegeslorbeer paaren zu können. Allein da man es bei derartigen Razzias bewenden liefs, die die Eingebornen nur erbitterten ohne sie unschädlich zu machen, und, wie es scheint, nach jedem solchen Ueberlauf die Truppen wieder wegzog, so blieb der Zustand in der Landschaft jenseit des Po im Wesentlichen wie er war. — Auf der entgegengesetzten Grenze in Thrakien scheint man sich gar nicht um die Nachbarn bekümmert zu haben; kaum dafs im J. 651 ein Kampf mit den Thrakern, im J. 657 ein anderer mit den Maedern in den Grenzgebirgen zwischen Makedonien und Thrakien erwähnt wird. — Ernstlichere Kämpfe fanden statt im illyrischen Land, wo über die unruhigen Dalmater von den Nachbarn und den Schiffern auf der adriatischen See beständig Beschwerde geführt ward und an der völlig offenen Nordgrenze Makedoniens, welche nach dem bezeichnenden Ausdruck eines Römers so weit ging als die römischen Schwerter und Speere reichten, die Kämpfe mit den Nachbarn niemals ruhten. Im J. 619 ward ein Zug gemacht gegen die Ardyaeer oder Vardaeer und die Pleraeer oder Paraber, eine dalmatische Völkerschaft in dem Littoral nördlich der Narentamündung, die nicht aufhörte auf dem Meer und an der gegenüberliegenden Küste Unfug zu treiben; auf Geheifs der Römer siedelten sie von der Küste weg im Binnenland, der heutigen Herzegowina sich an und begannen den Acker zu bauen, verkümmerten aber in der rauhen Gegend bei dem ungewohnten Brot. Gleichzeitig ward von Makedonien aus ein Angriff gegen die Skordisker gerichtet, die vermuthlich mit den angegriffenen Küstenbewohnern gemeinschaftliche Sache machten. Bald darauf (625) demüthigte der Consul Tuditanus in Verbindung mit dem tüchtigen Decimus Brutus, dem Bezwinger Galiciens, die Japyden und trug, nachdem er anfänglich eine Niederlage erlitten, schliefslich die römischen Waffen tief nach Dalmatien hinein bis an den Kerkafluss, 25 deutsche Meilen abwärts von Aquileia; die Japyden erscheinen fortan als eine befriedete und mit Rom in Freundschaft lebende Nation. Dennoch erhoben zehn Jahre später (635) die Dalmater sich aufs Neue, abermals in Gemeinschaft mit den Skordiskern; während der Consul Lucius Cotta gegen die Bewohner des Binnenlandes kämpfte und wie es scheint bis Segestica vordrang, zog gegen die Dalmater dessen College, der ältere Bruder des Besiegers von Numidien, Lucius Metellus, seit-

dem der Dalmatiker genannt, überwand sie und überwinterte in Salonae (Spalatro), welche Stadt fortan als der Hauptwaffenplatz der Römer in dieser Gegend erscheint. Es ist nicht unwahrscheinlich, dafs in diese Zeit auch die Anlage der gabinischen Chaussee fällt, die von Salonae in östlicher Richtung nach Andetrium (Clissa) und von da weiter landeinwärts geführt war. Einen mehr offensiven Charakter trug die Expedition des Consuls des J. 639 Marcus Aemilius Scaurus gegen die Taurisker*; er überstieg, der erste unter den Römern, die Kette der Ostalpen an ihrer niedrigsten Senkung zwischen Triest und Laibach und schlofs mit den Tauriskern Gastfreundschaft, wodurch zugleich dafür gesorgt war, dafs der nicht unwichtige Handelsverkehr ungestört blieb und dafs die Römer nicht, wie es durch eine förmliche Unterwerfung geschehen wäre, in die Völkerbewegungen nordwärts der Alpen mit hineingezogen wurden. Die um dieselbe Zeit von Makedonien aus gegen die Donau zu gerichteten Angriffe ergaben anfangs ein sehr ungünstiges Resultat: der Consul des J. 640 Gaius Porcius Cato ward in den serbischen Gebirgen von den Skordiskern überfallen und sein Heer vollständig aufgerieben, während er selbst mit Wenigen schimpflich entfloh; mühsam schirmte der Praetor Marcus Didius die römische Grenze. Glücklicher fochten seine Nachfolger, Gaius Metellus Caprarius (641. 642), Marcus Drusus (642. 643), der erste römische Feldherr, der die Donau erreichte, und Marcus Minucius (644), der die Waffen längs der Morawa** trug und die Skordisker so nachdrücklich schlug, dafs sie seitdem zur Unbedeutendheit herabsinken und an ihrer Stelle ein anderer Stamm, die Dardaner (in Serbien) in dem Gebiet zwischen der Nordgrenze Makedoniens und der Donau die erste Rolle zu spielen beginnt.

Indefs diese Siege hatten eine Folge, welche die Sieger nicht ahnten. Schon seit längerer Zeit irrte ein ‚unstetes Volk' an dem nördlichen Saum der zu beiden Seiten der Donau von den Kelten eingenommenen Landschaft. Sie nannten sich die Kimbrer, das heifst die Chemplo, die Kämpen oder, wie ihre Feinde übersetzten, die Räuber, welche Benennung indefs allem Anschein

* *Galli Karni* heifsen sie in den Triumphalfasten, *Ligures Tauriscі* (denn so ist statt des überlieferten *Ligures et Tauriscі* zu schreiben) bei Victor.

** Da Velleius und Eutrop als die von Minucius besiegte Völkerschaft die Skordisker nennen, so kann es nur ein Fehler von Florus sein, dafs er statt des Margos (Morawa) den Hebrus (die Maritza) nennt.

noch schon vor ihrem Auszug zum Volksnamen geworden war. Sie kamen aus dem Norden und stiefsen unter den Kelten zuerst, so weit bekannt, auf die Boier, wahrscheinlich in Böhmen. Genaueres über die Ursache und die Richtung ihrer Heerfahrt haben die Zeitgenossen aufzuzeichnen versäumt* und kann auch durch keine Muthmafsung ergänzt werden, da die derzeitigen Zustände nördlich von Böhmen und dem Main und östlich vom unteren Rheine unseren Blicken sich vollständig entziehen. Dagegen dafür, dafs die Kimbrer und nicht minder der gleichartige ihnen später sich anschliefsende Schwarm der Teutonen ihrem Kerne nach nicht der keltischen Nation angehören, der die Römer sie anfänglich zurechneten, sondern der deutschen, sprechen die bestimmtesten Thatsachen: das Erscheinen zweier kleiner gleichnamiger Stämme, vielleicht in den Ursitzen zurückgebliebener Reste, der Kimbrer im heutigen Dänemark, der Teutonen im nordöstlichen Deutschland in der Nähe der Ostsee, wo schon Alexander des Grofsen Zeitgenosse Pytheas bei Gelegenheit des Bernsteinhandels der Teutonen gedenkt; die Verzeichnung der Kimbern und Teutonen in der germanischen Völkertafel unter den Ingaevonen neben den Chaukern; das Urtheil Caesars, der zuerst die Römer den Unterschied der Deutschen und der Kelten kennen lehrte und die Kimbrer, deren er selbst noch manchen gesehen haben mufs, den Deutschen beizählte; endlich die Völkernamen selbst und die Angaben über ihre Körperbildung und ihr sonstiges Wesen, die zwar auf die Nordländer überhaupt, aber doch vorwiegend auf die Deutschen passen. Andererseits ist es begreiflich, dafs ein solcher Schwarm, nachdem er vielleicht Jahrzehnte auf der Wanderschaft sich befunden und ohne Zweifel jeden Waffenbruder, der sich anschlofs, willkommen geheifsen hatte, auf seinen Zügen an und in dem Keltenland eine Menge keltischer Elemente in sich aufgenommen hatte; so dafs es nicht befremdet, wenn Männer keltischen Namens an der Spitze stehen oder wenn die Römer sich keltisch redender Spione bedienen um bei ihnen zu kundschaften. Es war ein wunderbarer Zug, dessen gleichen die Römer noch nicht gesehen hatten: nicht eine Heerfahrt reisiger Mannschaft, sondern ein wanderndes Volk, das mit Weib und

* Denn der Bericht, dafs an den Küsten der Nordsee durch Sturmfluthen grofse Landschaften weggerissen und dadurch die massenhafte Auswanderung der Kimbrer veranlafst worden sei (Strabon 7, 293), erscheint zwar uns nicht, wie den griechischen Forschern, mährchenhaft; allein ob er auf Sage oder Ueberlieferung sich gründet, ist nicht zu entscheiden.

Kind, mit Habe und Gut auszog eine neue Heimath sich zu suchen. Der Karren, der überall bei den noch nicht völlig seßhaft gewordenen Völkern des Nordens eine andere Bedeutung hatte als bei den Hellenen und den Italikern und namentlich auch von den Kelten durchgängig ins Lager mitgeführt ward, war hier gleichsam das Haus, wo unter dem übergespannten Lederdach neben dem Geräth Platz sich fand für die Frau und die Kinder und selbst für den Haushund. Die Südländer sahen mit Verwunderung diese hohen schlanken Gestalten mit den hellblonden Locken und den hellblauen Augen, die derben stattlichen Frauen, die den Männern an Größe und Stärke wenig nachgaben, die Kinder mit dem Greisenhaar, wie die Italiener verwundernd die flachsköpfigen Jungen des Nordlandes bezeichneten. Das Kriegswesen war wesentlich das der Kelten dieser Zeit, die nicht mehr wie einst die italischen barhäuptig und bloß mit Schwert und Dolch fochten, sondern mit kupfernen oft reich geschmückten Helmen und mit einer eigenthümlichen Wurfwaffe, der Materis; daneben war das große Schwert geblieben und der lange schmale Schild, neben dem man auch wohl noch einen Panzer trug. An Reiterei fehlte es nicht; doch waren die Römer in dieser Waffe ihnen überlegen. Die Schlachtordnung war wie früher eine rohe angeblich eben so viel Glieder tief wie breit gestellte Phalanx, deren erstes Glied in gefährlichen Gefechten nicht selten die metallenen Leibgurtel mit Stricken unter einander verknüpfte. Die Sitten waren rauh. Das Fleisch ward häufig roh verschlungen. Heerkönig war der tapferste und wo möglich der längste Mann. Nicht selten ward, nach Art der Kelten und überhaupt der Barbaren, Tag und Ort des Kampfes vorher mit dem Feinde ausgemacht, auch wohl vor dem Beginn der Schlacht ein einzelner Gegner zum Zweikampf herausgefordert. Die Einleitung zum Kampf machten Verhöhnungen des Feindes durch unschickliche Geberden und ein entsetzliches Getöse, indem die Männer ihr Schlachtgebrüll erhoben und die Frauen und Kinder durch Aufpauken auf die ledernen Wagendecken nachhalfen. Der Kimbre focht tapfer — galt ihm doch der Tod auf dem Bett der Ehre als der einzige, der des freien Mannes würdig war —, allein nach dem Siege hielt er sich schadlos durch die wildeste Bestialität: das Geräth ward zerschlagen, die Pferde getödtet, die Gefangenen aufgeknüpft oder nur aufbehalten um den Göttern geopfert zu werden. Es waren die Priesterinnen, greise Frauen in weißen linnenen Gewändern und unbeschuht, die wie Iphigenia im Skythenland diese Opfer vollzogen und aus dem rinnenden Blut des

geopferten Kriegsgefangenen oder Verbrechers die Zukunft wiesen. Wie viel von diesen Sitten allgemeiner Brauch der Barbaren, wie viel von den Kelten entlehnt, wie viel deutsches Eigen sei, wird sich nicht ausmachen lassen; nur die Weise nicht durch Priester, sondern durch Priesterinnen das Heer geleiten und leiten zu lassen, darf als unzweifelhaft deutsche Art angesprochen werden. So zogen die Kimbrer hinein in das unbekannte Land, ein ungeheures Knäuel mannigfaltigen Volkes, das um einen Kern deutscher Auswanderer von der Ostsee sich zusammengeballt hatte, nicht unvergleichbar den Emigrantenmassen, die in unsern Zeiten ähnlich belastet und ähnlich gemischt und nicht viel minder ins Blaue hinein übers Meer fahren; ihre schwerfällige Wagenburg mit der Gewandtheit, die ein langes Wanderleben giebt, hinüberführend über Ströme und Gebirge, gefährlich den civilisirteren Nationen wie die Meereswoge und die Windsbraut, aber wie diese launisch und unberechenbar, bald rasch vordringend, bald plötzlich stockend oder seitwärts und rückwärts sich wendend. Wie ein Blitz kamen und trafen sie; wie ein Blitz waren sie verschwunden, und es fand sich leider in der unlebendigen Zeit, in der sie erschienen, kein Beobachter, der es werth gehalten hätte das wunderbare Meteor genau festzustellen. Als man später anfing die Kette zu ahnen, von welcher diese Heerfahrt, die erste deutsche, die den Kreis der antiken Civilisation berührte, ein Glied ist, war längst die Kunde bis auf oberflächliche Aufzeichnungen verschollen.

Dieses heimathlose Volk der Kimbrer, das bisher von den Kelten an der Donau, namentlich den Boiern verhindert worden war nach Süden vorzudringen, durchbrach in Folge der von den Römern gegen die Donaukelten gerichteten Angriffe die Schranken, sei es nun dafs die letzteren sie zu Hülfe riefen gegen die vordringenden Legionen oder dafs sie durch den Angriff der Römer verhindert wurden ihre Nordgrenzen so wie bisher zu schirmen. Durch das Gebiet der Skordisker einrückend in das Tauriskerland näherten sie im J. 641 sich den krainer Alpenpässen, zu deren Deckung der Consul Gnaeus Papirius Carbo auf den Höhen unweit Aquileia sich aufstellte. Hier hatten siebzig Jahre zuvor keltische Stämme sich diesseit der Alpen anzusiedeln versucht, aber auf Geheifs der Römer den schon occupirten Boden ohne Widerstand geräumt (I, 486); auch jetzt erwies die Furcht der transalpinischen Völker vor dem römischen Namen sich mächtig. Die Kimbrer griffen nicht an; ja da Carbo sie das Gebiet der Gastfreunde Roms, der Taurisker, räumen hiefs, wozu der Ver-

trag mit diesen ihn keineswegs verpflichtete, fügten sie sich und folgten den Führern, die ihnen Carbo gegeben hatte, um sie über die Grenze zu geleiten. Allein diese Führer waren vielmehr angewiesen die Kimbrer in einen Hinterhalt zu locken, wo der Consul ihrer wartete. So kam es zum Kampf unweit Noreia im heutigen Kärnthen, in dem die Verrathenen über den Verräther siegten und ihm beträchtlichen Verlust beibrachten; nur ein Unwetter, das die Kämpfenden trennte, verhinderte die vollständige Vernichtung der römischen Armee. Die Kimbrer hätten sogleich ihren Angriff gegen Italien richten können; sie zogen es vor sich westwärts zu wenden. Mehr durch Vertrag mit den Helvetiern und den Sequanern als durch Gewalt der Waffen eröffneten sie sich den Weg auf das linke Rheinufer und über den Jura und bedrohten hier einige Jahre nach Carbos Niederlage abermals in nächster Nähe das römische Gebiet. Die Rheingränze und das zunächst gefährdete Gebiet der Allobrogen zu decken erschien 645 im südlichen Gallien ein römisches Heer unter Marcus Junius Silanus. Die Kimbrer baten ihnen Land anzuweisen, wo sie friedlich sich niederlassen konnten: eine Bitte, die sich allerdings nicht gewähren liefs. Der Consul griff statt aller Antwort sie an; er ward vollständig geschlagen und das römische Lager erobert. Die Zahl der Gefallenen war so grofs, dafs der Senat sich veranlafst fand wie nach der cannensischen Schlacht die Trauerzeit zu beschränken; zugleich bewirkte er, da die Aushebung auf grofse Schwierigkeiten stiefs, die Aufhebung der vermuthlich von Gaius Gracchus herrührenden Gesetze, die die Verpflichtung zum Kriegsdienst der Zeit nach eingeschränkt hatten (S. 101). Indefs die Kimbrer, statt ihren Sieg gegen die Römer zu verfolgen, sandten eine Botschaft an den Senat nach Rom, die dort die Bitte um Anweisung von Land wiederholen sollte, und beschäftigten sich inzwischen, wie es scheint, mit der Unterwerfung der umliegenden keltischen Cantone. So hatte die römische Provinz und die neue römische Armee vor den Deutschen für den Augenblick Ruhe; dagegen stand ihnen ein neuer Feind im westlichen Keltenlande auf. Die Helvetier, die in den steten Kämpfen mit ihren nordöstlichen Nachbarn viel auszustehen hatten, fühlten durch das Beispiel der Kimbrer sich gereizt gleich ihnen im westlichen Gallien sich ruhigere und fruchtbarere Sitze zu suchen und hatten vielleicht schon bei dem Durchzug desselben sich dazu mit ihnen verbündet; jetzt überschritten unter Divicos Führung die Mannschaften der Tougener (unbekannter Lage) und der Ti-

gariner (am See von Murten) den Jura*, und gelangten bis in das Gebiet der Nitiobrogen (um Agen an der Garonne). Hier stiefsen sie auf das romische Heer unter dem Consul Lucius Cassius Longinus. Es gelang den Helvetiern dasselbe in einen Hinterhalt zu locken, wobei der Feldherr selber und sein Legat, der Consular Gaius Piso, mit dem gröfsten Theil der Soldaten ihren Tod fanden; der interimistische Oberbefehlshaber Gaius Popillius der Mannschaft, die sich in das Lager gerettet hatte, capitulirte auf Abzug unter dem Joch gegen Auslieferung der Hälfte der Habe, die die Soldaten mit sich führten, und Stellung von Geiseln (617). So bedenklich standen die Dinge für die Römer, dafs eine der wichtigsten Städte in ihrer eigenen Provinz, Tolosa sich gegen sie erhob und die romische Besatzung in Fesseln legte. — Indefs da die Kimbrer fortfuhren sich anderswo zu thun zu machen und auch die Helvetier vorläufig die romische Provinz nicht weiter belästigten, hatte der neue romische Oberfeldherr Quintus Servilius Caepio volle Zeit, sich der Stadt Tolosa durch Verrath zu bemächtigen und die in dem alten und berühmten Heiligthum des keltischen Apollon aufgehäuften ungeheuren Schätze mit Mufse zu heben — ein erwünschter Gewinn für die bedrängte Staatskasse, nur dafs leider auf dem Transport der Gold- und Silberbarren von Tolosa nach Massalia die Bedeckung von Räubern überfallen und das Gold geraubt ward; wer es hiefs, waren die Anstifter dieses Ueberfalles der Consul selbst und sein Stab (618). Inzwischen beschränkte man sich gegen den Hauptfeind auf die strengste Defensive und hütete mit drei starken Heeren die romische Provinz, bis es den Kimbrern gefallen würde den Angriff zu wiederholen. Sie kamen wieder im J. 649 unter ihrem König Boiorix, diesmal ernstlich denkend an einen Einfall in Italien. Gegen sie befehligte am rechten Rheinufer der Proconsul Caepio, am linken der Consul Gnaeus Mallius Maximus und unter ihm an der Spitze eines abgesonderten Corps sein Legat, der Consular Marcus Aurelius Scaurus. Der erste Angriff traf diesen: er ward völlig geschlagen und selbst gefangen in das feindliche Hauptquartier gebracht, wo der kimbrische König, erzürnt über die stolze Warnung des gefan-

* Die gewöhnliche Annahme, dafs die Tougener und Tiguriner mit den Kimbrern zugleich in Gallien eingerückt seien, läfst sich auf Strabon 7, 293 nicht stützen und stimmt wenig zu dem gesonderten Auftreten der Helvetier. Die Ueberlieferung über diesen Krieg ist übrigens in einer Weise trümmerhaft, dafs eine zusammenhängende Geschichtserzählung, völlig wie bei den samnitischen Kriegen, nur Anspruch machen kann auf ungefähre Richtigkeit.

gegen Römers sich nicht nach Italien mit seinem Heer zu wagen, ihn niederstieß. Maximus befahl darauf seinem Collegen sein Heer über die Rhone zu führen; widerwillig sich fügend erschien dieser endlich bei Arausio (Orange) am linken Ufer des Flusses wo die ganze vereinigte römische Streitmacht dem Kimbrerheer gegenüber sich aufstellte und ihm durch ihre ansehnliche Zahl so imponirt haben soll, daß die Kimbrer anfingen zu unterhandeln. Allein die beiden Führer hielten im heftigsten Zerwürfnis. Maximus, ein geringer und unfähiger Mann, war als Consul seinem stolzeren und besser geborenen, aber nicht besser gearteten proconsularischen Collegen Caepio von Rechtswegen übergeordnet; allein dieser weigerte sich ein gemeinschaftliches Lager zu beziehen und gemeinsam über die Operationen zu berathen und behauptete nach wie vor sein selbstständiges Commando. Eine persönliche Zusammenkunft der Feldherren, die die Officiere erzwangen, erweiterte nur den Riß. Als Caepio sodann den Maximus mit den Boten der Kimbrer verhandeln sah, meinte er diesen im Begriff die Ehre ihrer Unterwerfung allein zu gewinnen und warf mit seinem Heertheil allein schleunigst sich auf den Feind. Er ward völlig vernichtet, so daß auch sein Lager dem Feinde in die Hände fiel (6. Oct. 649). Sein Untergang zog sodann die nicht minder vollständige Niederlage der zweiten römischen Armee nach sich. Es sollen 80000 römische Soldaten und halb so viel von dem ungeheuren und unbeschreiblichen Troß gefallen, nur zehn Mann entkommen sein — so viel ist gewiß, daß es nur wenigen von den beiden Heeren gelang sich zu retten, da die römischen Heere mit dem Fluß im Rücken gefochten hatten. Es war eine Niederlage, die materiell und moralisch den Tag von Cannae weit überbot. Durch Italien ging ein furchtbares Entsetzen, wie man es nicht gekannt hatte seit den hannibalischen Zeiten. Man war es schon so gewohnt jeden Krieg mit Unfällen zu eröffnen, daß die Niederlagen des Carbo, des Silanus, des Longinus ohne nachhaltigen Eindruck vorübergegangen waren; die Unüberwindlichkeit der römischen Waffen stand so unerschütterlich fest, daß es überflüssig schien die ziemlich zahlreichen Ausnahmen zu beachten. Die Schlacht von Arausio aber, die erschreckende Nähe, in der das siegreiche Kimbrerheer gegen die unvertheidigten Alpenpässe stand, die sowohl in der römischen Landschaft jenseit der Alpen als auch bei den Lusitanern aufs neue und verstärkt ausbrechende Insurrection, der wehrlose Zustand Italiens rüttelten furchtbar auf aus diesen Träumen und man gedachte wieder der nie ganz vergessenen Kelchensturme des vierten Jahrhunderts, des

Tags an der Allia und des Brandes von Rom. In Italien bemächtigte der Gallierschreck mit der ganzen Gewalt zugleich ältester Erinnerung und frischer Angst sich der Gemüther; im ganzen Occident schien man es inne zu werden, dafs die Romerherrschaft anfange zu wanken. Es ist nicht zu sagen, was hätte kommen mögen, wenn die Kimbrer sogleich nach ihrem Doppelsieg durch die Alpenpforten in Italien eingerückt wären. Indefs sie überschwemmten zunächst das Gebiet der Arverner, die mühsam in ihren Festungen der Feinde sich erwehrten, und zogen von da, der Belagerungen müde, weiter westlich gegen die Pyrenäen.

Wenn der erstarrte Organismus der römischen Politie noch aus sich selber zu einer heilsamen Krise gelangen konnte, so mufste sie jetzt eintreten, wo durch einen der wunderbaren Glücksfälle, an denen die Geschichte Roms so reich ist, die Gefahr nahe genug drohte um alle Energie und allen Patriotismus in der Bürgerschaft in Bewegung zu bringen und doch nicht so plötzlich hereinbrach, dafs diesen Kräften kein Raum geblieben wäre sich zu entwickeln. Allein es wiederholten sich nur eben dieselben Erscheinungen, die vier Jahre zuvor nach den africanischen Niederlagen eingetreten waren. In der That waren die africanischen und die gallischen Unfälle wesentlich gleicher Art. Es mag sein, dafs zunächst jene mehr der Oligarchie im Ganzen, diese mehr einzelnen Beamten zur Last fielen; allein die öffentliche Meinung erkannte mit Recht in beiden vor allen Dingen den Bankerott der Regierung, welcher in fortschreitender Entwickelung zuerst die Ehre des Staats und jetzt bereits dessen Existenz in Frage stellte. Man täuschte sich damals so wenig wie jetzt über den wahren Sitz des Uebels, allein jetzt so wenig wie damals brachte man es auch nur zu einem Versuch an der rechten Stelle zu bessern. Man sah es wohl, dafs das System die Schuld trug; aber man blieb auch diesmal dabei stehen einzelne Personen zur Verantwortung zu ziehen — nur entlud freilich über den Häuptern der Oligarchie dies zweite Gewitter sich mit um so viel schwereren Schlägen, als die Katastrophe von 649 die von 645 an Umfang und Gefährlichkeit übertraf. Zugleich zeigte das Publicum abermals seinen sicheren Instinct, dafs es gegen die Oligarchie kein Mittel gebe als die Tyrannis, in dem bereitwilligen Eingehen auf jeden Versuch namhafter Offiziere der Regierung die Hand zu zwingen und unter dieser oder jener Form das oligarchische Regiment durch eine Dictatur zu stürzen. — Zunächst war es Quintus Caepio, gegen den die Angriffe sich richteten; mit Recht, insofern die Niederlage von Arausio wesentlich durch seine Unbotmäfsig-

keit herbeigeführt war, auch abgesehen von der wahrscheinlich gegründeten, aber nicht erwiesenen Unterschlagung der tolosanischen Beute; indefs trug zu der Wuth, die die Opposition gegen ihn entwickelte, wesentlich auch das bei, dafs er als Consul einen Versuch gewagt hatte den Capitalisten die Geschwornenstellen zu entreifsen (S. 123). Um seinetwillen ward der alte ehrwürdige Grundsatz: auch im schlechtesten Gefäfs die Heiligkeit des Amtes zu ehren, gebrochen und, während gegen den Urheber des cannensischen Unglückstages selbst der Tadel in die stille Brust verschlossen worden war, der Urheber der Niederlage von Arausio auf Antrag des Volkstribuns Gaius Norbanus durch Volksbeschlufs verfassungswidrig des Proconsulats entsetzt (650). Aber dies genügte keineswegs. Trotz der factischen Abschaffung der Untersuchungshaft und der Todesstrafe für politische Vergehen ward Caepio festgenommen und der Hochverrathsprozefs gegen ihn eingeleitet in der ausgesprochenen Absicht das unvermeidliche Todesurtheil vollstrecken zu lassen. Die Regierungspartei widersetzte sich auf das Heftigste diesem Beginnen und versuchte durch tribunicische Intercession dasselbe auf verfassungsmäfsige Weise zu beseitigen; allein die einsprechenden Tribune wurden mit Gewalt aus der Versammlung verjagt und bei dem heftigen Auflauf die ersten Männer des Senats von Steinwürfen getroffen. Mit Mühe gelang es einem mit Caepio befreundeten Volkstribun durch Aufopferung seiner eigenen bürgerlichen Existenz dem Angeklagten wenigstens das Leben zu retten: man konnte es nicht wehren, dafs die Volksversammlung, zum ersten Mal seit der Verbannung der Tarquinier, das Vermögen des ausgetretenen Mannes einzog und seine Rückkehr bei schwerster Strafe verpönte. Wegen der in verdächtiger Weise verschwundenen tolosanischen Kriegsbeute ward eine Specialcommission niedergesetzt; der Prozefskrieg ging im J. 650* seinen Gang eben wie fünf Jahre zuvor. — Ernster als diese Mafsregeln der Rache war die Frage, wie der gefährliche Krieg jenseit der Alpen ferner geführt und zunächst wem darin die Oberfeldherrnschaft übertragen werden sollte. Bei unbefangener Behandlung war es nicht schwer eine

* Die gewöhnliche sehr unüberlegte Annahme, dafs die Anklage gegen Caepio im J. 649, zehn Jahre nach der Schlacht von Arausio, stattgefunden habe, beruht einzig auf Ciceros Angabe, dafs Crassus als Consul, also 659 für Caepio sprach. Allein er sprach damals für ihn nicht als sein Vertheidiger, sondern bei Gelegenheit des Prozesses gegen Norbanus, welcher wegen seines Auftretens gegen Caepio allerdings im J. 659 zur Verantwortung gezogen ward.

passende Wahl zu treffen. Rom war zwar in Vergleich mit früheren Zeiten an militärischen Notabilitäten nicht reich; allein es hatten doch Quintus Maximus in Gallien, Marcus Aemilius Scaurus und Marcus Minucius in den Donauländern, Quintus Metellus, Publius Rutilius Rufus, Gaius Marius in Africa mit Auszeichnung commandirt; und es handelte sich ja nicht darum einen Pyrrhus oder Hannibal zu schlagen, sondern den Barbaren des Nordens gegenüber die oft erprobte Ueberlegenheit römischer Waffen und römischer Taktik wieder in ihr Recht einzusetzen, wozu es keines Helden bedurfte, sondern nur eines strengen und tüchtigen Kriegsmanns. Allein es war eben eine Zeit, in der alles eher möglich war als die unbefangene Erledigung einer Verwaltungsfrage. Schon der africanische Krieg hatte gezeigt, dafs die Regierung in der öffentlichen Meinung so vollständig bankerott war, dafs ihre tüchtigsten Feldherren in der vollen Siegeslaufbahn weichen mufsten, so wie es einem namhaften Offizier einfiel sie vor dem Volk herunterzumachen und als Candidat der Opposition von dieser sich an die Spitze der Geschäfte stellen zu lassen. Es war kein Wunder, dafs was nach den Siegen des Metellus geschehen war, gesteigert sich wiederholte nach den Niederlagen des Gnaeus Mallius und Quintus Caepio. Abermals trat Gaius Marius trotz der Gesetze, die demselben Mann das Consulat mehr als einmal zu bekleiden untersagten, auf als Bewerber um das höchste Staatsamt und nicht blofs ward er, während er noch in Africa an der Spitze des dortigen Heeres stand, zum Consul ernannt und ihm der Oberbefehl in dem gallischen Krieg übergeben, sondern es ward ihm auch fünf Jahre hinter einander (650—654) wieder und wieder das Consulat übertragen in einer Weise, die ein berechneter Hohn schien gegen den eben diesem Mann gegenüber in seiner ganzen Thorheit und Kurzsichtigkeit bewährten exclusiven Geist der Nobilität, aber freilich auch in den Annalen der Republik unerhört und in der That mit dem Geiste der freien Verfassung Roms schlechterdings unverträglich war. Namentlich in dem römischen Militärwesen, dessen im africanischen Krieg begonnene Umgestaltung aus einer Bürgerwehr in eine Söldnerschaar Marius fortsetzte und vollendete während seines fünfjährigen durch die Noth der Zeit mehr noch als durch die Clauseln seiner Bestallung unumschränkten Obercommandos, sind die tiefen Spuren dieser inconstitutionellen Oberfeldherrnschaft des ersten demokratischen Generals für alle Zeiten sichtbar geblieben.

Der neue Oberfeldherr Gaius Marius erschien im J. 650 jen-

seit der Alpen, gefolgt von einer Anzahl erprobter Offiziere, unter denen der kühne Fänger des Jugurtha Lucius Sulla bald sich abermals hervorthat, und von zahlreichen Scharen italischer und bundesgenössischer Soldaten. Zunächst fand er den Feind, gegen den er geschickt war, nicht vor. Die wunderlichen Leute, die bei Arausio gesiegt hatten, waren inzwischen, nachdem sie die Landschaft westlich der Rhone ausgeraubt hatten, über die Pyrenäen gestiegen und schlugen sich eben in Spanien mit den tapfern Bewohnern der Nordküste und des Binnenlandes herum; es schien als wollten die Deutschen ihr Talent nicht zuzugreifen gleich bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte beweisen. So fand Marius volle Zeit einestheils die abgefallenen Tektosagen wieder zum Gehorsam zu bringen, die schwankende Treue der unterthänigen gallischen und ligurischen Gaue wieder zu befestigen und innerhalb wie aufserhalb der römischen Provinz von den gleich den Römern durch die Kimbrer gefährdeten Bundsgenossen, wie zum Beispiel von den Massalioten, den Allobrogen, den Sequanern, Beistand und Zuzug zu erlangen; andrerseits durch strenge Mannszucht und unparteiische Gerechtigkeit gegen Vornehme und Geringe das ihm anvertraute Heer zu disciplinieren und durch Märsche und ausgedehnte Schanzarbeiten — namentlich die Anlegung eines später den Massalioten überwiesenen Rhonekanals zur leichten Herbeischaffung der von Italien dem Heer nachgesandten Transporte — die Soldaten für die erstere Kriegsarbeit tüchtig zu machen. Auch er verhielt sich in strenger Defensive und überschritt nicht die Grenzen der römischen Provinz. Endlich, es scheint im Laufe des J. 651, fluthete der Kimbrenstrom wieder zurück über die Pyrenäen, nachdem er jenseit derselben an dem tapfern Widerstand der spanischen Völkerschaften, namentlich der Keltiberer sich gebrochen hatte. Diesmal scheint der Zug am atlantischen Ocean hinauf gegangen zu sein, wo alles den schrecklichen Mannern sich unterwarf von den Pyrenäen bis zur Seine. Erst hier, an der Landesgrenze der tapfern Eidgenossenschaft der Belgen, trafen sie auf ernstlichen Widerstand; allein eben auch hier, während sie im Gebiet der Vellocasser (bei Rouen) standen, kam ihnen ansehnlicher Zuzug. Nicht blofs drei Quartiere der Helvetier, darunter die Tigoriner und Toygener, welche früher an der Garonne mit den Römern gefochten hatten, gesellten, wie es scheint um diese Zeit, sich zu den Kimbrern, sondern es stiefsen auch zu ihnen die stammverwandten Teutonen unter ihrem König Teutobod, welche durch uns nicht überlieferte Fügungen aus ihrer Heimath an der Ost-

see an die Seine verschlagen waren*. Aber auch die vereinigten Schaaren vermochten den tapfern Widerstand der Belgen nicht zu überwältigen. Die Führer entschlossen sich daher mit der also angeschwollenen Menge den schon mehrmals berathenen Zug nach Italien nun allen Ernstes anzutreten. Um nicht mit dem bisher zusammengeraubten Gut sich zu schleppen, wurde dasselbe hier zurückgelassen unter dem Schutz einer Abtheilung von 6000 Mann, aus denen später nach mancherlei Irrfahrten die Völkerschaft der Aduatuker an der Sambre erwachsen ist. Indefs, sei es wegen der schwierigen Verpflegung auf den Alpenstrafsen, sei es aus andern Gründen, die Massen lösten sich wieder auf in zwei Heerhaufen, von denen der eine, die Kimbrer und die Tigurer, über den Rhein zurück und durch die schon im J. 641 erkundeten Pässe der Ostalpen, der andere, die neuangelangten Teutonen, die Toygener und die schon in der Schlacht von Arausio bewährte kimbrische Kernschaar der Ambronen, durch das römische Gallien und die Westpässe nach Italien eindringen sollte. Diese zweite Abtheilung war es, die im Sommer 652 abermals ungehindert die Rhone überschritt und am linken Ufer derselben mit den Römern den Kampf nach fast dreijähriger Pause wieder aufnahm. Marius erwartete sie in einem wohlgewählten und wohlverproviantirten Lager am Einfluss der Isere in die Rhone, in welcher Stellung er die beiden einzigen damals gangbaren Heerstrafsen nach Italien, die über den kleinen Bernhard und die an der Küste, zugleich den Barbaren verlegte. Die Teutonen griffen das Lager an, das ihnen den Weg sperrte; drei Tage nach einander tobte der Sturm der Barbaren um die römischen Verschanzungen, aber der wilde Muth scheiterte an der Ueberlegenheit der Römer im Festungskrieg und an der Besonnenheit des Feldherrn. Nach hartem Verlust entschlossen sich die dreisten Gesellen den Sturm aufzugeben und am Lager vorbei fürbafs nach Italien zu marschiren. Sechs Tage hinter einander zogen sie daran vorüber, ein Beweis mehr noch für die Schwerfälligkeit ihres Trosses als für ihre ungeheure Zahl. Der

* Diese Darstellung beruht im Wesentlichen auf dem verhältnifsmäfsig zuverlässigsten livianischen Bericht in der Epitome (was zu lesen ist: *reversi in Galliam in Helvetiis se Teutonis coniunxerunt*) und bei Obsequens, mit Beseitigung der geringeren Zeugnisse, die die Teutonen schon früher, zum Theil schon, wie Appian *Celt.* 13, in der Schlacht von Noreia, neben den Kimbrern auftreten lassen. Damit sind verbunden die Notizen bei Caesar *b. G.* 1. 33. 2. 4. 29., da mit dem Zug der Kimbrer in die römische Provinz und nach Italien nur die Expedition von 652 gemeint sein kann

Feldherr liefs es geschehen ohne sie anzugreifen; dafs er den höhnischen Zuruf der Feinde, ob die Römer nicht Aufträge hätten an ihre Frauen daheim, sich nicht irren liefs, ist begreiflich, aber dafs er dies verwegene Vorbeidefiliren der feindlichen Colonnen vor der concentrirten römischen Masse nicht benutzte um anzugreifen, zeigt, wie wenig er seinen ungeübten Soldaten vertraute. Auch er brach sein Lager ab und folgte dem Feinde auf dem Fufs, in strenger Ordnung und Nacht für Nacht sich sorgfältig verschanzend. Die Teutonen, die der Küstenstrafse zustrebten, gelangten längs der Rhone hinabmarschirend bis in die Gegend von Aquae Sextiae, gefolgt von den Römern. Beim Wasserschöpfen stiefsen hier die leichten ligurischen Truppen der Römer mit der keltischen Nachhut, den Ambronen zusammen; das Gefecht ward bald allgemein; nach heftigem Kampf siegten die Römer und verfolgten den weichenden Feind bis an die Wagenburg. Dieser erste glückliche Zusammenstofs erhöhte dem Feldherrn wie den Soldaten den Muth; am dritten Tage nach demselben ordnete Marius auf dem Hügel, dessen Spitze das römische Lager trug, seine Reihen zur entscheidenden Schlacht. Die Teutonen, längst ungeduldig mit ihren Gegnern sich zu messen, stürmten sofort den Hügel hinauf und begannen das Gefecht. Es war ernst und langwierig; bis zum Mittag standen die Deutschen wie die Mauern; allein die ungewohnte Gluth der provencalischen Sonne erschlaffte ihre Sehnen und ein blinder Lärm in ihrem Rücken, wo ein Haufen römischer Trofsbuben aus einem waldigen Versteck mit gewaltigem Geschrei hervorrannte, entschied vollends die Auflösung der schwankenden Reihen. Der ganze Schwarm ward gesprengt und wie begreiflich in dem fremden Lande entweder getödtet oder gefangen; unter den Gefangenen war König Teutobod, unter den Todten eine Menge Frauen, welche, nicht unbekannt mit der Behandlung, die ihnen als Sclavinnen bevorstand, theils auf ihren Karren in verzweifelter Gegenwehr sich hatten niedermachen lassen, theils in der Gefangenschaft, nachdem sie umsonst gebeten sie dem Dienst der Götter und der heiligen Jungfrauen der Vesta zu widmen, sich selber den Tod gegeben hatten (Sommer 652). So hatte Gallien Ruhe vor den Deutschen: und es war Zeit, denn schon standen deren Waffenbrüder diesseits der Alpen. Mit den Helvetiern verbündet waren die Kimbrer ohne Schwierigkeit von der Seine an den Rhein gelangt, hatten die Alpenkette auf dem Brennerpafs überschritten und waren von da durch die Eisack- und Etschthäler hinabgestiegen in die italische Ebene. Hier sollte der Consul Quintus Lutatius Catulus

die Pässe bewachen; allein der Gegend nicht völlig kundig und fürchtend umgangen zu werden hatte er sich nicht getraut in die Alpen selbst vorzurücken, sondern unterhalb Trient am linken Ufer der Etsch sich aufgestellt und für alle Fälle den Rückzug auf das rechte durch Anlegung einer Brücke sich gesichert. Allein als nun die Kimbrer in dichten Schaaren aus den Bergen hervordrangen, ergriff ein panischer Schreck das römische Heer und Legionare und Reiter liefen davon, diese gerades Wegs nach der Hauptstadt, jene auf die nächste Anhöhe, die Sicherheit zu gewähren schien. Mit Mühe gelang es Catulus den grofsten Theil seines Heeres durch eine Kriegslist wieder an den Fluss und über die Brücke zu bringen, gegen welche die den oberen Lauf der Etsch beherrschenden Feinde schon Bäume und Balken hinabtreiben liefsen, um sie zu zerstören und damit dem Heer den Rückzug abzuschneiden. Eine Legion indefs hatte der Feldherr auf dem andern Ufer zurücklassen müssen und bereits wollte der feige Tribun, der sie führte, capituliren, als der Rottenführer Gnaeus Petreius von Atina ihn niederstiefs und mitten durch die Feinde auf das rechte Ufer der Etsch zu dem Hauptheer sich den Weg bahnte. So war das Heer und einigermafsen selbst die Waffenehre gerettet; allein die Folgen der versäumten Besetzung der Pässe und des übereilten Rückzugs waren dennoch sehr empfindlich. Catulus mufste auf das rechte Ufer des Po sich zurückziehen und die ganze Ebene zwischen dem Po und den Alpen in der Gewalt der Kimbrer lassen, so dafs man nur zur See noch mit Aquileia die Verbindung unterhielt. Dies geschah im Sommer 652, um dieselbe Zeit wo es zwischen den Teutonen und den Römern bei Aquae Sextiae zur Entscheidung kam. Hätten die Kimbrer ihren Angriff ununterbrochen fortgesetzt, so konnte Rom in eine sehr bedrängte Lage gerathen; indefs ihrer Gewohnheit den Winter zu rasten blieben sie auch diesmal und um so mehr getreu, als das reiche Land, die ungewohnten Quartiere unter Dach und Fach, die warmen Bäder, die neuen und reichlichen Speisen und Getränke sie einluden vorläufig es sich wohl sein zu lassen. Dadurch gewannen die Römer Zeit ihnen mit vereinigten Kräften in Italien zu begegnen. Es war keine Zeit, was der demokratische General sonst wohl gethan haben würde, den unterbrochenen Eroberungsplan des Keltenlandes, wie Gaius Gracchus ihn mochte entworfen haben, jetzt wieder aufzunehmen; von dem Schlachtfeld von Aix wurde das siegreiche Heer an den Po geführt und nach kurzem Verweilen in der Hauptstadt, wo er den ihm angetragenen Triumph bis nach

völliger Ueberwindung der Barbaren zurückwies, traf auch Marius selbst bei den vereinigten Armeen ein. Im Frühjahr 653 überschritten sie, 50000 Mann stark, unter dem Consul Marius und dem Proconsul Catulus wiederum den Po und zogen gegen die Kimbrer, welche ihrerseits flußaufwärts marschirt zu sein scheinen um den mächtigen Strom an seiner Quelle zu überschreiten. Unterhalb Vercellae mündet der Mündung der Sesia in den Po*, eben da wo Hannibal seine erste Schlacht auf italischem Boden geschlagen hatte, trafen die beiden Heere auf einander. Die Kimbrer wünschten die Schlacht und sandten ihrer Landessitte gemäß zu den Römern Zeit und Ort dazu auszumachen; Marius willfahrte ihnen und nannte den nächsten Tag — es war der 30. Juli 653 — und das raudische Feld, eine weite Ebene, auf der die überlegene römische Reiterei einen vortheilhaften Spielraum fand. Hier stieß man auf den Feind, erwartet und doch überraschend; denn in dem dichten Morgennebel fand sich die keltische Reiterei im Handgemenge mit der stärkeren römischen, ehe sie es vermuthete, und ward von ihr zurückgeworfen auf das Fußvolk, das eben im Begriff war zum Kampfe sich zu ordnen. Mit geringem Opfern ward ein vollständiger Sieg erfochten und die Kimbrer vernichtet. Glücklich mochte heißen, wer den Tod in der Schlacht fand, wie die meisten, unter ihnen der tapfere König Boiorix; glücklicher mindestens als die, die nachher verzweifelnd Hand an sich selbst legten oder gar auf dem Sclavenmarkt in Rom den Herrn suchen mußten, der dem einzelnen Nordmannen die Dreistigkeit vergalt des schönen Südens begehrt zu haben, ehe denn es Zeit war. Die Tiguriner, die auf den Vorbergen der Alpen zurückgeblieben waren um den Kimbrern später zu folgen, verliefen sich auf die Kunde von der Niederlage in ihre Heimath. Die Menschenfluthwelle, die dreizehn Jahre hindurch von der Donau bis zum Ebro, von der Seine bis zum Po die Nationen allarmirt hatte, ruhte unter der Scholle oder frohnte im Sclavenjoch; der verlorene Posten der deutschen Wanderungen hatte seine Schuld-

* Man hat nicht wohl gethan von der Ueberlieferung abweichend das Schlachtfeld nach Verona zu verlegen; wobei übersehen ward, daß zwischen den Gefechten an der Etsch und dem entscheidenden Treffen ein ganzer Winter und vielfache Truppenbewegungen liegen, und daß Catulus nach ausdrücklicher Angabe (Plut. *Mar.* 25) bis auf das rechte Po-Ufer zurückgewichen war. Auch die Angaben, daß am Po (Hier. *chron.*), und daß da, wo Stilicho später die Goten schlug, d. h. bei Pollenzo am Tanaro die Kimbrer geschlagen wurden, führen, obwohl beide ungenau, doch viel eher nach Vercellae als nach Verona.

digkeit gethan; das heimathlose Volk der Kimbrer mit seinen Genossen war nicht mehr. Ueber den Leichen haderten die politischen Parteien Roms ihren kümmerlichen Hader weiter, ohne um das grofse Kapitel der Weltgeschichte sich zu bekümmern, davon hier das erste Blatt sich aufgeschlagen hatte, ohne auch nur Raum zu geben dem reinen Gefühl, dafs an diesem Tage Roms Aristokraten wie Roms Demokraten ihre Schuldigkeit gethan hatten. Die Rivalität der beiden Feldherren, die nicht blofs politische Gegner, sondern auch durch den so verschiedenen Erfolg der beiden vorjährigen Feldzüge militärisch gespannt waren, kam sofort nach der Schlacht zum widerwärtigsten Ausbruch. Catulus mochte mit Recht behaupten, dafs das Mitteltreffen, das er befehligte, den Sieg entschieden habe und dafs von seinen Soldaten einundelfmalhundertsiebenundfünfzig, von den Marianern nur zwei Feldzeichen eingebracht seien — seine Soldaten führten sogar die Abgeordneten der Stadt Parma durch die Leichenhaufen um ihnen zu zeigen, dafs Marius tausend geschlagen habe, Catulus aber zehntausend. Nichts desto weniger galt Marius als der eigentliche Besieger der Kimbrer, und mit Recht; nicht blofs weil er kraft seines höheren Ranges an dem entscheidenden Tage den Oberbefehl geführt hatte und an militärischer Begabung und Erfahrung seinem Collegen ohne Zweifel weit überlegen war, sondern vor allem weil der zweite Sieg von Vercellae in der That nur möglich geworden war durch den ersten von Aquae Sextiae. Allein in der damaligen Zeit waren es weniger diese Erwägungen, die den Ruhm von den Kimbrern und Teutonen Rom errettet zu haben ganz und voll an Marius Namen knüpften, als die politischen Parteirücksichten. Catulus war ein feiner und gescheiter Mann, ein so anmuthiger Sprecher, dafs der Wohllaut seiner Worte fast wie Beredsamkeit klang, ein feinlicher Memoirenschreiber und Gelegenheitspoet und ein vortrefflicher Kunstkenner und Kunstrichter; aber er war nichts weniger als ein Mann des Volkes und sein Sieg ein Sieg der Aristokratie. Die Schlachten aber des gemeinen Bauern, welcher von dem gemeinen Volke gegen die Regierung auf den Schild gehoben war und das gemeine Volk zum Siege geführt hatte, diese Schlachten waren nicht blofs Niederlagen der Kimbrer und Teutonen, sondern auch Niederlagen der Regierung; es knüpften daran sich noch ganz andere Hoffnungen als die, dafs man wieder ungestört jenseit der Alpen Geldgeschäfte machen oder dieselben den Acker bauen könne. Zwanzig Jahre waren verstrichen, seit Gaius Gracchus blutende Leiche in Tiber hinabgetrieben war; seit zwanzig Jahren ward das Re-

ment der restaurirten Oligarchie ertragen und verwünscht; immer noch war dem Gracchus kein Rächer, seinem angefangenen Bau kein zweiter Meister erstanden. Es hafsten und hofften Viele, viele von den schlechtesten und viele von den besten Bürgern des Staats; war der Mann, der diese Rache und diese Wünsche zu erfüllen verstand, endlich gefunden in dem Sohn des Tagelöhners von Arpinum? stand man wirklich an der Schwelle der neuen vielgefürchteten und viel ersehnten zweiten Revolution?

KAPITEL VI.

Revolutionsversuch des Marius und Reformversuch des Drusus.

Gaius Marius ward, eines armen Tagelöhners Sohn, geboren im J. 599 in dem damals arpinatischen Dorfe Cereatae, das später als Cereatae Marianae Stadtrecht erhielt und noch heute den Namen „Marmsbenath" (Casamare) trägt. Beim Pfluge war er aufgekommen, in so dürftigen Verhältnissen, dass sie ihm selbst zu dem Gemeindeämtern von Arpinum den Zugang zu verschlossen schienen; er lernte früh, was er später noch als Feldherr übte, Hunger und Durst, Sommerbrand und Winterkälte ertragen und auf der harten Erde schlafen. So wie das Alter es ihm erlaubte, war er in das Heer eingetreten und hatte in der schweren Schule der spanischen Kriege sich rasch zum Offizier emporgedient; in Scipios numantinischem Kriege zog er, damals dreiundzwanzigjährig, des strengen Feldherrn Augen auf sich durch die saubere Haltung seines Pferdes und seiner Waffen wie durch seine Tapferkeit im Gefecht und sein ehrbares Betragen im Lager. Er war heimgekehrt mit ehrenvollen Narben und reichen Decorationen und mit dem lebhaften Wunsch in der rühmlich betretenen Laufbahn sich einen Namen zu gewinnen; allein unter den damaligen Verhältnissen konnte zu den politischen Aemtern, die allein zu höheren Militärstellen führten, auch der verdienteste Mann nicht gelangen ohne Vermögen und ohne Verbindungen. Beides ward dem jungen Offizier zu Theil durch glückliche Handelsspeculationen und durch die Verbindung mit einem Mädchen aus dem altadlichen Geschlecht der Julier; so ge-

lang es ihm unter grofsen Anstrengungen und nach vielfachen Zurückweisungen im J. 639 bis zur Praetur zu gelangen, in welcher er als Statthalter des jenseitigen Spaniens seine militärische Tüchtigkeit aufs Neue zu bewähren Gelegenheit fand. Wie er sodann der Aristokratie zum Trotz im J. 647 das Consulat und als Proconsul die Führung des africanischen Krieges übernahm, wie er nach dem Unglückstag von Arausio unter steter Erneuerung des Consulats vom J. 650 an mit der Oberleitung des kimbrischen Krieges bis zu dessen Beendigung betraut ward, ist bereits erzählt worden. In seinem Kriegsamt hatte er sich gezeigt als einen braven und rechtschaffenen Mann, der unparteiisch Recht sprach, über die Beute mit seltener Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit verfügte und durchaus unbestechlich war; als einen geschickten Organisator, der die ungemafsen eingerostete Maschine des römischen Heerwesens wieder in brauchbaren Stand gesetzt hatte; als einen tüchtigen Feldherrn, der den Soldaten in Zucht und durch bei guter Laune erhielt und zugleich im kameradschaftlichen Verkehr seine Liebe gewann und der dem Feinde kühn ins Auge sah und zur rechten Zeit sich mit ihm schlug. Eine militärische Capacität im eminenten Sinn war er, so weit wir urtheilen können, nicht; allein die sehr achtungswerthen Eigenschaften, die er besafs, genügten unter den damals bestehenden Verhältnissen vollkommen um ihm den Ruf einer solchen zu verschaffen und auf diesen gestützt war er in einer beispiellos ehrenvollen Weise eingetreten unter die Consulare und die Triumphatoren. Allein er paíste darum nicht besser in den glänzenden Kreis. Seine Stimme blieb rauh und laut, sein Blick wild, als sähe er noch Libyer oder Kimbrer vor sich und nicht wohlerzogene und parfümirte Collegen. Dafs er abergläubisch war wie ein echter Landknecht, dafs er zur Bewerbung um sein erstes Consulat sich nicht durch den Drang seiner Talente, sondern zunächst durch die Aussagen eines etruskischen Eingeweideschauers bestimmen liefs und bei dem Feldzug gegen die Teutonen eine syrische Prophetin Martha mit ihren Orakeln dem Kriegsrath aushalf, war nicht eigentlich unaristokratisch; in solchen Dingen begegneten sich damals wie zu allen Zeiten die höchsten und die niedrigsten Schichten der Gesellschaft. Allein unverzeihlich war der Mangel an politischer Bildung; es war zwar löblich, dafs er die Barbaren zu schlagen verstand, aber was sollte man denken von einem Triumphator, der von der vorschriftsmäfsigen Etikette so wenig wufste um im Triumphalcostüm im Senat zu erscheinen! Auch sonst hing die Rotüre ihm an. Er war nicht

blofs — nach aristokratischer Terminologie — ein armer Mann, sondern was schlimmer war, genügsam und ein abgesagter Feind aller Bestechung und Durchstecherei. Er verstand keine Feste zu geben und hielt einen schlechten Koch; nach Soldatenart war er nicht wählerisch, aber becherte gern, besonders in späteren Jahren. Ebenso übel war es, dafs der Consular nur lateinisch verstand und die griechische Conversation sich verbitten mufste; es konnte Niemand etwas dagegen haben, dafs er bei den griechischen Schauspielen sich langweilte — er war vermuthlich nicht der Einzige — aber dafs er sich zu seiner Langeweile bekannte, war naiv. So blieb er Zeit seines Lebens ein unter die Aristokraten verschlagener Bauersmann und geplagt von den empfindlichen Stichelworten und dem empfindlicheren Mitleiden seiner Collegen, das wie diese selber zu verachten er dem doch nicht über sich vermochte. Nicht viel weniger wie ausserhalb der damaligen Gesellschaft stand Marius ausserhalb der Parteien. Die Massregeln, die er in seinem Volkstribunat (635) durchsetzte, eine bessere Controle bei der Abgabe der Stimmtäfelchen zur Abstellung der dabei stattfindenden Betrügereien, und die Verhinderung ausschweifender Anträge zu Spenden an das Volk (S. 122) tragen nicht den Partei-, am wenigsten den demokratischen Charakter, sondern zeigen nur, dafs ihm Unrechtlichkeit und Unvernunft verhafst war; es konnte überhaupt ein Mann wie dieser, Bauer von Geburt und Soldat aus Neigung, unmöglich von Haus aus revolutionär sein. Die Anfeindungen der Aristokratie hatten ihn zwar später in das Lager der Gegner der Regierung getrieben und rasch sah er sich hier auf den Schild gehoben zunächst als Feldherr der Opposition und demnächst vielleicht bestimmt zu noch höheren Dingen. Allein es war dies weit mehr durch die zwingende Gewalt der Verhältnisse und das allgemeine Bedürfnifs der Opposition nach einem Haupte geschehen als durch sein eigenes Zuthun; war er doch seit seinem Abgang nach Afrika 647 8 kaum einige Male auf kurze Zeit zurückgekehrt nach der Hauptstadt. Als er jetzt in der zweiten Hälfte des J. 653, Sieger wie über die Teutonen so über die Kimbern, nach Rom zurückkam und der verschobene Triumph nun zwiefach gefeiert ward, war er entschieden der erste Mann in Rom und doch zugleich politisch Unbekannt. Es war unwidersprechlich ausgemacht, nicht blofs dafs Marius Rom gerettet habe, sondern dafs er der einzige Mann sei, der Rom habe retten können; sein Name war auf allen Lippen; die Vornehmen erkannten seine geleisteten Dienste an; bei dem Volk war er populär wie keiner vor

oder nach ihm, populär durch seine Tugenden wie durch seine Fehler, durch seine aristokratische Uneigennützigkeit nicht minder wie durch seine bäurische Derbheit; er hiefs der Mensch der dritte Romulus und der zweite Camillus; gleich den Göttern wurden ihm Trankopfer gespendet. Es war kein Wunder, wenn dem Bauernsohn der Kopf mitunter schwindelte von all der Herrlichkeit, wenn er seinen Zug von Afrika ins Keltenland den Siegesfahrten des Dionysos von Erdtheil zu Erdtheil verglich und einen Becher — keinen von den kleinsten — nach dem Muster des bakchischen für seinen Gebrauch sich fertigen liefs. Es war eben so viel Hoffnung wie Dankbarkeit in dieser tumultuarischen Begeisterung des Volkes, die einen Mann von kaltem Blut und gereifterer politischer Erfahrung zu irren vermocht hätte. Marius Werk war nicht vollendet. Schwerer als die Barbaren lastete auf dem Lande die elende Regierung; ihm, dem ersten Manne Roms, dem Liebling des Volkes, dem Haupt der Opposition kam es zu Rom zum zweitenmal zu retten. Zwar war ihm, dem Bauer und Soldaten, das hauptstädtische politische Treiben fremd und unbequem; er sprach so schlecht wie er gut commandirte und bewies den Lanzen und Schwertern der Feinde gegenüber eine weit festere Haltung als gegen die klatschende oder zischende Menge; aber es kam darauf nicht an. Seine militärische und politische Stellung war von der Art, dafs, wenn er mit seiner ruhmvollen Vergangenheit nicht brechen und auf seine glänzende Zukunft nicht verzichten wollte, er nothwendig vorgehen mufste zum Kampfe gegen die Regierung.

Eine furchtbare Waffe dazu hielt er in der Hand in der neu organisirten Armee. Das bisherige Bürgerheer ruhte gesetzlich im Wesentlichen noch auf den Grundlagen der servianischen Verfassung. Zwar hatte man von dem Grundsatz die Aushebung lediglich auf die vermögenden Bürger zu beschränken und die Unterschiede der Waffengattungen allein nach den Vermögensclassen zu ordnen (I. 617. 197) zum Theil schon nachlassen müssen; es war das zum Eintritt in das Bürgerheer verpflichtende Minimalvermögen von 11000 Assen (786 Thlr.) herabgesetzt worden auf 4000 (286 Thlr.); es waren die älteren sechs in den Waffengattungen unterschiedenen Vermögensclassen beschränkt worden auf drei, so dafs man zwar wie nach der servianischen Ordnung die Reiter aus den vermögendsten, die Leichtbewaffneten aus den ärmsten Dienstpflichtigen auslas, aber den Mittelstand, die eigentliche Linieninfanterie unter sich nicht mehr nach dem Vermögen, sondern nach dem Dienstalter in die drei Treffen der Hastaten,

Principes und Triarier ordnete. Man hatte andrerseits schon längst die italischen Bundesgenossen in sehr ausgedehntem Maise zum Kriegsdienst mit herangezogen, indefs auch hier ganz wie bei der römischen Bürgerschaft die Militärpflicht vorzugsweise auf die besitzenden Klassen gelegt. Allein die ganze Ordnung paſste nicht mehr für die bestehenden Verhältnisse. Die besseren Klassen der Gesellschaft zogen theils vom Heerdienst mehr und mehr sich zurück, theils schwand der römische und italische Mittelstand überhaupt zusammen; dagegen waren einestheils die betreffenden Streitmittel der aufseritalischen Bundesgenossen und Unterthanen dispensabel geworden, andrerseits bot das italische Proletariat, richtig verwandt, ein militärisch wenigstens sehr brauchbares Material. Die Bürgerreiterei, die aus der Klasse der Wohlhabenden gebildet werden sollte, war im Felddienst schon vor Marius thatsächlich eingegangen. Ihr Auftreten in dem spanischen Feldzug von 614, wo sie den Feldherrn durch ihren Hohn und ihre Unbotmäfsigkeit zur Verzweiflung bringt und zwischen beiden ein von den Reitern wie vom Feldherrn mit gleicher Gewissenlosigkeit geführter Krieg ausbricht, ist bezeichnend für ihren Verfall. Im jugurthinischen Krieg erscheint sie schon nur noch als eine Art Ordonnanzgarde für den Feldherrn und fremde Prinzen: von da an verschwindet sie ganz. Ebenso erwies sich die Ergänzung der Legionen mit gehörig qualificirten Pflichtigen schon im gewöhnlichen Lauf der Dinge schwierig; so dafs Anstrengungen, wie sie nach der Schlacht von Arausio nöthig waren, in der That unter Beobachtung der bestehenden Vorschriften über die Dienstpflicht wohl materiell unausführbar gewesen sein würden. Andrerseits wurden schon vor Marius, namentlich in der Cavallerie und der leichten Infanterie, die aufseritalischen Unterthanen, die schweren Berittenen Thrakiens, die leichte africanische Reiterei, das vortreffliche leichte Fufsvolk der lebenden Ligurer, die Schleuderer von den Balearen, in immer gröfserer Anzahl auch aufserhalb ihrer Provinzen bei den römischen Heeren mit verwendet; und zugleich drängten sich, während an qualificirten Bürgerrekruten Mangel war, die nicht qualificirten ärmeren Bürger ungerufen zum Eintritt in die Armee, wie denn bei der Masse des arbeitlosen oder arbeitscheuen Bürgergesindels und bei den ansehnlichen Vortheilen, die der römische Kriegsdienst abwarf, die Freiwilligenwerbung nicht schwierig sein konnte. Es war demnach nichts als eine nothwendige Consequenz der politischen und socialen Umwandlung des Staats, dafs man im Militärwesen überging von dem System des Bürgeraufgebots zu dem Zuzug-

und Werbsystem, für die Reiterei und die leichten Truppen wesentlich sich stützte auf die Contingente der Unterthanen, wie denn für den kimbrischen Feldzug schon bis nach Bithynien Zuzug angesagt ward, für die Linieninfanterie aber zwar die bisherige Dienstpflichtordnung nicht aufhob, allein daneben jedem freigeborenen Bürger den freiwilligen Eintritt in das Heer gestattete, wie es Marius 647 that. — Hiezu kam die Nivellirung innerhalb der Linieninfanterie, die gleichfalls auf Marius zurückgeht. Die römische Weise aristokratischer Gliederung hatte bis dahin auch geherrscht innerhalb der Legion. Die vier Treffen der Leichten, der Hastaten, der Principes, der Triarier, oder, wie man auch sagen kann, der Vorhut, der ersten, zweiten und dritten Linie hatten bis dahin jedes seine besondere Qualification nach Vermögen oder Dienstalter und grofsentheils auch verschiedene Bewaffnung, jedes seinen ein für allemal bestimmten Platz in der Schlachtordnung, jedes seinen bestimmten militärischen Rang und sein eigenes Feldzeichen gehabt. Alle diese Unterschiede fielen jetzt über den Haufen. Wer überhaupt qualificirt war zum Eintritt als Legionar, bedurfte keiner weiteren Qualification, um in jeder Abtheilung zu dienen; über die Einordnung entschied einzig das Ermessen des Feldherrn. Alle Unterschiede der Bewaffnung fielen weg und somit wurden auch alle Recruten gleichmäfsig geschult. Ohne Zweifel in Verbindung damit stehen die vielfachen Verbesserungen, die in der Bewaffnung, dem Tragen des Gepäcks und ähnlichen Dingen von Marius herrühren und ein rühmliches Zeugnifs ablegen von der Einsicht desselben in das praktische Detail des Kriegshandwerks und seiner Fürsorge für die Soldaten; vor allem aber das neue von dem Kameraden des Marius im africanischen Krieg Publius Rutilius Rufus (Consul 649) entworfene Exercierreglement; es ist bezeichnend, dafs dasselbe die militärische Ausbildung des einzelnen Mannes beträchtlich steigerte und wesentlich sich anlehnte an die in den damaligen Fechterschulen übliche Ausbildung der künftigen Gladiatoren. Die Gliederung der Legion ward eine gänzlich andere. An die Stelle der 30 Fähnlein (*manipuli*) schwerer Infanterie, die — jedes zu zwei Zügen (*centuriae*) von je 60 Mann in den beiden ersten und je 30 Mann im dritten Treffen — bisher die taktische Einheit gebildet hatten, traten 10 Haufen (*cohortes*) jeder zu 6, oft auch nur zu 5 Zügen von je 100 Mann; so dafs, obgleich gleichzeitig durch Einziehung der leichten Infanterie der Legion 1200 Mann erspart wurden, dennoch die Gesammtzahl der Legion statt auf 1200 sich auf 6000 Mann stellte. Die Sitte

in drei Treffen zu fechten blieb bestehen, allein wenn bisher jedes Treffen einen eigenen Truppenkörper gebildet hatte, so blieb es fortan dem Feldherrn überlassen die Cohorten, über die er disponirte, in die drei Linien nach Ermessen zu vertheilen. Den militärischen Rang bestimmte einzig die Ordnungsnummer der Soldaten und der Abtheilungen. Die vier Feldzeichen der einzelnen Abtheilungen, der Wolf, der mannköpfige Stier, das Ross, der Eber, die bisher wahrscheinlich der Reiterei und den drei Treffen der schweren Infanterie waren vorgetragen worden, verschwanden; es blieben nur die Fahnlein der neuen Cohorten und das neue Zeichen, das Marius der gesammten Legion verlieh, der silberne Adler. Wenn also innerhalb der Legion jede Spur der bisherigen bürgerlichen und aristokratischen Gliederung verschwand und unter den Legionaren fortan nur noch rein soldatische Unterschiede vorkamen, so hatte dagegen schon einige Jahrzehende früher aus zufälligen Anlässen eine bevorzugte Heeresabtheilung neben den Legionen sich entwickelt: die Leibwache des Feldherrn. Sie geht zurück auf den numantinischen Krieg, wo Scipio Aemilianus, von der Regierung nicht wie er es verlangte mit neuen Truppen ausgerüstet und genöthigt einer völlig verwilderten Soldateska gegenüber auf seine persönliche Sicherheit bedacht zu sein, aus Freiwilligen eine Schaar von 500 Mann gebildet und in diese später zur Belohnung die tüchtigsten Soldaten aufgenommen hatte (S. 164); diese Cohorte, die der Fremde oder gewöhnlicher die des Hauptquartiers (*praetoriani*) genannt, hatte den Dienst im Hauptquartier (*praetorium*), wofür sie vom Lager- und Schanzdienst frei war, und genofs höheren Sold und gröfseres Ansehen. — Diese vollständige Revolution der römischen Heerverfassung scheint allerdings wesentlich nicht aus politischen, sondern aus militärischen Motiven hervorgegangen und überhaupt weniger das Werk eines Einzelnen, am wenigsten eines berechnenden Ehrgeizigen, als die vom Drang der Umstände gebotene Reformation unhaltbar gewordener Einrichtungen gewesen zu sein. Es ist wahrscheinlich, dafs die Einführung des ausländischen Werbesystems durch Marius ebenso den Staat militärisch vom Untergang gerettet hat wie manches Jahrhundert später Arbogast und Stilicho durch Einführung des ausländischen dem noch auf eine Weile die Existenz fristeten. Nichts desto weniger lag in ihr, wenn auch noch unentwickelt, zugleich eine vollständige politische Revolution. Die republikanische Verfassung ruhte wesentlich darauf, dafs der Bürger zugleich Soldat, der Soldat vor allem Bürger war; es war mit ihr zu Ende, so wie

ein Soldatenstand sich bildete. Hiezu aber mufste schon das neue Exercierreglement führen mit seiner dem Kunstfechter abgeborgten Routine; der Kriegsdienst ward allmählich Kriegshandwerk. Indefs weit rascher noch wirkte die wenn auch nur beschränkte Zuziehung des Proletariats zum Militärdienst in Verbindung mit den uralten Satzungen, die dem Feldherrn ein nur mit sehr soliden republikanischen Institutionen verträgliches arbiträres Belohnungsrecht seiner Soldaten einräumten und dem tüchtigen und glücklichen Soldaten eine Art Anrecht gaben vom Feldherrn einen Theil der beweglichen Beute, vom Staat ein Stück des gewonnenen Ackers zu heischen. Wenn der ausgehobene Bürger und Bauer in dem Kriegsdienst nichts sah als eine für das gemeine Beste zu übernehmende Last und im Kriegsgewinn nichts als eine geringe Zulutse für den ihm aus dem Dienst erwachsenden weit ansehnlicheren Verlust, so war dagegen der gewerbsame Proletarier nicht blofs für den Augenblick allein angewiesen auf seinen Sold, sondern auch für die Zukunft mufste er, den nach der Entlassung kein Invaliden-, ja nicht einmal ein Armenhaus aufnahm, wünschen zunächst bei der Fahne zu bleiben und diese nicht anders zu verlassen als mit Begründung seiner bürgerlichen Existenz. Seine einzige Heimath war das Lager, seine einzige Wissenschaft der Krieg, seine einzige Hoffnung der Feldherr — was hierin lag, leuchtet ein. Als Marius nach dem Treffen auf dem raudischen Feld zwei Cohorten italischer Bundesgenossen ihrer tapferen Haltung wegen in Masse auf dem Schlachtfeld selbst das Bürgerrecht verfassungswidrig verlieh, rechtfertigte er später sich damit, dafs er im Lärm der Schlacht die Stimme der Gesetze nicht habe unterscheiden können. Wenn einmal in wichtigeren Fragen das Interesse des Heers und des Feldherrn in verfassungswidrigem Begehren sich begegnen sollte, wer mochte dafür stehen, dafs nicht noch andere Gesetze über dem Schwertergeklirr nicht würden vernommen werden? Man hatte das stehende Heer, den Soldatenstand, die Garde; wie in der bürgerlichen Verfassung so standen auch in der militärischen bereits alle Pfeiler der künftigen Monarchie: es fehlte einzig an dem Monarchen. Wie die zwölf Adler um den palatinischen Hügel kreisten, da riefen sie dem Königthum; der neue Adler, den Gaius Marius den Legionen verlieh, verkündete das Reich der Kaiser.

Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, dafs Marius einging auf die glänzenden Aussichten, die seine militärische und politische Stellung ihm eröffnete. Es war eine trübe schwere Zeit. Man hatte Frieden, aber man ward des Friedens nicht froh;

es war nicht mehr wie einst nach dem ersten gewaltigen Anprall der Nordländer auf Rom, wo nach überstandener Krise im frischen Gefühl der Genesung alle Kräfte sich neu geregt, wo sie in üppiger Entfaltung das Verlorene rasch und reichlich ersetzt hatten. Alle Welt fühlte, dafs, mochten auch tüchtige Feldherren noch aber und abermal das unmittelbare Verderben abwehren, das Gemeinwesen darum nur um so sicherer zu Grunde gehe unter dem Regiment der restaurirten Oligarchie; aber alle Welt fühlte auch, dafs die Zeit nicht mehr war, wo in solchen Fällen die Bürgerschaft sich selber half und dafs nichts besser ward, so lange als des Gaius Gracchus Platz leer blieb. Wie tief die Menge die nach dem Verschwinden jener beiden hohen Jünglinge, welche der Revolution das Thor geöffnet hatten, zurückgebliebene Lücke empfand, freilich auch wie kindisch sie nach jedem Schatten des Ersatzes griff, bewies der falsche Sohn des Tiberius Gracchus, welcher, obwohl die eigene Schwester der beiden Gracchen ihn auf offenem Markt des Betruges zieh, dennoch einzig seines usurpirten Namens wegen vom Volke für 655 zum Tribun gewählt ward. In demselben Sinn jubelte die Menge dem Gaius Marius entgegen: wie sollte sie nicht? Wenn irgend einer, schien er der rechte Mann; war er doch der erste Feldherr und der populärste Name seiner Zeit, anerkannt brav und rechtschaffen und selbst durch seine von dem Parteitreiben entfernte Stellung zum Regenerator des Staats empfohlen — wie hätte nicht das Volk, wie hätte er selbst nicht sich dafür halten sollen! Die öffentliche Meinung war so entschieden wie möglich oppositionell; es ist bezeichnend dafür, dafs die taktische Erstreckung der Volkswahl auf die höchsten geistlichen Collegien, die die Regierung noch im J. 609 durch Anregung der religiösen Bedenken in den Comitien zu Fall gebracht hatte, im J. 650 auf den Antrag des Censors Domitius durchging, ohne dafs die Regierung es hatte wagen können sich ernstlich dem zu widersetzen. Es schien durchaus nur an einem Haupte zu fehlen, das der Opposition einen festen Mittelpunkt und ein praktisches Ziel gab; und dies war jetzt in Marius gefunden. Zur Durchführung seiner Aufgabe schien es einen doppelten Weg zu geben: Marius konnte die Oligarchie zu stürzen versuchen als Imperator an der Spitze der Armee oder auf dem für constitutionelle Aenderungen verfassungsmäfsig bezeichneten Weg; dorthin schien seine eigene Vergangenheit, hierhin der Vorgang des Gracchus ihn zu weisen. Es ist sehr begreiflich, dafs er den ersteren Weg nicht betrat, vielleicht nicht einmal die Möglichkeit dachte ihn zu

betreten. Der Senat war oder schien so macht- und rathlos, so verhasst und verachtet, dass Marius gegen ihn kaum einer andern Stütze zu bedurfen meinte als seiner ungeheuren Popularität, nöthigenfalls aber trotz der Auflösung des Heeres sie fand in den entlassenen und ihrer Belohnungen harrenden Soldaten. Es ist wahrscheinlich, dass Marius, im Hinblick auf Gracchus leichten und scheinbar fast vollständigen Sieg und auf seine eigenen denen des Gracchus weit überlegenen Hülfsmittel, die Aufgabe eine vierhundertjährige Verfassung umzustürzen, die mit den mannigfaltigsten Gewohnheiten und Interessen eines nach complicirter Hierarchie geordneten Staatskörpers innig verwachsen war, nicht eben für sehr schwierig hielt. Aber selbst wer tiefer in die Schwierigkeiten des Unternehmens hineinsah als es Marius wahrscheinlich that, mochte erwägen, dass das Heer, obwohl im Uebergang begriffen von der Bürgerwehr zur Söldnerschaar, während dieses Uebergangszustandes noch keineswegs zum blinden Werkzeug eines Staatsstreiches sich hergeben durfte und dass ein Versuch die widerstrebenden Elemente durch militärische Mittel zu beseitigen die Widerstandsfähigkeit der Gegner wahrscheinlich nur gesteigert haben würde. Die organisirte Waffengewalt in den Kampf zu verwickeln musste auf den ersten Blick überflüssig, auf den zweiten bedenklich erscheinen; man war eben am Anfang der Krise und die Gegensätze von ihrem letzten, kürzesten und einfachsten Ausdruck noch weit entfernt.

Marius entliess also sein Heer und schlug den von Gaius Gracchus vorgezeichneten Weg ein vermittelst der Uebernahme der verfassungsmässigen Staatsämter die Oberhauptschaft im Staate zu gewinnen. Er fand sich damit angewiesen auf die sogenannte Volkspartei und in deren dermaligen Führern um so mehr seine Bundesgenossen, als der siegreiche General die zur Cassenherrschaft erforderlichen Gaben und Erfahrungen durchaus nicht besass. So gelangte die demokratische Partei nach langer Nichtigkeit plötzlich wieder zu politischer Bedeutung. Sie hatte in dem langen Interim von Gaius Gracchus bis auf Marius sich wesentlich verschlechtert. Wohl war das Missvergnügen über das senatorische Regiment jetzt nicht geringer als damals; aber manche der Hoffnungen, die den Gracchen ihre treuesten Anhänger zugeführt hatten, hatte inzwischen als Illusion sich ausgewiesen und die Ahnung mochte sich bei Manchen einstellen, dass diese gracchische Agitation auf ein Ziel hinauslaufe, wohin ein sehr grosser Theil der Missvergnügten keineswegs zu folgen willig war; wie denn überhaupt in dem zwanzigjährigen Hetzen

und Treiben gar viel verschliffen und vergriffen war von der frischen Begeisterung, dem felsenfesten Glauben, der sittlichen Reinheit des Strebens, die die Anfangsstadien der Revolutionen bezeichnen. Aber wenn die demokratische Partei nicht mehr war was sie unter Gaius Gracchus gewesen, so standen die Führer der Zwischenzeit jetzt ebenso tief unter ihrer Partei als Gaius Gracchus hoch über derselben gestanden hatte. Es lag in der Natur der Sache: bis wieder ein Mann auftrat, der es wagte wie Gaius Gracchus nach der Staatsoberhauptschaft zu greifen, konnten die Führer nur Lückenbüßer sein: entweder politische Anfänger, die ihre jugendliche Oppositionslust austobten und sodann, als sprudelnde Feuerköpfe und beliebte Sprecher legitimirt, mit mehr oder minder Geschicklichkeit ihren Rückzug in das Lager der Regierungspartei bewerkstelligten; oder auch Leute, die an Vermögen und Einfluß nichts zu verlieren, an Ehre gewöhnlich weder zu gewinnen noch zu verlieren hatten, und die aus persönlicher Erbitterung oder auch aus bloßer Lust am Lärmschlagen sich ein Geschäft daraus machten die Regierung zu genieren und zu ärgern. Der ersten Gattung gehörten zum Beispiel an Gaius Memmius (S. 136) und der bekannte Redner Lucius Crassus, die ihre in den Reihen der Opposition gewonnenen oratorischen Lorbeern demnächst als eifrige Regierungsmänner verwertheten. Die namhaftesten Führer der Popularpartei um diese Zeit aber waren Männer der zweiten Gattung; sowohl Gaius Servilius Glaucia, von Cicero der römische Hyperbolos genannt, ein gemeiner Gesell niedrigster Herkunft und unverschämtester Strafsenberedsamkeit, aber wirksam und selbst gefürchtet wegen seiner drastischen Witze, als auch sein besserer und fähigerer Genosse Lucius Appuleius Saturninus, der selbst nach den Berichten seiner Feinde ein feuriger und eindringlicherer Sprecher war und wenigstens nicht von gemein eigennützigen Motiven geleitet ward. Ihm war als Quaestor die in üblicher Weise ihm zugefallene Getreideverwaltung durch Beschluß des Senats entzogen worden, weniger wohl wegen fehlerhafter Amtsführung als um das eben damals populäre Amt lieber einem der Häupter der Regierungspartei, dem Marcus Scaurus als einem unbekannten keiner der herrschenden Familien angehörigen jungen Manne zuzuwenden. Diese Kränkung hatte den aufstrebenden und lebhaften Mann in die Opposition gedrängt; und er vergalt als Volkstribun 651 das Empfangene mit Zinsen. Ein ärgerlicher Handel hatte damals den andern gedrängt; er hatte die von den Gesandten des Königs Mithradates in Rom vorgenommenen Bestechun-

gen auf offenem Markt zur Sprache gebracht; er hauptsächlich hatte gegen die Regierung Marius Wiederwahl zum Consul für 652 durchgesetzt; er hatte gegen den Besieger Numidiens Quintus Metellus, als derselbe sich für 652 um die Censur bewarb, einen Auflauf erregt und ihn auf dem Capitol belagert gehalten, bis die Ritter ihn nicht ohne Blutvergießen befreiten. Die Wuth des Senats ist begreiflich; die mithradatischen Enthüllungen hätten dem Volkstribun fast das Leben gekostet und die schimpfliche Ausstoßung des Saturninus wie des Glaucia aus dem Senat bei Gelegenheit der Revision des Senatorenverzeichnisses durch die Censoren von 652 war nur gescheitert an der Schlaffheit des dem Quintus Metellus zugegebenen Collegen. Saturninus war entschieden der energischste Feind des Senats und der thätigste und beredteste Führer der Volkspartei seit Gaius Gracchus, freilich auch gewaltthätig und rücksichtslos wie keiner vor ihm, immer bereit in die Straße hinabzusteigen und statt mit Worten den Gegner mit Knitteln zu widerlegen. Solcher Art waren die beiden Führer der sogenannten Popularpartei, die mit dem siegreichen Feldherrn jetzt gemeinschaftliche Sache machten. Es war natürlich; die Interessen und die Zwecke gingen zusammen und auch schon bei Marius früheren Bewerbungen hatte wenigstens Saturninus aufs Entschiedenste und Erfolgreichste für ihn Partei genommen. Jetzt wurde ausgemacht, daß für 651 Marius um das sechste Consulat, Saturninus um das zweite Tribunat, Glaucia um die Praetur sich bewerben sollten, um gestützt auf diese Aemter die beabsichtigte Staatsumwälzung durchzuführen. Der Senat versuchte die gefährliche Verschwörung im Keim zu ersticken, indem er zwar die Ernennung des minder gefährlichen Glaucia geschehen ließ, aber that was er konnte um Marius und Saturninus Wahl zu hindern oder doch wenigstens jenem an Quintus Metellus einen entschlossenen Gegner als Collegen an die Seite zu setzen. Von beiden Parteien wurden alle Hebel, erlaubte und unerlaubte, in Bewegung gesetzt; selbst Marius verschmähte es nicht Stimmenbettel, es heißt sogar auch Stimmenkauf zu betreiben; ja als in den tribunicischen Wahlen neun Männer von der Liste der Regierungspartei bereits proclamirt waren und auch die zehnte Stelle einem achtbaren Mann derselben Farbe Quintus Numinius gesichert schien, ward dieser von einem wüsten Haufen, der vorzugsweise aus entlassenen Soldaten des Marius bestanden haben soll, angefallen und erschlagen. So gelangte man, freilich auf die gewaltsamste Weise, zum Ziel. Marius wurde gewählt als Consul, Glaucia als Praetor,

Saturninus als Volkstribun für 654; an Quintus Metellus Stelle erhielt ein unbedeutender Mann Lucius Valerius Flaccus die zweite Consulstelle; die verbündeten Männer konnten daran gehen ihre weiter beabsichtigten Pläne ins Werk zu setzen und das 633 unterbrochene Werk zu vollenden.

Erinnern wir uns, welche Ziele Gaius Gracchus und mit welchen Mitteln er sie verfolgt hatte. Es galt die Oligarchie nach innen wie nach aufsen zu brechen, also theils die vom Senat völlig abhängig gewordene Beamtengewalt in ihre ursprünglichen souveränen Rechte wieder einzusetzen und die Rathversammlung aus der regierenden wieder in eine berathende Behörde umzuwandeln, theils der aristokratischen Gliederung des Staats in die drei Klassen der herrschenden Bürger-, der italischen Bundesgenossen- und der Unterthanenschaft durch allmählige Ausgleichung dieser mit einem nichtoligarchischen Regiment unverträglichen Gegensätze ein Ende zu machen. Diese Gedanken nahmen die drei verbündeten Männer wieder auf in den Colonialgesetzen, die Saturninus als Volkstribun 654 einbrachte. Zufolge derselben wurde zunächst zu Gunsten der marianischen Soldaten, der Bürger nicht blofs sondern wie es scheint auch der italischen Bundesgenossen, die unterbrochene Vertheilung des karthagischen Gebiets wieder in Angriff genommen und jedem dieser Veteranen ein Landloos von 100 Morgen oder etwa dem fünffachen Mafs eines gewöhnlichen italischen Bauerhofs in der Provinz Africa, so wie aus den unterschlagenen, aber von den schuldigen Aristokraten zu erstattenden Tempelschätzen von Tolosa die zur Ausstattung des Beschlags erforderliche Summe zugesichert. Sodann ward für die römisch-italische Emigration nicht blofs das bereits zur Verfügung stehende Provinzialland in weitester Ausdehnung, sondern auch durch die rechtliche Fiction, dafs den Römern durch die Besiegung der Kimbrer das gesammte von diesen besetzte Gebiet von Rechtswegen erworben sei, das gesammte Land der noch unabhängigen Keltenstämme jenseit der Alpen in Anspruch genommen. Zur Leitung der Landanweisungen wie der zu diesem Behuf etwa nöthig erscheinenden weiteren Mafsregeln ward Gaius Marius berufen. Dieses Gesetz nahm also nicht blofs die Eroberungspläne jenseit der Alpen und die transalpinischen und überseeischen Colonisationsentwürfe, wie Gaius Gracchus und Flaccus sie entworfen hatten, vollständig wieder auf, sondern zugleich ward damit, dafs die Italiker neben den Römern zur Emigration zugelassen und ohne Zweifel die sämmtlichen neuen Gemeinden bestimmt waren als Bürgercolonien ein-

gerichtet zu werden, ein Anfang gemacht die so schwer durchzubringenden und doch unmöglich auf die Länge abzuweisenden Ansprüche der Italiker auf Gleichstellung mit den Römern zu befriedigen. Zunächst aber wurde, wenn das Gesetz durchging und Marius zur selbständigen Ausführung dieser ungeheuren Eroberungs- und Austheilungspläne berufen ward, derselbe thatsächlich Monarch von Rom und mufste es bleiben bis zur Realisirung jener Pläne oder vielmehr bei der Unbestimmtheit und Schrankenlosigkeit derselben auf Zeit seines Lebens; wozu dem vermuthlich, wie Gracchus das Tribunat, so Marius das Consulat alljährlich sich erneuern zu lassen gedachte. Ueberhaupt ist bei der sonstigen Uebereinstimmung der für den jüngeren Gracchus und für Marius entworfenen politischen Stellungen in allen wesentlichen Stücken doch zwischen dem landanweisenden Tribun und dem landanweisenden Consul darin ein sehr wesentlicher Unterschied, dafs jener eine rein bürgerliche, dieser daneben eine militärische Stellung einnehmen sollte; ein Unterschied, der zwar mit, aber doch keineswegs allein aus den persönlichen Verhältnissen hervorging, unter denen die beiden Männer an die Spitze des Staates getreten waren. — Wenn also das Ziel beschaffen war, das Marius und seine Genossen sich vorgesteckt hatten, so fragte es sich weiter um die Mittel, durch welche man den voraussichtlich hartnäckigen Widerstand der Regierungspartei zu brechen gedachte. Gaius Gracchus hatte seine Schlachten geschlagen mit dem Capitalistenstand und dem Proletariat. Seine Nachfolger versäumten zwar nicht auch diesen entgegenzukommen. Den Rittern liefs man nicht blofs die Gerichte, sondern ihre Geschwornengewalt wurde ansehnlich gesteigert durch eine verschärfte Ordnung für die den Kaufleuten vor allem wichtige stehende Commission wegen Erpressungen seitens der Staatsbeamten in den Provinzen, welche Glaucia, und durch die Errichtung einer aufserordentlichen Commission zur Untersuchung der während der kimbrischen Unruhen vorgekommenen Landesverrathereien, welche Saturninus, beide wahrscheinlich in diesem Jahr, durchbrachten. Zum Frommen des hauptstädtischen Proletariats ferner ward der bisher bei den Getreidevertheilungen für den Scheffel zu entrichtende Schleuderpreis von $6\frac{1}{3}$ As herabgesetzt auf eine blofse Recognitionsgebühr von $\frac{1}{3}$ As. Indefs obwohl man das Bündnifs mit den Rittern und dem hauptstädtischen Proletariat nicht verschmähte, so ruhte doch die eigentlich zwingende Macht der Verbündeten wesentlich nicht in ihnen, sondern in den entlassenen Soldaten der marianischen Armee, welche eben deshalb in dem

Colonialgesetz selbst in so ausschweifender Weise bedacht worden waren. Auch hierin tritt der vorwiegend militärische Charakter hervor, der hauptsächlich diesen Revolutionsversuch von dem vorausgehenden unterscheidet. — Man ging also ans Werk. Das Getreide- und das Colonialgesetz stiefsen bei der Regierung wie begreiflich auf die lebhafteste Gegenwehr. Man bewies im Senat mit schlagenden Zahlen, dafs jenes die öffentlichen Kassen bankerott machen müsse; Saturninus kümmerte sich nicht darum. Man erwirkte gegen beide Gesetze tribunicische Intercession; Saturninus liefs weiter stimmen. Man zeigte an einen Donnerschlag vernommen zu haben, durch welches Zeichen nach altem Glauben die Götter befahlen die Volksversammlung zu entlassen; Saturninus bemerkte den Abgesandten des Senats, man werde wohl thun bei Zeiten sich ruhig zu verhalten, sonst könne gar leicht nach dem Donner der Hagel folgen. Endlich trieb der städtische Quaestor Quintus Caepio, vermuthlich der Sohn des vier Jahre zuvor vermutheilten Feldherrn* und gleich seinem Vater ein heftiger Gegner der Popularpartei, mit einem Haufen ergebener Leute die Stimmversammlung mit Gewalt aus einander. Allein die derben Soldaten des Marius, die massenweise zu dieser Abstimmung nach Rom geströmt waren, sprengten rasch zusammengerafft wieder die städtischen Haufen und so gelang es auf dem wiedereroberten Stimmfeld die Abstimmung über die appuleischen Gesetze zu Ende zu führen. Der Scandal war arg; als es indefs zur Frage kam, ob der Senat der Clausel des Gesetzes genügen werde, dafs innerhalb fünf Tagen nach dessen Durchbringung jeder vom Rath bei Verlust seiner Rathsherrnstelle auf getreuliche Befolgung des Gesetzes einen Eid abzulegen habe, leisteten diesen Eid die sämmtlichen Senatoren mit einziger Ausnahme des Quintus Metellus, der es vorzog die Heimath zu verlassen. Nicht ungern sahen Marius und Saturninus den besten Feldherrn und den tüchtigsten Mann unter der Gegenpartei durch Selbstverbannung aus dem Staate ausscheiden.

Man schien am Ziel; dem schärfer Sehenden mufste schon jetzt das Unternehmen als gescheitert erscheinen. Die Ursache des Fehlschlagens lag wesentlich in der ungeschickten Allianz

* Dahin führen alle Spuren. Der ältere Quintus Caepio war 643 Consul, der jüngere 650 Quaestor, also jener um 600, dieser um 623 geboren; dafs jener starb ohne Söhne zu hinterlassen (Strabon 4. 188), widerspricht nicht, denn der jüngere Caepio fiel 664 und der ältere, der im Exil zu Smyrna sein Leben beschlofs, kann gar wohl ihn überlebt haben.

eines politisch unfähigen Feldherrn und eines fähigen, aber rücksichtslos heftigen und mehr von Leidenschaft, als von staatsmännischen Zwecken erfüllten Demagogen von der Gasse. Man hatte sich vortrefflich vertragen, so lange es sich nur noch um Pläne handelte; als es dann aber zur Ausführung kam, zeigte es sich sehr bald, dafs der gefeierte Feldherr in der Politik nichts war als eine Incapacität; dafs sein Ehrgeiz der des Bauern war, der den Adlichen an Titeln erreichen und wo möglich überbieten möchte, nicht aber der des Staatsmanns, der regieren will, weil er dazu in sich die Kraft fühlt; dafs jedes Unternehmen, welches auf seine politische Persönlichkeit gebaut war, trotz der sonst günstigen Verhältnisse nothwendig an ihm selber scheitern mufste. Während die entscheidenden Anträge von seinen Genossen gestellt, von seinen Soldaten durchgefochten wurden, verhielt Marius sich vollständig passiv, gleich als ob der politische Führer nicht ebenso wie der militärische, wenn es zum Hauptangriff geht, überall und vor allen einstehen müfste mit seiner Person. Aber es war damit nicht genug; vor den Geistern, die er selber gerufen, erschrak er und nahm Reifsaus. Als seine Genossen zu Mitteln griffen, die ein ehrlicher Mann nicht billigen konnte, ohne die aber freilich das angestrebte Ziel sich nicht erreichen liefs, versuchte er in der üblichen Weise politisch-moralischer Confusionare seine Verbündeten zu desavouiren und zugleich die von ihnen erlangten Resultate festzuhalten. Es giebt ein Geschichtchen, dafs der General einst in zwei verschiedenen Zimmern seines Hauses in dem einen mit dem Saturninus und den Seinen, in dem andern mit den Abgeordneten der Oligarchie geheime Unterhandlung gepflogen habe, dort über das Losschlagen gegen den Senat, hier über das Einschreiten gegen die Revolte, und dafs er unter Vorwänden, wie sie der Peinlichkeit der Situation entsprachen, zwischen beiden Conferenzen ab und zu gegangen sei — ein Geschichtchen so sicherlich erfunden und so sicher treffend wie nur irgend ein Einfall des Aristophanes. Offenkundig ward die zweideutige Stellung des Marius bei der Eidesfrage, wobei er anfangs den Schein annahm, als gedenke er den durch die appuleischen Gesetze geforderten Eid der vorgekommenen Formfehler halber zu verweigern; als er dann dennoch den Eid schwor, dies that unter dem Vorbehalt, wofern die Gesetze wirklich rechtsbeständig seien; ein Vorbehalt, den natürlich sämmtliche Senatoren in ihren Schwur gleichfalls aufnahmen, so dafs durch diese Weise der Beeidigung die Gültigkeit der Gesetze nicht gesichert, sondern viel-

mehr erst recht in Frage gestellt ward. — Die Folgen dieses unvergleichlich kopflosen Auftretens des gefeierten Feldherrn entwickelten sich rasch. Die Opposition gegen ihn und seine Genossen war an sich schon ansehnlich genug; denn nicht blofs die Regierungspartei in Masse gehörte dazu, sondern auch der grofse Theil der Bürgerschaft, der mit eifersüchtigen Blicken den Italikern gegenüber über seinen Sonderrechten Wache hielt; durch den Gang aber, den die Dinge nahmen, wurde noch die gesammte begüterte Klasse zu der Regierung hinübergedrängt. Saturninus und Glaucia waren von Haus aus Herren oder Diener des Proletariats und darum keineswegs auf gutem Fufse mit der Geldaristokratie, die zwar nichts dagegen hatte mittelst des Pöbels dem Senat einmal Schach zu bieten, aber Strafsenaufläufe und arge Gewaltthätigkeiten nicht liebte. Schon in Saturninus erstem Tribunat hatten dessen bewaffnete Rotten mit den Rittern sich herumgeschlagen; die heftige Opposition, auf die seine Wahl zum Tribun für Gold stiefs, zeigt deutlich, wie klein die ihm günstige Partei war. Es wäre Marius Aufgabe gewesen der bedenklichen Hülfe dieser Genossen sich nur mit Mafsen zu bedienen und männiglich zu überzeugen, dafs sie nicht bestimmt seien zu herrschen, sondern ihm, dem Herrscher, zu dienen. Da er das gerade Gegentheil davon that und die Sache ganz das Ansehen gewann, als handle es sich nicht darum einen intelligenten und kräftigen Herrn, sondern die reine Canaille ans Regiment zu bringen, so schlossen dieser gemeinsamen Gefahr gegenüber die Männer der materiellen Interessen, zum Theile erschrocken über das wüste Wesen, sich wieder eng an den Senat an. Während Gaius Gracchus, wohl erkennend, dafs mit dem Proletariat allein keine Regierung gestürzt werden kann, vor allen Dingen bemüht gewesen war die besitzenden Klassen auf seine Seite zu ziehen, fingen diese seine Fortsetzer damit an die Aristokratie mit der Bourgeoisie zu versöhnen. — Aber noch rascher als diese Versöhnung der Feinde führte den Ruin des Unternehmens die Uneinigkeit herbei, welche Marius mehr als zweideutiges Auftreten nothwendiger Weise unter dessen Urhebern hervorrief. Saturninus und Glaucia hatten nicht defswegen die Revolution unternommen und Marius die Staatsoberhauptschaft verschafft, um sich von ihm desavouiren und aufopfern zu lassen; wenn Glaucia der spafshafte Volksmann bisher den Marius mit den lustigsten Blumen seiner lustigen Beredsamkeit überschüttet hatte, so dufteten die Kränze, welche er jetzt ihm wand, keineswegs nach Rosen und Veilen. Es kam zum vollständigen Bruch, womit beide Theile verloren waren;

denn weder stand Marius fest genug um allein das von ihm selbst in Frage gestellte Colonialgesetz zu halten und der ihm bestimmten Stellung sich zu bemächtigen, noch waren Saturninus und Glaucia in der Lage das für Marius begonnene Geschäft auf eigene Rechnung fortzuführen. Indefs die beiden Demagogen waren so compromittirt, dafs sie nicht zurückkonnten und nur die Wahl hatten ihre Aemter in gewöhnlicher Weise niederzulegen und damit ihren erbitterten Gegnern sich mit gebundenen Händen zu überliefern oder nun selber nach dem Scepter zu greifen, dessen Gewicht sie freilich fühlten nicht tragen zu können. Sie entschlossen sich zu dem Letzteren: Saturninus wollte für 655 abermals um das Volkstribunat als Bewerber auftreten, Glaucia, obwohl Praetor und erst nach zwei Jahren wahlfähig zum Consulat, als Bewerber um dieses. In der That wurden die tribunicischen Wahlen durchaus in ihrem Sinne entschieden und Marius Versuch den falschen Tiberius Gracchus an der Bewerbung um das Tribunat zu hindern diente nur dazu dem gefeierten Mann zu beweisen, was seine Popularität jetzt noch werth war: die Menge sprengte die Thüren des Gefängnisses, in dem Gracchus eingesperrt safs, trug ihn im Triumph durch die Strafsen und wählte ihn mit grofser Majorität. Ebenso schien es mit der Consulwahl zu gehen, welche Saturninus und Glaucia durch das im vorigen Jahre erprobte Mittel zur Beseitigung unbequemer Concurrenzen in die Hand zu bekommen versuchten; der Gegencandidat der Regierungspartei Gaius Memmius, derselbe der elf Jahre zuvor gegen sie die Opposition geführt hatte (S. 136), wurde von einem Haufen Gesindel überfallen und mit Knitteln erschlagen. Die Regierungspartei hatte nur auf ein eclatantes Ereignifs der Art gewartet um Gewalt zu brauchen. Der Senat forderte den Consul Gaius Marius auf einzuschreiten und diesem blieb keine andere Wahl als das Schwert, das er von der Demokratie erhalten und für sie zu führen versprochen hatte, nun zu ziehen für die conservative Partei. Die junge Mannschaft ward schleunigst aufgeboten, mit Waffen aus den öffentlichen Vorräthen gerüstet und militärisch geordnet; der Senat erschien bewaffnet auf dem Markt, an seiner Spitze sein greiser Vormann Marcus Scaurus. Die Gegenpartei war wohl im Strafsenlärm überlegen, aber auf einen solchen Angriff nicht vorbereitet; es blieb ihr nichts übrig als sich zu wehren wie es ging. Man erbrach die Thore der Gefängnisse und rief die Sclaven zur Freiheit und unter die Waffen; man rief — so heifst es wenigstens — den Saturninus zum König oder Feldherrn aus; an dem Tage, wo die neuen Volkstri-

bune ihr Amt anzutreten hatten, am 10. Dec. 654, kam es zur Schlacht auf dem grofsen Markte, der ersten, die seit Rom stand innerhalb der Mauern der Hauptstadt geliefert ward. Der Ausgang war keinen Augenblick zweifelhaft. Die Popularpartei ward geschlagen und hinaufgedrängt auf das Capitol, wo man ihnen das Wasser abschnitt und sie dadurch nöthigte sich zu ergeben. Marius, der den Oberbefehl führte, hatte gern seinen ehemaligen Verbündeten und jetzigen Gefangenen das Leben gerettet; laut rief Saturninus der Menge zu, dafs alles was er beantragt im Einverständnifs mit dem Consul geschehen sei; selbst einem schlechteren Mann, als Marius war, mufste grauen vor der elenden Rolle, die er an diesem Tage spielte. Indefs er war längst nicht mehr Herr der Dinge. Ohne Befehl erklimmte die vornehme Jugend das Dach des Rathhauses am Markt, in das man vorläufig die Gefangenen eingesperrt hatte, deckte die Ziegel ab und steinigte sie mit denselben. So kam Saturninus um mit den meisten der namhafteren Gefangenen. Glaucia ward in einem Versteck gefunden und gleichfalls getödtet. Ohne Urtheil und Recht starben an diesem Tage vier Beamte des römischen Volkes, ein Prätor, ein Quästor, zwei Volkstribune und eine Anzahl anderer bekannter und zum Theil guten Familien angehöriger Männer. Man durfte trotz der schweren und blutigen Verschuldungen, die die Häupter auf sich geladen hatten, dennoch sie bedauern; sie fielen wie die Vorposten, die das Hauptheer im Stich läfst und sie nöthigt im verzweifelten Kampf zwecklos unterzugehen.

Nie hatte die Regierungspartei einen vollständigeren Sieg erfochten, nie die Opposition eine härtere Niederlage erlitten als an diesem zehnten December. Es war das Wenigste, dafs man sich einiger unbequemer Schreier entledigt hatte, die jeden Tag durch Gesellen von gleichem Schlag ersetzt werden konnten: schwerer fiel ins Gewicht, dafs der einzige Mann, der damals im Stande war der Regierung gefährlich zu werden, sich selber öffentlich und vollständig vernichtet hatte; am schwersten, dafs die beiden oppositionellen Elemente, der Capitalistenstand und das Proletariat, gänzlich entzweit aus dem Kampfe hervorgingen. Zwar war dies nicht das Werk der Regierung; was Gaius Gracchus gewandte Hand zusammengezwungen, hatte theils die Macht der Verhältnisse, theils und vor allem die grobe Bauernlust seines unfähigen Nachtreters wieder aufgelöst; allein im Resultat kam nichts darauf an, ob Berechnung oder Glück der Regierung zum Siege verhalf. Eine kläglichere Stellung ist kaum

zu erdenken, als wie sie der Held von Aquae und Vercellae nach jener Katastrophe einnahm — nur um so kläglicher, weil man nicht anders konnte als sie mit dem Glanze vergleichen, der nur wenige Monate zuvor denselben Mann umgab. Weder auf aristokratischer noch auf demokratischer Seite gedachte weiter Jemand des siegreichen Feldherrn bei der Besetzung der Consulatstellen; ja der Mann der sechs Consulate konnte nicht einmal wagen sich blos um die Censur zu bewerben. Er ging fort in den Osten, wie er sagte um ein Gelübde dort zu lösen, in der That um nicht von der triumphirenden Rückkehr seines Todfeindes, des Quintus Metellus Zeuge zu sein; man liefs ihn gehen. Er kam wieder zurück und öffnete sein Haus; seine Säle standen leer. Immer hoffte er, dafs es wieder Kämpfe und Schlachten geben und man seines erprobten Armes abermals bedürfen werde; allein es blieb tiefer Friede. Selbst im Osten, wo die Römer Ursache genug gehabt hatten energisch zu intervenieren, Gelegenheit zu einem Kriege zu machen schlug ihm fehl wie jeder andere seiner Wünsche. Und dabei frafs der einmal in ihm aufgestachelte Hunger nach Ehren, je öfter er getäuscht ward, immer tiefer sich ein in sein Gemüth; abergläubisch wie er war, nährte er in seinem Busen ein altes Orakelwort, das ihm sieben Consulate verhiefs und sann in finsterem Grübeln, wie es möglich werden möge, dafs dies Wort seine Erfüllung und er seine Rache bekomme, während er allen, nur sich selbst nicht, unbedeutend und unschädlich erschien. — Folgenreicher noch als die Beseitigung des gefährlichen Mannes war die tiefe Erbitterung, welche in der Partei der materiellen Interessen seit der Schilderhebung des Saturninus gegen die sogenannten Popularen bestand. Mit der rücksichtslosesten Härte verurtheilten die Rittergerichte jeden, der zu den oppositionellen Ansichten sich bekannte; so ward Sextus Titius mehr noch als wegen seines Ackergesetzes deswegen verdammt, weil er des Saturninus Bild im Hause gehabt hatte; so Gaius Appuleius Decianus, weil er als Volkstribun das Verfahren gegen Saturninus als ein ungesetzliches bezeichnet hatte. Es war der Aristokratie sogar möglich ihr älteres von den Populären ihr zugefügte Unbill nun vor den Rittergerichten Genugthuung zu erhalten; so ward von denselben jetzt (659) Gaius Norbanus in die Verbannung gesandt, weil er neun Jahre zuvor den Consular Quintus Caepio angegriffen hatte (S. 170). War man auch der Regierung an sich nicht geneigter als früher, so erschien doch jetzt, seit man sich wenn auch nur einen Augenblick am Rande der eigentlichen Herrschaft der Canaille gefunden hatte,

jedem, der etwas zu verlieren hatte, das bestehende Regiment in einem anderen Licht; es war notorisch elend und staatsverderblich, aber die kommerzielle Furcht vor dem Regiment der Proletarier, das noch elender, noch staatsverderblicher erschien, hatte ihm einen relativen Werth verliehen. So ging jetzt die Strömung, dafs die Menge einen Volkstribun zerriss, der es gewagt hatte die Rückkehr des Quintus Metellus zu verzögern, und dafs die Demokraten anfingen ihr Heil zu suchen in dem Bundnifs mit Mördern und Gallmischern, wie sie zum Beispiel des verhafsten Metellus durch Gift sich entledigten, oder gar durch Bundnifs mit dem Landesfeind, wie denn einzelne von ihnen schon flüchteten an den Hof des Königs Mithradates, der im Stillen zum Kriege rüstete gegen Rom. Auch die äufseren Verhältnisse gestalteten für die Regierung sich günstig. Die römischen Waffen waren in der Zeit vom kimbrischen bis auf den Bundesgenossenkrieg nur wenig, überall aber mit Ehren beschäftigt. Nur in Spanien, wo während der letzten für Rom so schweren Jahre die Lusitaner (S. 190) und die keltiberer sich mit ungewohnter Heftigkeit gegen die Römer aufgelehnt hatten, wurde ernstlich gestritten; doch stellten auch hier in den J. 653—654 der Consul Titus Didius in der nördlichen und der Consul Publius Crassus in der südlichen Provinz mit Tapferkeit und Glück das Uebergewicht der römischen Waffen wieder her und verpflanzten die aufständischen Gemeinden, so weit sie nicht ein härteres Loos traf, aus ihren festen Bergstädten in die Ebenen. Dafs um dieselbe Zeit die römische Regierung auch wieder des lange vernachlässigten Ostens gedachte und mit einer seit langem unerhörten Energie in Kyrene, Syrien, Kleinasien auftrat, wird später darzustellen sein. Noch niemals seit dem Beginn der Revolution war das Regiment der Restauration so festgegründet, so populär gewesen. Consularische Gesetze hatten die tribunicischen, Freiheitsbeschränkungen die Fortschrittsmafsregeln ab. Die Cassirung der Gesetze des Saturninus verstand sich von selbst; die überseeischen Colonien des Marius schwanden zusammen zu einer einzigen winzigen Ansiedlung auf der wüsten Insel Corsica. Als der Volkstribun Sextus Titius, ein karrikirter Alkibiades, der im Tanz und Ballspiel stärker war als in der Politik und dessen hervorragendstes Talent darin bestand Nachts auf den Strafsen die Götterbilder zu zerschlagen, das appuleische Ackergesetz im J. 655 wieder aufnahm, konnte der Senat das neue Gesetz unter einem religiösen Vorwand cassiren, ohne dafs Jemand dafür einzustehen auch nur versucht hätte; den Urheber

straften, wie schon erwähnt ward, die Ritter in ihren Gerichten. Das Jahr darauf (656) machte ein von den beiden Consuln eingebrachtes Gesetz die übliche siebzehntägige Frist zwischen Ein- und Durchbringung eines Gesetzvorschlags obligatorisch und verbot mehrere verschiedenartige Bestimmungen in einem Antrag zusammenzufassen; wodurch die unvernünftige Ausdehnung der legislatorischen Initiative wenigstens etwas beschränkt und offenbare Ueberrumpelungen der Regierung durch neue Gesetze abgewehrt wurden. Immer deutlicher zeigte es sich, dafs die gracchische Verfassung, die den Sturz ihres Urhebers überdauert hatte, jetzt in ihren Grundfesten schwankte, seit die Menge und die Geldaristokratie nicht mehr zusammengingen. Wie diese Verfassung geruht hatte auf der Spaltung der Aristokratie, so schien sie mit der Zwiespaltigkeit der Opposition stürzen zu müssen. Wenn jemals so schien jetzt die Zeit gekommen um das unvollkommene Restaurationswerk von 633 zu vollenden, um dem Tyrannen endlich auch seine Verfassung nachzusenden und die regierende Oligarchie in den Alleinbesitz der politischen Gewalt wieder einzusetzen.

Es kam alles an auf die Wiedergewinnung der Geschworenenstellen. Die Verwaltung der Provinzen, auf der die Gewalt des Senats vorwiegend, ja fast allein beruhte, war namentlich durch die Commission wegen Erpressungen von den Geschworenengerichten vollständig abhängig geworden, so dafs der Statthalter die Provinz nicht mehr für den Senat, sondern für den Capitalisten- und Kaufmannsstand zu verwalten schien. Wie bereitwillig immer sie der Regierung entgegenkam, wenn es um Mafsregeln gegen die Demokraten sich handelte, so unnachsichtlich ahndete die Geldaristokratie jeden Versuch sie in diesen ihren wohlerworbenen Rechten zu beschränken. Es fehlte an solchen Versuchen nicht ganz; die regierende Aristokratie fing wieder an sich zu fühlen und eben ihre besten Männer hielten sich verpflichtet der entsetzlichen Mifswirthschaft in den Provinzen wenigstens für ihre Person entgegenzutreten. Am entschlossensten that dies Quintus Mucius Scaevola, gleich seinem Vater Publius Oberpontifex und im J. 659 Consul, der erste Jurist und einer der vorzüglichsten Männer seiner Zeit. In seiner Praetur (um 656) stäupte er als Statthalter von Asia, der reichsten und gemifshandeltsten unter allen Provinzen, in Gemeinschaft mit seinem älteren, als Offizier, Jurist und Geschichtschreiber ausgezeichneten Freunde, dem Consular Publius Rutilius Rufus ein ernstes und abschreckendes Exempel. Ohne einen Unterschied zwischen Rö-

kern und Provinzialen, Vornehmen und Geringen zu machen nahm er jede Klage an und zwang nicht blofs die römischen Kaufleute und Staatspächter wegen erwiesener Schädigungen vollen Gelderſatz zu leisten, sondern da einige ihrer angesehensten und rücksichtslosesten Agenten todeswürdiger Verbrechen schuldig befunden wurden, hiefs er sie, taub gegen alle Bestechungsanträge, von Rechtswegen aus Kreuz schlagen. Der Senat billigte sein Verfahren und hiefs seitdem den Statthaltern von Asia es in die Instruction setzen, dafs sie sich die Verwaltungsgrundsätze Scaevolas zum Muster nehmen möchten; allein die Ritter, wenn sie gleich an den hochadlichen und vielvermögenden Staatsmann selber sich nicht wagten, wagten seine Beisitzer vor Gericht zuletzt i. J. 662 sogar den angesehensten derselben, seinen Legaten Publius Rutilius, der nur durch seine Verdienste und anerkannte Rechtschaffenheit, nicht durch Familienanhang vertheidigt war. Die Anklage, dafs dieser Mann sich in Asia habe Erpressungen zu Schulden kommen lassen, brach zwar fast zusammen unter ihrer eigenen Lächerlichkeit wie unter der Verworfenheit des Anklägers, eines gewissen Apicius; allein man liefs dennoch die willkommene Gelegenheit den Consular zu demüthigen nicht vorübergehen, und da dieser, die falsche Beredsamkeit, die Trauergewänder, die Thränen verschmähend, sich kurz, einfach und sachlich vertheidigte und den souveränen Capitalisten die begehrte Huldigung stolz verweigerte, ward er in der That verurtheilt und sein mäfsiges Vermögen zur Befriedigung erdichteter Entschädigungsansprüche eingezogen. Der Verurtheilte begab sich in die angeblich von ihm ausgeplünderte Provinz und verlebte daselbst, von sämmtlichen Gemeinden mit Ehrengesandtschaften empfangen und fast wie ein Heros gefeiert und belebt, in litterarischer Musse die ihm noch übrigen Tage. Diese schmachvolle Verurtheilung war nur der ärgste, keineswegs der einzige Fall der Art. Kaum war sie erfolgt, als der angesehenste aller Aristokraten, seit zwanzig Jahren der Vormann des Senats, der siebzigjährige Marcus Scaurus wegen Erpressungen vor Gericht gezogen ward; selbst wenn er schuldig war, nach aristokratischen Begriffen ein Sacrilegium. Das Anklagerecht fing an von schlechten Gesellen gewerbsmäfsig betrieben zu werden und nicht Unbescholtenheit, nicht Rang, nicht Alter schützte mehr vor diesen frevelhaften und gefährlichen Angriffen. Die Erpressungscommission ward aus einer Schutzwehr der Provinzialen ihre schlimmste Geifsel; der offenkundigste Dieb ging frei aus, wenn er nur seine Mitdiebe gewähren liefs und sich nicht weigerte einen Theil der erpreſsten Sum-

men den Geschwornen zufliefsen zu lassen; der Versuch aber den gerechten Forderungen der Provinzialen auf Recht und Gerechtigkeit zu entsprechen reichte hin zur Verurtheilung. Die römische Regierung schien in dieselbe Abhängigkeit von dem controlirenden Gericht versetzt werden zu sollen, in der einst das Richtercollegium in Karthago den dortigen Rath gehalten hatte. In furchtbarer Weise erfüllte sich Gaius Gracchus ahnungsvolles Wort, dafs mit dem Dolche seines Geschwornengesetzes die vornehme Welt sich selber zerfleischen werde.

Ein Sturm auf die Rittergerichte schien unvermeidlich. Wer in der Regierungspartei noch Sinn dafür hatte, dafs das Regieren nicht blofs Rechte sondern auch Pflichten in sich schliefst, ja wer nur noch edleren und stolzeren Ehrgeiz in sich empfand, mufste sich auflehnen gegen diese erdrückende und entehrende politische Controle, die jede Möglichkeit rechtschaffen zu verwalten von vorn herein abschnitt. Die scandalöse Verurtheilung des Rutilius Rufus schien eine Aufforderung den Angriff sofort zu beginnen und Marcus Livius Drusus, der im J. 663 Volkstribun war, betrachtete dieselbe als an sich gerichtet. Der Sohn des gleichnamigen Mannes, der dreifsig Jahre zuvor zunächst den Gaius Gracchus gestürzt (S. 111) und später auch als Offizier durch die Unterwerfung der Skordisker sich einen Namen gemacht hatte (S. 163), war Drusus gleich seinem Vater streng conservativ gesinnt und hatte in dem Aufstand des Saturninus bereits seine Gesinnung thatsächlich bewahrt. Er gehörte den Kreisen des höchsten Adels an und war Besitzer eines colossalen Vermögens; auch der Gesinnung nach war er ein ächter Aristokrat — ein energisch stolzer Mann, der es verschmähte mit den Ehrenzeichen seiner Aemter sich zu behängen, aber auf dem Toilette es aussprach, dafs nicht bald ein Bürger wiederkommen werde, der ihm gleich sei; ein Mann, dem das schöne Wort, dafs der Adel verpflichtet, die Richtschnur seines Lebens ward und blieb. Mit der ganzen ernsten Leidenschaft seines Gemüthes hatte er sich abgewandt von der Eitelkeit und Feilheit des vornehmen Pöbels; zuverlässig und sittenstreng war er bei den geringen Leuten, denen seine Thür und sein Beutel immer offen standen, mehr geachtet als eigentlich beliebt und trotz seiner Jugend durch die persönliche Würde seines Charakters von Gewicht im Senat wie auf dem Markte. Auch stand er nicht allein. Marcus Scaurus hatte den Muth bei Gelegenheit seiner Vertheidigung in dem Prozefs wegen Erpressungen den Drusus öffentlich aufzufordern Hand zu legen an die Reform der

Geschwornenordnung; er so wie der berühmte Redner Lucius Crassus waren im Senat die eifrigsten Verfechter, vielleicht die Miturheber seiner Anträge. Indefs die Masse der regierenden Aristokratie dachte keineswegs wie Drusus, Scaurus und Crassus. Es fehlte im Senat nicht an entschiedenen Anhängern der Capitalistenpartei, unter denen namentlich sich bemerklich machten der derzeitige Consul Lucius Marcius Philippus, der wenigstens die Sache der Demokratie (S. 126) so jetzt die des Ritterstandes mit Eifer und Klugheit verfocht, und der verwegene und rücksichtslose Quintus Caepio, den zunächst die persönliche Feindschaft gegen Drusus und Scaurus zur Opposition bestimmten. Allein gefährlicher als diese entschiedenen Gegner war die feige und faule Masse der Aristokratie, die zwar die Provinzen lieber allein geplündert hätte, aber am Ende auch nicht viel dawider hatte, mit den Rittern die Beute zu theilen, und statt den Faust und die Gefahren des Kampfes gegen die übermüthigen Capitalisten zu übernehmen es viel billiger und bequemer fand sich von ihnen durch gute Worte und gelegentlich durch einen Antheil oder auch eine runde Summe Straflosigkeit zu erkaufen. Nur der Erfolg konnte zeigen, wie weit es gelingen werde, diese Masse mit fortzureifsen, ohne die es nun einmal nicht möglich war zum Ziele zu gelangen.

Drusus entwarf den Antrag die Geschwornenstellen den Bürgern vom Rittercensus zu entziehen und sie dem Senat zurückzugeben, welcher zugleich durch Aufnahme von 300 neuen Mitgliedern in den Stand gesetzt werden sollte den vermehrten Obliegenheiten zu genügen; es sollte aufserdem eine eigene Criminalcommission niedergesetzt werden, um die Richter, die der Bestechlichkeit sich schuldig gemacht hatten oder schuldig machen würden, zur Verantwortung zu ziehen. Hiemit war der nächste Zweck erreicht die Capitalisten ihrer politischen Sonderrechte zu berauben und sie für die erlittene Unbill zur Verantwortung zu ziehen. Indefs Drusus Anträge und Absichten beschränkten sich hierauf keineswegs; seine Vorschläge waren keine Gelegenheitsmafsregeln, sondern ein umfassender und durchdachter Reformplan. Er beantragte ferner die Getreidevertheilungen zu erheben und die Mehrkosten zu decken durch die dauernde Emission einer verhältnifsmäfsigen Zahl von kupfernen neben den silbernen Denaren, sodann das gesammte noch unvertheilte italische Ackerland, also namentlich die campanische Domäne, und den besten Theil Siciliens zur Ansiedelung von Bürgercolonisten zu bestimmen; endlich ging er den italischen Bun-

desgenossen gegenüber die bestimmtesten Verpflichtungen ein denen das römische Bürgerrecht zu verschaffen. So erschienen dem hier von aristokratischer Seite eben dieselben Herrschaftsstützen und eben dieselben Reformgedanken, auf denen Gaius Gracchus Verfassung beruht hatte; ein seltsames und doch sehr begreifliches Zusammentreffen. Es war nur in der Ordnung, dafs wie die Tyrannis gegen die Oligarchie so diese gegen die Geldaristokratie sich stützte auf das besoldete und gewissermafsen organisirte Proletariat; hatte die Regierung früher die Ernährung des Proletariats auf Staatskosten als ein unvermeidliches Uebel hingenommen, so dachte Drusus jetzt an dem Proletariat wenigstens für den Augenblick eine Wehr gegen die Geldaristokratie zu finden. Es war nur in der Ordnung, dafs der bessere Theil der Aristokratie, eben wie ehemals auf das Ackergesetz des Tiberius Gracchus, so jetzt bereitwillig einging auf alle diejenigen Reformmafsregeln, die ohne die Oberhauptsfrage zu berühren nur darauf ausgingen die alten Schäden des Staats auszuheilen. In der Emigrations- und Colonisationsfrage konnte man zwar so weit nicht gehen wie die Demokratie, da die Herrschaft der Oligarchie wesentlich beruhte auf dem freien Schalten mit den Provinzen und jedes dauernde militärische Commando sie gefährdete; die Gedanken Italien und die Provinzen gleichzustellen und jenseit der Alpen zu erobern vertrugen mit den conservativen Principien sich nicht. Allein die latinischen und selbst die campanischen Domänen so wie Sicilien konnte der Senat recht wohl aufopfern um den italischen Bauernstand zu heben, und dennoch die Regierung nach wie vor behaupten; wobei noch hinzukam, dafs man künftigen Agitationen nicht wirksamer vorbeugen konnte als dadurch, dafs alles irgend verfügbare Land von der Aristokratie selbst zur Austheilung gebracht und künftigen Demagogen, nach Drusus eigenem Ausdruck, nichts zu vertheilen übrig gelassen ward als der Gassenkoth und das Morgenroth. Ebenso war es für die Regierung, mochte dies nun ein Monarch sein oder eine geschlossene Anzahl herrschender Familien, ziemlich einerlei, ob halb oder ganz Italien zum römischen Bürgerverband gehörte; und es war sehr begreiflich, dafs beiderseits die reformirenden Männer sich in dem Gedanken begegneten durch zweckmäfsige und rechtzeitige Erstreckung des Bürgerrechts die Gefahr abzuwenden, dafs die Insurrection von Fregellae in gröfserem Mafsstab wiederkehre, nebenher auch an den zahl- und einflufsreichen Italikern sich Bundesgenossen für ihre Pläne zu verschaffen. So scharf in der Oberhauptsfrage

die Ansichten und Absichten der beiden grofsen politischen Parteien sich schieden, so vielfach berührten sich in den Operationsmitteln und in den reformistischen Tendenzen die besten Männer aus beiden Lagern; und wie Scipio Aemilianus ebenso unter den Widersachern des Tiberius Gracchus wie unter den Förderern seiner Reformbestrebungen sich befand, war auch Drusus der Nachfolger und Schüler nicht minder als der Gegner des Gaius. Die beiden hochgeborenen und hochsinnigen jugendlichen Reformatoren waren sich ähnlicher als es auf den ersten Blick schien und beide nicht unwerth über dem trüben Nebel des befangenen Parteitreibens in reineren und höheren Anschauungen sich mit dem Kern ihrer patriotischen Bestrebungen zu begegnen.

Es handelte sich um die Durchbringung der von Drusus entworfenen Gesetze, von denen übrigens der Antragsteller, eben wie Gaius Gracchus, den bedenklichen Vorschlag den italischen Bundesgenossen das römische Bürgerrecht zu verleihen vorläufig zurückhielt und zunächst nur das Geschwornen-, Acker- und Getreidegesetz vorlegte. Die Capitalistenpartei widerstand aufs Heftigste und würde bei der Unentschlossenheit des gröfsten Theils der Aristokratie und der Haltlosigkeit der Comitien ohne Frage die Verwerfung des Geschwornengesetzes durchgebracht haben, wenn es allein zur Abstimmung gekommen wäre. Drusus fafste deshalb seine sämmtlichen Anträge in einen einzigen zusammen; und indem also alle die bei den Getreide- und Landvertheilungen interessirten Bürger genöthigt wurden auch für das Geschwornengesetz zu stimmen, gelang es durch sie und durch die Italiker, welche mit Ausnahme der in ihrem Domanialbesitz bedrohten grofsen, namentlich umbrischen und etruskischen Grundbesitzer fest zu Drusus standen, das Gesetz durchzubringen — freilich erst nachdem Drusus den Consul Philippus, der nicht aufhörte zu widerstreben, hatte verhaften und durch den Büttel in den Kerker abführen lassen. Das Volk feierte den Tribun als seinen Wohlthäter und empfing ihn im Theater mit Aufstehen und Beifallklatschen; allein der Kampf war durch die Abstimmung nur auf einen andern Boden verlegt, da die Gegenpartei den Antrag des Drusus mit Recht als dem Gesetz von 656 (S. 201) zuwiderlaufend und defshalb als nichtig bezeichnen konnte. Die Majorität des Senats, erfreut die Rittergerichte los zu sein, wies die Aufforderung des Consuls Philippus das Gesetz als formwidrig zu cassiren zurück; worauf der Consul auf offenem Markte erklärte, dafs mit einem solchen Senat zu regieren nicht möglich sei und er sich nach einem andern Staats-

rath umsehen werde. Es schien als beabsichtige Philippus einen Staatsstreich; der Senat, von Drusus defswegen berufen, sprach nach stürmischen Verhandlungen gegen den Consul ein Tadel- und Mifstrauensvotum aus; allein im Geheimen begann sich in einem grofsen Theil der Majorität die Angst vor einer Revolution zu regen, mit der sowohl Philippus als ein grofser Theil der Capitalisten zu drohen schien. Andere Umstände kamen hinzu. Einer der thätigsten und angesehensten unter Drusus Gesinnungsgenossen, der Redner Lucius Crassus starb plötzlich wenige Tage nach jener Senatssitzung (Sept. 663). Die von Drusus mit den Italikern angeknüpften Verbindungen, die er anfangs nur wenigen seiner Vertrautesten mitgetheilt hatte, wurden allmählich ruchbar und in das wüthende Geschrei über Landesverrath, das die Gegner erhoben, stimmten nicht wenige, vielleicht die meisten Männer seiner Partei mit ein; selbst die edelmüthige Warnung, die er dem Consul Philippus zukommen liefs, bei dem Bundesfest auf dem Albanerberg vor den von den Italikern ausgesandten Mördern sich zu hüten, diente nur dazu ihn weiter zu compromittiren, indem sie zeigte, wie tief er verwickelt war in die unter den Italikern gährenden Verschwörungen. Immer heftiger drängte Philippus auf Cassation des livischen Gesetzes; immer lauer ward die Majorität in der Vertheidigung desselben. Bald erschien der Status quo ante der grofsen Menge der Furchtsamen und Unentschiedenen im Senat als der einzige Ausweg. Der Cassationsbeschlufs wegen formeller Mängel erfolgte also; Drusus, nach seiner Art streng sich bescheidend, begnügte sich daran zu erinnern, dafs der Senat also selbst die verhafsten Rittergerichte wieder herstelle, und begab sich seines Rechtes den Cassationsbeschlufs durch Intercession ungültig zu machen. Der Angriff des Senats auf die Capitalistenpartei war vollständig abgeschlagen und willig oder unwillig fügte man sich abermals in das bisherige Joch. Aber die hohe Finanz begnügte sich nicht gesiegt zu haben. Als Drusus eines Abends auf seiner Hausflur eben die wie gewöhnlich ihn geleitende Menge verabschieden wollte, stürzte er plötzlich vor dem Bilde seines Vaters zusammen; eine Mörderhand hatte ihn getroffen, und so sicher, dafs er wenige Stunden darauf den Geist aufgab. Der Thäter war in der Abenddämmerung verschwunden, ohne dafs Jemand ihn erkannt hatte und eine gerichtliche Untersuchung fand nicht statt; aber es brauchte derselben nicht, um hier jenen Dolch zu erkennen, mit dem die Aristokratie sich selber zerfleischte. Dasselbe gewaltsame und grauenvolle Ende, das die demokratischen

Reformatoren weggefallt hatte, war auch dem Gracchus der Aristokratie bestimmt; es lag darin eine tiefe und traurige Lehre. An dem Widerstand oder an der Schwäche der Aristokratie scheiterte die Reform, selbst wenn der Versuch zu reformiren aus ihren eigenen Reihen hervorging. Seine Kraft und sein Leben hatte Drusus daran gesetzt die Kaufmannsherrschaft zu stürzen, die Emigration zu organisiren, den drohenden Bürgerkrieg abzuwenden; er sah noch selbst die Kaufleute unumschränkter regieren als je, sah alle seine Reformgedanken vereitelt und starb mit dem Bewufstsein, dafs sein jäher Tod das Signal zu dem furchterlichsten Bürgerkrieg sein werde, der je das schöne italische Land verheert hat.

KAPITEL VII.

Die Empörung der italischen Unterthanen und die sulpicische Revolution.

Fast zweihundert Jahre hatte jetzt das römische Principat in Italien bestanden, ohne dafs es selbst unter den gefährlichsten Verhältnissen ein einziges Mal in seiner Grundlage geschwankt hätte, seitdem mit Pyrrhos Ueberwindung der letzte Krieg, den die Italiker für ihre Unabhängigkeit geführt hatten, zu Ende gegangen war. Vergeblich hatte das Heldengeschlecht der Barkiden, vergeblich die Nachfolger des grofsen Alexander und der Achämeniden versucht die italische Nation zum Kampf aufzurütteln gegen die übermächtige Hauptstadt; gehorsam war dieselbe auf den Schlachtfeldern am Guadalquivir und an der Medscherda, am Tempepafs und am Sipylos erschienen und hatte mit dem besten Blute ihrer Jugend ihren Herren die Unterthänigkeit dreier Welttheile erfechten helfen. Ihre eigene Stellung indessen hatte sich wohl verändert, aber eher verschlechtert als verbessert. In materieller Hinsicht hatte sie sich im Allgemeinen nicht zu beklagen. Zwar der kleine und der mittlere Grundbesitzer litt durch ganz Italien in Folge der unverständigen römischen Korngesetzgebung; aber die gröfseren Gutsbesitzer gediehen und mehr noch der Kaufmanns- und Capitalistenstand, da die Italiker hinsichtlich der finanziellen Ausbeutung der Provinzen im Wesentlichen denselben Schutz und dieselben Vorrechte genossen wie die römischen Bürger, so dafs die materiellen Vortheile des politischen Uebergewichts der Römer grofsentheils auch den Italikern zu Gute kamen. Ueberhaupt hing die

Verschiedenheit der wirthschaftlichen und socialen Zustände Italiens nicht wesentlich ab von den politischen Unterschieden; es gab vorzugsweise bundesgenössische Landschaften, wie Etrurien und Umbrien, in denen der freie Bauernstand verschwunden, andere, wie die Abruzzenthäler, in denen derselbe noch leidlich und zum Theil fast unberührt erhalten war — ähnlich wie sich die gleichen Unterschiede auch in der römischen Bürgerschaft nachweisen lassen. Dagegen entwickelte der politische Gegensatz sich in immer herberer, immer schrofferer Gestalt. Wohl fand ein formloser unverhüllter Rechtsbruch wenigstens in Hauptfragen nicht statt. Die Communalfreiheit, welche unter dem Namen der Souveränetät den italischen Gemeinden vertragsmäfsig zustand, wurde im Ganzen respectirt und auch den Angriff, der im Anfang der agrarischen Bewegung auf die den besser gestellten Gemeinden verbrieften römischen Domänen von der Reformpartei gemacht ward, hatte nicht blofs die römische Regierung zurückgewiesen, sondern auch die Opposition selbst sehr bald aufgegeben. Allein die Rechte, welche Rom als der führenden Gemeinde zustanden und zustehen mufsten, die oberste Leitung des Kriegswesens und die Oberaufsicht über die gesammte Verwaltung, wurden in einer Weise ausgeübt, die fast ebenso schlimm war, als wenn man die Bundesgenossen geradezu für rechtlose Unterthanen erklärt hätte. Die zahlreichen Milderungen des furchtbar strengen römischen Kriegsrechts, welche im Laufe des siebenten Jahrhunderts in Rom eingeführt wurden, scheinen sämmtlich auf die römischen Bürgersoldaten beschränkt geblieben zu sein; von der wichtigsten, der Abschaffung der standrechtlichen Hinrichtungen (S. 101), ist dies gewifs und der Eindruck leicht zu ermessen, wenn, wie dies im jugurthinischen Krieg geschah, angesehene latinische Offiziere nach Urtheil des römischen Kriegsraths enthauptet wurden, dem letzten Bürgersoldaten aber im gleichen Fall das Recht zustand an die bürgerlichen Gerichte Roms zu provociren. In welchem Verhältnifs die Bürger und die italischen Bundesgenossen zum Kriegsdienst angezogen werden sollten, war vertragsmäfsig wie billig unbestimmt geblieben; allein während in früherer Zeit beide durchschnittlich die gleiche Zahl Soldaten gestellt hatten (I. 283), wurden jetzt, obwohl das Bevölkerungsverhältnifs wahrscheinlich eher zu Gunsten als zum Nachtheil der Bürgerschaft sich verändert hatte, die Forderungen an die Bundesgenossen allmählich unverhältnifsmäfsig gesteigert (I. 612), so dafs man ihnen theils den schwereren und kostbareren Dienst vorzugsweise aufbürdete, theils jetzt regelmäfsig auf einen Bürger

zwei Bundesgenossen aushob. Aehnlich wie die militärische Oberleitung wurde die bürgerliche Oberaufsicht, welche mit Einschluss der davon kaum zu trennenden obersten Administrativjurisdiction die römische Regierung stets und mit Recht über die abhängigen italischen Gemeinden sich vorbehalten hatte, in einer Weise ausgeübt, dass die Italiker fast nicht minder als die Provinzialen sich der Willkür eines jeden der zahllosen römischen Beamten schutzlos preisgegeben sahen. In Teanum Sidicinum, einer der angesehensten Bundesstädte, hatte ein Consul den Bürgermeister der Stadt an dem Schandpfahl auf dem Markt mit Ruthen stäupen lassen, weil seiner Gemahlin, die in dem Männerbad zu baden verlangte, die Municipalbeamten nicht schleunig genug die Badenden ausgetrieben hatten und ihr das Bad nicht sauber erschienen war. Aehnliche Auftritte waren in Ferentinum, gleichfalls einer Stadt besten Rechts, ja in der alten und wichtigen latinischen Colonie Cales vorgefallen. In der latinischen Colonie Venusia war ein freier Bauersmann von einem durchpassirenden gegen amtlosen römischen Diplomaten wegen eines Spasses, den er sich über dessen Sänfte erlaubt hatte, angehalten, niedergeworfen und mit den Tragriemen der Sänfte zu Tode gepeitscht worden. Dieser Vorfälle wird um die Zeit des hegellanischen Aufstandes gelegentlich gedacht; es leidet keinen Zweifel, dass ähnliche Unrechtfertigkeiten häufig vorkamen und ebenso wenig, dass eine ernstliche Genugthuung für solche Missethaten nirgends zu erlangen war, wogegen das nicht leicht ungestraft verletzte Provocationsrecht wenigstens Leib und Leben des römischen Bürgers einigermafsen schützte. Es konnte nicht fehlen, dass in Folge dieser Behandlung der Italiker seitens der römischen Regierung die Spannung, welche die Weisheit der Ahnen zwischen den latinischen und den sonstigen italischen Gemeinden sorgfältig unterhalten hatte, wenn nicht verschwand, so doch nachliefs. Die Zwingburgen Roms und die durch die Zwingburgen in Gehorsam erhaltenen Landschaften lebten jetzt unter dem gleichen Druck; der Latiner konnte den Picenter daran erinnern, dass sie beide in gleicher Weise ‚den Beilen unterworfen' seien; die Vögte und die Knechte von ehemals vereinigte jetzt der gemeinsame Hafs gegen den gemeinsamen Zwingherrn. — Wenn also der gegenwärtige Zustand der italischen Bundesgenossen aus einem leidlichen Abhängigkeitsverhältnifs umgeschlagen war in die drückendste Knechtschaft, so war zugleich denselben jede Aussicht auf Erlangung besseren Rechts benommen worden. Schon mit der Unterwerfung Italiens hatte die rö-

mische Bürgerschaft sich abgeschlossen und die Ertheilung des Bürgerrechts an ganze Gemeinden vollständig aufgegeben, die an einzelne Personen sehr beschränkt (I, 609). Selbst das altlatinische Recht der vollen Freizügigkeit, die dem nach Rom übersiedelnden latinischen Bürger daselbst das Passivbürgerrecht gewährte, war den betreffenden Communen in verletzender Weise verkürzt worden (I, 610. 611). Jetzt ging man noch einen Schritt weiter: bei Gelegenheit der die Erstreckung des römischen Bürgerrechts auf ganz Italien bezweckenden Agitation in den J. 628. 632 griff man das Uebersiedlungsrecht selbst an und wies geradezu die sämmtlichen in Rom sich aufhaltenden Nichtbürger durch Volks- und Senatsschlufs aus der Hauptstadt aus (S. 96. 113); eine ebenso durch ihre Illiberalität gehässige als durch die vielfach verletzten Privatinteressen gefährliche Mafsregel. Kurz, wenn die italischen Bundesgenossen zu den Römern früher gestanden hatten theils als bevormundete Brüder, die mehr beschützt als beherrscht und nicht zu ewiger Unmündigkeit bestimmt waren, theils als leidlich gehaltene und der Hoffnung auf die Freilassung nicht völlig beraubte Knechte, so standen sie jetzt sämmtlich ungefähr in gleicher Unterthänigkeit und gleicher Hoffnungslosigkeit unter den Ruthen und Beilen ihrer Zwingherrn und durften höchstens als bevorrechtete Knechte sich es herausnehmen die von den Herren empfangenen Fufstritte an die armen Provinzialen weiter zu geben.

Es liegt in der Natur solcher Zerwürfnisse, dafs sie anfangs, zurückgehalten durch das Gefühl der nationalen Einheit und die Erinnerung gemeinschaftlich überlauerter Gefahr, leise und gleichsam bescheiden auftreten, bis allmählich der Rifs sich erweitert und einerseits die Tyrannei, andrerseits der Groll unverholen sich offenbart. Bis zu der Empörung und Schleifung von Fregellae im J. 629, die gleichsam officiell den veränderten Charakter der römischen Herrschaft constatirte, trug die Gährung unter den Italikern nicht eigentlich einen revolutionären Charakter. Das Begehren nach Gleichberechtigung hatte allmählich sich gesteigert von stillem Wunsch zur lauten Bitte, um nur desto entschiedener, je bestimmter es auftrat, abgewiesen zu werden. Sehr bald konnte man erkennen, dafs eine gutwillige Gewährung nicht zu hoffen sei und der Wunsch das Verweigerte zu ertrotzen wird nicht gefehlt haben; allein bei Roms damaliger Stellung fehlte die Möglichkeit ihn zu verwirklichen. Obwohl das Zahlenverhältnifs der Bürger und Nichtbürger in Italien sich nicht genau ermitteln läfst, so kann es doch als ausgemacht gelten, dafs die Zahl der

Bürger geringer war als die der italischen Bundesgenossen und auf ungefähr 1000000 Bürger mindestens 5000000 wahrscheinlich 6000000 Bundesgenossen kamen*. Indefs konnte bei einem solchen Verhältnifs, so lange die Bürgerschaft einig und kein nennenswerther äufserer Feind vorhanden war, die in eine Unzahl einzelner Stadt- und Gaugemeinden zersplitterte und durch tausendfache öffentliche und Privatverhältnisse mit Rom verknüpfte italische Bundesgenossenschaft zu einem gemeinschaftlichen Handeln nimmermehr gelangen und mit mäfsiger Klugheit es der Regierung nicht fehlen die schwierigen und grollenden Unterthanenschaften theils durch die compacte Masse der Bürgerschaft, theils durch die sehr ansehnlichen Hülfsmittel, die die Provinzen darboten, theils eine Gemeinde durch die andere zu beherrschen. Darum verhielten die Italiker sich ruhig, bis die Revolution begann Rom zu erschüttern; so wie aber diese ausgebrochen war, griffen auch sie ein in das Treiben und Wogen der römischen Parteien, um durch die eine oder die andere die Gleichberechtigung zu erlangen. Sie hatten gemeinschaftliche Sache gemacht erst mit der Volks-, sodann mit der Senatspartei und bei beiden gleich wenig erreicht. Sie hatten sich überzeugen müssen, dafs zwar die besten Männer beider Parteien die Gerechtigkeit und Billigkeit ihrer Forderungen anerkannten, dafs aber diese besten Männer, Aristokraten wie Populare, gleich wenig bei der Masse ihrer Partei diesen Forderungen Gehör zu verschaffen vermochten. Sie hatten es mit angesehen, wie die begabtesten, energischsten, gefeiertsten Staatsmänner in demselben Augenblick, wo sie als Sachwalter der Italiker auftraten, sich von

* Diese Ziffern sind den Censuszahlen der Jahre 639 und 684 entnommen; jener ergab 394336, dieser 910000 waffenfähige Bürger (nach Phlegon *fr.* 12 Müll., welchen Satz Clinton und dessen Ausschreiber fälschlich auf den Census von 668 beziehen; nach Liv. *ep.* 98 wurden — nach der richtigen Lesung — 900000 Köpfe gezählt). Der einzige zwischen diesen beiden bekannte Census von 668, der nach Hieronymus 463000 Köpfe ergab, ist wohl nur defshalb so gering ausgefallen, weil er mitten in der Krise der Revolution stattfand. Da ein Steigen der Bevölkerung Italiens in der Zeit von 639 bis 684 nicht angenommen werden kann und selbst die sullanischen Landanweisungen die Lücken, die der Krieg gerissen, höchstens gedeckt haben können, so darf der Ueberschufs von reichlich 500000 Waffenfähigen mit Sicherheit auf die inzwischen erfolgte Aufnahme der Bundesgenossen zurückgeführt werden. Indefs ist es möglich und sogar wahrscheinlich, dafs in diesen verhängnifsvollen Jahren in der That der Stand der italischen Bevölkerung vielmehr zurückging, so dafs nach einem mäfsigen Ansatz für die Zeit des Bundesgenossenkrieges auf zwei Bürger drei Nichtbürger in Italien gerechnet werden können.

ihrer eigenen Partei verlassen gefunden hatten und defshalb gestürzt worden waren. In all den Wechselfällen der dreifsigjährigen Revolution und Restauration waren Regierungen genug ein- und abgesetzt worden, aber wie auch die Principien wandelbar sein mochten, die kurzsichtige Engherzigkeit safs ewig am Steuer. Es war längst zu sehen, dafs die Italiker vergeblich die Berücksichtigung ihrer Ansprüche von den römischen Parteien erwarteten; aber die letzten Jahre hatten dies mit so leidiger Klarheit herausgestellt, dafs jede Illusion weichen mufste. Lange hatten sich die Begehren der Italiker gemischt mit denen der Revolutionspartei und waren gescheitert an dem Unverstand der Massen; es konnte scheinen, als sei die Oligarchie nur den Antragstellern, nicht dem Antrag selbst feindlich gesinnt gewesen, als sei jetzt, wo sie wieder fast unbeschränkt regierte, noch eine Möglichkeit vorhanden, dafs der intelligentere Senat die mit dem Wesen der Oligarchie verträgliche und dem Staat heilsame Mafsregel seinerseits aufnehmen werde. Allein statt dessen erging im J. 659 ein consularisches Gesetz, das den Nichtbürgern aufs strengste untersagte des Bürgerrechts sich anzumafsen und den Contravenienten mit Untersuchung und Strafe bedrohte — ein Gesetz, das eine grofse Anzahl der angesehensten und bei der Gleichberechtigungsfrage am meisten interessirten Personen aus den Reihen der Römer in die der Italiker zurückwarf und das in seiner juristischen Unanfechtbarkeit und staatsmännischen Wahnwitzigkeit vollkommen auf einer Linie steht mit jener berühmten Acte, welche den Grund legte zur Trennung Nordamerikas vom Mutterland, und denn auch eben wie diese die nächste Ursache des Bürgerkrieges ward. Es war nur um so schlimmer, dafs die Urheber dieses Gesetzes keineswegs zu den verstockten und unverbesserlichen Optimaten gehörten, sondern keine anderen waren als der kluge allgemein verehrte Quintus Scaevola, der freilich wie Georg Grenville von der Natur zum Rechtsgelehrten und vom Verhängnifs zum Staatsmann bestimmt war, und durch seine ebenso ehrenwerthe als schädliche Redlichkeit erst den Krieg zwischen Senat und Rittern und dann den zwischen Römern und Italikern mehr als irgend ein Zweiter entzunden half, und der Redner Lucius Crassus, der Freund und Bundesgenosse des Drusus und überhaupt einer der gemäfsigtsten und einsichtigsten Optimaten. Inmitten der heftigen Gährung, die dies Gesetz und die daraus entstandenen zahlreichen Prozesse in ganz Italien hervorriefen, schien den Italikern noch einmal der Stern der Hoffnung aufzugehen in Marcus Drusus.

Was fast unmöglich geschienen hatte, dafs ein Conservativer die reformatorischen Gedanken der Gracchen aufzunehmen und die Gleichberechtigung der Italiker durchzufechten sich entschliefse, war nun dennoch eingetreten; ein hocharistokratischer Mann hatte sich entschlossen zugleich die Regierung und die Italiker zu emancipiren und all seinen ernsten Eifer, all seine zuverlässige Hingebung an diese hochherzigen Reformpläne zu setzen. Es blieb nicht bei allgemeinen Verheifsungen; er trat, wenn die Berichte nicht täuschen, an die Spitze eines Geheimbundes, dessen Fäden durch ganz Italien liefen und dessen Mitglieder sich eidlich* verpflichteten zusammenzustehen für Drusus und die gemeinschaftliche Sache. Jubelnd vernahm man in Italien, dafs Drusus an der Spitze des Senats seine ersten Anträge durchgesetzt habe; mit noch gröfserem Jubel feierten alle Gemeinden Italiens nicht lange darauf die Genesung des plötzlich schwer erkrankten Tribuns. Aber wie Drusus weitere Absichten sich enthüllten, wechselten die Dinge; er konnte nicht wagen den zugesagten Antrag einzubringen; er mufste verschieben, mufste zögern, mufste bald zurückweichen. Man vernahm, dafs die Majorität des Senats anfange unsicher zu werden und von ihrem Führer abzufallen drohe; in rascher Folge lief durch die Gemeinden Italiens die Kunde, dafs das durchgebrachte Gesetz cassirt sei, dafs die Capitalisten unumschränkter schalteten als je, dafs der Tribun von Mörderhand getroffen, dafs er todt sei (Herbst 663).

Die letzte Hoffnung durch Vertrag die Aufnahme in den römischen Bürgerverband zu erlangen ward mit Marcus Drusus den

---

* Die Eidesformel ist erhalten (bei Diodor *f. ut.* p. 128, wo sie durch ein Versehen des Auszugmachers die sinnlose Ueberschrift ‚Eid des Philippus' trägt); sie lautet: ‚Ich schwöre bei dem capitolinischen Jupiter und ‚bei der römischen Vesta und bei dem angestammten Mars und bei der zeu‚genden Sonne und bei der nährenden Erde und bei den göttlichen Grün‚dern und Mehrern der Stadt Rom, dafs mir Freund sein soll und Feind ‚sein soll derselbe, der Freund und Feind ist dem Drusus; ingleichen dafs ‚ich weder meines eigenen noch des Lebens meiner Kinder und Aeltern ‚schonen will, aufser insoweit es dem Drusus frommt und den Genossen ‚dieses Eides. Wenn ich aber Bürger werden sollte durch das Gesetz des ‚Drusus, so will ich Rom achten als meine Heimath und Drusus als den ‚gröfsten meiner Wohlthäter. Diesen Eid will ich ablehnen so vielen mei‚ner Mitbürger als ich vermag; und schwöre ich recht, so gehe es mir wohl, ‚schwöre ich falsch, so gehe es mir übel.' — Indefs wird man wohl thun diesen Bericht mit Vorsicht zu benutzen; er rührt ohne Zweifel her aus später über diese Verschwörung in Rom aufgenommenen Criminalprozefsacten und es bleibt fraglich, ob diese Eidesformel aus den Inculpaten heraus oder in sie hinein inquirirt ward.

Italikern zu Grabe getragen. Wozu dieser conservative und energische Mann unter den günstigsten Verhältnissen seine eigene Partei nicht hatte bestimmen können, dazu war überhaupt auf dem Wege der Güte nicht zu gelangen. Den Italikern blieb nur die Wahl entweder geduldig sich zu fügen oder den Versuch, der vor fünfunddreifsig Jahren durch die Zerstörung von Fregellae im Keim erstickt worden war, noch einmal wo möglich mit gesammter Hand zu wiederholen und mit den Waffen sei es Rom zu vernichten und zu beerben, sei es wenigstens die Gleichberechtigung mit Rom zu erobern. Es war dieser letztere Entschlufs freilich ein Entschlufs der Verzweiflung; wie die Sachen lagen, mochte die Auflehnung der einzelnen Stadtgemeinden gegen die römische Regierung gar leicht noch hoffnungsloser erscheinen als der Aufstand der amerikanischen Pflanzstädte gegen das brittische Imperium; mit mäfsiger Aufmerksamkeit und Thatkraft konnte allem Anschein nach die römische Regierung dieser zweiten Schilderhebung das Schicksal der früheren bereiten. Allein war es etwa wunder ein Entschlufs der Verzweiflung, wenn man stillsafs und die Dinge über sich kommen liefs? Wenn man sich erinnerte, wie die Römer ungereizt in Italien zu hausen gewohnt waren, was war jetzt zu erwarten, wo die angesehensten Männer in jeder italischen Stadt mit Drusus in einem Einverständnifs gestanden hatten, das geradezu gegen die jetzt siegreiche Partei gerichtet und sehr leicht als Hochverrath zu qualificiren war? Allen denen, die an diesem Geheimbund Theil gehabt, ja allen die nur der Theilhaberschaft verdächtigt werden konnten, blieb keine andere Wahl als den Krieg zu beginnen oder ihren Nacken unter das Henkerbeil zu beugen. Es kam hinzu, dafs für eine allgemeine Schilderhebung durch ganz Italien der gegenwärtige Augenblick noch die günstigsten Aussichten darbot. Wir sind nicht genau darüber unterrichtet, in wie weit die Römer die Sprengung der gröfseren italischen Eidgenossenschaften durchgeführt hatten; es ist nicht unwahrscheinlich, dafs die Marser, die Paeligner, vielleicht sogar die Samniten und Lucaner als Gemeindebünde, wenn auch mit stark geschmälerten Rechten, noch damals fortbestanden. Die beginnende Insurrection fand noch an diesen Massen einen Stützpunct; wer aber mochte dafür bürgen, wie bald die Römer eben darum dazu schritten diese gröfseren Verbände zu sprengen? Der Geheimbund ferner, an dessen Spitze Drusus gestanden, hatte sein Haupt verloren, aber er bestand und gewährte für die politische Organisation des Aufstandes einen

schätzbaren Anhalt, während die militärische daran anknüpfen konnte, dafs jede Bundesstadt ihr eigenes Heerwesen und erprobte Soldaten besafs. Andrerseits war man in Rom auf nichts ernstlich gefafst. Man vernahm wohl davon, dafs unruhige Bewegungen in Italien stattfänden und die bundesgenössischen Gemeinden mit einander in einem auffallenden Verkehr ständen; aber statt schleunigst die Bürger unter die Waffen zu rufen, begnügte das regierende Collegium sich damit in herkömmlicher Art die Beamten zur Wachsamkeit zu ermahnen und Spione auszusenden um etwas Genaueres zu erfahren. Die Hauptstadt war so völlig unvertheidigt, dafs ein entschlossener marsischer Offizier Quintus Pompaedius Silo, einer von den vertrautesten Freunden des Drusus, den Plan entworfen haben soll sich an der Spitze einer Schaar zuverlässiger mit Schwertern unter den Gewändern bewaffneter Männer in dieselbe einzuschleichen und durch einen Handstreich derselben sich zu bemächtigen. Ein Aufstand bereitete sich vor; Verträge wurden geschlossen, die Rüstungen still und thätig betrieben, bis endlich wie gewöhnlich die Insurrection noch etwas früher, als die leitenden Männer beabsichtigt hatten, durch einen Zufall zum Ausbruch kam. Der römische Praetor mit proconsularischer Gewalt Gaius Servilius, durch seine Kundschafter davon benachrichtigt, dafs die Stadt Asculum (Ascoli) in den Abruzzen an die Nachbargemeinden Geifseln sende, begab sich mit seinem Legaten Fonteius und wenigem Gefolge dorthin und richtete an die eben zur Feier der grofsen Spiele im Theater versammelte Menge eine donnernde Drohrede. Der Anblick der nur zu bekannten Beile, die Verkündigung der nur zu ernst gemeinten Drohungen warf den Funken in den seit Jahrhunderten aufgehäuften Zunder des erbitterten Hasses; die römischen Beamten wurden im Theater selbst von der Menge zerrissen und sofort, gleich als gelte es durch einen furchtbaren Frevel jede Brücke der Versöhnung abzubrechen, die Thore auf Befehl der Obrigkeit geschlossen, die sämmtlichen in Asculum verweilenden Römer niedergemacht und ihre Habe geplündert. Wie die Flamme durch die Steppe lief die Empörung durch die Halbinsel. Voran ging das tapfere und zahlreiche Volk der Marser in Verbindung mit den kleinen aber kernigen Eidgenossenschaften in den Abruzzen, den Paelignern, Marrucinern, Frentanern und Vestinern; der schon genannte tapfere und kluge Quintus Silo war hier die Seele der Bewegung. Von den Marsern wurde zuerst den Römern förmlich abgesagt, wonach späterhin dem Krieg der Name des marsischen blieb. Dem gegebenen Beispiel folgten zahl-

reiche Gemeinden vom Liris und den Abruzzen bis hinab nach Calabrien und Apulien; so dafs bald in ganz Mittel- und Süditalien gerüstet ward gegen Rom. Die Etrusker und Umbrer dagegen hielten zu Rom, wie sie bereits früher mit den Rittern zusammengehalten hatten gegen Brutus (S. 206). Es ist bezeichnend, dafs in diesen Landschaften seit alten Zeiten die Grund- und Geldaristokratie übermächtig und der Mittelstand gänzlich verschwunden war, wogegen in und an den Abruzzen der Bauernstand sich reiner und frischer als irgendwo sonst in Italien bewahrt hatte; der Bauern- und überhaupt der Mittelstand also war es, aus dem der Aufstand wesentlich hervorging, wogegen die municipale Aristokratie auch jetzt noch Hand in Hand ging mit der hauptstädtischen Regierung. Danach ist es auch leicht erklärlich, dafs in den aufständischen Districten einzelne Gemeinden und in den aufständischen Gemeinden Minoritäten festhielten an dem römischen Bundnifs: wie zum Beispiel die Vestinerstadt Pinna für Rom eine schwere Belagerung aushielt und ein im Hirpinerland gebildetes Loyalistencorps unter Minatius Magius von Aeclanum die römischen Operationen in Campanien unterstützte. Endlich hielten fest an Rom die am besten gestellten bundesgenössischen Gemeinden, in Campanien Nola und Nuceria und die griechischen Seestädte Neapolis und Rhegion, desgleichen wenigstens die meisten latinischen Colonien, wie zum Beispiel Alba und Aesernia — eben wie im hannibalischen Kriege die latinischen und die griechischen Städte im Ganzen für, die sabellischen gegen Rom Partei genommen hatten. Die Vorfahren hatten Italiens Beherrschung auf die aristokratische Gliederung gegründet und mit geschickter Abstufung der Abhängigkeiten die schlechter gestellten Gemeinden durch die besseren Rechts, innerhalb jeder Gemeinde aber die Bürgerschaft durch die Municipalaristokratie in Unterthänigkeit gehalten. Der wohlgefügte Bau erwies sich auch in dieser Sturmfluth als noch keineswegs verfallen; erst jetzt unter dem unvergleichlich schlechten Regiment der Oligarchie erprobte es sich vollständig, wie fest und gewaltig die Staatsmänner des vierten und fünften Jahrhunderts ihre Werksteine in einander gefügt hatten. Freilich war damit, dafs diese besser gestellten Städte nicht auf den ersten Stofs von Rom liefsen, noch keineswegs gesagt, dafs sie auch jetzt, wie im hannibalischen Kriege, auf die Länge und nach schweren Niederlagen Roms auslauern würden, ohne in ihrer Treue zu schwanken; die Feuerprobe war noch nicht überstanden.

Das erste Blut war also geflossen und Italien in zwei grofse

Heerlager auseinandergingen. Zwar fehlte, wie wir sahen, noch gar viel an einer allgemeinen Schilderhebung der italischen Bundesgenossenschaft; dennoch hatte die Insurrection eine vielleicht die Hoffnungen der Führer selbst übertreffende Ausdehnung gewonnen und die Insurgenten konnten ohne Uebermuth daran denken der römischen Regierung ein billiges Abkommen anzubieten. Sie sandten Boten nach Rom und machten sich anheischig gegen Aufnahme in den Bürgerverband die Waffen niederzulegen; es war vergebens. Der Gemeinsinn, der so lange in Rom vermifst worden war, schien plötzlich wiedergekehrt zu sein, nun es sich darum handelte einem gerechten und jetzt auch mit ansehnlicher Macht unterstützten Begehren mit starrer Borniertheit in den Weg zu treten. Die nächste Folge der italischen Insurrection war ähnlich wie nach den Niederlagen, die die Regierungspolitik in Africa und Gallien erlitten hatte (S. 139. 171), die Eröffnung eines Prozefskrieges, mittelst dessen die Richteraristokratie Rache nahm an denjenigen Männern der Regierung, in denen man mit Recht oder Unrecht die nächste Ursache dieser Mifsgeschicke sah. Auf den Antrag des Tribuns Quintus Varius ward trotz des Widerstandes der Optimaten und der tribunicischen Intercession eine besondere Hochverrathscommission, natürlich aus dem mit offener Gewalt für diesen Antrag kämpfenden Ritterstand, niedergesetzt zur Untersuchung der auch in Rom weitverzweigten Verschwörung des Drusus und seiner Genossen, aus der die Insurrection hervorgegangen war und die jetzt, da halb Italien in Waffen stand, der gesammten erbitterten und erschreckten Bürgerschaft als unzweifelhafter Hochverrath erschien. Die Urtheile dieser Commission räumten stark auf in den Reihen der senatorischen Vermittlungspartei; unter andern namhaften Männern ward Drusus genauer Freund, der junge talentvolle Gaius Cotta in die Verbannung gesandt und mit Mühe entging der greise Marcus Scaurus dem gleichen Schicksal. Der Verdacht gegen die den Reformen des Drusus geneigten Senatoren ging so weit, dafs bald nachher der Consul Lupus aus dem Lager an den Senat berichtete über die Verbindungen, die zwischen den Optimaten in seinem Lager und dem Feinde beständig unterhalten würden; ein Verdacht, der sich freilich bald durch das Aufgreifen marsischer Spione als unbegründet auswies. Insofern konnte der König Mithradates nicht mit Unrecht sagen, dafs der Hader der Factionen ärger als der Bundesgenossenkrieg selbst den römischen Staat zerrütte. Zunächst indefs stellte der Ausbruch der Insurrection und der Terrorismus, den die Hochver-

rathscommission übte, wenigstens einen Schein her von Einigkeit und Kraft. Für den Augenblick schwiegen die Parteifehden; die fähigen Offiziere aller Parteien, Demokraten wie Gaius Marius, Aristokraten wie Lucius Sulla, Freunde des Drusus wie Publius Sulpicius Rufus stellten sich der Regierung zur Verfügung; die Getreidevertheilungen wurden, wie es scheint um diese Zeit, durch Volksbeschluss wesentlich beschränkt um die finanziellen Kräfte des Staates für den Krieg disponibel zu halten, was um so nothwendiger war, als bei der drohenden Stellung des Königs Mithradates die Provinz Asia jeden Augenblick in Feindeshand gerathen und damit eine der Hauptquellen des römischen Schatzes versiegen konnte; die Gerichte stellten mit Ausnahme der Hochverrathscommission nach Beschluss des Senats vorläufig ihre Thätigkeit ein; alle Geschäfte stockten und man dachte an nichts als an Aushebung von Soldaten und Anfertigung von Waffen. — Während also der führende Staat in Voraussicht des bevorstehenden schweren krieges sich straffer zusammennahm, hatten die Insurgenten die schwierigere Aufgabe zu lösen sich während des Kampfes politisch zu organisiren. Im Gebiet der Paeligner, das in der Mitte der marsischen, sammitischen, marrucinischen und vestinischen Gaue im Herzen der insurgirten Landschaften lag, ward die Stadt Corfinium in der schönen Ebene unweit des Pescarathales auserlesen zum Gegen-Rom oder zur Stadt Italia, deren Bürgerrecht den Bürgern sämmtlicher insurgirter Gemeinden ertheilt ward; hier wurden in entsprechender Gröfse Markt und Rathhaus abgesteckt. Ein Senat von fünfhundert Mitgliedern erhielt den Auftrag die Verfassung festzustellen und die Oberleitung des Kriegswesens. Nach seiner Anordnung erlas die Bürgerschaft aus den Männern senatorischen Ranges zwei Consuln und zwölf Praetoren, die eben wie Roms zwei Consuln und sechs Praetoren die höchste Amtsgewalt in Krieg und Frieden übernahmen. Die lateinische Sprache, die damals schon bei den Marsern und Picentern die landübliche war, blieb in officiellem Gebrauch, aber es trat ihr die sammitische als die im südlichen Italien vorherrschende gleichberechtigt zur Seite und beider bediente man sich abwechselnd auf den Münzen, die man nach römischen Mustern und nach römischem Fufs zu schlagen anfing. Es geht aus diesen Bestimmungen hervor, was sich freilich schon von selbst versteht, dafs die Italiker jetzt nicht mehr Gleichberechtigung mit den Römern zu erstreiten, sondern diese zu vernichten oder zu unterwerfen und einen eigenen Staat zu bilden gedachten. Aber es geht daraus auch hervor, dafs ihre Verfassung nichts

war als ein reiner Abklatsch der römischen oder, was dasselbe ist, eine abermalige Wiederholung der ganz Italien gemeinsamen Politie: eine Stadtordnung statt einer Staatsconstitution, mit Urversammlungen von gleicher Unbehülflichkeit und Nichtigkeit wie die römischen Comitien es waren, mit einem regierenden Collegium, das dieselben Elemente der Oligarchie in sich trägt wie der römische Senat, mit einer in gleicher Art durch eine Vielzahl concurrirender höchster Beamten ausgeübten Executive — es geht diese Nachbildung bis in das kleinste Detail hinab, wie zum Beispiel der Consul- oder Praetortitel des höchstcommandirenden Magistrats nach einem Siege auch von dem Feldherrn der Italiker vertauscht wird mit dem Titel Imperator. Es ändert sich eben nichts als der Name, ganz wie auf den Münzen der Insurgenten dasselbe Götterbild erscheint und nur die Beischrift nicht *Roma* sondern *Italia* lautet. Nur darin unterscheidet nicht zu seinem Vortheil sich dies Insurgenten-Rom von dem ursprünglichen, dafs das letztere denn doch eine städtische Entwickelung gehabt und seine unnatürliche Zwischenstellung zwischen Stadt und Staat wenigstens auf natürlichem Wege sich gebildet hatte, wogegen das neue Italia gar nichts war als der Congrefsplatz der Insurgenten und durch eine reine Legalfiction die Bewohner der Halbinsel zu Bürgern dieser neuen Hauptstadt gestempelt wurden. Bezeichnend aber ist es, dafs hier, wo die plötzliche Verschmelzung einer Anzahl einzelner Gemeinden zu einer neuen politischen Einheit den Gedanken einer Repräsentativverfassung im modernen Sinn so nahe legte, doch von einer solchen keine Spur, ja das Gegentheil sich zeigt* und nur die communale Organisation in einer noch unnatürlicheren Weise als bisher reproducirt wird. Vielleicht nirgends zeigt es sich so deutlich wie hier, dafs dem Alterthum die freie Verfassung unzertrennlich ist von dem Auftreten des souveränen Volkes in eigener

* Selbst aus unserer dürftigen Kunde, worunter Diodor p. 538 und Strabon 5, 4, 2 noch das Beste geben, erhellt dies sehr bestimmt; wie denn zum Beispiel der letztere ausdrücklich sagt, dafs die Bürgerschaft die Beamten wählte. Dafs der Senat von Italia in anderer Weise gebildet werden und andere Competenz haben sollte als der römische, ist wohl behauptet, aber nicht bewiesen worden. Man wird bei der ersten Zusammensetzung natürlich für eine einigermafsen gleichmäfsige Vertretung der insurgirten Städte gesorgt haben; allein dafs die Senatoren regelmäfsig von den Gemeinden deputirt werden sollten, ist nirgends gesagt. Ebenso wenig schliefst der Auftrag an den Senat die Verfassung zu entwerfen die Promulgation durch den Beamten und die Ratification durch die Volksversammlung aus.

Person in den Urversammlungen oder von der Stadt, und dafs der grofse Gedanke die Volkssouveränetät auszudrücken durch eine Repräsentantenversammlung, dieser Gedanke, ohne den der freie Staat ein Unding wäre, ganz und vollkommen modern ist. Selbst die italischen freien Städte, obwohl sie in den gewissermafsen repräsentativen Senaten und in dem Zurücktreten der Comitien dem freien Staat sich nahern, haben doch weder als Rom noch als Italia jemals die Grenzlinie zu überschreiten vermocht.

So begann wenige Monate nach Drusus Tode im Winter 663/4 der Kampf, wie eine der Insurgentenmünzen ihn darstellt, des sabellischen Stiers gegen die römische Wölfin. Beiderseits rüstete man eifrig: in Italia wurden grofse Vorräthe an Waffen, Zufuhr und Geld aufgehäuft; in Rom bezog man aus den Provinzen, namentlich aus Sicilien, die erforderlichen Vorräthe und setzte für alle Fälle die lange vernachlässigten Mauern in Vertheidigungsstand. Die Streitkräfte waren einigermafsen gleich gewogen. Die Römer füllten die Lücken in den italischen Contingenten theils durch gesteigerte Aushebung aus der Bürgerschaft und aus den schon fast ganz romanisirten Bewohnern der Kelteulandschaften diesseit der Alpen, von denen allein bei der campanischen Armee 100000 dienten*, theils durch die Zuzüge der Numider und anderer überseeischer Nationen, und brachten mit Hülfe der griechischen und kleinasiatischen Freistädte eine Kriegsflotte zusammen**. Beiderseits wurden ohne die Besatzungen zu rechnen bis 1000000 Soldaten mobil gemacht*** und an Tüchtigkeit der Mannschaft, an Kriegstaktik und Bewaffnung standen die Italiker hinter den Römern in nichts zurück. Die Führung des Krieges war für die Insurgenten wie für die Römer deswegen sehr schwierig, weil das aufständische Gebiet sehr ausgedehnt und eine grofse Zahl zu Rom haltender Festungen in demselben

---

* Die Schleuderbleie von Asculum beweisen, dafs auch im Heere des Strabo die Gallier sehr zahlreich waren.

** Wir haben noch einen römischen Senatsbeschlufs vom 22. Mai 676, welcher diesen griechischen Schiffscapitänen von Karystos, Klazomenae und Miletos für die seit dem Beginn des italischen Krieges (663) geleisteten treuen Dienste bei ihrer Entlassung Ehren und Vortheile zuerkennt. Gleichartig ist die Nachricht Memnons, dafs von Herakleia am schwarzen Meer für den italischen Krieg zwei Trieren aufgeboten und dieselben im elften Jahre mit reichen Ehrengaben heimgekehrt seien.

*** Dafs diese Angabe Appians nicht übertrieben ist, beweisen die Schleuderbleie von Asculum, die die achtzehnte Legion nennen.

zerstreut war; so dafs die Insurgenten sich genöthigt sahen einen sehr zersplitternden und zeitraubenden Festungskrieg mit einer ausgedehnten Grenzdeckung zu verbinden und ihrerseits die Römer nicht wohl anders konnten als die nirgends recht centralisirte Insurrection in allen insurgirten Landschaften zugleich bekämpfen. Militärisch zerfiel das insurgirte Land in zwei Hälften: in der nördlichen, die vom Picenum und den Abruzzen bis an die campanische Nordgrenze reichte und die lateinisch redenden Districte umfafste, übernahm italischer Seits der Marser Quintus Silo, römischer Seits Publius Rutilius Lupus, beide als Consuln den Oberbefehl; in der südlichen, welche Campanien, Samnium und überhaupt die sabellisch redenden Landschaften in sich schlofs, befehligte als Consul der Insurgenten der Samnite Gaius Papius Mutilus, als römischer Consul Lucius Julius Caesar. Jedem der beiden Oberfeldherrn standen auf italischer Seite sechs, auf römischer fünf Unterbefehlshaber zur Seite, so dafs ein jeder von ihnen in einem bestimmten Bezirk den Angriff und die Vertheidigung leitete, die consularischen Heere aber die Bestimmung hatten freier zu agiren und die Entscheidung zu bringen. Die angesehensten römischen Offiziere, wie zum Beispiel Gaius Marius, Quintus Catulus und die beiden im spanischen Krieg erprobten Consulare Titus Didius und Publius Crassus, stellten für diese Posten den Consuln sich zur Verfügung; und wenn man auf Seiten der Italiker nicht so gefeierte Namen entgegenzustellen hatte, so bewies doch der Erfolg, dafs ihre Führer den römischen militärisch in nichts nachstanden. — Die Offensive in diesem durchaus decentralisirten Krieg war im Ganzen auf Seiten der Römer, trat aber auch hier nirgends mit Entschiedenheit auf. Es fällt auf, dafs weder die Römer ihre Truppen zusammennahmen um einen überlegenen Angriff gegen die Insurgenten auszuführen, noch die Insurgenten den Versuch machten in Latium einzurücken und sich auf die feindliche Hauptstadt zu werfen; wir sind indefs mit den beiderseitigen Verhältnissen zu wenig bekannt um beurtheilen zu können, ob und wie man anders hatte handeln können und in wie weit die Schlaffheit der römischen Regierung einer- und die lose Verbindung der städtischen Conföderation andrerseits zu diesem Mangel an Einheit in der Kriegführung beigetragen haben. Das ist begreiflich, dafs bei diesem System es wohl zu Siegen und Niederlagen kam, aber sehr lange nicht zu einer wirklichen Entscheidung; nicht minder aber auch, dafs von einem solchen Krieg, der in eine Reihe von Gefechten einzelner gleichzeitig, bald gesonderter, bald combinirter, operirender Corps sich auflöste, aus unserer

beispiellos trümmerhaften Ueberlieferung ein anschauliches Bild sich nicht herstellen läfst.

Der erste Sturm traf, wie begreiflich, die in den insurgirten Landschaften zu Rom haltenden Festungen, die schleunigst ihre Thore schlossen und die bewegliche Habe vom Lande hereinschafften. Silo warf sich auf die Zwingburg der Marser, das feste Alba, Mutilus auf die im Herzen Samniums angelegte Latinerstadt Aesernia; dort wie hier trafen sie auf den entschlossensten Widerstand. Aehnliche Kämpfe mögen im Norden um Firmum, Hatria, Pinna, im Süden um Luceria, Benevent, Nola, Paestum getobt haben, bevor und während die römischen Heere sich an den Grenzen der insurgirten Landschaft aufstellten. Nachdem die Südarmee unter Caesar in der gröfstentheils noch zu Rom haltenden campanischen Landschaft sich im Frühjahr 664 gesammelt und Capua mit seinem für die Finanzen Roms so wichtigen Domanialgebiet so wie die bedeutenderen Bundesstädte mit Besatzung versehen hatte, versuchte sie überzugehen zur Offensive und den kleineren nach Samnium und Lucanien unter Marcus Marcellus und Publius Crassus vorausgesandten Abtheilungen zu Hülfe zu kommen. Allein Caesar ward von den Samniten und den Marsern unter Publius Vettius Cato mit starkem Verlust zurückgewiesen und die wichtige Stadt Venafrum trat hierauf über zu den Insurgenten, denen sie die römische Besatzung in die Hände lieferte. Durch den Abfall dieser Stadt, die auf der Heerstrafse von Campanien nach Samnium lag, war Aesernia abgeschnitten, und die bereits hart angegriffene Stadt sah sich jetzt ausschliefslich auf den Muth und die Ausdauer ihrer Besatzung und ihres Commandanten Marcellus angewiesen. Zwar machte ein Streifzug, den Sulla mit derselben kühnen Verschlagenheit wie den Zug zu Bocchus glücklich zu Ende führte, der bedrängten Festung für einen Augenblick Luft; allein dennoch ward sie nach hartnäckiger Gegenwehr gegen Ende des Jahrs durch die äufserste Hungersnoth gezwungen zu capituliren. Auch in Lucanien ward Publius Crassus von Marcus Lamponius geschlagen und genöthigt sich in Grumentum einzuschliefsen, das nach langer und harter Belagerung fiel. Apulien und die südlichen Landschaften hatte man ohnehin gänzlich sich selbst überlassen müssen. Die Insurrection griff um sich; wie Mutilus an der Spitze der samnitischen Armee in Campanien einrückte, übergab die Bürgerschaft von Nola ihm ihre Stadt und lieferte die römische Besatzung aus, deren Befehlshaber auf Mutilus Befehl hingerichtet, die Mannschaft in die siegreiche Armee untergesteckt ward. Mit einziger Ausnahme von Nuceria, das fest

an Rom hielt, ging ganz Campanien bis zum Vesuv den Römern verloren; Salernum, Stabiae, Pompeii, Herculaneum erklärten sich für die Insurgenten; Mutilus konnte in das Gebiet nördlich vom Vesuv vorrücken und mit seiner samnitisch-lucanischen Armee Acerrae belagern. Die Numidier, die in grofser Zahl bei Caesars Armee standen, fingen an schaarenweise zu Mutilus überzugehen oder vielmehr zu Oxyntas, dem Sohne Jugurthas, der bei der Uebergabe von Venusia den Samniten in die Hände gefallen war und nun im königlichen Purpur in den Reihen der Samniten erschien; so dafs Caesar sich genöthigt sah das ganze africanische Corps in die Heimath zurückzuschicken. Mutilus wagte sogar einen Sturm auf das römische Lager; allein er ward abgeschlagen und die Samniten, denen bei dem Abzug die römische Reiterei in den Rücken gefallen war, liefsen bei 6000 Todte auf dem Schlachtfeld. Es war der erste namhafte Erfolg, den in diesem Kriege die Römer errangen; das Heer rief den Feldherrn zum Imperator aus und in der Hauptstadt fing der tief gesunkene Muth wieder an sich zu heben. Zwar ward nicht lange darauf die siegreiche Armee bei einem Flufsübergang von Marius Egnatius angegriffen und vollständig geschlagen, so dafs sie bis Teanum zurückweichen und dort wieder organisirt werden mufste; indefs gelang es den Anstrengungen des thätigen Consuls sein Heer noch vor Einbruch des Winters wieder in kriegsfähigen Stand zu setzen und seine alte Stellung wieder einzunehmen unter den Mauern von Acerrae, das die samnitische Hauptarmee unter Mutilus fortfuhr zu belagern. — Gleichzeitig hatten die Operationen auch in Mittelitalien begonnen, wo der Aufstand von den Abruzzen und der Landschaft am Fucinersee aus in gefährlicher Nähe die Hauptstadt bedrohte. Ein detachirtes Corps unter Gnaeus Pompeius Strabo ward ins Picenische gesandt um, auf Firmum und Falerii gestützt, gegen Asculum zu agiren; die Hauptmasse dagegen der römischen Nordarmee stellte unter dem Consul Lupus sich auf an der Grenze des latinischen und des marsischen Gebietes, wo an der valerischen und salarischen Chaussee der Feind der Hauptstadt am nächsten stand; der kleine Flufs Tolenus (Turano), der zwischen Tibur und Alba die valerische Strafse schneidet und bei Rieti in den Velino fällt, schied die beiden Heere. Ungeduldig drängte der Consul Lupus zur Entscheidung und überhörte den unbequemen Rath des Marius die des Dienstes ungewohnte Mannschaft erst im kleinen Krieg zu üben. Gleich zu Anfang ward ihm das 10000 Mann starke Corps des Gaius Perpenna vollständig geschlagen, worauf der Oberfeldherr den geschlagenen General seines

Commandos entsetzte und den Rest des Corps mit dem unter Marius Befehl stehenden vereinigte, sich aber nicht abhalten liefs die Offensive zu ergreifen und den Tolenus auf zwei nicht weit von einander geschlagenen Brücken in zwei theils von ihm selbst theils von Marius geführten Abtheilungen zu überschreiten. Ihnen gegenüber stand Publius Cato mit den Marsern; er hatte sein Lager an der Stelle geschlagen, wo Marius überzugehen beabsichtigte, allein ehe der Uebergang stattfand, zog er sich mit Hinterlassung der blofsen Lagerposten von dort weg und nahm weiter flufsaufwärts eine verdeckte Stellung, in welcher er das andere römische Corps unter Lupus unvermuthet während des Uebergehens angriff und es theils niedermachte, theils in den Fluts sprengte (11. Juni 663). Der Consul selbst und 8000 der Seinen blieben. Es konnte kaum ein Ersatz heifsen, dafs Marius, Catos Abmarsch zu spät gewahrend, über den Fluts gegangen war und nicht ohne Verlust der Feinde deren Lager besetzt hatte, obwohl dieser Flutsübergang und ein gleichzeitig erfochtener Sieg des römischen Feldherrn Servius Sulpicius über die Paeligner die Marser zwang ihre Vertheidigungslinie etwas zurückzunehmen. Marius, der jetzt nach Beschlufs des Senats an Lupus Stelle den Oberbefehl übernahm, verhinderte wenigstens, dafs der Feind weitere Erfolge errang. Allein bald trat ihm gleichberechtigt Quintus Caepio zur Seite, weniger wegen eines glücklich von ihm bestandenen Gefechtes, als weil er den damals in Rom regierenden Rittern durch seine heftige Opposition gegen Drusus sich empfohlen hatte; und dieser, von Silo getäuscht durch die Vorspiegelung ihm sein Heer verrathen zu wollen, fiel in einen Hinterhalt und ward mit einem grofsen Theil seiner Mannschaft von den Marsern und Vestinern zusammengehauen. Marius, nach Caepios Fall wiederum alleiniger Oberbefehlshaber, hinderte durch seinen zähen Widerstand den Gegner die errungenen Vortheile zu benutzen und drang allmählich tief in das marsische Gebiet. Als er dann endlich die lange verweigerte Schlacht lieferte, überwand er seinen stürmischen Gegner, der unter andern Todten den Feldherrn der Marruciner Herius Asinius auf der Wahlstatt zurückliefs. In einem zweiten Treffen wirkten Marius Heer und das zur Sullarmee gehörige Corps des Sulla zusammen um den Marsern eine noch empfindlichere Niederlage beizubringen, die ihnen 6000 Mann kostete; die Ehre des Tages aber blieb dem jüngeren Offizier, denn Marius hatte zwar die Schlacht geliefert und gewonnen, aber Sulla den Flüchtigen den Rückzug verlegt und sie aufgerieben. — Während also am Fucinersee heftig und mit

wechselndem Erfolg gefochten ward, hatte auch das picenische Corps unter Strabo unglücklich und glücklich gestritten. Die Insurgentenchefs Judacilius aus Asculum, Publius Vettius Cato und Titus Lafrenius hatten mit vereinten Kräften dasselbe angegriffen, es geschlagen und gezwungen sich nach Firmum zu werfen, wo Lafrenius den Strabo belagert hielt, während Judacilius freie Hand bekam um in Apulien einzurücken und Canusium, Venusia und die sonstigen dort noch zu Rom haltenden Städte zum Uebertritt zu bestimmen. Allein auf der entgegengesetzten Seite konnte Servius Sulpicius nach seinem Sieg über die Paeligner sich nach Picenum wenden um Strabo zu entsetzen. Lafrenius ward, während von vorn Strabo ihn angriff, von Sulpicius in den Rücken gefafst und sein Lager in Brand gesteckt; er selber fiel, der Rest seiner Truppen warf sich in aufgelöster Flucht nach Asculum. So vollständig hatte im Picenischen die Lage der Dinge sich geändert, dafs wie vorher die Römer auf Firmum, jetzt die Italiker auf Asculum sich beschränkt sahen und der Krieg sich abermals in eine Belagerung verwandelte. Endlich war im Laufe des Jahres zu den beiden schwierigen und vielgetheilten Kriegen im südlichen und mittleren Italien noch ein dritter in der nördlichen Landschaft gekommen, indem die für Rom so gefährliche Lage der Dinge nach den ersten Kriegsmonaten einen grofsen Theil der umbrischen und einzelne etruskische Gemeinden veranlafst hatte, sich für die Insurrection zu erklären, so dafs es nöthig geworden war gegen die Umbrer den Aulus Plotius, gegen die Etrusker den Lucius Porcius Cato zu entsenden. Hier indefs stiefsen die Römer auf einen weit minder energischen Widerstand als im marsischen und samnitischen Land und behaupteten das entschiedenste Uebergewicht im Felde.

So ging das schwere erste Kriegsjahr zu Ende, militärisch wie politisch trübe Erinnerungen und bedenkliche Aussichten hinterlassend. Militärisch waren beide Armeen der Römer, die marsische und die campanische, durch schwere Niederlagen geschwächt und entmuthigt, die Nordarmee genöthigt vor allem auf die Deckung der Hauptstadt bedacht zu sein, die Südarmee bei Neapolis in ihren Communicationen ernstlich bedroht, da die Insurgenten ohne viele Schwierigkeit aus dem marsischen oder samnitischen Gebiet hervorbrechen und zwischen Rom und Neapel sich festsetzen konnten, so dafs man es nothwendig fand wenigstens eine Postenkette von Cumae nach Rom zu ziehen. Politisch hatte die Insurrection während dieses ersten Kampfjahres nach allen Seiten hin Boden gewonnen; der Uebertritt von

Nola, die rasche Capitulation der festen und grofsen latinischen Colonie Venusia, der umbrisch-etruskische Aufstand waren bedenkliche Zeichen, dafs die römische Symmachie in ihren festesten Fugen zu wanken beginne und dafs sie nicht mehr fähig sei eine zweite Feuerprobe zu bestehen. Schon hatte man der Bürgerschaft das Aeufserste zugemuthet, schon um jene Postenkette an der latinisch-campanischen Küste zu bilden gegen 6000 Freigelassene in die Bürgermiliz eingereiht, schon von den noch treu gebliebenen Bundesgenossen die schwersten Opfer gefordert; es war nicht möglich die Sehne des Bogens noch schärfer anzuziehen ohne alles aufs Spiel zu setzen. Die Stimmung der Bürgerschaft war unglaublich gedrückt. Nach der Schlacht am Tolenus, als der Consul und die zahlreichen mit ihm gefallenen namhaften Bürger von dem nahen Schlachtfeld nach der Hauptstadt als Leichen zurückgebracht und daselbst bestattet wurden, als die Beamten zum Zeichen der öffentlichen Trauer den Purpur und die Ehrenabzeichen von sich legten, als von der Regierung an die hauptstädtischen Bewohner der Befehl erging in Masse sich zu bewaffnen, hatten nicht wenige sich der Verzweiflung überlassen und Alles verloren geglaubt. Zwar war die schlimmste Entmuthigung gewichen nach den von Caesar bei Acerrae, von Strabo im Picenischen erfochtenen Siegen; auf die Meldung des ersten hatte man in der Hauptstadt den Kriegsrock wieder mit dem Bürgerkleid vertauscht, auf die des zweiten die Zeichen der Landestrauer abgelegt; aber es war doch nicht zweifelhaft, dafs im Ganzen die Römer in diesem Waffengang den Kürzern gezogen hatten, und von dem starren Eigensinn, der zähen Consequenz, die vor hundert Jahren Senat und Bürgerschaft durch die Gefahren des hannibalischen Krieges hindurch getragen hatten, war in den Enkeln wenig mehr zu finden. Man hatte zunächst wohl noch vermocht bei dem alten Trotz zu beharren; bei dem herrschenden schlaffen und feigen Geiste aber war es kein Wunder, dafs schon nach dem ersten Kriegsjahr die Stimmung der Bürgerschaft vollständig umschlug, und es ist kaum zu bezweifeln, dafs man damit, wenn auch nicht aus Klugheit, doch das Klügste that was man thun konnte. Die innere und äufsere Politik wurde plötzlich anders. Das Jahr 664 hatte begonnen mit der schroffesten Zurückweisung des von den Insurgenten angebotenen Vergleichs und mit der Eröffnung eines Prozefskriegs, in welchem die leidenschaftlichsten Vertheidiger des patriotischen Egoismus, die Capitalisten, Rache nahmen an allen denjenigen die im Verdacht standen der Mäfsigung und der rechtzeitigen

Nachgiebigkeit das Wort gerettet zu haben. Dagegen brachte der Tribun Marcus Plautius Silvanus, der am 10. Dec. desselben Jahres sein Amt antrat, ein Gesetz durch, nach welchem die Hochverrathscommission den Capitalistengeschwornen entzogen und anderen aus der freien nicht ständisch qualificirten Wahl der Districte hervorgegangenen Geschwornen anvertraut ward; wovon die Folge war, dafs diese Commission aus einer Geifsel der Moderirten zu einer Geifsel der Ultras ward und unter Andern ihr eigener Urheber Quintus Varius, dem die öffentliche Stimme die schlimmsten demokratischen Gräuelthaten, die Vergiftung des Quintus Metellus und die Ermordung des Drusus, Schuld gab, von ihr in die Verbannung geschickt ward. Wichtiger als diese seltsam offenherzige politische Palinodie war die veränderte Richtung, die man in der Politik gegen die Italiker einschlug. Genau dreihundert Jahre waren verflossen, seit Rom zum letztenmal sich hatte den Frieden dictiren lassen müssen; man konnte die bittere Wahrheit sich nicht verhehlen, dafs Rom jetzt wieder unterlegen und der Friede nur möglich war auf die Bedingungen der Gegner. Zwar mit den Gemeinden, die bereits in Waffen sich erhoben hatten um Rom zu unterwerfen und zu zerstören, war die Fehde zu erbittert geworden, als dafs man in Rom es über sich gewonnen hätte ihnen die verlangten Zugeständnisse zu machen; und hätte man es gethan, sie wären vielleicht jetzt von der andern Seite zurückgewiesen worden. Indefs wenn den bis jetzt noch treugebliebenen Gemeinden die ursprünglichen Forderungen, wenn auch unter gewissen Einschränkungen, gewährt wurden, so ward damit theils der Schein freiwilliger Nachgiebigkeit gerettet, theils die sonst unvermeidliche Consolidirung der Conföderation verhindert und damit der Weg zu ihrer Ueberwindung gebahnt. So thaten denn die Pforten des römischen Bürgerthums, die der Bitte so lange verschlossen geblieben waren, jetzt plötzlich sich auf, als die Schwerter daran pochten; jedoch auch jetzt nicht voll und ganz, sondern selbst für die Aufgenommenen in widerwilliger und kränkender Weise. Ein von dem Consul Lucius Caesar* durchgebrachtes Gesetz verlieh das römische Bürgerrecht den Bürgern aller derjenigen italischen Bundesgemeinden, die bis da-

* Das julische Gesetz mufs in den letzten Monaten des J. 664 erlassen sein, da während der guten Jahreszeit Caesar im Felde stand; das plautisch-papirische ist wahrscheinlich wie in der Regel die tribunicischen Anträge unmittelbar nach dem Amtsantritt der Tribunen, also Dec. 664 oder Jan. 665 durchgebracht worden.

hin noch nicht Rom offen abgesagt hatten; ein zweites der Volkstribunen Marcus Plautius Silvanus und Gaius Papirius Carbo setzte jedem in Italien verbürgerten und domicilirten Mann eine zweimonatliche Frist, binnen welcher es ihm gestattet sein solle durch Anmeldung bei einem römischen Beamten das römische Bürgerrecht zu gewinnen. Indefs sollten diese Neubürger ähnlich den Freigelassenen im Stimmrecht in der Art beschränkt sein, dafs von den fünfunddreifsig Bezirken sie nur in acht, wie die Freigelassenen nur in vier, eingeschrieben werden konnten; ob diese Beschränkung persönlich oder, wie es eher scheint, erblich war, ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Diese Mafsregel bezog sich zunächst auf das eigentliche Italien, das nördlich damals noch wenig über Ancona und Florenz hinausreichte. In dem Keltenland diesseit der Alpen, das zwar Provinz war und blieb, aber in der Administration wie in der Colonisirung längst als Theil Italiens galt, wurden sämmtliche latinische Colonien und von den übrigen bundesgenössischen Ortschaften die nicht sehr zahlreichen diesseit des Po belegenen wie die italischen Gemeinden behandelt. Die Landschaft zwischen dem Po und den Alpen ward in Folge eines von dem Consul Strabo im J. 665 eingebrachten Gesetzes zwar nach italischer Stadtverfassung organisirt, so dafs die hiezu nicht sich eignenden Gemeinden, namentlich die Dorfschaften in den Alpenthälern, einzelnen Städten als abhängige und zinspflichtige Dörfer zugelegt wurden; diese neuen Stadtgemeinden aber nicht mit dem römischen Bürgerthum beschenkt, sondern durch die rechtliche Fiction, dafs sie latinische Colonien seien, mit denjenigen Rechten bekleidet, welche bisher den latinischen Städten geringeren Rechts zugestanden hatten. Italien endigte also damals factisch am Po, während die transpadanische Landschaft als Vorland behandelt ward; wovon der Grund unzweifelhaft darin zu suchen ist, dafs die Landschaft zwischen dem Apennin und Po längst nach italischem Muster organisirt war, in der nördlichen dagegen, wo es aufser Eporedia und Aquileia keine Bürger- oder latinische Colonien gab und aus der die einheimischen Stämme ja keineswegs verdrängt worden waren, das keltische Wesen und die keltische Gauverfassung noch grofsentheils bestand. — So ansehnlich diese Zugeständnisse waren, wenn man sie vergleicht mit der seit mehr als hundertundfünfzig Jahren festgehaltenen starren Abgeschlossenheit der römischen Bürgerschaft, so enthielten sie doch nichts weniger als eine Capitulation mit den wirklichen Insurgenten, sondern sollten theils die schwankenden und mit dem Abfall drohenden

Gemeinden festhalten, theils möglichst viele Ueberläufer aus den feindlichen Reihen herüberziehen. In welchem Umfang diese Gesetze, namentlich das wichtigste derselben, das des Caesar zur Anwendung gekommen, läfst sich nicht genau sagen, da wir den Umfang der Insurrection zur Zeit der Erlassung des Gesetzes nur im Allgemeinen anzugeben vermögen. Die Hauptsache war auf jeden Fall, dafs die bisher latinischen Gemeinden, sowohl die Ueberreste der alten latinischen Eidgenossenschaft wie Tibur und Praeneste, als auch besonders die latinischen Colonien mit Ausnahme der wenigen zu den Insurgenten übergegangenen dadurch eintraten in den römischen Bürgerverband. Aufserdem fand das Gesetz Anwendung auf die vereinzelten Bundesgenossenstädte zwischen dem Po und dem Apennin wie z. B. Ravenna, auf eine Anzahl etruskischer und auf die treugebliebenen Bundesstädte in Süditalien wie Nuceria und Neapolis. Dafs einzelne bisher besonders bevorzugte Gemeinden über die Annahme des Bürgerrechts schwankten, Neapolis zum Beispiel Bedenken trug seinen bisherigen Vertrag mit Rom, der den Bürgern Freiheit vom Landdienst und ihre griechische Verfassung, vielleicht auch überdies Domanialnutzungen garantirte, gegen das sehr beschränkte Neubürgerrecht hinzugeben, ist begreiflich; es ist wahrscheinlich aus den dieser Anstände wegen geschlossenen Vergleichen herzuleiten, dafs diese Stadt, so wie auch Rhegion und vielleicht noch andere griechische Gemeinden in Italien, selbst nach dem Eintritt in den Bürgerverband ihre bisherige Communalverfassung und die griechische Sprache als officielle unverändert beibehalten haben. Auf alle Fälle ward in Folge dieser Gesetze theils der römische Bürgerverband in der Art erweitert, dafs zahlreiche und ansehnliche von der sicilischen Meerenge bis zum Po zerstreute Stadtgemeinden dadurch aufgingen in die römische Bürgerschaft, theils die Landschaft zwischen dem Po und den Alpen durch die Verleihung des besten bundesgenössischen Rechts gleichsam mit der gesetzlichen Anwartschaft auf das volle Bürgerrecht beliehen.

Gestützt auf diese Concessionen an die schwankenden Gemeinden nahmen die Römer mit neuem Muthe den Kampf auf gegen die aufständischen Districte. Man hatte von den bestehenden politischen Institutionen so viel niedergerissen als nothwendig schien um die weitere Verbreitung des Brandes zu hindern; die Insurrection griff fortan wenigstens nicht weiter um sich. Namentlich in Etrurien und Umbrien, wo sie erst im Beginn war, wurde sie wohl mehr noch durch das julische Gesetz als durch den Erfolg der römischen Waffen so auffallend rasch überwältigt.

In den ehemaligen latinischen Colonien, in der dichtbewohnten Feldmarkschaft eröffneten sich reiche und jetzt zuverlässige Hülfsquellen: mit diesen und mit denen der Bürgerschaft selbst konnte man daran gehen den jetzt isolirten Brand zu bewältigen. Die beiden bisherigen Oberbefehlshaber gingen nach Rom zurück, Caesar als erwählter Censor, Marius, weil man seine Kriegführung als unsicher und langsam tadelte und den sechsundsechzigjährigen Mann für altersschwach erklärte. Es ist sehr wahrscheinlich, dafs dieser Vorwurf unbegründet war; Marius bewies, indem er täglich in Rom auf dem Turnplatz erschien, wenigstens seine körperliche Frische und auch als Oberfeldherr scheint er in dem letzten Feldzug im Ganzen seine alte Tüchtigkeit bewährt zu haben; aber glänzende Erfolge, mit denen allein er nach seiner politischen Katastrophe sich hätte in der öffentlichen Meinung rehabilitiren können, hatte er nicht erfochten und so ward der gefeierte Degen zu seinem bittern Kummer wie als Staatsmann so auch als Offizier bankerott erklärt und ohne Umstände zu dem alten Eisen geworfen. An Marius Stelle trat bei der marsischen Armee der Consul Lucius Porcius Cato, der mit Auszeichnung in Etrurien gefochten hatte, an Caesars bei der campanischen der Unterfeldherr Lucius Sulla, dem man einige der wesentlichsten Erfolge des vorigen Feldzugs verdankte; Gnaeus Strabo behielt, jetzt als Consul, sein mit so grofsem Erfolg geführtes Commando im picenischen Gebiet. — So begann der zweite Feldzug 665, den gleich im Anfang des Jahres die Insurgenten eröffneten durch den kühnen Versuch einen marsischen Heerhaufen von 15000 Mann der in Norditalien gährenden Insurrection zu Hülfe nach Etrurien zu senden. Allein Strabo, durch dessen Bereich er zu passiren hatte, verlegte ihm den Weg und schlug ihn vollständig: nur wenige gelangten zurück in die weit entfernte Heimath. Als dann die Jahreszeit den römischen Heeren gestattete die Offensive zu ergreifen, betrat Cato das marsische Gebiet und drang unter glücklichen Gefechten in demselben vor, allein er fiel in der Gegend des Fuciner-sees bei einem Sturm auf das feindliche Lager, wodurch die ausschliefsliche Oberleitung der Operationen in Mittelitalien auf Strabo überging. Dieser beschäftigte sich theils mit der fortgesetzten Belagerung von Asculum, theils mit der Unterwerfung der marsischen, sabellischen und apulischen Landschaften. Zum Entsatz seiner bedrängten Heimathstadt erschien vor Asculum Judacilius mit der picentischen Abtheilung und griff die belagernde Armee an, während gleichzeitig die ausfallende Besatzung sich auf die römischen Linien warf. Es sollen an diesem

Tage 75000 Römer gegen 60000 Italiker gefochten haben. Der Sieg blieb den Römern, doch gelang es dem Judacilius mit einem Theil des Entsatzheeres sich in die Stadt zu werfen. Die Belagerung nahm ihren Fortgang; sie war langwierig* durch die Festigkeit des Platzes und die verzweifelte Vertheidigung der Bewohner, welche fochten in Erinnerung an die schreckliche Kriegserklärung innerhalb ihrer Mauern. Als Judacilius endlich nach mehr als jähriger Belagerung den Moment der Capitulation herankommen sah, liefs er die Häupter der römisch gesinnten Fraction der Bürgerschaft unter Martern umbringen und gab sodann sich selbst den Tod. So wurden die Thore geöffnet und die römischen Executionen lösten die italischen ab: alle Offiziere und alle angesehenen Bürger wurden hingerichtet, die übrigen mit dem Bettelstab ausgetrieben, sämmtliches Hab und Gut von Staatswegen eingezogen. Während der Belagerung und nach dem Fall von Asculum durchzogen zahlreiche römische Corps die benachbarten aufständischen Landschaften und bewogen eine nach der andern zur Unterwerfung. Die Marruciner fügten sich, nachdem Servius Sulpicius sie bei Teate (Chieti) nachdrücklich geschlagen hatte. In Apulien drang der Praetor Gaius Cosconius ein, nahm Salapia und Cannae und belagerte Canusium. Ein samnitischer Heerhaufen unter Marius Egnatius kam der unkriegerischen Landschaft zu Hülfe und drängte die Römer zurück. Allein bei dem Uebergang über den Aufidus gelang es dem römischen Feldherrn die Feinde zu schlagen; Egnatius fiel und der Rest des Heeres mufste in den Mauern von Canusium Schutz suchen. Die Römer drangen wieder vor bis nach Venusia und Rubi und wurden Herren von ganz Apulien. Auch am Fuciner-see und am Majellagebirg, in den Hauptsitzen der Insurrection gelang es den Römern die Oberhand zu erringen: die Marser ergaben sich an die Unterfeldherrn Strabos Quintus Metellus Pius und Gaius Cinna, die Vestiner und Paeligner im folgenden Jahr (666) an Strabo selbst; die Insurgentenhauptstadt Italia ward wieder die bescheidene paelignische Landstadt Corfinium; die Reste des italischen Senats mufsten flüchten auf samnitisches Gebiet. — Die römische Südarmee, welche jetzt unter Lucius Sullas Befehlen stand, hatte gleichzeitig die Offensive ergriffen und war eingedrungen in das vom Feind besetzte südliche Campanien. Stabiae ward von Sulla selbst erobert

* Schleuderbleie mit den Namen der Legionen, die sie warfen, auch wohl mit ‚Mars der Rächer' oder ‚Roma, triff!' finden sich von jener Zeit her noch jetzt mitunter in der Gegend von Ascoli.

und zerstört (30. April 665), Herculaneum von Titus Didius, der indefs, es scheint bei diesem Sturm, selber fiel (11. Juni). Länger widerstand Pompeii, das zu entsetzen der samnitische Feldherr Lucius Cluentius herbeikam; allein Cluentius ward von Sulla zurückgewiesen und da er, durch Keltenschaaren verstärkt, seinen Versuch wiederholte, hauptsächlich durch den Wankelmuth dieser unzuverlässigen Gesellen so vollständig geschlagen, dafs sein Lager erobert und er selbst mit dem gröfsten Theil der Seinigen auf der Flucht nach Nola zu niedergehauen ward. Das dankbare Heer verlieh dem Feldherrn den Graskranz, mit welchem schlichten Zeichen nach italischem Lagerbrauch der Soldat geschmückt wurde, der durch seine Tüchtigkeit eine Abtheilung seiner Kameraden gerettet hatte. Ohne mit der Belagerung Nolas und der andern von den Samniten noch besetzten campanischen Städte sich aufzuhalten, rückte Sulla sofort in das innere Land ein, wo der Hauptheerd der Insurrection war. Die rasche Eroberung und fürchterliche Bestrafung von Aeclanum verbreitete Schrecken in der ganzen hirpinischen Landschaft; sie unterwarf sich, noch ehe der lucanische Zuzug herankam, der zu ihrem Beistand sich in Bewegung setzte, und Sulla konnte ungehindert vordringen bis in das Gebiet der samnitischen Eidgenossenschaft. Der Pafs, wo die samnitische Landwehr unter Mutilus ihn erwartete, wurde umgangen, die samnitische Armee im Rücken angegriffen und geschlagen; das Lager ging verloren, der Feldherr rettete sich verwundet nach Aesernia. Sulla rückte vor die Hauptstadt der samnitischen Landschaft Bovianum und zwang sie durch einen zweiten unter ihren Mauern erfochtenen Sieg zu capituliren. Erst die vorgerückte Jahreszeit machte hier dem Feldzug ein Ende.

Es war der vollständigste Umschwung der Dinge. So gewaltig, so siegreich, so verdrängend die Insurrection den Feldzug des J. 665 begonnen hatte, so beigebracht, so überall geschlagen, so völlig hoffnungslos ging sie aus demselben hervor. Ganz Norditalien war beruhigt. In Mittelitalien waren beide Küsten völlig in römischer Gewalt, die Abruzzen fast vollständig, Apulien bis auf Venusia, Campanien bis auf Nola in den Händen der Römer und durch die Besetzung des hirpinischen Gebietes die Verbindung gesprengt zwischen den beiden einzigen noch in offener Gegenwehr beharrenden Landschaften, der samnitischen und der lucanisch-brettischen. Das Insurrectionsgebiet glich einer erloschenden ungeheuren Brandstätte; überall traf das Auge auf Asche und Trümmer und verglimmende Brände, hie und da

noch loderte die Flamme zwischen den Ruinen empor, aber man war des Feuers überall Meister und nirgends drohte noch Gefahr. Es ist zu bedauern, dafs wir die Ursachen dieses plötzlichen Umschwunges in der oberflächlichen Ueberlieferung nicht mehr genügend wiederzuerkennen vermögen. So unzweifelhaft Strabos und mehr noch Sullas geschickte Führung und namentlich die energischere Concentrirung der römischen Streitkräfte, die raschere Offensive wesentlich dazu beigetragen hat, so mögen doch auch politische Ursachen neben den militärischen den beispiellos raschen Sturz der Insurgentenmacht herbeigeführt haben; es mag das Gesetz des Silvanus und Carbo seinen Zweck Abfall und Verrath der gemeinen Sache in die Reihe der Feinde zu tragen erfüllt haben, es mag wie so oft unter die lose verknüpften aufständischen Gemeinden das Unglück als Apfel der Zwietracht gefallen sein. Wir sehen nur — und es deutet auch dies auf eine sicher unter heftigen Convulsionen erfolgte innerliche Auflösung der Italia —, dafs die Samniten, vielleicht unter Leitung des Marsers Quintus Silo, der von Haus aus die Seele des Aufstandes gewesen und nach der Capitulation der Marser landflüchtig zu dem Nachbarvolk gegangen war, jetzt sich eine andere rein landschaftliche Organisation gaben und, nachdem die ‚Italia' überwunden war, es unternahmen als Safiner oder Samniten den Kampf noch weiter fortzusetzen*. Das feste Aesernia ward aus der Zwingburg der letzte Hort der samnitischen Freiheit; ein Heer sammelte sich von angeblich 30000 Mann zu Fufs und 1000 zu Pferd und ward durch Freisprechung und Einreihung von 20000 Sclaven verstärkt; fünf Feldherren traten an dessen Spitze, darunter als der erste Silo und neben ihm Mutilus. Mit Erstaunen sah man nach zweihundertjähriger Pause die Samnitenkriege aufs Neue beginnen und das entschlossene Bauernvolk abermals, ganz wie im fünften Jahrhundert, nachdem die italische Conföderation gescheitert war, noch einen Versuch machen seine landschaftliche Unabhängigkeit auf eigene Faust von Rom zu ertrotzen. Allein dieser Entschlufs der tapfersten Verzweiflung änderte in der Hauptsache nicht viel; es mochte der Bergkrieg in Samnium und Lucanien noch einige Zeit und einige Opfer fordern, die Insurrection war nichts desto weniger schon jetzt wesentlich zu

* Dieser Epoche müssen die seltenen Denare mit *Safinim* und *C. Mutil* in oskischer Schrift angehören; denn so lange die Italia von den Insurgenten festgehalten ward, konnte kein einzelner Gau als souveräne Macht Münzen mit dem eigenen Namen schlagen.

Ende. — Allerdings war inzwischen eine neue Complication eingetreten, indem die asiatischen Verwicklungen es zu einer gebieterischen Nothwendigkeit gemacht hatten gegen König Mithradates von Pontos den Krieg zu erklären und für das nächste Jahr (666) den einen Consul und eine consularische Armee nach Kleinasien zu bestimmen. Wäre dieser Krieg ein Jahr früher zum Ausbruch gekommen, so hätte die gleichzeitige Empörung des halben Italiens und der wichtigsten Provinz dem römischen Staat eine ungeheure Gefahr bereiten können; nachdem in dem raschen Sturz der italischen Insurrection das wunderbare Glück Roms sich abermals bewährt hatte, war dieser mit dem italischen sich verschlingende asiatische Krieg nicht eigentlich bedrohlicher Art, um so weniger, als Mithradates in seiner übermüthigen Art die Aufforderung der Italiker ihnen unmittelbaren Beistand zu leisten von der Hand wies, aber freilich immer noch in hohem Grade unbequem. Die Zeiten waren nicht mehr wo man einen italischen und einen überseeischen Krieg unbedenklich neben einander führte; die Staatskasse war nach zwei Kriegsjahren bereits vollständig erschöpft, die Bildung einer neuen Armee neben den bereits im Felde stehenden schien kaum ausführbar. Indefs man half sich wie man konnte. Der Verkauf der seit alter Zeit (I. 35) auf und an der Burg freigebliebenen Plätze an die Baulustigen, woraus 9000 Pfund Gold (2½ Mill. Thlr.) gelöst wurden, lieferte die erforderlichen Geldmittel. Eine neue Armee ward nicht gebildet, sondern die in Campanien unter Sulla stehende bestimmt nach Asien sich einzuschiffen, sobald der Stand der Dinge im südlichen Italien es ihr gestatten würde sich zu entfernen; was mit Hülfe der im Norden unter Strabo operirenden Armee voraussichtlich bald sich möglich machen liefs. — So begann denn der dritte Feldzug 666 unter günstigen Aussichten für Rom. Strabo dämpfte den letzten Widerstand, der noch in den Abruzzen geleistet ward. In Apulien machte Cosconius Nachfolger, Quintus Metellus Pius, der Sohn des Ueberwinders von Numidien und an energisch conservativer Gesinnung wie an militärischer Begabung seinem Vater nicht ungleich, dem Widerstand ein Ende durch die Einnahme von Venusia, wobei 3000 Bewaffnete gefangen genommen wurden. In Samnium gelang zwar Silo die Wiedereinnahme von Bovianum; allein in einer Schlacht, die er dem römischen General Aemilius Mamercus lieferte, siegten die Römer und, was wichtiger war als der Sieg selbst, unter den 6000 Todten, die die Samniten auf der Wahlstatt liefsen, war auch Silo. In Campanien wurden die kleineren Ortschaften, die

die Samniten besetzt hielten, von Sulla ihnen entrissen und Nola umstellt. Auch in Lucanien drang der römische Feldherr Aulus Gabinius ein und errang nicht geringe Erfolge; allein nachdem er bei einem Angriff auf das feindliche Lager gefallen war, herrschte der Insurgentenführer Lamponius mit den Seinen wiederum fast ungestört in der weiten und öden lucanisch-brettischen Landschaft und machte sogar einen Versuch sich Rhegions zu bemächtigen, den indefs der sicilische Statthalter Gaius Norbanus vereitelte. Trotz einzelner Unfälle näherte man sich unaufhaltsam dem Ziel; der Fall von Nola, die Unterwerfung von Samnium, die Möglichkeit ansehnliche Streitkräfte für Asien verfügbar zu machen schienen nicht mehr fern, als die Wendung der Dinge in der Hauptstadt der fast schon erstickten Insurrection unvermuthet Luft machte.

Rom war in fieberischer Gährung. Drusus Angriff auf die Rittergerichte und sein durch die Ritterpartei bewirkter jäher Sturz, sodann der zweischneidige varische Prozefskrieg hatten die bitterste Zwietracht gesäet zwischen Aristokratie und Bourgeoisie so wie zwischen den Gemäfsigten und den Ultras. Die Ereignisse hatten der Partei der Nachgiebigkeit vollständig Recht gegeben; was sie beantragt hatte freiwillig zu verschenken, das hatte man mehr als halb gezwungen zugestehen müssen; allein die Art, wie dies Zugeständnifs erfolgt war, trug eben wie die Weigerung den Charakter des eigensinnigen und kurzsichtigen Neides. Statt allen italischen Gemeinden das gleiche Recht zu gewähren, hatte man die Zurücksetzung nur etwas gemildert und geändert; man hatte eine grofse Anzahl italischer Gemeinden in der alten Lage gelassen unter dem Namen der Bundesgenossenschaft in voller Unterthänigkeit zu leben und von dem Begehren nach Aufnahme in den Bürgerverband ewig sich gepeinigt zu fühlen; man hatte den Neubürgern was man ihnen gab wieder mit einer ehrenrührigen Makel behaftet, die sie neben die Altbürger ungefähr stellte wie die Freigelassenen standen neben den Freigebornen. Die letzte Beschränkung verletzte um so tiefer, als sie bei der damaligen Beschaffenheit der Comitien politisch sinnlos war und die scheinheilige Fürsorge der Regierung für die unbefleckte Reinheit der Comitien jedem Unbefangenen lächerlich erscheinen mufste; beide Restrictionen aber waren insofern gefährlich, als man in den Neubürgern so wie in den noch nicht zum Bürgerrecht zugelassenen italischen Gemeinden jedem Demagogen bequeme Hebel hinreichte um mit Unterstützung dieser Klassen anderweitige Zwecke zu erlangen.

Wenn somit die heller sehende Aristokratie mit diesen halben und mifsgünstigen Concessionen ebensowenig zufrieden sein konnte wie die Neubürger und die Ausgeschlossenen selbst, so vermifste sie ferner schmerzlich in ihren Reihen die zahlreichen und vorzüglichen Männer, die die varische Hochverrathscommission ins Elend gesandt hatte und die zurückzurufen deswegen schwierig war, weil sie nicht durch Volks-, sondern durch Geschworenengerichte verurtheilt worden waren; denn so wenig man Bedenken trug einen Volksschluss auch richterlicher Natur durch einen zweiten zu cassiren, so erschien doch die Cassation eines Geschwornenverdicts durch das Volk eben der bessern Aristokratie als ein sehr gefährlicher Vorgang. So waren weder die Ultras noch die Gemässigten mit dem Ausgang der italischen Krise zufrieden. Aber von noch tieferem Grolle schwoll das Herz des alten Mannes, der mit neuen Hoffnungen in den italischen Krieg gezogen und daraus unfreiwillig zurückgekommen war mit dem Bewufstsein neue Dienste geleistet und dafür neue schwerste Kränkungen empfangen zu haben, mit dem bittern Gefühle von den Feinden nicht mehr gefürchtet, sondern gering geschätzt zu werden, mit jenem Wurm der Rache im Herzen, der sich anfrifst an seinem eigenen Gifte. Auch von ihm galt, was von den Neubürgern und den Ausgeschlossenen: unfähig und unbehülflich wie er sich erwiesen hatte, war doch sein populärer Name in der Hand eines Demagogen ein furchtbares Werkzeug. — Mit diesen Elementen politischer Convulsionen verband sich der rasch sich steigernde Verfall der ehrbaren Kriegssitte und der militärischen Disciplin. Die Keime, welche die Einstellung der Proletarier in das Heer in sich enthielt, entwickelten sich mit erschreckender Geschwindigkeit während des demoralisirenden Insurgentenkriegs, der jeden waffenfähigen Mann ohne Unterschied zum Dienst zuzulassen nöthigte und vor allem die politische Propaganda unmittelbar in das Hauptquartier wie in das Soldatenzelt trug. Bald zeigten sich die Folgen in dem Erschlaffen aller Bande der militärischen Hierarchie. Während der Belagerung von Pompeji ward der Befehlshaber des sullanischen Belagerungscorps, der Consular Aulus Postumius Albinus von seinen Soldaten, die von ihrem Feldherrn dem Feinde sich verrathen glaubten, mit Steinen und Knitteln erschlagen; und der Oberbefehlshaber Sulla begnügte sich die Truppen zu ermahnen durch tapferes Verhalten vor dem Feind die Erinnerung an diesen Vorgang auszulöschen. Die Urheber dieser That waren die Flottensoldaten, von jeher die am mindesten achtbare Truppe: bald folgte eine vorwiegend aus dem Stadtpöbel ausgehobene

Abtheilung der Legionare dem gegebenen Beispiel. Angestiftet von einem der Helden des Marktes Gaius Titius vergriff sie sich an dem Consul Cato und nur durch einen Zufall entging derselbe diesmal dem Tode. Titius ward festgesetzt, aber nicht bestraft und als Cato bald darauf wirklich in einem Gefechte umkam, wurden seine eigenen Offiziere, namentlich der jüngere Gaius Marius, ob mit Recht oder mit Unrecht ist nicht auszumachen, als die Urheber seines Todes bezeichnet. — Zu dieser beginnenden politischen und militärischen kam die vielleicht noch entsetzlichere ökonomische Krise, die im Verfolg des Bundesgenossenkrieges und der asiatischen Unruhen über die römischen Geldmänner hereingebrochen war. Die Schuldner, unfähig auch nur die Zinsen zu erschwingen und dennoch von ihren Gläubigern unerbittlich gedrängt, hatten bei dem beikommenden Gericht, dem Stadtpraetor Asellio, theils Aufschub erbeten, um ihre Besitzungen verkaufen zu können, theils die alten verschollenen Zinsgesetze (t. 195) wieder hervorgesucht und nach der vor Zeiten festgestellten Vorschrift den vierfachen Betrag der dem Gesetz zuwider gezahlten Zinsen von den Gläubigern eingeklagt. Asellio gab sich dazu her das thatsächlich bestehende Recht durch dessen Buchstaben zu beugen und instruirte in gewöhnlicher Weise die verlangten Zinsklagen; worauf die verletzten Gläubiger unter Leitung des Volkstribuns Lucius Cassius sich auf dem Markt zusammenthaten und den Praetor, da er eben in priesterlichem Schmuck ein Opfer darbrachte, vor dem Tempel der Eintracht überfielen und erschlugen — eine Frevelthat, wegen deren nicht einmal eine Untersuchung stattfand (665). Andrerseits ging in den Schuldnerkreisen die Rede, dafs der leidenden Menge nicht anders geholfen werden könne als durch ‚neue Rechnungsbücher', das heifst durch gesetzliche Vernichtung der Forderungen sämmtlicher Gläubiger an sämmtliche Schuldner. Man stand genau wieder wie während des Ständekrieges; wieder machten die Capitalisten im Bunde mit der befangenen Aristokratie den Cassiern und Valeriern den Krieg und den Prozefs; wieder stand man an dem Rande desjenigen Abgrundes, in den der verzweifelte Schuldner den Gläubiger mit sich hinabreifst; nur war seitdem an die Stelle der einfach bürgerlichen und sittlichen Ordnung einer grofsen Ackerstadt die sociale Zerrissenheit einer Capitale vieler Nationen und diejenige Demoralisation getreten, in der der Prinz mit dem Bettler sich begegnet; nur waren alle Verhältnisse breiter, schroffer, in grauenhafter Weise grofsartiger geworden. Indem der Bundesgenossenkrieg all die gährenden politischen und socialen Ele-

mente in der Bürgerschaft gegen einander rüttelte, legte er den Grund zu einer neuen Revolution. Zum Ausbruch brachte sie ein Zufall.

Es war der Volkstribun Publius Sulpicius Rufus, der im J. 666 bei der Bürgerschaft die Anträge stellte jeden Senator, der über 2000 Denare schulde, seiner Rathstelle verlustig zu erklären; den durch unfreie Geschwornengerichte verurtheilten Bürgern die Rückkehr in die Heimath zu gestatten; die Neubürger durch sämmtliche Districte zu vertheilen und ingleichen den Freigelassenen Stimmrecht in allen Districten zu gestatten. Es waren Vorschläge, die zum Theil wenigstens aus dem Munde dieses Mannes überraschten. Publius Sulpicius Rufus (geb. 630) verdankte seine politische Bedeutung weniger seiner adlichen Geburt, seinen bedeutenden Verbindungen und seinem angeerbten Reichthum als seinem ungemeinen Rednertalent, worin von den Altersgenossen keiner ihm gleichkam; die mächtige Stimme, die lebhaften zuweilen an Theateraction streifenden Geberden, die üppige Fülle seines Wortstroms imponirten den Hörern, wenn sie auch nicht überzeugten. Seiner Parteistellung nach hing er von Haus aus der Senatspartei an und sein erstes politisches Auftreten (659) war die Anklage des der Regierungspartei tödtlich verhafsten Norbanus gewesen (S. 199). Zwar gehörte er unter den Conservativen zu der Fraction des Crassus und Drusus, hatte nach dem Ausbruch des Krieges die Gefahren derselben getheilt und war fast der einzige namhafte aus denselben unversehrt hervorgegangene Mann; nichts desto weniger dachte er auch jetzt noch wie früher und war revolutionären Neuerungen abgeneigt. Indem er so eben noch einen seiner Collegen durch sein Einschreiten verhindert hatte die auf Grund des varischen Gesetzes ergangenen Geschwornenurtheile durch Volksschluss zu cassiren, hatte er bewiesen, dafs er, ganz im Sinne des Drusus, die Verfassung eingehalten wissen wollte, auch wo sie ihm persönlich unbequem fiel. Was von sich selbst forderte er denn auch von Andern: als der gewesene Aedil Gaius Caesar verfassungswidrig sich mit Ueberspringung der Praetur um das Consulat für 667 bewarb, wie es heifst in der Absicht sich später die Führung des asiatischen Krieges übertragen zu lassen, trat, entschlossener und schärfer als irgend ein anderer, Sulpicius ihm entgegen. Der Bruch mit der mächtigen Familie der Julier, unter denen namentlich der Bruder des Gaius, der Consular Lucius Caesar im Senat sehr einflufsreich war, und mit der derselben anhängenden Fraction der Aristokratie scheint für Rufus die nächste Veran-

lassung geworden zu sein mit seinen revolutionären Vorschlägen vor der Bürgerschaft aufzutreten. Allem Anschein nach war es zunächst Leidenschaft und persönliche Erbitterung, die zu diesen Anträgen ihn fortrissen; dennoch scheint der letzte Zweck derselben mehr conservativ im Sinn des Brutus gewesen als auf einen Umsturz der Verfassung, wie Gaius Gracchus und seine Nachfolger ihn beabsichtigten, hinausgegangen zu sein. Es bürgt hiefür sowohl die Persönlichkeit und die bisherige Parteistellung ihres Urhebers als auch der Charakter der Gesetze selbst. Die Gleichstellung der Neubürger mit den Altbürgern war nichts als die theilweise Wiederaufnahme der von Brutus entworfenen Anträge zu Gunsten der Italiker und wie diese nur die Erfüllung der Vorschriften einer gesunden Politik. Die Zurückrufung der durch die varischen Geschworenen Verurtheilten opferte zwar den Grundsatz der Unverletzlichkeit des Geschwornenwahrspruchs, für den Sulpicius früher selbst mit der That eingestanden hatte, aber sie kam zunächst wesentlich den eigenen Parteigenossen des Antragstellers, den gemäfsigten Conservativen zu Gute, und es scheint die auffallende Inconsequenz des Rufus sich einfach daraus zu erklären, dafs er die Frage in ruhiger Stimmung principiell, in leidenschaftlich erregter persönlich faste. Die Mafsregel gegen die Ueberschuldung der Senatoren war ohne Zweifel herbeigeführt durch die Blofslegung der trotz alles äufseren Glanzes tief zerrütteten ökonomischen Lage der regierenden Familien bei Gelegenheit der letzten finanziellen Krise; es war zwar peinlich, aber doch im wohlverstandenen Interesse der Aristokratie, wenn, wie dies die Folge des sulpicischen Antrags sein mufste, alle Individuen aus dem Senat ausschieden die ihre Passiva rasch zu liquidiren nicht vermochten; wobei natürlich die schroffe und gehässige Durchführung dieser Epuration und die darin enthaltene Geifsel für das aristokratische Coteriewesen, das in der Ueberschuldung vieler Senatoren und ihrer dadurch herbeigeführten Abhängigkeit von den reichen Collegen einen hauptsächlichen Halt fand, einzig auf Rechnung der persönlichen Differenzen des Antragstellers mit der regierenden Aristokratie zu bringen ist. Endlich die Bestimmung zu Gunsten der Freigelassenen war, seitdem man angefangen hatte dieselben zum Militärdienst mit hinzuzuziehen, gewissermafsen gerechtfertigt, da Stimmrecht und Dienstpflicht Hand in Hand gingen, vor allen Dingen aber politisch wesentlich indifferent, da bei der Nichtigkeit der Comitien sehr wenig darauf ankam, ob in diesen Sumpf noch eine Kloake mehr sich entleerte. Die Schwierigkeit für die

Oligarchie mit den Comitien zu regieren ward eher gemindert als gesteigert durch die unbeschränkte Zulassung der Freigelassenen, welche ja zu einem sehr grofsen Theil von den regierenden Familien persönlich und ökonomisch abhängig waren und richtig verwandt eben ein Mittel für die Regierung abgeben konnten die Wahlen gründlicher zu beherrschen. Wider die Tendenzen der reformistisch gesinnten Aristokratie lief diese Mafsregel allerdings wie jede andere politische Begünstigung des Proletariats; allein sie war auch für Rufus schwerlich etwas anderes als was das Getreidegesetz für Drusus gewesen war: ein Mittel um das Proletariat auf seine Seite zu ziehen und mit dessen Hülfe den Widerstand gegen die beabsichtigten Reformen zu brechen. Es liefs sich leicht voraussehen, dafs dieser nicht gering sein, dafs die bornirte Aristokratie und die bornirte Bourgeoisie eben denselben stumpfsinnigen Neid wie vor dem Ausbruch der Insurrection jetzt nach ihrer Ueberwindung bethätigen, dafs die grofse Majorität aller Parteien die im Augenblick der furchtbarsten Gefahr gemachten halben Zugeständnisse im Stillen oder auch laut als unzeitige Nachgiebigkeit bezeichnen und jeder Ausdehnung derselben sich leidenschaftlich widersetzen werde. Drusus Beispiel hatte gezeigt, was dabei herauskam, wenn man conservative Reformen mit Hülfe der Senatsmajorität durchzusetzen unternahm; es war vollkommen erklärlich, dafs sein Freund und Gesinnungsgenosse in entschiedenster Opposition gegen die Senatsmajorität und in den Formen der Demagogie verwandte Absichten zu realisiren versuchte. Rufus gab demnach sich keine Mühe durch den Köder der Geschwornengerichte die Senatsmajorität für sich zu gewinnen. Besseren Rückhalt fand er an den Freigelassenen und vor allem an dem bewaffneten Gefolg — dem Bericht seiner Gegner zufolge bestand es aus 3000 gedungenen Leuten und einem ‚Gegensenat' von 600 jungen Mannern aus der besseren Klasse —, mit dem er in den Strafsen und auf dem Markte erschien. Seine Anträge stiefsen denn auch auf den entschiedensten Widerstand bei der Majorität des Senats, welche zunächst um Zeit zu gewinnen die Consuln Lucius Cornelius Sulla und Quintus Pompeius Rufus, beides entschiedene Gegner der Demagogie, bewog aufserordentliche religiöse Festlichkeiten anzuordnen, während deren die Volksversammlungen ruhten. Rufus antwortete mit einem sehr heftigen Aufstand, bei welchem unter andern Opfern der junge Quintus Pompeius, der Sohn des einen und Schwiegersohn des andern Consuls, den Tod fand und das Leben der beiden Consuln selbst ernstlich bedroht

ward — Sulla soll sogar nur dadurch gerettet worden sein, dafs Marius ihm sein Haus öffnete. Man mufste nachgeben; Sulla verstand sich dazu die angekündigten Festlichkeiten abzusagen und die sulpicischen Anträge gingen nun ohne Weiteres durch. Allein es war damit ihr Schicksal noch keineswegs gesichert. Mochte auch in der Hauptstadt sich die Aristokratie geschlagen geben, so gab es jetzt — zum ersten Mal seit dem Beginn der Revolution — noch eine andere Macht in Italien, die nicht übersehen werden durfte: die beiden starken und siegreichen Armeen des Proconsuls Strabo und des Consuls Sulla. War auch Strabos politische Stellung zweideutig und derselbe, namentlich seit seine Hoffnung für 666 wieder zum Consul gewählt zu werden getäuscht worden war, mit der Aristokratie gespannt, so stand dagegen Sulla mit der Senatsmajorität im besten Einvernehmen, und hatte nur der offenbaren Gewalt für den Augenblick sich gefügt. Unmittelbar nachdem er die Festlichkeiten abgesagt hatte, war er nach Campanien abgegangen und hatte den Oberbefehl seiner Armee übernommen. Den unbewaffneten Consul durch die Knittelmänner oder die wehrlose Hauptstadt durch die Schwerter der Legionen zu terrorisiren lief am Ende auf dasselbe hinaus; Sulpicius erwartete, dafs der Gegner, jetzt wo er es konnte, Gewalt mit Gewalt vergelten und an der Spitze seiner Legionen nach der Hauptstadt zurückkehren werde, um den conservativen Demagogen mitsammt seinen Gesetzen über den Haufen zu werfen. Vielleicht irrte er sich. Sulla beschäftigte sich damit die Belagerung von Nola und die Anstalten zur Einschiffung nach Asien zu betreiben; er wünschte den Krieg gegen Mithradates ebenso sehr, wie ihm grauen mochte vor dem hauptstädtischen politischen Brodel, und bei seinem originellen Indifferentismus und seiner unübertroffenen politischen Nonchalance hat es grofse Wahrscheinlichkeit, dafs er den Staatsstreich, den Sulpicius erwartete, keineswegs beabsichtigte. Indefs wie dem auch sein mag, Sulpicius entwarf, um diesen vermutheten Streich zu parieren, den Plan Sulla den Oberbefehl abzunehmen und liefs zu diesem Ende mit Marius sich ein, dessen Name noch immer hinreichend populär war um einen Antrag den Oberbefehl im asiatischen Kriege auf ihn zu übertragen der Menge plausibel erscheinen zu lassen und dessen militärische Stellung und Capacität für den Fall eines Bruches mit Sulla eine wichtige Stütze werden konnte. Die Gefahr, die darin lag den alten ebenso unfähigen als rach- und ehrsüchtigen Mann an die Spitze der campanischen Armee zu stellen, mochte Sulpicius nicht übersehen

und ebenso wenig die arge Abnormität, einem Privatmann ein aufserordentliches Obercommando durch Volksschlufs zu übertragen; aber eben Marius erprobte staatsmännische Incapacität gab eine Art Garantie dafür, dafs er die Verfassung nicht ernstlich würde gefährden können, und vor allem war Sulpicius eigene Lage, wenn er Sullas Absichten richtig beurtheilte, eine so bedrohte, dafs dergleichen Rücksichten kaum mehr in Betracht kamen. Dafs der abgestandene Held selbst bereitwillig jedem entgegenkam, der ihn als Condottier gebrauchen wollte, versteht sich von selbst; nach dem Oberbefehl nun gar in einem asiatischen Krieg gelüstete sein Herz seit vielen Jahren und nicht weniger vielleicht danach einmal gründlich abzurechnen mit der Senatsmajorität. Demnach erhielt auf Antrag des Sulpicius durch Beschlufs des Volkes Gaius Marius mit aufserordentlicher höchster oder sogenannter proconsularischer Gewalt das Commando der campanischen Armee und den Oberbefehl in dem Krieg gegen Mithradates und es wurden, um das Heer von Sulla zu übernehmen, zwei Volkstribunen in das Lager von Nola abgesandt.

Die Botschaft kam an den unrechten Mann. Wenn irgend jemand berufen war den Oberbefehl im asiatischen Kriege zu führen, so war es Sulla. Er hatte wenige Jahre zuvor mit dem gröfsten Erfolge auf demselben Kriegsschauplatz commandirt; er hatte mehr als irgend ein anderer Mann beigetragen zur Ueberwältigung der gefährlichen italischen Insurrection; ihm als Consul des Jahres, in welchem der asiatische Krieg zum Ausbruch kam, war in der hergebrachten Weise und mit voller Zustimmung seines ihm befreundeten und verschwägerten Collegen das Commando in demselben übertragen worden. Es war ein starkes Ansinnen einen unter solchen Verhältnissen übernommenen Oberbefehl nach Beschluss der souveränen Bürgerschaft von Rom abzugeben an einen alten militärischen und politischen Antagonisten, in dessen Händen die Armee. Niemand mochte sagen zu welchen Gewaltsamkeiten und Verkehrtheiten mifsbraucht werden konnte. Sulla war weder gutmüthig genug um freiwillig einem solchen Befehl Folge zu leisten, noch abhängig genug um es zu müssen. Sein Heer war, theils durch die Folgen der von Marius herrührenden Umgestaltungen des Heerwesens, theils durch die von Sulla gehandhabte sittlich lockere und militärisch strenge Disciplin, wenig mehr als eine ihrem Führer unbedingt ergebene und in politischen Dingen indifferente Lanzknechtschaar. Sulla selbst war ein blasirter, kalter und klarer Kopf, dem die souveräne römische Bürgerschaft ein Pöbelhaufen

war, der Held von Aquae Sextiae ein bankerotter Schwindler, die formelle Legalität eine Phrase, Rom selbst eine Stadt ohne Besatzung und mit halb verfallenen Mauern, die viel leichter erobert werden konnte als Nola. In diesem Sinne handelte er. Er versammelte seine Soldaten — es waren sechs Legionen oder etwa 35000 Mann — und setzte ihnen die von Rom angelangte Botschaft auseinander, nicht vergessend ihnen anzudeuten, dafs der neue Oberfeldherr ohne Zweifel nicht dieses Heer, sondern andere neu gebildete Truppen nach Kleinasien führen werde. Die höheren Offiziere hielten sich zurück und folgten mit Ausnahme eines einzigen dem Feldherrn nicht gegen die Hauptstadt; allein die Soldaten, die nach früheren Erfahrungen (I, 643) in Asien einen bequemen Krieg und mundliche Beute zu finden hofften, brausten auf; in einem Nu waren die beiden von Rom gekommenen Tribunen zerrissen und von allen Seiten erscholl der Zuruf, dafs der Feldherr sie führen möge auf Rom zu. Unverweilt brach der Consul auf, und unterwegs seinen gleichgesinnten Collegen an sich ziehend, gelangte er in raschen Märschen, wenig sich kümmernd um die von Rom ihm entgegeneilenden Abgesandten, die ihn aufzuhalten versuchten, bis unter die Mauern der Hauptstadt. Unerwartet sah man Sullas Heersäulen sich aufstellen an der Tiberbrücke und am collinischen und esquilinischen Thore, und sodann zwei Legionen in Reih und Glied, ihre Feldzeichen voran, den gefriedeten Mauerring überschreiten, jenseit dessen das Gesetz den Krieg gebannt hatte. So viel schlimmer Hader, so viele bedeutende Fehden waren innerhalb dieser Mauern zum Austrag gekommen, ohne dafs ein römisches Heer den heiligen Stadtfrieden gebrochen hätte; jetzt geschah es zunächst um der elenden Frage willen, ob dieser oder jener Offizier berufen sei im Osten zu commandiren. Die einrückenden Legionen gingen vor bis auf die Höhe des Esquilin; allein die von den Dächern herabregnenden Geschosse und Steine drängten die Soldaten wieder zurück. Da erhob Sulla hoch die flammende Fackel und, mit Brandpfeilen und Anzündung der Häuser drohend, konnten die Legionen bald wieder ihren Marsch fortsetzen. Auf dem esquilinischen Marktplatz (unweit S. Maria Maggiore) wartete ihrer die eiligst von Marius und Sulpicius zusammengeraffte Mannschaft und warf durch Ueberzahl die eindringenden Colonnen zurück. Aber es kam denselben Verstärkung von den Thoren; eine andere Abtheilung der Sullaner machte Anstalt sie auf der Suburastrafse zu umgehen; sie mufsten zurück. Am Tempel der Tellus, wo der Esquilin anfängt sich gegen den grofsen Marktplatz zu senken, versuchte Marius

sich wieder zu setzen; er beschwor Senat und Ritter und die gesammte Bürgerschaft den Legionen sich entgegenzuwerfen; es war vergebens. Selbst als die Sclaven unter dem Versprechen der Freiheit aufgefordert wurden sich zu bewaffnen, erschienen deren nicht mehr als drei. Es blieb den Führern nichts übrig als eiligst durch die noch unbesetzten Thore zu entrinnen; nach wenigen Stunden war Sulla unbeschränkter Herr von Rom. Diese Nacht brannten die Wachtfeuer der Legionen auf dem grofsen Marktplatz der Hauptstadt.

Die erste militärische Intervention in den bürgerlichen Fehden hatte es zur vollen Evidenz gebracht, sowohl dafs die politischen Kämpfe auf dem Punct angekommen waren, wo nur noch offene und unmittelbare Gewalt die Entscheidung giebt, als auch dafs die Gewalt des Knittels nichts ist gegen die Gewalt des Schwertes. Es war die conservative Partei, die zuerst das Schwert gezogen hatte; die entgegenstehende, die, wenn gleich ausgehend von reformistischen und im Grunde wahrhaft conservativen Tendenzen, doch zuerst die Bahn der Revolution betreten hatte, war durch das Schwert der Verfassungspartei völlig und schmählich geschlagen. Von selbst verstand es sich, dafs die sulpicischen Gesetze als von Rechtswegen nichtig bezeichnet wurden. Ihr Urheber und seine namhaftesten Anhänger hatten sich geflüchtet; sie wurden, zwölf an der Zahl, von dem Senat als Vaterlandsfeinde bezeichnet und zur Fahndung und Hinrichtung ausgeschrieben. Publius Sulpicius ward in Folge dessen bei Laurentum ergriffen und niedergemacht und das an Sulla gesandte Haupt des Tribuns nach dessen Anordnung auf dem Markt auf eben derselben Rednerbühne zur Schau gestellt, wo er selbst noch wenige Tage zuvor in voller Jugend- und Rednerkraft gestanden hatte. Die andern Geächteten wurden verfolgt; auch dem alten Gaius Marius waren die Mörder auf den Fersen. Wie der Feldherr auch die Erinnerung an seine glorreichen Tage durch eine Kette von Erbärmlichkeiten getrübt haben mochte, jetzt, wo der Retter des Vaterlandes um sein Leben lief, war er wieder der Sieger von Vercellae und mit athemloser Spannung vernahm man in ganz Italien die Ereignisse seiner wundersamen Flucht. In Ostia hatte er ein Fahrzeug bestiegen um nach Africa sich einzuschiffen; allein widrige Winde und Mangel an Vorräthen zwangen ihn am circeischen Vorgebirg zu landen und auf gut Glück in die Irre zu gehen. Von Wenigen begleitet und keinem Dach sich anvertrauend gelangte der greise Consular zu Fufs, oft vom Hunger gepeinigt, in die Nähe der römischen Colonie Minturnae

an der Mündung des Garigliano. Hier zeigten sich in der Ferne die verfolgenden Reiter; mit genauer Noth ward das Ufer erreicht und ein dort liegendes Handelsschiff entzog ihn seinen Verfolgern; allein die ängstlichen Schiffer legten bald wieder an und suchten das Weite, während Marius am Strande schlief. In dem Strandsumpf von Minturnae, bis zum Gürtel im Schlamm versunken und das Haupt unter einem Schilfhaufen verborgen, fanden ihn seine Verfolger und lieferten ihn ab an die Stadtbehörde von Minturnae. Er ward ins Gefängnifs gelegt und der Stadtbüttel, ein kimbrischer Sclave, gesandt ihn hinzurichten; allein der Deutsche erschrak vor den blitzenden Augen seines alten Besiegers und das Beil entsank ihm, als der General mit seiner gewaltigen Stimme ihn anherrschte, ob er der Mann sei den Gaius Marius zu tödten. Als man dies vernahm, ergriff die Beamten von Minturnae die Scham, dafs der Retter Roms gröfsere Ehrfurcht finde bei den Sclaven, denen er die Knechtschaft, als bei den Mitbürgern, denen er die Freiheit gebracht hatte; sie lösten seine Fesseln, gaben ihm Schiff und Reisegeld und sandten ihn nach Aenaria (Ischia). Die Verbannten mit Ausnahme des Sulpicius fanden in diesen Gewässern sich allmählich zusammen; sie liefen am Eryx und bei dem ehemaligen Karthago an, allein die römischen Beamten wiesen sie in Sicilien wie in Africa zurück. So entrannen sie nach Numidien, dessen öde Strandd[illegible]nen ihnen einen Zufluchtsort für den Winter gewährten; allein der König Hiempsal, den sie zu gewinnen hofften und der auch eine Zeitlang sich die Miene gegeben hatte mit ihnen sich verbinden zu wollen, hatte es nur gethan, um sie sicherer zu verderben und versuchte jetzt sich ihrer Personen zu bemächtigen. Mit genauer Noth entrannen die Flüchtlinge seinen Reitern und fanden vorläufig eine Zuflucht auf der kleinen Insel Kerkina (Kerkena) an der tunesischen Küste. Wir wissen es nicht, ob Sulla seinem Glücksstern auch dafür dankte, dafs es ihm erspart blieb den Kimbrensieger tödten zu lassen; wenigstens scheint es nicht, dafs er die minturnensischen Beamten hat bestrafen lassen. — Wichtiger indefs als diese Mafsregeln der Reaction und der Rache war eine Reihe von gesetzlichen Bestimmungen, die Sulla traf um die vorhandenen Uebelstände zu beseitigen und künftige Umwälzungen zu verhüten. Die bedrängte Lage der Schuldner wurde, wahrscheinlich durch Erneuerung der Vorschriften über das Zinsmaximum*, verbessert, ferner die Ausführung einer Anzahl

* Klar ist es nicht, was das ‚Zwölftelgesetz' der Consuln Sulla und

von Colonien angeordnet. Es wurde der in den Schlachten und Prozessen des Bundesgenossenkrieges sehr zusammengeschwundene Senat ergänzt durch die Aufnahme von 300 neuen Senatoren, deren Auswahl natürlich im optimatischen Interesse getroffen ward. Endlich wurden hinsichtlich des Wahlmodus und der legislatorischen Initiative wesentliche Aenderungen vorgenommen. Die im J. 513 eingeführte Stimmordnung der Centuriatcomitien (I, 602), in der die fünf Vermögensclassen jede gleich viel Stimmen besafsen, wurde wieder vertauscht mit der alten servianischen, nach der die erste Steuerklasse mit einem Vermögen von 100000 Sesterzen (7150 Thlr.) oder mehr allein fast die Hälfte der Stimmen inne hatte. Thatsächlich ward damit für die Wahl der Consuln, Praetoren und Censoren ein Census eingeführt, der die nicht Wohlhabenden vom activen Wahlrecht der Sache nach ausschlofs. Die legislatorische Initiative wurde den einzelnen Beamten, namentlich den Volkstribunen, dadurch beschränkt, dafs jeder Antrag fortan zunächst dem Senat vorgelegt werden mufste und erst, wenn dieser ihn gebilligt hatte, vor das Volk gelangen konnte. — Diese durch den sulpicischen Revolutionsversuch hervorgerufenen Verfügungen desjenigen Mannes, der darin als Schild und Schwert der Verfassungspartei aufgetreten war, des Consuls Sulla, tragen einen ganz eigenthümlichen Charakter. Sulla wagte es ohne die Bürgerschaft oder Geschworne zu fragen, über zwölf der angesehensten Männer, darunter den berühmtesten General seiner Zeit, das Todesurtheil und die Acht auszusprechen und öffentlich zu diesen Hinrichtungen sich zu bekennen; eine Verletzung der altheiligen Provocationsgesetze, die selbst von sehr conservativen Männern, wie zum Beispiel von Quintus Scaevola, strengen Tadel erfuhr. Er wagte es eine seit anderthalb Jahrhunderten bestehende Wahlordnung umzustofsen und den seit langem verschollenen und verfehmten Wahlcensus wieder herzustellen. Er wagte es das Recht der Legislation seinen beiden uralten Factoren, den Beamten und den Comitien, thatsächlich zu entziehen und es auf eine Behörde zu übertragen, die seit ältesten Zeiten kein anderes Recht in dieser Hinsicht besessen hatte als das gefragt werden zu können*. Kaum hatte je ein Demokrat in so tyrannischen

---

Rufus von 666 in dieser Hinsicht vorschrieb; die einfachste Annahme bleibt aber darin eine Erneuerung des Gesetzes von 397 (I, 195) zu sehen, so dafs der höchste erlaubte Zinsfufs wieder $\frac{1}{12}$ des Capitals für das zehnmonatliche oder 10% für das zwölfmonatliche Jahr ward.

* Das Recht der patricischen Senatoren den Centurienbeschlufs zu bil-

Formen Justiz geübt, mit so rücksichtsloser Kühnheit an den Fundamenten der Verfassung gerüttelt und gemodelt wie dieser conservative Reformator. Sieht man aber auf die Sache statt auf die Form, so gelangt man zu sehr verschiedenen Ergebnissen. Revolutionen sind nirgends und am wenigsten in Rom beendigt worden ohne eine gewisse Zahl von Opfern zu fordern, welche in mehr oder minder der Justiz abgeborgten Formen die Schuld überwunden zu sein gleichsam als ein Verbrechen büfsen. Wer sich erinnert an die prozessualischen Consequenzen, wie sie die siegende Partei nach dem Sturz der Gracchen und des Saturninus gezogen hatte (S. 85. 117. 199), der fühlt sich geneigt, dem Sieger vom esquilinischen Markt das relative Lob der Offenheit und Mäfsigung zu ertheilen, indem er einmal ohne viele Umstände das, was Krieg war, auch als Krieg nahm und die geschlagenen Männer als rechtlose Feinde in die Acht erklärte; zweitens die Zahl der Opfer möglichst beschränkte und wenigstens das widerliche Wüthen gegen die geringen Leute nicht gestattete. Eine ähnliche Mäfsigung zeigt sich in den politischen Organisationen. Die wichtigste und scheinbar durchgreifendste Neuerung hinsichtlich der Gesetzgebung brachte in der That nur den Buchstaben der Verfassung mit dem Geist derselben in Einklang. Die römische Legislation, wo jeder Consul, Praetor oder Tribun jede beliebige Mafsregel bei der Bürgerschaft beantragen und ohne Debatte zur Abstimmung bringen konnte, war von Haus aus absurd gewesen und mit der steigenden Nullität der Comitien es immer mehr geworden; sie ward nur ertragen, weil factisch der Senat sich das Vorberathungsrecht vindicirt hatte und regelmäfsig jeden ohne solche Vorberathung zur Abstimmung gelangenden Antrag durch politische oder religiöse Intercession gewohnt war zu ersticken (I, 200). Diese Dämme hatte die Revolution fortgeschwemmt und in Folge dessen fing nun jenes absurde System an seine Consequenzen vollständig zu entwickeln und jedem muthwilligen Buben den Umsturz des Staats in formell legaler Weise möglich zu machen. Was war unter solchen Umständen natürlicher, nothwendiger, im rechten Sinne conservativer als das thatsächliche und bisher auf Umwegen realisirte Legislationsrecht des Senats jetzt förmlich und ausdrücklich anzuerkennen? Etwas Aehnliches gilt von der Erneuerung des Wahlcensus. Die ältere Verfassung ruhte durchaus auf dem-

ligen oder zu verwerfen (I, 164. 193) ist von dem hier in Rede stehenden Vorberathungsrecht des Senats durchaus verschieden.

selben; auch die Reform von 513 hatte die Bevorzugung der Vermögenden wohl beschränkt, aber doch streng daran festgehalten den unter 11000 Sesterzen (786 Thlr.) abgeschätzten Bürgern keinerlei Einfluſs auf die Wahlen zu gestatten. Schon wegen der ungeheuren finanziellen Umwandlung, die inzwischen eingetreten war und selbst eine nominelle Erhöhung des Minimalcensus gerechtfertigt haben würde, konnte man auch von dieser Maſsregel sagen, daſs sie den Buchstaben der Verfassung dem Geiste derselben opferte und dem schändlichen Stimmenkauf sammt allem was daran hing in der möglichst milden Form zu wehren wenigstens versuchte. Endlich die Bestimmungen zu Gunsten der Schuldner, die Wiederaufnahme der Colonisationspläne gaben den redenden Beweis, daſs Sulla, wenn er auch nicht gemeint war Sulpicius leidenschaftlichen Anträgen beizupflichten, doch eben wie er und wie Drusus, wie überhaupt alle heller sehenden Aristokraten, den materiellen Reformen an sich geneigt war; wobei nicht übersehen werden darf, daſs er diese Maſsregeln nach dem Siege und durchaus freiwillig beantragte. Wenn man hiemit verbindet, daſs Sulla die hauptsächlichen Fundamente der gracchischen Verfassung bestehen lieſs und weder an den Rittergerichten noch an den Kornvertheilungen rüttelte, so wird man das Urtheil gerechtfertigt finden, daſs die sullanische Ordnung von 666 den seit dem Sturz des Gaius Gracchus bestehenden Status quo wesentlich festhielt und nur theils die der bestehenden Verfassung zunächst Gefahr drohenden überlieferten Satzungen zeitgemäſs änderte, theils den vorhandenen socialen Uebeln nach Kräften abzuhelfen suchte, so weit beides sich thun lieſs ohne die tieferliegenden Schäden zu berühren. Energische Verachtung des constitutionellen Formalismus in Verbindung mit ernstem verfassungstreuem Sinn, klare Einsichten und löbliche Absichten bezeichnen durchaus diese Gesetzgebung; ebenso aber eine gewisse Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit, wie denn namentlich sehr viel guter Wille dazu gehörte um zu glauben, daſs das Vorberathungsrecht des Senats gegen die künftige Demagogie sich widerstandsfähiger erweisen werde als das Interessionsrecht und die Religion.

In der That stiegen an dem reinen Himmel der Conservativen sehr bald neue Wolken auf. Die asiatischen Verhältnisse nahmen einen immer drohenderen Charakter an. Schon hatte der Staat dadurch, daſs die sulpicische Revolution den Abgang des Heeres nach Asien verzögert hatte, den schwersten Schaden erlitten; die Einschiffung konnte auf keinen Fall länger verschoben werden. Inzwischen hoffte Sulla theils in den Consuln, die nach

der neuen Wahlordnung gewählt werden würden, theils besonders in den mit der Bezwingung der Reste der italischen Insurrection beschäftigten Armeen Garantieen gegen einen neuen Sturm auf die Oligarchie in Italien zurückzulassen. Allein in den Consularcomitien fiel die Wahl nicht auf die von Sulla aufgestellten Candidaten, sondern neben Gnaeus Octavius, einem allerdings streng optimatisch gesinnten Mann, auf Lucius Cornelius Cinna, der zur entschiedensten Opposition gehörte. Vermuthlich war es hauptsächlich die Capitalistenpartei, die mit dieser Wahl dem Urheber des Zinsgesetzes vergalt. Sulla nahm die unbequeme Wahl mit der Erklärung hin, dafs es ihm freue die Bürger von ihrer verfassungsmäfsigen Wahlfreiheit Gebrauch machen zu sehen, und begnügte sich beiden Consuln den Schwur abzunehmen auf treue Beobachtung der bestehenden Verfassung. Von den Armeen kam es vornämlich auf die Nordarmee an, da die campanische gröfstentheils nach Asien abzugehen bestimmt war. Sulla liefs durch Volksschlufs das Commando über jene auf seinen treuergebenen Collegen Quintus Rufus übertragen und den bisherigen Feldherrn Gnaeus Strabo in möglichst schonender Weise zurückrufen, um so mehr als dieser der Ritterpartei angehörte und seine passive Haltung während der sulpicischen Unruhen der Aristokratie nicht geringe Bedenken erregt hatte. Rufus traf bei dem Heer ein und übernahm an Strabos Stelle den Oberbefehl; allein wenige Tage nachher ward er von den Soldaten erschlagen und Strabo trat wieder zurück in das kaum abgegebene Commando. Er galt als der Anstifter des Mordes; gewifs ist es, dafs er ein Mann war, zu dem man solcher That sich versehen konnte, der die Früchte der Unthat erntete und die wohlbekannten Urheber nur mit Worten strafte. Mehr hatte auch Sulla nicht gethan, als seine Soldaten den Albinus erschlagen hatten; er liefs auch dies hingehen. Als sein Consulat zu Ende ging, sah sich Sulla einerseits von seinem Nachfolger Cinna gedrängt endlich nach Asien abzugehen, wo seine Anwesenheit allerdings dringend Noth that, andrerseits von einem der neuen Tribune vor das Volksgericht geladen; es war dem blödesten Auge klar, dafs ein neuer Sturm sich vorbereitete und dafs die Gegner seine Entfernung wünschten. Sulla hatte die Wahl mit Cinna, vielleicht mit Strabo es zum Bruche zu treiben und abermals auf Rom zu marschiren oder die italischen Angelegenheiten gehen zu lassen wie sie konnten und mochten und nach einem andern Welttheil sich zu entfernen. Sulla entschied sich — ob mehr aus Patriotismus oder mehr aus Indifferenz, wird nie ausgemacht wer-

den — für die letztere Alternative, übergab das in Samnium zurückbleibende Corps dem zuverlässigen und kriegskundigen Quintus Metellus Pius, der an Sullas Stelle den proconsularischen Oberbefehl in Unteritalien übernahm, die Leitung der Belagerung von Nola dem Proprætor Appius Claudius, und schiffte im Anfang des J. 667 mit seinen Legionen nach dem hellenischen Osten sich ein.

KAPITEL VIII.

Der Osten und König Mithradates.

Die athemlose Spannung, in welcher die Revolution mit ihrem ewig sich erneuernden Feuerlärm und Löschungsruf die römische Regierung erhielt, war die Ursache, dafs dieselbe die Provinzialverhältnisse überhaupt aus den Augen verlor, am meisten aber die des asiatischen Ostens, dessen ferne und unkriegerische Nationen nicht so unmittelbar wie Africa, Spanien und die transalpinischen Nachbarn der Beachtung der Regierung sich aufdrängten. Nach der Einziehung des attalischen Königreiches, die mit dem Ausbruch der Revolution zusammenfällt, ist ein volles Menschenalter hindurch kaum irgend eine ernstliche Betheiligung Roms an den orientalischen Angelegenheiten nachzuweisen, mit Ausnahme der durch die mafslose Dreistigkeit der kilikischen Piraterie den Römern abgedrungenen Einrichtung der Provinz Kilikien im J. 652 (S. 127), welche der Sache nach auch nichts weiter war als die Anordnung einer bleibenden Station für eine kleine römische Heer- und Flottenabtheilung in den östlichen Gewässern. Erst nachdem die marianische Katastrophe im J. 654 die Restaurationsregierung einigermafsen consolidirt hatte, begann die römische Regierung aufs Neue den Ereignissen im Osten einige Aufmerksamkeit zuzuwenden.

In vieler Hinsicht waren die Verhältnisse noch dieselben wie ein Menschenalter zuvor. Das Reich Aegypten mit seinen beiden Nebenländern Kyrene und Kypros löste mit dem Tode Euergetes II. (637) theils rechtlich, theils factisch sich auf. Kyrene kam an den natürlichen Sohn desselben Ptolemaeos Apion und trennte

sich auf immer von dem Hauptland. Um die Herrschaft in diesem haderten die Wittwe des letzten Königs Kleopatra († 665) und dessen beide Söhne Soter II. Lathyros († 673) und Alexander I. († 666), was die Ursache ward, dafs auch Kypros auf längere Zeit von Aegypten sich schied. Die Römer griffen in diese Wirren nicht ein; ja als ihnen im J. 658 das kyrenische Reich durch das Testament des kinderlosen Königs Apion anfiel, schlugen sie diesen Erwerb zwar nicht geradezu aus, aber überliefsen doch die Landschaft im Wesentlichen sich selbst, indem sie die griechischen Städte des Reiches, Kyrene Ptolemais Berenike zu Freistädten erklärten und denselben sogar die Nutzung der königlichen Domänen überwiesen. Die Oberaufsicht, die der Statthalter von Africa über das Gebiet zu führen hatte, war bei dessen Entlegenheit noch weit mehr eine blofs nominelle als die des Statthalters von Makedonien über die hellenischen Freistädte. Die Folgen dieser Mafsregel, die nicht aus dem Philhellenismus, sondern ohne Zweifel lediglich aus der Schwäche und Nachlässigkeit der römischen Regierung hervorging, waren wesentlich dieselben, die unter gleichen Verhältnissen in Hellas eingetreten waren: Bürgerkriege und Usurpationen zerrissen die Landschaft so sehr, dafs, als dort zufällig im J. 668 ein höherer römischer Offizier erschien, die Einwohner ihn dringend ersuchten ihre Verhältnisse zu ordnen und ein dauerhaftes Regiment bei ihnen zu begründen. — Auch in Syrien war es in der Zwischenzeit nicht viel anders, am wenigsten besser geworden. Während des zwanzigjährigen Erbfolgekrieges der beiden Halbbrüder Antiochos Grypos († 658) und Antiochos von Kyzikos († 659), der sich nach dem Tode derselben auf ihre Söhne forterbte, ward das Reich, um das man stritt, fast zu einem eitlen Namen, in dem die kilikischen Seekönige, die Araberscheiks der syrischen Wüste, die Fürsten der Juden und die Magistrate der gröfseren Städte fast mehr zu sagen hatten als die Träger des Diadems. Inzwischen setzten im westlichen Kilikien die Römer sich fest, und ging das wichtige Mesopotamien definitiv über an die Parther. — Die Monarchie der Arsakiden hatte, hauptsächlich in Folge der Einfälle turanischer Stämme, um die Zeit der Gracchen eine gefährliche Krise durchzumachen gehabt; erst der neunte Arsakide, Mithradates II. oder der Grofse (630? — 667?) hatte dem Staat seine überwiegende Stellung in Asien zurückgegeben, die Skythen zurückgeschlagen und gegen Syrien und Armenien die Grenze des Reiches vorgeschoben. Allein gegen das Ende seiner Regierung lähmten neue Unruhen sein Regiment; während die Grofsen des

Reiches, ja der eigene Bruder Orodes gegen den König sich auflehnten und endlich dieser Bruder ihn stürzte und tödten liefs, gab der König von Armenien Tigranes (reg. seit 660) den asiatischen Verhältnissen eine ganz andere Gestalt. Armenien, das seit seiner Selbstständigkeitserklärung in die nordöstliche Hälfte oder das eigentliche Armenien, das Reich der Artaxiaden, und die südwestliche oder Sophene, das Reich der Zariadriden, getheilt gewesen war, wurde durch den Artaxiaden Tigranes zum erstenmal zu einem Königreich vereinigt, und theils diese Machtverdoppelung, theils die Schwäche der parthischen Herrschaft machten es dem neuen König von ganz Armenien möglich nicht blofs aus der Clientel der Parther sich zu lösen und die früher an sie abgetretenen Landschaften zurückzugewinnen, sondern sogar das Oberkönigthum von Asien, wie es von den Achämeniden auf die Seleukiden und von diesen auf die Arsakiden übergegangen war, an Armenien zu bringen. — In Kleinasien endlich bestand die Ländertheilung, wie sie nach Auflösung des attalischen Reiches unter römischer Einwirkung festgestellt worden war (S. 52), wesentlich ungeändert: aufser dafs Grofsphrygien, nachdem Gaius Gracchus die Verhandlungen zwischen Mithradates Energetes und dem Consul Aquillius aufgedeckt hatte (S. 109), dem König von Pontos wieder entzogen und als freie Landschaft mit der römischen Provinz Asia, wie Hellas mit Makedonien, verbunden worden war (um 634). In dem Zustande der Clientelstaaten, der Königreiche Bithynien, Kappadokien, Pontos, der Fürstenthümer Paphlagoniens und Galatiens, der zahlreichen Städtebünde und Freistädte, war eine äufserliche Umänderung zunächst nicht wahrzunehmen. Innerlich hatte dagegen der Charakter der römischen Herrschaft allerdings überall sich wesentlich umgestaltet. Theils durch die natürliche Steigerung des tyrannischen Regiments, theils durch die mittelbare Einwirkung der römischen Revolution — man erinnere sich an die Einziehung des Bodeneigenthums in der Provinz Asien durch Gaius Gracchus, an die römischen Zehnten und Zölle und an die Menschenjagden, die die Zöllner daselbst nebenbei betrieben — ward der schon von Haus aus schwere Druck der römischen Herrschaft in einer Weise erhöht, dafs weder die Königskrone noch die Bauernhütte mehr sicher war vor Confiscation, dafs jeder Halm für den römischen Zehntherrn zu wachsen, jedes Kind freier Aeltern für die römischen Sclavenzwinger geboren zu werden schien. Zwar ertrug der Asiate in seiner unerschöpflichen Passivität auch diese Qual; allein es war nicht Geduld und Ueberlegung, die ihn ruhig tragen

hiefsen, sondern der eigenthümlich orientalische Mangel der Initiative und es konnten in diesen friedlichen Landschaften, unter diesen weichlichen Nationen wunderbare, schreckhafte Dinge sich ereignen, wenn einmal ein Mann unter sie trat, der es verstand das Zeichen zu geben.

Es regierte damals in Kappadokien am schwarzen Meer oder im Reiche Pontus König Mithradates VI. mit dem Beinamen Eupator (geb. um 624, † 691), der sein Geschlecht von väterlicher Seite im sechzehnten Glied auf den König Dareios Hystaspes Sohn, im achten auf den Stifter des pontischen Reiches Mithradates I. zurückführte, von mütterlicher den Alexandriden und Seleukiden entstammte. Nach dem frühen Tode seines Vaters Mithradates Euergetes, der in Sinope von Mörderhand fiel, war er um 634 als elfjähriger Knabe König genannt worden; allein das Diadem brachte ihm nur Noth und Gefahr. Die Vormünder, ja wie es scheint die eigene durch des Vaters Testament zur Mitregierung berufene Mutter standen dem königlichen Knaben nach dem Leben; es wird erzählt, dafs er, um den Dolchen seiner gesetzlichen Beschützer sich zu entziehen, in die Irre gegangen sei und sieben Jahre hindurch Nacht für Nacht die Ruhestätte wechselnd, ein Flüchtling in seinem eigenen Reiche, ein heimathloses Jägerleben geführt habe. Also ward der Knabe ein gewaltiger Mann. Wenngleich unsere Berichte über ihn im Wesentlichen auf die schriftlichen Aufzeichnungen der Zeitgenossen zurückgehen, so hat dennoch die im Orient blitzschnell sich bildende Sage den mächtigen König früh geschmückt mit manchen der Züge ihrer Simson und Rustem; aber auch diese gehören zum Charakter eben wie die Wolkenkrone zum Charakter der höchsten Bergspitzen: die Grundlinien des Bildes erscheinen in beiden Fällen nur farbiger und phantastischer, nicht getrübt noch wesentlich geändert. Die Waffenstücke, die dem riesengrofsen Leibe des Königs Mithradates pafsten, erregten das Staunen der Asiaten und mehr noch der Italiker. Als Läufer überholte er das schnellste Wild; als Reiter bändigte er das wilde Rofs und vermochte mit gewechselten Pferden an einem Tage bis 25 deutsche Meilen zurückzulegen; als Wagenlenker fuhr er mit Sechszehn und gewann im Wettrennen manchen Preis — freilich war es gefährlich in solchem Spiel dem König obzusiegen. Auf der Jagd traf er das Wild im vollen Galopp vom Pferde herab ohne zu fehlen; aber auch an der Tafel suchte er seines Gleichen — er veranstaltete wohl Wettschmäuse und gewann darin selber die für den derbsten Esser und für den tapfersten Trinker ausge-

setzten Preise — und nicht minder in den Freuden des Harem, wie unter Anderm die zügellosen Billets seiner griechischen Kebsweiber bewiesen, die sich unter seinen Papieren fanden. Seine geistigen Bedürfnisse befriedigte er im wüstesten Aberglauben — Traumdeuterei und das griechische Mysterienwesen füllten nicht wenige der Stunden des Königs aus — und in einer rohen Aneignung der hellenischen Civilisation. Er liebte griechische Kunst und Musik, das heifst er sammelte Pretiosen, reiches Geräth, alte persische und griechische Prachtstücke — sein Ringkabinet war berühmt —, hatte stets griechische Geschichtsschreiber, Philosophen, Poeten in seiner Umgebung und setzte bei seinen Hoffesten neben den Preisen für Essen und Trinken auch welche aus für den lustigsten Spafsmacher und den besten Sänger. So war der Mensch; der Sultan entsprach ihm. Im Orient, wo das Verhältnifs des Herrschers und der Beherrschten mehr den Charakter des Natur- als des sittlichen Gesetzes trägt, ist der Unterthan hündisch treu und hündisch falsch, der Herrscher grausam und mifstrauisch. In beidem ist Mithradates kaum übertroffen worden. Auf seinen Befehl starben oder verkamen in ewiger Haft wegen wirklicher oder angeblicher Verrätherei seine Mutter, sein Bruder, seine ihm vermählte Schwester, drei seiner Söhne und ebensoviele seiner Töchter. Vielleicht noch empörender ist es, dafs sich unter seinen geheimen Papieren im Voraus aufgesetzte Todesurtheile gegen mehrere seiner vertrautesten Diener vorfanden. Ebenso ist es ächt sultanisch, dafs er späterhin, nur um seinen Feinden die Siegstrophäen zu entziehen, seinen ganzen Harem tödten liefs und seine geliebteste Kebse, eine schöne Ephesierin, dadurch auszeichnete, dafs er ihr die Wahl der Todesart freigab. Das experimentale Studium der Gifte und Gegengifte betrieb er als einen wichtigen Zweig der Regierungsgeschäfte und versuchte seinen Körper an einzelne Gifte zu gewöhnen. Verrath und Mord hatte er von früh auf von Jedermann und zumeist von den Nächsten erwarten und gegen Jedermann und zumeist gegen die Nächsten üben gelernt; wovon denn die nothwendige und durch seine ganze Geschichte belegte Folge war, dafs all seine Unternehmungen schliefslich mifslangen durch die Treulosigkeit seiner Vertrauten. Dabei begegnen wohl einzelne Züge von hochherziger Gerechtigkeit; wenn er Verräther bestrafte, schonte er in der Regel diejenigen, welche nur durch ihr persönliches Verhältnifs zu dem Hauptverbrecher mitschuldig geworden waren; allein dergleichen Anfälle von Billigkeit fehlen bei keinem rohen Tyrannen. Was Mithradates in der That auszeichnet unter

der grofsen Anzahl gleichartiger Sultane, ist seine grenzenlose Rührigkeit. Eines schönen Morgens war er aus seiner Hofburg verschwunden und blieb Monate lang verschollen, so dafs man ihn bereits verloren gab; als er zurückkam, hatte er unerkannt ganz Vorderasien durchwandert und Land und Leute überall militärisch erkundet. Von gleicher Art ist es, dafs er nicht blofs überhaupt ein redefertiger Mann war, sondern auch den zweiundzwanzig Nationen, über die er gebot, jeder in ihrer Zunge Recht sprach, ohne eines Dolmetschers zu bedürfen — ein bezeichnender Zug für den regsamen Herrscher des sprachenreichen Ostens. Denselben Charakter trägt seine ganze Regententhätigkeit. So weit wir sie kennen — denn von der inneren Verwaltung schweigt unsere Ueberlieferung leider durchaus — geht sie auf wie die eines jeden anderen Sultans im Sammeln von Schätzen, im Zusammentreiben der Heere, die wenigstens in seinen früheren Jahren gewöhnlich nicht der König selbst, sondern irgend ein griechischer Condottier gegen den Feind führt, in dem Bestreben neue Satrapien zu den alten zu fügen; von höheren Elementen, Förderung der Civilisation, ernstlicher Führerschaft der nationalen Opposition, eigenartiger Genialität finden sich, in unserer Ueberlieferung wenigstens, bei Mithradates keine bewufsten Spuren, und wir haben keinen Grund auch nur mit den grofsen Regenten der Osmanen, wie Muhamed II. und Suleiman waren, ihn auf eine Linie zu stellen. Trotz der hellenischen Bildung, die ihm nicht viel besser sitzt als seinen Kappadokiern die römische Rüstung, ist er durchaus ein Orientale gemeinen Schlags, roh, voll sinnlichster Begehrlichkeit, abergläubisch, grausam, treu- und rücksichtslos, aber so kräftig organisirt, so gewaltig physisch begabt, dafs sein trotziges Umsichschlagen, sein unverwüstlicher Widerstandsmuth häufig wie Talent, zuweilen sogar wie Genie aussieht. Wenn man auch in Anschlag bringt, dafs nur die Verschlingung der asiatischen Ereignisse mit den inneren Bewegungen Italiens es ihm möglich machte doppelt so lange als Jugurtha den Römern zu widerstehen, so bleibt es darum doch nicht minder wahr, dafs bis auf die Partherkriege er der einzige Feind ist, der im Osten den Römern ernstlich zu schaffen gemacht und dafs er gegen sie sich gewehrt hat wie gegen den Jäger der Löwe der Wüste. Aber nach dem was vorliegt sind wir nicht berechtigt mehr als solchen naturkräftigen Widerstand hier zu erkennen. — Wie man aber auch über die Individualität des Königs urtheilen möge, seine geschichtliche Stellung bleibt in hohem Grade bedeutsam. Die mithradatischen Kriege sind zu-

gleich die letzte Regung der politischen Opposition von Hellas gegen Rom und der Anfang einer auf sehr verschiedenen und weit tieferen Gegensätzen beruhenden Auflehnung gegen die römische Suprematie, der nationalen Reaction der Asiaten gegen die Occidentalen. Wie Mithradates selbst so war auch sein Reich ein orientalisches, die Polygamie und das Haremwesen herrschend am Hofe und überhaupt unter den Vornehmen, die Religion der Landesbewohner wie die officielle des Hofes vorwiegend der alte Nationalcult; der Hellenismus daselbst war wenig verschieden von dem Hellenismus der armenischen Tigraniden und der Arsakiden des Partherreichs. Es mochten die kleinasiatischen Griechen einen kurzen Augenblick für ihre politischen Träume an diesem König einen Halt zu finden meinen; in der That ward in seinen Schlachten um ganz andere Dinge gestritten, als worüber auf den Feldern von Magnesia und Pydna die Entscheidung fiel. Es war nach langer Waffenruhe ein neuer Gang in dem ungeheuren Zweikampf des Westens und des Ostens, welcher von den Kämpfen bei Marathon auf die heutige Generation sich vererbt hat und vielleicht seine Zukunft ebenso nach Jahrtausenden zählen wird wie seine Vergangenheit.

Das Reich, dessen Zügel Mithradates zu seinen Jahren gekommen mit fester Hand ergriff, war schon nicht unbedeutend, wenngleich der Umfang desselben wohl übertrieben auf 500 deutsche Meilen angegeben wird. Die pontische Landschaft ist noch heute eine der lachendsten der Erde; Getreidefelder wechseln mit Wäldern von wilden Obstbäumen. Allein mit Ausnahme der Küste, wo mehrere ursprünglich griechische Ansiedlungen bestanden, namentlich die bedeutenden Handelsplätze Trapezus, Amisos und vor allem die Geburts- und Residenzstadt Mithradats und die blühendste Stadt des Reiches, Sinope, war das Land noch in einem sehr primitiven Zustand. Eigentliche Städte gab es daselbst kaum, sondern nur Burgen, die den Ackersleuten als Zufluchtstätten und dem König als Schatzkammern zur Aufbewahrung der eingehenden Steuern dienten, wie denn allein in Kleinarmenien 75 solcher kleiner königlicher Castelle gezählt wurden. Wir finden nicht, dafs Mithradates wesentlich dazu gethan hätte das städtische Wesen in seinem Reiche emporzubringen; um so thätiger erscheint er bemüht sein Gebiet und seinen Einfluss nach allen Seiten hin auszudehnen: am schwarzen Meer wie gegen Armenien und gegen Kleinasien finden wir seine Heere, seine Flotten und seine Botschafter thätig. Nirgends aber bot sich ihm ein so freier und so weiter Spielraum wie an den öst-

lichen und nördlichen Gestaden des schwarzen Meeres, auf deren damalige Zustände hier einen Blick zu werfen nicht unterlassen werden darf, so schwierig oder vielmehr unmöglich es ist ein wirklich anschauliches Bild davon zu geben. An dem östlichen Ufer des schwarzen Meeres, das bisher fast unbekannt erst durch Mithradates der allgemeineren Kunde aufgeschlossen ward, wurde die kolchische Landschaft am Phasis (Mingrelien und Imereti) mit der wichtigen Handelsstadt Dioskurias den einheimischen Fürsten entrissen und verwandelt in eine pontische Satrapie. Folgenreicher noch waren seine Unternehmungen in den nördlichen Landschaften*. Die weiten hügel- und waldlosen Steppen, die sich nördlich vom schwarzen Meer, vom Kaukasus und von der kaspischen See hinziehen, sind ihrer Naturbeschaffenheit zufolge, namentlich wegen der zwischen dem Klima von Stockholm und dem von Madeira schwankenden Temperaturdifferenz und der nicht selten eintretenden und bis zu 22 Monaten und länger anhaltenden absoluten Regen- und Schneelosigkeit, für den Ackerbau und überhaupt für feste Ansiedlung wenig geeignet, und waren dies immer, wenn gleich vor zweitausend Jahren die klimatischen Verhältnisse etwas weniger ungünstig standen als dies heutzutage der Fall ist**. Die verschiedenen Stämme, die der Wandertrieb in diese Gegenden geführt hatte, fügten sich diesem Gebot der Natur und führten und führen zum Theil noch jetzt ein wanderndes Hirtenleben, indem sie mit ihren Rinder- oder häufiger noch mit ihren Rofsheerden Wohn- und Weideplatz wechselten und ihr Geräth auf Wagenhäusern sich nachführten. Auch die Bewaffnung und Kampfweise richtete sich hiernach; die Bewohner dieser Steppen fochten grofsentheils beritten und immer aufgelöst, mit Helm und Panzer von Leder und lederüberzogenem Schild gerüstet, gewaffnet mit Schwert, Lanze und Bogen — die Vorfahren der heutigen Kosaken. Den ursprünglich hier ansäfsigen Skythen, die mongolischer Race und in Sitte

* Sie sind hier zusammengefafst, da sie freilich zum Theil erst zwischen den ersten und den zweiten Krieg mit Rom, zum Theil aber doch schon vor den ersten Krieg mit Rom fallen (Memn. 30; Justin 38, 7 a. E.; App. Mithr. 13; Eutrop. 5, 5) und eine Erzählung nach der Zeitfolge sich hier nun einmal schlechterdings nicht durchführen läfst.

** Es hat viele Wahrscheinlichkeit, dafs die ungemeine Trockenheit, die vornämlich jetzt den Ackerbau in der Krim und in diesen Gegenden überhaupt erschwert, sehr gesteigert worden ist durch das Schwinden der Wälder des mittleren und südlichen Rufsland, die ehemals bis zu einem gewissen Grad die Küstenlandschaft gegen den austrocknenden Nordostwind schützten.

und Körpergestalt den heutigen Bewohnern Sibiriens verwandt gewesen zu sein scheinen, hatten sich, von Osten nach Westen vorrückend, sarmatische Stämme nachgeschoben, Sauromaten, Roxolaner, Jazygen, die gemeiniglich für slavischer Abkunft gehalten werden, obwohl diejenigen Eigennamen, welche man ihnen zuzuschreiben befugt ist, mehr mit medischen und persischen sich verwandt zeigen und vielleicht den Schluſs auf eine Verwandtschaft mit dem groſsen Zendstamme gestatten. In entgegengesetzter Richtung flutheten thrakische Schwärme, namentlich die Geten, die bis zum Dniester gelangten; dazwischen drängten sich, wahrscheinlich als Ausläufer der groſsen germanischen Wanderung, deren Hauptmasse das schwarze Meer nicht berührt zu haben scheint, sogenannte Kelten, die auch wohl germanischen Bastarner am Dnieper, Peukinen an der Donaumündung. Ein eigentlicher Staat bildete sich nirgends; es lebte jeder Stamm unter seinen Fürsten und Aeltesten für sich. Zu all diesen Barbaren in scharfem Gegensatz standen die hellenischen Ansiedlungen, welche zur Zeit des gewaltigen Aufschwunges des griechischen Handels namentlich von Miletos aus an diesen Gestaden gegründet worden waren, theils als Emporien, theils als Stationen für den wichtigen Fischfang und selbst für den Ackerbau, für welchen die heutige Krim und überhaupt das nordwestliche Gestade des schwarzen Meeres im Alterthum minder ungünstige Verhältnisse darboten als dies heutzutage der Fall ist; für die Benutzung des Bodens zahlten hier die Hellenen wie die Phönikier in Libyen den einheimischen Herren Schoſs und Grundzins. Die wichtigsten dieser Ansiedlungen waren die Freistadt Chersonesos (unweit Sebastopol), auf dem Gebiet der Skythen in der taurischen Halbinsel (Krim) angelegt und unter nicht vortheilhaften Verhältnissen durch ihre gute Verfassung und den Gemeingeist ihrer Bürger in mäfsigem Wohlstand sich behauptend; ferner auf der gegenüberstehenden Seite der Halbinsel an der Strafse von dem schwarzen in das asowsche Meer Pantikapaeon (Kertsch), seit dem J. 457 Roms regiert von erblichen Bürgermeistern, später bosporanische Könige genannt, den Archaeanaktiden, Spartokiden und Paerisaden. Der Getreidebau und der Fischfang im asowschen Meer hatten die Stadt schnell zur Blüthe gebracht. Ihr Gebiet umfafste jetzt noch die kleinere Osthälfte der Krim mit Einschluſs der Stadt Theodosia und auf dem gegenüberliegenden asiatischen Continent die Stadt Phanagoria und die sindische Landschaft. In besseren Zeiten hatten die Herren von Pantikapaeon zu Lande die Völker an der Ostküste des asowschen Meeres und das Ku-

hauptsächlich zur See mit ihrer Flotte das schwarze Meer beherrscht; allein Pantikapaeon war nicht mehr was es gewesen war. Nirgends empfand man tiefer als an diesen fernen Grenzposten den traurigen Rückgang der hellenischen Nation. Athen in seiner guten Zeit ist der einzige Griechenstaat gewesen, der hier die Pflichten der führenden Macht erfüllte, die den Athenern allerdings auch durch ihren Bedarf pontischen Getreides besonders nahe gelegt wurden. Von dem Sturz der attischen Seemacht an blieben diese Landschaften im Ganzen sich selbst überlassen. Die griechischen Landmächte sind nie dazu gelangt ernstlich hier einzugreifen, obwohl Philippos der Vater Alexanders und Lysimachos einigemal dazu ansetzten; und auch die Römer, auf welche mit der Eroberung Makedoniens und Kleinasiens die politische Verpflichtung überging, hier, wo die griechische Civilisation dessen bedurfte, ihr starker Schild zu sein, vernachlässigten völlig das Gebot des Vortheils wie der Ehre. Der Fall von Sinope, das Sinken von Rhodos vollendete die Isolirung der Hellenen am Nordgestade des schwarzen Meeres. Ein lebendiges Bild ihrer Lage den schweifenden Barbaren gegenüber giebt uns eine Inschrift von Olbia (unweit der Dniepermündung bei Oczakow), die etwa um diese Zeit fallen mag. Die Bürgerschaft mufs dem Barbarenkönig nicht blofs jährlichen Zins an sein Hoflager schicken, sondern ihm auch, wenn er vor der Stadt lagert oder auch nur vorbeizieht, eine Verehrung machen, in ähnlicher Weise auch geringere Häuptlinge, ja zuweilen den ganzen Schwarm der Barbaren mit Geschenken ablinden, und es geht ihr übel, wenn die Gabe zu geringfügig erscheint. Die Stadtkasse ist bankerott und man mufs die Weihgeschenke zum Pfand setzen. Inzwischen drängen draufsen vor den Thoren sich die Stämme: das Gebiet wird verwüstet, die Feldarbeiter in Masse weggeschleppt, ja was das Aergste ist, die schwächeren der barbarischen Nachbarn, die Skythen suchen, um vor dem Andrang der wilderen Kelten sich selber zu bergen, der ummauerten Stadt sich zu bemächtigen, so dafs zahlreiche Bürger dieselbe verlassen und man schon daran denkt sie ganz aufzugeben. — Diese Zustände fand Mithradates vor, als seine makedonische Phalanx den Kamm des Kaukasus überschreitend hinabstieg in die Thäler des Kuban und Terek und gleichzeitig seine Flotte in den Gewässern der Krim sich zeigte. Es war kein Wunder, dafs die Hellenen, wie es schon in Dioskurias geschehen war, auch hier überall den pontischen König mit offenen Armen empfingen und in dem Halbhellenen und seinen griechisch gerüsteten Kappadokiern ihre Befreier sahen. Es

zeigte sich, was Rom hier versäumt hatte. Den Herren von Pantikapaeon waren eben damals die Tributforderungen zu unerschwinglicher Höhe gesteigert worden; die Stadt Chersonesos sah sich von dem König der taurischen Skythen Skiluros und dessen funfzig Söhnen hart bedrängt; gern gaben jene ihre Erbherrschaft, diese die lange bewahrte Freiheit hin um ihr letztes Gut, ihr Hellenenthum, zu retten. Es war nicht umsonst. Mithradates tapfere Feldherrn Diophantos und Neoptolemos und seine disciplinirten Truppen wurden leicht mit den Steppenvölkern fertig. Neoptolemos schlug sie in der Strafse von Pantikapaeon theils zu Wasser, theils im Winter auf dem Eise; Chersonesos wurde befreit, die Burgen der Taurier gebrochen und durch zweckmäfsig angelegte Festungen der Besitz der Halbinsel gesichert. Gegen die Roxolaner (zwischen Dnieper und Don), die den Taurierm zu Hülfe herbeikamen, zog Diophantos; ihrer 80000 flohen vor seinen 6000 Phalangiten und bis zum Dnieper drangen die pontischen Waffen. So erwarb Mithradates hier sich ein zweites mit dem pontischen verbundenes und gleich diesem wesentlich auf eine Anzahl griechischer Handelsstädte gegründetes Königreich, das bosporanische genannt, das die heutige Krim mit der gegenüberliegenden asiatischen Landspitze umfafste und jährlich 200 Talente (343000 Thlr.) und 180000 Scheffel Getreide in die königlichen Kassen und Magazine lieferte. Die Steppenvölker selbst vom Nordabhang des Kaukasus bis zur Donaumündung traten wenigstens zum grofsen Theil ein in Clientel oder doch in Vertrag mit dem pontischen König und boten ihm, wenn nicht andere Hülfe, doch wenigstens einen unerschöpflichen Werbeplatz für seine Armeen. — Während also gegen Norden die bedeutendsten Erfolge gelangen, griff der König zugleich um sich gegen Osten und Westen. Wichtiger als die Einziehung Kleinarmeniens, das durch ihn aus einer abhängigen Herrschaft zum integrirenden Theil des pontischen Reiches ward, war die enge Verbindung, in die er mit dem König von Grofsarmenien trat. Er gab dem Tigranes nicht blofs seine Tochter Kleopatra zur Gemahlin, sondern er war es auch wesentlich, durch dessen Unterstützung Tigranes sich der Herrschaft der Arsakiden entwand und ihre Stelle in Asien einnahm; es scheint zwischen beiden ein Einverständnifs in der Art getroffen zu sein, dafs Tigranes Syrien und das innere Asien, Mithradates Kleinasien und das schwarze Meer zu besetzen übernahmen unter Zusage gegenseitiger Unterstützung, und ohne Zweifel war es der thätigere und fähigere Mithradates, der dies Abkommen hervorrief, um sich

den Rücken zu decken und einen mächtigen Bundesgenossen zu sichern. — In Kleinasien endlich richtete der König die Blicke auf Paphlagonien und Kappadokien*. Auf jenes machte man pontischer Seits Ansprüche als durch Testament des letzten der Pylaemeniden vermacht an den König Mithradates Euergetes; wogegen freilich legitime oder illegitime Prätendenten und das Land selbst protestirten. Was Kappadokien anlangt, so hatten die pontischen Herrscher nicht vergessen, dafs dies Land und Kappadokien am Meer einst zusammengehört hatten und trugen sich fortwährend mit Reunionsideen. Paphlagonien ward von Mithradates besetzt in Gemeinschaft mit König Nikomedes von Bithynien, mit dem er das Land theilte und ihn dadurch völlig in sein Interesse zog. Um die offenbare Rechtsverletzung einigermafsen zu verdecken, ward von Nikomedes einer seiner Söhne mit dem Namen Pylaemenes ausgestattet und als nomineller Regent des Reiches bezeichnet. Noch schlimmere Wege ging die pontische Politik in Kappadokien. König Ariarathes VI. ward ermordet durch Gordios, es hiefs im Auftrage, jedenfalls im Interesse des Schwagers des Ariarathes Mithradates Eupator; sein junger Sohn Ariarathes sah sich genöthigt, um den Uebergriffen des Königs von Bithynien zu begegnen, sich auf die zweideutige Hülfe seines Oheims zu stützen, welcher sie ihm zwar gewährte, dafür aber ihm ansann dem flüchtig gewordenen Mörder seines Vaters die Rückkehr nach Kappadokien zu gestatten. Es kam hierüber zum Bruch und zum Krieg; jedoch als beide Heere zur Schlacht sich gegenüber standen, begehrte der Oheim eine Zusammenkunft mit dem Neffen und stiefs dabei den unbewaffneten Jüngling mit eigener Hand nieder. Gordios, der Mörder des Vaters, übernahm hierauf im Auftrag Mithradats die Regierung; und obwohl die unwillige Bevölkerung sich gegen ihn erhob und den jüngeren Sohn des letzten Königs zur Herrschaft berief, ver-

* Die Chronologie der folgenden Ereignisse ist nur ungefähr zu bestimmen. Um 640 etwa scheint Mithradates Eupator thatsächlich die Regierung angetreten zu haben; Sullas Intervention fällt 662 (Livius *epit.* 70), womit die Berechnung der mithradatischen Kriege auf einen Zeitraum von dreifsig Jahren (662—691) zusammenstimmt (Plinius *h. n.* 7, 26, 97). In die Zwischenzeit fallen die paphlagonischen und kappadokischen Successionshändel, mit denen der Bestechungsversuch, den Mithradates wie es scheint in Saturninus erstem Tribunat 651 (S. 190) in Rom versuchte (Diod. 631), wahrscheinlich schon zusammenhängt. Marius, der 655 Rom verliefs und nicht lange im Osten verweilte, traf Mithradates schon in Kappadokien und verhandelte mit ihm wegen seiner Uebergriffe (Cic. *ad Brut.* 1, 5; Plut. Mar. 31); Ariarathes VI. war also damals schon ermordet.

mochte dieser doch gegen Mithradates überlegene Streitkräfte keinen dauernden Widerstand zu leisten. Der baldige Tod des von dem Volke auf den Thron gesetzten Jünglings gab dem pontischen König um so mehr freie Hand, als mit diesem das kappadokische Regentenhaus erlosch. Als nomineller Regent ward, eben wie in Bithynien geschehen war, ein falscher Ariarathes proklamirt, unter dessen Namen Gordios als Statthalter Mithradats das Reich verwaltete. Gewaltiger als seit lange ein einheimischer Monarch herrschte König Mithradates am nördlichen wie am südlichen Gestade des schwarzen Meeres und weit in das innere Kleinasien hinein. Die Hülfsquellen des Königs für den Krieg zu Lande und zu Wasser schienen unermefslich. Sein Werbeplatz reichte von der Donaumündung bis zum Kaukasus und dem kaspischen Meer; Thraker, Skythen, Sauromaten, Bastarner, Kolchier, Iberer (im heutigen Georgien) drängten sich unter seine Fahnen; vor allem rekrutirte er seine Kriegsschaaren aus den tapferen Bastarnern. Für die Flotte lieferte ihm die kolchische Satrapie aufser Flachs, Hanf, Pech und Wachs, das trefflichste vom Kaukasus herabgeflöfste Bauholz; Steuermänner und Offiziere wurden in Phönikien und Syrien gedungen. In Kappadokien, hiefs es, sei der König eingerückt mit 600 Sichelwagen, 10000 Pferden und 80000 Mann zu Fufs; und er hatte für diesen Krieg bei weitem noch nicht aufgeboten, was er aufzubieten vermochte. Bei dem Mangel einer römischen oder sonst namhaften Seemacht beherrschte die pontische Flotte, gestützt auf Sinope und die Häfen der Krim, das schwarze Meer ausschliefslich.

Diesen allseitigen Uebergriffen und dieser imposanten Machtbildung, deren Entwicklung vielleicht einen zwanzigjährigen Zeitraum ausfüllt, sah der römische Senat geduldig zu. Er liefs es geschehen, dafs einer seiner Clientelstaaten sich militärisch zu einer Grofsmacht entwickelte, die über hunderttausend Bewaffnete gebot; dafs er in die engste Verbindung trat mit dem neuen zum Theil durch seine Hülfe an die Spitze der innerasiatischen Staaten gestellten Grofskönig des Ostens; dafs er die benachbarten asiatischen Königreiche und Fürstenthümer unter Vorwänden einzog, die fast wie ein Hohn auf die schlecht berichtete und weit entfernte Schutzmacht klangen; dafs er endlich sogar in Europa sich festsetzte und als König auf der taurischen Halbinsel, als Schutzherr fast bis an die makedonisch-thrakische Grenze gebot. Wohl ward über diese Verhältnisse im Senat verhandelt; aber wenn diese Behörde in der paphlagonischen Erbangelegenheit sich dabei beruhigte, dafs Mithradates sich auf das

Testament, Nikomedes auf seinen falschen Pylaemenes berief, so war das hohe Collegium offenbar nicht so sehr getäuscht als dankbar für jeden Vorwand, der ihm das Einschreiten ersparte. Aber die Beschwerden wurden immer zahlreicher und dringender. Die Fürsten der taurischen Skythen, die Mithradates aus der Krim verdrängt hatte, wandten sich um Hülfe nach Rom; wer von den Senatoren irgend noch der traditionellen Maximen der römischen Politik gedachte, mufste sich erinnern, dafs einst unter so ganz anderen Verhältnissen das Uebergehen des König Antiochos nach Europa und die Besetzung des thrakischen Chersones durch seine Truppen das Signal zu dem asiatischen Krieg geworden war (I, 547) und mufste begreifen, dafs die Besetzung des taurischen durch den pontischen König jetzt noch viel weniger geduldet werden konnte. Endlich gab die factische Reunion des Königreichs Kappadokien den Ausschlag, wegen welcher überdies Nikomedes von Bithynien, der auch seinerseits durch einen andern falschen Ariarathes Kappadokien in Besitz zu nehmen gehofft hatte und durch den pontischen Prätendenten den seinigen ausgeschlossen sah, nicht ermangelt haben wird die römische Regierung zur Intervention zu drängen. Der Senat beschlofs, dafs Mithradates die skythischen Fürsten wieder einzusetzen habe — so weit war man durch die schlaffe Regierungsweise aus den Bahnen der richtigen Politik gedrängt, dafs man jetzt statt die Hellenen gegen die Barbaren umgekehrt die Skythen gegen die halben Landsleute unterstützen mufste. Paphlagonien wurde unabhängig erklärt und der falsche Pylaemenes des Nikomedes so wie Mithradates angewiesen die occupirten Landestheile zu räumen. Ebenso sollte der falsche Ariarathes aus Kappadokien weichen und, da die Vertreter des Landes die angebotene Freiheit ausschlugen, durch freie Volkswahl ihm wiederum ein König gesetzt werden. Die Beschlüsse klangen energisch genug; nur war es übel, dafs man statt ein Heer zu senden den Propraetor von Kilikien Lucius Sulla mit der Handvoll Leute, die er daselbst gegen die Räuber und Piraten commandirte, anwies in Kappadokien zu interveniren. Zum Glück vertrat im Osten die Erinnerung an die ehemalige Energie der Römer besser ihr Interesse als ihr gegenwärtiges Regiment und ergänzte die Energie und Gewandtheit des Statthalters die mangelhaften Mafsregeln des Senats. Mithradates hielt sich zurück und begnügte sich den Grofskönig Tigranes von Armenien, der den Römern gegenüber eine freiere Stellung hatte als er, zu veranlassen Truppen nach Kappadokien zu senden. Sulla nahm rasch seine Trup-

pen und die Zuzüge der asiatischen Bundesgenossen zusammen, überstieg den Taurus und schlug den Statthalter Gordios sammt seinen armenischen Hülfstruppen aus Kappadokien hinaus. Dies wirkte. Mithradates gab in allen Stücken nach; Gordios mufste die Schuld der kappadokischen Wirren auf sich nehmen und der falsche Ariarathes verschwand; die Königswahl, die der pontische Anhang vergebens auf Gordios zu lenken versucht hatte, fiel auf den angesehenen Kappadokier Ariobarzanes. Bei dieser Gelegenheit fand auch, als Sulla im Verfolg seiner Expedition in die Gegend des Euphrat gelangte und römische Feldzeichen zum ersten Mal in dessen Wellen sich spiegelten, die erste Berührung statt zwischen den Römern und den Parthern, die in Folge der Spannung zwischen ihnen und Tigranes Ursache hatten den Römern sich zu nähern. Beiderseits schien man zu fühlen, dafs etwas darauf ankam bei dieser ersten Berührung der beiden Grofsmächte des Westens und des Ostens dem Anspruch auf die Herrschaft der Welt nichts zu vergeben; aber Sulla, kecker als der parthische Bote, nahm und behauptete in der Zusammenkunft den Ehrenplatz zwischen dem König von Kappadokien und dem parthischen Abgesandten. Mehr als durch seine Siege im Osten mehrte Sullas Ruhm sich durch diese vielgefeierte Conferenz am Euphrat; der parthische Gesandte büfste später seinem Herrn mit dem Kopfe. Indefs für den Augenblick hatte diese Berührung keine weitere Folge und die Vollziehung der gegen Mithradates gefafsten Senatsbeschlüsse ging ungehindert ihren Gang. Auch Paphlagonien ward geräumt, die Wiederherstellung der skythischen Häuptlinge von Mithradates wenigstens zugesagt; der Statusquo im Osten schien wieder hergestellt (662).

So hiefs es; in der That war von Herstellung des Statusquo wenig zu verspüren. Kaum hatte Sulla Asien verlassen, als König Tigranes von Grofsarmenien über den neuen König von Kappadokien Ariobarzanes herfiel, ihn vertrieb und an seiner Stelle den pontischen Prätendenten Ariarathes wieder einsetzte. In Bithynien, wo nach dem Tode des alten Königs Nikomedes II. (um 663) dessen Sohn Nikomedes III. Philopator vom Volk und vom römischen Senat als rechtmäfsiger König anerkannt worden war, trat dessen jüngerer Bruder Sokrates als Kronprätendent auf und bemächtigte sich der Herrschaft. Es war klar, dafs kein anderer als Mithradates der eigentliche Urheber der kappadokischen wie der bithynischen Wirren war, obwohl er officiell sich jeder Betheiligung enthielt. Jedermann wufste, dafs Tigranes nur handelte auf seinen Wink; in Bithynien aber war Sokrates mit pon-

tischen Truppen eingerückt und des rechtmäfsigen Königs Leben durch Mithradates Meuchelmörder bedroht. In Paphlagonien behaupteten zwar im Innern sich die einheimischen Fürsten, dagegen beherrschte Mithradates die ganze Küste bis an die bithynische Grenze, sei es nun, dafs er diese Striche bei Gelegenheit der Unterstützung des Sokrates wieder besetzt, sei es, dafs er sie nie ernstlich geräumt hatte. In der Krim gar und den benachbarten Landschaften dachte der pontische König nicht daran zurückzuweichen und trug vielmehr seine Waffen weiter und weiter. — Die römische Regierung, von den Königen Ariobarzanes und Nikomedes persönlich um Hülfe angerufen, schickte nach Kleinasien den Consular Manius Aquillius, einen im kimbrischen und im sicilischen Krieg erprobten Offizier, jedoch nicht als Feldherrn an der Spitze einer Armee, sondern als Gesandten, und wies die asiatischen Clientelstaaten und namentlich den Mithradates an ihn nöthigenfalls mit gewaffneter Hand zu unterstützen. Es kam eben wie zwei Jahre zuvor. Der römische Offizier vollzog den ihm gewordenen Auftrag mit Hülfe des kleinen römischen Corps, über das der Statthalter der Provinz Asia Lucius Cassius verfügte, und des Aufgebots der freien Phryger und Galater; König Nikomedes und König Ariobarzanes bestiegen wieder ihre schwankenden Throne; Mithradates entzog sich zwar der Aufforderung Zuzug zu gewähren unter verschiedenen Vorwänden, allein er leistete nicht blofs den Römern keinen offenen Widerstand, sondern der bithynische Prätendent Sokrates wurde sogar auf sein Geheifs getödtet (664).

Es war eine sonderbare Verwickelung. Mithradates war vollkommen überzeugt gegen die Römer in offenem Kampfe nichts ausrichten zu können und darum fest entschlossen es nicht zum offenen Bruch und zum Kriege mit ihnen kommen zu lassen. War er nicht also entschlossen gewesen, so fand sich kein günstigerer Augenblick den Kampf zu beginnen als der gegenwärtige: eben damals, als Aquillius in Bithynien und Kappadokien einrückte, stand die italische Insurrection auf dem Höhepunct ihrer Macht und konnte selbst den Schwachen Muth machen gegen Rom sich zu erklären; dennoch liefs Mithradates das Jahr 664 ungenutzt verstreichen. Aber nichts desto weniger verfolgte er so zäh wie rührig seinen Plan in Kleinasien sich auszubreiten. Diese seltsame Verbindung der Politik des Friedens um jeden Preis mit der der Eroberung war allerdings in sich unhaltbar und beweist nur aufs Neue, dafs Mithradates nicht zu den Staatsmännern rechter Art gehörte und weder zum Kampf zu

ästen wufste wie König Philippos noch sich zu fügen wie König
Attalos, sondern in ächter Sultansart ewig hin und her gezogen
ard zwischen begehrlicher Eroberungslust und dem Gefühl sei-
er eigenen Schwäche. Aber auch so läfst sein Beginnen
ar begreifen, wenn man sich erinnert, dafs Mithradates in zwan-
gjährigen Erfahrungen die damalige römische Politik kennen
elernt hatte. Er wufste sehr genau, dafs die römische Regierung
chts weniger als kriegslustig war, ja dafs sie, im Hinblick auf
e ernstliche Gefahr, die jeder berühmte General ihrer Herr-
haft bereitete, in frischer Erinnerung an den kimbrischen Krieg
nd Marius, den Krieg wo möglich noch mehr fürchtete als er
elbst. Darauf hin handelte er. Er scheute sich nicht in einer
eise aufzutreten, die jeder energischen und nicht durch ego-
tische Rücksichten gefesselten Regierung hundertfach Ursache
nd Anlafs zur Kriegserklärung gegeben haben würde; aber er
rmied sorgfältig jeden offenen Bruch, der den Senat in die
othwendigkeit dazu versetzt hätte. So wie Ernst gezeigt ward,
ich er zurück, vor Sulla wie vor Aquillius; er hoffte unzweifel-
aft darauf, dafs nicht immer energische Feldherren ihm gegen-
erstehen, dafs auch er so gut wie Jugurtha auf seine Scaurus
nd Albinus treffen würde. Es mufs zugestanden werden, dafs
ese Hoffnung nicht unverständig war, obwohl freilich eben Ju-
rthas Beispiel auch wieder die Thorheit gezeigt hatte die Be-
echnung eines römischen Heerführers und die Corruption einer
mischen Armee mit der Ueberwindung des römischen Volkes
u verwechseln. — So standen die Dinge zwischen Frieden und
rieg und liefsen ganz dazu an noch lange sich in gleicher Art
eiter zu schleppen. Selbst als König Nikomedes, der von dem
mischen Feldherrn wegen Ersatzes der Kriegskosten und wegen
r ihm persönlich zugesagten Summen aufs Aeufserste gedrängt
ard und daher dem Ansinnen desselben an Mithradates den Krieg
u erklären nachzugeben sich genöthigt sah, mit seinen Schiffen
en pontischen den Bosporus sperrte und seine Truppen in die
ontischen Grenzdistricte einrücken und die Gegend von Amastris
andschatzen liefs, blieb Mithradates unerschüttert bei seiner Frie-
nspolitik; statt die Bithyner über die Grenze zu werfen, führte er
lage bei der römischen Gesandtschaft und bat dieselbe entweder
ermitteln oder ihm die Selbstvertheidigung gestatten zu wollen.
llein er ward von Aquillius dahin beschieden, dafs er unter allen
mständen sich des Krieges gegen Nikomedes zu enthalten habe.
as freilich war die Einleitung zum Kriege. Genau dieselbe Politik
atte man gegen Karthago angewendet; man liefs das Schlacht-

opfer von der römischen Meute überfallen und verbot ihm gegen dieselbe sich zu wehren. Auch Mithradates erachtete sich verloren, eben wie die Karthager es gethan hatten; aber wenn die Phoniker sich aus Verzweiflung ergaben, so that dagegen der König von Sinope das Gegentheil und rief seine Truppen und Schätze zusammen; — ‚wehrt nicht,' so soll er gesagt haben, ‚auch wer unterliegen muſs, dennoch sich gegen den Räuber?' Sein Sohn Ariobarzanes erhielt Befehl in Kappadokien einzurücken; es ging noch einmal eine Botschaft an die römischen Gesandten um ihnen anzuzeigen, wozu die Nothwehr den König gezwungen habe und eine letzte Erklärung von ihnen zu fordern. Sie lautete wie zu erwarten war. Obwohl weder der römische Senat noch König Mithradates noch König Nikomedes den Bruch gewollt hatten, Aquillius wollte ihn und man hatte Krieg (Ende 665).

Mit aller ihm eigenen Energie betrieb Mithradates die politischen und militärischen Vorbereitungen zu dem ihm aufgedrungenen Waffengang. Vor allen Dingen knüpfte er das Bündnis mit König Tigranes von Armenien fester, und erlangte von ihm das Versprechen eines Hülfsheeres, das in Vorderasien einrücken und Grund und Boden daselbst für König Mithradates, die bewegliche Habe für König Tigranes in Besitz nehmen sollte. Der parthische König, verletzt durch das stolze Verhalten Sullas, trat wenn nicht gerade als Gegner, doch auch nicht als Bundesgenosse der Römer auf. Den Griechen war der König bemüht sich in der Rolle des Philippos und des Perseus, als Vertreter der griechischen Nation gegen die römische Fremdherrschaft darzustellen. Pontische Gesandte gingen an den König von Aegypten und an den letzten Ueberrest des freien Griechenlands, den kretensischen Städtebund und beschworen sie, für die Rom auch schon die Ketten geschmiedet, jetzt im letzten Augenblick einzustehen für die Rettung der hellenischen Nationalität; es war dies wenigstens auf Kreta nicht ganz vergeblich und zahlreiche Kretenser nahmen Dienste im pontischen Heer. Man hoffte auf die successive Insurrection der kleineren und kleinsten Schutzstaaten, Numidiens, Syriens, der hellenischen Republiken, auf die Empörung der Provinzen, vor allem des maſslos gedrückten Vorderasiens. Man arbeitete an der Erregung eines thrakischen Aufstandes, ja an der Insurgirung Makedoniens. Die schon vorher blühende Piraterie wurde jetzt als willkommenste Bundesgenossin überall entfesselt und mit furchtbarer Raschheit erfüllten bald Corsarengeschwader, pontische Kaper sich nennend, weithin das Mittelmeer. Man vernahm mit Spannung und Freude die

Kunde von dem gährenden Zustande der Hauptstadt und von der zwar überwundenen, aber doch noch lange nicht unterdrückten italischen Insurrection. Unmittelbare Beziehungen indefs mit den Unzufriedenen und Insurgenten in Italien bestanden nicht; nur wurde ein römisch bewaffnetes und organisirtes Fremdencorps gebildet, dessen Kern römische und italische Flüchtlinge waren. Streitkräfte gleich denen Mithradats waren seit den Perserkriegen in Asien nicht gesehen worden. Die Angaben, dafs er, das armenische Hülfsheer ungerechnet, mit 250000 Mann zu Fufs und 40000 Reitern das Feld nahm, dafs 300 pontische Deck- und 100 offene Schiffe in See stachen, scheinen nicht allzu übertrieben bei einem Kriegsherrn, der über die zahllosen Steppenbewohner verfügte. Die Feldherrn, namentlich die Brüder Neoptolemos und Archelaos, waren erfahrene und umsichtige griechische Hauptleute; auch unter den Soldaten des Königs fehlte es nicht an tapfern todverachtenden Männern und die gold- und silberblinkenden Rüstungen und reichen Gewänder der Skythen und Meder mischten sich lustig mit dem Erz und Stahl der griechischen Reisigen. Aber kein einheitlicher militärischer Organismus hielt diese buntscheckigen Haufen zusammen und es war auch die Armee des Mithradates nichts als eine jener ungeheuerlichen asiatischen Kriegsmaschinen, wie sie bei Issos und zuletzt, genau ein Jahrhundert vor ihm, bei Magnesia einer höheren militärischen Organisation unterlegen waren. Immer aber stand der Osten gegen die Römer in Waffen und es war dies um so bedenklicher, als auch in der westlichen Hälfte des Reichs es keineswegs friedlich aussah. So sehr es für Rom eine politische Nothwendigkeit war an Mithradates den Krieg zu erklären, so war doch gerade dieser Augenblick so übel gewählt wie möglich, und auch aus diesem Grunde ist es sehr wahrscheinlich, dafs Manius Aquillius zunächst nur aus egoistischen Rücksichten auf seinen eigenen Vortheil den Bruch zwischen Rom und Mithradates eben jetzt herbeigeführt hatte. Für den Augenblick hatte man in Asien keine anderen Truppen zur Verfügung als die kleine römische Abtheilung unter Lucius Cassius und die vorderasiatischen Milizen, und bei der militärischen und finanziellen Klemme, in der man sich in Folge des Insurrectionskrieges befand, konnte eine römische Armee im günstigsten Fall nicht vor dem Sommer 666 in Asien landen. Bis dahin hatte man daselbst einen schweren Stand; indefs hoffte man die römische Provinz decken und sich behaupten zu können wo man stand: das bithynische Heer unter König Nikomedes in seiner im vorigen Jahr eingenommenen Stellung

auf propontischem Gebiet zwischen Amastris und Sinope, weiter rückwärts in der bithynischen, galatischen, kappadokischen Landschaft die Abtheilungen unter Lucius Cassius, Manius Aquillius, Quintus Oppius, während die bithynisch-römische Flotte bestimmt den Bosporus zu sperren.

Mit dem Beginn des Frühjahres 666 ergriff Mithradates die Offensive. An einem Nebenfluss des Halys, dem Amnias (bei dem heutigen Tesch köpri) stiefs der pontische Vortrab, Reiterei und Leichtbewaffnete, auf die bithynische Armee und sprengte dieselbe trotz ihrer sehr überlegenen Zahl im ersten Anlauf so vollständig aus einander, dafs das geschlagene Heer sich auflöste und Lager und Kriegskasse den Siegern in die Hände fielen. Es waren hauptsächlich Neoptolemos und Archelaos, denen der König diesen glänzenden Erfolg verdankte. Die weiter zurück stehenden noch viel schlechteren asiatischen Milizen gaben hierauf sich überwunden, noch ehe sie mit dem Feinde zusammenstiefsen; wo Mithradates Fehlherrn sich ihnen näherten, stoben sie aus einander. Eine römische Abtheilung ward in Kappadokien geschlagen; Cassius suchte in Phrygien mit dem Landsturm das Feld zu halten, allein er entliefs ihn wieder, ohne mit ihm eine Schlacht zu wagen und warf sich mit seinen wenigen zuverlässigen Leuten in die Ortschaften am oberen Maeander, namentlich nach Apameia; Oppius räumte in gleicher Weise Pamphylien und warf sich in das phrygische Laodikeia; Aquillius ward im Zurückweichen am Sangarios im bithynischen Gebiet eingeholt und so vollständig geschlagen, dafs er sein Lager verlor und sich in die römische Provinz nach Pergamon retten mufste; bald war auch diese überschwemmt und Pergamon selbst in den Händen des Königs, ebenso der Bosporus und die daselbst stehende Flotte. Nach jedem Sieg hatte Mithradates sämmtliche Gefangene der kleinasiatischen Miliz entlassen und nichts versäumt die von Anfang an ihm zugewandten nationalen Sympathien zu steigern. Jetzt war die ganze Landschaft bis zum Maeander mit Ausnahme weniger Festungen in seiner Gewalt; zugleich erfuhr man, dafs in Rom eine neue Revolution ausgebrochen, dafs der gegen Mithradates bestimmte Consul Sulla statt nach Asien sich einzuschiffen gegen Rom marschirt sei, dafs die gefeiertsten römischen Generale sich unter einander Schlachten lieferten um auszumachen, wem der Oberbefehl im asiatischen Kriege gebühre. Rom schien eifrigst bemüht sich selber zu Grunde zu richten; es ist kein Wunder, dafs, wenn gleich Minoritäten auch jetzt noch überall zu Rom hielten, doch die grofse Masse der Kleinasiaten dem König zufiel. Die

Hellenen und die Asiaten vereinigten sich in dem Jubel, der den Befreier empfing; es ward üblich ihn zu verehren unter dem Namen des neuen Bakchos, in dem wie in dem göttlichen Indiensieger Asien und Hellas sich abermals begegneten. Die Städte und Inseln sandten wo er hinkam ihm Boten entgegen, ihn prunkenden Gott zu sich einzuladen und festlich gekleidet strömte die Bürgerschaft vor die Thore ihn zu empfangen. Einzelne Orte lieferten die bei ihnen verweilenden römischen Offiziere gebunden an den König ein, so Laodikeia den Commandanten der Stadt Quintus Oppius, Mytilene mit Leichtigkeit den Consul Manius Aquillius*. Die ganze Wuth des Barbaren, der ihn, vor dem er gezittert hat, in seine Macht bekommt, entlud sich über den unglücklichen Urheber des Krieges. Bald zu Fuss angefesselt an einen gewaltigen berittenen Bastarner, bald auf einem Esel gebunden und seinem eigenen Namen abrufend ward der bejahrte Mann durch ganz Kleinasien geführt; als endlich das arme Schaustück wieder am königlichen Hof in Pergamon anlangte, ward auf Befehl des Königs, um seine Habgier, die eigentlich den Krieg veranlasst hatte, zu sättigen, ihm geschmolzenes Gold in den Hals gegossen, bis er unter Qualen den Geist aufgab. Aber es blieb nicht bei diesem rohen Hohn, der allein hinreicht seinen Urheber auszustreichen aus der Reihe der edlichen Männer. Vom Ephesos aus erliess König Mithradates an alle von ihm abhängigen Statthalter und Städte den Befehl an einem und demselben Tage sämmtliche in ihrem Bezirk sich aufhaltende Italiker, Freie und Unfreie, ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters zu tödten und bei schwerer Strafe einem der Verfehmten zur Rettung behülflich zu sein, die Leichen der Erschlagenen den Vögeln zum Frass hinzuwerfen, die Habe einzuziehen und sie zur Hälfte an die Mörder, zur Hälfte an den König abzuliefern. Die entsetzlichen Befehle wurden mit Ausnahme weniger Bezirke, wie z. B. der Insel Kos, pünktlich vollzogen und achtzig, nach andern Berichten hundert und funfzigtausend wenn nicht unschuldige so doch wehrlose Männer, Frauen und Kinder mit kaltem Blut an einem Tage in Kleinasien geschlachtet — eine grauenvolle Execution, welche durch die gute Gelegenheit der Schuldigen sich zu entledigen und die Willfährigkeit einer dem Sultan zu jedem Henkersdienst bereiten Nation wenigstens ebenso sehr hervorgerufen ward wie durch das damit verglichen edle Gefühl der Rache.

* Die Urheber der Gefangennehmung und Auslieferung des Aquillius traf funfundzwanzig Jahre später die Vergeltung, indem sie nach Mithradates Tode dessen Sohn Pharnakes an die Römer übergab.

Politisch war diese Maßregel nicht bloß ohne jeden vernünftigen Zweck — denn der finanzielle hieß auch ohne diesen Blutbefehl sich erreichen und die Kleinasiaten waren selbst durch das Bewußtsein des ärgsten Frevels nicht zum nationalen Enthusiasmus zu treiben —, sondern sogar zweckwidrig, indem sie einerseits den römischen Senat, so weit er irgend noch der Energie fähig war, zur energischen Kriegführung zwang, andrerseits nicht bloß die Römer traf, sondern ebenso gut des Königs natürliche Bundesgenossen, die nicht römischen Italiker. Es ist dieser ephesische Mordbefehl durchaus nichts als ein zweckloser Act der thierisch blinden Rache, welcher nur durch die kolossalen Proportionen, in denen hier der Sultanismus auftritt, einen falschen Schein von Großartigkeit erhält. — Ueberhaupt ging des Königs Sinn hoch; aus Verzweiflung hatte er den Krieg begonnen, aber der unerwartet leichte Sieg, das Ausbleiben des gefürchteten Sulla hießen ihn übergehen zu den hochfahrendsten Hoffnungen. Er richtete sich häuslich in Vorderasien ein; der Sitz des römischen Statthalters Pergamon ward seine neue Hauptstadt, das alte Reich von Sinope wurde als Statthalterschaft an des Königs Sohn Mithradates zur Verwaltung übergeben: Kappadokien, Phrygien, Bithynien wurden organisirt als pontische Satrapien. Die Großen des Reichs und des Königs Günstlinge wurden mit reichen Gaben und Lehen bedacht und sämmtlichen Gemeinden nicht bloß die rückständigen Steuern erlassen, sondern auch Steuerfreiheit auf fünf Jahre zugesichert — eine Maßregel, die ebenso verkehrt war wie die Ermordung der Römer, wenn der König dadurch sich die Treue der Kleinasiaten zu sichern meinte. — Freilich füllte des Königs Schatz ohnehin sich reichlich durch die unermeßlichen Summen, die aus dem Vermögen der Italiker und anderen Confiscationen einkamen; wie denn z. B. allein auf Kos 800 Talente (1373000 Thlr.), welche die Juden dort deponirt hatten, von Mithradates weggenommen wurden. Der nördliche Theil von Kleinasien und die meisten dazu gehörigen Inseln waren in des Königs Gewalt; außer den kleinen paphlagonischen Dynasten gab es hier kaum einen Bezirk, der noch zu Rom hielt; das gesammte ägäische Meer ward beherrscht von seinen Flotten. Nur der Südwesten, die Stadtebünde von Karien und Lykien und die Stadt Rhodos widerstanden ihm. In Karien ward zwar Stratonikeia mit den Waffen bezwungen; Magnesia am Mäander aber bestand glücklich eine schwere Belagerung, bei welcher Mithradates bester Capitän Archelaos geschlagen und verwundet ward. Rhodos, der Zufluchtsort der aus Asien entkom-

nenen Römer, unter ihnen des Statthalters Lucius Cassius, wurde von Mithradates zu Wasser und zu Lande mit ungeheurer Uebermacht angegriffen. Aber seine Seeleute, so muthig sie unter den Augen des Königs ihre Pflicht thaten, waren ungeschickte Neulinge und es kam vor, dafs rhodische Geschwader vierfach stärkere pontische überwanden und mit erbeuteten Schiffen heimkehrten. Auch zu Lande rückte die Belagerung nicht vor; nachdem ein Theil der Arbeiten zerstört worden war, gab Mithradates das Unternehmen auf und die wichtige Insel so wie das gegenüberliegende Festland blieben in den Händen der Römer.

Wenn also die asiatische Provinz gröfstentheils in Folge der zur ungelegensten Zeit ausbrechenden sulpicischen Revolution fast unvertheidigt von Mithradates besetzt ward, so richtete sich zugleich schon sein Angriff gegen Europa. Schon seit dem J. 662 hatten die Grenznachbarn Makedoniens gegen Norden und Osten ihre Einfälle mit auffallender Heftigkeit und Stetigkeit erneuert; namentlich in den Jahren 664. 665 überrannten die Thraker Makedonien und ganz Epeiros und plünderten den Tempel von Dodona. Noch auffallender ist es, dafs damit noch einmal ein Versuch verbunden ward einen gewissen Euphenes als Prätendenten auf den makedonischen Thron aufzustellen. Es ist sehr wahrscheinlich, dafs Mithradates, der von der Krim aus Verbindungen mit den Thrakern unterhielt, all diesen Vorgängen nicht fremd war. Zwar erwehrte sich der Praetor Gaius Sentius mit Hülfe der thrakischen Dentheleten dieser Eingedrungenen; allein es dauerte nicht lange, dafs mächtigere Gegner ihm kamen. Mithradates hatte, fortgerissen von seinen Erfolgen, den kühnen Entschlufs gefafst wie Antiochos den Krieg um die Herrschaft über Asien in Griechenland zur Entscheidung zu bringen und zu Lande und zur See den Kern seiner Truppen dorthin dirigirt. Sein Sohn Ariarathes drang von Thrakien aus in das schwach vertheidigte Makedonien ein, unterwegs die Landschaft unterwerfend und in pontische Satrapien eintheilend. Die pontische Flotte, geführt von Mithradats bestem Feldherrn Archelaos, erschien im aegaeischen Meer, wo kaum ein römisches Segel zu finden war. Delos, der Stapelplatz des römischen Handels in diesen Gewässern, ward besetzt und bei 20000 Menschen, gröfstentheils Italiker, daselbst niedergemetzelt; Euboea erlitt ein gleiches Schicksal; bald waren östlich vom malischen Vorgebirg alle Inseln in Feindes Hand; man konnte weiter gehen zum Angriff auf das Festland selbst. Zwar den Angriff, den die pontische Flotte von Euboea aus auf das wichtige Demetrias machte, schlug

Bruttius Sura, der tapfere Unterfeldherr des Statthalters von Makedonien mit seiner Handvoll Leute und wenigen zusammengerafften Schiffen ab und besetzte sogar die Insel Skiathos; aber er konnte nicht verhindern, dafs der Feind im eigentlichen Griechenland sich festsetzte. Auch hier wirkte Mithradates nicht blofs mit den Waffen, sondern zugleich mit der nationalen Propaganda. Sein Hauptwerkzeug für Athen war ein gewisser Aristion, seiner Geburt nach ein attischer Sklave, seines Handwerkes ehemals Schulmeister der epikurischen Philosophie, jetzt Günstling Mithradats; ein vortrefflicher Peisthetaeros, der durch die glänzende Carriere, die er bei Hof gemacht, zu blenden und mit Aplomb zu versichern verstand, dafs aus dem seit beinahe sechzig Jahren in Schutt liegenden Karthago schon für Mithradat die Hülfe unterwegs sei. Durch solche Reden des neuen Perikles und durch die Zusage Mithradats den Athenern die früher besessene Insel Delos wieder einzuräumen ward es erreicht, dafs die wenigen Verständigen aus Athen entwichen, der Pöbel aber und ein paar tollgewordene Litteraten den Römern förmlich absagten. So ward aus dem Exphilosophen ein Gewaltherrscher, der gestützt auf seine pontische Escorte ein Schand- und Blutregiment begann, und aus dem Peiraeus ein pontischer Landungsplatz. So wie Mithradates Truppen auf dem griechischen Continent standen, fielen die meisten der kleinen Freistaaten ihnen zu, Achaeer, Lakoner, Boeoter, bis hinauf nach Thessalien. Sura, nachdem er aus Makedonien einige Verstärkung herangezogen hatte, rückte in Boeotien ein um den belagerten Thespiae Hülfe zu bringen, und schlug bei Chaeroneia in dreitägigen Gefechten mit Archelaos und Aristion; aber sie führten zu keiner Entscheidung und Sura mufste zurückgehen, als die pontischen Verstärkungen aus dem Peloponnes sich näherten (Ende 666. Anf. 667). — So gebietend war die Stellung Mithradats vor allem zur See, dafs eine Botschaft der italischen Insurgenten ihn auffordern konnte einen Landungsversuch in Italien zu machen; allein ihre Sache war damals bereits verloren und der König wies das Ansinnen zurück.

Die Lage der römischen Regierung fing an bedenklich zu werden. Kleinasien und Hellas waren verloren, Makedonien zum guten Theil in Feindeshand. Die Seeherrschaft des pontischen Königs war so entschieden, dafs im J. 667 seine Flotte schon sich westlich vom malischen Vorgebirge blicken liefs und auf Zakynthos Truppen ans Land setzte. Dazu kam die italische Insurrection, die zwar im Ganzen zu Boden geschlagen war, aber noch in weiten Gebieten Italiens unbestritten die Herrschaft führte,

dazu die kaum beschwichtigte Revolution, die jeden Augenblick drohte wiederum und furchtbarer emporzulodern; dazu endlich die fürchterliche Handels- und Geldkrise, indem die ungeheuren Verluste der asiatischen Capitalisten zahllose Bankerotte nach sich zogen. Vor allem war Mangel an zuverlässigen Truppen. Die Regierung hätte dreier Armeen bedurft, um in Rom die Revolution niederzuhalten, in Italien die Insurrection völlig zu ersticken und in Asien krieg zu führen; sie hatte ein einziges, das des Sulla; denn die Nordarmee war unter der unzuverlässigen Leitung des Gnaeus Strabo nicht viel als eine Verlegenheit mehr. Die Wahl unter jenen drei Aufgaben stand bei Sulla; er entschied sich, wie wir sahen, für den asiatischen krieg. Es war nichts Geringes, man darf vielleicht sagen eine grofse patriotische That, dafs in diesem Conflict des allgemeinen vaterländischen und des besondern Parteiinteresses das erstere die Oberhand behielt und Sulla trotz der Gefahren, die seine Entfernung aus Italien für seine Verfassung und für seine Partei nach sich zog, dennoch im Frühling 667 landete an der küste von Epeiros. Aber er kam nicht, wie sonst römische Oberfeldherrn im Osten aufzutreten pflegten. Es war das Wenigste, dafs sein Heer von 5 Legionen oder höchstens 30000 Mann* wenig stärker war als eine gewöhnliche Consulararmee. Sonst hatte in den östlichen kriegen eine römische Flotte niemals gefehlt, ja ohne Ausnahme die See beherrscht; Sulla, gesandt um zwei Continente und die Inseln des aegaeischen Meeres wieder zu erobern, kam ohne ein einziges kriegsschiff. Sonst hatte der Feldherr eine volle kasse mit sich geführt und den gröfsten Theil seiner Bedürfnisse zur See aus der Heimath bezogen; Sulla kam mit leeren Händen — denn die für den Feldzug von 666 mit Noth flüssig gemachten Summen waren in Italien draufgegangen — und sah sich ausschliefslich angewiesen auf Requisitionen. Sonst hatte der Feldherr seinen einzigen Gegner im feindlichen Lager gefunden und hatten die politischen Factionen dem Feinde gegenüber seit der Beendigung des Ständekampfes ohne Ausnahme zusammengestanden; unter Mithradates Feldzeichen fochten namhafte römische Männer, grofse Landschaften Italiens begehrten mit ihm in Bündnifs zu treten und es war wenigstens zweifelhaft, ob die demokratische Partei das rühmliche Beispiel, das Sulla ihr gegeben, befolgen und mit

* Man mufs sich erinnern, dafs seit dem Bundesgenossenkrieg auf die Legion, da sie nicht mehr von italischen Contingenten begleitet ist, mindestens nur die halbe Mannszahl kommt wie vordem.

ihm Waffenstillstand halten werde, so lange er gegen den asiatischen König focht. Aber der rasche General, der mit all diesen Verlegenheiten zu ringen hatte, war nicht gewohnt vor Erledigung der nächsten Aufgabe um die ferneren Gefahren sich zu bekümmern. So wie er gelandet war, rückte er von den epeirotischen Häfen bis nach Boeotien vor, schlug hier am tilphossischen Berge die Feldherren der Feinde Archelaos und Aristion und bemächtigte sich nach diesem Siege fast ohne Widerstand des gesammten griechischen Festlandes mit Ausnahme der Festungen Athen und des Peiraeeus, in die Aristion und Archelaos sich geworfen hatten und die durch einen Handstreich zu nehmen mifslang. Eine römische Abtheilung unter Lucius Hortensius besetzte Thessalien; eine andere unter Munatius stellte vor Chalkis sich auf, um das unter Neoptolemos auf Euboea stehende feindliche Corps abzuwehren; Sulla selbst bezog ein Lager bei Eleusis und Megara, von wo aus er Griechenland und den Peloponnes beherrschte und die Belagerung der Stadt und des Hafens von Athen betrieb. Die hellenischen Städte, wie immer von der nächsten Furcht regiert, unterwarfen sich den Römern auf jede Bedingung und waren froh, wenn sie mit Lieferungen von Vorräthen und Mannschaft und mit Geldbufsen schwerere Strafen abkaufen durften. Minder rasch gingen die Belagerungen in Attika von Statten. Archelaos leitete die Vertheidigung ebenso kräftig wie besonnen. Sulla sah sich genöthigt in aller Form das schwere Belagerungszeug zu rüsten, wozu die Bäume der Akademie und des Lykeion das Holz liefern mufsten; Archelaos bewaffnete seine Schiffsmannschaft, schlug also verstärkt die Angriffe der Römer mit überlegener Macht ab und machte häufige und nicht selten glückliche Ausfälle. Zwar ward die zum Entsatz herbeirückende pontische Armee des Dromichaetes unter den Mauern Athens nach hartem Kampf, bei dem namentlich Sullas tapferer Unterfeldherr Lucius Licinius Murena sich hervorthat, von den Römern geschlagen; aber die Belagerung schritt darum nicht rascher vor. Von Makedonien aus, wo die Kappadokier inzwischen sich definitiv festgesetzt hatten, kam reichliche und regelmäfsige Zufuhr zur See, die Sulla nicht im Stande war der Hafenfestung abzuschneiden; in Athen gingen zwar die Vorräthe auf die Neige, doch konnte bei der Nähe der beiden Festungen Archelaos mehrfache Versuche machen Getreidetransporte nach Athen zu werfen, die nicht alle mifslangen. So verflofs in peinlicher Resultatlosigkeit der Winter. Wie die Jahreszeit es erlaubte, warf Sulla sich mit Ungestüm auf den Peiraeeus;

in der That gelang es durch Geschütze und Minen einen Theil der gewaltigen perikleischen Mauern in Bresche zu legen und sofort schritten die Römer zum Sturm; allein er ward abgeschlagen und als er wiederholt ward, fanden sich hinter den eingestürzten Mauertheilen halbmondförmige Verschanzungen errichtet, aus denen die Eindringenden sich von drei Seiten beschossen und zur Umkehr gezwungen sahen. Sulla hob darauf die Belagerung auf und begnügte sich mit einer Blokade. In Athen waren indefs die Lebensmittel ganz zu Ende gegangen; die Besatzung versuchte eine Capitulation zu Stande zu bringen, aber Sulla wies ihre redefertigen Boten zurück mit dem Bedeuten, dafs er nicht als Student, sondern als General vor ihnen stehe und nur unbedingte Unterwerfung annehme. Als Aristion, wohl wissend, welches Schicksal dann ihm bevorstand, damit zögerte, wurden die Leitern angelegt und die kaum noch vertheidigte Stadt erstürmt (1. März 668), worauf Aristion in der Akropolis sich ergab. Der römische Feldherr liefs die Soldateska morden und plündern und die angesehenern Rädelsführer des Abfalls hinrichten; die Stadt selbst aber erhielt von ihm ihre Freiheit und ihre Besitzungen, sogar das von Mithradates ihr geschenkte Delos zurück und ward also noch einmal gerettet durch ihre herrlichen Todten. — Ueber den epikureischen Schulmeister also hatte man gesiegt; indefs Sullas Lage blieb im höchsten Grade peinlich, ja verzweifelt. Mehr als ein Jahr stand er nun im Felde ohne irgend einen nennenswerthen Schritt vorwärts gekommen zu sein; ein einziger Hafenplatz spottete all seiner Anstrengungen, während Asien gänzlich sich selbst überlassen, die Eroberung Makedoniens von Mithradats Statthaltern kürzlich durch die Einnahme von Amphipolis vollendet war. Ohne Flotte — dies zeigte sich immer deutlicher — war es nicht blofs unmöglich die Verbindungen und die Zufuhr vor den feindlichen und den zahllosen Piratenschiffen zu sichern, sondern auch nicht einmal den Peiraeeus, geschweige denn Asien und die Inseln wiederzugewinnen; und doch liefs sich nicht absehen, wie man zu Kriegsschiffen gelangen wollte. Schon im Winter 667/8 hatte Sulla einen seiner fähigsten und gewandtesten Offiziere, Lucius Licinius Lucullus in die östlichen Gewässer entsandt um dort wo möglich Schiffe aufzutreiben. Mit sechs offenen Böten, die er von den Rhodiern und andern kleinen Gemeinden zusammengeborgt hatte, lief Lucullus aus; einem Piratengeschwader, das die meisten seiner Böte aufbrachte, entging er selbst nur durch einen Zufall; mit gewechselten Schiffen den Feind täuschend gelangte er über Kreta und Kyrene nach

Alexandreia; allein der aegyptische Hof lehnte die Bitte um Unterstützung mit Kriegsschiffen ebenso höflich wie entschieden ab. Kaum irgendwo zeigt sich so deutlich wie hier der tiefe Verfall des römischen Staats, der einst das Angebot der Könige von Aegypten mit ihrer ganzen Seemacht den Römern beizustehen dankbar abzulehnen vermocht hatte und jetzt selbst den fernen Aegyptern bankerott erschien. Zu allem dem kam die finanzielle Bedrängnifs; schon hatte Sulla die Schatzhäuser des olympischen Zeus, des delphischen Apollon, des epidaurischen Asklepios leeren müssen, wofür die Götter entschädigt wurden durch Anweisung der den Thebanern zur Strafe entzogenen Hälfte ihres Gebiets. Aber weit schlimmer als all diese militärische und finanzielle Verlegenheit war der Rückschlag der politischen Umwälzungen in Rom, deren rasche, durchgreifende, gewaltsame Vollendung die ärgsten Befürchtungen weit hinter sich gelassen hatte. Die Revolution führte in der Hauptstadt das Regiment; Sulla war abgesetzt, das asiatische Commando an seiner Stelle dem demokratischen Consul Marcus Valerius Flaccus übertragen worden, den man täglich in Griechenland erwarten konnte. Zwar hatte die Soldateska festgehalten an Sulla, der alles that um sie bei guter Laune zu erhalten; aber was liefs sich erwarten, wo Geld und Zufuhr ausblieben, wo der Feldherr abgesetzt und geächtet, sein Nachfolger im Anmarsch war und zu allem diesem der Krieg gegen den zähen seemächtigen Gegner aussichtslos sich hinspann!

König Mithradates übernahm es den Gegner aus seiner bedenklichen Lage zu befreien. Allem Anschein nach war er es, der das Defensivsystem seiner Generale mifsbilligte und ihnen Befehl schickte den Feind fördersamst zu überwinden. Schon 667 war sein Sohn Ariarathes aus Makedonien aufgebrochen um Sulla im eigentlichen Griechenland zu bekämpfen; nur der plötzliche Tod, der den Prinzen auf dem Marsch am thessalischen Vorgebirg in Thessalien ereilte, hatte die Expedition damals rückgängig gemacht. Sein Nachfolger Taxiles erschien jetzt (668), das in Thessalien stehende römische Corps vor sich hertreibend, mit einem Heer von angeblich 1000000 Mann zu Fufs und 10000 Reitern an den Thermopylen. Mit ihm vereinigte sich Dromichaetes. Auch Archelaos räumte — es scheint weniger durch Sullas Waffen als durch Befehle seines Herrn gezwungen — den Peiraeeus erst theilweise, sodann ganz und stiefs in Boeotien zu der pontischen Hauptarmee. Sulla, nachdem der Peiraeeus mit all seinen vielbewunderten Bauwerken auf seinen Befehl zerstört

worden war, zog eben dahin in der Hoffnung vor dem Eintreffen des Flaccus eine Hauptschlacht liefern zu können. Vergeblich rieth Archelaos sich hierauf nicht einzulassen, sondern die See und die Küsten besetzt und den Feind hinzuhalten; es blieb bei der Weise der Orientalen, wie geängstete Thiere in die Feuersbrunst, so mit ihren Massen sich rasch und blindlings in den Kampf zu stürzen, wie es einst Dareios und Antiochos gethan. Hier war dies Verfahren thörichter als je angewandt, wo die Asiaten vielleicht nur einige Monate hätten warten dürfen um bei einer Schlacht zwischen Sulla und Flaccus die Zuschauer abzugeben. In der Ebene des Kephissos unweit Chaeroneia trafen die Heere auf einander. Selbst mit Einschluſs der aus Thessalien zurückgedrängten Abtheilung, der es geglückt war ihre Verbindung mit der römischen Hauptarmee zu bewerkstelligen, und mit Einschluſs der griechischen Contingente fand sich das römische Heer einem dreifach stärkeren Feind gegenüber und namentlich einer weit überlegenen und bei der Beschaffenheit des Schlachtfeldes sehr gefährlichen Reiterei, gegen die Sulla seine Flanken durch verschanzte Gräben zu decken sich genöthigt sah, so wie er in der Fronte zum Schutz gegen die feindlichen Streitwagen zwischen seiner ersten und zweiten Linie eine Pallisadenkette anbringen lieſs. Als die Streitwagen den Kampf zu eröffnen heranrollten, zog sich das erste Treffen der Römer hinter diese Pfahlreihe zurück; die Wagen, an ihr abprallend und gescheucht durch die römischen Schleuderer und Schützen, warfen sich auf die eigene Linie und brachten Verwirrung sowohl in die makedonische Phalanx wie in das Corps der italischen Flüchtlinge. Archelaos zog eilig seine Reiterei von beiden Flanken herbei und warf sie dem Feinde entgegen um Zeit zu gewinnen seine Infanterie wieder zu ordnen; sie griff mit grofsem Feuer an und durchbrach die römischen Reihen; allein die römische Infanterie formirte sich rasch in geschlossenen Massen und hielt den von allen Seiten auf sie anstürmenden Reitern muthig Stand. Inzwischen führte Sulla selbst auf dem rechten Flügel seine Reiterei in die entblöfste Flanke des Feindes; die asiatische Infanterie wich, ohne eigentlich zum Schlagen gekommen zu sein und ihr Weichen brachte Unruhe auch in die Reitermassen. Ein allgemeiner Angriff des römischen Fufsvolks, das durch die schwankende Haltung der feindlichen Reiter wieder Luft bekam, entschied den Sieg. Die Schliefsung der Lagerthore, die Archelaos anordnete um die Flucht zu hemmen, bewirkte nur, dafs das Blutbad um so gröfser ward und als die Thore endlich sich aufthaten die

Römer mit den Asiaten zugleich eindrangen. Nicht den zwölften Mann soll Archelaos nach Chalkis gerettet haben. Sulla folgte ihm bis an den Euripos; den schmalen Meeresarm zu überschreiten war er nicht im Stande. — Es war ein grofser Sieg, aber die Resultate waren geringfügig, theils wegen des Mangels einer Flotte, theils weil der römische Sieger sich genöthigt sah statt die Besiegten zu verfolgen zunächst vor seinen Landsleuten sich zu schützen. Lucius Flaccus war inzwischen in der That mit zwei Legionen in Epeiros gelandet, nicht ohne unterwegs durch Stürme und durch die jetzt auch im adriatischen Meer kreuzenden feindlichen Kriegsschiffe starken Verlust erlitten zu haben; bereits standen seine Truppen in Thessalien; dorthin zunächst mufste Sulla sich wenden. Bei Melitaea am nördlichen Abhang des Othrysgebirges lagerten beide römische Heere sich gegenüber; ein Zusammenstofs schien unvermeidlich. Indefs Flaccus, nachdem er Gelegenheit gehabt hatte sich zu überzeugen, dafs Sullas Soldaten keineswegs geneigt waren ihren siegreichen Führer an den gänzlich unbekannten demokratischen Oberfeldherrn zu verrathen, dafs vielmehr seine eigene Vorhut anfing in das sullanische Lager zu desertiren, wich dem Kampfe aus, dem er in keiner Hinsicht gewachsen war, und brach gen Norden auf, um durch Makedonien und Thrakien nach Asien zu gelangen und dort durch Ueberwältigung Mithradats sich den Weg zu weiteren Erfolgen zu bahnen. Dafs Sulla den schwächeren Gegner ungehindert abziehen liefs, ist militärisch betrachtet auffallend; vielleicht darf man annehmen, dafs auch hier politische Beweggründe ihn leiteten und er gemäfsigt und patriotisch genug war einen Sieg über die Landsleute wenigstens so lange, als man noch mit den Asiaten zu thun hatte, gern zu vermeiden und die erträglichste Lösung der leidigen Verwickelung darin zu finden, dafs die Revolutionsarmee in Asien, die der Oligarchie in Europa mit dem gemeinschaftlichen Feinde stritt. — Inzwischen gab es auch hier wieder für diese neue Arbeit. Mithradates, der in Kleinasien seine Rüstungen unermüdlich fortsetzte, hatte eine nicht viel geringere Armee, als die bei Chaeroneia aufgeriebene gewesen, unter Dorylaos nach Euboea gesandt; von dort war dieselbe in Verbindung mit den Ueberbleibseln der Armee des Archelaos, während Sulla in Thessalien beschäftigt war, über den Euripos nach Boeotien gegangen. Der pontische König, der in den Siegen über die bithynische und kappadokische Miliz den Mafsstab fand für die Leistungsfähigkeit seiner Armee, begriff die ungünstige Wendung nicht, die die Dinge in Europa nahmen;

schon flüsterten die Kreise der Höflinge von Verrath des Archelaos; peremtorischer Befehl war gegeben mit der neuen Armee sofort eine zweite Schlacht zu liefern und nun unfehlbar die Römer zu vernichten. Der Wille des Herrn geschah, wo nicht im Siegen, doch wenigstens im Schlagen. Abermals in der Kephissosebene, bei Orchomenos begegneten sich die Römer und die Asiaten. Die zahlreiche und vortreffliche Reiterei der letzteren warf sich ungestüm auf das römische Fufsvolk, das zu schwanken und zu weichen begann; die Gefahr ward so dringend, dafs Sulla ein Feldzeichen ergriff und mit seinen Adjutanten und Ordonnanzen gegen den Feind vorgehend mit lauter Stimme den Soldaten zurief, wenn man daheim sie frage, wo sie ihren Feldherrn im Stich gelassen hätten, so möchten sie antworten: bei Orchomenos. Dies wirkte; die Legionen standen wieder und überwältigten die feindlichen Reiter, worauf auch die Infanterie mit leichter Mühe geworfen ward. Am folgenden Tage wurde das Lager der Asiaten umstellt und erstürmt; der weitaus gröfste Theil derselben fiel oder kam um in den kopaischen Sümpfen; nur wenige, unter ihnen Archelaos, gelangten nach Euboea. Die boeotischen Gemeinden hatten den abermaligen Abfall von Rom schwer, zum Theil bis zur Vernichtung zu büfsen. Am Ende des dritten Kriegsjahrs war das europäische Festland von Feinden gereinigt und Sulla konnte Winterquartiere in Thessalien beziehen, um im Frühjahr 670* den asiatischen Feldzug zu beginnen, zu welchem Ende er Befehl gab in den thessalischen Häfen Schiffe zu bauen.

Inzwischen hatte auch die Lage der kleinasiatischen Verhältnisse sich wesentlich umgestaltet. Wenn König Mithradates einst aufgetreten war als der Befreier der Hellenen, wenn er mit Förderung der städtischen Unabhängigkeit und mit Steuererlassen seine Herrschaft eingeleitet hatte, so war auf diesen kurzen Taumel nur zu rasch und nur zu bitter die Enttäuschung gefolgt.

* Die Chronologie dieser Ereignisse liegt wie alle Einzelheiten überhaupt in einem Dunkel, das die Forschung höchstens bis zur Dämmerung zu zerstreuen vermag. Dafs die Schlacht von Chaeroneia wenn auch nicht an demselben Tage wie die Erstürmung von Athen (Pausan. 1, 20), doch bald nachher, etwa im März 668 stattfand, ist ziemlich sicher; dafs die darauf folgende thessalische und die zweite boeotische Campagne nicht blofs den Rest des J. 668, sondern auch das ganze J. 669 ausfüllten, ist an sich wahrscheinlich und wird es noch mehr dadurch, dafs Sullas Unternehmungen in Asien nicht genügen um mehr als einen Feldzug auszufüllen. Darum ist der Uebergang Sullas nach Asien nicht 669, sondern 670 gesetzt worden.

Sehr bald war er aufgetreten in seinem wahren Charakter und hatte eine selbst die Tyrannei der römischen Vögte überbietende Zwingherrschaft zu üben begonnen, die sogar die geduldigen Kleinasiaten zu offener Auflehnung trieb. Der Sultan griff dagegen wieder zu den gewaltsamsten Mitteln. Seine Verordnungen verliehen den zugewandten Ortschaften die Selbstständigkeit, den Insassen das Bürgerrecht, den Schuldnern vollen Schuldenerlafs, den Besitzlosen Aecker, den Sclaven die Freiheit; an 15000 solcher freigelassener Sclaven fochten im Heer des Archelaos. Die furchterlichsten Scenen waren die Folge dieser von oben herab erfolgenden Umwälzung aller bestehenden Ordnung. Die ansehnlichsten Kaufstädte, Smyrna, Kolophon, Ephesos, Tralleis, Sardeis schlossen den Vögten des Königs die Thore oder brachten sie um. Dagegen liefs der königliche Vogt Diodoros, ein namhafter Philosoph wie Ariston, von anderer Schule, aber gleich brauchbar zur schlimmsten Herrendienerei, im Auftrag seines Herrn den gesammten Stadtrath von Adramyttion niedermachen. Die Chier, die der Hinneigung zu Rom verdächtig schienen, wurden zunächst um 2000 Talente (3½ Mill. Thlr.) gebüfst und da die Zahlung nicht richtig befunden wurde, in Masse auf Schiffe gesetzt und gebunden unter Aufsicht ihrer eigenen Sclaven an die kolchische Küste deportirt, während ihre Insel mit pontischen Colonisten besetzt ward. Die Häuptlinge der kleinasiatischen Kelten befahl der König sämmtlich an einem Tage mit ihren Weibern und Kindern umzubringen und ihr Land in eine pontische Satrapie zu verwandeln. Die meisten dieser Blutbefehle wurden auch entweder an Mithradates eigenem Hoflager, oder im galatischen Lande vollstreckt, allein die wenigen Entronnenen stellten sich an die Spitze ihrer kräftigen Stämme und schlugen den Statthalter des Königs, Eumachos, aus ihren Grenzen hinaus. Es ist begreiflich, dafs die Dolche der Mörder den König verfolgten; sechzehnhundert Menschen wurden als in solche Complotte verwickelt von den königlichen Untersuchungsgerichten zum Tode verurtheilt. — Wenn also der König durch dies selbstmörderische Wüthen seine zeitigen Unterthanen gegen sich unter die Waffen rief, so ward er zugleich von den Römern auch in Asien zu See und zu Lande gedrängt. Lucullus hatte, nachdem der Versuch die aegyptische Flotte gegen Mithradates vorzuführen gescheitert war, sein Bemühen sich Kriegsschiffe zu verschaffen in den syrischen Seestädten mit besserem Erfolg wiederholt, und seine werdende Flotte in den kyprischen, pamphylischen und rhodischen Häfen verstärkt, bis er sich stark genug fand zum

Angriff überzugehen. Gewandt vermied er es mit überlegenen Streitkräften sich zu messen und errang dennoch nicht unbedeutende Erfolge. Die knidische Insel und Halbinsel wurden von ihm besetzt, Samos angegriffen, Kolophon und Chios den Feinden entrissen. Inzwischen war auch Flaccus mit seiner Armee durch Makedonien und Thrakien nach Byzantion und von dort, die Meerenge passirend, nach Kalchedon gelangt (Ende 668). Hier brach gegen den Feldherrn eine Militärinsurrection aus, angeblich weil er den Soldaten die Beute unterschlug; die Seele derselben war einer der höchsten Offiziere des Heeres Gaius Flavius Fimbria, dessen Name in Rom sprichwörtlich geworden war für den rechten Polterredner und der, nachdem er mit seinem Oberfeldherrn sich entzweit hatte, das auf dem Markt begonnene Demagogen-Geschäft ins Lager übertrug. Flaccus ward von dem Heer abgesetzt und bald nachher in Nikomedeia unweit Kalchedon getödtet; an seine Stelle trat nach Beschluss der Soldaten Fimbria. Es versteht sich, dass er seinen Leuten alles nachsah; in dem befreundeten Kyzikos zum Beispiel ward der Bürgerschaft befohlen ihre gesammte Habe an die Soldaten bei Todesstrafe auszuliefern und zum warnenden Exempel zwei der angesehensten Bürger sogleich vorläufig hingerichtet. Allein militärisch war der Wechsel des Oberbefehls dennoch ein Gewinn; Fimbria war nicht wie Flaccus ein unfähiger General, sondern energisch und talentvoll. Bei Miletopolis (am Rhyndakos westlich von Brussa) schlug er den jüngern Mithradates, der als Statthalter der pontischen Satrapie ihm entgegen gezogen war, vollständig in einem nächtlichen Ueberfall und öffnete sich durch diesen Sieg den Weg nach der Hauptstadt sonst der römischen Provinz, jetzt des pontischen Königs Pergamon, von wo er den König vertrieb und ihn zwang sich nach dem wenig entfernten Hafen Pitane zu retten, um von dort zur See zu entkommen. Eben jetzt erschien Lucullus mit seiner Flotte in diesen Gewässern; Fimbria beschwor ihn durch seinen Beistand ihm die Gefangennehmung des Königs möglich zu machen. Aber der Optimat war mächtiger in Lucullus als der Patriot; er segelte weiter und der König entkam nach Mytilene. Auch so aber war Mithradates Lage bedrängt genug. Am Ende des Jahres 669 war Europa verloren, Kleinasien gegen ihn theils im Aufstand begriffen, theils von einem römischen Heer eingenommen. Die römische Flotte unter Lucullus hatte an der Küste der troischen Landschaft durch zwei glückliche Seegefechte am Vorgebirg Lekton und bei der Insel Tenedos ihre Stellung behauptet; sie

zog daselbst die inzwischen nach Sullas Anordnung in Thessalien erbauten Schiffe an sich und gewährte in ihrer den Hellespont beherrschenden Stellung dem Feldherrn der römischen Armee für das nächste Frühjahr den sicheren und bequemen Uebergang nach Asien.

Mithradates versuchte zu unterhandeln. Unter anderen Verhältnissen zwar hätte der Urheber des ephesischen Mordedicts nie und nimmermehr hoffen dürfen zum Frieden mit Rom gelassen zu werden; allein bei den inneren Convulsionen der römischen Republik, wo die herrschende Regierung den Mithradates gegenüberstehenden Feldherrn in die Acht erklärt hatte und daheim gegen seine Parteigenossen in der grauenhaftesten Weise wüthete, wo ein römischer General gegen den andern und doch wieder beide gegen denselben Feind standen, hoffte er nicht blofs einen Frieden, sondern einen günstigen Frieden erlangen zu können. Er hatte die Wahl sich an Sulla oder an Fimbria zu wenden; mit beiden liefs er unterhandeln, doch scheint seine Absicht von Haus aus gewesen zu sein mit Sulla abzuschliefsen, der wenigstens in dem Horizont des Königs als seinem Nebenbuhler entschieden überlegen erschien. Sein Feldherr Archelaos erhielt den Auftrag Sulla aufzufordern auf Asien zu verzichten und dafür die Hülfe des Königs anzunehmen gegen die demokratische Partei in Rom. Aber Sulla, kühl und klar wie immer, schlug die Vortheile der kappadokischen Allianz für den ihm in Italien bevorstehenden Krieg sehr niedrig an und war überhaupt viel zu sehr Römer, um in eine so entehrende und so nachtheilige Abtretung zu willigen. In den Friedensconferenzen, die im Winter 669/70 zu Delion an der boeotischen Küste Euboea gegenüber stattfanden, weigerte er sich bestimmt auch nur einen Fufsbreit Landes abzutreten, ging aber übrigens bis an die äufsersten Grenzen der Nachgiebigkeit. Er bewilligte dem König den Besitzstand, den er vor dem Kriege gehabt, und forderte nichts als Auslieferung der Gefangenen und Ueberläufer, Rücksendung der nach dem schwarzen Meer weggeführten Chier, Uebergabe von 80 Kriegsschiffen zur Verstärkung der immer noch geringen römischen Flotte, endlich Ersatz der Kriegskosten mit der sehr mäfsigen Summe von 3000 Talenten (5 Mill. Thlr.)*. Archelaos, deutlich erkennend,

* Die Angabe, dafs Mithradates den Städten, die seine Partei ergriffen hatten, im Frieden Straflosigkeit ausbedungen habe (Memnon 35), erscheint schon nach dem Charakter des Siegers wie des Besiegten wenig glaublich. Die schriftliche Abfassung des Friedensvertrages ward versäumt, was zu vielen Entstellungen benutzt ward.

dafs verhältnifsmäfsig unerwartet viel erreicht und mehr nicht zu erreichen sei, schlofs auf diese Bedingungen die Präliminarien und den Waffenstillstand ab und zog die Truppen aus den Plätzen heraus, die die Asiaten noch in Europa inne hatten. Von Tigranes, der streng genommen gleichfalls mit in den Frieden hätte eingeschlossen werden sollen, schwieg man auf beiden Seiten, da an den endlosen Weiterungen, die seine Beiziehung machen mufste, keinem der contrahirenden Theile gelegen war. Allein Mithradates verwarf den Frieden und begehrte wenigstens, dafs die Römer auf die Auslieferung der Kriegsschiffe verzichten und ihm Paphlagonien einräumen möchten; indem er zugleich geltend machte, dafs Fimbria ihm weit günstigere Bedingungen zu gewähren bereit sei. Sulla, beleidigt durch dies Gleichstellen seiner Anerbietungen mit denen eines amtlosen Abenteurers und bei dem äufsersten Mafs der Nachgiebigkeit bereits angelangt, brach die Unterhandlungen ab. Er hatte die Zwischenzeit benutzt um Makedonien wieder zu ordnen und die Dardaner, Sinter, Maeder zu züchtigen, wobei er zugleich seinem Heer Beute verschaffte und sich Asien näherte, wohin er auf jeden Fall zu gehen entschlossen war, um mit Fimbria abzurechnen. Schon standen seine Legionen in Thrakien; sofort gab er an Heer und Flotte Befehl sich in Bewegung zu setzen nach dem Hellespont. Da endlich gelang es Archelaos seinem eigensinnigen Herrn die widerstrebende Einwilligung zu dem Tractat zu entreifsen; wofür er später am königlichen Hofe als der Urheber des nachtheiligen Friedens scheel angesehen, ja des Verraths bezüchtigt ward, so dafs er einige Zeit nachher sich genöthigt sah das Land zu räumen und zu den Römern sich zu flüchten, die bereitwillig ihn aufnahmen und ihn mit Ehren überhäuften. Auch das römische Heer murrte; dafs die gehoffte asiatische Kriegsbeute ihm entging, mochte dazu freilich mehr beitragen als der an sich wohl gerechtfertigte Unwille, dafs man den Barbarenfürsten, der achtzigtausend ihrer Landsleute ermordet und über Italien und Asien unsägliches Elend gebracht hatte, mit dem gröfsten Theil der in Asien zusammengeplünderten Schätze ungestraft abziehen liefs in seine Heimath. Sulla selbst mag es schmerzlich empfunden haben, dafs die politischen Verwicklungen seine militärisch so einfache Aufgabe in peinlichster Weise durchkreuzten und ihn zwangen nach solchen Siegen sich mit einem solchen Frieden zu begnügen. Indefs zeigt sich die Selbstverleugnung und die Einsicht, mit der er diesen ganzen Krieg geführt hat, nur aufs Neue in diesem Friedensschlufs; denn der Krieg gegen einen Fürsten,

dem fast die ganze Küste des schwarzen Meeres gehorchte und dessen Starrsinn noch die letzten Verhandlungen deutlich zeigten, nahm selbst im günstigsten Fall Jahre in Anspruch und die Lage Italiens war von der Art, dafs es fast schon jetzt eine verzweifelte Aufgabe schien mit den wenigen Legionen, die Sulla besafs, der dort regierenden Partei entgegenzutreten*. Indefs bevor dies geschehen konnte, war es schlechterdings nothwendig den kecken Offizier niederzuwerfen, der jetzt in Asien an der Spitze der demokratischen Armee stand, damit derselbe nicht wie Sulla jetzt

* Auch die armenische Tradition kennt den ersten mithradatischen Krieg. König Ardasches von Armenien, berichtet Moses von Khoren, begnügte sich nicht mit dem zweiten Rang, der ihm im persischen (parthischen) Reich von Rechts wegen zukam, sondern zwang den Partherkönig Arschagan ihm die höchste Gewalt abzutreten, worauf er in Persien sich einen Palast bauen und daselbst Münzen mit eigenem Bildnifs schlagen liefs und den Arschagan zum Unterkönig Persiens, seinen Sohn Dieran (Tigranes) zum Unterkönig Armeniens bestellte, seine Tochter Ardaschame aber vermählte mit dem Grofsfürsten der Iberer Mihrdates (Mithradates), einem Nachkommen des Mihrdates Satrapen des Dareios und Statthalter Alexanders über die besiegten Iberer, der in den nördlichen Bergen und über das schwarze Meer befahl. Ardasches nahm darauf den König der Lydier Kroesos gefangen, unterwarf das Festland zwischen den beiden grofsen Meeren (Kleinasien) und ging über das Meer mit unzähligen Schiffen, um den Westen zu bezwingen. Da in Rom damals Anarchie war, fand er nirgends ernstlichen Widerstand, aber seine Soldaten brachten einander um und Ardasches fiel von der Hand seiner Leute. Nach Ardasches Tode rückte sein Nachfolger Dieran gegen die Armee der Griechen (d. i. der Römer), die jetzt ihrerseits in das armenische Land eindrangen; er setzte ihrem Vordringen ein Ziel, übergab seinem Schwager Mihrdates die Verwaltung von Madschag (Mazaka in Kappadokien) und des Binnenlandes nebst einer ansehnlichen Streitmacht und kehrte zurück nach Armenien. Viele Jahre später zeigte man noch in den armenischen Städten Statuen griechischer Götter von bekannten Meistern, Siegeszeichen aus diesem Feldzug. — Man erkennt hier verschiedene Thatsachen des ersten mithradatischen Kriegs ohne Mühe wieder, aber die ganze Erzählung ist augenscheinlich durcheinandergeworfen, mit fremdartigen Zusätzen ausgestattet und namentlich durch patriotische Fälschung auf Armenien übertragen. Ganz ebenso wird später der Sieg über Crassus den Armeniern beigelegt. Diese orientalischen Nachrichten sind mit um so gröfserer Vorsicht aufzunehmen, als sie keineswegs reine Volkssage sind, sondern theils mit den armenischen Traditionen die Nachrichten des Josephus, Eusebius und anderer den Christen des fünften Jahrh. geläufiger Quellen darin verschmolzen, theils auch die historischen Romane der Griechen und ohne Frage auch die eigenen patriotischen Phantasien des Moses ansehnlich in Contribution gesetzt sind. So schlecht unsere occidentalische Ueberlieferung an sich ist, so kann die Zuziehung der orientalischen in diesem und ähnlichen Fällen, wie zum Beispiel der unkritische Saint-Martin sie versucht hat, doch nur dahin führen sie noch stärker zu trüben.

auf Italien sich zu werfen gedachte, so dereinst dorthin der Revolution zu Hülfe sich wende. Bei Kypsela am Hebros erreichte Sulla der Bote, der Mithradates Nachgiebigkeit zu melden beauftragt war; allein der Marsch nach Asien ging weiter. Der König, hiefs es, wünsche persönlich mit dem römischen Feldherrn zusammenzutreffen und den Frieden mit ihm abzuschliefsen; vermuthlich war dies nichts als ein schicklicher Vorwand um das Heer nach Asien überzuführen und dort mit Fimbria ein Ende zu machen. So überschritt Sulla, begleitet von seinen Legionen und von Archelaos, den Hellespont; nachdem er am asiatischen Ufer desselben in Dardanos mit Mithradates zusammengetroffen war und mündlich den Vertrag abgeschlossen hatte, liefs er den Marsch fortsetzen, bis er bei Thyateira unweit Pergamon auf das Lager des Fimbria traf und das seinige hart an denselben schlug. Die sullanischen Soldaten, an Zahl, Zucht, Führung und Tüchtigkeit den Fimbrianern weit überlegen, sahen mit Verachtung auf die verzagten und demoralisirten Haufen und deren unberufenen Oberfeldherrn. Die Desertionen unter den Fimbrianern wurden immer zahlreicher. Als Fimbria anzugreifen befahl, weigerten die Soldaten sich gegen ihre Mitbürger zu fechten, ja sogar den geforderten Eid, treulich im Kampf zusammenzustehen, in seine Hände abzulegen. Ein Mordversuch auf Sulla schlug fehl; zu der von Fimbria erbetenen Zusammenkunft erschien Sulla nicht, sondern begnügte sich ihm durch einen seiner Offiziere eine Aussicht auf persönliche Rettung zu eröffnen. Fimbria war eine frevelhafte Natur, aber keine Memme; statt das von Sulla ihm angebotene Schiff anzunehmen und zu den Barbaren zu fliehen, ging er nach Pergamon und fiel im Tempel des Asklepios in sein eigenes Schwert. Die Compromittirtesten aus seinem Heer begaben sich zu Mithradates oder zu den Piraten, wo sie bereitwillige Aufnahme fanden; die Masse stellte sich unter die Befehle Sullas. — Sulla beschlofs diese beiden Legionen, denen er doch für den bevorstehenden italischen Krieg nicht traute, in Asien zurückzulassen, wo die entsetzliche Krise noch lange in den einzelnen Städten und Landschaften nachzitterte. Das Commando über dieses Corps und die Statthalterschaft im römischen Asien übergab er seinem besten Offizier Lucius Licinius Murena. Die revolutionären Mafsregeln Mithradats, wie die Befreiung der Sclaven und die Cassation der Forderungen, wurden natürlich aufgehoben; eine Restauration, die freilich an vielen Orten nicht ohne Waffengewalt durchgesetzt werden konnte. Es ward ferner Gerechtigkeit geübt, wie die Sieger sie verstanden. Die namhaftesten Anhänger Mi-

thradats und Urheber der an den Italikern verübten Mordthaten traf die Todesstrafe. Die Steuerpflichtigen mufsten die sämmtlichen von den letzten fünf Jahren her rückständigen Zehnten und Zölle sofort nach Abschätzung baar erlegen; aufserdem hatten sie eine Kriegsentschädigung von 20000 Talenten (31 Mill. Thlr.) zu entrichten, zu deren Eintreibung Lucius Lucullus zurückblieb. Es waren dies Mafsregeln von furchtbarer Strenge und schrecklichen Folgen; wenn man sich indefs des ephesischen Decrets und seiner Execution erinnert, so fühlt man sich geneigt dieselben als eine verhältnifsmäfsig noch gelinde Vergeltung zu betrachten. Dafs die sonstigen Erpressungen nicht ungewöhnlich drückend waren, beweist der Betrag der später im Triumph aufgeführten Beute, der an edlem Metall sich nur auf etwa 7 Mill. Thlr. belief. Die wenigen treugebliebenen Gemeinden dagegen, namentlich die Insel Rhodos, die lykische Landschaft, Magnesia am Maeander wurden reich belohnt; Rhodos erhielt wenigstens einen Theil der nach dem Kriege gegen Perseus ihm entzogenen (1,594) Besitzungen zurück. Desgleichen wurden die Chier für die ausgestandene Noth, die Ilienser für die wahnsinnig grausame Mifshandlung, die ihnen Fimbria wegen der mit Sulla angeknüpften Verhandlungen zugefügt hatte, nach Möglichkeit durch Freibriefe und Vergünstigungen entschädigt. Die Könige von Bithynien und Kappadokien hatte Sulla schon in Dardanos mit dem pontischen König zusammengeführt und sie alle Frieden und gute Nachbarschaft geloben lassen; Gaius Scribonius Curio ward beauftragt in den beiden von Mithradates geräumten Reichen die Wiederherstellung der gesetzlichen Zustände zu überwachen. — So war man am Ziel. Nach vier Kriegsjahren war der pontische König wieder ein Client der Römer und in Griechenland, Makedonien und Kleinasien ein einheitliches und geordnetes Regiment wieder hergestellt; die Gebote des Vortheils und der Ehre waren, wo nicht zur Genüge, doch zur Nothdurft befriedigt; Sulla hatte nicht blofs als Soldat und Feldherr glänzend sich hervorgethan, sondern die schwere Mittelstrafse zwischen kühnem Ausharren und klugem Nachgeben auf seinem von tausendfachen Hindernissen durchkreuzten Gange einzuhalten verstanden. Fast wie Hannibal hatte er gekriegt und gesiegt, um mit den Streitkräften, die der erste Sieg ihm gab, alsbald zu einem zweiten und schwereren Kampfe sich zu schicken. Nachdem er seine Soldaten durch die üppigen Winterquartiere in dem reichen Vorderasien einigermafsen für ihre ausgestandenen Strapazen entschädigt hatte, ging er im Frühjahr 671 auf 1600 Schiffen von Ephesos nach dem

Peiraeeus und von da auf dem Landweg nach Patrae, wo die Schiffe wiederum bereit standen, um die Truppen nach Brundisium zu führen. Ihm voraus ging ein Bericht an den Senat über seine Feldzüge in Griechenland und Asien, dessen Schreiber von seiner Absetzung nichts zu wissen schien; es war die stumme Ankündigung der bevorstehenden Restauration.

KAPITEL IX.

Cinna und Sulla.

Die gespannten und unklaren Verhältnisse, in denen Sulla bei seiner Abfahrt nach Griechenland im Anfang des Jahres 667 haben zurückliefs, sind früher dargelegt worden: die halb erstickte Insurrection, die Hauptarmee unter dem mehr als halb usurpirten Commando eines politisch sehr zweideutigen Generals, die Verwirrung und die vielfach thätige Intrigue in der Hauptstadt. Der Sieg der Oligarchie durch Waffengewalt hatte trotz oder wegen seiner Mäfsigung vielfältige Mifsvergnügte gemacht. Die Capitalisten, von den Schlägen der schwersten Finanzkrise, die Rom noch erlebt hatte, schmerzlich getroffen, grollten der Regierung wegen des Zinsgesetzes, das sie erlassen, und wegen des italischen und asiatischen Krieges, die sie nicht verhütet hatte. Die Neubürger und die Freigelassenen waren unzufrieden mit der Cassation der sulpicischen Gesetze. Der Stadtpöbel litt unter der allgemeinen Bedrängnifs und fand es unerlaubt, dafs das Säbelregiment sich die verfassungsmäfsige Knittelherrschaft nicht ferner hatte wollen gefallen lassen. Der hauptstädtische Anhang der nach der sulpicischen Umwälzung Geächteten, der in Folge der ungemeinen Mäfsigung Sullas sehr zahlreich geblieben war, arbeitete eifrig daran ihre Rückkehr zu erwirken; namentlich einige reiche und angesehene Frauen sparten für diesen Zweck keine Mühe und kein Geld. All diese Verstimmungen waren eigentlich ziellos oder liefen hinaus auf ziemlich gleichgültige Nebenfragen; aber sie nährten das allgemeine Mifsbehagen und hatten schon mehr oder minder mitge-

wirkt bei der Ermordung des Rufus, den wiederholten Mordversuchen gegen Sulla, dem zum Theil oppositionellen Ausfall der Consulwahlen für 667. Der Name des Mannes, den die Mifsvergnügten an die Spitze des Staats berufen hatten, des Lucius Cornelius Cinna, war bis dahin kaum genannt worden, aufser als einer der Offiziere, die im Bundesgenossenkrieg sich hervorgethan hatten. Ueber Cinnas Persönlichkeit und seine ursprünglichen Absichten sind wir weniger unterrichtet als über die irgend eines anderen Parteiführers in der römischen Revolution; die Ursache ist allem Anschein nach keine andere als dafs er ein ganz gemeiner und durch den niedrigsten Egoismus geleiteter Gesell war. Es ward gleich bei seinem Auftreten behauptet, dafs er gegen ein tüchtiges Stück Geld sich den Neubürgern und der Coterie des Marius verkauft habe, und die Beschuldigung sieht sehr glaublich aus; wäre sie aber auch falsch, so bleibt es nichts desto weniger charakteristisch, dafs ein Verdacht, wie er nie gegen Saturninus und Sulpicius geäufsert worden war, an Cinna haften konnte. In der That hat die Bewegung, an deren Spitze er sich stellte, ganz den Anschein der Geringhaltigkeit sowohl der Beweggründe wie der Ziele. Sie ging nicht so sehr von einer Partei aus als von einer Anzahl Mifsvergnügter ohne eigentlich politische Zwecke und nennenswerthen Rückhalt, die hauptsächlich die Rückberufung der Verbannten in gesetzlicher oder ungesetzlicher Weise durchzusetzen sich vorgenommen hatte. Cinna scheint in die Verschwörung nur nachträglich und defshalb hineingezogen zu sein, weil die Intrigue, die in Folge der Beschränkung der tribunicischen Gewalt zur Vorbringung ihrer Anträge einen Consul brauchte, unter den Consularcandidaten für 667 in ihm das geeignetste Werkzeug ersah und dann als Consul ihn vorschob. Unter den in zweiter Linie erscheinenden Leitern der Bewegung fanden sich einige fähigere Köpfe; so der Volkstribun Gnaeus Papirius Carbo, der durch seine stürmische Volksberedsamkeit sich einen Namen gemacht hatte, und vor allem Quintus Sertorius, einer der talentvollsten römischen Offiziere und in jeder Hinsicht ein vorzüglicher Mann, welcher seit seiner Bewerbung um das Volkstribunat mit Sulla persönlich verfeindet und durch diesen Hader in die Reihen der Mifsvergnügten geführt worden war, wohin er seiner Art nach keineswegs gehörte. Der Proconsul Strabo aber, obwohl mit der Regierung gespannt, war dennoch weit entfernt mit dieser Faction sich einzulassen. Sie verhielt aus guten Gründen sich leidend, so lange Sulla in Italien stand. Als indefs dieser, nicht den Mahnungen des Consuls Cinna,

sondern dem dringenden Stand der Dinge im Osten nachgebend, sich eingeschifft hatte, legte Cinna sofort die Gesetzentwürfe vor, wodurch man übereingekommen war gegen die sullanische Restauration von 666 theilweise zu reagiren; sie enthielten die politische Gleichstellung der Neubürger und der Freigelassenen, wie Sulpicius sie beantragt hatte, und die Wiedereinsetzung der in Folge der sulpicischen Revolution Geächteten in den vorigen Stand. In Masse strömten die Neubürger nach der Hauptstadt, um dort mit den Freigelassenen zugleich die Gegner einzuschüchtern und nöthigenfalls zu zwingen, und beiderseits erschien man am Tage der Abstimmung grofsentheils bewaffnet auf dem Stimmplatz. Als nun gegen die oligarchisch gesinnten Tribunen, die Intercession einlegten, auf der Rednerbühne selbst die Schwerter gezückt wurden, schritt Cinnas College, der oligarchisch gesinnte Gnaeus Octavius gegen die Gewaltthäter gewaltthätig ein; seine geschlossenen Haufen bewaffneter Männer säuberten nicht blofs die heilige Strafse und den Marktplatz, sondern wütheten auch, der Befehle ihres milder gesinnten Führers nicht achtend, in grauenhafter Weise gegen die versammelten Haufen. Der Marktplatz schwamm in Blut an diesem ‚Octaviustag', wie niemals vor- oder nachher — auf zehntausend schätzte man die Zahl der Leichen. Cinna rief die Sclaven auf sich durch Theilnahme an dem Kampf die Freiheit zu erkaufen; aber sein Ruf war ebenso erfolglos wie der gleiche des Marius das Jahr zuvor und es blieb den Führern der Bewegung nichts übrig als zu flüchten. Durch Beschlufs des Senats, der freilich verfassungswidrig, aber durch die Umstände gerechtfertigt war, ward der Consul Cinna seines Amtes entsetzt, an seiner Stelle Lucius Cornelius Merula gewählt und gegen die flüchtigen Häupter die Acht ausgesprochen. Die ganze Bewegung schien damit endigen zu sollen, dafs die Zahl der ausgetretenen Männer in Numidien um einige Köpfe sich vermehrte.

Ohne Zweifel wäre auch bei der Bewegung nichts weiter herausgekommen, wenn nicht theils der Senat in seiner gewöhnlichen Schlaffheit es unterlassen hätte gegen die Flüchtlinge die erforderlichen Sicherheitsmafsregeln zu ergreifen, theils diesen die Möglichkeit gegeben wäre als Verfechter der Emancipation der Neubürger gewissermafsen den Aufstand der Italiker zu ihren Gunsten zu erneuern. Ungehindert erschienen sie in Tibur, in Praeneste, in allen bedeutenden Neubürgergemeinden Latiums und Campaniens und forderten und erhielten zur Durchführung der gemeinschaftlichen Sache überall Geld und Mannschaft. So

unterstützt zeigten sie sich bei der Belagerungsarmee von Nola. Die Heere dieser Zeit waren demokratisch und revolutionär gesinnt, wo immer der Feldherr nicht durch seine imponirende Persönlichkeit sie an sich selber fesselte; die Reden der flüchtigen Beamten, die überdies zum Theil, wie namentlich Cinna und Sertorius, aus den letzten Feldzügen in gutem Andenken bei den Soldaten standen, machten tiefen Eindruck; die verfassungswidrige Absetzung des populären Consuls, der Eingriff des Senats in die Rechte des souveränen Volkes wirkten auf den gemeinen Mann und den Offizieren machte das Gold des Consuls oder vielmehr der Neubürger den Verfassungsbruch deutlich. Das campanische Heer erkannte den Cinna als Consul an und schwor ihm Mann für Mann den Eid der Treue; es diente als der Kern um die von den Neubürgern und selbst den bundesgenössischen Gemeinden herbeiströmenden Schaaren aufzunehmen und zu formiren; bald bewegte eine ansehnliche, wenn auch meistens aus Rekruten bestehende Armee sich von Campanien auf die Hauptstadt zu. Andere Schwärme nahten ihr von Norden. Auf Cinnas Einladung waren die das Jahr zuvor Verbannten bei Telamon an der etruskischen Küste gelandet. Es waren nicht mehr als etwa 500 Bewaffnete, gröfstentheils Sclaven der Flüchtlinge und angeworbene numidische Reiter; aber Gaius Marius, wie er das Jahr zuvor mit dem hauptstädtischen Gesinde Gemeinschaft gemacht hatte, liefs jetzt die Zwinghäuser erbrechen, in denen die Gutsbesitzer dieser Gegend ihre Feldarbeiter zur Nachtzeit einschlossen, und die Waffen, die er diesen bot um sich die Freiheit zu erfechten, wurden nicht verschmäht. Durch diese Mannschaft und die Zuzüge der Neubürger verstärkt zählte er bald 6000 Mann unter seinen Adlern und konnte vierzig Schiffe bemannen, die sich vor die Tibermündung legten und auf die nach Rom segelnden Getreideschiffe Jagd machten. Mit diesen stellte er sich dem ‚Consul' Cinna zur Verfügung. Die Führer der campanischen Armee schwankten; die einsichtigeren, namentlich Sertorius, warnten ernstlich vor der allzuengen Gemeinschaft mit einem Manne, der durch seinen Namen an die Spitze der Bewegung geführt werden mufste und doch notorisch ebenso unfähig wie von wahnsinnigem Rachedurst gepeinigt war; indefs Cinna achtete diese Bedenklichkeiten nicht und bestätigte dem Marius den Oberbefehl in Etrurien und zur See mit proconsularischer Gewalt. — Während also sich das Gewitter um Rom zusammenzog, blieben die Heere des Metellus und des Strabo stehen, wo sie standen. Metellus hatte keine andere Wahl, da er den Sam-

nten feindlich gegenüberstand. Strabo dagegen, der keinen Feind vor sich hatte, hätte mit seiner starken und ihm ergebenen Armee wahrscheinlich den Brand im Beginnen zu ersticken vermocht, wenn er gewollt hätte; allein er verhandelte mit beiden Parteien und rührte sich nicht — es schien, als wolle er eine die andere aufreiben lassen und dann als Schiedsrichter zwischen sie treten. So kam es in der That zur Umstellung Roms durch Cinna und Marius. Marius, jetzt an der Spitze von drei Legionen, lief an den Küstenplätzen Latiums an und besetzte eine Ortschaft nach der andern, bis zuletzt sogar Ostia durch Verrath in seine Gewalt kam und gleichsam zum Vorspiel des herannahenden Schreckenregiments der wilden Bande von dem Feldherrn zu Mord und Plünderung preisgegeben ward. Cinna liefs Ariminum besetzen und unterbrach dadurch die wichtige Verbindung der Hauptstadt auf der flaminischen Strafse mit dem Pothal, von wo die Regierung Mannschaft und Zufuhr erwartete. Er selbst und ein anderes Corps unter Carbo stellten sich auf am rechten Tiberufer dem Janiculum gegenüber, Sertorius am linken bei dem servianischen Wall; Marius gelang es die Tiber durch eine Schiffbrücke abzusperren. Die Hauptstadt schwebte in grofser Gefahr; die Consuln Octavius und Merula liefsen eiligst Mauern und Thore in Vertheidigungszustand setzen und besetzten mit dem Bürgeraufgebot das Janiculum. Der Senat entschlofs sich, um den Uebertritt der Neubürger und der Italiker zu Cinna zu hemmen und das Heer des Metellus aus Samnium wegziehen zu können, den sämmtlichen italischen Gemeinden, so weit sie es noch nicht hatten, das römische Vollbürgerrecht zu verleihen*. So opferte die Regierung, um die Quelle zu verstopfen, die den besiegten Strafsenkrawall zu einer furchtbaren Insurrection angeschwellt hatte, jetzt freiwillig auf, was in dem Bundesgenossenkrieg um so fürchterlich theuren Preis errungen worden war; allein als die von den einsichtigen Männern sofort verdammte Politik der halben Concessionen jetzt verlassen ward, war es bereits zu spät. Zwar erklärte sich in Folge dieses Beschlusses ein Theil der noch schwankenden italischen Gemeinden für den Senat; allein die Samniten stellten demselben Bedingungen, als wären sie Sie-

* Dafs eine Bestätigung durch die Comitien nicht stattfand, geht aus Cic. *Phil.* 12, 11 hervor. Der Senat scheint sich der Form bedient zu haben die Frist des plautisch-papirischen Gesetzes (S. 230) einfach zu verlängern, was ihm nach Herkommen freistand und thatsächlich hinauslief auf Ertheilung des Bürgerrechts an alle Italiker.

ger: Auslieferung der den Samniten abgenommenen Gefangenen und der Ueberläufer; Bewilligung des Bürgerrechts auch an die zu den Samniten entwichenen Römer; Verzicht auf die Beute, die die Samniten den Römern abgenommen hatten. Der Senat verwarf diese Anträge, die an das caudinische Joch erinnerten, selbst in dieser Noth und so mufste man sich begnügen, statt des ganzen in Samnium beschäftigten Corps nur Metellus selbst mit den allenfalls entbehrlichen Truppen der bedrängten Hauptstadt zu Hülfe herbeizuziehen. Dagegen bewilligte Gaius Marius ohne Bedenken, was die Samniten nur irgend begehrten — was lag ihm noch an römischer Ehre! — und war es wohl zufrieden, als die Samniten das schwache von Metellus in Samnium zurückgelassene Corps unter Plautius angriffen und besiegten. Die Cimmanier fingen an ein solches Uebergewicht zu gewinnen und die Hauptstadt so ernstlich zu bedrängen, dafs selbst Strabo es nothwendig fand heranzurücken und die Vertheidigung gegen Sertorius zu übernehmen. Militärisch war die Senatspartei jetzt ihren Gegnern wieder wenigstens gewachsen; sie konnte wieder ausrücken und am Albanergebirg gegen Marius, vor dem collinischen Thor gegen Sertorius zum Kampf sich stellen; ein Versuch des Marius durch Einverständnifs mit einem der Offiziere der Besatzung sich des Janiculums zu bemächtigen, ward von Gnaeus Octavius vereitelt und die bereits durch die geöffnete Pforte Eingedrungenen wieder hinausgeschlagen. Aber Hunger, Seuchen und Zwiespalt erwiesen sich gefährlicher als der Feind vor den Mauern. Dafs der grofsen volkreichen und stark mit Militär besetzten Stadt die Vorräthe rasch anfingen auf die Neige zu gehen, versteht sich; das Abschneiden der Zufuhr liefs namentlich Marius sich angelegen sein, indem er die noch offenen Strassen durch die Eroberung von Antium, Lanuvium, Aricia und anderen Ortschaften in seine Gewalt brachte — wo er auf Gegenwehr stiefs, mufste die gesammte Bürgerschaft, mit Ausnahme derer, die ihm die Stadt verrathen, über die Klinge springen. Ansteckende Krankheiten lichteten fürchterlich die dicht um die Hauptstadt zusammengedrängten Heere; es sollen von Strabos Veteranenheer 11000, von den Truppen des Octavius 6000 Mann denselben erlegen sein. Auch Strabo starb, nicht an der Pest, sondern — angeblich wenigstens — vom Blitz erschlagen; die erbitterte hauptstädtische Menge, die nicht mit Unrecht vor allen ihm grollte, rifs seinen Leichnam von der Bahre und schleifte ihn durch die Strafsen. Die Optimaten wurden selbst unsicher. Während eine Partei, an ihrer Spitze der ehrenwerthe, aber stör-

rige und kurzsichtige Consul Octavius, sich beharrlich gegen jede Nachgiebigkeit setzte, versuchte der kriegskundigere und verständigere Metellus einen Vergleich zu Stande zu bringen; aber seine Zusammenkunft mit Cinna erregte den Zorn der Ultras beider Parteien: Cinna hiefs dem Marius ein Schwächling, Metellus dem Octavius ein Verräther. Auch die Soldaten und die Bürgerschaft fingen an zu schwanken. Jene, der Führung des unerprobten Octavius mifstrauend, sannen Metellus an den Oberbefehl zu übernehmen und begannen, da dieser sich weigerte, haufenweise die Waffen wegzuwerfen oder gar zum Feind zu desertiren. Die Stimmung der Bürgerschaft wurde täglich gedrückter und schwieriger. Auf den Ruf der Herolde Cinnas, dafs den überlaufenden Sclaven die Freiheit zugesichert sei, strömten dieselben schaarenweise aus der Hauptstadt in das feindliche Lager. Es ward vorgeschlagen, dafs die Regierung den Sclaven, die in das Heer eintreten würden, die Freiheit zusichern solle, allein Octavius widersetzte sich dieser Mafsregel entschieden. Die Regierung konnte es sich nicht verbergen, dafs sie geschlagen war und dafs nichts übrig blieb als mit den Führern der Bande wo möglich ein Abkommen zu treffen, wie der überwältigte Wanderer es trifft mit dem Räuberhauptmann. Boten gingen an Cinna, allein da sie thörichter Weise Schwierigkeiten machten ihn als Consul anzuerkennen und Cinna inzwischen sein Lager hart vor die Stadtthore verlegte, so griff das Ueberlaufen so sehr um sich, dafs der Senat es nicht mehr wagte irgend welche Bedingungen zu stellen, sondern sich auf die Bitte beschränkte des Blutvergiessens sich zu enthalten. Cinna sagte es zu, aber weigerte sich sein Versprechen eidlich zu bekräftigen; Marius, ihm zur Seite den Verhandlungen beiwohnend, verharrte im finsteren Schweigen.

Die Thore der Hauptstadt öffneten sich. Der Consul zog ein mit seinen Legionen; aber Marius, spöttisch erinnernd an das Achtgesetz, weigerte sich die Stadt zu betreten, bevor das Gesetz es ihm gestatte und eilig versammelten sich die Bürger auf dem Markt um den cassirenden Beschlufs zu fassen. So kam er denn und mit ihm die Schreckensherrschaft. Es war beschlossen nicht einzelne Opfer auszuwählen, sondern die namhaften Männer der Optimatenpartei sämmtlich niedermachen zu lassen und ihre Güter einzuziehen. Die Thore wurden gesperrt; fünf Tage und fünf Nächte währte unausgesetzt die Schlächterei; einzelne Entkommene oder Vergessene wurden auch nachher noch täglich erschlagen und Monate lang ging die Blutjagd durch ganz Italien. Der Consul Gnaeus Octavius war das erste Opfer. Sei-

nem oft ausgesprochenen Grundsatz getreu lieber den Tod zu leiden als den rechtlosen Leuten das geringste Zugeständnifs zu machen weigerte er auch jetzt sich zu fliehen und im consularischen Schmuck harrte er auf dem Janiculum des Mörders, der nicht lange säumte. Es starben Lucius Caesar (Consul 664), der gefeierte Sieger von Acerrae; sein Bruder Gaius, dessen unzeitiger Ehrgeiz den sulpicischen Tumult heraufbeschworen hatte, bekannt als Redner und Dichter und als liebenswürdiger Gesellschafter; Marcus Antonius (Consul 655), nach dem Tode des Lucius Crassus unbestritten der erste Sachwalter seiner Zeit; Publius Crassus (Consul 657), der im spanischen und im Bundesgenossenkrieg und noch während der Belagerung Roms mit Auszeichnung commandirt hatte; überhaupt eine Menge der angesehensten Männer der Regierungspartei, unter denen von den gierigen Häschern namentlich die reichen mit besonderem Eifer verfolgt wurden. Jammervoll vor allen schien der Tod des Lucius Merula, der sehr wider seinen Wunsch Cinnas Nachfolger geworden war und nun deſswegen peinlich angeklagt und vor die Comitien geladen, um der unvermeidlichen Verurtheilung zuvorzukommen, sich die Adern öffnete und am Altar des höchsten Jupiter, dessen Priester er war, nach Ablegung der priesterlichen Kopfbinde, wie es die religiöse Pflicht des sterbenden Flamen mit sich brachte, den Geist aushauchte; und mehr noch der Tod des Quintus Catulus (Consul 652), einst in besseren Tagen in dem herrlichsten Sieg und Triumph der Gefährte desselben Marius, der jetzt für die flehenden Verwandten seines alten Collegen keine andere Antwort hatte als den einsilbigen Bescheid: ‚er mufs sterben'. Der Urheber all dieser Unthaten war Gaius Marius. Er bezeichnete die Opfer und die Henker — nur ausnahmsweise ward, wie gegen Merula und Catulus, eine Rechtsform beobachtet —; nicht selten war ein Blick oder das Stillschweigen, womit er die Begrüfsenden empfing, das Todesurtheil, das stets sofort vollstreckt ward. Selbst mit dem Tode des Opfers ruhte seine Rache nicht: er verbot die Leichen zu bestatten; er liefs — worin freilich Sulla ihm vorangegangen war — die Köpfe der getödteten Senatoren an die Rednerbühne auf dem Marktplatz heften; einzelne Leichen liefs er über den Markt schleifen, die des Gaius Caesar an der Grabstätte des vermuthlich einst von ihm angeklagten Quintus Varius (S. 229) noch einmal durchbohren; er umarmte öffentlich den Menschen, der ihm, während er bei Tafel safs, den Kopf des Antonius überreichte, den selber in seinem Versteck aufzusuchen und mit eigener Hand umzu-

bringen er kaum hatte abgehalten werden können. Hauptsächlich seine Sclavenlegionen, namentlich eine Abtheilung Ardyäer (S. 162), dienten ihm als Schergen und versäumten nicht in diesen Saturnalien ihrer neuen Freiheit die Häuser ihrer ehemaligen Herren zu plündern und was ihnen darin vorkam zu schänden und zu morden. Seine eigenen Genossen waren in Verzweiflung über dieses wahnsinnige Wüthen; Sertorius beschwor den Consul um jeden Preis demselben Einhalt zu thun und auch Cinna war erschrocken. Aber in Zeiten wie diese sind wird der Wahnsinn selbst eine Macht; man stürzt sich in den Abgrund, um vor dem Schwindel sich zu retten. Es war nicht leicht dem rasenden alten Mann und seiner Bande in den Arm zu fallen und am wenigsten Cinna hatte den Muth dazu; er wählte den Marius vielmehr für das nächste Jahr zu seinem Collegen im Consulat. Das Schreckensregiment terrorisirte die gemäfsigteren Sieger nicht viel weniger als die geschlagene Partei; nur die Capitalisten waren nicht unzufrieden damit, dafs eine fremde Hand sich dazu herlieh die stolzen Oligarchen einmal gründlich zu demüthigen und ihnen zugleich in Folge der umfassenden Confiscationen und Versteigerungen der beste Theil der Beute zufiel — sie erwarben in diesen Schreckenszeiten bei dem Volke sich den Beinamen der ‚Einsäckler'. Dem Urheber dieses Terrorismus, dem alten Gaius Marius hatte also das Verhängnifs seine beiden höchsten Wünsche gewährt. Er hatte Rache genommen an all dieser vornehmen Meute, die ihm seine Siege vergällt, seine Niederlagen vergoldet hatte; er hatte jeden Nadelstich mit einem Dolchstich vergelten können. Er trat ferner das neue Jahr noch einmal an als Consul; das Traumbild des siebenten Consulates, das der Orakelspruch ihm zugesichert, nach dem er seit dreizehn Jahren gegriffen hatte, war nun wirklich geworden. Was er wünschte, hatten die Götter ihm gewährt; aber auch jetzt noch wie in der alten Sagenzeit übten sie die verhängnifsvolle Ironie den Menschen durch die Erfüllung seiner Wünsche zu verderben. In seinen ersten Consulaten der Stolz, im sechsten das Gespött seiner Mitbürger stand er jetzt im siebenten belastet mit dem Fluche aller Parteien, mit dem Hafs der ganzen Nation; er, der von Haus aus rechtliche, tüchtige, kernbrave Mann, gebrandmarkt als das wahnwitzige Oberhaupt einer ruchlosen Räuberbande. Er selbst schien es zu fühlen. Wie im Taumel vergingen ihm die Tage und des Nachts versagte ihm seine Lagerstatt die Ruhe, so dafs er zum Becher griff um nur sich zu betäuben. Ein hitziges Fieber ergriff ihn; nach siebentägigem Krankenlager, in dessen wilden Phan-

tasien er auf den kleinasiatischen Gefilden die Schlachten schlug, deren Lorbeer Sulla bestimmt war, am 13. Jan. 668 war er eine Leiche. Er starb über siebzig Jahre alt im Vollbesitz dessen, was er Macht und Ehre nannte, und in seinem Bette; aber die Nemesis ist mannichfaltig und sühnt nicht immer Blut mit Blut. Oder war es etwa keine Vergeltung, dafs Rom und Italien bei der Nachricht von dem Tode des gefeierten Volksretters jetzt aufathmeten wie kaum bei der Kunde von der Schlacht auf dem raudischen Feld? — Auch nach seinem Tode zwar kamen einzelne Auftritte vor, die an die Schreckenszeit erinnerten; so machte zum Beispiel Gaius Fimbria, der wie kein anderer bei den marianischen Schlächtereien seine Hand in Blut getaucht hatte, bei dem Leichenbegängnifs des Marius selbst einen Versuch, den allgemein verehrten und selbst von Marius geschonten Oberpontifex Quintus Scaevola (Consul 659) umzubringen und klagte dann, als derselbe von der empfangenen Wunde genas, ihn peinlich an, wegen des Verbrechens, wie er scherzhaft sich ausdrückte, dafs er sich nicht habe wollen ermorden lassen. Aber die Orgien des Mordens waren doch vorüber. Unter dem Vorwand der Soldzahlung rief Sertorius die marianischen Banditen zusammen, umzingelte sie mit seinen zuverlässigen keltischen Truppen und liefs sie, nach den geringsten Angaben 4000 an der Zahl, sämmtlich niederhauen.

Mit dem Schreckensregiment zugleich war die Tyrannis gekommen. Cinna stand nicht blofs vier Jahre nach einander (667—670) als Consul an der Spitze des Staats, sondern er ernannte auch regelmäfsig sich und seine Collegen ohne das Volk zu befragen; es war als ob diese Demokraten die souveräne Volksversammlung mit absichtlicher Geringschätzung bei Seite schöben. Kein anderer Chef der Popularpartei vor- oder nachher hat eine so vollkommen absolute Gewalt in Italien wie in dem gröfsten Theil der Provinzen so lange Zeit hindurch so gut wie ungestört besessen wie sie Cinna zu Theil geworden ist; aber es ist auch keiner zu nennen, dessen Regiment so vollkommen nichtig und ziellos gewesen ist. Man stiefs natürlich die von Sulla im J. 666 begründeten reactionären Institutionen um. Man that einiges um dem Proletariat sich gefällig zu erweisen — so wurden wahrscheinlich die vor einigen Jahren eingeführten Beschränkungen der Getreidevertheilung (S. 220) jetzt wiederum beseitigt; so wurde nach dem Vorschlag des Volkstribuns Marcus Junius Brutus im Frühjahr 671 eine demokratische Colonie auf der ehemaligen capuanischen Domäne angesiedelt; so veranlafste

Lucius Valerius Flaccus der jüngere ein Schuldgesetz, das jede Privatforderung auf den vierten Theil ihres Nominalbetrags herabsetzte und drei Viertel zu Gunsten der Schuldner cassirte. Man ernannte Censoren (668) um sämmtliche Italiker in die fünfunddreifsig Bürgerbezirke zu vertheilen — eine seltsame Fügung dabei war es, dafs in Folge des Mangels von fähigen Candidaten zur Censur derselbe Philippus, der als Consul 663 hauptsächlich den Plan des Drusus den Italikern das Stimmrecht zu verleihen hatte scheitern machen (S. 204), jetzt als Censor sie in die Bürgerrollen einzuschreiben ausersehen ward. In gleicher Weise wurde der Senat veranlafst den Italikern und den Freigelassenen das volle und gleiche Stimmrecht noch einmal zu bestätigen (670); wogegen es sich nicht findet, dafs man sich die Mühe gab die Bürgerschaft in dieser Angelegenheit zu fragen. Diese Mafsregeln aber, die einzigen constitutiven während des ganzen cinnanischen Regiments, sind ohne Ausnahme vom Augenblick dictirt; es liegt — und vielleicht ist dies das Entsetzlichste bei dieser ganzen Katastrophe — derselben nicht etwa ein verkehrter, sondern gar kein politischer Plan zu Grunde. Man liebkoste den Pöbel und verletzte ihn zugleich in höchst unnöthiger Weise durch zwecklose Mifsachtung der verfassungsmäfsigen Formen. Man konnte an der Capitalistenpartei einen Halt finden und schädigte sie aufs Empfindlichste durch das Schuldgesetz. Die eigentliche Stütze des Regiments waren — durchaus ohne dessen Zuthun — die Neubürger; man liefs sich ihren Beistand gefallen, aber es geschah nichts um die seltsame Stellung der Samniten zu regeln, die dem Namen nach jetzt römische Bürger waren, aber offenbar thatsächlich ihre landschaftliche Unabhängigkeit als den eigentlichen Zweck und Preis des Kampfes betrachteten und diese gegen all und jeden zu vertheidigen in Waffen blieben. Man schlug die angesehenen Senatoren todt wie tolle Hunde; aber nicht das geringste ward gethan um den Senat im Interesse der Regierung zu reorganisiren oder dauernd zu terrorisiren; so dafs dieselbe auch seiner keineswegs sicher war. So hatte Gaius Gracchus den Sturz der Oligarchie nicht verstanden, dafs der neue Herr sich auf seinem selbstgeschaffenen Thron verhalten könne, wie es legitime Nullkönige zu thun beliebten. Aber diesen Cinna hatte nicht sein Wollen, sondern der reine Zufall emporgetragen; war es ein Wunder, dafs er blieb, wo die Sturmfluth der Revolution ihn hingespült hatte, bis eine zweite Sturmfluth kam ihn wieder fortzuschwemmen?

Dieselbe Verbindung der gewaltigsten Machtfülle mit der vollständigsten Impotenz und Incapacität der Machthaber zeigte die Kriegführung gegen die Oligarchie, von der denn doch zunächst die Existenz der revolutionären Regierung abhing. In Italien gebot sie unumschränkt. Unter den Altbürgern war ein sehr grofser Theil grundsätzlich demokratisch gesinnt; die noch gröfsere Masse der ruhigen Leute mifsbilligten zwar die marianischen Greuel, sahen aber in einer oligarchischen Restauration nichts als die Eröffnung eines zweiten Schreckensregiments der entgegengesetzten Partei. Der Eindruck der Unthaten des J. 667 auf die Nation insgesammt war verhältnifsmäfsig gering gewesen, da sie vorwiegend doch nur die hauptstädtische Aristokratie betroffen hatten, und ward überdies einigermafsen ausgelöscht durch ein dreijähriges leidlich ruhiges Regiment. Die gesammte Masse der Neubürger endlich, vielleicht drei Fünftel der Italiker, stand entschieden wo nicht für die gegenwärtige Regierung doch gegen die Oligarchie. — Gleich Italien hielten zu jener die meisten Provinzen: Sicilien, Sardinien, beide Gallien, beide Spanien. In Africa machte Quintus Metellus, der den Mördern glücklich entkommen war, einen Versuch diese Provinz für die Optimaten zu halten; zu ihm begab sich aus Spanien Marcus Crassus, der jüngste Sohn des in dem marianischen Blutbad umgekommenen Publius Crassus, und verstärkte ihn durch einen in Spanien zusammen gebrachten Haufen. Allein sie mufsten, da sie sich unter einander entzweiten, dem Statthalter der revolutionären Regierung Gaius Fabius Hadrianus weichen. Asien war in den Händen Mithradats; somit blieb als einzige Freistatt der verfehmten Oligarchie die Provinz Makedonien, so weit sie in Sullas Gewalt war. Dorthin retteten sich Sullas Gemahlin und Kinder, die mit Mühe dem Tode entgangen waren, und nicht wenige entkommene Senatoren, so dafs bald in seinem Hauptquartier eine Art von Senat sich bildete. An Decreten liefs es hiegegen die Regierung nicht fehlen. Sulla ward durch die Comitien seines Commandos und seiner sonstigen Ehren und Würden entsetzt und geächtet, wie das in gleicher Weise auch gegen Metellus, Appius Claudius und andere angesehene Flüchtlinge geschah; sein Haus in Rom wurde geschleift, seine Landgüter verwüstet. Indefs damit freilich war die Sache nicht erledigt. Hätte Gaius Marius länger gelebt, so wäre er ohne Zweifel selbst gegen Sulla dorthin marschirt, wohin noch auf seinem Todtbette die Fieberbilder ihn führten; welche Mafsregeln nach seinem Tode die Regierung er-

grift, ward schon erzählt. Lucius Valerius Flaccus der jüngere*, der nach Marius Tode das Consulat und das Commando im Osten übernahm (668), war weder Soldat noch Offizier, sein Begleiter Gaius Fimbria nicht unfähig aber unbotmäfsig, das ihnen mitgegebene Heer schon der Zahl nach dreifach schwächer als die sullanische Armee. Man vernahm nach einander, dafs Flaccus, um nicht von Sulla erdrückt zu werden, an ihm vorüber nach Asien abgezogen sei (668), dafs Fimbria ihn beseitigt und sich selbst an seine Stelle gesetzt habe (Anf. 669), dafs Sulla Frieden geschlossen habe mit Mithradates (669/70). Bis dahin hatte Sulla den in der Hauptstadt regierenden Behörden gegenüber geschwiegen; jetzt lief ein Schreiben von ihm an den Senat ein, worin er die Beendigung des Krieges berichtete und seine Rückkehr nach Italien ankündigte; die den Neubürgern ertheilten Rechte werde er achten; Strafe und Rache seien zwar unvermeidlich, allein sie würden nicht die Massen, sondern die Urheber treffen. Diese Ankündigung schreckte Cinna aus seiner Unthätigkeit auf; wenn bisher nichts von ihm gegen Sulla geschehen war als dafs einige Mannschaft unter die Waffen gestellt und eine Anzahl Schiffe im adriatischen Meere versammelt worden war, so beschlofs er jetzt schleunigst nach Griechenland überzugehen. Aber andrerseits weckte Sullas Schreiben, das den Umständen nach äufserst gemäfsigt zu nennen war, die Hoffnung der Mittelpartei auf eine friedliche Ausgleichung. Die Majorität des Senats beschlofs nach dem Vorschlag des älteren Flaccus einen Sühneversuch zu veranstalten und zu dem Ende Sulla aufzufordern sich unter Zusicherung sicheren Geleits in Italien einzufinden, die Consuln Cinna und Carbo aber zu veranlassen bis zum Eingang von Sullas Antwort die Rüstungen ein-

* Lucius Valerius Flaccus, den die Fasten als Consul 668 nennen, ist nicht der Consul des J. 654, sondern ein gleichnamiger jüngerer Mann, vielleicht des Vorigen Sohn. Einmal wird nirgends, wo der eine oder der andere genannt wird, eines doppelten Consulats gedacht, auch nicht wo es nothwendig war wie Cic. *pro Flacc.* 32, 77. Zweitens kann der Lucius Valerius Flaccus, der im J. 669 als Vormann des Senats, also als Consular in Rom thätig war (Liv. 83), nicht der Consul des J. 668 sein, da dieser damals bereits nach Asien abgegangen und wahrscheinlich schon todt war. Der Consul 654, Censor 657 ist derjenige, den Cicero (*ad Att.* 8, 3, 6) unter den 667 in Rom anwesenden Consularen nennt; er war 669 unzweifelhaft der älteste lebende Altcensor und also geeignet zum Vormann des Senats; er ist auch der Zwischenkönig und der Reiterführer von 672. Dagegen ist der Consul 668, der in Nikomedeia umkam (S. 285), der Vater des von Cicero vertheidigten Lucius Flaccus (*pro Flacc.* 25, 61 vgl. 23, 53, 32, 77).

zustellen. Sulla wies die Vorschläge nicht unbedingt von der Hand; er kam zwar natürlich nicht selbst, aber er sandte Boten um zu erklären, dafs er nichts fordere als Wiedereinsetzung der Verbannten in den vorigen Stand und gerichtliche Bestrafung der begangenen Verbrechen, Sicherheit übrigens nicht geleistet begehre, sondern denen daheim zu bringen gedenke. Allein seine Boten fanden den Stand der Dinge in Italien wesentlich verändert. Cinna hatte, ohne um jenen Senatsbeschlufs sich weiter zu bekümmern, sofort nach aufgehobener Sitzung sich zum Heer begeben und die Einschiffung der Truppen zu betreiben begonnen. Aber die Aufforderung in der bösen Jahreszeit sich dem Meer anzuvertrauen rief unter den schon schwierigen Truppen im Hauptquartier zu Ancona eine Meuterei hervor, deren Opfer Cinna ward (Anf. 670), worauf sein College Carbo sich genöthigt sah die schon übergegangenen Abtheilungen zurückzuführen und auf das Aufnehmen des Krieges in Griechenland verzichtend Winterquartiere in Ariminum zu beziehen. Von Unterhandlungen konnte keine Rede sein: der Senat, jetzt wieder unter Carbos Einflufs, wies Sullas Vorschläge zurück ohne auch nur die Boten nach Rom zu lassen und befahl ihm kurzweg die Waffen niederzulegen. — Sulla war inzwischen nach Asien übergegangen, das Heer des Fimbria zu ihm übergetreten, der Führer durch seine eigene Hand gefallen: Ereignisse, die so ungünstig sie für die Regierung an sich waren, doch ihr eine weitere Jahresfrist zu Rüstungen verschafften. Sie ward nicht versäumt; es sollen bei Sullas Landung 100000, später sogar die doppelte Zahl von Bewaffneten in Italien gegen ihn gestanden haben. Die Nation wollte, wie gesagt, in ihrer grofsen Majorität von Sulla nichts wissen. Aber was gegen Sulla geschah, geschah am wenigsten durch die herrschende Coterie der Marianer, die nicht so sehr ihrer Unthaten wegen verabscheut, als ihrer Schwäche und Nichtigkeit wegen verachtet ward. Eben jetzt, wo es galt, mufste diese Coterie die bisher usurpirte Besetzung des höchsten Amtes abgeben und für das entscheidende Jahr 671 wieder Consulwahlen veranstalten. Die Stimmen vereinigten hierbei sich nicht auf den bisherigen Consul Carbo noch auf einen der fähigen Offiziere der regierenden Clique, wie Quintus Sertorius oder Gaius Marius den Sohn, sondern auf Lucius Scipio und Gaius Norbanus, zwei Incapacitäten, von denen keiner zu schlagen, Scipio nicht einmal zu sprechen verstand und von denen jener nur als der Enkel des Antiochossiegers, dieser als politischer Gegner der Oligarchie (S. 199) sich der Menge empfahlen. Man wollte die Marianer

nicht, aber noch weniger Sulla und eine oligarchische Restauration. — Gegen diese italische Macht hatte Sulla nichts in die Wagschale zu legen als seine fünf Legionen, die auch mit Einrechnung einiger in Makedonien und im Peloponnes aufgebotener Zuzüge kaum auf 40000 Mann sich belaufen mochten. Allerdings hatte dies Heer in siebenjährigen Kämpfen in Italien, Griechenland und Asien des Politisierens sich entwöhnt und hing seinem Feldherrn, der den Soldaten Alles, Schwelgerei, Bestechung, sogar Meuterei gegen die Offiziere nachsah, und nichts verlangte als Tapferkeit und Treue gegen den Feldherrn, der ihnen für den Sieg die verschwenderischsten Belohnungen in Aussicht stellte, mit allem jenem soldatischen Enthusiasmus an, der um so gewaltiger ist, als in ihm die edelsten und die gemeinsten Leidenschaften oft in derselben Brust sich begegnen. Freiwillig schworen nach römischer Sitte die sullanischen Soldaten sich einander es zu fest zusammenzuhalten und freiwillig brachte ein jeder dem Feldherrn seinen Sparpfennig als Beisteuer zu den Kriegskosten. Allein so ansehnlich diese geschlossene Kerntruppe gegen die feindlichen Massen ins Gewicht fiel, so erkannte doch Sulla sehr wohl, daß Italien nicht mit fünf Legionen bezwungen werden konnte, wenn es im entschlossenen Widerstande einig zusammenhielt. Hätte Sulla nichts zu besiegen gehabt, als den Widerstand der Popularpartei und dieser unfähigen Autokraten, so wäre seine Aufgabe nicht schwierig gewesen; aber er sah sich gegenüber und mit dieser vereinigt die ganze Masse derer, die keine oligarchische Schreckensrestauration wollten, und vor allen Dingen die gesammte Neubürgerschaft, sowohl diejenigen, die durch das julische Gesetz von der Theilnahme an der Insurrection sich hatten abhalten lassen, als diejenigen, deren Schilderhebung vor wenigen Jahren Rom an den Rand des Verderbens geführt hatte. Sulla übersah vollkommen die Lage der Verhältnisse und war weit entfernt von der blinden Erbitterung und der eigensinnigen Starrheit, die die Majorität seiner Partei charakterisirten. Während das Staatsgebäude in vollen Flammen stand, während man seine Freunde ermordete, seine Häuser zerstörte, seine Familie ins Elend trieb, war er ungeirrt auf seinem Posten verblieben, bis der Landesfeind überwältigt und die römische Grenze gesichert war. In demselben Sinne patriotischer und einsichtiger Mäßigung behandelte er auch jetzt die italischen Verhältnisse und that, was er irgend thun konnte, um die Gemäßigten und die Neubürger zu beruhigen und um zu vermeiden, daß nicht unter dem Namen des Bürgerkrieges der weit gefährlichere Krieg gegen die

italischen Bundesgenossen sich abermals entspinne. Schon das erste Schreiben, das Sulla an den Senat richtete, hatte nichts als Recht und Gerechtigkeit gefordert und eine Schreckensherrschaft ausdrücklich zurückgewiesen; im Einklang damit stellte er nun allen denen, die noch jetzt von der revolutionären Regierung sich lossagen würden, unbedingte Begnadigung in Aussicht und veranlafste seine Soldaten Mann für Mann zu schwören, dafs sie den Italikern durchaus als Freunden und Mitbürgern begegnen würden. Die bündigsten Erklärungen sicherten den Neubürgern die von ihnen erworbenen politischen Rechte; so dafs Carbo deshalb von jeder italischen Stadtgemeinde sich Geiseln wollte stellen lassen, was indefs an dem Widerspruch des Senats scheiterte. Die Hauptschwierigkeit der Lage Sullas bestand in der That darin, dafs bei der eingerissenen Wort- und Treulosigkeit die Neubürger allen Grund hatten wenn nicht an seinen persönlichen Abschied, doch daran zu zweifeln, ob er es vermögen werde die Senatsmajorität nach dem Siege zum Worthalten zu bestimmen.

So erschien Sulla im Frühling 671 mit seinen Legionen an der italischen Küste. Die revolutionäre Regierung fand sich trotz der vierjährigen Vorbereitungsfrist dennoch überrumpelt: der Senat erklärte auf die Nachricht von der Landung das Vaterland in Gefahr und übertrug den Consuln unbeschränkte Vollmacht; aber das Heer befand sich noch bei Arminium und in dem ganzen südöstlichen Littoral stand kein Mann unter den Waffen. Gleich die erste Stadt, bei der Sulla landete, die ansehnliche Neubürgergemeinde Brundisium, öffnete ohne Widerstand dem oligarchischen General die Thore und dem gegebenen Beispiel folgte ganz Messapien und Apulien. Die Armee marschirte durch diese Gegenden wie durch Freundesland und hielt, ihres Eides eingedenk, durchgängig die strengste Mannszucht. Von allen Seiten strömten die versprengten Reste der Optimatenpartei in das Lager Sullas. Aus den Bergschluchten Liguriens, wohin er von Africa sich gerettet hatte, kam Quintus Metellus und übernahm wieder, als College Sullas, das im J. 667 ihm übertragene und von der Revolution ihm aberkannte proconsularische Commando; ebenso erschien von Africa her mit einer kleinen Schaar Bewaffneter Marcus Crassus. Die meisten Optimaten freilich kamen als vornehme Emigranten mit grofsen Ansprüchen und geringer Kampflust, so dafs sie von Sulla selbst bittere Worte zu hören bekamen über die adlichen Herren, die zum Heil des Staates sich wollten retten lassen und nicht einmal dazu zu bringen seien ihre Sclaven zu bewaffnen. Wichtiger war es, dafs schon Ueberläufer aus dem

demokratischen Lager sich einstellten. So erschien der feine und angesehene Lucius Philippus, nebst ein paar notorisch unfähigen Leuten der einzige Consular, der mit der revolutionären Regierung sich eingelassen und unter ihr Aemter angenommen hatte; er fand bei Sulla die zuvorkommendste Aufnahme und erhielt den ehrenvollen und bequemen Auftrag die Provinz Sardinien für ihn zu besetzen. Ebenso wurden Quintus Lucretius Ofella und andere brauchbare Offiziere empfangen und sofort beschäftigt; selbst Publius Cethegus, einer der nach der sulpicischen Emeute von Sulla geächteten Senatoren, erhielt Verzeihung und eine Stellung im Heer. Wichtiger noch als diese einzelnen Uebertritte war der der Landschaft Picenum, der wesentlich dem Sohne des Strabo, dem jungen Gnaeus Pompeius verdankt ward. Dieser, gleich seinem Vater von Haus aus kein Anhänger der Oligarchie, hatte die revolutionäre Regierung anerkannt und sogar in Cinnas Heer Dienste genommen; allein es ward ihm nicht vergessen, dafs sein Vater die Waffen gegen die Revolution getragen hatte und er sah sich vielfach angefeindet, ja sogar durch die Anklage auf Herausgabe der nach der Einnahme von Asculum von seinem Vater wirklich oder angeblich unterschlagenen Beute mit dem Verlust seines sehr beträchtlichen Vermögens bedroht. Zwar wendete mehr als die Beredsamkeit des Consulars Lucius Philippus und des jungen Lucius Hortensius der Schutz des ihm persönlich gewogenen Consuls Carbo den ökonomischen Ruin von ihm ab; aber die Verstimmung blieb. Auf die Nachricht von Sullas Landung ging er nach Picenum, wo er ausgedehnte Besitzungen und von seinem Vater und dem Bundesgenossenkriege her die besten municipalen Verbindungen hatte und pflanzte in Auximum (Osimo) die Fahne der optimatischen Partei auf. Die Landschaft, die meistens von Altbürgern bewohnt war, fiel ihm zu; die junge Mannschaft, welche grofsentheils mit ihm unter seinem Vater gedient hatte, stellte sich bereitwillig unter den beherzten Führer, der, noch nicht dreiundzwanzigjährig, ebenso sehr Soldat wie General war, im Reitergefecht den Seinen voransprengte und tüchtig mit in den Feind einhieb. Das picenische Freiwilligencorps wuchs bald auf drei Legionen; den aus der Hauptstadt zur Dämpfung der picenischen Insurrection ausgesandten Abtheilungen unter Cluvius, Gaius Albius Carrinas, Lucius Junius Brutus Damasippus* wufste der improvisirte Feldherr, die unter

* Nur an diesen kann hier gedacht werden, da Marcus Brutus der Vater des sogenannten Befreiers im J. 671 Volkstribun war, also nicht im Felde commandiren konnte.

denselben entstandenen Zwistigkeiten geschickt benutzend, sich zu entziehen oder sie einzeln zu schlagen und mit dem Hauptheer Sullas, wie es scheint in Apulien, die Verbindung herzustellen. Sulla begrüfste ihn als Imperator, das heifst als einen im eigenen Namen commandirenden und ihm selbst an Rang gleichstehenden Offizier und zeichnete den Jüngling durch Ehrenbezeugungen aus, wie er sie keinem seiner vornehmen Clienten erwies — vermuthlich nicht ohne die Nebenabsicht der charakterlosen Schwäche seiner eigenen Parteigenossen damit eine indirecte Züchtigung zukommen zu lassen. — Also moralisch und materiell ansehnlich verstärkt wandten Sulla und Metellus aus Apulien durch die immer noch insurgirten samnitischen Gegenden sich nach Campanien. Ueber hatte auch die feindliche Hauptmacht sich begeben und es schien die Entscheidung hier fallen zu müssen. Das Heer des Consuls Gaius Norbanus stand um Capua, wo eben unter dessen Schutz die neue Colonie mit allem demokratischen Pomp sich constituirte. Bevor die zweite auf der appischen Strafse nachrückende Consulararmee unter Scipio herankam, stand Sulla dem Heer des Norbanus gegenüber. Ein letzter Vermittlungsversuch, den Sulla machte, führte nur dazu, dafs man an seinen Boten sich vergriff; so warfen seine kampfgewohnten Scharen in frischer Erbitterung sich auf den Feind und ihr gewaltiger Stofs, wie sie vom Berge Tifata herab den in der Ebene aufgestellten Feind angriffen, zersprengte denselben im ersten Anlauf. Norbanus war gezwungen mit dem Rest seiner Mannschaft sich in die revolutionäre Colonie Capua und die Neubürgerstadt Neapolis zu werfen und dort sich blokiren zu lassen. Sullas Truppen, bisher nicht ohne Besorgnifs ihre schwache Zahl mit den feindlichen Massen vergleichend, hatten durch diesen Sieg das Vollgefühl militärischer Ueberlegenheit gewonnen; die Städte wurden umstellt und Sulla selbst rückte auf der appischen Strafse vor gegen Teanum, wo Scipio stand. Auch ihm bot er, ehe der Kampf begann, noch einmal die Hand zum Frieden; es scheint in gutem Ernste. Scipio, schwach wie er war, ging darauf ein; ein Waffenstillstand ward geschlossen; zwischen Cales und Teanum kamen die beiden Feldherren, beide Glieder des gleichen Adelsgeschlechts, beide gebildet und feingesittet und langjährige Collegen im Senat, persönlich zusammen; man liefs sich auf die einzelnen Fragen ein; schon war man so weit, dafs Scipio einen Boten nach Capua absandte, um die Meinung seines Collegen einzuholen. Inzwischen mischten sich die Soldaten beider Lager; die Sullaner, von ihrem Feldherrn reichlich mit Gelde

versehen, machten es den nicht allzu kriegslustigen Rekruten beim Becher leicht begreiflich, dafs es besser sei sie zu Kameraden als zu Feinden zu haben; vergeblich warnte Sertorius den Feldherrn diesem gefährlichen Verkehr ein Ende zu machen. Die Verständigung, die so nahe geschienen, trat doch nicht ein; es war Scipio, welcher den Waffenstillstand kündigte. Aber Sulla behauptete, dafs es zu spät und der Vertrag bereits abgeschlossen gewesen sei; worauf Scipios Soldaten, unter dem Vorwand, dafs ihr Feldherr den Waffenstillstand widerrechtlich aufgesagt, in Masse übergingen in die feindlichen Reihen. Die Scene schlofs mit einer allgemeinen Umarmung, der die commandirenden Offiziere der Revolutionsarmee zuzusehen hatten. Sulla liefs den Consul auffordern sein Amt niederzulegen, was er that, und ihn nebst seinem Stab durch seine Reiter dahin escortiren, wohin sie begehrten; allein kaum in Freiheit gesetzt legte Scipio die Abzeichen seiner Würde wieder an und begann aufs neue Truppen zusammenzuziehen, ohne indefs weiter etwas von Belang auszurichten. Sulla und Metellus nahmen Winterquartiere in Campanien und hielten, nachdem ein zweiter Versuch mit Norbanus sich zu verständigen gescheitert war, Capua den Winter über blokirt.

Die Ergebnisse des ersten Feldzugs waren für Sulla die Unterwerfung von Apulien, Picenum und Campanien, die Auflösung der einen, die Besiegung und Blokirung der andern consularischen Armee. Schon traten die italischen Gemeinden, genöthigt jede für sich Partei zwischen ihren zwiefachen Drängern zu ergreifen, zahlreich mit ihm in Unterhandlung und liefsen sich die von der Gegenpartei erworbenen politischen Rechte durch förmliche Separatverträge von dem Feldherrn der Oligarchie garantiren; Sulla hegte die bestimmte Erwartung und trug sie absichtlich zur Schau die revolutionäre Regierung in dem nächsten Feldzug niederzuwerfen und wieder in Rom einziehen zu können. — Aber auch der Revolution schien die Angst und die Verzweiflung neue Kräfte zu geben. Das Consulat übernahmen zwei ihrer entschiedensten Führer, Carbo zum dritten Mal und Gaius Marius der Sohn; dafs der letztere eben zwanzigjährige Mann gesetzmäfsig das Consulat nicht bekleiden konnte, achtete man so wenig wie jeden andren Punct der Verfassung. Quintus Sertorius, der in dieser und in andern Angelegenheiten eine unbequeme Kritik machte, wurde angewiesen, sich, um neue Werbungen vorzunehmen, nach Etrurien und von da in seine Provinz, das diesseitige Spanien zu begeben. Die Kasse zu füllen mufste der Senat die Einschmelzung des goldenen und silbernen Tempelgeräths

der Hauptstadt verfügen; wie bedeutend der Ertrag war, erhellt daraus, dafs er sich nach mehrmonatlicher Kriegsführung noch auf gegen 1 Mill. Thlr. (14000 Pfund Gold und 6000 Pfund Silber) belief. In dem beträchtlichen Theile Italiens, der gezwungen oder freiwillig noch zu der Revolution hielt, wurden die Rüstungen lebhaft betrieben. Aus Etrurien, wo die Neubürgergemeinden sehr zahlreich waren, und dem Pogebiet kamen ansehnliche neu formirte Abtheilungen. Auf den Ruf des Sohnes stellten die marianischen Veteranen in grofser Anzahl sich in der Hauptstadt ein. Aber nirgends ward zum Kampf gegen Sulla so leidenschaftlich gerüstet wie in dem insurgirten Samnium und einzelnen Strichen von Lucanien. Es war nichts weniger als Ergebenheit gegen die revolutionäre römische Regierung, dafs zahlreicher Zuzug aus den oskischen Gegenden ihre Heere verstärkte; wohl aber begriff man daselbst, dafs eine von Sulla restaurirte Oligarchie sich die jetzt factisch bestehende landschaftliche Selbstständigkeit dieser Gegenden nicht so gefallen lassen werde wie die schlaffe cinnanische Regierung; und darum erwachte in dem Kampf gegen Sulla noch einmal die uralte Rivalität der Sabeller gegen die Latiner. Für Samnium und Latium war dieser Krieg so gut ein Nationalkampf wie die Kriege des fünften Jahrhunderts; man stritt nicht um ein Mehr oder Minder von politischen Rechten, sondern um den lange verhaltenen Hafs durch Schädigung und Vernichtung des Gegners zu befriedigen. Es war darum kein Wunder, wenn dieser Theil des Krieges einen ganz andern Charakter trug als die übrigen Kämpfe, wenn hier keine Verständigung versucht, kein Quartier gegeben oder genommen, die Verfolgung bis aufs Aeufserste fortgesetzt ward. — So trat man den Feldzug des J. 672 beiderseits mit verstärkten Streitkräften und gesteigerter Leidenschaft an. Vor allem die Revolution warf die Scheide weg: auf Carbos Antrag ächteten die römischen Comitien alle in Sullas Lager befindlichen Senatoren. Sulla schwieg; er mochte denken, dafs man im Voraus sich selber das Urtheil spreche.

Die Armee der Optimaten theilte sich. Der Proconsul Metellus übernahm es, gestützt auf die picenische Insurrection, nach Oberitalien vorzudringen, während Sulla von Campanien aus gerades Wegs gegen die Hauptstadt marschirte. Jenem warf Carbo sich entgegen; der feindlichen Hauptarmee wollte Marius in Latium begegnen. Auf der latinischen Strafse heranrückend traf Sulla unweit Signia auf den Feind, der vor ihm zurückwich bis nach dem sogenannten ‚Hafen des Sacer' zwischen Signia

und dem Hauptwaffenplatz der Marianer, dem festen Praeneste. Hier stellte Marius sich zur Schlacht. Sein Heer war etwa 40000 Mann stark und er an wildem Grimme und persönlicher Tapferkeit seines Vaters rechter Sohn; aber es waren nicht die wohlgeübten Schaaren, mit denen dieser seine Schlachten geschlagen hatte, und noch minder durfte der unerfahrene junge Mann mit dem alten Kriegsmeister sich vergleichen. Bald wichen seine Truppen; der Uebertritt einer Abtheilung noch während des Gefechts beschleunigte die Niederlage. Ueber die Hälfte der Marianer waren todt oder gefangen; die Hauptstadt, die zu verproviantiren man versäumt hatte, unrettbar verloren. In Folge dessen gab Marius dem daselbst befehligenden Praetor Lucius Brutus Damasippus den Befehl sie zu räumen, vorher aber alle bisher noch verschonten angesehenen Männer der Gegenpartei niederzumachen. Der Auftrag, durch den der Sohn die Aechtungen des Vaters noch überbot, ward vollzogen; Damasippus berief unter einem Vorwand den Senat und die bezeichneten Männer wurden theils in der Sitzung selbst, theils auf der Flucht vor dem Rathhaus niedergestofsen. Trotz der vorhergegangenen gründlichen Epurirung fanden sich doch noch einzelne namhaftere Opfer: so der gewesene Aedil Publius Antistius, der Schwiegervater des Gnaeus Pompeius, und der gewesene Praetor Gaius Carbo, der Sohn des bekannten Freundes und nachherigen Gegners der Gracchen (S. 120), beide nach dem Tode so vieler ausgezeichneterer Talente die besten Gerichtsredner auf dem verödeten Markt; der Consular Lucius Domitius und vor allem der ehrwürdige Oberpriester Quintus Scaevola, der dem Dolch des Fimbria nur entgangen war um jetzt während der letzten Krämpfe der Revolution in der Halle des seiner Obhut anvertrauten Vestatempels zu verbluten. Mit stummem Entsetzen sah die Menge die Leichen dieser letzten Opfer des Terrorismus durch die Strafsen schleifen und sie in den Flufs werfen. — Marius vermochte nach der Schlacht am Hafen des Sacer nicht einmal sich über die Tiber zurückzuziehen; seine aufgelösten Haufen warfen sich in die nahen und festen Neubürgerstädte Norba und Praeneste, er selbst mit der Kasse und dem gröfsten Theil der Flüchtlinge in die letztere. Sulla begnügte sich eben wie er das Jahr zuvor vor Capua es gemacht hatte, vor Praeneste einen tüchtigen Offizier, den Quintus Ofella zurückzulassen mit dem Auftrag seine Kräfte nicht an die Belagerung der festen Stadt zu vergeuden, sondern sie mit einer weiten Blokadelinie einzuschliessen und sie auszuhungern. Er selbst rückte von verschiedenen

Seiten auf die Hauptstadt zu, welche er wie die ganze Umgegend vom Feinde verlassen fand und ohne Gegenwehr besetzte. Kaum nahm er sich die Zeit das Volk durch eine Ansprache zu beruhigen und die nöthigsten Anordnungen zu treffen, sondern ging sofort weiter nach Etrurien, um in Verbindung mit Metellus Armee die Gegner auch aus Norditalien zu vertreiben. Metellus war inzwischen am Flufs Aesis (Esino zwischen Ancona und Sinigaglia), der die picenische Landschaft von der gallischen Provinz schied, auf Carbos Unterfeldherrn Carrinas gestofsen und hatte diesen geschlagen; als Carbo selbst mit seiner überlegenen Armee herbeikam, hatte er das weitere Vordringen aufgeben müssen. Allein auf die Nachricht von der Schlacht am Sacerhafen war Carbo, um seine Communicationen besorgt, zurückgegangen bis auf die flaminische Chaussee, in deren Knotenpunct Ariminum er sein Hauptquartier zu nehmen und von dort theils die Pässe des Apennin, theils das Pothal zu behaupten gedachte; bei welchem rückgängigen Marsch verschiedene Abtheilungen dem Feinde in die Hände geriethen, Sena gallica von Pompeius erstürmt und von denselben Carbos Nachhut in einem glänzenden Reitergefecht zersprengt ward. Vorläufig erreichte indefs Carbo im Ganzen seinen Zweck und konnte selbst nach Etrurien gehen, während der Consular Norbanus im Pothal das Commando übernahm; bald aber sah er von drei Seiten zugleich sich bedroht. Metellus ging mit der Flotte an Ariminum vorbei nach Ravenna und schnitt bei Faventia die Verbindung ab zwischen Ariminum und dem Pothal, in das er unter Marcus Lucullus, dem Quaestor Sullas und dem Bruder seines Flottenführers im mithradatischen Krieg, eine Abtheilung auf der grofsen Strafse nach Placentia entsandte. Der junge Pompeius und sein Altersgenosse und Nebenbuhler Crassus drangen aus dem Picenischen auf Bergwegen in Umbrien ein und gewannen die flaminische Strafse bei Spoletium, wo sie Carbos Unterfeldherrn Carrinas schlugen und in die Stadt einschlossen; indefs gelang es denselben in einer regnerischen Nacht aus derselben zu entweichen und wenn gleich nicht ohne Verlust zum Heer des Carbo durchzudringen. Sulla selbst rückte von Rom aus in zwei Heerhaufen in Etrurien ein, von denen der eine an der Küste vorrückend bei Saturnia (zwischen den Flüssen Umbrone und Albegna) das ihm entgegenstehende Corps schlug, das zweite unter Sullas eigener Führung im Clanisthal auf die Armee des Carbo traf und nach einem glücklichen Gefecht mit dessen spanischer Reiterei ihm selbst in der Gegend von Chiusi eine Hauptschlacht lieferte. Sie endigte

ohne eigentliche Entscheidung, aber insofern doch zu Gunsten Carbos, als Sullas siegreiches Vordringen gehemmt ward. Während so die oligarchische Partei alle ihre Kräfte in Etrurien und im Potthal concentrirte, machte die revolutionäre aller Orten die äufserste Anstrengung um die Blokade von Praeneste zu sprengen. Selbst Marcus Perpenna, der Statthalter von Sicilien machte sich dazu auf; es scheint indefs nicht, dafs er nach Praeneste gelangte. Ebenso wenig glückte dies dem von Carbo detachirten sehr ansehnlichen Corps unter Marcius; von den bei Spoletium stehenden feindlichen Truppen überfallen und geschlagen, durch Unordnung, Mangel an Zufuhr und Meuterei demoralisirt ging ein Theil zu Carbo, ein anderer zurück nach Ariminum, der Rest verlief sich. Ernstliche Hülfe kam dagegen aus Süditalien. Hier brachen die Samniten unter Pontius von Telesia, die Lucaner unter ihrem erprobten Feldherrn Marcus Lamponius auf, ohne dafs der Abmarsch ihnen gewehrt worden wäre, zogen in Campanien, wo Capua noch immer sich hielt, eine Abtheilung der Besatzung unter Gutta an sich und rückten also, angeblich 70000 Mann stark, auf Praeneste zu. Sulla sah sich genöthigt, mit Zurücklassung eines Corps gegen Carbo, selbst nach Latium zurückzukehren, wo er in den Engpässen vorwärts Praeneste* eine wohlgewählte Stellung nahm und dem Entsatzheer den Weg sperrte. Vergeblich versuchte die Besatzung Ofellas Linien zu durchbrechen, vergeblich das Entsatzheer Sulla zu vertreiben; beide verharrten unbeweglich in ihren festen Stellungen, selbst nachdem, von Carbo gesendet, Damasippus mit zwei Legionen das Entsatzheer verstärkt hatte. Diese starken Entsendungen von der Nordarmee verfehlten ihren Zweck in Latium, während zugleich die Schwächung der Streitkräfte in Oberitalien schwer empfunden ward. Hier war Marcus Lucullus von Gaius Norbanus mit überlegener Macht angegriffen und genöthigt worden sich in Placentia einschliefsen zu lassen. Norbanus wandte darauf sich gegen Metellus selbst, auf den er bei Faventia traf, und griff am späten Nachmittag mit seinen vom Marsch ermüdeten Truppen sofort an; die Folge war eine vollständige Niederlage

* Es wird gemeldet, dafs Sulla in dem Engpafs stand, durch den Praeneste allein zugänglich war (App. I, 90); wobei übrigens sowohl ihm als dem Entsatzheer die Strafse nach Rom offen stand. Ohne Zweifel stand Sulla auf der Querstrafse, die von der latinischen auf der die Samniten herankamen, bei Valmontone nach Palestrina abbiegt; in diesem Fall communicirte Sulla auf der praenestinischen, die Feinde auf der latinischen oder labicanischen mit der Hauptstadt.

und die totale Auflösung seines Corps, von dem nur etwa 1000 Mann nach Etrurien zurückkamen. Auf die Nachricht von dieser Schlacht fiel Lucullus aus Placentia aus und schlug die gegen ihn zurückgebliebene Abtheilung bei Fidentia (zwischen Piacenza und Parma). Das lucanische Corps des Albinovanus trat in Masse über; der Führer machte seine anfängliche Zögerung wieder gut, indem er die vornehmsten Offiziere der revolutionären Armee zu einem Bankett bei sich einlud und sie dabei niedermachen liefs; überhaupt schlofs, wer irgend nur durfte, jetzt seinen Frieden. Ariminum gerieth mit allen Vorräthen und Kassen in Metellus Hand; Norbanus schiffte nach Rhodos sich ein; das ganze Land zwischen Alpen und Apenninen erkannte das Optimatenregiment an. Die bisher dort beschäftigten Truppen konnten sich wenden zum Angriff auf Etrurien, die letzte Landschaft, wo die Gegner noch das Feld behaupteten. Als Carbo im Lager bei Clusium diese Nachrichten erhielt, verlor er die Fassung; obwohl er eine noch immer ansehnliche Truppenmasse unter seinen Befehlen hatte, entwich er dennoch heimlich aus seinem Hauptquartier und schiffte nach Africa sich ein. Die im Stich gelassenen Truppen befolgten theils das Beispiel, mit dem der Feldherr ihnen vorangegangen war, und gingen nach Hause, theils wurden sie von Pompeius aufgerieben; die letzten Schaaren nahm Carrinas zusammen und führte sie nach Latium zu der Armee vor Praeneste. Hier hatte nichts sich verändert. Auch Carrinas Corps vermochte nicht Sullas Stellung zu erschüttern, und schon näherte sich die Vorhut der oligarchischen Nordarmee unter Pompeius; in wenigen Tagen zog die Schlinge um das samnitisch-römische Heer sich zusammen. Da entschlossen sich die Führer desselben von Praeneste abzulassen und mit gesammter Hand auf das nur einen starken Tagemarsch entfernte Rom sich zu werfen. Militärisch waren sie damit verloren; ihre Rückzugslinie, die latinische Strafse, gerieth durch diesen Marsch in Sullas Hand und in der Stadt, die der Vertheidigung keinerlei Hülfsmittel darbot, eingekeilt zwischen Metellus und Sullas weit überlegenen Armeen, wurden sie unfehlbar erdrückt. Aber es handelte sich auch nicht mehr um Rettung, sondern einzig um Rache bei diesem Zug nach Rom, dem letzten Wuthausbruch der leidenschaftlichen Revolutionäre und vor allem der verzweifelnden sabellischen Nation. Es war Ernst, was Pontius von Telesia den Seinigen zurief: um der Wölfe, die Italien die Freiheit geraubt hätten, los zu werden, müsse man den Wald vernichten, in dem sie hausten. Nie hat Rom in einer furchtbareren Gefahr

geschwebt als am 25. October 672, als Pontius, Lamponius, Carrinas, Damasippus, auf der latinischen Strafse gegen Rom herangezogen, etwa eine Viertelmeile vom collinischen Thor lagerten. Es drohte ein Tag wie der 20. Juli 364 d. St. und der 15. Juni 455 n. Chr., die Tage der Kelten und der Vandalen. Die Zeiten waren nicht mehr, wo ein Handstreich gegen Rom ein thörichtes Unternehmen war und den Anrückenden konnte es an Verbindungen in der Hauptstadt nicht fehlen. Die Freiwilligenschaar, meist vornehme Jünglinge, die aus der Stadt ausrückte, zerstob wie Spreu vor der ungeheuren Uebermacht. Die einzige Hoffnung der Rettung beruhte auf Sulla. Dieser war auf die Nachricht vom Abmarsch des samnitischen Heeres in der Richtung auf Rom gleichfalls eiligst aufgebrochen der Hauptstadt zu Hülfe. Den sinkenden Muth der Bürgerschaft belebte im Laufe des Morgens das Erscheinen seiner ersten Reiter unter Balbus; um Mittag erschien er selbst mit der Hauptmacht und ordnete sofort am Tempel der erycinischen Aphrodite vor dem collinischen Thor (unweit Porta Pia) die Reihen zur Schlacht. Seine Unterbefehlshaber beschworen ihn nicht die durch den Gewaltmarsch erschöpften Truppen sofort in den Kampf zu schicken; aber Sulla erwog, was die Nacht über Rom bringen könne, und befahl noch am späten Nachmittag den Angriff. Die Schlacht war hart bestritten und blutig. Der linke Flügel Sullas, den er selbst anführte, wich zurück bis an die Stadtmauer, so dafs es nothwendig ward die Stadtthore zu schliefsen; schon brachten Versprengte die Nachricht an Ofella, dafs die Schlacht verloren sei. Allein auf dem rechten Flügel warf Marcus Crassus den Feind und verfolgte ihn bis Antemnae, wodurch auch der andere Flügel wieder Luft bekam und eine Stunde nach Sonnenuntergang auch seinerseits zum Vorrücken übergehen konnte. Die ganze Nacht und noch den folgenden Morgen ward gefochten; erst der Uebertritt einer Abtheilung von 3000 Mann, die sofort die Waffen gegen die früheren Kameraden wandten, setzte dem Kampf ein Ziel. Rom war gerettet. Die Insurgentenarmee, für die es nirgends einen Rückzug gab, wurde vollständig aufgerieben. Die in der Schlacht gemachten Gefangenen, 3—4000 an der Zahl, darunter die Generale Damasippus, Carrinas und den schwer verwundeten Pontius, liefs Sulla am dritten Tage nach der Schlacht in das städtische Meierhaus auf dem Marsfeld führen und daselbst bis auf den letzten Mann niederhauen, so dafs man in dem nahen Tempel der Bellona, wo Sulla eben eine Senatssitzung abhielt, deutlich das Klirren der Waffen und das Stöhnen der Ster-

benden vernahm. Es war eine gräfsliche Execution und sie soll nicht entschuldigt werden; aber es ist nicht gerecht zu verschweigen, dafs diese selben Menschen, die dort starben, wie eine Räuberbande hergefallen waren über die Hauptstadt und die Bürgerschaft und sie, wenn sie Zeit gefunden hätten, so weit vernichtet haben würden, als Feuer und Eisen eine Stadt und eine Bürgerschaft zu vernichten vermögen. — Damit war der Krieg in der Hauptsache zu Ende. Die Besatzung von Praeneste ergab sich, als sie den Ausgang der Schlacht von Rom aus den über die Mauer geworfenen Köpfen des Carrinas und anderer Offiziere erfuhr. Die Führer, der Consul Gaius Marius und der Sohn des Pontius stürzten, als ein Versuch zu entkommen ihnen vereitelt war, sich einer in des andern Schwert. Die Menge gab der Hoffnung sich hin und ward durch Cethegus darin bestärkt, dafs der Sieger für sie auch jetzt noch Gnade walten lassen werde. Aber die Zeiten der Gnade waren vorbei. Je unbedingter Sulla bis zum letzten Augenblick den Uebertretenden volle Verzeihung gewährt hatte, desto unerbittlicher erwies er sich gegen die Chefs und die Gemeinden, die ausgehalten hatten bis zuletzt. Von den praenestinischen Gefangenen, 12000 an der Zahl, wurden zwar aufser den Kindern und Frauen die meisten Römer und einzelne Praenestiner entlassen, aber die römischen Senatoren, fast alle Praenestiner und sämmtliche Samniten wurden entwaffnet und zusammengehauen, die reiche Stadt geplündert. Es ist begreiflich, dafs nach solchem Vorgang die noch nicht übergebenen Neubürgerstädte den Widerstand in hartnäckigster Weise fortsetzten. So wehrten sich in Etrurien Populonium und vor allem das unbezwingliche Volaterrae, das aus den Resten der geschlagenen Partei ein Heer von vier Legionen um sich sammelte und erst nach zweijähriger von Sulla persönlich geleiteter Belagerung capitulirte (673). So ward in Umbrien Tuder durch Marcus Crassus erstürmt. So tödteten in der latinischen Stadt Norba, als Aemilius Lepidus durch Verrath daselbst eindrang, die Bürger sich unter einander und zündeten selbst ihre Stadt an, um nur ihren Henkern die Rache und die Beute zu entziehen. In Unteritalien war bereits früher Neapolis erstürmt und wie es scheint Capua und Nola freiwillig geräumt worden. Dagegen ward die letzte Burg der Samniten Aesernia* erst bezwungen, als Sulla das Jahr darauf (673) selbst in die Landschaft ein-

* Ein anderer Name kann wohl kaum in der Corruptel Liv. 89 *ultam in Samnio* sich verbergen; vgl. Strabon 5, 3, 10.

rückte. Der Dictator erklärte, dafs Rom nicht Ruhe finden werde, so lange Samnium bestehe und machte, diese Gefahr zu beseitigen, aus der bis dahin blühenden und bevölkerten Landschaft eine Einöde. Das siegreiche Heer wurde durch Italien vertheilt und alle unsicheren Ortschaften mit starken Besatzungen belegt; unter der eisernen Hand der sullanischen Offiziere verendeten langsam die letzten Zuckungen der revolutionären und nationalen Opposition.

Noch gab es in den Provinzen zu thun. Zwar Sardinien war dem Statthalter der revolutionären Regierung Quintus Antonius rasch durch Lucius Philippus entrissen worden (672) und auch das transalpinische Gallien leistete geringen oder gar keinen Widerstand; aber in Sicilien, Spanien, Africa schien die Sache der in Italien geschlagenen Partei noch keineswegs verloren. Sicilien regierte für sie der zuverlässige Statthalter Marcus Perpenna. Quintus Sertorius hatte im diesseitigen Spanien die Provinzialen an sich zu fesseln und aus den in Spanien ansässigen Römern eine nicht unansehnliche Armee sich zu bilden gewufst, mit der er zunächst die Pyrenäenpässe sperren liefs; er hatte auch hier wieder bewiesen, dafs, wo man ihn auch hinstellte, er an seinem Platze und unter all den revolutionären Incapacitäten der einzige praktisch brauchbare Mann war. In Africa war der Statthalter Hadrianus zwar, da er das Revolutioniren allzu gründlich betrieb und den Sclaven die Freiheit zu schenken anfing, bei einem durch die römischen Kaufleute von Utica angezettelten Auflauf in seiner Amtswohnung überfallen und mit seinem Gesinde verbrannt worden (672); indefs hielt die Provinz, in der Cinnas Schwiegersohn, der junge fähige Gnaeus Domitius Ahenobarbus, den Oberbefehl übernahm, nichts desto weniger zu der revolutionären Regierung. Es war sogar von dort aus die Propaganda auch in die Clientelstaaten Numidien und Mauretanien getragen worden. Deren legitime Regenten Hiempsal II., des Gauda und Bogud, des Bocchus Sohn, hielten zwar mit Sulla; aber mit Hülfe der Cinnaner war jener durch den demokratischen Prätendenten Hiarbas vom Thron gestofsen worden und ähnliche Fehden bewegten gleichfalls das mauretanische Reich. Auch der aus Italien geflüchtete Consul Carbo verweilte auf der Insel Kossyra (Pantellaria) zwischen Africa und Sicilien, unschlüssig, wie es scheint, ob er nach Aegypten sich flüchten oder in einer der treuen Provinzen versuchen solle den Kampf zu erneuern. — Sulla sandte nach Spanien den Gaius Annius und zunächst nach Sicilien den Gnaeus Pompeius, beide mit proconsu-

larischer Gewalt. Jenem wurde das schwierige Geschäft die Pyrenäenpässe mit Gewalt sich zu eröffnen dadurch erspart, dafs der von Sertorius ihm entgegengestellte General durch einen seiner Offiziere ermordet ward und darauf die Truppen sich verliefen. Sertorius, viel zu schwach um sich im gleichen Kampfe zu behaupten, raffte eilig die nächststehenden Truppen zusammen und schiffte in Neukarthago sich ein — wohin, wufste er selbst nicht, vielleicht an die africanische Küste oder nach den kanarischen Inseln, nur irgendwo hin, wohin Sullas Arm nicht reiche. Spanien unterwarf hierauf sich willig den sullanischen Beamten (um 673). — Sicilien ward, als Pompeius mit 120 Segeln und sechs Legionen sich an der Küste zeigte, von Perpenna ohne Gegenwehr geräumt. Pompeius schickte von dort ein Geschwader nach Kossyra, das die daselbst verweilenden marianischen Offiziere aufhob; Marcus Brutus und die übrigen wurden sofort hingerichtet, der Consul Carbo aber Pompeius Befehlen zufolge vor ihn selbst nach Lilybaeon geführt, und uneingedenk des in gefährlicher Zeit ihm von eben diesem Manne zu Theil gewordenen Schutzes (S. 308) von ihm persönlich dem Henker überliefert (672). Von hier weiter beordert nach Africa, überwand Pompeius die von Ahenobarbus und Hiarbas gesammelten nicht unbedeutenden Streitkräfte mit seinem weit zahlreicheren Heer in offener Feldschlacht und, die Begrüfsung als Imperator vorläufig ablehnend, gab er sogleich das Zeichen zum Sturm auf das feindliche Lager. So ward er an einem Tage der Feinde Herr; Ahenobarbus war unter den Gefallenen; mit Hülfe des Königs Bogud ward Hiarbas in Bulla ergriffen und getödtet und Hiempsal in sein angestammtes Reich wieder eingesetzt; eine grofse Razzia gegen die Bewohner der Wüste, von denen eine Anzahl gaetulischer von Marius als frei anerkannter Stämme Hiempsal untergeben wurden, stellte auch hier die gesunkene Achtung des römischen Namens wieder her; in vierzig Tagen nach Pompeius Landung in Africa war alles zu Ende. Der Senat wies ihn an sein Heer aufzulösen, worin die Andeutung lag, dafs er nicht zum Triumph gelassen werden solle, auf welchen er als aufserordentlicher Beamter dem Herkommen nach keinen Anspruch machen durfte. Der Feldherr grollte heimlich, die Soldaten laut; es schien einen Augenblick, als werde die africanische Armee gegen den Senat revoltiren und Sulla gegen seinen Tochtermann zu Felde ziehen. Indefs Sulla gab nach und liefs den jungen Mann sich berühmen der einzige Römer zu sein, der eher Triumphator als Senator geworden war; ja bei der Heimkehr von diesen bequemen Grofsthaten begrüfste

der ‚Glückliche', vielleicht nicht ohne einige Ironie, den Jüngling als den ‚Grofsen'.

Auch im Osten hatten nach Sullas Einschiffung im Frühling 671 die Waffen nicht geruht. Die Restauration der alten Verhältnisse und die Unterwerfung einzelner Städte kostete wie in Italien so auch in Asien noch manchen blutigen Kampf; namentlich gegen die freie Stadt Mytilene mufste Lucius Lucullus, nachdem er alle milderen Mittel erschöpft hatte, endlich Truppen führen und selbst ein Sieg in freiem Felde machte dem eigensinnigen Widerstand der Bürgerschaft kein Ende. — Ernster waren die neuen Verwicklungen, in die der römische Statthalter von Asien Lucius Murena mit dem König Mithradates gerieth. Dieser hatte sich nach dem Frieden beschäftigt seine auch in den nördlichen Provinzen erschütterte Herrschaft wieder zu befestigen; er hatte die Kolchier beruhigt, indem er seinen tüchtigen Sohn Mithradates ihnen zum Statthalter setzte, dann diesen selbst aus dem Wege geräumt und rüstete nun zu einem Zug in sein bosporanisches Reich. Die Behauptung des Archelaos, der inzwischen bei Murena eine Freistatt hatte suchen müssen (S. 287), dafs diese Rustungen gegen Rom gerichtet seien, bewog Murena sich unter dem Vorgeben, dafs Mithradates noch kappadokische Grenzdistricte in Besitz habe, mit seinen Truppen sich nach dem kappadokischen Komana in Bewegung zu setzen und die pontische Grenze zu verletzen (671). Mithradates begnügte sich bei Murena und, da dies vergeblich war, bei der römischen Regierung Beschwerde zu führen. In der That erschienen Beauftragte Sullas den Statthalter abzumahnen; allein er fügte sich nicht, sondern überschritt den Halys und betrat das unbestritten pontische Gebiet, worauf Mithradates beschlofs Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Sein Feldherr Gordios mufste das römische Heer festhalten, bis der König mit weit überlegenen Streitkräften herankam und die Schlacht erzwang; Murena ward besiegt und mit grofsem Verlust bis über die römische Grenze nach Phrygien zurückgeworfen, die römischen Besatzungen aus ganz Kappadokien vertrieben. Murena hatte zwar die Stirn wegen dieser Vorgänge sich Sieger zu nennen und den Imperatorentitel anzunehmen (672); indefs die derbe Lection und eine zweite Mahnung Sullas bewogen ihn doch endlich die Sache nicht weiter zu treiben: der Friede zwischen Rom und Mithradates ward erneuert (673). — Ueber diese thörichte Fehde war die Bezwingung der Mytilenaeer versäumt worden; erst Murenas Nachfolger gelang es nach langer Belagerung zu Lande und zur See, wobei die bi-

thynische Flotte gute Dienste that, die Stadt mit Sturm einzunehmen (673).

Die zehnjährige Revolution und Insurrection war im Westen und im Osten zu Ende; der Staat hatte wieder eine einheitliche Regierung und Frieden nach aufsen und innen. Nach den fürchterlichen Convulsionen der letzten Jahre war schon diese Rast eine Erleichterung; ob sie mehr gewähren sollte, ob der bedeutende Mann, dem das schwere Werk der Bewältigung des Landesfeindes, das schwerere der Bändigung der Revolution gelungen war, auch dem schwersten von allen, der Wiederherstellung der in ihren Grundfesten schwankenden socialen und politischen Ordnung, zu genügen vermochte, mufste demnächst sich entscheiden.

KAPITEL X.

Die sullanische Verfassung.

Um die Zeit, als die erste Feldschlacht zwischen Römern und Römern geschlagen ward, in der Nacht des 6. Juli 671 war der ehrwürdige Tempel, den die Könige errichtet, die junge Freiheit geweiht, die Stürme eines halben Jahrtausend verschont hatten, der Tempel des römischen Jupiter auf dem Capitol in Flammen aufgegangen. Es war kein Anzeichen, aber wohl ein Abbild des Zustandes der römischen Verfassung. Auch diese bedurfte eines Neubaues. Die Revolution zwar war besiegt, aber es fehlte doch viel, dafs damit von selber das alte Regiment wieder sich hergestellt hätte. Allerdings meinte die Masse der Aristokratie, dafs jetzt nach dem Tode der beiden revolutionären Consuln es genügen werde die gewöhnliche Ergänzungswahl zu veranstalten und es den neuen Consuln zu überlassen, was ihnen zur Belohnung der siegreichen Armee, zur Bestrafung der schuldigsten Revolutionäre, etwa auch zur Verhütung ähnlicher Ausbrüche weiter erforderlich erscheinen werde. Allein Sulla, in dessen Händen der Sieg für den Augenblick alle Macht vereinigt hatte, täuschte sich weder über die Oligarchie noch über die Oligarchen. Die Aristokratie Roms war in ihrer besten Epoche nicht hinausgekommen über ein halb grofsartiges halb borniertes Festhalten an den überlieferten Formen; wie sollte das schwerfällige collegialische Regiment dieser Zeit eine umfassende Staatsreform energisch und consequent durchzuführen vermögen? Und eben jetzt, nachdem die letzte Krise fast alle Spitzen des Senats weggerafft hatte, war die zu einem solchen Beginnen erforderliche

Kraft und Intelligenz weniger als je im Senate zu finden. Wie unbrauchbar durchgängig das aristokratische Vollblut und wie wenig Sulla darüber im Unklaren war, beweist die Thatsache, dafs mit Ausnahme des ihm verschwägerten Quintus Metellus er sich seine Werkzeuge sämmtlich auslas aus der ehemaligen Mittelpartei und den Ueberläufern aus dem demokratischen Lager — so Lucius Flaccus, Lucius Philippus, Quintus Ofella, Gnaeus Pompeius. Sulla war die Wiederherstellung der alten Verfassung so sehr Ernst wie nur dem leidenschaftlichsten aristokratischen Emigranten; aber er begriff wohl auch nicht in dem ganzen und vollen Umfang — wie hätte er sonst überhaupt Hand ans Werk zu legen vermocht? —, aber doch besser als seine Partei, welchen ungeheuren Schwierigkeiten dieses Restaurationswerk unterlag. Als unumgänglich betrachtete er theils umfassende Concessionen, so weit Nachgiebigkeit möglich war, ohne das Wesen der Oligarchie anzutasten, theils die Herstellung eines energischen Repressiv- und Präventivsystems; und er sah es deutlich, dafs der Senat wie er war jede Concession verweigern oder verstümmeln, jeden systematischen Neubau parlamentarisch ruiniren werde. Hatte Sulla schon nach der sulpicischen Revolution ohne viel zu fragen in der einen und der andern Richtung durchgesetzt, was er für nöthig erachtete, so war er auch jetzt unter weit schärferen und gespannteren Verhältnissen entschlossen die Oligarchie nicht mit, sondern trotz der Oligarchen auf eigene Hand zu restauriren. Sulla aber war nicht wie damals Consul, sondern blofs mit proconsularischer, das heifst rein militärischer Gewalt ausgestattet; defshalb liefs er jetzt nothgedrungen diejenige aufserordentliche Gewalt, die es ihm möglich machte Freunden und Feinden seine Reform zu octroyiren, unter möglichst strenger Einhaltung der verfassungsmäfsigen Formen sich übertragen. In einem Schreiben an den Senat eröffnete er denselben, dafs es ihm unumgänglich scheine die Ordnung des Staates in die Hände eines einzigen mit unumschränkter Machtvollkommenheit ausgerüsteten Mannes zu legen und dafs er sich für geeignet halte diese schwierige Aufgabe zu erfüllen. Dieser Vorschlag, so unbequem er Vielen kam, war unter den obwaltenden Umständen ein Befehl. Im Auftrag des Senats brachte der Vormann desselben, der Zwischenkönig Lucius Valerius Flaccus der Vater, als interimistischer Inhaber der höchsten Gewalt bei der Bürgerschaft den Antrag ein, dafs dem Proconsul Lucius Cornelius Sulla für die Vergangenheit die nachträgliche Billigung aller von ihm als Consul und Proconsul vollzogenen Amtshandlungen, für die Zukunft aber das Recht

ertheilt werden solle über Leben und Eigenthum der Bürger in erster und letzter Instanz zu erkennen, mit den Staatsdomänen nach Gutdünken zu schalten, die Grenzen Roms, Italiens, des Staats nach Ermessen zu verschieben, in Italien Stadtgemeinden aufzulösen oder zu gründen, über die Provinzen und die abhängigen Staaten zu verfügen, das höchste Imperium anstatt des Volkes zu vergeben und Proconsuln und Propraetoren zu ernennen, endlich durch neue Gesetze für die Zukunft den Staat zu ordnen; dafs es in sein eigenes Ermessen gestellt werden solle, wann er seine Aufgabe gelöst und es an der Zeit erachte dies aufserordentliche Amt niederzulegen; dafs endlich während desselben es von seinem Gutfinden abhängen solle die ordentliche höchste Magistratur daneben eintreten oder auch ruhen zu lassen. Wie die Gesetze es vorschrieben, entfernte der Proconsul sich aus der Stadt, während über diesen Antrag abgestimmt wurde; es versteht sich, dafs die Annahme ohne Widerspruch stattfand (Nov. 672). Den Namen und die äufserlichen Insignien, wie zum Beispiel die vierundzwanzig Lictoren, mit denen aufser seiner bewaffneten Escorte Sulla sich umgab, entlehnte dies neue Amt von der seit dem hannibalischen Kriege thatsächlich abgeschafften Dictatur (I, 607); in der That war diese neue ‚Dictatur zur Ablassung von Gesetzen und zur Ordnung des Gemeinwesens', wie die officielle Titulatur lautet, ein ganz anderes als jenes ehemalige der Zeit und der Competenz nach beschränkte, die Provocation an die Bürgerschaft nicht ausschliefsende und die ordentliche Magistratur nicht annullirende Amt. Es glich dasselbe viel mehr dem aufserordentlichen Amt der ‚Zehnmänner zur Abfassung von Gesetzen', die ja auch als aufserordentliche Regierung mit unbeschränkter Machtvollkommenheit unter Beseitigung der ordentlichen Magistratur aufgetreten waren und thatsächlich wenigstens ihr Amt als ein der Zeit nach unbegrenztes verwaltet hatten. Oder vielmehr dies neue Amt mit seiner auf gesetzlichen Basen ruhenden, durch keine Befristung und Collegialität eingeengten absoluten Gewalt war nichts anderes als das alte Königthum, das ja eben auch beruhte auf der freien Verpflichtung der Bürgerschaft einem aus ihrer Mitte als absolutem Herrn zu gehorchen; selbst von Zeitgenossen wird zur Rechtfertigung Sullas es geltend gemacht, dafs ein König besser sei als eine schlechte Verfassung* und vermuthlich ward auch der Dictatortitel nur gewählt um anzudeuten, dafs, wie die ehemalige

* *Satius est uti regibus quam uti malis legibus* (*ad Herenn.* 2, 26).

Dictatur eine vielfach beschränkte (I, 162. 185), so diese neue eine vollständige Wiederaufnahme der königlichen Gewalt war. So fiel denn seltsamer Weise Sullas Weg auch hier zusammen mit dem, den in so ganz anderer Absicht Gaius Gracchus eingeschlagen hatte. Auch hier mufste die conservative Partei von ihren Gegnern borgen, der Schirmherr der oligarchischen Verfassung selbst auftreten als Tyrann, um die ewig drohende Tyrannis abzuwehren. Es war gar viel Niederlage in diesem letzten Siege der Oligarchie.

Sulla hatte die schwierige und grauenvolle Arbeit des Restaurationswerkes nicht gesucht und nicht gewünscht; da ihm aber keine andere Wahl blieb, als sie gänzlich unfähigen Händen zu überlassen oder sie selber zu übernehmen, griff er sie an mit rücksichtsloser Energie. Vor allen Dingen mufste eine Feststellung hinsichtlich der Schuldigen getroffen werden. Sulla war an sich zum Verzeihen geneigt. Sanguinischen Temperaments wie er war, konnte er wohl zornig aufbrausen und der mochte sich hüten, der sein Auge flammen und seine Wange sich färben sah; aber die kaltblütige Rachsucht, wie sie Marius in seiner greisenhaften Verbitterung eigen war, war seinem leichten Naturell durchaus fremd. Nicht blofs nach der Revolution von 666 war er mit verhältnifsmäfsig grofser Milde aufgetreten (S. 249); auch durch die zweite, die so furchtbare Gräuel verübt und ihn persönlich so empfindlich getroffen hatte, hatte er sein Gleichgewicht nicht verloren. In derselben Zeit, wo der Henker die Körper seiner Freunde durch die Strafsen der Hauptstadt schleifte, hatte er dem blutbefleckten Fimbria das Leben zu retten gesucht und da dieser freiwillig den Tod nahm, Befehl gegeben seine Leiche anständig zu bestatten. Bei der Landung in Italien hatte er ernstlich sich erboten zu vergeben und zu vergessen und keiner, der seinen Frieden zu machen kam, war zurückgewiesen worden. In diesem Sinn hatte noch nach den ersten Erfolgen er mit Lucius Scipio verhandelt; die Revolutionspartei war es gewesen, die diese Verhandlungen nicht blofs abgebrochen, sondern nach denselben, im letzten Augenblicke vor ihrem Sturz, die Mordthaten abermals und grauenvoller als je wieder aufgenommen, ja zur Vernichtung der Stadt Rom mit dem uralten Landesfeind sich verschworen hatte. Nun war es genug. Kraft seiner neuen Amtsgewalt erklärte Sulla unmittelbar nach Uebernahme der Regentschaft als Feinde des Vaterlandes für vogelfrei sämmtliche Civil- und Militärbeamte, welche nach dem, Sullas Behauptung zufolge rechtsbeständig abgeschlossenen, Vertrag mit

Scipio noch für die Revolution thätig gewesen wären, und von den übrigen Bürgern diejenigen, die in auffallender Weise derselben Vorschub gethan hätten. Wer einen dieser Vogelfreien tödtete, war nicht blofs straffrei wie der Henker, der ordnungsmäfsig eine Execution vollzieht, sondern erhielt auch für die Hinrichtung eine Vergütung von 12000 Denaren (3400 Thlr.); jeder dagegen, der eines Geächteten sich annahm, selbst der nächste Verwandte, unterlag der schwersten Strafe. Das Vermögen der Geächteten verfiel dem Staat gleich der Feindesbeute; ihre Kinder und Enkel wurden von der politischen Laufbahn ausgeschlossen, demnach aber, in sofern sie senatorischen Standes waren, verpflichtet die senatorischen Lasten für ihren Theil zu übernehmen. Die letzten Bestimmungen fanden auch Anwendung auf die Güter und die Nachkommen derjenigen, die im Kampfe für die Revolution gefallen waren; was selbst über die im ältesten Recht gegen diejenigen, die die Waffen gegen ihr Vaterland getragen hatten, geordneten Strafen noch hinausging. Das Schrecklichste in diesem Schreckenssystem war die Unbestimmtheit der aufgestellten Kategorien, gegen die sofort im Senat remonstrirt ward und der Sulla selber dadurch abzuhelfen suchte, dafs er die Namen der Geächteten öffentlich anschlagen liefs und als letzten Termin für den Schlufs der Aechtungsliste den 1. Juni 673 festsetzte. So sehr diese täglich anschwellende und zuletzt bis auf 4700 Namen steigende Blutfafel* das gerechte Entsetzen der Menge war, so

* Diese Gesammtzahl giebt Valerius Maximus 9, 2, 1. Nach Appian b. c. 1, 95 wurden von Sulla geächtet gegen 40 Senatoren, wozu nachträglich noch einige hinzukamen, und etwa 1600 Ritter; nach Florus 2, 9 (daraus Augustin *de civ. dei* 3, 28) 2000 Senatoren und Ritter. Nach Plutarch *Sull.* 31 wurden in den ersten drei Tagen 520, nach Orosius 5, 21 in den ersten Tagen 580 Namen in die Liste eingetragen. Zwischen all diesen Berichten ist ein wesentlicher Widerspruch nicht vorhanden, da ja theils nicht blofs Senatoren und Ritter getödtet wurden, theils die Liste Monate lang offen blieb. Wenn an einer andern Stelle Appian 1, 103 als von Sulla getödtet oder verbannt aufführt 15 Consulare, 90 Senatoren, 2600 Ritter, so sind hier, wie schon der Zusammenhang zeigt, die Opfer des Bürgerkriegs überhaupt und die Opfer Sullas verwechselt. Die funfzehn Consulare sind Quintus Catulus Consul 652, Marcus Antonius 655, Publius Crassus 657, Quintus Scaevola 659, Lucius Domitius 660, Lucius Caesar 664, Quintus Rufus 666, Lucius Cinna 667—670, Gnaeus Octavius 667, Lucius Merula 667, Lucius Flaccus 668, Gnaeus Carbo 669. 670. 672, Gaius Norbanus 671, Lucius Scipio 671, Gaius Marius 672, von denen vierzehn getödtet, einer, Lucius Scipio, verbannt wurde. Wenn dagegen der livianische Bericht bei Eutrop 5, 9 und Orosius 5, 22 als im Bundesgenossen- und Bürgerkrieg weggerafft *(consumpti)* angiebt 24 Consulare, 7 Prätorier, 60 Aedilicier, 200 Senatoren, so sind hier theils die im italischen Krieg ge-

war doch damit der reinen Schergenwillkür etwas gesteuert. Es war wenigstens nicht persönlicher Groll des Regenten, dem diese zahllosen Opfer fielen; sein grimmiger Hafs richtete sich einzig gegen die Marier, die Urheber jener scheufslichen Metzeleien von 667 und 672. Auf seinen Befehl ward das Grab des Siegers von Aquae Sextiae wieder aufgerissen und die Asche desselben in den Anio gestreut, die Denkmäler seiner Siege über Africaner und Deutsche umgestürzt, und, da ihn selbst so wie seinen Sohn der Tod seiner Rache entrückt hatte, sein Adoptivneffe Marcus Marius Gratidianus, der zweimal Prätor gewesen und bei der römischen Bürgerschaft sehr beliebt war, an dem Grabe des bejammernswerthesten der marianischen Schlachtopfer, des Catulus, unter den grausamsten Martern hingerichtet. Auch sonst hatte der Tod schon die namhaftesten der Gegner hingerafft; von den Führern waren nur noch übrig Gaius Norbanus, der in Rhodos Hand an sich selbst legte, während die Ekklesia über seine Auslieferung berieth; Lucius Scipio, dem seine Bedeutungslosigkeit und wohl auch seine vornehme Geburt Schonung verschafften und die Erlaubnifs in seiner Zufluchtsstätte Massalia seine Tage in Ruhe beschliefsen zu dürfen; und Quintus Sertorius, der landflüchtig an der mauretanischen Küste umherirrte. Aber dennoch häuften sich am servilischen Bassin, da wo die jugarische Gasse in den Marktplatz einmündet, die Häupter der getödteten Senatoren, welche hier öffentlich auszustellen der Dictator befohlen hatte, und vor allem unter den Männern zweiten und dritten Ranges hielt der Tod eine furchtbare Ernte. Aufser denen, die für ihre Dienste in oder für die revolutionäre Armee ohne viele Wahl, zuweilen wegen eines einem der Offiziere derselben gemachten Vorschusses oder wegen der mit ihm geschlossenen Gastfreundschaft in die Liste eingetragen wurden, traf namentlich jene Capitalisten, die über die Senatoren zu Gericht gesessen und in marianischen

---

fallenen Männer mitgezählt, wie die Consulare Aulus Albinus Consul 655, Titus Didius 656, Publius Lupus 661, Lucius Cato 665, theils vielleicht Quintus Metellus Numidicus (S. 200), Manius Aquillius, Gaius Marius der Vater, Gnaeus Strabo, die man allenfalls auch als Opfer dieser Zeit ansehen konnte, oder andere Männer, deren Schicksal uns nicht bekannt ist. Von den vierzehn getödteten Consularen sind drei, Rufus, Cinna und Flaccus durch Militärrevolten, dagegen acht sullanische, drei marianische Consulare als Opfer der Gegenpartei gefallen. Nach der Vergleichung der oben angegebenen Ziffern galten als Opfer des Marius 50 Senatoren und 1000 Ritter, als Opfer des Sulla 40 Senatoren und 1600 Ritter; es giebt dies einen wenigstens nicht ganz willkürlichen Mafsstab zur Abschätzung des Umfangs der beiderseitigen Frevel.

Confiscationen speculirt hatten, ‚die Einsecker', die Vergeltung*; etwa sechzehnhundert der sogenannten Ritter waren auf der Aechtungsliste verzeichnet. Ebenso höfsten die gewerbmäfsigen Ankläger, die schwerste Geifsel der Vornehmen, die sich ein Geschäft daraus machten die Männer senatorischen Standes vor die Rittergerichte zu ziehen — ‚wie geht es nur zu, fragte bald darauf ein Sachwalter, dafs sie uns die Gerichtsbänke gelassen haben, da sie doch Ankläger und Richter todtschlugen?' Die wildesten und schändlichsten Leidenschaften rasten viele Monate hindurch ungefesselt durch Italien. In der Hauptstadt war es ein Keltentrupp, dem zunächst die Executionen aufgetragen wurden, und zu gleichem Zweck durchzogen sullanische Soldaten und Unterofficiere die verschiedenen Districte Italiens; aber auch jeder Freiwillige war ja willkommen und vornehmes und niederes Gesindel drängte sich herbei nicht blofs um die Mordprämie zu verdienen, sondern auch um unter dem Deckmantel der politischen Verfolgung ihre Rachsucht oder ihre Habsucht zu befriedigen. Es kam wohl vor, dafs die Ermordung der Eintragung in die Aechtungsliste voranging. Ein Beispiel zeigt, in welcher Art diese Executionen erfolgten. In Larinum, einer marianisch gesinnten Neubürgerstadt, trat ein gewisser Statius Albius Oppianicus, der um einer Anklage wegen Mordes zu entgehen in das sullanische Hauptquartier entwichen war, nach dem Sieg auf als Commissarius des Regenten, setzte die Stadtobrigkeit ab und sich und seine Freunde an deren Stelle und liefs den, der ihn mit der Anklage bedroht hatte, nebst dessen nächsten Verwandten und Freunden ächten und tödten. So fielen Unzählige, darunter nicht wenige entschiedene Anhänger der Oligarchie, als Opfer der Privatfeindschaft oder ihres Reichthums; die fürchterliche Verwirrung und die sträfliche Nachsicht, die Sulla wie überall so auch hier gegen die ihm näher Stehenden bewies, verhinderten jede Ahndung auch der hiebei mit untergelaufenen gemeinen Verbrechen. — In ähnlicher Weise ward mit dem Beutegut verfahren. Sulla wirkte aus politischen Rücksichten dahin, dafs die angesehenen Bürger sich bei dessen Ersteigerung betheiligten; ein grofser Theil drängte übrigens freiwillig sich herbei, keiner eifriger als der junge Marcus Crassus. Unter den obwaltenden Umständen war die ärgste Schleuderwirthschaft nicht zu vermeiden, die übrigens zum Theil schon aus der römischen Weise folgte die vom Staat eingezoge-

* Einer von diesen ist der in Ciceros Rede für Publius Quinctius öfter genannte Sextus Alfenus.

nen Vermögen gegen eine Aversionalsumme zur Realisirung zu verkaufen; es kam noch hinzu, dafs der Regent theils sich selbst nicht vergafs, theils besonders seine Gemahlin Metella und andere ihm nahe stehende vornehme und geringe Personen, selbst Freigelassene und Kneipgenossen, bald ohne Concurrenz kaufen liefs, bald ihnen den Kaufschilling ganz oder theilweise erliefs — so soll z. B. einer seiner Freigelassenen ein Vermögen von 6 Mill. (1290000 Thlr.) für 2000 Sesterzen (143 Thlr.) erstanden haben und einer seiner Unteroffiziere durch derartige Speculationen zu einem Vermögen von 10 Mill. Sesterzen (715000 Thlr.) gelangt sein. Der Unwille war grofs und gerecht; schon während Sullas Regentschaft fragte ein Advokat, ob der Adel den Bürgerkrieg nur geführt habe um seine Freigelassenen und Knechte zu reichen Leuten zu machen. Trotz dieser Schleuderei indefs betrug der Gesammterlös aus den confiscirten Gütern doch nicht weniger als 350 Mill. Sest. (21 Mill. Thlr.), was von dem ungeheuren Umfang dieser hauptsächlich auf den reichsten Theil der Bürgerschaft fallenden Einziehungen einen ungefähren Begriff giebt. Es war durchaus ein fürchterliches Strafgericht. Es gab keinen Prozefs, keine Begnadigung mehr; bleischwer lastete der dumpfe Schrecken auf dem Lande und das freie Wort war auf dem Markte der Haupt- wie der Landstadt verstummt. Das oligarchische Schreckensregiment trug wohl einen andern Stempel als das revolutionäre; wenn Marius seine persönliche Rachsucht im Blute seiner Feinde zu löschen getrachtet hatte, so schien Sulla den Terrorismus zur Einführung der neuen Gewaltherrschaft nothwendig zu erachten und die Metzelei fast gleichgültig zu betreiben und betreiben zu lassen. Aber nur um so entsetzlicher erschien der Terrorismus, da er von der conservativen Seite her und gewissermafsen ohne Leidenschaft auftrat; nur um so unrettbarer schien das Gemeinwesen verloren, weil der Wahnsinn und der Frevel auf beiden Seiten gleich waren.

In der Ordnung der Verhältnisse Italiens und der Hauptstadt hielt Sulla, obwohl er sonst im Allgemeinen alle während der Revolution vorgenommenen nicht blofs die laufenden Geschäfte erledigenden Staatshandlungen als nichtig erklärte, doch fest an dem von ihr aufgestellten Grundsatz, dafs jeder Bürger einer italischen Gemeinde damit von selbst auch Bürger von Rom sei; die Unterschiede zwischen Bürgern und italischen Bundesgenossen, zwischen Altbürgern bessern und Neubürgern beschränkteren Rechts waren und blieben beseitigt. Nur den Freigelassenen ward das unbeschränkte Stimmrecht abermals ent-

zogen und für sie das alte Verhältnifs wiederhergestellt. Den aristokratischen Ultras mochte dies als eine grofse Concession erscheinen; Sulla sah, dafs es nothwendig sei den revolutionären Führern jene mächtigen Hebel aus der Hand zu winden und dafs die Herrschaft der Oligarchie durch die Vermehrung der Zahl der Bürger nicht wesentlich gefährdet ward. Aber mit dieser Nachgiebigkeit im Princip verband sich das härteste Gericht über die einzelnen Gemeinden, das Sullas Beauftragte, gestützt auf die überallhin vertheilten Besatzungen, in sämmtlichen Landschaften Italiens mit rücksichtsloser Strenge abhielten. Manche Städte wurden belohnt, wie zum Beispiel die erste Gemeinde, die sich an Sulla angeschlossen hatte, Brundisium, dafür jetzt die für diesen Seehafen so wichtige Zollfreiheit erhielt; mehrere bestraft. Den minder schuldigen wurden Geldbufsen, Niederreifsung der Mauern, Schleifung ihrer Burgen dictirt; den hartnäckigsten Gegnern confiscirte der Regent einen Theil ihrer Feldmark, zum Theil sogar das ganze Gebiet. In diesem Falle ward auch allen aus dem Besitz gesetzten Bürgern, aber auch nur diesen ihr Stadt- und zugleich das römische Bürgerrecht aberkannt, wogegen sie das schlechteste latinische empfingen*. Man vermied also an italischen Unterthanengemeinden geringeren Rechts der Opposition einen Kern zu gewähren; die heimathlosen Expropriirten mufsten bald in der Masse des Proletariats sich verlieren. In Campanien ward nicht blofs, wie sich von selbst versteht, die demokratische Colonie Capua aufgehoben und die Domäne an den Staat zurückgegeben, sondern auch, wahrscheinlich um diese Zeit, der Gemeinde Neapolis die Insel Aenaria (Ischia) entzogen. In Latium wurde die gesammte Mark der grofsen und reichen Stadt Praeneste und vermuthlich auch die von Norba eingezogen. Sulmo in der paelignischen Landschaft ward sogar geschleift. Aber vor allem schwer lastete des Regenten eiserner Arm auf den beiden Landschaften, die bis zuletzt

* B. I, S. 610. Es kam hiebei noch die eigenthümliche Erschwerung hinzu, dafs das latinische Recht sonst regelmäfsig eben wie das peregrinische die Mitgliedschaft in einer bestimmten latinischen oder peregrinischen Gemeinde in sich schlofs, hier aber — ähnlich wie bei den sogenannten *peregrini dediticii* und den späteren junischen Latinern — ohne ein solches eigenes Stadtrecht auftrat. Die Folge war, dafs diese Latiner die an die Stadtverfassung geknüpften Privilegien entbehrten, genau genommen auch nicht testiren konnten, da Niemand anders ein Testament errichten kann als nach dem Recht seiner Stadt; wohl aber konnten sie aus römischen Testamenten erwerben und unter Lebenden unter sich und mit Römern oder Latinern in den Formen des römischen Rechts verkehren.

und noch nach der Schlacht am collinischen Thor ernstlichen Widerstand geleistet hatten, auf Etrurien und Samnium. Dort traf die Gesammtconfiscation eine Reihe der ansehnlichsten Communen, zum Beispiel Florentia, Faesulae, Arretium, Volaterrae, Spoletium. Von Samniums Schicksal ward schon gesprochen; hier ward nicht confiscirt, sondern das Land für immer verwüstet, seine blühenden Städte, selbst Aesernia, öde gelegt und die Landschaft der bruttischen und lucanischen gleichgestellt. Diese Mafsregeln, die weit schwerer und weit folgenreicher waren als die persönlichen Proscriptionen, formell zu motiviren hielt nicht schwer; hatten doch all diese Gemeinden staatsrechtlich bis dahin die Souveränetät gehabt und konnten defshalb so gut wie die Gemeinden, die sich Hannibal angeschlossen hatten, nach der Ueberwindung nach Kriegsrecht behandelt werden. Der praktische Zweck aber dieser ungeheuren Confiscationen war die Ansiedlung der Soldaten des siegreichen Heeres, wozu theils die den ehemaligen Bundesgenossengemeinden zugewiesenen jetzt durch deren Aufnahme in den römischen Gemeindeverband disponibel gewordenen Domanialländereien, theils die eingezogenen Feldmarken der straffälligen Gemeinden verwandt wurden. Die meisten dieser neuen Ansiedlungen kamen nach Etrurien, zum Beispiel nach Faesulae und Arretium, andere nach Latium und Campanien, wie unter andern Praeneste und Pompeii; Samnium wieder zu bevölkern lag, wie gesagt, nicht in der Absicht des Regenten. Ein grofser Theil dieser Assignationen erfolgte in gracchanischer Weise, so dafs die Angesiedelten zu einer schon bestehenden Stadtgemeinde hinzutraten. Wie umfassend die Ansiedlung war, zeigt die Zahl der vertheilten Landloose, die auf 120000 angegeben wird; wobei dennoch einzelne Ackercomplexe anderweitig verwandt wurden, wie zum Beispiel der Dianentempel auf dem Berg Tifata mit Ländereien beschenkt ward, andere, wie die volaterranische Mark und ein Theil der arretinischen, unvertheilt blieben, andere endlich nach dem alten gesetzlich untersagten (S. 122), aber jetzt wieder auftauchenden Mifsbrauch von Sullas Günstlingen nach Occupationsrecht eingenommen wurden. Die Zwecke, die Sulla bei dieser Colonisation verfolgte, waren mannigfacher Art. Zunächst löste er damit seinen Soldaten die gegebene Zusicherung. Ferner nahm er durch sie den Gedanken auf, in dem die Reformpartei und die gemäfsigten Conservativen zusammentrafen und dem gemäfs er selbst schon im J. 666 die Gründung einer Anzahl von Colonien angeordnet hatte: die Zahl der ackerbauenden Kleinbesitzer in Italien zu vermehren; wie ernstlich ihm

hieran gelegen war, zeigt das erneuerte Verbot des Zusammenschlagens der Ackerloose. Endlich und vor allem sah er in diesen angesiedelten Soldaten gleichsam stehende Besatzungen, die mit ihrem Eigenthumsrecht zugleich seine neue Verfassung schirmen würden; weshalb auch, wo nicht die ganze Mark eingezogen ward, wie z. B. in Pompeii, die Colonisten nicht mit der Stadtgemeinde verschmolzen, sondern die Altbürger und die Colonisten als zwei in demselben Mauerring vereinigte Bürgerschaften constituirt wurden. Im Uebrigen erfolgten diese Colonialgründungen auf dieselbe Rechtsgrundlage hin und in derselben militärischen Form wie die bisherigen; dafs sie nicht wie die älteren direct, sondern nur mittelbar auf einem Gesetz beruhten, insofern sie der Regent auf Grund der defsfälligen Clausel des valerischen Gesetzes constituirte, machte rechtlich keinen Unterschied. Nur in sofern, als der Gegensatz des Soldaten und des Bürgers, der sonst eben durch die Colonisirung der Soldaten aufgehoben ward, bei den sullanischen Colonien noch nach ihrer Ausführung lebendig bleiben sollte und blieb und als diese Colonisten gleichsam das stehende Heer des Senats bildeten, läfst es sich rechtfertigen, dafs man sie im Gegensatz gegen die älteren als Militärcolonien bezeichnet. — Dieser factischen Constituirung einer stehenden Armee des Senats verwandt ist die Mafsregel des Regenten aus den Sclaven der Geächteten über 10000 der jüngsten und kräftigsten Männer auszuwählen und diese insgesammt freizusprechen. Diese neuen Cornelier, deren bürgerliche Existenz an die Rechtsbeständigkeit der Institutionen ihres Patrons geknüpft war, sollten eine Art von Leibwache für die Oligarchie sein und den städtischen Pöbel, auf den nun einmal in der Hauptstadt in Ermangelung einer Besatzung zunächst alles ankam, ihr beherrschen helfen.

Dies waren die aufserordentlichen Stützen, auf die zunächst der Regent die Oligarchie lehnte. Unzweifelhaft waren sie schwach organisirt und ephemer; aber es waren die einzig möglichen Schutzwehren, wenn man nicht zu Mitteln greifen wollte, wie die förmliche Aufstellung eines stehenden Heeres in Rom und dergleichen Mafsregeln, die der Oligarchie noch weit eher ein Ende gemacht haben würden, als die demagogischen Angriffe. Das dauernde Fundament der ordentlichen Regierungsgewalt der Oligarchie mufste natürlich sein eine so gesteigerte und so concentrirte Gewalt des Senats, dafs er an jedem einzelnen Angriffspunct den nicht organisirten Gegnern überlegen gegenüberstand. Das vierzig Jahre hindurch befolgte System der Transactionen

war zu Ende. Die gracchische Verfassung, noch geschont in der ersten sullanischen Reform von 666, ward jetzt von Grund aus beseitigt. Seit Gaius Gracchus hatte die Regierung dem hauptstädtischen Proletariat das Recht der Emeute gleichsam zugestanden und es abgekauft durch regelmäfsige Getreidevertheilungen an die in der Hauptstadt domicilirten Bürger; Sulla schaffte dieselben ab. Durch die Verpachtung der Zehnten und Zölle der Provinz Asia in Rom hatte Gaius Gracchus den Capitalistenstand organisirt und fundirt; Sulla hob das System der Mittelsmänner auf und verwandelte die bisherigen Leistungen der Asiaten in feste Abgaben, welche nach den zum Zweck der Nachzahlung der Rückstände entworfenen Schätzungslisten auf die einzelnen Bezirke umgelegt wurden.* Gaius Gracchus hatte durch Uebergabe der Geschworenenposten an die Männer vom Rittercensus dem Capitalistenstand eine indirecte Mitverwaltung und Mitregierung gestattet, die nicht selten sich stärker als die officielle Verwaltung und Regierung erwies; Sulla schaffte die Rittergerichte ab und stellte die senatorischen wieder her. Der Ritterstand, durch Gaius Gracchus politisch constituirt, verlor seine politische Existenz durch Sulla. Unbedingt, ungetheilt und auf die Dauer sollte der Senat die höchste Macht in Gesetzgebung, Verwaltung und Gerichten überkommen.

Vor allem mufste zu diesem Ende die Regierungsbehörde ergänzt und selber unabhängig gestellt werden. Nach der bisherigen Verfassung safsen von Rechtswegen im Senat alle diejenigen, die eines der drei curulischen Aemter, Consulat, Prätur oder Aedilität bekleidet hatten, aufserdem, da deren Zahl nicht ausreichte, die von den Censoren nach Ermessen in den Senat gewählten Mitglieder, welche Wahl begreiflicher Weise vorzugsweise auf die gewesenen niederen Beamten sich lenkte. Augenblicklich war natürlich durch die letzten Krisen die Zahl der Senatoren sehr zusammengeschwunden. Zwar stellte Sulla den durch die

* Dafs Sullas Umlage der rückständigen fünf Jahreszieler und der Kriegskosten auf die Gemeinden von Asia (Appian *Mithr.* 62 und sonst) auch für die Zukunft mafsgebend war, zeigt schon die Zurückführung der Eintheilung Asias in vierzig Districte auf Sulla (Cassiodor *chron.* 670) und die Zugrundelegung der sullanischen Repartition bei späteren Ausschreibungen (Cic. *pro Flacc.* 14, 32), ferner dafs bei dem Flottenbau 672 die hiezu verwandten Summen an der Steuerzahlung *(ex pecunia vectigali populo Romano)* gekürzt werden (Cic. *Verr. l.* 1, 35, 89). Geradezu sagt endlich Cicero *(ad Q. fr.* 1, 1, 11, 33), dafs die Griechen ‚nicht im Stande waren von sich aus den von Sulla ihnen auferlegten Zins zu zahlen ohne Steuerpächter'.

Rittergerichte Verbannten jetzt die Rückkehr frei, wie dem Consular Publius Rutilius Rufus (S. 202), der übrigens von der Erlaubnifs keinen Gebrauch machte, und dem Freunde des Drusus Gaius Cotta (S. 219); allein es war dies ein geringer Ersatz für die Lücken, die der revolutionäre wie der reactionäre Terrorismus in die Reihen des Senats gerissen hatte. Sulla verfügte zunächst eine aufserordentliche Ergänzung des Senats durch etwa 300 neue Senatoren, welche die Districtversammlung aus den Männern vom Rittercensus zu ernennen hatte und die sie wie begreiflich vorzugsweise theils aus den jüngeren Männern der senatorischen Häuser, theils aus sullanischen Offizieren und anderen durch die letzte Umwälzung Emporgekommenen auslas. Ferner ward für die Zukunft der gesetzliche Eintritt in den Senat statt an die Aedilität geknüpft an die Quästur und zugleich die Zahl der jährlich zu ernennenden Quästoren von acht auf zwanzig erhöht. Durch diese Mafsregeln wurde die Gesammtzahl der Senatoren, die bis dahin vermuthlich noch immer die alte von 300 nicht oder nicht viel überstiegen hatte, beträchtlich, vielleicht um das Doppelte erhöht*, was auch schon wegen der durch die Uebertragung der Geschwornenfunctionen stark vermehrten Geschäfte des Senats nothwendig war. Es ward ferner der Senat durchaus auf directe Volkswahl gegründet, indem sowohl die aufserordentlich eintretenden Senatoren als die Quästoren ernannt wurden von den Tributcomitien; so dafs derselbe, wenn er schon bisher mittelbar auf den Wahlen des Volkes geruht hatte (I, 199), jetzt so weit einem repräsentativen Regiment sich näherte, als dies mit dem Wesen der Oligarchie und den Begriffen des Alterthums überhaupt sich vertrug. Aus einem nur zum Berathen der Beamten bestimmten Collegium war im Laufe der Zeit der Senat eine den Beamten befehlende und selbstregierende Behörde geworden; es war hiervon nur eine consequente Weiterentwicklung, wenn das den Beamten ursprünglich zustehende Recht die Sena-

* Von einer festen Zahl der Senatoren kann genau genommen überhaupt nicht die Rede sein, da dieselbe vor Sulla von der Willkür der Censoren abhing, nach ihm davon, wie viel Quästorier jedesmal am Leben waren. Wohl aber ist anzunehmen, dafs die Censoren bis auf Sulla darauf sahen den Senat bis zu ungefähr 300 Köpfen zu completiren und dafs Sulla ihn auf 5—600 Köpfe zu bringen bedacht war. Wenn jährlich 20 neue Mitglieder von durchschnittlich 30 Jahren eintraten, so ergiebt sich diese Zahl, wenn man die durchschnittliche Dauer der senatorischen Würde auf 25—30 Jahre ansetzt. In einer stark besuchten Senatssitzung der ciceronischen Zeit waren 417 Mitglieder anwesend.

toren zu ernennen und zu cassiren denselben entzogen und der Senat auf dieselbe rechtliche Grundlage gestellt wurde, auf welcher die Beamtengewalt selber ruhte. Die exorbitante Befugnifs der Censoren von fünf zu fünf Jahren die Rathliste zu revidiren und nach Gutdünken Namen zu streichen oder zuzusetzen vertrug in der That sich nicht mit einer geordneten oligarchischen Verfassung. Indem jetzt durch die Quästorenwahl für eine genügende regelmäfsige Ergänzung gesorgt ward, wurden die censorischen Revisionen überflüssig und das wesentliche Grundprincip jeder Oligarchie, die Inamovibilität und Lebenslänglichkeit der zu Sitz und Stimme gelangten Oligarchen, wurde consolidirt durch die wenigstens factische Beseitigung der Censur.

Hinsichtlich der Gesetzgebung begnügte sich Sulla die im J. 666 getroffenen Bestimmungen wieder aufzunehmen und die legislatorische Initiative dem Senat zu überweisen. Die Bürgerschaft blieb der formelle Souverän; allein ihre Urversammlungen wurden durchaus behandelt als eine Institution, deren Name sorgfältig zu conserviren, die wirkliche Thätigkeit aber noch sorgfältiger zu verhüten war. Sogar mit dem Bürgerrecht selbst ging Sulla in der geringschätzigsten Weise um; er machte keine Schwierigkeit weder den Neubürgergemeinden es zuzugestehen noch Spanier und Kelten in Masse damit zu beschenken; ja es geschah, wahrscheinlich nicht ohne Absicht, schlechterdings gar nichts für die Feststellung der Bürgerliste, die doch nach so gewaltigen Umwälzungen einer Revision dringend bedurfte, wenn es überhaupt der Regierung noch Ernst war mit den hieran sich knüpfenden Rechtsbefugnissen. Geradezu beschränkt wurde die legislatorische Competenz der Comitien übrigens nicht; es war auch nicht nöthig, da ja in Folge der Initiative des Senats das Volk ohnehin nicht wider den Willen des Senats in die Verwaltung, das Finanzwesen und die Criminaljurisdiction eingreifen konnte und seine legislative Mitwirkung wesentlich wieder zurückgeführt ward auf das Recht zu Aenderungen der Verfassung Ja zu sagen. — Wichtiger war die Betheiligung der Bürgerschaft bei den Wahlen, deren man nun einmal nicht entbehren zu können schien, ohne mehr aufzurütteln und zu zerrütten als Sullas obenhin sich haltende Restauration aufrütteln konnte und wollte. Die Uebergriffe, welche die Revolution sich hinsichtlich der Priesterwahlen erlaubt hatte, wurden beseitigt; nicht blofs das domitische Gesetz von 650, das die Wahlen zu den höchsten Priesterämtern überhaupt dem Volke übertrug (S. 188), sondern auch die älteren gleichartigen Ver-

fugungen hinsichtlich des Oberpontifex und des Obercurio (I, 602) wurden von Sulla cassirt und den Priestercollegien das Recht der Selbstergänzung in seiner ursprünglichen Unbeschränktheit zurückgegeben. Hinsichtlich der Staatsämter aber blieb es im Ganzen bei der bisherigen Weise. Es scheint nicht einmal, dafs Sulla die früher versuchte Restauration der servianischen Stimmordnung (S. 218) jetzt wieder aufnahm, sei es nun, dafs er es überhaupt als gleichgültig betrachtete, ob die Stimmabtheilungen so oder so zusammengesetzt seien, sei es, dafs diese ältere Ordnung ihm den gefährlichen Einfluſs der Capitalisten zu steigern schien. Nur die Qualificationen wurden wiederhergestellt und theilweise gesteigert. Die zur Bekleidung eines jeden Amtes erforderliche Altersgrenze ward aufs Neue eingeschärft; ebenso die Bestimmung, dafs jeder Bewerber um das Consulat vorher die Prätur, jeder Bewerber um die Prätur vorher die Quästur bekleidet haben müsse, wogegen es gestattet war die Aedilität zu übergehen. Mit besonderer Strenge wurde, in Hinblick auf die jüngst mehrfach vorgekommene Tyrannis in der Form des durch mehrere Jahre hindurch fortgesetzten Consulats, gegen diesen Mifsbrauch eingeschritten und verfügt, dafs zwischen der Bekleidung zweier ungleicher Aemter mindestens zwei, zwischen der zweimaligen Bekleidung desselben Amtes mindestens zehn Jahre verfliefsen sollten; mit welcher letzteren Bestimmung die ältere Ordnung aufgenommen und die ultraoligarchische Vorschrift der jüngsten Zeit, die jede Wiederwahl zum Consulat schlechthin untersagte (S. 61), wieder verlassen ward. Im Ganzen aber liefs Sulla den Wahlen ihren Lauf wie bisher und begnügte sich auf eine solche Beschränkung der Beamtengewalt hinzuarbeiten, dafs, wen auch immer die unberechenbare Laune der Comitien zum Amte berief, der Gewählte aufser Stande sein würde gegen die Oligarchie sich aufzulehnen.

Zur Beschränkung der Beamtengewalt diente zunächst die allgemeine Bestimmung, dafs jede Verhandlung mit dem Volke, sei es um dasselbe über ein Gesetz abstimmen zu lassen, sei es um ihm blofs eine Mittheilung zu machen, geknüpft ward an die vorgängige Gestattung des Senats. Wie die Herrschaft des Königs und später der republikanischen Beamten über die Bürgerschaft kaum irgendwo so klar zu Tage tritt wie in dem Satz, dafs sie ausschliefslich das Recht haben öffentlich zum Volke zu reden, so zeigt sich die neue Oberherrlichkeit des Senats am bestimmtesten in dieser für jede Verhandlung mit dem Volke von ihm zu erbittenden Erlaubnifs. — Besonderer Mafs-

regeln bedurfte es hinsichtlich der höchsten Beamten, der Tribunen, der Consuln und der diesen gleichartigen Volksvorsteher, endlich der Censoren. Die Tribunen behielten ihr Recht sowohl mit dem Volke zu verhandeln als auch die Amtshandlungen der Magistrate durch ihr Einschreiten zu cassiren, eventuell zu brüchen und die weitere Bestrafung zu veranlassen; in beiden Beziehungen aber waren sie jetzt gesetzlich nichts als Werkzeuge des Senats, der ja auch bisher schon regelmäfsig seine Anträge und Mittheilungen durch sie an das Volk gebracht und Ausschreitungen der Beamten durch die tribunicische Intercession beseitigt hatte. Auf den Mifsbrauch des Interessionsrechts wurde eine schwere Geldstrafe gesetzt. Um endlich von diesem allein seines populären Namens wegen in den Händen eines Demagogen immer gefährlichen Amte alle Ehrgeizigen zu entfernen, wurde die Bestimmung getroffen, dafs die Bekleidung des Tribunats in Zukunft zur Uebernahme eines höheren Amtes unfähig machen solle. — Nach der Geschäftstheilung, wie sie für die römischen Consuln und Prätoren alten Herkommens war, fielen den beiden Consuln die städtischen Geschäfte nebst der Verwaltung Italiens und des diesseitigen Galliens zu, zweien der Prätoren die Leitung des städtischen Gerichtswesens, den vier übrigen die Verwaltung der vier ältesten überseeischen Aemter, Siciliens, Sardiniens und beider Spanien; auf die specielle Vertheilung der Geschäfte unter diese acht höchsten Beamten übte der Senat einen wesentlichen Einfluss, übrigens aber griff er in ihre Competenzen nicht weiter ein. Allein schon in älterer Zeit gab es sehr häufig mehr Aemter als Beamte, da nicht selten einer oder der andere der Beamten durch eine aufserordentliche Competenz in Anspruch genommen ward. Die in diesem Fall entstehenden Lücken ergänzte der Senat, gewöhnlich in der Art, dafs einzelne zum Abgang stehende höchste Beamte von der Verpflichtung abzutreten dispensirt und sei es in ihrem bisherigen, sei es in einem neuen Wirkungskreis verwendet wurden; eine Verfügung, die allerdings nach dem Buchstaben des Rechts der Bestätigung durch die Bürgerschaft bedurft hätte, aber längst, wie alle andern Dispensationen von den Gesetzen, auch ohne Bürgerschaftsbestätigung schon durch Senatsbeschluss gültig ward (I, 201). Im Laufe des siebenten Jahrhunderts wurden aber nicht blofs aufserordentliche Commissionen immer häufiger, sondern es traten auch als stehende höchste Aemter theils die fünf neuen Statthalterschaften von Makedonien, Africa, Asia, Narbo und Kilikien, theils die Vorsitzerstelle in dem stehenden Commissionsgericht wegen Erpressungen (S. 77) hinzu. Nichts

desto weniger wurde die Zahl der jährlich vom Volke zu wählenden höchsten Beamten beibehalten, da die im Ganzen herrschende Optimatenpartei besser ihre Rechnung dabei fand die jährlich entstehende ansehnliche Lücke durch den Senat ausfüllen zu lassen als die Zahl der ordentlichen Beamten zu vermehren. Die Folge war natürlich, dafs die gesetzlich auf ein Jahr gewählten höchsten Beamten durchschnittlich jeder zwei Jahre im Amte blieben und dafs die wichtigsten und lucrativsten Stellen im Staate thatsächlich von Jahr zu Jahr aus einer durch die Volkswahlen gebildeten Candidatenliste vom Senate besetzt wurden. Ueblich ward es dabei die während ihres gesetzlichen Amtsjahres regelmäfsig in Italien festgehaltenen höchsten Beamten, namentlich die beiden Gerichtsherren und die Consuln, nach Ablauf desselben in irgend eine der disponiblen Provinzen zu entsenden, da die Statthalterschaften als die bei weitem einträglichsten unter den höchsten Aemtern von allen Concurrenten gewünscht wurden und es billig schien keinen ganz davon auszuschliefsen. Diese Verhältnisse fand Sulla vor. Er regulirte sie dahin, dafs er die Zahl der jährlich zu ernennenden höchsten Beamten von acht auf zehn und die Amtsdauer von einem Jahre auf zwei erhöhte, so dafs die Beamten das erste Jahr den hauptstädtischen Geschäften — die beiden Consuln der Regierung und Verwaltung, die acht Prätoren der Civil- und Criminaljustiz — das zweite der Verwaltung der zehn Provinzen widmeten*. Es ward hiedurch vor allem an die Stelle des bis-

* Ueberliefert ist es nirgends, dafs diese Einrichtung von Sulla herrührt, aber darum nicht minder gewifs. Dafs seit Sulla die Prätoren während ihres Amtsjahres in der Hauptstadt zu bleiben haben, ist bekannt; von den Consuln ist wenigstens für das J. 711 dasselbe bezeugt (Dio 15, 20). Umgekehrt finden wir seit Sulla in den Provinzen nur Proconsuln und Propratoren; schon in einer Schrift, die ein vor 680 gehaltenes Gespräch referirt (Cic. *de n. d.* 2, 3, 9), wird dies als der gesetzmäfsige Stand der Dinge bezeichnet; ferner beweist der Eid, den Pompeius 684 schwor (Vell. 2, 31), dafs nicht der Consul, sondern der Consular einen gesetzlichen Anspruch auf einen Statthalterposten hatte, und ebenso werden schon 687 die Aemter der Proconsuln und Propratoren als ordentliche bezeichnet (Dio 36, 31), was dem älteren Recht zuwiderlauft. Die Ausnahmen bestätigen die Regel. Die Sendungen der Consuln Lucius Lucullus und Marcus Cotta nach Asien im J. 680 erklären sich aus dem plötzlichen Tod des Statthalters von Bithynien (Plutarch *Luc.* 6) und der Dringlichkeit der Umstände (vgl. Sueton *Caes.* 1); die letztere wird ziemlich geradezu als außerordentliche bezeichnet (Plutarch a. a. O.). Die Sendung des Consuls Glabrio 687 beruht auf speciellem Volksschlufs (Sallust *Hist.* 5, 14 Kritz). Wenn Gaius Piso bei Dio 36, 37 (20) als Consul Statthalter des jenseitigen Gal-

herigen unordentlichen und zu allen möglichen schlechten Manövern und Intriguen einladenden Schaltens in der Theilung der Aemter eine klare und feste Regel gesetzt; dann aber auch der Einfluſs der obersten Regierungsbehörde wesentlich gesteigert. Nach der bisherigen Ordnung war derselbe Mann sehr häufig zwei, oft auch mehr Jahre in demselben Amte verblieben; die neue Ordnung beschränkte die hauptstädtischen Aemter wie die Statthalterposten durchaus auf ein Jahr und die specielle Verfügung, daſs jeder Statthalter binnen dreifsig Tagen, nachdem der Nachfolger in seinem Sprengel eingetroffen sei, denselben unfehlbar zu verlassen habe, zeigt sehr klar, namentlich wenn man damit noch das früher erwähnte Verbot der Continuirung desselben Amtes durch Volkswahl zusammennimmt, was die Tendenz dieser Einrichtungen war: es war die alterprobte Maxime, durch die einst der Senat das Königthum sich dienstbar gemacht hatte, daſs die Beschränkung der Magistratur der Competenz nach der Demokratie, die der Zeit nach der Oligarchie zu Gute komme. Nach der bisherigen Ordnung war es ferner möglich gewesen die höchste politische und militärische Macht in derselben Hand zu vereinigen; Gaius Marius hatte als Consul zugleich an der Spitze des Staats und an der Spitze der Armee gestanden und nur seiner eigenen Ungeschicklichkeit es zuzuschreiben, daſs er mit diesen Mitteln nicht die Oligarchie gestürzt hatte. Sulla beherzigte die Lehre und trennte ein für allemal die politische Gewalt von der militärischen. Künftig sollte der Consul und Prätor mit Senat und Volk verhandeln, der Proconsul und Propräter die Armee commandiren, jenem aber jede militärische, diesem jede politische Thätigkeit gesetzlich abgeschnitten sein. Wenn indefs dies vollständig durchgeführt werden sollte, mufste der Consul auch der Verpflichtung entboben werden, die bisher ihm obgelegen hatte, die Nordgrenze Italiens zu schirmen: dies hat zu der politischen Trennung der norditalischen Landschaften von dem eigentlichen Italien geführt. Bisher hatten dieselben wohl in einem nationalen Gegensatz gestanden, insofern Norditalien vorwiegend von Ligurern und Kelten, Mittel- und Süditalien von Italikern bewohnt ward; allein politisch und administrativ stand die ganze Landschaft von der südlichen Meerenge bis an den Fufs der Alpen sich gleich und im ordentli-

fens, heifst, so widerspricht ihm Plutarch (*Pomp.* 21), der die fragliche Anordnung von Rom aus treffen läfst. — Es mag aufser anderen Gründen, die nicht schwer zu finden sind, nur das noch angeführt werden, daſs die Vermehrung der Prätoren durch Sulla von sechs auf acht sich nicht aus der Zahl der Quaestionen, wohl aber aus der der Provinzen erklären läfst.

chen Lauf der Dinge unter der Verwaltung der in Rom eben fungirenden höchsten Beamten, wie denn ja auch die Colonialgründungen durch dies ganze Gebiet sich erstrecken. Jetzt ward das Keltenland diesseit der Alpen, dessen Südgrenze übrigens vom Aesis an den Rubico verlegt ward, administrativ von Italien getrennt und als eine eigene von einem Proconsul oder Proprätor zu verwaltende Statthalterschaft constituirt*. Nach der bisherigen Ordnung ferner hatte auch der vom Volke unmittelbar ernannte Beamte eine militärische Stellung haben können; nach der sullanischen dagegen war diese ausschliefslich vorbehalten den vom Senat durch Prolongation der Amtsfrist in ihrer Amtsgewalt bestätigten Beamten; welche Prolongation zwar jetzt stehend geworden war, aber darum dennoch in ihrem Wesen als aufserordentliche Fristerstreckung festgehalten ward. Auch auf die Consuln wurde dies erstreckt, indem die in dieser Weise dem älteren Recht fremde Bestimmung, dafs in Italien regelmäfsig keine Truppen stehen dürften, durch Sulla als Fundamentalsatz des Staatsrechts aufgestellt ward. Die Consuln und Prätoren also übten fortan ausschliefslich die bürgerliche, die Proconsuln und Proprätoren ausschliefslich die militärische Gewalt. Es war dies nicht gleichgültig. Den Consul oder den Prätor konnte Niemand oder höchstens doch nur die Bürgerschaft seines Amtes entsetzen; den Proconsul und den Proprätor ernannte und entliefs der Senat, so dafs durch diese

* Auch für diese Angaben giebt es keinen anderen Beweis, als dafs das italische Keltenland eine Provinz in dem Sinne, wo das Wort einen geschlossenen und von einem jährlich ernannten Statthalter verwalteten Sprengel bedeutet, in den älteren Zeiten ebenso entschieden nicht ist wie allerdings in der caesarischen es eine ist. — Nicht viel anders steht es mit der Vorschiebung der Grenze; wir wissen, dafs ehemals der Aesis, zu Caesars Zeit der Rubico das Keltenland von Italien schied, aber nicht, wann die Verrückung stattfand. Man hat zwar daraus, dafs Marcus Terentius Varro Lucullus als Proprätor in diesem District eine Grenzregulirung vornahm (Orelli inscr. 550), geschlossen, dafs derselbe wenigstens im Jahre nach Luculius Praetur 679 noch Provinzialland gewesen sein müsse, da auf italischem Boden der Proprätor nichts zu schaffen habe. Allein es ist dabei übersehen, dafs die letztere Regel nur für gewöhnliche Zeiten gilt und dafs eben dieser Lucullus in dem Feldzug 672 als commandirender Officier in dieser Gegend beschäftigt war (S. 313); es ist wahrscheinlich, dafs er schon damals die proprätorische Gewalt hatte und 672 oder 673 (vgl. Appian 1, 38) die fragliche Grenze regulirte, so dafs hieraus auf die rechtliche Stellung der Landschaft nicht geschlossen werden darf. Dagegen ist es ein bemerkenswerther Fingerzeig, dafs Sulla das römische Pomerium vorschob (Seneca *de brev. vitae* 11; Dio 43, 50), was nach römischem Staatsrecht nur dem gestattet war, der nicht etwa die Reichs-, sondern die Stadt-, d. h. die italische Grenze vorgerückt hatte (I, 33).

Verfügung die gesammte Militärgewalt, auf die denn doch zuletzt alles ankam, formell wenigstens abhing vom Senat. — Dafs endlich das höchste aller Aemter, die Censur, nicht förmlich aufgehoben, aber in derselben Art beseitigt ward, wie ehemals die Dictatur, ward schon bemerkt. Praktisch konnte man derselben allenfalls entrathen. Für die Ergänzung des Senats war anderweitig gesorgt. Seit Italien thatsächlich steuerfrei war und das Heer wesentlich durch Werbung gebildet ward, hatte das Verzeichnifs der Steuer- und Dienstpflichtigen in der Hauptsache seine Bedeutung verloren. Wenn in der Ritterliste und dem Verzeichnifs der Stimmberechtigten Unordnung einriss, so mochte man diese nicht gerade ungern sehen. Es blieben nur die laufenden Finanzgeschäfte, welche wie bisher in den häufigen Fällen, wo die Censorenwahl unterblieben war, die Consuln als einen Theil ihrer ordentlichen Staatsgeschäfte übernahmen. Gegen den wesentlichen Gewinn, dafs der Magistratur in den Censoren ihre höchste Spitze entzogen ward, kam nicht in Betracht und war für die Alleinherrschaft des höchsten Regierungscollegiums vollkommen gleichgültig, dafs, um die Ambition der jetzt so viel zahlreicheren Senatoren zu befriedigen, die Zahl der Pontifices von acht (I, 194), die der Augurn von neun (I, 194), die der Orakelbewahrer von zehn (I, 192) auf je funfzehn, die der Schmausherren von drei auf sieben vermehrt ward.

In dem Finanzwesen stand schon nach der bisherigen Verfassung die entscheidende Stimme bei dem Senat; es handelte sich demnach hier nur um Wiederherstellung einer geordneten Verwaltung. Sulla hatte anfänglich sich in nicht geringer Geldnoth befunden; die aus Kleinasien mitgebrachten Summen waren für den Sold des zahlreichen und stets anschwellenden Heeres bald verausgabt. Noch nach dem Siege am collinischen Thor hatte der Senat, da die Staatscasse nach Praeneste entführt worden war, sich zu Nothschritten entschliefsen müssen. Verschiedene Bauplätze in der Hauptstadt und einzelne Stücke der campanischen Domäne wurden freigelooten, die Clientelkönige, die befreiten und bundesgenössischen Gemeinden aufserordentlicher Weise in Contribution gesetzt, zum Theil ihnen ihr Grundbesitz und ihre Zölle eingezogen, anderswo denselben für Geld neue Privilegien zugestanden. Indefs der bei der Uebergabe von Praeneste vorgefundene Rest der Staatskasse von beiläufig 4 Mill. Thlr., die bald beginnenden Versteigerungen und andere aufserordentliche Hülfsquellen halfen der augenblicklichen Verlegenheit ab. Für die Zukunft aber ward gesorgt weniger durch die asiatische Abgaben-

reform, bei der die Staatskasse wohl nur nicht verlor und vorzugsweise die Steuerpflichtigen gewannen, als durch die Rückgabe der campanischen Domäne, wozu jetzt noch Aenaria gefügt ward (S. 330), und vor allem durch die Abschaffung der Kornvertheilungen, die seit Gaius Gracchus wie ein Krebs an den römischen Finanzen gezehrt hatten.

Dagegen ward das Gerichtswesen wesentlich umgestaltet, theils aus politischen Rücksichten, theils um in die bisherige sehr unzulängliche und unzusammenhängende rechtliche Legislation gröfsere Einheit und Brauchbarkeit zu bringen. Aufser den Gerichten, in denen die ganze Bürgerschaft auf Provocation von dem Urtheil des Magistrats hin entschied, gab es in dieser Zeit ein doppeltes Verfahren vor Geschwornen. Das ordentliche, welches in allen nach unserer Auffassung zu einem Criminal- oder Civilprozefs sich eignenden Fällen mit Ausnahme der unmittelbar gegen den Staat gerichteten Verbrechen anwendbar war, bestand darin, dafs der eine der beiden hauptstädtischen Gerichtsherren die Sache instruirte und ein von ihm ernannter Geschworner auf Grund dieser Instruction entschied. Der aufserordentliche Geschwornenprozefs trat ein in einzelnen besonders wichtigen Civil- oder Criminalfällen, wegen welcher durch besondere Gesetze anstatt des Einzelgeschwornen ein besonderer Geschwornenhof bestellt worden war. Dieser Art waren theils die für einzelne Fälle constituirten Specialgerichtshöfe (z. B. S. 139. 171), theils die stehenden Commissionalgerichtshöfe, wie sie für Erpressungen (S. 77), für Giftmischerei und Mord (S. 102), vielleicht auch für Wahlbestechung und andere Verbrechen im Laufe des siebenten Jahrhunderts niedergesetzt worden waren; theils endlich der Hof der Hundertundfünf- oder der Hundertmänner, auch von dem bei dem Eigenthumsprozefs gebrauchten Lanzenschaft das Schaftgericht (*hasta*) genannt, welches in den Prozessen über römisches Erbe entschied — die Entstehungszeit und Veranlassung des letzteren liegen im Dunkeln, werden aber vermuthlich ungefähr dieselben sein wie bei den gleichartigen Criminalcommissionen. Ueber die Leitung dieser verschiedenen Gerichtshöfe war in den einzelnen Gerichtsordnungen verschieden bestimmt; so standen dem Erpressungsgericht ein Prätor, dem Mordgericht ein aus den gewesenen Aedilen besonders ernannter Vorstand, dem Schaftgericht mehrere aus den gewesenen Quästoren genommene Directoren vor. Die Geschwornen wurden für das ordentliche wie für das aufserordentliche Verfahren in Gemäfsheit der gracchischen Ordnung aus den nicht senatorischen Mannen von

Rittercensus genommen; nur für das Schaftgericht wurden von jedem der fünfundzwanzig Bezirke nach freier Wahl drei Geschworne ernannt und aus diesen hundertundfünf Männern der Hof zusammengesetzt. — Sullas Reformen waren hauptsächlich dreifacher Art. Einmal vermehrte er die Zahl der Geschwornenhöfe sehr beträchtlich. Es gab fortan besondere Geschwornencommissionen für Erpressung; für Mord mit Einschluss von Brandstiftung und falschem Zeugniss; für Wahlbestechung; ferner für Hochverrath und jede Entehrung des römischen Namens; für Ehebruch; für die schwersten Betrugsfälle: Testaments- und Münzfälschung; für die schwersten Ehrverletzungen, namentlich Realinjurien und Störung des Hausfriedens; vielleicht auch für Unterschlagung öffentlicher Gelder, für Zinswucher und andere Vergehen; und für jeden dieser alten oder neuen Gerichtshöfe ward von Sulla eine besondere Criminal- und Criminalprozefsordnung erlassen. Uebrigens blieb es den Behörden unbenommen vorkommenden Falls für einzelne Gruppen von Verbrechen Specialhöfe zu bestellen. Folgeweise wurden hiedurch theils die Volksgerichte, theils der ordentliche Geschwornenprozefs wesentlich beschränkt, indem zum Beispiel jenen die Hochverrathsprozesse, diesem die schwereren Fälschungen und Injurien entzogen wurden; hievon abgesehen indefs ward an beiden Instituten nichts geändert. Was zweitens die Oberleitung der Gerichte anlangt, so standen, wie schon erwähnt ward, jetzt für die Leitung der verschiedenen Geschwornenhöfe sechs Prätoren zur Disposition; die demnach leer bleibenden Posten wurden mit besonders ernannten Dirigenten oder auf andere Weise besetzt. In die Geschwornenstellen traten drittens statt der graechischen Ritter wieder die Senatoren ein; nur in dem Schaftgericht blieb, so viel wir wissen, durchaus die bisherige Ordnung. — Der politische Zweck dieser Verfügungen, der bisherigen Mitregierung der Ritter ein Ende zu machen, liegt klar zu Tage; aber ebenso wenig läfst es sich verkennen, dafs dieselben nicht blofs politische Tendenzmafsregeln waren, sondern hier der erste Versuch gemacht wurde dem seit den ständischen Kämpfen gründlich verwilderten römischen Criminalprozefs und Criminalrecht wieder aufzuhelfen. Von dieser sullanischen Gesetzgebung datirt sich die dem ältern Recht wesentlich unbekannte Scheidung von Criminal- und Civilsachen in dem Sinn, den wir noch heute damit verbinden, und die Gesammtheit der sullanischen Quaestionenordnungen läfst sich zugleich als das erste römische Gesetzbuch nach den zwölf Tafeln und als das erste überhaupt je besonders erlassene Criminalgesetzbuch be-

zeichnen. Aber auch im Einzelnen zeigt sich ein löblicher und liberaler Geist. So seltsam es von dem Urheber der Proscriptionen klingen mag, so bleibt es darum nichts desto weniger wahr, daſs er die Todesstrafe für politische Vergehen abgeschafft hat; denn da nach römischer auch von Sulla unverändert festgehaltener Sitte nur das Volk, nicht die Geschworenencommission auf Verlust des Lebens oder auf gefängliche Haft erkennen konnte (S. 102), so kam die Uebertragung der Hochverrathsprozesse von der Bürgerschaft an eine stehende Commission auf die Abschaffung der Todesstrafe für solche Vergehen hinaus, während andererseits in der Beschränkung der verderblichen Specialcommissionen für einzelne Hochverrathsfälle, wie die varische (S. 219) im Bundesgenossenkrieg gewesen war, gleichfalls ein Fortschritt zum Bessern lag. Die gesammte Reform ist von ungemeinem und dauerndem Nutzen gewesen und ein bleibendes Denkmal des praktischen, gemäſsigten, staatsmännischen Geistes, der ihren Urheber wohl würdig machte gleich den alten Decemvirn als souveräner Vermittler mit der Rolle des Gesetzes zwischen die Parteien zu treten. — Als einen Nachtrag zu diesen Criminalgesetzen mag man die polizeilichen Ordnungen betrachten, durch welche Sulla, das Gesetz an die Stelle des Censors stellend, gute Zucht und strenge Sitte wieder einschärfte und durch Feststellung neuer Maximalsätze anstatt der alten längst verschollenen den Luxus bei Mahlzeiten, Begräbnissen und sonst zu beschränken versuchte.

Endlich ist wenn nicht Sullas, doch das Werk der sullanischen Epoche die Entwicklung eines selbstständigen römischen Municipalwesens. Dem Alterthum ist der Gedanke die Stadt als ein untergeordnetes politisches Ganze dem höheren Staatsganzen organisch einzufügen ursprünglich fremd; Stadt und Staat fällt in der ganzen hellenisch-italischen Welt nothwendig zusammen und anders ist es nur in der orientalischen Despotie. Insofern giebt es in Griechenland wie in Italien von Haus aus ein eigenes Municipalwesen nicht. Vor allem die römische Politik hielt mit der ihr eigenen zähen Consequenz hieran fest; noch im sechsten Jahrhundert wurden die abhängigen Gemeinden Italiens entweder, um ihnen ihre municipale Verfassung zu bewahren, als formell souveräne Nichtbürgerstaaten constituirt, oder, wenn sie römisches Bürgerrecht erhielten, zwar nicht gehindert sich als Gemeinwesen zu constituiren, aber doch der eigentlich municipalen Rechte beraubt, so daſs in allen Bürgercolonien und Bürgermunicipien selbst die Rechtspflege und das Bauwesen von den rö-

mischen Praetoren und Censoren verwaltet ward. Das Höchste, wozu man sich verstand, war durch einen von Rom aus ernannten Stellvertreter (*praefectus*) des Gerichtsherrn wenigstens die dringendsten Rechtssachen an Ort und Stelle erledigen zu lassen (I, 609). Nicht anders verfuhr man in den Provinzen, aufser dafs hier an die Stelle der hauptstädtischen Behörden der Statthalter trat. In den freien, das heifst formell souveränen Städten ward die Civil- und Criminaljurisdiction von den Municipalbeamten nach den Localstatuten verwaltet; nur dafs freilich wo nicht ganz besondere Privilegien entgegenstanden, jeder Römer als Kläger oder Beklagter verlangen konnte seine Sache vor italischen Richtern nach italischem Recht entscheiden zu sehen. Für die gewöhnlichen Provinzialgemeinden war der römische Statthalter die einzige regelmäfsige Gerichtsbehörde, der die Instruirung aller Prozesse oblag. Es war schon viel, wenn, wie in Sicilien, in dem Fall, dafs der Beklagte ein Sicuter war, ein einheimischer Geschworener gegeben und nach Ortsgebrauch entschieden werden mufste; in den meisten Provinzen scheint auch dies vom Gutfinden des instruirenden Beamten abgehangen zu haben. — Im siebenten Jahrhundert ward diese unbedingte Centralisation des öffentlichen Lebens der römischen Gemeinde in dem einen Mittelpunct Rom wenigstens für Italien aufgegeben. Seit dies eine einzige städtische Gemeinde war und das Stadtgebiet vom Arnus und Rubico bis hinab zur sicilischen Meerenge reichte (S. 329), mufste man wohl sich entschliefsen innerhalb dieser grofsen wiederum kleinere Stadtgemeinden zu bilden. So ward Italien nach Vollbürgergemeinden organisirt und bei dieser Gelegenheit wurden wohl zugleich die durch ihren Umfang gefährlichen gröfseren Gaue, so weit dies nicht schon früher geschehen war, in mehrere kleinere Stadtbezirke aufgelöst (S. 216). Jede dieser Vollbürgergemeinden vereinigte so weit möglich die bisherigen Rechte der Nichtbürger- und der Bürgergemeinden. Im Ganzen organisirte man sie nach dem Muster der bisherigen formell souveränen latinischen, oder auch, insofern deren Verfassung in den Grundzügen der römischen gleich ist, nach dem Muster der römischen Gemeinde; nur dafs darauf gehalten ward für dieselben verfassungsmäfsigen Institutionen andere und geringere Namen zu verwenden als in der Hauptstadt, das heifst im Staat. Eine Bürgerversammlung tritt an die Spitze mit der Befugnifs Gemeindestatute zu erlassen und die Gemeindebeamten zu ernennen. Ein Gemeinderath von hundert Mitgliedern übernimmt die Rolle des römischen Senats. Das Gerichtswesen wird verwaltet von vier Gerichtsherren, zwei or-

deutschen Richtern, die den beiden Prätoren, zwei Marktrichtern, die den curulischen Aedilen entsprechen. Die Censurgeschäfte, die wie in Rom von fünf zu fünf Jahren sich erneuerten und allem Anschein nach vorwiegend in der Leitung der Gemeindebauten bestanden, wurden von den höchsten Gemeindebeamten, also den beiden ordentlichen Gerichtsherren mit übernommen, welche in diesem Fall den auszeichnenden Titel ‚der Gerichtsherren mit censorischer oder Fünfjahrgewalt' annahmen. Die Gemeindekasse verwalteten zwei Quästoren. Für das Sacralwesen sorgten zunächst die beiden der ältesten latinischen Verfassung allein bekannten Collegien priesterlicher Sachverständigen, die municipalen Pontifices und Auguren. — Was das Verhältnifs dieses secundären politischen Organismus zu dem primären des Staates anlangt, so standen im Allgemeinen alle politischen Befugnisse jenem wie diesem zu und fand also der Gemeindebeschlufs und das Imperium der Gemeindebeamten die Gemeindeglieder ebenso wie der Volksschlufs und das consularische Imperium den Römer; allein im Collisionsfall wich die Gemeinde dem Staate, brach also der Volksschlufs den Stadtschlufs, hatte bei der Volksschätzung und Volksbesteurung jeder Stadtbürger von Rechtswegen sich zu melden und zu steuern, ohne dafs die etwanigen städtischen Steuern und Schätzungen dabei berücksichtigt worden wären, durften öffentliche Bauten sowohl von den römischen Beamten in ganz Italien als auch von den städtischen in ihrem Sprengel angeordnet werden und was dessen mehr ist. Eine förmliche Competenztheilung fand wohl nur in der Rechtspflege statt, wo das reine Concurrenzsystem zu der gröfsten Verwirrung geführt haben würde; hier wurden im Criminalprozefs vermuthlich alle Capitalsachen, im Civilverfahren die schwereren und ein selbstständiges Auftreten des dirigirenden Beamten voraussetzenden Prozesse den hauptstädtischen Behörden und Geschwornen reservirt und die italischen Stadtgerichte auf die geringeren und minder verwickelten oder auch sehr dringenden Rechtshändel beschränkt. — Die Entstehung dieses italischen Gemeindewesens ist nicht überliefert. Es ist wahrscheinlich, dafs sie in einzelnen Anfängen und Ausnahmsbestimmungen zurückgeht auf die gracchischen Bürgercolonien, die am Ende des sechsten Jahrhunderts gegründet wurden (I, 609), wenigstens deuten einzelne an sich bedeutungslose formelle Differenzen zwischen Bürgercolonien und Bürgermunicipien darauf hin, dafs die neue damals praktisch an die Stelle der latinischen tretende Bürgercolonie doch staatsrechtlich noch etwas anderes war als ein von

Rom aus gegründetes Bürgermunicipium. Bestimmt nachweisen läfst sich die neue Ordnung zuerst für die revolutionäre Colonie Capua (S. 301) und keinem Zweifel unterliegt es, dafs sie in vollem Umfang erst eintrat, als sämmtliche italische Nichtbürgergemeinden in Folge des Bundesgenossenkriegs als Bürgergemeinden organisirt werden mufsten. Ob schon das julische Gesetz, ob die Censoren von 668, ob erst Sulla das Einzelne geordnet hat, läfst sich nicht entscheiden; die Uebertragung der censorischen Geschäfte auf die Gerichtsherren scheint zwar nach Analogie der sullanischen Beseitigung der Censur eingeführt zu sein, kann aber auch ebenso gut auf die älteste latinische Verfassung zurückgehen, die ja auch die Censur nicht kannte. Auf alle Fälle ist diese dem eigentlichen Staat sich ein- und unterordnende Stadtverfassung eines der merkwürdigsten und folgenreichsten Erzeugnisse der sullanischen Zeit und des römischen Staatslebens überhaupt. Staat und Stadt in einander zu fügen hat allerdings das Alterthum ebenso wenig vermocht als es vermocht hat das repräsentative Regiment und andere grofse Grundgedanken unseres heutigen Staatslebens aus sich zu entwickeln; aber es hat seine politische Entwicklung bis an die Grenze geführt, wo dieselbe die gegebenen Mafse überwächst und sprengt, und vor allem ist dies in Rom geschehen, das in jeder Beziehung an der Scheide und an der Verbindung der alten und der neuen geistigen Welt steht. In der sullanischen Verfassung ist die Urversammlung und der städtische Charakter des Gemeinwesens Rom fast zur bedeutungslosen Form zusammengeschwunden und dagegen in Italien die innerhalb des Staates stehende Gemeinde schon vollständig entwickelt; bis auf den Namen, der freilich in solchen Dingen die Hälfte der Sache ist, sind in dieser letzten Verfassung der freien Republik das Repräsentativsystem und der auf den Gemeinden sich erbauende Staat durchgeführt. — Das Gemeindewesen in den Provinzen ward hiedurch nicht geändert; die Gemeindebehörden der unfreien Städte blieben vielmehr, von besonderen Ausnahmen abgesehen, beschränkt auf Verwaltung und Polizei, wovon allerdings eine gewisse Jurisdiction, z. B. über verbrecherische Sclaven, nicht zu trennen war.

Dieses war die Verfassung, die Lucius Cornelius Sulla der Gemeinde Rom gegeben hat. Senat und Bürgerschaft, Ritterschaft und Proletariat, Italiker und Provinzialen nahmen sie hin, wie sie vom Regenten ihnen dictirt ward, wenn nicht ohne zu grollen, doch ohne sich aufzulehnen; nicht so die sullanischen Offiziere. Das römische Heer hatte seinen Charakter gänzlich ver-

ändert. Es war allerdings durch die marianische Reform wieder schlagfertiger und militärisch brauchbarer geworden als da es vor den Mauern von Numantia nicht focht; aber es hatte zugleich sich aus einer Bürgerwehr in eine Lanzknechtschaar verwandelt, welche dem Staat gar keine und dem Offizier nur dann Treue bewies, wenn er persönlich sie an sich zu fesseln verstand. Diese völlige Umgestaltung des Armeegeistes hatte der Bürgerkrieg in grafslicher Weise zur Evidenz gebracht: fünf Generale, Albinus (S. 238), Cato (S. 239), Rufus (S. 251), Flaccus (S. 285) und Cinna (S. 305), waren während desselben gefallen von der Hand ihrer Soldaten; einzig Sulla hatte bisher es vermocht der gefährlichen Meute Herr zu bleiben, freilich nur indem er allen ihren wilden Begierden den Zügel schiefsen liefs wie noch nie vor ihm ein römischer Feldherr. Wenn defshalb ihm der Verderb der alten Kriegszucht Schuld gegeben wird, so ist dies nicht gerade unrichtig, aber dennoch ungerecht; er war eben der erste römische Beamte, der seiner militärischen und politischen Aufgabe nur dadurch zu genügen im Stande war, dafs er auftrat als Condottier. Aber er hatte die Militärdictatur nicht übernommen um den Staat der Soldateska unterthänig zu machen, sondern vielmehr um alles im Staat, vor allem aber das Heer und die Offiziere, unter die Gewalt der bürgerlichen Ordnung zurückzuzwingen. Wie man dies sah, erhob sich gegen ihn eine Opposition in seinem eigenen Stab. Mochte den übrigen Bürgern gegenüber die Oligarchie den Tyrannen spielen, aber dafs auch die Generale, die mit ihrem guten Schwert den verlorenen Senat wieder eingesetzt hatten, ihm jetzt unweigerlichen Gehorsam zu leisten aufgefordert wurden, schien unerträglich. Eben die beiden Offiziere, denen Sulla das meiste Vertrauen geschenkt hatte, widersetzten sich der neuen Ordnung der Dinge. Als Gnaeus Pompeius, den Sulla mit der Eroberung von Sicilien und Africa beauftragt und zu seinem Tochtermanne erkoren hatte, nach Vollzug seiner Aufgabe vom Senat den Befehl erhielt sein Heer zu entlassen, unterliefs er es zu gehorsamen und wenig fehlte an offenem Aufstand. Quintus Ofella, dessen festem Ausharren vor Praeneste wesentlich der Erfolg des letzten und schwersten Feldzugs verdankt ward, bewarb sich in ebenso offenem Widerspruch gegen die neu erlassenen Ordnungen um das Consulat, ohne die niederen Aemter bekleidet zu haben. Mit Pompeius kam, wenn nicht eine herzliche Aussöhnung, doch ein Vergleich zu Stande. Sulla, der seinen Mann genug kannte um ihn nicht zu fürchten, nahm die Impertinenz hin, die Pompeius ihm ins Gesicht sagte, dafs mehr

Leute sich um die aufgehende Sonne kümmerten als um die untergehende, und bewilligte dem eitlen Hohlkopf die leeren Ehrenbezeugungen, an denen sein Herz hing (S. 319). Wenn er hier sich lässlich zeigte, so bewies er dagegen Diella gegenüber, dass er nicht der Mann war sich von seinen Marschällen imponiren zu lassen: so wie dieser verfassungswidrig als Bewerber aufgetreten war, liess ihn Sulla auf öffentlichem Marktplatz niedermachen und setzte sodann der versammelten Bürgerschaft auseinander, dass die That auf seinen Befehl und warum sie vollzogen sei. So verstummte zwar für jetzt diese bezeichnende Opposition des Hauptquartiers gegen die neue Ordnung der Dinge; aber sie blieb bestehen und gab den praktischen Commentar zu Sullas Worten, dass das, was er gethan, sich nicht wiederholen lassen werde.

Eines blieb noch übrig — vielleicht das Schwerste von allem: die Zurückführung der Ausnahmszustände in die neualten gesetzlichen Bahnen. Sie ward dadurch erleichtert, dass Sulla diese letzte Aufgabe nie aus den Augen verloren hatte. Obwohl das valerische Gesetz ihm absolute Gewalt und jeder seiner Verordnungen Gesetzeskraft gegeben, hatte er dennoch dieser exorbitanten Befugniss sich nur bei Massregeln bedient, die von vorübergehender Bedeutung waren und wo die Betheiligung Rath und Bürgerschaft blos nutzlos compromittirt haben würde, namentlich bei den Aechtungen. Regelmässig hatte er schon selbst diejenigen Bestimmungen beobachtet, die er für die Zukunft vorschrieb. Dass das Volk befragt ward, lesen wir in dem Quästorengesetz, das zum Theil noch vorhanden ist, und von andern Gesetzen, z. B. dem Aufwandgesetz und denen über die Confiscationen der Feldmarken, ist es bezeugt. Ebenso ward bei wichtigeren Administrativacten, wie die Entsendung und die Zurückberufung der africanischen Armee und die Ertheilung städtischer Freibriefe waren, der Senat vorangestellt. In demselben Sinn liess Sulla schon für 673 Consuln wählen, wodurch wenigstens die gehässige officielle Datirung nach der Regentschaft vermieden ward; doch blieb die Macht noch ausschliesslich bei dem Regenten und ward die Wahl auf secundäre Persönlichkeiten geleitet. Aber schon 674 liess Sulla die ordentliche Verfassung wieder vollständig eintreten und verwaltete als Consul in Gemeinschaft mit seinem Waffengenossen Quintus Metellus den Staat, während er die Regentschaft zwar noch beibehielt, aber vorläufig ruhen liess. Er sah es wohl, wie gefährlich es eben für seine eigenen Institutionen war die Militärdictatur zu perpetuiren. Da die neuen Zustände sich haltbar zu erweisen schienen und von

den neuen Einrichtungen zwar manches, namentlich in der Colonisirung, noch zurück, aber doch das Meiste und Wichtigste vollendet war, so liefs er den Wahlen für 675 freien Lauf, lehnte die Wiederwahl zum Consulat als mit seinen eigenen Ordnungen unvereinbar ab, und legte, bald nachdem die neuen Consuln Publius Servilius und Appius Claudius ihr Amt angetreten hatten, im Anfang des J. 675 die Regentschaft nieder. Es ergriff selbst starre Herzen, als der Mann, der bis dahin mit dem Leben und dem Eigenthum von Millionen nach Willkür geschaltet hatte, auf dessen Wink so viele Häupter gefallen waren, dem in jeder Gasse der Capitale, in jeder Stadt Italiens Todtfeinde wohnten, und der ohne einen ebenbürtigen Verbündeten, ja genau genommen ohne den Rückhalt einer festen Partei sein tausend Interessen und Meinungen verletzendes Werk der Reorganisation des Staates zu Ende geführt hatte, als dieser Mann auf den Marktplatz der Hauptstadt trat, sich seiner Machtfülle freiwillig begab, seine bewaffneten Begleiter verabschiedete, seine Gerichtsdiener entliefs und die dichtgedrängte Bürgerschaft aufforderte zu reden, wenn einer von ihm Rechenschaft begehre. Alles schwieg; Sulla stieg herab von der Rednerbühne und zu Fufs, nur von den Seinigen begleitet, ging er mitten durch eben jenen Pöbel, der ihm vor acht Jahren das Haus geschleift hatte, zurück nach seiner Wohnung.

Die Nachwelt hat weder Sulla selbst noch seinem Reorganisationswerk volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, wie sie denn unbillig zu sein pflegt gegen die Persönlichkeiten, die dem Strom der Zeiten sich entgegenstemmen. In der That ist Sulla eine von den wunderbarsten, man darf vielleicht sagen eine einzige Erscheinung in der Geschichte. Physisch und psychisch ein Sanguiniker, blauäugig, blond, von auffallend weifser, aber bei jeder leidenschaftlichen Bewegung sich röthender Gesichtsfarbe, übrigens ein schöner, feurig blickender Mann, schien er nicht eben bestimmt dem Staat mehr zu sein als seine Ahnen, die seit seines Grofsvaters Grofsvater Publius Cornelius Rufinus (Consul 464. 477), einem der angesehensten Feldherrn und zugleich dem prunkliebendsten Mann der pyrrhischen Zeit, in Stellungen zweiten Ranges verharrt hatten. Er begehrte vom Leben nichts als heiteren Genufs. Aufgewachsen in dem Raffinement des gebildeten Luxus, wie er in jener Zeit auch in den minder reichen senatorischen Familien Roms einheimisch war, bemächtigte er rasch und behend sich der ganzen Fülle sinnlich geistiger Genüsse, welche die Verbindung hellenischer Feinheit und römischen Reichthums zu gewähren vermochten. Im adlichen Salon

und unter dem Lagerzelt war er gleich willkommen als angenehmer Gesellschafter und guter Kamerad; vornehme und geringe Bekannte fanden in ihm den theilnehmenden Freund und den bereitwilligen Helfer in der Noth, der sein Gold weit lieber seinem bedrängten Genossen als seinem reichen Gläubiger gönnte. Leidenschaftlich huldigte er dem Becher, noch leidenschaftlicher den Frauen; selbst in seinen späteren Jahren war er nicht mehr Regent, wenn er nach vollbrachtem Tagesgeschäft sich zur Tafel setzte. Ein Zug der Ironie, man könnte vielleicht sagen der Bouffonerie, geht durch seine ganze Natur. Noch als Regent befahl er, während er die Versteigerung der Güter der Geächteten leitete, für ein ihm überreichtes schlechtes Gedicht zu seinem Preise dem Verfasser eine Verehrung aus der Beute zu verabreichen unter der Bedingung, dafs er gelobe ihn niemals wieder zu besingen. Als er vor der Bürgerschaft Ofellas Hinrichtung rechtfertigte, geschah es, indem er den Leuten eine Fabel erzählte von dem Ackersmann und den Läusen. Es ist bezeichnend, dafs er seine Gesellen gern unter den Schauspielern sich auswählte und es liebte nicht blofs mit Quintus Roscius, dem römischen Talma, sondern auch mit viel geringeren Bühnenleuten beim Weine zu sitzen, wie er denn auch selbst nicht schlecht sang und sogar zur Aufführung für seinen Zirkel selber Possen schrieb. Doch ging in diesen lustigen Bacchanalien ihm weder die körperliche noch die geistige Spannkraft verloren: noch in der ländlichen Musse seiner letzten Jahre lag er eifrig der Jagd ob und dafs er aus dem eroberten Athen die aristotelischen Schriften nach Rom brachte, beweist doch wohl für sein Interesse auch an ernsterer Lectüre. Das specifische Römerthum stiefs ihn eher ab. Von der plumpen Morgue, die die römischen Grofsen gegenüber den Griechen zu entwickeln liebten, und von der Feierlichkeit beschränkter grofser Männer hatte Sulla nichts, vielmehr liefs er gern sich gehen und machte sich nichts daraus zum Scandal mancher seiner Landsleute in griechischen Städten in griechischer Tracht zu erscheinen oder auch seine Freunde zu veranlassen bei den Spielen selber die Rennwagen zu lenken. Noch weniger war ihm von den halb patriotischen, halb egoistischen Hoffnungen geblieben, die in Ländern freier Verfassung jede jugendliche Capacität auf den politischen Tummelplatz locken; in einem Leben, wie das seine war, schwankend zwischen leidenschaftlichem Taumel und mehr als nüchternem Erwachen, verzetteln sich rasch die Illusionen. Wünschen und Streben mochte ihm eine Thorheit erscheinen in einer Welt, die doch unbedingt vom Zufall regiert ward und wo

wenn überhaupt auf etwas, man ja doch auf nichts spannen konnte als auf diesen Zufall. Dem allgemeinen Zuge der Zeit zugleich dem Unglauben und dem Aberglauben sich zu ergeben folgte auch er. Seine wunderliche Gläubigkeit ist nichts als der gewöhnliche Glaube an das Absurde, der bei jedem von dem Vertrauen auf eine zusammenhängende Ordnung der Dinge durch und durch zurückgekommenen Menschen sich einstellt. Sein Glaube ist nicht der plebejische Kohlerglaube des Marius, der von dem Pfaffen für Geld sich wahrsagen und seine Handlungen durch ihn bestimmen läfst, noch weniger der finstere Verhängnifsglaube des Fanatikers, sondern der Aberglaube des glücklichen Spielers, der sich vom Schicksal privilegirt erachtet jedesmal und überall die rechte Nummer zu werfen. In praktischen Fragen verstand Sulla sehr wohl mit den Anforderungen der Religion ironisch sich abzufinden. Als er die Schatzkammern der griechischen Tempel leerte, äufserte er, dafs es demjenigen nimmermehr fehlen könne, dem die Götter selber die Kasse füllten. Als die delphischen Priester ihm sagen liefsen, dafs sie sich scheuten die verlangten Schätze zu senden, da die Zither des Gottes hell geklungen, als man sie berührt, liefs er ihnen zurücksagen, dafs man sie nun um so mehr schicken möge, denn offenbar stimme der Gott seinem Vorhaben zu. Aber darum wiegte er nicht weniger gern sich in dem Gedanken der auserwählte Liebling der Götter zu sein, vor allem jener, der er bis in seine späten Jahre vor allen den Preis gab, der Aphrodite. In seinen Unterhaltungen wie in seiner Selbstbiographie rühmte er sich vielfach des Verkehrs, den in Träumen und Anzeichen die Unsterblichen mit ihm gepflogen. Er hatte wie wenig Andere ein Recht auf seine Thaten stolz zu sein; er war es nicht, wohl aber stolz auf sein einzig treues Glück. Er pflegte wohl zu sagen, dafs jedes improvisirte Beginnen ihm besser ausgeschlagen sei als das planmäfsig angelegte, und eine seiner wunderlichsten Marotten, die Zahl der in den Schlachten auf seiner Seite gefallenen Leute regelmäfsig als null anzugeben, ist doch auch nichts als die Kinderei eines Glückskindes. Es war nur der Ausdruck der ihm natürlichen Stimmung, als er auf dem Gipfel seiner Laufbahn angelangt und all seine Zeitgenossen in schwindelnder Tiefe unter sich sehend, die Bezeichnung des Glücklichen, Sulla Felix, als förmlichen Beinamen annahm und auch seinen Kindern entsprechende Benennungen beilegte. — Nichts lag Sulla ferner als der planmäfsige Ehrgeiz. Er war zu gescheit um gleich den Dutzendaristokraten seiner Zeit die Verzeichnung seines Namens in die consularischen

Register als das Ziel seines Lebens zu betrachten; zu gleichgültig und zu wenig Ideolog um sich mit der Reform des morschen Staatsgebäudes befassen zu mögen. Er blieb, wo Geburt und Bildung ihn hinwiesen, in dem Kreis der vornehmen Gesellschaft und machte wie üblich die Aemtercarriere durch; Ursache sich anzustrengen hatte er nicht und überliefs dies den politischen Arbeitsbienen, an denen es nicht fehlte. So führte ihn im J. 647 bei der Verloosung der Quästorstellen der Zufall nach Africa in das Hauptquartier des Gaius Marius. Der unversuchte hauptstädtische Elegant ward von dem rauhen bäurischen Feldherrn und seinem erprobten Stab nicht zum besten empfangen. Durch diese Aufnahme gereizt machte Sulla, furchtlos und anstellig wie er war, im Fluge das Waffenhandwerk sich zu eigen und entwickelte auf dem verwegenen Zug nach Mauretanien zuerst jene eigenthümliche Verbindung von Keckheit und Verschmitztheit, wegen deren seine Zeitgenossen von ihm sagten, dafs er halb Löwe, halb Fuchs und der Fuchs in ihm gefährlicher als der Löwe sei. Dem jungen hochgeborenen brillanten Offizier, der anerkanntermafsen der eigentliche Beendiger des lästigen numidischen Krieges war, öffnete jetzt sich die glänzendste Laufbahn; er nahm auch Theil am kimbrischen Krieg und entwickelte dabei in der Leitung des schwierigen Verpflegungsgeschäftes sein ungemeines Organisationstalent; aber nichts desto weniger zogen ihn auch jetzt die Freuden des hauptstädtischen Lebens weit mehr an als Krieg oder gar Politik. In der Prätur, welches Amt er, nachdem er einmal sich vergeblich beworben hatte, im J. 661 übernahm, fügte es sich abermals, dafs ihm in seiner Provinz, der unbedeutendsten von allen, der erste Sieg über König Mithradates und der erste Vertrag mit den mächtigen Arsakiden so wie deren erste Demüthigung gelang. Der Bürgerkrieg folgte. Sulla war es wesentlich, der den ersten Act desselben, die italische Insurrection, zu Roms Gunsten entschied und dabei mit dem Degen das Consulat sich gewann; er war es ferner, der als Consul den sulpicischen Aufstand mit energischer Raschheit zu Boden schlug. Das Glück schien sich ein Geschäft daraus zu machen den alten Helden Marius durch diesen jüngeren Offizier zu verdunkeln. Die Gefangennehmung Jugurthas, die Besiegung Mithradats, die beide Marius vergeblich erstrebt hatte, wurden in untergeordneter Rolle von Sulla vollführt; im Bundesgenossenkrieg, in dem Marius seinen Feldherrnruhm einbüfste und abgesetzt ward, gründete Sulla seinen militärischen Ruf und stieg empor zum Consulat; die Revolution von 666, die zugleich und vor

allem ein persönlicher Conflict zwischen den beiden Generalen war, endigte mit Marius Aechtung und Flucht. Fast ohne es zu wollen war Sulla der berühmteste Feldherr seiner Zeit, der Hort der Oligarchie geworden. Es folgten neue und furchtbarere Krisen, der mithradatische Krieg, die cinnanische Revolution: Sullas Stern blieb immer im Steigen. Wie der Capitain, der das brennende Schiff nicht löscht, sondern fortfährt auf den Feind zu feuern, harrte Sulla, während die Revolution in Italien tobte, in Asien unerschüttert aus, bis der Landesfeind bezwungen war. Mit diesem fertig zerschmetterte er die Anarchie und rettete die Hauptstadt vor der Brandfackel der verzweifelnden Samniten und Revolutionäre. Der Moment der Heimkehr war für Sulla ein überwältigender in Freude und in Schmerz; Sulla selbst erzählt in seinen Memoiren, dafs er die erste Nacht in Rom kein Auge habe zuthun können und wohl mag man es glauben. Aber immer noch war seine Aufgabe nicht zu Ende, sein Stern in weiterem Steigen. Absoluter Selbstherrscher wie nur je ein König und doch stets eingedenk den Boden des formellen Rechts nicht zu verlassen, zügelte er die ultrareactionäre Partei, vernichtete die seit vierzig Jahren die Oligarchie einengende gracchische Verfassung und zwang die der Oligarchie Concurrenz machenden Mächte der Capitalisten und des hauptstädtischen Proletariats und endlich den im Schofse seines eigenen Stabes erwachsenen Uebermuth des Säbels wieder unter das neu befestigte Gesetz. Selbstständiger als je stellte er die Oligarchie hin, legte die Beamtenmacht als dienendes Werkzeug in ihre Hände, verlieh ihr die Gesetzgebung, die Gerichte, die militärische und finanzielle Obergewalt und gab ihr eine Art Leibwache in den befreiten Sclaven, eine Art Heer in den angesiedelten Militärcolonisten. Endlich als das Werk vollendet war, trat der Schöpfer zurück vor seiner Schöpfung; freiwillig ward der absolute Selbstherrscher wieder einfacher Senator. In dieser ganzen langen militärischen und politischen Bahn hat Sulla nie eine Schlacht verloren, nie einen Schritt zurückthun müssen und ungeirrt von Feinden und Freunden sein Werk geführt bis an das selbstgesteckte Ziel. Wohl hatte er Ursache seinen Stern zu preisen. Die launenhafte Göttin des Glücks schien hier einmal die Laune der Beständigkeit angewandelt zu haben und darin sich zu gefallen auf ihren Liebling an Erfolgen und an Ehren zu häufen, was er begehrte und nicht begehrte. Aber die Geschichte wird gerechter gegen ihn sein müssen als er es gegen sich selber war und ihn in eine höhere Reihe stellen als in die der blofsen Favoriten der Fortuna. Nie

wieder hat eine schlaffe und in stetigem Sinken begriffene Aristokratie, wie die römische damals war, einen Vormund gefunden, wie Sulla einer war, der ohne jede Rücksicht auf eigenen Machtgewinn für sie den Degen des Feldherrn und den Griffel des Gesetzgebers zu führen willig und fähig war. Aber nicht blofs die Aristokratie, das gesammte Land ward ihm mehr schuldig, als die Nachwelt gern sich eingestand. Sulla hat die italische Revolution, in soweit sie beruhte auf der Zurücksetzung einzelner minder berechtigter gegen andere besser berechtigte Districte, definitiv geschlossen und ist, indem er sich und seine Partei zwang die Gleichberechtigung aller Italiker vor dem Gesetz anzuerkennen, der wahre und letzte Urheber der vollen staatlichen Einheit Italiens geworden — ein Gewinn, der mit endloser Noth und Strömen von Blut dennoch nicht zu theuer erkauft war. Aber Sulla hat noch mehr gethan. Seit länger als einem halben Jahrhundert war Roms Macht im Sinken und die Anarchie daselbst in Permanenz; denn das Regiment des Senats mit der gracchischen Verfassung war Anarchie und gar das Regiment Cinnas und Carbos eine noch weit ärgere Meisterlosigkeit, deren grauenvolles Bild sich am deutlichsten in jenem eben so verwirrten wie naturwidrigen Bündnifs mit den Samniten wiederspiegelt, der unklarste, unerträglichste, heilloseste aller denkbaren politischen Zustände, in der That der Anfang des Endes. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, dafs das lange unterhöhlte römische Gemeinwesen nothwendig hätte zusammenstürzen müssen, wenn nicht durch die Intervention in Asien und in Italien Sulla die Existenz desselben gerettet hätte. Man kann darüber streiten, wie gut oder wie schlecht das von Sulla aufgeführte Gebäude angelegt war; aber es ist eine arge Gedankenlosigkeit darüber zu übersehen, dafs ohne Sulla höchst wahrscheinlich der Bauplatz selbst von den Fluthen wäre fortgerissen worden. Was nun jenes Gebäude selbst anlangt, so hat Sullas Verfassung freilich so wenig Bestand gehabt wie die Cromwells und es war nicht schwer zu sehen, dafs sein Bau kein solider war. Aber auch dieser Tadel trifft zunächst nicht Sulla. Der Staatsmann baut nur was er in dem ihm angewiesenen Kreise bauen kann. Das Mögliche hat Sulla gethan um die alte Verfassung zu retten; und gewufst hat er es selbst, dafs er wohl eine Festung, aber keine Garnison zu schaffen vermöge und die grenzenlose Nichtigkeit der Oligarchen jeden Versuch die Oligarchie zu retten vergeblich machen werde. Seine Verfassung glich einem in das brandende Meer hineingeworfenen Nothdamm; es ist kein Vorwurf für den

Baumeister, wenn ein Jahrzehend später die Fluthen den naturwidrigen und von den Geschützten selbst nicht vertheidigten Bau verschlangen. Der Staatsmann wird nicht der Hinweisung auf höchst löbliche Einzelreformen, zum Beispiel des asiatischen Steuerwesens und der Criminaljustiz, bedürfen, um Sullas ephemere Restauration nicht geringschätzig abzufertigen, sondern wird darin eine richtig entworfene und unter unsäglichen Schwierigkeiten im Grofsen und Ganzen consequent durchgeführte Reorganisation des römischen Gemeinwesens bewundern und den Retter Roms, den Vollender der italischen Einheit unter, aber doch auch neben Cromwell stellen. Freilich ist es nicht blofs der Staatsmann, der im Todtengericht Stimme hat; und der Mensch wird in jene Bewunderung nicht einstimmen. Sulla hat seine Gewaltherrschaft nicht blofs mit rücksichtsloser Gewaltsamkeit begründet, sondern dabei auch mit einer gewissen cynischen Offenheit die Dinge beim rechten Namen genannt, durch die er es unwiederbringlich verdorben hat mit der grofsen Masse der Schwachherzigen, die mehr vor dem Namen als vor der Sache sich entsetzte, durch die er aber allerdings auch dem sittlichen Urtheil wegen der Kühle und Klarheit seines Frevels noch empörender erscheint als der leidenschaftliche Verbrecher. Aechtungen, Belohnungen der Henker, Güterconfiscationen, kurzer Prozefs gegen unbotmäfsige Offiziere waren hundertmal vorgekommen und die stumpfe politische Sittlichkeit der antiken Civilisation hatte für diese Dinge nur lauen Tadel; aber das freilich war unerhört, dafs die Namen der vogelfreien Männer öffentlich angeschlagen und die Köpfe öffentlich ausgestellt wurden, dafs den Banditen eine feste Summe ausgesetzt und dieselbe in die öffentlichen Kassebücher ordnungsmäfsig eingetragen ward, dafs das eingezogene Gut gleich der feindlichen Beute auf offenem Markt unter den Hammer kam, dafs der Feldherr den widerspenstigen Offizier geradezu niedermachen liefs und vor allem Volk sich zu der That bekannte. Diese öffentliche Verhöhnung der Humanität ist auch ein politischer Fehler, durch den Sulla nicht wenig dazu beigetragen hat, spätere revolutionäre Krisen im Voraus zu vergiften, und noch jetzt ruht defswegen, und mit Recht, ein finstrer Schatten auf dem Andenken des Urhebers der Proscriptionen. — Mit Recht darf man ferner tadeln, dafs Sulla, während er in allen wichtigen Fragen rücksichtslos durchgriff, doch in untergeordneten, namentlich in Personenfragen sehr häufig von seinem sanguinischen Temperament sich beherrschen liefs und nach Neigung oder Abneigung ver-

fuhr. Er hat, wo er wirklich einmal Hafs empfand, wie gegen die Marier, ihm zügellos auch gegen Unschuldige den Lauf gelassen und von sich selbst gerühmt, dafs Niemand besser als er Freunden und Feinden vergolten habe. Er verschmähte es nicht, bei Gelegenheit seiner Machtstellung ein kolossales Vermögen zu sammeln. Der erste absolute Monarch des römischen Staats bewährte er den Kernspruch des Absolutismus, dafs den Fürsten die Gesetze nicht binden, sogleich an den von ihm selbst erlassenen Ehebruchs- und Verschwendungsgesetzen. Verderblicher aber als diese Nachsicht gegen sich selbst ward dem Staat sein läfsliches Verfahren gegen seine Partei und seinen Kreis. Schon seine schlaffe Soldatenzucht, obwohl sie zum Theil durch politische Nothwendigkeit geboten war, läfst sich hieher rechnen; viel schädlicher aber noch war die Nachsicht gegen seinen politischen Anhang. Es ist kaum glaublich, was er gelegentlich hinnahm; so zum Beispiel ward dem Lucius Murena für die durch die ärgste Verkehrtheit und Unbotmäfsigkeit erlittenen Niederlagen (S. 320) nicht blofs die Strafe erlassen, sondern auch der Triumph zugestanden; so wurde Gnaeus Pompeius, der sich noch ärger vergangen hatte, noch verschwenderischer von Sulla geehrt (S. 319. 348). Die Auslehnung und die ärgsten Frevel der Aechtungen und Confiscationen sind wahrscheinlich weniger Sullas unmittelbares Werk, als aus diesem freilich in seiner Stellung kaum verzeihlichen Indifferentismus entstanden. Dafs Sulla bei seinem innerlich energischen und doch dabei gleichgültigen Wesen sehr verschieden, bald unglaublich nachsichtig, bald unerbittlich streng auftrat, ist begreiflich. Die tausendmal wiederholte Meinung, dafs er vor seiner Regentschaft ein guter milder Mann, als Regent ein blutdürstiger Wütherich gewesen sei, richtet sich selbst; wenn er als Regent das Gegentheil der früheren Gelindigkeit zeigte, so wird man vielmehr sagen müssen, dafs er mit demselben nachlässigen Gleichmuth strafte, mit dem er verzieh. Diese halb ironische Leichtfertigkeit geht überhaupt durch sein ganzes politisches Thun. Es ist immer, als sei dem Sieger, eben wie es ihm gefiel sein Verdienst um den Sieg Glück zu schelten, auch der Sieg selber nichts werth; als habe er eine halbe Empfindung von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit des eigenen Werkes und behandle die Reorganisation des Staates nicht wie der Hausherr, der sein zerrüttetes Gewese und Gesinde in Ordnung bringt, sondern wie der zeitweilige Geschäftsführer, dem am Ende auch die leidliche Uebertünchung der Schäden genügt. Wenn Mangel an politischem Egoismus ein Lob ist, so verdient es Sulla neben

Washington genannt zu werden; aber es ist doch ein Unterschied, ob man aus Bürgersinn nicht herrschen mag oder aus Blasirtheit das Scepter wegwirft.

Wie er nun aber war, dieser Don Juan der Politik war ein Mann aus einem Gusse. Sein ganzes Leben zeugt von dem innerlichen Gleichgewicht seines Wesens; in den verschiedensten Lagen blieb Sulla unverändert derselbe. Es war derselbe Sinn, der nach den glänzenden Erfolgen in Africa ihn wieder den hauptstädtischen Müssiggang suchen und der nach dem Vollbesitz der absoluten Macht ihn Ruhe und Erholung finden liefs in seiner cumanischen Villa. In seinem Munde war es keine Phrase, dafs ihm die öffentlichen Geschäfte eine Last seien, die er abwarf, so wie er durfte und konnte. Auch nach der Resignation blieb er völlig sich gleich, ohne Unmuth und ohne Affectation, froh der öffentlichen Geschäfte entledigt zu sein und dennoch hie und da eingreifend, wo die Gelegenheit sich bot. Jagd und Fischfang und die Abfassung seiner Memoiren füllten seine müssigen Stunden; dazwischen ordnete er auf Bitten der unter sich uneinigen Bürger die inneren Verhältnisse der benachbarten Colonie Puteoli ebenso sorgfältig und rasch wie früher die Verhältnisse der Hauptstadt. Seine letzte Thätigkeit auf dem Krankenlager bezog sich auf die Beitreibung eines Zuschusses zu dem Wiederaufbau des capitolinischen Tempels, den vollendet zu sehen ihm nicht mehr vergönnt war. Wenig über ein Jahr nach seinem Rücktritt, im sechzigsten Lebensjahr, frisch an Körper und Geist ward er vom Tode ereilt; nach kurzem Krankenlager — noch zwei Tage vor seinem Tode schrieb er an seiner Selbstbiographie — raffte ein Blutsturz* ihn hinweg (676). Sein getreues Glück verliefs ihn auch im Tode nicht. Er konnte nicht wünschen noch einmal in den widerwärtigen Strudel der Parteikämpfe hineingezogen zu werden und seine alten Krieger noch einmal gegen eine neue Revolution führen zu müssen; und nach dem Stande der Dinge bei seinem Tode in Spanien und in Italien hätte bei längerem Leben ihm dies kaum erspart bleiben können. Schon jetzt, da von seiner feierlichen Bestattung in der Hauptstadt die Rede war, erhoben sich dort zahlreiche Stimmen, die bei seinen Lebzeiten geschwiegen hatten, gegen die letzte Ehre, die man dem Tyrannen zu erweisen gedachte. Aber noch war die Erinnerung zu frisch und die Furcht vor seinen alten Soldaten zu lebendig: es wurde be-

* Nicht die Phthiriasis, wie ein anderer Bericht sagt; aus dem einfachen Grunde, dafs eine solche Krankheit nur in der Phantasie existirt.

schlossen die Leiche feierlichst beizusetzen und defshalb sie nach der Hauptstadt bringen zu lassen. Nie hat Italien eine grofsartigere Trauerfeier gesehen. Ueberall wo der königlich geschmückte Todte hindurchgetragen ward, ihm voraus seine wohlbekannten Feldzeichen und Ruthenbündel, da schlossen die Einwohner und vor allem seine alten Lanzknechte an den Trauerzug sich an; es schien als wolle das gesammte Heer um den Mann, der es im Leben so oft und nie anders als zum Siege geführt hatte, noch einmal im Tode sich vereinigen. So gelangte der endlose Leichenzug in die Hauptstadt, wo zweitausend goldene Kränze als letzte Ehrengaben der treuen Legionen, der Städte und der näheren Freunde seiner harrten. Unter dem Geleit aller Beamten und des gesammten Senats, der Priester und Priesterinnen in ihrer Amtstracht und der ritterlich gerüsteten adlichen Knabenschaar ward die Bahre auf den grofsen Marktplatz getragen. Auf diesem von seinen Thaten und fast von dem Klange noch seiner gefürchteten Worte erfüllten Platz ward ihm die Leichenrede gehalten und von dort die Bahre auf den Schultern der Senatoren nach dem Marsfeld getragen, wo der Scheiterhaufen errichtet war. Während er in Flammen loderte, hielten die Ritter und die Soldaten den Ehrenlauf um die Leiche, die Asche aber des Regenten ward auf dem Marsfeld neben den Gräbern der alten Könige beigesetzt.

KAPITEL XI.

Das Gemeinwesen und seine Oekonomie.

Ein neunzigjähriger Zeitraum, vierzig Jahre tiefen Friedens, funfzig einer fast permanenten Revolution liegen hinter uns. Es ist diese Epoche die ruhmloseste, die die römische Geschichte kennt. Zwar wurden in westlicher und östlicher Richtung die Alpen überschritten (S. 151. 163) und die römischen Waffen gelangten auf der spanischen Halbinsel bis zum atlantischen Ocean (S. 17), auf der makedonisch-griechischen bis zur Donau (S. 163), aber es waren im Ganzen wenig fruchtbare Lorbeeren. Der Kreis der ‚auswärtigen Gemeinden in der Willkür, der Botmäfsigkeit, der Herrschaft oder der Freundschaft der römischen Bürgerschaft' * ward nicht wesentlich erweitert; man begnügte sich den Erwerb einer besseren Zeit zu realisiren und die in loseren Formen der Abhängigkeit an Rom geknüpften Gemeinden mehr und mehr in die volle Unterthänigkeit zu bringen. Hinter dem glänzenden Vorhang der Provinzialreunionen verbarg sich ein sehr fühlbares Sinken der römischen Macht. Während die gesammte antike Civilisation immer bestimmter in dem römischen Staat zusammengefafst, immer allgemeingültiger in demselben formulirt ward, fingen zugleich jenseit der Alpen und jenseit des Euphrat die von ihr ausgeschlossenen Nationen an aus der Vertheidigung zum

* *Externae nationes in arbitratu diciono potestate amicitiaeve populi Romani*, die officielle Bezeichnung der nicht italischen Unterthanen und Clienten im Gegensatz der italischen ‚Eidgenossen und Stammverwandten (*socii nominisve Latini*).

Angriff überzugehen. Auf den Schlachtfeldern von Aquae Sextiae und Vercellae, von Chaeroneia und Orchomenos wurden die ersten Schläge desjenigen Gewitters vernommen, das die germanischen Stämme und die asiatischen Horden bestimmt waren über die italisch-griechische Welt zu bringen und dessen letztes dumpfes Rollen fast noch bis in die Gegenwart hineinreicht. Aber auch in der inneren Entwicklung trägt diese Epoche denselben Charakter. Die alte Ordnung stürzt unwiederbringlich zusammen. Das römische Gemeinwesen war angelegt als eine Stadtgemeinde, welche durch ihre freie Bürgerschaft sich selber die Herren und die Gesetze gab, welche innerhalb dieser gesetzlichen Schranken von diesen wohlberathenen Herren mit königlicher Freiheit geleitet ward, um welche theils die italische Eidgenossenschaft als ein Complex freier der römischen wesentlich gleichartiger und stammverwandter Stadtgemeinden, theils die aufseritalische Bundesgenossenschaft als ein Complex griechischer Freistädte und barbarischer Völker und Herrschaften, beide von der Gemeinde Rom mehr bevormundet als beherrscht, in zwiefachem Kreise sich schlossen. Es war das letzte Ergebnifs der Revolution — und beide Parteien, die sogenannte Verfassungs- wie die sogenannte demokratische Partei, hatten dazu mitgewirkt und trafen darin zusammen —, dafs von diesem ehrwürdigen Bau, der am Anfang dieser Epoche zwar rissig und schwankend, aber doch noch aufrecht stand, an ihrem Schlufs kein Stein mehr auf dem andern geblieben war. Der souveräne Machthaber war jetzt entweder ein einzelner Mann oder die geschlossene Oligarchie bald der Vornehmen, bald der Reichen. Die Bürgerschaft hatte jeden wirklichen Antheil am Regiment verloren. Die Beamten waren unselbstständige Werkzeuge in der Hand des jedesmaligen Machthabers. Die Stadtgemeinde Rom hatte durch ihre widernatürliche Erweiterung sich selber zersprengt. Die italische Eidgenossenschaft war aufgegangen in die Stadtgemeinde. Die aufseritalische Bundesgenossenschaft war im vollen Zug sich in eine Unterthanenschaft zu verwandeln. Die gesammte organische Gliederung des römischen Gemeinwesens war zu Grunde gegangen und nichts übrig geblieben als eine rohe Masse mehr oder minder disparater Elemente. Der Zustand drohte in volle Anarchie und in innere und äufsere Auflösung des Staats überzugehen. Die politische Bewegung lenkte durchaus nach dem Ziele der Despotie; nur darüber noch ward gestritten, ob der geschlossene Kreis der vornehmen Familien oder ein Capitalistensenat oder ein Monarch Despot sein solle. Die politische Bewegung ging durchaus die

zum Despotismus führenden Wege; der Grundgedanke des freien Gemeinwesens, dafs die ringenden Mächte sich gegenseitig beschränken auf mittelbaren Zwang, ging allen Parteien verloren und hüben und drüben fingen sie an zuerst mit Knitteln, bald auch mit dem Schwert um die Herrschaft zu fechten. Die Revolution, insofern zu Ende, als die alte Verfassung definitiv und von beiden Seiten als beseitigt anerkannt und Ziel und Weg der neuen politischen Entwicklung deutlich festgestellt war, hatte doch für diese Reorganisation des Staates selbst bis jetzt nur provisorische Lösungen gefunden; weder die gracchische noch die sullanische Constituirung der Gemeinde trugen einen abschliefsenden Charakter. Das aber war das Bitterste dieser bittern Zeit, dafs dem klarsehenden Patrioten selbst das Hoffen und das Streben sich versagten. Die Sonne der Freiheit mit all ihrer unendlichen Segensfülle ging unaufhaltsam unter und die Dämmerung senkte sich über die eben noch so glänzende Welt. Es war keine zufällige Katastrophe, der Vaterlandsliebe und Genie hätten wehren können; es waren uralte sociale Schäden, im letzten Kern der Ruin des Mittelstandes durch das Sklavenproletariat, an denen das römische Gemeinwesen zu Grunde ging. Auch der einsichtigste Staatsmann war in der Lage des Arztes, dem es gleich peinlich ist die Agonie zu verlängern und zu verkürzen. Die kühle Betrachtung konnte zwar sich darüber nicht täuschen, dafs Rom um so besser berathen war, je rascher und durchgreifender ein Despot auftrat und alle Reste der alten freiheitlichen Verfassung beseitigte; und der innere Vorzug, der unter den gegebenen Verhältnissen der Monarchie gegenüber jeder Oligarchie zukam, lag wesentlich eben darin, dafs ein solcher energisch nivellirender Despotismus von einer collegialischen Behörde nimmermehr geübt werden konnte. Allein diese kühlen Erwägungen machen keine Geschichte; nicht der Verstand, nur die Leidenschaft baut für die Zukunft. Man mufste eben abwarten, wie lange das Gemeinwesen fortfahren werde nicht leben und nicht sterben zu können und ob es schliefslich an einer mächtigen Natur seinen Meister und Neuschöpfer finden oder in Elend und Schwäche zusammenstürzen werde.

Es bleibt noch übrig die ökonomische und sociale Seite dieses Verlaufs hervorzuheben, insoweit dies nicht bereits früher geschehen ist. — Der Staatshaushalt ruhte seit dem Anfang dieser Epoche wesentlich auf den Einkünften aus den Provinzen. In der römischen Landschaft ward die Grundsteuer, die stets nur neben den ordentlichen Domanial- und anderen Gefällen als aufserordentliche Abgabe vorgekommen war, seit der

Schlacht von Pydna nicht wieder erhoben, so dafs die unbedingte Grundsteuerfreiheit als ein verfassungsmäfsiges Vorrecht des römischen Grundbesitzes betrachtet zu werden anfing. Die Regalien des Staats, wie das Salzmonopol und das Münzrecht, wurden, wenn überhaupt je, so wenigstens jetzt nicht als Einnahmequellen behandelt. Auch die neue Erbschaftssteuer (I, 624) liefs man wieder schwinden oder schaffte sie vielleicht geradezu ab. Demnach zog die römische Staatskasse aus Italien einschliefslich des diesseitigen Galliens nichts als theils die Domanialgefälle, namentlich von dem campanischen Gebiet und den Goldgruben im Lande der Kelten, theils die Abgabe von den Freilassungen und den nicht zu eigenem Verbrauch des Einführers in das römische Stadtgebiet zur See eingehenden Waaren, welche beide wesentlich als Luxussteuern betrachtet werden können und durch die Ausdehnung des römischen Stadt- und zugleich Zollgebiets auf ganz Italien, wahrscheinlich mit Einschlufs des diesseitigen Gallien, ansehnlich gesteigert werden mufsten. — In den Provinzen nahm der römische Staat zunächst als Privateigenthum in Anspruch theils in den nach Kriegsrecht vernichteten Staaten die gesammte Mark, theils in denjenigen Staaten, wo die römische Regierung an die Stelle der ehemaligen Herrscher getreten war, den von diesen innegehabten Grundbesitz, kraft welches Rechts die Feldmarken von Leontinoi, Karthago, Korinth, das Domanialgut der Könige von Makedonien, Pergamon und Kyrene, die Gruben in Spanien und Makedonien als römische Domänen galten und ähnlich wie das Gebiet von Capua von den römischen Censoren an Privatunternehmer gegen Abgabe einer Ertragsquote oder einer bestimmten Geldsumme verpachtet wurden. Dafs Gaius Gracchus noch weiter ging, das gesammte Provinzialland als Domäne ansprach und zunächst für die Provinz Asia diesen Satz insofern praktisch durchführte, als er den Bodenzehnten, die Hut- und Hafengelder daselbst rechtlich motivirte durch das Eigenthumsrecht des römischen Staats an Acker, Wiese und Küste der Provinz, mochten diese nun früher dem König oder Privaten gehört haben, ward bereits früher (S. 105. 111) ausgeführt. — Nutzbare Staatsregalien scheint es in dieser Zeit auch den Provinzen gegenüber noch nicht gegeben zu haben; die Untersagung des Wein- und Oelbaues im transalpinischen Gallien kam der Staatskasse als solcher nicht zu Gute. Dagegen wurden directe und indirecte Steuern in grofsem Umfang erhoben. Steuerfrei waren natürlich die als vollständig souverän anerkannten Clientelstaaten, also zum Beispiel die Königreiche Numidien

und Kappadokien, die Bundesstädte (*civitates foederatae*) Rhodos, Messana, Tauromenion, Massalia, Gades, welche nur verpflichtet waren theils zu regelmäfsiger Stellung von Schiffen und Mannschaft auf ihre Kosten, theils, wie natürlich, im Nothfall zu aufserordentlicher Hülfleistung jeder Art. Das übrige Provinzialgebiet dagegen, selbst mit Einschlufs der Freistädte, galt durchgängig als steuerpflichtig und es waren nur die mit römischem Bürgerrecht beliehenen Städte wie Narbo und die speciell mit der Steuerfreiheit beschenkten Gemeinden (*civitates immunes*) wie Leontipa in Sicilien hiervon ausgenommen. Die directen Abgaben bestanden theils, wie in Sicilien und Sardinien, in einem Anrecht auf die Zehnten* der Garben und sonstigen Feldfrüchte wie der Trauben und Oliven, oder, wenn das Land zur Weide lag, einem entsprechenden Hutgeld; theils, wie in Makedonien, Achaia, Kyrene, dem gröfsten Theil von Africa, beiden Spanien, nach Sulla auch in Asia, in einer von jeder einzelnen Gemeinde jährlich nach Rom zu entrichtenden festen Geldsumme (*stipendium*, *tributum*), welche z. B. für ganz Makedonien 600000 (170000 Thlr.), für die kleine Insel Gyaros bei Andros 150 Denare (43 Thlr.) betrug und allem Anschein nach im Ganzen niedrig und geringer als die vor der römischen Herrschaft entrichtete Abgabe war. Jene Bodenzehnten und Hutgelder verdang der Staat gegen Lieferung fester Quantitäten Korn oder fester Geldsummen an Privatunternehmer; dieser Geldabgaben wegen hielt er sich an die einzelnen Gemeinden und überliefs es diesen den Betrag nach den von der römischen Regierung im Allgemeinen festgestellten Principien auf die Steuerpflichtigen zu repartiren und von diesen einzuziehen.** Die indirecten Abgaben bestanden, abgesehen von

---

* Dieser Steuerzehnten, den der Staat von dem Privatgrundeigenthum erhebt, ist wohl zu unterscheiden von dem Eigenthümerzehnten, den er auf das Domanialland legt. Jener ward in Sicilien verpachtet und stand ein für allemal fest; diesen verpachteten die Censoren in Rom und regulirten die zu entrichtende Ertragsquote und die sonstigen Bedingungen nach Ermessen (Cic. *Verr.* 3, 6, 13, 5, 21, 53).

** Das Verfahren war wie es scheint folgendes. Die römische Regierung bestimmte zunächst den Betrag der Abgabe: so zum Beispiel ward in Asien für Rom auch nach Sulla noch die zehnte Garbe erhoben (Appian *civ.* 5, 4); so steuerten nach Caesars Verordnung die Juden jedes andere Jahr ein Viertel der Aussaat (Joseph. 4, 10, 6 vgl. 2. 5); so ward in Kilikien und Syrien später 1 vom Hundert des Vermögens (Appian *Syr.* 50) und auch in Africa eine wie es scheint ähnliche Abgabe erhoben, wobei übrigens das Vermögen nach gewissen Präsumtionen, z. B. nach der Gröfse des Bodenbesitzes, der Zahl der Thüröffnungen, der Kopfzahl der Kinder

den untergeordneten Chaussee-, Brücken- und Canalgeldern, wesentlich in den Zöllen. Die Zölle waren jener Zeit wo nicht ausschliefslich doch sehr vorwiegend Hafen-, seltener Landgrenzzölle auf die zur Feilbietung bestimmten ein- und ausgehenden Waaren und wurden ursprünglich von jeder Gemeinde in ihrem Gebiet nach Ermessen erhoben. Die Römer beschränkten sich anfangs darauf für den römischen Staat wohl in jeder Clientelgemeinde, häufig auch für die römischen Bürger Zollfreiheit sich auszubedingen; bald aber fingen sie an zwar nicht an der Reichsgrenze einen allgemeinen Reichszoll zu erheben, aber wohl gröfsere Gebiete innerhalb des Reiches als besondere römische Zolldistricte zu constituiren, in welchen die einzelnen mit Immunität beliehenen Gemeinden als eigene kleinere Zollbezirke enclavirt waren. So bildete Sicilien schon seit der karthagischen Zeit einen geschlossenen Zollbezirk, an dessen Grenze von allen aus- und eingehenden Waaren eine Abgabe von 5 Procent vom Werth erhoben ward; so ward an den Grenzen von Asia in Folge des sempronischen Gesetzes (S. 105) eine ähnliche Abgabe von 2½ Procent erhoben; so ward in ähnlicher Weise die Provinz Narbo, ausschliefslich der Feldmark der römischen Colonie, als römischer Zollbezirk organisirt. Bei diesen Einrichtungen mag aufser den fiscalischen Zwecken auch die löbliche Absicht mitgewirkt haben der aus den mannigfaltigen Communalzöllen unvermeidlich entstehenden Verwirrung durch gleichmäfsige Grenzzollregulirung zu steuern. Zur Erhebung wurden die Zölle gleich den Zehnten ohne Ausnahme an Mittelmänner verdungen. — Die Kosten der Civil- und Militärverwaltung trugen dagegen in den steuerpflichtigen Districten nicht die Steuerpflichtigen, sondern die römische Gemeinde. Sie lieferte in genügender, ja reichlicher Weise den Provinzialstatthaltern Schiffe, Gespann und die übrige

---

und Sclaven abgeschätzt worden zu sein scheint *forensia capitum atque ostiorum* Cicero *ad fam.* 3, 8, 5 von Kilikien; *φόρος ἐπὶ τῇ γῇ καὶ τοῖς οἰκέταις* Appian *Pun.* 135 für Africa). Hienach wurde jeder Steuerpflichtige von den Gemeindebehörden unter Oberaufsicht des römischen Statthalters (Cic. *ad Q. fr.* 1, 1, 8; SC. *de Asclep.* 22. 23) zu einer gewissen Summe angesetzt (*imperata Exercitatio* Cic. *ad Att.* 5, 16); wer nicht rechtzeitig bezahlte, dessen Steuerschuld ward eben wie in Rom verkauft, d. h. einem Unternehmer mit einem Zuschlag zur Einziehung übertragen (*venditio tributorum* Cic. *ad fam.* 3, 8, 5; *civis, omnium venditus*, ders. *ad Att.* 5, 16). Der Ertrag dieser Steuern flofs zunächst in die Kassen der Hauptgemeinden, wie z. B. die Juden ihr Gold nach Sidon zu senden hatten; von diesen Kassen wurde sodann der festgesetzte Geldbetrag nach Rom abgeführt.

Ausrüstung, den in der Provinz stehenden Heeren den Sold und die sonstigen Bedürfnisse; nur Dach und Fach, Holz, Heu und ähnliche Gegenstände hatten die Provinzialgemeinden den Beamten und Soldaten unentgeltlich zu gewähren und die Freistädte waren sogar auch von der Wintereinquartierung — feste Standlager kannte man noch nicht — regelmäfsig befreit. Zwar konnte es dem Statthalter im Kriege gar nicht und selbst im Frieden kaum versagt werden nach Ermessen zu requiriren; er konnte Geld, Getreide, Schiffe, Sclaven zu ihrer Bemannung, Leinwand, Leder und was dessen mehr war im Nothfall von den Unterthanen so gut wie von den souveränen Clientelstaaten nach Bedürfnifs verlangen; allein es wurden diese Lieferungen der Regel nach gleich der römischen Grundsteuer als Vorschüsse behandelt und sogleich oder später von der Staatskasse nach einem von ihr selbst bestimmten Preise vergütet. In Spanien, wo das starke stehende Heer zu dergleichen Lieferungen oft Gelegenheit gab, bestand die Vorschrift, dafs von eigentlichen Nothfällen abgesehen dem Landmanne durch solchen Zwangskauf nicht mehr als die zwanzigste Garbe entzogen werden dürfe. Anderswo, zum Beispiel in Sicilien, wo die römischen Statthalter aufser dem für ihre und ihres Gefolges Bedürfnisse erforderlichen durch Maximalsätze ein für allemal regulirten Getreidequantum sehr häufig im Auftrag ihrer Regierung Getreide für die Bedürfnisse der Hauptstadt requirirten, war durch vorgängige Anordnung einer fest bestimmten und hochgegriffenen Vergütung das Interesse der Steuerpflichtigen einigermafsen gewahrt. Um Unrechtfertigkeiten, wie sie nur zu häufig vorkamen, möglichst vorzubeugen, wurde jedes Geschenk, das der Statthalter nahm, gesetzlich als erprefstes Gut behandelt und selbst das Recht zu kaufen ihm durch Gesetz beschränkt. — Der Gesammtbetrag der römischen Staatseinnahmen war gering. Es findet sich eine Angabe, wonach dieselben, vermuthlich mit Ausschlufs der italischen Einkünfte und des Werthes des von den Zehntpächtern nach Rom in Natur abgelieferten Getreides, bis zum J. 691 nicht mehr betrugen als 200 Mill. Sesterzen (14300000 Rthlr.); also nur zwei Drittel der Summe, die der König von Aegypten jährlich aus seinem Lande zog. Nur auf den ersten Blick kann das Verhältnifs befremden. Die Ptolemäer exploitirten das Nilthal wie grofse Plantagenbesitzer und zogen ungeheure Summen aus dem von ihnen monopolisirten Handelsverkehr mit dem Orient: die Römer besteuerten ihre Unterthanen keineswegs in dem Sinn, den wir jetzt damit verbinden, sondern erhoben von dem bei weitem gröfsten

Theil der abhängigen Gemeinden nur einen den attischen Tributen vergleichbaren Beitrag, womit sie die Kosten des von ihnen übernommenen Kriegswesens deckten und in gewöhnlichen Zeiten noch einen Ueberschufs herausschlugen, der es ihnen möglich machte die Staats- und Stadtbauten reichlich zu bestreiten und einen Nothpfennig aufzusammeln. Einen ansehnlichen Reinertrag lieferten wohl nur Sicilien, wo das karthagische Besteurungssystem galt, und vor allem Asia, auf welcher Provinz nach vielfältigen Zeugnissen die Staatsfinanzen wesentlich ruhten; die Angabe klingt ganz glaublich, dafs die übrigen Provinzen ungefähr so viel kosteten wie sie einbrachten und diejenigen, welche eine bedeutende Besatzung erforderten, wie beide Spanien, das jenseitige Gallien, Makedonien, mögen oft mehr gekostet als ertragen haben.

So ungefähr war das römische Steuerwesen geordnet. Fragen wir weiter, wie bei diesem System theils die Steuerpflichtigen, theils die römischen Finanzen sich standen, so ist in ersterer Beziehung nicht zu verkennen, dafs dasselbe zwar insofern für die Besteuerten nachtheilig war, als die Steuern grofsentheils ins Ausland flossen, es aber doch im Allgemeinen ausging von dem alten ebenso ehrenwerthen als verständigen Grundsatz die politische Hegemonie nicht als nutzbares Recht zu behandeln und von den Unterthanen nur zu erheben, was für ihren Schutz verausgabt wird. Treu geblieben war man indefs diesem Grundsatz schon von vorn herein nicht. Es war damit im Widerspruch, dafs Italien von allen directen Abgaben entbürdet und dieselben ausschliefslich auf die Provinzen geworfen wurden. Wo Rom in die karthagische Provinzialverfassung eingetreten war, beutete es die früher karthagischen Landschaften ungefähr in gleicher Weise aus wie Karthago: Die Einziehung der Hafenzölle war mit dem Grundsatz der uneigennützigen Hegemonie nicht vereinbar; mit Recht sagt Scipio Aemilianus bei Cicero, dafs es der römischen Bürgerschaft nicht wohl anstehe zugleich den Gebieter und den Zöllner der Nationen zu machen. Bei der Höhe der Zollsätze und der vexatorischen Erhebungsweise ist es überdies begreiflich, dafs keine Abgabe widerwärtiger erschien als diese; es gehört wohl schon dieser Zeit an, dafs der Zöllner bei den östlichen Völkerschaften als gleichbedeutend galt mit dem Räuber und dem Frevler. Viel schlimmer aber ward es, als in Rom Gaius Gracchus ans Regiment kam und die Getreidevertheilung an die hauptstädtische Bürgerschaft, die Confiscation und Domanialbesteurung von Asia durchsetzte. Unumwunden ward die politische Herrschaft für ein Recht erklärt.

das jedem der Berechtigten Anspruch gebe auf eine Anzahl Scheffel Korn, geradezu die Hegemonie in Bodeneigenthum verwandelt und das vollständigste Exploitirungssystem nicht blofs eingeführt, sondern mit unverschämter Offenherzigkeit rechtlich motivirt und proclamirt. Es war dies das Werk derselben Partei, die in Rom sich die populare nannte; und sicher war es kein Zufall, dafs eben die beiden am wenigsten kriegerischen Provinzen Sicilien und Asia das härteste Loos traf. Wenn also schon die Steuer selbst schwer auf den Pflichtigen lastete und die grofse ökonomische Ersparnifs, die in Folge der römischen Centralisirung durch das Wegfallen so vieler Specialregierungen und Specialherrn von selber sich ergab, hiedurch vielleicht aufgewogen ward, so darf ferner nicht übersehen werden, dafs die Lasten der Contribuablen sich weit höher beliefen als auf den Betrag der nach Rom fliefsenden Summen. Zunächst kamen die Erhebungskosten in Anschlag, welche namentlich bei den Zöllen wahrscheinlich höchst beträchtlich waren; denn wenn das System die Steuer durch Generalpächter einzuziehen schon an sich das verschwenderischste von allen ist, so kam in Rom noch hinzu, dafs durch die ungeheure Association des römischen Capitals die wirksame Concurrenz sehr erschwert ward. Zweitens sind die aufserordentlichen Lasten hinzuzurechnen, die bei jeder gröfseren Krise, gewöhnlich wohl in der Form der erzwungenen freiwilligen Beiträge, unvermeidlich eintraten: wie denn zum Beispiel Sulla im J. 670 I die kleinasiatischen Provinzialen, die allerdings sich aufs schwerste gegen Rom vergangen hatten, zwang jedem römischen Gemeinen vierzigfachen (16 Denare = 4½ Thlr.), jedem Centurio funfundsiebzigfachen Sold zu gewähren, dazu freie Kleidung und freien Tisch nebst dem Recht nach Belieben Gäste einzuladen, und derselbe Sulla bald nachher eine allgemeine Umlage auf die Clientel- und Unterthanengemeinden ausschrieb (S. 341), an deren Erstattung natürlich nicht gedacht ward. Drittens kommen hinzu die Gemeindelasten*, die um so ansehnlicher waren, als von Rom aufser für das Militärwesen schlechterdings nichts für die öffentlichen Angelegenheiten geschah, ja selbst von diesem Militärbudget beträchtliche Posten, z. B. die Ausgaben für die Flotte

* Beispielsweise entrichtete in Judaea an den Volksfürsten die Stadt Joppe 2070 römische Scheffel Korn, die übrigen Juden die zehnte Garbe; wozu dann noch der Tempelschofs und die für die Römer bestimmte sidonische Abgabe kamen. Auch in Sicilien ward neben dem römischen Zehnten eine sehr ansehnliche Gemeindeschatzung vom Vermögen erhoben.

in den nichtitalischen Meeren und die Anlage- und Unterhaltungskosten der nichtitalischen Militärstrafsen, auf die städtischen Budgets abgewälzt wurden. Ja sogar für den Militärdienst selbst fing man an die Zuzüge der Clientelstaaten wie die Contingente der Unterthanen nicht blofs innerhalb ihrer Provinz aufzubieten, was zu allen Zeiten geschehen war, sondern Thraker in Africa, Africaner in Italien und so weiter alle an jedem beliebigen Ort zu verwenden, wovon die kosten natürlich mehr oder minder auf die Heimathgemeinden fielen (S. 181). Endlich ist das grofse Kapitel des Unrechts nicht zu vergessen, durch das die römischen Beamten und Steuerpächter in der mannigfaltigsten Weise die Steuerlast der Provinzen erschwerten. Die Einquartierung der Truppen; die freie Wohnung der Beamten und des Schwarmes von Adjutanten senatorischen oder Ritterranges, von Schreibern, Gerichtsdienern, Herolden, Aerzten und Pfaffen; das den Staatsboten zukommende Recht unentgeltlicher Beförderung; die Approbirung und der Transport der schuldigen Naturallieferungen; vor allem die Zwangsverkäufe und die Requisitionen gaben den Beamten Anlafs genug aus den Provinzen fürstliche Vermögen heimzubringen; und das Stehlen ward immer allgemeiner, je mehr die Controle der Regierung als null und die der Capitalistengerichte sogar als allein für den ehrlichen Beamten gefährlich sich erwies. Die durch die Häufigkeit der Klagen wegen Beamtenerpressung in den Provinzen veranlafste Einrichtung einer stehenden Commission für dergleichen Fälle im J. 605 (S. 77) und die rasch sich folgenden und die Strafe stets steigernden Erpressungsgesetze zeigen, wie die Fluthmesser den Wasserstand, die immer wachsende Höhe des Uebels. — Unter all diesen Verhältnissen konnte selbst eine nominell sehr mäfsige Besteuerung effectiv äufserst drückend werden. Uebrigens bleibt es dennoch sehr zweifelhaft, ob nicht der ökonomische Druck, den die italischen Kaufleute und Banquiers auf die Provinzen übten, weit schwerer auf denselben lastete als die Besteuerung mit allen daran hängenden Mifsbräuchen.

Wie glänzend in den ersten Decennien dieser Epoche der Stand der römischen Finanzen war, zeigen am deutlichsten die in grösstem Umfang betriebenen öffentlichen Bauten, vor allem die zu keiner Zeit so energisch geförderten Chausseeanlagen. In Italien schlofs sich an die grofse vermuthlich schon ältere Südchaussee, die als Verlängerung der appischen von Rom über Capua, Beneventum, Venusia nach den Häfen von Tarent und Brundisium lief, eine Seitenstrafse an von Capua bis zur sicilischen

Meerenge, ein Werk des Publius Popillius Consul 622. An der Ostküste, wo bisher nur die Strecke von Fanum nach Ariminum als Theil der flaminischen Strafse chaussirt worden war (I, 378), wurde die Küstenstrafse südwärts bis nach Brundisium, nordwärts über Hatria am Po bis nach Aquileia verlängert; wenigstens das Stück von Ariminum bis Hatria ward von dem eben genannten Popillius in dem gleichen Jahr angelegt. Auch die beiden grofsen etrurischen Chausseen, die Küsten- oder aurelische Strafse von Rom nach Pisa und Luna, an der unter andern im J. 631 gebaut ward, und die über Sutrium und Clusium nach Arretium und Florentia geführte cassische, die nicht vor 583 gebaut zu sein scheint, dürften als römische Staatschausseen erst dieser Zeit angehören. Um Rom selbst bedurfte es neuer Anlagen nicht; doch ist erwähnenswerth, dafs die mulvische Brücke (Ponte Molle), auf der die flaminische Strafse unweit Rom die Tiber überschritt, im J. 645 von Stein hergestellt ward. Endlich in Norditalien, das bis dahin keine andere als die bei Placentia endigende flaminisch-aemilische Kunststrafse gehabt hatte, wurde im J. 636 die grofse postumische Strafse erbaut, die von Genua über Dertona, wo wahrscheinlich gleichzeitig eine Colonie gegründet ward, weiter über Placentia, wo sie die flaminisch-aemilische Strafse aufnahm, Cremona und Verona nach Aquileia geführt wurde und also das tyrrhenische und das adriatische Meer mit einander verband; wozu noch die im J. 645 durch Marcus Aemilius Scaurus hergestellte Verbindung zwischen Luna und Genua hinzukam, welche die postumische Strafse in directe Verbindung mit Rom setzte. In einer andern Weise war Gaius Gracchus für das italische Wegewesen thätig; er sicherte die Instandhaltung der grofsen Landstrafsen, indem er bei der Ackervertheilung Longs derselben Grundstücke anwies, auf denen die Verpflichtung der Wegebesserung als dingliche Last haftete; auf ihn ferner oder doch auf die Ackertheilungscommission scheint, wie die Sitte die Feldgrenze durch ordentliche Marksteine zu bezeichnen, so auch die der Errichtung von Meilensteinen zurückzugehen; er sorgte endlich für gute Vicinalwege, um auch hiedurch den Ackerbau zu fördern. Aber weit folgenreicher noch war die ohne Zweifel eben in dieser Epoche beginnende Anlage von Reichschausseen in den Provinzen: die domitische Strafse stellte nach langen Vorbereitungen (I, 489) den Landweg von Italien nach Spanien sicher und hing mit der Gründung von Aquae Sextiae und Narbo eng zusammen (S. 156), die gabinische (S. 163) und die egnatische (S. 39) führten von den Hauptplätzen an der Ostküste des adria-

tischen Meeres, jene von Salonae, diese von Apollonia und Dyrrhachion, in das Binnenland hinein — Anlagen, über deren Entstehung zwar in der trümmerhaften Ueberlieferung dieser Epoche keine Angabe zu finden ist, die aber nichts desto weniger mit den gallischen, dalmatischen, makedonischen Kriegen dieser Zeit unzweifelhaft in Zusammenhang standen und für die Centralisirung des Staats und die Civilisirung der unterworfenen barbarischen Districte von der gröfsten Bedeutung geworden sind. — Wie für die Strafsen war man wenigstens in Italien auch für die grofsen Entsumpfungsarbeiten thätig. So ward im J. 594 die Trockenlegung der pomptinischen Sümpfe, diese Lebensfrage für Mittelitalien, mit grofsem Kraftaufwand und wenigstens scheinbarem Erfolg angegriffen; so im J. 615 in Verbindung mit den norditalischen Chausseebauten zugleich die Entsumpfung der Niederungen zwischen Parma und Placentia bewerkstelligt. Endlich that die Regierung viel für die zur Gesundheit und Annehmlichkeit der Hauptstadt ebenso unentbehrlichen wie kostspieligen römischen Wasserleitungen. Nicht blofs wurden die beiden seit den J. 442 und 492 bereits bestehenden, die appische und die Anioleitung, im J. 610 von Grund aus reparirt, sondern auch zwei neue Leitungen angelegt: im J. 610 die marcische, die an Güte und Fülle des Wassers auch später unübertroffen blieb, und neunzehn Jahre nachher die sogenannte laue Quelle. Welche Operationen die römische Staatscasse, ohne vom Creditsystem Gebrauch zu machen, mittelst reiner Baarzahlung auszuführen vermochte, zeigt nichts deutlicher als die Art, wie die marcische Leitung angelegt ward: die dazu erforderliche Summe von 180 Mill. Sesterzen (in Gold fast 13 Mill. Thlr.) ward innerhalb dreier Jahre disponibel gemacht und verwandt. Es läfst dies schliefsen auf eine sehr ansehnliche Reserve des Staatsschatzes, die ja auch schon im Anfang dieser Periode fast 6 Mill. Thlr. betrug (I, 617) und ohne Zweifel beständig im Steigen war. — Indefs darf über dem Glanz und der Bedeutung dieser grofsartigen Anlagen doch nicht übersehen werden, dafs die römische Finanzverwaltung den Anforderungen, welche an einen Staat, wie der römische war, gestellt werden konnten und mufsten, keineswegs entsprach. Für das Militärwesen ward in der ungenügendsten Weise gesorgt: in den Grenzlandschaften, selbst im Pothal (S. 160) plünderten die Barbaren, im Innern hausten selbst in Kleinasien, Sicilien, Italien die Räuberbanden. Die Flotte gar ward völlig vernachlässigt; römische Kriegsschiffe gab es kaum mehr und die Kriegsschiffe, die man durch die Unterthanenstädte bauen und erhalten liefs, reich-

ten nicht aus, so dafs man nicht blofs schlechterdings unfähig war einen Seekrieg zu führen, sondern selbst den Piraten kaum zu wehren vermochte. In Rom selbst unterblieben eine Menge der nothwendigsten Verbesserungen und namentlich die Wasserbauten wurden seltsam vernachlässigt. Immer noch besafs die Hauptstadt keine andere Brücke über die Tiber als den uralten hölzernen Steg, der über die Tiberinsel nach dem Janiculum führte; immer noch liefs man die Tiber jährlich die Strafsen unter Wasser setzen und Häuser, ja nicht selten ganze Quartiere niederwerfen, ohne etwas für die Ueberbefestigung zu thun; immer mehr liefs man, wie gewaltig auch der überseeische Handel sich entwickelte, die an sich schon schlechte Rhede von Ostia versanden. Eine Regierung, die unter den günstigsten Verhältnissen und in einer Epoche vierzigjährigen Friedens nach aufsen und innen solche Pflichten versäumt, kann vielleicht insofern ein glänzendes finanzielles Resultat erzielen, als sie Steuern schwinden zu lassen und dennoch einen jährlichen Ueberschufs der Einnahme über die Ausgabe und einen ansehnlichen Sparschatz nachzuweisen im Stande ist; aber nichts desto weniger verdient eine derartige Finanzverwaltung dieselben Vorwürfe der Schlaffheit, des Mangels an einheitlicher Leitung, der verkehrten Volksschmeichelei, die auf jedem andern politischen Gebiet gegen das senatorische Regiment dieser Epoche erhoben werden mufsten. Weit schlimmer gestalteten sich natürlich die finanziellen Verhältnisse, als die Stürme der Revolution hereinbrachen. Die neue und, auch blofs finanziell betrachtet, höchst drückende Belastung, die dem Staat aus der durch Gaius Gracchus ihm auferlegten Verpflichtung erwuchs den hauptstädtischen Bürgern das Getreide zu Schleuderpreisen zu verabfolgen ward allerdings durch die in der Provinz Asia neu eröffneten Einnahmequellen zunächst wieder ausgeglichen. Indefs ist es nichts desto weniger bemerkenswerth, dafs die öffentlichen Bauten seitdem fast gänzlich ins Stocken gekommen zu sein scheinen. So zahlreich die erweislicher Mafsen von der Schlacht bei Pydna bis auf Gaius Gracchus angelegten öffentlichen Werke sind, so können wir dagegen aus der Zeit nach 632 kaum andere nachweisen als die Brücken-, Strafsen- und Entsumpfungsanlagen, die Marcus Aemilius Scaurus als Censor 645 anordnete. Es mufs dahingestellt bleiben, ob dies die Folge der Kornvertheilungen ist oder, wie vielleicht wahrscheinlicher, die Folge des gesteigerten Sparschatzsystems, wie es sich schickt für ein immer mehr zur Oligarchie erstarrendes Regiment und wie es angedeutet ist in der Angabe, dafs der römische Reservefonds seinen höchsten

Stand im J. 663 erreichte. Dafs der fürchterliche Insurrections- und Revolutionssturm in Verbindung mit den fünf Jahre hindurch ausbleibenden kleinasiatischen Gefällen den Schatz rasch leerte, ist begreiflich. Vielleicht zeichnet nichts so klar den Unterschied der Zeiten, als dafs im hannibalischen Krieg erst im zehnten Kriegsjahre, als die Bürgerschaft den Steuern fast erlag, der Sparschatz angegriffen, dagegen der Bundesgenossenkrieg gleich von Haus aus auf den Kassenbestand fundirt ward und, als schon nach zwei Feldzügen derselbe bis auf den letzten Pfennig ausgegeben war, man lieber die öffentlichen Plätze in der Hauptstadt versteigerte (S. 236) und die Tempelschätze angriff (S. 310), als eine Steuer auf die Bürger ausschrieb. Indefs der Sturm, so arg er war, ging vorüber. Sulla stellte, freilich unter ungeheuren namentlich den Unterthanen und den italischen Revolutionären aufgebürdeten ökonomischen Opfern, die Ordnung in den Finanzen wieder her und sicherte, indem er die Getreidespenden aufhob, die asiatischen Abgaben aber wenn auch gemindert doch beibehielt, dem Gemeinwesen wenigstens in dem Sinn einen befriedigenden ökonomischen Zustand, als die ordentlichen Ausgaben weit unter den ordentlichen Einnahmen blieben.

Von der Privatökonomie ist schon vielfach die Rede gewesen und es tritt hier überall kaum ein neues Moment hervor; die früher dargelegten Vorzüge und Nachtheile der socialen Verhältnisse Italiens (I. 617—626) erscheinen nicht verändert, sondern nur schärfer entwickelt. In der Bodenwirthschaft sahen wir bereits früher die steigende römische Capitalmacht den mittleren und kleinen Grundbesitz in Italien sowohl wie in den Provinzen allmählich verzehren, wie die Sonne die Regentropfen aufzehrt. Die Regierung sah nicht blofs zu ohne zu wehren, sondern förderte noch die schädliche Bodentheilung durch einzelne Mafsregeln (S. 74), vor allem durch das zu Gunsten der grofsen italischen Grundbesitzer und Kaufleute ausgesprochene Verbot der transalpinischen Wein- und Oelproduction. Zwar wirkten sowohl die Opposition als die in ihre Reformideen eingehende Minorität der Conservativen energisch dem Uebel entgegen; indem die beiden Gracchen die Auftheilung fast des gesammten Domaniallandes durchsetzten, gaben sie dem Staat 80000 neue italische Bauern; indem Sulla 120000 Colonisten in Italien ansiedelte, ergänzte er wenigstens einen Theil der von der Revolution und von ihm selbst in die Reihen der italischen Bauerschaft gerissenen Lücken; allein dem durch stetigen Abflufs sich leerenden Gefäfs ist nicht durch Einschöpfen auch beträchtlicher Massen,

sondern nur durch Herstellung eines stetigen Zuflusses zu heilen, welche vielfach versucht ward, aber nicht gelang. In den Provinzen nun gar geschah nicht das Geringste, um den dortigen Bauernstand vor dem Auskaufen durch die römischen Speculanten zu retten: die Provinzialen waren ja blofs Menschen und keine Partei. Die Folge war, dafs mehr und mehr auch die aufseritalische Bodenrente nach Rom flofs. Uebrigens war die Plantagenwirthschaft, die in Sicilien und Etrurien um die Mitte dieser Epoche bereits durchaus überwog, in ihrer Art zu hoher Blüthe gelangt, wie sie das Zusammenwirken eines energischen und rationellen Betriebs und reichlicher Geldmittel nothwendig erzeugt. Die italische Weinproduction vor allem, die theils die Eröffnung gezwungener Märkte in einem Theil der Provinzen, theils das z. B. in dem Aufwandsgesetz von 593 ausgesprochene Verbot der ausländischen Weine in Italien auch künstlich förderten, erzielte sehr bedeutende Erfolge; der Aminäer und der Falerner fingen an neben dem Thasier und Chier genannt zu werden und der ‚opimische Wein' vom J. 633, der römische Elixir, blieb im Andenken lange nachdem der letzte Krug geleert war. — Von Gewerben und Fabrication ist nichts zu sagen, als dafs die italische Nation in dieser Hinsicht in einer an Barbarei grenzenden Passivität beharrte. Man zerstörte wohl die korinthischen Fabriken, die Depositare so mancher werthvollen gewerblichen Tradition, aber nicht um selbst ähnliche Fabriken zu gründen, sondern um zu Schwindelpreisen zusammenzukaufen, was die griechischen Häuser an korinthischen Thon- oder Kupfergefäfsen und ähnlichen ‚alten Arbeiten' in sich schlossen. Was von Gewerben noch einigermafsen gedieh, wie zum Beispiel die mit dem Bauwesen zusammenhängenden, trug für das Gemeinwesen deshalb kaum einen Nutzen, weil auch hier bei jeder gröfseren Unternehmung die Sclavenwirthschaft sich ins Mittel legte; wie denn zum Beispiel die Anlage der marcischen Wasserleitung in der Art erfolgte, dafs die Regierung mit 3000 Meistern zugleich Bau- und Lieferungsverträge abschlofs, von denen dann jeder mit seiner Sclavenschaar die übernommene Arbeit beschaffte. — Die glänzendste oder vielmehr die allein glänzende Seite der römischen Privatwirthschaft ist der Geldverkehr und der Handel. An der Spitze stehen die Domanial- und die Steuerpachtungen, durch die ein grofser, vielleicht der gröfsere Theil der römischen Staatseinnahmen in die Tasche der römischen Capitalisten flofs. Der Geldverkehr ferner war im ganzen Umfang des römischen Staats von den Römern monopolisirt; jeder in Gallien umgesetzte Pfennig,

heifst es in einer bald nach dem Ende dieser Periode herausgegebenen Schrift, geht durch die Bücher der römischen Kaufleute, und so war es ohne Zweifel überall. Wie das Zusammenwirken der rohen ökonomischen Zustände und der rücksichtslosen Benutzung der politischen Uebermacht zu Gunsten der Privatinteressen eines jeden vermögenden Römers eine wucherliche Zinswirthschaft allgemein machte, zeigt zum Beispiel die Behandlung der von Sulla der Provinz Asia 670 auferlegten Kriegssteuer, die die römischen Capitalisten vorschossen: sie schwoll mit gezahlten und nicht gezahlten Zinsen in vierzehn Jahren auf den sechsfachen Betrag an. Die Gemeinden mufsten ihre öffentlichen Gelände, ihre Kunstwerke und Kleinodien, die Aeltern ihre erwachsenen Kinder verkaufen, um dem römischen Gläubiger gerecht zu werden; es war nichts Seltenes, dafs der Schuldner nicht blofs der moralischen Tortur unterworfen, sondern geradezu auf die Marterbank gelegt ward. Hierzu kam endlich der Grofshandel. Italiens Ausfuhr und Einfuhr waren sehr beträchtlich. Jene bestand vornämlich in Wein und Oel, womit Italien neben Griechenland fast ausschliefslich — die Weinproduction in der massaliotischen und turdetanischen Landschaft kann damals nur gering gewesen sein — das gesammte Mittelmeergebiet versorgte; italischer Wein ging in bedeutenden Quantitäten nach den balearischen Inseln und Keltiberien, nach Africa, das nur Acker- und Weideland war, nach Narbo und in das innere Gallien. Bedeutender noch war die Einfuhr nach Italien, wo damals aller Luxus sich concentrirte und die meisten Luxusartikel, Speisen, Getränke, Stoffe, Schmuck, Bücher, Hausgeräth, Kunstwerke über See eingeführt wurden. Vor allem aber der Sclavenhandel nahm in Folge der stets steigenden Nachfrage der römischen Kaufleute einen Aufschwung, dessen gleichen man im Mittelmeergebiet noch nicht gekannt hatte und der mit dem Aufblühen der Piraterie im engsten Zusammenhang steht. Obwohl zu diesem Ende alle Länder und alle Nationen in Contribution gesetzt wurden, so waren doch die Hauptfangplätze das innere Kleinasien und Syrien, der Hauptstapelplatz Delos (S. 70). In Italien concentrirte die überseeische Einfuhr sich vorzugsweise in den beiden grofsen Emporien am tyrrhenischen Meer Ostia und Puteoli; dorthin zog sich die für die Hauptstadt bestimmte Kornzufuhr, hieher vorwiegend der Luxushandel mit dem Osten. Schon vor der Katastrophe, die Delos im mithradatischen Kriege betraf (S. 275) und von der es sich nicht wieder erholte, war Puteoli, das durch seinen guten Hafen für Schiffe mit werthvoller Ladung sich empfahl und in

der mehr und mehr mit Landhäusern sich füllenden Gegend von Baiae den Kaufleuten einen dem hauptstädtischen wenig nachstehenden Markt in nächster Nähe darbot, nach Lucilius Ausdruck das italische ‚Kleindelos'; nach dem Ruin von Delos knüpften die Puteolaner directe Handelsverbindungen mit Syrien und Alexandria an und die Stadt entwickelte immer entschiedener sich zu dem ersten überseeischen Handelsplatz Italiens. Aber nicht blofs der Gewinn, der bei der Aus- und Einfuhr [illegible] gemacht ward, fiel wesentlich den Italikern zu; in Narbo concurrirten sie im keltischen Handel mit den Massalioten und auch sonst leidet es keinen Zweifel, dafs die überall fluctuirend oder aushülfsweise anzutreffende römische Kaufmannschaft den besten Theil aller Speculationen für sich nahm. — Fassen wir diese Erscheinungen zusammen, so erkennen wir als den hervorstechenden Zug der Privatwirthschaft dieser Epoche die der politischen ebenbürtig zur Seite gehende finanzielle Oligarchie der römischen Capitalisten. In ihren Händen vereinigt sich die Bodenrente fast des ganzen Italiens und der besten Stücke des Provinzialgebiets, die wucherliche Rente des von ihnen monopolisirten Capitals, der Handelsgewinn aus dem gesammten Reiche, endlich in Form der Pachtnutzung ein sehr beträchtlicher Theil der römischen Staatseinkünfte. Die immer zunehmende Anhäufung der Capitalien zeigt sich in dem Steigen des Durchschnittssatzes des Reichthums: 3 Mill. Sest. (21 1000 Thlr.) war jetzt ein mäfsiges senatorisches, 2 Mill. (1 13000 Thlr.) ein anständiges Rittervermögen; das Vermögen des reichsten Mannes der gracchischen Zeit, des Publius Crassus Consul 623, ward auf 100 Mill. Sest. (7 Mill. Thlr.) geschätzt. Es ist kein Wunder, wenn dieser Capitalistenstand die äufsere Politik vorwiegend bestimmt, wenn er aus Handelsrivalität Karthago und Korinth zerstört (S. 23. 48) wie einst die Etrusker Alalia, die Syrakusier Caere zerstörten, wenn er dem Senat zum Trotz die Gründung von Narbo aufrecht erhält (S. 157). Es ist ebenfalls kein Wunder, wenn diese Capitalistenoligarchie in der inneren Politik der Adelsoligarchie eine ernstliche und oft siegreiche Concurrenz macht. Es ist aber auch kein Wunder, wenn ruinirte reiche Leute sich an die Spitze empörter Sclavenhaufen stellen (S. 126) und das Publicum sehr unsanft daran erinnerten, dafs aus dem eleganten Bordell der Uebergang zu der Räuberhöhle leicht gefunden ist. Es ist kein Wunder, wenn jener finanzielle Rabelthurm mit seiner nicht rein ökonomischen, sondern der politischen Uebermacht Roms entlehnten Grundlage bei jeder ernsten politischen Krise ungefähr in derselben Art schwankt wie unser sehr ähnlicher Staatspapierbau. Die

ungeheure Finanzkrise, die im Verfolg der italisch-asiatischen Bewegungen 661 fg. über den römischen Capitalistenstand hereinbrach, die Bankerotte des Staats und der Privaten, die allgemeine Entwerthung der Grundstücke und der Gesellschaftsparten können wir im Einzelnen nicht mehr verfolgen, sondern nur ihre Art und ihre Bedeutung im Allgemeinen erkennen an ihren Resultaten: der Ermordung des Gerichtsherrn durch einen Gläubigerhaufen (S. 239), dem Versuch alle nicht von Schulden freien Senatoren aus dem Senat zu stofsen (S. 240), der Erneuerung des Zinsmaximum durch Sulla (S. 247), der Cassation von 75% aller Forderungen durch die revolutionäre Partei (S. 302). Die Folge dieser Wirthschaft war natürlich in den Provinzen allgemeine Verarmung und Entvölkerung, wogegen die parasitische Bevölkerung reisender oder auf Zeit ansässiger Italiker überall im Steigen war. In Kleinasien sollen an einem Tag 80000 Menschen italischer Abkunft umgekommen sein (S. 273). Wie zahlreich dieselben auf Delos waren, beweisen die noch auf der Insel vorhandenen Grabsteine und die Angabe, dafs hier 20000 Fremde, meistens italische Kaufleute, auf Mithradates Befehl getödtet wurden (S. 275). In Africa waren der Italiker so viele, dafs sogar die numidische Stadt Cirta hauptsächlich durch sie gegen Jugurtha vertheidigt werden konnte (S. 135). Auch Gallien, heifst es, war angefüllt mit römischen Kaufleuten; nur für Spanien finden sich, vielleicht nicht zufällig, dergleichen Angaben nicht. In Italien selbst ist dagegen der Stand der freien Bevölkerung in dieser Epoche ohne Zweifel im Ganzen zurückgegangen. Allerdings haben die Bürgerkriege hiezu wesentlich mitgewirkt, welche nach allgemein gehaltenen und freilich wenig zuverlässigen Angaben 100000 bis 150000 Köpfe von der römischen Bürgerschaft, 300000 von der italischen Bevölkerung überhaupt weggerafft haben sollen; aber schlimmer wirkten der ökonomische Ruin des Mittelstandes und die mafslose Ausdehnung der kaufmännischen Emigration, die einen grofsen Theil der italischen Jugend während ihrer kräftigsten Jahre im Ausland zu verweilen veranlafste. Einen Ersatz sehr zweifelhaften Werthes gewährte dafür die freie parasitische hellenisch-orientalische Bevölkerung, die als königliche oder Gemeindediplomaten, als Aerzte, Schulmeister, Pfaffen, Bediente, Schmarotzer und in den tausendfachen Aemtern der Industrieritter- und Gaunerschaft in der Hauptstadt, als Händler und Schiffer namentlich in Ostia, Puteoli und Brundisium verweilten. Noch bedenklicher war das enorme Steigen der Sclavenmenge auf der Halbinsel. Die italische Bürgerschaft zählte nach

der Schatzung des J. 684 910000 waffenfähige Männer, wobei, um den Betrag der freien Bevölkerung auf der Halbinsel zu erhalten, die in der Schätzung zufällig Uebergangenen, die Latiner in der Landschaft zwischen den Alpen und dem Po und die außeritalischen in Italien domicilirten Insassen hinzu, die auswärts domicilirenden römischen Bürger dagegen abzurechnen sind. Es wird danach kaum möglich sein die freie Bevölkerung der Halbinsel höher als auf 6—7 Mill. Köpfe anzusetzen. Wenn die damalige Gesammtbevölkerung derselben der gegenwärtigen gleichkam, so hätte man danach eine Sclavenmasse von 13—14 Mill. Köpfen anzunehmen. Es bedarf indefs solcher trüglichen Berechnungen nicht, um die gefährliche Spannung dieser Verhältnisse anschaulich zu machen; laut genug reden die partiellen Sclaveninsurrectionen und der seit dem Beginn der Revolution am Schlusse eines jeden Aufstandes erschallende Aufruf an die Sclaven die Waffen gegen ihre Herren zu ergreifen und die Freiheit sich zu erfechten. Wenn man sich England vorstellt mit seinen Lords, seinen Squires und vor allem seiner City, aber die Freeholders und Pächter in Proletarier, die Arbeiter und Matrosen in Sclaven verwandelt, so wird man ein ungefähres Bild der damaligen Bevölkerung der Halbinsel gewinnen.

Wie ein klarer Spiegel liegen die ökonomischen Verhältnisse dieser Epoche noch heute uns vor in dem römischen Münzwesen. Die Behandlung des Münzwesens zeigt durchaus den einsichtigen Kaufmann. Seit langer Zeit standen Gold und Silber als allgemeine Zahlmittel neben einander, so dafs zwar zum Zweck allgemeiner Kassenbilanzen ein festes Werthverhältnifs zwischen beiden Metallen gesetzlich normirt war (I. 617), aber doch regelmäfsig es nicht freistand ein Metall für das andere zu geben, sondern je nach dem Inhalt der Verschreibung Gold- oder Silberzahlung gefordert werden konnte. Auf diesem Wege wurden die großen Uebelstände vermieden, die sonst an die Feststellung eines doppelten Werthmetalls unvermeidlich sich knüpfen; wenn der Goldwerth ins Schwanken kam, wie er denn zum Beispiel um 600 in Folge der Entdeckung der taurischen Goldlager (S. 160) auf einmal in Italien um 33⅓ pCt. abschlug, so wirkte eine solche Krise wenigstens nicht direct auf die Silbermünze und den Kleinverkehr. Es lag aber in der Natur der Sache, dafs das Gold, je mehr der überseeische Verkehr sich ausdehnte, desto entschiedener aus der zweiten in die erste Stelle eintrat, was denn auch die Angaben über die Staatskassenbestände und die Staatskassengeschäfte bestätigen. Aber um so mehr hielt

man fest an dem weisen Satz das Gold nur ohne Legirung und in Barren nach dem Gewicht, als Münze aber ausschliefslich das Silber umlaufen zu lassen; so dafs die betrügliche Legirung des Goldes der Prägung falscher Silbermünzen als Münzvergehen gleichstand. Die in der Noth des hannibalischen Krieges eingeführte Goldprägung (I. 464) hatte man längst wieder fallen lassen; die wenigen Goldstücke, die Sulla als Regent schlug, sind kaum mehr gewesen als Gelegenheitsmünzen für seine Triumphalgeschenke und galten wahrscheinlich wie ausländische Goldmünzen nur nach dem Gewicht. Man erreichte hiedurch den unermefslichen Vortheil bei dem wichtigsten Zahlmittel auch die Möglichkeit der Münzfälschung und Münzverrufung abzuschneiden. Die Münzprägung war ebenso reichlich wie musterhaft. Schrot und Korn wurden so unwandelbar bewahrt, dafs mehr als drei Jahrhunderte hindurch das Silberstück vollkommen gleich schwer und gleich fein blieb; eine Legirung fand auch hier nicht statt; die Kupferprägung blieb beschränkt auf die in Silber schlechterdings nicht herzustellenden Kleinmünzen vom einem As (5 Pf.) und darunter; die Münzsorten waren nach einem einfachen Princip geordnet und in der damals kleinsten Münze, dem Sextans (2 Pf.) hinabgeführt bis an die Grenze der fühlbaren Werthe. Es war ein Münzsystem, das an principieller Verständigkeit der Grundlagen wie an einem strengen Durchführung derselben im Alterthum einzig dasteht und auch in der neuern Zeit nur selten erreicht worden ist. Doch hat auch dies seinen wunden Fleck. Nach einer im ganzen Alterthum gemeinen, in ihrer höchsten Entwickelung in Karthago auftretenden (I. 324) Prägeweise gab auch die römische Regierung mit den guten silbernen Denaren zugleich kupferne mit Silber plattirte aus, welche gleich guten genommen werden mufsten und nichts waren als ein unserm Papiergeld analoges Zwangsgeld mit Zwangscours und Fundirung auf die Staatskasse, in sofern auch diese nicht befugt war die plattirten Stücke zurückzuweisen. Eine officielle Falschmünzerei war dies so wenig wie unsere Papiergeldfabrication, da man die Sache ganz offen betrieb: Marcus Drusus beantragte 663, um die Mittel für seine Kornspenden zu gewinnen, die Emission von einem plattirten auf je sieben silberne neu aus der Münze hervorgehende Denare; allein nichts desto weniger hat diese Massregel nicht blofs der privaten Falschmünzerei eine bedenkliche Handhabe, sondern sie hat auch das Publikum absichtlich darüber im Ungewissen, ob es Silber- oder Zeichengeld empfange und in welchem Gesammtbetrag das letztere in Umlauf sei. In der bedrängten Zeit des Bür-

gekrieges und der grofsen finanziellen Krise scheint man der Plötzung sich so über die Gebühr bedient zu haben, dafs zu der Finanzkrise eine Münzkrise sich gesellte und die Masse der falschen und faktisch entwertheten Stücke den Verkehr höchst unsicher machten. Deshalb wurde während des cinnanischen Regiments von den Prätoren und Tribunen, zunächst von Marcus Marius Gratidianus (S. 327) beschlossen das sämmtliche Zeichengeld aufzurufen und durch Silbergeld einlösen zu lassen und zu dem Ende ein Probirbureau einzurichten. In wie weit die Aufrufung durchgeführt ward, ist nicht überliefert; die Sitte selbst blieb bestehen. — Was die Provinzen anlangt, so ward in Gemäfsheit der grundsätzlichen Beseitigung der Goldmünze die Goldprägung nirgends, auch in den Clientelstaaten nicht gestattet; so dafs die Goldprägung in dieser Zeit nur vorkommt, wo Rom gar nichts zu sagen hatte, wie namentlich bei den Kelten nordwärts von den Cevennen. Die Silberprägung dagegen ward den Provinzialen in der bisherigen Weise gelassen; der kleinasiatischen Freistädte schlugen auch ferner die pergamenischen Cistophoren, Rhodos und Massalia ihre Drachmen, Makedonien seine attischen Tetradrachmen, und selbst wenn, wie in Makedonien, die römischen Beamten bei der Prägung sich betheiligten, so geschah darum diese nicht weniger nach dem landüblichen Münzfufs. Doch fing auch hier das römische Silbergeld an sich Eingang zu verschaffen. Zwar in den Osten, wo die Zahl der seit alter Zeit münzenden Staaten und die Masse der Landesmünze sehr ansehnlich war, drang der Denar nicht ein; nur an der seit langem mit Italien in lebhaftem Verkehr stehenden dalmatisch-illyrischen Küste und auf der von dort in das goldreiche Dacien führenden Strafse, im Banat und Siebenbürgen, begegnen Denarfunde älterer Vergrabung, dagegen nicht in den westlich und östlich angrenzenden Landschaften. Anders war es im Westen. In Sicilien hatte die Prägung in edlen Metallen mit kaum nennenswerthen Ausnahmen mit der Einziehung des syrakusanischen Reiches im J. 542 aufgehört; spätestens in dieser Epoche mufs daselbst die Landesmünze aufgerufen und durch die römische ersetzt worden sein, da im Beginn der nächsten nachweislich die letztere das einzige in Sicilien geltende Courant ist. Aehnlich mag die römische Münze in Sardinien und Africa früh alleinige Geltung erlangt haben, um so mehr als in Folge des karthagischen Zeichengeldsystems es hier kaum eine Landesmünze gab; doch läfst bis jetzt sich die Epoche der Einführung des römischen Courants hier noch nicht fixiren. In Spanien hatte der römische Denar theils

selbst, theils in den spanischen auf römischen Fuss geschlagenen Münzen schon im sechsten Jahrhundert sich eingebürgert (I, 195). Ausser der nicht sehr bedeutenden emporitanisch-rhodischen Münze, die in den Pyrenäen und in Aquitanien gangbar war, war die einzige im Münzwesen wie im Handel ernstlich mit den Römern concurrirende Stadt im Westen Massalia, das theils durch seine Münzen, theils durch seinen Münzfuss westlich bis nach Aquitanien, östlich über Ligurien und die Po- und Etschthäler herrschte* und gegen Norden zu ohne Concurrenz sich über das barbarische Land verbreitete. Die Römer selbst mussten, als sie in diesem Gebiet sich ansässig machten, dem dort herrschenden System sich bequemen und, um eine für das cisalpinische Gallien brauchbare römische Münze zu haben, die massaliotische Drachme als Victoriatus oder Denar in ihr Münzsystem einfügen. Aber in dieser Epoche beschränkte Rom wie den massaliotischen Handel durch die Gründung von Narbo, so den massaliotischen Münzfuss durch Wiederabschaffung des Victoriatus (nach 637, etwa um 650), wodurch die massaliotische Landschaft dem römischen Münzfuss unterworfen ward. Die Romanisirung des unterworfenen Landes äussert fast zuerst sich in der Ausbreitung der römischen Münze.

Wie bei solchen ökonomischen Zuständen die socialen Verhältnisse sich gestalten mussten, ist im Allgemeinen leicht zu ermessen, im Besondern zu verfolgen weder sehr erfreulich noch sehr lehrreich. Verschwendung und sinnlicher Genuss war die Losung überall, bei den Parvenus so gut wie bei den Leitern und Meistern; nicht der feine Luxus, der die Blüthe der Civilisation ist, sondern derjenige, der in der verkommenden hellenischen Civilisation in Kleinasien und Alexandreia sich entwickelt hatte, der alles Schöne und Bedeutende zur Decoration entadelte und auf den Genuss studirte mit einer mühseligen Pedanterie, einer zopfigen Infelei, die ihn dem sinnlich wie dem geistig frischen Menschen gleich ekelhaft macht. In den Spielen erlangen die Thierhetzen eine steigende Bedeutung: um 651 erschei-

* In der weiten Lücke zwischen Tirol, wo sich bei Trient die letzten massaliotischen, und Siebenbürgen, wo Münzen von Dyrrhachion und Apollonia sich finden, scheinen weder jene, noch diese, noch altrömische vorzukommen; dagegen erscheinen merkwürdiger Weise hier, z. B. bei Hohenmauten in Steiermark, bei Kulla in der kroatischen Militärgrenze, ägyptische Potinmünzen gemischt mit einzelnen sicilischen und unteritalischen Kupferstücken. Bestand noch im siebenten Jahrhundert hier ein directer Handelsverkehr mit Alexandreia?

nen in der römischen Arena zuerst mehrere Löwen, 655 die ersten Elephanten; 661 liefs Sulla als Prator schon hundert Löwen auftreten. Dasselbe gilt von den Fechterspielen. Wenn die Altvordern die Bilder grofser Schlachten öffentlich ausgestellt hatten, so fingen die Enkel an dasselbe mit ihren Gladiatorenspielen zu thun und mit solchen Haupt- und Staatsactionen der Zeit sich selber vor den Nachkommen zu verspotten. Auch der Bau- und Gartenluxus war im Steigen; das prachtvolle und namentlich wegen der alten Bäume des Gartens berühmte Stadthaus des Redners Crassus († 663) ward mit den Bäumen auf 6 Mill. Sest. (1280000 Thlr.), ohne diese auf die Hälfte geschätzt, während der Werth eines gewöhnlichen Wohnhauses in Rom etwa auf 600000 Sesterzen (4300 Thlr.) angeschlagen werden kann*. Wie rasch die Preise der Luxusgrundstücke stiegen, zeigt das Beispiel der misenischen Villa, die Cornelia die Mutter der Gracchen für 75000 Sesterzen (5000 Thlr.), Lucius Lucullus Consul 680 um den dreimaldreifsigfachen Preis erstand. Die Villenbauten und das raffinirte Land- und Badeleben machten Baiae und überhaupt die Umgegend des Golfs von Neapel zum Eldorado des vornehmen Müssiggangs. Die Hasardspiele, bei denen es keineswegs mehr wie bei dem altitalischen Knochelspiel um Nüsse ging, wurden gemein und schon 639 ein censorisches Edict dagegen erlassen. Gazestoffe, die die Formen mehr zeigten als verhüllten, und seidene Kleider fingen an bei Frauen und selbst bei Männern die alten wollenen Röcke zu verdrängen. Gegen die rasende Verschwendung, die mit ausländischen Parfümerien getrieben ward, stemmten sich vergeblich die Aufwandgesetze. Aber der eigentliche Glanz- und Brennpunkt dieses vornehmen Lebens war die Tafel. Man bezahlte Schwindelpreise — bis 1000000 Sesterzen (70000 Thlr.) — für einen ausgesuchten Koch; man baute mit Rücksicht darauf und versah namentlich die Landhäuser an der Küste mit eigenen Salzwasserteichen, um Seefische und Austern jederzeit frisch auf die Tafel liefern zu können; man nannte es schon ein elendes Diner, wenn das Geflügel ganz und nicht blofs die erlesenen Stücke den Gästen vorgelegt wurden und wenn

* In dem Hause, das Sulla als junger Mann bewohnte, zahlte er für das Erdgeschofs 3000, der Miether des obern Stockes 2000 Sesterzen Miethe (Plutarch Sull. 1), was zu ⅓ des gewöhnlichen Capitalzinses capitalisirt ungefähr den obigen Betrag ergiebt. Dies war eine wohlfeile Wohnung. Wenn ein hauptstädtischer Miethzins von 6000 Sesterzen (400 Thlr.) für das Jahr 629 ein hoher genannt wird (Vell. 2, 10), so müssen dabei besondere Umstände obgewaltet haben.

diesen zugemuthet ward von den einzelnen Gerichten zu essen und nicht blofs zu kosten; man bezog für schweres Geld ausländische Delicatessen — das Fäfschen Sardellen aus dem schwarzen Meer ward mit 1600 Sesterzen (400 Thlr.) bezahlt — und griechischen Wein, der bei jeder anständigen Mahlzeit wenigstens einmal herumgereicht werden mufste. Vor allem bei Tafel glänzte die Schaar der Luxussclaven, die Kapelle, das Ballet, das elegante Mobiliar, die goldstrotzenden oder gemäldeartig gestickten Teppiche, die Purpurdecken, das antike Bronzegeräth, das reiche Silbergeschirr. Hiegegen vor allem richteten sich die Luxusgesetze, die häufiger (593. 639. 665. 673.) und ausführlicher als je ergingen: eine Menge Delicatessen und Weine wurden darin gänzlich untersagt, für andere nach Gewicht und Preis ein Maximum festgesetzt, ebenso die Quantität des silbernen Tafelgeschirrs gesetzlich beschränkt, endlich allgemeine Maximalbeträge der gewöhnlichen und der Festtagsmahlzeiten vorgeschrieben, zum Beispiel 593 von 10 und 100 (20 Gr. und 6⅔ Thlr.), 673 von 30 und 300 Sesterzen (2 Thlr. und 20 Thlr.). Zur Steuer der Wahrheit mufs leider hinzugefügt werden, dafs von allen vornehmen Römern nicht mehr als drei, und zwar keineswegs die Gesetzgeber selber, diese stattlichen Gesetze befolgt haben sollen; auch diesen dreien aber beschnitt nicht das Gesetz des Staates den Küchenzettel, sondern das der Stoa. Es lohnt der Mühe einen Augenblick noch bei dem trotz all dieser Gesetze steigenden Luxus im Silbergeräth zu verweilen. Im sechsten Jahrhundert war silbernes Tafelgeschirr mit Ausnahme des althergebrachten silbernen Salzfasses eine Ausnahme; die karthagischen Gesandten spotteten darüber, dafs sie in jedem Hause, wo man sie eingeladen, dasselbe silberne Tafelgeräth wiedergefunden hätten. Noch Scipio Aemilianus besafs nicht mehr als 32 Pfund (900 Thlr.) an verarbeitetem Silber; sein Neffe Quintus Fabius (Consul 633) brachte es zuerst auf 1000 (28000 Thlr.), Marcus Drusus (Volkstribun 663) schon auf 10000 Pfund (280000 Thlr.); in Sullas Zeit zählte man in der Hauptstadt bereits gegen 150 hundertpfündige silberne Prachtschüsseln, von denen manche ihren Besitzer auf die Proscriptionsliste brachte. Um die hiefür verschwendeten Summen zu ermessen, mufs man sich erinnern, dafs man auch die Arbeit schon mit ungeheuren Preisen bezahlte, wie denn für ausgezeichnetes Silbergeräth Gaius Gracchus den funfzehn-, Lucius Crassus Consul 659 den achtzehnfachen Metallwerth bezahlte, der letztere für ein Becherpaar eines namhaften Silberarbeiters 100000 Sesterzen (7150 Thlr.) gab. So

war es verhältnifsmäfsig überall. — Wie es um die Ehe und Kinderzucht stand, zeigen schon die gracchischen Ackergesetze, die zuerst darauf eine Prämie setzten (S. 81). Die Scheidung, einst in Rom fast unerhört, war jetzt ein alltägliches Ereignifs; wenn bei der ältesten römischen Ehe der Mann die Frau gekauft hatte, so hätte man den jetzigen vornehmen Römern vorschlagen mögen, um zu der Sache auch den Namen zu haben, eine Ehemiethe einzuführen. Selbst ein Mann wie Metellus Macedonicus, der durch seine ehrenwerthe Häuslichkeit und seine zahlreiche Kinderschaar die Bewunderung seiner Zeitgenossen war, schärfte als Censor 623 den Bürgern die Pflicht im Ehestande zu leben in der Art ein, dafs er denselben bezeichnete als eine drückende, aber von dem Patrioten pflichtmäfsig zu übernehmende öffentliche Last*. — Allerdings gab es Ausnahmen. In den landstädtischen Kreisen, namentlich in denen der gröfseren Gutsbesitzer, war die alte ehrenwerthe latinische Nationalsitte besser bewahrt geblieben. In der Hauptstadt aber war die catonische Opposition zur Phrase geworden; der Hellenismus herrschte souverän und, wenn auch einzelne fest und fein organisirte Naturen, wie Scipio Aemilianus, römische Sitte mit attischer Bildung zu vereinigen wufsten, war doch bei der grofsen Menge der Hellenismus gleichbedeutend mit geistiger und sittlicher Verderbnifs. Den Rückschlag dieser socialen Uebelstände auf die politischen Verhältnisse darf man niemals aus den Augen verlieren, wenn man die römische Revolution verstehen will. Es war nicht gleichgültig, dafs von den beiden vornehmen Männern, die im J. 662 als oberste Sittenmeister der Gemeinde vorstanden, der eine dem andern öffentlich vorrückte, dafs er einer Muräne, dem Stolz seines Fischteichs, bei ihrem Tode Thränen nachgeweint habe, und dieser wieder jenem, dafs er drei Frauen begraben und keiner eine Thräne geweint habe. Es war nicht gleichgültig, dafs im J. 593 auf offenem Markt ein Redner folgende Schilderung eines senatorischen Cavalleristen zum Besten geben konnte, den der angesetzte Termin in dem Kreise seiner Zechbrüder findet. ‚Sie spielen Hasard, ‚fein parfumirt, die Mätressen um sie herum. Wie der Tag sich

* ‚Wenn wir könnten, ihr Bürger — hiefs es in seiner Rede — wür‚den wir freilich alle von dieser Last uns befreien. Da aber die Natur es ‚so eingerichtet hat, dafs weder mit den Frauen sich bequem noch ohne die ‚Frauen überhaupt sich leben läfst, so ziemt es sich auf dauernde Wohl‚fahrt mehr zu sehen als auf kurze Wollust'.

‚neigt, lassen sie den Bedienten kommen und heifsen ihn auf der ‚Dingstätte sich umhoren, was auf dem Markt vorgefallen sei, wer ‚für und wer gegen den neuen Gesetzvorschlag gesprochen, welche ‚Districte dafur, welche dagegen gestimmt hätten. Endlich gehen ‚sie sellst auf den Gerichtsplatz, eben früh genug um sich den ‚Prozels nicht sellst auf den Hals zu ziehen. Unterwegs ist in ‚keinem Winkelgäfschen eine Gelegenheit, die sie nicht benutz- ‚ten, denn sie haben sich den Leib voll Wein geschlagen. Ver- ‚drossen kommen sie auf die Dingstätte und geben den Parteien ‚das Wort. Die, die es angeht, tragen ihre Sache vor. Der Ge- ‚schworne heifst die Zeugen auftreten; er sellst geht bei Seite. Wie ‚er zurückkommt, erklärt er alles gehört zu haben und fordert die ‚Urkunden. Er sieht hinein in die Schriften; kaum hält er vor Wein ‚die Augen auf. Wie er sich dann zurückzieht das Urtheil aus- ‚zufällen, läfst er zu seinen Zechbrüdern sich vernehmen: „was „gehen mich die langweiligen Leute an? warum gehen wir nicht „lieber einen Becher Süfsen mit griechischem Wein trinken und „essen dazu einen fetten Krammetsvogel und einen guten Fisch, „einen veritablen Hecht von der Tiberinsel?“ Das alles war frei- lich sehr lächerlich; aber war es nicht auch sehr ernsthaft, dafs dergleichen Dinge belacht wurden?

KAPITEL XII.

Nationalität. Religion. Erziehung.

In dem grofsen Kampfe der Nationalitäten innerhalb des weiten Umfangs des römischen Reiches erscheinen die secundären Nationen in dieser Zeit im Zurückweichen oder im Verschwinden. Die bedeutendste unter allen, die phönikische, empfing durch die Zerstörung Karthagos die Todeswunde, an der sie sich langsam verblutet hat. Die Landschaften Italiens, die ihre alte Sprache und Sitte bis dahin noch gewahrt hatten, Etrurien und Samnium, wurden nicht blofs von den schwersten Schlägen der sullanischen Reaction getroffen, sondern die politische Nivellirung Italiens nöthigte ihnen auch im öffentlichen Verkehr die lateinische Sprache und Weise auf und drückte die alten Landessprachen herab zu rasch verkümmernden Volksdialekten. Nirgends mehr erscheint im ganzen Umfang des römischen Staates eine Nationalität als befugt mit der römischen und der griechischen auch nur zu ringen. Dagegen ist extensiv wie intensiv die lateinische Nationalität im entschiedensten Aufschwung. Wie seit dem Bundesgenossenkrieg jedes italische Grundstück jedem Italiker zu vollem römischem Eigen zustehen, jeder italische Tempelgott römische Gabe empfangen kann, wie in ganz Italien mit Ausnahme der transpadanischen Landschaft seitdem das römische Recht mit Beseitigung aller anderen Stadt- und Landrechte ausschliefslich gilt: so ist auch damals die römische Sprache die allgemeine Geschäfts- und bald gleichfalls die allgemeine Sprache des gebildeten Verkehrs auf der ganzen Halbinsel von den Alpen bis zur Meerenge geworden. Aber sie beschränkte

sich schon nicht mehr auf diese natürlichen Grenzen. Die in Italien zusammenströmende Capitalmasse, der Reichthum seiner Producte, die Intelligenz seiner Landwirthe, die Gewandtheit seiner Kaufleute fanden keinen hinreichenden Spielraum auf der Halbinsel; hiedurch und durch den öffentlichen Dienst wurden die Italiker massenweise in die Provinzen geführt (S. 377). Ihre privilegirte Stellung daselbst privilegirte auch die römische Sprache und das römische Recht, selbst wo nicht blofs Römer mit einander verkehrten (S. 345); überall standen die Italiker zusammen als festgeschlossene und organisirte Massen, die Soldaten in ihren Legionen, die Kaufleute jeder gröfseren Stadt als eigene Gesellschaften, die in dem einzelnen provinzialen Gerichtssprengel domicilirten oder verweilenden römischen Bürger als ‚Kreise' (*conventus civium Romanorum*) mit ihrer eigenen Geschwornenliste und gewissermafsen mit Gemeindeverfassung; und wenn auch diese provinzialen Römer regelmäfsig früher oder später nach Italien zurückgingen, so bildeten sie dennoch allmählich den Stamm einer festen theils römischen, theils an die römische sich anlehnenden Mischbevölkerung der Provinzen. Dafs in Spanien, wo das römische Heer zuerst stehend ward, auch zuerst eigene Provinzialstädte italischer Verfassung, Carteia, 583 (S. 4), Valentia 616 (S. 17), später Palma und Pollentia (S. 18) organisirt worden sind, ward bereits erwähnt. Wenn das Binnenland noch wenig civilisirt war, das Gebiet der Vaccaer zum Beispiel noch lange nach dieser Zeit unter den rauhesten und widerwärtigsten Aufenthaltsorten für den gebildeten Italiker genannt wird, so bezeugen dagegen Schriftsteller und Inschriftsteine, dafs schon um die Mitte des siebenten Jahrhunderts um Neukarthago und sonst an der Küste die lateinische Sprache in gemeinem Gebrauch war. In bewufster Weise entwickelte zuerst Gaius Gracchus den Gedanken die Provinzen des römischen Staats durch die italische Emigration zu colonisiren, das heifst zu romanisiren und legte Hand an die Ausführung desselben: obgleich die conservative Opposition gegen den kühnen Entwurf sich auflehnte, die gemachten Anfänge gröfstentheils zerstörte und die Fortführung hemmte, so blieb doch die Colonie Narbo erhalten, schon an sich eine bedeutende Erweiterung des lateinischen Sprachgebiets und noch bei weitem wichtiger als der Merkstein eines grofsen Gedankens, der Grundstein eines gewaltigen künftigen Baues. Der antike Gallicismus, ja das heutige Franzosenthum sind von dort ausgegangen und in ihrem letzten Grunde Schöpfungen des Gaius Gracchus. Aber die lateinische Nationalität erfüllte

nicht blofs die italischen Grenzen und fing an sie zu überschreiten, sondern sie gelangte auch in sich zu tieferer geistiger Begründung. Wir werden sie im Zuge finden eine klassische Litteratur, einen eigenen höheren Unterricht sich zu schaffen; und wenn man auch im Vergleich mit den hellenischen Klassikern und der hellenischen Bildung sich versucht fühlen konnte die schwächliche italische Treibhausproduction gering zu achten, so kam es doch, namentlich in einer auch bei den Hellenen geistig tief heruntergekommenen Zeit, für die geschichtliche Entwickelung zunächst weit weniger darauf an, wie die lateinische klassische Litteratur und die lateinische Bildung, als darauf, dafs sie neben der griechischen stand — wohl durfte man das Wort des Dichters auch hier anwenden, dafs der lebendige Tagelöhner mehr ist als der todte Aias. — Wie rasch und ungestüm aber auch die lateinische Sprache und Nationalität vorwärts dringt, sie erkennt zugleich die hellenische an als durchaus gleich, ja früher und besser berechtigt und tritt mit dieser überall in das engste Bündnifs oder durchdringt sich mit ihr zu gemeinschaftlicher Entwickelung. Die italische Revolution, die sonst alle nichtlatinischen Nationalitäten auf der Halbinsel nivellirte, rührte nicht an die Griechenstädte Tarent, Rhegion, Neapolis, Lokroi (S. 231). Ebenso blieb Massalia, obwohl jetzt umschlossen von römischem Gebiet, fortwährend eine griechische Stadt und eben als solche fest angeschlossen an Rom. Mit der vollständigen Latinisirung Italiens ging die steigende Hellenisirung Hand in Hand. In den höheren Schichten der italischen Gesellschaft wurde die griechische Bildung zum integrirenden Bestandtheil der eigenen. Der Consul des J. 623, der Oberpontifex Publius Crassus erregte das Staunen selbst der kleinasiatischen Griechen, da er als Statthalter von Asia seine gerichtlichen Entscheidungen, wie der Fall es erforderte, bald in gewöhnlichem Griechisch abgab, bald in einem der vier zu Schriftsprachen gewordenen Dialekte. Und wenn die italische Litteratur und Kunst längst unverwandt nach Osten blickte, so begann jetzt auch die hellenische das Antlitz nach Westen zu wenden. Nicht blofs die griechischen Städte in Italien blieben fortwährend in regem geistigem Verkehr mit Griechenland, Kleinasien, Aegypten und gönnten den dort gefeierten griechischen Poeten und Schauspielern auch bei sich den gleichen Verdienst und die gleichen Ehren; auch in Rom wurden jetzt, zuerst 608 bei dem Triumph des Zerstörers von Korinth, die musischen Spiele der Griechen, Wettkämpfe im Ringen, Spielen, Recitiren und Declamiren gehalten. Die griechischen Litteraten schlugen schon ihre Fäden bis in die vornehme

römische Gesellschaft, vor allem in den scipionischen Kreis, dessen hervorragende griechische Mitglieder, der Geschichtschreiber Polybios, der Philosoph Panaetios bereits mehr der römischen als der griechischen Entwickelungsgeschichte angehören. Aber auch in anderen minder hoch stehenden Zirkeln begegnen ähnliche Beziehungen; wir gedenken eines andern Zeitgenossen Scipios, des Philosophen Kleitomachos, weil in seinem Leben zugleich die gewaltige Völkermischung dieser Zeit sinnlich vor das Auge tritt: ein geborner Karthager, sodann in Athen Zuhörer des Karneades und später dessen Nachfolger in seiner Professur, verkehrte er von Athen aus mit den gebildetsten Männern Italiens, dem Historiker Aulus Albinus und dem Dichter Lucilius und widmete theils dem römischen Consul, der die Belagerung Karthagos eröffnete, Lucius Censorinus, ein wissenschaftliches Werk, theils seinen als Sclaven nach Italien geführten Mitbürgern eine philosophische Trostschrift. Hatten namhafte griechische Litteraten bisher wohl vorübergehend als Gesandte, Verbannte oder sonst wie ihren Aufenthalt in Rom genommen, so fingen sie jetzt schon an dort sich niederzulassen; wie zum Beispiel der schon genannte Panaetios in Scipios Hause lebte und der Hexametermacher Archias von Antiochia im J. 652 sich in Rom niederliefs und von der Improvisirkunst und von Heldengedichten auf römische Consulare sich anständig ernährte. Sogar Gaius Marius, der schwerlich von seinem Carmen eine Zeile verstand und überhaupt zum Maecen möglichst übel sich schickte, konnte nicht umhin den Verskünstler zu patronisiren. Während also das geistige und litterarische Leben wenn nicht die reineren, doch die vornehmeren Elemente der beiden Nationen mit einander in Verbindung brachte, flossen andererseits durch das massenhafte Eindringen der kleinasiatischen und syrischen Sclavenschaaren und durch die kaufmännische Einwanderung aus dem griechischen und halbgriechischen Osten die rohesten und stark mit orientalischen und überhaupt barbarischen Bestandtheilen versetzten Schichten des Hellenismus zusammen mit dem italischen Proletariat und gaben auch diesem eine hellenische Färbung. Die Bemerkung Ciceros, dafs neue Sprache und neue Weise zuerst in den Seestädten aufkommt, dürfte zunächst auf das halbhellenische Wesen in Ostia, Puteoli und Brundisium sich beziehen, wo mit der fremden Waare auch die fremde Sitte zuerst Eingang und von da aus weiteren Vertrieb fand. — Das unmittelbare Resultat dieser vollständigen Revolution in den Nationalitätsverhältnissen war allerdings nichts weniger als erfreulich. Italien wimmelte von

Griechen, Syrern, Phoenikiern, Juden, Aegyptern, die Provinzen von Römern; die scharf ausgeprägten Volksthümlichkeiten rieben sich überall und verschliffen zusehends sich an einander; es schien nichts übrig bleiben zu sollen als der allgemeine Charakter der Vermutzung. Was das lateinische Wesen an Ausdehnung gewann, verlor es an Neuheit und Frische; vor allem Rom selbst, in dem der Mittelstand am frühsten und vollständigsten verschwand und nichts übrig blieb als die grossen Herren und die Bettler, beide in gleichem Mafse Kosmopoliten. Cicero versichert, dafs um 660 die allgemeine Bildung in den latinischen Städten höher stand als in Rom selbst; dies bestätigt sich durch die Litteratur dieser Zeit, deren erfreulichste, originellste und eigenthümlichste Erzeugnisse, wie die nationale Komödie, das atellanische Schauspiel und die horazische Satire, in Latium oder in latinischen Colonien zu Hause sind. Dafs der italische Hellenismus der unteren Schichten den widerwärtigen Stempel eines zugleich mit allen Auswüchsen der Cultur und mit oberflächlich übertünchter Barbarei behafteten Kosmopolitismus trägt, versteht sich von selbst; aber selbst in der bessern Gesellschaft war der mafshaltende Sinn des scipionischen Kreises eine vereinzelt stehende Erscheinung. Statt zu dem edlen Hellenenthum griff die Masse zu den modernsten und frivolsten Erzeugnissen des griechischen Geistes; statt im hellenischen Sinn das römische Wesen zu gestalten, begnügte man sich von dem Nachbar zu borgen und setzte den eigenen Geist möglichst wenig in Thätigkeit. In diesem Sinn äufserte der arpinatische Gutsbesitzer Marcus Cicero, der Vater des Redners, dafs von den Römern, eben wie von den syrischen Sklaven, jeder um so weniger tauge, je mehr er griechisch verstehe. — Diese nationale Decomposition ist unerquicklich wie die ganze Zeit, aber auch eben wie diese ungemein bedeutsam und folgenreich. Der Völkerkreis, den wir die alte Welt zu nennen gewohnt sind, schreitet fort von der äufserlichen Einigung unter der Machtgewalt Roms zu der inneren unter der Herrschaft der modernen wesentlich auf hellenischen Elementen ruhenden Bildung. Ueber den Trümmern der Völkerschaften zweiten Ranges vollzieht sich zwischen den beiden herrschenden Nationen stillschweigend das grofse geschichtliche Compromifs; die griechische und die lateinische Nation schliefsen mit einander Frieden. Auf dem Gebiete der Bildung verzichten die Griechen, auf dem politischen die Römer auf ihre Exclusivität; im Unterricht wird dem Latein eine freilich beschränkte und unvollständige Gleichstellung mit dem Griechischen eingeräumt; andrerseits gestattet zuerst Sulla den fremden

Gesandten vor dem römischen Senat ohne Dolmetscher griechisch zu reden. Die Zeit kündigt sich an, wo das römische Gemeinwesen in einen zweisprachigen Staat übergehen und der rechte Erbe des Thrones und der Gedanken Alexanders des Grofsen aus dem Westen kommen wird, zugleich ein Römer und ein Grieche.

Was schon der Ueberblick der nationalen Verhältnisse also zeigt, die Unterdrückung der secundären und die gegenseitige Durchdringung der beiden primären Nationalitäten, das ist im Gebiete der Religion, der Volkserziehung, der Litteratur und der Kunst noch im Einzelnen genauer darzulegen.

Die römische Religion war mit dem römischen Gemeinwesen und dem römischen Haushalt so innig verwachsen, so gar nichts anderes als die fromme Wiederspiegelung der römischen Bürgerwelt, dafs die politische und sociale Revolution nothwendiger Weise auch das Religionsgebäude über den Haufen warf. Der alte italische Volksglaube stürzt zusammen: über seinen Trümmern erheben sich wie über den Trümmern des politischen Gemeinwesens Oligarchie und Tyrannis, so auf der einen Seite der Unglaube, die Staatsreligion, der Hellenismus, auf der andern der Aberglaube, das Sectenwesen, die Religion der Orientalen. Allerdings gehen die Anfänge von beidem wie ja auch die Anfänge der politisch-socialen Revolution bereits in die vorige Epoche zurück (I, 637—640). Schon damals rüttelte die hellenische Bildung der höheren Kreise im Stillen an dem Glauben der Väter; schon Ennius bürgerte die Allegorisirung und Historisirung der hellenischen Religion in Italien ein; schon damals ward der Senat gezwungen die Uebersiedelung des kleinasiatischen Kybelecults nach Rom gut zu heifsen und gegen anderen noch schlimmeren Aberglauben, namentlich das bakchische Muckerthum aufs ernstlichste einzuschreiten. Indefs wie überhaupt in der vorhergehenden Periode die Revolution mehr in den Gemüthern sich vorbereitete als äufserlich sich vollzog, so ist auch die religiöse Umwälzung im Wesentlichen das Werk der gracchischen und sullanischen Zeit.

Versuchen wir zunächst die an den Hellenismus sich anlehnende Richtung zu verfolgen. Die hellenische Nation, die weit früher als die italische erblüht und abgeblüht war, hatte längst die Epoche des Glaubens durchmessen und seitdem sich ausschliefslich bewegt auf dem Gebiet der Speculation und Reflexion; seit langem gab es dort keine Religion mehr, sondern nur noch Philosophie. Aber auch die philosophische Thätigkeit des hellenischen Geistes hatte, als sie auf Rom zu wirken begann, die

Epoche der productiven Speculation bereits weit hinter sich und war in dem Stadium angekommen, wo nicht blofs keine wahrhaft neuen Systeme mehr entstehen, sondern auch die Fassungskraft für die vollkommensten der älteren zu schwinden und man auf die erst schulmäfsige [illegible] bald scholastische Ueberlieferung der unvollkommneren Phi[illegible]sopheme der Vorfahren sich zu beschränken anfängt; in dem Stadium also, wo die Philosophie statt den Geist zu vertiefen und zu befreien ihn vielmehr verflacht und in die schlimmsten aller Fesseln, die selbstgeschmiedeten ihn schlägt. Der Zaubertrank der Speculation, immer gefährlich, ist, verdünnt und abgestanden, sicheres Gift. So schal und verwässert reichten die gleichzeitigen Griechen ihn den Römern, und diese verstanden weder ihn zurückzuweisen noch von den lebenden Schulmeistern auf die todten Meister zurückzugehen. Platon und Aristoteles, um von der vorsokratischen Speculation zu schweigen, sind ohne wesentlichen Einfluss auf die römische Bildung geblieben, wenn gleich die erlauchten Namen gern genannt, ihre fafslicheren Schriften auch wohl gelesen und übersetzt wurden. So wurden denn die Römer in der Philosophie nichts als schlechter Lehrer schlechtere Schüler. Aufser der historisch-rationalistischen Auffassung der Religion, welche die Mythen auflöste in Lebensbeschreibungen verschiedener in grauer Vorzeit lebender Wohlthäter des Menschengeschlechtes, aus denen der Aberglaube Götter gemacht habe — ein System, als dessen litterarischer Vertreter der platte Reiseroman des Euhemeros von Messene (um 450 d. St.) angesehen zu werden pflegt —, sind hauptsächlich drei Philosophenschulen für Italien von Bedeutung geworden: die beiden dogmatischen des Epikuros († 484) und des Zenon († 491) und die skeptische des Arkesilas († 513) und Karneades (541—625), oder mit den Schulnamen der Epikureismus, die Stoa und die neuere Akademie. Die letzte dieser Richtungen, welche von der Unmöglichkeit des überzeugten Wissens ausging und an dessen Stelle nur ein für das praktische Bedürfnifs ausreichendes vorläufiges Meinen gestattete, bewegte sich hauptsächlich polemisch, indem sie jeden Satz des positiven Glaubens wie des philosophischen Dogmatismus in den Schlingen ihrer Dilemmen fing. Sie steht in sofern ungefähr auf einer Linie mit der ältern Sophistik, nur dafs die Sophisten begreiflicher Weise mehr gegen den Volksglauben, Karneades und die Seinen mehr gegen ihre philosophischen Collegen ankämpften. Dagegen trafen Epikuros und Zenon überein sowohl in dem Ziel einer rationellen Erklärung des Wesens der Dinge als auch in der

physiologischen von dem Begriff der Materie ausgehenden Methode. Aus einander gingen sie, insofern Epikuros, der Atomenlehre Demokrits folgend, das Urwesen als starre Materie fafst und diese nur durch mechanische Verschiedenheiten in die Mannigfaltigkeit der Dinge überführt, Zenon dagegen, sich anlehnend an den Ephesier Herakleitos, schon in den Urstoff eine dynamische Gegensätzlichkeit und eine auf und nieder wogende Bewegung hineinlegt; woraus denn die weiteren Unterschiede sich ableiten: dafs im epikureischen System die Götter gleichsam nicht vorhanden und höchstens der Traum der Träume sind, die stoischen Götter dagegen die ewig rege Seele der Welt, die als Geist, als Sonne, als Gott mächtig ist über den Körper, die Erde, die Natur; dafs Epikuros nicht, wohl aber Zenon eine Weltregierung und eine persönliche Unsterblichkeit der Seele anerkennt; dafs das Ziel des menschlichen Strebens nach Epikuros ist das unbedingte weder von körperlichem Begehren noch von geistigem Streiten aufgeregte Gleichgewicht, dagegen nach Zenon die durch das stetige Gegeneinanderstreben des Geistes und Körpers immer gesteigerte und zu dem Einklang mit der ewig streitenden und ewig friedlichen Natur aufstrebende menschliche Thätigkeit. In einem Puncte aber stimmten der Religion gegenüber alle diese Schulen zusammen: dafs der Glaube als solcher nichts sei und nothwendig ersetzt werden müsse durch die Reflexion, mochte diese übrigens mit Bewufstsein darauf verzichten, zu einem Resultat zu gelangen, wie die Akademie, oder die Vorstellungen des Volksglaubens verwerfen, wie die Schule Epikurs, oder dieselben theils motivirt festhalten, theils modificiren, wie die Stoiker thaten. — Es war danach nur folgerichtig, dafs die erste Berührung der hellenischen Philosophie mit der römischen ebenso glaubensdurstigen als antispeculativen Nation durchaus feindlicher Art war. Die Religion hatte vollkommnen Recht von diesen philosophischen Systemen sowohl die Befehdung wie die Begründung sich zu verbitten, die beide ihr eigentliches Wesen aufhoben. Der Staat, der in der Religion instinctmäfsig sich selber angegriffen fühlte, verhielt sich billig gegen die Philosophen wie die Festung gegen die Eclaireurs der anrückenden Belagerungsarmee und wies schon 593 mit den Rhetoren auch die griechischen Philosophen aus Rom aus. In der That war auch gleich das erste gröfsere Debut der Philosophie in Rom eine förmliche Kriegserklärung gegen Glaube und Sitte. Es ward veranlafst durch die Occupation von Oropos durch die Athener, mit deren Rechtfertigung diese drei der angesehensten Professoren der

Philosophie, darunter der Meister den modernen Sophistik Karneades beauftragten (599). Die Wahl war in sofern zweckmäfsig, als der ganz schandbare Handel jeder Rechtfertigung im gewöhnlichen Verstand spottete; dagegen pafste es vollkommen für den Fall, wenn Karneades durch Rede und Gegenrede bewies, dafs sich gerade ebenso viele und ebenso nachdrückliche Gründe zum Lobe der Ungerechtigkeit vorbringen liefsen wie zum Lobe der Gerechtigkeit und wenn er in bester logischer Form darthat, dafs man mit gleichem Recht von den Athenern verlangen könne Oropos herauszugeben und von den Römern sich wieder zu beschränken auf ihre alten Strohhütten am Palatin. Die der griechischen Sprache mächtige Jugend ward durch den Scandal wie durch den raschen und emphatischen Vortrag des gefeierten Mannes schaarenweise angezogen; aber diesmal wenigstens konnte man Cato nicht Unrecht geben, wenn er nicht blofs die dialektischen Gedankenreihen der Philosophen unhöflich genug mit den langweiligen Psalmodien der Klageweiber verglich, sondern auch im Senat darauf drang einen Menschen auszuweisen, der die Kunst verstand Recht zu Unrecht und Unrecht zu Recht zu machen und dessen Vertheidigung in der That nichts war als ein schamloses und fast höhnisches Eingeständnifs des Unrechts. Indefs dergleichen Ausweisungen reichten nicht weit, um so weniger, da es doch der römischen Jugend nicht verwehrt werden konnte in Rhodos oder Athen philosophische Vorträge zu hören. Man gewöhnte sich die Philosophie zuerst wenigstens als nothwendiges Uebel zu dulden, bald auch für die in ihrer Naivetät nicht mehr haltbare römische Religion in der fremden Philosophie eine Stütze zu suchen, die als Glauben zwar sie ruinirte, aber dafür doch dem gebildeten Mann gestattete, die Namen und Formen des Volksglaubens anständiger Weise einigermafsen festzuhalten. Indefs diese Stütze konnte weder der Euhemerismus sein noch die Systeme des Karneades und des Epikuros. Die Mythenhistorisirung trat dem Volksglauben allzu schroff entgegen, indem sie die Götter geradezu für gute Menschen erklärte; Karneades zog gar ihre Existenz in Zweifel und Epikuros sprach ihnen wenigstens jeden Einfluss auf die Geschicke der Menschen ab. Zwischen diesen Systemen und der römischen Religion war ein Bündnifs unmöglich; sie waren und blieben verfehmt. Noch in Ciceros Schriften wird es für Bürgerpflicht erklärt dem Euhemerismus Widerstand zu leisten, der dem Gottesdienst zu nahe trete und von den in seinen Gesprächen auftretenden Akademikern und Epikureern mufs jener sich entschuldigen, dafs er als Philosoph zwar ein

Jünger des Karneades, aber als Bürger und Pontifex ein rechtgläubiger Bekenner des capitolinischen Jupiter sei, der Epikureer sogar schliefslich sich gefangen geben und sich bekehren. Keines dieser drei Systeme ward eigentlich populär. Die platte Begreiflichkeit des Euhemerismus übte wohl eine gewisse Anziehungskraft auf die Römer; Ennius hat den philosophisch-historischen Reiseroman des Euhemeros übersetzt und auf die conventionelle Geschichte Roms hat diese zugleich kindische und altersschwache Historisirung der Fabel nur zu tief eingewirkt; auf die römische Religion blieb sie defshalb ohne wesentlichen Einfluſs, weil diese von Haus aus nur allegorisirte, nicht fabulirte und es dort nicht wie in Hellas möglich war Biographien Zeus des ersten, zweiten und dritten zu schreiben. Die moderne Sophistik konnte nur gedeihen, wo wie in Athen die geistreiche Maulfertigkeit zu Hause war und überdies die langen Reihen gekommener und gegangener philosophischer Systeme hohe Schuttlagen geistiger Brandstätten aufgeschichtet hatten. Gegen den epikurischen Quietismus lehnte zwar auch alles sich auf, was in dem römischen so durchaus auf Thätigkeit gerichteten Wesen tüchtig und brav war; doch fand derselbe sein Publicum und es ist wohl dies der Grund, weſshalb die Polizei dieser Secte länger als den übrigen den Krieg zu machen fortfuhr. Indefs blieb auch der Epikureismus in Italien in dieser Epoche wenigstens auf einen engen Kreis beschränkt, in dem er nicht so sehr als philosophisches System, sondern als eine Art philosophischen Dominos diente, unter dem — sehr gegen die Absicht seines streng sittlichen Urhebers — der gedankenlose Sinnengenufs für die gute Gesellschaft sich maskirte; wie denn einer der frühesten Bekenner dieser Secte Titus Albucius in Lucilius Gedichten als das Prototyp des übel hellenisirten Römers figurirt. — Gar anders stand und wirkte in Italien die stoische Philosophie, indem sie an die Landesreligion so eng sich anschlofs, wie das Wissen sich dem Glauben zu accommodiren überhaupt vermag. Der Stoiker hielt grundsätzlich an dem Volksglauben mit seinen Göttern und Orakeln insofern fest, als er darin eine instinctive Erkenntnifs sah, auf welche die wissenschaftliche Erkenntnifs Rücksicht zu nehmen, ja in zweifelhaften Fällen sich ihr unterzuordnen verpflichtet sei. Er glaubte mehr anders als das Volk als eigentlich anderes: der wesentlich wahre und höchste Gott zwar war ihm die Weltseele, aber auch jede Manifestation des Urgottes war wiederum Gott, die Gestirne vor allem, aber auch die Erde, der Weinstock, die Seele des hohen Sterblichen, den das Volk als

Heros ehrte, ja überhaupt jeder abgeschiedene Geist eines gewordenen Menschen. Diese Philosophie pafste in der That besser nach Rom als in die eigene Heimath. Der Tadel des frommen Gläubigen, dafs der Gott des Stoikers weder Geschlecht noch Alter noch Körperlichkeit habe und aus einer Person in einen Begriff verwandelt sei, hatte in Griechenland einen Sinn, nicht aber in Rom. Die grobe Allegorisirung und sittliche Purificirung, wie sie der stoischen Götterlehre eigen war, verdarb den besten Kern der hellenischen Mythologie; aber die auch in ihrer naiven Zeit dürftige plastische Kraft der Römer hatte nicht mehr erzeugt als eine leichte Hülle, deren Abstreifung ohne sonderlichen Schaden geschehen konnte und die Gottheit wieder zurückführte auf die Anschauung oder den Begriff, aus dem sie sich gestaltet hatte. Pallas Athene mochte zürnen, wenn sie sich plötzlich in den Begriff des Gedächtnisses verwandelt fand; Minerva war auch bisher eben nicht viel mehr gewesen. Die supranaturalistische stoische und die allegorische römische Theologie fielen in ihrem Ergebnifs im Ganzen zusammen. Selbst aber wenn der Philosoph einzelne Sätze der Priesterlehre als zweifelhaft oder als falsch bezeichnen mufste, wie denn zum Beispiel die Stoiker die Vergötterungslehre verwerfend in Hercules, Kastor, Pollux nichts als die Geister ausgezeichneter Menschen sahen und ebenso das Götterbild nicht als Repräsentanten der Gottheit gelten lassen konnten, so war es wenigstens nicht die Art der Anhänger Zenons gegen diese Irrlehren anzukämpfen und die falschen Götter zu stürzen; vielmehr bewiesen sie überall der Landesreligion Rücksicht und Ehrfurcht auch in ihren Schwächen. Auch die Richtung der Stoa auf eine casuistische Moral und auf die rationelle Behandlung der Fachwissenschaften war ganz im Sinne der Römer, zumal der Römer dieser Zeit, welche nicht mehr wie die Väter in unbefangener Weise Zucht und gute Sitte übten, sondern deren naive Sittlichkeit auflösten in einen Katechismus erlaubter und unerlaubter Handlungen; deren Grammatik und Jurisprudenz überdies dringend eine methodische Behandlung erheischten ohne doch die Fähigkeit zu besitzen diese aus sich selber zu entwickeln. So incorporirte die Stoa als ein zwar dem Ausland entlehntes, aber auf italischem Boden acclimatisirtes Gewächs sich durchaus dem römischen Staatshaushalt und wir begegnen ihrer Entwickelung auf den verschiedenartigsten Gebieten. Ihre Anfänge reichen ohne Zweifel weiter zurück; aber zur vollen Geltung in den höheren Schichten der römischen Gesellschaft gelangte die Stoa zuerst durch den

Kreis, der sich um Scipio Aemilianus gruppirte. Panaetios von Rhodos, der Lehrmeister Scipios und aller ihm nahestehender Männer in der stoischen Philosophie und beständig in seinem Gefolg, sogar auf Reisen sein gewöhnlicher Begleiter, verstand es das System geistreichen Weltmännern nahe zu bringen, dessen speculative Seite zurücktreten zu lassen und die Dürre der Terminologie, die Flachheit des Moralkatechismus einigermafsen zu mildern, namentlich auch durch Herbeiziehung der älteren Philosophen, unter denen Scipio selbst den xenophonteischen Sokrates vorzugsweise liebte. Seitdem bekannten zur Stoa sich die namhaftesten Staatsmänner und Gelehrten, unter andern die Begründer der wissenschaftlichen Philologie und der wissenschaftlichen Jurisprudenz, Stilo und Quintus Scaevola. Der schulmäfsige Schematismus, der in diesen Fachwissenschaften seitdem wenigstens äufserlich herrscht und namentlich anknüpft an eine wunderliche charadenhaft geistlose Etymologisirmethode, stammt aus der Stoa. Aber unendlich wichtiger ist die aus Verschmelzung der stoischen Philosophie und der römischen Religion entstehende neue Staatsphilosophie und Staatsreligion. Das speculative Element, von Haus aus in dem zenonischen System wenig energisch ausgeprägt und schon weiter abgeschwächt, als dasselbe in Rom Eingang fand, nachdem bereits ein Jahrhundert hindurch die griechischen Schulmeister sich bellissen hatten diese Philosophie in die Knabenköpfe hinein und damit den Geist aus ihr hinauszutreiben, trat weiter noch zurück in Rom, wo Niemand speculirte als der Wechsler. Es war wenig mehr die Rede von der idealen Entwickelung des in der Seele des Menschen waltenden Gottes oder göttlichen Weltgesetzes. Die stoischen Philosophen zeigten sich nicht unempfänglich für die recht einträgliche Auszeichnung, ihr System zur halboffiziellen römischen Staatsphilosophie erhoben zu sehen, und erwiesen sich überhaupt geschmeidiger, als man es nach ihren rigorosen Principien hätte erwarten sollen. Ihre Lehre von den Göttern und vom Staat zeigte bald eine seltsame Familienähnlichkeit mit den realen Institutionen ihrer Brotherren; statt über den kosmopolitischen Philosophenstaat stellten sie Betrachtungen an über die weise Ordnung des römischen Beamtenwesens; und wenn die feineren Stoiker wie Panaetios die göttliche Offenbarung durch Wunder und Zeichen als denkbar, aber ungewifs dahin gestellt, die Sterndeuterei nun gar entschieden verworfen hatten, so verfochten schon seine nächsten Nachfolger jene Offenbarungslehre, das heifst die römische Auguraldisciplin, so steif und fest wie jeden

andern Schulsatz und machten sogar der Astrologie höchst unphilosophische Zugeständnisse. Das Hauptstück des Systems ward immer mehr die casuistische Pflichtenlehre. Sie kam dem hohlen Tugendstolz entgegen, in welchem die Römer dieser Zeit in der vielfach demüthigenden Berührung mit den Griechen Entschädigung suchten, und formulirte den angemessenen Dogmatismus der Sittlichkeit, der wie jede wohlerzogene Moral mit herzerstarrender Rigorosität gelegentlich die höflichste Nachsicht verbindet*. Ihre praktischen Resultate werden kaum viel höher anzuschlagen sein als dafs, wie gesagt, in zwei oder drei vornehmen Häusern der Stoa zu Liebe schlecht gegessen ward. — Dieser neuen Staatsphilosophie eng verwandt oder eigentlich ihre andere Seite ist die neue Staatsreligion, deren wesentliches Kennzeichen das bewufste Festhalten der als irrationell erkannten Sätze des Volksglaubens aus äufseren Zweckmäfsigkeitsgründen ist. Schon einer der hervorragendsten Männer des scipionischen Kreises, der Grieche Polybios spricht es unverhohlen aus, dafs das wunderliche und schwerfällige römische Religionsceremoniell einzig der Menge wegen erfunden sei, die freilich, da die Vernunft nichts über sie vermöge, mit Zeichen und Wundern beherrscht werden müsse, während verständige Leute allerdings der Religion nicht bedürften. Ohne Zweifel theilten Polybios römische Freunde im Wesentlichen diese Gesinnung, wenn sie auch nicht in so crasser und so platter Weise Wissenschaft und Religion sich entgegen setzten. Weder Laelius noch Scipio Aemilianus konnten in der Auguraldisciplin, an die auch Polybios zunächst denkt, etwas anderes sehen als eine politische Institution; doch war der Nationalsinn in ihnen zu mächtig und das Anstandsgefühl zu fein, als dafs sie mit solchen bedenklichen Erörterungen öffentlich hätten auftreten mögen. Aber schon in der folgenden Generation trug der Oberpontifex Quintus Scaevola (Consul 659; S. 201. 312) wenigstens in seiner mündlichen Rechtsunterweisung unbedenklich die Sätze vor, dafs es eine zwiefache Religion gebe, eine verstandesmäfsige philosophische und eine nicht verstandesmäfsige traditionelle, dafs jene sich nicht eigne zur Staatsreligion, da sie mancherlei enthalte was dem Volk zu wissen unnütz oder sogar schädlich sei, dafs demnach die überlieferte Staatsreligion bleiben müsse wie sie sei. Nur eine weitere Entwickelung desselben

* Ein ergötzliches Exempel kann man bei Cicero *de officiis* 3, 12. 13 nachlesen.

Grundgedankens ist die varronische Theologie, in der die römische Religion durchaus behandelt wird als ein Staatsinstitut. Der Staat, wird hier gelehrt, sei älter als die Götter des Staats wie der Maler älter als das Gemälde; wenn es sich darum handelte die Götter neu zu machen, würde man allerdings wohlthun sie zweckdienlicher und den Theilen der Weltseele principmäfsig entsprechender zu machen und zu benennen, auch die nur irrige Vorstellungen erweckenden Götterbilder * und das verkehrte Opferwesen zu beseitigen; allein da diese Einrichtungen einmal bestänaen, so müsse jeder gute Bürger sie kennen und befolgen und dazuthun, dafs ‚der gemeine Mann' die Götter vielmehr höher achten als geringschätzen lerne. Dafs der gemeine Mann, zu dessen Besten die Herren ihren Verstand gefangen gaben, diesen Glauben jetzt verschmähte und sein Heil anderswo suchte, versteht sich von selbst und wird weiterhin sich zeigen; und so war denn die römische Hochkirche fertig, eine scheinheilige Priester- und Levitenschaft ohne gläubige Gemeinde. Die nothwendige Folge davon, dafs man die Landesreligion für eine politische Institution erklärte, war es, dafs die politischen Parteien anfingen auch das Gebiet der Staatskirche als Tummelplatz für Angriff und Vertheidigung zu betrachten; was namentlich der Fall war mit der Auguralwissenschaft und mit den Wahlen zu den Priestercollegien. Die alte und natürliche Uebung die Bürgerversammlung zu entlassen, wenn ein Gewitter heraufzog, hatte unter den Händen der römischen Auguru sich zu einem weitläufigen System verschiedener Himmelszeichen und daran sich knüpfender Verhaltungsregeln entwickelt; in den ersten Decennien dieser Epoche ward durch das aelische und das fufische Gesetz dies so weit ausgedehnt, dafs jede Volksversammlung auseinanderzugehen genöthigt war, wenn es einem höheren Beamten einfiel nach Gewitterzeichen am Himmel zu schauen und die römische Oligarchie war stolz auf den schlauen Gedanken fortan durch eine einzige fromme Lüge jedem Volksbeschlufs den Stempel der Nichtigkeit aufdrücken zu können. Umgekehrt lehnte die römische Opposition sich auf gegen die alte Uebung, dafs die vier höchsten Priestercollegien bei entstehenden Vacanzen sich selber ergänzten und forderte die Erstreckung der Volkswahl auch auf die Stellen selbst, wie sie

* Auch in Varros Satire ‚die Aboriginer' wurde in spöttlicher Weise dargestellt, wie die Urmenschen sich nicht hätten genügen lassen mit dem Gott, den nur der Gedanke erkennt, sondern sich gesehnt hätten nach Götterpuppen und Götterbilderchen.

für die Vorstandschaften dieser Collegien schon früher eingeführt war (I. 602). Es widersprach dies allerdings dem Geiste dieser Körperschaften, aber dieselben hatten kein Recht darüber sich zu beklagen, nachdem sie ihrem Geiste selbst untreu geworden waren und zum Beispiel der Regierung mit religiösen Cassationsgründen auf Verlangen an die Hand gingen. Diese Angelegenheit ward ein Zankapfel der Parteien; den ersten Sturm im J. 609 schlug der Senat ab, wobei namentlich der scipionische Kreis für die Verwerfung des Antrags den Ausschlag gab; dagegen ging im J. 650 mit der früher bei der Wahl der Vorstände gemachten Beschränkung zum Besten bedenklicher Gewissen, dafs nicht die ganze Bürgerschaft, sondern nur der kleinere Theil der Bezirke zu wählen habe, der Vorschlag durch (S. 188); endlich stellte Sulla das Cooptationsrecht in vollem Umfang wieder her (S. 335). Mit dieser Fürsorge der Conservativen für die reine Landesreligion vertrug es natürlich sich aufs Beste, dafs eben in den vornehmsten Kreisen mit derselben offen Spott getrieben und sie sehr häufig dazu benutzt ward den Scandal pikanter zu machen. Es war ein Lieblingsvergnügen vornehmer junger Herren zur Nachtzeit auf den Strafsen die Götterbilder zu schänden oder zu verstümmeln (S. 200). Gewöhnliche Liebeshändel waren längst gemein und Verständnisse mit Ehefrauen fingen an es zu werden; aber ein Verhältnifs zu einer Vestalin war so pikant wie in der Welt des Decamerone die Nonnenliebschaft und das Klosterabenteuer. Bekannt ist der arge Handel des J. 640 fg., in welchem drei Vestalinnen, Töchter der vornehmsten Familien, und deren Liebhaber, junge Männer gleichfalls aus den besten Häusern, zuerst vor dem Pontificalcollegium, und da dies die Sache zu vertuschen suchte, vor einem durch eigenen Volksschlufs eingesetzten aufserordentlichen Gericht wegen Unzucht zur Verantwortung gezogen und sämmtlich zum Tode verurtheilt wurden. Solchen Scandal nun konnten freilich gesetzte Leute nicht billigen; aber dagegen war nichts einzuwenden, dafs man die positive Religion im Stillen und im vertrauten Kreis allem fand; die Augurn konnten, wenn einer den andern fungiren sah, sich einander ins Gesicht lachen unbeschadet ihrer religiösen Pflichten. Man gewinnt die bescheidene Heuchelei verwandter Richtungen ordentlich lieb, wenn man die crasse Unverschämtheit der römischen Priester und Leviten damit vergleicht. Ganz unbefangen ward die officielle Religion als ein hohles Gerüste behandelt, das nur noch den politischen Maschinisten diente und mit seinen zahllosen Winkeln

und Fallthüren, wie es fiel, jeder Partei dienen konnte und gedient hat. Zumeist sah allerdings die Oligarchie ihr Palladium in der Staatsreligion, vornämlich in der Auguraldisciplin; aber auch die Gegenpartei machte keine principielle Opposition gegen ein Institut, das nur noch ein Scheinleben hatte, sondern betrachtete dasselbe im Ganzen als eine Schanze, die aus dem Besitz des Feindes in den eigenen übergehen könne.

Im scharfen Gegensatz gegen dies eben geschilderte Religionsgespenst stehen die verschiedenen fremden, meistentheils orientalischen Culte, welche diese Epoche hegte und pflegte und denen wenigstens eine sehr entschiedene Lebenskraft nicht abgesprochen werden kann. Sie begegnen überall, bei den vornehmen Damen und Herren wie in den Sclavenkreisen, bei dem General wie bei dem Lanzknecht, in Italien wie in den Provinzen. Es ist unglaublich, wie hoch hinauf dieser Aberglaube bereits reicht. Als im kimbrischen krieg eine syrische Prophetin Martha sich erbot die Wege und Mittel zur Ueberwindung der Deutschen dem Senat an die Hand zu geben, wies dieser zwar sie mit Verachtung zurück; aber die römischen Damen und namentlich Marius eigene Gemahlin expedirten sie dennoch nach dem Hauptquartier, wo der Gemahl sie bereitwillig aufnahm und mit sich herumführte, bis die Teutonen geschlagen waren. Die Führer der verschiedensten Parteien im Bürgerkrieg, Marius, Octavius, Sulla trafen zusammen in dem Glauben an Zeichen und Orakel. Selbst der Senat mufste während desselben in den Wirren des J. 667 sich dazu verstehen den Faseleien einer verrückten Prophetin gemäfs Anordnungen zu treffen. Für das Erstarren der römisch-hellenischen Religion wie für das im Steigen begriffene Bedürfnifs der Menge nach stärkeren religiösen Stimulantien ist es bezeichnend, dafs der Aberglaube nicht mehr, wie in den Bakchanalmysterien, anknüpft an die nationale Religion; selbst die etruskische Mystik ist bereits überflügelt; durchaus in erster Linie erscheinen die in den heifsen Landschaften des Ostens gezeitigten Culte. Sehr viel hat dazu beigetragen das massenhafte Eindringen kleinasiatischer und syrischer Elemente in die Bevölkerung theils durch die Sclaveneinfuhr, theils durch den gesteigerten Verkehr Italiens mit dem Osten. Die Macht dieser fremdländischen Religionen tritt sehr scharf hervor in den Aufständen der sicilischen gröfstentheils aus Syrien herstammenden Sclaven. Eunus spie Feuer, Athenion las in den Sternen; die von den Sclaven in diesem Krieg geschleuderten Bleikugeln tragen grossentheils Götternamen, neben Zeus und Artemis besonders den der

geheimnifsvollen von Kreta nach Sicilien gewanderten und daselbst eifrig verehrten Mütter. Aehnlich wirkte der Handelsverkehr, namentlich seitdem die Waaren von Berytos und Alexandreia direct nach den italischen Hafen gingen: Ostia und Puteoli wurden die grofsen Stapelplätze wie für die syrischen Salben und die aegyptische Leinwand so auch für den Glauben des Ostens. Ueberall ist mit der Völker- auch die Religionenmengung beständig im Steigen. Von allen erlaubten Culten war der populärste der der pessinuntischen Göttermutter, der mit seinem Eunuchencölibat, mit den Schmäusen, der Musik, den Bettelprozessionen und dem ganzen sinnlichen Gepränge der Menge imponirte. Schon finden sich (zuerst 653) römische Bürger, die zu dem Eunuchenpriesterthum sich hergeben. In der gefährlichsten Zeit des kimbrischen Krieges erscheint der Hohepriester Battakes von Pessinus in eigener Person in Rom, um die Interessen des dortigen angeblich entweihten Tempels seiner Göttin zu vertreten, redete im speciellen Auftrag der Göttermutter zum römischen Volk und that auch verschiedene Wunder. Die verständigen Leute ärgerten sich, aber die Weiber und die grofse Menge liefsen es sich nicht nehmen dem Propheten beim Abzug in hellen Haufen das Geleit zu geben. Aber weit populärer noch waren natürlich die unerlaubten und die Geheimculte. Schon zu Catos Zeit hatte der chaldäische Horoskopensteller angefangen dem etruskischen Eingeweide-, dem marsischen Vogelschauer Concurrenz zu machen (I, 639); bald war die Sterngucker- und Sterndeuterei in Italien ebenso unentbehrlich wie in ihrem traumseligen Heimathland. Schon 615 wies der römische Fremdenprätor die sämmtlichen Chaldäer an binnen zehn Tagen Rom und Italien zu räumen. Dasselbe Schicksal traf gleichzeitig die Juden, welche zu ihrem Sabbath italische Proselyten zugelassen hatten. Ebenso hatte Scipio das Lager von Numantia von Wahrsagern und frommen Industrierittern jeder Art zu reinigen. Einige Jahrzehnte später (657) sah man sogar sich genöthigt die Menschenopfer zu verbieten. Man war irre geworden nicht blofs an dem alten Glauben, sondern auch an sich selbst; die entsetzlichen Krisen einer funfzigjährigen Revolution, das instinctmäfsige Gefühl, dafs der Bürgerkrieg noch keineswegs am Ende sei, steigerten die angstvolle Spannung, die trübe Beklommenheit der Menge. Unruhig erklimmte der irrende Gedanke jede Höhe und versenkte sich in jeden Abgrund, wo er neue Aus- und Einsichten in die drohenden Verhängnisse, neue Hoffnungen in dem verzweifelten Kampfe gegen das Geschick oder vielleicht auch nur neue Angst zu finden

wäumte. Der ungeheuerliche Mysticismus fand in der allgemeinen politischen, ökonomischen, sittlichen, religiösen Zerfahrenheit den ihm genehmen Boden und gedieh mit erschreckender Schnelle; es war als wären Riesenbäume über Nacht aus der Erde gewachsen. Niemand wufste woher und wozu, und eben dieses wunderbar rasche Emporkommen wirkte neue Wunder und ergriff epidemisch alle nicht ganz befestigten Gemüther.

Eine dieser religiösen Revolution nahe verwandte Erscheinung begegnet auf dem Gebiet der Erziehung und Bildung. Auch hier hatte bisher der eine Grundgedanke des römischen Wesens geherrscht, der Gedanke der bürgerlichen Gleichheit. Wie es im Kreise der römischen Bürgerschaft in ihrer gesunden Zeit keine Herren und keine Knechte, keine Millionäre und keine Proletarier gegeben, wie derselbe Glaube alle Bürger umfafst hatte, so hatte es auch wesentlich nur einen Bildungsgrad gegeben. Natürlich ward dies nur dadurch erreicht, dafs das allgemeine Bildungsniveau sich sehr niedrig hielt. Noch im Anfang des siebenten Jahrhunderts stand der Jugendunterricht in Rom auf einer so primitiven Stufe, dafs Polybios in dieser einen Hinsicht die staatliche Gleichgültigkeit der Römer gegenüber der verständigen Sorgfalt seiner Landsleute tadelnd hervorhebt. Aufser dem Elementarunterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen und in dem auswendig zu lernenden juristisch-politischen Katechismus der Zwölftafeln, wofür es natürlich seit langem eigene Schullehrer (*litteratores*) gab, bestanden allerdings für die Kenntnifs des Griechischen, seit dies für jeden Staats- und Handelsmann praktisches Bedürfnifs war, besondere Sprachmeister (*grammatici*[*]), theils Hofmeisterclaven, theils in ihrer Wohnung oder in der des Schülers Unterricht ertheilende Privatlehrer, welche zum Uebersetzen wie zum Sprechen die erforderliche Anweisung gaben. Indefs diese blofs durch das praktische Bedürfnifs hervorgerufene Kenntnifs des Griechischen gab in dem gewöhnlichen bürgerlichen und geselligen Leben so wenig einen Vorzug wie etwa heutzutage in einem Dorfe der deutschen Schweiz die Kenntnifs des Französischen; auch wer schlecht oder gar nicht griechisch sprach, konnte ein vornehmer Mann sein und Prätor und Consul werden. Selbst wenn einmal ein Einzelner zufällig

[*] *Litterator* und *grammaticus* verhalten sich ungefähr wie bei uns Schullehrer und Maitre; die letztere Benennung kommt nach dem älteren Sprachgebrauch nur dem Lehrer des Griechischen, nicht dem der Muttersprache zu. *Litteratus* ist nicht der Schulmeister, sondern der gebildete Mann.

ein höheres Mafs von Kenntnissen sich erwarb, trat er darum noch nicht heraus aus dem Kreise seiner Gleichen; Quintus Fabius Pictor, der in griechischer Sprache eine Chronik von Rom schrieb, mag unter seinen Standesgenossen etwa gestanden haben wie der holsteinische Marschbauer, der studirt hat und, wenn er des Abends vom Pfluge nach Haus kommt, den Vergilius vom Schranke nimmt. Wer mehr mit seinem Griechisch vorstellen wollte, galt als schlechter Patriot und als Geck. Catos Encyclopädie, eine populäre Unterweisung in der Pflichtenlehre, der Redekunst, der Kriegswissenschaft, dem Feldbau, der Rechtslehre und der Heilkunst, zeigt ungefähr, was damals einem gebildeten Römer zu wissen nöthig war. Allerdings ist dies dürftig genug, wenn man es vergleicht mit dem, was damals durch private und öffentliche Fürsorge für die musische Bildung der hellenischen Jugend geschah; aber man sollte darum nicht übersehen, dafs diese Mangelhaftigkeit der römischen Jugendbildung eines der wesentlichsten Elemente der bürgerlichen Gleichheit in Rom war — in welchen Grundgedanken freilich kein Hellene, auch Polybios nicht, sich zu finden vermocht hat. — Jetzt ward dies anders. Wie aus dem naiven Volksglauben sich der aufgeklärte stoische Supernaturalismus ausschied, so trat auch in der Erziehung neben der alten schlichten Lese- und Schreibekunst eine besondere Litteratura, eine exclusive Humanitas auf, welche der alten geselligen Gleichheit ein Ende machte. Es geschah dies vermittelst einer zwiefachen Neuerung, indem theils der Unterricht im Griechischen von der elementaren auf die höhere Bildung sich zu erstrecken anfing, theils zu der höheren griechischen Bildung eine analoge lateinische sich hinzugesellte. Es wird nicht überflüssig sein auf beide Zweige dieses neuen höheren Jugendunterrichts einen Blick zu werfen.

Es ist eine wundersame Fügung, dafs derselbe Mann, der politisch die hellenische Nation definitiv überwand, Lucius Aemilius Paullus, zugleich erscheint als derjenige, der zuerst oder als einer der Ersten die hellenische Civilisation vollständig anerkannte als das, was sie seitdem unwidersprochen geblieben ist, die Civilisation der antiken Welt. Er selber zwar war ein Greis, bevor es ihm gestattet wurde die homerischen Lieder im Sinn hinzutreten vor den Zeus des Pheidias; aber sein Herz war jung genug um den vollen Sonnenglanz hellenischer Schönheit und die unbezwingliche Sehnsucht nach den goldenen Aepfeln der Hesperiden in seiner Seele heimzubringen; Dichter und Künstler hatten an dem fremden Mann einen ernsteren und innigeren Gläubigen

gefunden als irgend einer war von den klugen Leuten des damaligen Griechenland. Er machte kein Epigramm auf Homeros oder Pheidias, aber er liefs seine Kinder einführen in die Reiche des Geistes. Ohne die nationale Erziehung zu vernachlässigen, so weit es eine gab, sorgte er wie die Griechen für die physische Entwickelung seiner Knaben, zwar nicht durch die nach römischen Begriffen unzulässigen Turnübungen, aber durch Unterweisung in der durch die Griechen fast kunstmäfsig entwickelten Jagd, und steigerte den griechischen Unterricht in der Art, dafs nicht mehr blofs die Sprache um des Sprechens gelernt und geübt, sondern nach griechischer Art der Gesammtstoff allgemeiner höherer Bildung an die Sprache geknüpft und aus ihr entwickelt ward — also vor allem Kenntnifs der griechischen Litteratur mit der zu deren Verständnifs nöthigen mythologischen und historischen Kunde, sodann Rhetorik und Philosophie. Die Bibliothek des Königs Perseus, das einzige Stück, das Paullus aus der makedonischen Kriegsbeute für sich nahm, wurde von ihm seinen Söhnen geschenkt. Sogar griechische Maler und Bildner befanden sich in seinem Gefolge und vollendeten die musische Bildung seiner Kinder. Die Zeit war vorüber, wo man auf diesem Gebiet sich dem Hellenismus gegenüber blofs ablehnend verhalten konnte; die Besseren mochten ahnen, dafs der edle Kern der römischen Weise selbst durch den ganzen Hellenismus weniger gefährdet sei, als durch dessen Verstümmelung und Mifsbildung; die Masse der höheren Gesellschaft Roms und Italiens machte die neue Weise mit. Schaarenweise strömten die griechischen Schulmeister nach dem neueröffneten ergiebigen Absatzmarkt ihrer Weisheit. Griechische Hofmeister und Lehrer der Philosophie, die freilich, auch wenn sie nicht Sclaven waren, regelmäfsig wie Bediente* gehalten wurden, wurden jetzt stehend in den Palästen Roms; man raffinirte darauf und es findet sich, dafs für einen griechischen Litteratursclaven ersten Ranges 200000 Sesterzen (14300 Thlr.) gezahlt worden sind. Schon 593 waren die griechischen Declamationsübungen in der Hauptstadt so verbreitet, dafs dafür eine Anzahl besonderer Lehranstalten bestanden. Schon begegnen einzelne ausgezeichnete Namen unter diesen römischen Lehrern: des Philosophen Panaetios ward bereits gedacht (S. 397); der angesehene Grammatiker Krates von Mallos in Kilikien, Aristarchs Zeitgenosse und ebenbürtiger Rival, fand um 595 in Rom ein

* Cicero sagt, dafs er seinen gelehrten Sclaven Dionysios rücksichtsvoller behandelt habe als Scipio den Panaetios.

Publicum für die Vorlesung und sprachliche und sachliche Erläuterung der homerischen Gedichte. Zwar stiefs diese neue Weise des Jugendunterrichts zum Theil auf den Widerstand der Regierung; es war begreiflich, denn auch diese litterarische Bewegung war durch und durch revolutionär und für die nationale Besonderheit Roms geradezu zerstörend; allein der Ausweisungsbefehl, den die Behörden 593 gegen Rhetoren und Philosophen schleuderten, war bei dem steten Wechsel der römischen Oberbeamten wie alle ähnlichen Befehle ohne nennenswerthen Erfolg und nach des alten Cato Tode ward in seinem Sinne wohl noch öfters geklagt, aber nicht mehr gehandelt. Der höhere Unterricht im Griechischen und in den griechischen Bildungswissenschaften blieb fortan als anerkannt ein wesentlicher Theil der italischen Bildung. — Aber ihm zur Seite entwickelte sich ein höherer lateinischer Unterricht. Es war natürlich, dafs derselbe nicht an den uralten lateinischen Elementarunterricht sich anlehnte, sondern an den Unterricht im Griechischen; der Litterator hatte Kinder vor sich, der griechische Sprachmeister dagegen stand, wenngleich auch ihm die Ehre und der Ehrensold nur knapp zugemessen wurde, dennoch beträchtlich über jenem und lehrte Jünglinge oder doch heranreifende Knaben. Die Folge war, dafs der erste höhere lateinische Unterricht in derselben Weise und selbst von denselben Personen ertheilt ward, die die griechische Sprache lehrten. So unterwiesen schon im sechsten Jahrhundert Andronicus und Ennius die römischen Jünglinge neben der griechischen auch in der Muttersprache; so richtete auch in dieser der Unterricht der reiferen Jugend sich auf das höhere Verständnifs der Sprache und die kunstmäfsige Bildung des Vortrags, das heifst auf die Anfänge einer wissenschaftlichen Grammatik und Rhetorik; so ward auch er ertheilt nach der Methode die recitative Poesie zu Grunde zu legen und daran die Sprachkunde und den Vortrag zu bilden. Merkwürdiger Weise eilte das Schulbedürfnifs der Entwickelung der Litteratur voraus: da ein höherer Unterricht im Lateinischen nicht möglich war ohne ein als Textbuch zu Grunde liegendes Epos, übersetzte Andronicus die Odyssee ins Lateinische, welche Uebersetzung das ganze siebente Jahrhundert hindurch das gewöhnliche Anfangsbuch für den höheren lateinischen Unterricht, wie Homer das Anfangsbuch für den griechischen, blieb. Der höhere lateinische Unterricht ist also genau genommen nicht erst in dieser Epoche entstanden; allein es leuchtet ein, dafs er eine Bedeutung nicht gewinnen konnte, so lange es nur noch eine auf und für die Schulbank ge-

machte lateinische Litteratur gab und der höhere Unterricht in der Muttersprache ein Anhängsel des griechischen Cursus blieb. Erst als die klassische Litteratur des sechsten Jahrhunderts in einer gewissen Abgeschlossenheit vorlag, traten die Muttersprache und die einheimische Litteratur wahrhaft ein in den Kreis der höheren Bildungselemente; und die Emancipation von den griechischen Sprachmeistern liefs nun auch nicht lange auf sich warten. Angeregt durch die homerischen Vorlesungen des Krates begannen gebildete Römer die recitativen Werke auch ihrer Litteratur, Naevius punischen Krieg, Ennius Chronik, späterhin auch Lucilius Gedichte zuerst einem erlesenen Kreis, dann öffentlich an festbestimmten Tagen und unter grofsem Zulauf vorzutragen, auch wohl nach dem Vorgang der homerischen Grammatiker sie kritisch zu bearbeiten. Diese litterarischen Vorträge, die gebildete Dilettanten (*litterati*) unentgeltlich hielten, waren zwar kein förmlicher Jugendunterricht, aber doch ein wesentliches Mittel die Jugend in das Verständnifs und den Vortrag der klassischen lateinischen Litteratur einzuführen. — Aehnlich wie der Unterricht in der lateinischen Litteratur entwickelte sich in dieser Epoche der lateinische Redeunterricht. Die vornehme römische Jugend, die schon in frühem Alter mit Lob- und gerichtlichen Reden öffentlich aufzutreten angehalten ward, wird es an Redeübungen nie haben fehlen lassen; indefs von einer specifischen Redekunst weifs die ältere Zeit so wenig wie von einer specifischen Bildung. Erst in dieser Epoche und in Folge der neuen exclusiven Bildung entstand auch eine exclusive Redekunst: als der erste römische Sachwalter, der Sprache und Stoff kunstmäfsig behandelte, wird Marcus Lepidus Porcina (Consul 617) genannt; die beiden berühmten Advocaten der marianischen Zeit, der männliche und lebhafte Marcus Antonius (611 — 667) und der feine gehaltene Redner Lucius Crassus (611 — 663) waren schon vollständig Kunstredner. Die Uebungen der Jugend im Sprechen stiegen natürlich an Umfang und Bedeutung, aber blieben doch eben wie die lateinischen Litteraturübungen wesentlich darauf beschränkt, dafs der Anfänger an den Meister der Kunst persönlich sich anschlofs und unter ihm durch Beispiel und Lehre sich auszubilden versuchte. Eigentliche Unterweisung sowohl in lateinischer Litteratur als in lateinischer Redekunst gab zuerst um 650 Lucius Aelius Praeconinus von Lanuvium, der Griffelmann (*stilo*) genannt, ein angesehener streng conservativ gesinnter römischer Ritter, der mit einem auserlesenen Kreise jüngerer Männer — darunter Varro und Cicero — den Plautus und Aehnli-

ches las, auch wohl Entwürfe zu Reden mit den Verfassern durchging oder dergleichen seinen Freunden an die Hand gab. Dies war ein Unterricht; aber ein gewerbmäfsiger Schulmeister war Stilo nicht, sondern er lehrte Litteratur und Redekunst, wie in Rom die Rechtswissenschaft gelehrt ward, als ein älterer Freund der aufstrebenden jungen Leute, nicht als ein gedungener jedem zu Gebote stehender Mann. Aber um seine Zeit begann auch der schulmäfsige höhere Unterricht im Lateinischen, den bezahlte Lehrmeister, in der Regel freigelassene Sclaven, in besonderen Anstalten ertheilten und der bald sich schied in einen zwiefachen Cursus, indem erstlich die lateinische Litteratur wissenschaftlich vorgetragen, sodann zu Lob-, Staats- und Gerichtsreden kunstmäfsige Anleitung gegeben ward. Die erste römische Litteraturschule eröffnete um Stilos Zeit Marcus Postumius Saevius Nikanor, die erste besondere Schule für lateinische Rhetorik um 660 Lucius Plotius Gallus; doch ward in der Regel auch in den Litteraturschulen Anleitung zu lateinischer Redekunst gegeben. Dieser neue lateinische Schulmeisterunterricht war von der tiefgreifendsten Bedeutung. Die Anleitung zur Kunde lateinischer Litteratur und lateinischer Rede, wie sie bisher von hochgestellten Kennern und Meistern ertheilt worden war, hatte den Griechen gegenüber eine gewisse Selbstständigkeit sich bewahrt. Die Kenner der Sprache und die Meister der Rede standen wohl unter dem Einfluss des Hellenismus, aber nicht unbedingt unter dem der griechischen Schulgrammatik und Schulrhetorik. Namentlich die letztere wurde entschieden perhorrescirt. Der Stolz wie der gesunde Menschenverstand der Römer empörte sich gegen die griechische Behauptung, dafs die Fähigkeit über Dinge, die der Redner verstand und empfand, verständig und anregend in der Muttersprache zu seines Gleichen zu reden in der Schule nach Schulregeln gelernt werden könne. Dem tüchtigen praktischen Advocaten mufste das gänzlich dem Leben entfremdete Treiben der griechischen Rhetoren für den Anfänger schlimmer als gar keine Vorbereitung erscheinen; dem durchgebildeten und durch das Leben gereiften Manne dünkte die griechische Rhetorik schal und widerlich; dem ernstlich conservativ gesinnten entging die Wahlverwandtschaft nicht zwischen der gewerbmäfsig entwickelten Redekunst und dem demagogischen Handwerk. So hatte denn namentlich der scipionische Kreis den Rhetoren die bitterste Feindschaft geschworen und wenn die griechischen Declamationen bei bezahlten Meistern, zunächst wohl als Uebungen im Griechischsprechen, geduldet wurden, so war doch die griechische Rhetorik weder in die lateinische

Rede noch in den lateinischen Redeunterricht eingedrungen. In den neuen lateinischen Rhetorschulen aber wurden die römischen Jungen zu Männern und Staatsrednern dadurch gebildet, dafs sie paarweise den bei der Leiche des Aias mit dem blutigen Schwerte desselben gefundenen Odysseus der Ermordung seines Waffengefährten anklagten und dagegen ihn vertheidigten; dafs sie den Orestes wegen Muttermordes angriffen oder in Schutz nahmen; dafs sie vielleicht auch dem Hannibal nachträglich mit einem guten Rath darüber aushalfen, ob er besser thue der Vorladung nach Rom Folge zu leisten oder in Karthago zu bleiben oder die Flucht zu ergreifen. Es ist begreiflich, dafs gegen diese widerwärtigen und verderblichen Wortmühlen noch einmal die catonische Opposition sich regte. Die Censoren des J. 662 erliefsen eine Warnung an Lehrer und Aeltern die jungen Menschen nicht den ganzen Tag mit Uebungen hinbringen zu lassen, von denen die Vorfahren nichts gewufst hätten; und der Mann, von dem diese Warnung kam, war kein geringerer als der erste Gerichtsredner seiner Zeit, Lucius Licinius Crassus. Natürlich sprach die Kassandra vergebens; die lateinischen Declamirübungen über die gangbaren griechischen Schulthemen wurden ein bleibender Bestandtheil des römischen Jugendunterrichts und thaten das Ihrige um schon die Knaben zu advocatischen und politischen Schauspielern zu erziehen und jede ernste und wahre Beredsamkeit im Keime zu vernichten. — Als Gesammtergebnifs aber dieser modernen römischen Erziehung entwickelte sich der neue Begriff der sogenannten ‚Menschlichkeit', der Humanität, welche bestand theils in der mehr oder minder oberflächlich angeeigneten musischen Bildung der Hellenen, theils in einer dieser nachgebildeten oder nachgestümperten privilegirten lateinischen. Diese neue Humanität sagte, wie schon der Name andeutet, sich los von dem specifisch römischen Wesen, ja trat dagegen in Opposition und vereinigte in sich, eben wie unsere eng verwandte ‚allgemeine Bildung', einen nationell kosmopolitischen und social exclusiven Charakter. Auch hier war die Revolution, die die Stände schied und die Völker nivellirte.

KAPITEL XIII.

Litteratur und Kunst.

Das sechste Jahrhundert ist die Blüthezeit wie des römischen Staats so auch der römischen Litteratur. Zwar begegnet auf dem schriftstellerischen Gebiet so wenig wie auf dem politischen ein Mann ersten Ranges; Naevius, Ennius, Plautus, Cato, begabte und lebendige Schriftsteller von scharf ausgeprägter Individualität, sind nicht im höchsten Sinn schöpferische Talente; aber nichts desto weniger fühlt man den Schwung, der Rührigkeit, der Keckheit der dramatischen, epischen, historischen Bestrebungen es an, dafs sie ruhen auf den Riesenkämpfen der punischen Kriege. Es ist vieles nur künstlich verpflanzt, in Zeichnung und Farbe vielfach gefehlt, Kunstform und Sprache unrein behandelt, Griechisches und Nationales barock in einander gefügt; die ganze Leistung verleugnet den Stempel des schulmäßigen Ursprungs nicht und ist und bleibt unselbstständig und unvollkommen; aber dennoch lebt in den Dichtern und Schriftstellern dieser Zeit wo nicht die volle Kraft das hohe Ziel zu erreichen doch der Muth und die Hoffnung mit den Griechen zu wetteifern. Anders ist es in dieser Epoche. Die Morgennebel sanken; was man im frischen Gefühl der im Kriege gestählten Volkskraft begonnen hatte, mit jugendlichem Mangel an Einsicht in die Schwierigkeit des Beginnens und in das Mafs der eigenen Kräfte, aber auch mit jugendlicher Lust und Liebe zum Werke, das vermochte man nicht weiter zu führen, als theils die dumpfe Schwüle der heraufziehenden revolutionären Gewitter die Luft zu erfüllen begann, theils den Einsichtigeren allmählich die Augen

aufgingen über die unvergleichliche Herrlichkeit der griechischen Poesie und Kunst und über die sehr bescheidene künstlerische Begabung der eigenen Nation. Die Litteratur des sechsten Jahrhunderts war hervorgegangen aus der Einwirkung der griechischen Kunst auf halb gebildete, aber angeregte und empfängliche Gemüther. Die gesteigerte hellenische Bildung des siebenten rief eine litterarische Reaction hervor, welche die in jenen naiven Nachdichtungsversuchen doch auch enthaltenen Blüthenkeime mit dem Winterfrost der Reflexion verdarb und Kraut und Unkraut der älteren Richtung mit einander ausreutete. Der Kreis, in dem diese Reaction zunächst und hauptsächlich sich Geltung verschafft hat, ist derjenige, der um Scipio Aemilianus sich schlofs und dessen hervorragendste Glieder unter der römischen vornehmen Welt aufser Scipio dessen älterer Freund und Berather Laelius und Scipios jüngere Genossen, Lucius Furius Philus (Consul 618) und Spurius Mummius, der Bruder des Zerstörers von Korinth, unter den römischen und griechischen Litteraten der Komiker Terentius, der Satirenschreiber Lucilius, der Geschichtschreiber Polybios, der Philosoph Panaetios waren. Wem die Ilias, wem Menandros und Xenophon geläufig waren, dem konnte der römische Homer nicht imponiren und noch weniger die schlechten Uebersetzungen euripideischer Tragödien, wie Ennius sie geliefert hatte und Pacuvius sie zu liefern fortfuhr. Mochten auch patriotische Rücksichten der Kritik gegen die vaterländische Chronik Schranken stecken, so richtete doch Lucilius sehr spitzige Pfeile gegen ‚die traurigen Figuren aus den geschraubten Expositionen des Pacuvius'; und ähnliche strenge aber nicht ungerechte Kritiken des Ennius, Plautus, Pacuvius, all dieser Dichter, ‚die einen Freibrief zu haben scheinen, schwülstig zu reden und unlogisch zu schliefsen', begegnen bei dem feinen Verfasser der am Schlufs dieser Periode geschriebenen dem Herennius gewidmeten Rhetorik. Man zuckte die Achseln über die Interpolationen, mit denen der derbe römische Volkswitz die eleganten Komödien des Philemon und des Diphilos staffirt hatte. Halb lächelnd, halb neidisch wandte man sich ab von diesen unzulänglichen Versuchen einer dumpfen Zeit, die diesem Kreise erscheinen mochten etwa wie dem gereiften Mann die Gedichtblätter aus seiner Jugend; auf die Verpflanzung des Wunderbaumes verzichtend liefs man in Poesie und Prosa die höheren Kunstgattungen wesentlich fallen und beschränkte sich hier darauf der Meisterwerke des Auslandes einsichtig sich zu erfreuen. Die Productivität dieser Epoche bewegt sich vorwiegend auf den untergeordneten Gebieten, der

heiteren Komödie, der poetischen Miscelle, der politischen Broschüre, den Fachwissenschaften. Das litterarische Stichwort wird die Correctheit, im Kunststil und vor allem in der Sprache, welche mit der Ausscheidung eines engeren Kreises von Gebildeten aus dem gesammten Volke sich zu zersetzen beginnt in das klassische Latein der höheren Gesellschaft und das vulgäre des gemeinen Mannes. ‚Reine Sprache' verheifsen die terenzischen Prologe; Sprachfehlerpolemik ist ein Hauptelement der lucilischen Satire; und eben damit hängt es zusammen, dafs die griechische Schriftstellerei der Römer jetzt vollständig aufhört*. Insofern ist ein Fortschritt zum Besseren allerdings vorhanden; es begegnen in dieser Epoche weit seltener unzulängliche, weit häufiger in ihrer Art vollendete und durchaus erfreuliche Leistungen als vorher oder nachher; in sprachlicher Hinsicht nennt schon Cicero die Zeit des Laelius und Scipio die goldene des reinen unverfälschten Latein. Desgleichen steigt die litterarische Thätigkeit in der öffentlichen Meinung allmählich vom Handwerk zur Kunst empor. Noch im Anfang dieser Periode war die Anfertigung von Bühnentexten ein Handwerk und keines mit goldenem Boden; Pacuvius und Terenz lebten von ihren Stücken und das dem letzteren für seinen ‚Verschnittenen' gezahlte Bühnenhonorar von 8000 Sesterzen (572 Thlr.) wird als ein ungewöhnlich hohes bezeichnet; damit hängt es zusammen, dafs es für vornehme Männer nicht schicklich erschien für die Bühne zu schreiben. Am Ende der Periode dagegen begegnen wir schon einem römischen ‚Dichterverein', in dem der adliche Lucius Caesar (Aedil 664, † 667) sich geehrt fühlt neben dem ahnenlosen Accius zu sitzen; und schon die Schauspielerhonorare dieser Zeit beweisen, dafs man den angesehenen dramatischen Dichter jetzt entweder weit höher als in der terenzischen Zeit oder auch schon gar nicht mehr honorirt haben mufs. Aber der Schwung ist dahin im Leben wie in der Litteratur; die nachtwandlerische Sicherheit, die den Dichter zum Dichter macht und die vor allem bei Plautus sehr entschieden hervortritt, kehrt bei keinem der Späteren wieder. Die Epigonen der Hannibalskämpfer sind correct, aber matt.

Betrachten wir zuerst die römische Bühnenlitteratur und die Bühne selbst. Das Trauerspiel tritt entschieden zurück, vor allen Dingen die nationale Tragödie (*praetexta*), die Schöpfung

* Dafs Publius Rutilius Rufus seine Selbstbiographie griechisch abfafste, erklärt sich daraus, dafs er als Verbannter in Smyrna sein Leben beschlofs.

des Naevius, welcher wir nur noch bei einem Dichter begegnen wie Pacuvius, der selbst genau genommen einer früheren Periode angehört: Marcus Pacuvius (535 — c. 625) aus Brundisium fällt zwar der Entstehungszeit seiner Werke nach in diese Epoche, da er in seinen früheren Jahren in Rom vom Malen, erst im höheren Alter (c. 600—615) vom Tragödiendichten lebte; allein seinen Jahren wie seiner Art nach steht er mehr in dem vorigen als in diesem Jahrhundert. Er dichtete im Ganzen in der ennianischen Weise, gelehrter und schwungvoller, aber auch gesuchter und schwülstiger als sein Oheim und Vorgänger. Günstigen Kunstrichtern galt er später als Muster der Kunstpoesie und des reichen Stils; in den auf uns gekommenen Bruchstücken fehlt es nicht an Belegen, die des Lucilius strengeres Urtheil rechtfertigen *. Lesbarere und gewandtere Nachbildungen der griechischen Tragödie lieferte des Pacuvius jüngerer Zeitgenosse Lucius Accius, eines Freigelassenen Sohn von Pisaurum (584 — nach 651), außer Pacuvius der einzige namhafte tragische Dichter des siebenten Jahrhunderts. Ohne Zweifel war er, ein auch litterarhistorisch und grammatisch thätiger Schriftsteller, bemüht statt der rauhen Weise seiner Vorgänger größere Reinheit in Sprache und Stil in die lateinische Tragödie einzuführen; doch ward auch seine Ungleichheit und Incorrectheit von den Mustern der strengen Observanz, wie Lucilius, nachdrücklich getadelt.

Weit größere Thätigkeit und weit bedeutendere Erfolge begegnen auf dem Gebiete des Lustspiels. Gleich am Anfang dieser

* So heißt es im Paulus, einem Originalstück, von einer unvorsichtigen Gegend:

Quo vix vaprigeno gleveri gradibi grivia vat.
wo kaum ist
Dem hurkgeschlechtigen Geschlecht gangbarer Gang.

Und in einem andern Stück wird ein Gegenstand in der folgenden prägnanten Weise beschrieben:

Vierfüßig, langsam, schlecht, lendlich, niedrig, rauh,
Kurzhälsig, schlangenhalsig, trotzig anzuschaun,
Und, ungeweidet, lebhlos mit lebendigem Ton.

Worauf der Hörer natürlich erwidert:

Bei gar verhaltnem Worte schilderst du uns ab,
Was rathend schwerlich auch der kluge Mann durchschaut;
Wenn du nicht offen redest, wir verstehn dich nicht.

Es erfolgt nun das Geständniß, daß die Schildkröte gemeint ist. Uebrigens fehlten solche Rathselreden auch bei den attischen Trauerspieldichtern nicht, die deßhalb von der mittleren Komödie oft und derb mitgenommen wurden.

Periode trat gegen die gangbare Lustspielrichtung, wie sie durch die volksmässige Behandlung und Misshandlung der griechischen Originale unter Plautus Händen sich gestaltet hatte, eine bemerkenswerthe Reaction ein. Ihr Vertreter Terentius (558—595) ist eine der geschichtlich interessantesten Erscheinungen in der römischen Litteratur. Geboren im phoenikischen Africa, in früher Jugend als Sclave nach Rom gebracht und dort in die griechische Bildung der Zeit eingeführt, schien er von Haus aus dazu berufen die durch die derben Griffe des Plautus zur römischen umgewandelte neuattische Komödie wieder zu denationalisiren und den kosmopolitischen Charakter des Originals auch in Rom zur Geltung zu bringen. Schon in der Wahl und der Verwendung der Musterstücke zeigt sich der Gegensatz. Plautus hält sich vorwiegend an die kecheren und populäreren Attiker, wie Philemon. Terenz fast ausschliesslich an Menandros, den zierlichsten, feinsten und züchtigsten unter allen Poeten der neueren Komödie. Die Weise mehrere griechische Stücke zu einem lateinischen zusammenzuarbeiten, wie sie in Folge der nothwendigen Weglassungen bei den römischen Copisten sich gebildet hatte und bei diesen gedrängten in einem engen Kreis von Figuren und Situationen sich bewegenden Stücken noch allenfalls ertragen werden konnte, wird von Terenz zwar beibehalten, aber mit unvergleichlich mehr Geschicklichkeit und Sorgsamkeit gehandhabt. Der plautinische Dialog entfernte sich ohne Zweifel sehr häufig von seinen Mustern; Terenz rühmt sich des wörtlichen Anschlusses seiner Nachbildungen an die Originale, wobei freilich nicht an eine wörtliche Uebersetzung in unserm Sinn gedacht werden darf. Die nicht selten rohe, aber immer drastische Auftragung römischer Localtöne auf den griechischen Grund, wie Plautus sie liebte, wird vollständig und absichtlich verbannt; nicht eine Anspielung erinnert an Rom, nicht ein Sprichwort, kaum eine Reminiscenz*; selbst die lateinischen Titel werden durch griechische ersetzt. Der-

* Vielleicht die einzige Ausnahme ist im Mädchen von Andros (I, 5), wo auf die Frage, wie sie leben, die Gefragten antworten:

Nun,

Wie wir können, heißt's ja, da wie wir möchten es nicht geht;

mit Anspielung auf die freilich auch einem griechischen Sprichwort nachgebildete Rede des Caecilius:

Geht's nicht so wie du magst, leb wie du kannst.

Das Lustspiel ist das älteste der terenzischen und ward auf Empfehlung des Caecilius von dem Theatervorstand zur Aufführung gebracht. Der leise Hauch ist bezeichnend.

...e Unterschied zeigt sich in der künstlerischen Behandlung. ...ntus schürzt und löst den Knoten leichtsinnig und lose, aber ...e Fabel ist drollig und oft frappant; Terenz, weit minder ...stisch, trägt überall, nicht selten auf Kosten der Spannung, ...r Wahrscheinlichkeit Rechnung; wie er denn zum Beispiel ver...idet, was bei Plautus häufig ist, auf der Strafse alles was dahin ...l nicht dahin gehört vorgehen zu lassen. Plautus malt seine ...raktere mit breiten Strichen, oft schablonenartig, immer für ...e Wirkung aus der Ferne und im Ganzen und Groben; Terenz ...handelt die psychologische Entwickelung mit einer sorgfältigen ...l oft vortrefflichen Miniaturmalerei, wie zum Beispiel in den ...rüdern' die beiden Alten, der bequeme städtische Lebemann ...l der vielgeplagte durchaus nicht parfümierte Gutsherr einen ...isterhaften Contrast bilden. In den Motiven wie in der Sprache ...ht Plautus in der Kneipe, Terenz im guten bürgerlichen Haus...lt. Die rapsodische plautinische Wirthschaft, die sehr ungenierten ...r allerliebsten Damchen mit den obligaten Würfen dazu, die ...lrassenden Lanzknechte, die ganz besonders lustig gemalte ...dienerwelt, deren Himmel der Keller, deren Fatum die Peitsche ..., sind bei Terenz verschwunden oder doch zum Bessern ge...ndelt. Man befindet bei ihm sich vielmehr regelmäfsig unter ...r feinen Menschen; wird ja einmal ein Mädchenraub ausge...ndelt oder ein junger Mensch ins Bordell gelockt, so geschieht ...s in moralischer Absicht, etwa aus brüderlicher Liebe oder um ...e Knaben vom Besuch solcher Häuser abzuschrecken. In den ...utinischen Stücken herrscht die Philisteropposition der Kneipe ...gen das Haus; überall werden die Frauen heruntergemacht zur ...etzung aber zeitweilig emancipierten und einer liebenswürdigen ...gelöstheit daheim nicht völlig versicherten Ehehälfte. Die teren...ischen Komödien ruhen auf der zwar nicht sehr tiefen, aber doch ...lichen Auffassung der Frauennatur und namentlich des ehe...en Lebens, wie sie in den höheren Ständen dieser Zeit Regel ...r: regelmäfsig schliefsen sie mit einer tugendhaften Hochzeit ...r wo möglich mit zweien, eben wie von Menandros gerühmt ...rd, dafs er jede Verführung durch eine Hochzeit wieder gut ge...cht habe. Der Verliebte in seiner Pein, der zärtliche Ehemann ...r Kindbett, die liebevolle Schwester auf dem Sterbelager werden ...'Verschnittenen' und im 'Mädchen von Andros' gar anmuthig ...childert; ja in der 'Schwiegermutter' erscheint sogar am ...lufs als rettender Engel ein tugendhaftes Freudenmädchen, ...nfalls eine ächt menandrische Figur, die das römische Publi...m freilich wie billig anspiff. Bei Plautus sind die Väter durch-

aus nur dazu da um von den Sohnen gefoppt und geprellt zu werden; bei Terenz wird im ‚Selbstquäler' der verlorene Sohn durch väterliche Weisheit gebessert und wie er überhaupt voll trefflicher Pädagogik ist, geht in dem vorzüglichsten seiner Stücke, den ‚Brüdern', die Pointe darauf hinaus zwischen der allzu liberalen Onkel- und der allzu rigorosen Vatererziehung die rechte Mitte zu finden. Plautus erträgt sehr widerwillig die strenge römische Bühnencensur und haut ihr nicht selten über die Schnur; Terenz bezeichnet vielmehr als seinen Zweck den Guten zu gefallen und, wie Menandros, Niemand zu verletzen. Plautus liebt den raschen, oft larmigen Dialog und es gehört zu seinen Stücken die lebhafteste Mimik der Schauspieler; Terenz beschränkte sich auf ‚ruhiges Gespräch' und gab seinen Schauspielern Masken. Plautus Sprache fließt über von burlesken Wendungen und Wortwitzen, von Alliterationen, von komischen Neubildungen, aristophanischen Wortverklitterungen, spaßhaft entlehnten griechischen Schlagwörtern. Dergleichen Capriccî kennt Terenz nicht: sein Dialog bewegt sich im reinsten Ebenmaß und die Pointen sind zierliche epigrammatische und sententiöse Wendungen. Die elegante Sprache war der Stolz des Dichters und ihrem unnachahmlichen Reiz vor allem verdankte er es, daß die feinsten Kunstrichter der Folgezeit, wie Cicero, Caesar, Quintilian, unter allen römischen Dichtern der republikanischen Zeit ihm den Preis zuerkannten. Allerdings sind all seine Vorzüge und Fehler nichts weniger als originell, sondern Zug für Zug copirt nach Menandros; aber darum nicht minder ward durch diese erste künstlerisch reine Nachbildung hellenischer Kunstwerke eine neue Aera in der römischen Litteratur bezeichnet und zum Theil begründet. Im entschiedensten litterarischen Krieg brach die moderne Komödie sich Bahn. Die plautinische Dichtweise hatte in dem römischen Bürgerstand Wurzel gefaßt; die terenzischen Lustspiele stießen auf den lebhaftesten Widerstand bei dem Publicum, das ihre ‚matte Sprache', ihren ‚schwachen Stil' unleidlich fand. Der wie es scheint ziemlich empfindliche Dichter antwortete in den eigentlich keineswegs hiezu bestimmten Prologen mit Antikritiken voll defensiver und offensiver Polemik und stützte sich gegen die Stimmung der Menge, die aus seiner ‚Schwiegermutter' zweimal weggelaufen war um einer Fechter- und Seiltänzerbande zuzusehen, auf die gebildeten Kreise der vornehmen Welt. Er erklärte nur nach dem Beifall der ‚Guten' zu streben, wobei freilich die Andeutung selten fehlte, daß es durchaus nicht anständig sei Kunstwerke zu mißachten, die den Beifall der ‚Weni-

gen* erhalten hätten. Er liefs die Rede sich gefallen oder begünstigte sie sogar, dafs vornehme Leute ihm bei seinem Dichten mit Rath und sogar mit der That unterstützten.* In der That drang er durch; selbst in der Litteratur herrschte die Oligarchie und verdrängte die kunstmäfsige Komödie der Exclusiven das volksthümliche Lustspiel: wir finden, dafs um 620 die plautinischen Stücke vom Repertoire verschwanden. Es ist dies um so bezeichnender, als nach dem frühen Tod des Terenz durchaus kein hervorstechendes Talent weiter auf diesem Gebiet thätig war; über die Komödien des Turpilius († 651 hochbejahrt), des ‚hölzernen Poeten' Atilius, des Luscius Lanuvinus und all der sonst hier auftretenden Lückenbüfser urtheilte schon am Ende dieser Periode ein Kenner, dafs die neuen Komödien noch viel schlechter seien, als die schlechten neuen Plemige (S. 380).

Neben der griechisch-römischen Komödie (*palliata*) begann die national-römische (*togata*), welche zwar auch wie jene auf der gemeinsamen Grundlage der neuattischen Intriguenstücke ruht, aber durch ins Costüm und im Schauplatz sich auf römischem Bo-

* Im Prolog des Selbstquälers läfst er von seinen Recensenten sich vorwerfen:

Er habe verbirgt sich plötzlich auf die Poesie,
Der Freunde Geist verkennend, nicht aus eigenem Drang;

und in dem späteren (594) zu den Brüdern heifst es:

Denn wenn Mifsgünstige sagen, dafs vornehme Herrn
Beim Werk ihm helfen und mitschreiben an jedem Stück,
So rechnet der Dichter solchen Tadels herbes Wort
Zum Ruhme sich: dafs jenen Männern er gefällt,
Die euch und allem Volke wohlgefällig sind,
Die in Kriegsstürmen seiner Zeit mit Rath und That
Hülfreich erprobt ihr all und ohne Uebermuth.

Schon in der ciceronischen Zeit war es allgemeine Annahme, dafs hier Lucilius und Scipio Aemilianus gemeint seien; man bezeichnete die Scenen, die von denselben herrühren sollten; man erzählte von den Fahrten des armen Dichters mit seinen vornehmen Gönnern auf ihre Güter bei Rom und fand es unverzeihlich, dafs dieselben für die Verbesserung seiner ökonomischen Lage gar nichts gethan hätten. Allein die sagenbildende Kraft ist bekanntlich riesenhaft mächtiger als in der Litteraturgeschichte. Es leuchtet ein und schon besonnene römische Kritiker haben es erkannt, dafs diese Zeilen unmöglich auf den damals 25jährigen Scipio und auf seinen wenig älteren Freund Lucilius gehen können; verständiger wenigstens dachte man an die vornehmen Poeten Quintus Labeo (Consul 571) und Marcus Popilius (Consul 581) und den gelehrten Consul des J. 588 Lucius Sulpicius Gallus; doch ist auch dies offenbar nur Vermuthung. Dafs Terenz dem scipionischen Hause nahe stand, ist übrigens nicht zu bezweifeln; es ist bezeichnend, dafs die erste Aufführung der ‚Brüder' und die zweite der ‚Schwiegermutter' stattfand bei den Begräbnifsfeierlichkeiten des Lucius Paullus, die dessen Söhne Scipio und Fabius anrichteten.

den bewegt. Ihr Ursprung liegt im Dunkel; es ist nicht ganz unwahrscheinlich, dafs Naevius wie der Begründer des nationalen Schauspiels so auch der der Nationalkomödie gewesen ist; der nachweislich älteste Verfasser von römischen Lustspielen ist Titinius, dessen Zeitalter sich nur im Allgemeinen dahin bestimmen läfst, dafs er dem Ende der vorigen oder dem Anfang dieser Epoche angehören mufs. Auf alle Fälle ist er eine ungemein merkwürdige Erscheinung; es ist in seinen Stücken etwas von der landschaftlichen Opposition gegen das hauptstädtische Wesen, wie sie in früherer Zeit bei Cato, in späterer bei Varro begegnet. Das latinische Leben und Treiben tritt hier in eigenthümlicher Frische hervor. Die Stücke spielen gröfstentheils in den Landstädten des südlichen Latium, in Setia, Ferentinum, Velitrae und wurzeln in deren bürgerlichem Leben, wie schon die Titel zeigen, zum Beispiel ‚die Juristin', ‚die Walker', ‚die Harfenistin von Ferentinum', und manche einzelne Situationen, zum Beispiel der Spiefsbürger, der sich seine Schuhe nach dem Muster der albanischen Königsstatuen machen läfst. Sie sind voll von localen Schilderungen und volksthümlichen Reminiscenzen: die Schlachten des pyrrhischen und des hannibalischen Krieges werden erwähnt; in echt latinischer Weise gedenkt der Dichter an einem Ort der Neigung der Ferentinaten für das griechische Wesen und sieht an einem andern stolz herab auf die Nachbarn,

Welche oskisch und volskisch reden, das nicht gehn will auf Latein.

Lebhaft wird man noch durch die wenigen Bruchstücke der Komödien dieses Dichters erinnert an das Zeugnifs Ciceros, dafs vor dem Bundesgenossenkrieg die allgemeine Bildung in den latinischen Städten höher gestanden habe als in Rom selbst (S. 390). Später bemächtigte sich der verfeinerte hauptstädtische Hellenismus auch dieser Gattung; es war ganz in seinem Sinn die griechische Komödie einerseits in getreuer Uebersetzung, andrerseits in rein römischer Nachdichtung in Italien einzubürgern. Der Hauptvertreter dieser Richtung ist Lucius Afranius (blüht um 660). Die Bruchstücke, die uns von ihm vorliegen, geben keinen bestimmten Eindruck, aber sie widersprechen auch nicht dem, was die römischen Kunstkritiker über ihn bemerken. Seine zahlreichen Nationallustspiele waren der Anlage nach durchaus dem griechischen Intriguenstück nachgebildet, nur dafs sie, wie bei der Nachdichtung natürlich ist, einfacher und kürzer ausfielen. Auch im Einzelnen borgte er was ihm gefiel theils von Menandros, theils aus der ältern Nationalliteratur. Ein feiner Eklekti-

cismus und eine gewandte Kunstdichtung — litterarische Anspielungen begegnen nicht selten — sind ihm eigen wie dem Terenz; auch die sittliche Tendenz, die seine Stücke dem Schauspiel näherte, hat er mit diesem gemein. Als Geistesverwandten des Menandros und des Terenz charakterisiren ihn hinreichend das Urtheil der Späteren, dafs er die Toga trage wie Menandros sie als Italiker getragen haben würde, und seine eigene Aeufserung, dafs ihm Terenz über alle anderen Dichter gehe.

Endlich trat in dieser Epoche auch die Posse ein in das Gebiet der lateinischen Litteratur. Sie selbst war uralt (I, 148); wohl lange bevor Rom stand, hatten in Latium lustige Gesellen bei festlichen Gelegenheiten die ein für allemal feststehenden Charaktermasken improvisirt. Einen festen localen Hintergrund erhielten diese Späfse an dem lateinischen Schildburg, wozu man die im hannibalischen Kriege zerstörte und damit der Komik preisgegebene ehemals oskische Stadt Atella ausersah; seitdem ward für diese Aufführungen der Name der ‚oskischen Spiele' oder ‚Spiele von Atella' üblich*. Aber mit der Bühne** und mit

* Es knüpfen sich an diesen Namen seit alter Zeit eine Reihe von Irrthümern. Die arge Verkehrtheit griechischer Berichterstatter, dafs diese Possen in Rom in oskischer Sprache gespielt worden seien, wird mit Recht jetzt allgemein verworfen; allein die ganze Beziehung dieser in der Mitte des latinischen Stadt- und Landlebens stehenden Stücke zu dem national oskischen Wesen stellt bei genauer Betrachtung sich als unmöglich heraus. Die Benennung erklärt sich auf eine andere Weise. Die latinische Posse mit ihren festen Rollen und stehenden Späfsen bedurfte einer festen Scenerie; die Narrenwelt sucht überall sich ein Schildburg. Natürlich konnte bei der römischen Bühnenpolizei keine der römischen oder mit Rom verbündeten latinischen Gemeinden dazu genommen werden. Atella aber, das mit Capua zugleich im J. 543 rechtlich vernichtet ward (I, 462. 480), thatsächlich aber als ein von römischen Bauern bewohntes Dorf fortbestand, eignete sich dazu in jeder Beziehung. Zur Gewifsheit wird diese Vermuthung durch die Wahrnehmung, dafs einzelne dieser Possen auch in andern nicht mehr oder nicht mehr rechtlich existirenden Gemeinden des lateinisch redenden Gebiets spielen: so des Pomponius *Campani*, vielleicht auch seine *Adelphi* und seine *Quinquatrus* in Capua, des Naevius *milites Pometinenses* in Suessa Pometia, während keine bestehende Gemeinde ähnlich gemifshandelt wird. Die wirkliche Heimath dieser Stücke ist also Latium, ihr poetischer Schauplatz die latinisirte Oskerlandschaft; mit der oskischen Nation haben sie nichts zu thun. — Dafs ein Stück des Naevius († 550) in Ermangelung eigentlicher Schauspieler von ‚Atellanenspielern' aufgeführt ward und defshalb *personata* hiefs (Festus u. d. W.), beweist hiegegen in keinem Fall; die Benennung ‚Atellanenspieler' wird hier proleptisch stehen und man könnte sogar danach vermuthen, dafs sie früher ‚Maskenspieler' (*personati*) hiefsen.

** Die enge und ursprüngliche Verbindung, in der die Atellanenposse

der Litteratur hatten diese Scherze nichts zu thun; sie wurden von Dilettanten wo und wie es ihnen beliebte aufgeführt und die Texte nicht geschrieben oder doch nicht veröffentlicht. Erst in dieser Periode überwies man das Atellanenstück an eigentliche Schauspieler und verknüpfte es, ähnlich wie das griechische Satyrdrama, als Nachspiel namentlich mit den Tragödien; wo es denn nicht fern lag auch die schriftstellerische Thätigkeit hierauf zu erstrecken. Als Begründer dieser neuen Litteraturgattung trat in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts* Lucius Pomponius aus der latinischen Colonie Bononia auf, an den sich bald ein anderer gleichfalls beliebter Atellanendichter Novius anschlofs. So weit die nicht zahlreichen Trümmer und die Berichte der alten Litteratoren uns hier ein Urtheil gestatten, waren es kurze regelmäfsig wohl einactige Possen, deren Reiz weniger auf der tollen und locker geknüpften Fabel beruhte als auf der drastischen Abconterfeiung einzelner Stände und Situationen. Gern wurden Festtage und öffentliche Acte komisch geschildert: ‚die Hochzeit', ‚der erste März', ‚Pantalon Wahlcandidat'; ebenso fremde Nationalitäten, die transalpinischen Gallier, die Syrer; vor allem häufig erschienen auf den Brettern die einzelnen Gewerbe. Der Küster, der Wahrsager, der Vogelschauer, der Arzt, der Zöllner, der Maler, Fischer, Bäcker gingen über die Bühne; die Ausrufer hatten viel zu leiden und mehr noch die Walker, die in der römischen Narrenwelt die Rolle unserer Schneider gespielt zu haben scheinen. Wenn also dem mannigfaltigen städtischen Leben sein Recht

namentlich bei Livius mit der zum Schauspiel sich entwickelnden Satura erscheint, ist schlechterdings nicht haltbar. Zwischen dem Histrio und dem Atellanenspieler war der Unterschied ungefähr eben so grofs wie heutzutage zwischen dem, der auf die Bühne und dem, der auf den Maskenball geht; auch zwischen dem Schauspiel, das bis auf Terenz keine Masken kannte, und der Atellane, die wesentlich auf der Charaktermaske beruhte, besteht ein ursprünglicher schlechterdings nicht auszugleichender Unterschied. Das Schauspiel ging aus von dem Flötenstück, das anfangs ohne alle Recitation blofs auf Gesang und Tanz sich beschränkte, sodann einen Text *(satura)*, endlich durch Andronicus ein der griechischen Schaubühne entlehntes Libretto erhielt, bei dem die alten Flötenlieder ungefähr die Stelle des griechischen Chors einnahmen. Mit der Dilettantenposse berührt sich dieser Entwicklungsgang in den früheren Stadien nirgends.

* Nach Eusebius blühte er um 664; Velleius nennt ihn Zeitgenossen des Lucius Crassus (614—663) und Marcus Antonius (611—667). Die erste Angabe dürfte um ein Menschenalter zu hoch sein; die um 650 abgekommene Rechnung nach Victoriaten (S. 381) kommt in seinen ‚Malern' noch vor und um das Ende dieser Periode begegnen auch schon die Mimen, welche die Atellanen von der Bühne verdrängten.

geschah, so ward auch der Bauer mit seinen Leiden und Freuden nach allen Seiten dargestellt — von der Fülle dieses ländlichen Repertoires geben eine Ahnung die zahlreichen derartigen Titel, wie zum Beispiel ‚die Kuh', ‚der Esel', ‚das Zicklein', ‚die Sau', ‚das Schwein', ‚der kranke Eber', ‚der Bauer', ‚der Landmann', ‚Pantalon Landmann', ‚der Rinderknecht', ‚die Winzer', ‚das Holzmachen', ‚das Behacken', ‚der Hühnerhof'. Immer noch waren es in diesen Stücken die stehenden Figuren des dummen und des pfiffigen Dieners, des guten Alten, des weisen Mannes, die das Publicum ergötzten; namentlich der erste durfte nicht fehlen, der Harlekin dieser Posse, der gefräfsige unflätige ausstaffirt höfsliche und dabei ewig verliebte Maccus, immer im Begriff über seine eigenen Füfse zu fallen, von Allen mit Hohn und mit Prügeln bedacht und endlich am Schlufs der regelmäfsige Sündenbock — die Titel ‚Harlekin Soldat' ‚Harlekin Wirth', ‚Jungfer Harlekin', ‚Harlekin in der Verbannung', ‚die beiden Harlekine' mögen dem gutgelaunten Leser eine Ahnung davon geben, wie mannigfaltig es auf der römischen Mummenschanz herging. Obwohl diese Possen, wenigstens seit sie geschrieben wurden, den allgemeinen Gesetzen der Litteratur sich fügten und in den Versmafsen zum Beispiel der griechischen Bühne sich anschlossen, so hielten sie doch sich natürlicher Weise bei weitem latinischer und volksthümlicher als selbst das nationale Lustspiel; nur in der Form der travestirten Tragödie begab sich die Posse in die griechische Welt * und auch dies Genre scheint erst von Novius und überhaupt nicht sehr häufig cultivirt worden zu sein. Dafs der Ton nicht der feinste war, versteht sich; sehr unzweideutige Zweideutigkeiten, grobkörnige Bauernzoten, kinderschreckende und gelegentlich fressende Gespenster gehörten hier einmal mit dazu und persönliche Anzüglichkeiten, sogar mit Nennung der Namen, schlüpften nicht selten mit durch. Aber es fehlte auch nicht an lebendiger Schilderung, an grotesken Einfällen, schlagenden Späfsen, kernigen Sprüchen und die Harlekinade gewann sich rasch eine nicht unansehnliche Stellung im Bühnenleben der Hauptstadt und selbst in der Litteratur.

Was endlich die Entwickelung des Bühnenwesens anbelangt,

* Lustig genug ging es hier zu. So hiefs es in Novius Andromache:

Dies, bitt' ich, wolle in den Busen dir, mein Sohn
Versenken also wie die Winzer in den Korb

und in dessen Phoenissen:

Auf! waffne dich! mit der Binsenkeule schlag ich dich todt!

ganz wie Menanders ‚falscher Herakles' auftritt.

so sind wir nicht im Stande im Einzelnen darzulegen, was im Ganzen klar erhellt, dafs das allgemeine Interesse an den Bühnenspielen beständig im Steigen war und dieselben immer häufiger und immer prachtvoller stattfanden. Nicht blofs wurde jetzt wohl kaum ein ordentliches oder aufserordentliches Volksfest ohne Bühnenspiele begangen und wurde bei denselben Tage lang hindurch ein Stück nach dem andern aufgeführt; auch in den Landstädten und in Privathäusern wurden Vorstellungen gemietheter Schauspieltruppen gewöhnlich. Zwar hatte seltsamer Weise Rom immer noch kein steinernes Theater; im J. 599 hatte der Senat auf Veranlassung des Publius Scipio Nasica den schon verdungenen Bau wieder inhibirt und eine Zeitlang hatten sogar die Zuschauer wieder nach alter Weise im Theater stehen müssen. Es war das ganz im Geiste der scheinheiligen Politik dieser Zeit, dafs man aus Respect vor den Sitten der Väter die Erbauung eines stehenden Theaters verhinderte, aber nichts desto weniger die Theaterspiele reifsend zunehmen und Jahr aus Jahr ein ungeheure Summen verschwenden liefs, um Brettergerüste für dieselben aufzuschlagen und zu decoriren. Der Decorationsluxus entwickelte sich: 655 wurden zuerst die Bühnenwände bunt angestrichen, 675 die Bühne zum Umdrehen eingerichtet. Dem Ende dieser Epoche gehört der gröfste römische Schauspieler an, der Freigelassene Quintus Roscius Gallus († um 692 hochbejahrt), Sullas Freund und gern gesehener Tischgenosse, auf den noch später zurückzukommen sein wird.

In der recitativen Poesie fällt vor allem auf die Nichtigkeit des Epos, das im sechsten Jahrhundert in der Litteratur entschieden den ersten Platz eingenommen hatte, im siebenten zwar zahlreiche Vertreter fand, aber nicht einen einzigen von auch nur augenblicklichem Erfolg. Aus der gegenwärtigen Epoche ist kaum etwas zu nennen als eine Anzahl roher Versuche den Homer zu übersetzen, und einige Fortsetzungen der ennianischen Jahrbücher, wie des Hostius ‚istrischer Krieg' und des Aulus Furius (um 650) ‚Jahrbücher (vielleicht) des gallischen Krieges', die allem Anschein nach unmittelbar da fortfuhren, wo Ennius in der Beschreibung des istrischen Krieges von 576 und 577 aufgehört hatte. Auch in der didaktischen und elegischen Poesie erscheint nirgends ein hervorragender Mann. Die einzigen Erfolge, welche die recitative Dichtkunst dieser Epoche aufzuweisen hat, gehören demjenigen Gebiete an, das der Prosa am nächsten und schon mehr als zur Hälfte aufserhalb der eigentlichen Litteratur liegt, dem Gebiet der poetischen Correspondenz und der Bro-

schüre in Versen. Die launigen poetischen Episteln, die einer der jüngeren Männer des scipionischen Kreises, Spurius Mummius, der Bruder des Zerstörers von Korinth, aus dem Lager von Korinth an seine Freunde daheim gesandt hatte, wurden noch ein Jahrhundert später gern gelesen; und es mögen dergleichen nicht zur Veröffentlichung bestimmte poetische Scherze aus dem reichen geselligen und geistigen Leben der besseren Zirkel Roms damals zahlreich hervorgegangen sein. Ihr Vertreter in der Litteratur ist Gaius Lucilius (606—651), einer angesehenen Familie der latinischen Colonie Suessa entsprossen und gleichfalls ein Glied des scipionischen Kreises. Auch seine Gedichte sind gleichsam offene Briefe an das Publicum, ihr Inhalt, wie ein geistreicher Nachfahre anmuthig sagt, das ganze Leben des gebildeten unabhängigen Mannes, der den Ereignissen auf der politischen Schaubühne vom Parket und gelegentlich von den Coulissen aus zusieht, der mit den Besten seiner Zeit verkehrt als mit seines Gleichen, der Litteratur und Wissenschaft mit Antheil und Einsicht verfolgt, ohne doch selbst für einen Dichter oder Gelehrten gelten zu wollen, und der endlich für alles, was im Guten und Bösen ihm begegnet, für politische Erfahrungen und Erwartungen, für grammatische Bemerkungen und Kunsturtheile, für eigene Erlebnisse, Besuche, Diners, Reisen wie für vernommene Anekdoten sein Taschenbuch zum Vertrauten nimmt. Insofern diese Dichtform fähig war jeden Inhalt in sich aufzunehmen und jedes Mafs gestattete, gleich dem Textgedichte, das vor dem Aufkommen des Schauspiels den Flötenstücken zu Grunde gelegt und durch Ennius auch in die Litteratur eingeführt worden war, ward der Name des letzteren, der Satura, auch auf die lucilische Dichtung angewandt; allein die Aehnlichkeit zwischen der älteren und der lucilischen Satura beruhte doch mehr in negativen als in positiven Momenten und in Wahrheit mag die letztere mit ihrem kaustischen, capriciösen, durchaus individuellen Charakter neben der älteren Satura gestanden haben etwa wie Byrons Beppo und Don Juan neben dem wirklichen komischen Epos. Die lucilische Poesie hat eine scharf ausgeprägte oppositionelle und insofern auch lehrhafte Tendenz, litterarisch sowohl wie moralisch und politisch; auch in ihr ist etwas von der Auflehnung der Landschaft gegen die Hauptstadt, herrscht das Selbstgefühl des rein redenden und ehrenhaft lebenden Suessaners im Gegensatz gegen das grofse Babel der Sprachmengerei und Sittenverderbnifs. Die Richtung des scipionischen Kreises auf litterarische, namentlich sprachliche Correctheit findet kritisch ihren vollendetsten und

geistreichsten Vertreter in Lucilius. Er widmete gleich sein erstes Buch dem Begründer der römischen Philologie Lucius Stilo (S. 107) und bezeichnete als das Publicum, für das er schrieb, nicht die gebildeten Kreise reiner und mustergültiger Rede, sondern die Tarentiner, die Brettier, die Sicaler, das heifst die halbgriechischen Lateiner, deren Lateinisch allerdings eines Correctivs wohl bedürfen mochte. Ganze Bücher seiner Gedichte beschäftigen sich mit der Feststellung der lateinischen Orthographie und Prosodie, mit der Bekämpfung praenestinischer, sabinischer, etruskischer Provinzialismen, mit der Ausmerzung gangbarer Solöcismen, wenehen der Dichter aber keineswegs vergifst den geistlosen isokrateischen Wort- und Phrasenmechanismus zu verhöhnen* und selbst dem Freunde Scipio die exclusive Feinheit seiner Rede in sehr ernsthaften Scherzen vorzurücken**. Aber weit ernstlicher noch als das reine einfache Latein predigt der Dichter reine Sitte im Privat- und im öffentlichen Leben. Seine Stellung begünstigte ihn hiebei in eigener Art. Obwohl durch Herkunft, Vermögen und Bildung den vornehmen Römern seiner Zeit gleichstehend war er doch nicht römischer Bürger, sondern latinischer; selbst sein Verhältnifs zu Scipio, unter dem er in seiner ersten Jugend den numantinischen Krieg mitgemacht hatte und in dessen Hause er häufig verkehrte, mag damit zusammenhangen, dafs Scipio in vielfachen Beziehungen zu den Latinern stand und in den politischen Fehden der Zeit ihr Patron war (S. 93). Die öffentliche Laufbahn war ihm hiedurch verschlossen und die Speculantencarriere verschmähte er — er mochte nicht, wie er einmal sagt, ‚aufhören Lucilius zu sein um asiatischer Steuerpächter zu werden'. So stand er in der schwülen Zeit der gracchischen Reformen und des sich vorbereitenden Bundesgenossenkrieges inmitten des römischen Palast- und Villenlebens, zugleich mitten in den Wogen des politischen Coterien- und Parteikampfes und doch nicht unmittelbar jenem und diesem angehörig; ähnlich wie Beranger, an den gar vieles in Lucilius po-

* *Quam lepide lexes, compostae ut tesserulae omnes*
Arte pavimento atque emblemate vermiculato!
Ei die niedliche Phrasenfabrik!
Geordnet zierlich Stück für Stück,
Wie die Stifte im bunten Mosaik.

** Der Dichter rath ihm,
Quo facetior videare et acire plus quam ceteri,
Dafs du gelehrter als die Andern heifsest und ein feinerer Mann,
— nicht *pertaesum*, sondern *pertisum* zu sagen.

litischer und poetischer Stellung erinnert. Von diesem Standpunct aus sprach er mit unverwüstlichem gesundem Menschenverstand, mit unversiegbar guter Laune und ewig sprudelndem Witz hinein in das öffentliche Leben.

> Jetzt aber am Fest- und Werktag
> Den ganzen lieben langen Tag
> Auf dem Markte von früh bis spat
> Stofsen die Bürger und die sich vom Rath
> Und rühren und regen sich nicht von der Stell.
> Dasselbe Handwerk lernt jeder Gesell:
> Wie er prellen möge mit Verstand,
> Berücke den Andern mit feiner Hand
> Und im Schmeicheln und Heucheln werde gewandt.
> All' unter einander belauern sie sich,
> Als läge jeder mit jedem im Krieg*.

Die Erläuterungen zu diesem unerschöpflichen Text griffen schonungslos, ohne die Freunde, ja ohne den Dichter selbst zu vergessen, die Uebelstände der Zeit an, das Coteriewesen, den endlosen spanischen Kriegsdienst und was dessen mehr war; gleich die Eröffnung seiner Satiren war eine grofse Debatte des olympischen Göttersenats über die Frage, ob Rom es noch ferner verdiene des Schutzes der Himmlischen sich zu erfreuen. Körperschaften, Stände, Individuen wurden überall einzeln mit Namen genannt; was die römische Bühne nicht wagen durfte, die Poesie der politischen Polemik, das ist das rechte Element und der Lebenshauch der lucilischen Gedichte, die mit einer selbst in den auf uns gekommenen Trümmern noch entzückenden Macht des schlagendsten bilderreichsten Witzes ‚gleich wie mit gezogenem Schwerte' auf den Feind eindringen und ihn zermalmen. Hier, in dem sittlichen Uebergewicht und dem stolzen Freiheitsgefühl des Dichters von Suessa, liegt der Grund, weshalb der feine Venusiner, der in der alexandrinischen Zeit der römischen Poesie die lucilische Satire wieder aufnahm, trotz aller Ueberlegenheit im Formgeschick mit richtiger Bescheidenheit dem älteren Poeten weicht als ‚seinem Besseren'. Die Sprache ist die des griechisch und lateinisch durchgebildeten Mannes, der durch-

* *Nunc vero a mane ad noctem, festo atque profesto*
Toto itidem pariterque die populusque patresque
Iactare cuncto foro se omnes, decedere nusquam.
Uni se atque eidem studio omnes dedere et arti:
Verba dare ut caute possint, pugnare dolose,
Blanditia certare, bonum simulare virum se,
Insidias facere ut si hostes sint omnibus omnes.

aus sich gehen läfst; ein Poet wie Lucilius, der angeblich vor Tisch zweihundert und nach Tisch wieder zweihundert Hexameter machte, ist viel zu eilig um knapp zu sein; unnütze Weitläufigkeiten, schluderige Wiederholung derselben Wendung, arge Nachlässigkeiten begegnen häufig; das erste Wort, lateinisch oder griechisch, ist immer das beste. Aehnlich sind die Mafse, namentlich der sehr vorherrschende Hexameter behandelt; wenn man die Worte umstellt, sagt sein geistreicher Nachahmer, so würde kein Mensch merken, dafs er etwas anderes vor sich habe als einfache Prosa; der Wirkung nach lassen sie sich nur mit unseren Knittelversen vergleichen*. Die terenzischen und die lucilischen Gedichte stehen auf demselben Bildungsniveau und verhalten sich wie die sorgsam gepflegte und gefeilte litterarische Arbeit zu

* Für die stilistische und metrische Behandlung charakteristisch ist folgendes längere Bruchstück:

I virtus, Albine, est pretium persolvere verum
Queis in versamur, queis vivimu' rebu' potesse;
I virtus est homini scire id quod quaeque habeat res;
I virtus scire homini rectum, utile quid sit, honestum,
Quae bona, quae mala item, quid inutile, turpe, inhonestum;
I virtus quaerendae rei finem scire modumque;
I virtus divitus pretium persolvere posse;
I virtus id dare quod re ipsa debetur honori,
Hostem esse atque inimicum hominum morumque malorum,
Contra defensorem hominum morumque bonorum,
Hos magni facere, his bene velle, his vivere amicum;
Commoda praeterea patriae sibi prima putare,
Deinde parentum, tertia iam postremaque nostra.

Tugend ist zahlen den rechten Preis
Zu können nach ihrer Art und Weis'
Für jede Sach' in unserm Kreis;
Tugend zu wissen, was jedes Ding
Mit sich für den Menschen bring';
Tugend zu wissen, was nützlich und recht,
Was gut und übel, unnütz und schlecht;
Tugend, wenn dem Erwerb und Fleifs
Zu setzen die rechte Grenze man weifs
Und dem Reichthum den rechten Preis;
Tugend dem Rang zu geben sein Recht,
Feind zu sein Menschen und Sitten schlecht,
Freund Menschen und Sitten gut und recht;
Vor solchen zu hegen Achtung und Scheu,
Zu ihnen zu halten in Lieb' und Treu';
Immer zu sehn am ersten Theil
Auf des Vaterlandes Heil,
Sodann auf das, was den Aeltern frommt,
Und drittens der eigene Vortheil kommt.

dem mit fliegender Feder geschriebenen Brief. Aber die unvergleichlich höhere geistige Begabung und freiere Lebensanschauung, die der Ritter von Suessa vor dem africanischen Sclaven voraus hatte, machten seinen Erfolg ebenso rasch und glänzend wie der des Terenz mühsam und zweifelhaft gewesen war; Lucilius ward sofort der Liebling der Nation und auch er konnte wie Beranger von seinen Gedichten sagen, ‚dafs sie allein unter allen vom Volke gelesen würden'. Die ungemeine Popularität der lucilischen Gedichte ist auch geschichtlich ein bemerkenswerthes Ereignifs; man sieht daraus, dafs die Litteratur schon eine Macht war und ohne Zweifel würden wir deren Spuren, wenn es eine wirkliche Geschichte dieser Zeit gäbe, in derselben mehrfach antreffen. Die Folgezeit hat das Urtheil der Zeitgenossen nur bestätigt; die antialexandrinisch gesinnten römischen Kunstrichter sprachen dem Lucilius den ersten Rang unter allen lateinischen Dichtern zu und seine Satire ist die einzige originelle Kunstgattung geblieben, die Italien erzeugt und auf die Nachwelt vererbt hat. — Von der an den Alexandrinismus anknüpfenden Poesie ist in Rom in dieser Epoche noch im Wesentlichen nichts zu verspüren; nicht ihrer selbst wegen, aber als der erste geringe Keim dieser später so reich entwickelten Schule sind erwähnenswerth die nach alexandrinischen Epigrammen übersetzten oder nachgebildeten Gedichte des Quintus Catulus (Consul 652).

Die Geschichtschreibung dieser Epoche ist vor allen Dingen bezeichnet durch einen Schriftsteller, der zwar weder durch Geburt noch nach seinem geistigen und litterarischen Standpunct der italischen Entwicklung angehört, der aber zuerst oder vielmehr allein die Weltstellung Roms zur schriftstellerischen Geltung und Darstellung gebracht hat und dem alle späteren Geschlechter und auch wir das Beste verdanken, was wir von der römischen Entwickelung wissen. Polybios (c. 546 — c. 627) von Megalopolis im Peloponnes, des achäischen Staatsmannes Lykortas Sohn, machte schon 565 wie es scheint den Zug der Römer gegen die kleinasiatischen Kelten mit und ward später vielfach namentlich während des dritten makedonischen Krieges von seinen Landsleuten in militärischen und diplomatischen Geschäften verwendet, ward sodann siebzehn Jahre (587—603) mit den andern achaeischen Geifseln in Italien continirt und durch die Söhne des Paullus in die vornehmen hauptstädtischen Kreise eingeführt (I, 596), endlich nach Rücksendung der achaeischen Geifseln (II, 41) stehender Vermittler zwischen seiner Eidgenossenschaft

und den Römern und war auch gegenwärtig bei der Zerstörung von Karthago und von Korinth. Er schien vom Schicksal selber dazu erzogen Roms geschichtliche Stellung deutlicher zu erfassen, als die damaligen Römer selbst es vermochten. Auf dem Platze, wo er stand, ein griechischer Staatsmann und ein römischer Gefangener, seiner hellenischen Bildung wegen geschätzt und gelegentlich beneidet von Scipio Aemilianus und überhaupt den ersten Männern Roms, sah er die Ströme, die so lange getrennt geflossen waren, zusammenrinnen in dasselbe Bett und die Geschichte der Mittelmeerstaaten zusammengehen in die Hegemonie der römischen Macht und der griechischen Bildung. So ward Polybios der erste namhafte Hellene, der mit ernster Ueberzeugung auf die Weltanschauung des scipionischen Kreises einging und die Ueberlegenheit des Hellenismus auf dem geistigen, des Römerthums auf dem politischen Gebiet als Thatsachen anerkannte, über die die Geschichte in letzter Instanz gesprochen hatte und denen man beiderseits sich zu unterwerfen berechtigt und verpflichtet war. In diesem Sinne handelte er als praktischer Staatsmann wenigstens in seinen späteren Jahren; er hatte die engen Bande des achaeischen Localpatriotismus abgestreift und vertrat nicht aus Servilität, sondern in deutlicher Einsicht der unvermeidlichen Nothwendigkeit in seiner Gemeinde die Politik des engsten Anschlusses an Rom. In diesem Sinn schrieb er die Geschichte der Gründung der Hegemonie Roms über die Mittelmeerstaaten, welche vom ersten punischen Krieg bis zur Zerstörung von Karthago und Korinth die Schicksale der sämmtlichen Culturstaaten, das heifst Griechenlands, Makedoniens, Kleinasiens, Syriens, Aegyptens, Karthagos und Italiens, zusammenfafst und deren Eintreten in die römische Schutzherrschaft im ursachlichen Zusammenhang darstellt. Insofern bezeichnet er es als sein Ziel die Zweck- und Vernunftmäfsigkeit der römischen Hegemonie zu erweisen. In der Anlage wie in der Ausführung steht diese Geschichtschreibung in scharfem und bewufstem Gegensatz gegen die gleichzeitige römische wie gegen die gleichzeitige griechische Historiographie. In Rom stand man noch vollständig auf dem Chronikenstandpunct; hier gab es wohl einen bedeutungsvollen geschichtlichen Stoff, aber die sogenannte Geschichtschreibung beschränkte sich mit Ausnahme der sehr achtbaren, aber rein individuellen Schriften Catos theils auf Annalenmährchen, theils auf Notizenbündel. Die Griechen, das heifst die Attiker dieser Zeit wufsten sehr wohl, was Forschung und Kritik war; aber ihre zerfahrene politische Existenz bot keinen im höchsten Sinn ge-

schichtlichen Inhalt dar und ihre Arbeiten auf diesem Gebiet waren entweder durchaus specieller Art oder durchdrungen von Phrasen und rhetorischen Lügen. Dort wie hier gab es nichts als Stadt- oder Stammgeschichten. Zuerst Polybios, ein Peloponnesier, wie man mit Recht erinnert hat, und geistig den Attikern wenigstens ebenso fremd wie den Römern, überschritt diese kümmerlichen Schranken, behandelte den römischen Stoff mit hellenisch gereifter Kritik und gab, zwar nicht eine universale, aber doch eine von den Localstaaten losgelöste und dem im Werden begriffenen römisch-griechischen Staat angepafste Geschichte. Vielleicht niemals hat ein Geschichtschreiber so vollständig wie Polybios alle Vorzüge eines Quellenschriftstellers in sich vereinigt. Der Umfang seiner Aufgabe ist ihm vollkommen deutlich und jeden Augenblick gegenwärtig; durchaus haftet der Blick auf dem wirklich geschichtlichen Hergang. Die Sage, die Anekdote, die Masse der werthlosen Chroniknotizen wird bei Seite geworfen; die Schilderung der Länder und Völker, die Darstellung der staatlichen und mercantilen Verhältnisse, all die so unendlich wichtigen Thatsachen, die dem Annalisten entschlüpfen, weil sie sich nicht auf ein bestimmtes Jahr aufnageln lassen, werden eingesetzt in ihr lange verkümmertes Recht. In der Herbeischaffung des historischen Materials zeigt Polybios eine Umsicht und eine Ausdauer, wie sie im Alterthum vielleicht nicht wieder erscheinen; er benutzt die Urkunden, berücksichtigt umfassend die Litteratur der verschiedenen Nationen, macht von seiner günstigen Stellung zum Einziehen der Nachrichten von Mithandelnden und Augenzeugen den umfassendsten Gebrauch, bereist endlich planmäfsig das ganze Gebiet der Mittelmeerstaaten und einen Theil der Küste des atlantischen Oceans. Die Wahrhaftigkeit ist ihm Natur; er hat kein Interesse für diesen oder gegen jenen Staat, für diesen oder gegen jenen Mann, sondern einzig und allein für den wesentlichen Zusammenhang der Dinge, den im richtigen Verhältnifs der Ursachen und Wirkungen darzulegen ihm nicht blofs die erste, sondern die einzige Aufgabe des Geschichtschreibers scheint. Die Erzählung endlich ist musterhaft vollständig, einfach und klar. Aber alle diese ungemeinen Vorzüge machen noch keineswegs einen Geschichtschreiber ersten Ranges. Polybios fafst seine Aufgabe mit grofsartigem Verstand, aber auch nur mit dem Verstande. Die Geschichte, der Kampf der Nothwendigkeit und der Freiheit, ist ein sittliches Problem; Polybios behandelt sie, als wäre sie ein mechanisches. Grofs ist ihm nur das Ganze, in der Natur wie im Staat; das besondere Er-

eignifs, der individuelle Mensch, wie wunderbar sie auch erscheinen mögen, sind in der That klein und gering, nichts als einzelne Momente, einzelne Räder in dem höchst künstlichen Mechanismus, den man den Staat nennt. Insofern war Polybios allerdings wie kein anderer geschaffen zur Darstellung der Geschichte Roms, welche in der That das wunderbare Problem gelöst hat ein Volk zu beispielloser innerer und äufserer Gröfse heranzuführen, ohne einen einzigen im höchsten Sinne genialen Staatsmann hervorzubringen und welche auf ihren einfachen Grundlagen mit wunderbarer fast mathematischer Folgerichtigkeit sich entwickelt hat. Aber es rächte sich doch auch hier, wenn das Moment der Freiheit in der Geschichte verkannt ward. Polybios Behandlung aller Fragen, in denen Recht, Ehre, Religion zur Sprache kommen, ist nicht blofs platt, sondern auch gründlich falsch. Dasselbe gilt überall, wo eine genetische Construction erfordert wird; die rein mechanischen Erklärungsversuche, die Polybios an die Stelle setzt, sind mitunter geradezu zum Verzweifeln, wie es denn kaum eine thörichtere politische Speculation giebt als die treffliche Verfassung Roms aus einer verständigen Mischung monarchischer, aristokratischer und demokratischer Elemente her- und aus der Vortrefflichkeit der Verfassung die Erfolge Roms abzuleiten. Die Auffassung der Verhältnisse ist überall bis zum Erschrecken nüchtern und phantasielos, die geringschätzige und superkluge Art die religiösen Dinge zu behandeln geradezu widerwärtig. Die Darstellung, in bewufster Opposition gegen die übliche künstlerisch stilisirte griechische Historiographie gehalten, ist wohl richtig und deutlich, aber dünn und matt, öfter als billig in polemische Excurse oder in memoirenhafte Schilderung der eigenen Erlebnisse sich verlaufend. Ein oppositioneller Zug geht durch die ganze Arbeit; der Verfasser bestimmte seine Schrift zunächst für die Römer und fand doch auch hier nur einen sehr kleinen Kreis, der ihn verstand; er fühlte es, dafs er den Römern ein Fremder, seinen Landsleuten ein Abtrünniger blieb und dafs er mit seiner grofsartigen Auffassung der Verhältnisse mehr der Zukunft als der Gegenwart angehörte. Darum blieb er nicht frei von einer gewissen Verstimmtheit und persönlichen Bitterkeit, die in seiner Polemik gegen die flüchtigen oder gar feilen griechischen und die unkritischen römischen Historiker öfters zänkisch und kleinlich auftritt und aus dem Geschichtschreiber- in den Recensententon fällt. Polybios ist kein liebenswürdiger Schriftsteller; aber wie die Wahrheit und Wahrhaftigkeit mehr ist als alle Zier und Zierlichkeit, so ist vielleicht kein Schriftsteller des Alterthums zu

nennen, dem wir so viele ernstliche Belehrung verdanken wie ihm. Seine Bücher sind wie die Sonne auf diesem Gebiet; wo sie anfangen, da heben sich die Nebelschleier, die noch die samnitischen und den pyrrhischen Krieg bedecken, und wo sie endigen, beginnt eine neue wo möglich noch lästigere Dämmerung.

In einem seltsamen Gegensatz zu dieser grofsartigen Auffassung und Behandlung der römischen Geschichte durch einen Ausländer steht die gleichzeitige einheimische Geschichtslitteratur. Die Chroniken wurden immer zahlreicher und immer weitläuftiger — genannt werden zum Beispiel die des Lucius Cassius Hemina (um 608), des Lucius Calpurnius Piso (Consul 621), des Gaius Fannius (Praetor 617), des Gaius Sempronius Tuditanus (Consul 625) —, aber auch immer elender und die Unwissenheit ihrer vornehmen Verfasser um so unerträglicher, je mehr im Allgemeinen die Bildung stieg. Wenn wir zum Beispiel bei Piso lesen, dafs Romulus sich gehütet habe dann zu poculiren, wenn er den andern Tag eine Sitzung gehabt; dafs die Tarpeia die Burg den Sabinern aus Vaterlandsliebe verrathen habe um die Feinde ihrer Schilde zu berauben; so kann das Urtheil verständiger Zeitgenossen über diese ganze Schreiberei nicht befremden, ‚dafs das nicht heifse Geschichte schreiben, sondern den Kindern Geschichten erzählen'. Weit vorzüglicher waren einzelne Werke über die Geschichte der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart, namentlich die Geschichte des hannibalischen Krieges von Lucius Caelius Antipater (um 633) und des wenig jüngeren Publius Sempronius Asellio Geschichte seiner Zeit. Hier fand sich wenigstens schätzbares Material und ernster Wahrheitssinn, bei Antipater auch eine kräftige, wenn gleich etwas hausbackene Darstellung; doch reichte, nach allen Zeugnissen und Bruchstücken zu schliefsen, keines dieser Bücher weder in markiger Form noch in Originalität an die ‚Ursprünge' Catos, der leider auf dem historischen Gebiet so wenig wie auf dem politischen Schule gemacht hat. — Stark vertreten sind die untergeordneten mehr individuellen und ephemeren Gattungen der historischen Litteratur, die Memoiren, die Briefe, die Reden. Schon zeichneten die ersten Staatsmänner Roms selbst ihre Erlebnisse auf: so Marcus Scaurus Consul 639, Publius Rufus Consul 649, Quintus Catulus Consul 652, selbst der Regent Sulla; doch scheint keine dieser Productionen anders als durch ihren stofflichen Gehalt in die Litteratur eingegriffen zu haben. Die Briefsammlung der Cornelia, der Mutter der Gracchen, ist bemerkenswerth theils durch die musterhaft reine Sprache und den hohen Sinn der Schreiberin,

theils als die erste in Rom publicirte Correspondenz und zugleich die erste litterarische Production einer römischen Frau. Die Redeschriftstellerei bewahrte auch in dieser Periode noch den von Cato ihr aufgedrückten Stempel; Advocatenplaidoyers wurden noch nicht als litterarische Productionen angesehen und was von Reden veröffentlicht ward, waren politische Pamphlete. Während der revolutionären Bewegung nahm diese Broschürenlitteratur an Umfang und Bedeutung zu und unter der Masse ephemerer Producte fanden sich auch einzelne, die wie Demosthenes Philippiken und Couriers fliegende Blätter durch die bedeutende Stellung ihrer Verfasser und durch ihr eigenes Schwergewicht einen bleibenden Platz in der Litteratur sich erwarben. So die Staatsreden des Gaius Laelius und des Scipio Aemilianus, Musterstücke des trefflichsten Latein wie des edelsten Vaterlandsgefühls; so die sprudelnden Reden des Gaius Titius, von deren drastischen Local- und Zeitbildern — die Schilderung des senatorischen Geschwornen ward früher (S. 384) mitgetheilt — das nationale Lustspiel manches entlehnt hat; so vor allem die zahlreichen Reden des Gaius Gracchus, deren flammende Worte den leidenschaftlichen Ernst, die adliche Haltung und das tragische Verhängnifs dieser hohen Natur im treuen Spiegelbild bewahrten.

In der wissenschaftlichen Litteratur begegnet gleich in dem ersten eigentlich schriftstellerischen fachwissenschaftlichen Werk eines Römers, der juristischen Gutachtensammlung des Marcus Brutus (um 600), ein Versuch die dialogische Behandlung der Griechen nach Rom zu verpflanzen und durch eine nach Personen, Zeit und Ort bestimmte Scenerie des Gesprächs der Abhandlung eine künstlerische halb dramatische Form zu geben. Indefs die späteren Gelehrten aller Fächer, sowohl der allgemeinen Bildungs- als der specielleren Fachwissenschaften, namentlich der Philolog Stilo und der Jurist Scaevola liefsen sehr bald diese mehr poetische als praktische Methode fallen. Der steigende Werth der Wissenschaft als solcher und des stofflichen Interesses an derselben spiegelt sich deutlich in diesem raschen Abwerfen der Fessel künstlerischer Form. — Im einzelnen ist von den allgemein humanen Wissenschaften, der Grammatik oder vielmehr der Philologie, der Rhetorik und der Philosophie insofern schon gesprochen worden (S. 391 fg.), als dieselben jetzt wesentliche Bestandtheile der gewöhnlichen römischen Bildung wurden. Auf dem litterarischen Gebiet blüht die lateinische Philologie fröhlich auf, im engen Anschlufs an die längst sicher gegründete philologische Behandlung der griechischen Litteratur. Es ward bereits erwähnt, dafs um den

Anfang dieses Jahrhunderts auch die lateinischen Epiker ihre Diaskenasten fanden (S. 407); ebenso ward hervorgehoben, dafs nicht blofs der scipionische Kreis überhaupt vor allem andern auf Correctheit drang, sondern auch einzelne der namhaftesten Schriftsteller, zum Beispiel Accius und Lucilius, sich beschäftigten mit Regulirung der Orthographie und der Grammatik. Gleichzeitig begegnen einzelne Versuche von der historischen Seite her die Realphilologie zu entwickeln; freilich werden die Abhandlungen der unbeholfenen Annalisten dieser Zeit, wie die des Hemina ‚über die Censoren', des Tuditanus ‚über die Beamten', schwerlich besser gerathen sein als ihre Chroniken. Interessanter sind die Bücher über die Aemter von dem Freunde des Gaius Gracchus Marcus Junius als der erste Versuch die Alterthumsforschung für politische Zwecke nutzbar zu machen', und die Didaskalien des Tragikers Accius, ein Anlauf zu einer Litterargeschichte des lateinischen Dramas. Indefs jene Anfänge einer wissenschaftlichen Behandlung der Muttersprache tragen noch ein sehr unwissenschaftliches Gepräge, das lebhaft erinnert an unsere Orthographielitteratur der Bodmer-Klopstockischen Zeit; und auch die antiquarischen Untersuchungen dieser Epoche wird man ohne Unbilligkeit auf einen bescheidenen Platz verweisen dürfen. Derjenige Römer, der zuerst die lateinische Sprach- und Alterthumsforschung im Sinne der alexandrinischen Meister wissenschaftlich begründete, war Lucius Aelius Stilo um 650 (S. 407). Er zuerst ging zurück auf die ältesten Sprachdenkmäler und commentirte die salischen Litaneien und das römische Stadtrecht. Er wandte der Komödie des sechsten Jahrhunderts seine besondere Aufmerksamkeit zu und stellte zuerst ein Verzeichnifs der nach seiner Ansicht ächten plautinischen Stücke auf. Er suchte nach griechischer Art die Anfänge einer jeden einzelnen Erscheinung des römischen Lebens und Verkehrs geschichtlich zu bestimmen und für jede den ‚Erfinder' zu ermitteln und zog zugleich die gesammte annalistische Ueberlieferung in den Kreis seiner Forschung. Von dem Erfolg, den er bei seinen Zeitgenossen hatte, zeugen die Widmungen des bedeutendsten dichterischen und des bedeutendsten Geschichtswerkes seiner Zeit, der Satiren des Lucilius und der Geschichtsbücher des Antipater; und auch für die Zukunft hat dieser erste römische Philolog die

* Die Behauptung zum Beispiel, dafs die Quaestoren in der Königszeit von der Bürgerschaft, nicht vom König ernannt seien, ist ebenso sicher falsch als sie den Parteicharakter an der Stirn trägt.

Studien seiner Nation bestimmt, indem er seine zugleich sprachliche und sachliche Forschung auf seinen Schüler Varro vererbte.

Mehr untergeordneter Art war begreiflicher Weise die litterarische Thätigkeit auf dem Gebiet der lateinischen Rhetorik; es gab hier nichts zu thun als Hand- und Uebungsbücher nach dem Muster der griechischen Compendien des Hermagoras und Anderer zu schreiben, woran es denn freilich die Schulmeister theils um des Bedürfnisses, theils um der Eitelkeit und des Geldes willen nicht fehlen liefsen. Von einem unbekannten Verfasser, der nach der damaligen Weise (S. 108) zugleich lateinische Litteratur und lateinische Rhetorik lehrte und über beide schrieb, ist uns ein solches unter Sullas Dictatur abgefafstes Handbuch der Redekunst erhalten; eine nicht blofs durch die knappe, klare und sichere Behandlung des Stoffes, sondern vor allem durch die verhältnifsmäfsige Selbstständigkeit den griechischen Mustern gegenüber bemerkenswerthe Lehrschrift. Obwohl in der Methode gänzlich abhängig von den Griechen, weist der Römer doch bestimmt und sogar schroff alles das ab, ‚was die Griechen an nutzlosem Kram zusammengetragen haben, einzig damit die Wissenschaft schwerer zu lernen erscheine'. Der bitterste Tadel trifft die haarspaltende Dialektik, diese ‚geschwätzige Wissenschaft der Redekunst', deren vollendeter Meister vor lauter Angst sich zweideutig auszudrücken zuletzt nicht mehr seinen eigenen Namen auszusprechen wagt. Die griechische Schulterminologie wird durchgängig und absichtlich vermieden. Sehr ernstlich warnt der Verfasser vor der Vielleserei und schärft die goldene Regel ein, dafs der Schüler von dem Lehrer vor allem dazu anzuleiten sei sich selber zu helfen; ebenso ernstlich erkennt er es an, dafs die Schule Neben-, das Leben die Hauptsache ist und giebt in seinen durchaus selbstständig gewählten Beispielen den Wiederhall derjenigen Sachwalterreden, die während der letzten Decennien in der römischen Advocatenwelt Aufsehen gemacht hatten. Es verdient Aufmerksamkeit, dafs die Opposition gegen die Auswüchse des Hellenismus, die früher gegen das Aufkommen einer eigenen lateinischen Redekunst sich gerichtet hatte (S. 108), nach deren Aufkommen in dieser selbst sich fortsetzt und damit der römischen Beredsamkeit theoretisch und praktisch im Vergleich mit der gleichzeitigen griechischen eine höhere Würde und eine gröfsere Brauchbarkeit sichert. — Die Philosophie endlich ist in der Litteratur noch nicht vertreten, da weder sich aus innerem Bedürfnifs eine nationalrömische Philosophie entwickelte noch äufsere Umstände eine lateinische phi-

losophische Schriftstellerei hervorriefen. Mit Sicherheit als dieser Zeit angehörig sind nicht einmal lateinische Uebersetzungen populärer philosophischer Compendien nachzuweisen; wer Philosophie trieb, las und disputirte griechisch.

In den Fachwissenschaften ist die Thätigkeit gering. So gut man auch in Rom verstand zu ackern und zu rechnen, so fand doch die physikalische und mathematische Forschung dort keinen Boden; der als mathematischer und astronomischer Schriftsteller genannte Gaius Sulpicius Gallus Consul 588 ist eine ganz vereinzelte Erscheinung. Die Folgen der vernachlässigten Theorie zeigen sich praktisch in dem niedrigen Stande der Arzneikunde und eines Theils der militärischen Wissenschaften. Unter allen Fachwissenschaften blüht nur die Jurisprudenz. Wir können ihre innerliche Entwickelung nicht chronologisch genau verfolgen; im Ganzen tritt das Sacralrecht mehr und mehr zurück und stand am Ende dieser Periode ungefähr wie heutzutage das kanonische; die feinere und tiefere Rechtsauffassung dagegen, welche an die Stelle der äufserlichen Kennzeichen die innerlich wirksamen Momente setzt, zum Beispiel die Entwickelung der Begriffe der absichtlichen und der fahrlässigen Verschuldung, des vorläufig schutzberechtigten Besitzes, war zur Zeit der Zwölftafeln noch nicht, wohl aber in der ciceronischen Zeit vorhanden und mag der gegenwärtigen Epoche ihre wesentliche Ausbildung verdanken. Die Rückwirkung der politischen Verhältnisse auf die Rechtsentwickelung ist schon mehrfach angedeutet worden. Sie war nicht immer vortheilhaft, wie zum Beispiel durch die Einrichtung des Erbschaftsgerichtshofs der Hundertmänner (S. 312) auch in dem Vermögensrecht ein Geschwornencollegium auftrat, das gleich den Criminalbehörden statt das Gesetz einfach anzuwenden sich über dasselbe stellte und mit der sogenannten Billigkeit die rechtlichen Institutionen untergrub; wovon unter Anderm eine Folge war die unvernünftige Satzung, dafs es jedem, den ein Verwandter im Testament übergangen hat, freistehe auf Cassirung des Testaments vor dem Gerichtshof anzutragen und dem Gericht nach Ermessen zu entscheiden. Bestimmter läfst die Entwickelung der juristischen Litteratur sich erkennen. Sie hatte bisher auf Formulariensammlungen und Worterklärungen zu den Gesetzen sich beschränkt; in dieser Periode bildete sich zunächst eine Gutachtenlitteratur, die ungefähr unseren heutigen Präjudicatsammlungen entspricht. Die Gutachten, die längst nicht mehr blofs von Mitgliedern des Pontificalcollegiums, sondern von jedem, der befra-

ger fand, zu Hause oder auch auf offenem Markt ertheilt wurden, und an die schon rationelle und polemische Erörterungen und die der Rechtswissenschaft eigenthümlichen stehenden Controversen sich anknüpften, fingen um den Anfang des siebenten Jahrhunderts an aufgezeichnet und in Sammlungen bekannt gemacht zu werden; es geschah dies zuerst von dem jüngeren Cato († um 600) und von Marcus Brutus (etwa gleichzeitig) und schon diese Sammlungen waren, wie es scheint, nach Materien geordnet*. Bald schritt man fort zu einer eigentlich systematischen Darstellung des Landrechts. Ihr Begründer war der Oberpontifex Quintus Mucius Scaevola (Consul 659, † 672; S. 201. 312. 398), in dessen Familie die Rechtswissenschaft wie das höchste Priesterthum erblich war. Seine achtzehn Bücher ‚vom Landrecht', welche das positive juristische Material: die gesetzlichen Bestimmungen, die Präjudicate und die Autoritäten theils aus den älteren Sammlungen, theils aus der mündlichen Ueberlieferung in möglichster Vollständigkeit zusammen fafsten, sind der Ausgangspunkt und das Muster der ausführlichen römischen Rechtssysteme geworden; ebenso wurde seine resumirende Schrift ‚Definitionen' die Grundlage der juristischen Compendien und namentlich der Regelbücher. Obwohl diese Rechtsentwickelung natürlich im Wesentlichen von dem Hellenismus unabhängig vor sich ging, so hat doch die Bekanntschaft mit der philosophisch-praktischen Systematisirung der Griechen im Allgemeinen unzweifelhaft auch zu der mehr systematischen Behandlung der Rechtswissenschaft den Anstofs gegeben. Dafs in einzelnen mehr äufserlichen Dingen die römische Jurisprudenz durch die Stoa bestimmt ward, ward schon bemerkt (S. 397).

Die Kunst weist noch weniger erfreuliche Erscheinungen auf. In der Architektur, Sculptur und Malerei breitete zwar das dilettantische Wohlgefallen immer allgemeiner sich aus, aber die eigene Uebung ging eher rück- als vorwärts. Immer gewöhnlicher ward es bei dem Aufenthalt in griechischen Gegenden die Kunstwerke sich mit anzusehen, wofür namentlich die Winterquartiere der sullanischen Armee in Kleinasien 670/1 epochemachend wurden. Die Kunstkennerschaft, zunächst von silbernem und bronzenem Geräth, entwickelte sich auch in Italien.

* Catos Buch führte, wie es scheint, den Titel *de iuris disciplina* (Gell. 13, 20), das des Brutus den *de iure civili* (Cic. *pro Cluent.* 51, 141. *de or.* 2, 55, 223); dafs es wesentlich Gutachtensammlungen waren, zeigt Cicero (*de or.* 2, 33, 142).

Um den Anfang dieser Epoche fing man an nicht blofs Geräth und Bildsäulen, sondern auch griechische Gemälde zu schätzen. Das erste in Rom öffentlich aufgestellte Bild war der Bakchos des Aristeides, den Lucius Mummius aus der Versteigerung der korinthischen Beute zurücknahm, weil König Attalos bis zu 6000 Denaren (1716 Thlr.) darauf bot. Die Bauten wurden glänzender und namentlich kam der überseeische, besonders der hymettische Marmor (Cipollin) dabei in Gebrauch — die italischen Marmorbrüche waren noch nicht in Betrieb. Der prachtvolle noch in der Kaiserzeit bewunderte Säulengang, den der Besieger Makedoniens Quintus Metellus (Consul 611) auf dem Marsfelde anlegte, schlofs den ersten Marmortempel ein, den die Hauptstadt sah; bald folgten ähnliche Anlagen auf dem Capitol durch Scipio Nasica (Consul 616), auf dem Remplatz durch Gnaeus Octavius (Consul 626). Das erste mit Marmorsäulen geschmückte Privathaus war das des Redners Lucius Crassus († 663) auf dem Palatin (S. 382). Aber wo man plündern oder kaufen konnte, statt selber zu schaffen, da geschah es; es ist ein schlimmes Armuthszeugnifs für die römische Architektur, dafs sie schon anfing die Säulen der alten griechischen Tempel zu verwenden, wie zum Beispiel mit denen des Zeustempels in Athen das römische Capitol durch Sulla geschmückt ward. Was dennoch in Rom gearbeitet ward, geschah durch die Hände von Fremden; die wenigen römischen Künstler dieser Zeit, die namentlich erwähnt werden, sind ohne Ausnahme eingewanderte italische oder überseeische Griechen: so der Architekt Hermodoros aus dem kyprischen Salamis, der für Decimus Brutus Consul 616 den Marstempel im flaminischen Circus baute; der Bildhauer Pasiteles (um 665) aus Grofsgriechenland, der für römische Tempel Götterbilder von Elfenbein lieferte; der Maler und Philosoph Metrodoros von Athen, der verschrieben ward, um die Bilder für den Triumph des Lucius Paullus (587) zu malen. Es ist bezeichnend, dafs die Münzen dieser Epoche im Vergleich mit denen der vorigen zwar eine gröfsere Mannigfaltigkeit der Typen, aber im Stempelschnitt eher einen Rück- als einen Fortschritt zeigen. — Endlich Musik und Tanz siedelten in gleicher Weise von Hellas über nach Rom, einzig um daselbst zur Erhöhung des decorativen Luxus verwandt zu werden. Solche fremdländische Künste waren allerdings nicht neu in Rom; der Staat hatte seit alter Zeit bei seinen Festen etruskische Flötenbläser und Tänzer auftreten lassen und die Freigelassenen und die niedrigste Klasse des römischen Volkes auch bisher schon

mit diesem Gewerbe sich abgegeben. Aber neu war es, dafs griechische Tänze und musikalische Aufführungen die stehende Begleitung einer vornehmen Tafel wurden: neu war eine Tanzschule, wie Scipio Aemilianus in einer seiner Reden sie voll Unwillen schildert, in der über fünfhundert Knaben und Mädchen, die Hefe des Volkes und Kinder von Männern in Amt und Würden durch einander, von einem Balletmeister Anweisung erhielten in wenig ehrbaren Castagnettentänzen, in entsprechenden Gesängen und in dem Gebrauch der verrufenen griechischen Saiteninstrumente. Man schritt dagegen von oben herab ein; im J. 639 wurden alle musikalischen Instrumente mit Ausnahme der in Latium einheimischen einfachen Flöte von den Censoren untersagt. Aber Rom war kein Sparta; das schlaffe Regiment signalisirte mehr die Uebelstände durch solche Verbote als dafs es ihnen durch scharfe und folgerichtige Anwendung derselben abzuhelfen auch nur versucht hätte.

Werfen wir schliefslich einen Blick zurück auf das Gesammtbild, das die Litteratur und die Kunst Italiens von dem Tode des Ennius bis auf den Anfang der ciceronischen Zeit vor uns entfaltet, so begegnen wir auch hier in Vergleich mit der vorher gehenden Epoche dem entschiedensten Sinken der Productivität. Die höheren Gattungen der Litteratur sind abgestorben oder im Verkümmern, so das Epos, das Trauerspiel, die Geschichte. Was gedeiht, sind die untergeordneten Arten, die Uebersetzung und die Nachdichtung des Intriguenstücks, die Posse, die poetische und prosaische Broschüre; in diesen beiden von der vollen Windsbraut der Revolution durchrasten Gebieten der Litteratur begegnen wir den beiden gröfsten litterarischen Talenten dieser Epoche, dem Gaius Gracchus und dem Gaius Lucilius, die beide über eine Menge mehr oder minder mittelmäfsiger Schriftsteller emporragen, wie in einer ähnlichen Epoche der französischen Litteratur über eine Unzahl anspruchsvoller Nullitäten Courier und Beranger. Ebenso ist in den bildenden und zeichnenden Künsten die immer schwache Productivität jetzt völlig null. Dagegen gedeiht der receptive Kunst- und Litteraturgenufs; wie die Epigonen dieser Zeit auf dem politischen Gebiet die ihren Vätern angefallene Erbschaft einziehen und ausnutzen, so finden wir sie auch hier als fleifsige Schauspielbesucher, als Litteraturfreunde, als Kunstkenner und mehr noch als Sammler. Die achtungswertheste Seite dieser Thätigkeit ist die gelehrte Forschung, die vor allem in der Rechtswissenschaft und in der Sprach- und Sachphilologie eine eigene geistige Anstrengung

offenbart. Mit der Begründung dieser Wissenschaften, welche recht eigentlich in die gegenwärtige Epoche fällt, und zugleich mit den ersten geringen Anfängen der Nachbildung der alexandrinischen Treibhauspoesie beginnt bereits die Epoche des römischen Alexandrinismus sich anzukündigen. Alles, was diese Epoche geschaffen hat, ist glatter, fehlerfreier, systematischer als die Schöpfungen des sechsten Jahrhunderts; nicht ganz mit Unrecht sahen die Litteraten und Litteraturfreunde dieser Zeit auf ihre Vorgänger wie auf stümperhafte Anfänger herab. Aber wenn sie die Mangelhaftigkeit jener Anfängerarbeiten belächelten oder beschalten, so mochten doch auch eben die geistreichsten von ihnen sich es gestehen, dafs die Jugendzeit der Nation vergangen war, und vielleicht diesen oder jenen doch wieder im stillen Grunde des Herzens die Sehnsucht beschleichen den lieblichen Irrthum der Jugend abermals zu irren.

Druck von Carl Schultze in Berlin,
Neue Friedrichstr. 47.

RÖMISCHE
GESCHICHTE

VON

THEODOR MOMMSEN.

DRITTER BAND.

VON SULLAS TODE BIS ZUR SCHLACHT VON THAPSUS.

3

BERLIN,
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.
1856.

8 U 1

Druck von Carl Schultze in Berlin,
Neue Friedrichstrasse 47.

OTTO JAHN

IN BONN

IN ALTER LIEBE UND TREUE.

INHALT.

FÜNFTES BUCH.

Die Begründung der Militärmonarchie.

KAPITEL I. Seite

Marcus Lepidus und Quintus Sertorius 3

KAPITEL II.

Die sullanische Restaurationsherrschaft 34

KAPITEL III.

Der Sturz der Oligarchie und die Herrschaft des Pompeius 64

KAPITEL IV.

Pompeius und der Osten 106

KAPITEL V.

Der Parteienkampf während Pompeius Abwesenheit 149

KAPITEL VI.

Pompeius Rücktritt und die Coalition der Prätendenten 180

KAPITEL VII.

Die Unterwerfung des Westens 201

KAPITEL VIII.

Pompeius und Caesars Gesammtherrschaft 278

KAPITEL IX.

Crassus Tod. Der Bruch der Gesammtherrscher 311

KAPITEL X.

Seite

Brundisium, Herde, Pharsalos und Thapsos 342

KAPITEL XI.

Die alte Republik und die neue Monarchie 429

KAPITEL XII.

Religion, Bildung, Litteratur und Kunst 525

FÜNFTES BUCH.

Die Begründung der Militärmonarchie.

Wie er sich sträubt so um und um,
Kehrt es ihm fast den Kopf herum,
Wie er wollt' Worte zu allem finden?
Wie er möcht' so viel Schmalz verbinden?
Wie er möcht' immer muthig bleiben
So fort und weiter fort zu schreiben?

Goethe.

KAPITEL I.

Marcus Lepidus und Quintus Sertorius.

Die Oligarchie, die, als Sulla im J. 676 starb, unumschränkt den römischen Staat beherrschte, war durch Gewalt gegründet worden; sie bedurfte der Gewalt, um sich zu behaupten. Ihr entgegen stand nicht etwa eine einfache Partei mit klar ausgesprochenen Zwecken und unter bestimmt anerkannten Führern, sondern eine Masse der mannigfaltigsten Elemente, die wohl im Allgemeinen unter dem Namen der Popularpartei sich zusammenfassten, aber doch in der That aus den verschiedenartigsten Gründen und in der verschiedenartigsten Absicht gegen die sullanische Ordnung des Gemeinwesens Opposition machten. Da waren die Männer des positiven Rechts, die Politik weder machten noch verstanden, denen aber Sullas willkürliches Schalten mit dem Leben und Eigenthum der Bürger ein Greuel war. Noch bei Lebzeiten Sullas, während jede andere Opposition schwieg, lehnten die strengen Juristen gegen den Regenten sich auf und wurden zum Beispiel die cornelischen Gesetze, welche verschiedenen italischen Bürgerschaften das römische Bürgerrecht aberkannten, in gerichtlichen Entscheidungen als nichtig behandelt, ebenso das Bürgerrecht von den Gerichten erachtet als nicht aufgehoben durch die Kriegsgefangenschaft und den Verkauf in die Sclaverei während der Revolution. Da waren ferner die Ueberreste der alten liberalen Senatsminorität, welche in früheren Zeiten auf Concessionen an die Reformpartei und an die Italiker gedrungen hatte und jetzt in ähnlicher Weise geneigt war die starr oligarchische Verfassung Sullas durch Zugeständnisse an die Pu-

pularen zu mindern. Da waren ferner die eigentlichen Popularen, die ehrlich gläubigen betrogenen Radicalen, die für die Schlagwörter des Parteiprogramms Vermögen und Leben einsetzten, um nach dem Siege mit schmerzlichem Erstaunen zu erkennen, dafs sie nicht für eine Sache, sondern für eine Phrase gefochten hatten. Die tribunicische Gewalt, die Sulla zwar nicht aufgehoben, aber doch ihrer wesentlichsten Befugnisse entkleidet hatte, wirkte nur mit um so geheimnifsvollerem Zauber auf die Menge, weil das Institut ohne handgreiflichen praktischen Nutzen und in der That ein leeres Gespenst war — hat doch der Name des Volkstribuns noch über ein Jahrtausend später Rom revolutionirt. Da waren vor allem die zahlreichen und wichtigen Klassen, die die sullanische Restauration unbefriedigt gelassen oder geradezu in ihren politischen oder Privatinteressen verletzt hatte. Aus solchen Ursachen gehörte der Opposition an die dichte und wohlhabende Bevölkerung der Landschaft zwischen dem Po und den Alpen, die natürlich die Gewährung des latinischen Rechts im J. 665 (II, 230) nur als eine Abschlagszahlung auf das volle römische Bürgerrecht betrachtete und der Agitation einen willfährigen Boden gewährte. Desgleichen die ebenfalls durch Anzahl und Reichthum einflufsreichen und durch ihre Zusammendrängung in der Hauptstadt noch besonders gefährlichen Freigelassenen, die es nicht verschmerzen konnten durch die Restauration wieder auf ihr früheres praktisch nichtiges Stimmrecht zurückgeführt worden zu sein. Desgleichen ferner die hohe Finanz, die zwar vorsichtig sich still verhielt, aber ihren zähen Groll und ihre nicht minder zähe Macht nach wie vor sich bewahrte. Ebenso mifsvergnügt war die hauptstädtische Menge, die die wahre Freiheit im freien Brotkorn erkannte. Noch tiefere Erbitterung glühte in den von den sullanischen Confiscationen betroffenen Bürgerschaften, mochten sie nun, wie die Pompejaner, in beschränktem Besitz innerhalb desselben Mauerringes mit den sullanischen Colonisten und mit denselben in ewigem Hader leben, oder, wie zum Beispiel die Arretiner und Volaterraner, zwar noch im thatsächlichen Besitz ihrer Mark, aber unter dem Damoklesschwert der vom römischen Volke über sie verhängten Confiscation sich befinden, oder endlich, wie dies besonders in Etrurien der Fall war, als Bettler in ihren ehemaligen Wohnsitzen oder als Räuber in den Wäldern verkommen. Es war endlich in Gährung der ganze Familien- und Freigelassenenanhang derjenigen demokratischen Häupter, die in Folge der Restauration das Leben verloren hatten oder in allem Elend des Emigrantenthums

theils an den mauretanischen Küsten umherirrten, theils am Hofe und im Heere Mithradats verweilten; denn nach der von strenger Familiengeschlossenheit beherrschten politischen Gesinnung dieser Zeit galt es den Ihrigen als Ehrensache für die flüchtigen Angehörigen die Rückkehr in die Heimath, für die todten wenigstens Aufhebung der auf ihrem Andenken und auf ihren Kindern haftenden Makel auszuwirken. Vor allem die eigenen Kinder der Geächteten, die das Gesetz des Regenten zu politischen Parias herabgesetzt hatte (S. 32)), hatten damit gleichsam von dem Gesetze selbst die Aufforderung empfangen, gegen die bestehende Ordnung sich zu empören. — Zu allen diesen oppositionellen Fractionen kam noch hinzu die ganze Masse der ruinirten Leute. All das vornehme und geringe Gesindel, dem im eleganten oder im kaufmännischen Schlemmen Halt und Haltung darauf gegangen war: die adligen Herren, an denen nichts mehr vornehm war als ihre Schulden; die sullanischen Lanzknechte, die der Machtspruch des Regenten wohl in Gutsbesitzer, aber nicht in Ackerbauer hatte umschaffen können und die nach der vergeudeten ersten Entschädigung sich schämten eine zweite ähnliche zu thun, — sie alle warteten nur auf die Entfaltung der Fahne, die zum Kampf gegen die bestehenden Verhältnisse einlud, mochte sonst was immer darauf geschrieben sein. Mit gleicher Nothwendigkeit schlossen alle aufstrebenden und der Popularität bedürftigen Talente der Opposition sich an, sowohl diejenigen, denen der streng geschlossene Optimatenkreis die Aufnahme oder doch das rasche Emporkommen verwehrte und die deshalb in die Phalanx gewaltsam sich einzudrängen und die Gesetze der oligarchischen Exclusivität und Ancienneté durch ihre Popularität zu brechen versuchten, als auch die gediegeneren Männer, deren Ehrgeiz nach einem höheren Ziel strebte als die Geschicke der Welt innerhalb der collegialischen Umtriebe bestimmen zu helfen. Namentlich auf der Advokatentribüne, dem einzigen von Sulla allen gelassenen Boden gesetzlicher Opposition, ward schon bei Lebzeiten des Regenten von solchen Aspiranten mit den Waffen der formalen Jurisprudenz und der gewandten Rede lebhaft gegen die Restauration gestritten; und zum Beispiel der gewandte Sprecher Marcus Tullius Cicero (geb. 3. Jan. 648), eines Gutsbesitzers von Arpinum Sohn, machte durch seine halb vorsichtige, halb dreiste Opposition gegen den Machthaber sich rasch einen Namen. Dergleichen Bestrebungen hatten nicht viel zu bedeuten, wenn der Opponent nichts weiter begehrte als den curulischen Stuhl damit sich einzuhandeln und sodann als Befriedigter den Rest seiner Jahre auf

demselben zu versitzen. Wenn freilich einem populären Mann dieser Stuhl nicht genügen und Gaius Gracchus einen Nachfolger finden sollte, so war ein Kampf auf Tod und Leben unvermeidlich; indefs für jetzt wenigstens war dieser Platz noch unbesetzt. — Der Art war die Opposition, mit der das von Sulla eingesetzte oligarchische Regiment zu kämpfen hatte, nachdem dasselbe, früher als Sulla selbst gedacht haben mochte, durch seinen Tod auf sich selber angewiesen worden war. Die Aufgabe war an sich nicht leicht und ward noch erschwert durch die sonstigen sozialen und politischen Uebelstände dieser Zeit, vor allem durch die ungemeine Schwierigkeit theils die Militärchefs in den Provinzen in Unterwürfigkeit gegen die höchste bürgerliche Obrigkeit zu erhalten, theils in der Hauptstadt die Massen des daselbst sich anhäufenden italischen und außeritalischen Gesindels und der in Rom großentheils in factischer Freiheit lebenden Sklaven im Zaum zu halten, ohne Truppen zur Verfügung zu haben. Die Lage des Senats war wie die einer von allen Seiten ausgesetzten und bedrohten Festung und ernstliche Kämpfe konnten nicht ausbleiben. Aber auch die von Sulla geordneten Widerstandsmittel waren ansehnlich und nachhaltig und vor allen Dingen blieb, so lange die Opposition weder im Ziel noch im Weg einig und haupt- und planlos in hundert Fractionen zersplittert war, die Regierung nothwendig im Vortheil. Dafs die Masse der Nation der Regierung, wie Sulla sie eingesetzt hatte, abgeneigt, ja ihr feindselig gesinnt war, liefs sich nicht verkennen; aber eben so offenbar war es der Regierung sehr wohl möglich, ihre feste Burg gegen die rohe und wirre Masse noch auf lange hinaus zu behaupten. Nur freilich mufste sie auch sich behaupten wollen und wenigstens einen Funken jener Energie, die ihre Festung gebaut hatte, zu deren Vertheidigung beranbringen; denn freilich für eine Besatzung, die sich nicht wehren will, zieht der gröfste Schanzkünstler vergebens seine Mauern und Gräben.

Je mehr schliefslich alles ankam auf die Persönlichkeit der leitenden Männer auf beiden Seiten, desto übler war es, dafs es genau genommen auf beiden Seiten an Führern fehlte. Die Politik dieser Zeit ward durchaus beherrscht von dem Coteriewesen in seiner schlimmsten Gestalt. Wohl war dasselbe nichts Neues; der geschlossene Familien- und Sodalitätseinflufs ist untrennbar von der aristokratischen Ordnung des Staats und war seit Jahrhunderten in Rom übermächtig. Aber allmächtig wurde derselbe doch erst in dieser Epoche, wie er denn auch erst in ihr (zuerst 690) durch gesetzliche Repressivmafsregeln weniger ge-

hemmt als constatirt ward. Alle Vornehmen, die popular Gesinnten nicht minder als die eigentliche Oligarchie, thaten sich in Hetärien zusammen; die Masse der Bürgerschaft, so weit sie überhaupt an den politischen Vorgängen regelmäfsig sich betheiligte, bildete gleichfalls nach den Stimmbezirken geschlossene und fast militärisch organisirte Vereine, die an den Vorstehern der Bezirke, den „Bezirksvertheilern" *(divisores tribuum)* ihre natürlichen Hauptleute und Mittelsmänner fanden. Feil war diesen politischen Clubs alles: die Stimme des Wählers vor allem, aber auch die des Rathmanns und des Richters, auch die Fäuste, die den Strafsenkrawall machten und die Rottenführer, die ihn lenkten — nur im Tarif unterschieden sich die Associationen der Vornehmen und der Geringen. Die Hetärie entschied die Wahlen, die Hetärie beschlofs die Anklagen, die Hetärie leitete die Vertheidigung; sie gewann den angesehenen Advokaten, sie accordirte im Nothfall wegen der Freisprechung mit einem der Speculanten, die den einträglichen Handel mit Richterstimmen im Grofsen betrieben. Die Hetärie beherrschte durch ihre geschlossenen Banden die Strafsen der Hauptstadt und damit nur zu oft den Staat. All diese Dinge geschahen nach einer gewissen Regel und so zu sagen öffentlich; das Hetärienwesen war besser geordnet und besorgt als irgend ein Zweig der Staatsverwaltung; wenn auch, wie es unter civilisirten Gaunern üblich ist, von dem verbrecherischen Treiben nach stillschweigendem Einverständnifs nicht geradezu gesprochen ward, so hatte doch Niemand dessen ein Hehl und angesehene Sachwalter scheuten sich nicht ihr Verhältnifs zu den Hetärien ihrer Clienten öffentlich und verständlich anzudeuten. Fand sich hier und da ein einzelner Mann, der diesem Treiben und nicht zugleich dem öffentlichen Leben sich entzog, so war er sicher, wie Marcus Cato, ein politischer Don Quixote. An die Stelle der Parteien und des Parteienkampfes traten die Clubs und deren Concurrenz, an die Stelle des Regiments die Intrigue. Ein mehr als zweideutiger Charakter, Publius Cethegus, einst einer der eifrigsten Marianer, später als Ueberläufer von Sulla zu Gnaden aufgenommen (II, 308), spielte in dem politischen Treiben dieser Zeit eine der einflufsreichsten Rollen, einzig als schlauer Zwischenträger und Vermittler zwischen den senatorischen Fractionen und als staatsmännischer Kenner aller Kabalengeheimnisse; zu Zeiten entschied über die Besetzung der wichtigsten Befehlshaberstellen das Wort seiner Mätresse Praecia. Eine solche Misere war eben nur möglich, wo keiner der politisch thätigen Männer sich über die Linie des Gewöhnlichen erhob; jedes aufserordentliche Talent hätte diese

Factionenwirthschaft wie Spinnewehen weggelegt; aber eben an politischen und militärischen Capacitäten war der bitterste Mangel. Von dem älteren Geschlecht hatten die Bürgerkriege keinen einzigen angesehenen Mann übrig gelassen als den alten klugen rolegewandten Lucius Philippus Consul 663, der, früher popular gesinnt und Führer der Capitalistenpartei gegen den Senat, dann mit den Marianern eng verknüpft, endlich zeitig genug um Dank und Lohn zu ernten übergetreten zu der siegenden Oligarchie, zwischen den Parteien durchgeschlüpft war. Unter den Männern der folgenden Generation waren die namhaftesten Häupter der reinen Aristokratie Quintus Metellus Pius Consul 674, Sullas Genosse in Gefahren und Siegen; Quintus Lutatius Catulus, Consul im Sullas Todesjahr 676, der Sohn des Siegers von Vercellae; und zwei jüngere Offiziere, die beiden Brüder Lucius und Marcus Lucullus, von denen jener in Asien, dieser in Italien mit Auszeichnung unter Sulla gefochten hatte; um zu schweigen von Optimaten wie Quintus Hortensius (640—704), der nur als Sachwalter etwas bedeutete, oder gar wie Decimus Junius Brutus (Consul 677), Mamercus Aemilius Lepidus Livianus (Consul 677) und andere solche Nullitäten, an denen der vollklingende aristokratische Name das gute Beste war. Aber auch jene vier Männer erhoben sich wenig über den Durchschnittswerth der vornehmen Adlichen dieser Zeit. Catulus war gleich seinem Vater ein feingebildeter Mann und ein ehrlicher Aristokrat, aber von mässigen Talenten und namentlich kein Soldat. Metellus war nicht blos ein persönlich achtbarer Charakter, sondern auch ein fähiger und erprobter Offizier und nicht einzig wegen seiner engen verwandtschaftlichen und collegialischen Beziehungen zu dem Regenten, sondern vor allem wegen seiner anerkannten Tüchtigkeit nach Niederlegung des Consulats im J. 675 nach Spanien gesandt worden, als dort die Lusitaner und die römischen Emigranten unter Quintus Sertorius abermals sich regten. Tüchtige Offiziere waren auch die beiden Lucullus, namentlich der ältere, der ein sehr achtbares militärisches Talent mit gründlicher litterarischer Bildung und schriftstellerischen Neigungen vereinigte und auch als Mensch ehrenwerth erschien. Allein als Staatsmänner waren doch selbst diese besseren Aristokraten nicht viel weniger schlaff und kurzsichtig als die Dutzendsenatoren der Zeit. Dem äusseren Feind gegenüber bewährten Metellus und die Lucullus sich wohl als brauchbar und brav; aber keiner von ihnen bezeigte Lust und Geschick die eigentlich politischen Aufgaben zu lösen und das Staatsschiff durch die bewegte See der

Intriguen und Parteiungen als rechter Steuermann zu lenken. Ihre politische Weisheit beschränkte sich darauf aufrichtig zu glauben an die alleinseligmachende Oligarchie und die Demagogie wie jede sich emancipirende Einzelgewalt herzlich zu hassen und muthig zu verwünschen. Ihr kleiner Ehrgeiz nahm mit Wenigem vorlieb. Was von Metellus in Spanien erzählt wird, dafs er nicht blofs die wenig harmonische Leier der spanischen Gelegenheitspoeten sich gefallen, sondern sogar wo er hinkam sich gleich einem Gotte mit Weinspenden und Weihrauchduft empfangen und bei Tafel von niederschwebenden Victorien unter Theaterdonner das Haupt mit dem goldenen Siegeslorbeer sich kränzen liefs, ist nicht besser beglaubigt als die meisten geschichtlichen Anekdoten; aber nichts desto weniger spiegelt sich darin der heruntergekommene Ehrgeiz der Epigonengeschlechter. Selbst die Besseren waren befriedigt, wenn nicht Macht und Einfluss, sondern das Consulat und der Triumph und im Rath ein Ehrenplatz errungen war. Es ist nicht ungewöhnlich, dafs, wer solches erlangt hat, von der politischen Bühne zurücktritt und in fürstlichem Luxus untergeht. Waren doch selbst Männer wie Metellus und Lucius Lucullus schon als Feldherren nicht weniger bedacht auf die Erweiterung des römischen Gebietes als auf die der endlosen Wildpret-, Geflügel- und Dessertliste der römischen Gastronomie durch neue afrikanische und kleinasiatische Delicatessen; auch sie verdarben den besten Theil ihres Lebens in mehr oder minder geistreichem Müfsiggang. Das traditionelle Geschick und die individuelle Resignation, auf denen alles oligarchische Regiment beruht, waren der verfallenen und künstlich wieder hergestellten römischen Oligarchie dieser Zeit abhanden gekommen; der Aristokratie dieser Zeit galt durchgängig ihr Cliquengeist als Patriotismus, ihre Eitelkeit als Ehrgeiz, ihre Borniertheit als Consequenz. Wäre die sullanische Verfassung der Obhut von Männern anvertraut worden, wie sie wohl im römischen Cardinalscollegium und im venezianischen Rath der Zehn gesessen haben, so ist es nicht zu sagen, ob die Opposition so rasch vermocht haben würde sie zu gefährden; mit solchen Vertheidigern war allerdings jeder Angriff eine ernste Gefahr.

Unter den Männern, die weder unbedingte Anfänger noch offene Gegner der sullanischen Verfassung waren, zog keiner mehr die Augen der Menge auf sich als der junge bei Sullas Tode neunundzwanzigjährige Gnaeus Pompeius (geb. 29. Sept. 618). Es war das ein Unglück für den Bewunderten wie für die Bewunderer; aber es war natürlich. Gesund an Leib und Seele, ein tüchtiger

Turner, der noch als Oberoffizier mit seinen Soldaten um die Wette sprang, lief und hob, ein kräftiger und gewandter Reiter und Fechter, ein kecker Freischaarenführer, war der Jüngling in einem Alter, das ihn noch von jedem Amt und vom Senat ausschlofs, Imperator und Triumphator geworden und hatte nächst Sulla den ersten Platz in der öffentlichen Meinung, ja von dem lafslichen halb anerkennenden halb ironischen Regenten selbst den Beinamen des Grofsen sich erworben. Zum Unglück entsprach seine geistige Begabung diesen unerhörten Erfolgen schlechterdings nicht. Er war kein böser und kein unfähiger, aber ein durchaus gewöhnlicher Mensch, das Ideal eines civilisirten Unteroffiziers. Ein einsichtiger, tapferer und erfahrener, durchaus ein vorzüglicher Soldat war er doch auch als Militär ohne eine Spur höherer Begabung; als Feldherr wie überhaupt ist es ihm eigen mit einer an Aengstlichkeit grenzenden Vorsicht zu Werke zu gehen und wo möglich den entscheidenden Schlag erst dann zu führen, wenn die ungeheuerste Ueberlegenheit über den Gegner hergestellt ist. Seine Bildung ist die Dutzendbildung der Zeit; obwohl durch und durch Soldat, versäumte er es dennoch nicht, als er nach Rhodos kam, die dortigen Redekünstler pflichtmäfsig zu bewundern und zu beschenken. Seine Rechtschaffenheit war die des reichen Mannes, der mit seinem beträchtlichen ererbten und erworbenen Vermögen verständig Haus hält; er verschmähte es nicht in der üblichen senatorischen Weise Geld zu machen, aber er war zu kalt und zu reich um defswegen sich in besondere Gefahren zu begeben und hervorragende Schande sich aufzuladen. Die unter seinen Zeitgenossen im Schwange gehende Lasterhaftigkeit hat mehr als seine eigene Tugend ihm den — relativ allerdings wohl gerechtfertigten — Ruhm der Tüchtigkeit und Uneigennützigkeit verschafft. Sein ‚ehrliches Gesicht' ward fast sprichwörtlich und noch nach seinem Tode galt er als ein würdiger und sittlicher Mann; in der That zeigte er im Familienleben Anhänglichkeit an Frau und Kinder und es gereicht ihm zur Ehre, dafs er zuerst von der barbarischen Sitte abging die gefangenen feindlichen Könige und Feldherren nach ihrer Aufführung im Triumph hinrichten zu lassen. Aber das hielt ihn nicht ab, wenn sein Herr und Meister Sulla befahl, sich von der geliebten Frau zu scheiden, weil sie einem verfehmten Geschlecht angehörte, und auf desselben Gebieters Wink Männer, die ihm in schwerer Zeit hülfreich beigestanden hatten, mit grofser Seelenruhe vor seinen Augen hinrichten zu lassen (II, 319); er war nicht grausam, wie man ihm vor-

warf, aber, was vielleicht schlimmer ist, kalt und im Guten wie im Bösen ohne Leidenschaft. Im Schlachtgetümmel sah er dem Feinde das Weifse im Auge; im bürgerlichen Leben war er ein schüchterner Mann, dem bei der geringsten Veranlassung das Blut in die Wangen stieg und der nicht ohne Verlegenheit öffentlich sprach, überhaupt eckig, steif und ungelenk im Verkehr war. Bei all seinem hoffärtigen Eigensinn war er, wie ja in der Regel diejenigen es sind, die mit ihrer Selbstständigkeit renommiren, ein lenksames Werkzeug in der Hand derjenigen, die ihn zu nehmen verstanden, namentlich seiner Freigelassenen und Clienten, von denen er nicht fürchtete beherrscht zu werden. Zu nichts war er minder geschaffen als zum Staatsmann. Unklar über sein Ziel, ungewandt in der Wahl seiner Mittel, im Kleinen wie im Grofsen kurzsichtig und rathlos pflegte er seine Unschlüssigkeit und Unsicherheit unter feierlichem Schweigen zu verbergen und wenn er täuschen wollte, nur mit dem Glauben Andere zu täuschen sich selber zu betrügen. Durch seine militärische Stellung und seine landsmannschaftlichen Beziehungen fiel ihm fast ohne sein Zuthun eine ansehnliche ihm persönlich ergebene Partei zu, mit der sich die grofsten Dinge hätten durchführen lassen; allein Pompeius war in jeder Beziehung unfähig eine Partei zu leiten und zusammenzuhalten und wenn sie dennoch zusammenhielt, so geschah dies gleichfalls ohne sein Zuthun durch das blofse Schwergewicht der Verhältnisse. Hierin wie in anderen Dingen erinnert er an Marius; aber Marius ist mit seinem bauerhaft rohen, sinnlich leidenschaftlichen Wesen doch noch minder unerträglich als dieser langweiligste und steifleinenste aller nachgemachten grofsen Männer. Seine politische Stellung war durchaus schief. Er war sullanischer Offizier und Anhänger der bestehenden Verfassung, und doch auch wieder in der Opposition gegen Sulla persönlich wie gegen das ganze senatorische Regiment. Das Geschlecht der Pompeier, das erst seit etwa sechzig Jahren in den Consularverzeichnissen genannt ward, galt in den Augen der Aristokratie noch keineswegs als voll; auch hatte der Vater dieses Pompeius gegen den Senat eine sehr gehässige halbe Opposition gemacht (II, 251. 297) und er selbst einst in den Reihen der Cinnaner gestanden (II, 308) — Erinnerungen, die wohl verschwiegen, aber nicht vergessen wurden. Die eminente Stellung, die Pompeius unter Sulla sich erwarb, entzweite ihn innerlich ebenso sehr mit der Aristokratie, wie sie ihn äufserlich mit derselben verflocht. Schwachköpfig wie er war, ward Pompeius auf der so bedenklich rasch und leicht erklom-

meinen Ruhmeshöhe vom Schwindel ergriffen. Gleich als wolle er seine dürr prosaische Natur durch die Parallele mit der poetischsten aller Heldengestalten selber verhöhnen, fing er an sich mit Alexander dem Grofsen zu vergleichen und sich für einen einzigen Mann zu halten, dem es nicht gezieme blofs einer von den fünfhundert römischen Rathsherren zu sein. In der That war Niemand mehr geschaffen in ein aristokratisches Regiment als Glied sich einfügen zu lassen als er. Pompeius würdevolles Aufsere, seine feierliche Förmlichkeit, seine persönliche Tapferkeit, sein ehrbares Privatleben, sein Mangel an aller Initiative hatten ihm, wäre er zweihundert Jahre früher geboren worden, neben Manius Curius und Quintus Maximus einen ehrenvollen Platz gewinnen mögen; zu der Wahlverwandtschaft, die zwischen Pompeius und der Masse der Bürgerschaft wie des Senats zu allen Zeiten bestand, hat diese echt optimatische und echt römische Mediocrität nicht am wenigsten beigetragen. Auch in seiner Zeit noch hätte es eine klare und ansehnliche Stellung für ihn gegeben, wofern er damit sich genügen liefs der Feldherr des Rathes zu sein, zu dem er von Haus aus bestimmt war. Es genügte ihm nicht, und so gerieth er in die verhängnifsvolle Lage, etwas anderes sein zu wollen als er sein konnte. Beständig trachtete er nach einer Sonderstellung im Staat, und wenn sie sich darbot, konnte er sich nicht entschliefsen sie einzunehmen: mit tiefer Erbitterung nahm er es auf, wenn Personen und Gesetze nicht unbedingt vor ihm sich beugten und doch trat er selbst mit nicht blofs affectirter Bescheidenheit überall auf als einer von vielen Gleichberechtigten und zitterte vor dem blofsen Gedanken etwas Verfassungswidriges zu beginnen. Also beständig in gründlicher Spannung mit und doch zugleich der gehorsame Diener der Oligarchie, beständig gepeinigt von einem Ehrgeiz, der vor seinem eigenen Ziele erschrickt, verflofs ihm in ewigem inneren Widerspruch freudelos sein vielbewegtes Leben.

Ebenso wenig als Pompeius kann Marcus Crassus zu den unbedingten Anhängern der Oligarchie gezählt werden. Er ist eine für diese Epoche ungemein charakteristische Figur. Wie Pompeius, dem er im Alter um wenige Jahre voranging, gehörte auch er zu dem Kreise der hohen römischen Aristokratie, hatte die gewöhnliche standesmäfsige Bildung erhalten und gleich Pompeius unter Sulla im italischen Kriege mit Auszeichnung gefochten. An geistiger Begabung, litterarischer Bildung und militärischem Talent weit zurückstehend hinter vielen seines Gleichen, überflügelte er sie durch seine grenzenlose Rührigkeit und durch

die Beharrlichkeit, mit der er rang alles zu besitzen und alles zu bedeuten. Vor allen Dingen warf er sich in die Speculation. Güterkäufe während der Revolution begründeten sein Vermögen; aber er verschmähte keinen Erwerbszweig: er betrieb das Baugeschäft in der Hauptstadt ebenso grofsartig wie vorsichtig; er ging mit seinen Freigelassenen bei den mannigfaltigsten Unternehmungen in Compagnie; er machte in und aufser Rom, selbst oder durch seine Leute, den Banquier; er schofs seinen Collegen im Senat Geld vor und unternahm es für ihre Rechnung wie es fiel Arbeiten auszuführen oder Richtercollegien zu bestechen. Wählerisch im Profitmachen war er eben nicht. Schon bei den sullanischen Aechtungen war ihm eine Fälschung in den Listen nachgewiesen worden, weshalb Sulla sich von da an in Staatsgeschäften seiner nicht weiter bedient hatte; die Erbschaft nahm er darum nicht weniger, weil die Testamentsurkunde, in der sein Name stand, notorisch gefälscht war; er hatte nichts dagegen, wenn seine Meier die kleinen Anlieger ihres Herrn von ihren Ländereien gewaltsam oder heimlich verdrängten. Uebrigens vermied er offene Collisionen mit der Criminaljustiz und lebte als echter Geldmann selbst bürgerlich und einfach. Auf diesem Wege ward Crassus binnen wenig Jahren aus einem Mann von gewöhnlichem senatorischen der Herr eines Vermögens, das nicht lange vor seinem Tode nach Bestreitung ungeheurer aufserordentlicher Ausgaben sich noch auf 170 Mill. Sesterzen (12 Mill. Thlr.) belief; er war der reichste Römer geworden und damit zugleich eine politische Grofse. Wenn nach seiner Aeufserung Niemand sich reich nennen durfte, der nicht aus seinen Zinsen ein Kriegsheer zu unterhalten vermochte, so war, wer dies vermochte, kaum noch ein blofser Bürger. In der That war Crassus Blick auf ein höheres Ziel gerichtet als auf den Besitz der gefülltesten Geldkiste in Rom. Er liefs es sich keine Mühe verdriefsen seine Verbindungen auszudehnen. Jeden Bürger der Hauptstadt wufste er beim Namen zu grüfsen. Keinem Bittenden versagte er seinen Beistand vor Gericht. Zwar die Natur hatte nicht viel für ihn als Sprecher gethan: seine Rede war trocken, der Vortrag eintönig, er hörte schwer; aber sein zäher Sinn, den keine Langeweile abschreckte, wie kein Genufs ihn anzog, überwand die Hindernisse. Nie erschien er unvorbereitet, nie extemporirte er und so ward er ein allzeit gesuchter und allzeit fertiger Anwalt, dem es keinen Eintrag that, dafs ihm nicht leicht eine Sache zu schlecht war und dafs er nicht blofs durch sein Wort, sondern auch durch seine Verbindungen und vorkommenden

Falls durch sein Gold auf die Richter einzuwirken verstand. Der halbe Rath war ihm verschuldet; seine Gewohnheit, den ‚Freunden' Geld ohne Zinsen auf beliebige Rückforderung vorzuschiessen, machte eine Menge einflufsreicher Männer von ihm abhängig, um so mehr da er als echter Geschäftsmann keinen Unterschied unter den Parteien machte, überall Verbindungen unterhielt und bereitwillig jedem borgte, der zahlungsfähig oder sonst brauchbar war. Die verwegensten Parteiführer, die rücksichtslos nach allen Seiten hin ihre Angriffe richteten, hüteten sich gegen Crassus aufzutreten: man verglich ihn dem Stier der Heerde, den zu reizen für keinen räthlich war. Dafs ein solcher und so gestellter Mann nicht nach niedrigen Zielen streben konnte, leuchtet ein: und, anders als Pompeius, wufste Crassus genau wie ein Banquier, worauf und womit er politisch speculirte. Seit Rom stand, war daselbst das Capital eine politische Macht; die Zeit war von der Art, dafs dem Golde wie dem Eisen alles zugänglich schien. Wenn in der Revolutionszeit eine Capitalistenaristokratie daran hatte denken mögen die Oligarchie der Geschlechter zu stürzen, so durfte auch ein Mann wie Crassus die Blicke höher erheben als zu den Rathenbündeln und dem gestickten Mantel der Triumphatoren. Augenblicklich war er Sullaner und Anhänger des Senats; allein er war viel zu sehr Finanzmann, um einer bestimmten politischen Partei sich zu eigen zu geben und etwas anderes zu verfolgen als seinen persönlichen Vortheil. Warum sollte Crassus, der reichste und der intriganteste Mann in Rom und kein scharrender Geizhals, sondern ein Speculant im grofsten Mafsstab, nicht speculiren auch auf die Krone? Vielleicht vermochte er allein es nicht dies Ziel zu erreichen; aber er hatte ja schon manches grofsartige Gesellschaftsgeschäft gemacht; es war nicht unmöglich, dafs auch hiefür ein passender Theilnehmer sich darbot. Es gehört zur Signatur der Zeit, dafs ein mittelmäfsiger Redner und Offizier, ein Politiker, der seine Rührigkeit für Energie, seine Begehrlichkeit für Ehrgeiz hielt, der im Grunde nichts hatte als ein colossales Vermögen und das kaufmännische Talent Verbindungen anzuknüpfen — dafs ein solcher Mann, gestützt auf die Allmacht der Coterien und Intriguen, den ersten Feldherren und Staatsmännern der Zeit sich ebenbürtig achten und mit ihnen um den höchsten Preis ringen durfte, der dem politischen Ehrgeiz winkt.

In der eigentlichen Opposition, sowohl unter den liberalen Conservativen als unter den Popularen, hatten die Stürme der Revolution mit erschreckender Gründlichkeit aufgeräumt. Unter

jenen war der einzig übriggebliebene namhafte Mann Gaius Cotta (630 — c. 681), der Freund und Bundesgenosse des Drusus und defswegen im J. 663 verbannt (II, 219), sodann durch Sullas Sieg zurückgeführt in die Heimath; er war ein kluger Mann und ein tüchtiger Anwalt, aber weder durch das Gewicht seiner Partei noch durch das seiner Persönlichkeit zu mehr berufen als zu einer achtbaren Nebenrolle. In der demokratischen Partei zog unter dem jungen Nachwuchs der zweiundzwanzigjährige Gaius Julius Caesar (geb. 12. Juli 654) von Freund und Feind die Blicke auf sich. Seine Verschwägerung mit Marius und Cinna — seines Vaters Schwester war Marius Gemahlin gewesen, er selbst mit Cinnas Tochter vermählt —; die muthige Weigerung des kaum dem Knabenalter entwachsenen Jünglings nach dem Befehl des Dictators gleich Pompeius seiner jungen Gemahlin den Scheidebrief zuzusenden; sein kreckes Beharren auf dem ihm von Marius zugetheilten, von Sulla aber wieder aberkannten Priesteramt; seine Irrfahrten während der ihm drohenden und mühsam durch Fürbitte seiner Verwandten abgewandten Aechtung; seine Tapferkeit in den Gefechten vor Mytilene und in Kilikien, die dem zärtlich erzogenen und fast weibisch stutzerhaften Knaben Niemand zugetraut hatte; selbst die Warnungen Sullas vor dem ‚Knaben im Unterrock', in dem mehr als ein Marius stecke — alles dies waren eben so viele Empfehlungen in den Augen der demokratischen Partei. Indefs an Caesar konnten doch nur Hoffnungen für die Zukunft sich knüpfen; die Demokratie brauchte Männer, die durch ihr Alter und ihre Stellung im Staat berufen waren der Zügel der Partei und des Staats sich zu bemächtigen. Allein die ehemaligen Führer waren alle gefallen oder geächtet. Der einzige angesehene Mann, der offen auftrat als Vertreter der unterdrückten Volksfreiheit, Marcus Aemilius Lepidus, war ein Lückenbüfser, ein Ueberläufer aus dem Lager der Sullaner, der aus mehr als zweideutigen Beweggründen die Farbe gewechselt hatte. Einst ein eifriger Optimat und stark betheiligt bei den über die Güter der Geächteten angestellten Auctionen, hatte er als Statthalter von Sicilien die Provinz so arg geplündert, dafs ihm eine Anklage drohte, und, um dieser zu entgehen, sich in die Opposition geworfen. Es war ein Gewinn von zweifelhaftem Werthe. Zwar ein bekannter Name, ein vornehmer Mann, ein hitziger Redner auf dem Markt war damit der Opposition erworben, aber Lepidus war ein unbedeutender und unbesonnener Kopf, der weder im Rathe noch im Felde verdiente an der Spitze zu stehen. Nichts desto weniger liefs die Oppo-

sition ihm willkommen; und dem neuen Demokratenführer gelang es nicht blofs seine Ankläger von der Fortsetzung des gegen ihn begonnenen Angriffs abzuschrecken, sondern auch seine Wahl zum Consul für 676 durchzusetzen, wobei übrigens aufser seinen in Sicilien erpreſsten Schätzen auch Pompeius albernes Bestreben bei dieser Gelegenheit Sulla und den reinen Sullanern zu zeigen was er vermöge, ihm förderlich war. Da also, als Sulla starb, die Opposition an Lepidus wieder ein Haupt gefunden hatte und da dieser ihr Führer der höchste Beamte des Staats geworden war, so konnten baldige Bewegungen nicht wohl ausbleiben.

Schon früher aber als die Demokraten in der Hauptstadt hatten sich in Spanien die demokratischen Emigranten wieder geregt. Die Seele dieser Bewegung war Quintus Sertorius. Dieser vorzügliche Mann, geboren in Nursia im Sabinerland, war von Haus aus zart und selbst weich organisirt — die fast schwärmerische Liebe für seine Mutter Rhea zeigt es — und zugleich von der ritterlichsten Tapferkeit, wie die aus dem kimbrischen, dem spanischen und dem italischen Krieg heimgebrachten ehrenvollen Narben bewiesen. Obwohl als Redner gänzlich ungeschult, erregte er durch den natürlichen Flufs und die treffende Sicherheit seiner Rede die Bewunderung der gelernten Sachwalter. Sein ungemeines militärisches und staatsmännisches Talent hatte er namentlich in dem von den Demokraten so über die Mafsen elend und kopflos geführten Revolutionskrieg Gelegenheit gefunden in glänzendem Contrast zu beweisen: anerkannter Mafsen war er der einzige demokratische Offizier, der den Krieg vorzubereiten und zu leiten verstand und der einzige demokratische Staatsmann, der dem gedankenlosen Treiben und Wüthen seiner Partei mit staatsmännischer Energie entgegentrat. Seine spanischen Soldaten nannten ihn den neuen Hannibal und nicht blofs deſswegen, weil er gleich diesem im Krieg ein Auge eingebüfst hatte. Er erinnert in der That an den grofsen Phoenikier durch seine ebenso verschlagene als muthige Kriegführung, sein seltenes Talent den Krieg durch den Krieg zu organisiren, seine Gewandtheit fremde Nationen in sein Interesse zu ziehen und seinen Zwecken dienstbar zu machen, seine Besonnenheit im Glück und Unglück, seine erfinderische Raschheit in der Benutzung seiner Siege wie nach erlittenen Unfällen. Man darf zweifeln, ob irgend ein römischer Staatsmann der früheren oder der gegenwärtigen Zeit an allseitigem Talent mit Sertorius sich vergleichen läfst. Nachdem er vor Sullas Feldherren aus Spanien hatte weichen müssen (II. 319), hatte er

an den spanischen und afrikanischen Küsten ein unstetes Abenteurerleben geführt, bald im Bunde bald im Kriege mit den auch hier einheimischen kilikischen Piraten und den Chefs der schweifenden Stämme Libyens. Selbst hierhin verfolgte ihn die siegreiche römische Restauration. Als er Tingis (Tanger) belagerte, war dem Fürsten der Stadt zu Hülfe aus dem römischen Africa ein Corps unter Paccianeus erschienen; aber Paccianeus ward von Sertorius völlig geschlagen und Tingis genommen. Auf das weithin erschallende Gerücht von solchen Kriegsthaten des römischen Flüchtlings sandten die Lusitaner, die trotz ihrer angeblichen Unterwerfung unter die römische Oberhoheit thatsächlich ihre Unabhängigkeit behaupteten und jährlich mit den Statthaltern des jenseitigen Spaniens fochten, Botschaft an Sertorius nach Africa, um ihn zu sich einzuladen und ihm das Feldherrnamt über die lusitanische Miliz zu übertragen. Sertorius, der zwanzig Jahre zuvor unter Titus Didius in Spanien gedient hatte und die Hülfsquellen des Landes kannte, beschlofs der Einladung Folge zu leisten und schiffte mit Zurücklassung eines kleinen Postens an der mauretanischen Küste nach Spanien sich ein (um 671). Die Meerenge die Spanien und Africa scheidet, war besetzt durch ein römisches von Cotta geführtes Geschwader; sich durchzuschleichen war nicht möglich; so schlug Sertorius sich durch und gelangte glücklich zu den Lusitanern. Es waren nicht mehr als zwanzig lusitanische Gemeinden, die sich unter seine Befehle stellten und auch von ‚Römern' musterte er nur 2600 Mann, von denen ein guter Theil Uebergetretene aus dem Heer des Paccianeus oder römisch bewaffnete Africaner waren. Sertorius erkannte es, dafs alles darauf ankam den losen Guerillaschwärmen einen festen Kern römisch organisirter und disciplinirter Truppen zu geben; er verstärkte zu diesem Ende seine mitgebrachte Schaar durch Aushebung von 4000 Fufssoldaten und 700 Reitern und rückte mit dieser einen Legion und den Schwärmen der spanischen Freiwilligen gegen die Römer vor. Am Baetis traf er auf den Statthalter des jenseitigen Spaniens Lucius Fufidius, der durch seine unbedingte und bei den Aechtungen erprobte Hingebung an Sulla vom Unteroffizier zum Proprätor aufgerückt war; hier ward er völlig geschlagen; 2000 Römer deckten die Wahlstatt. Eilige Boten beriefen den Statthalter der benachbarten Ebroprovinz Marcus Domitius Calvinus um dem weiteren Vordringen der Sertorianer ein Ziel zu setzen und bald erschien (675) auch der erprobte Feldherr Quintus Metellus, den Sulla sandte, um den unbrauchbaren Fufidius im südlichen Spanien

abzulösen. Aber es gelang doch nicht des Aufstandes Herr zu werden. In der Ebroprovinz wurde von Sertorius Unterfeldherrn, dem Quaestor Lucius Hirtuleius nicht blofs Calvinus Heer vernichtet und er selbst getödtet, sondern auch Lucius Mallius, der Statthalter des jenseitigen Galliens, der seinem Collegen zu Hülfe mit drei Legionen die Pyrenäen überschritten, von demselben tapfern Führer vollständig geschlagen. Mühsam rettete Mallius sich mit weniger Mannschaft nach Herda (Lerida) und von da in seine Provinz, auf welchem Marsch er noch durch einen Ueberfall der aquitanischen Völkerschaften sein ganzes Gepäck einbüfste. Im jenseitigen Spanien drang zwar Metellus in das lusitanische Gebiet ein: allein es gelang Sertorius während der Belagerung von Longobriga (unweit der Tajomündung) eine Abtheilung unter Aquinus in einen Hinterhalt zu locken und dadurch Metellus selbst zur Aufhebung der Belagerung und zur Räumung des lusitanischen Gebietes zu zwingen. Sertorius folgte ihm, schlug am Anas (Guadiana) das Corps des Thorius und that dem feindlichen Oberfeldherrn selbst unsäglichen Abbruch im kleinen Kriege. Metellus, ein methodischer und etwas schwerfälliger Taktiker, war in Verzweiflung über diesen Gegner, der die Entscheidungsschlacht beharrlich verweigerte, aber Zufuhr und Communicationen ihm abschnitt und beständig ihn von allen Seiten umschwärmte. — Diese ungemeinen Erfolge, die Sertorius in beiden spanischen Provinzen erfocht, waren um so bedeutsamer, als sie nicht blofs durch die Waffen errungen wurden und nicht blofs militärischer Natur waren. Die Emigrirten als solche waren nicht furchtbar; auch an einzelnen Erfolgen der Lusitaner unter diesem oder jenem fremden Führer war wenig gelegen. Aber mit dem sichersten politischen und patriotischen Tact trat Sertorius, sowie er irgend es vermochte, statt als Condottier der gegen Rom empörten Lusitaner auf als römischer Feldherr und Statthalter von Spanien*. Er fing an aus den Häuptern der Emigration einen Senat zu bilden, der bis auf dreihundert Mitglieder steigen und in römischen Formen die Geschäfte leiten und die Beamten ernennen sollte. Er betrachtete sein Heer als ein römisches und besetzte die Offizierstellen ohne Ausnahme mit Römern. Den Spaniern gegenüber war er der Statthalter, der kraft seines Amtes Mannschaft und sonstige Unterstützung von ihnen ein-

* Wenigstens die Grundzüge dieser Organisationen müssen in die Jahre 674. 675. 676 fallen, wenn gleich die Ausführung ohne Zweifel zum guten Theil erst den späteren Jahren angehört.

mahnte; aber freilich ein Statthalter, der statt des gewohnten despotischen Regiments bemüht war die Provinzialen an Rom und persönlich an sich zu fesseln. Sein ritterliches Wesen machte ihm das Eingehen auf die spanische Weise leicht; nach der auch hier wie bei den Kelten und den Deutschen bestehenden kriegerischen Sitte der Gefolgschaft schworen Tausende der edelsten Spanier zu ihrem mit Begeisterung geliebten römischen Feldherrn treu bis zum Tode zu stehen, und Sertorius fand in diesen Spaniern zuverlässigere Waffengefährten als in seinen Landsleuten und Parteigenossen. Er verschmähte es nicht auch den Aberglauben der roheren spanischen Völkerschaften für sich nutzbar zu machen und seine kriegerischen Pläne als Befehle der Diana durch die weifse Hindin der Göttin sich zutragen zu lassen. Durchaus führte er ein gerechtes und gelindes Regiment. Seine Truppen mufsten, wenigstens so weit sein Auge und sein Arm reichten, die strengste Mannszucht halten; so mild er im Allgemeinen im Strafen war, so unerbittlich erwies er sich bei jedem von seinen Leuten auf befreundetem Gebiet verübten Frevel. Aber auch auf dauernde Erleichterung der Lage der Provinzialen war er bedacht; er setzte die Tribute herab und wies die Soldaten an sich für den Winter Baracken zu erbauen, wodurch die drückende Last der Einquartierung wegfiel und damit eine Quelle unsäglicher Uebelstände und Quälereien verstopft ward. Für die Kinder der vornehmen Spanier ward in Osca (Huesca) eine Academie errichtet, in der sie den in Rom gewöhnlichen höheren Jugendunterricht empfingen, römisch und griechisch reden und die Toga tragen lernten — eine merkwürdige Mafsregel, die keineswegs blofs den Zweck hatte von den Verbündeten die in Spanien nun einmal unvermeidlichen Geifseln in möglichst schonender Form zu nehmen, sondern vor allem eine Steigerung war des grofsen Gedankens des Gaius Gracchus und der demokratischen Partei die Provinzen allmählich zu romanisiren. Es war der erste Anfang dazu die Romanisirung nicht durch Ausrottung der alten Bewohner und Ersetzung derselben durch italische Emigranten zu bewerkstelligen, sondern durch die Latinisirung der Provinzialen selbst. Die Optimaten in Rom spotteten über den elenden Emigranten, den Ausreifser aus der italischen Armee, den letzten von der Räuberbande des Carbo; der dürftige Hohn fiel auf sie selber zurück. Man rechnete die Massen, die gegen Sertorius ins Feld geführt worden waren, mit Einschlufs des spanischen Landsturms auf 120000 Mann zu Fufs, 2000 Bogenschützen und Schleuderer und 6000 Reiter. Gegen diese ungeheure

Uebermacht hatte Sertorius nicht blofs sich in einer Kette von glücklichen Gefechten und Siegen behauptet, sondern auch den gröfsten Theil Spaniens in seine Gewalt gebracht. In der jenseitigen Provinz war Metellus beschränkt auf die unmittelbar von seinen Truppen besetzten Gebietstheile; hier hatten alle Völkerschaften, die es konnten, Partei für Sertorius ergriffen. In der diesseitigen gab es nach den Siegen des Hirtuleius kein römisches Heer mehr. Sertorianische Emissäre durchstreiften das ganze gallische Gebiet; schon fingen auch hier die Völkerschaften an sich zu regen und zusammengerottete Haufen bedrohten die Alpenpässe. Die See endlich gehörte ebenso sehr den Insurgenten als der legitimen Regierung, da die Verbündeten jener, die Corsaren, in den spanischen Gewässern fast ebenso mächtig waren wie die römischen Kriegsschiffe. Auf dem Vorgebirge der Diana (Ivica gegenüber zwischen Valencia und Cartagena) richtete Sertorius ihnen eine feste Station ein, wo sie theils den römischen Schiffen auflauerten die den römischen Seestädten und dem Heer ihren Bedarf zuführten, theils den Insurgenten die Waaren abnahmen oder lieferten, theils ihren Verkehr mit Italien und Kleinasien vermittelten. Dafs diese allzeit fertigen Vermittler von der lohenden Brandstätte überall hin die Funken trugen, war in hohem Grade besorgnifserregend, zumal in einer Zeit, wo überall im römischen Staat so viel Brennstoff aufgehäuft war.

In diese Verhältnisse hinein traf Sullas plötzlicher Tod (676). So lange der Mann lebte, auf dessen Stimme ein geübtes und zuverlässiges Veteranenheer jeden Augenblick sich zu erheben bereit war, mochte die Oligarchie den fast, wie es schien, entschiedenen Verlust der spanischen Provinzen an die Emigranten, so wie die Wahl des Führers der Opposition daheim zum höchsten Beamten des Reichs allenfalls als vorübergehende Mifsgeschicke ertragen und, freilich in ihrer kurzsichtigen Art, aber doch nicht ganz mit Unrecht, darauf sich verlassen, dafs entweder die Opposition nicht wagen werde zum offenen Kampfe zu schreiten oder dafs, wenn sie es wage, der zweimalige Erretter der Oligarchie zum drittenmale dieselbe herstellen werde. Jetzt war der Stand der Dinge ein anderer geworden. Die demokratischen Heifssporne in der Hauptstadt, längst ungeduldig über das endlose Zögern und angefeuert durch die glänzenden Botschaften aus Spanien, drängten zum Losschlagen; Lepidus selbst ging darauf ein mit dem ganzen Eifer des Renegaten und mit der ihm persönlich eigenen Leichtfertigkeit. Einen Augenblick schien es, als solle

an der Fackel, die den Scheiterhaufen des Regenten entflammte, auch der Bürgerkrieg sich entzünden; indefs Pompeius Einfluſs und die Stimmung der sullanischen Veteranen bestimmten die Opposition das Leichenbegängnifs des Regenten ruhig vorübergehen zu lassen. Allein nur um so offener traf man sodann die Einleitung zur abermaligen Revolution. Täglich hallte der Markt der Hauptstadt wieder von Anklagen gegen den ‚karrikirten Romulus' und seine Schergen. Der Umsturz der sullanischen Verfassung, die Wiedereinsetzung der Volkstribunen in den vorigen Stand, die Zurückführung der gesetzwidrig Verbannten, die Rückgabe der confiscirten Ländereien wurden von Lepidus und seinen Anhängern offen als das Ziel ihrer Bestrebungen bezeichnet. Mit den Geächteten wurden Verbindungen angeknüpft; Marcus Perpenna, in der cinnanischen Zeit Statthalter von Sicilien (II, 318), fand sich ein in der Hauptstadt. Die Söhne der sullanischen Hochverräther, auf denen die Restaurationsgesetze mit unerträglichem Drucke lasteten, und überhaupt die namhafteren marianisch gesinnten Männer wurden zum Beitritt aufgefordert; nicht wenige, wie der junge Lucius Cinna, schlossen sich an; andere folgten dem Beispiele Gaius Caesars, der zwar auf die Nachricht von Sullas Tode und Lepidus Plänen aus Asien heimgekehrt war, aber nachdem er den Charakter des Führers und der Bewegung genauer kennen gelernt hatte, vorsichtig sich zurückzog. Unter den expropriirten etrurischen Grundeigenthümern ward eine bald weit sich verzweigende Verschwörung gegen die neue Ordnung der Dinge angezettelt. In der Hauptstadt ward auf Lepidus Rechnung in den Weinhäusern und den Bordellen gezecht und geworben. Alles dies geschah unter den Augen der Regierung. — Der Consul Catulus und die verständigeren Optimaten drangen auf entschiedenes Einschreiten, allein die schlaffe Senatsmajorität konnte sich nicht entschliefsen den unvermeidlichen Kampf zu beginnen. Man begnügte sich die beiden Consuln eidlich zu verpflichten die Waffen nicht gegen einander zu kehren und sie zu veranlassen rasch in die ihnen angewiesenen Provinzen abzugehen. Es war nicht möglich kopfloser zu verfahren; um vor dem Strafsenlärm Ruhe zu haben gab man dem Empörer ein Heer. Lepidus verliefs die Hauptstadt, aber statt in das narbonensische Gallien sich zu begeben, wie er sollte, machte er unterwegs in Etrurien Halt* und rüstete daselbst zum Kampfe, höh-

* Vermuthlich geschah dies unter dem Vorwand, dafs die sullanische

nisch erklärend, dafs der geleistete Eid nur für das laufende Jahr ihn binde. Jetzt setzte der Senat die Orakelmaschine in Bewegung, um ihn zur Rückkehr zu bestimmen und übertrug ihm die Leitung der bevorstehenden Consulwahlen; allein Lepidus wich aus und während die Boten defswegen kamen und gingen und über Vergleichsvorschläge verhandelt ward, schwoll seine Mannschaft zu einem Heer an. Endlich im Anfang des Jahrs 677 erging an Lepidus der bestimmte Befehl des Senats ungesäumt zurückzukehren; trotzig weigerte sich der Proconsul und forderte seinerseits die Erneuerung der ehemaligen tribunicischen Gewalt und die Wiedereinsetzung der gewaltthätig Vertriebenen in ihr Bürgerrecht und ihr Eigenthum, überdies für sich die Wiederwahl zum Consul für das laufende Jahr, das heifst die Tyrannis in gesetzlicher Form. Damit war der Krieg erklärt. Die Senatspartei konnte aufser auf die sullanischen Veteranen, deren bürgerliche Existenz durch Lepidus bedroht ward, zählen auf das dem Catulus für seine Provinz bewilligte und noch in Italien stehende Heer. Auf die dringenden Mahnungen der Einsichtigeren, namentlich des Philippus, ward die Vertheidigung der Hauptstadt und die Abwehr der in Etrurien stehenden Hauptmacht der Demokratenpartei vom Senat dem Proconsul Catulus übertragen, während Gnaeus Pompeius mit einem andern Haufen ausrückte, um seinem ehemaligen Schützling das Pothal zu entreifsen, das dessen Unterbefehlshaber Marcus Brutus besetzt hielt. Während Pompeius rasch seinen Auftrag vollzog und den feindlichen Feldherrn eng in Mutina einschlofs, erschien Lepidus vor der Hauptstadt, um wie einst Marius sie mit stürmender Hand für die Revolution zu erobern. Das rechte Tiberufer gerieth ganz in seine Gewalt und er konnte sogar den Flufs überschreiten; auf dem Marsfelde, hart unter den Mauern der Stadt ward die entscheidende Schlacht geschlagen. Allein in derselben siegte Catulus; Lepidus mufste zurückweichen nach Etrurien, während eine andere Abtheilung unter Lepidus Sohn Scipio sich in die Festung Alba warf. Damit war der Aufstand im Wesentlichen zu Ende. Mutina ergab sich an Pompeius; Brutus wurde trotz des ihm zugestandenen sicheren Geleits nachträglich auf Befehl des Pompeius getödtet. Ebenso ward Alba nach langer Belagerung durch Hunger bezwungen und der Führer gleichfalls hingerichtet. Lepidus, durch Catulus und Pompeius von zwei Seiten gedrängt, lieferte am etrurischen Ge-

Verfassung dem Consul verbiete während seines Amtsjahres Italien zu verlassen.

stadt noch ein Treffen, nur um den Rückzug sich zu erfechten und schiffte sodann in den Hafen Cosa nach Sardinien sich ein, von wo aus er der Hauptstadt die Zufuhr abzuschneiden und mit den spanischen Insurgenten in Verbindung zu treten hoffte. Allein der Statthalter der Insel leistete ihm kräftigen Widerstand und er selbst starb nicht lange nach seiner Landung an der Schwindsucht (677), womit in Sardinien der Krieg zu Ende war. Ein Theil seiner Soldaten verlief sich; der gewesene Prätor Marcus Perpenna begab sich mit starker Mannschaft und voller Kasse nach Ligurien und von da nach Spanien zu den Sertorianern.

Ueber Lepidus also hatte die Oligarchie gesiegt; dagegen sah sie sich durch die gefährliche Wendung des sertorianischen Krieges zu Zugeständnissen genöthigt, die den Buchstaben wie den Geist der sullanischen Verfassung verletzten. Es war schlechterdings nothwendig ein starkes Heer und einen fähigen Feldherrn nach Spanien zu senden; und Pompeius gab sehr deutlich zu verstehen, dafs er diesen Auftrag wünsche oder vielmehr fordere. Die Zumuthung war stark. Es war schon übel genug, dafs man diesen geheimen Gegner in dem Drange der lepidianischen Revolution wieder zu einem aufserordentlichen Commando hatte gelangen lassen; aber noch viel bedenklicher war es mit Beseitigung aller von Sulla aufgestellten Regeln der Beamtenhierarchie einem Manne, der noch kein Amt bekleidet hatte, eine der mächtigsten ordentlichen Provinzialstatthalterschaften in der Art zu übertragen, dafs an die Niederlegung derselben in der gesetzlichen Jahresfrist nicht zu denken war. Die Oligarchie hatte somit, auch abgesehen von der ihrem Feldherrn Metellus schuldigen Rücksicht, alle Ursache diesem neuen Versuch des ehrgeizigen Jünglings seine Sonderstellung zu verewigen allen Ernstes sich zu widersetzen; allein leicht war dies nicht. Zunächst fehlte es ihr durchaus an einem für den schwierigen spanischen Feldherrnposten geeigneten Mann. Keiner der Consuln des Jahres bezeigte Lust sich mit Sertorius zu messen und man musste es hinnehmen, was Lucius Philippus in voller Rathversammlung sagte, dafs unter allen angesehenen Senatoren nicht einer fähig und willig sei in einem ernsthaften Kriege zu commandiren. Vielleicht hätte man dennoch hierüber sich hinweggesetzt und nach Oligarchenart, da man keinen fähigen Candidaten hatte, die Stelle mit irgend einem Lückenbüfser ausgefüllt, wenn Pompeius den Befehl blofs gewünscht und nicht ihn an der Spitze einer Armee gefordert hätte. Catulus Weisungen das Heer zu entlassen hatte er bereits überhört; es war mindestens zweifelhaft, ob die des Senats eine bessere Auf-

nahme finden würden, und die Folgen eines Bruchs konnte Niemand berechnen — gar leicht konnte die Schale der Aristokratie emporschnellen, wenn in die entgegengesetzte das Schwert eines bekannten Generals fiel. So entschlofs sich die Majorität zur Nachgiebigkeit. Nicht vom Volke, das hier, wo es um die Bekleidung eines Privatmanns mit der höchsten Amtsgewalt sich handelte, verfassungsmässig hätte befragt werden müssen, sondern vom Senate empfing Pompeius die proconsularische Gewalt und den Oberbefehl im diesseitigen Spanien und ging, vierzig Tage nach dessen Empfang, im Sommer 677 über die Alpen.

Zunächst fand der neue Feldherr im Keltenland zu thun, wo zwar eine förmliche Insurrection nicht ausgebrochen, aber doch an mehreren Orten die Ruhe ernstlich gestört worden war; in Folge dessen Pompeius den Cantons der Volker-Arekomiker und der Helvier ihre Selbstständigkeit entzog und sie unter Massalia legte. Auch ward von ihm durch Anlegung einer neuen Alpenstrafse über den cottischen Berg (Mont Genèvre 1, 400) eine kürzere Verbindung zwischen dem Pothal und dem Keltenlande hergestellt. Ueber diese Arbeit verflofs die gute Jahreszeit; erst spät im Herbst überschritt Pompeius die Pyrenäen. — Sertorius hatte inzwischen nicht gefeiert. Er hatte Hirtuleius in die jenseitige Provinz entsandt um Metellus in Schach zu halten und war selbst bemüht seinen vollständigen Sieg in der diesseitigen Provinz zu verfolgen und sich auf Pompeius Empfang vorzubereiten. Die einzelnen keltiberischen Städte, die hier noch zu Rom hielten, wurden angegriffen und eine nach der andern bezwungen; zuletzt schon mitten im Winter war das feste Contrebia (südöstlich von Saragossa) gefallen. Vergeblich hatten die bedrängten Städte Boten über Boten an Pompeius gesandt; er liefs sich durch keine Bitten aus seinem gewohnten Geleise langsamen Vorschreitens bringen. Mit Ausnahme der Seestädte, die durch die römische Flotte vertheidigt wurden, und der Districte der Indigeten und Laletaner im nordöstlichen Winkel Spaniens, wo Pompeius, als er endlich die Pyrenäen überschritten, sich festsetzte und seine ungeübten Truppen, um sie an die Strapazen zu gewöhnen, den Winter hindurch bivouakiren liefs, war am Ende des J. 677 das ganze diesseitige Spanien durch Vertrag oder Gewalt von Sertorius abhängig geworden und die Landschaft am oberen und mittleren Ebro blieb seitdem die festeste Stütze seiner Macht. Selbst die Besorgnifs, die das frische römische Heer und der gefeierte Name des Feldherrn in der Insurgentenarmee

hervorrief, hatte für dieselbe heilsame Folgen. Marcus Perpenna, der bis dahin als Sertorius im Range gleich auf ein selbstständiges Commando über die von ihm aus Ligurien mitgebrachte Mannschaft Anspruch gemacht hatte, wurde auf die Nachricht von Pompeius Eintreffen in Spanien von seinen Soldaten genöthigt sich unter die Befehle seines fähigeren Collegen zu stellen. Für den Feldzug des J. 678 verwandte Sertorius gegen Metellus wieder das Corps des Hirtuleius, während Perpenna mit einem starken Heer am unteren Laufe des Ebro sich aufstellte, um Pompeius, wenn er, Metellus die Hand zu reichen, in südlicher Richtung und, der Verpflegung seiner Truppen wegen an der Küste entlang, marschiren würde, den Uebergang über den Ebro zu wehren. Zu Perpennas Unterstützung diente zunächst das Corps des Gaius Herennius, sodann weiter landeinwärts Sertorius selbst, der am oberen Ebro vorläufig die Unterwerfung einzelner römisch gesinnter Districte nachholte und zugleich sich dort bereit hielt nach den Umständen Perpenna oder Hirtuleius zu Hülfe zu eilen. Auch diesmal war seine Absicht jeder Hauptschlacht auszuweichen und den Feind durch kleine Kämpfe und Abschneiden der Zufuhr aufzureiben. Indefs Pompeius erzwang nicht blofs gegen Perpenna den Uebergang über den Ebro, sondern schlug auch bei Valentia (Valencia) den Herennius vollständig aufs Haupt und bemächtigte sich dieser wichtigen Stadt. Es war Zeit, dafs Sertorius selber erschien und die Ueberlegenheit seiner Truppenzahl und seines Genies gegen die gröfsere Tüchtigkeit der römischen Soldaten in die Wagschale warf. Um die Stadt Lauro (am Xucar südlich von Valencia), die sich für Pompeius erklärt hatte und defshalb von Sertorius belagert ward, concentrirte der Kampf sich längere Zeit. Pompeius strengte sich aufs Aeufserste an sie zu entsetzen; allein nachdem vorher ihm mehrere Abtheilungen einzeln überfallen und zusammengehauen worden waren, sah sich der grofse Kriegsmann, eben da er die Sertorianer umzingelt zu haben meinte und schon die Belagerten eingeladen hatte dem Abfangen der Belagerungsarmee zuzuschauen, plötzlich vollständig ausmanövrirt und mufste, um nicht selber umzingelt zu werden, der Einnahme und Einäscherung der verbündeten Stadt und der Abführung der Einwohner nach Lusitanien von seinem Lager aus zuschauen — ein Ereignifs, das eine Reihe schwankend gewordener Städte im mittleren und östlichen Spanien wieder an Sertorius festzuhalten bestimmte. Glücklicher focht inzwischen Metellus. In einem heftigen Treffen bei Italica (unweit Sevilla), das Hirtuleius unvorsichtig gewagt hatte und in dem beide Feld-

herren persönlich ins Handgemenge kamen, Hirtuleius auch verwundet ward, schlug er diesen und zwang ihn das eigentlich römische Gebiet zu räumen und sich nach Lusitanien zu werfen. Dieser Sieg gestattete Metellus im nächsten Feldzug (679) den Marsch nach dem diesseitigen Spanien anzutreten, um in der Gegend von Valentia mit Pompeius sich zu vereinigen und mit ihm gemeinschaftlich der feindlichen Hauptarmee die Schlacht anzubieten. Zwar warf sich Hirtuleius mit einem eiligst zusammengerafften Heer bei Segovia ihm in den Weg; allein er ward nicht blofs geschlagen, sondern auch selbst mit seinem Bruder getödtet — ein unersetzlicher Verlust für die Sertorianer. Die Vereinigung der beiden römischen Feldherren war danach nicht länger zu hindern; aber während Metellus gegen Valentia heranzog, eilte Pompeius, um die Scharte von Lauro auszuwetzen und die gehofften Lorbeeren wo möglich allein zu gewinnen, dem feindlichen Hauptheer die Schlacht zu liefern. Mit Freuden ergriff Sertorius die Gelegenheit mit dem Feinde zu schlagen, bevor Metellus eintraf und Hirtuleius Tod ruchbar ward. Am Flusse Sucro (Xucar) trafen die Heere aufeinander; nach heftigem Gefecht ward Pompeius auf dem rechten Flügel geschlagen und selbst schwer verwundet vom Schlachtfelde weggetragen; zwar siegte Afranius mit dem linken und nahm das Lager der Sertorianer, allein während der Plünderung von Sertorius überrascht ward auch er gezwungen zu weichen. Hätte Sertorius am folgenden Tage die Schlacht zu erneuern vermocht, Pompeius Heer wäre vielleicht vernichtet worden. Allein inzwischen war Metellus herangekommen, hatte das gegen ihn aufgestellte Corps des Perpenna niedergerannt und dessen Lager genommen; es war nicht möglich die Schlacht gegen beide Heere zugleich aufzunehmen. Die Vereinigung der beiden Armeen, die danach nicht länger zu verbergende Gewifsheit, dafs die hirtuleische Armee nicht mehr war, das plötzliche Stocken nach dem Sieg verbreiteten Schrecken unter den Sertorianern und wie es bei spanischen Heeren nicht selten vorkam, verlief in Folge dieses Umschwungs der Dinge sich der gröfste Theil der sertorianischen Soldaten. Indefs die Entmuthigung verflog so rasch wie sie gekommen war; die weifse Hindin, die die militärischen Plane des Feldherrn bei der Menge vertrat, war bald populärer als je; in kurzer Zeit trat in der gleichen Gegend, südlich von Saguntum (Murviedro), das fest an Rom hielt, Sertorius mit einer neuen Armee den Römern entgegen, während die sertorianischen Kaper den Römern die Zufuhr von der Seeseite erschwerten und bereits im römischen Lager der Mangel sich

bemerklich machte. Es kam abermals zur Schlacht in den Ebenen des Turiaflusses (Guadalaviar), und lange schwankte der Kampf. Pompeius mit der Reiterei ward von Sertorius geschlagen und sein tapferer Schwager und Quästor Gaius Memmius getödtet; dagegen überwand Metellus den Perpenna und schlug den gegen ihn gerichteten Angriff der feindlichen Hauptarmee siegreich zurück, wobei er selbst im tapfern Kampf eine Wunde empfing. Abermals zerstreute sich hierauf das sertorianische Heer. — Römischer Seits durfte man mit den Erfolgen dieses Feldzugs zufrieden sein. Das südliche und mittlere Spanien war in Folge der Vernichtung der hirtuleischen Armee und der Schlachten am Xucar und Guadalaviar vom Feinde befreit und durch die Besetzung der keltiberischen Städte Segobriga (zwischen Toledo und Cuenca) und Bilbilis (bei Calatayud) durch Metellus dauernd gesichert. Der Kampf concentrirte sich fortan am oberen und mittleren Ebro, wo Calagurris, Osca, Ilerda und an der Küste Tarraco die Hauptwaffenplätze der Sertorianer wurden. Obwohl beide römische Feldherren sich wacker geschlagen hatten, so war es doch wesentlich nicht Pompeius, sondern Metellus, dem man das Errungene verdankte.

Einen Augenblick konnte man in Rom der Hoffnung sich hingeben dem Ziele nah zu sein. Die sertorianische Armee war verschwunden; die römischen Truppen drangen tief in das Binnenland ein und belagerten den Feldherrn selbst in der Festung Clunia am obern Duero. Allein während sie vergeblich diese Felsenburg umstanden, sammelten die Contingente der insurgirten Gemeinden sich abermals; Sertorius entschlüpfte aus der Festung und stand doch wieder als Feldherr an der Spitze einer Armee, als das ereignifsreiche Jahr 679 zu Ende ging. Abermals mufsten die Römer die Winterquartiere beziehen mit der trostlosen Aussicht auf die unendliche Erneuerung der sisypheischen Kriegsarbeit. Allein es war nicht möglich dieselben in dem von Freund und Feind entsetzlich verheerten unteren Ebrothal zu wählen; Pompeius nahm sie in dem Gebiet der Vaccaeer (um Valladolid), Metellus gar in Gallien. Verstärkt durch zwei frische aus Italien nachgesandte Legionen begannen die beiden Feldherren im Frühjahre 680 abermals ihre Operationen. Schlachten wurden eigentlich nicht mehr geliefert; Sertorius beschränkte sich durchaus auf den Guerilla- und Belagerungskrieg. Metellus unterwarf im südlichen Spanien die noch mit Sertorius haltenden Ortschaften und führte, um die Quelle der Aufstände zu verstopfen, überall die gesammte männliche Bevölkerung mit sich

hart. Einen schwereren Stand hatte Pompeius in der Ebroprovinz: Pallantia (Palencia oberhalb Valladolid), das er belagerte, ward von Sertorius entsetzt; ebenso ward er vor Calagurris (Calahorra am oberen Ebro) von Sertorius geschlagen und genöthigt diese Gegenden zu verlassen, obwohl sich Metellus zur Belagerung dieser Stadt mit ihm vereinigt hatte. In ähnlicher Weise ward, nachdem Metellus in seiner Provinz, Pompeius in Gallien überwintert hatte, der Feldzug 681 geführt; doch gewann Pompeius in diesem Jahr nachhaltigere Erfolge und bestimmte eine beträchtliche Anzahl Gemeinden von der Insurrection zurückzutreten.

Acht Jahre währte also der sertorianische Krieg und noch war weder hüben noch drüben ein Ende abzusehen. Unbeschreiblich litt unter demselben der Staat. Die Blüthe der italischen Jugend ging in den aufreibenden Strapazen des spanischen Krieges zu Grunde. Die öffentlichen Kassen entbehrten nicht blofs die spanischen Einnahmen, sondern hatten auch für die Besoldung und Verpflegung der spanischen Heere jährlich sehr ansehnliche Summen nach Spanien zu senden, die man kaum aufzubringen wufste. Dafs Spanien verödete und verarmte, und die so schön daselbst sich entfaltende römische Civilisation einen schweren Stofs erhielt, versteht sich von selbst, zumal bei einem so erbitterten Gebahren und nur zu oft die Vernichtung ganzer Gemeinden veranlassenden Insurrectionskrieg. Selbst die Städte, die zu der in Rom herrschenden Partei hielten, hatten unsägliche Noth zu erdulden; die an der Küste gelegenen mufsten durch die römische Flotte mit dem Nothwendigen versehen werden und die Lage der treuen binnenländischen Gemeinden war beinahe verzweifelt. Fast nicht weniger litt die gallische Landschaft, theils durch die Requisitionen an Zuzug zu Fufs und zu Pferde, an Getreide und Gebl, theils durch die drückende Last der Winterquartiere, die in Folge der Mifsernte 680 sich ins Unerträgliche steigerte; fast alle Gemeindekassen waren genöthigt zu den römischen Banquiers ihre Zuflucht zu nehmen und eine erdrückende Schuldenlast sich aufzubürden. Feldherren und Soldaten führten den Krieg mit Widerwillen. Die Feldherren waren getroffen auf einen an Talent weit überlegenen Gegner, auf einen langweilig zähen Widerstand, auf einen Krieg sehr ernsthafter Gefahren und schwer erfochtener wenig glänzender Erfolge; es ward behauptet, dafs Pompeius damit umgehe sich aus Spanien abberufen und irgend anderswo ein erwünschteres Commando sich übertragen zu lassen. Die Soldaten waren gleichfalls wenig erbaut von einem

Feldzug, in dem es nicht allein weiter nichts zu holen gab als harte Schläge und werthlose Beute, sondern auch ihr Sold ihnen höchst unregelmäfsig gezahlt ward; Pompeius berichtete im Winter 680/1 an den Senat, dafs seit zwei Jahren der Sold im Rückstand sei und das Heer sich aufzulösen drohe, wenn der Senat nicht Rath schaffe; worauf denn endlich die benöthigten Summen kamen. Einen ansehnlichen Theil dieser Uebelstände hätte die römische Regierung allerdings zu beseitigen vermocht, wenn sie es über sich hätte gewinnen können den spanischen Krieg mit minderer Schlaffheit, um nicht zu sagen mit besserem Willen zu führen. In der Hauptsache aber war es weder ihre Schuld noch die Schuld der Feldherren, dafs ein so überlegenes Genie, wie Sertorius war, auf einem für den Insurrections- und Corsarenkrieg so überaus günstigen Boden aller numerischen Ueberlegenheit zum Trotz den kleinen Krieg Jahre und Jahre fortzuführen vermochte. Ein Ende war hier so wenig abzusehen, dafs vielmehr die sertorianische Insurrection sich mit andern gleichzeitigen Aufständen verschlingen und dadurch ihre Gefährlichkeit steigern zu wollen schien. Eben damals ward auf allen Meeren mit den Flibustierflotten, ward in Italien mit den aufständischen Sclaven, in Makedonien mit den Völkerschaften an der unteren Donau, in Kleinasien abermals mit König Mithradates gefochten. Ob Sertorius mit den italischen und makedonischen Feinden Roms Verbindungen angeknüpft hat, läfst sich nicht bestimmt sagen, obwohl er allerdings mit den Marianern in Italien in beständigem Verkehr stand; mit den Piraten hatte er schon früher offenes Bündnifs gemacht und mit dem pontischen König, mit welchem er längst durch Vermittelung der an dessen Hof verweilenden römischen Emigranten Einverständnisse unterhalten hatte, schlofs er jetzt einen förmlichen Allianztractat, in dem Sertorius dem König die kleinasiatischen Clientelstaaten, nicht aber die römische Provinz Asia abtrat, überdies ihm einen zum Führer seiner Truppen geeigneten Offizier und eine Anzahl Soldaten zu senden versprach, der König dagegen ihm 40 Schiffe und 3000 Talente (5 Mill. Thlr.) zu überweisen sich anheischig machte. Schon erinnerten die klugen Politiker in der Hauptstadt an die Zeit, als Italien sich durch Philippos und durch Hannibal von Osten und Westen aus bedroht sah; der neue Hannibal, meinte man, könne, nachdem er wie sein Vorfahr Spanien durch sich selbst bezwungen, eben wie dieser mit den Streitkräften Spaniens in Italien und gar leicht früher als Pompeius dort eintreffen, um, wie einst

der Phönikier, die Etrusker und Samniten gegen Rom unter die Waffen zu rufen.

Indefs dieser Vergleich war doch mehr witzig als richtig. Sertorius war bei weitem nicht stark genug um das Riesenunternehmen Hannibals zu erneuern; er war verloren, wenn er Spanien verliefs, an dessen Landes- und Volkseigenthümlichkeit all seine Erfolge hingen, und auch hier mehr und mehr genöthigt der Offensive zu entsagen. Sein bewundernswerthes Führergeschick konnte die Beschaffenheit seiner Truppen nicht ändern; der spanische Landsturm blieb, was er war, unzuverlässig wie die Welle und der Wind, bald in Massen bis zu 150000 Köpfen versammelt, bald wieder bis auf eine Handvoll Leute sich verlaufend; in gleicher Weise blieben die römischen Emigranten unbotmäfsig, hoffärtig und eigensinnig. Die Waffengattungen, die längeres Zusammenhalten der Corps erfordern, wie namentlich die Reiterei, waren natürlich im sertorianischen Heer sehr schwach vertreten. Seine fähigsten Offiziere und den Kern seiner Veteranen rieb der Krieg allmählich auf und auch die zuverlässigsten Gemeinden fingen an, ermüdet von der Plackerei durch die Römer und der Mifshandlung durch die sertorianischen Offiziere, Zeichen der Ungeduld und der schwankenden Treue zu geben. Es ist bemerkenswerth, dafs Sertorius, auch darin Hannibal gleich, niemals über die Hoffnungslosigkeit seiner Stellung sich getäuscht hat; er liefs keine Gelegenheit vorübergehen, um einen Vergleich herbeizuführen und war jeden Augenblick bereit gegen die Zusicherung in seiner Heimath friedlich leben zu dürfen, seinen Commandostab niederzulegen. Allein die politische Orthodoxie weifs nichts von Vergleich und Versöhnung. Sertorius durfte nicht rückwärts, nicht seitwärts; unvermeidlich mufste er weiter auf der einmal betretenen Bahn, wie sie auch schmaler und schwindelnder ward. Wie Hannibals wurden auch seine kriegerischen Erfolge nothwendig immer geringer; man fing an sein militärisches Talent in Zweifel zu ziehen: er sei nicht mehr der alte, hiefs es, er verbringe den Tag beim Schmaus oder beim Becher und verschleudere die Gelder wie die Stunden. Die Zahl der Ausreifser, der abfallenden Gemeinden mehrte sich. Bald kamen Pläne der römischen Emigranten gegen das Leben des Feldherrn bei diesem zur Anzeige; sie klangen glaublich genug, wo so manche Offiziere, namentlich Perpenna nur widerwillig sich unter den Oberbefehl des Sertorius gefügt hatten und seit langem von den römischen Statthaltern dem Mörder des feindlichen Oberfeldherrn Amnestie und ein hohes Blutgeld ausgelobt

war. Sertorius entzog auf diese Inzichten hin die Hut seiner Person den römischen Soldaten und gab sie erlesenen Spaniern. Gegen die Verdächtigen selbst schritt er mit furchtbarer, aber nothwendiger Strenge ein und verurtheilte, ohne wie sonst Rathmänner zuzuziehen, verschiedene Angeschuldigte zum Tode; den Fremden, hiefs es in den Kreisen der Mifsvergnügten, sei er gefährlicher als den Feinden. Bald ward eine zweite Verschwörung entdeckt, die ihren Sitz in seinem eigenen Stabe hatte; wer zur Anzeige gebracht ward, mufste flüchtig werden oder bluten, aber nicht alle wurden verrathen und die übrigen Verschworenen, unter ihnen vor allem Perpenna, fanden hierin nur einen neuen Antrieb sich zu eilen. In Osca ward auf Perpennas Veranstaltung dem Feldherrn ein glänzender Sieg berichtet, den seine Truppen erfochten. Bei der zur Feier dieses Sieges von Perpenna veranstalteten festlichen Mahlzeit erschien auch Sertorius, begleitet, wie er pflegte, von seinem spanischen Gefolge. Gegen den sonstigen Brauch im sertorianischen Hauptquartier ward das Fest bald zum Bacchanal; wüste Reden flogen über den Tisch und es schien, als wenn einige der Gäste Gelegenheit suchten einen Wortwechsel zu beginnen; Sertorius warf sich auf seinem Lager zurück und schien den Lärm überhören zu wollen. Da klirrte eine Trinkschale auf den Boden; Perpenna gab das verabredete Zeichen. Marcus Antonius, der neben Sertorius lag, führte den ersten Streich gegen ihn und da dieser sich umwandte und sich aufzurichten versuchte, stürzte er sich über ihn und hielt ihn nieder, bis die übrigen Tischgäste, sämmtlich Theilnehmer der Verschwörung, sich auf die Ringenden warfen und den wehrlosen an beiden Armen festgehaltenen Feldherrn erstachen (682). Mit ihm starben seine treuen Begleiter. So endigte einer der gröfsten, wo nicht der gröfste Mann, den Rom bisher hervorgebracht, ein Mann, der unter glücklicheren Umständen vielleicht der Regenerator seines Vaterlandes geworden sein würde, durch den Verrath der elenden Emigrantenbande, die er gegen die Heimath zu führen verdammt war. Die Geschichte liebt die Coriolane nicht; auch mit diesem hochherzigsten, genialsten, bedauernswerthesten unter allen hat sie keine Ausnahme gemacht.

Die Erbschaft des Gemordeten dachten die Mörder zu thun. Nach Sertorius Tode machte Perpenna als der höchste unter den römischen Offizieren der spanischen Armee Ansprüche auf den Oberbefehl. Man fügte sich, aber mifstrauend und widerstrebend. Wie man auch gegen Sertorius bei seinen Lebzeiten gemurrt hatte, der Tod setzte den Helden wieder in sein Recht ein und

gewaltig brauste der Unwille der Soldaten auf, als bei der Publication seines Testaments unter den Namen der Erben auch der des Perpenna verlesen ward. Ein Theil der Soldaten, namentlich die lusitanischen, verliefen sich und auch die zurückgebliebenen beschlich die Ahnung, dafs mit Sertorius Tode der Geist und das Glück von ihnen gewichen sei. Bei der ersten Begegnung mit Pompeius wurden denn auch die elend geführten und muthlosen Insurgentenhaufen vollständig zersprengt und unter anderen Offizieren auch Perpenna gefangen eingebracht. Durch die Auslieferung der Correspondenz des Sertorius, die zahlreiche angesehene Männer in Italien compromittirt haben würde, suchte der Elende sich das Leben zu erkaufen; indefs Pompeius befahl die Papiere ungelesen zu verbrennen und überantwortete ihn so wie die übrigen Insurgentenchefs dem Scharfrichter. Die entkommenen Emigranten verliefen sich und gingen gröfstentheils in die mauretanischen Wüsten oder zu den Piraten. Einem Theil derselben eröffnete bald darauf das plotische Gesetz, das namentlich der junge Caesar eifrig unterstützte, die Rückkehr in die Heimath; diejenigen aber von ihnen, die an dem Morde des Sertorius theilgenommen hatten, starben mit Ausnahme eines einzigen sämmtlich eines gewaltsamen Todes. Osca und überhaupt die meisten Städte, die im diesseitigen Spanien noch zu Sertorius gehalten hatten, öffneten dem Pompeius jetzt freiwillig ihre Thore; nur Uxama (Osma), Clunia und Calagurris mufsten mit den Waffen bezwungen werden. Die beiden Provinzen wurden neu geordnet; in der jenseitigen erhöhte Metellus den schuldigsten Gemeinden die Jahrestribute; in der diesseitigen schaltete Pompeius lohnend und strafend, wie zum Beispiel Calagurris seine Selbstständigkeit verlor und unter Osca gelegt ward. Einen Haufen sertorianischer Soldaten, der in den Pyrenäen sich zusammengefunden hatte, bewog Pompeius zur Unterwerfung und siedelte ihn nordwärts der Pyrenäen bei Lugudunum (St. Bertrand im Dep. Haute-Garonne) als die Gemeinde der ‚Zusammengelaufenen' (*convenae*) an. Auf der Pafshöhe der Pyrenäen wurden die römischen Siegeszeichen errichtet; am Ende des Jahres 683 zogen Metellus und Pompeius mit ihren Heeren durch die Strafsen der Hauptstadt, um den Dank der Nation für die Besiegung der Spanier dem Vater Jovis auf dem Capitol darzubringen. Noch über das Grab hinaus schien Sullas Glück mit seiner Schöpfung zu sein und dieselbe besser zu schirmen als die zu ihrer Hut bestellten unfähigen und schlaffen Wächter. Die Opposition im Staat hatte durch die Unfähig-

keit und Vorschnelligkeit ihres Führers, die Emigration durch inneren Zwist sich selber gesprengt. Die Niederlagen derselben, obwohl weit mehr das Werk eigener Verkehrtheit und Zerfahrenheit als der Anstrengungen ihrer Gegner, waren doch ebenso viele Siege der Oligarchie. Noch einmal waren die curulischen Stühle befestigt.

KAPITEL II.

Die sullanische Restaurationsherrschaft.

Als nach Unterdrückung der den Staat in seiner Existenz bedrohenden cinnanischen Revolution es der restaurirten Senatsregierung möglich ward der inneren und äußeren Sicherheit des Reiches wiederum die erforderliche Aufmerksamkeit zu widmen, zeigten sich der Angelegenheiten genug, deren Lösung nicht verschoben werden konnte, ohne die wichtigsten Interessen zu verletzen und gegenwärtige Unbequemlichkeiten zu künftigen Gefahren anwachsen zu lassen. Abgesehen von der sehr ernsten Verwickelung der spanischen Angelegenheiten war es schlechterdings nothwendig, theils die Barbaren in Thrakien und den Donauländern, die Sulla bei seinem Marsch durch Makedonien nur oberflächlich hatte züchtigen können (II, 287), nachhaltig zu Paaren zu treiben und die verwirrten Verhältnisse an der Nordgrenze der griechischen Halbinsel militärisch zu regeln, theils den überall, namentlich aber in den östlichen Gewässern herrschenden Flibustierbanden gründlich das Handwerk zu legen, theils endlich in die unklaren kleinasiatischen Verhältnisse eine bessere Ordnung zu bringen. Der Friede, den Sulla im J. 670 mit König Mithradates von Pontos abgeschlossen hatte (II, 286) und von dem der Vertrag mit Murena 673 (II, 320) wesentlich eine Wiederholung war, trug durchaus den Stempel eines nothdürftig für den Augenblick hergestellten Provisoriums; und das Verhältnis der Römer zu König Tigranes von Armenien, mit dem sie doch faktisch Krieg geführt hatten, war in diesem Frieden ganz unberührt geblieben. Mit Recht hatte Tigranes

darin die stillschweigende Erlaubnifs gefunden sich in den Besitz der römischen Clientelstaaten Kappadokien, Kilikien, Syrien zu setzen, und demgemäfs gehandelt. Wenn dieselben nicht als preisgegeben erscheinen sollten, war es nothwendig in Güte oder Gewalt mit dem neuen Grofskönig Asiens sich abzufinden.

Betrachten wir, nachdem in dem vorhergehenden Kapitel die mit dem demokratischen Treiben zusammenhängende Bewegung in Italien und Spanien und deren Ueberwältigung durch die senatorische Regierung dargestellt wurde, in diesem das äufsere Regiment, wie die von Sulla eingesetzte Behörde es geführt oder auch nicht geführt hat.

Man erkennt noch Sullas kräftige Hand in den energischen Mafsregeln, die in der letzten Zeit seiner Regentschaft der Senat ungefähr gleichzeitig gegen die Sertorianer, gegen die Dalmater und Thraker und gegen die kilikischen Piraten verfügte. — Die Expedition nach der griechisch-illyrischen Halbinsel hatte den Zweck theils die barbarischen Stämme botmäfsig oder doch zahm zu machen, die das ganze Binnenland vom schwarzen bis zum adriatischen Meere durchstreiften und unter denen namentlich die Besser (im grofsen Balkan), wie man damals sagte, selbst unter den Räubern als Räuber verrufen waren, theils die namentlich im dalmatinischen Littoral sich bergenden Corsaren zu vernichten. Wie gewöhnlich ging der Angriff gleichzeitig von Dalmatien und von Makedonien aus, in welcher letzteren Provinz ein Heer von fünf Legionen hiezu gesammelt ward. In Dalmatien führte der gewesene Prätor Gaius Cosconius den Befehl, der das Land nach allen Richtungen durchzog und die Festung Salonae nach zweijähriger Belagerung erstürmte. In Makedonien versuchte der Proconsul Appius Claudius (676—678) zunächst sich an der makedonisch-thrakischen Grenze der Berglandschaften am linken Ufer des Karasu zu bemeistern. Von beiden Seiten ward der Krieg mit arger Wildheit geführt; die Thraker zerstörten die eroberten Ortschaften und metzelten die Gefangenen nieder und die Römer vergalten Gleiches mit Gleichem. Ernstliche Erfolge aber wurden nicht erreicht; die beschwerlichen Märsche und die beständigen Gefechte mit den zahlreichen und tapfern Gebirgsbewohnern decimirten nutzlos die Armee; der Feldherr selbst erkrankte und starb. Sein Nachfolger Gaius Scribonius Curio (679—681) wurde durch mancherlei Hindernisse, namentlich auch durch einen nicht unbedeutenden Militäraufstand bewogen die schwierige Expedition gegen die Thraker fallen zu lassen und dafür sich nach der makedonischen Nordgrenze zu wenden, wo er die schwächeren Bar-

dauer (in Serbien) unterwarf und bis an die Donau gelangte. Erst der tapfere und fähige Marcus Lucullus (682. 683) rückte wieder gegen Osten vor, schlug die Besser in ihren Bergen, nahm ihre Hauptstadt Uscudama oder Philippopolis (Adrianopel) und zwang sie der römischen Oberhoheit sich zu fügen. Der König der Odrysen Sadalas und die griechischen Städte an der Ostküste nördlich und südlich vom Balkangebirge: Istropolis, Tomoi, Kallatis, Odessos (bei Varna), Mesembria und andere, wurden abhängig von den Römern; Thrakien, von dem die Römer bisher kaum mehr inne gehabt hatten als die attalischen Besitzungen auf dem Chersones, ward jetzt ein freilich wenig botmäßiger Theil der Provinz Makedonien.

Aber weit nachtheiliger als die immer doch auf einen geringen Theil des Reiches sich beschränkenden Raubzüge der Thraker und Dardaner war für den Staat wie für die Einzelnen die Piraterie, die immer weiter um sich griff und immer fester sich organisirte. Der Seeverkehr war auf dem ganzen Mittelmeer in ihrer Gewalt. Italien konnte weder seine Producte aus- noch das Getreide aus den Provinzen einführen; dort hungerten die Leute, hier stockte wegen Mangel an Absatz die Bestellung der Getreidefelder. Keine Geldsendung, kein Reisender war mehr sicher; die Staatskasse erlitt die empfindlichsten Verluste; eine große Anzahl angesehener Römer wurde von den Corsaren aufgebracht und mußte mit schweren Summen sich ranzioniren, wenn es nicht gar den Piraten beliebte an einzelnen derselben das Blutgericht zu vollstrecken, das dann auch wohl mit wildem Humor gewürzt ward. Die Kaufleute, ja die nach dem Osten bestimmten römischen Truppenabtheilungen fingen an ihre Fahrten vorwiegend in die ungünstige Jahreszeit zu verlegen und die Winterstürme weniger zu scheuen als die Piratenschiffe, die freilich selbst in dieser Jahreszeit doch nicht ganz vom Meere verschwanden. Aber wie empfindlich die Sperrung der See war, sie war eher zu ertragen als die Heimsuchung der griechischen und kleinasiatischen Inseln und Küsten. Ganz wie später in der Normannenzeit hielten die Corsarengeschwader bei den Seestädten an und zwangen sie entweder mit großen Summen sich loszukaufen oder belagerten und stürmten sie mit gewaffneter Hand. Wenn unter Sullas Augen nach geschlossenem Frieden mit Mithradates Samothrake, Klazomenae, Samos, lassos von den Piraten ausgeraubt wurden (670), so kann man sich denken, wie es dann ging, wenn weder eine römische Flotte noch ein römisches Heer in der Nähe stand. All die alten reichen Tempel

an den griechischen und kleinasiatischen Küsten wurden nach der Reihe geplündert; allein aus Samothrake soll ein Schatz von 1000 Talenten (1700000 Thlr.) weggeführt worden sein. Apollon, heifst es bei einem römischen Dichter dieser Zeit, ist durch die Piraten so arm geworden, dafs er, wenn die Schwalbe bei ihm auf Besuch ist, aus all seinen Schätzen auch nicht ein Quentchen Gold mehr ihr verzeigen kann. Man rechnete über sechshundert von den Piraten eingenommene oder gebrandschatzte Ortschaften, darunter Städte wie Knidos, Samos, Kolophon; aus nicht wenigen früher blühenden Insel- und Küstenplätzen wanderte die gesammte Bevölkerung aus, um nicht von den Piraten fortgeschleppt zu werden. Nicht einmal im Binnenland mehr war man vor denselben sicher; es kam vor, dafs sie ein bis zwei Tagemärsche von der Küste gelegene Ortschaften überfielen. Die entsetzliche Verschuldung, der späterhin alle Gemeinden im griechischen Osten erlagen, stammt grofsentheils aus diesen verhängnifsvollen Zeiten. Das Corsarenwesen hatte seinen Charakter gänzlich verändert. Es waren nicht mehr dreiste Schnapphähne, die in den kretischen Gewässern zwischen Kyrene und dem Peloponnes — in der Flibustiersprache dem ‚goldenen Meer' — von dem grofsen Zug des italisch-orientalischen Sclaven- und Luxushandels ihren Tribut nahmen; auch nicht mehr bewaffnete Sclavenfänger, die ‚krieg, Handel und Piraterie' ebenmäfsig neben einander betrieben; es war ein Corsarenstaat mit einem eigenthümlichen Gemeingeist, mit einer festen sehr respectablen Organisation, mit einer eigenen Heimath und den Anfängen einer Symmachie, ohne Zweifel auch mit bestimmten politischen Zwecken. Die Flibustier nannten sich Kiliker; in der That fanden auf ihren Schiffen die Verzweifelten und Abenteurer aller Nationen sich zusammen: die entlassenen Söldner von den kretischen Werbeplätzen, die Bürger der vernichteten Ortschaften Italiens, Spaniens und Asiens, die Soldaten und Offiziere aus Fimbrias und Sertorius Heeren, überhaupt die verlorenen Leute aller Nationen, die gehetzten Flüchtlinge aller überwundenen Parteien, alles was elend und verwegen war — und wo war nicht Jammer und Frevel in dieser unseligen Zeit? Es war keine zusammengelaufene Bebeshande mehr, sondern ein geschlossener Soldatenstaat, in dem die Freimaurerei der Aechtung und des Verbrechens an die Stelle der Nationalität trat und innerhalb dessen das Verbrechen wie so oft vor sich selbst sich rettete in den hochherzigsten Gemeinsinn. In einer zuchtlosen Zeit, wo Feigheit und Unbotmäfsigkeit alle Bande der gesellschaftlichen Ord-

nung erschlafft hatten, mochten die legitimen Gemeinwesen sich ein Muster nehmen an diesem Bastardstaat der Noth und Gewalt, in den allein das unverbrüchliche Zusammenstehen, der kameradschaftliche Sinn, die Achtung vor dem gegebenen Treuwort und den selbstgewählten Häuptern, die Tapferkeit und die Gewandtheit sich geflüchtet zu haben schienen. Wenn auf der Fahne dieses Staats die Rache an der bürgerlichen Gesellschaft geschrieben war, die, mit Recht oder mit Unrecht, seine Mitglieder von sich ausgestofsen hatte, so liefs sich darüber streiten, ob diese Devise viel schlechter war als die der italischen Oligarchie und des orientalischen Sultanismus, die im Zuge schienen die Welt unter sich zu theilen. Die Corsaren wenigstens fühlten jedem legitimen Stande sich ebenbürtig; von ihrem Räuberstolz, ihrer Räuberpracht und ihrem Räuberhumor zeugt noch manche echte Filibustergeschichte toller Lustigkeit und ritterlicher Raubesweise; sie meinten, und rühmten sich dessen, in einem gerechten Krieg mit der ganzen Welt zu leben; was sie darum gewannen, das hiefs ihnen nicht Raubgut, sondern Kriegsbeute; und wenn dem ergriffenen Filibuster in jedem römischen Hafen das Kreuz gewifs war, so nahmen auch sie es als ein Recht in Anspruch jeden ihrer Gefangenen hinrichten zu dürfen. Ihre militärisch-politische Organisation war namentlich seit dem mithradatischen Krieg fest geschlossen. Ihre Schiffe, gröfstentheils ‚Mauskähne', das heifst kleine offene schnellsegelnde Barken, nur zum kleineren Theil Zwei- und Dreidecker, waren jetzt regelmäfsig in Geschwader vereinigt und fuhren unter Admiralen, deren Barken in Gold und Purpur zu glänzen pflegten. Dem bedrohten Kameraden, mochte er auch völlig unbekannt sein, weigerte kein Piratencapitän den erbetenen Beistand; der mit einem derselben abgeschlossene Vertrag ward von der ganzen Gesellschaft unweigerlich anerkannt, aber auch jede einem zugefügte Unbill von allen gerächet. Ihre rechte Heimath war das Meer, von den Säulen des Herkules bis in die syrischen und aegyptischen Gewässer; die Zufluchtsstätten, deren sie daneben für sich und ihre schwimmenden Häuser auf dem Festlande bedurften, gewährten ihnen bereitwillig die mauretanischen und dalmatischen Gestade, die Insel Kreta, vor allem die an Vorsprüngen und Schlupfwinkeln reiche, die Hauptstrafse des Seehandels jener Zeit beherrschende und so gut wie herrenlose Südküste Kleinasiens. Der lykische Städtebund daselbst und die pamphylischen Gemeinden hatten wenig zu bedeuten; die seit 652 in Kilikien bestehende römische Station reichte zur Beherrschung der weitläuftigen Küste

bei weitem nicht aus; die syrische Herrschaft über Kilikien war immer nur nominell gewesen und seit kurzem gar ersetzt worden durch die armenische, deren Inhaber als achter Großkönig um das Meer gar nicht sich kümmerte und dasselbe bereitwillig den Kilikern zur Plünderung preisgab. So war es kein Wunder, wenn die Corsaren hier gediehen wie nirgends sonst. Nicht blofs besafsen sie hier überall am Ufer Signalplätze und Stationen, sondern auch weiter Landeinwärts in den abgelegensten Verstecken des unwegsamen und gebirgigen lykischen, pamphylischen, kilikischen Binnenlandes hatten sie sich ihre Felsschlösser erbaut, in denen, während sie selbst zur See fuhren, sie ihre Weiber, Kinder und Schätze bargen, auch wohl in gefährlichen Zeiten selbst dort eine Zufluchtstätte fanden. Namentlich gab es solche Corsarenschlösser in grofser Zahl in dem rauhen Kilikien, dessen Waldungen zugleich den Piraten das vortrefflichste Holz zum Schiffbau lieferten und wo deshalb ihre hauptsächlichsten Schiffbauplätze und Arsenale sich befanden. Es war nicht zu verwundern, dafs an diesem gerüsteten Militärstaat sich eine feste Clientel von Seestädten anschlofs, die mit den Piraten wie mit einer befreundeten Macht auf Grund bestimmter Verträge Handelsverkehr eröffneten und der Aufforderung der römischen Statthalter Schiffe gegen sie zu stellen nicht nachkamen; wie denn zum Beispiel die nicht unbeträchtliche Stadt Side in Pamphylien den Piraten gestattete auf ihren Werften Schiffe zu bauen und die gefangenen Freien auf ihrem Marktplatz feilzubieten. Eine solche Seeraubherrschaft war eine politische Macht; und als politische Macht gab sie sich und ward sie genommen, seit zuerst der syrische König Tryphon sie als solche benutzt und seine Herrschaft auf sie gestützt hatte (II, 61). Wir finden die Piraten als Verbündete des Königs Mithradates von Pontos so wie der römischen demokratischen Emigration; wir finden sie Schlachten liefern gegen die Flotten Sullas in den östlichen wie in den westlichen Gewässern. Wir finden einzelne Piratenfürsten, die über eine Kette von ansehnlichen Küstenplätzen geboten. Es läfst sich nicht sagen, wie weit die innere politische Entwickelung dieses schwimmenden Staates bereits gediehen war; aber unleugbar liegt in diesen Bildungen der Keim eines Seekönigthums, das bereits sich ansässig zu machen beginnt und aus dem unter günstigen Verhältnissen wohl ein dauernder Staat sich hätte entwickeln mögen.

Es ist hiermit ausgesprochen und ward zum Theil schon bereits früher (II, 60) bezeichnet, wie die Römer auf ‚ihrem Meere' die Ordnung hielten oder vielmehr nicht hielten. Roms Schutz-

herrschaft über die Aemter bestand wesentlich in der militairischen Vormundschaft; für die in der Hand der Römer vereinigte Vertheidigung zur See und zu Lande zahlten oder zinsten den Römern die Provinzialen. Aber wohl niemals hat ein Vormund seinen Mündel unverschämter betrogen als die römische Oligarchie die unterthanigen Gemeinden. Statt dass Rom eine allgemeine Reichsflotte aufgestellt und die Seepolizei centralisirt hätte, liefs der Senat die einheitliche Oberleitung des Seepolizeiwesens, ohne die eben hier gar nichts auszurichten war, ganzlich fallen und überliefs es jedem einzelnen Statthalter und jedem einzelnen Clientelstaat sich der Piraten zu erwehren, wie jeder wollte und konnte. Statt dass Rom, wie es sich anheischig gemacht, das Flottenwesen mit seinem und der formell souveränen gehorchenden Clientelstaaten Gut und Blut ausschliefslich bestritten hätte, liefs man die italische Kriegsmarine eingehen und lernte sich behelfen mit den von den einzelnen Kaufstädten requirirten Schiffen oder noch häufiger mit den überall organisirten Strandwachen, wo dann in beiden Fällen alle Kosten und Beschwerden die Unterthanen trafen. Die Provinzialen mochten sich glücklich schätzen, wenn der römische Statthalter die für die Küstenvertheidigung ausgeschriebenen Requisitionen nur wirklich zu diesem Zwecke verwandte und nicht für sich unterschlug, oder wenn sie nicht, wie sehr häufig geschah, angewiesen wurden für einen von den Seeräubern gefangenen vornehmen Römer die Ranzion zu bezahlen. Was etwa Verständiges begonnen ward, wie die Besetzung Kilikiens 652, verkümmerte sicher in der Ausführung. Wer von den Römern dieser Zeit nicht ganzlich in den daselbigen Vorstellungen von nationaler Grösse befangen war, der hätte wünschen müssen von der Rednerbühne auf dem Markte die Schiffsschnäbel herabreifsen zu dürfen, um wenigstens nicht stets durch sie an die in besserer Zeit erfochtenen Seesiege sich gemahnt zu finden. — Indefs that doch Sulla, der in dem Kriege gegen Mithradates natürlich hinreichend sich hatte überzeugen können, welche Gefahren die Vernachlässigung des Flottenwesens mit sich bringe, verschiedene Schritte um dem Uebel ernsthaft zu steuern. Der Auftrag zwar, welchen er den von ihm in Asien eingesetzten Statthaltern zurückgelassen, in den Seestädten eine Flotte gegen die Seeräuber auszurüsten, hatte wenig gefruchtet, da Murena es vorzog Krieg mit Mithradates anzufangen und der Statthalter von Kilikien Gnaeus Dolabella sich ganz untüchtig erwies. Deshalb beschlofs im J. 675 der Senat einen der Consuln nach Kilikien zu senden; das Loos traf den tüchtigen Publius Servilius. Er schlug in einem blutigen Treffen die Flotte der Piraten und

wandte sich darauf zur Zerstörung derjenigen Städte an der kleinasiatischen Südküste, die ihnen als Ankerplätze und Entrepots dienten. Die Festungen des mächtigen Seeräuber-Fürsten Zenikétes: Olympos, Korykos, Phaselis im östlichen Lykien, Attaleia in Pamphylien wurden gebrochen und in den Flammen der Burg Olympos fand der Fürst selbst den Tod. Hierauf wandte sich Servilius gegen die Isaurer, welche im nordwestlichen Winkel des rauhen Kilikiens am nördlichen Abhang des Taurus ein mit prachtvollen Eichenwäldern bedecktes Labyrinth von steilen Bergrücken, zerklüfteten Felsen und tiefgeschnittenen Thälern bewohnten — eine Gegend, die noch heute von den Erinnerungen an die alte Räuberzeit erfüllt ist. Um diese isaurischen Felsennester, die letzten und sichersten Zufluchtsstätten der Filibustier, zu bezwingen, führte Servilius die erste römische Armee über den Taurus und brach die heimischen Festungen Oroanda und vor allem Isaura selbst, das Ideal einer Räuberstadt, auf der Höhe eines schwer zugänglichen Bergzuges gelegen und die weite Ebene von Ikonion vollständig überschauend und beherrschend. Der dreijährige Feldzug (676—678), aus dem Publius Servilius für sich und seine Nachkommen den Beinamen des Isauriers heimbrachte, war nicht ohne Frucht; eine grosse Anzahl von Corsaren und Corsarenschiffen geriethen durch denselben in die Gewalt der Römer; Lykien, Pamphylien, Westkilikien wurden arg verheert, die Gebiete der zerstörten Städte eingezogen und die Provinz Kilikien mit ihnen erweitert. Allein es lag in der Natur der Sache, dass die Piraterie doch damit keineswegs unterdrückt war, sondern nur sich zunächst nach andern Gegenden, namentlich nach der ältesten Herberge der Corsaren des Mittelmeers (II, 60), nach Kreta zog. Nur umfassend und einheitlich durchgeführte Repressivmassregeln oder vielmehr nur die Einrichtung einer stehenden Seepolizei konnten hier durchgreifende Abhülfe gewähren.

In vielfacher Beziehung mit diesem Seekrieg standen die Verhältnisse des kleinasiatischen Festlandes. Die Spannung, die hier zwischen Rom und den Königen von Pontos und Armenien bestand, liefs nicht nach, sondern steigerte sich mehr und mehr. Auf der einen Seite griff König Tigranes von Armenien in der rücksichtslosesten Weise erobernd um sich. Die Parther, deren Staat in dieser Zeit auch durch innere Unruhen im tiefsten Verfall darniederlag, wurden in andauernden Fehden weiter und weiter in das innere Asien zurückgedrängt. Von den Landschaften zwischen Armenien, Mesopotamien und Iran wurden Korduene (nördliches Kurdistan) und das atropatenische Medien

(Adiabene) aus parthischen in armenische Lehnkönigreiche verwandelt und das Reich von Ninive (Mosul) oder Adiabene wenigstens vorübergehend gleichfalls gezwungen in die armenische Clientel einzutreten. Auch in Mesopotamien, namentlich in und um Nisibis, ward die armenische Herrschaft begründet; nur die südliche grofsentheils wüste Hälfte scheint nicht in festem Besitz des neuen Grofskönigs gewesen und namentlich Seleukeia am Tigris ihm nicht unterthänig geworden zu sein. Das Reich von Edessa oder Osroene übergab er einem Stamme der schweifenden Araber, den er aus dem südlichen Mesopotamien hieher verpflanzte und hier ansässig machte, um durch ihn den Euphratübergang und die grofse Handelsstrafse zu beherrschen*. Aber Tigranes beschränkte seine Eroberungen keineswegs auf das östliche Ufer des Euphrat. Vor allem Kappadokien war das Ziel seiner Angriffe und erlitt, wehrlos wie es war, vernichtende Schläge von dem übermächtigen Nachbar. Die östlichste Landschaft Melitene riss Tigranes von Kappadokien ab und vereinigte sie mit der gegenüberliegenden armenischen Provinz Sophene, wodurch er den Euphratübergang mit der grofsen kleinasiatisch-armenischen Handelsstrafse in seine Gewalt bekam. Nach Sullas Tode rückten sodann seine Heere in das eigentliche Kappadokien ein und führten die Bewohner der Hauptstadt Mazaka (später Kaesareia) und elf anderer griechisch geordneter Städte weg nach Armenien. Nicht mehr Umstände machte der Grofskönig mit dem in voller Auflösung begriffenen Seleukidenreiche. Hier herrschte im Süden von der ägyptischen Grenze bis nach Stratons Thurm (Kaesareia) der Judenfürst Alexandros Jannaeos, der im Kampfe mit den syrischen, ägyptischen und arabischen Nach-

* Das Reich von Edessa, dessen Gründung die einheimischen Chroniken um 620 setzen (II, 571), kam erst einige Zeit nach seiner Entstehung unter die arabische Dynastie der Abgaren und Mannos, die wir später daselbst finden. Offenbar hängt dies zusammen mit der Ansiedlung vieler Araber durch Tigranes den Grofsen in der Gegend von Edessa, Kallirrhoe, Karrhae (Plin. *h. n.* 5, 20, 85. 21, 80. 6, 28, 142); wovon auch Plutarch (*Luc.* 21) berichtet, dafs Tigranes, die Sitten der Zeltaraber umwandelnd, sie seinem Reiche näher ansiedelte, um durch sie des Handels sich zu bemächtigen. Vermuthlich ist dies so zu verstehen, dafs die Beduinen, die gewohnt waren, durch ihr Gebiet Handelsstrafsen zu eröffnen und auf diesen feste Durchgangszölle zu erheben (Strabon 16, 748), dem Grofskönig als eine Art von Zollcontrolleuren dienen und an der Euphratpassage für ihn und für sich Zölle erheben sollten. Diese armenischen Araber (*Orei Arabes*), wie sie Plinius nennt, müssen auch die Araber am Berg Amanos sein, die Afranios überwand (Plut. *Pomp.* 39).

harn und mit den Reichsstädten seine Herrschaft Schritt vor Schritt erweiterte und befestigte. Die gröfseren Städte Syriens, Gaza, Stratons Thurm, Ptolemais, Berœa versuchten sich bald als freie Gemeinden, bald unter sogenannten Tyrannen auf eigene Hand zu behaupten; vor allen die Hauptstadt Antiochia war so gut wie selbstständig. Damaskos und die Libanosthäler hatten sich dem nabatäischen Fürsten Aretas von Petra unterworfen. In Kilikien endlich herrschten die Seeräuber oder die Römer. Und um diese in tausend Splitter zerschellende Krone fuhren die Seleukidenprinzen, als gälte es das Königthum allen zum Spott und zum Aergernifs zu machen, beharrlich fort unter einander zu hadern, ja, während alles von diesem gleich dem Hause des Laios zu ewigem Zwiste verfluchten Geschlechte abtrünnig ward, sogar Ansprüche auf den durch den erblosen Abgang König Alexanders II. erledigten Thron von Aegypten zu erheben. So fand König Tigranes hier leichtes Spiel. Das östliche Kilikien ward ohne Schwierigkeit von ihm unterworfen und die Bürgerschaften von Soloi und anderen Städten eben wie die kappadokischen nach Armenien abgeführt. Ebenso wurde die obere syrische Landschaft mit Ausnahme der tapfer vertheidigten Stadt Seleukeia an der Mündung des Orontes und der gröfste Theil von Phoenike mit den Waffen bezwungen; um 680 ward Ptolemais von den Armeniern eingenommen und schon war der Judenstaat ernstlich bedroht. Die alte Hauptstadt der Seleukiden Antiochia ward eine der Residenzen des Grofskönigs; schon von dem Jahre 671, dem nächsten nach dem Frieden zwischen Sulla und Mithradates, an wird Tigranes in den syrischen Jahrbüchern als der Landesherr bezeichnet und erscheint Kilikien und Syrien als eine armenische Satrapie unter dem Statthalter des Grofskönigs Magadates. Die Zeit der Könige von Ninive, der Salmanassar und Sanherib, schien sich zu erneuern; wieder lastete der orientalische Despotismus schwer auf der handeltreibenden Bevölkerung der syrischen Küste wie einst auf Tyros und Sidon; wieder warfen binnenländische Grofsstaaten sich auf die Landschaften am Mittelmeer; wieder standen asiatische Heere von angeblich einer halben Million Streiter an den kilikischen und syrischen Küsten. Wie einst Salmanassar und Nebukadnezar die Juden nach Babylon geführt hatten, so mufsten jetzt aus allen Grenzlandschaften des neuen Reiches, aus Kordyene, Adiabene, Assyrien, Kilikien, Kappadokien die Einwohner, namentlich die griechischen oder halbgriechischen Stadtbürger, mit ihrer gesammten Habe bei Strafe der Confiscation alles dessen, was sie

zum klassen würden, sich zusammensiedeln in der neuen Residenz, einer von jenen mehr die Nichtigkeit der Völker als die Grösse der Herrscher verkündigenden Riesenstädten, wie sie in den Euphratlandschaften bei jedem Wechsel des Oberkönigthums auf das Machtwort des neuen Grosssultans aus der Erde sprangen. Die neue ‚Tigranesstadt', Tigranokerta, in der südlichsten Landschaft Armeniens unweit der mesopotamischen Grenze gelegen*, ward eine Stadt wie Ninive und Babylon, mit Mauern von funfzig Ellen Höhe und den zum Sultanismus nun einmal mit gehörigen Lust- Garten- und Parkanlagen. Auch sonst verleugnete der neue Grosskönig sich nicht; wie überhaupt in der ewigen Kindheit des Ostens die kindlichen Vorstellungen von den Königen mit wirklichen Kronen auf dem Haupte den Völkern niemals ausgegangen sind, so erschien auch Tigranes, wo er öffentlich sich zeigte, in Pracht und Tracht eines Nachfolgers des Dareios und Xerxes, mit dem purpurnen Kaftan, dem halb weifsen halb purpurnen Untergewand, den langen faltigen Beinkleidern, dem hohen Tiara und der königlichen Stirnbinde; wo er ging und stand, von vier ‚Königen' in Sclavenart begleitet und bedient. — Bescheidener trat König Mithradates auf. Er enthielt sich in klemasien der Uebergriffe und begnügte sich, was kein Tractat ihm verbot, seine Herrschaft am schwarzen Meere fester zu begründen und die Landschaften, die das bosporanische jetzt unter seiner Oberhoheit von seinem Sohn Machares beherrschte Königreich von dem pontischen trennten, allmählich in bestimmtere Abhängigkeit zu bringen. Zugleich wandte er alle Anstrengung darauf seine Flotte und sein Heer in Stand zu setzen und namentlich das letztere nach römischem Muster zu bewaffnen und zu organisiren, wobei die römischen Emigranten, die in grofser Zahl an seinem Hofe verweilten, ihm wesentliche Dienste leisteten. — Die Römer ihrerseits verhielten gegen Tigranes wie gegen Mithradates sich passiv und griffen überhaupt so wenig wie irgend möglich in die orientalischen Angelegenheiten ein. Sie erkannten zwar den armenischen Herrscher nicht als König von Syrien an; aber sie thaten doch auch nichts um ihn zurückzudrängen und die Seleukiden wieder herzustellen, wie nahe immer der Krieg, den sie 676 nothgedrungen in Kilikien gegen die Piraten begannen, ihnen das Einschreiten in Syrien legte. Selbst

* Die Stadt lag nicht bei Diarbekr, sondern zwischen Diarbekr und dem Wansee, dem letzteren näher, an dem Nikephorios (Jezidchaneh Su), einem der nördlichen Zuflüsse des Tigris.

die Gelegenheit, Aegypten, Kypros und Bithynien auf friedlichem Wege zu erwerben, schien nicht eben sehr willkommen sich ihnen darzubieten. Zwar als König Nikomedes III. Philopator von Bithynien im J. 679 starb und als der letzte seines Stammes — denn sein mit der Nysa erzeugter Sohn war oder hiefs unecht — sein Reich im Testament den Römern vermachte, nahmen sie diese mit der römischen Provinz grenzende Landschaft in Besitz. Allein die auf gleiche Weise möglich gewordene weit wichtigere Erwerbung von Aegypten und Kypros unterblieb. Hier war der von Sulla nach dem Tode des Ptolemaeos Soter II. Lathyros eingesetzte Sohn König Alexanders I. Alexandros II. wenige Tage nach seiner Thronbesteigung bei einem Aufstand in der Hauptstadt getödtet worden (673) und mit ihm die legitime Descendenz des Ptolemaeos Lagos Sohns zu Ende gegangen; und auch er hatte in seinem Testament* zum Erben die römische Gemeinde eingesetzt. Die Echtheit dieses Documents ward zwar bestritten; allein diese erkannte der Senat an, indem er auf Grund desselben die in Tyros für Rechnung des verstorbenen Königs niedergelegten Summen erhob. Nichtsdestoweniger gestattete er zwei notorisch illegitimen Söhnen des Königs Lathyros, dem einen, Ptolemaeos XI., der neue Dionysos oder der Flötenbläser genannt, Aegypten, dem andern, Ptolemaeos dem Kyprier, Kypros thatsächlich in Besitz zu nehmen; sie wurden vom Senat nicht ausdrücklich anerkannt, aber doch auch keine bestimmte Forderung auf Herausgabe der Reiche an sie gerichtet. Abgesehen davon, dafs die einflufsreichen Coterichäupter von

* Die streitige Frage, ob dies angebliche oder wirkliche Testament von Alexander I. († 666) oder Alexander II. († 673) herrühre, wird gewöhnlich für die erste Alternative entschieden. Allein die Gründe sind unzulänglich: denn Cicero (*de l. agr.* 1, 1, 2; 3, 3, 8; 16, 44) sagt nicht, dafs Aegypten im J. 666, sondern dafs es in oder nach diesem Jahr an Rom gefallen sei; und wenn man daraus, dafs Alexander I. im Ausland, Alexander II. in Alexandrien umkam, gefolgert hat, dafs die in Tyros lagernden Schätze dem ersteren gehört haben werden, so ist übersehen, dafs Alexander II. neunzehn Tage nach seiner Ankunft in Aegypten getödtet ward (Letronne *inscr. de l'Egypte* 2, 201), wo seine Kasse noch sehr wohl in Tyros sein konnte. Entscheidend ist dagegen der Umstand, dafs der zweite Alexander der letzte ächte Sprölsling der Lagiden war, da bei den ähnlichen Erwerbungen von Asia, Kyrene und Bithynien Rom stets von dem letzten Sprofs der berechtigten Herrscherfamilie eingesetzt worden ist. Ein unbedingtes Recht über das Reich wie über Privatgut zu testiren scheint auch dem alten Staatsrecht fremd gewesen zu sein. — Ob das Testament ächt oder falsch war, ist nicht auszumachen und auch ziemlich gleichgültig; besondere Gründe eine Fälschung anzunehmen liegen nicht vor.

diesen gleichsam auf Bittbesitz herrschenden Königen eine feste und ansehnliche Rente bezogen, ward dieser unklare Zustand hauptsächlich dadurch verewigt, dafs der Senat weder es über sich vermochte auf den wichtigen Erwerb zu verzichten noch nach Aegypten, das durch seine Lage jedem dort befehligenden General die thatsächliche Unabhängigkeit gab, ein römisches Heer und einen römischen Feldherrn zu entsenden räthlich fand.

Wer diese Verhältnisse erwägt, mufs zugestehen, dafs es den Römern nicht blofs an Kriegsgründen nicht fehlte, sondern dafs sie, wenn sie den Verlust Kappadokiens und Syriens ohne Kriegserklärung hinnahmen, damit nicht blofs ihre Schutzbefohlenen, sondern die wichtigsten Grundlagen ihrer eigenen Machtstellung preisgaben. Es war schon bedenklich, wenn sie in den griechischen Ansiedlungen und Reichen am Euphrat und Tigris die Vorwerke ihrer Herrschaft opferten; aber wenn sie die Asiaten am Mittelmeer sich festsetzen liefsen, welches die politische Basis ihres Reiches war, so war dies der Anfang des Endes. Wenn dennoch die römische Regierung hier nicht einschritt, so war dies kein Beweis von Friedensliebe, sondern das Bekenntnifs, dafs die Oligarchie durch die sullanische Restauration wohl oligarchischer, aber weder klüger noch energischer geworden war. Aber auch auf der andern Seite wollte man den Krieg nicht. Tigranes hatte keine Ursache ihn zu wünschen, wenn Rom ihm auch ohne Krieg all seine Bundesgenossen preisgab. Mithradates, der denn doch nicht blofs Sultan war und Gelegenheit gehabt hatte im Glück und Unglück Erfahrungen über Freunde und Feinde zu machen, wufste sehr wohl, dafs er in einem zweiten römischen Krieg sehr wahrscheinlich ebenso allein stehen würde wie in dem ersten und dafs er nichts Klügeres thun konnte als sich ruhig zu verhalten und sein Reich im Innern zu stärken. Dafs es ihm mit seinen friedlichen Erklärungen Ernst war, hatte er in dem Zusammentreffen mit Murena hinreichend bewiesen (II. 320) und überhaupt hütete er sich sorgfältig den Römern Veranlassung zum Bruch zu geben. Allein wie schon der erste mithradatische Krieg sich entsponnen hatte, ohne dafs eine der Parteien ihn wollte, so entwickelten auch jetzt aus den entgegengesetzten Interessen sich gegenseitiges Mifstrauen, aus diesem gegenseitige Vertheidigungsmafsregeln und es führten diese endlich durch ihr eigenes Schwergewicht zum offenen Bruch. Das seit langem die römische Politik beherrschende Mifstrauen in die eigene Schlagfertigkeit und Kampfbereitschaft, welches bei dem Mangel stehender Armeen und dem wenig musterhaften collegialischen Regiment

wohl erklärlich ist, machte es gleichsam zu einem Axiom der römischen Politik jeden Krieg nicht blofs bis zur Ueberwältigung, sondern bis zur Vernichtung des Gegners zu führen; man war insofern mit dem Frieden Sullas von Haus aus in Rom so wenig zufrieden wie einst mit den Bedingungen, die Scipio Africanus den Karthagern gewährt hatte. Die vielfach geäufserte Besorgnifs, dafs ein zweiter Angriff des pontischen Königs bevorstehe, ward einigermafsen gerechtfertigt durch die ungemeine Aehnlichkeit der gegenwärtigen Verhältnisse mit denen vor zwölf Jahren. Wieder traf ein gefährlicher innerer Krieg zusammen mit ernstlichen Rüstungen im Pontos; wieder überschwemmten die Thraker Makedonien und bedeckten die Corsarenflotten das ganze Mittelmeer; wieder kamen und gingen die Emissäre wie einst zwischen Mithradates und den Italikern so jetzt zwischen den römischen Emigranten in Spanien und denen am Hofe von Sinope. Schon im Anfang des J. 677 ward es im Senat ausgesprochen, dafs der König nur auf die Gelegenheit warte während des italischen Bürgerkriegs das römische Asien zu überfallen; die römischen Armeen in Asia und Kilikien wurden verstärkt um möglichen Ereignissen zu begegnen. Auch Mithradates verfolgte mit steigender Besorgnifs die Entwickelung der römischen Politik. Er mufste es fühlen, dafs ein Krieg der Römer gegen Tigranes, wie sehr auch der schwächliche Senat davor sich scheuen möge, doch auf die Länge kaum vermeidlich sei und er nicht umhin können werde sich an demselben zu betheiligen. Der Versuch das immer noch mangelnde schriftliche Friedensinstrument von dem römischen Senat zu erlangen war in die Wirren der lepidanischen Revolution gefallen und ohne Erfolg geblieben; Mithradates fand darin ein Anzeichen der bevorstehenden Erneuerung des Kampfes und die Einleitung dazu in der Expedition gegen die Seeräuber, die mittelbar doch auch die Könige des Ostens betraf, deren Verbündete sie waren. Noch bedenklicher waren die schwebenden Ansprüche Roms auf Aegypten und Kypros; es ist bezeichnend, dafs der pontische König den beiden Ptolemaeern, denen der Senat fortfuhr die Anerkennung zu weigern, seine beiden Töchter Mithradatis und Nyssa verlobte. Die Emigranten drängten zum Losschlagen; Sertorius Stellung in Spanien, die zu erkunden Mithradates unter passenden Vorwänden Boten in das pompeianische Hauptquartier abordnete und die in der That eben um diese Zeit imposant war, eröffnete dem König die Aussicht, nicht wie in dem ersten Krieg gegen die beiden römischen Parteien, sondern mit der einen gegen die andere

zu fechten. Ein günstigerer Moment konnte kaum gehofft werden und am Ende war es immer besser den Krieg zu erklären als ihn sich erklären zu lassen. Den Ausschlag endlich gab die Einziehung Bithyniens durch die Römer, welche, da Paphlagonien kaum zu rechnen war, die Römer zu unmittelbaren Nachbarn des pontischen Reiches machte. Der König that den entscheidenden Schritt und erklärte im Winter 679/80 den Römern den Krieg.

Gern hatte Mithradates die schwere Arbeit nicht allein unternommen. Sein nächster und natürlicher Bundesgenosse war der Großkönig Tigranes; allein der kurzsichtige Mann lehnte den Antrag seines Schwiegervaters ab. So blieben nur die Insurgenten und die Piraten. Mithradates hielt es sich angelegen sein mit beiden durch starke nach Spanien und nach Kreta entsandte Geschwader sich in Verbindung zu setzen. Mit Sertorius ward ein förmlicher Vertrag abgeschlossen (S. 29), durch den Rom an den König Bithynien, Paphlagonien, Galatien und Kappadokien abtrat — freilich lauter Abtretungen, die erst der legitimen römischen Regierung entrissen werden mußten. Wichtiger war die Unterstützung, die der spanische Feldherr durch Sendung römischer Offiziere zur Führung seiner Heere und Flotten dem König gewährte. Die thätigsten unter den Emigranten im Osten, Lucius Magius und Lucius Fannius wurden von Sertorius zu seinen Vertretern am Hofe von Sinope bestellt. Auch mit den Piraten wurden Verbindungen angeknüpft; sie stellten in großer Anzahl im pontischen Reich sich ein und namentlich durch ihre Hülfe scheint es dem König gelungen zu sein eine durch die Zahl wie durch die Tüchtigkeit der Schiffe imponirende Seemacht zu bilden. Die Hauptstütze blieben die eigenen Streitkräfte, mit denen der König, bevor die Römer in Asien eintreffen würden, sich ihrer Besitzungen daselbst bemächtigen zu können hoffte, zumal da in der Provinz Asia die Wiederherstellung der gracchischen Bodenzehnten, in Bithynien der Widerwille gegen das neue römische Regiment, in Kilikien und Pamphylien der von dem kürzlich beendigten verheerenden Krieg zurückgebliebene Brandstoff einer pontischen Invasion günstige Aussichten eröffnete. An Vorräthen fehlte es nicht; in den königlichen Speichern lagen 2 Millionen Medimnen Getreide. Flotte und Mannschaft waren zahlreich und wohlgeübt, namentlich die bastarnischen Soldknechte eine auserlesene auch italischen Soldaten gewachsene Schaar. Auch diesmal war es der König, der die Offensive begann. Ein Corps unter Diophantos rückte in Kappadokien ein, um die Festungen daselbst zu besetzen und den Römern den Weg in das pontische

Reich zu verlegen; der von Sertorius gesandte Führer, der Proprätor Marcus Marius ging in Gemeinschaft mit dem pontischen Offizier Eumachos nach Phrygien, um die römische Provinz und das Taurusgebirg zu insurgiren; die Hauptarmee, über 100000 Mann, nebst 16000 Reitern und 100 Sichelwagen, geführt von Taxiles und Hermokrates unter der persönlichen Oberleitung des Königs, und die von Aristonikos befehligte Kriegsflotte von 400 Segeln bewegten sich die kleinasiatischen Nordküste entlang um Paphlagonien und Bithynien zu besetzen. Römischer Seits ward zur Führung des Krieges in erster Reihe der Consul des J. 680 Lucius Lucullus ausersehen, der als Statthalter von Asien und Kilikien an die Spitze der in Kleinasien stehenden vier Legionen und einer fünften von ihm aus Italien mitgebrachten gestellt und angewiesen ward mit dieser auf 30000 Mann zu Fuß und 1600 Reiter sich belaufenden Armee durch Phrygien in das pontische Reich einzudringen. Sein College Marcus Cotta ging mit der Flotte und einem anderen römischen Corps nach der Propontis um Asien und Bithynien zu decken. Endlich wurde eine allgemeine Armirung der Küsten, namentlich der von der pontischen Flotte zunächst bedrohten thrakischen, angeordnet und die Säuberung der sämmtlichen Meere und Küsten von den Piraten und ihren pontischen Genossen außerordentlicher Weise einem einzigen Beamten übertragen, wofür die Wahl auf den Prätor Marcus Antonius fiel, den Sohn des Mannes, der dreißig Jahre zuvor zuerst die kilikischen Corsaren gezüchtigt hatte (II, 127). Außerdem stellte der Senat dem Lucullus eine Summe von 72 Mill. Sesterzen (5 Mill. Thlr.) zur Verfügung, um davon eine Flotte zu erbauen; was Lucullus indeß ablehnte. Aus allem sieht man, daß die Römer in der Vernachlässigung des Seewesens den Kern des Uebels erkannten und hierin wenigstens so weit Ernst machten, als Decrete reichten.

So begann im J. 680 der Krieg auf allen Punkten. Es war ein Unglück für Mithradates, daß eben im Moment seiner Kriegserklärung der Wendepunkt im sertorianischen Kriege eintrat, wodurch von vorn herein eine seiner hauptsächlichsten Hoffnungen ihm zu Grunde ging und es der römischen Regierung möglich ward ihre ganze Macht auf den See- und den kleinasiatischen Krieg zu verwenden. Schon war auf dem Continent durch die unvermeidliche Zögerung der römischen Kriegsvorbereitungen dem Feinde ein nicht unbeträchtlicher Vorsprung gegeben worden. Dem sertorianischen Proprätor, der in der römischen Provinz vorangestellt ward, öffneten eine beträchtliche Anzahl klein-

asiatischer Städte die Thore und metzelten wie im J. 666 die unter ihnen lebenden römischen Familien nieder; die Pisider, Isaurer, Kiliker ergriffen gegen Rom die Waffen. Die Gefahr war so dringend, dafs tüchtige Männer versuchten auf ihre eigene Hand wenigstens vorläufig ihr zu wehren — so verliefs auf die Kunde von diesen Ereignissen der junge Gaius Caesar Rhodos, wo er seiner Studien wegen sich aufhielt, und warf sich mit einer rasch zusammengerafften Schaar den Insurgenten entgegen. Viel freilich konnten solche Freicorps nicht ausrichten. Wenn nicht der tapfere Vierfürst des um Pessinus ansässigen Keltenstamms der Tolistobojer, Deiotarus die Partei der Römer ergriffen und glücklich gegen die pontischen Feldherren gefochten hätte, so hätte Lucullus damit beginnen müssen das Binnenland der römischen Provinz dem Feind wieder abzunehmen. Auch so aber verlor er mit der Beruhigung der Landschaft und mit der Zurückdrängung des Feindes eine kostbare Zeit, die durch die geringen Erfolge, welche seine Reiterei dabei erfocht, nichts weniger als vergütet ward. Ungünstiger noch als in Phrygien gestalteten sich die Dinge für die Römer an der Nordküste Kleinasiens. Hier hatte die grofse Armee und die Flotte der Pontiker sich Bithyniens vollständig bemeistert und die weit schwächeren Römer genöthigt mit ihrer Mannschaft und ihren Schiffen in den Mauern und dem Hafen von Kalchedon Schutz zu suchen, wo Mithradates sie blokirt hielt. Indefs war diese Einschliefsung insofern ein günstiges Ereignifs für die Römer, als es ihnen weit gelegener war bei Kalchedon als in dem fernen und unwegsamen pontischen Land die Waffenentscheidung aufzusuchen. Wie natürlich beschlofs Lucullus statt nach dem Pontos sich nach Bithynien zu wenden und im Verein mit Cotta den König anzugreifen; allein Cotta, um vorher noch auf eigene Hand eine Grofsthat auszuführen, liefs seinen Flottenführer Publius Rutilius Nudus einen Ausfall machen, der nicht blofs mit einer blutigen Niederlage der Römer endigte, sondern auch den Pontikern es möglich machte den Hafen anzugreifen, die Kette, die denselben sperrte, zu sprengen und sämmtliche daselbst befindliche römische Kriegsschiffe, gegen siebzig an der Zahl, zu verbrennen. Auf die Nachricht von diesen Unfällen, die Lucullus am Flufs Sangarios erhielt, beschleunigte derselbe seinen Marsch, zur grofsen Unzufriedenheit seiner Soldaten, welche nach ihrer Meinung Cotta nichts anging und die weit lieber ein unvertheidigtes Land geplündert als ihre Kameraden siegen gelehrt hätten. Bei Lucullus Eintreffen hob der König die Belagerung von Kalchedon auf, aber er ging nicht nach Pon-

tos zu, sondern wandte sich südwärts in die altrömische Provinz, wo er an der Propontis und am Hellespont sich ausbreitete, Lampsakos besetzte und die grofse und reiche Stadt Kyzikos zu belagern begann. Immer fester verrannte er sich also in die Sackgasse, die er eingeschlagen hatte. Die kyzikenische Bürgerschaft, obwohl sie in der unglücklichen Doppelschlacht von Kalchedon an Schiffen und an Mannschaft starke Einbufse erlitten hatte, leistete dennoch den entschlossensten Widerstand; wie in wenigen anderen Griechenstädten regte hier sich noch die alte hellenische Tüchtigkeit und Gewandtheit. Kyzikos lag auf einer Insel unmittelbar dem Festland gegenüber und durch eine Brücke mit diesem verbunden. Die Belagerer bemächtigten sich sowohl des Hohenzugs auf dem Festland, der an der Brücke endigt, und der hier gelegenen Vorstadt, als auch auf der Insel selbst der berühmten dindymenischen Höhen, und auf der Festland- wie auf der Inselseite boten die griechischen Ingenieure des Königs alle ihre Kunst auf den Sturm möglich zu machen. Allein die Bresche, die endlich zu machen gelang, wurde während der Nacht wieder von den Belagerten geschlossen und die Anstrengungen der königlichen Armee blieben ebenso fruchtlos wie die barbarische Drohung des Königs die gefangenen Kyzikener vor den Mauern tödten zu lassen, wenn die Bürgerschaft noch länger die Uebergabe verweigere. Die Kyzikener setzten die Vertheidigung mit Muth und Glück fort; es fehlte nicht viel, so hätten sie im Laufe der Belagerung den König selbst gefangen genommen. Inzwischen hatte Lucullus sich einer sehr festen Position im Rücken der pontischen Armee bemächtigt, die ihm zwar nicht gestattete der bedrängten Stadt unmittelbar zu Hülfe zu kommen, aber wohl dem Feinde alle Zufuhr zu Lande abzuschneiden. So stand die ungeheure mit dem Trofs auf 300000 Köpfe geschätzte mithradatische Armee weder im Stande zu schlagen noch zu marschiren, fest eingekeilt zwischen der unbezwinglichen Stadt und dem unbeweglich stehenden römischen Heer, und für allen ihren Bedarf einzig angewiesen auf die See, die zum Glück die pontische Flotte ausschliefslich beherrschte. Aber die schlechte Jahreszeit brach herein; ein Unwetter zerstörte einen grofsen Theil der Belagerungsbauten; der Mangel an Lebensmitteln und vor allem an Pferdefutter fing an unerträglich zu werden. Die Lastthiere und der Trofs wurden unter Bedeckung des gröfsten Theils der pontischen Reiterei weggesandt mit dem Auftrag um jeden Preis sich durchzuschleichen oder durchzuschlagen; am Flufs Rhyndakos östlich von Kyzikos holte Lucullus sie ein und hieb den ganzen

Haufen zusammen. Eine andere Reiterabtheilung unter Metrophanes und Lucius Fannius mufste nach langer Irrfahrt im westlichen Kleinasien wieder in das Lager vor Kyzikos zurückkehren. Hunger und Seuchen räumten unter den pontischen Schaaren fürchterlich auf. Als der Frühling herankam (681), verdoppelten die Belagerten ihre Anstrengungen und nahmen die auf dem Dindymon angelegten Schanzen; es blieb nichts übrig als die Belagerung aufzuheben und mit Hülfe der Flotte zu retten was zu retten war. Die Flotte nahm den König an Bord und ging nach dem Hellespont, wobei sie theils bei der Abfahrt, theils unterwegs durch Stürme beträchtliche Einbufse erlitt. Unter Zurücklassung des Gepäcks so wie der Kranken und Verwundeten, die von den erbitterten Kyzikenern sämmtlich niedergemacht wurden, brachen die Trümmer des Landheers, geführt von Hermaeos und Marius, nach Lampsakos auf, von dessen Mauern geschützt sie hofften sich einschiffen zu können. Unterwegs fügte ihnen Lucullus beim Uebergang über die Flüsse Aesepos und Granikos sehr ansehnlichen Verlust zu; doch erreichten sie ihr Ziel: die pontischen Schiffe entführten die Ueberreste der grofsen Armee und die lampsakenische Bürgerschaft selbst aus dem Bereiche der Römer. — Lucullus folgerechte und bedächtige Kriegführung hatte nicht blofs die Fehler seines Collegen wieder gut gemacht, sondern auch, ohne eine Hauptschlacht zu liefern, den Kern der feindlichen Armee — angeblich 200000 Soldaten — aufgerieben. Hatte er noch die Flotte gehabt, die im Hafen von Kalchedon verbrannt war, so würde er die ganze feindliche Armee vernichtet haben; so blieb das Zerstörungswerk unvollendet und er mufste sogar es leiden, dafs trotz der Katastrophe von Kyzikos die pontische Flotte in der Propontis sich aufstellte, Perinthos und Byzantion auf der europäischen Küste von ihr blokirt, Priapos auf der asiatischen ausgeraubt, das königliche Hauptquartier nach dem bithynischen Hafen Nikomedeia gelegt ward. Ja ein erlesenes Geschwader von fünfzig Segeln, das 10000 erlesene Leute, darunter Marcus Marius und den Kern der römischen Emigranten trug, segelte sogar hinaus in das aegaeische Meer; es ging die Rede, dafs es bestimmt sei in Italien zu landen um dort aufs Neue den Bürgerkrieg zu entfachen. Indefs fingen die Schiffe, die Lucullus nach dem Unfall von Kalchedon von den asiatischen Gemeinden eingefordert hatte, an sich einzustellen und es konnte ein Geschwader gebildet werden, um die in das aegaeische Meer abgegangenen feindlichen Schiffe aufzusuchen. Lucullus selbst, als Flottenführer erprobt (II, 285), übernahm

das Commando desselben. Vor dem Achaeerhafen in den Gewässern zwischen der troischen Küste und der Insel Tenedos wurden dreizehn feindliche auf der Fahrt nach Lemnos begriffene Fünfruderer unter Isidoros überfallen und versenkt. Bei der kleinen Insel Neae zwischen Lemnos und Skyros sodann, an welchem wenig besuchten Punkte die pontische Flottille von 32 Segeln auf den Strand gezogen lag, fand sie Lucullus, griff sie zur See mit den Schiffen, auf der Insel durch rasch gelandete Truppen an und bemächtigte sich des ganzen Geschwaders. Hier fanden Marcus Marius und die tüchtigsten der römischen Emigrirten entweder im Kampfe oder nachher durch das Henkerbeil den Tod. Die ganze aegaeische Flotte der Feinde war von Lucullus vernichtet. Den Krieg in Bithynien hatten inzwischen mit dem durch Nachsendungen aus Italien verstärkten Landheer und einem in Asien zusammengezogenen Geschwader Cotta und die Legaten Lucullus Voconius, Barba und Gaius Valerius Triarius fortgesetzt. Barba nahm im Binnenland Prusias am Olymp und Nikaea, Triarius an der Küste Apameia (sonst Myrleia) und Prusias am Meer (sonst Kios). Man vereinigte sich endlich zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen gegen Mithradates selbst in Nikomedeia; aber der König, ohne nur den Kampf zu versuchen, entwich auf seine Schiffe und fuhr heimwärts. Auch dies gelang ihm nur, weil der mit der Blokirung des Hafens von Nikomedeia beauftragte römische Flottenführer Voconius zu spät eintraf. Unterwegs ward zwar das wichtige Herakleia an den König verrathen und von ihm besetzt; aber ein Sturm in diesen Gewässern versenkte über sechzig seiner Schiffe und zerstreute die übrigen; fast allein gelangte der König nach Sinope. Die Offensive Mithradats endigte mit einer vollständigen und durchaus nicht, am wenigsten aber für den obersten Leiter rühmlichen Niederlage der pontischen Land- und Seemacht.

Lucullus ging jetzt seinerseits zum Angriff vor. Triarius übernahm den Befehl über die Flotte mit dem Auftrag vor allem den Hellespont zu sperren und den aus Kreta und Spanien rückkehrenden pontischen Schiffen aufzupassen, Cotta die Belagerung von Herakleia; das schwierige Verpflegungsgeschäft ward den treuen und thätigen Galaterfürsten und dem König Ariobarzanes von Kappadokien übertragen. So rückte im Herbst 681 Lucullus ein in die gesegnete und seit langem von keinem Feinde betretene pontische Landschaft. Mithradates, jetzt entschlossen zur strengsten Defensive, wich, ohne eine Schlacht zu liefern, zurück von Sinope nach Amisos, von Amisos nach Kabeira (später Neo-

kaesareia, jetzt Niksar) am Lykos, einem Nebenflufs des Iris; er begnügte sich den Feind immer tiefer landeinwärts zu ziehen und ihm die Zufuhren und Verbindungen zu bedrohen. Rasch folgte Lucullus; Sinope blieb ihm seitwärts liegen; die alte sciponische Grenze, der Halys ward überschritten, die blühenden Städte Amisos, Eupatoria (am Iris), Themiskyra (am Thermodon) umstellt, bis endlich der Winter den Märschen, aber nicht den Einschliefsungen der Städte ein Ende machte. Die Soldaten Luculls murrten über das unaufhaltsame Vordringen, das ihnen nicht gestattete die Früchte ihrer Anstrengungen zu ernten, und über die weitläuftigen und in der rauhen Jahreszeit beschwerlichen Blokaden. Allein es war Luculls Art nicht auf dergleichen Klagen zu hören; im Frühjahr 682 ging es sofort weiter gegen Kabeira unter Zurücklassung zweier Legionen vor Amisos unter Lucius Murena. Der König hatte während des Winters einen Versuch gemacht den Grofskönig von Armenien zum Eintritt in den Kampf zu bestimmen; er blieb wie der frühere vergeblich oder führte doch nur zu leeren Verheifsungen. Noch weniger bezeigten die Parther Lust bei der verlorenen Sache sich zu betheiligen. Indefs fand sich, besonders durch Werbungen im Skythenland, wieder eine ansehnliche Armee unter Diophantos und Taxiles bei Kabeira beisammen, die an Reiterei der römischen entschieden überlegen war. Das römische Heer, das nur noch drei Legionen zählte, sah sich genöthigt das Flachfeld möglichst zu vermeiden und gelangte nicht ohne Mühe und Verlust auf schwierigen Nebenpfaden bis nach Kabeira. Bei dieser Stadt lagerten die beiden Armeen längere Zeit einander gegenüber. Gestritten ward hauptsächlich um die Zufuhr, die auf beiden Seiten knapp war; Mithradates bildete defswegen aus dem Kern seiner Reiterei und einer Abtheilung erlesener Fufssoldaten unter Diophantos und Taxiles ein fliegendes Corps, das bestimmt war zwischen dem Lykos und dem Halys zu streifen und die aus Kappadokien kommenden römischen Transporte von Lebensmitteln aufzufangen. Allein der Unterbefehlshaber Luculls Marcus Fabius Hadrianus, der einen solchen Zug escortirte, schlug nicht blofs die ihm auflauernde Schaar in dem Engpafs, wo sie ihn zu überfallen gedachte, vollständig aufs Haupt, sondern auch, nachdem er Verstärkung aus dem Lager erhalten hatte, die Armee des Diophantos und Taxiles selbst, so dafs dieselbe völlig sich auflöste. Es war für den König ein unersetzlicher Verlust, dafs seine Reiterei, auf die er allein vertraute, ihm hier zu Grunde gegangen war; so wie er durch die ersten vom Schlachtfeld nach Kabeira gelangen-

den Flüchtlinge — bezeichnend genug die geschlagenen Generale selbst — die Hiobspost, früher noch als Lucullus die Nachricht von dem Sieg, erhalten hatte, beschlofs er sofortigen weiteren Rückzug. Aber der gefafste Entschluss des Königs verbreitete sich mit Blitzesschnelle unter seiner nächsten Umgebung; und wie die Soldaten die Vertrauten des Königs eiligst einpacken sahen, wurden auch sie von panischem Schreck ergriffen. Niemand wollte bei dem Aufbruch der letzte sein; Vornehme und Geringe liefen durch einander wie gescheuchtes Wild; keine Autorität, nicht einmal die des Königs ward noch beachtet und der König selbst fortgerissen in dem wilden Getümmel. Die Verwirrung gewahrend griff Lucullus an und fast ohne Widerstand zu leisten liefsen die pontischen Schaaren sich niedermetzeln. Hätten die Legionen Mannszucht zu halten und ihre Beutegier zu mäfsigen vermocht, so wäre kaum ein Mann ihnen entronnen und der König ohne Zweifel selbst gefangen worden. Mit Noth entkam Mithradates mit wenigen Begleitern durch die Berge nach Komana (unweit Tokat und der Irisquelle), von wo ihn aber bald eine römische Schaar unter Marcus Pompeius wieder aufscheuchte und ihn verfolgte, bis er, von nicht mehr als 2000 Reitern begleitet, bei Talaura in Kleinarmenien die Grenze seines Reiches überschritt, um in dem Reiche des Grofskönigs eine Zufluchtstätte zu finden, aber auch nicht mehr (Ende 682). Tigranes liefs seinem flüchtigen Schwiegervater zwar königliche Ehre erzeigen, aber er lud ihn nicht einmal an seinen Hof, sondern hielt ihn in der abgelegenen Grenzlandschaft, wo er sich befand, in einer Art von anständiger Haft. Ganz Pontos und Kleinarmenien war in den Händen der Römer; die Frauen des königlichen Harems, die königlichen Schwestern, seine zahlreichen Gemahlinnen und Kebse liefs der König, da sie zu flüchten nicht möglich war, durch einen seiner Verschnittenen in Pharnakeia (Kerasunt) sämmtlich tödten. Bis nach Trapezus hinauf unterwarf sich das platte Land ohne Widerstand dem Sieger. Auch die Befehlshaber der königlichen Schatzhäuser ergaben sich nach kürzerem oder längerem Zaudern und lieferten ihre Kassenvorräthe aus. Hartnäckiger waren die Städte. Zwar die wenigen im Binnenland, Kabeira, Amaseia, Eupatoria, waren bald in der Gewalt der Römer; aber die gröfseren Seestädte, Amisos und Sinope im Pontos, Amastris in Paphlagonien, Tios und das pontische Herakleia in Bithynien wehrten sich wie Verzweifelte, theils begeistert durch die Anhänglichkeit an den König und die von ihm geschirmte freie hellenische Stadtverfassung, theils terrorisirt

durch die Schaaren der vom König herbeigerufenen Corsaren. Sinope und Herakleia liefsen sogar Schiffe gegen die Römer auslaufen und das sinopische Geschwader bemächtigte sich selbst einer römischen Flottille, die von der taurischen Halbinsel für Lucullus Heer Getreide brachte. Herakleia unterlag erst nach zweijähriger Belagerung, nachdem die römische Flotte der Stadt den Verkehr mit den griechischen Städten auf der taurischen Halbinsel abgeschnitten hatte und in den Reihen der Besatzung Verrätherei ausgebrochen war. Als Amisos aufs Aeufserste gebracht war, zündete die Besatzung die Stadt an und rettete sich unter dem Schutze der Flammen auf ihre Schiffe. In Sinope, wo der kecke Piratencapitän Seleukos und der königliche Verschnittene Bakchides die Vertheidigung leiteten, plünderte die Besatzung die Häuser, bevor sie abzog, und steckte die Schiffe, die sie nicht mitnehmen konnte, in Brand; es sollen hier, obwohl der gröfste Theil der Vertheidiger sich hatte einschiffen können, doch noch 5000 Corsaren von Lucullus getödtet worden sein. Zwei volle Jahre nach der Schlacht von Kabeira und darüber (682—684) währten diese Städtebelagerungen, die Lucullus grofsentheils durch seine Unterbefehlshaber betrieb, während er selbst die Verhältnisse der Provinz Asia ordnete, die eine gründliche Reform erheischten und erhielten. Wie geschichtlich merkwürdig auch jener hartnäckige Widerstand der pontischen Kaufstädte gegen die siegreichen Römer ist, so kam doch zunächst wenig dabei heraus; die Sache des Königs Mithradates war darum nicht minder verloren. Der Grofskönig hatte offenbar für jetzt wenigstens durchaus nicht die Absicht ihn in sein Reich zurückzuführen. Die römische Emigration in Asien hatte durch die Vernichtung der aegaeischen Flotte ihre Besten eingebüfst; von den Uebriggebliebenen hatten nicht wenige, wie zum Beispiel die thätigen Führer Lucius Magius und Lucius Fannius, ihren Frieden mit Lucullus gemacht und mit dem Tode des Sertorius, der in dem Jahre der Schlacht von Kabeira umkam, schwand die letzte Hoffnung der Emigration. Die eigene Macht Mithradats war vollständig zerschmettert und eine nach der andern brachen ihre letzten Stützen zusammen: auch seine von Kreta und Spanien heimkehrenden Geschwader, siebzig Segel stark, wurden von Triarius bei der Insel Tenedos angegriffen und vernichtet; auch der Statthalter des bosporanischen Reiches, des Königs eigener Sohn Machares fiel von ihm ab und schlofs als selbstständiger Fürst des taurischen Chersones auf eigene Hand mit den Römern Frieden und Freundschaft (684). Der König selbst safs nach nicht allzu rühm-

licher Gegenwehr in einem entlegenen armenischen Bergschlofs, ein Flüchtling aus seinem Reich und fast ein Gefangener seines Schwiegersohns. Mochten die Corsarenschaaren noch auf Kreta sich behaupten und was aus Amisos und Sinope entkommen war, an die schwer zugängliche Ostküste des schwarzen Meeres zu den Sanegen und Lazen sich retten: Lucullus geschickte Kriegführung und seine verständige Mäfsigung, die es nicht verschmähte den gerechten Beschwerden der Provinzialen abzuhelfen und die renommüthigen Emigranten als Offiziere in seinem Heere anzustellen, hatte mit mäfsigen Opfern Kleinasien vom Feinde befreit und das pontische Reich vernichtet, so dafs dasselbe aus einem römischen Clientelstaat in eine römische Provinz verwandelt werden konnte. Eine Commission des Senats ward erwartet, um in Gemeinschaft mit dem Oberfeldherrn die neue Provinzialorganisation festzustellen.

Aber noch waren die Verhältnisse mit Armenien nicht geschlichtet. Dafs eine Kriegserklärung der Römer gegen Tigranes an sich gerechtfertigt, ja geboten war, wurde früher gezeigt. Lucullus, der die Verhältnisse aus gröfserer Nähe und mit höherem Sinn betrachtete als das Senatorencollegium in Rom, erkannte deutlich die Nothwendigkeit Armenien in seine Schranken zurückzuweisen und die verlorene Herrschaft Roms über das Mittelmeer wieder herzustellen. Er zeigte in der Leitung der asiatischen Angelegenheiten sich als keinen unwürdigen Nachfolger seines Lehrmeisters und Freundes Sulla; Philhellene wie wenige Römer seiner Zeit, war er nicht unempfänglich für die Verpflichtung, die Rom mit der Erbschaft Alexanders übernommen hatte: Schild und Schwert der Griechen im Osten zu sein. Persönliche Beweggründe, der Wunsch auch jenseit des Euphrat Lorbeeren zu ernten, die Empfindlichkeit darüber, dafs der Grofskönig in einem Schreiben an ihn den Imperatorentitel weggelassen, können freilich Lucullus mit bestimmt haben: allein es ist ungerecht kleinliche und egoistische Motive da anzunehmen, wo zur Erklärung der Handlungen die pflichtmäfsigen vollkommen ausreichen. Indefs von dem ängstlichen, lässigen, schlecht unterrichteten und vor allen Dingen von ewiger Finanznoth bedrängten römischen Regierungscollegium liefs sich nimmermehr erwarten, dafs es zu einer so weitschichtigen und kostspieligen Expedition, ohne unmittelbar dazu genöthigt zu sein, die Initiative ergreifen werde. Veranlafst durch die günstige Wendung des pontischen Krieges waren die legitimen Repräsentanten der Seleukidendynastie, Antiochos der Asiate genannt und dessen Bruder, um 682

nach Rom gegangen, um römische Intervention in Syrien und nebenbei auch die Anerkennung ihrer Erbansprüche auf Aegypten zu erlangen. Die letztere Anforderung konnte freilich nicht gewahrt werden; aber der Augenblick wie die Veranlassung liessen sich nicht günstiger finden um den längst nothwendigen Krieg gegen Tigranes zu beginnen. Allein der Senat hatte die Prinzen wohl als die rechtmäfsigen Könige Syriens anerkannt, aber sich nicht entschliefsen können die bewaffnete Intervention zu verfügen. Wenn die günstige Gelegenheit benutzt und gegen Armenien Ernst gemacht werden sollte, so konnte dies nur dadurch geschehen, dafs Lucullus sich entschlofs den Krieg dem Senat über den Kopf zu nehmen; auch er sah sich eben wie Sulla in die Nothwendigkeit versetzt, was er im offenbarsten Interesse der bestehenden Regierung that, nicht mit ihr, sondern ihr zum Trotz ins Werk zu setzen. Erleichtert ward ihm der Entschlufs durch die seit langem bestehenden unklar zwischen Krieg und Frieden schwankenden Verhältnisse Roms zu Armenien, durch welche die Eigenmächtigkeit seines Verfahrens einigermafsen bedeckt ward. An formellen Kriegsgründen war kein Mangel; die kappadokischen und syrischen Zustände boten Anlässe genug und es hatten auch schon bei der Verfolgung des pontischen Königs römische Truppen das Gebiet des Grofskönigs verletzt. Da indefs Lucullus Auftrag nur ging auf Führung des Krieges gegen Mithradates, so zog er es vor einen seiner Offiziere Appius Claudius an den Grofskönig nach Antiochien zu senden, um Mithradates Auslieferung zu fordern, was denn freilich zum Kriege führen mufste. Der Entschlufs war ernst, zumal bei der Beschaffenheit der römischen Armee. Es war unvermeidlich während des Feldzugs in Armenien das ausgedehnte pontische Gebiet stark besetzt zu halten, da sonst dem in Armenien stehenden Heer die Verbindung mit der Heimath verloren ging und überdiefs ein Einfall Mithradats in sein ehemaliges Reich leicht vorherzusehen war. Offenbar reichte die Armee, an deren Spitze Lucullus den mithradatischen Krieg beendigt hatte, von beiläufig 30000 Mann für diese verdoppelte Aufgabe nicht aus. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde der Feldherr von seiner Regierung die Nachsendung einer zweiten Armee erbeten und erhalten haben; allein da Lucullus den Krieg der Regierung über den Kopf nehmen wollte und gewissermafsen mufste, sah er sich genöthigt hierauf zu verzichten und, ob er gleich selbst die gefangenen thrakischen Söldner des pontischen Königs seinen Truppen einreihte, dennoch mit nicht mehr als zwei Legionen oder höchstens 15000 Mann den Krieg am rech-

ten Ufer des Euphrat zu führen. Schon dies war bedenklich; indefs die Geringfügigkeit der Zahl mochte durch die erprobte Tapferkeit der durchaus aus Veteranen bestehenden Armee einigermafsen ersetzt werden. Weit schlimmer war die Stimmung der Soldaten, auf die Lucullus in seiner hochadlichen Art viel zu wenig Rücksicht nahm. Lucullus war ein tüchtiger General und — nach aristokratischem Mafsstab — ein rechtschaffener und wohlwollender Mann, aber nichts weniger als beliebt bei seinen Soldaten. Er war unpopulär als entschiedener Anhänger der Oligarchie, unpopulär, weil er in Kleinasien der gräulichen Wucherei der römischen Capitalisten nachdrücklich gesteuert hatte, unpopulär wegen der Arbeiten und Strapazen, die er dem Soldaten zumuthete, unpopulär, weil er von seinen Soldaten strenge Mannszucht forderte und die Plünderung der griechischen Städte durch seine Leute möglichst verhinderte, daneben aber doch für sich selber manchen Wagen und manches Kameel mit den Schätzen des Ostens beladen liefs, unpopulär wegen seiner feinen, vornehmen, hellenisirenden, durchaus nicht kameradschaftlichen und, wo immer möglich, zu bequemem Wohlleben sich hinneigenden Weise. Nicht eine Spur des Zaubers war in ihm, der zwischen dem Feldherrn und dem Soldaten ein persönliches Band schlingt. Hiezu kam endlich, dafs ein grofser Theil seiner besten Soldaten alle Ursache hatte sich über die mafslose Verlängerung ihrer Dienstzeit zu beschweren. Seine beiden besten Legionen waren eben diejenigen, die Flaccus und Fimbria 668 nach dem Osten geführt hatten (II, 282); ungeachtet ihnen nach dreizehnjährigem Dienst vor kurzem nach der Schlacht von Kabeira der Abschied zugesichert worden war, führte sie nichts desto weniger Lucullus jetzt über den Euphrat, einem neuen unabsehbaren Krieg entgegen — es schien, als wolle man die Sieger von Kabeira schlimmer behandeln als die Geschlagenen von Cannae (I, 129. 472). Es war in der That mehr als verwegen, wenn mit so schwachen und so gestimmten Truppen ein Feldherr auf eigene Faust und streng genommen verfassungswidrig eine Expedition begann gegen ein fernes und unbekanntes Land voll reifsender Ströme und schneebedeckter Berge, das schon durch seine gewaltige Ausdehnung jeden leichtsinnig unternommenen Angriff gefährlich machte. Vielfach und nicht ohne Grund wurde defshalb Lucullus Verfahren in Rom getadelt; nur hätte man dabei nicht verschweigen sollen, dafs zunächst die Verkehrtheit der Regierung dieses verwegene Vorgehen des Feldherrn veranlafste und dasselbe wo nicht rechtfertigte, doch entschuldbar machte.

Schon die Sendung des Appius Claudius hatte neben der Aufgabe den Krieg diplomatisch zu motiviren den Zweck gehabt die Fürsten und Städte zunächst Syriens gegen den Grofskönig unter die Waffen zu bringen; im Frühling 685 begann der förmliche Angriff. Während des Winters hatte der König von Kappadokien im Stillen für Transportschiffe gesorgt; auf diesen ward der Euphrat überschritten und der Marsch durch die Landschaft Sophene gerades Weges, ohne mit Belagerung der kleineren Ortschaften Zeit zu verlieren, gerichtet auf Tigranokerta, wohin kurz zuvor auch der Grofskönig aus Syrien zurückgekehrt war, nachdem er die Verfolgung seiner Eroberungspläne am Mittelmeer wegen der Verwickelung mit den Römern vorläufig vertagt hatte. Eben entwarf er einen Einfall in das römische Kleinasien von Kilikien und Lykaonien aus und überlegte bei sich, ob die Römer Asien sofort räumen oder vorher noch, etwa bei Ephesos, sich ihm zur Schlacht stellen würden, als ihn der Bote mit der Nachricht von dem Anmarsche Lucullis unterbrach. Er liefs ihn aufknüpfen, aber lange liefs die lastige Wirklichkeit sich nicht verkennen; wo er denn seine Hauptstadt verliefs und sich in das innere Armenien begab, um dort, was bis jetzt nicht geschehen war, gegen die Römer zu rüsten. Inzwischen sollte Mithrobarzanes mit den eben zur Verfügung stehenden Truppen in Verbindung mit den schleunigst aufgebotenen benachbarten Beduinenstämmen die Römer beschäftigen. Allein das Corps des Mithrobarzanes ward schon von dem römischen Vortrab, die Araber von einem Detachement unter Sextilius zersprengt; und während die sich in den nordöstlich von Tigranokerta gelegenen Bergen (um Bitlis) sammelnde armenische Hauptmacht durch eine vorgeschobene römische Abtheilung in einer wohlgewählten Stellung unter glücklichen Gefechten aufgehalten ward, betrieb Lucullus eifrig die Belagerung von Tigranokerta. Der nie versiegende Pfeilregen, mit dem die Besatzung das römische Heer überschüttete, und die Anzündung der Belagerungsmaschinen durch Naphtha weihten hier die Römer ein in die neuen Gefahren der iranischen Kriege und der tapfere Commandant Mankaios behauptete die Stadt, bis endlich die grofse königliche Entsatzarmee aus allen Theilen des weiten Reiches und den angrenzenden den armenischen Werbern offenstehenden Landschaften versammelt und durch die nordöstlichen Pässe zum Entsatz der Hauptstadt herangerückt war. Der in den Kriegen Mithradats erprobte Führer Taxiles rieth die Schlacht zu vermeiden und die kleine römische Schaar durch die Reiterei zu umstellen und auszuhungern. Allein als der König

den römischen Feldherrn, der sich entschlossen hatte die Schlacht zu liefern ohne darum die Belagerung aufzuheben, mit nicht viel mehr als 10000 Mann gegen die zwanzigfache Uebermacht ausrücken und keck den Flufs überschreiten sah, der beide Heere trennte; als er auf der einen Seite diese kleine Schaar überblickte, ‚zur Gesandtschaft zu viel, zum Heere zu wenig', auf der andern seine ungeheuren Heerhaufen, in denen die Völker vom schwarzen und vom kaspischen See mit denen vom Mittelmeer und vom persischen Golf sich begegneten, deren gefürchtete eisenbedeckte Lanzenreiter allein zahlreicher waren als Lucullus ganzes Heer und in denen es auch an römisch gerüstetem Fufsvolk nicht mangelte: da entschlofs er sich ungesäumt die vom Feinde begehrte Schlacht zu liefern. Während aber die Armenier noch sich dazu ordneten, erkannte Lucullus scharfes Auge, dafs sie es versäumt hatten eine Höhe zu besetzen, die ihre ganze Reiterstellung beherrschte; er eilte sie mit zwei Cohorten einzunehmen, während seine schwache Reiterei durch einen Flankenangriff die Aufmerksamkeit der Feinde von dieser Bewegung ablenkte, und so wie er oben angekommen war, führte er seinen kleinen Haufen der feindlichen Reiterei in den Rücken. Sie ward völlig zersprengt und warf sich auf die noch nicht völlig geordnete Infanterie, die davonlief ohne auch nur zum Schlagen zu kommen. Das Bulletin des Siegers, dafs 100000 Armenier und 5 Römer gefallen seien und der König Tigran sein Stirnbinde von sich geworfen habe, um unerkannt mit wenigen Reitern zu entkommen, ist im Stile seines Meisters Sulla abgefafst; allein nichts desto weniger bleibt der am 6. October 685 vor Tigranokerta erfochtene Sieg einer der glänzendsten Sterne in der ruhmvollen Kriegsgeschichte Roms; und er war nicht minder erfolgreich als glänzend. Alle den Parthern oder den Syrern entrissenen Landschaften waren durch diesen Sieg strategisch den Armeniern verloren und gingen gröfstentheils ohne Weiteres über in den Besitz des Siegers. Die neu erbaute Hauptstadt des Grofsreiches selber machte den Anfang. Die in ihr so zahlreichen griechischen Zwangsansiedler empörten sich gegen die Besatzung und öffneten dem römischen Heere die Pforten der Stadt, die den Soldaten zur Plünderung preisgegeben ward. Aus Kilikien und Syrien hatte der armenische Satrap Magadates bereits alle Truppen herausgezogen um die Entsatzarmee vor Tigranokerta zu verstärken. Lucullus rückte in die nördlichste Landschaft Syriens Kommagene ein und erstürmte die Hauptstadt Samosata; in das eigentliche Syrien gelangte er nicht, doch langten von den Dynasten und Gemeinden bis zum rothen

Meer hinab, von Hellenen, Syrern, Juden, Arabern Gesandte an um den Römern als den neuen Oberherren zu huldigen. Selbst der Fürst von Korduene, der östlich von Tigranokerta gelegenen Landschaft, unterwarf sich; wogegen freilich in Nisibis und damit in Mesopotamien der Bruder des Grofskönigs Guras sich behauptete. Durchaus trat Lucullus auf als Schirmherr der hellenischen Fürsten und Bürgerschaften; in Kommagene setzte er einen Prinzen des seleukidischen Hauses Antiochos auf den Thron; Antiochos den Asiaten, der nach dem Abzug der Armenier nach Antiochia zurückgekehrt war, erkannte er an als König von Syrien; die gezwungenen Ansiedler von Tigranokerta entliefs er wieder in ihre Heimathen. Die unermefslichen Vorräthe und Schätze des Grofskönigs — an Getreide wurden 30 Millionen Medimnen, an Geld allein in Tigranokerta 8000 Talente (11 Mill. Thlr.) erbeutet — machten es Lucullus möglich die Kosten des Krieges zu bestreiten, ohne die Staatskasse in Anspruch zu nehmen, und jedem seiner Soldaten aufser reichlichster Verpflegung noch eine Verehrung von 800 Denaren (229 Thlr.) zu machen.

Der Grofskönig war tief gedemüthigt. Er war ein schwächlicher Charakter, übermüthig im Glück, im Unglück verzagt; wahrscheinlich würde zwischen ihm und Lucullus ein Abkommen zu Stande gekommen sein, das der Grofskönig mit ansehnlichen Opfern zu erkaufen, der römische Feldherr unter leidlichen Bedingungen zu gewähren beide alle Ursache hatten, wenn der alte Mithradates nicht gewesen wäre. Dieser hatte nicht Theil genommen an den Kämpfen um Tigranokerta. Durch die zwischen dem Grofskönig und den Römern eingetretene Spannung nach zwanzigmonatlicher Haft um die Mitte des J. 681 befreit, war er mit 16000 armenischen Reitern in sein ehemaliges Reich abgesandt worden, um hier die Communicationen des Feindes zu bedrohen; allein noch ehe er hier etwas ausrichten konnte, ward er zurückgerufen, als die gesammte Macht des Grofskönigs aufgeboten ward um die Hauptstadt zu entsetzen. Bei seinem Eintreffen kamen ihm schon die vom Schlachtfeld flüchtenden Haufen entgegen und vom Grofskönig bis zum gemeinen Soldaten herab schien allen alles verloren. Wenn Tigranes jetzt Frieden machte, so schwand für Mithradates nicht blofs die letzte Möglichkeit der Wiedereinsetzung in sein Reich, sondern seine Auslieferung war ohne Zweifel die erste Bedingung des Friedens; und sicher würde Tigranes gegen ihn nicht anders gehandelt haben als wie Bocchus einst gegen Jugurtha handelte. Seine ganze Persönlichkeit setzte der König ein, um diese Wendung zu verhindern

und zur Fortführung des Krieges, bei der er nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatte, den armenischen Hof zu bestimmen; und flüchtig und entthront wie Mithradates war, war sein Einfluss an denselben nicht gering. Noch war er ein stattlicher und gewaltiger Mann, der, obwohl schon über sechzig Jahre alt, sich in voller Rüstung auf das Pferd schwang und im Handgemenge gleich dem Besten seinen Mann stand. Seinen Geist schienen die Jahre und die Schicksale gestählt zu haben: während er in früheren Zeiten seine Heerführer aussandte und selbst an dem Kriege nicht unmittelbar Theil nahm, finden wir fortan als Greis ihn in der Schlacht selber führen und selber fechten. Ihm, der während seines funfzigjährigen Regiments so viele unerhörte Glückswechsel erlebt hatte, schien die Sache des Grofskönigs durch die Niederlage von Tigranokerta noch keineswegs verloren, vielmehr Lucullus Stellung sehr schwierig und, wenn es jetzt nicht zum Frieden kam und der Krieg in zweckmäfsiger Weise fortgeführt ward, sogar in hohem Mafse gefährdet. Der vielerfahrene Greis, der fast wie ein Vater dem Grofskönig gegenüberstand und jetzt persönlich auf denselben zu wirken vermochte, bezwang den schwachen Mann durch seine Energie und bestimmte ihn nicht nur sich für die Fortsetzung des Krieges zu entscheiden, sondern auch dessen politische und militärische Leitung ihm selber anzuvertrauen. Aus einem Kabinetskrieg sollte der Krieg jetzt ein national-asiatischer werden, die Könige und die Völker Asiens zu denselben sich vereinigen gegen die übermächtigen und übermüthigen Occidentalen. Es wurden die gröfsten Anstrengungen gemacht die Armenier und die Parther mit einander zu versöhnen und sie zum gemeinschaftlichen Kampfe gegen Rom zu bestimmen. Auf Mithradates Betrieb erbot sich Tigranes dem Arsakiden Phraates dem Gott (reg. seit 684) die von den Armeniern eroberten Landschaften Mesopotamien, Adiabene, die ‚grofsen Thäler' zurückzugeben und mit ihm Freundschaft und Bündnifs zu machen. Allein nach allem, was vorgefallen war, konnte die Zurückweisung dieses Anerbietens nicht befremden; Phraates zog es vor die Euphratgrenze durch einen Vertrag nicht mit den Armeniern, sondern mit den Römern sich zu sichern und zuzusehen, wie sich der verhafste Nachbar und der unbequeme Fremdling unter einander aufrieben. Mit gröfserem Erfolg als an die Könige wandte Mithradates sich an die Völker des Ostens. Es hielt nicht schwer den Krieg darzustellen als einen nationalen des Orients gegen den Occident, denn er war es; gar wohl konnte er auch zum Religionskrieg gemacht und die Rede verbreitet

werden, dafs das Ziel des lucullischen Heeres der Tempel der Anaitis oder der sogenannten syrischen Diana in Ekbatana sei, das gefeiertste und das reichste Heiligthum der ganzen Euphratslandschaft*. Schaarenweise drängten sich von nah und fern die Asiaten unter die Banner der Konige, welche sie aufriefen den Osten und seine Götter vor den gottlosen Fremdlingen zu schirmen. Allein die Thatsachen hatten gezeigt, dafs das blofse Zusammentreiben ungeheurer Heerhaufen nicht allein fruchtlos war, sondern durch die Einbufsung in dieselben selbst die wirklich marschir- und schlagfähigen Schaaren unbrauchbar gemacht und in den allgemeinen Ruin mit verwickelt wurden. Mithradates suchte vor allem die Waffe auszubilden, die zugleich die schwächste der Occidentalen und die stärkste der Asiaten war, die Reiterei: in der von ihm neu gebildeten Armee war die Hälfte der Mannschaft beritten. Für den Dienst zu Fufs las er aus der Masse der aufgebotenen oder freiwillig sich meldenden Rekruten die dienstfähigen Leute sorgfältig aus und liefs diese durch seine pontischen Offiziere dressiren. Das ansehnliche Heer, das bald wieder unter den Fahnen des Grofskönigs sich zusammenfand, war aber nicht bestimmt auf der ersten besten Wahlstatt mit den römischen Veteranen sich zu messen, sondern sich auf die Vertheidigung und auf den kleinen Krieg zu beschränken. Schon den letzten Krieg in seinem Reiche hatte Mithradates stetig zurückweichend und die Schlacht vermeidend geführt; auch diesmal wurde eine ähnliche Taktik angenommen und zum Kriegsschauplatz das eigentliche Armenien bestimmt, das Erbland des Tigranes und vom Feinde noch vollkommen unberührt, das sich durch seine physische Beschaffenheit wie durch den Patriotismus seiner Bewohner vortrefflich für diese Kriegsweise eignete.

Das Jahr 686 fand Lucullus in einer schwierigen und täglich bedenklicher sich gestaltenden Lage. Trotz seiner glänzenden Siege war man in Rom durchaus nicht mit ihm zufrieden. Der Senat empfand die Eigenmächtigkeit seines Verfahrens; die von ihm empfindlich verletzte Capitalistenpartei setzte alle Mittel der Intrigue und Bestechung in Bewegung um seine Abberufung durchzusetzen. Täglich erscholl der Markt der Hauptstadt von gerech-

* Cicero (*de imp. Pomp.* 9, 13) kann schwerlich einen andern Tempel gemeint haben als diesen, gegen den die Raubzüge der syrischen wie der parthischen Könige regelmäfsig sich richteten (Strabo 16, 744; Polyb. 31, 11; 1. Makkab. 6 u. a. m.); am wenigsten darf an den Tempel von Komana oder überhaupt irgend ein Heiligthum im pontischen Reiche gedacht werden.

ten und ungerechten Beschwerden über den tollkühnen, den habsüchtigen, den unrömischen, den hochverrätherischen Feldherrn. Schon gab der Senat den Klagen über die Vereinigung einer so grenzenlosen Macht, zweier ordentlicher Statthalterschaften und eines wichtigen außerordentlichen Commandos, in solcher Hand in so weit nach, daß er die Provinz Asia einem der Prätoren, die Provinz Kilikien nebst drei neu ausgehobenen Legionen dem Consul Quintus Marcius Rex bestimmte und dem Feldherrn auf das Commando gegen Mithradates und Tigranes beschränkte. — Gefährlicher noch als die in Rom gegen den Feldherrn sich erhebenden Anklagen selbst war der Wiederhall, den sie in den Quartieren am Iris und am Tigris fanden, wo mehrere der Offiziere, darunter der eigene Schwager des Feldherrn Publius Clodius in dem gleichen Sinne die Soldaten bearbeiteten. Das ohne Zweifel absichtlich ausgesprengte Gerücht, daß Lucullus jetzt mit dem pontisch-armenischen Krieg noch eine Expedition gegen die Parther zu verbinden gedenke, nährte die Erbitterung der Truppen. Der siegreiche Feldherr selbst fuhr fort, während ihn also die schwierige Stimmung der Regierung wie der Soldaten mit Abberufung und Meuterei bedrohte, dem verzweifelten Spieler gleich seinen Einsatz und sein Wagen zu steigern. Zwar gegen die Parther zog er nicht; aber als Tigranes sich weder bereit zeigte Frieden zu machen noch dem Wunsche der Römer zu schlagen abermals entgegenkam, entschloß sich Lucullus von Tigranokerta durch die schwierige Berglandschaft am östlichen Ufer des Wansees in das Thal des östlichen Euphrat (oder des Arsanias, jetzt Murad Tschai) und aus diesem in das des Araxes vorzudringen, wo, am nördlichen Abhang des Ararat, die Hauptstadt des eigentlichen Armeniens Artaxata mit dem Erbschloß und dem Harem des Königs lag. Er hoffte den König durch die Bedrohung seiner angestammten Residenz zu bestimmen ihm unterwegs oder vor Artaxata eine zweite Schlacht zu liefern. Unumgänglich nothwendig war es freilich bei Tigranokerta eine Abtheilung zurückzulassen, während doch das Marschheer unmöglich noch weiter vermindert werden konnte; es blieb nichts übrig als die Stellung im Pontos zu schwächen und von dort Truppen nach Tigranokerta zu berufen. Die Hauptschwierigkeit aber war die für militärische Unternehmungen so unbequeme Kürze des armenischen Sommers. Auf der armenischen Hochebene, die 5000 Fuß und mehr über der Meeresfläche liegt, sproßt bei Erzerum das Korn erst Anfang Juni und mit der Ernte im September stellt auch schon der Winter sich ein; in

höchstens vier Monaten also mufste Artaxata erreicht und die Campagne beendigt seyn. — Im Mittsommer 686 brach Lucullus von Tigranokerta auf und gelangte, ohne Zweifel durch das Thal des Karasu, eines in südöstlicher Richtung dem östlichen Euphratarm zuströmenden Flusses, das einzige, das die Ebenen Mesopotamiens mit der Hochebene des innern Armeniens verbindet, auf das Plateau von Musch und an den Euphrat. Der Marsch ging, unter beständigen sehr lästigen Scharmützeln mit der feindlichen Reiterei, namentlich den berittenen Bogenschützen, langsam, aber ohne wesentliches Hinderniis von Statten und auch der Euphratübergang, den die armenische Reiterei ernstlich vertheidigte, ward durch ein glückliches Gefecht erzwungen; die armenische Infanterie zeigte sich, aber es glückte nicht sie in das Gefecht zu verwickeln. So gelangte die Armee auf die eigentliche Hochebene Armeniens und marschirte weiter hinein in das unbekannte Land. Man hatte keinen eigentlichen Unfall erlitten; aber die blofse unabwendbare Verzögerung des Marsches durch die Terrainschwierigkeiten und die feindlichen Reiter war an sich schon ein sehr empfindlicher Nachtheil. Lange bevor man Artaxata erreicht hatte, brach der Winter herein; und wie die italischen Soldaten Schnee und Eis um sich sahen, riis der allzu straff gespannte Bogen der militärischen Zucht. Es kam zu einer förmlichen Meuterei; dem Feldherrn blieb nichts übrig als den Rückzug anzuordnen, den er dann mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit bewerkstelligte. Glücklich angekommen in der Ebene, wo die Jahreszeit noch weitere Unternehmungen gestattete, überschritt Lucullus den Tigris und warf sich mit dem Hauptheil seines Heeres auf die Hauptstadt des armenischen Mesopotamiens Nisibis. Der Grofskönig, gewitzigt durch die vor Tigranokerta gemachte Erfahrung, überliefs die Stadt sich selbst. Sie ward trotz ihrer tapfern Vertheidigung in einer finstern Regennacht von den Belagerern erstürmt und Lucullus Heer fand daselbst nicht minder reiche Beute und nicht minder bequeme Winterquartiere wie das Jahr vorher in Tigranokerta. Allein inzwischen fiel die ganze Gewalt der feindlichen Offensive auf die schwachen in Pontos und bei Tigranokerta zurückgebliebenen römischen Corps. Hier zwang Tigranes den römischen Befehlshaber Lucius Fannius — derselbe, der früher zwischen Sertorius und Mithradates den Vermittler gemacht hatte (S. 18. 57) — sich in eine Festung zu werfen und hielt ihn darin belagert. Dort rückte Mithradates ein mit 4000 armenischen und 4000 eigenen Reitern und rief als Befreier und Rächer die Nation auf gegen den Landesfeind. Alles fiel ihm zu;

die zerstreuten römischen Soldaten wurden überall aufgehoben und getödtet; als der römische Commandant in Pontos Hadrianu (S. 54) seine Truppen gegen ihn führte, machten die ehemaligen Soldner des Königs und die zahlreichen als Sclaven dem Heere folgenden Pontiker gemeinschaftliche Sache mit dem Feind. Zwei Tage nach einander währte der ungleiche Kampf; nur dafs der König nach zwei empfangenen Wunden vom Schlachtfeld weggetragen werden mufste, machte es dem römischen Befehlshaber möglich die Schlacht abzubrechen und mit dem kleinen Rest seiner Leute sich nach Kabeira zu werfen. Ein anderer von Lucullus Unterbefehlshabern, der zufällig in diese Gegend kam, der entschlossene Triarius sammelte indefs ein neues Heer und lieferte dem König ein glückliches Gefecht; allein er war viel zu schwach um ihn wieder vom pontischen Boden zu vertreiben und mufste es geschehen lassen, dafs der König Winterquartiere in Komana nahm.

So kam das Frühjahr 687 heran. Die Vereinigung der Armee in Nisibis, die Mufse der Winterquartiere, die häufige Abwesenheit des Feldherrn hatten die Unbotmäfsigkeit der Truppen inzwischen noch gesteigert; sie verlangten nicht blofs ungestüm zurückgeführt zu werden, sondern es war bereits ziemlich offenbar, dafs sie, wenn der Feldherr sich weigerte sie heimzuführen, von selbst aufbrechen würden. Die Vorräthe waren knapp; Fannius und Triarius sandten in ihrer bedrängten Lage die dringendsten Bitten um Hülfeleistung an den Oberfeldherrn. Schweren Herzens entschlofs sich Lucullus der Nothwendigkeit zu weichen, Nisibis und Tigranokerta aufzugeben und, auf all die glänzenden Hoffnungen seiner armenischen Expedition verzichtend, zurückzukehren auf das rechte Ufer des Euphrat. Fannius wurde befreit; in Pontos aber war es schon zu spät. Triarius, nicht stark genug um mit Mithradates zu schlagen, hatte bei Gazioura (Turksal am Iris westlich von Tokat) eine feste Stellung genommen, während das Gepäck bei Dadasa zurücklieb. Als indefs Mithradates den letzteren Ort belagerte, zwangen die römischen Soldaten, um ihre Habseligkeiten besorgt, den Führer seine gesicherte Stellung zu verlassen und zwischen Gazioura und Zela (Zilleh) auf den skotischen Anhöhen dem König eine Schlacht zu liefern. Was Triarius vorhergesehen hatte, trat ein: trotz der tapfersten Gegenwehr durchbrach der Flügel, den der König persönlich führte, die römische Linie und drängte das Fufsvolk in eine lehmige Schlucht zusammen, in der es weder vor- noch seitwärts rücken konnte und erbarmungslos niedergehauen ward. Zwar ward durch einen römischen Centurio, der dafür sein Leben opferte, der

König auf den Tod verwundet; aber die Niederlage war darum nicht minder vollständig. Das römische Lager ward genommen; der Kern des Fufsvolks, fast alle Stabs- und Unteroffiziere bedeckten den Boden; die Leichen blieben unbegraben auf dem Schlachtfeld liegen, und als Lucullus auf dem rechten Euphratufer ankam, erfuhr er nicht von den Seinigen, sondern durch die Berichte der Eingeborenen die Niederlage. — Hand in Hand mit dieser Niederlage ging der Ausbruch der Militärverschwörung. Eben jetzt traf aus Rom die Nachricht ein, dafs das Volk beschlossen habe den Soldaten, deren gesetzmäfsige Dienstzeit abgelaufen sei, das heifst den Fimbrianern den Abschied zu bewilligen und einem der Consuln des laufenden Jahres den Oberbefehl in Bithynien und Pontos zu übertragen; schon war der Nachfolger Luculls, der Consul Manius Acilius Glabrio in Kleinasien gelandet. Die Verabschiedung der tapfersten und unruhigsten Legionen und die Abberufung des Oberfeldherrn in Verbindung mit dem Eindruck der Niederlage von Zela lösten in dem Heer alle Bande der Autorität auf, eben da der Feldherr ihrer am nothwendigsten bedurfte. Bei Talaura in Kleinarmenien stand er den pontischen Truppen gegenüber, an deren Spitze Tigranes Schwiegersohn, Mithradates von Medien den Römern bereits ein glückliches Reitergefecht geliefert hatte; ebendahin war von Armenien her die Hauptmacht des Grofskönigs im Anmarsch. Lucullus sandte an den neuen Statthalter von Kilikien Quintus Marcius, der auf dem Marsch nach seiner Provinz so eben mit drei Legionen in Lykaonien angelangt war, um von ihm Hülfe zu erhalten; derselbe erklärte, dafs seine Soldaten sich weigerten nach Armenien zu marschiren. Er sandte an Glabrio mit dem Ersuchen den ihm vom Volke übertragenen Oberbefehl zu übernehmen; derselbe bezeigte noch weniger Lust dieser jetzt so schwierig und gefährlich gewordenen Aufgabe sich zu unterziehen. Lucullus, genöthigt den Oberbefehl zu behalten, befahl, um nicht bei Talaura zugleich gegen die Armenier und die Pontiker schlagen zu müssen, den Aufbruch gegen das anrückende armenische Heer. Die Soldaten kamen dem Marschbefehl nach; allein da angelangt, wo die Strafsen nach Armenien und nach Kappadokien sich schieden, schlug die Masse des Heeres die letztere ein und begab sich in die Provinz Asia. Hier angelangt begehrten die Fimbrianer ihren augenblicklichen Abschied; die inständige Bitte des Oberfeldherrn und der übrigen Corps vermochte sie zwar hievon abzustehen; allein sie beharrten dabei, wenn der Winter herankäme, ohne dafs ihnen ein Feind gegenüberstände, sich auflösen zu wollen; was denn

auch geschah. Mithradates besetzte nicht blofs abermals fast sein ganzes Königreich, sondern seine Reiter streiften durch ganz Kappadokien und bis nach Bithynien; gleich vergeblich hat König Ariobarzanes bei Quintus Marcius, bei Lucullus und bei Glabrio um Hülfe. Es war ein seltsamer, fast unglaublicher Ausgang des in so glorreicher Weise geführten Krieges. Wenn man blofs auf die militärischen Leistungen sieht, so hat kaum ein anderer römischer General mit so geringen Mitteln so viel gethan wie Lucullus: das Talent und das Glück Sullas schienen auf diesen seinen Schüler sich vererbt zu haben. Dafs unter den obwaltenden Verhältnissen das römische Heer aus Armenien intact nach Kleinasien zurückkam, ist ein militärisches Wunderwerk, das, soweit wir urtheilen können, den xenophontischen Rückzug weit übertrifft und wohl zunächst aus der Solidität des römischen und der Untüchtigkeit des orientalischen Kriegswesens sich erklärt, aber doch unter allen Umständen dem Leiter dieses Zuges einen ehrenvollen Namen unter den militärischen Capacitäten ersten Ranges sichert. Wenn Lucullus Name gewöhnlich nicht unter diesen genannt wird, so liegt die Ursache allem Anschein nach nur darin, dafs theils kein militärisch auch nur leidlicher Bericht über seine Feldzüge auf uns gekommen ist, theils überall und vor allem im Kriege, zunächst nichts gilt als das schliefsliche Resultat, und dies freilich kam einer vollständigen Niederlage gleich. Durch die letzte unglückliche Wendung der Dinge, hauptsächlich durch die Meuterei der Soldaten waren alle Erfolge eines achtjährigen Krieges wieder verloren worden; man stand im Winter 687/8 genau wieder an demselben Fleck wie im Winter 679/80.

Nicht bessere Resultate als der Continentalkrieg lieferte der Seekrieg gegen die Piraten, der mit demselben zugleich begann und beständig in der engsten Verbindung stand. Es ward bereits erzählt (S. 49), dafs der Senat im J. 680 den verständigen Beschlufs fafste die Säuberung der Meere von den Corsaren einem einzigen höchstcommandirenden Admiral, dem Prätor Marcus Antonius zu übertragen. Allein gleich von vorn herein hatte man sich in der Wahl des Führers durchaus vergriffen, oder vielmehr diejenigen, welche diese an sich zweckmäfsige Mafsregel durchgesetzt hatten, berechneten nicht, dafs im Senat alle Personenfragen durch Cethegus Einfluss (S. 7) und ähnliche Coterierücksichten entschieden wurden. Man hatte ferner versäumt den gewählten Admiral in einer seiner umfassenden Aufgabe angemessenen Weise mit Geld und Waffen auszustatten, so dafs er durch

seine ungeheuren Requisitionen den befreundeten Provinzialen fast ebenso lästig fiel wie die Corsaren. Die Erfolge waren entsprechend. In den campanischen Gewässern brachte die Flotte des Antonius zwar eine Anzahl Piratenschiffe auf; aber die Kreter, die mit den Piraten Freundschaft und Bundnifs gemacht hatten, wiesen seine Forderung von dieser Gemeinschaft abzulassen schroff zurück. Es kam zum Gefecht und die Ketten, die Antonius vorsorglich auf seinen Schiffen in Vorrath gelegt hatte um die gefangenen Filibuster damit zu fesseln, dienten dazu den Quästor und die übrigen römischen Gefangenen an die Masten der eroberten römischen Schiffe zu schliefsen, als die kydoniatischen Feldherren Lasthenes und Panares aus dem bei dieser Insel den Römern gelieferten Seetreffen triumphirend zurückkehrten. Antonius, nachdem er mit seiner leichtsinnigen Kriegführung ungeheure Summen vergeudet und nicht das Geringste ausgerichtet hatte, starb im J. 683 auf Kreta. Theils der schlechte Erfolg seiner Expedition, theils die Kostbarkeit des Flottenbaus, theils der Widerwille der Oligarchie gegen jede umfassendere Beamtenkompetenz bewirkten, dafs man nach der factischen Beendigung dieser Unternehmung durch Antonius Tod keinen Oberadmiral wieder ernannte und auf die alte Weise zurückkam jedem Statthalter in seiner Provinz für die Unterdrückung der Piraterie sorgen zu lassen; wie denn zum Beispiel die von Lucullus hergestellte Flotte (S. 52) hiefür im aegaeischen Meer thätig war. Indefs mit den Kretern blieb noch abzurechnen; eine Schmach wie die vor Kydonia erlittene schien doch selbst diesem gesunkenen Geschlecht nur durch die Kriegserklärung beantwortet werden zu können. Dennoch hatten die kretischen Gesandten, die im Jahre 684 in Rom mit der Bitte erschienen die Gefangenen zurückzunehmen und das alte Bundnifs wieder herstellen zu wollen, fast einen günstigen Senatsbeschlufs erlangt; was die ganze Corporation eine Schande nannte, das verkaufte bereitwillig für klingenden Preis der einzelne Senator. Erst nachdem ein förmlicher Senatsbeschlufs die Anlehen der kretischen Gesandten bei den römischen Banquiers klaglos gestellt, das heifst nachdem der Senat sich selber in die Unmöglichkeit versetzt hatte sich bestechen zu lassen, beschlofs derselbe, dafs die kretischen Gemeinden aufser den römischen Ueberläufern die Urheber des vor Kydonia verübten Frevels, die Führer Lasthenes und Panares den Römern zu geeigneter Bestrafung zu übergeben, ferner sämmtliche Schiffe und Boote von vier oder mehr Rudern auszuliefern, 400 Geifseln zu stellen und eine Bufse von

1000 Talenten (6,000000 Thlr.) zu zahlen hätten, wofern sie den Krieg zu vermeiden wünschten. Als die Gesandten sich zur Eingehung solcher Bedingungen nicht bevollmächtigt erklärten, wurde einer der Consuln des nächsten Jahres bestimmt nach Ablauf seines Amtsjahres nach Kreta abzugehen um dort entweder das Geforderte in Empfang zu nehmen oder den Krieg zu beginnen. Demgemäß erschien im J. 686 der Proconsul Quintus Metellus in den kretischen Gewässern. Die Gemeinden der Insel, voran die größeren Städte Gortyna, Knossos, Kydonia, waren entschlossen lieber mit den Waffen sich zu vertheidigen als jenen übermäßigen Forderungen sich zu fügen. Die Kreter waren ein ruchloses und entartetes Volk (II, 60), mit deren öffentlicher und privater Existenz der Seeraub so innig verwachsen war wie der Landraub mit dem Gemeinwesen der Aetoler; allein sie glichen den Aetolern wie überhaupt in vielen Stücken so auch in der Tapferkeit, und es sind denn auch diese beiden griechischen Gemeinden die einzigen, die den Kampf um die Unabhängigkeit muthig und ehrenhaft geführt haben. Bei Kydonia, wo Metellus seine drei Legionen ans Land setzte, stand eine kretische Armee von 24000 Mann unter Lasthenes und Panares bereit ihn zu empfangen; es kam zu einer Schlacht im offenen Felde, in der der Sieg nach hartem Kampf den Römern blieb. Allein die Städte trotzten dem römischen Feldherrn nichts desto weniger hinter ihren Mauern; Metellus mußte sich entschließen eine nach der andern zu belagern. Zuerst ward Kydonia, wohin die Trümmer der geschlagenen Armee sich geworfen hatten, nach langer Belagerung von Panares gegen das Versprechen freien Abzuges für sich selber übergeben. Allein Lasthenes, der aus der Stadt entwichen war, mußte zum zweiten Mal in Knossos belagert werden, und da auch diese Festung im Begriff war zu fallen, vernichtete er seine Schätze und entschlüpfte abermals dorthin, wo, wie in Lyktos, Eleutherna und anderswo, die Vertheidigung noch fortgesetzt ward. Zwei Jahre (686. 687) vergingen, bevor Metellus der ganzen Insel Herr und damit der letzte Fleck freier griechischer Erde in die Gewalt der übermächtigen Römer gekommen war; die kretischen Gemeinden, wie sie zuerst von allen griechischen die freie Stadtverfassung und die Seeherrschaft bei sich entwickelt hatten, sollten auch die letzten von allen jenen einst das Mittelmeer erfüllenden griechischen Seestaaten sein, die der römischen Continentalmacht erlagen. Alle Rechtsbedingungen waren erfüllt um wiederum einen der üblichen nichtigen Triumphe zu feiern; das Geschlecht der Metelle konnte seinen makedonischen, numi-

dischen, dalmatischen, baliarischen Hausern mit gleichem Recht den neuen Zweig der Kretasieger beifügen und es gab in Rom einen stolzen Namen mehr. In der That hatte die Macht der Romer auf dem Mittelmeer nie tiefer, die der Corsaren nie höher gestanden als in diesen Jahren. Wohl mochten die Kilikier und Kreter der Meere, die in dieser Zeit bis 1000 Schiffe gezählt haben sollen, des Isauriers wie des Kretikers und ihrer nichtigen Siege spotten. Wie nachdrücklich die Seeräuber in den mithradatischen Krieg eingriffen und wie die hartnäckige Gegenwehr der pontischen Seestadte ihre besten Kräfte aus dem Corsarenstaat zog, ward bereits erzählt. Aber derselbe machte auch auf eigene Hand fast nicht minder grofsartige Geschäfte. Fast unter den Augen der Flotte Lucullus überfiel im J. 686 der Pirat Athenodoros die Insel Delos, zerstörte deren vielgefeierte Heiligthümer und Tempel und führte die ganze Bevölkerung fort in die Sclaverei. Die Insel Lipara bei Sicilien zahlte den Piraten jährlich einen festen Tribut, um von ähnlichen Ueberfällen verschont zu bleiben. Ein anderer Piratenchef Herakleon zerstörte im J. 682 das in Sicilien gegen ihn ausgerüstete Geschwader und wagte es mit nicht mehr als vier offenen Booten in den Hafen von Syrakus einzufahren. Zwei Jahre später stieg sein Collega Pyrganion in demselben Hafen sogar an das Land, setzte daselbst sich fest und schickte von dort aus Streifpartien in die Insel, bis ihn der römische Statthalter endlich zwang sich wieder einzuschiffen. Das war man am Ende nach gerade gewohnt, dafs alle Provinzen Geschwader ausrüsteten und Strandwachen aufstellten oder doch für beides steuerten, und dennoch die Corsaren so regelmäfsig erschienen um die Provinzen auszuplündern wie die römischen Statthalter. Aber selbst den geweihten Boden Italiens respectirten jetzt die unverschämten Frevler nicht mehr: von Kroton führten sie den Tempelschatz der lakinischen Hera mit sich fort; sie landeten in Brundisium, Misenum, Caieta, in den etruskischen Häfen, ja in Ostia selbst; sie brachten die vornehmsten römischen Offiziere als Gefangene auf, unter anderm den Flottenführer der kilikischen Armee und zwei Prätoren mit ihrem ganzen Gefolge, mit den gefürchteten Beilen und Ruthen selbst und allen Abzeichen ihrer Würde; sie entführten aus einer Villa bei Misenum die eigene Schwester des zur Vernichtung der Piraten ausgesandten römischen Oberadmirals Antonius; sie vernichteten im Hafen von Ostia die gegen sie ausgerüstete und von einem Consul befehligte römische Kriegsflotte. Der latinische Bauersmann, der Reisende auf der appischen Strafse, der vornehme Badegast in dem

rolischen Paradiese von Baiae waren ihrer Habe und ihres Lebens fürder keinen Augenblick sicher; aller Handel und aller Verkehr stockte; die entsetzlichste Theurung herrschte in Italien und namentlich in der von überseeischem Korn lebenden Hauptstadt. Die Mitwelt wie die Geschichte sind freigebig mit Klagen über unerträglichen Nothstand; hier dürfte die Bezeichnung passen.

Es ist bisher geschildert worden, wie der von Sulla restaurirte Senat die Grenzbewachung in Makedonien, die Disciplin über die Clientelkönige Kleinasiens, wie er endlich die Seepolizei geübt hat; die Resultate waren nirgends erfreulich. Nicht bessere Erfolge erzielte die Regierung in einer anderen vielleicht noch dringenderen Angelegenheit, der Ueberwachung des provinzialen und namentlich des italischen Proletariats. Der Krebsschaden des Sclavenproletariats zehrte an dem Marke aller Staaten des Alterthums und um so mehr, je mächtiger sie emporgeblüht waren; denn Macht und Reichthum des Staats führten unter den bestehenden Verhältnissen regelmäfsig zu einer unverhältnifsmäfsigen Vermehrung der Sclavenmenge. Natürlich litt denn auch Rom darunter schwerer als irgend ein anderer Staat des Alterthums. Schon die Regierung des sechsten Jahrhunderts hatte gegen die Banden entlaufener Hirten- und Feldsclaven Truppen schicken müssen. Die unter den italischen Spekulanten mehr und mehr um sich greifende Plantagenwirthschaft hatte das gefährliche Uebel ins Unendliche gesteigert; in der Zeit der gracchischen und der marianischen Krise und mit denselben in engem Zusammenhang hatten Sclavenaufstände an zahlreichen Punkten des römischen Reiches stattgehabt, in Sicilien sogar zu zwei blutigen Kriegen (619—622 und 652—654 d. St.) sich entwickelt (II. 72—74. 128—130 d.). Aber das Decennium der Restaurationsherrschaft nach Sullas Tode ward die goldene Zeit wie für die Libustier zur See so für die gleichartigen Banden auf dem Festland, vor allem in der bisher noch verhältnifsmäfsig leidlich geordneten italischen Halbinsel. Von einem Landfrieden konnte dort kaum mehr die Rede sein. In der Hauptstadt und den minder bevölkerten Landschaften Italiens waren Räubereien alltäglich, Mordthaten häufig. Gegen Menschenraub an fremden Sclaven wie an freien Leuten erging — vielleicht in dieser Epoche — ein besonderer Volksschluss; gegen gewaltsame Besitzentziehung von Grundstücken ward um diese Zeit eine eigene summarische Klage neu eingeführt. Diese Verbrechen mufsten besonders deswegen gefährlich erscheinen, weil sie zwar gewöhnlich begangen wur-

den von dem Proletariat, aber auch die vornehme Classe wenigstens durch Connivenz in grofsem Umfang dabei betheiligt war. Namentlich der Menschen- und der Güterraub wurde sehr häufig durch die Aufseher der grofsen Güter veranlafst und durch die daselbst vereinigten häufig bewaffneten Sclavenschaaren ins Werk gesetzt; und gar mancher hochangesehene Mann verschmähte nicht, was einer seiner dienstfertigen Sclavenaufseher so für ihn erwarb wie Mephisto für Faust die Linden Philemons. Wie die Dinge standen, zeigt die verschärfte Bestrafung der durch bewaffnete Banden verübten Eigenthumsfrevel, welche einer der besseren Optimaten, Marcus Lucullus um das J. 676 verfügte*, mit der ausgesprochenen Absicht die Eigenthümer der grofsen Sclavenheerden durch die Gefahr sich dieselben aberkannt zu sehen zu nachdrücklicherer Beaufsichtigung derselben anzuhalten. Wo also für Rechnung der vornehmen Welt geplündert und gemordet ward, lag es diesen Sclaven- und Proletariermassen nahe das gleiche Geschäft für eigene Rechnung zu betreiben; es genügte ein Funke um den furchtbaren Brennstoff in Flammen zu setzen und das Proletariat in eine Insurrectionsarmee zu verwandeln. Diese Veranlassung fand sich bald. — Die Fechterspiele, die unter den Volksbelustigungen in Italien jetzt den ersten Rang behaupteten, hatten die Errichtung zahlreicher Anstalten namentlich in und um Capua herbeigeführt, worin diejenigen Sclaven theils aufbewahrt, theils eingeschult wurden, die bestimmt waren zur Belustigung der vornehmen Menge zu tödten oder zu sterben — natürlich grofsentheils tapfere kriegsgefangene Leute, die es nicht vergessen hatten einst gegen die Römer im Felde gestanden zu haben. Eine Anzahl solcher verzweifelter Menschen brach aus einer der capuanischen Fechterschulen aus (681) und warf sich auf den Vesuv. An ihrer Spitze standen zwei keltische Männer, die mit ihren Sclavennamen Krixos und Oenomaos genannt werden, und der Thraker Spartokos oder wie die Römer ihn nennen Spartacus. Spartacus, vielleicht ein Sprofsling des edlen in der thrakischen Heimath wie in Pantikapaeon sogar zu königlichen Ehren gelangten Geschlechts der Spartokiden, hatte zuerst unter den thrakischen Hilfstruppen im römischen Heer gedient, war dann desertirt und als Räuber in die Berge gegangen, endlich wieder

* Aus diesen Bestimmungen entwickelte sich der Begriff des Raubes als eines besonderen Verbrechens, während das ältere Recht den Raub unter den Diebstahl mit begriff.

eingefangen und für die Kampfspiele bestimmt worden. Die Streifereien dieser kleinen anfänglich nur vierundsiebzig Köpfe zählenden, aber rasch durch Zulauf aus der Umgegend anschwellenden Schaar wurden den Bewohnern der reichen campanischen Landschaft bald so lästig, dafs dieselben, nachdem sie vergeblich versucht hatten sich selber ihrer zu erwehren, gegen sie Hülfe von Rom erbaten. Es erschien eine schleunig zusammengerafft Abtheilung von 3000 Mann unter Führung des Clodius Glaber und besetzte die Aufgänge zum Vesuv, um die Sclavenschaar auszuhungern. Aber die Räuber wagten es trotz ihrer geringen Zahl und ihrer mangelhaften Bewaffnung über jähe Abhänge von dem Berg herabzusteigen und die römischen Posten anzugreifen; als die elende Miliz den kleinen Haufen verzweifelter Männer unvermuthet auf sich eindringen sah, gab sie Fersengeld und verlief sich nach allen Seiten. Dieser erste Erfolg verschaffte den Räubern Waffen und steigenden Zulauf. Wenn gleich auch jetzt noch ein grofser Theil von ihnen nichts führte als zugespitzte Knittel, so lagerten sie doch schon fast wie ein Kriegsheer in der Ebene, als eine neue und stärkere Abtheilung der römischen Landwehr, zwei Legionen unter dem Prätor Publius Varinius, von Rom her in Campanien einrückte. Varinius hatte einen schwierigen Stand. Seine Truppen, genöthigt dem Feind gegenüber zu bivouakiren, wurden durch die feuchte Herbstwitterung und die dadurch erzeugten Krankheiten arg mitgenommen, und schlimmer noch als die Epidemien lichteten Feigheit und Unbotmäfsigkeit die Reihen der römischen Milizen. Gleich zu Anfang lief eine seiner Abtheilungen vollständig auseinander, so dafs die Flüchtigen nicht etwa auf das Hauptcorps zurück, sondern geradeswegs nach Hause gingen. Als sodann der Befehl zum Sturm auf die feindlichen Verschanzungen gegeben ward, weigerte sich der grofste Theil der Milizen ihm Folge zu leisten. Nichtsdestoweniger brach Varinius mit denen, die Stand hielten, gegen die Räuberschaar auf; allein er fand sie nicht mehr, wo er sie suchte. In tiefster Stille war sie aufgebrochen und hatte sich südwärts gegen Picentia (Vicenza bei Amalfi) gewendet, wo Varinius sie zwar einholte, aber es doch nicht wehren konnte, dafs sie über den Silarus zurückwich in das innere Lucanien, das gelobte Land der Hirten und der Räuber. Auch dorthin folgte Varinius. Hier endlich stellte der verachtete Feind sich zum Treffen. Alle Verhältnisse, unter denen der Kampf stattfand, waren zum Nachtheil der Römer; die Soldaten, so ungestüm sie kurz zuvor die Schlacht gefordert hatten, schlu-

gen dennoch sich schlecht; Varinius ward völlig besiegt, sein Pferd und die Insignien seiner Amtswürde geriethen mit dem römischen Lager selbst in Feindeshand. Massenweise strömten die umbrischen Sclaven, namentlich die tapferen halbwilden Hirten, unter die Fahne des so unverhofft erschienenen Erlösers; nach den mäßigsten Angaben schwoll die Zahl der bewaffneten Insurgenten auf 40000 Mann. Campanien, so eben geräumt, ward rasch wieder eingenommen, das daselbst unter dem Quästor des Varinius Gaius Thoranius zurückgebliebene römische Corps zersprengt und aufgerieben. Im ganzen Süden und Südwesten Italiens war das offene Land in den Händen der siegreichen Räuberhauptleute; selbst ansehnliche Städte, wie Consentia im bruttischen Land, Thurii und Metapont in Lucanien, Nola und Nuceria in Campanien, wurden von ihnen erstürmt und erlitten alle Gräuel, die siegreiche Barbaren über wehrlose Civilisten, entfesselte Sclaven über ihre gewesenen Herren zu bringen vermögen. Hatte ein Kampf wie dieser überhaupt redlos und mehr eine Metzelei als ein Krieg war, versteht sich leider von selbst; die Herren schlugen den gefangenen Sclaven von Rechtswegen ans Kreuz; diese machten natürlich gleichfalls ihre Gefangenen nieder oder zwangen gar in noch holmscherer Vergeltung die kriegsgefangenen Römer im Fechtspiel einander selber zu morden; wie dies später mit dreihundert derselben bei der Leichenfeier eines im Kampfe gefallenen Räuberhauptmannes geschah. In Rom war man mit Recht in Besorgniß über den immer weiter um sich greifenden verheerenden Brand. Es ward beschlossen das nächste Jahr (682) beide Consuln gegen die furchtbaren Bandenchefs auszusenden. In der That gelang es dem Prätor Quintus Arrius, einem Unterfeldherrn des Consuls Lucius Gellius, den keltischen Haufen, der unter Krixus von der Masse des Räuberheers sich gesondert hatte und auf eigene Hand brandschatzte, in Apulien am Garganus zu fassen und zu vernichten. Aber um so glänzendere Siege erfocht Spartacus im Apennin und im nördlichen Italien, wo der Consul Gnaeus Lentulus, während er die Räuber zu umzingeln und aufzuheben vermeinte, sodann sein College Gellius und der so eben noch siegreiche Prätor Arrius, endlich bei Mutina der Statthalter des diesseitigen Gallien Gaius Cassius (Consul 681) und der Prätor Gnaeus Manlius einer nach dem andern seinen Streichen erlagen. Die kaum bewaffneten Sclavenrotten waren das Schrecken der Legionen; die Kette der Niederlagen erinnerte an die ersten Jahre des hannibalischen Krieges. Was hätte kommen mögen, wenn

nicht entlaufene Fechterschaaren, sondern die Volkskönige aus den Bergen der Auvergne oder des Balkan an der Spitze der sorgfältig geschulten Schaaren gestanden hatten, ist nicht zu sagen; wie die Bewegung einmal war, blieb sie trotz ihrer glänzenden Siege im Räuberaufstand und unterlag weniger den Anstrengungen ihrer Gegner als der eigenen Zwietracht und Planlosigkeit. Die Einigkeit gegen den gemeinschaftlichen Feind, die in den früheren sicilischen Sklavenkriegen in so bemerkenswerther Weise hervorgetreten war, ward in diesem italischen vermißt; wovon wohl die Ursache darin zu suchen ist, daß die sicilischen Sklaven in dem gemeinsamen Sprachelenthum einen gleichsam nationalen Einigungspunct fanden, die italischen dagegen in die beiden Massen der Hellenobarbaren und der Keltogermanen sich schieden. Die Spaltung zwischen dem keltischen Krixos und dem thrakischen Spartacus — Oenomaos war gleich in einem der ersten Gefechte gefallen — und ähnlicher Hader lähmte die Benutzung der errungenen Erfolge und gewährte den Römern manchen wichtigen Sieg. Aber noch weit nachtheiliger als die keltisch-germanische Unbotmäßigkeit wirkte auf das Unternehmen der Mangel eines festen Planes und Zieles. Wohl stand Spartacus, nach dem Wenigen zu schließen, was wir von dem seltenen Mann wissen, hierin über seiner Partei. Er vereinte neben seinem strategischen ein nicht gemeines Organisationstalent, wie denn gleich von Haus aus die Gerechtigkeit, mit der er seiner Schaar vorstand und die Beute vertheilte, wenigstens ebenso sehr wie seine Tapferkeit die Augen der Masse auf ihn gelenkt hatte. Um dem empfindlichen Mangel an Reiterei und an Waffen abzuhelfen, versuchte er mit Hülfe der in Unteritalien aufgegriffenen Pferdeheerden sich eine Cavallerie zu schaffen und zu disciplinieren und so wie er den Hafen von Thurii in die Hände bekam, von dort aus Eisen und Kupfer, ohne Zweifel durch Vermittelung der Piraten, sich zu verschaffen. Aber in den Hauptsachen vermochte auch er nicht die wilden Horden, die er anführte, auf feste Endziele hinzulenken. Gern hätte er den tollen Bacchanalien der Grausamkeit gewehrt, die die Räuber in den eingenommenen Städten sich gestatteten, und die die hauptsächliche Ursache waren, weshalb keine italische Stadt freiwillig mit den Insurgenten gemeinschaftliche Sache machte; aber der Gehorsam, den der Räuberhauptmann im Kampfe fand, hörte mit dem Siege auf und seine Vorstellungen und Bitten waren vergeblich. Nach den im Apennin 682 erfochtenen Siegen stand dem Sieger nach jeder Richtung hin der Weg offen. Spartacus selbst soll be-

absichtigt haben die Alpen zu überschreiten, um sich und den Seinigen die Wege in ihre keltische oder thrakische Heimath zu öffnen; wenn der Bericht gegründet ist, so zeigt er, wie wenig der Sieger seine Erfolge und seine Macht überschätzte. Da die Mannschaft sich weigerte dem reichen Italien so rasch den Rücken zu wenden, schlug Spartacus den Weg nach Rom ein und soll daran gedacht haben die Hauptstadt zu blokiren. Indefs auch diesem zwar verzweifelten, aber doch planmäfsigen Beginnen zeigten die Scharen sich abgeneigt: sie zwangen ihren Führer, der Feldherr sein wollte, Räuberhauptmann zu bleiben und ziellos weiter in Italien auf Plünderung auszuziehen. Rom mochte sich glücklich preisen, dafs es also kam; auch so aber war guter Rath theuer. Es fehlte an geübten Soldaten wie an erprobten Offizieren; Quintus Metellus und Gnaeus Pompeius waren in Spanien, Marcus Lucullus in Thrakien, Lucius Lucullus in Kleinasien beschäftigt und zur Verfügung standen nur rohe Milizen und höchstens mittelmäfsige Offiziere. Man bekleidete mit dem aufserordentlichen Oberbefehl in Italien den Prätor Marcus Crassus, der zwar kein namhafter Feldherr war, aber doch unter Sulla mit Ehren gefochten und wenigstens Charakter hatte, und stellte ihm eine wenn nicht durch ihre Qualität, doch durch ihre Zahl imponirende Armee von acht Legionen zur Verfügung. Der neue Oberfeldherr begann damit die erste Abtheilung, die wieder mit Wegwerfung ihrer Waffen vor den Räubern davonlief, nach der ganzen Strenge der Kriegsgesetze zu behandeln und den zehnten Mann davon hinrichten zu lassen; worauf in der That die Legionen sich wieder etwas mehr zusammennahmen. Spartacus, in dem nächsten Gefecht besiegt, zog sich zurück und suchte durch Lucanien nach Rhegion zu gelangen. Eben damals beherrschten die Piraten nicht blofs die sicilischen Gewässer, sondern selbst den Hafen von Syrakus (S. 72); mit Hülfe ihrer Boote gedachte Spartacus ein Corps nach Sicilien zu werfen, wo die Sklaven nur auf einen Anstofs warteten, um zum dritten Mal loszuschlagen. Der Marsch nach Rhegion gelang; allein die Corsaren, vielleicht geschreckt durch die von dem Prätor Gaius Verres eingerichteten sicilischen Strandwachen, vielleicht auch von den Römern bestochen, nahmen den mit Spartacus bedungenen Lohn, ohne ihm die Gegenleistung dafür zu gewähren. Crassus inzwischen war dem Räuberheer bis etwa an die Krathismündung gefolgt und hatte, ähnlich wie Scipio vor Numantia, seine Soldaten, da sie nicht schlugen wie sie sollten, einen festungsähnlich verschanzten Wall in der Länge von sieben deutschen Meilen aufführen, der die

bruttische Halbinsel von dem übrigen Italien absperrte* und dem von Rhegion rückkehrenden Insurgentenheer den Weg verlegte und die Zufuhr abschnitt. Indefs in einer dunklen Winternacht durchbrach Spartacus die feindlichen Linien und stand im Frühjahr 683** wieder in Lucanien. Das mühsame Werk war also vergebens gewesen. Crassus fing an an der Lösung seiner Aufgabe zu verzweifeln und forderte vom Senat, dafs er die in Makedonien unter Marcus Lucullus, im diesseitigen Spanien unter Gnaeus Pompeius stehenden Heere zu seiner Unterstützung nach Italien berufe. Es bedurfte indefs dieses äufsersten Nothschrittes nicht; die Uneinigkeit und der Uebermuth der Räuberhaufen genügten um ihre Erfolge wieder zu vereiteln. Abermals lösten sich die Kelten und Germanen von dem Bunde, dessen Haupt und Seele der Thraker war, um unter Führern ihrer eigenen Nation, Gannicus und Castus sich vereinzelt den Römern ans Messer zu liefern. Einmal, am lucanischen See, rettete sie Spartacus rechtzeitiges Erscheinen; sie schlugen nun zwar wohl ihr Lager nahe bei dem seinigen, aber dennoch gelang es Crassus Spartacus durch die Reiterei zu beschäftigen und indessen die keltischen Haufen zu umstellen und zum Sonderkampf zu zwingen, in welchem sie sämmtlich, man sagt 12300 Streiter, tapfer kämpfend fielen, alle auf dem Platze und mit den Wunden nach vorn. Spartacus versuchte darauf sich mit seiner Abtheilung in die Berge um Petelia (bei Strongoli in Calabrien) zu werfen und schlug nachdrücklich die römische Vorhut, die dem Weichenden folgte. Allein dieser Sieg gereichte mehr dem Sieger als dem Besiegten zum Nachtheil. Berauscht von dem Erfolg weigerten sich die Räuber weiter zurückzuweichen und nöthigten ihren Feldherrn sie durch Lucanien nach Apulien dem letzten entscheidenden Kampf entgegen zu führen. Vor der Schlacht stiefs Spartacus sein Ross nieder; wie er im Glück und im Unglück treu bei den Seinen ausgeharrt hatte, so zeigte er ihnen jetzt durch die That, dafs es ihm wie allen hier gehe um Sieg oder Tod. Auch in der Schlacht stritt er mit dem Muth des Löwen:

* Da die Linie 7 deutsche Meilen (Sallust *hist.* 1, 34 Reitz; Plutarch *Crass.* 10) lang war, so ging sie wohl nicht von Squillace nach Pizzo, sondern nördlicher, etwa bei Castrovillari und Cassano über die hier in gerader Linie etwa 6 deutsche Meilen breite Halbinsel.

** Dafs Crassus noch 682 den Oberbefehl übernahm, ergiebt sich aus der Beseitigung der Consuln (Plutarch *Crass.* 10); dafs der Winter 682/3 den beiden Heeren am bruttischen Wall verstrich, aus der ‚Schneenacht' (Plut. a. a. O.).

zwei Centurionen fielen von seiner Hand; verwundet und in die Knie gesunken noch führte er den Speer gegen die andringenden Feinde; der grofse Räuberhauptmann und mit ihm die besten seiner Gesellen starben den Tod freier Männer und ehrlicher Soldaten (683). Nach dem theuer erkauften Siege ward von den Truppen, die ihn erfochten, und von denen des Pompeius, die inzwischen nach Ueberwindung der Sertorianer aus Spanien eingetroffen waren, durch ganz Apulien und Lucanien eine Menschenhatze angestellt, wie sie noch nicht dagewesen war und überall die letzten Funken des gewaltigen Brandes zertreten. Die schmachvoll verlorenen Adler waren also wieder gewonnen — allein nach dem Sieg über die Kelten brachte man deren fünf ein. Obwohl in den südlichen Landschaften, wo zum Beispiel das Städtchen Tempsa 683 von einer Räuberschaar eingenommen ward, und in dem durch Sullas Expropriationen schwer betroffenen Etrurien ein rechter Landfriede noch keineswegs sich einfand, galt doch derselbe officiell als in Italien wiederhergestellt; und wenigstens zeugten längs der Strafse von Capua nach Rom die sechstausend Kreuze, die gefangene Sclaven trugen, von der neu begründeten Ordnung und dem abermaligen Siege des anerkannten Rechts über das rebellirende lebendige Eigen.

Blicken wir zurück auf die Ereignisse, die das Decennium der sullanischen Restauration erfüllen. Eine gewaltige den Lebensnerv der Nation nothwendig berührende Gefahr hatte nirgends weder im Innern noch im Aeufsern sich hervorgethan; weder in der Insurrection des Lepidus noch in den Emigrantenhaufen und Guerillaschaaren des Sertorius noch in den thrakisch-makedonischen und kleinasiatischen Kriegen noch in den Piraten- und Sclavenaufständen lag eine solche enthalten; und dennoch hatte der Staat fast in all diesen Kämpfen um seine Existenz gefochten. Die Ursache war, dafs die Aufgaben, so lange sie noch mit Leichtigkeit lösbar waren, überall ungelöst blieben; die Vernachlässigung der einfachsten Vorsichtsmafsregeln erzeugte die entsetzlichsten Mifsstände und Unglücksfälle und schuf ablaufende Klassen und machtlose Reiche in ebenbürtige Gegner um. Die Demokratie zwar und die Sclaveninsurrection hatte man besiegt: aber wie die Siege waren, ward durch sie der Sieger weder innerlich gehoben noch äufserlich gekräftigt. Es war keine Ehre, dafs die beiden gefeiertsten Generale der Regierungspartei in einem achtjährigen mit mehr Niederlagen als Siegen bezeichneten Kampfe des Insurgentenchefs Sertorius und seiner spanischen Guerillas nicht Herr geworden waren, dafs erst der Mordstahl sei-

ner Freunde den sertorianischen Krieg zu Gunsten der legitimen Regierung entschieden hatte. Die Sclaven nun gar war es viel weniger eine Ehre besiegt, als eine Schande ihnen jahrelang in gleichem Kampfe gegenüber gestanden zu haben. Wenig mehr als ein Jahrhundert war seit dem hannibalischen Kriege verflossen; es mufste dem ehrbaren Römer das Blut in die Wangen treiben, wenn er den furchtbar raschen Rückschritt der Nation seit jener grofsen Zeit erwog. Damals standen die italischen Sclaven wie die Mauern gegen Hannibals Veteranen; jetzt stäubte die italische Landwehr vor den Knitteln ihrer entlaufenen Knechte wie Spreu aus einander. Damals machte jeder einfache Oberst im Fall der Noth den Feldherrn und focht wo nicht immer mit Glück, doch immer mit Ehren; jetzt hielt es hart unter all den vornehmen Offizieren nur einen Führer von gewöhnlicher Brauchbarkeit zu finden. Damals nahm die Regierung lieber den letzten Bauer vom Pflug, als dafs sie darauf verzichtet hätte Griechenland und Spanien zu erobern; jetzt war man drauf und dran beide längst erworbene Gebiete wieder preiszugeben, nur um daheim der aufständischen Knechte sich erwehren zu können. Auch Spartacus hatte so gut wie Hannibal vom Po bis an die sicilische Meerenge Italien mit Heeresmacht durchzogen, beide Consuln geschlagen und Rom mit der Blokade bedroht; wozu es gegen das damalige Rom des grofsten Feldherrn des Alterthums bedurft hatte, das vermochte gegen das jetzige ein kecker Räuberhauptmann. War es ein Wunder, dafs solchen Siegen über Insurgenten und Räuberhauptleute kein frisches Leben entkeimte? Ein noch minder erfreuliches Ergebnifs aber hatten die äufseren Kriege herausgestellt. Zwar der thrakisch-makedonische hatte, wenn auch kein dem ansehnlichen Aufwand von Menschen und Geld entsprechendes, doch auch kein positiv ungünstiges Resultat gegeben. Dagegen in dem kleinasiatischen und in dem Piratenkrieg hatte die Regierung vollständigen Bankerott gemacht. Jener schlofs ab mit dem Verlust der gesammten in acht blutigen Feldzügen gemachten Eroberungen, dieser mit der vollständigen Verdrängung der Römer von ‚ihrem Meer'. Einst hatte Rom im Vollgefühl der Unwiderstehlichkeit seiner Landmacht dies Uebergewicht auch auf das zweite Element übertragen; jetzt war der gewaltige Staat zur See ohnmächtig und wie es schien im Begriff auch wenigstens über den asiatischen Continent die Herrschaft einzubüfsen. Die materiellen Wohlthaten des staatlichen Daseins: Sicherheit der Grenzen, ungestörter friedlicher Verkehr, Rechtsschutz, geordnete Verwaltung fingen an alle mit einander den sämmtlichen im rö-

mischen Staat vereinigten Nationen zu verschwinden; die segnenden Götter alle schienen zum Olymp emporgestiegen zu sein und die jammervolle Erde den amtlich berufenen oder freiwilligen Plünderern und Peinigern überlassen zu haben. Dieser Verfall des Staats ward nicht etwa blofs von dem, der politische Rechte und Bürgersinn hatte, als ein öffentliches Unglück empfunden, sondern die Proletariatsinsurrection und die an die Zeiten der neapolitanischen Ferdinande erinnernde Räuber- und Piratenwirthschaft trugen das Gefühl davon in das entlegenste Thal, in die niedrigste Hütte Italiens, liefsen es jeden, der Handel und Verkehr trieb, der nur einen Scheffel Weizen kaufte, als persönlichen Nothstand empfinden. — Wenn nach den Urhebern dieses heillosen und beispiellosen Jammers gefragt ward, so war es nicht schwer mit gutem Recht gar Viele defshalb anzuklagen. Die Sclavenwirthe, deren Herz im Geldbeutel safs, die unbotmäfsigen Soldaten, die bald feigen, bald untähigen, bald tollkühnen Generale, die meist am falschen Ende hetzenden Demagogen des Marktes trugen ihren Theil der Schuld, oder vielmehr, wer trug an derselben nicht mit? Die grofse Majorität der Bürgerschaft taugte nichts und jeder morsche Baustein half mit zu dem Ruin des ganzen Gebäudes; es büfste die ganze Nation, was die ganze Nation verschuldete. Es war ungerecht, wenn man die Regierung als den letzten greifbaren Ausdruck des Staats für alle heilbaren und unheilbaren Krankheiten desselben verantwortlich machte; aber es war doch so viel wahr, dafs die Regierung in furchtbar schwerer Weise mittrug an dem allgemeinen Verschulden. Instinctmäfsig ward es empfunden, dafs die Ursache des Nothstandes nicht in dem Verhalten Einzelner liege. In dem kleinasiatischen Kriege namentlich hatte kein einzelner der regierenden Herren sich in hervorragender Weise verfehlt, Lucullus sogar militärisch wenigstens tadellos, ja glorreich sich geführt; nur um so deutlicher ward es defshalb erkannt, dafs die Schuld des Mifslingens in dem System und in der Regierung als solcher, hier zunächst in dem schlaffen Preisgeben Kappadokiens und Syriens durch den Senat lag. Ebenso hatte in der Seepolizei der Senat den einmal gefafsten richtigen Gedanken einer allgemeinen Piratenjagd erst in der Ausführung verdorben und dann ihn gänzlich fallen lassen, um zu dem thörichten System zurückzukehren, das gegen die Rosse des Meeres Legionen sandte. Nach diesem System wurden die Expeditionen des Servilius und des Marcius nach Kilikien, des Metellus nach Kreta unternommen; nach diesem liefs Triarius die Insel Delos zum Schutz vor den Piraten

mit einer Mauer umziehen. Man wird durch diese Versuche der Seeherrschaft sich zu versichern an den persischen Grofskönig erinnert, der das Meer mit Ruthen peitschen liefs, um es sich unterthänig zu machen. Wohl hatte die Nation guten Grund ihren Bankerott der Restaurationsregierung zur Last zu legen. Immer schon war mit der Wiederherstellung der Oligarchie ein ähnliches Mifsregiment gekommen, nach dem Sturz der Gracchen wie nach dem des Marius und Saturninus; aber so gewaltsam und zugleich doch auch so schlaff, so verdorben und verderblich war dasselbe nie zuvor aufgetreten. Wenn eine Regierung so wie diese nicht regieren kann, hört sie auf legitim zu sein und es hat wer die Macht, auch das Recht sie zu stürzen. Zwar ist es leider wahr, dafs eine unfähige und verbrecherische Regierung lange Zeit das Wohl und die Ehre des Landes mit Füfsen zu treten vermag, bevor die Männer sich finden, welche die furchtbaren Waffen, die sie selber gegen sich geschmiedet, regieren und aus der sittlichen Empörung der Tüchtigen und dem Nothstande der Vielen die in solchem Fall legitime Revolution heraufbeschwören können und wollen. Aber wenn das Spiel mit dem Glücke der Völker ein lustiges sein mag und wohl lange Zeit hindurch ungestört gespielt werden kann, so ist es doch auch ein tückisches, das zu seiner Zeit die Spieler verschlingt; und Niemand schiebt dann die Axt, wenn sie dem Baum, der solche Früchte trägt, sich an die Wurzel legt. Für die römische Oligarchie war diese Zeit jetzt gekommen. Der pontisch-armenische Krieg und die Piratenangelegenheit wurden die nächsten Ursachen zum Umsturz der sullanischen Verfassung und zur Einsetzung einer revolutionären Militärdictatur.

KAPITEL III.

Der Sturz der Oligarchie und die Herrschaft des Pompeius.

Noch stand die sullanische Verfassung unerschüttert. Der Sturm, den Lepidus und Sertorius gegen sie gewagt hatten, war mit Erfolg zurückgeschlagen worden. Das halb fertige Gebäude in dem energischen Geiste seines Urhebers auszubauen hatte die Regierung freilich versäumt. Es zeichnet sie, dafs sie die von Sulla zur Vertheilung bestimmten, aber noch nicht von ihm selbst parzellirten Ländereien weder auftheilte noch auch den Anspruch auf dieselben geradezu aufgab, sondern die früheren Eigenthümer ohne Regulirung des Titels vorläufig im Besitze duldete, auch wohl manche noch unvertheilte Strecke sullanischen Domanialandes gar von einzelnen Personen nach dem alten durch die gracchischen Reformen rechtlich und factisch beseitigten Occupationssystem willkürlich in Besitz nehmen liefs (II, 331). Was den Optimaten unter den sullanischen Bestimmungen gleichgültig oder unbequem war, wurde ohne Bedenken ignorirt oder cassirt; so die gegen ganze Gemeinden ausgesprochene Aberkennung des Staatsbürgerrechts; so das Verbot der Zusammenschlagung der neuen Bauerstellen; so manche der von Sulla einzelnen Gemeinden ertheilten Freibriefe, natürlich ohne dafs die für diese Exemtionen gezahlten Summen den Gemeinden zurückgegeben wurden. Aber diese Verletzungen der Ordnungen Sullas durch die Regierung selbst, obwohl auch sie dazu beitrugen die Fundamente seines Gebäudes zu erschüttern, arbeiteten doch nur mittelbar der Gegenpartei in die Hände. Die sempronischen Gesetze waren und blieben abgeschafft.

Wohl fehlte es nicht an Männern, die die Wiederherstellung der gracchischen Verfassung im Sinn trugen, und nicht an Entwürfen, um das, was Lepidus und Sertorius im Wege der Revolution versucht hatten, stückweise auf dem Wege verfassungsmäfsiger Reformen zu erreichen. Die Erneuerung der Getreidespenden, die Wiederherstellung der tribunicischen Gewalt in ihrem alten Umfang, die Beseitigung der senatorischen Gerichte hörten nie auf die Gegenstände populärer Agitation zu bilden. Zuerst gab die Regierung in der Wiederherstellung der Getreidevertheilungen nach, die in Folge der hohen hauptsächlich durch die Piraterie hervorgerufenen Kornpreise von der Bürgerschaft immer ungestümer gefordert ward. Bereits 679 wurden, nachdem es wegen der Brottheuerung in Rom zu einem heftigen Strassenauflauf gekommen war, aufserordentliche Getreidekäufe in Sicilien für Rechnung der Regierung veranstaltet, um der Noth abzuhelfen. Aber schon im J. 681 gewährte der Senat eine beschränkte Erneuerung des sempronischen Getreidegesetzes. Die Consuln Marcus Terentius Lucullus und Gaius Cassius Varus brachten einen Vorschlag ein, wonach nicht wie nach dem sempronischen Gesetz alle, sondern nur eine bestimmte Zahl — es scheint 10000 — der ärmeren Bürger die früheren Spenden, wie sie Gracchus bestimmt hatte, fünf Scheffel monatlich für den Preis von 6½ Assen (3½ Gr.) empfangen sollten — eine Bestimmung, aus der dem Aerar ein jährlicher Nettoverlust von mindestens 3 Mill. Thlrn. erwuchs.* — Nachdrücklicheren Widerstand leistete die Regierung in dem Streit um die tribunicische Gewalt und um die Geschwornenstellen. Jenen eröffnete schon 678, unmittelbar nach der Niederlage des Lepidus, der Volkstribun Lucius Sicinius, vielleicht ein Nachkomme des gleichnamigen Mannes, der mehr als vierhundert Jahre zuvor zuerst dieses Amt be-

* Dafs das Gesetz den Demokraten nicht genügte, sagt Sallust (*hist.* 1, 82, 19 Kritz). Da nun das Monatkorn der römischen Bürgerschaft wenig mehr als 33000 Medimnen — 198000 röm. Scheffel betrug (Cic. *I verr.* 3, 30, 72), hienach also etwa 10000 Bürger Getreide empfingen, während doch die Zahl der in der Hauptstadt domicilirten römischen Bürger unzweifelhaft viel beträchtlicher war, so dürfte die wesentliche Beschränkung, die das Gesetz von 681 dem sempronischen hinzufügte, in der oben angegebenen Weise zu fassen sein. Dafs man daneben über das zu geringe Quantum klagte, wie Sallust (a. a. O.) andeutet, verträgt sich damit recht wohl. Die Verlustsumme ist danach berechnet, dafs das Getreide mindestens den doppelten Werth hatte (II, 99); wenn die Piraterie oder andere Ursachen die Preise in die Höhe trieben, mufste der Schaden sich noch weit beträchtlicher herausstellen.

kleidet hatte; allein er scheiterte an dem Widerstand, den der rührige Consul Gaius Curio ihm entgegensetzte. Im J. 680 nahm Lucius Quinctius die Agitation wieder auf, liefs sich aber durch die Autorität des Consuls Lucius Lucullus bestimmen von seinem Vorhaben abzustehen. Mit gröfserem Eifer trat das Jahr darauf in seine Fufsstapfen Gaius Licinius Macer, der — bezeichnend für die Zeit — in das öffentliche Leben seine litterarischen Studien hineintrug und, wie er es in der Chronik gelesen, der Bürgerschaft anrieth die Conscription zu verweigern. — Auch über die schlechte Handhabung der Rechtspflege durch die senatorischen Geschwornen wurden bald nur zu wohl begründete Beschwerden laut. Die Verurtheilung eines einigermafsen einflufsreichen Mannes war kaum mehr zu erlangen. Nicht blofs empfand der College mit dem Collegen, der gewesene oder künftige Angeklagte mit dem gegenwärtigen armen Sünder billiges Mitleid; auch die Käuflichkeit der Geschwornenstimmen war kaum noch eine Ausnahme. Mehrere Senatoren waren gerichtlich dieses Verbrechens überwiesen worden; auf andere gleich schuldige wies man mit Fingern; die angesehensten Optimaten, wie Quintus Catulus, rannten in offener Senatssitzung es ein, dafs die Beschwerden vollkommen gegründet seien; einzelne besonders eclatante Fälle zwangen den Senat mehrmals, zum Beispiel im J. 680, über Mafsregeln gegen die Feilheit der Geschwornen zu deliberiren, natürlich nur so lange, bis der erste Lärm sich gelegt hatte und man die Sache unter das Eis gleiten lassen konnte. Die Folgen dieser elenden Rechtspflege zeigten sich namentlich in einem System der Plünderung und Peinigung der Provinzialen, womit verglichen selbst die bisherigen Frevel als erträglich und gemässigt erschienen. Das Stehlen und Rauben war gewissermafsen durch Gewohnheit legitim geworden und die Erpressungscommission konnte als eine Anstalt gelten, um die aus den Vogteien heimkehrenden Senatoren zu Gunsten ihrer daheimgebliebenen Collegen zu besteuern. Aber als ein angesehener Sikelote, weil er dem Statthalter nicht hatte zu einem Verbrechen die Hand bieten wollen, dafür von diesem abwesend zum Tode verurtheilt ward; als selbst römische Bürger, wenn sie nicht Ritter oder Senatoren waren, in der Provinz nicht mehr sicher waren vor den Ruthen und Beilen des römischen Vogts und die älteste Errungenschaft der römischen Demokratie, die Sicherheit des Leibes und Lebens von der herrschenden Oligarchie anfing mit Füssen getreten zu werden: da hatte auch das Publicum auf dem römischen Markte ein Ohr für die Klagen über seine Vögte

in den Provinzen und über die ungerechten Richter, die solche Unthaten moralisch mit verschuldeten. Die Opposition unterliefs es natürlich nicht auf dem fast allein ihr übrig gebliebenen Terrain, dem gerichtlichen ihre Gegner anzugreifen. So zog der junge Gaius Caesar, der auch, so weit sein Alter es gestattete, sich bei der Agitation um die Wiederherstellung der tribunicischen Gewalt eifrig betheiligte, im J. 677 einen der angesehensten sullanischen Parteimänner, den Consular Gnaeus Dolabella und im folgenden Jahr einen andern sullanischen Offizier Gaius Antonius vor Gericht; so Marcus Cicero 684 den Gaius Verres, eine der elendesten unter den Creaturen Sullas und eine der schlimmsten Geifseln der Provinzialen. Wieder und wieder wurden die Bilder jener finstern Zeit der Aechtungen, die entsetzlichen Leiden der Provinzialen, der schmachvolle Stand der römischen Criminalrechtspflege mit allem Pomp italienischer Rhetorik, mit aller Bitterkeit italienischen Spottes vor der versammelten Menge entfaltet und der gewaltige Todte so wie seine lebenden Schergen ihrem Zorn und Hohn unnachsichtlich preisgegeben. Die Wiederherstellung der vollen tribunicischen Gewalt, an deren Bestehen die Freiheit, die Macht und das Glück der Volksgemeinde wie durch uralt heiligen Zauber geknüpft schien, die Wiedereinführung der ‚strengen' Gerichte der Ritterschaft, die Erneuerung der von Sulla beseitigten Censur zur Reinigung der höchsten Staatsbehörde von den faulen und schädlichen Elementen wurden täglich mit lautem Ruf von den Rednern der Volkspartei gefordert.

Indefs mit alle dem kam man nicht weiter. Es gab Scandal und Lärm genug, aber ein eigentlicher Erfolg ward dadurch, dafs man die Regierung nach und über Verdienst prostituirte, doch noch keineswegs erreicht. Die materielle Macht lag immer noch, so lange militärische Einmischung fern blieb, in den Händen der hauptstädtischen Bürgerschaft; und dies ‚Volk', das in den Gassen Roms sich drängte und auf dem Markt Beamte und Gesetze machte, war eben um nichts besser als der regierende Senat. Zwar mufste die Regierung mit der Menge sich abfinden, wo deren eigenes nächstes Interesse in Frage kam; dies ist die Ursache der Erneuerung des sempronischen Korngesetzes. Allein daran war nicht zu denken, dafs diese Bürgerschaft um einer Idee oder gar um einer zweckmäfsigen Reform willen Ernst gemacht hätte. Mit Recht ward auf die Römer dieser Zeit angewandt, was Demosthenes von seinen Athenern sagte: dafs die Leute gar eifrig thaten, so lange sie um die Rednerbühne ständen und die Vor-

schlage zu Reformen vernahmen; aber wenn sie nach Hause gekommen seien, denke keiner weiter an das, was er auf dem Markte gehört habe. Wie auch jene demokratischen Agitatoren die Flammen schürten, es half eben nichts, da der Brennstoff fehlte. Die Regierung wufste dies und liefs in den wichtigen Principienfragen sich keinerlei Zugeständnifs entreifsen; höchstens dafs sie sich dazu verstand um 682 einem Theil der mit Lepidus landflüchtig gewordenen Leute die Amnestie zuzugestehen. Was von Concessionen erfolgte, ging nicht so sehr aus dem Drängen der Demokratie hervor, als aus den Vermittlungsversuchen der gemäfsigten Aristokratie. Allein von den beiden Gesetzen, die der einzige noch übrige Führer dieser Fraction Gaius Cotta in seinem Consulat 679 durchsetzte, wurde das die Gerichte betreffende schon im nächsten Jahre wieder beseitigt, und auch das zweite, welches die sullanische Bestimmung aufhob, dafs die Bekleidung des Tribunats zur Uebernahme anderer Magistraturen unfähig mache, die übrigen Beschränkungen aber bestehen liefs, erregte wie jede halbe Mafsregel nur den Unwillen beider Parteien. Die Partei der reformistisch gesinnten Conservativen, die durch Cottas bald nachher (um 681) erfolgten frühen Tod ihr namhaftestes Haupt verlor, sank mehr und mehr in sich selbst zusammen, erdrückt zwischen den immer schroffer hervortretenden Extremen. Von diesen aber blieb die Partei der Regierung, schlecht und schlaff wie sie war, der gleich schlechten und gleich schlaffen Opposition gegenüber nothwendig im Vortheil.

Aber dies der Regierung so günstige Verhältnifs änderte sich, als die Differenzen zwischen ihr und denjenigen ihrer Parteigänger sich schärfer entwickelten, deren Hoffnungen über den Ehrensitz in der Curie und das aristokratische Landhaus hinaus zu höheren Zielen sich erhoben. In erster Linie stand hier Gnaeus Pompeius. Wohl war er Sullaner; aber es ist früher gezeigt worden (S. 11), wie wenig er unter seiner eigenen Partei sich zurechtfand, wie von der Nobilität, als deren Schild und Schwert er officiell angesehen ward, ihn doch seine Herkunft, seine Vergangenheit, seine Hoffnungen immer wieder schieden. Der schon klaffende Rifs hatte während der spanischen Feldzüge (677—683) des Feldherrn sich unheilbar erweitert. Unwillig und halb gezwungen hatte die Regierung ihm ihrem rechten Vertreter Quintus Metellus als Collegen beigesellt; und wieder er beschuldigte, wohl nicht ohne Grund, den Senat durch die sei es liederliche, sei es böswillige Vernachlässigung der spanischen Armeen deren Niederlagen verschuldet und das Schicksal der Expedition

aufs Spiel gesetzt zu haben. Nun kam er zurück als Sieger über die offenen wie über die heimlichen Feinde, an der Spitze eines krieggewohnten und ihm ganz ergebenen Heeres, für seine Soldaten Landanweisungen begehrend, für sich Triumph und Consulat. Die letzteren Forderungen verstiefsen gegen das Gesetz. Pompeius, obwohl mehrmals schon aufserordentlicher Weise mit der höchsten Amtsgewalt bekleidet, hatte noch kein ordentliches Amt, nicht einmal die Quästur verwaltet und war noch immer nicht Mitglied des Raths; und Consul durfte nur werden, wer die Stufen der geringeren ordentlichen Aemter durchmessen, triumphiren nur, wer die ordentliche höchste Gewalt bekleidet hatte. Der Senat war gesetzlich befugt ihn, wenn er um das Consulat sich bewarb, auf die Bewerbung um die Quästur zu verweisen, wenn er den Triumph erbat, ihn an den grofsen Scipio zu erinnern, der unter ganz gleichen Verhältnissen auf den Triumph über das eroberte Spanien verzichtet hatte. Nicht minder hing Pompeius hinsichtlich der seinen Soldaten versprochenen Domänen ab von dem guten Willen des Senats. Indefs wenn auch der Senat, wie es bei seiner Schwachlichkeit auch im Großen wohl denkbar war, hierin nachgab und dem siegreichen Feldherrn für den gegen die Demokratenchefs geleisteten Schergendienst den Triumph, das Consulat, die Landanweisungen zugestand, so war doch eine ehrenvolle Annullirung in rathsherrlicher Indolenz unter der langen Reihe der friedlichen senatorischen Imperatoren das günstigste Loos, das die Oligarchie dem sechsundvierzigjährigen Feldherrn darzubieten über sich gewinnen konnte. Das, wonach sein Herz eigentlich verlangte, das Commando im mithradatischen Krieg freiwillig vom Senat bewilligt zu erhalten, konnte er nimmer erwarten; die im Osten reichlich und bequem zu pflückenden Lorbeeren blieben auf jeden Fall der reinen Aristokratie reservirt. Sah sich also der gefeierte General gedrängt von der herrschenden Oligarchie abzufallen, so blieb ihm nur die Wahl entweder auf eigene Hand als Gewalthaber aufzutreten oder mit der demokratischen Partei gemeinschaftliche Sache zu machen. Es kann hier unerörtert bleiben, ob er im Stande war die Prätendentenrolle auf eigene Hand durchzuführen oder ob er in diesem Fall geendet haben würde, wie so eben Lepidus und Sertorius geendet hatten; sein ganzes Naturell machte einen solchen kecken und entschiedenen Entschlufs ihm ein- für allemal unmöglich. Dagegen der Demokratie sich in die Arme zu werfen hinderte ihn nichts; ein eigenes Interesse an dem Fortbestand der sullanischen Verfassung hatte

er nicht, sondern konnte seine persönlichen Zwecke auch innerhalb einer mehr demokratischen ebenso gut, wo nicht besser verfolgen. Dagegen fand er alles was er brauchte bei der demokratischen Partei. Die thätigen und gewandten Führer derselben waren bereit und fähig dem unbehülflichen und etwas hölzernen Helden die mühselige politische Leitung abzunehmen, und doch viel zu gering um dem gefeierten Feldherrn die erste Rolle und namentlich die militärische Oberleitung streitig machen zu können oder auch nur zu wollen. Selbst der weitaus bedeutendste von ihnen, Gaius Caesar war nichts als ein junger Mensch, dem mehr noch als seine feurige demokratische Beredsamkeit seine dreisten Fahrten und eleganten Schulden einen Namen gemacht hatten und der sich sehr geehrt fühlen mufste, wenn der weltberühmte Imperator ihm gestattete sein politischer Adjutant zu sein. Die Popularität, auf welche Menschen wie Pompeius, von gröfseren Ansprüchen als Fähigkeiten, mehr Werth zu legen pflegen als sie gern sich selber gestehen, mufste im höchsten Mafs dem jungen General zu Theil werden, dessen Uebertritt der fast verlorenen Sache der Demokratie den Sieg gab. Der von ihm für sich und seine Soldaten geforderte Siegeslohn fand damit sich von selbst. Ueberhaupt schien, wenn die Oligarchie gestürzt ward, bei dem gänzlichen Mangel anderer ansehnlicher Oppositionshäupter es nur von Pompeius abzuhängen sich seine weitere Stellung selber zu bestimmen. Daran aber konnte kaum gezweifelt werden, dafs der Uebertritt des Feldherrn der so eben siegreich aus Spanien heimkehrenden und noch in Italien geschlossen zusammenstehenden Armee zur Oppositionspartei den Sturz der bestehenden Ordnung zur Folge haben müsse. Regierung und Opposition waren gleich machtlos; so wie die letztere nicht mehr blofs mit Declamationen focht, sondern das Schwert eines siegreichen Feldherrn bereit war ihren Forderungen Nachdruck zu geben, war die Regierung, vielleicht sogar ohne Kampf, überwunden.

So sah man von beiden Seiten sich gedrängt zur Coalition. An persönlichen Abneigungen mochte es dort wie hier nicht fehlen; der siegreiche Feldherr konnte die Strafsenredner unmöglich lieben, diese noch weniger den Henker des Carbo und Brutus mit Freuden als ihr Haupt begrüfsen; indefs die politische Nothwendigkeit überwog, wenigstens für den Augenblick, jedes sittliche Bedenken. Aber die Demokraten und Pompeius schlossen ihren Bund nicht allein. Auch Marcus Crassus war in einer ähnlichen Lage wie Pompeius. — Obwohl Sullaner wie

dieser, war doch auch seine Politik ganz wie die des Pompeius vor allem eine persönliche und durchaus nicht die der herrschenden Oligarchie; und auch er stand jetzt in Italien an der Spitze einer starken und siegreichen Armee, mit welcher er so eben den Sclavenaufstand niedergeschlagen hatte. Es blieb ihm die Wahl entweder gegen die Coalition mit der Oligarchie sich zu verbinden oder in die Coalition einzutreten; er wählte den letzteren und damit ohne Zweifel den sicheren Weg. Bei seinem colossalen Vermögen und seinem Einfluss auf die hauptstädtischen Clubs war er überhaupt ein schätzbarer Bundesgenosse; unter den obwaltenden Umständen aber war es ein unberechenbarer Gewinn, wenn das einzige Heer, mit welchem der Senat den Truppen des Pompeius hätte begegnen können, der angreifenden Macht sich beigesellte. Die Demokraten überdies, denen bei der Allianz mit dem übermächtigen Feldherrn nicht wohl zu Muthe sein mochte, sahen nicht ungern in Marcus Crassus ihm ein Gegengewicht und vielleicht einen künftigen Rivalen zur Seite gestellt. — So kam im Sommer des J. 683 die erste Coalition zu Stande zwischen der Demokratie einer- und den beiden sullanischen Generalen Gnaeus Pompeius und Marcus Crassus andererseits. Beide machten das Parteiprogramm der Demokratie zu dem ihrigen; es ward ihnen dafür zunächst das Consulat auf das kommende Jahr, Pompeius überdies der Triumph und die begehrten Landloose für seine Soldaten, Crassus als dem Ueberwinder des Spartacus wenigstens die Ehre des feierlichen Einzugs in die Hauptstadt zugesichert. — Den beiden italischen Armeen, der hohen Finanz und der Demokratie, die also zum Sturz der sullanischen Verfassung verbündet auftraten, hatte der Senat nichts gegenüberzustellen. Wäre Quintus Metellus Pius ein zweiter Sulla gewesen, so hätte er das zweite spanische Heer zum Schutz der bestehenden Verfassung gegen Pompeius und Crassus geführt; allein derselbe, durchaus nicht begehrend sich in einen Bürgerkrieg zu verwickeln, hatte sofort nach Ueberschreitung der Alpen seine Soldaten entlassen. So blieb der Oligarchie nichts übrig als in das Unvermeidliche sich zu fügen. Der Rath bewilligte die für Consulat und Triumph erforderlichen Dispensationen; Pompeius und Crassus wurden, ohne Widerstand zu finden, zu Consuln für das J. 684 gewählt, während ihre Heere, angeblich in Erwartung des Triumphs, vor der Stadt lagerten. Noch vor dem Antritt seines Amtes bekannte sodann Pompeius in einer von dem Volkstribun Marcus Lollius Palicanus abgehaltenen Volksversammlung sich öffentlich und förmlich zu dem de-

mokratischen Programm. Die Verfassungsänderung war damit im Princip entschieden.

Alles Ernstes ging man nun an die Beseitigung der sullanischen Institutionen. Vor allen Dingen erhielt das tribunicische Amt wieder seine frühere Geltung. Pompeius selbst als Consul brachte das Gesetz ein, das den Volkstribunen ihre althergebrachten Befugnisse, namentlich auch die legislatorische Initiative zurückgab — freilich eine seltsame Gabe aus der Hand des Mannes, der mehr als irgend ein Lebender dazu gethan hatte die alte Verfassung zu zertrümmern. — Hinsichtlich der Geschwornenstellen wurde die Bestimmung Sullas, dafs das Verzeichnifs der Senatoren als Geschwornenliste dienen solle, zwar abgeschafft; allein es kam doch keineswegs zu einer einfachen Wiederherstellung der gracchischen Rittergerichte. Künftig, so bestimmte das neue aurelische Gesetz, sollten die Geschwornencollegien zu einem Drittheil aus Senatoren bestehen, zu zwei Drittheilen aus Männern vom Rittercensus, von welchen letzteren wieder die Hälfte die Districtvorsteherschaft oder das sogenannte Kassentribunat bekleidet haben mufste. Es war diese letzte Neuerung eine weitere den Demokraten gemachte Concession, indem hienach wenigstens der dritte Theil der Criminalgeschwornen, ähnlich wie die Civilgeschwornen des Gerichtshofs der hundert Männer, mittelbar hervorging aus den Wahlen der Districte. Wenn dagegen der Senat nicht gänzlich aus den Gerichten verdrängt ward, so ist die Ursache davon wahrscheinlich theils in Crassus Beziehungen zum Senat zu suchen, theils in dem Beitritt der senatorischen Mittelpartei zu der Coalition, mit dem es auch wohl zusammenhängt, dafs der Bruder ihres kürzlich verstorbenen Führers, der Prätor Lucius Cotta dies Gesetz einbrachte. — Nicht weniger wichtig war die Beseitigung der für Asien von Sulla festgesetzten Steuerordnung (II, 333), welche vermuthlich ebenfalls in dies Jahr fällt; der damalige Statthalter Asiens Lucius Lucullus ward angewiesen das von Gaius Gracchus eingeführte Verpachtungssystem wieder herzustellen und damit der hohen Finanz ihre frühere Stellung zurückgegeben. — Endlich zur Erneuerung der Censur bedurfte es eines neuen Gesetzes nicht, da dies Amt nicht förmlich abgeschafft worden war, sondern nur der Anordnung der Wahlen, welche denn auch die neuen Consuln kurz nach Antritt ihres Amtes anberaumten. Sie fielen, in offenbarer Verhöhnung des Senats, auf die beiden Consuln des J. 682 Gnaeus Lentulus Clodianus und Lucius Gellius, die wegen ihrer elenden Kriegführung gegen Spartacus (S. 72) durch den Senat vom Com-

mando entfernt worden waren. Es begreift sich, dafs diese Männer alle Mittel, die ihr wichtiges und ernstes Amt ihnen an die Hand gab, in Bewegung setzten um den neuen Machthabern zu huldigen und den Senat zu ärgern. Mindestens der achte Theil des Senats, vierundsechzig Senatoren, eine bis dahin unerhörte Zahl wurden von der Liste gestrichen, darunter der einst von Gaius Caesar ohne Erfolg angeklagte Gaius Antonius (S. 87) und der Consul des J. 683 Publius Lentulus Sura, vermuthlich auch nicht wenige der verhafstesten Creaturen Sullas.

So war man mit dem J. 684 wieder im Wesentlichen zurückgekommen auf die Institutionen der Zeit vor der sullanischen Restauration. Wieder ward die hauptstädtische Menge aus der Staatskasse, das heifst von den Provinzen gespeist; wieder gab die tribunicische Gewalt jedem Demagogen den gesetzlichen Freibrief die staatlichen Ordnungen zu verkehren; wieder erhob der Gehudel neben der Regierung als Inhaber der Steuerpachtungen und der gerichtlichen Controle über die Statthalter so mächtig wie nur je zuvor sein Haupt; wieder zitterte der Senat vor dem Verdict der Geschwornen des Ritterstandes und vor der censorischen Rüge. Das System Sullas, das auf die politische Vernichtung der kaufmännischen Aristokratie und der Demagogie die Alleinherrschaft der Nobilität begründet hatte, war damit vollständig über den Haufen geworfen. Abgesehen von einzelnen untergeordneten Bestimmungen, deren Abschaffung erst später nachgeholt wurde, wie zum Beispiel der Zurückgabe des Selbsterganzungsrechts an die Priestercollegien (II. 335), blieb von Sullas allgemeinen Ordnungen hienach nichts übrig als theils die Concessionen, die er selbst der Opposition zu machen nothwendig gefunden hatte, wie namentlich die Anerkennung des römischen Bürgerrechts der sämmtlichen Italiker, theils Verfügungen ohne schroffe Parteitendenz, an denen defshalb auch die verständigen Demokraten nichts auszusetzen fanden, wie unter anderm die Beschränkungen der Freigelassenen und die materiellen Aenderungen im Criminalrecht. — Weit bedenklicher als diese principiellen waren die persönlichen Fragen, die die Staatsumwälzung von 684 nach sich zog. Begreiflicher Weise liefsen die Demokraten sich nicht genügen mit der allgemeinen Anerkennung des Programms, sondern auch sie forderten jetzt eine Restauration in ihrem Sinn: Wiederherstellung des Andenkens ihrer Todten, Bestrafung der Mörder, Rückberufung der Geächteten aus der Verbannung, Aufhebung der auf ihren Kindern lastenden politischen Zurücksetzung, Rückgabe der von Sulla eingezogenen

Güter, Schadenersatz aus dem Vermögen der Erben und Gehülfen des Dictators. Es waren das allerdings die logischen Consequenzen, die aus einem reinen Sieg der Demokratie sich ergaben; allein der Sieg der Coalition von 683 war doch weit entfernt ein solcher zu sein. Die Demokratie gab dazu den Namen und das Programm, die übergetretenen Offiziere aber, vor allem Pompeius, die Macht und die Vollendung; und nun- und nimmermehr konnten diese zu Maßregeln ihre Zustimmung geben, die nicht blofs die bestehenden Verhältnisse bis in ihre Grundfesten erschüttert, sondern auch schliefslich sich gegen sie selbst gewandt haben würden — war es doch noch im frischen Andenken, welcher Männer Blut Pompeius vergossen, wie Crassus zu seinem ungeheuren Vermögen den Grund gelegt hatte. So ist es wohl erklärlich, aber auch zugleich bezeichnend für die Schwäche der Demokraten, dafs die Coalition von 683 nicht das Geringste that um den Demokraten Rache oder auch nur Rehabilitation zu gewähren. Die nachträgliche Einforderung aller der für erstandene confiscirte Güter noch rückständigen oder auch von Sulla den Käufern erlassenen Kaufgelder, welche der Censor Lentulus in einem besonderen Gesetz feststellte, kann kaum als Ausnahme bezeichnet werden; denn wenn auch nicht wenige Sullaner dadurch in ihren persönlichen Interessen empfindlich verletzt wurden, so war doch die Maßregel selbst wesentlich eine Bestätigung der von Sulla vorgenommenen Confiscationen.

Sullas Werk also war zerstört; aber die Zukunft des Staates war damit vielmehr in Frage als festgestellt. Die Coalition, einzig zusammengehalten durch den gemeinschaftlichen Zweck das Restaurationswerk zu beseitigen, löste sich, als dieser erreicht war, wenn nicht dem Namen, doch der Sache nach von selber auf; Pompeius, Crassus, die Demokratie verfolgten fortan wieder jedes besondere und sehr häufig einander zuwiderlaufende Zwecke. Vorläufig war es immer noch der Senat, der officiell dem Staate vorstand; das Regiment, wie er lange vor Sulla es besessen hatte, blieb ihm auch jetzt nach der Zerstörung der von Sulla aufgeführten Bollwerke. Es lag der demokratischen Faction allerdings nahe genug nach diesem grofsen Erfolg zu weiteren Angriffen fortzuschreiten, und nach der Wiederherstellung der gracchischen Verfassung nun zu versuchen auch einen neuen Gracchus auf den Schild zu heben. Allein dieser Gedanke trat den Demokraten für den Augenblick zurück vor einer dringenden Gefahr, durch welche sie nicht minder als die Aristokratie sich bedroht sahen. Die Heere des Pompeius und Crassus lagerten immer

noch vor den Thoren der Stadt. Jener hatte zwar zugesagt nach dem Triumph (31. December 683) seine Soldaten zu verabschieden; allein zunächst war es unterblieben, um unter dem Druck, den das spanische Heer vor der Hauptstadt auf diese und den Senat ausübte, die Staatsumwälzung ungestört zu vollenden, was denn in gleicher Weise auch auf die Armee des Crassus Anwendung fand. Diese Ursache bestand jetzt nicht mehr; aber dennoch unterblieb die Auflösung der Heere. Die Dinge schienen sich dahin wenden zu wollen, dafs einer der beiden mit der Demokratie alliirten Feldherren die Militärdictatur ergreifen und Oligarchen und Demokraten in dieselben Fesseln schlagen werde. Indefs von Anfang an hatte Crassus in der Coalition eine untergeordnete Rolle gespielt; er hatte sich antragen müssen und verdankte selbst seine Wahl zum Consulat hauptsächlich Pompeius stolzer Verwendung. Weitaus der Stärkere war Pompeius und offenbar er der Herr der Situation; wenn er zugriff, so schien er werden zu müssen als was ihn der Instinct der Menge schon jetzt bezeichnete: der unumschränkte Gebieter des mächtigsten Staates der civilisirten Welt. Schon drängte sich die ganze Masse der Servilen um den künftigen Monarchen. Schon suchten die schwächeren Gegner eine letzte Hülfe in einer neuen Coalition; Crassus, voll alter und neuer Eifersucht auf den jüngeren so durchaus ihn überflügelnden Rivalen, näherte sich dem Senat und versuchte durch beispiellose Spenden die hauptstädtische Menge an sich zu fesseln — als ob die durch Crassus selbst mit gebrochene Oligarchie und die ewig undankbare Menge gegen die Veteranen der spanischen Armee irgend welchen Schutz zu gewähren vermocht hätten. Einen Augenblick schien es, als würde es vor den Thoren der Hauptstadt zwischen den Heeren des Pompeius und Crassus zur Schlacht kommen. Auch der Demokratie lag eben wie dem Senat und Crassus alles daran, dafs Pompeius nicht die Dictatur ergriff; aber mit richtigerer Einsicht in ihre eigene Schwäche und in den Charakter des mächtigen Gegners versuchten ihre Führer den Weg der Güte. Pompeius fehlte keine Bedingung um nach der Krone zu greifen, als die erste von allen: der eigene königliche Muth. Wir haben den Mann früher geschildert, mit seinem Streben zugleich loyaler Republikaner und Herr von Rom zu sein, mit seiner Unklarheit und Willenlosigkeit, mit seiner unter dem Pochen auf selbstständige Entschlüsse sich verbergenden Lenksamkeit. Es war dies die erste grofse Probe, auf die das Verhängnifs ihn stellte; er hat sie nicht bestanden. Der Vorwand, unter dem Pompeius die Entlassung der Armee verweigerte, war, dafs er

Crassus mifstraute und darum nicht mit der Entlassung der Soldaten den Anfang machen könne. Die Demokraten bestimmten den Crassus hierin entgegenkommende Schritte zu thun, dem Collegen öffentlich zum Frieden die Hand zu bieten; öffentlich und geheim bestürmten sie ihn, dafs er zu dem zwiefachen Verdienst, den Feind besiegt und die Parteien versöhnt zu haben, noch das dritte und gröfste fügen möge dem Vaterland den inneren Frieden zu erhalten und das drohende Schreckbild des Bürgerkrieges zu bannen. Was nur immer auf einen edlen, ungewandten, unsicheren Mann zu wirken vermag, alle Schmeichelkünste der Diplomatie, aller theatralische Apparat patriotischer Begeisterung wurde in Bewegung gesetzt um das ersehnte Ziel zu erreichen; was aber die Hauptsache war, die Dinge hatten sich so gestaltet, dafs Pompeius nur die Wahl blieb entweder geradezu als Tyrann von Rom aufoder zurückzutreten. So gab er endlich nach und willigte in die Entlassung der Heere. Das Commando im mithradatischen Krieg, das zu erlangen er ohne Zweifel hoffte, als er sich für 684 zum Consul hatte wählen lassen, konnte er jetzt nicht wünschen, da mit dem Feldzuge von 683 Lucullus denselben in der That beendigt zu haben schien; die vom Senat in Gemäfsheit des sempronischen Gesetzes ihm angewiesene Consularprovinz anzunehmen hielt er unter seiner Würde und Crassus folgte darin seinem Beispiel. So zog Pompeius, als er nach Entlassung seiner Soldaten am letzten Tage des J. 684 sein Consulat niederlegte, sich zunächst ganz von den öffentlichen Geschäften zurück und erklärte fortan als einfacher Bürger in stiller Mufse leben zu wollen. Er hatte sich so gestellt, dafs er nach der Krone greifen mufste, und da er dies doch nicht wollte, ihm keine Rolle übrig blieb als die nichtige eines resignirenden Thronandidaten.

Der Rücktritt des Mannes, dem nach der Lage der Sachen die erste Stelle zukam, vom politischen Schauplatz führte zunächst ungefähr dieselbe Parteistellung wieder herbei, wie wir sie in der gracchischen und marianischen Epoche fanden. Die Verfassung war im oppositionellen Geiste geordnet, aber der Senat führte das Regiment; die Opposition versuchte nicht geradezu es an sich zu reifsen, da es ihr an einem diesem Unternehmen gewachsenen Führer mangelte, aber hemmte und ärgerte die Regierung auf Schritt und Tritt. Zwischen beiden erhob sich zu neuem Ansehen die Capitalistenpartei, welche bisher mit der Demokratie gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, die aber zu sich hinüberzuziehen und an ihr ein Gegengewicht gegen die Demokratie zu gewinnen die Oligarchen bemüht waren. Also von beiden

Seiten umworben säumten die Geldherren nicht ihre vortheilhafte Lage sich zu Nutze zu machen und zunächst der Regierung sich wieder zu nähern. Schon die Beziehungen des Senats zu Crassus und seiner Clientel gehören in diesen Zusammenhang; hauptsächlich aber scheint ein besseres Verhältnifs zwischen dem Senat und der Geldaristokratie dadurch hergestellt zu sein, dafs dieser dem tüchtigsten unter den senatorischen Offizieren Lucius Lucullus auf Andringen der von Lucullus schwer gekränkten Capitalisten im J. 686 die Verwaltung der für diese so wichtigen Provinz Asia abnahm (S. 65). Auch das Zugeständnifs reservirter Sitze im Theater, das dem Ritterstand jetzt (687) zu Theil ward, ist von politischer Bedeutung: ähnlich wie der Senat hundertundzwanzig Jahre zuvor durch die Anweisung besonderer Sitzplätze sich offiziell als bevorrechteten Stand angekündigt hatte (I. 605), ward hiemit die Ritterschaft als zweite privilegirte Klasse förmlich anerkannt. — Während aber die hauptstädtischen Factionen also mit einander des gewohnten Haders pflegten, bei dem denn doch nimmermehr eine eigentliche Entscheidung herauskommen konnte, gingen im Osten die Ereignisse ihren verhängnifsvollen Gang, wie wir ihn früher geschildert haben, und sie waren es, die den zögernden Verlauf der hauptstädtischen Politik zur Krise drängten. Der Land- wie der Seekrieg hatte dort die ungünstigste Wendung genommen. Im Anfang des J. 687 war die pontische Armee der Römer aufgerieben, die armenische in voller Auflösung auf dem Rückzug, alle Eroberungen verloren, das Meer ausschliefslich in der Gewalt der Piraten, die Kornpreise in Italien dadurch so in die Höhe getrieben, dafs man eine förmliche Hungersnoth befürchtete. Wohl hatten, wir wir sahen, diesen Nothstand zum Theil die Fehler der Feldherren, namentlich die völlige Unfähigkeit des Admirals Marcus Antonius und die Verwegenheit des sonst tüchtigen Lucius Lucullus, verschuldet; wohl auch die Demokratie durch ihre Wühlereien zu der Auflösung des armenischen Heeres wesentlich beigetragen. Aber natürlich ward die Regierung jetzt für alles, was sie und was Andere verdorben hatten, in Bausch und Bogen verantwortlich gemacht und die grollende hungrige Menge verlangte nur eine Gelegenheit um mit dem Senat abzurechnen.

Es war eine entscheidende Krise. Die Oligarchie, wie man sie auch herabwürdigen und entwaffnen mochte, stand dennoch aufrecht, so lange die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten in ihren Händen blieb. Erst wenn die Gegner diese, das heifst namentlich die Oberleitung der militärischen Angelegen-

heiten sich selber zueigneten, war das Senatsregiment gestürzt; und jetzt war dies möglich. Wenn jetzt Vorschläge über eine andere und bessere Führung des Land- und Seekrieges an die Comitien gebracht wurden, so war bei der Stimmung der Bürgerschaft der Senat voraussichtlich nicht im Stande deren Durchsetzung zu verhindern; und eine Intervention der Bürgerschaft in diesen höchsten Verwaltungsfragen war thatsächlich die Absetzung des Senats und die Uebertragung der Leitung des Staats an die Führer der Opposition. Wieder einmal brachte die Verkettung der Dinge die Entscheidung in die Hände des Pompeius. Seit mehr als zwei Jahren lebte der gefeierte Feldherr als Privatmann in der Hauptstadt. Seine Stimme ward im Rathhaus wie auf dem Markte selten vernommen; dort war er nicht gern gesehen und ohne Einfluss, hier scheute er sich vor dem stürmischen Treiben der Parteien. Wenn er aber sich zeigte, geschah es mit dem vollständigen Hofstaat seiner vornehmen und geringen Clienten, und eben seine feierliche Zurückgezogenheit imponirte der Menge. Wenn er, an dem noch der volle Glanz seiner ungemeinen Erfolge unvermindert haftete, jetzt sich erbot nach dem Osten abzugehen, so ward er ohne Zweifel mit aller von ihm selbst geforderten militärischen und politischen Machtvollkommenheit von der Bürgerschaft bereitwillig bekleidet. Für die Oligarchie, die in der populären Militärdictatur ihren sicheren Ruin, in Pompeius selbst seit der Coalition von 683 ihren verhasstesten Feind sah, war dies ein vernichtender Schlag; aber auch der demokratischen Partei konnte dabei nicht wohl zu Muthe sein. So wünschenswerth es ihr an sich auch sein musste dem Regiment des Senats ein Ende zu machen, so war es doch wenn es in dieser Weise geschah, weit weniger ein Sieg ihrer Partei als ein persönlicher ihres übermächtigen militärischen Verbündeten. Leicht konnte in diesem der demokratischen Partei ein weit gefährlicherer Gegner aufstehen, als der Senat war. Die wenige Jahre zuvor durch die Entlassung der spanischen Armee und Pompeius Rücktritt glücklich vermiedene Gefahr kehrte in verstärktem Masse wieder, wenn Pompeius jetzt an die Spitze der Armeen des Ostens trat.

Diesmal indels griff Pompeius zu oder liefs es wenigstens geschehen, dafs Andere für ihn zugriffen. Es wurden im J. 687 zwei Gesetzvorschläge eingebracht, von denen der eine ausser der längst von der Demokratie geforderten Entlassung der ausgedienten Soldaten der asiatischen Armee die Abberufung des Oberfeldherrn derselben Lucius Lucullus und dessen Ersetzung

durch einen der Consuln des laufenden Jahres Gaius Piso oder Manius Glabrio verfügte, der zweite den sieben Jahre zuvor zur Reinigung der Meere von den Piraten vom Senat selbst aufgestellten Plan wieder aufnahm und erweiterte. Ein einziger vom Senat aus den Consularen zu bezeichnender Feldherr sollte bestellt werden, um zur See auf dem gesammten mittelländischen Meer von den Säulen des Hercules bis an die pontische und syrische Küste ausschliefslich, zu Lande über sämmtliche Küsten bis zehn deutsche Meilen landeinwärts mit den betreffenden römischen Statthaltern concurrirend, den Oberbefehl zu übernehmen. Auf drei Jahre hinaus war demselben das Amt gesichert. Ihm umgab ein Generalstab, wie Rom noch keinen gesehen hatte, von fünfundzwanzig Unterbefehlshabern senatorischen Standes, alle mit prätorischen Insignien und prätorischer Gewalt bekleidet, und von zwei Unterschatzmeistern mit quästorischen Befugnissen, sie alle erlesen durch den ausschliefslichen Willen des höchstcommandirenden Feldherrn. Es ward demselben gestattet bis zu 120000 Mann Fufsvolk, 4000 Reitern, 500 Kriegsschiffen aufzustellen und zu dem Ende über die Mittel der Provinzen und Vasallenstaaten unbeschränkt zu verfügen; überdies wurden die vorhandenen Kriegsschiffe und eine ansehnliche Truppenzahl sofort ihm überwiesen. Die Kassen des Staats in der Hauptstadt wie in den Provinzen so wie die der abhängigen Gemeinden sollten ihm unbeschränkt zu Gebot stehen und trotz der peinlichen Finanznoth sofort aus der Staatskasse ihm eine Summe von 9 Mill. Thlr. (4 ½ Mill. Sest.) ausgezahlt werden. — Es leuchtet ein, dafs durch diese Gesetzentwürfe, namentlich durch den die Expedition gegen die Piraten betreffenden, das Regiment des Senats über den Haufen fiel. Die Oberleitung der Militärangelegenheiten hatte ihm zugestanden, seit es einen römischen Freistaat gab. Wohl waren die von der Bürgerschaft ernannten ordentlichen höchsten Beamten von selbst die rechten Feldherren der Gemeinde und bedurften auch die aufserordentlichen Beamten, um Feldherren sein zu können, wenigstens nach strengem Recht der Bestätigung durch die Bürgerschaft; aber auf die Besetzung der einzelnen Commandos stand ihr verfassungsmäfsig kein Einflufs zu und nur entweder auf Antrag des Senats oder doch auf Antrag eines an sich zum Feldherrnamt berechtigten Beamten hatten bisher die Comitien in die Besetzung der Commandos sich einmischt, dafs sie nicht blofs über die allgemeine, sondern auch über die specielle Competenz entschieden. Selbst in dem bedenklichsten der bisher vorgekommenen Fälle, in der Ueber-

Uebertragung des africanischen Commandos auf Gaius Marius 647 (107. 107) war nur ein verfassungsmäfsig zum Feldherrnamt überhaupt berechtigter Beamter durch den Schlufs der Bürgerschaft mit einer bestimmten Expedition beauftragt und selbst dabei noch der früher gefafste Beschlufs des Senats respectirt worden. Aber jetzt stattete die Bürgerschaft in directem Widerspruch mit dem Senat einen beliebigen Privatmann nicht blofs mit der aufserordentlichen höchsten Amtsgewalt aus, sondern auch mit einer bestimmt von ihr normirten Competenz. Dafs der Senat diesen Mann aus der Reihe der Consulare auszuwählen hatte, war eine Milderung nur in der Form. Die Auswahl war dem Senat nur deshalb übertragen, weil es eben eine Wahl nicht war und der stürmisch aufgeregten Menge gegenüber der Senat den Oberbefehl der Meere und Küsten schlechterdings keinem Andern übertragen konnte als einzig dem Pompeius. Aber bedenklicher noch als diese principielle Negirung der Senatsherrschaft war die thatsächliche Aufhebung derselben durch die Einrichtung eines Amtes von fast unbeschränkter militärischer und finanzieller Competenz. Während das Feldherrnamt sonst auf eine einjährige Frist, auf eine bestimmte Provinz, auf streng zugemessene militärische und finanzielle Hulfsmittel beschränkt war, war dem neuen aufserordentlichen Amt von vorn herein eine dreijährige Dauer gesichert, die natürlich weitere Verlängerung nicht ausschlofs, war demselben der gröfste Theil der sämmtlichen Provinzen, ja sogar Italien selbst, das sonst von militärischer Amtsgewalt frei war, untergeordnet, waren ihm die Soldaten, Schiffe, Kassen des Staats fast unbeschränkt zur Verfügung gestellt. Der eben erwähnte uralte Fundamentalsatz des republikanisch-römischen Staatsrechts, dafs die höchste militärische und bürgerliche Amtsgewalt nicht ohne Mitwirkung der Bürgerschaft vergeben werden könne, ward ferner zu Gunsten des neuen Oberfeldherrn gebrochen: indem das Gesetz den fünfundzwanzig Adjutanten, die er sich ernennen würde, im Voraus prätorischen Rang und prätorische Befugnisse verlieh*, wurde das höchste Amt des republikanischen Rom einem neu geschaffenen untergeordnet, für

* Die stellvertretende Amtsgewalt *pro consule*, *pro praetore*, *pro quaestore* konnte nach römischem Staatsrecht in dreifacher Weise erworben werden: durch Verfügung der Bürgerschaft, des Senats oder des Beamten selbst. Die Bürgerschaft griff dazu in manchen Fällen, wo die normelle Bekleidung mit dem Amte auf Schwierigkeiten stiefs; namentlich wenn die Amtsfrist über ihre gesetzliche Grenze hinaus erstreckt werden sollte, aber auch sonst nicht selten, z. B. bei der Sendung des älteren Scipio

das den Namen zu finden der Zukunft überlassen blieb, das aber der Sache nach schon jetzt die Monarchie in sich enthielt. Es war eine ungeheure Umwälzung, die in diesem Gesetzvorschlag anfing sich zu realisiren.

Die durchgreifende Energie dieser Maßregeln kann befremden, da sie von einem Manne herrühren, der so eben noch von seiner Haltlosigkeit und Schwäche so auffallende Beweise geliefert hatte. Indefs es ist doch wohl erklärlich, dafs Pompeius diesmal entschlossener verfuhr als während seines Consulats. Handelte es sich doch nicht darum sofort als Monarch aufzutreten, sondern die Monarchie zunächst nur vorzubereiten durch eine militärische Ausnahmsmafsregel, die, wie revolutionär sie ihrem Wesen nach war, doch noch in den Formen der bestehenden Verfassung vollzogen werden konnte und die zunächst Pompeius dem alten Ziel seiner Wünsche, dem Commando gegen Mithradates und Tigranes, entgegenführte. Aber auch gewichtige Zweckmäfsigkeitsgründe sprachen für die Emancipation der Militärgewalt von dem Senat. Pompeius konnte nicht vergessen haben, dafs ein nach ganz gleichen Grundsätzen angelegter Plan zur Unterdrückung der Piraterie wenige Jahre zuvor an der verkehrten Ausführung durch den Senat gescheitert, dafs der Ausgang des spanischen Krieges durch die Vernachlässigung der Heere von Seiten des Senats und dessen unverständige Finanzwirthschaft aufs Höchste gefährdet worden war; er konnte nicht übersehen, wie die grofse

nach Spanien oder in unserem Fall bei der des Pompeius gegen die Piraten.

Das Erstreckungsrecht ging nachher gewohnheitmäfsig auf den Senat über (1, 201). Derselbe scheint in späterer Zeit auch das Recht in Anspruch genommen zu haben vom Volke ernannte Quaestoren mit prätorischer Amtsgewalt auszustatten, welche *quaestores pro praetore* zuerst 647 (Sallust *Iug.* 103), sodann in den neuen Provinzen Kyrene und Kypros begegnen. Der Fall, dafs ein Nichtbeamter vom Senat mit proconsularischer Gewalt ausgestattet ward, wie Pompeius 677 (S. 23), steht ganz einzeln und ist Usurpation. — Endlich der höchste Beamte ist kraft seines Mandirungsrechts befugt, wenn er seinen Amtsbezirk verläfst, einen seiner Leute zu seinem Stellvertreter oder wenn er keinen Quästor hat, einen Stellvertreter desselben zu ernennen; insofern begegnen *legati pro praetore* und *legati pro quaestore* schon früh, jene nachweislich schon im jugurthinischen Krieg (Sallust Jug. 36. 37. 38), diese wohl zuerst auf den Münzen des Sura, des Unterbefehlshabers des Consuls von Makedonien 665—667, der auf makedonischen Tetradrachmen *leg. pro q.* genannt wird. Das aber ist nach älterem Staatsrecht unmöglich, dafs der höchste Beamte, während er selbst sein Amt verwaltet, zugleich einen seiner Untergebenen mit höchster Amtsgewalt ausstattet; und insofern sind die *legati pro praetore* des Proconsuls Pompeius eine Neuerung und schon denen gleichartig, die in der Kaiserzeit eine so grofse Rolle spielen.

Majorität der Aristokratie gegen ihn, den abtrünnigen Sullaner gesinnt war und welchem Schicksal er entgegenging, wenn er als Feldherr der Regierung mit der gewöhnlichen Competenz sich nach dem Osten senden liefs. Begreiflich ist es daher, dafs der Feldherr als die erste Bedingung der Uebernahme des Commandos eine vom Senat unabhängige Stellung bezeichnete und dafs die Bürgerschaft bereitwillig darauf einging. Es ist ferner in hohem Grade wahrscheinlich, dafs Pompeius diesmal durch seine Umgebungen, die über sein Zurückweichen vor zwei Jahren vermuthlich nicht wenig ungehalten waren, zu rascherem Handeln fortgerissen ward. Die Gesetzvorschläge über Lucullus Abberufung und die Expedition gegen die Piraten wurden eingebracht von dem Volkstribun Aulus Gabinius, einem ökonomisch und sittlich ruinirten Mann, aber einem gewandten Unterhändler, einem dreisten Redner und tapferen Soldaten. So wenig ernsthaft auch Pompeius Betheurungen gemeint waren, dafs er den Oberbefehl in dem Seeräuberkriege durchaus nicht wünsche und nur nach häuslicher Ruhe sich sehne, so ist doch davon wahrscheinlich so viel wahr, dafs der kecke und bewegliche Client, der mit Pompeius und dessen engerem Kreise im vertraulichen Verkehr stand und die Verhältnisse und die Menschen vollkommen durchschaute, seinem kurzsichtigen und unbehülflichen Patron die Entscheidung zum guten Theil über den Kopf nahm. — Die Demokratie, wie unzufrieden ihre Führer im Stillen mit diesem Streiche sein mochten, konnte doch nicht wohl öffentlich gegen den Gesetzvorschlag auftreten. Die Durchbringung desselben hatte sie allem Anschein nach auf keinen Fall zu hindern vermocht, wohl aber mit Pompeius offen gebrochen und dadurch ihn genöthigt, entweder der Oligarchie sich zu nähern oder gar beiden Parteien gegenüber seine persönliche Politik rücksichtslos zu verfolgen. Es blieb den Demokraten nichts übrig als ihre Allianz mit Pompeius, wie hohl sie immer war, auch jetzt noch festzuhalten, und diese Gelegenheit zu ergreifen um den Senat endlich einmal definitiv zu stürzen und aus der Opposition in das Regiment überzugehen, das Weitere aber der Zukunft und des Pompeius wohlbekannter Charakterschwäche zu überlassen. So unterstützten denn auch ihre Führer, der Prätor Lucius Quinctius, derselbe der sieben Jahre zuvor für die Wiederherstellung der tribunicischen Gewalt thätig gewesen war (S. 87) und der gewesene Quästor Gaius Caesar die gabinischen Gesetzvorschläge. — Die privilegirten Klassen waren ausser sich, nicht blofs die Nobilität, sondern ebenso die kaufmännische Aristo-

kratie, die auch ihre Sonderrechte durch eine so gründliche Staatsumwälzung bedroht fühlte und wieder einmal ihren rechten Patron in dem Senat erkannte. Als der Tribun Gabinius nach Einbringung seiner Anträge in der Curie sich zeigte, fehlte nicht viel, dafs ihn die Väter der Stadt mit eigenen Händen erwürgt hätten, ohne in ihrem Eifer zu erwägen, wie höchst unvortheilhaft diese Methode zu argumentiren für sie ablaufen mufste. Der Tribun entkam auf den Markt und rief die Menge auf das Rathhaus zu stürmen. Die rechtzeitige Aufhebung der Sitzung entzog den Senat dem drohenden Sturm; der Consul Piso aber, der Vorkämpfer der Oligarchie, der zufällig der Menge in die Hände gerieth, wäre sicher ein Opfer der Volkswuth geworden, wenn nicht Gabinius darüber zugekommen wäre und, um nicht durch unzeitige Frevelthaten seinen gewissen Erfolg auf das Spiel zu stellen, den Consul befreit hätte. Inzwischen blieb die Erbitterung der Menge unvermindert und fand stets neue Nahrung in den hohen Getreidepreisen und den zahlreichen zum Theil ganz tollen Gerüchten, zum Beispiel dafs Lucius Lucullus die ihm zur Kriegführung überwiesenen Gelder theils in Rom zinsbar belegt, theils mit denselben den Prätor Quinctius der Sache des Volkes abwendig zu machen versucht habe; dafs der Senat dem ‚zweiten Romulus', wie man Pompeius nannte, das Schicksal des ersten* zu bereiten gedenke und dergleichen mehr. Darüber kam der Tag der Abstimmung heran. Kopf an Kopf gedrängt stand die Menge auf dem Markte; bis an die Dächer hinauf waren die Gebäude, von wo aus die Rednerbühne gesehen werden konnte, mit Menschen bedeckt. Sämmtliche Collegen des Gabinius hatten dem Senat die Intercession zugesagt; aber den brausenden Wogen der Massen gegenüber schwiegen sie alle bis auf den einzigen Lucius Trebellius, der es sich und dem Senat geschworen hatte lieber zu sterben als zu weichen. Als dieser intercedirte, unterbrach Gabinius sogleich die Abstimmung über seine Gesetzvorschläge und beantragte bei dem versammelten Volke: mit seinem widerstrebenden Collegen zu verfahren, wie einst auf Tiberius Gracchus Antrag mit dem Octavius verfahren war (II, 82), das heifst ihn sofort seines Amtes zu entsetzen. Es ward abgestimmt und die Verlesung der Stimmtafeln begann; die ersten siebzehn Bezirke, die zur Verlesung kamen, erklärten sich für den Antrag und die nächste bejahende Stimme gab denselben die Majorität.

* Der Sage nach ward König Romulus von den Senatoren in Stücke zerrissen.

Da zog Trebellius, seines Eides vergessend, die Intercession kleinmüthig zurück. Vergeblich bemühte sich darauf der Tribun Otho wenigstens zu bewirken, dafs statt eines Feldherren zwei — die alten Zweiherren der Flotte — gewählt werden möchten; vergeblich strengte der hochbejahrte Quintus Catulus, der geachtetste Mann im Senat, seine letzten Kräfte dafür an, dafs die Unterfeldherren nicht vom Oberfeldherrn ernannt, sondern vom Volke gewählt werden möchten. Otho konnte in dem Toben der Menge nicht einmal sich Gehör verschaffen; dem Catulus verschallte es. Gabinius wohlberechnete Courtoisie und in ehrerbietigem Schweigen horchte die Menge den Worten des Greises; aber verloren waren sie darum nicht minder. Die Vorschläge wurden nicht blofs mit allen Clauseln unverändert zum Gesetz erhoben, sondern auch, was Pompeius noch im Einzelnen nachträglich begehrte, augenblicklich und vollständig bewilligt.

Mit hochgespannten Hoffnungen sah man die beiden Feldherren Pompeius und Glabrio nach ihren Bestimmungsorten abgehen. Die Kornpreise waren nach dem Durchgehen der gabinischen Gesetze sogleich auf die gewöhnlichen Sätze zurückgegangen; ein Beweis, welche Hoffnungen an die grofsartige Expedition und ihren ruhmvollen Führer sich knüpften. Sie wurden, wie später erzählt werden wird, nicht blofs erfüllt, sondern übertroffen; in drei Monaten war die Säuberung der Meere vollendet. Seit dem hannibalischen Kriege war die römische Regierung nicht mit solcher Energie nach aufsen hin aufgetreten; gegenüber der schlaffen und unfähigen Verwaltung der Oligarchie hatte die demokratisch-militärische Opposition auf das Glänzendste ihren Beruf dargethan die Zügel des Staates zu fassen und zu lenken. Die ebenso unpatriotischen wie ungeschickten Versuche des Consuls Piso den Mafsregeln des Pompeius gegen die Corsaren im narbonensischen Gallien kleinliche Hindernisse in den Weg zu legen steigerten nur noch mehr die Erbitterung der Bürgerschaft gegen die Oligarchie und ihren Enthusiasmus für Pompeius; nur dessen persönliche Dazwischenkunft verhinderte es, dafs die Volksversammlung nicht den Consul kurzweg seines Amtes entsetzte. — Inzwischen war auf dem asiatischen Festland die Verwirrung nur noch ärger geworden. Glabrio, der an Lucullus Stelle den Oberbefehl gegen Mithradates und Tigranes übernehmen sollte, war in Vorderasien sitzen geblieben und hatte zwar durch verschiedene Proclamationen die Soldaten gegen Lucullus aufgestiftet, aber den Oberbefehl nicht übernommen, so dafs thatsächlich Lucullus denselben noch immer führte. Gegen Mithradates war natürlich nichts geschehen; die

pontischen Reiter plünderten ungescheut und ungestraft in Bithynien und Kappadokien. Durch den Piratenkrieg war auch Pompeius veranlafst worden sich mit seinem Heer nach Kleinasien zu begeben; nichts lag näher als ihm den Oberbefehl in dem pontisch-armenischen Kriege zu übertragen, dem er selbst seit langem nachtrachtete. Allein die demokratische Partei in Rom theilte begreiflicher Weise die Wünsche ihres Generals nicht und hütete sich wohl hierin die Initiative zu ergreifen. Es ist sehr wahrscheinlich, dafs sie es gewesen war, die Gabinius bestimmt hatte den mithradatischen und den Piratenkrieg nicht beide zugleich an Pompeius, sondern den ersteren an Glabrio zu übertragen; auf keinen Fall konnte sie jetzt die Ausnahmestellung des schon allzu mächtigen Feldherrn steigern und verewigen wollen. Auch Pompeius selbst verhielt nach seiner Gewohnheit sich passiv und vielleicht wäre er in der That nach Vollziehung des ihm gewordenen Auftrags heimgekehrt, wenn nicht ein allen Parteien unerwarteter Zwischenfall eingetreten wäre. Ein gewisser Gaius Manilius, ein ganz nichtiger und unbedeutender Mensch, hatte als Volkstribun es durch seine ungeschickten Gesetzvorschläge zugleich mit der Aristokratie und der Demokratie verdorben. In der Hoffnung sich unter des mächtigen Feldherrn Flügeln zu bergen, wenn er diesem verschaffe, was er, wie Jedem bekannt war, schnlichst wünschte, aber doch zu fordern sich nicht getraute, stellte er bei der Bürgerschaft den Antrag die Statthalter Glabrio aus Bithynien und Pontus, Marcius Rex aus Kilikien abzuberufen und diese Aemter so wie die Führung des Krieges im Osten, wie es scheint ohne fest bestimmte Zeitgrenze und jedenfalls mit der freiesten Befugnifs Frieden und Bündnifs zu schliefsen, dem Proconsul der Meere und Küsten neben seinem bisherigen Amte zu übertragen (Anfang 688). Es zeigte hier sich einmal recht deutlich, wie zerrüttet die römische Verfassungsmaschine war, seit die Legislation theils der Initiative nach jedem noch so geringen Demagogen und der Beschlufsfassung nach der unmündigen Menge in die Hände gegeben, theils auf die wichtigsten Verwaltungsfragen erstreckt war. Der manilische Vorschlag war keiner der politischen Parteien genehm; dennoch fand er kaum irgendwo ernstlichen Widerstand. Die demokratischen Führer konnten aus denselben Gründen, die sie gezwungen hatten das gabinische Gesetz sich gefallen zu lassen, es nicht wagen sich dem manilischen ernstlich zu widersetzen; sie verschlossen ihren Unwillen und ihre Besorgnisse in sich und redeten öffentlich für den Feldherrn der Demokratie. Die gemäfsigten Optimaten erklärten sich für den ma-

nischen Antrag, weil nach dem gabinischen Gesetz der Widerstand auf jeden Fall vergeblich war und weiterblickende Männer schon damals erkannten, dafs es für den Senat die richtige Politik sei sich Pompeius möglichst zu nähern und bei dem vorauszusehenden Bruch zwischen ihm und den Demokraten mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. Die Männer des Schaukelsystems endlich segneten den Tag, wo auch sie eine Meinung zu haben scheinen und entschieden auftreten konnten, ohne es mit einer der Parteien zu verderben — es ist bezeichnend, dafs mit der Vertheidigung des manilischen Antrags Marcus Cicero zuerst die politische Rednerbühne betrat. Einzig die strengen Optimaten, Quintus Catulus an der Spitze, zeigten wenigstens ihre Farbe und sprachen gegen den Vorschlag. Natürlich wurde derselbe mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Majorität zum Gesetz erhoben. Pompeius erhielt dadurch zu seiner früheren ausgedehnten Machtfülle noch die Verwaltung der wichtigsten kleinasiatischen Provinzen, so dafs es innerhalb der weiten römischen Grenze kaum noch einen Fleck Landes gab, der ihm nicht gehorcht hätte, und die Führung eines Krieges, von dem man, wie von Alexanders Heerfahrt, wohl sagen konnte, wo und wann er begann, aber nicht, wo und wann er enden möge. Niemals noch, seit Rom stand, war solche Gewalt in den Händen eines einzigen Mannes vereinigt gewesen.

Die gabinisch-manilischen Anträge beendigten den Kampf zwischen dem Senat und der Popularpartei, den vor siebenundsechzig Jahren die sempronischen Gesetze begonnen hatten. Wie die sempronischen Gesetze die Revolutionspartei zuerst als politische Opposition constituirten, so ging dieselbe mit den gabinisch-manilischen über von der Opposition in das Regiment. Wie es ein grofsartiger Moment gewesen war, als mit der vergeblichen Intercession des Octavius der erste Bruch in die bestehende Verfassung geschah, so war es nicht minder ein bedeutungsvoller Augenblick, als mit dem Rücktritt des Trebellius das letzte Bollwerk des senatorischen Regiments zusammenbrach. Wohl ward auf beiden Seiten dies empfunden; selbst die schlaffen Senatorenseelen zuckten auf in diesem Todeskampf; aber es lief doch der Verfassungskampf in gar anderer und gar viel kümmerlicherer Weise zu Ende als er begonnen hatte. Ein in jedem Sinne adlicher Jüngling hatte die Revolution eröffnet; sie ward beschlossen durch kecke Intriganten und Demagogen des niedrigsten Schlages. Wenn andererseits die Optimaten mit gemessenem Widerstand, mit einer selbst auf den verlorenen Posten ernst aushar-

renden Vertheidigung begonnen hatten, so endigten sie mit der Initiative zum Faustrecht, mit grofswortiger Schwäche und jämmerlichem Eidbruch. Es war nun erreicht, was einst als ein kecker Traum erschienen war: der Senat hatte aufgehört zu regieren. Aber wenn die einzelnen alten Männer, die noch der ersten Stürme der Revolution, der Worte der Gracchen sich erinnerten, jene Zeit und diese mit einander verglichen, so fanden sie alles inzwischen verändert, Landschaft und Bürgerschaft, Staatsrecht und Kriegszucht, Leben und Sitte; und wohl mochte schmerzlich lächeln, wer die Ideale der Gracchenzeit mit ihrer Realisirung verglich. Indefs solche Betrachtungen gehörten der Vergangenheit an. Für jetzt und wohl auch für die Zukunft war der Sturz der Aristokratie eine vollendete Thatsache. Die Oligarchen glichen einer vollständig aufgelösten Armee, deren versprengte Haufen wohl noch eine andere Heeresmasse verstärken, aber selbst nirgends mehr das Feld halten noch auf eigene Rechnung ein Gefecht wagen konnten. Aber indem der alte Kampf zu Ende lief, bereitete zugleich ein neuer sich vor: der Kampf der beiden bisher zum Sturz der aristokratischen Staatsverfassung verbündeten Mächte, der bürgerlich demokratischen Opposition und der immer übermächtiger aufstrebenden Militärgewalt. Pompeius exceptionelle Machtstellung war schon nach dem gabinischen, um wie viel mehr nach dem manilischen Gesetz mit einer republicanischen Staatsordnung unvereinbar. Er war, wie schon damals die Gegner mit gutem Grund sagten, durch das gabinische Gesetz nicht zum Admiral, sondern zum Reichsregenten bestellt worden; nicht mit Unrecht heifst er einem mit den östlichen Verhältnissen vertrauten Griechen ‚König der Könige'. Wenn er dereinst, siegreich und mit erhöhtem Ruhm, mit gefüllten Kassen, mit schlagfertigen und ergebenen Truppen zurückgekehrt aus dem Osten, nach der Krone die Hand ausstreckte — wer wollte dann ihm in den Arm fallen? Sollte etwa gegen den ersten Feldherrn seiner Zeit und seine erprobten Legionen der Consular Quintus Catulus die Senatoren aufbieten? oder der designirte Aedil Gaius Caesar die städtische Menge, deren Augen er so eben an seinen dreihundertzwanzig silbergerüsteten Fechterpaaren geweidet hatte? Bald werde man, rief Catulus, abermals auf die Felsen des Capitols flüchten müssen, um die Freiheit zu retten. Es war nicht die Schuld des Propheten, wenn der Sturm nicht, wie er meinte, von Osten kam, sondern das Schicksal, buchstäblicher als er selbst es ahnte seine Worte erfüllend, das vernichtende Unwetter wenige Jahre später aus dem Keltenland heraufführte.

KAPITEL IV.

Pompeius und der Osten.

Wir haben früher gesehen, wie trostlos im Osten die Angelegenheiten Roms zu Lande und zur See standen, als im Anfang des J. 687 Pompeius zunächst die Führung des Krieges gegen die Piraten mit beinahe unumschränkter Machtvollkommenheit übernahm. Er begann damit das ungeheure ihm überwiesene Gebiet in dreizehn Bezirke zu theilen, von denen jeder einem seiner Unterfeldherren überwiesen ward um daselbst Schiffe und Mannschaften zu rüsten, die Küsten abzusuchen und die Piratenboote aufzubringen oder einem der Collegen ins Garn zu jagen. Er selbst ging mit dem besten Theil der vorhandenen Kriegsschiffe, unter denen auch diesmal die rhodischen sich auszeichneten, früh im Jahr in See und reinigte zunächst die sicilischen, africanischen und sardischen Gewässer, um vor allem die Getreidezufuhr aus diesen Provinzen nach Italien wieder in Gang zu bringen. Für die Säuberung der spanischen und gallischen Küsten sorgten inzwischen die Unterfeldherren. Es war bei dieser Gelegenheit, dafs der Consul Gaius Piso von Rom aus die Eroberungen zu hemmen versuchte, welche Pompeius Legat Marcus Pomponius kraft des gabinischen Gesetzes in der Provinz Narbo veranstaltete — ein unkluges Beginnen, dem zu steuern und zugleich die gerechte Erbitterung der Menge gegen den Consul in den gesetzlichen Schranken zu halten Pompeius vorübergehend wieder in Rom erschien (S. 101). Nach vierzig Tagen war im westlichen Becken des Mittelmeers die Schiffahrt überall frei. Sofort ging Pompeius mit seinen sechzig besten Fahrzeugen ab in das ost-

liche Meer, namentlich nach dem Ur- und Hauptsitz der Piraterie, den kilikischen Gewässern. Auf die Kunde von dem Herannahen der römischen Flotte verschwanden nicht blofs die Piratenkähne überall von der offenen See, sondern selbst die starken kilikischen Festen Antikragos und Kragos ergaben sich, ohne ernstlichen Widerstand zu leisten. Mehr noch Pompeius wohlberechnete Milde als die Furcht vor seinen Waffen öffnete ihm die Thore dieser schwer zugänglichen Seeburgen; denn während seine Vorgänger jeden gefangenen Seeräuber ans Kreuz hatten heften lassen, gab er ohne Bedenken allen Quartier und behandelte namentlich die auf den genommenen Piratenbooten vorgefundenen gemeinen Ruderer mit ungewohnter Nachsicht. Nur die kühnen kilikischen Seekönige wagten einen Versuch wenigstens ihre eigenen Gewässer mit den Waffen gegen die Römer zu behaupten: nachdem sie ihre Kinder und Frauen und ihre reichen Schätze in die Bergschlösser des Taurus geflüchtet hatten, erwarteten sie die römische Flotte an der Westgrenze Kilikiens, auf der Höhe von Korakesion. Aber Pompeius wohlbemannte und mit allem Kriegszeug wohlversehene Schiffe erfochten hier einen vollständigen Sieg. Ohne weiteres Hindernifs stieg er sodann an das Land und begann die Bergschlösser der Corsaren zu stürmen und zu brechen, während er fortfuhr ihnen selbst als Preis der Unterwerfung Freiheit und Leben zu bieten. Bald gab die grofse Menge es auf in ihren Burgen und Bergen einen hoffnungslosen Krieg fortzusetzen und bequemte sich zur Ergebung. Neunundvierzig Tage, nachdem Pompeius in der östlichen See erschienen, war Kilikien unterworfen und der Krieg zu Ende. Die rasche Ueberwältigung der Piraterie war eine grofse Erleichterung, aber keine grofsartige That: mit den Hulfsmitteln des römischen Staates, die in verschwenderischem Mafs waren aufgeboten worden, konnten die Corsaren so wenig sich messen als die vereinigten Diebesbanden einer grofsen Stadt mit einer wohlorganisirten Polizei. Es war naiv eine solche Razzia als einen Sieg zu feiern. Aber verglichen mit dem langjährigen Bestehen und der grenzenlosen Ausdehnung des täglich weiter um sich greifenden Uebels ist es erklärlich, dafs die überraschende Schnelligkeit der Ueberwältigung der gefürchteten Piraten auf das Publicum den gewaltigsten Eindruck machte; um so mehr, da dies die erste Probe des in einer Hand centralisirten Regiments war und die Parteien gespannt darauf harrten, ob es verstehen werde besser als das collegialische zu regieren. Gegen 100 Schiffe und Boote, darunter 90 eigentliche Kriegsfahrzeuge, wur-

den von Pompeius theils genommen, theils ihm ausgeliefert; im Ganzen sollen an 1300 Piratenfahrzeuge zu Grunde gerichtet und außerdem die reichgefüllten Arsenale und Zeughäuser der Filibuster in Flammen aufgegangen sein. Von den Seeräubern waren gegen 10000 umgekommen, über 20000 dem Sieger lebend in die Hände gefallen, wogegen Publius Clodius, der Flottenführer der in Kilikien stehenden römischen Armee, und eine Menge anderer von den Piraten weggeführter, zum Theil daheim längst todtgeglaubter Individuen durch Pompeius ihre Freiheit wieder erlangten. Im Sommer 687, drei Monate nach dem Beginn des Feldzugs, gingen Handel und Wandel wieder ihren gewohnten Gang und anstatt der befürchteten Hungersnoth herrschte in Italien Ueberfluß.

Ein verdrießliches Zwischenspiel auf der Insel Kreta trübte indeß einigermaßen diesen erfreulichen Erfolg der römischen Waffen. Dort stand schon im zweiten Jahre Quintus Metellus, beschäftigt die im Wesentlichen bereits bewirkte Unterwerfung der Insel zu vollenden (S. 71), als Pompeius in den östlichen Gewässern erschien. Eine Collision lag nahe, denn nach dem gabinischen Gesetz erstreckte sich Pompeius Commando concurrirend mit dem des Metellus auf die ganze langgestreckte, aber nirgends über zwanzig deutsche Meilen breite Insel; doch war Pompeius so rücksichtsvoll sie keinem seiner Unterbefehlshaber zu überweisen. Allein die noch widerstrebenden kretischen Gemeinden, die ihre früher unterworfenen Landsleute von Metellus mit der grausamsten Strenge zur Verantwortung hatten ziehen sehen und dagegen die milden Bedingungen vernahmen, welche Pompeius den ihm sich ergebenden Ortschaften des südlichen Kleinasiens zu stellen pflegte, zogen es vor ihre Gesammtunterwerfung an Pompeius einzugeben, der sie auch in Pamphylien, wo er eben sich befand, von ihren Gesandten entgegennahm und ihnen seinen Legaten Lucius Octavius mitgab, um Metellus den Abschluß der Verträge anzuzeigen und die Städte zu übernehmen. Collegialisch war dies Verfahren freilich nicht; allein das formelle Recht war durchaus auf Seiten des Pompeius und Metellus im offenbarsten Unrecht, wenn er, den Vertrag der Städte mit Pompeius vollständig ignorirend, dieselben als feindliche zu behandeln fortfuhr. Vergeblich protestirte Octavius; vergeblich berief er, da er selbst ohne Truppen gekommen war, aus Afrika den dort stehenden Unterfeldherrn des Pompeius Lucius Sisenna herbei: Metellus, ohne weder um Octavius noch um Sisenna sich zu kümmern, belagerte Eleutherna und nahm Lappa mit Sturm,

wo Octavius selbst gefangen genommen und beschimpft entlassen, die mit ihm gefangenen Kreter aber dem Henker überliefert wurden. So kam es zu förmlichen Gefechten zwischen Sisennas Truppen, an deren Spitze nach dieses Führers Tode sich Octavius stellte, und denen des Metellus; selbst als jene nach Achaia zurückcommandirt worden waren, setzte Octavius in Gemeinschaft mit dem Kreter Aristion den Krieg fort und Heracleia, wo beide sich hielten, ward von Metellus erst nach der hartnäckigsten Gegenwehr bezwungen. Diese Auftritte waren in der That nichts anderes als der förmliche Bürgerkrieg, den der eifrige Optimat Metellus gegen den Oberfeldherrn der Demokratie auf eigene Hand begann; und es zeugt von der unbeschreiblichen Zerrüttung der römischen Staatsverhältnisse, dass derselbe dennoch zu nichts weiterem führte als zu einer bittern Correspondenz zwischen den beiden Generalen, die ein paar Jahre darauf wieder friedlich und sogar ‚freundschaftlich' neben einander im Senate sassen.

Pompeius stand während dieser Vorgänge in Kilikien; für das nächste Jahr, wie es scheint, einen Feldzug vorbereitend gegen die Kreteuser oder vielmehr gegen Metellus, in der That des Winkes harrend, der ihn zum Eingreifen in die gründlich verwirrten Angelegenheiten des kleinasiatischen Continents berief. Was von Lucullus Heer nach den erlittenen Verlusten und der Verabschiedung der finanzunischen Legionen noch übrig war, stand müssig am obern Halys in der Landschaft der Trokmer an der Grenze des pontischen Gebietes. Den Oberbefehl führte einstweilen immer noch Lucullus, da sein ernannter Nachfolger Glabrio fortfuhr in Vorderasien zu säumen. Ebenso müssig lagerten in Kilikien die drei von Quintus Marcius Rex befehligten Legionen. Das pontische Gebiet war wieder ganz in der Gewalt des Königs Mithradates, der die einzelnen Männer und Gemeinden, die den Römern sich angeschlossen hatten, wie z. B. die Stadt Eupatoria, mit grausamer Strenge ihren Abfall büssen liess; zu einer ernstlichen Offensive gegen die Römer schritten die Könige des Ostens nicht, sei es dass sie überhaupt nicht in ihrem Plan lag, sei es, was auch behauptet wurde, dass Pompeius Landung in Kilikien die Könige Mithradates und Tigranes von weiterem Vorgehen abschreckte. Rascher als Pompeius selbst es gehofft haben mochte, verwirklichte das manilische Gesetz seine im Stillen genährten Hoffnungen: Glabrio und Rex wurden abberufen und die Statthalterschaften Pontus-Bithynien und Kilikien mit den darin stehenden Truppen so wie die Führung des pon-

isch-armenischen Krieges nebst der Befugnis über Krieg, Frieden und Bündnis mit den Dynasten des Ostens nach eigenem Gutdünken zu bestimmen auf Pompeius übertragen. Ueber der Aussicht auf so reiche Ehren und Spenden vergaß Pompeius gern die Züchtigung eines übelbetagten und seine sparsamen Lorbeerblätter neidisch hütenden Optimaten, gab den Zug gegen Kreta und die fernere Verfolgung der Corsaren auf und bestimmte auch seine Flotte zur Unterstützung des Angriffs, den er gegen die Könige von Pontus und Armenien entwarf. Doch verlor er über diesem Landkrieg die immer wieder aufs Neue ihr Haupt erhebende Piraterie keineswegs völlig aus den Augen. Ehe er Asien verließ (690), hieß er daselbst noch eine Flotte gegen die Corsaren in Stand setzen; auf seinen Antrag ward das Jahr darauf für Italien eine ähnliche Maßregel beschlossen und vom Senat dazu die nöthige Summe verwilligt. Man fuhr fort die Küsten mit Reiterbesatzungen und kleineren Geschwadern zu decken; und wenn man auch, wie schon die später zu erwähnenden Expeditionen gegen Kypros 696 und gegen Aegypten 699 beweisen, der Piraterie niemals völlig Herr ward, so hat dieselbe doch nach der Expedition des Pompeius unter allen Wechselfällen und politischen Krisen Roms niemals wieder so ihr Haupt emporheben und so völlig die Römer von der See verdrängen können, wie es unter dem Regiment der verrotteten Oligarchie geschehen war.

Die wenigen Monate, die noch übrig waren, bevor der kleinasiatische Feldzug von Pompeius begonnen werden konnte, wurden von dem neuen Oberbefehlshaber mit angestrengter Thätigkeit zu diplomatischen und militärischen Vorbereitungen benutzt. Es gingen Gesandte an Mithradates, mehr um zu kundschaften als um eine ernstliche Vermittelung zu versuchen. Am pontischen Hofe hoffte man, daß der König der Parther Phraates durch die letzten bedeutenden Erfolge, die die Verbündeten über Rom davongetragen hatten, sich zum Eintritt in das pontisch-armenische Bündnis bestimmen lassen werde; dem entgegenzuwirken gingen auch römische Boten an den Hof von Ktesiphon. Die inneren Wirren, die das armenische Herrscherhaus zerrissen, kamen den Römern hier zu Hülfe. Des Großkönigs Tigranes ehrgeiziger Sohn hatte sich gegen seinen Vater empört, sei es daß er den Tod des Greises nicht erwarten mochte, sei es daß der Argwohn desselben, der schon mehreren seiner Brüder das Leben gekostet hatte, ihn die einzige Möglichkeit der Rettung in der offenen Empörung sehen hieß. Vom Vater überwunden hatte er mit einer Anzahl vornehmer Armenier sich an den Hof des

Arsakiden geflüchtet und intriguirte dort gegen den Vater. Es war zum Theil sein Werk, dafs Phraates den Lohn für den Beitritt, der ihm von beiden Seiten geboten ward, den gesicherten Besitz Mesopotamiens, lieber aus der Hand der Römer nahm und den mit Lucullus hinsichtlich der Euphratgrenze abgeschlossenen Vertrag (S. 63) mit Pompeius erneuerte, ja sogar d[illegible]auf einzug mit den Römern gemeinschaftlich gegen Armenien zu operiren. Noch grofsenen Schaden als durch diesen Bruch zwischen den Alliirten und den Parthern that der jüngere Tigranes den Verbündeten dadurch, dafs unter ihnen selbst über seinen Aufstand eine Spaltung entstand. Der Grofskönig nährte im Geheimen den Argwohn, dafs der Schwiegervater bei der Schuldenhebung seines Enkels — die Mutter des jüngeren Tigranes Kleopatra war die Tochter Mithradats — die Hand im Spiel gehabt haben möge, und wenn es auch darüber nicht zum offenen Bruch kam, so war doch das gute Einverständnifs der beiden Monarchen eben in dem Augenblick gestört, wo sie desselben am dringendsten bedurften. — Zugleich betrieb Pompeius die Rüstungen mit Energie. Die asiatischen Bundes- und Clientelgemeinden wurden gemahnt den vertragsmäfsigen Zuzug zu leisten. Oeffentliche Anschläge forderten die entlassenen Veteranen der Legionen Fimbrias auf als Freiwillige wieder unter die Fahnen zurückzutreten, und durch grofse Versprechungen und den Namen des Pompeius liefs ein ansehnlicher Theil derselben in der That sich bestimmen dem Rufe zu folgen. Die gesammte Streitmacht, die unter Pompeius Befehlen vereinigt war, mochte mit Ausschlufs der Hülfsvölker sich auf etwa 40 [illegible]tausend Mann belaufen.*

Im Frühjahr 688 begab sich Pompeius nach Galatien um den Oberbefehl über die Truppen Lucullus zu übernehmen und mit ihnen in das pontische Gebiet einzurücken, wohin die kilikischen Legionen angewiesen waren zu folgen. In Danala, einer Ortschaft des Amanos, trafen die beiden Feldherren zusammen; die Versöhnung aber, die die beiderseitigen Freunde gehofft hatten, ward nicht erreicht. Die einleitenden Höflichkeiten gingen bald über in bittere Erörterungen und diese in heftigen Wortwechsel; man schied verstimmter als man gekommen war. Da

* Pompeius vertheilte unter seine Soldaten und Offiziere als Ehrengeschenk 854 Mill. Sesterzen [illegible] Plutarch, App. *Mithr.* 116); da die Offiziere 200 Mill. empfingen (Plin. *h. n.* 33, 2, 10), von den gemeinen Soldaten aber jeder 6000 Sesterzen (Plut., App.), so zählte das Heer noch bei dem Triumph etwa 40000 Mann.

Lucullus fortfuhr, gleich als wäre er noch im Amte, Ehrengeschenke zu machen und Landereien zu vertheilen, so erklärte Pompeius alle nach seinem Eintreffen von seinem Amtsvorgänger vollzogenen Handlungen für nichtig. Formell war er in seinem Rechte; sittlichen Tact in der Behandlung eines verbündeten und mehr als genug gekränkten Gegners durfte man bei ihm nicht suchen.

So wie es die Jahreszeit erlaubte, überschritten die römischen Truppen abermals die pontische Grenze. Gegen sie stand hier mit 30000 Mann zu Fuss und 3000 Reitern König Mithradates. Im Stich gelassen von seinem Verbündeten und von Rom angegriffen mit verstärkter Macht und Energie machte er einen Versuch Frieden zu erwirken; allein von unbedingter Unterwerfung, die Pompeius forderte, wollte er nichts hören — was konnte der unglücklichste Feldzug ihm Schlimmeres bringen? Um sein Heer, grösstentheils Schützen und Reiter, nicht dem unrettbaren Stoss der römischen Linieninfanterie preiszugeben, wich er langsam vor dem Feinde zurück und nöthigte die Römer ihm auf seinen Kreuz- und Quermärschen zu folgen, wobei er, wo Gelegenheit dazu war, mit seiner überlegenen Reiterei den feindlichen Stand hielt und den Römern durch die Erschwerung der Verpflegung nicht geringe Drangsale bereitete. Ungeduldig gab endlich Pompeius es auf die pontische Armee zu begleiten und zog es vor statt dem König zu folgen das Land zu unterwerfen; er rückte an den oberen Euphrat, überschritt ihn und betrat die östlichen Provinzen des pontischen Reiches. Aber auch Mithradates folgte dem Feind auf das linke Euphratufer und in der amitischen oder akilisenischen Landschaft angelangt, verlegte er den Römern den Weg bei der festen und mit Wasser wohl versehenen Burg Dasteira, von wo aus er mit seinen leichten Truppen das Hochfeld beherrschte. Pompeius, der die kilikischen Legionen noch immer nicht an sich gezogen hatte, war nicht stark genug um hier sich zu behaupten, sondern musste, über den Euphrat zurückgehend, in dem waldigen von Felsschluchten und Tiefthälern vielfach durchschnittenen Terrain des pontischen Armenien vor den Reitern und Bogenschützen des Königs Schutz suchen, bis die Truppen aus Kilikien eintrafen und die Wiederaufnahme der Offensive möglich machten. Pompeius, der nun mit Uebermacht auftrat, umschloss das Lager des Königs mit einer Postenkette von fast vier deutschen Meilen Länge und hielt ihn hier förmlich blokirt, während die römischen Detachements die Gegend weit umher durchstreiften. Die Noth im pontischen Lager war gross; schon musste die Bespannung niedergestossen werden; endlich nach fünfund-

vierzigtägigem Verweilen liefs der König seine Kranken und Verwundeten, da er sie weder retten konnte noch dem Feind in die Hände fallen lassen wollte, durch die eigenen Leute niedermachen und brach zur Nachtzeit in möglichster Stille auf gegen Osten. Vorsichtig folgte Pompeius durch das unbekannte Land; allein da der Marsch sich der Grenze näherte, die Mithradates und Tigranes Gebiete von einander schied, und der Feldherr erkannte, dafs Mithradates nicht innerhalb seines Gebietes den Kampf zur Entscheidung zu bringen, sondern den Feind in die grenzenlosen Fernen des Ostens sich nachzuziehen gedenke, entschlofs er sich zu kühnerem Auftreten. Die beiden Heere lagerten hart aneinander. Während der Mittagsrast brach Pompeius auf, ohne dafs der Feind es bemerkte, umging ihn und besetzte die vorwärts liegenden und den vom Feinde zu passirenden Engpafs beherrschenden Anhöhen am südlichen Ufer des Flusses Lykos (Jeschil Irmak) unweit des heutigen Enderes, da wo später Nikopolis erbaut ward. Den folgenden Morgen brach die pontische Armee in gewohnter Weise auf und, den Feind wie bisher hinter sich vermuthend, schlug sie nach zurückgelegtem Tagemarsch ihr Lager eben in dem Thale, dessen Hohenring die Römer besetzt hatten. Plötzlich erscholl in der Stille der Nacht rings im Kreise um sie der gefürchtete Schlachtruf der Legionen und regneten von allen Seiten die Geschosse in die pontischen Heerhaufen, in denen Soldaten und Trofs, Wagen, Pferde, Kameele sich durch einander schoben und in deren dichtem Knäuel trotz der Dunkelheit kein Geschofs fehlging. Als die Römer sich verschossen hatten, stürmten sie von den Höhen herab auf die jetzt in dem Scheine des inzwischen aufgegangenen Mondes sichtbar gewordenen und fast wehrlos ihnen preisgegebenen Scharen und was nicht von dem Eisen der Feinde fiel, ward in dem fürchterlichen Gedränge unter den Hufen und Rädern zermalmt. Es war das letzte Schlachtfeld, auf welchem der greise König mit den Römern gestritten hat. Mit drei Begleitern, zweien seiner Reiter und einer Kebse, die in Mannertracht ihm zu folgen und tapfer zu streiten gewohnt war, entrann er von demselben zu der Feste Sinoria, wo der gröfste Theil seiner Schätze aufbewahrt wurde. Hier fand sich ein Theil seiner Getreuen zu ihm; er theilte seinen Schatz, in dem 6000 Talente Goldes (9 Mill. Thlr.) sich befanden, unter sie aus, versah sie und sich mit Gift und eilte mit dem ihm gebliebenen Haufen den Euphrat hinauf, um mit seinem Verbündeten, dem Grofskönig von Armenien sich zu vereinigen.

In Armenien war inzwischen eine unerwartete Wendung

eingetreten. Der Partherkönig, dem Drängen der Römer und vor allem dem des landflüchtigen armenischen Prinzen nachgebend, war mit gewaffneter Hand in das Reich des Tigranes eingefallen und hatte denselben gezwungen sich in die unzugänglichen Gebirge zurückzuziehen, worauf die Invasionsarmee die Belagerung der Hauptstadt Artaxata begann. Allein da dieselbe sich in die Länge zog, entfernte sich König Phraates mit dem gröfsten Theil seiner Truppen, worauf Tigranes das zurückgebliebene parthische Corps und die von seinem Sohn geführten armenischen Emigranten überwältigte und in dem ganzen Reiche seine Herrschaft wieder herstellte. Begreiflicher Weise indefs war unter diesen Umständen der König wenig geneigt mit den aufs Neue siegreichen Römern zu schlagen, am wenigsten sich für Mithradates aufzuopfern, dem er minder traute als je, seit ihm die Meldung zugekommen war, dafs sein rebellischer Sohn beabsichtige sich zu seinem Grofsvater zu begeben. So begann er mit den Römern Unterhandlungen über einen Sonderfrieden; aber er wartete den Abschlufs des Vertrages nicht ab, um das Bündnifs, das ihn an Mithradates fesselte, zu zerreifsen. An der armenischen Grenze angelangt mufste dieser vernehmen, dafs der Grofskönig Tigranes einen Preis von 100 Talenten (150000 Thlr.) auf seinen Kopf gesetzt, seine Gesandten gefangen genommen und sie den Römern ausgeliefert habe. Auch diese Hoffnung also war dem König Mithradates vereitelt; sein Reich war in den Händen des Feindes, seine Bundesgenossen im Begriff mit demselben sich zu vergleichen; es war nicht möglich den Krieg fortzusetzen; er mufste sich glücklich schätzen, wenn es ihm gelang sich an die Ost- und Nordgestade des schwarzen Meeres zu retten, vielleicht seinen abtrünnigen und mit den Römern in Verbindung getretenen Sohn Machares (S. 56) wieder aus dem bosporanischen Reiche zu verdrängen und an der Maeotis für neue Entwürfe einen neuen Boden zu finden. So schlug er sich nordwärts. Als der König auf der Flucht, die alte Grenze Kleinasiens, den Phasis, überschritten hatte, stellte Pompeius vorläufig seine Verfolgung ein; statt aber in das Quellgebiet des Euphrat zurückzukehren, wandte er sich seitwärts in das Gebiet des Araxes, um mit Tigranes ein Ende zu machen. Fast ohne Widerstand zu finden gelangte er in die Gegend von Artaxata (unweit Eriwan) und schlug drei deutsche Meilen von der Stadt sein Lager. Daselbst fand der Sohn des Grofskönigs sich zu ihm, der nach dem Sturze des Vaters das armenische Diadem aus der Hand der Römer zu empfangen hoffte und darum den Abschlufs des Vertrages zwischen seinem Vater und den Rö-

mern in jeder Weise zu hindern bemüht war. Der Grofskönig, um so mehr entschlossen den Frieden um jeden Preis zu erkaufen, erschien gleichfalls selbst im römischen Lager. Zu Pferd und ohne Purpurgewand, aber geschmückt mit der königlichen Stirnbinde und dem königlichen Turban hielt er an der Lagerpforte und gab hier auf Geheifs der Lictoren, wie die römische Lagerordnung es erheischte, sein Rofs und sein Schwert ab, also vor den römischen Feldherrn geführt, warf er nach Barbarenart sich ihm zu Füfsen und legte zum Zeichen der unbedingten Unterwerfung Diadem und Tiara in seine Hände. Pompeius, hoch erfreut über den mühelosen Sieg, hob den gedemüthigten König der Könige auf, schmückte ihn wieder mit den Abzeichen seiner Würde und dictirte den Frieden. Aufser einer Zahlung von 9 Mill. Thlr. (6000 Talente) an die Kriegskasse und einem Geschenk an die Soldaten, wovon auf jeden einzelnen 50 Denare (14 Thlr.) kamen, trat der König alle gemachten Eroberungen wieder ab, nicht blofs die phönikischen, syrischen, kilikischen, kappadokischen Besitzungen, sondern auch am rechten Ufer des Euphrat Sophene und Korduene; er ward wieder beschränkt auf das eigentliche Armenien und mit seinem Grofskönigthum war es von selber vorbei. Klugheit und Glück hatten sich vereinigt, um es Pompeius möglich zu machen die beiden mächtigen Könige von Pontus und Armenien in einem einzigen Feldzug zu unterwerfen. Am Anfang des J. 688 stand kein römischer Soldat jenseit der Grenze der altrömischen Besitzungen; am Schlusse desselben irrte König Mithradates landflüchtig und ohne Heer in den Schluchten des Kaukasus und safs sein Verbündeter auf dem armenischen Thron nicht mehr als König der Könige, sondern als römischer Lehnsfürst. Das gesammte kleinasiatische Gebiet westlich vom Euphrat gehorchte den Römern unbedingt; die siegreiche Armee nahm ihre Winterquartiere östlich von diesem Strom auf armenischem Boden, in der Landschaft vom obern Euphrat bis an den Kurflufs, aus welchem damals zuerst die Italiker ihre Rosse tränkten.

Aber das neue Gebiet, das die Römer hier betraten, erweckte ihnen neue Kämpfe. Unwillig sahen die tapferen Völkerschaften des mittleren und östlichen Kaukasus die fernen Occidentalen auf ihrem Gebiete lagern. Es wohnten dort in der fruchtbaren und wasserreichen Hochebene des heutigen Georgien die Iberer, eine tapfere, wohlgeordnete, ackerbauende Nation, deren Geschlechtergaue unter ihren Aeltesten das Land nach Feldgemeinschaft bestellten, ohne Sondereigenthum der einzelnen Bauern.

Heer und Volk waren eins; an der Spitze des Volkes standen theils die Herrengeschlechter, daraus immer der Aelteste der ganzen iberischen Nation als König, der Nächstälteste als Richter und Heerführer vorstand, theils eigene priesterliche Familien, denen vornämlich oblag die Kunde der mit anderen Völkern geschlossenen Verträge zu bewahren und über deren Einhaltung zu wachen. Die Masse der Unfreien galten als Leibeigene des Königs. Auf einer weit niedrigeren Culturstufe standen ihre östlichen Nachbarn, die Albaner oder Alaner, die am untern Kur bis zum kaspischen Meere hinab safsen. Vorwiegend ein Hirtenvolk weideten sie, zu Fufs oder zu Pferde, ihre zahlreichen Heerden auf den üppigen Wiesen des heutigen Schirwan; ihre wenigen Ackerfelder wurden noch mit dem alten Holzpflug ohne eiserne Schar bestellt. Münze war unbekannt und über hundert ward nicht gezählt. Jeder ihrer Stämme, deren sechsundzwanzig waren, hatte seinen eigenen Häuptling und sprach seinen besonderen Dialekt. An Zahl den Iberern weit überlegen vermochten sich die Albaner an Tapferkeit durchaus nicht mit denselben zu messen. Die Fechtart beider Nationen war übrigens im Ganzen die gleiche: sie stritten vorwiegend mit Pfeilen und leichten Wurfspiefsen, die sie häufig nach Indianerart aus Waldverstecken hinter Baumstämmen hervor oder von den Baumwipfeln herab auf den Feind entsendeten; die Albaner hatten auch zahlreiche zum Theil nach medisch-armenischer Art mit schweren Kürassen und Schienen gepanzerte Reiter. Beide Nationen lebten auf ihren Aeckern und Triften in vollkommener seit unvordenklicher Zeit bewahrter Unabhängigkeit. Den Kaukasus scheint gleichsam die Natur selbst zwischen Europa und Asien als Damm gegen die Völkerfluthen aufgerichtet zu haben: an ihm hatten die Waffen des Kyros wie die Alexanders ihre Grenze gefunden und jetzt schickte die tapfere Besatzung dieser Scheidewand sich an auch gegen die Römer sie zu vertheidigen. Aufgeschreckt durch die Kunde, dafs der römische Oberfeldherr im nächsten Frühjahr das Gebirge zu überschreiten und den pontischen König jenseit des Kaukasus zu verfolgen beabsichtige — denn Mithradates, vernahm man, überwinterte in Dioskurias (Iskuria zwischen Suchum Kale und Anaklia) am schwarzen Meer —, überschritten zuerst die Albaner unter dem Fürsten Oroizes noch im Mittwinter 688/9 den Kur und warfen sich auf das der Verpflegung wegen in drei gröfsere Corps unter Quintus Metellus Celer, Lucius Flaccus und Pompeius selbst auseinander gelegte Heer. Aber Celer, den der Hauptangriff traf, hielt tapfer Stand und Pompeius selbst verfolgte,

nachdem er sich des gegen ihn geschickten Haufens entledigt, die auf allen Punkten geschlagenen Barbaren bis an den Kur. Als das Frühjahr herankam und Pompeius im Begriff war die Verfolgung des Mithradates wieder aufzunehmen, ward ihm berichtet, dafs der König der Iberer Artokes es mit seinen Versicherungen des Friedens und der Freundschaft nicht ehrlich meine, sondern insgeheim rüste um die Römer zu überfallen. Sofort rückte er vor die beiden kaum eine halbe deutsche Meile von einander entfernten Festungen Harmozika (Hormuziche oder Armazi) und Seusamora (Tsumar), welche wenig oberhalb des heutigen Tiflis die beiden Flufsthäler des Kur und seines Nebenflusses Aragua und damit die einzigen von Armenien nach Iberien führenden Passe beherrschen. Artokes, ehe er dessen sich versah vom Feinde überrascht, brannte eiligst die Kurbrücke ab und wich unterhandelnd in das innere Land zurück. Pompeius besetzte die Festungen und folgte den Iberern auf das andere Ufer des Kur, wodurch er sie zu sofortiger Unterwerfung zu bestimmen hoffte. Artokes aber wich weiter und weiter in das innere Land zurück, und als er endlich am Fluss Peloros Halt machte, geschah es nicht um sich zu ergeben, sondern um zu schlagen. Allein dem Anprall der Legionen standen doch die iberischen Schützen keinen Augenblick und da Artokes auch den Peloros von den Römern überschritten sah, fügte er sich endlich den Bedingungen, die der Sieger stellte, und sandte seine Kinder als Geifseln. Pompeius konnte jetzt seinen früheren Plan wieder aufnehmen durch den Sarapanapafs aus dem Gebiet des Kur in das des Phasis und von da am Flusse hinab marschirend an das schwarze Meer zu gelangen, wo an der kolchischen Küste die Flotte unter Servilius bereits seiner harrte. Dieser Marsch durch unbekannte und meistentheils feindliche Nationen ward unter grofsen Drangsalen vollendet; immer mehr aber zeigte es sich, wie schwierig der Weg, wie unsicher und nichtig das Ziel war, dem zu Liebe man Heer und Flotte an den mährchenreichen kolchischen Strand geführt hatte. Wenn es gelang mit Heer und Flotte von der Phasismündung aus die Krim zu erreichen, durch kriegerische und arme Barbarenstämme, auf unwirthlichen und unbekannten Gewässern, längs einer Küste, wo an einzelnen Stellen die Gebirge lothrecht in die See hinabfallen und es schlechterdings nothwendig gewesen wäre die Schiffe zu besteigen; wenn es gelang diesen Zug zu vollenden, der vielleicht schwieriger war als die Heerfahrten Alexanders und Hannibal, — was ward im besten Falle damit erzielt, was irgend den Mühen und Gefahren entsprach? Wohl

war der Krieg nicht geendigt, so lange der alte König noch unter den Lebenden war; aber wer bürgte dafür, dafs es wirklich gelang das königliche Wild zu fangen, um dessen willen diese beispiellose Jagd angestellt werden sollte? war es nicht besser, selbst auf die Gefahr hin, dafs Mithradates noch einmal die Kriegsfackel nach Kleinasien schleudere, von einer Verfolgung abzustehen, die so wenig Gewinn und so viel Gefahren verhiefs? Wohl drängten zahlreiche Stimmen im Heer, noch zahlreichere in der Hauptstadt den Feldherrn die Verfolgung unablässig und um jeden Preis fortzusetzen; aber es waren Stimmen theils tolldreister Hitzköpfe, theils derjenigen perfiden Freunde, die den mächtigen Feldherrn gern um jeden Preis von der Hauptstadt fern gehalten und ihn im Osten in unabsehbare Unternehmungen sich hätten verwickeln sehen. Pompeius war ein zu erfahrener und zu bedächtiger Offizier, um in einer so unverständigen Expedition seinen Ruhm und sein Heer auf das Spiel zu setzen; ein Aufstand der Albaner im Rücken des Heeres gab den Vorwand her um die weitere Verfolgung des Königs aufzugeben und die Rückkehr anzuordnen. Die Flotte erhielt den Auftrag in dem schwarzen Meer zu kreuzen, die kleinasiatische Nordküste gegen jeden feindlichen Einfall zu decken, den kimmerischen Bosporus aber streng zu blokiren unter Androhung der Lebensstrafe für jeden Kauffahrer, der die Blokade brechen würde. Die Landtruppen führte Pompeius nicht ohne grofse Beschwerden durch das kolchische und armenische Gebiet an den unteren Lauf des Kur und drang, den Strom überschreitend, in die albanische Ebene ein. Mehrere Tage mufste das römische Heer in der glühenden Hitze durch das wasserarme Blachland marschiren, ohne auf den Feind zu treffen; erst am linken Ufer des Abas (wahrscheinlich der sonst Alazonios, jetzt Alasan genannte Flufs) stellte unter Führung des Koses, Bruders des Königs Oroizes sich die Streitmacht der Albaner den Römern entgegen; sie soll mit Einschlufs des von den transkaukasischen Steppenbewohnern eingetroffenen Zuzugs 60000 Mann zu Fufs und 12000 Reiter gezählt haben. Dennoch hätte sie schwerlich den Kampf gewagt, wenn sie nicht gemeint hätte blofs mit der römischen Reiterei fechten zu sollen; aber die Reiter waren nur vorangestellt und wie diese sich zurückzogen, zeigten sich dahinter verborgen die römischen Infanteriemassen. Nach kurzem Kampfe war das Heer der Barbaren in die Wälder versprengt, die Pompeius zu umstellen und anzuzünden befahl. Die Albaner bequemten sich hierauf Frieden zu machen und dem Beispiel der mächtigeren Völker folgend, schlossen alle zwischen dem Kur

und dem kaspischen Meer sitzenden Stämme mit dem römischen Feldherrn Vertrag ab. Die Albaner, Iberer und überhaupt die südlich am und unter dem Kaukasus ansässigen Völkerschaften traten also wenigstens für den Augenblick in ein abhängiges Verhältnifs zu Rom. Wenn dagegen auch die Völker zwischen dem Phasis und der Maeotis, Kolcher, Soaner, Heniocher, Jazygen, Achaeer, sogar die fernen Bastarner dem langen Verzeichnifs der von Pompeius unterworfenen Nationen eingereiht wurden, so nahm man dabei offenbar es mit dem Begriff der Unterwerfung nicht allzu genau. Der Kaukasus bewährte sich abermals in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung; wie die persische und die hellenische fand auch die römische Eroberung an ihm ihre Grenze.

So blieb denn König Mithradates sich selbst und dem Verhängnifs überlassen. Wie einst sein Ahnherr, der Gründer des pontischen Staates, sein künftiges Reich zuerst betreten hatte auf der Flucht vor den Häschern des Antigonos und nur von sechs Reitern begleitet, so hatte nun der Enkel die Grenzen seines Reiches wieder überschreiten und seine und seiner Väter Eroberungen mit dem Rücken ansehen müssen. Aber die Würfel des Verhängnisses hatten keinem öfter und launenhafter die höchsten Gewinne und die gewaltigsten Verluste zugeworfen als dem alten Sultan von Sinope und rasch und unberechenbar wechseln die Geschicke im Osten. Wohl mochte Mithradates jetzt am Abend seines Lebens jeden neuen Wechselfall mit dem Gedanken hinnehmen, dafs er doch nur wieder einen neuen Umschwung vorbereite und das einzig Stetige der ewige Wandel der Geschicke sei. War doch die römische Herrschaft den Orientalen im tiefsten Grunde ihres Wesens unerträglich und Mithradates selbst im Guten wie im Bösen der rechte Fürst des Ostens; bei der Schlaffheit des Regiments, wie der römische Senat es über die Provinzen übte, und bei dem gährenden und zum Bürgerkriege reifenden Hader der politischen Parteien in Rom konnte Mithradates, wenn er es verstand seine Zeit abzuwarten, gar wohl noch einmal eine Wiederherstellung seiner Herrschaft bewirken. Darum blieb er den Römern gefährlich, so lange er lebte, weil er hoffte und plante, so lange Leben in ihm war, als landflüchtiger Greis nicht minder wie da er mit seinen Hunderttausenden ausgezogen war, um Hellas und Makedonien den Römern zu entreifsen. Der rastlose alte Mann gelangte im J. 689 von Dioskurias unter unsäglichen Beschwerden theils zu Lande, theils zur See in das Reich von Pantikapaeon, stürzte hier durch sein Ansehen und sein starkes

Gefolge seinen abtrünnigen Sohn Machares vom Thron und zwang ihn sich selber den Tod zu geben. Von hier aus versuchte er noch einmal mit den Römern zu unterhandeln; er bat ihm sein väterliches Reich zurückzugeben und erklärte sich bereit die Oberhoheit Roms anzuerkennen und als Lehnsfürst Zins zu entrichten. Allein Pompeius weigerte sich dem König eine Stellung zu gewähren, in der er das alte Spiel aufs Neue begonnen haben würde, und bestand darauf, dafs er sich persönlich unterwerfen müsse. Mithradates aber dachte nicht daran sich dem Feinde in die Hände zu liefern, sondern entwarf neue und immer ausschweifendere Pläne. Mit Anspannung aller der Mittel, die seine geretteten Schätze und der Rest seiner Staaten ihm darboten, rüstete er ein neues zum Theil aus Sclaven bestehendes Heer von 36000 Mann, das er nach römischer Art bewaffnete und einübte, und eine Kriegsflotte; dem Gerücht zufolge beabsichtigte er durch Thrakien, Makedonien und Pannonien westwärts zu ziehen, die Skythen in den sarmatischen Steppen, die Kelten an der Donau als Bundesgenossen mit sich fortzureifsen und mit dieser Völkerlawine sich auf Italien zu stürzen. Man hat dies wohl grofsartig gefunden und den Kriegsplan des pontischen Königs mit dem Heereszug Hannibals verglichen; aber derselbe Entwurf, der in einem genialen Geiste genial ist, wird absurd in einem verkehrten. Diese beabsichtigte Invasion der Orientalen in Italien war einfach eine Lächerlichkeit und nichts als die Ausgeburt einer ohnmächtig phantasirenden Verzweiflung. Durch die vorsichtige Kaltblütigkeit ihres Führers blieben die Römer davor bewahrt dem abenteuerlichen Gegner abenteuernd zu folgen und in der fernen Krim einen Angriff abzuwehren, dem, wenn er nicht in sich selber erstickte, immer noch früh genug am Fufse der Alpen begegnet ward. Aber während Pompeius, ohne weiter um den König sich zu bekümmern, das gewonnene Gebiet zu ordnen beschäftigt war, scheiterten jene weitaussehenden Entwürfe ohne sein Zuthun und erfüllten sich im entlegenen Norden die Geschicke des greisen Königs. Die unverhältnifsmäfsigen Rüstungen hatten unter den Bosporanern, denen man die Häuser einrifs, die Ochsen vom Pflug spannte und niederstiefs, um Balken und Flechsen zum Maschinenbau zu gewinnen, die heftigste Gährung hervorgerufen. Auch die Soldaten gingen unlustig an die hoffnungslose italische Expedition. Stets war Mithradates umgeben gewesen von Argwohn und Verrath; er hatte die Gabe nicht Liebe und Treue bei den Seinigen zu erwecken. Wie er in früheren Jahren seinen ausgezeichneten Feldherrn Archelaos genö-

thigt hatte im römischen Lager Schutz zu suchen, wie während der Feldzüge Lucullus seine vertrautesten Offiziere Diokles, Phoenix, sogar die Chefs der römischen Emigranten zum Feind übergegangen waren, so folgte jetzt, wo sein Stern erblich und der alte kranke verbitterte Sultan keinem mehr als seinen Verschnittenen zugänglich war, noch rascher Abfall auf Abfall. Der Commandant der Festung Phanagoria (auf der asiatischen Küste kertsch gegenüber) Kastor erhob zuerst die Fahne des Aufstandes; er proclamirte die Freiheit der Stadt und lieferte die in der Festung befindlichen Söhne Mithradats in die Hände der Römer. Während unter den bosporanischen Städten der Aufstand sich ausbreitete, Chersonesos (unweit Sebastopol), Theudosia (Kaffa) und andere sich den Phanagoriten anschlossen, liefs der König seinem Argwohn und seiner Grausamkeit den Lauf. Auf die Anzeige verächtlicher Eunuchen hin wurden seine Vertrautesten an das Kreuz geschlagen; die eigenen Söhne des Königs waren ihres Lebens am wenigsten sicher. Derjenige von ihnen, der des Vaters Liebling und wahrscheinlich von ihm zum Nachfolger bestimmt war, Pharnakes entschlofs sich und trat an die Spitze der Insurgenten. Die Häscher, welche kamen um ihn zu verhaften, die gegen ihn ausgesandten Truppen gingen zu ihm über; das Corps der italischen Ueberläufer, vielleicht der tüchtigste unter den mithradatischen Heerhaufen und eben darum am wenigsten geneigt die abenteuerliche und für die Ueberläufer besonders bedenkliche Expedition gegen Italien mitzumachen, erklärte sich in Masse für den Prinzen; die übrigen Heerabtheilungen und die Flotte folgten dem gegebenen Beispiel. Nachdem die Landschaft und die Armee den König verlassen hatten, öffnete endlich auch die Hauptstadt Pantikapaeon den Insurgenten die Thore und überlieferte ihrer Willkür den alten in seinem Palast eingeschlossenen König. Von der hohen Mauer seiner Burg flehte dieser den Sohn an ihm wenigstens das Leben zu gewähren und nicht in das Blut des Vaters die Hände zu tauchen; aber die Bitte klang übel aus dem Munde eines Mannes, an dessen eigenen Händen das Blut der Mutter und das frisch vergossene seines unschuldigen Sohnes Xiphares klebte. Pharnakes blieb unerbittlich. Da es nun also zum Tode ging, so beschlofs der Sultan wenigstens zu sterben, wie er gelebt hatte, und befahl seinem ganzen Harem Gift zu reichen: seine Frauen, seine Kebse und seine Töchter, unter diesen die jugendlichen Bräute der Könige von Aegypten und Kypros, sie alle mufsten die Bitterkeit des Todes kosten, bevor auch er den Giftbecher nahm und, da dieser nicht

schnell genug wirkte, einem keltischen Söldner Bituitus den Nacken zum tödlichen Streiche darbot. So starb im J. 691 Mithradates Eupator, im achtundsechzigsten Jahre seines Lebens, im siebenundfunfzigsten seiner Regierung, sechsundzwanzig Jahre nachdem er zum ersten Mal gegen die Römer ins Feld gezogen war. Sein Tod galt den Römern einem Siege gleich: lorbeerbekränzt, als hätten sie einen solchen zu melden, erschienen die Boten, welche dem Feldherrn die Katastrophe berichteten, im römischen Lager vor Jericho. Die Leiche aber, die König Pharnakes als Belegstück seiner Verdienste und seiner Loyalität an Pompeius sandte, ward auf dessen Anordnung beigesetzt in den Königsgräbern von Sinope. Ein grofser Feind ward mit ihm zu Grabe getragen, ein gröfserer, als je noch in dem schlaffen Osten einer den Römern erstanden war. Instinctmäfsig fühlte es die Menge; wie einst Scipio mehr noch über Hannibal als über Karthago triumphirt hatte, so wurde auch die Ueberwindung der zahlreichen Stämme des Ostens und des Grofskönigs selbst fast vergessen über Mithradates Tod, und bei Pompeius feierlichem Einzug zog nichts mehr die Blicke der Menge auf sich als die Schilderein, in denen man den König Mithradates als Flüchtling sein Pferd am Zügel führen, dann ihn sterbend zwischen den Leichen seiner Töchter niedersinken sah. Wie man auch über die Individualität des Königs urtheilen mag, er ist eine bedeutende im vollen Sinne des Wortes geschichtliche Gestalt. Er war keine geniale, wahrscheinlich nicht einmal eine reichbegabte Persönlichkeit; aber er besafs doch wenigstens die sehr respectable Gabe zu hassen und mit diesem Hasse hat er den ungleichen Kampf gegen die übermächtigen Feinde ein halbes Jahrhundert hindurch zwar ohne Erfolg, aber mit Ehren bestanden. Vor allem aber ward er geschichtlich bedeutungsvoll durch den Platz, den er einnahm. Als der Vorposten der nationalen Reaction des Orients gegen die Occidentalen hat er den neuen Kampf des Ostens gegen den Westen eröffnet; und das Gefühl dafs man nicht am Ende, sondern am Anfang sei, blieb den Besiegten wie den Siegern.

Pompeius inzwischen war, nachdem er im Jahre 689 mit den Völkern des Kaukasus gekriegt hatte, zurückgegangen in das pontische Reich und bezwang daselbst die letzten noch Widerstand leistenden Schlösser, welche, um dem Räuberunwesen zu steuern, geschleift und die Schlofsbrunnen durch hinein gewälzte Felsblöcke unbrauchbar gemacht wurden. Von da brach er im Sommer 690 nach Syrien auf um dessen Verhältnisse zu ordnen

Es ist schwierig den aufgelösten Zustand, in dem die syrischen Landschaften damals sich befanden, anschaulich darzulegen. Zwar hatte in Folge der Angriffe Luculls der armenische Statthalter Magadates im J. 685 diese Provinzen geräumt (S. 61), und auch die Ptolemaeer, so gern sie die Versuche ihrer Vorfahren die syrische Küste zu ihrem Reiche zu fügen erneuert haben würden, scheuten sich doch die römische Regierung, welche noch nicht einmal für Aegypten ihren mehr als zweifelhaften Rechtstitel regulirt hatte und von den syrischen Prinzen mehrfach angegangen worden war sie als die legitimen Erben des erloschenen Lagidenhauses anzuerkennen, durch die Occupation Syriens zu reizen. Aber wenn auch die gröfseren Mächte sich augenblicklich sämmtlich der Einmischung in die Angelegenheiten Syriens enthielten, so litt das Land doch weit mehr, als es unter einem grofsen Krieg hätte leiden können, durch die end- und ziellosen Fehden der Fürsten, Ritter und Städte. Die factischen Herren im Seleukidenreich waren derzeit die Beduinen, die Juden und die Nabataeer. Die unwirthliche quell- und baumlose Sandsteppe, die von der arabischen Halbinsel aus bis an und über den Euphrat sich hinzieht und gegen Westen bis an den syrischen Gebirgszug und seinen schmalen Küstensaum, gegen Osten bis zu den reichen Niederungen des Tigris und des unteren Euphrat reicht, diese asiatische Sahara ist die uralte Heimath der Söhne Ismaels; und seit es eine Ueberlieferung giebt, finden wir dort den ‚Beduin', den Sohn der Wüste seine Zelte schlagen und seine Kameele weiden oder auch auf seinem geschwinden Rofs Jagd machen bald auf den Stammfeind, bald auf den wandernden Handelsmann. Begünstigt früher durch König Tigranes, der sich ihrer für seine handelspolitischen Pläne bediente (S. 12), nachher durch die vollständige Meisterlosigkeit in dem syrischen Lande, breiteten diese Kinder der Wüste über das nördliche Syrien sich aus und namentlich diejenigen Stämme, die durch die Nachbarschaft der civilisirten Syrer die ersten Anfänge einer geordneten Existenz in sich aufgenommen hatten, spielten hier politisch fast die erste Rolle. Die namhaftesten unter diesen Emirs waren Abgaros, der Häuptling des Araberstamms der Mardaner, den Tigranes um Edessa und Karrhae im obern Mesopotamien angesiedelt hatte (S. 61); dann westlich vom Euphrat Sampsikeramos, der Emir der Araber von Hemesa (Hems) zwischen Damaskos und Antiochia und der Herr der starken Festung Arethusa; Azizos, das Haupt einer andern in denselben Gegenden streifenden Horde; Alchaudonios, der Fürst der Rhambäer, der schon

mit Lucullus sich in Verbindung gesetzt hatte; und andere mehr. Neben diesen Beduinenfursten waren überall dreiste Gesellen aufgetreten, die es den Kindern der Wüste in dem edlen Gewerbe der Wegelagerung gleich oder auch zuvorthaten: so Ptolemaeos Mennaeos Sohn, vielleicht der mächtigste unter diesen syrischen Raubrittern und einer der reichsten Männer dieser Zeit, der über das Gebiet der Ituraeer — der heutigen Drusen — in den Thälern des Libanon wie an der Küste und über die nördlich vorliegende Massyasebene mit den Städten Heliupolis (Baalbeck) und Chalkis gebot und 8000 Reiter aus seiner Tasche besoldete; so Dionysios und Kinyras, die Herren der Seestädte Tripolis (Tarablus) und Byblos (zwischen Tarablus und Beirut); so der Jude Silas in Lysias, einer Festung unweit Apameia am Orontes. Im Süden Syriens dagegen schien der Stamm der Juden sich um diese Zeit zu einer politischen Macht consolidiren zu wollen. Durch die fromme und kühne Vertheidigung des uralten jüdischen Nationalcultes, den der nivellirende Hellenismus der syrischen Könige bedrohte, war das Geschlecht der Hasmonaeer oder der Makkabi nicht blofs zum erblichen Principat und allmählich zu königlichen Ehren gelangt (II, 56. 57), sondern es hatten auch die fürstlichen Hochpriester erobernd nach Norden, Osten und Süden um sich gegriffen. Als der tapfere Jannaeos Alexandros starb (675), erstreckte sich das jüdische Reich gegen Süden über das ganze philistaeische Gebiet bis an die aegyptische Grenze, gegen Südosten bis an die des Nabataeerreiches von Petra, von welchem Jannaeos beträchtliche Strecken am rechten Ufer des Jordan und des todten Meeres abgerissen hatte, gegen Norden über Samareia und die Dekapolis bis zum See von Genezareth; schon machte er hier Anstalt Ptolemais (Acco) einzunehmen und die Uebergriffe der Ituraeer erobernd zurückzuweisen. Die Küste gehorchte den Juden vom Berge Karmel bis nach Rhinokorura mit Einschlufs des wichtigen Gaza — nur Askalon war noch frei —, so dafs das einst vom Meer fast abgeschnittene Gebiet der Juden jetzt mit unter den Freistätten der Piraterie aufgeführt werden konnte. Wahrscheinlich hatten, zumal da der armenische Sturm, eben als er sich den Grenzen Judaeas nahte, durch Lucullus Dazwischenkunft von dieser Landschaft abgewendet ward (S. 60), die begabten Herrscher des hasmonaeischen Hauses ihre Waffen noch weiter getragen, wenn nicht die Machtentwicklung dieses merkwürdigen erobernden Priesterstaates durch innere Spaltungen im Keime geknickt worden wäre. Die confessionelle und nationale Tendenz, deren energisches Auftre-

ten den Makkabaeerstaat ins Leben gerufen hatte, erstarrte rasch zu theologischer Gedankenlosigkeit und vornehmer Hochkirchlichkeit und es trat eine militärisch hellenisirende Richtung ihr gegenüber, die, statt zu dem Gott der Väter um Hülfe zu flehen, es zweckmäfsiger fand mit den Waffen dieser Welt die Feinde zu schlagen. Jene stützte sich auf die Priesterschaft und auf die Menge, diese auf die tüchtigeren Könige, auf das Heer, in dem zahlreiche pisidische und kilikische Söldner dienten, und auf die Intelligenz. Wie mehr als ein Jahrtausend später die Hohenstaufen mit der Kirchengewalt rangen, so befehdeten sich in Palaestina die Königs- und die Priesterpartei, die Sadducäer und die Pharisäer, und auch dieser für den jüdischen Staat verhängnifsvolle Hader war bezeichnet durch die ganze rücksichtslose Unversöhnlichkeit, mit welcher die Frommen für den Besitz irdischer Güter zu streiten gewohnt sind. Mit starker Hand hatte Jannaeos die Priesterschaft niedergehalten; unter seinen beiden Söhnen kam es (685 fg.) zu einem Bürger- und Bruderkrieg, indem die Pharisäer sich dem kräftigen Aristobulos widersetzten und versuchten unter der nominellen Herrschaft seines Bruders, des gutmüthigen und schlaffen Hyrkanos ihre Herrschaft zu restauriren. Dieser Zwist brachte nicht blofs die jüdischen Eroberungen ins Stocken, sondern gab auch auswärtigen Nationen Gelegenheit sich einzumischen und dadurch im südlichen Syrien eine gebietende Stellung zu gewinnen. Zunächst gilt dies von den Nabataeern. Diese merkwürdige Nation ist oft mit ihren östlichen Nachbarn, den schweifenden Arabern zusammengeworfen worden; aber sie ist den eigentlichen Kindern Ismaels stammfremd. Der aramaeische oder, nach der Benennung der Occidentalen, der syrische Stamm mufs von seinen ältesten Sitzen um Babylon, wahrscheinlich des Handels wegen, in sehr früher Zeit eine Colonie an die Nordspitze des arabischen Meerbusens ausgeführt haben; dies sind die Nabataeer auf der sinaitischen Halbinsel zwischen dem Golf von Suez und Aila und in der Gegend von Petra (Wadi Musa). In ihren Häfen wurden die Waaren vom Mittelmeer gegen indische umgesetzt und die grofse südliche Karawanenstrafse, die von Gaza zur Euphratmündung und dem persischen Meerbusen lief, führte durch die Hauptstadt der Nabataeer Petra, deren heute noch prachtvolle Felspaläste und Felsengräber deutlicheres Zeugnifs von der nabataeischen Civilisation ablegen als die fast verschollene Ueberlieferung. Die Phariserpartei, der nach Priesterart der Sieg ihrer Partei um den Preis der Unabhängigkeit und Integrität des Landes nicht zu

theuer erkauft schien, ersuchte den König der Nabataeer Aretas um Hülfe gegen Aristobulos, wofür sie ihm alle von Jannaeos ihm entrissenen Eroberungen zurückzugeben verhiefs. Darauf hin war Aretas mit angeblich 50000 Mann in das jüdische Land eingerückt und, verstärkt durch den Anhang der Pharisäer, hielt er den König Aristobulos in seiner Hauptstadt belagert. — Unter dem Faust- und Fehderecht, die also von einem Ende Syriens zum andern herrschten, litten natürlich vor allen Dingen die grösseren Städte, wie Antiochia, Seleukeia, Damaskos, deren Bürger in ihrem Feldbau wie in ihrem See- und Karawanenhandel sich gelähmt sahen. Die Bürger von Byblos und Berytos (Beirut) vermochten ihre Aecker und ihre Schiffe nicht vor den Ituraeern zu schützen, die von ihren Berg- und Seecastellen aus Land und Meer gleich unsicher machten. Die von Damaskos suchten der Angriffe der Ituraeer und des Ptolemaeos dadurch sich zu erwehren, dafs sie sich den fernen Königen der Nabataeer oder der Juden zu eigen gaben. In Antiochia mischten sich Sampsikeramos und Azizos in die inneren Fehden der Bürgerschaft und fast wäre die hellenische Grofsstadt der Sitz eines arabischen Emirs geworden. Es waren Zustände, die an die königlosen Zeiten des deutschen Mittelalters erinnern, als Nürnberg und Augsburg nicht in des Königs Recht und Gericht, sondern einzig in ihren Wällen noch Schutz fanden: ungeduldig harrten die syrischen Kaufbürger des starken Arms, der ihnen Frieden und Verkehrssicherheit wiedergab. An einem legitimen König zwar fehlte es in Syrien nicht; Antiochos der Asiate war sowohl vom Senat als von Lucullus als solcher anerkannt worden (S. 57. 62). Allein Lucullus hatte wohl einem andern Prinzen aus dem gleichen Stamme der Seleukiden und gleichen Namens zu dem Besitz der nördlichsten syrischen Landschaft Kommagene verholfen, aber es Antiochos dem Asiaten selber überlassen müssen den Thron seiner Väter wieder aufzurichten. In der That war dieser nach dem Abzug der Armenier in Antiochia aufgenommen und als König anerkannt worden. Aber sogleich war ihm ein anderer Seleukidenprinz Philippos als Nebenbuhler entgegengetreten und hatte die grofse fast wie die alexandrinische bewegliche und oppositionslustige Bürgerschaft von Antiochia so wie dieser und jener benachbarte arabische Emir sich eingemischt in den Familienzwist, der nun einmal von der Herrschaft der Seleukiden unzertrennlich schien. War es ein Wunder, dafs die Legitimität den Unterthanen zum Spott und zum Ekel ward und dafs die sogenannten rechtmäfsi-

gen Könige noch etwas weniger im Lande galten als die kleinen Fürsten und Raubritter?

In diesem Chaos Ordnung zu schaffen bedurfte es weder genialer Conceptionen noch gewaltiger Machtentfaltung, wohl aber der klaren Einsicht in die Interessen Roms und seiner Unterthanen, und der kräftigen und folgerechten Aufrichtung und Aufrechthaltung der als nothwendig erkannten Institutionen. Die Legitimitätspolitik des Senats hatte sich sattsam prostituirt; der Feldherr, den die Opposition ans Regiment gebracht, hatte natürlich, ohne die legitimen Ansprüche weiter zu respectiren, das syrische Reich einzig mit Rücksicht darauf zu ordnen, dafs es in Zukunft weder durch den Zwist der Prätendenten noch durch die Begehrlichkeit der Nachbarn der römischen Clientel entzogen werden könne. Dazu aber gab es nur einen Weg: dafs die römische Gemeinde durch einen von ihr gesandten Satrapen mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung erfasse, die den letzten königen des regierenden Hauses mehr noch durch eigene Verschuldung als durch äufsere Unfälle seit langem thatsächlich entglitten waren. So geschah es. Antiochos der Asiate erhielt auf seine Bitte, ihn als den angestammten Herrscher Syriens anzuerkennen, von Pompeius die Antwort, dafs er einem König, der sein Reich weder zu behaupten noch zu regieren wisse, die Herrschaft nicht einmal auf die Bitte seiner Unterthanen, geschweige denn gegen deren bestimmt ausgesprochene Wünsche zurückgeben werde. Mit diesem Briefe des römischen Proconsuls war das Haus des Seleukos von dem Throne gestofsen, den es seit zweihundertfunfzig Jahren eingenommen hatte. Antiochos verlor bald darauf sein Leben durch die Hinterlist des Emirs Sampsikeramos, als dessen Client er in Antiochia den Herrn spielte; seitdem ist von diesen Schattenkönigen und ihren Ansprüchen nicht weiter die Rede und an ihren Platz tritt die römische Gemeinde. Form und Ordnung des Regiments blieben also im Wesentlichen dieselben und nichts ward verändert als die Person des Monarchen. Zunächst ward das Land militärisch besetzt, um all die Störer der friedlichen Ordnung, die während der vieljährigen Anarchie emporgewachsen waren, durch die römischen Legionen zu schrecken oder niederzuwerfen. Schon während der Feldzüge im pontischen Reiche und am Kaukasus hatte Pompeius den Angelegenheiten Syriens seine Aufmerksamkeit zugewandt und einzelne Beauftragte und Detachements wo es Noth that eingreifen lassen. Aulus Gabinius — derselbe, der als Volkstribun Pompeius nach dem Osten gesandt hatte — war schon 689 an

den Tigris und sodann quer durch Mesopotamien nach Syrien gegangen, um die verwickelten Verhältnisse im jüdischen Lande zu schlichten. Ebenso war das schwer bedrängte Damaskos bereits durch Lollius und Metellus besetzt worden. Bald nachher trat ein anderer Adjutant des Pompeius, Marcus Scaurus in Judaea ein, um die immer neu wieder daselbst ausbrechenden Fehden beizulegen. Auch Lucius Afranius, der während Pompeius Expedition nach dem Kaukasus das Commando über die römischen Truppen in Armenien führte, hatte von Korduene (dem nördlichen Kurdistan) aus sich in das obere Mesopotamien begeben und, nachdem er durch die hülfreiche Theilnahme der in Karrhae angesiedelten Hellenen den gefährlichen Weg durch die Wüste glücklich zurückgelegt hatte, die Araber in Osroene zur Botmäfsigkeit gebracht. Gegen Ende des J. 690 traf dann Pompeius selbst in Syrien ein* und verweilte dort bis zum Sommer des folgenden Jahres, entschlossen durchgreifend und für jetzt und künftig die Verhältnisse ordnend. Zurückgehend auf die Zustände des Reiches in den besseren Zeiten der Seleukidenherrschaft, wurden alle usurpirten Gewalten beseitigt, die Raubherren aufgefordert ihre Burgen zu übergeben, die arabischen Scheiks wieder auf ihr Wüstengebiet beschränkt, die Verhältnisse der einzelnen Gemeinden definitiv geregelt. Diesen strengen Befehlen Gehorsam zu verschaffen standen die Legionen bereit und ihr Einschreiten erwies sich insbesondere gegen die verwegenen Raubritter als nothwendig. Der Herr von Lysias Sila, der Herr von Tripolis Dionysios, der Herr von Byblos Kinyras wurden in ihren Burgen gefangen genommen und hingerichtet, die Berg- und Seeschlösser der Ituraeer gebrochen, Ptolemaeos Mennaeos Sohn gezwungen mit 1000 Talenten (1,716000 Thlr.) Lösegeld Freiheit und Herrschaft zu erkaufen. Im Uebrigen fanden die Befehle des neuen Machthabers meistentheils widerstandslosen Gehorsam. Nur die Juden schwankten. Die früher von Pompeius gesandten Vermittler, Gabinius und Scaurus, hatten — beide, wie

* Den Winter 689/90 brachte Pompeius noch in der Nähe des kaspischen Meeres zu (Dio 37, 7). Im Jahre 690 unterwarf er zunächst im pontischen Reiche die letzten noch Widerstand leistenden Burgen und zog dann langsam, überall die Verhältnisse regelnd, gegen Süden. Dafs die Ordnung Syriens 690 begann, bestätigt sich dadurch, dafs die syrische Provinzialära mit diesem Jahre anhebt und durch Ciceros Angabe hinsichtlich Kommagenes (*ad Q. fr.* 2, 12, 2; vgl. Dio 37, 7). Den Winter 690/1 scheint Pompeius in Damaskos sein Hauptquartier gehabt zu haben (Joseph. 14, 3, 1. 2, wo freilich vieles verwirrt ist; Diodor *fr. l at. p.* 139).

es heifst, mit bedeutenden Summen bestochen — im Streite der beiden Brüder Hyrkanos und Aristobulos zu Gunsten des letzteren entschieden, auch den König Aretas veranlafst die Belagerung von Jerusalem aufzuheben und sich in seine Heimath zu begeben, wobei er auf dem Rückweg noch von Aristobulos eine Niederlage erlitt. Als aber Pompeius in Syrien eintraf, cassirte er die Anordnungen seiner Untergebenen und wies die Juden an ihre alte Hochpriesterverfassung, wie der Senat sie um 593 anerkannt hatte (II, 56), wieder einzuführen und, wie auf das Fürstenthum selbst, so auch auf alle von den hasmonäischen Fürsten gemachten Eroberungen zu verzichten. Es waren die Pharisäer, welche eine Gesandtschaft von zweihundert ihrer angesehensten Männer an den römischen Feldherrn gesandt und von ihm den Sturz der Königsherrschaft erwirkt hatten; nicht zum Vortheil der eigenen Nation, aber wohl zu dem der Römer, die der Natur der Sache nach auch hier zurückkommen mufsten auf die alten Rechte der Seleukiden und eine erobernde Macht, wie die des Jannaeos war, innerhalb ihres Reiches nicht dulden konnten. Aristobulos schwankte, ob er das Unvermeidliche geduldig über sich ergehen lassen wolle oder mit den Waffen in der Hand dem Verhängnifs erliegen; bald schien er im Begriff sich Pompeius zu unterwerfen, bald die nationale Partei unter den Juden zum Kampfe gegen die Römer aufzurufen. Als er endlich, da schon die Legionen vor den Thoren von Jerusalem standen, sich dem Feinde ergab, weigerte sich der entschlossenere oder fanatisirtere Theil seiner Armee den Befehlen des unfreien Königs Folge zu leisten. Zwar unterwarf sich die Hauptstadt dennoch den Römern; aber den steilen Tempelfelsen vertheidigte jene fanatische Schaar drei Monate hindurch mit todesmuthiger Hartnäckigkeit, bis endlich während der Sabbathruhe der Belagerten die Belagerer eindrangen, des Heiligthums sich bemächtigten und die Anstifter dieser verzweifelten Gegenwehr, so weit sie nicht unter den römischen Schwertern gefallen waren, unter die Beile der Liktoren sandten. Damit ging der letzte Widerstand der neu zum römischen Staat gezogenen Gebiete zu Ende.

Das von Lucullus begonnene Werk hatte Pompeius vollendet: die bisher wenigstens dem Namen nach selbstständigen Staaten Bithynien, Pontus und Syrien waren mit dem römischen vereinigt; was man seit mehr als hundert Jahren als nothwendig erkannt hatte, die Vertauschung des schwächlichen Clientelsystems mit der unmittelbaren Herrschaft über die wichtigeren abhängigen Gebiete (II, 21) war verwirklicht worden, so wie der Senat ge-

stürzt und die gracchische Partei ans Ruder gekommen war. Man hatte im Osten neue Grenzen erhalten, neue Nachbaren, neue freundliche und feindliche Beziehungen. Neu traten unter die mittelbar römischen Gebiete ein das Königreich Armenien und die kaukasischen Fürstenthümer, ferner das Reich am kimmerischen Bosporus, der geringe Ueberrest der ausgedehnten Eroberungen Mithradates Eupators, das jetzt ein römischer Clientelstaat unter der Regierung seines Sohnes und Mörders Pharnakes ward; nur die Stadt Phanagoria, deren Befehlshaber Kastor das Signal zum Aufstand gegeben hatte, wurde dafür von den Römern als frei und unabhängig anerkannt. Der König der Nabataeer Aretas hatte allerdings das jüdische Land geräumt, wie die Römer es begehrten; allein immer noch gebot er in Damaskos und überhaupt schien es wünschenswerth den Nachbarn im arabischen Lande zu zeigen, dafs jetzt am Orontes und am Jordan die römischen Adler geboten und dafs die Zeit vorbei war, wo die syrischen Landschaften als herrenloses Gut zu brandschatzen Jedem frei stand. Darum unternahm Pompeius im J. 691 eine Expedition gegen Petra; allein aufgehalten durch den Aufstand der Juden, der während dieses Zuges zum Ausbruch kam, überliefs er seinem Nachfolger Marcus Scaurus nicht ungern die Ausführung der schwierigen Unternehmung gegen die fern inmitten der Wüste gelegene Nabataeerstadt*. In der That sah auch Scaurus sich bald genöthigt unverrichteter Sache umzukehren; er mufste sich begnügen in den Wüsten am linken Ufer des Jordan die Nabataeer zu bekriegen, wo er sich auf die Juden zu stützen vermochte, aber doch auch nur sehr unbedeutende Erfolge davontrug. Schliefslich überredete der gewandte jüdische Minister Antipatros aus Idumaea den Aretas sich die Gewähr seiner sämmtlichen Besitzungen mit Einschlufs von Damaskos von dem römischen Statthalter um eine Geldsumme zu erkaufen; und dies ist denn der auf den Münzen des Scaurus verherrlichte Friede, wo König Aretas, das Kameel am Zügel, kniefällig dem Römer den Oelzweig darreichend

* Zwar lassen Orosius 6, 6 und Dio 37, 15, ohne Zweifel beide nach Livius, Pompeius bis nach Petra gelangen, auch wohl die Stadt einnehmen oder gar das rothe Meer erreichen; allein das Gegentheil, dafs er bald nach Empfang der Nachricht von dem Tode Mithradats, die ihm auf dem Marsche nach Jerusalem zukam, aus Syrien nach Pontus zurückging, sagt Plutarch (*Pomp.* 41. 42) und wird durch Florus 1, 39 und Josephus 14, 3, 3. 4 bestätigt. Wenn König Aretas unter den von Pompeius Besiegten in den Bulletins figurirt, so genügte hiezu sein durch Pompeius veranlafster Abzug von Jerusalem.

erscheint. — Bei weitem folgenreicher als diese neuen Beziehungen der Römer zu den Armeniern, Iberern, Bosporanern und Nabatäern war die Nachbarschaft, in welche sie durch die Occupation Syriens zu dem parthischen Staate traten. So geschmeidig die römische Diplomatie gegen Phraates aufgetreten war, als noch der pontische und der armenische Staat aufrecht standen, so willig damals sowohl Lucullus als Pompeius ihm den Besitz der Landschaften jenseit des Euphrat zugestanden hatten (S. 63. 113), so schroff stellte jetzt der neue Nachbar sich neben den Arsakiden; und wenn die königliche Kunst die eigenen Fehler zu vergessen diesem es gestattete, mochte er wohl jetzt sich der warnenden Worte Mithradats erinnern, dafs der Parther durch das Bündnifs mit den Occidentalen gegen die stammverwandten Reiche erst diesen und sodann sich selber das Verderben bereite. Römer und Parther im Bunde hatten Armenien zu Grunde gerichtet; als es gestürzt war, kehrte Rom, seiner alten Politik getreu, die Rollen um und begünstigte den gedemüthigten Feind auf Kosten des mächtigen Bundesgenossen. Schon die auffallende Bevorzugung gehört hieher, die seinem Sohne, dem Verbündeten und Tochtermann des Partherkönigs gegenüber der Vater Tigranes bei Pompeius fand; es war eine unmittelbare Beleidigung, als bald nachher auf Pompeius Befehl der jüngere Tigranes mit seiner Familie zur Haft gebracht und selbst dann nicht freigegeben ward, als sich Phraates bei dem befreundeten Feldherrn für seine Tochter und seinen Schwiegersohn verwandte. Aber Pompeius blieb hiebei nicht stehen. Die Landschaft Korduene, auf welche sowohl Phraates als Tigranes Ansprüche erhoben, wurde auf Pompeius Befehl durch römische Truppen für den Letzteren occupirt und die im Besitz befindlichen Parther über die Grenze hinausgeschlagen, ja bis nach Arbela in Adiabene verfolgt, ohne dafs die Regierung von Ktesiphon auch nur vorher gehört worden wäre (689). Weitaus am bedenklichsten jedoch war es, dafs die Römer keineswegs geneigt schienen die tractatenmäfsig festgestellte Euphratgrenze zu respectiren. Mehrmals marschirten römische von Armenien nach Syrien bestimmte Corps quer durch Mesopotamien; der arabische Emir Abgaros von Osroene ward unter auffallend günstigen Bedingungen in die römische Clientel aufgenommen; ja Orodes, das im oberen Mesopotamien etwa zwischen Nisibis und dem Tigris 50 deutsche Meilen östlich von dem kommagenischen Euphratübergang liegt, ward bezeichnet als östlicher Grenzpunkt der römischen Herrschaft, vermuthlich der mittelbaren, insofern die gröfsere und fruchtbarere nördliche Hälfte Mesopo-

tamiens von den Römern ebenso wie Korduene zum armenischen Reiche gelegt ward. Die Grenze zwischen Römern und Parthern ward also statt des Euphrat die grofse syrisch-mesopotamische Wüste; und auch dies schien nur vorläufig. Den parthischen Gesandten, die kamen um auf das Einhalten der allerdings, wie es scheint, nur mündlich abgeschlossenen Verträge hinsichtlich der Euphratgrenze zu dringen, gab Pompeius die zweideutige Antwort, dafs Roms Gebiet sich soweit erstrecke wie sein Recht. Ein Commentar zu dieser Rede schien der bedenkliche Verkehr, den der römische Oberfeldherr mit Dareios, dem parthischen Satrapen der Landschaft Elymais (oberhalb Ekbatana oder Hamadan) anspann*. Die Statthalter dieser gebirgigen, kriegerischen und entlegenen Provinz waren von je her bestrebt gewesen eine von dem Grofskönig unabhängige Stellung zu gewinnen; um so verletzender und bedrohlicher war es für die parthische Regierung, wenn Pompeius von diesem Dynasten die dargebotene Huldigung annahm. Nicht minder war es bezeichnend, dafs der Titel des ‚Königs der Könige,' der dem Partherkönig bis dahin auch von den Römern im officiellen Verkehr zugestanden worden war, jetzt auf einmal von ihnen mit dem einfachen Königstitel vertauscht ward. Es war das mehr noch eine Drohung als eine Verletzung der Etikette. Seit Rom die Erbschaft der Seleukiden gethan, schien es fast, als gedenke man dort im gelegenen Augenblick auf jene alten Zeiten zurückzugreifen, da ganz Iran und Turan von Antiochia aus beherrscht wurden und es noch kein parthisches Reich gab, sondern nur eine parthische Satrapie. Der Hof von Ktesiphon

* Medien und dessen König Dareios werden in den Verzeichnissen der von Pompeius besiegten Landschaften und Könige aufgeführt (Diodor *fr. Vat.* p. 140; Appian *Mithr.* 117). Dafs Elymais gemeint ist, nicht, wie man wohl vermuthet hat, Atropatene, macht Strabons (16, 744) Bericht über die Stellung des parthischen Satrapen von Elymais wahrscheinlich. Dafs die Unterwerfung (ὑπόταξις, Diodor) durch blofse Botensendung erfolgte, sagt Plutarch (*Pomp.* 36); es ist sicher falsch, wenn Appian (*Mithr.* 106. 114) von einem Kriege mit den Medern spricht, Oros. 6, 4 (vergl. Vellei. 2, 40) nun gar von einem Marsch des Pompeius nach Ekbatana, das gar dem Satrapen von Elymais nicht gehorchte. Allein eine Verwechselung mit der fabelhaften gleichnamigen Stadt auf dem Karmel hat hier schwerlich stattgefunden; es ist einfach jene unleidliche, wie es scheint aus Pompeius grofsworligen und absichtlich zweideutigen Bülletins sich herleitende, Uebertreibung, die aus seiner Razzia gegen die Gaetuler (II, 319) einen Zug an die africanische Westküste (Plut. *Pomp.* 38), aus seiner fehlgeschlagenen Expedition gegen die Nabataeer eine Eroberung der Stadt Petra, aus seinem Schiedsspruch hinsichtlich der Grenzen Armeniens eine Feststellung der römischen Reichsgrenze jenseit Nisibis gemacht hat.

hätte also Grund genug gehabt mit Rom den Krieg zu beginnen; es schien die Einleitung dazu, dafs er im J. 690 wegen der Grenzfrage Armenien den Krieg erklärte. Aber Phraates hatte doch nicht den Muth, eben jetzt, wo der gefürchtete Feldherr mit seiner starken Armee an den Grenzen des parthischen Reiches stand, mit den Römern offen zu brechen. Als Pompeius Commissarien sandte um den Streit zwischen Parthien und Armenien gütlich beizulegen, fügte auch Phraates sich der aufgezwungenen römischen Vermittelung und liefs es sich gefallen, dafs ihr Schiedsspruch den Armeniern Korduene und das nördliche Mesopotamien zuwies. Bald nachher schmückte seine Tochter mit ihrem Sohn und ihrem Gemahl den Triumph des römischen Feldherrn. Auch die Parther zitterten vor der römischen Uebermacht; und wenn sie nicht wie die Pontiker und die Armenier den römischen Waffen erlegen waren, so schien davon die Ursache nur die zu sein, dafs sie es nicht gewagt hatten den Kampf zu bestehen.

Noch lag es dem Feldherrn ob die inneren Verhältnisse der neu gewonnenen Landschaften zu reguliren und die Spuren eines dreizehnjährigen verheerenden Krieges so weit möglich zu tilgen. Das in Kleinasien von Lucullus und der ihm beigegebenen Commission, auf Kreta von Metellus begonnene Organisationsgeschäft erhielt den endlichen Abschluls durch Pompeius. Die bisherige Provinz Asia, die Mysien, Lydien, Phrygien, Karien und Lykien umfafste, ward aus einer Grenz- eine Mittelprovinz; neu eingerichtet wurden die Provinz Bithynien und Pontus, welche gebildet ward aus dem gesammten ehemaligen Reiche des Nikomedes und der westlichen Hälfte des ehemaligen pontischen Staates bis an und über den Halys; die Provinz Kilikien, die zwar schon älter war, aber doch erst jetzt ihrem Namen entsprechend erweitert und organisirt ward und auch Pamphylien und Isaurien mit umfafste; die Provinz Syrien und die Provinz Kreta. Freilich fehlte viel, dafs jene Ländermasse als zusammenhängendes römisches Gebiet hätte betrachtet werden können; vielmehr bestand sie aus einer bunten Mischung unmittelbar römischen Landes, autonomer Stadtgebiete, fürstlicher und priesterlicher Herrschaften und Königreiche, welche alle für die innere Verwaltung mehr oder minder sich selbst überlassen waren, übrigens aber bald in milderen, bald in schrofferen Formen von der römischen Regierung und deren Proconsuln in ähnlicher Weise abhingen, wie früher von dem Grofskönig und dessen Satrapen. Wenigstens dem Range nach nahm unter den abhängigen Dynasten den ersten Platz ein der König von Kappadokien, dessen Gebiet schon Lucullus durch

die Belehnung mit der Landschaft Melitene (um Malatia) bis an den Euphrat erweitert hatte und dem Pompeius noch theils an der Westgrenze einige von Kilikien abgerissene Bezirke von Kastabala bis nach Derbe bei Ikonion, theils an der Ostgrenze die am linken Euphratufer Melitene gegenüber gelegene anfänglich dem armenischen Prinzen Tigranes zugedachte Landschaft Sophene verlieh, wodurch also die wichtigste Euphratpassage ganz in die Gewalt dieses Fürsten kam. Die kleine Landschaft Kommagene zwischen Syrien und Kappadokien mit der Hauptstadt Samosata (Samsat) blieb als abhängiges Königthum dem Antiochos, einem Prinzen aus dem Hause der Seleukiden*; denselben wurden auch die wichtige den südlicheren Uebergang über den Euphrat beherrschende Festung Seleukeia (bei Biradjik) und die nächsten Striche am linken Ufer des Euphrat zugetheilt und somit dafür gesorgt, dafs die beiden Hauptübergänge über den Euphrat mit einem entsprechenden Gebiet am östlichen Ufer in den Händen zweier von Rom völlig abhängiger Dynasten blieben. Neben den Königen von Kappadokien und Kommagene und an wirklicher Macht ihnen bei weitem überlegen herrschte in Kleinasien der neue König Deiotarus. Einer der Vierfürsten des um Pessinus ansäfsigen Keltenstammes der Tolistoboier und mit den andern kleinen römischen Clienten zur Heerfolge aufgeboten, hatte Deiotarus in den Feldzügen des Lucullus und Pompeius im Gegensatz zu all den schlaffen Orientalen seine Zuverlässigkeit und seine Thatkraft so glänzend bewährt, dafs die römischen Feldherren zu seinem galatischen Erbe und seinen Besitzungen in der reichen Landschaft zwischen Amisos und der Halysmündung ihm die östliche Hälfte des ehemals pontischen Reiches mit den Seestädten Pharnakia und Trapezus und das pontische Armenien bis zur kolchischen und grofsarmenischen Grenze als Königreich Kleinarmenien verliehen. Bald nachher vermehrte er noch durch die Landschaft der keltischen Trokmer, der n Vierfürsten er verdrängte, sein schon ansehnliches Gebiet. So ward der geringe Lehnsmann einer der mächtigsten Dynasten Kleinasiens, dem die Hut eines wichtigen Theils der Reichsgrenze anvertraut werden konnte. Vasallen geringerer Bedeutung waren die übrigen zahlreichen galatischen Vierfürsten.

* Der Krieg, den dieser Antiochos mit Pompeius geführt haben soll (Appian *Mithr.* 106. 117), stimmt sehr wenig zu dem Vertrag, den derselbe mit Lucullus abschlofs (Dio 36, 1) und seinem ungestörten Verbleiben in der Herrschaft; vermuthlich ist auch er blofs daraus herausgesponnen, dafs Antiochos von Kommagene unter den von Pompeius unterworfenen Königen figurirte.

von denen einer, der Trokmerfürst Bogodiatarus wegen seiner im mithradatischen Kriege bewährten Tüchtigkeit von Pompeius mit der ehemals pontischen Grenzstadt Mithradation beschenkt ward; der Fürst von Paphlagonien Attalos, der sein Geschlecht auf das alte Herrscherhaus der Pylaemeniden zurückführte; Aristarchos und andere kleine Herren im kolchischen Gebiet; Tarkondimotos, der im östlichen Kilikien in den Bergthälern des Amanos gebot; Ptolemaeos Mennaeos Sohn, der fortfuhr in Chalkis am Libanos zu herrschen; der Nabataeerkönig Aretas als Herr von Damaskos; endlich die arabischen Emirs in den Landschaften dies- und jenseit des Euphrat, Abgaros in Osroene, den die Römer, um ihn als vorgeschobenen Posten gegen die Parther zu benutzen auf alle Weise in ihr Interesse zu ziehen sich bemühten, Sampsikeramos in Hemesa, Alchaudonios der Rhambaeer, ein andrer Emir in Bostra. Dazu kamen ferner die geistlichen Herren, die im Osten häufig gleich den weltlichen Dynasten über Land und Leute geboten und an deren in dieser Heimath des Fanatismus fest gegründeter Autorität zu rütteln oder auch nur die Tempel ihrer Schätze zu berauben die Römer klüglich sich enthielten: der Hochpriester der Göttin Mutter in Pessinus; die beiden Hochpriester der Göttin Ma in dem kappadokischen Komana (am oberen Saros) und in der gleichnamigen pontischen Stadt (Gümenek bei Tokat), welche beide Herren in ihren Landschaften nur dem König an Macht nachstanden und deren jeder noch in viel späterer Zeit ausgedehnte Liegenschaften mit eigener Gerichtsbarkeit und an sechstausend Tempelsclaven besafs — mit dem pontischen Hochpriesteramt ward Archelaos, der Sohn des gleichnamigen von Mithradates zu den Römern übergegangenen Feldherrn, von Pompeius belehnt —; der Hochpriester des venasischen Zeus in dem kappadokischen Amt Morimene, dessen Einkünfte sich auf jährlich 225000 Thlr. (15 Talente) beliefen; der ‚Erzpriester und Herr' desjenigen Gebietes im rauhen Kilikien, wo Teukros des Aias Sohn dem Zeus einen Tempel gegründet hatte, welchem seine Nachkommen kraft Erbrechts vorstanden; der ‚Erzpriester und Herr des Volkes' der Juden, dem Pompeius, nachdem er die Mauern der Hauptstadt und die königlichen Schatz- und Zwingburgen im Lande geschleift hatte, unter ernstlicher Verwarnung Frieden zu halten und nicht weiter auf Eroberungen auszugehen die Vorstandschaft seiner Nation zurückgab. Neben diesen weltlichen und geistlichen Potentaten standen die Stadtgemeinden. Zum Theil waren dieselben zu gröfseren Verbänden zusammengeordnet, welche einer verhältnifsmäfsigen Selbstständigkeit sich erfreuten,

wie namentlich der wohlgeordnete und zum Beispiel der Theilnahme an der wüsten Piratenwirthschaft stets ferngebliebene Bund der dreiundzwanzig lykischen Städte; wogegen die zahlreichen vereinzelt stehenden Gemeinden, selbst wenn sie die Selbstregierung als Recht in Anspruch nehmen durften, thatsächlich von den römischen Statthaltern durchaus abhängig waren. Die Römer verkannten es nicht, dafs mit der Aufgabe den Hellenismus zu vertreten und im Osten Alexanders Marken zu schirmen und zu erweitern, vor allem die Hebung des städtischen Wesens ihnen zur Pflicht geworden war; denn wenn die Städte überall die Träger der Gesittung sind, so faßte vor allem der Antagonismus der Orientalen und Occidentalen in seiner ganzen Schärfe sich zusammen in dem Gegensatz der orientalischen militärisch-despotischen Lehenshierarchie und des gewerb- und handeltreibenden städtischen Gemeinwesens der Hellenen und Italiker. Lucullus und Pompeius, so wenig sie auch sonst auf die Nivellirung der Zustände im Osten hinarbeiteten und so sehr auch der letztere in Detailfragen die Anordnungen seines Vorgängers zu meistern und zu ändern geneigt war, trafen doch vollständig zusammen in dem Grundsatz das städtische Wesen in Kleinasien und Syrien nach Kräften zu fördern. Kyzikos, an dessen kräftiger Gegenwehr die erste Heftigkeit des letzten Krieges sich gebrochen hatte, empfing von Lucullus eine beträchtliche Erweiterung seines Gebietes. Das pontische Herakleia, wie energisch es auch den Römern widerstanden hatte, erhielt dennoch sein Gebiet und seine Häfen zurück und Cottas barbarisches Wüthen gegen die unglückliche Stadt erfuhr im Senat den schärfsten Tadel. Lucullus hatte es tief und aufrichtig beklagt, dafs das Schicksal ihm das Glück versagt hatte Sinope und Amisos von der Verheerung durch die pontische und die eigene Soldateska zu erretten: wenigstens that er was er vermochte um sie wieder herzustellen, erweiterte ansehnlich ihre Gebiete, bevölkerte sie aufs Neue theils mit den alten Bewohnern, die auf seine Einladung schaarenweise in die geliebte Heimath zurückkehrten, theils mit neuen Ansiedlern hellenischer Abstammung und sorgte für den Wiederaufbau der zerstörten Gebäude. In gleichem Sinn und in noch gröfserem Mafsstab verfuhr Pompeius. Schon nach der Ueberwindung der Piraten hatte er die Gefangenen, deren Zahl 20000 überstieg, statt nach dem Beispiel seiner Vorgänger sie zu kreuzigen, angesiedelt theils in den verödeten Städten des ebenen Kilikien, wie in Soloi, das seitdem den Namen der Pompeiusstadt (Pompeiupolis) führte, in Mallos, Adana, Epiphaneia, theils in Dyme in Achaia, ja sogar in

larent. Die Mafsregel fand vielfachen Tadel, da sie gewissermafsen auf das Verbrechen eine Belohnung zu setzen schien; in der That war sie politisch und sittlich wohl gerechtfertigt, denn wie die Dinge damals standen, war die Piraterie etwas anderes als Räuberei und die Gefangenen billig nach Kriegsrecht zu behandeln. Vor allen Dingen aber hielt Pompeius es sich angelegen sein in den neuen römischen Provinzen das städtische Wesen emporzubringen. Wie städtearm das pontische Reich war, ward schon bemerkt (II, 259); die meisten Districte Kappadokiens hatten noch ein Jahrhundert später keine Städte, sondern nur Bergfestungen als Zufluchtsort für die ackerbauende Bevölkerung im Kriege; im ganzen östlichen Kleinasien wird es, abgesehen von den sparsam gesäten griechischen Colonien an den Küsten, zu dieser Zeit nicht anders gewesen sein. Die Zahl der von Pompeius in diesen Landschaften neu gegründeten Städte wird einschliefslich der kilikischen Ansiedlungen auf neunundd reifsig angegeben, von denen mehrere zu hoher Blüthe gelangten. Die namhaftesten dieser Ortschaften in dem ehemaligen pontischen Reiche sind Nikopolis, die ‚Siegesstadt', gegründet an dem Orte, wo Mithradates die letzte entscheidende Niederlage erlitt (S. 115) — das schönste Siegesdenkmal des trophäenreichen Feldherren; Megalopolis, nach Pompeius Beinamen genannt, an der Grenze von Kappadokien und Kleinarmenien, das spätere Sebasteia (jetzt Siwas), Zela, wo die Römer die unglückliche Schlacht lieferten (S. 67); eine um den dasigen Tempel der Anaitis entstandene und bisher dem Hochpriester derselben eigene Ortschaft, der Pompeius städtische Form und städtisches Recht gab; Diospolis, früher Kabeira, später Neokaesareia (Niksar), gleichfalls eine der Wahlstätten des letzten Krieges; Magnopolis oder Pompeiupolis, das wiederhergestellte Eupatoria am Zusammenflufs des Lykos und des Iris, ursprünglich von Mithradates erbaut, aber wegen des Abfalls der Stadt zu den Römern wieder von ihm zerstört (S. 111); Neapolis, sonst Phazemon, zwischen Amasia und dem Halys. Die meisten dieser Stadtgründungen wurden nicht durch Colonisten aus der Ferne bewirkt, sondern durch Niederlegung der Dörfer und Zusammenziehung ihrer Bewohner in den neuen Mauerring; nur in Nikopolis siedelte Pompeius die Invaliden und Bejahrten seiner Armee an, die es vorzogen statt später in Italien hier sofort eine Heimath sich zu gründen. Aber auch an andern Orten entstanden auf den Wink des Machthabers neue Brennpuncte der hellenischen Civilisation. In Paphlagonien bezeichnete ein drittes Pompeiupolis die Stätte, wo Mithradates Armee im J. 666 den grofsen Sieg

über die Bithyner erfocht (II, 272). In Kappadokien, das vielleicht mehr als irgend eine andere Provinz durch den Krieg gelitten hatte, wurden die Residenz Mazaka (später Kaisareia, jetzt Kaisarieh) und sieben andere Ortschaften von Pompeius wieder hergestellt und städtisch eingerichtet. In Kilikien und Koilesyrien zählte man zwanzig von Pompeius angelegte Städte. In den von den Juden geraumten Districten erhob sich Gadara in der Dekapolis auf Pompeius Befehl aus seinen Trümmern und ward die Stadt Seleukis gegründet. Bei weitem der gröfste Theil des auf den asiatischen Continent zur Verfügung stehenden Domanialandes mufs von Pompeius für seine neuen Ansiedlungen verwandt worden sein, wogegen auf Kreta, um das Pompeius sich wenig oder gar nicht kümmerte, der römische Domanialbesitz ziemlich ausgedehnt geblieben zu sein scheint. — Nicht minder wie auf Gründung neuer Ortschaften war Pompeius darauf bedacht die bestehenden Gemeinden zu ordnen und zu heben. Die eingerissenen Mifsbräuche und Usurpationen wurden nach Vermögen abgestellt; ausführliche und für die verschiedenen Provinzen mit Sorgfalt entworfene Gemeindeordnungen regelten im Einzelnen das Municipalwesen. Eine Reihe der ansehnlichsten Städte ward mit neuen Privilegien beschenkt. Die Autonomie erhielten Antiochia am Orontes, die bedeutendste Stadt des römischen Asiens und nur wenig zurückstehend hinter dem ägyptischen Alexandreia und dem Bagdad des Alterthums, der Stadt Seleukeia im parthischen Reiche; ferner die Nachbarstadt von Antiochia, das pierische Seleukeia, das für seine muthige Gegenwehr gegen Tigranes jetzt den Lohn empfing; Gaza und überhaupt alle von der jüdischen Herrschaft befreite Städte; in Vorderasien Mytilene; Phanagoria am schwarzen Meer.

So war der Bau des asiatischen Römerstaates vollendet, der mit seinen Lehnkönigen und Vasallen, den gefürsteten Priestern und der Reihe ganz- und halbfreier Städte lebhaft erinnert an das heilige römische Reich deutscher Nation. Er war kein Wunderwerk, weder hinsichtlich der überwundenen Schwierigkeiten noch hinsichtlich der erreichten Vollendung, und ward es auch nicht durch all die grofsen Worte, mit denen in Rom die vornehme Welt zu Gunsten des Lucullus, die laute Menge zum Preise des Pompeius freigebig waren. Pompeius namentlich liefs sich feiern und feierte sich selbst in einer Weise, dafs man ihn fast für noch schwachköpfiger hätte halten mögen, als er in der That war. Seine Inschriften rechneten 12 Millionen unterworfener Seelen und 1538 eroberte Städte und Burgen heraus — es schien, als

solle die Quantität die Qualität ersetzen — und erstreckten den kreis seiner Siege vom mäotischen zum kaspischen, von diesem zum rothen Meer, von welchen drei Meeren er keines je mit Augen gesehen hat; ja wenn er es auch nicht geradezu sagte, so veranlafste er doch das Publicum zu meinen, dafs die Einziehung Syriens, die wahrlich keine Heldenthat war, den ganzen Osten bis nach Baktrien und Indien zum römischen Reiche gebracht habe — in so duftige Ferne liefs er in seinen Angaben die Grenzlinie seiner östlichen Eroberungen verschwimmen. Die demokratische Servilität, die zu allen Zeiten mit der höfischen gewetteifert hat, ging bereitwillig auf dergleichen geschmacklosen Schwindel ein. Ihr genügte nicht der pomphafte Triumphalzug, der am 28. und 29. Sept. 693, dem sechsundvierzigsten Geburtstag Pompeius des Grofsen, durch die Gassen Roms sich bewegte, verherrlicht, um von den Kleinodien aller Art zu schweigen, durch die Kroninsignien Mithradats und durch die Kinder der drei mächtigsten Könige Asiens, des Mithradates, Tigranes und Phraates: sie lohnte ihrem Feldherrn, der zweiundzwanzig Könige besiegt, dafür mit königlichen Ehren und verlieh ihm den goldenen Kranz und die Insignien der Magistratur auf Lebenszeit. Die ihm zu Ehren geschlagenen Münzen zeigen gar die Weltkugel zwischen dem dreifachen aus den drei Welttheilen heimgebrachten Lorbeer und über ihr schwebend jenen dem Triumphator über Africa, Spanien und Asien von der Bürgerschaft verehrten Goldkranz. Es kann solchen kindischen Huldigungen gegenüber nicht Wunder nehmen, dafs auch im entgegengesetzten Sinne Stimmen laut wurden. Unter der römischen vornehmen Welt war es eine geläufige Rede, dafs das eigentliche Verdienst der Unterwerfung des Ostens Lucullus zukomme und Pompeius nur nach dem Osten gegangen sei um Lucullus zu verdrängen und die von fremder Hand gebrochenen Lorbeeren um die eigene Stirn zu flechten. Beides war vollständig falsch; Lucullus war bereits durch Glabrio ersetzt, als Pompeius im Osten eintraf, und wie wacker auch Lucullus gefochten, es war Thatsache, dafs, als Pompeius den Oberbefehl übernahm, die Römer all ihre früheren Erfolge wieder eingebüfst und keinen Fufs breit pontischen Bodens inne hatten. Mehr zum Ziele traf der Spott der Hauptstädter, die nicht ermangelten dem mächtigen Besieger des Erdballs die Namen der von ihm überwundenen Grofsmächte als Spitznamen beizulegen und ihn bald als Sieger von Salem, bald als Emir (Arabarches), bald als den römischen Sampsikeramos begrüfsten. Der unbefangene Urtheiler wird indefs weder in jene Ueberschwänglichkeiten noch in

diese Verkleinerungen einstimmen. Lucullus und Pompeius haben, indem sie Asien unterwarfen und ordneten, sich nicht als Helden und Staatsschöpfer bewährt, aber wohl als einsichtige und kräftige Heerführer und Statthalter. Als Feldherr bewies Lucullus nicht gemeine Talente und ein an Verwegenheit grenzendes Selbstvertrauen, Pompeius militärische Einsicht und eine seltene Zurückhaltung, wie denn kaum je ein General mit solchen Streitkräften und einer so vollkommen freien Stellung so vorsichtig aufgetreten ist wie Pompeius im Osten. Die glänzendsten Aufgaben trugen von allen Seiten sich ihm gleichsam selber an: er konnte nach dem kimmerischen Bosporus und gegen das rothe Meer hin aufbrechen; er hatte Gelegenheit den Parthern den Krieg zu erklären; die aufständischen Landschaften Aegyptens luden ihn ein den von Rom nicht anerkannten König Ptolemaeos vom Thron zu stofsen und das Testament Alexanders in Vollzug zu setzen; aber Pompeius ist weder nach Pantikapaeon noch nach Petra, weder nach Ktesiphon noch nach Alexandreia gezogen; durchaus pflückte er nur diejenigen Früchte, die ihm von selber in die Hand fielen. Ebenso schlug er all seine Schlachten zur See wie zu Lande mit einer erdrückenden Uebermacht. Wäre diese Mäfsigung hervorgegangen aus dem strengen Einhalten der ertheilten Instructionen, wie Pompeius vorzugeben pflegte, oder auch aus der Einsicht, dafs Roms Eroberungen irgendwo eine Grenze finden mufsten und neuer Gebietszuwachs dem Staat nicht förderlich sei, so würde sie ein höheres Lob verdienen, als die Geschichte es dem talentvollsten Offizier ertheilt; allein wie Pompeius war, ist seine Zurückhaltung ohne Zweifel einzig das Resultat des ihm eigenthümlichen Mangels an Sicherheit und an Initiative — Mangel freilich, die dem Staate in diesem Falle weit nützlicher wurden als die entgegengesetzten Vorzüge seines Vorgängers. Allerdings sind auch von Lucullus wie von Pompeius sehr arge Fehler begangen worden. Lucullus erntete deren Früchte selbst, indem sein unbesonnenes Verfahren ihm alle Resultate seiner Siege wieder entrifs; Pompeius überliefs es seinen Nachfolgern die Folgen seiner falschen Politik gegen die Parther zu tragen. Er konnte diese entweder bekriegen, wenn er dessen sich getraute, oder Frieden halten und, wie er versprochen, den Euphrat als Grenze anerkennen; zu jenem war er zu zaghaft, zu diesem zu eitel und so kam er denn zu der einfältigen Perfidie die gute Nachbarschaft, die der Hof von Ktesiphon wünschte und seinerseits übte, durch die mafslosesten Uebergriffe unmöglich zu machen, dennoch aber dem Feinde zu ge-

statten sich die Zeit des Bruches und der Vergeltung selber wählen zu dürfen. Als Verwalter Asiens erwarb Lucullus ein mehr als fürstliches Vermögen und auch Pompeius empfing als Lohn für seine Organisationen von dem König von Kappadokien, von der reichen Stadt Antiochia und anderen Herren und Gemeinden große Baarsummen und noch ansehnlichere Schuldverschreibungen. Indefs dergleichen Erpressungen waren fast eine gewohnheitsmäfsige Steuer geworden und beide Feldherren bewiesen doch nicht gerade in wichtigeren Fragen sich käuflich, liefsen auch wo möglich sich von der Partei bezahlen, deren Interessen mit denen Roms zusammenfielen. Wie die Zeiten einmal waren, hindert des nicht die Verwaltung beider Männer als eine relativ löbliche und zunächst im Interesse Roms, demnächst in dem der Provinzialen geführte zu bezeichnen. Die Verwandlung der Clienten in Unterthanen, die bessere Regulirung der Ostgrenze, die Begründung eines einheitlichen und starken Regiments waren segensreich für die Herrscher wie für die Beherrschten. Der finanzielle Gewinn, den Rom machte, war mannichfach: die neue Vermögenssteuer, die mit Ausnahme einzelner besonders befreiter Gemeinden all jene Fürsten, Priester und Städte nach Rom zu zahlen hatten, steigerte die römischen Staatseinnahmen fast um die Hälfte ihres bisherigen Betrags. Freilich litt Asien schwer. Pompeius legte an Geld und Kleinodien einen Betrag von 11 Mill. Thlrn. (200 Mill. Sest.) in die Staatskasse nieder und vertheilte 27 Mill. (135000 Talente) unter seine Offiziere und Soldaten; wenn man hiezu die bedeutenden von Lucullus heimgebrachten Summen, die nicht officiellen Erpressungen der römischen Armee und den Betrag der Kriegsschäden selbst rechnet, so ist die finanzielle Erschöpfung des Landes begreiflich. Der neue Steuerdruck war vielleicht an sich nicht schlimmer als unter den früheren Regenten, aber lastete doch insofern weit schwerer auf dem Lande, als die Abgaben fortan in das Ausland gingen und nur zum kleineren Theil wieder in Asien verwandt wurden. Immer ist es nicht zu leugnen, dafs das asiatische Steuersystem in den alten wie in den neu gewonnenen Provinzen basirt war auf systematischer Ausbeutung der Landschaften zu Gunsten Roms; aber die Verantwortung hiefür trifft weit weniger die Feldherren persönlich, als die Parteien daheim, auf die jene Rücksicht zu nehmen hatten; Lucullus war sogar sehr ernstlich bemüht dem wucherischen Treiben der römischen Capitalisten in Asien Schranken zu setzen und sein Sturz ward wesentlich mit hiedurch herbeigeführt. Wie sehr es beiden Männern Ernst damit war die her-

untergekommenen Landschaften wieder in die Höhe zu bringen, beweist ihre Thätigkeit da, wo keine Rücksichten der Parteipolitik ihnen die Hände banden, namentlich ihre Fürsorge für die kleinasiatischen Städte. Wenn auch noch Jahrhunderte später manches in Ruinen liegende asiatische Dorf an die Zeiten des grofsen Krieges erinnerte, so hatte doch Sinope wohl Ursache mit dem Jahr der Wiederherstellung durch Lucullus eine neue Aera zu beginnen und fast alle ansehnlicheren Binnenstädte des pontischen Reiches Pompeius als ihren Stifter zu verehren. Die Einrichtung des römischen Asien durch Lucullus und Pompeius darf bei all ihren unleugbaren Mängeln eine im Ganzen verständige und löbliche genannt werden; wie schwere Uebelstände aber auch ihr anhaften mochten, den vielgeplagten Asiaten mufste sie schon darum willkommen sein, weil sie zugleich kam mit dem so lange und so schmerzlich entbehrten inneren und äufseren Frieden.

Es blieb auch im Wesentlichen Friede im Orient, bis der von Pompeius nur mit der ihm eigenen Zaghaftigkeit angedeutete Gedanke die Landschaften östlich vom Euphrat zum römischen Reiche zu fügen von der neuen Triarchie der römischen Machthaber energisch, aber unglücklich wieder aufgenommen ward und bald darauf der Bürgerkrieg wie alle anderen so auch die östlichen Provinzen in seinen verhängnifsvollen Strudel hineinzog. Dafs in der Zwischenzeit die Statthalter Kilikiens beständig mit den Bergvölkern des Amanos, die von Syrien mit den Schwärmen der Wüste zu fechten hatten und namentlich in diesem Kriege gegen die Beduinen manche römische Truppe aufgerieben ward, ist ohne weitere Bedeutung. Bemerkenswerther ist der eigensinnige Widerstand, den die zähe jüdische Nation den Eroberern entgegensetzte. Theils des abgesetzten Königs Aristobulos Sohn Alexandros, theils Aristobulos selbst, dem es nach einiger Zeit gelang aus der Gefangenschaft zu entkommen, erregten während der Statthalterschaft des Aulus Gabinius (697—700) drei verschiedene Aufstände gegen die neuen Machthaber, deren jedem die von Rom eingesetzte Regierung des Hochpriesters Hyrkanos ohnmächtig erlag. Es war nicht politische Ueberlegung, sondern der unbesiegbare Widerwille der Orientalen gegen das unnatürliche Joch, der sie zwang gegen den Stachel zu löcken; wie denn auch der letzte und gefährlichste dieser Aufstände, zu welchem die durch die aegyptischen Krisen veranlafste Wegziehung der syrischen Occupationsarmee den nächsten Anstofs gab, begann mit der Ermordung aller in Palaestina ansässigen Römer. Nicht ohne

Mühe gelang es dem tüchtigen Statthalter die wenigen Römer, die diesem Schicksal sich entzogen und eine vorläufige Zuflucht auf dem Berge Garizim gefunden hatten, von den dort sie blokirt haltenden Insurgenten zu erretten und nach mehreren hart bestrittenen Feldschlachten und langwierigen Belagerungen den Aufstand zu bewältigen. In Folge dessen ward die Hohenpriesternomarchie abgeschafft und das jüdische Land, wie einst Makedonien, in fünf selbstständige von optimatisch geordneten Regierungscollegien verwaltete Kreise aufgelöst, auch Samareia und andere von den Juden geschleifte Ortschaften wiederhergestellt, um als Gegengewicht gegen Jerusalem zu dienen, endlich den Juden ein schwererer Tribut auferlegt als den übrigen syrischen Unterthanen Roms.

Noch ist es übrig auf das Königreich Aegypten nebst dem letzten ihm von den ausgedehnten Eroberungen der Lagiden noch verbliebenen Nebenland, der schönen Insel Kypros, einen Blick zu werfen. Aegypten war der einzige noch wenigstens dem Namen nach unabhängige Staat des hellenistischen Ostens; eben wie einst, als die Perser an der östlichen Hälfte des Mittelmeers sich festsetzten, Aegypten ihre letzte Eroberung war, säumten auch die mächtigen Eroberer aus dem Westen am längsten mit der Einziehung dieser reichen und eigenartigen Landschaft. Es war das auffallend genug. Aegypten war ungefähr eben so machtlos wie Syrien und bereits im J. 673 in aller Form Rechtens der römischen Gemeinde angestorben (S. 151); das am Hofe von Alexandreia herrschende Regiment der königlichen Garde, welche Minister und gelegentlich Könige ein- und absetzte, für sich nahm was ihr gefiel und, wenn ihr die Erhöhung des Soldes verweigert ward, den König in seinem Palast belagerte, war im Lande oder vielmehr in der Hauptstadt — denn das Land mit seiner Ackersclavenbevölkerung kam überhaupt kaum in Betracht — ganz und gar nicht beliebt und wenigstens eine Partei daselbst wünschte die Einziehung Aegyptens durch Rom und that sogar Schritte um sie herbeizuführen. Allein je weniger die Könige Aegyptens daran denken konnten mit den Waffen gegen Rom zu streiten, desto energischer setzte das aegyptische Gold gegen die römischen Reunionspläne sich zur Wehre; und in Folge der eigenthümlichen despotisch-communistischen Centralisation der aegyptischen Volkswirthschaft waren die Einkünfte des Hofes von Alexandreia der römischen Staatseinnahme selbst nach deren Vermehrung durch Pompeius noch ungefähr gleich. Dem Gemeinwesen freilich wäre die Einziehung Aegyptens vortheilhaft gewesen; allein der Begehrlichkeit

des Staats machte die Begehrlichkeit der einzelnen römischen Machthaber und Vornehmen eine in der Regel überlegene Concurrenz und mit Hülfe dieser unternahmen es die factischen Herren von Aegypten und Kypros ihre schwankenden Kronen sich zu fristen und wo möglich neu zu befestigen. Es gelang ihnen in der That vom Senat die Bestätigung ihrer Königstitel zu erkaufen; allein damit waren sie noch nicht am Ziel. Das formelle Staatsrecht forderte einen Beschluss der römischen Bürgerschaft; bevor dieser erlassen war, waren die Ptolemaeer abhängig von der Laune jedes demokratischen Parteimannes und sie hatten also den Bestechungskrieg auch gegen die andere römische Partei zu eröffnen, welche als die mächtigere weit höhere Preise bedang. Der Ausgang war ungleich. Die Einziehung von Kypros ward im J. 696 vom Volke, das heifst von den Führern der Demokratie verfügt, wobei als officieller Grund, weshalb dieselbe jetzt vorgenommen werde, die Förderung der Piraterie durch die Kyprioten angegeben ward. Marcus Cato, der von seinen Gegnern mit der Ausführung dieser Mafsregel beauftragt ward, kam ohne Heer; allein er bedurfte dessen auch nicht. Der König nahm Gift; die Einwohner fügten sich ohne Widerstand zu leisten dem unvermeidlichen Verhängnifs und wurden dem Statthalter von Kilikien untergeordnet. Der überreiche Schatz von fast 7000 Talenten (12 Mill. Thlr.), den der ebenso habsüchtige wie geizige König sich nicht hatte überwinden können für die zur Rettung seiner Krone erforderlichen Bestechungen anzugreifen, fiel mit dieser zugleich an die Römer und füllte in erwünschter Weise die leeren Gewölbe ihres Aerars. — Dagegen gelang es dem Bruder, der in Aegypten regierte, die Anerkennung durch Volksschluss von den neuen Herren Roms im J. 695 zu erkaufen; der Kaufpreis soll 6000 Talente (10 Mill. Thlr.) betragen haben. Freilich jagte ihn dafür die Bürgerschaft aus dem Lande, die längst gegen den guten Flötenbläser und schlechten Regenten erbittert war und nun durch den definitiven Verlust von Kypros und den in Folge der Transactionen mit den Römern unerträglich gesteigerten Steuerdruck aufs Aeusserste getrieben ward (696). Allein der König wandte sich, gleichsam wie wegen Entwährung des Kaufobjects, an seine Verkäufer. Diese waren billig genug einzusehen, dafs es ihnen als redlichen Geschäftsmännern obliege dem Ptolemaeus sein Reich wieder zu verschaffen; nur konnten die Parteien sich nicht einig werden, wem der wichtige Auftrag Aegypten mit bewaffneter Hand zu besetzen nebst den davon zu erhoffenden Sporteln zukommen solle. Erst als die Triarchie

auf der Conferenz von Luca sich neu consolidirte, wurde zugleich auch diese Angelegenheit geordnet, nachdem Ptolemaeos noch sich zur Erlegung weiterer 10000 Talente (17 Mill. Thlr.) verstanden hatte: der Statthalter Syriens Aulus Gabinius erhielt jetzt von den Machthabern Befehl sofort zur Zurückführung des Königs die nöthigen Schritte zu thun. Die Bürgerschaft von Alexandreia hatte inzwischen des vertriebenen Königs ältester Tochter Berenike die Krone aufgesetzt und ihr in der Person eines der geistlichen Fürsten des römischen Asiens, des Hochpriesters von Komana Archelaos (S. 137) einen Gemahl gegeben, der Ehrgeiz genug hatte um eine ansehnliche Stellung für den schwankenden Thron der Lagiden daranzugeben. Seine Versuche die römischen Machthaber für sich zu gewinnen blieben ohne Erfolg; aber er schrak auch nicht zurück vor dem Gedanken sein neues Reich mit den Waffen in der Hand selbst gegen die Römer behaupten zu müssen. Gabinius, zwar ohne ostensible Vollmacht den Krieg gegen Aegypten zu beginnen, aber von den Machthabern dazu angewiesen, nahm die angebliche Förderung der Piraterie durch die Aegypter und den Flottenbau des Archelaos zum Vorwand und brach ungesäumt auf gegen die aegyptische Grenze (699). Der Marsch durch die Sandwüste zwischen Gaza und Pelusion, an der so manche gegen Aegypten gerichtete Invasion gescheitert war, ward diesmal glücklich zurückgelegt, was besonders dem raschen und geschickten Führer der Reiterei Marcus Antonius verdankt ward. Auch die Grenzfestung Pelusion wurde von der dort stehenden jüdischen Besatzung ohne Gegenwehr übergeben. Vorwärts dieser Stadt traf das römische Heer auf das aegyptische und schlug es, wobei Antonius wiederum sich auszeichnete. Also gelangte die erste römische Armee an den Nil, wo Flotte und Heer der Aegypter zum letzten entscheidenden Kampfe sich aufgestellt hatten. Aber die Römer siegten abermals und Archelaos selbst fand hier mit vielen der Seinigen kämpfend den Tod. Sofort nach dieser Schlacht ergab sich die Hauptstadt und damit war jeder Widerstand am Ende. Das unglückliche Land ward seinem rechtmäßigen Zwingherrn überliefert: das Henken und Köpfen, womit ohne des ritterlichen Antonius Dazwischenkunft Ptolemaeos die Wiederherstellung des legitimen Regiments bereits in Pelusion zu feiern begonnen haben würde, ging nun ungehemmt seinen Gang und vor allen andern ward die unschuldige Tochter von dem Vater auf das Schaffot gesandt. Die Bezahlung des mit den Machthabern vereinbarten Lohnes scheiterte an der absoluten Unmöglichkeit dem ausgesо-

genen Lande die verlangten ungeheuren Summen abzupressen, obwohl man dem armen Volke den letzten Pfennig nahm; dafür aber, dafs das Land wenigstens ruhig blieb, sorgte die in der Hauptstadt zurückgelassene Besatzung von römischer Infanterie und keltischer und deutscher Reiterei, welche die einheimischen Prätorianer ablöste und übrigens nicht unglücklich ihnen nachäffte. Die bisherige Hegemonie Roms über Aegypten ward damit in eine unmittelbare militärische Occupation verwandelt und die nominelle Fortdauer des einheimischen Königthums war nicht so sehr eine Bevorzugung des Landes als eine zweifache Belastung.

KAPITEL V.

Der Parteienkampf während Pompeius Abwesenheit.

Mit dem gabinischen Gesetze wechselten die hauptstädtischen Parteien die Rollen. So lange der erwählte Feldherr der Demokratie das Schwert in der Hand hielt, war seine Partei oder was dafür galt auch in der Hauptstadt übermächtig. Wohl stand die Nobilität noch geschlossen zusammen und gingen nach wie vor aus der Comitialmaschine nur Consuln hervor, die nach dem Ausdrucke der Demokraten schon in den Wahlen zum Consulate designirt waren; die Wahlen zu beherrschen und hier den Einfluss der alten Familien zu brechen vermochten selbst die Machthaber nicht. Aber leider fing das Consulat, eben da man es so weit gebracht hatte die ‚neuen Menschen' so gut wie vollständig davon auszuschliessen, selber an vor dem neu aufgehenden Gestirn der exceptionellen Militärgewalt zu erbleichen. Die Aristokratie empfand es, wenn sie auch nicht gerade es sich gestand; sie gab sich selber verloren. Ausser Quintus Catulus, der mit achtbarer Festigkeit auf seinem wenig erfreulichen Posten als Vorfechter einer überwundenen Partei bis zu seinem Tode (691) ausharrte, ist aus den obersten Reihen der Nobilität kein Optimat zu nennen, der die Interessen der Aristokratie mit Muth und Stetigkeit vertreten hätte. Eben ihre talentvollsten und gefeiertsten Männer, wie Quintus Metellus Pius und Lucius Lucullus, abdicirten thatsächlich und zogen sich, so weit es irgend schicklicher Weise anging, auf ihre Villen zurück, um über Gärten und Bibliotheken, über Fischteichen und Vogelhäusern den Markt und das Rathhaus möglichst zu vergessen. Noch viel mehr gilt dies natür-

lich von der jüngeren Generation der Aristokratie, die entweder ganz in Luxus und Litteratur unterging oder der aufgehenden Sonne sich zuwandte. Ein einziger unter den Jüngeren macht hiervon eine Ausnahme: es ist Marcus Porcius Cato (geboren 559), ein Mann vom besten Willen und seltener Hingebung und doch eine der abenteuerlichsten und eine der unerfreulichsten Erscheinungen in dieser an politischen Zerrbildern überreichen Zeit. Ehrlich und stetig, ernsthaft im Wollen und im Handeln, voll Anhänglichkeit an sein Vaterland und die angestammte Verfassung, aber ein langsamer Kopf und sittlich wie sittlich ohne Leidenschaft hätte er allenfalls einen leidlichen Staatsrechtsmeister oder Corporal abgeben mögen. Unglücklicher Weise aber gerieth er früh unter die Gewalt der Phrase, und, theils beherrscht von den Redensarten der Stoa, wie sie in abstracter Kahlheit und geistloser Abgerissenheit in der damaligen vornehmen Welt in Umlauf waren, theils von dem Exempel seines Urgroßvaters, den zu reproduciren er für seine besondere Aufgabe hielt, fing er an als Musterbürger und wandelnder Tugendspiegel in der sündigen Hauptstadt einherzuziehen, gleich dem alten Cato auf die Zeiten zu schelten, zu Fuß zu gehen statt zu reiten, die Annahme von Zinsen zu verweigern, soldatische Ehrenzeichen abzulehnen und die Wiederherstellung der guten alten Zeit damit einzuleiten, daß er nach König Romulus Vorgang ohne Hemd ging. Eine seltsame Caricatur seines Ahnen, des grimmen Bauern, den Haß und Zorn zum Redner machten, der den Pflug wie das Schwert meisterlich führte, der mit seinem borrirten, aber originellen und gesunden Menschenverstand in der Regel den Nagel auf den Kopf traf, war dieser junge kühle Gelehrte, dem die Schulmeisterweisheit von den Lippen troff und den man überall mit dem Buche in der Hand sitzen sah, dieser Philosoph, der weder das Kriegs- noch sonst irgend ein Handwerk verstand, dieser Wolkenwandler im Reiche der abstracten Moralphilosophie. Dennoch gelangte er zu sittlicher Bedeutung. In einer durchaus elenden und feigen Zeit imponirten sein Muth und seine negativen Tugenden der Menge; er machte Schule und es gab Einzelne — freilich waren sie danach —, die die lebendige Philosophenschablone weiter copirten und abermals carrikirten. Auf ähnlichen Ursachen beruht auch sein politischer Einfluß. Da er der einzige namhafte Conservative war, der wo nicht Talent und Einsicht, doch Ehrlichkeit und Muth besaß und immer bereit stand, wo es nöthig und nicht nöthig war, seine Person in die Schanze zu schlagen, so ward er, obwohl weder sein Alter noch sein Rang noch sein Geist ihn dazu berechtigten,

demnoch bald der anerkannte Vormann der Optimatenpartei. Wo das Ausharren eines einzelnen entschlossenen Mannes entscheiden konnte, hat er auch wohl einen Erfolg erzielt und in Detailfragen, namentlich finanzieller Art, oft zweckmäfsig eingegriffen, wie er denn in keiner Senatssitzung fehlte und mit seiner Quästur in der That Epoche machte, auch so lange er lebte das öffentliche Budget im Einzelnen controlirte und natürlich denn auch darüber mit den Steuerpächtern in beständigem Kriege lebte. Uebrigens fehlte ihm zum Staatsmann nicht mehr als alles. Er war unfähig einen politischen Zweck auch nur zu begreifen und die Verhältnisse zu combiniren; seine ganze Taktik bestand darin gegen jeden Front zu machen, der von dem traditionellen moralisch-politischen Katechismus der Aristokratie abwich oder ihm auszuweichen schien, womit er denn natürlich ebenso oft dem Gegner wie dem Parteigenossen in die Hände gearbeitet hat. Der Don Quixote der Aristokratie, bewährte er durch sein Wesen und sein Thun, dafs damals allenfalls noch eine Aristokratie vorhanden, die aristokratische Politik aber nichts mehr war als eine Chimäre.

Mit dieser Aristokratie den Kampf fortzusetzen brachte geringe Ehre. Demnoch ruhten die Angriffe der Demokratie gegen den überwundenen Feind natürlich nicht. Wie die Trofsbuben über ein erobertes Lager stürzte sich die populäre Meute auf die gesprengte Nobilität und wenigstens die Oberfläche der Politik ward von dieser Agitation zu hohen Schaumwellen emporgetrieben. Die Menge ging um so bereitwilliger mit, als namentlich Gaius Caesar sie bei guter Laune hielt durch die verschwenderische Pracht seiner Spiele (688). bei welchen alles Geräth, selbst die Käfige der wilden Bestien, aus massivem Silber erschien, und überhaupt durch eine Freigebigkeit, welche darum nur um so mehr finnlich war, weil sie einzig auf Schuldenmachen beruhte. Die Angriffe auf die Nobilität waren von der mannigfaltigsten Art. Reichen Stoff gewährten die Mifsbräuche des aristokratischen Regiments; liberale oder liberal schillernde Beamte wie Gaius Cornelius, Aulus Gabinius, Marcus Cicero fuhren fort die ärgerlichsten und schändlichsten Seiten der Optimatenwirthschaft systematisch zu enthüllen und Gesetze dagegen zu beantragen. Der Senat ward angewiesen den auswärtigen Boten an bestimmten Tagen Zutritt zu gewähren, um dadurch der üblichen Verschleppung der Audienzen Einhalt zu thun. Die von fremden Gesandten in Rom aufgenommenen Darlehen wurden klaglos gestellt, da man hierin das einzige Mittel fand den Bestechun-

gen, die im Senat an der Tagesordnung waren, ernstlich zu steuern (687). Das Recht des Senats in einzelnen Fällen von den Gesetzen zu dispensiren wurde beschränkt (687); ebenso der Mifsbrauch, dafs jeder vornehme Römer, der in den Provinzen Privatgeschäfte zu besorgen hatte, sich deshalb vom Senat den Charakter eines römischen Gesandten ertheilen liefs (691). Man schärfte die Strafen gegen Stimmenkauf und Wahlumtriebe (687. 691), welche letztere namentlich in ärgerlicher Weise gesteigert wurden durch die Versuche der aus dem Senat gestofsenen Individuen (S. 93) durch Wiederwahl in denselben zurückzugelangen. Den rechtsprechenden Beamten wurde als rechtlicher Zwang auferlegt, was bisher nur üblich gewesen war, in Gemäfsheit der nach römischer Weise zu Anfang des Amtes von ihnen aufgestellten Normen Recht zu sprechen (687). — Vor allem aber fuhr man fort das Werk der demokratischen Restauration zu vollenden und die letzenden Gedanken der gracchischen Zeit in zeitgemäfser Form zu verwirklichen. Die Wahl der Priester durch die Comitien, wie sie Gnaeus Domitius eingeführt (II, 188), Sulla wieder abgeschafft hatte (II, 335), ward durch ein Gesetz des Volkstribuns Titus Labienus im J. 691 hergestellt. Man wies gern darauf hin, wie viel zur Wiederherstellung der sempronischen Getreidegesetze in ihrem vollen Umfang noch fehle und überging dabei mit Stillschweigen, dafs unter den veränderten Umständen, bei der bedrängten Lage der öffentlichen Finanzen und der so sehr vermehrten Zahl der vollberechtigten römischen Bürger diese Wiederherstellung schlechterdings unausführbar war. In der Landschaft zwischen dem Po und den Alpen nährte man eifrig die Agitation um politische Gleichberechtigung mit den Italikern. Schon 686 reiste Gaius Caesar zu diesem Zweck daselbst von Ort zu Ort; 689 machte Marcus Crassus als Censor Anstalt die Einwohner geradeswegs in die Bürgerliste einzuschreiben, was nur an dem Widerstand seines Collegen scheiterte; bei den folgenden Censuren scheint dieser Versuch sich regelmäfsig wiederholt zu haben. Wie einst Gracchus und Flaccus die Patrone der Latiner gewesen waren, so warfen sich die gegenwärtigen Führer der Demokratie zu Beschützern der Transpadaner auf und Gaius Piso (Consul 687) hatte es schwer zu bereuen, dafs er gewagt hatte an einem dieser Clienten des Caesar und Crassus sich zu vergreifen. Dagegen zeigten sich dieselben Führer keineswegs geneigt die politische Gleichberechtigung der Freigelassenen zu befürworten: der Volkstribun Gaius Manilius, der in einer nur von wenigen Leuten besuchten Versammlung das

sulpicische Gesetz über das Stimmrecht der Freigelassenen (II, 240) hatte erneuern lassen (31. Dec. 687), ward von den leitenden Männern der Demokratie alsbald desavouirt und mit ihrer Zustimmung das Gesetz schon am Tage nach seiner Durchbringung vom Senate cassirt. In demselben Sinn wurden im J. 689 durch Volksbeschluss die sämmtlichen Fremden, die weder römisches noch latinisches Bürgerrecht besafsen, aus der Hauptstadt ausgewiesen. Man sieht, der innere Widerspruch der gracchischen Politik, zugleich dem Bestreben der Ausgeschlossenen um Aufnahme in den Kreis der Privilegirten und dem der Privilegirten um Aufrechterhaltung ihrer Sonderrechte Rechnung zu tragen, war auch auf ihre Nachfolger übergegangen: während Caesar und die Seinen einerseits den Transpadanern das Bürgerrecht in Aussicht stellten, gaben sie andrerseits ihre Zustimmung zu der Fortdauer der Zurücksetzung der Freigelassenen und zu der barbarischen Beseitigung der Concurrenz, die die Industrie und das Handelsgeschick der Hellenen und Orientalen in Italien selber den Italikern machte. Charakteristisch ist die Art, wie die Demokratie hinsichtlich der alten Criminalgerichtsbarkeit der Comitien verfuhr. Sulla hatte dieselbe nicht eigentlich aufgehoben, aber thatsächlich war sie doch durch die Geschwornencommissionen über Hochverrath und Mord ersetzt worden (II, 343) und an eine ernstliche Wiederherstellung des alten schon lange vor Sulla durchaus unpraktischen Verfahrens konnte kein vernünftiger Mensch denken. Aber da doch die Idee der Volkssouveränetät eine Anerkennung der peinlichen Gerichtsbarkeit der Bürgerschaft wenigstens im Princip zu fordern schien, so zog der Volkstribun Titus Labienus im J. 691 den alten Mann, der vor achtunddreifsig Jahren den Volkstribun Lucius Saturninus erschlagen hatte oder haben sollte (II, 198), vor dasselbe hochnothpeinliche Halsgericht, kraft dessen, wenn die Chronik recht berichtete, der König Tullus den Schwestermörder Horatius verrechtfertigt hatte. Der Angeklagte war ein gewisser Gaius Rabirius, der den Saturninus wenn nicht getödtet, doch wenigstens mit dem abgehauenen Kopf desselben an den Tafeln der Vornehmen Parade gemacht hatte und der überdies unter den apulischen Gutsbesitzern wegen seiner Menschenfängerei und seiner Bluthaten verrufen war. Es war wenn nicht dem Ankläger selbst, doch den klügeren Männern, die hinter ihm standen, durchaus nicht darum zu thun diesen elenden Gesellen den Tod am Kreuze sterben zu lassen; nicht ungern liefs man es geschehen, dafs zunächst die Form der Anklage vom Senat we-

sentlich gemildert und sodann die zur Aburtheilung des Schuldigen berufene Volksversammlung unter irgend einem Vorwand von der Gegenpartei aufgelöst und die ganze Procedur damit beseitigt ward. Immer waren durch dies Verfahren die beiden Palladien der römischen Freiheit, das Provocationsrecht der Bürgerschaft und die Unverletzlichkeit des Volkstribunats noch einmal als praktisches Recht festgestellt und der demokratische Rechtsboden in den vorigen Stand wieder eingesetzt worden. — Mit noch grofserer Leidenschaftlichkeit trat die demokratische Reaction in allen Personenfragen auf. Zwar gebot es die Klugheit die Rückgabe der von Sulla eingezogenen Güter an die ehemaligen Eigenthümer nicht zu vertreten, um nicht mit den materiellen Interessen in einen Kampf zu gerathen, dem die Tendenzpolitik selten gewachsen ist; auch die Rückberufung der Emigrirten hing mit dieser Vermögensfrage zu eng zusammen um nicht ebenso unräthlich zu erscheinen. Dagegen machte man grofse Anstrengungen um den Kindern der Geächteten die ihnen entzogenen politischen Rechte zurückzugeben (691), und die Spitzen der Senatspartei wurden von persönlichen Angriffen verfolgt. So hing dem Marcus Lucullus Gaius Memmius im J. 688 einen Tendenzprozefs an. So liefs man seinen berühmteren Bruder vor den Thoren der Hauptstadt drei Jahre auf den Triumph harren (688—691). Aehnlich wurden Quintus Rex und der Eroberer von Kreta Quintus Metellus insultirt. Gröfseres Aufsehen noch machte es, dafs der junge Führer der Demokratie Gaius Caesar im J. 691 sich es herausnahm bei der Bewerbung um das höchste Priesteramt mit den beiden angesehensten Männern der Nobilität Quintus Catulus und Publius Servilius, dem Sieger von Isaura, zu concurriren und sogar bei der Bürgerschaft ihnen den Rang abzulaufen. Die Erben Sullas, namentlich sein Sohn Faustus sahen sich beständig bedroht von einer Klage auf Rückerstattung der von dem Regenten angeblich unterschlagenen öffentlichen Gelder. Man sprach sogar von der Wiederaufnahme der im J. 664 sistirten demokratischen Anklagen auf Grund des varischen Gesetzes (II, 229). Am nachdrücklichsten wurden begreiflicher Weise die bei den sullanischen Executionen betheiligten Individuen gerichtlich verfolgt. Wenn der Quästor Marcus Cato in seiner täppischen Ehrlichkeit selber den Anfang damit machte ihnen die empfangenen Mordprämien als widerrechtlich dem Staate entfremdetes Gut wieder abzufordern (689), so kann es nicht befremden, dafs das Jahr darauf (690) Gaius Caesar als Vorsitzender in dem Mordgericht die Clausel in der sullanischen

Ordnung, welche die Tödtung eines Geächteten straflos erklärte, kurzweg als nichtig behandelte und die namhaftesten unter den Schergen Sullas, Lucius Catilina, Lucius Bellienus, Lucius Lucullus vor seine Geschworenen stellen und zum Theil auch verurtheilen liefs. Endlich unterliefs man nicht die lange verfehmten Namen der Helden und Märtyrer der Demokratie jetzt wieder öffentlich zu nennen und ihr Andenken zu feiern. Wie Saturninus durch den gegen seinen Mörder gerichteten Prozefs offiziell rehabilitirt ward, ist schon erzählt worden. Aber einen anderen Klang noch hatte der Name des Gaius Marius, bei dessen Nennung einst alle Herzen geklopft hatten; und es traf sich, dafs derselbe Mann, dem Italien die Errettung von den nordischen Barbaren verdankte, zugleich der Oheim des gegenwärtigen Führers der Demokratie war. Laut hatte die Menge gejubelt, als im J. 686 Gaius Caesar es wagte den Verboten zum Trotz bei der Beerdigung der Wittwe des Marius die verehrten Züge des Helden auf dem Markte öffentlich zu zeigen. Als aber gar drei Jahre nachher (689) die Siegeszeichen, die Marius auf dem Capitol hatte errichten und Sulla umstürzen lassen, eines Morgens Allen unerwartet wieder an der alten Stelle frisch in Gold und Marmor glänzten, da drängten sich die Invaliden aus dem africanischen und kimbrischen Kriege, Thränen in den Augen, um das Bild des geliebten Feldherrn und den jubelnden Massen gegenüber wagte der Senat nicht an den Trophäen sich zu vergreifen, welche dieselbe kühne Hand den Gesetzen zum Trotz erneuert hatte.

Indefs all dieses Treiben und Hadern, so viel Lärm es auch machte, war politisch betrachtet nur von sehr untergeordneter Bedeutung. Die Oligarchie war überwunden, die Demokratie ans Ruder gelangt. Dafs die Kleinen und Kleinsten herbeieilten um dem am Boden liegenden Feind noch einen Fufstritt zu versetzen; dafs auch die Demokraten ihren Rechtsboden und ihren Principienculi hatten; dafs ihre Doctrinäre nicht ruhten, bis die sämmtlichen Privilegien der Gemeinde in allen Stücken wieder hergestellt waren und dabei gelegentlich sich lächerlich machten, wie Legitimisten es pflegen — das alles war ebenso begreiflich wie gleichgültig. Im Ganzen genommen ist die Agitation ziellos und sieht man ihr die Verlegenheit der Urheber an einen Gegenstand für ihre Thätigkeit zu finden, wie sie sich denn auch fast durchaus um wesentlich schon erledigte oder um Nebensachen dreht. Es konnte nicht anders sein. In dem Kampfe gegen die Aristokratie waren die Demokraten Sieger geblieben: die Feuerprobe

aber stand ihnen noch bevor — nicht gegen den bisherigen Feind, sondern gegen den übermächtigen Bundesgenossen, dem sie in dem Kampfe mit der Aristokratie wesentlich den Sieg verdankten und dem sie jetzt eine beispiellose militärische und politische Gewalt selbst in die Hände hatten geben müssen, weil sie nicht wagten sie ihm zu verweigern. Noch war der Feldherr des Ostens und der Meere beschäftigt Könige ein- und abzusetzen; wie lange Zeit er dazu sich nehmen, wann er das Kriegsgeschäft für beendet erklären werde, konnte keiner sagen als er selbst, da wie alles andere auch der Zeitpunkt seiner Rückkehr nach Italien, das heifst der Entscheidung in seine Hand gelegt war. Die Parteien in Rom inzwischen safsen und harrten. Die Optimaten freilich sahen der Ankunft des gefürchteten Feldherrn verhältnifsmäfsig ruhig entgegen; wohl erkannten auch sie den herannahenden Bruch zwischen Pompeius und der Demokratie, allein eben darauf mochten sie neue Hoffnungen bauen. Dagegen die Demokraten, von angstvoller Erwartung gepeinigt, suchten Pompeius Abwesenheit zu benutzen, um während der vergönnten Frist gegen die drohende Explosion eine Contremine zu legen. Hierin begegneten sie sich mit Crassus, dem nichts übrig blieb um dem bedeuteten und gehafsten Nebenbuhler zu begegnen als sich neu und enger als zuvor mit der Demokratie zu verbünden. Schon bei der ersten Coalition hatten Caesar und Crassus als die beiden Schwächeren sich besonders nahe gestanden; das gemeinschaftliche Interesse und die gemeinschaftliche Gefahr zog das Band noch fester, das den reichsten und den verschuldetsten Mann von Rom zu engster Allianz verknüpfte. Während öffentlich die Demokraten den abwesenden Feldherrn als das Haupt und den Stolz ihrer Partei bezeichneten und alle ihre Pfeile gegen die Aristokratie zu richten schienen, ward im Stillen gegen Pompeius gerüstet. Diese Versuche der Demokratie sich der drohenden Militärdictatur zu entwinden haben geschichtlich eine weit höhere Bedeutung als die lärmende und gröfstentheils nur als Maske benutzte Agitation gegen die Nobilität. Freilich bewegten sie sich in einem Dunkel, in das unsere Ueberlieferung nur einzelne Streiflichter fallen lässt; denn nicht die Gegenwart allein, auch die Folgezeit hatte ihre Ursachen einen Schleier darüber zu werfen. Indess im Allgemeinen sind sowohl der Gang wie das Ziel dieser Bestrebungen vollkommen klar. Der Militärgewalt konnte nur durch eine andere Militärgewalt wirksam Schach geboten werden. Die Absicht der Demokraten war sich nach dem Beispiel des Marius und Cinna der Zügel der Regierung zu bemächtigen und

sodann einen ihrer Chefs sei es mit der Eroberung Aegyptens, sei es mit der Statthalterschaft Spaniens oder einem ähnlichen ordentlichen oder aufserordentlichen Amte zu betrauen, in welchem die aufserordentliche Gewalt des Pompeius wenigstens einigermafsen ein Gegengewicht gefunden hätte. Dies Ziel konnte nur erreicht werden durch eine Revolution, die zunächst gegen die nominelle Regierung, in der That gegen Pompeius als den designirten Monarchen sich richtete* und zu deren Einleitung von der Erlassung der gabinisch-manilischen Gesetze an bis auf Pompeius Rückkehr (688—692) die Verschwörung in Rom in Permanenz war. Die Gemüther waren in ängstlicher Spannung; die gedrückte Stimmung der Capitalisten, die Zahlungsstockungen, die häufigen Bankerotte waren Vorboten der im Geheimen gährenden Umwälzung, die zugleich eine gänzlich neue Stellung der Parteien herbeiführen zu müssen schien. Der Anschlag der Demokratie, der zugleich gegen den Senat und gegen Pompeius gerichtet war, legte eine Annäherung zwischen diesen nahe. Die Demokratie aber, indem sie der Militärdictatur des Pompeius die eines ihr genehmeren Mannes entgegenzustellen unternahm, erkannte genau genommen auch ihrerseits sie als unvermeidlich an und trieb in der That den Teufel aus durch Beelzebub; unter den Händen ward ihr die Principien- zur Personenfrage.

Die Einleitung der von den Führern der Demokratie entworfenen Revolution sollte der Sturz der bestehenden Regierung durch eine zunächst in Rom von demokratischen Verschwornen angestiftete Insurrection sein. Der sittliche Zustand der niedrigsten wie der höchsten Schichten der hauptstädtischen Gesellschaft bot hiezu den Stoff in beklagenswerther Fülle. Wie das freie und das Sclavenproletariat der Hauptstadt beschaffen waren, braucht hier nicht wiederholt zu werden. Es ward schon das bezeichnende Wort vernommen, dafs nur der Arme den Armen zu vertreten fähig sei — wie man sieht, regte der

* Wer die Gesammttage der politischen Verhältnisse dieser Zeit übersieht, wird specieller Beweise nicht bedürfen, um zu der Einsicht zu gelangen, dafs das wesentliche Ziel der demokratischen Machinationen 688fg. nicht der Sturz des Senats war, sondern der des Pompeius. Doch fehlt es auch an solchen nicht. Dafs das gabinisch-manilische Gesetz der Demokratie einen tödtlichen Schlag versetzte, sagt Sallust (*Cat.* 39); dafs die Verschwörung 688—689 und die servilische Rogation speciell gegen Pompeius gerichtet waren, ist gleichfalls bezeugt (Sallust *Cat.* 19; Val. Max. 6, 2, 1; Cic. *de lege agr.* 2, 17, 46). Ueberdies zeigt Crassus Stellung zu der Verschwörung allein schon hinreichend, dafs sie gegen Pompeius gerichtet war.

Gedanke sich bereits, dafs auch die Masse der Armen so gut wie die Oligarchie der Reichen sich als selbstständige Macht constituiren und statt sich tyrannisiren zu lassen, auch wohl selbst den Tyrannen spielen könne. Aber auch in den Kreisen der vornehmen Jugend fanden ähnliche Gedanken einen Wiederhall. Das hauptstädtische Modeleben zerrüttete nicht blofs das Vermögen, sondern auch die Kraft des Leibes und des Geistes. Jene elegante Welt der duftenden Haarlocken, der modischen Barte und Manschetten, so lustig es auch bei Tanz und Citherspiel und früh und spät beim Becher in ihr herging, barg doch in sich einen erschreckenden Abgrund sittlichen und ökonomischen Verfalls, gut oder schlecht verhehlter Verzweiflung und wahnsinniger oder bübischer Entschlüsse. In diesen Kreisen seufzte man unverholen nach der Wiederkehr der cinnanischen Zeit mit ihren Aechtungen und Confiscationen und ihrer Vernichtung der Schuldbücher; es gab Leute genug, darunter nicht wenige von nicht gemeiner Herkunft und Anlage, die nur auf das Signal warteten, um wie eine Räuberschaar über die bürgerliche Gesellschaft herzufallen und das verlotterte Vermögen sich wieder zu erplündern. Wo eine Bande sich bildet, fehlt es an Führern nicht; auch hier fanden sich bald die Männer, die zu Räuberhauptleuten sich qualificirten. Der gewesene Prätor Lucius Catilina, der Quaestor Gnaeus Piso zeichneten unter ihren Genossen nicht blofs durch ihre vornehme Geburt und ihren höheren Rang sich aus. Sie hatten die Brücke vollständig hinter sich abgebrochen und imponirten ihren Spiefsgesellen durch ihre Ruchlosigkeit ebenso sehr wie durch ihre Talente. Vor allem Catilina war einer der frevelhaftesten dieser frevelhaften Zeit. Seine Bubenstücke gehören in die Criminalacten, nicht in die Geschichte; aber schon sein Aeufseres, das bleiche Antlitz, der wilde Blick, der bald träge, bald hastige Gang verriethen seine unheimliche Vergangenheit. In hohem Grade besafs er die Eigenschaften, die von dem Führer einer solchen Rotte verlangt werden: die Fähigkeit alles zu geniefsen und alles zu entbehren, Muth, militärisches Talent, Menschenkenntnifs, Energie des Verbrechens und jene entsetzliche Pädagogik des Lasters, die den Schwachen zu Falle zu bringen, den Gefallenen zum Verbrecher zu erziehen versteht. — Aus solchen Elementen eine Verschwörung zum Umsturz der bestehenden Ordnung zu bilden, konnte Mannern, die Geld und politischen Einflufs besafsen, nicht schwer fallen. Catilina, Piso und ihres Gleichen gingen bereitwillig auf jeden Plan ein, der ihnen Aechtungen und Cassation der Schuld-

bücher in Aussicht stellte; jener war überdies noch mit der Aristokratie speciell verfeindet, weil sie sich der Bewerbung des verworfenen und gefährlichen Menschen um das Consulat widersetzt hatte. Wie er einst als Scherge Sullas an der Spitze einer Keltenschaar auf die Geächteten Jagd gemacht und unter Anderen seinen eigenen hochbejahrten Schwager mit eigener Hand niedergemacht hatte, so liefs er jetzt sich bereitwillig dazu herbei der Gegenpartei ähnliche Dienste zuzusagen. Ein geheimer Bund ward gestiftet. Die Zahl der in denselben aufgenommenen Individuen soll 400 überstiegen haben; er zählte Affiliirte in allen Landschaften und Stadtgemeinden Italiens; überdies verstand es sich von selbst, dafs einer Insurrection, die das zeitgemäfse Programm der Schuldentilgung auf ihre Fahne schrieb, aus den Reihen der dissoluten Jugend zahlreiche Rekruten ungeheifsen zuströmen würden.

Im December 688 — so wird erzählt — glaubten die Leiter des Bundes den geeigneten Anlafs gefunden zu haben um loszuschlagen. Die beiden für 689 erwählten Consuln Publius Cornelius Sulla und Publius Autronius Paetus waren vor kurzem der Wahlbestechung gerichtlich überwiesen und defshalb nach gesetzlicher Vorschrift ihrer Anwartschaft auf das höchste Amt verlustig erklärt worden. Beide traten hierauf dem Bunde bei. Die Verschwornen beschlossen ihnen das Consulat mit Gewalt zu verschaffen und dadurch sich selbst in den Besitz der höchsten Gewalt im Staate zu setzen. An dem Tage, wo die neuen Consuln ihr Amt antreten würden, dem 1. Jan. 689, sollte die Curie von Bewaffneten gestürmt, die neuen Consuln und die sonst bezeichneten Opfer niedergemacht und Sulla und Paetus nach Cassirung des gerichtlichen Urtheils, das sie ausschlofs, als Consuln proclamirt werden. Crassus sollte sodann die Dictatur, Caesar das Reiterführeramt übernehmen, ohne Zweifel um eine imposante Militärmacht auf die Beine zu bringen, während Pompeius fern am Kaukasus beschäftigt war. Schon waren Hauptleute und Gemeine angewiesen und bedungen; an dem bestimmten Tage wartete Catilina in der Nähe des Rathhauses auf das verabredete Zeichen, das auf Crassus Wink von Caesar ihm gegeben werden sollte. Allein er wartete vergebens; Crassus fehlte in der entscheidenden Senatssitzung und daran scheiterte für diesmal die projectirte Insurrection. Ein ähnlicher noch umfassenderer Mordplan ward dann für den 5. Febr. verabredet; allein auch dieser ward vereitelt, da Catilina das Zeichen zu früh gab, bevor noch die bestellten Banditen sich alle eingefunden hatten. Darüber ward das

Geheimnifs ruchbar. Die Regierung wagte zwar nicht offen der Verschwörung entgegenzutreten, aber sie gab doch den zunächst bedrohten Consuln Wache bei und stellte der Bande der Verschwornen eine von der Regierung bezahlte entgegen. Um Piso zu entfernen wurde der Antrag gestellt ihn als Quaestor mit prätorischen Befugnissen nach dem diesseitigen Spanien zu senden; worauf Crassus einging, in der Hoffnung durch denselben die Hülfsquellen dieser wichtigen Provinz für die Insurrection zu gewinnen. Weiter gehende Vorschläge wurden durch die Tribunen verhindert. Also lautet die offenbar wesentlich aus den Behauptungen der Gegner der Verschwornen geflossene Ueberlieferung, deren Glaubwürdigkeit im Einzelnen in Ermangelung jeder Controle dahingestellt bleiben mufs. Was die Hauptsache anlangt, die Betheiligung von Caesar und Crassus, so kann allerdings der von ihren politischen Gegnern herrührende Bericht nicht als ausreichender Beweis für dieselbe angesehen werden. Aber bemerkenswerth bleibt es doch, wie gut ihre offenkundige Thätigkeit in dieser Epoche zu der geheimen pafst, die dieser Bericht ihnen beimifst. Dafs Crassus, der in diesem Jahre Censor war, als solcher den Versuch machte die Transpadaner in die Bürgerliste einzuschreiben (S. 152), war schon geradezu ein revolutionäres Beginnen. Noch bemerkenswerther ist es, dafs Crassus ebenfalls in seiner Censur Aegypten und Kypros in das Verzeichnifs der römischen Domänen einschreiben wollte* und dafs Caesar um die gleiche Zeit (689 oder 690) durch einige Tribune bei der Bürgerschaft den Antrag stellen liefs ihn nach Aegypten zu senden, um den von den Alexandrinern vertriebenen König Ptolemaeos wieder einzusetzen. Diese Machinationen stimmen mit den von den Gegnern erhobenen Anklagen in bedenklicher Weise zusammen. Gewisses läfst sich hier nicht ermitteln; aber die grofse Wahrscheinlichkeit ist dafür, dafs

* Plutarch *Crass.* 13; Cicero *de l. agr.* 2, 17, 44. In dies Jahr (689) gehört Ciceros Rede *de rege Alexandrino*, die man unrichtig in das J. 698 gesetzt hat. Cicero widerlegt darin, wie die Fragmente deutlich zeigen, Crassus Behauptung, dafs durch das Testament des Königs Alexandros Aegypten römisches Eigenthum geworden sei. Diese Rechtsfrage konnte und mufste im J. 689 discutirt werden; im J. 698 aber war sie bereits erledigt durch das julische Gesetz von 695. Auch handelte es sich im J. 698 gar nicht um die Frage, wem Aegypten gehöre, sondern um die Zurückführung des durch einen Aufstand vertriebenen Königs und es hat bei dieser uns genau bekannten Verhandlung Crassus keine Rolle gespielt. Endlich war Cicero nach der Conferenz von Luca durchaus nicht in der Lage gegen einen der Triumvirn ernstlich zu opponiren.

Crassus und Caesar den Plan entworfen hatten sich während Pompeius Abwesenheit der Militärdictatur zu bemächtigen; dafs Aegypten zur Basis dieser demokratischen Militärmacht ausersehen war; dafs endlich der Insurrectionsversuch von 689 angezettelt worden ist um diese Entwürfe zu realisiren und Catilina und Piso also Werkzeuge in den Händen von Crassus und Caesar gewesen sind.

Einen Augenblick kam die Verschwörung ins Stocken. Die Wahlen für 690 fanden statt, ohne dafs Crassus und Caesar ihren Versuch sich des Consulats zu bemeistern dabei erneuert hätten; wozu mit beigetragen haben mag, dafs ein Verwandter des Führers der Demokratie, Lucius Caesar, ein schwacher und von seinem Geschlechtsfreund nicht selten als Werkzeug benutzter Mann, diesmal um das Consulat sich bewarb. Indefs drängten die Berichte aus Asien zur Eile. Die kleinasiatischen und armenischen Angelegenheiten waren bereits vollständig geordnet. So klar auch die demokratischen Strategen es bewiesen, dafs der mithradatische Krieg erst mit der Gefangennahme des Königs als beendigt gelten könne und dafs es defshalb nothwendig sei die Hetzjagd um das schwarze Meer herum zu beginnen, vor allen Dingen aber von Syrien fern zu bleiben (S. 120) — Pompeius war, unbekümmert um solches Geschwätz, im Frühjahr 690 aus Armenien aufgebrochen und nach Syrien marschirt. Wenn Aegypten wirklich zum Hauptquartier der Demokratie ausersehen war, so hatte man Grund sich zu eilen; leicht konnte sonst Pompeius eher als Caesar in Aegypten stehen. Die Verschwörung von 688, durch die schlaffen und ängstlichen Repressivmafsregeln dagegen keineswegs gesprengt, regte sich wieder, als im Anfang Juni 690 die Agitation für die Consulwahlen des nächsten Jahres ernstlich begann. Der Plan war wenig verändert. Die Leiter der Bewegung hielten wie vorher sich im Hintergrund. Als Bewerber um das Consulat wurden diesmal von ihnen aufgestellt Catilina selbst und Gaius Antonius, der jüngere Sohn des Redners, ein Bruder des von Kreta her übel berufenen Feldherrn. Catilinas war man sicher; Antonius, ursprünglich Sullaner und von der demokratischen Partei vor wenigen Jahren vor Gericht gestellt und aus dem Senate gestofsen (S. 87. 93), übrigens ein schlaffer, unbedeutender, in keiner Hinsicht zum Führer berufener Mann, ward als völlig bankerott mit leichter Mühe von den Demokraten bewogen zu ihnen überzutreten. Durch die Consuln gedachte man sich des Regiments zu bemächtigen, die in der Hauptstadt zurückgebliebenen Kinder des Pompeius als Geifseln festzunehmen und in Italien und den

Provinzen gegen Pompeius zu rüsten. Auf die erste Nachricht von dem in der Hauptstadt gefallenen Schlage sollte der Statthalter Gnaeus Piso im diesseitigen Spanien die Fahne der Insurrection aufstecken. Die Communication mit ihm konnte auf dem Seeweg nicht stattfinden, da Pompeius das Meer beherrschte; man zählte defsfalls auf die Transpadaner, die alten Clienten der Demokratie, unter denen es gewaltig gährte und die natürlich sofort das Bürgerrecht erhalten haben würden, ferner auf verschiedene keltische Stämme*. Bis nach Mauretanien hin verzweigten sich die Fäden dieser Verbindung. Einer der Mitverschwornen, der römische Grofshändler Publius Sittius aus Nuceria, durch finanzielle Verwickelungen gezwungen Italien zu verlassen, hatte daselbst und in Spanien einen Trupp verzweifelter Leute bewaffnet und zog nun als Freischaarenführer im westlichen Africa herum, wo er alte Handelsverbindungen hatte. — Die Partei strengte alle ihre Kräfte für den Wahlkampf an. Crassus und Caesar setzten ihr Geld — eigenes oder geborgtes — und ihre Verbindungen ein um Catilina und Antonius das Consulat zu verschaffen; Catilinas Genossen spannten jeden Nerv an um den Mann an das Ruder zu bringen, der ihnen die Aemter und Priesterthümer, die Paläste und Landgüter ihrer Gegner und vor allen Dingen Befreiung von ihren Schulden verhiefs und von dem man wufste, dafs er Wort halten werde. Die Aristokratie war in grofser Noth, hauptsächlich weil sie nicht einmal Gegencandidaten aufzustellen wufste. Dafs ein solcher seinen Kopf wagte, war offenbar; und die Zeiten waren nicht mehr, wo der Posten der Gefahr den Bürger lockte — jetzt schwieg selbst der Ehrgeiz vor der Angst. So begnügte sich die Nobilität einen schwächlichen Versuch zu machen den Wahlumtrieben durch Erlassung eines neuen Gesetzes über den Stimmenkauf zu steuern — was übrigens an der Intercession eines Volkstribunen scheiterte — und ihre Stimmen auf einen Bewerber zu werfen, der ihr zwar auch nicht genehm, aber doch wenigstens unschädlich war. Es war dies Marcus Cicero, notorisch ein politischer Achselträger**.

* Die *Ambrani* (Suet. *Caes.* 9) sind wohl nicht die ligurischen Ambronen (Plutarch *Mar.* 19), sondern verschrieben für *Arverni*.

** Naiver kann man das wohl nicht aussprechen als sein eigener Bruder es thut (*de pet. cons.* 1, 5. 13, 51. 53; vom J. 690). Als Belegstück dazu werden unbefangene Leute nicht ohne Interesse die zweite Rede gegen Rullus lesen, wo der ‚erste demokratische Consul', in sehr ergötzlicher Weise das liebe Publicum nasführend, ihm die ‚richtige Demokratie' entwickelt.

gewohnt bald mit den Demokraten, bald mit Pompeius, bald aus etwas weiterer Ferne mit der Aristokratie zu liebäugeln und ohne Unterschied der Person oder Partei — er zählte auch Catilina unter seinen Clienten — Advocatendienste zu leisten, eigentlich keiner Partei angehörig oder, was ziemlich dasselbe ist, der Partei der materiellen Interessen, die in den Gerichten dominirte und den beredten Sachwalter, den höflichen und witzigen Gesellschafter gern hatte. Er hatte Verbindungen genug in der Hauptstadt und den Landstädten, um neben den von der Demokratie aufgestellten Candidaten noch eine Chance zu haben; und da auch die Nobilität, obwohl nicht gern, und die Pompeianer für ihn stimmten, ward er mit grofser Majorität gewählt. Die beiden Candidaten der Demokratie erhielten fast gleich viele Stimmen, jedoch fielen auf Antonius, dessen Familie angesehener war als die seines Concurrenten, einige mehr. Dieser Zufall vereitelte die Wahl Catilinas und rettete Rom vor einem zweiten Cinna. Schon etwas früher war Piso, es hiefs auf Anstiften seines politischen und persönlichen Feindes Pompeius, in Spanien von einer einheimischen Escorte niedergemacht worden*. Mit dem Consul Antonius allein war nichts anzufangen; Cicero sprengte das lockere Band, das ihn an die Verschwörung knüpfte, noch ehe sie beide ihre Aemter antraten, indem er auf die von Rechtswegen ihm zustehende Loosung um die Consularprovinzen Verzicht leistete und dem tief verschuldeten Collegen die einträgliche Statthalterschaft Makedonien überliefs. Auch dieses Anschlags wesentliche Vorbedingungen waren vereitelt.

Inzwischen entwickelten die orientalischen Verhältnisse sich immer bedrohlicher für die Demokratie. Die Ordnung Syriens schritt rasch vorwärts; schon waren von Aegypten Aufforderungen an Pompeius ergangen daselbst einzurücken und das Land für Rom einzuziehen; man mufste fürchten demnächst zu vernehmen, dafs Pompeius selbst das Nilland in Besitz genommen habe. Eben hiedurch mag Caesars Versuch sich vom Volke nach Aegypten senden zu lassen, um dem König gegen seine aufrührerischen Unterthanen Beistand zu leisten (S. 160), hervorgerufen worden sein; er scheiterte, wie es scheint, an der Abneigung der Grofsen und Kleinen irgend etwas gegen Pompeius Interesse zu unternehmen. Pompeius Heimkehr und damit die wahrscheinliche Katastrophe rückten immer näher; wie oft

* Seine noch vorhandene Grabschrift lautet: *Cn. Calpurnius Cn. f. Piso quaestor pro pr. ex s. c. provinciam Hispaniam citeriorem optinuit.*

auch die Sehne gerissen war, es mufste doch wieder versucht werden denselben Bogen zu spannen. Die Stadt war in dumpfer Gährung; häufige Conferenzen der Häupter der Bewegung deuteten an, dafs wieder etwas im Werke sei. Was das sei, ward offenbar, als die neuen Volkstribunen ihr Amt antraten (10. Dec. 690) und sogleich einer von ihnen, Publius Servilius Rullus, ein Ackergesetz beantragte, durch welches die Führer der Demokraten sich eine ähnliche Stellung zu verschaffen gedachten, wie sie in Folge der gabinisch-manilischen Anträge Pompeius einnahm. Der nominelle Zweck war die Gründung von Colonien in Italien, wozu der Boden indefs nicht durch Expropriation gewonnen werden sollte — vielmehr wurden alle bestehende Privatrechte garantirt, ja sogar die widerrechtlichen Occupationen der jüngsten Zeit (S. 84) in volles Eigenthum umgewandelt. Nur die verpachtete campanische Domäne sollte parcellirt und colonisirt, im Uebrigen das zur Assignation bestimmte Land durch gewöhnlichen Kauf von der Regierung erworben werden. Um die hiezu nöthigen Summen zu beschaffen, sollte alles italische und aufseritalische Domanialland — mit Ausschlufs der campanischen Domäne — successiv zum Verkauf gebracht werden; worunter namentlich die ehemaligen königlichen Tafelgüter in Makedonien, dem thrakischen Chersones, Bithynien, Pontus, Kyrene, ferner die Gebiete der nach Kriegsrecht zu vollem Eigen gewonnenen Städte in Spanien, Africa, Sicilien, Hellas, Kilikien verstanden waren. Verkauft werden sollte ingleichen alles, was der Staat an beweglichem und unbeweglichem Gut seit dem J. 666 erworben und worüber er nicht früher verfügt hatte; wobei man hauptsächlich zielte auf Aegypten und Kypros. Zu dem gleichen Zweck wurden alle unterthänigen Gemeinden mit Ausnahme der Städte latinischen Rechts und der sonstigen Freistädte mit sehr hoch gegriffenen Gefällen und Zehnten belastet. Ebenfalls ward dazu endlich bestimmt der Ertrag der neuen Provinzialgefälle, anzurechnen vom J. 692, und der Erlös aus der sämmtlichen noch nicht gesetzmäfsig verwandten Beute; welche Anordnung auf die neuen von Pompeius im Osten eröffneten Steuerquellen und auf die in den Händen des Pompeius und der Erben Sullas befindlichen öffentlichen Gelder sich bezog. Zur Ausführung dieser Mafsregeln sollten Zehnmänner mit eigener Jurisdiction und eigenem Imperium ernannt werden, welche fünf Jahre im Amte zu bleiben und mit 200 Unterbeamten aus dem Ritterstand sich zu umgeben hatten; bei der Wahl der Zehnmänner aber sollten nur die Candidaten, die persönlich sich melden würden, berücksich-

tigt werden dürfen und, ähnlich wie bei den Priesterwahlen (II, 100), nur siebzehn durch Loos aus den fünfunddreifsig zu bestimmende Bezirke wählen. Es war ohne grofsen Scharfsinn zu erkennen, dafs man in diesem Zehnmännercollegium eine der des Pompeius nachgebildete, nur etwas weniger militärisch und mehr demokratisch gefärbte Gewalt zu schaffen beabsichtigte. Man bedurfte der Gerichtsbarkeit namentlich um die ägyptische Frage zu entscheiden, der Militärgewalt, um gegen Pompeius zu rüsten; die Clausel, welche die Wahl eines Abwesenden untersagte, schlofs Pompeius aus und die Verminderung der stimmberechtigten Bezirke so wie die Manipulation des Ausloosens sollten die Lenkung der Wahl im Sinne der Demokratie erleichtern. — Indefs dieser Versuch verfehlte gänzlich sein Ziel. Die Menge, die es bequemer fand, das Getreide im Schatten der römischen Hallen aus den öffentlichen Magazinen sich zumessen zu lassen, als es im Schweifse des Angesichts selber zu bauen, nahm den Antrag an sich schon mit vollkommener Gleichgültigkeit auf. Sie fühlte auch bald heraus, dafs Pompeius einen solchen in jeder Hinsicht ihn verletzenden Entschlufs sich nimmermehr gefallen lasse werde und dafs es nicht gut stehen könne mit einer Partei, die in ihrer peinlichen Angst sich zu so ausschweifenden Anerbietungen herbeilasse. Unter solchen Umständen fand die Regierung es nicht schwer den Antrag zu vereiteln; der neue Consul Cicero säumte nicht sein Talent der geschlagenen Partei einen nachträglichen letzten Stofs zu geben auch hier anzubringen; noch ehe die bereitstehenden Tribune intercedirten, zog der Urheber selbst den Vorschlag zurück (1. Jan. 691). Die Demokratie hatte nichts gewonnen als die unerfreuliche Belehrung, dafs die grofse Menge in Liebe oder in Furcht fortwährend noch an Pompeius hing und dafs jeder Antrag sicher fiel, den das Publicum als gegen Pompeius gerichtet erkannte.

Ermüdet von all diesem vergeblichen Intriguiren und resultatlosen Planemachen beschlofs Catilina die Sache zur Entscheidung zu treiben und ein für alle Mal ein Ende zu machen. Es konnte dies nur geschehen durch den Bürgerkrieg und er traf danach seine Mafsregeln. Faesulae (Fiesole), eine sehr feste Stadt in dem von Verarmten und Verschworenen wimmelnden Etrurien, war zum Hauptquartier der Insurrection ausersehen. Dorthin gingen die Geldsendungen, wozu namentlich die in die Verschwörung verwickelten vornehmen Damen der Hauptstadt die Mittel hergaben; dort wurden Waffen und Soldaten gesammelt; ein alter sullanischer Hauptmann Gaius Manlius, so tapfer und so frei von Ge-

wissensscrupeln wie nur je ein Lanzknecht, übernahm daselbst vorläufig den Oberbefehl. Aehnliche wenn auch minder ausgedehnte Zurüstungen wurden an andern Puncten Italiens gemacht. Die Transpadaner waren so aufgeregt, dafs sie nur auf das Zeichen zum Losschlagen zu warten schienen. Im bruttischen Lande, an der Ostküste Italiens, in Capua, wo überall grofse Sclavenmassen angehäuft waren, schien eine zweite Sclaveninsurrection gleich der des Spartacus im Entstehen. Auch in der Hauptstadt bereitete etwas sich vor; wer die trotzige Haltung sah, in der die vorgeforderten Schuldner vor dem Stadtprätor erschienen, mufste der Scenen gedenken, die der Ermordung des Asellio (II, 239) vorangegangen waren. Die Capitalisten schwebten in namenloser Angst; es zeigte sich nöthig das Verbot der Gold- und Silberausfuhr einzuschärfen und die Haupthäfen überwachen zu lassen. Der Plan der Verschworenen war bei der Consulwahl für 692, zu der Catilina sich wieder gemeldet hatte, den wahlleitenden Consul so wie die unbequemen Mitbewerber kurzweg niederzumachen und Catilinas Wahl um jeden Preis durchzusetzen, nöthigenfalls die bewaffneten Schaaren von Faesulae und den andern Sammelpuncten gegen die Hauptstadt zu führen und mit ihnen den Widerstand daselbst zu brechen. — Cicero, durch seine Agenten und Agentinnen von den Verhandlungen der Verschworenen beständig rasch und vollständig unterrichtet, denuncirte an dem anberaumten Wahltag (20. Oct.) die Verschwörung in vollem Senat und im Beisein ihrer hauptsächlichsten Führer. Catilina hefs sich nicht dazu herab zu leugnen; er antwortete trotzig, wenn die Wahl zum Consul auf ihn fallen sollte, so werde es allerdings der grofsen hauptlosen Partei gegen die kleine von elenden Häuptern geleitete an einem Führer nicht länger fehlen. Indefs da es an handgreiflichen Beweisen des Complotts mangelte, konnte von dem ängstlichen Senat nichts weiter erreicht werden, als dafs derselbe in der üblichen Weise den von den Beamten zweckmäfsig befundenen Ausnahmemafsregeln im Voraus seine Sanction ertheilte (21. Oct.). So nahte die Wahlschlacht, diesmal mehr eine Schlacht als eine Wahl; denn auch Cicero hatte aus den jüngeren Männern namentlich des Kaufmannsstandes sich eine bewaffnete Leibwache gebildet. Am 28. October, auf welchen Tag die Wahl vom Senat vertagt worden war, bedeckten diese Bewaffneten der Regierung das Marsfeld; es gelang den Verschworenen weder den wahlleitenden Consul niederzumachen noch die Wahlen in ihrem Sinn zu entscheiden. — Inzwischen hatte der Bürgerkrieg bereits begonnen. Am 27. Oct. hatte Gaius

Manlius bei Faesulae den Adler aufgepflanzt, um den die Armee der Insurrection sich scharen sollte — es war einer der marianischen aus dem kimbrischen Kriege — und die Räuber aus den Bergen wie das Landvolk aufgerufen sich ihm anzuschliefsen. Seine Proclamationen forderten, anknüpfend an die alten Traditionen der Volkspartei, Befreiung von der erdrückenden Schuldenlast und Milderung des Schuldprocesses, der allerdings immer noch, wenn der Schuldbestand in der That das Reinvermögen überstieg, rechtlich den Verlust der Freiheit für den Schuldner nach sich zog. Es schien, als wolle das hauptstädtische Gesindel, indem es gleichsam als legitimer Nachfolger der alten plebejischen Bauerschaft auftrat und unter den ruhmvollen Adlern des kimbrischen Krieges seine Schlachten schlug, nicht blofs die Gegenwart, sondern auch die Vergangenheit Roms beschmutzen. Indefs blieb diese Schilderhebung vereinzelt; in den andern Sammelpuncten kam die Verschwörung nicht hinaus über Waffenanhäufung und Veranstaltung geheimer Zusammenkünfte, da es überall an entschlossenen Führern gebrach. Es war ein Glück für die Regierung; denn wie offen auch seit längerer Zeit der bevorstehende Bürgerkrieg angekündigt ward, hatten doch die eigene Unentschlossenheit und die Schwerfälligkeit der verrosteten Verwaltungsmaschinerie ihr nicht gestattet irgend welche militärische Vorbereitungen zu treffen. Jetzt endlich ward der Landsturm aufgerufen und wurden in die einzelnen Landschaften Italiens höhere Offiziere commandirt, um jeder in seinem Bezirk die Insurrection zu unterdrücken. Aus der Hauptstadt wurden die Fechterslaven ausgewiesen und wegen der befürchteten Brandstiftungen Patrouillen angeordnet. Catilina war in einer peinlichen Lage. Er sah wohl ein, dafs mit dem bei Faesulae sich sammelnden Haufen allein sein Plan nicht durchzuführen sei; alles lag ihm daran gleichzeitig die Insurrection in der Hauptstadt zum Ausbruch zu bringen. Aber seinen Gehülfen daselbst mochte er das schwierige Unternehmen nicht anvertrauen. Die angesehenern unter denselben, Publius Lentulus Sura, Consul 683, später aus dem Senat gestofsen und jetzt, um in den Senat zurückzugelangen, wieder Prätor, und die beiden gewesenen Prätoren Publius Autronius und Lucius Cassius waren unfähige Menschen, Lentulus ein gewöhnlicher Aristokrat von grofsen Worten und grofsen Ansprüchen, aber langsam im Begreifen und unentschlossen im Handeln, Autronius durch nichts ausgezeichnet als durch seine gewaltige Kreischstimme; von Lucius Cassius sagt begriff es Niemand, wie ein so dicker und so einfältiger Mensch

unter die Verschwörer verschlagen worden sei. Die fähigeren Theilnehmer aber, wie den jungen Senator Gaius Cethegus und die Ritter Lucius Statilius und Publius Gabinius Capito, durfte Catilina nicht wagen an die Spitze zu stellen, da selbst unter den Verschworenen noch die traditionelle Standeshierarchie ihren Platz behauptete und auch die Anarchisten nicht meinten obsiegen zu können, wenn nicht ein Consular oder mindestens ein Prätorier an der Spitze stand. Darum entschlofs sich Catilina, wie dringend immer die Insurrectionsarmee nach ihrem Feldherrn verlangte und wie gefährlich auch nach den Vorgängen bei Faesulae sein Verbleiben in Rom für ihn persönlich war, dennoch Rom nicht zu verlassen, bevor daselbst nicht wenigstens der erste Schritt zur Empörung gethan sei. Gewohnt durch seinen kecken Uebermuth den feigen Gegnern zu imponiren zeigte er sich öffentlich auf dem Markte wie im Rathhaus und antwortete auf die Drohungen, die dort gegen ihn fielen, dafs man sich hüten möge ihn aufs Aeufserste zu treiben; wenn man ihm das Haus anzünde, werde er genöthigt sein es niederzureifsen um den Brand unter Trümmern zu löschen. In der That wagten es weder Private noch Behörden auf den gefährlichen Menschen die Hand zu legen; es war ziemlich gleichgültig, dafs ein junger Adlicher ihn wegen Vergewaltigung vor Gericht zog, denn bevor der Prozefs zu Ende kommen konnte, mufste längst anderweitig entschieden sein. Aber auch Catilinas Entwürfe scheiterten; hauptsächlich daran, dafs die Agenten der Regierung sich in den Kreis der Verschworenen gedrängt hatten und dieselbe stets von allem Detail des Complotts genau unterrichtet hielten. Als zum Beispiel die Verschworenen vor der wichtigen Festung Praeneste erschienen (1. Nov.), die sie durch einen Handstreich zu überrumpeln gehofft hatten, fanden sie die Besatzung gewarnt und verstärkt; und so schlug alles fehl. Catilina fand bei all seiner Tollkühnheit es doch gerathen Rom schleunig zu verlassen und setzte den Tag seiner Abreise fest. In einer letzten Zusammenkunft der Verschworenen in der Nacht vom 6. auf den 7. Nov. wurde auf ernstliches Begehren Catilinas beschlossen den Consul Cicero, der die Contremine hauptsächlich leitete, noch vor der Abreise des Führers zu ermorden und, um jedem Verrath zuvorzukommen, diesen Beschlufs sogleich ins Werk zu setzen. Früh am Morgen des 7. Nov. pochten die erkorenen Mörder an dem Hause des Consuls; aber sie sahen die Wachen verstärkt und sich selber abgewiesen — auch diesmal hatten die Spione der Regierung den Verschworenen den Rang abgelaufen. Am Tage darauf (8. Nov.)

berief Cicero den Senat. Noch jetzt wagte es Catilina zu erscheinen und eine Vertheidigung gegen die zornigen Angriffe des Consuls zu versuchen, der ihm ins Gesicht die Vorgänge der letzten Tage enthüllte; aber man hörte nicht mehr auf ihn und in der Nähe des Platzes, auf dem er safs, leerten sich die Bänke. Er verliefs die Sitzung und begab sich, wie er übrigens auch ohne diesen Zwischenfall ohne Zweifel gethan haben würde, der Verabredung gemäfs nach Etrurien. Hier rief er sich selber zum Consul aus und nahm eine zuwartende Stellung, um auf die erste Meldung von dem Ausbruch der Insurrection in der Hauptstadt die Truppen gegen dieselbe in Bewegung zu setzen. Die Regierung erklärte die beiden Führer Catilina und Manlius so wie diejenigen ihrer Genossen, die nicht bis zu einem bestimmten Tag die Waffen niedergelegt haben würden, in die Acht und rief neue Milizen ein; aber nicht blofs ward nicht eingeschritten gegen die in der Hauptstadt zurückgebliebenen Leiter der Verschwörung, sondern auch an die Spitze des gegen Catilina bestimmten Heeres der Consul Gaius Antonius gestellt, der notorisch in die Verschwörung verwickelt war und bei dessen Charakter es durchaus vom Zufall abhing, ob er seine Truppen gegen Catilina oder ihm zuführen werde. Der Plan der hauptstädtischen Emeute war noch von Catilina selbst vor seinem Abgang von Rom festgestellt worden: ein Tribun sollte durch Berufung einer Volksversammlung das Zeichen geben, die Nacht darauf Cethegus den Consul Cicero aus dem Wege räumen, Cabinius und Statilius die Stadt an zwölf Stellen zugleich in Brand stecken und mit dem inzwischen herangezogenen Heere Catilinas die Verbindung in möglichster Geschwindigkeit hergestellt werden. Hätten Cethegus dringende Vorstellungen gefruchtet und Lentulus, der nach Catilinas Abreise an die Spitze der Verschworenen gestellt war, sich zu raschem Losschlagen entschlossen, so konnte die Verschwörung auch jetzt noch gelingen. Allein die Conspiratoren waren gerade ebenso unfähig und ebenso feig wie ihre Gegner; Wochen verflossen und es kam zu keiner Entscheidung.

Endlich führte die Contremine sie herbei. In seiner weitläuftigen und gern die Säumigkeit in dem Nächsten und Nothwendigen durch die Entwerfung fernliegender und weitschichtiger Pläne bedeckenden Art hatte Lentulus sich mit den eben in Rom anwesenden Deputirten eines Keltengaus, der Allobrogen eingelassen und diese, die Vertreter eines gründlich zerrütteten Gemeinwesens und selber tief verschuldet, zur Theilnahme an der Verschwörung bestimmt, auch ihnen bei ihrer Abreise Boten und

Briefe an die Vertrauten mitgegeben. Die Deputirten verliefsen Rom, wurden aber in der Nacht vom 2. auf den 3. December hart an den Thoren von den römischen Behörden angehalten und ihre Papiere ihnen abgenommen. Es zeigte sich, dafs die Allobrogen sich zu Spionen der römischen Regierung hergegeben und die Verhandlungen nur defshalb geführt hatten, um dieser die gewünschten Beweisstücke gegen die Hauptleiter der Verschwörung in die Hände zu spielen. Am Morgen darauf wurden von Cicero in möglichster Stille Verhaftsbefehle gegen die gefährlichsten Führer des Complotts erlassen und gegen Lentulus, Cethegus, Gabinius und Statilius dieselben vollzogen, während einige Andere durch die Flucht der Festnehmung entgingen. Die Schuld der Verhafteten wie der Flüchtigen war vollkommen evident. Unmittelbar nach der Verhaftung wurden dem Senat die weggenommenen Briefschaften vorgelegt, zu deren Siegel und Handschrift die Verhafteten nicht umhin konnten sich zu bekennen, und die Gefangenen und Zeugen verhört; weitere bestätigende Thatsachen, Waffenniederlagen in den Häusern der Verschworenen, drohende Aeufserungen, die sie gethan, ergaben sich alsbald; der Thatbestand der Verschwörung ward vollständig und rechtskräftig festgestellt und die wichtigsten Actenstücke sogleich auf Ciceros Veranstaltung durch fliegende Blätter publicirt. — Die Erbitterung gegen die anarchistische Verschwörung war allgemein. Wie die oligarchische Partei die Enthüllungen aufnahm, kann man sich denken; gern hätte sie dieselben benutzt um mit der Demokratie überhaupt und namentlich mit Caesar abzurechnen, allein sie war viel zu gründlich gesprengt um dies durchsetzen und ihm das Ende bereiten zu können, das sie vor Zeiten den beiden Gracchen und Saturninus bereitet hatte; in dieser Hinsicht blieb es bei dem guten Willen. Die hauptstädtische Menge empörten namentlich die Brandstiftungspläne der Verschworenen. Die Kaufmannschaft und die ganze Partei der materiellen Interessen erkannte in diesem Krieg der Schuldner gegen die Gläubiger natürlich einen Kampf um ihre Existenz; in stürmischer Aufregung drängte sich ihre Jugend, die Schwerter in den Händen, um das Rathhaus und zückte dieselben gegen die offenen und heimlichen Parteigenossen Catilinas. In der That war für den Augenblick die Verschwörung paralysirt; wenn auch vielleicht ihre letzten Urheber noch auf freien Füfsen waren, so war doch der ganze mit der Ausführung beauftragte Stab der Verschwörung entweder gefangen oder auf der Flucht; der bei Faesulae versammelte Haufe konnte ohne Unterstützung durch eine Insurrection in

der Hauptstadt unmöglich viel ausrichten. In einem leidlich geordneten Gemeinwesen wäre die Sache hiemit zu Ende gewesen und hätten das Militär und die Gerichte das Weitere übernommen. Allein in Rom war es so weit gekommen, dafs die Regierung nicht einmal ein paar angesehene Adliche in sicherem Gewahrsam zu halten im Stande war. Die Sclaven und Freigelassenen des Lentulus und der übrigen Verhafteten regten sich; Pläne sollten geschmiedet sein um aus den Privathäusern, in denen sie gefangen safsen, sie mit Gewalt zu befreien; es fehlte, Dank dem anarchischen Treiben der letzten Jahre, in Rom nicht an Bandenführern, die für eine gewisse Taxe Aufläufe und Gewaltthaten in Accord nahmen; Catilina endlich war von dem Ereignifs benachrichtigt und nahe genug um mit seinen Scharen einen dreisten Streich zu versuchen. Wie viel von diesen Befürchtungen gegründet war, läfst sich nicht sagen; die Besorgnisse aber waren natürlich, da der Regierung der Verfassung zufolge in der Hauptstadt weder Truppen noch auch nur eine achtunggebietende Polizeimacht zu Gebote stand und sie in der That jedem Banditenhaufen Preis gegeben war. Der Gedanke ward laut alle etwaigen Befreiungsversuche durch sofortige Hinrichtung der Gefangenen abzuschneiden. Verfassungsmäfsig war dies nicht möglich. Nach dem altgeheiligten Provocationsrecht konnte über den Gemeindebürger ein Todesurtheil nur von der gesammten Bürgerschaft und sonst von keiner andern Behörde verhängt werden; seit die Bürgerschaftsgerichte selbst zur Antiquität geworden waren, ward überhaupt nicht mehr auf den Tod erkannt. Gern hätte Cicero das bedenkliche Ansinnen zurückgewiesen; wie auch der Advocat über die Rechtsfrage denken mochte, er wufste wohl, wie nützlich es eben dem Advocaten ist liberal zu heifsen und verspürte wenig Lust durch dies vergossene Blut sich auf ewig von der demokratischen Partei zu scheiden. Indefs seine Umgebung, namentlich seine vornehme Gemahlin drängten ihn seine Verdienste um das Vaterland durch diesen kühnen Schritt zu krönen; der Consul, wie alle Feigen ängstlich bemüht den Schein der Feigheit zu vermeiden und doch zitternd vor der furchtbaren Verantwortung, berief in seiner Angst den Senat und überliefs es diesem über Tod und Leben der vier Gefangenen zu entscheiden. Freilich hatte dies keinen Sinn, denn da der Senat verfassungsmäfsig noch viel weniger hierüber erkennen konnte als der Consul, so fiel rechtlich doch immer alle Verantwortung auf den letzteren zurück; aber wann ist je die Feigheit consequent gewesen? Caesar bot alles auf um die Gefangenen zu retten, und seine Rede

voll versteckter Drohungen vor der künftigen unausbleiblichen Rache der Demokratie machte den tiefsten Eindruck. Obwohl bereits sämmtliche Consulare und die grofse Majorität des Senats sich für die Hinrichtung ausgesprochen hatten, schienen doch nun wieder die Meisten, Cicero voran, geneigt sich innerhalb der rechtlichen Schranken zu halten. Allein Cato verstand es, indem er nach Rabulistenart die Verfechter der milderen Meinung der Mitwisserschaft an dem Complott verdächtigte und auf die Vorbereitungen zur Befreiung der Gefangenen durch einen Strafsenaufstand hinwies, die schwankenden Seelen wieder in eine andere Furcht zu werfen und für die sofortige Hinrichtung der Verbrecher die Majorität zu gewinnen. Die Vollziehung des Beschlusses lag natürlich dem Consul ob, der ihn hervorgerufen hatte. Spät am Abend des fünften Decembers wurden die Verhafteten aus ihren bisherigen Quartieren abgeholt und über den immer noch dicht von Menschen vollgedrängten Marktplatz in das Gefängnifs gebracht, worin die zum Tode verurtheilten Verbrecher aufbewahrt zu werden pflegten. Es war ein unterirdisches zwölf Fufs tiefes Gewölbe am Fufs des Capitols, das ehemals als Brunnenhaus gedient hatte. Der Consul selbst führte den Lentulus, Prätoren die übrigen, alle von starken Wachen begleitet; doch fand der Befreiungsversuch, den man erwartete, nicht statt. Niemand wufste, ob die Verhafteten in ein gesicherteres Gewahrsam oder zur Richtstätte geführt wurden. An der Thüre des Kerkers wurden sie den Dreimännern übergeben, die die Hinrichtungen leiteten, und in dem unterirdischen Gewölbe bei Fackelschein erdrosselt. Der Consul, der vor der Thüre gewartet hatte bis die Executionen vollzogen waren, rief darauf mit seiner lauten wohlbekannten Stimme über den Markt hin der stumm harrenden Menge die Worte zu: ‚Sie sind todt'. Bis tief in die Nacht hinein wogten die Haufen durch die Strafsen und begrüfsten jubelnd den Consul, dem sie meinten die Sicherung ihrer Häuser und ihrer Habe schuldig geworden zu sein. Der Rath aber ordnete öffentliche Dankfeste an und die ersten Männer der Nobilität, Marcus Cato und Quintus Catulus, begrüfsten den Urheber des Todesurtheils mit dem — hier zuerst vernommenen — Namen eines Vaters des Vaterlandes. — Aber es war eine grauenvolle That und nur um so grauenvoller, weil sie einem ganzen Volke als grofs und preisenswerth erschien. Elender hat sich wohl nie ein Gemeinwesen bankerott erklärt als Rom durch diesen mit kaltem Blute von der Majorität der Regierung gefafsten, von der Majorität der Bürgerschaft gebilligten Beschlufs einige politische

Gefangene, die nach den Gesetzen zwar strafbar waren, aber das Leben nicht verwirkt hatten, eiligst umzubringen, weil man der Sicherheit der Gefängnisse nicht traute und es keine ausreichende Polizei gab! Es war der humoristische Zug, der selten einer geschichtlichen Tragödie fehlt, dafs dieser Act der brutalsten Tyrannei von dem haltungslosesten und ängstlichsten aller römischen Staatsmänner vollzogen werden mufste und dafs der ‚erste demokratische Consul' dazu ausersehen war das Palladium der alten römischen Gemeindefreiheit, das Provocationsrecht zu zerstören.

Nachdem in der Hauptstadt die Verschwörung erstickt worden war noch bevor sie zum Ausbruch kam, blieb es noch übrig der Insurrection in Etrurien ein Ende zu machen. Der Heerbestand von etwa 2000 Mann, den Catilina vorfand, hatte sich durch die zahlreich herbeiströmenden Rekruten nahezu verfünffacht und bildete schon zwei ziemlich vollzählige Legionen, worin freilich nur etwa der vierte Theil der Mannschaft genügend bewaffnet war. Catilina hatte sich mit ihnen in die Berge geworfen und eine Schlacht mit den Truppen des Antonius vermieden, um die Organisirung seiner Scharen zu vollenden und den Ausbruch des Aufstandes in Rom abzuwarten. Aber die Nachricht von dem Scheitern desselben sprengte auch die Armee der Insurgenten: die Masse der minder Compromittirten ging darauf hin wieder nach Hause. Der zurückbleibende Rest entschlossener oder vielmehr verzweifelter Leute machte einen Versuch sich durch die Apenninenpässe nach Gallien durchzuschlagen; aber als die kleine Schaar an dem Fufs des Gebirges bei Pistoria (Pistoja) anlangte, fand sie sich hier von zwei Heeren in die Mitte genommen. Vor sich hatte sie das Corps des Quintus Metellus, das von Ravenna und Arimînum herangezogen war, um den nördlichen Abhang des Apennin zu besetzen; hinter sich die Armee des Antonius, der dem Drängen seiner Offiziere endlich nachgegeben und sich zu einem Winterfeldzuge verstanden hatte. Man war nach beiden Seiten hin eingekeilt und die Lebensmittel gingen zu Ende; es blieb nichts übrig als sich auf den näher stehenden Feind, das heifst auf Antonius zu werfen. In einem engen von felsigen Bergen eingeschlossenen Thale kam es zum Kampfe zwischen Catilina und den Truppen des Antonius, welche derselbe, um die Execution gegen seine ehemaligen Verbündeten wenigstens nicht selbst vollstrecken zu müssen, an diesem Tage unter einem Vorwand einem tapferen unter den Waffen ergrauten Offizier, dem Marcus Petreius anvertraut hatte. Die Uebermacht der Regierungsarmee kam bei der Beschaffenheit des

Schlachtfeldes wenig in Betracht; Catilina wie Petreius stellten ihre zuverlässigsten Leute in die vordersten Reihen; Quartier ward weder gegeben noch genommen. Lange stand der Kampf und von beiden Seiten fielen viele tapfere Männer; Catilina, der vor dem Anfange der Schlacht sein Pferd und die der sämmtlichen Offiziere zurückgeschickt hatte, bewies an diesem Tage, dafs ihn die Natur zu nicht gewöhnlichen Dingen bestimmt hatte und dafs er es verstand zugleich als Feldherr zu commandiren und als Soldat zu fechten. Endlich sprengte Petreius mit seiner Garde das Centrum des Feindes und faßte, nachdem er dies geworfen hatte, die beiden Flügel von innen; der Sieg war damit entschieden. Die Leichen der Catilinarier — man zählte ihrer 3000 — deckten gleichsam in Reihe und Glied den Boden wo sie gefochten hatten; die Offiziere und der Feldherr selbst hatten, da alles verloren war, sich in die Feinde gestürzt und dort den Tod gesucht und gefunden (Anfang 692). Antonius ward wegen dieses Sieges vom Senat mit dem Imperatorentitel gebrandmarkt und neue Dankfeste bewiesen, dafs Regierung und Regierte anfingen sich an den Bürgerkrieg zu gewöhnen.

Das anarchische Complott war also in der Hauptstadt wie in Italien mit blutiger Gewalt niedergeschlagen; man ward nur noch an dasselbe erinnert durch die Criminalprozesse, die in den etruskischen Landstädten und in der Hauptstadt unter den Affiliirten der geschlagenen Partei aufräumten, und durch die anschwellenden italischen Räuberbanden, wie deren zum Beispiel eine aus den Resten der Heere des Spartacus und des Catilina erwachsene im J. 691 im Gebiete von Thurii durch Militärgewalt vernichtet ward. Aber es ist wichtig, es im Auge zu behalten, dafs der Schlag keineswegs blofs die eigentlichen Anarchisten, die zur Anzündung der Hauptstadt sich verschworen und bei Pistoria gefochten hatten, sondern die ganze demokratische Partei traf. Dafs diese, speciell Crassus und Caesar hier so gut wie bei dem Complott von 688 die Hand im Spiele hatten, darf als eine zwar nicht juristisch, aber historisch ausgemachte Thatsache angesehen werden. Zwar dafs Catulus und die übrigen Häupter der Senatspartei den Führer der Demokraten der Mitwisserschaft um das anarchistische Complott ziehen und dafs dieser den von der Senatspartei beabsichtigten brutalen Justizmord zu hindern versuchte, konnte nur von der Parteichicane als Beweis seiner Betheiligung an den Plänen Catilinas geltend gemacht werden. Aber mehr ins Gewicht fällt eine Reihe anderer Thatsachen. Nach ausdrücklichen und unabweisbaren Zeugnissen waren es vor allem

Crassus und Caesar, die Catilinas Bewerbung um das Consulat unterstützten. Als Caesar 690 die Schergen Sullas vor das Mordgericht zog (S. 155), liefs er die übrigen verurtheilen, den schuldigsten und schändlichsten aber von ihnen allen, den Catilina freisprechen. Bei den Enthüllungen des dritten December wurden zwar die Namen der beiden einflufsreichen Männer nicht geradezu auf die Anklageliste gesetzt, allein es sprachen doch gegen sie noch ganz andere Dinge als die Anschuldigungen des Catulus. Es ist notorisch, dafs die Denuncianten nicht blofs die bekannten Namen nannten, sondern aufserdem noch auf ‚viele Unschuldige' aussagten, die der Consul Cicero aus dem Verzeichnifs zu streichen für gut fand; und in späteren Jahren, als er keine Ursache hatte die Wahrheit zu entstellen, hat eben er ausdrücklich Caesar unter den Mitwissern genannt. Eine indirecte, aber sehr verständliche Beziehtigung liegt auch darin, dafs von den vier am dritten December Verhafteten die beiden am wenigsten gefährlichen Statilius und Gabinius den Senatoren Caesar und Crassus zur Bewachung übergeben wurden; offenbar sollten sie entweder, wenn sie sie stimmen liefsen, vor der öffentlichen Meinung als Mitschuldige, oder, wenn sie in der That sie festhielten, vor ihren Mitverschworenen als Abtrünnige compromittirt werden. Bezeichnend für die Situation ist die folgende im Senat vorgefallene Scene. Unmittelbar nach der Verhaftung des Lentulus und seiner Genossen wurde ein aus Rom an Catilina abgesandter Bote von den Agenten der Regierung aufgegriffen. Nachdem ihm Straflosigkeit zugesichert war, begann er in voller Senatssitzung ein umfassendes Geständnifs abzulegen. Wie er an die bedenklichen Theile seiner Confession kam und namentlich als seinen Auftraggeber den Crassus nannte, ward er von den Senatoren unterbrochen und auf Ciceros Vorschlag beschlossen die ganze Angabe ohne weitere Untersuchung zu cassiren, ihren Urheber aber ungeachtet der zugesicherten Amnestie so lange einzusperren, bis er nicht blofs die Angabe zurückgenommen, sondern auch bekannt haben werde, wer ihn zu solchem falschen Zeugnifs aufgestiftet habe! Hier liegt es deutlich zu Tage, nicht blofs dafs jener Mann die Verhältnisse recht genau kannte, der auf die Aufforderung einen Angriff auf Crassus zu machen zur Antwort gab, er habe keine Lust den Stier der Heerde zu reizen, sondern auch dafs die Senatsmajorität, Cicero an der Spitze, unter sich einig geworden war die Enthüllungen nicht über eine bestimmte Grenze fortzusetzen. Das Publicum war so heikel nicht; die jungen Leute, die zur Abwehr der Mordbrenner die Waffen ergriffen hatten, waren gegen keinen so er-

hittert wie gegen Caesar; sie richteten am fünften December, als er die Curie verliefs, die Schwerter auf seine Brust und es fehlte nicht viel, dafs er schon jetzt an derselben Stelle sein Leben gelassen, wo siebzehn Jahr später ihn der Todesstreich traf; längere Zeit hat er die Curie nicht wieder betreten. Wer überall das Verhalten Catilinas in Rom und die Entsendung des Antonius mitbefangen erwägt, wird des Argwohns kaum sich zu erwehren vermögen, dafs hinter Catilina mächtigere Männer standen, welche, gestützt auf den Mangel vollständiger Beweise, die Lauheit und Feigheit der nach jedem Vorwande zur Unthätigkeit begierig greifenden Senatsmehrheit benutzten um ein ernstliches Einschreiten der Behörden gegen die Verschwörung zu hemmen, dem Chef der Insurgenten freien Abzug zu verschaffen und selbst die Kriegserklärung und Truppensendung gegen die Insurrection so zu lenken, dafs sie beinahe auf die Sendung einer Hülfsarmee hinauslief. Wenn also der Gang der Ereignisse selbst dafür zeugt, dafs die Fäden des catilinarischen Complotts weit höher hinaufreichen als zu Lentulus und Catilina, so wird auch das Beachtung verdienen, dafs in viel späterer Zeit, als Caesar an die Spitze des Staates gelangt war, er mit dem einzigen noch übrigen Catilinarier, dem mauretanischen Freischaarenführer Publius Sittius in der engsten Allianz stand und dafs er das Schuldrecht ganz in dem Sinne milderte, wie es die Proclamationen des Manius begehrten. — All diese einzelnen Indicien reden deutlich genug; wäre das aber auch nicht, die verzweifelte Lage der Demokratie gegenüber der seit dem gabinisch-manilischen Gesetze drohender als je ihr zur Seite sich erhebenden Militärgewalt macht es an sich schon fast zur Gewifsheit, dafs sie, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, in den geheimen Complotten und dem Bündnifs mit der Anarchie eine letzte Hülfe gesucht hat. Die Verhältnisse waren denen der cinnanischen Zeit sehr ähnlich. Wenn im Osten Pompeius eine Stellung einnahm ähnlich wie damals Sulla, so suchten Crassus und Caesar ihm gegenüber in Italien eine Gewalt aufzurichten, wie Marius und Cinna sie besessen hatten, um sie dann wo möglich besser zu benutzen. Der Weg dahin ging wieder durch Terrorismus und Anarchie und diesen zu bahnen war Catilina allerdings der geeignete Mann. Natürlich hielten die reputirlicheren Führer der Demokratie sich hierbei möglichst im Hintergrund und überliefsen den unsauberen Genossen die Ausführung der unsauberen Arbeit, deren politisches Resultat sie späterhin sich zuzueignen hofften. Noch mehr mufsten, als das Unternehmen gescheitert war, die höher gestellten Theilnehmer alles anwenden

um ihre Betheiligung daran zu verhüllen. Und auch in späterer Zeit, als der ehemalige Conspirator selbst die Zielscheibe der politischen Complotte geworden war, zog eben darum über diese düsteren Jahre in dem Leben des grofsen Mannes der Schleier nur um so dichter sich zusammen und wurden in diesem Sinne sogar eigene Apologien für ihn geschrieben.*

Seit fünf Jahren stand Pompeius im Osten an der Spitze seiner Heere und Flotten; seit fünf Jahren conspirirte die Demokratie daheim um ihn zu stürzen. Das Ergebnifs war entmuthigend. Mit unsäglichen Anstrengungen hatte man nicht blofs nichts erreicht, sondern moralisch wie materiell ungeheure Einbufse gemacht. Schon die Coalition vom Jahre 683 mochte den Demokraten vom reinen Wasser ein Aergernifs sein, obwohl die Demokratie damals nur mit zwei angesehenen Mannern der Gegenpartei sich einliefs und diese auf ihr Programm verpflichtete. Jetzt aber hatte die demokratische Partei gemeinschaftliche Sache gemacht mit einer Bande von Mördern und Bankerottirern, die fast alle gleichfalls Ueberläufer aus dem Lager der Aristokratie waren, und hatte deren Programm, das heifst den cinnanischen Terrorismus wenigstens vorläufig acceptirt. Die Partei der materiellen Interessen, eines der Hauptelemente der Coalition von 683, wurde hiedurch der Demokratie entfremdet und zunächst den Optimaten, überhaupt aber jeder Macht, die Schutz vor der Anarchie gewahren wollte und konnte, in die Arme getrieben. Selbst die hauptstädtische Menge, die zwar gegen einen Strassenkrawall nichts einzuwenden hatte, aber es doch bequem fand sich das Haus über dem Kopfe anzünden zu lassen, ward einigermafsen scheu. Es ist merkwürdig, dafs eben in diesem Jahre (691) die volle Wiederherstellung der sempronischen Getreidespenden stattfand, und zwar von Seiten des Senats auf den Antrag Catos. Offenbar hatte der Bund der

* Eine solche ist der Catilina des Sallustios, der von dem Verfasser, dem notorischen Caesarianer, zwischen 708 und 720 veröffentlicht wurde; sonnenklar als politische Tendenzschrift, welche sich bemüht die demokratische Partei, auf welcher ja die römische Monarchie beruht, zu Ehren zu bringen und Caesars Andenken von dem schwärzesten Fleck, der darauf haftete, zu reinigen, nebenher auch den Oheim des Triumvir Marcus Antonius möglichst weifs zu waschen (vgl. z. B. c. 50 mit Dio 37, 30). Ganz ähnlich soll der Jugurtha theils die Ehrbarkeit des oligarchischen Regiments aufdecken, theils den Koryphäen der Demokratie Gaius Marius verherrlichen. Dafs der gewandte Schriftsteller den apologetischen und advocatorischen Charakter seiner Bücher zurücktreten läfst, beweist nicht, dafs sie keine, sondern dafs sie gute Parteischriften sind.

Demokratenführer mit der Anarchie zwischen jene und die Stadtbürgerschaft einen Keil getrieben und suchte die Oligarchie diesen Riss zu erweitern und, nicht ohne wenigstens augenblicklichen Erfolg, die Massen auf ihre Seite hinüberzuziehen. Endlich war Gnaeus Pompeius durch all diese Kabalen theils gewarnt, theils erbittert worden; nach allem was vorgefallen war und nachdem die Demokratie die Bande, die sie mit Pompeius verknüpften, selber so gut wie zerrissen hatte, konnte sie nicht mehr schicklicher Weise von ihm begehren, was im J. 684 eine gewisse Billigkeit für sich gehabt hatte, dass er die demokratische Macht, die er und die ihn emporgebracht, nicht selber mit dem Schwerte zerstöre. So war die Demokratie entehrt und geschwächt; vor allen Dingen aber war sie lächerlich geworden durch die unbarmherzige Aufdeckung ihrer Rathlosigkeit und Schwäche. Wo es sich um die Demüthigung des gestürzten Regiments und ähnliche Nichtigkeiten handelte, that sie gross und gewaltig; aber jeder ihrer Versuche einen wirklich politischen Erfolg zu erreichen war platt zur Erde gefallen. Ihr Verhältnis zu Pompeius war so falsch wie kläglich. Während sie ihn mit Lobsprüchen und Huldigungen überschüttete, spann sie gegen ihn eine Intrigue nach der andern, die eine nach der andern Seifenblasen gleich von selber zerplatzten. Der Feldherr des Ostens und der Meere, weit entfernt sich dagegen zur Wehre zu setzen, schien das ganze geschäftige Treiben nicht einmal zu bemerken und seine Siege über sie zu erfechten, wie Herakles die über die Pygmäen, ohne selber darum gewahr zu werden. Der Versuch den Bürgerkrieg zu entflammen war jämmerlich gescheitert; hatte die anarchistische Fraction wenigstens einige Energie entwickelt, so hatte die reine Demokratie die Rotten wohl zu dingen verstanden, aber weder sie zu führen noch sie zu retten noch mit ihnen zu sterben. Selbst die alte todesmatte Oligarchie hatte, gestärkt durch die aus den Reihen der Demokratie zu ihr übertretenden Massen und vor allem durch die unverkennbare Gleichheit ihrer Interessen und derjenigen des Pompeius in dieser Angelegenheit, es vermocht diesen Revolutionsversuch niederzuschlagen und damit noch einen letzten Sieg über die Demokratie zu erfechten. Inzwischen war König Mithradates gestorben, Kleinasien und Syrien geordnet, Pompeius Heimkehr nach Italien jeden Augenblick zu erwarten. Die Entscheidung war nicht fern; aber konnte noch die Rede sein von einer Entscheidung zwischen dem Feldherrn, der ruhmvoller und gewaltiger als je zurückkam, und der beispiellos gedemüthigten und völlig machtlosen Demokratie? Crassus schickte sich an

seine Familie und sein Geld zu Schiffe zu bringen und irgendwo im Osten eine Freistatt aufzusuchen; und selbst eine so elastische und so energische Natur wie Caesar schien im Begriff das Spiel verloren zu geben. In dieses Jahr (691) fällt seine Bewerbung um die Stelle des Oberpontifex (S. 151); als er am Morgen der Wahl seine Wohnung verliefs, äufserte er, wenn auch dieses ihm fehlschlage, werde er die Schwelle seines Hauses nicht wieder überschreiten.

KAPITEL VI.

Pompeius Rücktritt und die Coalition der Prätendenten.

Als Pompeius nach Erledigung der ihm aufgetragenen Verrichtungen seine Blicke wieder der Heimath zuwandte, fand er zum zweiten Male das Diadem zu seinen Füßen. Längst neigte die Entwickelung des römischen Gemeinwesens einer solchen Katastrophe sich zu: es war jedem Unbefangenen offenbar und war tausendmal gesagt worden, dafs wenn der Herrschaft der Aristokratie ein Ende gemacht sein werde, die Monarchie unausbleiblich sei. Jetzt war der Senat gestürzt zugleich durch die bürgerliche liberale Opposition und die soldatische Gewalt; es konnte sich nur noch darum handeln für die neue Ordnung der Dinge die Personen, die Namen und Formen festzustellen, die übrigens in den theils demokratischen, theils militärischen Elementen der Umwälzung bereits ziemlich klar angedeutet waren. Die Ereignisse der letzten fünf Jahre hatten auf diese bevorstehende Umwandelung des Gemeinwesens gleichsam das letzte Siegel gedrückt. In den neu eingerichteten asiatischen Provinzen, die in ihrem Ordner den Nachfolger des grofsen Alexander königlich verehrten und schon seine begünstigten Freigelassenen wie Prinzen empfingen, hatte Pompeius den Grund seiner Herrschaft gelegt und zugleich die Schätze, das Heer und den Nimbus gefunden, deren der künftige Fürst des römischen Staates bedurfte. Die monarchistische Verschwörung aber in der Hauptstadt und dem daran sich knüpfenden Bürgerkrieg hatte es Jedem, der geistige oder auch nur materielle Interessen hatte, mit empfindlicher Schärfe dargelegt, dafs eine Regierung ohne Autorität und ohne

militärische Macht, wie die des Senats war, den Staat der ebenso lächerlichen wie furchtbaren Tyrannei der politischen Industrieritter aussetzt und dafs eine Verfassungsänderung, welche die Militärgewalt enger mit dem Regiment verknüpfte, eine unabweisliche Nothwendigkeit war, wenn die gesellschaftliche Ordnung ferner Bestand haben sollte. So war im Osten der Herrscher aufgestanden, in Italien der Thron errichtet; allem Anschein nach war das Jahr 692 das letzte der Republik, das erste der Monarchie.

Zwar ohne Kampf war an dieses Ziel nicht zu gelangen. Die Verfassung, die ein halbes Jahrtausend gedauert hatte und unter der die unbedeutende Stadt an der Tiber zu beispielloser Gröfse und Herrlichkeit gediehen war, hatte ihre Wurzeln man wufste nicht wie tief in den Boden gesenkt und es liefs sich durchaus nicht berechnen, bis in welche Schichten hinab der Versuch sie umzustürzen die bürgerliche Gesellschaft aufwühlen werde. Mehrere Nebenbuhler waren in dem Wettlauf nach dem grofsen Ziel von Pompeius überholt, aber nicht völlig beseitigt worden. Es lag durchaus nicht aufser der Berechnung, dafs alle diese Elemente sich verbanden um den neuen Machthaber zu stürzen und Pompeius sich gegenüber Quintus Catulus und Marcus Cato mit Marcus Crassus, Gaius Caesar und Titus Labienus vereinigt fand. Aber nicht leicht konnte der unvermeidliche und unzweifelhaft ernste Kampf unter günstigeren Verhältnissen aufgenommen werden. Es war in hohem Grade wahrscheinlich, dafs unter dem frischen Eindrucke des catilinarischen Aufstandes einem Regimente, das Ordnung und Sicherheit, wenn gleich um den Preis der Freiheit, verhiefs, die gesammte Mittelpartei sich fügen werde, vor allem die einzig um ihre materiellen Interessen bekümmerte Kaufmannschaft, aber nicht minder ein grofser Theil der Aristokratie, die, in sich zerrüttet und politisch hoffnungslos, zufrieden sein mufste durch zeitige Transaction mit dem Fürsten sich Reichthum, Rang und Einfluls zu sichern; vielleicht sogar mochte ein Theil der von den letzten Schlägen schwer getroffenen Demokratie sich bescheiden von einem aus ihren Reihen hervorgegangenen Militärchef die Realisirung eines Theils ihrer Forderungen zu erhoffen. Aber wie auch immer die Parteiverhältnisse sich stellten, was kam, zunächst wenigstens, auf die Parteien in Italien überhaupt noch an Pompeius gegenüber und seinem siegreichen Heer? Zwanzig Jahre zuvor hatte Sulla, nachdem er mit Mithradates einen Nothfrieden abgeschlossen hatte, gegen die gesammte seit Jahren massenhaft rüstende liberale Partei, von den gemäfsigten Aristokraten und

der liberalen Kaufmannschaft an bis hinab zu den Anarchisten, eine der natürlichen Entwickelung der Dinge zuwiderlaufende Restauration durchzusetzen vermocht. Pompeius Aufgabe war weit minder schwer. Er kam zurück, nachdem er zur See und zu Lande seine verschiedenen Aufgaben vollständig und gewissenhaft gelöst hatte. Er durfte erwarten auf keine andere ernstliche Opposition zu treffen als auf die der verschiedenen extremen Parteien, von denen jede einzeln gar nichts vermochte und die selbst verbündet immer nicht mehr waren als eine Coalition eben noch hitzig sich befehdender und innerlich grundlich entzweiter Factionen. Vollkommen ungerüstet waren sie ohne Heer und Haupt, ohne Organisation in Italien, ohne Rückhalt in den Provinzen, vor allen Dingen ohne einen Feldherrn; es war in ihren Reihen kaum ein namhafter Militär, geschweige denn ein Offizier, der es hatte wagen dürfen die Bürger zum Kampfe gegen Pompeius aufzurufen. Auch das durfte in Anschlag kommen, dafs der jetzt seit siebzig Jahren rastlos flammende Vulcan der Revolution anfing an seiner eigenen Gluth zu ermatten. Es war sehr zweifelhaft, ob es jetzt noch gelingen werde die Italiker so für Parteiinteressen zu bewaffnen, wie Cinna und Carbo dies vermocht hatten. Wenn Pompeius zugriff, wie konnte es ihm fehlen eine Staatsumwälzung durchzusetzen, die in der organischen Entwickelung des römischen Gemeinwesens mit einer gewissen Naturnothwendigkeit vorgezeichnet war?

Pompeius hatte den Moment erfafst, indem er die Mission nach dem Orient übernahm; er schien fortfahren zu wollen. Im Herbste des J. 691 trat Quintus Metellus Nepos aus dem Lager des Pompeius in der Hauptstadt ein und trat auf als Bewerber um das Tribunat, in der ausgesprochenen Absicht als Volkstribun Pompeius das Consulat für das nächste Jahr und durch speciellen Volksbeschlufs die Führung des Krieges gegen Catilina zu verschaffen. Die Aufregung in Rom war gewaltig. Es war nicht zu bezweifeln, dafs Nepos im directen oder indirecten Auftrag des Pompeius handelte; Pompeius Begehren die höchste bürgerliche und militärische Gewalt in Italien zu verwalten und daselbst an der Spitze seiner asiatischen Legionen wiederum als Feldherr aufzutreten schien ein weiterer Schritt auf dem Wege zum Throne. Nepos Sendung ward aufgefafst als die halboffizielle Ankündigung der Monarchie. — Es kam alles darauf an, wie die beiden grofsen politischen Parteien zu diesen Eröffnungen sich verhielten; ihre künftige Stellung und die Zukunft der Nation hingen davon ab. Die Aufnahme aber, die Nepos fand, ward

selbst wieder bestimmt durch das damalige Verhältnifs der Parteien zu Pompeius, das sehr eigenthümlicher Art war. Als Feldherr der Demokratie war Pompeius nach dem Osten gegangen. Er hatte Ursache genug mit Caesar und seinem Anhang unzufrieden zu sein, aber ein offener Bruch war nicht erfolgt. Es ist wahrscheinlich, dafs Pompeius, der weit entfernt und mit andern Dingen beschäftigt war, überdies der Gabe sich politisch zu orientiren durchaus entbehrte, den Umfang und den Zusammenhang der gegen ihn gesponnenen demokratischen Umtriebe damals wenigstens keineswegs durchschaute, vielleicht sogar in seiner hochmüthigen und kurzsichtigen Weise einen gewissen Stolz darein setzte diese Maulwurfsthätigkeit zu ignoriren. Dazu kam, was bei einem Charakter von Pompeius Art sehr ins Gewicht fiel, dafs die Demokratie den äufseren Respect gegen den grofsen Mann nie aus den Augen gesetzt, ja eben jetzt (691), unaufgefordert wie er es hiefs, ihm durch einen besonderen Volksschlufs unerhörte Ehren und Decorationen gewährt hatte (S. 111). Indefs wäre auch alles dies nicht gewesen, so lag es in Pompeius eigenem wohlverstandenem Interesse sich wenigstens äufserlich fortwährend zur Popularpartei zu halten; Demokratie und Monarchie stehen in so enger Wahlverwandtschaft, dafs Pompeius um nach der Krone zu greifen nichts besseres thun konnte als sich zum Vorfechter der Volksrechte aufwerfen. Wenn also persönliche und politische Gründe zusammenwirkten, um trotz dem Vorgefallenen Pompeius und die Führer der Demokratie wieder einander zu nähern, so öffnete dagegen die Kluft, die ihn von seinen ehemaligen Parteigenossen trennte, sich immer weiter und immer tiefer. Sein Hader mit Metellus und Lucullus übertrug sich auf deren ausgedehnte und einflufsreiche Coterien. Eine kleinliche und für einen so kleinlich zugeschnittenen Charakter eben ihrer Kleinlichkeit wegen um so tiefer erbitternde Opposition des Senats hatte ihn auf seiner ganzen Feldherrnlaufbahn begleitet. Er empfand es schmerzlich, dafs der Senat nicht das Geringste gethan um den aufserordentlichen Mann nach Verdienst, das heifst aufserordentlich zu ehren. Nicht aus der Acht ist es ferner zu lassen, dafs die Aristokratie eben damals von dem frischen Siege berauscht, die Demokratie tief gedemüthigt war und dafs die Aristokratie von dem bocksteifen und halb närrischen Cato, die Demokratie von dem schmiegsamen Meister der Intrigue Caesar geleitet ward. — In diese Verhältnisse traf das Auftreten des von Pompeius gesandten Emissärs. Die Aristokratie betrachtete nicht blofs die Anträge, die derselbe zu

Pompeius Gunsten ankündigte, als eine Kriegserklärung gegen die bestehende Verfassung, sondern behandelte sie auch öffentlich als solche und gab sich nicht die mindeste Mühe ihre Besorgniss und ihren Ingrimm zu verhehlen: in der ausgesprochenen Absicht diese Anträge zu bekämpfen liefs sich Marcus Cato mit Nepos zugleich zum Volkstribun wählen und wies Pompeius wiederholten Versuch sich ihm persönlich zu nähern schroff zurück. Es ist begreiflich, dafs Nepos hiernach sich nicht veranlafst fand die Aristokratie zu schonen und sich den Demokraten um so bereitwilliger anschlofs, als diese, geschmeidig wie immer, in das Unvermeidliche sich fügten und das Consulat wie das Feldherrnamt in Italien lieber freiwillig zugestanden als es mit den Waffen sich abzwingen liefsen. Das herzliche Einverständnifs offenbarte sich bald. Nepos bekannte sich (Dec. 693) öffentlich zu der demokratischen Auffassung der von der Senatsmajorität kurzlich verfügten Exemtionen als verfassungswidriger Justizmorde; und dafs auch sein Herr und Meister sie nicht anders ansah, bewies sein bedeutsames Stillschweigen über die volumineuse Rechtfertigungsschrift, die ihm Cicero übersandt hatte. Andrerseits war es der erste Act, womit Caesar seine Prätur eröffnete, dafs er den Quintus Catulus wegen bei dem Wiederaufbau des capitolinischen Tempels angeblich von ihm unterschlagener Gelder zur Rechenschaft zog und die Vollendung des Tempels oder vielmehr dessen Einweihung — dem der Bau war im Wesentlichen beendet — an Pompeius übertrug. Indem er also diesem die Aussicht eröffnete an dieser stolzesten Stätte der stolzesten Stadt des Erdkreises seinen Namen einzugraben, ward die Aristokratie, die doch ihren besten Mann nicht fallen lassen konnte, auf die ärgerlichste Weise mit Pompeius verwickelt. — Inzwischen hatte Nepos seine Pompeius betreffenden Anträge bei der Bürgerschaft eingebracht. Am Tage der Abstimmung intercedirten Cato und sein Freund und College Quintus Minucius. Als Nepos sich daran nicht kehrte und mit der Verlesung fortfuhr, kam es zu einem förmlichen Handgemenge: Cato und Minucius warfen sich über ihren Collegen und zwangen ihn innezuhalten, bis eine bewaffnete Schaar ihn befreite und die Gegner vom Markte vertrieb. Aber Cato und Minucius kamen wieder, nun gleichfalls von bewaffneten Haufen begleitet, und behaupteten schliefslich das Schlachtfeld für die Regierung. Durch diesen Sieg ihrer Bande über die des Gegners ermuthigt suspendirte der Senat den Tribun Nepos so wie den Prätor Caesar, der denselben bei der Einbringung des Gesetzes nach Kräften unterstützt hatte, von

ihren Aemtern; die Absetzung, die im Senat beantragt ward, wurde, mehr wohl wegen der Verfassungs- als wegen der Zweckwidrigkeit der Massregel, von Cato verhindert. Caesar kehrte sich an den Beschluss nicht und fuhr in seinen Amtshandlungen fort, bis der Senat Gewalt gegen ihn brauchte. Zwei Tage nachher erschien die Menge vor seinem Hause und stellte sich ihm zur Verfügung; es hatte nur von ihm abgehangen den Strafsenatus zu beginnen oder wenigstens die von Metellus gestellten Anträge jetzt wieder aufzunehmen; allein keines von beidem lag in seinem Interesse und so bewog er die Haufen sich wieder zu zerstreuen, worauf der Senat die gegen ihn verhängte Suspension zurücknahm. Nepos selbst hatte sogleich nach seiner Amtsentsetzung die Stadt verlassen und sich nach Asien eingeschifft, um Pompeius von dem Erfolg seiner Sendung Bericht zu erstatten.

Pompeius hatte alle Ursache mit dieser Wendung der Dinge zufrieden zu sein. Der Weg zum Thron ging nun einmal nicht anders als durch den Bürgerkrieg. Diesen mit gutem Fug zu beginnen hatte Catos zweifache Verkehrtheit in der rechtswidrigen Verurtheilung des Lentulus und seiner Genossen und in den Gewaltsamkeiten gegen den Tribun Metellus dem Gegner die Möglichkeit gegeben; Pompeius konnte ihn führen zugleich als Verfechter der beiden Palladien der römischen Gemeindefreiheit, des Berufungsrechts und der Unverletzlichkeit des Volkstribunats gegen die Aristokratie und als Vorkämpfer der Ordnungspartei gegen die catilinarische Bande. Es schien fast unmöglich, dass Pompeius dies unterlassen und mit sehenden Augen sich zum zweitenmal in die peinliche Situation begeben werde, in die er durch die Entlassung seiner Armee im J. 684 gekommen und aus der er erst durch das gabinische Gesetz erlöst worden war. Indefs, wie nahe es ihm auch gelegt war die Krone zu ergreifen, wie sehr seine eigene Seele nach der weifsen Stirnbinde gelüstete, als es galt den Griff zu thun versagten ihm abermals Herz und Hand. Dieser in allem, nur in seinen Ansprüchen nicht, ganz gewöhnliche Mensch hatte wohl gern ausserhalb des Gesetzes sich gestellt, wenn dies nur geschehen könnte ohne den gesetzlichen Boden zu verlassen. Schon sein Zaudern in Asien liefs dies ahnen. Er hätte, wenn er gewollt, sehr wohl im Januar 692 mit Flotte und Heer im Hafen von Brundisium eintreffen und Nepos hier empfangen können. Dafs er den ganzen Winter 691/2 in Asien sumte, hatte zunächst die nächstliegende Folge, dafs die Aristokratie, die natürlich den Feldzug gegen Catilina nach Kräften be-

stifte, inzwischen mit dessen Renten fertig geworden war und damit der schicklichste Vorwand die asiatischen Legionen in Italien zusammenzuhalten hinwegfiel. Für einen Mann von Pompeius Art, der in Ermangelung des Glaubens an sich und an seinen Stern sich im öffentlichen Leben ängstlich an das formale Recht anklammerte und bei dem der Vorwand ungefähr eben so viel wog wie der Grund, fiel dieser Umstand schwer ins Gewicht. Er mochte sich ferner sagen, dafs, selbst wenn er sein Heer entlasse, er dasselbe nicht völlig aus der Hand gebe und im Nothfall doch noch eher als jedes andere Parteihaupt eine schlagfertige Armee aufzubringen vermöge, dafs die Demokratie in unterwürfiger Haltung seines Winkes gewärtig und mit dem reutenten Senat auch ohne Soldaten fertig zu werden sei und was weiter sich von solchen Erwägungen darbot, in denen gerade genug Wahres war, um sie dem, der sich selber betrügen wollte, plausibel erscheinen zu lassen. Den Ausschlag gab natürlich wiederum Pompeius eigenstes Naturell. Er gehört zu den Menschen, die wohl eines Verbrechens fähig sind, aber keiner Insubordination; im guten wie im schlimmen Sinne war er durch und durch Soldat. Bedeutende Individualitäten achten das Gesetz als die sittliche Nothwendigkeit, gemeine als die hergebrachte alltägliche Regel; eben darum fesselt die militärische Ordnung, in der mehr als irgendwo sonst das Gesetz als Routine auftritt, jeden nicht ganz in sich festen Menschen wie mit einem Zauberbann. Es ist oft beobachtet worden, dafs der Soldat, auch wenn er den Entschlufs gefafst hat seinem Vorgesetzten den Gehorsam zu versagen, dennoch, wenn Gehorsam gefordert wird, unwillkürlich wieder in Reihe und Glied tritt; es war dieses Gefühl, das Lafayette und Dumouriez im letzten Augenblick vor dem Treubruch schwanken und scheitern machte und auch Pompeius ist demselben unterlegen. — Im Herbst 692 schiffte Pompeius nach Italien sich ein. Während in der Hauptstadt alles sich bereitete den neuen Monarchen zu empfangen, kam der Bericht, dafs Pompeius, kaum in Brundisium gelandet, seine Legionen aufgelöst und mit geringem Gefolg die Reise nach der Hauptstadt angetreten habe. Wenn es ein Glück ist eine Krone muthlos zu gewinnen, so hat das Glück nie mehr für einen Sterblichen gethan als es für Pompeius that; aber an den Muthlosen verschwenden die Götter umsonst alle Gunst und alle Gabe.

Die Parteien athmeten auf. Zum zweiten Mal hatte Pompeius abdicirt; die schon überwundenen Mitbewerber konnten abermalden Wettlauf beginnen, wobei wohl das Wunderlichste war, dafs

auch in diesem Pompeius wieder mithilf. Im Januar 693 kam er nach Rom. Seine Stellung war schief und schwankte so unklar zwischen den Parteien, dafs man ihm den Spottnamen Gnaeus Janus verlieh. Er hatte es eben mit allen verdorben. Die Anarchisten sahen in ihm einen Widersacher, die Demokraten einen unbequemen Freund, Marcus Crassus einen Nebenbuhler, die vermögende Classe einen unzuverlässigen Beschützer, die Aristokraten einen erklärten Feind.* Er war wohl immer noch der mächtigste Mann im Staat; sein durch ganz Italien zerstreuter militärischer Anhang, sein Einfluss in den Provinzen, namentlich den östlichen, sein militärischer Ruf, sein ungeheurer Reichthum gaben ihm ein Gewicht wie es kein Anderer hatte; aber statt des begeisterten Empfanges, auf den er gezählt hatte, war die Aufnahme, die er fand, mehr als kühl und noch kühler behandelte man die Forderungen, die er stellte. Er begehrte für sich, wie er schon durch Nepos hatte ankündigen lassen, das zweite Consulat, ausserdem natürlich die Bestätigung der von ihm im Osten getroffenen Anordnungen und die Erfüllung des seinen Soldaten gegebenen Versprechens sie mit Landereien auszustatten. Hiegegen stellte sich im Senat eine systematische Opposition, zu der die persönliche Erbitterung des Lucullus und des Metellus Creticus, der alte Groll des Crassus und Catos gewissenhafte Thorheit die thatsächlichen Elemente hergaben. Das gewünschte zweite Consulat ward sofort und unverblümt verweigert. Gleich die erste Bitte, die der heimkehrende Feldherr an den Senat richtete, die Wahl der Consuln für 693 bis nach seinem Eintreffen in der Hauptstadt aufzuschieben, war ihm abgeschlagen worden; viel weniger war daran zu denken die erforderliche Dispensation von dem Gesetze Sullas über die Wiederwahl (II, 336) vom Senat zu erlangen. Für die in den östlichen Provinzen getroffenen Anordnungen begehrte natürlich Pompeius die Bestätigung im Ganzen; Lucullus setzte es durch, dafs über jede Verfügung besonders verhandelt und abgestimmt ward, womit für endlose Tractationen und eine Menge Niederlagen im Einzelnen das Feld eröffnet war. Das Versprechen einer Landschenkung an die Soldaten der asiatischen Armee ward vom Senat wohl im Allgemeinen

* Der Eindruck der ersten Ansprache, die Pompeius nach seiner Rückkehr an die Bürgerschaft richtete, wird von Cicero (*ad fam.* I, 11) so geschildert: *prima contio Pompei non iucunda miseris* (dem Gesindel), *inanis improbis* (den Demokraten), *beatis* (den Vermögenden) *non grata*, *bonis* (den Aristokraten) *non gravis; itaque frigebat.*

ratificirt, jedoch zugleich ausgedehnt auf die kretischen Legionen des Metellus und was schlimmer war, es wurde nicht ausgeführt, da die Gemeindekasse leer und der Senat nicht gemeint war die Domänen für diesen Zweck anzugreifen. Pompeius, daran verzweifelnd der zähen und tückischen Opposition des Rathes Herr zu werden, wandte sich an die Bürgerschaft. Allein er verstand es noch weniger auf diesem Gebiet sich zu bewegen. Die demokratischen Führer, obwohl sie ihm nicht offen entgegen wirkten, hatten doch auch durchaus keine Ursache seine Interessen zu den ihrigen zu machen und hielten sich bei Seite. Pompeius eigene Werkzeuge, wie zum Beispiel die durch seinen Einfluss und zum Theil für sein Geld gewählten Consuln Marcus Pupius Piso 693 und Lucius Afranius 694, erwiesen sich als ungeschickt und unbrauchbar. Als endlich durch den Volkstribun Lucius Flavius in Form eines allgemeinen Ackergesetzes Pompeius Begehren wegen der Landanweisung für seine alten Soldaten an die Bürgerschaft gebracht ward, blieb der von den Demokraten nicht unterstützte, von den Aristokraten offen bekämpfte Antrag in der Minorität (Anf. 694). Fast demüthig buhlte der hochgestellte Feldherr jetzt um die Gunst der Massen, wie denn auf seinen Antrieb durch ein vom Prätor Metellus Nepos eingebrachtes Gesetz die italischen Zölle abgeschafft wurden (694). Aber er spielte den Demagogen ohne Geschick und ohne Glück; sein Ansehen litt darunter und was er wollte, erreichte er nicht. Er hatte sich vollständig festgezogen. Einer seiner Gegner fasst seine damalige politische Stellung dahin zusammen, dass er bemüht sei seinen gestickten Triumphalmantel schweigend zu conserviren. Es blieb ihm in der That nichts übrig als sich zu ärgern.

Da bot sich eine neue Combination dar. Der Führer der demokratischen Partei hatte die politische Windstille, die zunächst auf den Rücktritt des bisherigen Machthabers gefolgt war, in seinem Interesse thätig benutzt. Als Pompeius aus Asien zurückkam, war Caesar wenig mehr gewesen als was auch Catilina war: der Chef einer fast in einen complottirenden Club übergegangenen politischen Partei und ein bankerotter Mann. Seitdem aber hatte er nach verwalteter Prätur (692) die Statthalterschaft des diesseitigen Spanien übernommen und dadurch Mittel gefunden theils seiner Schulden sich zu entledigen, theils zu einer militärischen Stellung und einem militärischen Ruf den Grund zu legen. Sein alter Freund und Bundesgenosse Crassus meinte den Rückhalt gegen Pompeius, den er an Piso verloren hatte (S. 160), jetzt an Caesar wieder zu finden und hatte dadurch sich bestimmen

lassen ihn noch vor seinem Abgang in die Provinz von dem drückendsten Theil seiner Schuldenlast zu befreien. Er selbst hatte den kurzen Aufenthalt daselbst energisch benutzt. Im Jahr 691 mit gefüllten Kassen und als Imperator mit wohlgegründeten Ansprüchen auf den Triumph aus Spanien zurückgekehrt, trat er für das folgende Jahr als Bewerber um das Consulat auf, um dessen willen er, da der Senat ihm die Erlaubnifs abwesend sich als Bewerber um das Consulat zu melden abschlug, die Ehre des Triumphes unbedenklich daranging. Seit Jahren hatte die Demokratie darnach gerungen einen der Ihrigen in den Besitz des höchsten Amtes zu bringen um auf dieser Brücke zur Gründung einer eigenen militärischen Macht zu gelangen. Längst war es ja den Einsichtigen aller Farben klar geworden, dafs der Parteienstreit nicht durch bürgerlichen Kampf, sondern nur noch durch Militärmacht entschieden werden könne; der Verlauf aber der Coalition zwischen der Demokratie und den mächtigen Militärchefs, durch die der Senatsherrschaft ein Ende gemacht worden war, zeigte mit unerbittlicher Schärfe, dafs jede solche Allianz thatsächlich auf eine Unterordnung der bürgerlichen unter die militärischen Elemente derselben hinauslief und dafs die Volkspartei, wenn sie wirklich herrschen wollte, nicht mit ihr eigentlich fremden, ja feindlichen Generalen sich verbinden, sondern selbst ihre Führer zu Generalen machen müsse. Die Versuche Catilinas Wahl zum Consul durchzusetzen, in Spanien oder Aegypten einen militärischen Rückhalt zu gewinnen waren gescheitert; jetzt bot sich die Möglichkeit ihrem bedeutendsten Führer das Consulat und die Consularprovinz auf dem gewöhnlichen verfassungsmäfsigen Wege zu verschaffen und durch Begründung, wenn man so sagen darf, einer demokratischen Hausmacht sich von dem zweifelhaften und gefährlichen Bundesgenossen Pompeius unabhängig zu machen. — Aber je mehr der Demokratie daran gelegen sein mufste sich diese Bahn zu eröffnen, die ihr nicht so sehr die einzige als die einzige Aussicht auf ernstliche Erfolge darbot, desto gewisser konnte sie dabei auf den energischsten Widerstand ihrer politischen Gegner zählen. Es kam darauf an, wen sie dabei sich gegenüber fand. Die Aristokratie isolirt war nicht zu fürchten; aber es hatte doch so eben in der catilinarischen Angelegenheit sich herausgestellt, dafs sie da allerdings noch etwas vermochte, wo sie von den Mannern der materiellen Interessen und von den Anhängern des Pompeius mehr oder minder offen unterstützt ward. Sie hatte Catilinas Bewerbung um das Consulat einmals vereitelt und dafs sie das Gleiche gegen Caesar ver-

suchen werde, war gewifs genug. Aber wenn auch vielleicht Caesar ihr zum Trotze gewählt ward, so war es damit nicht genug. Er bedurfte mindestens einige Jahre ungestörter Wirksamkeit aufserhalb Italiens, um eine feste militärische Stellung zu gewinnen; und sicherlich liefs die Nobilität kein Mittel unversucht um während dieser Vorbereitungszeit seine Plane zu durchkreuzen. Der Gedanke lag nahe, ob es nicht gelingen könne die Aristokratie wieder wie im J. 683 71 zu isoliren und zwischen den Demokraten nebst ihrem Bundesgenossen Crassus einer- und Pompeius und der hohen Finanz andrerseits ein auf gemeinschaftlichem Vortheil fest begründetes Bündnifs aufzurichten. Für Pompeius war ein solches allerdings ein politischer Selbstmord. Sein bisheriges Gewicht im Staate beruhte darauf, dafs er das einzige Parteihaupt war, das zugleich über Legionen, wenn auch jetzt aufgelöste, doch immer noch in einem gewissen Mafse verfügte. Der Plan der Demokratie war eben darauf gerichtet ihm dieses Uebergewichtes zu berauben und ihm in ihrem eigenen Chef einen militärischen Nebenbuhler zur Seite zu stellen. Nimmermehr durfte er hierauf eingehen, am allerwenigsten aber einem Manne wie Caesar, der schon als blofser politischer Agitator ihm genug zu schaffen gemacht und so eben in Spanien die glänzendsten Beweise auch militärischer Capacität gegeben hatte, selber zu einer Oberfeldherrnstelle verhelfen. Allein auf der anderen Seite war in Folge der chicanösen Opposition des Senats und der Gleichgültigkeit der Menge für Pompeius und seine Wünsche seine Stellung, namentlich seinen alten Soldaten gegenüber, so peinlich und so demüthigend geworden, dafs man bei seinem Charakter wohl erwarten konnte um den Preis der Erlösung aus dieser unbequemen Lage ihn für eine solche Coalition zu gewinnen. Was aber die sogenannte Ritterpartei anlangt, so fand diese überall da sich ein wo die Macht war, und es verstand sich von selbst, dafs sie nicht lange auf sich werde warten lassen, wenn sie Pompeius und die Demokratie aufs Neue ernstlich sich verbinden sah. Es kam hinzu, dafs wegen Catos übrigens sehr löblicher Strenge gegen die Steuerpächter die hohe Finanz eben jetzt wieder mit dem Senat in heftigem Hader lag. — So ward im Sommer 694 die zweite Coalition abgeschlossen. Caesar liefs sich das Consulat für das folgende Jahr und demnächst die Statthalterschaft zusichern; Pompeius ward die Ratification seiner im Osten getroffenen Verfügungen und Anweisung von Ländereien an die Soldaten der asiatischen Armee zugesagt; der Ritterschaft versprach Caesar gleichfalls das, was der Senat verweigert hatte

ihr durch die Bürgerschaft zu verschaffen; Crassus endlich, der unvermeidliche, durfte wenigstens dem Bunde sich anschliefsen, freilich ohne für den Beitritt, den er nicht versagen konnte, eine bestimmte Vergütung zugesagt zu erhalten. Es waren genau dieselben Elemente, ja dieselben Personen, die im Herbst 683 und die im Sommer 691 den Bund mit einander schlossen; aber wie so ganz anders standen doch damals und jetzt die Parteien! Damals war die Demokratie nichts als eine politische Partei, ihre Verbündeten siegreiche an der Spitze ihrer Armeen stehende Feldherren; jetzt war der Führer der Demokraten ein sieggekrönter von grofsartigen militärischen Entwürfen erfüllter Imperator, die Bundesgenossen gewesene Generale ohne Armee. Damals siegte die Demokratie in Prinzipienfragen und räumte um diesen Preis die höchsten Staatsämter ihren beiden Verbündeten ein; jetzt war sie praktischer geworden und nahm die höchste bürgerliche und militärische Gewalt für sich selber, wogegen nur in untergeordneten Verwaltungsfragen den Bundesgenossen Concessionen gemacht und, bezeichnend genug, nicht einmal Pompeius alte Forderung eines zweiten Consulats berücksichtigt wurde. Damals gab sich die Demokratie ihren Verbündeten hin; jetzt mufsten diese sich ihr anvertrauen. Alle Verhältnisse sind vollständig verändert, am meisten jedoch der Charakter der Demokratie selbst. Wohl hatte dieselbe, seit sie überhaupt war, im innersten Kern ein monarchisches Element in sich getragen; allein die ideale Monarchie, wie sie ihren besten Köpfen in mehr oder minder deutlichen Umrissen vorschwebte, blieb doch immer ein bürgerliches Gemeinwesen, eine perikleische Staatsordnung, in der die Macht des Fürsten darauf beruhte, dafs er die Bürgerschaft in edelster und vollkommenster Weise vertrat und der vollkommenste und edelste Theil der Bürgerschaft ihren rechten Vertrauensmann in ihm erkannte. Auch Caesar ist von solchen idealen Anschauungen ausgegangen; aber es waren nun einmal Ideale, die wohl auf die Realitäten einwirken, aber nicht geradezu realisirt werden konnten. Weder die einfache bürgerliche Gewalt, wie Gaius Gracchus sie besessen hatte, noch die Bewaffnung der demokratischen Partei, wie sie Cinna freilich in sehr unzulänglicher Art versuchte, vermochten in dem römischen Gemeinwesen als dauerndes Schwergewicht sich zu behaupten; die nicht für eine Partei, sondern für einen Feldherrn fechtende Heeresmaschine, die rohe Macht der Condottieri zeigte, nachdem sie zuerst im Dienste der Restauration auf den Schauplatz getreten war, bald allen politischen Parteien sich unbedingt überlegen. Auch Caesar

mufste im praktischen Parteitreiben hievon sich überzeugen und also reifte in ihm der verhängnifsvolle Entschlufs diese Heeresmaschine selbst der bürgerlichen Ordnung dienstbar zu machen und das ideale Gemeinwesen, wie er es im Sinne trug, durch Condottiergewalt aufzurichten. In dieser Absicht schlofs er im J. 683 den Bund mit den Generalen der Gegenpartei, welcher, ungeachtet dieselben das demokratische Programm acceptirt hatten, doch die Demokratie und Caesar selbst an den Rand des Unterganges führte. In der gleichen Absicht trat elf Jahre später er selber als Condottier auf. Es geschah in beiden Fällen mit einer gewissen Naivetät, mit dem guten Glauben an die Möglichkeit ein freies Gemeinwesen wo nicht durch fremde, doch durch den eigenen Säbel begründen zu können. Man sieht es ohne Mühe ein, dafs dieser Glaube trog und dafs Niemand den bösen Geist zum Diener nimmt, ohne ihm selbst zum Knecht zu werden; aber die gröfsten Männer sind nicht die, welche am wenigsten irren. Wenn noch nach Jahrtausenden wir ehrfurchtsvoll uns neigen vor dem, was Caesar gewollt und gethan hat, so liegt die Ursache nicht darin, dafs er eine Krone begehrt und gewonnen hat, was an sich so wenig etwas Grofses ist wie die Krone selbst, sondern darin, dafs sein mächtiges Ideal: eines freien Gemeinwesens unter einem Monarchen — ihn nie verlassen und auch als Monarchen ihn davor bewahrt hat in das gemeine Königthum zu versinken.

Ohne Schwierigkeit ward von den vereinigten Parteien Caesars Wahl zum Consul für das Jahr 695 durchgesetzt. Da seine Wahl nicht zu hindern war, mufste die Aristokratie sich begnügen ihm in der Person des Marcus Bibulus einen Collegen zuzugesellen, dessen bornirter Starrsinn in ihren Kreisen als conservative Energie betrachtet ward. Durch einen selbst in dieser Zeit tiefster Corruption Aufsehen erregenden Stimmenkauf, wofür die gesammte Aristokratie die Mittel zusammenschofs, wurde Bibulus Wahl durchgesetzt und an seinem guten Willen wenigstens lag es nicht, wenn die vornehmen Herren ihre patriotischen Auslagen nicht wieder herausbekamen. — Caesar brachte zunächst die Begehren seiner Verbündeten zur Verhandlung, unter denen die Landanweisung an die Veteranen des asiatischen Heeres bei weitem das wichtigste war. Das zu diesem Ende von Caesar entworfene Ackergesetz hielt im Allgemeinen fest an den Grundzügen, wie sie in dem das Jahr zuvor in Pompeius Auftrag eingebrachten, aber gescheiterten Gesetzentwurf aufgestellt worden waren (S. 188). Zur Vertheilung ward nur das italische Domanialland bestimmt, das heifst wesentlich das Gebiet von Capua.

und, wenn dies nicht ausreichen sollte, anderer italischer Grundbesitz, der aus dem Ertrage der neuen östlichen Provinzen zu dem in den Schätzungslisten verzeichneten Taxationswerth angekauft werden sollte; alle bestehenden Eigenthums- und Erbbesitzrechte blieben also unangetastet. Die einzelnen Parzelen waren klein. Die Landempfänger sollten arme Bürger Väter von wenigstens drei Kindern sein; der bedenkliche Grundsatz, dafs der geleistete Militärdienst Anspruch auf Grundbesitz gebe, ward nicht aufgestellt, sondern es wurden nur, wie es billig und zu allen Zeiten geschehen war, die alten Soldaten so wie nicht minder die auszuweisenden Zeitpächter den Landaustheilern vorzugsweise zur Berücksichtigung empfohlen. Die Ausführung ward einer Commission von zwanzig Mannern übertragen, in die Caesar sich selber nicht wählen lassen zu wollen bestimmt erklärte. Die Opposition hatte gegen diesen Vorschlag einen schweren Stand. Es liefs sich vernünftiger Weise nicht leugnen, dafs die Staatsfinanzen nach Einrichtung der Provinzen Pontus und Syrien im Stande sein mufsten auf die campanischen Pachtgelder zu verzichten; dafs es unverantwortlich war einen der schönsten und eben zum Kleinbesitz vorzüglich geeigneten Districte Italiens dem Privatverkehr zu entziehen; dafs es überhaupt ebenso ungerecht wie lächerlich war noch jetzt nach der Erstreckung des Bürgerrechts auf ganz Italien der Ortschaft Capua die Municipalrechte vorzuenthalten. Der ganze Vorschlag trug den Stempel der Mäfsigung, der Ehrlichkeit und der Solidität, womit sehr geschickt der demokratische Parteicharacter verbunden war; denn im Wesentlichen lief derselbe doch hinaus auf Wiederherstellung der in der marianischen Zeit gegründeten, von Sulla wieder aufgehobenen capuanischen Colonie (II, 301. 330). Auch in der Form beobachtete Caesar jede mögliche Rücksicht. Er legte den Entwurf des Ackergesetzes, so wie zugleich den Antrag die von Pompeius im Osten erlassenen Verfügungen in Bausch und Bogen zu ratificiren, und die Petition der Steuerpächter um Nachlafs eines Drittels der Pachtsummen, zunächst dem Senat zur Begutachtung vor und erklärte sich bereit Abänderungsvorschläge entgegenzunehmen und zu discutiren. Das hohe Collegium hatte jetzt Gelegenheit sich zu überzeugen, wie thöricht es gehandelt hatte durch Verweigerung dieser Begehren Pompeius und die Ritterpartei dem Gegner in die Arme zu treiben. Vielleicht war es das stille Gefühl hiervon, das die hochgebornen Herren zu dem lautesten und mit dem gehaltenen Auftreten Caesars übel contrastirenden Widerhellen trieb. Das Ackergesetz ward einfach und selbst ohne Discussion zu-

rückgewiesen. Den Antrag hinsichtlich der Steuerpächter versuchte Cato nach der unlöblichen Sitte des römischen Parlamentarismus todtzusprechen, d. h. bis zu der gesetzlichen Schlufsstunde der Sitzung seine Rede fortzuspinnen; worauf Caesar Miene machte, den störrigen Mann verhaften zu lassen. Schliefslich ward auch dieser Antrag verworfen. — Natürlich gingen nun sämmtliche Anträge an die Bürgerschaft. Ohne sich weit von der Wahrheit zu entfernen, konnte Caesar der Menge sagen, dafs der Senat die vernünftigsten und nothwendigsten in der achtungsvollsten Form an ihn gebrachten Vorschläge, blofs weil sie von dem demokratischen Consul kamen, schnöde zurückgewiesen habe. Wenn er hinzufügte, dafs die Aristokraten ein Complott gesponnen hätten um die Verwerfung der Anträge zu bewirken und die Bürgerschaft, namentlich Pompeius selbst und seine alten Soldaten, aufforderte gegen List und Gewalt ihm beizustehen, so war auch dies keineswegs aus der Luft gegriffen. Die Aristokratie, voran der eigensinnige Schwachkopf Bibulus und der standhafte Principienmarr Cato, hatte in der That beschlossen die Sache noch weiter zu treiben. Pompeius, von Caesar veranlafst sich über seine Stellung zu der obschwebenden Frage auszusprechen, erklärte unumwunden, wie es sonst seine Art nicht war, dafs wenn Jemand wagen sollte das Schwert zu zücken, auch er nach dem seinigen greifen und dann den Schild nicht zu Hause lassen werde; ebenso sprach Crassus sich aus. Pompeius alte Soldaten wurden angewiesen am Tage der Abstimmung, die ja sie zunächst anging, zahlreich und mit Waffen unter den Kleidern auf dem Stimmplatze zu erscheinen. Die Nobilität indefs hatte nun einmal beschlossen keine Mittel unversucht zu lassen um die Anträge Caesars zu vereiteln. An jedem Tage, wo Caesar vor dem Volke auftrat, stellte sein College Bibulus die bekannten politischen Wetterbeobachtungen an, die alle öffentlichen Geschäfte unterbrachen (II, 399); Caesar kümmerte sich um den Himmel nicht, sondern fuhr fort seine irdischen Geschäfte zu betreiben. Die tribunicische Intercession ward eingelegt; Caesar begnügte sich sie nicht zu beachten. Bibulus und Cato sprangen auf die Rednerbühne, harangirten die Menge und trieben es bis zum Krawall; Caesar liefs sie durch Gerichtsdiener vom Markte hinwegführen und übrigens dafür sorgen, dafs ihnen kein Leides geschah — es lag auch in seinem Interesse, dafs die politische Komödie das blieb was sie war. Alles Chicanirens und alles Polterns der Nobilität ungeachtet wurden das Ackergesetz, die Bestätigung der asiatischen Organisationen und der Nachlafs für die

Steuerpächter von der Bürgerschaft angenommen, die Zwanzigercommission, an ihrer Spitze Pompeius und Crassus, erwählt und in ihr Amt eingesetzt; mit allen ihren Anstrengungen hatte die Aristokratie nichts weiter erreicht, als dafs ihre blinde und gehässige Widersetzlichkeit die Bande der Coalition noch fester gezogen und ihre Energie, deren sie bald bei wichtigern Dingen bedurfen sollte, an diesen im Grunde gleichgültigen Angelegenheiten sich erschöpft hatte. Man becomplimentirte sich unter einander über den bewiesenen Heldenmuth; dafs Bibulus erklärt hatte lieber sterben als weichen zu wollen, dafs Cato gar noch in den Tagen der Bittel fortgefahren hatte zu pereriren, waren grofse patriotische Thaten; übrigens ergab man sich in sein Schicksal. Der Consul Bibulus schlofs sich für den noch übrigen Theil des Jahres in sein Haus ein, wobei er zugleich durch öffentlichen Anschlag bekannt machte, dafs er die fromme Absicht habe an allen in diesem Jahr zu Volksversammlungen geeigneten Tagen nach Himmelszeichen zu spähen. Seine Collegen bewunderten wieder den grofsen Mann, der, gleich wie Ennius von dem alten Fabius gesagt, ‚den Staat durch Zaudern errette' und thaten wie er; die meisten derselben, darunter Cato, erschienen nicht mehr im Senat und halfen innerhalb der vier Wände ihrem Consul sich ärgern, dafs der politischen Astronomie zum Trotz die Weltgeschichte weiter ging. Dem Publicum erschien diese Passivität des Consuls so wie überhaupt der Aristokratie wie billig als deren politische Abdication; und die Coalition war natürlich sehr wohl damit zufrieden, dafs man sie die weiteren Schritte fast ungestört thun liefs. Der wichtigste darunter war die Regulirung der künftigen Stellung Caesars. Verfassungsmäfsig lag es dem Senat ob die Competenzen der Consuln in ihrem zweiten Amtsjahr noch vor ihrer Wahl festzustellen; demgemäfs hatte er denn auch, in Voraussicht der Wahl Caesars, dazu für 696 die gleichgültigsten Geschäfte, Strafsenbauten und dergleichen nützliche Dinge ausersehen. Natürlich konnte es dabei nicht bleiben; es war unter den Verbündeten ausgemacht, dafs Caesar ein aufserordentliches nach dem Muster der gabinisch-manilischen Gesetze zugeschnittenes Commando durch Volksschlufs erhalten solle. Caesar hatte öffentlich erklärt keinen Antrag zu seinem eigenen Gunsten einbringen zu wollen; so übernahm es der Volkstribun Publius Vatinius den Antrag bei der Bürgerschaft zu stellen, die natürlich unbedingt gehorchte. Caesar erhielt dadurch die Statthalterschaft des cisalpinischen Galliens und den Oberbefehl der drei daselbst stehenden schon im Grenzkrieg unter Lucius Afranius erprobten Le-

gionen, ferner proprätorischen Rang für seine Adjutanten, wie die pompeianischen ihn gehabt hatten; auf fünf Jahre hinaus, auf längere Zeit als je früher ein überhaupt auf bestimmte Zeit beschränkter Feldherr bestellt worden war, ward dies Amt ihm gesichert. Den Kern seiner Statthalterschaft bildeten die Transpadaner, seit Jahren schon in Hoffnung auf Erlangung des Bürgerrechts die Clienten der demokratischen Partei in Rom und insbesondere Caesars (S. 152). Sein Amtsbezirk erstreckte sich südlich bis zum Arnus und zum Rubico und schlofs Luca und Ravenna ein; da in der Halbinsel selbst verfassungsmäfsig keine Truppen stehen durften (II, 340), so war durch diesen Beschlufs Rom und Italien dem Heerführer der Demokratie auf die nächsten fünf Jahre wehrlos überliefert. Nachträglich ward dann noch die Provinz Narbo mit der einen daselbst befindlichen Legion zu Caesars Amtsbezirk hinzugefügt, was auf Pompeius Antrag der Senat beschlofs, um wenigstens nicht auch dies Commando durch aufserordentlichen Bürgerschaftsbeschlufs auf Caesar übergehen zu sehen. Indem in den Legionen des cis- und transalpinischen Galliens die Coalition und zunächst Caesar das Schwergewicht in der Hand behielt, das ihr die Herrschaft über Italien auch ferner sicherte, war der Plan der Verbündeten in seinen wesentlichen Theilen durchgeführt und das erreicht, was Caesar als Consul sich vorgesetzt hatte. Es versteht sich, dafs man nebenbei nicht versäumte die Menge durch Spiele und Lustbarkeiten aller Art bei guter Laune zu erhalten und dafs man gern jede Gelegenheit ergriff die Kasse der Verbündeten zu füllen; wie denn zum Beispiel dem König von Aegypten der Volksschlufs, der ihn als legitimen Herrscher anerkannte (S. 146), von der Coalition um hohen Preis verkauft ward und ebenso andere Dynasten und Gemeinden Freibriefe und Privilegien bei dieser Gelegenheit erwarben.

Auch die Stabilität der getroffenen Verfügungen schien hinlänglich gesichert. Das Consulat war wenigstens für das nächste Jahr sicheren Händen anvertraut. Das Publicum glaubte anfangs, dafs es Pompeius und Crassus selber bestimmt sei; die Machthaber zogen es indefs vor zwei untergeordnete, aber zuverlässige Männer ihrer Partei, Aulus Gabinius, den besten unter Pompeius Adjutanten, und Lucius Piso, der minder bedeutend, aber Caesars Schwiegervater war, für 696 zu Consuln wählen zu lassen. Pompeius übernahm es persönlich Italien zu überwachen, wo er an der Spitze der Zwanzigercommission die Ausführung des Ackergesetzes betrieb und gegen 20,000 Bürger, grofsen-

theils alte Soldaten aus seiner Armee, im Gebiete von Capua mit Grundbesitz ausstattete; als Rückhalt gegen die hauptstädtische Opposition dienten ihm Caesars norditalische Legionen. Ein Bruch unter den Machthabern selbst stand zunächst wenigstens nicht in Aussicht. Die von Caesar als Consul erlassenen Gesetze, an deren Aufrechthaltung Pompeius wenigstens ebenso viel gelegen war als Caesar, verbürgten auch für die Zukunft die Spaltung zwischen Pompeius und der Aristokratie, deren Spitzen, namentlich Cato fortfuhren diese Gesetze als nichtig zu behandeln, und damit den Fortbestand der Coalition. Es kam hinzu, dafs auch die persönlichen Bande zwischen ihren Häuptern sich enger zusammengezogen. Caesar hatte seinen Verbündeten redlich und treulich Wort gehalten ohne sie in dem Versprochenen zu beknappen oder zu chicaniren und namentlich das in Pompeius Interesse beantragte Ackergesetz völlig wie seine eigene Sache mit Gewandtheit und Energie durchgefochten; Pompeius war nicht unempfänglich für rechtliches Verhalten und bürgerliche Treue und wohlwollend gestimmt gegen denjenigen, der ihm mit einem Schlag über die seit drei Jahren gespielte unselige Petentenrolle hinweg geholfen hatte. Der häufige und vertraute Verkehr mit einem Manne von der unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit Caesars that das Uebrige um den Bund der Interessen in einen Freundschaftsbund umzugestalten. Das Ergebnifs und das Unterpfand dieser Freundschaft, freilich zugleich auch eine öffentliche schwer mifszuverstehende Ankündigung der neu begründeten Gesammtherrschaft wurde das Eheband, das Pompeius mit Caesars einziger dreiundzwanzigjähriger Tochter einging. Julia, die die Anmuth ihres Vaters geerbt hatte, lebte mit ihrem um das Doppelte ältern Gemahl in der glücklichsten Häuslichkeit und die nach so vielen Nöthen und Krisen nach Ruhe und Ordnung verlangende Bürgerschaft sah in diesem Ehebündnifs die Gewähr einer friedlichen und gedeihlichen Zukunft. — Je fester und enger also das Bündnifs zwischen Pompeius und Caesar sich knüpfte, desto hoffnungsloser gestaltete sich die Sache der Aristokratie. Sie fühlte das Schwert über ihrem Haupte schweben und kannte Caesar hinlänglich um nicht zu bezweifeln, dafs er wenn nöthig es unbedenklich brauchen werde. „Von allen Seiten, schrieb einer von ihnen", stehen wir im Schach; schon haben wir aus Furcht vor dem Tode oder vor der Verbannung auf die „Freiheit" verzichtet; Jeder seufzt, zu reden wagt keiner". Mehr konnten die Verbündeten nicht verlangen. Aber wenn auch die Majorität der Aristokratie in dieser

wünschenswerthen Stimmung sich befand, so fehlte es doch natürlich in dieser Partei auch nicht an Heifssspornen. Kaum hatte Caesar das Consulat niedergelegt, als einige der hitzigsten Aristokraten Lucius Domitius und Gaius Memmius in vollem Senat den Antrag stellten die julischen Gesetze zu cassiren. Es war das freilich nichts als eine Thorheit, die nur zum Vortheil der Coalition ausschlug; denn da Caesar nun selbst darauf bestand, dafs der Senat die Gültigkeit der angefochtenen Gesetze untersuchen möge, konnte dieser nicht anders als deren Legalität förmlich anerkennen. Allein begreiflicher Weise fanden dennoch die Machthaber hierin eine neue Aufforderung an einigen der namhaftesten und vorlautesten Opponenten ein Exempel zu statuiren und dadurch sich zu versichern, dafs die übrige Masse bei jenem zweckmäfsigen Seufzen und Schweigen beharre. Anfangs hatte man gehofft, dafs die Clausel des Ackergesetzes, welche wie üblich den Eid auf das neue Gesetz den sämmtlichen Senatoren bei Verlust ihrer politischen Rechte auferlegte, die heftigsten Opponenten bestimmen werde nach dem Vorgange des Metellus (II, 191) sich durch die Eidverweigerung selber zu verbannen. Allein so gefällig erwiesen sich dieselben denn doch nicht: selbst der gestrenge Cato bequemte sich zu schwören und seine Sanchos folgten ihm nach. Ein zweiter und weit weniger ehrbarer Versuch die Häupter der Aristokratie wegen eines angeblich gegen Pompeius gesponnenen Mordanschlags vor Gericht zu ziehen und dadurch in die Verbannung zu treiben ward durch die Untüchtigkeit der Werkzeuge vereitelt; der Denunciant, ein gewisser Vettius, übertrieb und widersprach sich so arg und der Tribun Vatinius, der die unsaubere Maschine dirigirte, zeigte sein Einverständnifs mit jenem Vettius so deutlich, dafs man es gerathen fand den letzteren im Gefängnifs zu erdrosseln und die ganze Sache fallen zu lassen. Indefs hatte man bei dieser Gelegenheit von der totalen Devote der Aristokratie und der grenzenlosen Angst der vornehmen Herren sich sattsam überzeugt; selbst ein Mann wie Lucius Lucullus hatte sich persönlich Caesar zu Füfsen geworfen und öffentlich erklärt, dafs er seines hohen Alters wegen sich genöthigt sehe sich vom öffentlichen Leben zurückzuziehen. Man liefs sich denn endlich an einzelnen wenigen Opfern genügen. Hauptsächlich galt es Cato zu entfernen, der seiner Ueberzeugung von der Nichtigkeit der sämmtlichen julischen Gesetze kein Hehl hatte und der der Mann war so wie er dachte zu handeln. Ein solcher Mann war freilich Marcus Cicero nicht und man gab sich nicht die Mühe ihn zu fürchten

Allem die demokratische Partei, die in der Coalition die erste Rolle spielte, konnte den Justizmord des 5. Dec. 691, den sie so laut und mit so gutem Recht getadelt hatte, unmöglich nach ihrem Siege ungeahndet lassen. Hätte man die wirklichen Urheber des verhängnifsvollen Beschlusses zur Rechenschaft ziehen wollen, so mufste man freilich sich nicht an den schwachmüthigen Consul halten, sondern an die Fraction der strengen Aristokratie, die den ängstlichen Mann zu jener Execution gedrängt hatte; aber nach formellem Recht waren allerdings nicht die Rathgeber des Consuls, sondern zunächst der Consul selbst für dieselbe verantwortlich und vor allem war es der mildere Weg nur den Consul zur Rechenschaft zu ziehen und das Senatscollegium ganz aus dem Spiele zu lassen, welche Absicht sehr scharf darin hervortritt, dafs der Senatsbeschlufs, kraft dessen Cicero die Hinrichtung anordnete, in den Motiven des gegen Cicero gerichteten Antrags als untergeschoben bezeichnet ward. Es kam hinzu dafs Cicero es nicht über sich gewinnen konnte weder den Machthabern die erlangte Garantie zu geben, noch unter einem der mehrfach ihm dargebotenen schicklichen Vorwände sich selbst von Rom zu verbannen, noch auch nur zu schweigen. Bei dem besten Willen allen Anstofs zu vermeiden und der aufrichtigsten Angst hatte er doch nicht Haltung genug um vorsichtig zu sein; das Wort mufste heraus, wenn ein petulanter Witz ihn prickelte oder wenn ein durch das Lob so vieler adlichen Herren fast übergeschnapptes Selbstbewufstsein die wohlcadenzirten Perioden des plebejischen Advokaten schwellte. Die Ausführung der gegen Cato und Cicero beschlossenen Mafsregeln ward dem lockeren und wüsten, der nicht talentlosen Publius Clodius übertragen, der seit Jahren mit Cicero in der bittersten Feindschaft lebte und, um diese befriedigen und als Demagoge eine Rolle spielen zu können, unter Caesars Consulat sich durch eilige Adoption aus einem Patricier in einen Plebejer verwandelt und dann für das J. 696 zum Volkstribun hatte wählen lassen. Als Rückhalt für Clodius verweilte der Proconsul Caesar, bis der Schlag gegen die beiden Opfer gefallen war, in der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt. Den erhaltenen Aufträgen gemäfs proponirte Clodius der Bürgerschaft Cato mit der Regulirung der verwickelten Gemeindeverhältnisse der Byzantiner und mit der Einziehung des Königreichs Kypros zu beauftragen, welches ebenso wie Aegypten durch das Testament Alexanders II. den Römern angefallen war und nicht wie Aegypten die römische Einziehung abgekauft, dessen König überdies den Clodius vor Zeiten persönlich beleidigt hatte. Hin-

sichtlich Ciceros brachte Clodius einen Gesetzentwurf ein, welcher die Hinrichtung eines Bürgers ohne Urtheil und Recht als ein mit Landesverweisung zu bestrafendes Verbrechen bezeichnete. Cato also ward durch eine ehrenvolle Mission entfernt, Cicero wenigstens mit der möglichst gelinden Strafe belegt, überdies in dem Antrag doch nicht mit Namen genannt. Das Vergnügen aber versagte man sich nicht einerseits einen notorisch zaghaften und zu der Gattung der politischen Wetterfahnen zählenden Mann wegen von ihm bewiesener conservativer Energie zu bestrafen, andererseits den verbissenen Gegner aller Eingriffe der Bürgerschaft in die Administration und aller aufserordentlichen Commandos durch Bürgerschaftsbeschlufs selbst mit einem solchen auszustatten; und in gleichem Sinn ward der Cato betreffende Antrag motivirt mit der abnormen Tugendhaftigkeit dieses Mannes, welche ihn vor jedem Andern geeignet erscheinen lasse einen so kitzlichen Auftrag, wie die Einziehung des ansehnlichen kyprischen Kronschatzes war, auszuführen ohne zu stehlen. Man sieht, dafs beide Anträge denselben Charakter rücksichtsvoller Deferenz und kühler Ironie an sich tragen, der Caesars Verhalten dem Senat gegenüber durchgängig bezeichnet. Auf Widerstand stiefsen sie nicht. Es half natürlich nichts, dafs die Senatsmajorität, um doch auf irgend eine Art gegen die Verhöhnung und Brandmarkung ihres Beschlusses in der catilinarischen Sache zu protestiren, öffentlich das Trauergewand anlegte und dafs Cicero selbst, nun da es zu spät war, bei Pompeius kniefällig um Gnade bat; er mufste sich entschliessen Italien zu verlassen (April 696), noch bevor das Gesetz durchging, das ihm die Heimath verschlofs. Cato liefs es gleichfalls nicht darauf ankommen durch Ablehnung des ihm gewordenen Auftrags schärfere Mafsregeln zu provociren, sondern nahm denselben an und schiffte sich ein nach dem Osten (S. 146). Das Nächste war gethan; auch Caesar konnte Italien verlassen um sich ernsteren Aufgaben zu widmen.

KAPITEL VI.

Die Unterwerfung des Westens.

Wenn von dem armseligen Einerlei des politischen Egoismus, der in der Curie und auf den Strafsen der Hauptstadt seine Schlachten schlug, sich der Gang der Geschichte wieder zu wichtigeren Dingen wendet, als die Frage ist, ob der erste Monarch Roms Gnaeus, Gaius oder Marcus heifsen wird, so mag es wohl gestattet sein an der Schwelle eines Ereignisses, dessen Folgen noch heute die Geschicke der Welt bestimmen, einen Augenblick innzuschauen und den Zusammenhang zu bezeichnen, in welchem die Eroberung des heutigen Frankreich durch die Römer und ihre ersten Berührungen mit den Bewohnern Deutschlands und Grofsbritanniens weltgeschichtlich aufzufassen sind. — Kraft des Gesetzes, dafs das zum Staat entwickelte Volk die politisch, das ultisirte die geistig unmündigen Nachbaren in sich auflöst — kraft dieses Gesetzes, das so allgemeingültig und so sehr Naturgesetz st wie das Gesetz der Schwere, war die italische Nation, die einge des Alterthums, welche die höhere politische Entwicklung und die höhere Civilisation, wenn auch letztere nur in unvollkommener und äufserlicher Weise, mit einander zu verbinden vermocht hat, befugt die zum Untergang reifen griechischen Staaten des Ostens sich unterthan zu machen und die Völkerschaften niedrigerer Culturgrade im Westen, Libyer, Iberer, Kelten, Germanen durch ihre Ansiedler zu verdrängen — eben wie England mit gleichem Recht in Ostindien eine ebenbürtige, aber politisch impotente Civilisation sich unterworfen, in Amerika und Australien ausgedehnte barbarische Landschaften mit dem Stempel sei-

ner Nationalität bezeichnet und geadelt hat und noch fortwährend bezeichnet und adelt. Die römische Aristokratie vollbrachte die Vorbedingung dieser Aufgabe, die Einigung Italiens, aber die Aufgabe selber hat sie nicht gelöst, sondern die aufseritalischen Eroberungen stets nur entweder als nothwendiges Uebel oder auch als einen gleichsam aufserhalb des Staates stehenden Renteerwerb betrachtet. Es ist der unvergängliche Ruhm der römischen Demokratie oder Monarchie — denn beides fällt zusammen —, dafs sie jene höchste Bestimmung ihres Gemeinwesens richtig erkannt und kräftig verfolgt hat. Was die unwiderstehliche Macht der Verhältnisse, die den Senat wider Willen zwang die Grundlagen der künftigen römischen Macht im Westen wie im Osten festzustellen, vorbereitet hatte, was dann die römische Emigration in die Provinzen, die zwar als Landplage kam, aber in den westlichen Landschaften doch auch als Pionier einer höheren Cultur, instinctmäfsig erfafste, das hat der Schöpfer der römischen Demokratie Gaius Gracchus mit staatsmännischer Klarheit und Sicherheit erkannt und durchzuführen begonnen. Die beiden Grundgedanken der neuen Politik: das Machtgebiet Roms, soweit es hellenisch war, zu reuniren, so weit es nicht hellenisch war, zu colonisiren, fanden ihre praktische Anerkennung bereits in der Einziehung des attalischen Reiches, in den transalpinischen Eroberungen des Flaccus. Aber die obsiegende Reaction liefs diese Gedanken verkümmern. Der römische Staat blieb ein wüste Ländermasse ohne intensive Occupation und ohne gehörige Grenzen; Spanien und die griechisch-asiatischen Besitzungen waren durch weite kaum in ihren Küstensäumen den Römern unterthänige Gebiete von dem Mutterland geschieden, an der afrikanischen Nordküste waren nur die Gebiete von Karthago und Kyrene inselartig occupirt, selbst von dem unterthänigen Gebiet grofse Strecken namentlich in Spanien den Römern nur dem Namen nach unterworfen; von Seiten der Regierung geschah schlechterdings nichts zur Concentrirung und Arrondirung der Herrschaft und der Verfall der Flotte schien endlich das letzte Band zwischen den entlegenen Besitzungen zu lösen. Wohl versuchte die Demokratie, wie sie nur wieder ihr Haupt erhob, auch die äufsere Politik im Geiste des Gracchus zu gestalten, wie denn namentlich Marius mit solchen Ideen sich trug; aber sie vermochte nicht auf die Dauer ans Ruder zu kommen und es blieb darum auch hier im Ganzen bei Entwürfen. Erst als mit dem Sturz der sullanischen Verfassung im J. 684 die Demokratie thatsächlich das Regiment in die Hand nahm, trat auch in diese

lhnsicht ein Umschwung ein. Vor allen Dingen ward die Herrschaft auf dem mittelländischen Meer wieder hergestellt, die erste Lebensfrage für einen Staat wie der römische war. Gegen Osten wurde durch Annectirung der pontischen und syrischen Landschaften die Euphratgrenze gesichert. Aber es war noch übrig in den transalpinischen Eroberungen zugleich das römische Gebiet gegen Norden und Westen abzuschliefsen und der hellenischen Cultisation, der noch keineswegs gebrochenen Kraft des italischen Stammes hier ein neues jungfräuliches Gebiet zu gewinnen. Dieser Aufgabe hat Gaius Caesar sich unterzogen. Es ist ein Irrthum und mehr noch ein Frevel gegen den in der Geschichte mächtigen heiligen Geist, wenn man Gallien einzig als den Exercirplatz betrachtet, auf dem Caesar sich und seine Legionen für den bevorstehenden Bürgerkrieg übte. Wenn auch die Unterwerfung des Westens für Caesar insofern ein Mittel zum Zweck war, als er seine spätere Machtstellung in den transalpinischen Kriegen begründet hat, so ist eben dies das Privilegium des staatsmännischen Genies, dafs seine Mittel selbst wieder Zwecke sind. Caesar bedurfte wohl für seine Parteizwecke einer militärischen Macht; Gallien aber hat er nicht als Parteimann erobert. Es war für Rom eine politische Nothwendigkeit der ewig drohenden Invasion der Deutschen schon jenseit der Alpen zu begegnen und dort einen Damm zu ziehen, der der römischen Welt den Frieden sicherte. Aber auch dieser Zweck, wie wichtig er immer war, war noch nicht der höchste und letzte, weshalb Gallien von Caesar erobert ward. Als der römischen Bürgerschaft die alte Heimath zu eng geworden war und sie in Gefahr stand zu verkümmern, rettete die italische Eroberungspolitik des Senats dieselbe vom Untergang. Jetzt war auch die italische Heimath wieder zu eng geworden; wieder siechte der Staat an demselben in gleicher Art, nur in gröfseren Verhältnissen sich wiederholenden socialen Mifsverhältnifs. Es war ein genialer Gedanke, eine grofsartige Hoffnung, welche Caesar über die Alpen führte, der Gedanke und die Zuversicht dort seinen Mitbürgern eine neue grenzenlose Heimath zu gewinnen und den Staat zum zweiten Mal dadurch zu regeneriren, dafs er auf eine breitere Basis gestellt ward.

Gewissermafsen läfst sich zu den auf die Unterwerfung des Westens abzielenden Unternehmungen schon der Feldzug rechnen, den Caesar im J. 693 im jenseitigen Spanien unternahm. Wie lange auch Spanien schon den Römern gehorchte, immer noch war selbst nach der Expedition des Decimus Brutus gegen die

Gallaecker (II, 17) das westliche Gestade von den Römern wesentlich unabhängig geblieben und die Nordküste noch gar von ihnen nicht betreten worden; und die Raubzüge, denen von hier aus die unterthänigen Landschaften fortwährend ausgesetzt blieben, thaten der Civilisirung und Romanisirung Spaniens nicht geringen Eintrag. Hiegegen richtete sich Caesars Zug an der Westküste hinauf. Er überschritt die den Tajo nördlich begrenzende Kette der herminischen Berge (Sierra de Estrella), nachdem er die Bewohner derselben geschlagen und zum Theil in die Ebene übergesiedelt hatte, unterwarf die Landschaft zu beiden Seiten des Duero und gelangte bis an die nordwestliche Spitze der Halbinsel, wo er mit Hülfe einer von Gades herbeigezogenen Flottille Brigantium (Coruña) einnahm. Dadurch wurden die Anwohner des atlantischen Oceans, Lusitaner und Gallaecker zur Anerkennung der römischen Suprematie gezwungen, während der Ueberwinder zugleich darauf bedacht war durch Herabsetzung der nach Rom zu entrichtenden Tribute und Regulirung der ökonomischen Verhältnisse der Gemeinden die Lage der Unterthanen überhaupt leidlich zu gestalten. — Indefs wenn auch schon in diesem militärischen und administrativen Debut des grofsen Feldherrn und Staatsmannes dieselben Talente und dieselben leitenden Gedanken durchschimmern, die er später auf gröfseren Schauplätzen bewährt hat, so war doch seine Wirksamkeit auf der iberischen Halbinsel viel zu vorübergehend um hier tief einzugreifen, um so mehr als bei den eigenthümlichen physischen und nationalen Verhältnissen derselben nur eine längere Zeit hindurch mit Stetigkeit fortgesetzte Thätigkeit eine dauernde Wirkung hervorbringen konnte.

Eine bedeutendere Rolle in der romanischen Entwickelung des Westens war der Landschaft bestimmt, welche zwischen den Pyrenäen und dem Rheine, dem Mittelmeer und dem atlantischen Ocean sich ausbreitet und an der seit der augusteischen Zeit der Name des Keltenlandes, Gallien vorzugsweise haftet, obwohl genau genommen das Keltenland theils enger ist, theils viel weiter sich erstreckt und jene Landschaft niemals eine nationale und eine politische Einheit nicht vor Augustus gebildet hat. Es ist eben darum nicht leicht von den sehr mannigfaltigen Zuständen, die Caesar bei seinem Eintreffen daselbst im J. 696 vorfand, ein anschauliches Bild zu entwerfen. — In der Landschaft am Mittelmeer, welche, ungefähr im Westen der Rhone Languedoc, im Osten Dauphiné und Provence umfassend, seit sechzig Jahren römische Provinz war, hatten seit dem kimbrischen Sturm, der auch über

se hingebraust war, die römischen Waffen selten geruht. 664 hatte Gaius Caecilius mit den Salyern um Aquae Sextiae, 671 Gaius Flaccus ebenfalls in dieser Provinz mit den Eingebornen gekämpft. Im sertorianischen Krieg ward ihr Statthalter Lucius Hallius genöthigt seinen Collegen jenseit der Pyrenäen zu Hülfe zu eilen; als er geschlagen von Herda (Lerida) zurückkam und auf dem Heimweg von den westlichen Nachbaren der römischen Provinz, den Aquitanern zum zweiten Mal besiegt ward (um 676; S. 18), scheint dies einen allgemeinen Aufstand der Provinzialen zwischen den Pyrenäen und der Rhone, vielleicht selbst derer zwischen Rhone und Alpen hervorgerufen zu haben. Pompeius bahnte sich (677) mit dem Schwert einen Weg durch das usurpirte Gallien nach Spanien (S. 24) und gab zur Strafe für die Empörung die Marken der Volker-Arekomiker und der Helvier (Dep. Gard und Ardèche) den Massalioten zu eigen; allein erst der Statthalter Marcus Fonteius (678—680) führte diese Beschlüsse aus und stellte die Ruhe in der Provinz wieder her, indem er die Vocontier (Dep. Drôme) niederwarf, Massalia vor den Aufständischen schützte und die römische Hauptstadt Narbo, die sie schon beramten, von ihnen befreite. Die Verzweiflung indefs und die ökonomische Zerrüttung, welche die Mitleidenschaft unter dem spanischen Krieg (S. 28) und überhaupt die amtlichen und nicht amtlichen Erpressungen der Römer über die gallischen Besitzungen brachten, liefs dieselben nicht zur Ruhe kommen und namentlich der von Narbo am weitesten entfernte Canton der Allobrogen war in beständiger Gährung, von der die ‚Friedensstiftung', die Gaius Piso dort 688 vornahm, so wie das Verhalten der allobrogischen Gesandtschaft in Rom bei Gelegenheit des Anarchistencomplotts 691 (S. 169) Zeugnifs ablegen und die bald darauf (693) zum Ausbruch kam in einer neuen verzweifelten Schilderhebung des Cantons unter Catugnatus. Derselbe ward, nachdem er anfangs nicht unglücklich gefochten, bei Solonium in einem nicht unbedeutenden Treffen von dem Statthalter Gaius Pomptinus überwunden. — Trotz aller dieser Kämpfe wurden die Grenzen des römischen Gebiets nicht wesentlich vorgeschoben; Lugudunum Convenarum, wo Pompeius die Trümmer der sertorianischen Armee angesiedelt hatte (S. 32), Tolosa, Vienna und Genava waren immer noch die äufsersten römischen Ortschaften gegen Westen und Norden. Dabei aber war die Bedeutung dieser gallischen Besitzungen für das Mutterland beständig im Steigen. Das herrliche dem italischen verwandte Klima, die günstigen Bodenverhältnisse, das dem Handel so för-

derliche grofse und reiche Hinterland mit seinen bis nach Britannien reichenden Handelsstrafsen, der bequeme Land- und Seeverkehr mit der Heimath gaben rasch dem südlichen Keltenland eine Wichtigkeit für Italien, die viel ältere Besitzungen, wie zum Beispiel die spanischen, in Jahrhunderten nicht erreicht hatten; und wie die politisch schiffbrüchigen Römer in dieser Zeit vorzugsweise in Massalia eine Zufluchtstätte suchten und dort italische Bildung wie italischen Luxus wiederfanden, so zogen sich auch die freiwilligen Auswanderer aus Italien mehr und mehr an die Rhone und die Garonne. ‚Die Provinz Gallien', heifst es in einer zehn Jahre vor Caesars Ankunft entworfenen Schilderung, ‚ist voll von Kaufleuten; sie wimmelt von römischen Bürgern. Kein Gallier macht ein Geschäft ohne Vermittelung eines Römers; jeder Pfennig, der in Gallien aus einer Hand in die andere kommt, geht durch die Rechnungsbücher der römischen Bürger'. Aus derselben Schilderung ergiebt sich, dafs in Gallien auch aufser den Colonisten von Narbo römische Landwirthe und Viehzüchter in grofser Anzahl sich aufhielten; wobei übrigens nicht aufser Acht zu lassen ist, dafs das meiste von Römern besessene Provinzialland, eben wie in frühester Zeit der gröfste Theil der englischen Besitzungen in Nordamerika, in den Händen des hohen in Italien lebenden Adels war und jene Ackerbauer und Viehzüchter zum gröfsten Theil aus deren Verwaltern, Sclaven oder Freigelassenen bestanden. Es ist begreiflich, dafs unter solchen Verhältnissen die Civilisirung und die Romanisirung unter den Eingebornen rasch um sich griff. Die Kelten liebten den Ackerbau nicht; ihre neuen Herren aber zwangen sie das Schwert mit dem Pfluge zu vertauschen und es ist sehr glaublich, dafs der erbitterte Widerstand der Allobrogen zum Theil eben durch dergleichen Anordnungen hervorgerufen ward. In älteren Zeiten hatte der Hellenismus auch diese Landschaften bis zu einem gewissen Grade beherrscht und ihnen die Elemente höherer Gesittung, die Anregungen zum Wein- und Oelbau (II, 153), zum Gebrauche der Schrift* und zur Münzprägung von Massalia aus zugeführt. Auch durch die Römer ward die hellenische Cultur hier eher gefördert als verdrängt; Massalia gewann durch sie mehr an Einfluss als es verlor und noch in der römischen Zeit wurden gre-

* So ward zum Beispiel in Vaison im vocontischen Gau eine keltische Inschrift gefunden, die in gewöhnlichem griechischem Alphabet geschrieben ist. Sie lautet: *ατεγομαρος σπιλλατος τοουτιος ταμεσιαιο νεμητοσδεκαμετοιο νεμητος*. Das letzte Wort heifst ‚heilig'.

chische Aerzte und Rhetoren in den gallischen Cantons von Gemeinde wegen angestellt. Allein begreiflicher Weise erhielt der Hellenismus durch die Römer im südlichen Keltenland denselben Charakter, den er in Italien trug: die specifisch hellenische Civilisation ward überwogen durch die lateinisch-griechische Mischcultur, die bald hier Proselyten in grofser Anzahl machte. Die ‚Hosengallier', wie man im Gegensatz zu den norditalischen ‚Galliern in der Toga' die Bewohner des südlichen Keltenlandes nannte, waren zwar nicht wie diese bereits vollständig romanisirt, aber sie unterschieden sich doch schon sehr merklich von den ‚langhaarigen Galliern' der noch unbezwungenen nördlichen Landschaften. Die hier sich einbürgernde Halbcultur gab zwar Stoff genug her zu Spöttereien über ihr barbarisches Latein und man unterliefs es nicht dem, der im Verdacht keltischer Abstammung stand, seine ‚behoste Verwandtschaft' zu Gemüthe zu führen; aber sie reichte doch aus um selbst den entfernten Allobrogen den Geschäftsverkehr mit den römischen Behörden und sogar das Ablegen von Zeugnissen in römischen Gerichten ohne Dolmetsch möglich zu machen. Wenn also die keltische und ligurische Bevölkerung dieser Gegenden auf dem Wege war ihre Nationalität einzubüfsen und daneben siechte und verkümmerte unter einem politischen und ökonomischen Druck, von dessen Unerträglichkeit die hoffnungslosen Aufstände hinreichend Zeugnifs ablegen, so darf doch dabei nicht übersehen werden, dafs der Untergang der eingebornen Bevölkerung auch hier Hand in Hand ging mit der Einbürgerung derselben höheren Cultur, wie wir sie in dieser Zeit in Italien finden. Aquae Sextiae und mehr noch Narbo waren ansehnliche Ortschaften, die wohl neben Benevent und Capua genannt werden mochten; und Massalia, die bestgeordnete, freieste, wehrhafteste, mächtigste unter allen von Rom abhängigen griechischen Städten, unter ihrem streng aristokratischen Regiment, auf das die römischen Conservativen wohl als auf das Muster einer guten Stadtverfassung hinwiesen, im Besitz eines bedeutenden von den Römern ansehnlich vergröfserten Gebiets und eines ausgebreiteten Handels, stand neben jenen latinischen Städten wie in Italien neben Capua und Benevent Rhegion und Neapolis.

Anders sah es aus, wenn man die römische Grenze überschritt. Die grofse keltische Nation, die in den südlichen Landschaften schon von der italischen Einwanderung anfing unterdrückt zu werden, bewegte sich nördlich der Cevennen noch in althergebrachter Freiheit. Es ist nicht das erste Mal, dafs wir ihr

begegnen; mit den Ausläufern und Vorposten des ungeheuren Stammes hatten die Italiker bereits an der Tiber und am Po, in den Bergen Castiliens und Kärnthens, ja tief im inneren Kleinasien gefochten; erst hier aber ward der Hauptstock in seinem Kerne von ihren Angriffen erfafst. Der Keltenstamm hatte bei seiner Ansiedlung in Mitteleuropa sich vornämlich über die reichen Flufsthäler und das anmuthige Hügelland des heutigen Frankreich mit Einschluls der westlichen Striche Deutschlands und der Schweiz ergossen und von hier aus wenigstens den südlichen Theil von England, vielleicht schon damals ganz Grofsbritannien und Irland besetzt*; mehr als irgendwo sonst hatte er hier eine breite geographisch geschlossene Volkermasse gebildet. Trotz der Unterschiede in Sprache und Sitte, die natürlich innerhalb dieses weiten Gebietes nicht fehlten, scheint dennoch ein reger gegenseitiger Verkehr, ein geistiges Gefühl der Gemeinschaft diese Volkerschaften zusammengeknüpft zu haben; wogegen mit den Kelten in Spanien und im heutigen Oesterreich wohl ein gewisser localer Zusammenhang stattfand, aber doch theils die gewaltigen Bergscheiden der Pyrenäen und der Alpen, theils die hier ebenfalls einwirkenden Uebergriffe der Römer und der Germanen den Verkehr und den geistigen Zusammenhang der stammverwandten Völkerschaften ganz anders unterbrachen als der schmale Meerarm den Verkehr der continentalen und der brittischen Kelten. Leider ist es uns nicht vergönnt die innere Entwicklungsgeschichte des merkwürdigen Volkes in diesen seinen Hauptsitzen von Stufe zu Stufe zu verfolgen; wir müssen uns begnügen dessen culturhistorischen und politischen Zustand, wie er hier zu Caesars Zeit uns entgegentritt, wenigstens in seinen Umrissen darzustellen.

Gallien war nach den Berichten der Alten verhältnifsmäfsig wohl bevölkert. Einzelne Angaben lassen schliefsen, dafs in den belgischen Districten etwa 900 Köpfe auf die Quadratmeile kamen, ein Verhältnifs wie es heutzutage etwa für Wallis und für Liefland gilt, in dem helvetischen Canton etwa 1100;** es ist

* Auf eine stetige Einwanderung der belgischen Kelten nach Britannien deuten die von belgischen Gauen entlehnten Namen der englischen Völkerschaften zu beiden Ufern der Themse, wie der der Atrebaten, der Belgen, ja der Britanner selbst, welcher ursprünglich von den an der Somme unterhalb Amiens ansässigen Brittonen auf einen englischen Gau und sodann auf die ganze Insel übertragen zu sein scheint. Auch die englische Goldmünzung ist aus der belgischen abgeleitet und ursprünglich mit ihr identisch.

** Das erste Aufgebot der belgischen Cantone ausschliefslich der Re-

wahrscheinlich, dafs in den Districten, die cultivirter als die belgischen und weniger gebirgig als der helvetische waren, wie bei den Bituriqen, Arvernern, Haeduern, sich das Verhältnifs noch günstiger stellte. Der Ackerbau ward in Gallien wohl getrieben, allein nicht geachtet; selbst in dem civilisirteren Süden galt noch der Satz, dafs es für den freien Kelten sich nicht schicke den Pflug zu führen, und im Norden überwog die Viehzucht durchaus. Die Bretagne war zu Caesars Zeit ein kornarmes Land. Im Nordosten reichten dichte Wälder, an den Kern der Ardennen sich anschliefsend, fast ununterbrochen von der Nordsee bis zum Rheine und auf den heute so gesegneten Fluren Flanderns und Lothringens weidete damals der menapische und treverische Hirte im undurchdringlichen Eichenwald seine halbwilden Säue. Eben wie im Pothal an die Stelle der keltischen Eichelmast durch die Römer Wollproduction und Kornbau getreten sind, so gehen auch die Schafzucht und die Ackerwirthschaft in den Ebenen der Schelde und der Maas auf sie zurück. In Britannien gar war das Dreschen des Kornes noch nicht üblich und in den nördlicheren Strichen hörte hier der Ackerbau ganz auf und war die Viehzucht die einzige bekannte Bodennutzung. Der Weinbau, der den Massalioten reichen Ertrag abwarf, ward jenseit der Cevennen zu Caesars Zeit noch nicht betrieben. — Dem Zusammensiedeln waren die Gallier von Haus aus geneigt; offene Dörfer gab es überall und allein der helvetische Canton zählte deren im J. 696 vierhundert aufser einer Menge einzelner Höfe. Aber es fehlte auch nicht an ummauerten Städten, deren Mauern von Fachwerk sowohl durch

ner, also die Landschaft zwischen Seine und Schelde und östlich bis gegen Rheims und Andernach von 2000—2200 Quadratmeilen wird auf etwa 200000 Mann berechnet; wonach, wenn man das für die Bellovaker angegebene Verhältnifs des ersten Aufgebots zu der gesammten waffenfähigen Mannschaft als allgemeingültig betrachtet, die Zahl der waffenfähigen Belgen auf 500000 und danach die Gesammtbevölkerung auf mindestens 2 Millionen sich stellt. Die Helvetier mit den Nebenvölkern zählten vor dem Auszug 336000 Köpfe: wenn man annimmt, dafs sie damals schon vom rechten Rheinufer verdrängt waren, kann ihr Gebiet auf ungefähr 300 Quadratmeilen angeschlagen werden. Ob die Knechte hiebei mitgezählt sind, läfst sich um so weniger entscheiden, als wir nicht wissen, welche Form die Sclaverei bei den Kelten angenommen hatte; was Caesar 1, 4 von Orgetorix Sclaven, Hörigen und Schuldnern erzählt, spricht eher für als gegen die Mitzählung. — Dafs übrigens jeder solche Versuch (es, was der alten Geschichte vor allen Dingen fehlt, die statistische Grundlage durch Combinationen zu ersetzen, mit billiger Vorsicht aufgenommen werden mufs, wird der verständige Leser ebensowenig verkennen als ihn darum unbedingt wegwerfen.

ihre Zweckmäfsigkeit als durch die zierliche Ineinanderfügung von Balken und Steinen den Römern auffielen, während freilich die Gebäude selbst in den Städten der Allobrogen allein aus Holz aufgeführt waren. Solcher Städte hatten die Helvetier zwölf und ebenso viele die Suessionen; wogegen freilich in den nördlicheren Districten, zum Beispiel bei den Nerviern, es wohl auch Städte gab, aber doch die Bevölkerung im Kriege mehr in den Sümpfen und Wäldern als hinter den Mauern Schutz suchte und jenseit der Themse gar die primitive Schutzwehr der Waldverhacke durchaus an die Stelle der Städte trat und im Krieg die einzige Zufluchtsstätte für Menschen und Heerden war. Mit der verhältnifsmäfsig bedeutenden Entwickelung des städtischen Lebens steht in enger Verbindung die Regsamkeit des Verkehrs zu Lande und zu Wasser. Ueberall gab es Strafsen und Brücken. Die Flufsschifffahrt, wozu Ströme wie die Rhone, Garonne, Loire und Seine von selber aufforderten, war ansehnlich und ergiebig. Aber weit merkwürdiger noch ist die Seeschifffahrt der Kelten. Nicht blofs sind die Kelten allem Anschein nach diejenige Nation, die zuerst den atlantischen Ocean regelmäfsig befahren hat, sondern wir finden hier auch die Kunst Schiffe zu bauen und zu lenken in einer eigenthümlichen sonst in der alten Welt nicht wieder vorkommenden Entwickelung. Zwar auf dem Kanal bediente man sich zu Caesars Zeit wie noch lange nachher einer Art tragbarer lederner Kähne, die im Wesentlichen gewöhnliche Ruderböte gewesen zu sein scheinen. Aber die Völker an der Westküste Galliens, die Santonen, die Pictonen, vor allem die Veneter fuhren nach Britannien mit grofsen freilich plump gebauten Schiffen, die nicht mit Rudern bewegt wurden, sondern mit Ledersegeln und eisernen Ankerketten versehen waren. Wenn die Phönikier, Hellenen und Römer, wie es die Natur der von ihnen befahrenen Gewässer begreiflich macht, durchaus bei der Fluss- und Küstenschifffahrt und darum bei dem Ruder stehen geblieben sind und das Segel nur als gelegentliche Verstärkung des Ruders verwandt haben, so begegnen wir hier wie zuerst der Schifffahrt auf einer freieren See, so auch zuerst dem wirklichen Segelschiff — ein Fortschritt, den freilich die sinkende Regsamkeit der alten Welt nicht zu nutzen verstanden hat und dessen mundersehliche Resultate erst unsere verjüngte Culturperiode beschäftigt ist allmählich zu ziehen. Bei diesem regelmäfsigen Seeverkehr zwischen der britischen und der gallischen Küste ist die überaus enge politische Verbindung zwischen den beiderseitigen Anwohnern des Kanals ebenso erklärlich wie das Aufblühen des über-

schen Handels und der Fischerei. Es waren die Kelten namentlich der Bretagne, die das Zinn der Gruben von Cornwallis aus England holten und es auf den Fluss- und Landstrafsen des Keltenlandes nach Narbo und Massalia verführen. Die Angabe, dass zu Caesars Zeit einzelne Volkerschaften an der Rheinmündung von Fischen und Vogeleiern lebten, darf man wohl darauf deuten, dafs hier die Seefischerei und das Einsammeln der Seevogeleier in ausgedehntem Umfang betrieben ward. Fafst man die vereinzelten und spärlichen Angaben, die über den keltischen Handel und Verkehr uns geblieben sind, in Gedanken ergänzend zusammen, so begreift man wohl, dafs die Zölle der Fluss- und Seehafen in den Budgets einzelner Cantons, z. B. in dem der Rodurer und der Veneter, eine grofse Rolle spielen und dafs der Hauptgott der Nation ihr galt als der Beschutzer der Strafsen und des Handels und zugleich als Erfinder der Gewerbe. Ganz wichtig kann danach auch die keltische Industrie nicht gewesen sein. In den meisten Zweigen scheint dieselbe allerdings sich nicht über das Mafs des Gewöhnlichen erhoben zu haben und die später in mittleren und nördlichen Gallien blühende Fabrication leinener und wollener Stoffe ist nachweislich erst durch die Römer ins Leben gerufen worden. Eine Ausnahme aber, und so viel wir wissen, die einzige macht die Bereitung der Metalle. Das nicht selten technisch vorzügliche und noch jetzt geschmeidige Kupfergeräth, das in den Gräbern des Keltenlandes zum Vorschein kommt, und die sorgfältig justirten arvernischen Goldmünzen sind heute noch lebendige Zeugen der Geschicklichkeit der keltischen Kupfer- und Goldarbeiter; und wohl stimmen dazu die Berichte der Alten, dafs die Römer von den Bituriqen das Verzinnen, von den Alesinern das Versilbern lernten — Erfindungen, von denen die erste durch den Zinnhandel nahe genug gelegt war und die doch wahrscheinlich beide noch in der Zeit der keltischen Freiheit gemacht worden sind. Hand in Hand mit der Gewandtheit in der Bearbeitung der Metalle ging die Kunst sie zu gewinnen, die zum Theil, namentlich in den Eisengruben an der Loire, eine solche bergmännische Höhe erreicht hatte, dafs die Grubenarbeiter bei den Belagerungen eine bedeutende Rolle spielten. Die den Römern dieser Zeit geläufige Meinung, dafs Gallien eines der goldreichsten Länder der Erde sei, wird freilich widerlegt durch die wohlbekannten Bodenverhältnisse und durch die Fundbestände der keltischen Gräber, in denen Gold nur sparsam und bei weitem minder häufig als in den gleichartigen Funden der wahren Heimathländer des Goldes erscheint. Jenem Gerede

liegen die vermuthlich stark gefärbten Schilderungen von der arvernischen Königspracht (II, 151) und den Tempelschätzen von Tolosa (II, 168) zu Grunde; es ist aber doch nicht völlig aus der Luft gegriffen. Es ist sehr glaublich, dafs in und an den Flüssen, welche aus den Alpen und den Pyrenaen strömen, Goldwäschereien und Goldsuchereien, die bei dem heutigen Werth der Arbeitskraft unergiebig sind, in rohreren Zeiten und bei Sclavenwirthschaft mit Nutzen und in bedeutenderem Umfang betrieben wurden; überdies mögen die Handelsverhältnisse Galliens wie nicht selten die der halbcivilisirten Völker das Aufhäufen eines todten Capitals edler Metalle begünstigt haben. — Bemerkenswerth ist der niedrige Stand der bildenden Kunst, der bei der mechanischen Geschicklichkeit in Behandlung der Metalle nur um so greller hervortritt. Die Vorliebe für bunte und glänzende Zierathen zeigt den Mangel an Schönheitssinn und eine lebhafte Bestätigung gewähren die gallischen Münzen mit ihren bald überreifach, bald abenteuerlich, immer aber kindisch entworfenen und fast ohne Ausnahme mit unvergleichlicher Rohheit ausgeführten Darstellungen. Es ist vielleicht ohne Beispiel, dafs eine Jahrhunderte hindurch mit einem gewissen technischen Geschick geübte Münzprägung sich wesentlich darauf beschränkt hat, zwei oder drei griechische Stempel immer wieder und immer entstellter nachzuschneiden. Dagegen wurde die Dichtkunst von den Kelten hoch geschätzt und verwuchs eng mit den religiösen und selbst mit den politischen Institutionen der Nation; wir finden die geistliche und die Hof- und Bettelpoesie in Blüthe (II, 151). Auch Naturwissenschaft und Philosophie fanden, wenn gleich in den Formen und den Banden der Landestheologie, bei den Kelten eine gewisse Pflege und der hellenische Humanismus eine bereitwillige Aufnahme, wo und wie er an sie herantrat. Die Kunde der Schrift war wenigstens bei den Priestern allgemein. Meistentheils bediente man sich der griechischen, wie unter Andern zu Caesars Zeit die Helvetier thaten; nur in den südlichsten Districten auch des freien Galliens war schon damals in Folge des Verkehrs mit den romanisirten Kelten die lateinische überwiegend, der wir zum Beispiel auf den arvernischen Münzen dieser Zeit begegnen.

Auch die politische Entwickelung der keltischen Nation bietet sehr bemerkenswerthe Erscheinungen. Die staatliche Verfassung ruht bei ihr wie überall auf dem Geschlechtsgau, mit dem Fürsten, dem Rath der Aeltesten und der Gemeinde der freien waffenfähigen Männer; das aber ist ihr eigenthümlich, dafs sie über diese Gauverfassung niemals hinausgelangt ist. Bei den Griechen

und Römern trat sehr früh an die Stelle des Gaues der Mauerring als die Grundlage der politischen Einheit: wo zwei Gaue in denselben Mauern sich zusammenfanden, verschmolzen sie zu einem Gemeinwesen; wo eine Bürgerschaft einem Theil ihrer Mitbürger einen neuen Mauerring anwies, entstand regelmäfsig damit auch ein neuer nur durch die Bande der Pietät und höchstens der Clientel mit der Muttergemeinde verknüpfter Staat. Bei den Kelten dagegen bleibt die ‚Bürgerschaft' zu allen Zeiten der Clan: dem Gau und nicht irgend einer Stadt stehen Fürst und Rath vor und der allgemeine Gautag bildet die letzte Instanz im Staate. Der Mauerring ist nicht unbekannt, aber er hat nur strategische, nicht politische Bedeutung; weshalb denn auch die gallischen Ortschaften, selbst ummauerte und sehr ansehnliche wie Vienna und Genava, den Griechen und Römern nichts sind als Dörfer. Zu Caesars Zeit bestand die ursprüngliche Clanverfassung noch wesentlich ungeändert bei den Inselkelten und in den nördlichen Gauen des Festlandes: die Landsgemeinde behauptete die höchste Autorität; der Fürst ward in wesentlichen Fragen durch ihre Beschlüsse gebunden; der Gemeinderath war zahlreich — er zählte in einzelnen Clans sechshundert Mitglieder —, scheint aber nicht mehr bedeutet zu haben als der Senat unter den römischen Königen. Dagegen in dem regsameren Süden des Landes war ein oder zwei Menschenalter vor Caesar — die Kinder der letzten Könige lebten noch zu seiner Zeit — wenigstens bei den gröfseren Clans, den Arvernern, Haeduern, Sequanern, Helvetiern, eine Umwälzung eingetreten, die die Königsherrschaft beseitigte und dem Adel die Gewalt in die Hände gab. Die Ursache scheint die Entwickelung des Gefolgssystems gewesen zu sein, das zwar bei allen Nationen in einer gewissen Entwicklungsepoche in mehr oder minder bestimmter Gestalt auftritt, aber doch kaum irgendwo sonst eine so überwiegende politische Bedeutung erlangt hat wie in der keltischen Clanverfassung: wovon es eben nur die Kehrseite ist, dafs der entgegengesetzte Pol der politischen Entwickelung, das städtische Gemeinwesen nirgends so durchaus nichtig erscheint wie bei den Kelten. Die keltische Aristokratie war allem Anschein nach ein hoher Adel, gröfstentheils vielleicht die Glieder der königlichen oder ehemals königlichen Familien, wie es denn bemerkenswerth ist, dafs die Häupter der entgegengesetzten Parteien in denselben Clan sehr häufig dem gleichen Geschlecht angehören. Diese grofsen Familien vereinigten in ihrer Hand die ökonomische, kriegerische und politische Uebermacht. Sie monopolisirten die Pachtungen der nutzbaren Rechte des Staates. Sie nöthigten die

Gemeinfreien, die die Steuerlast erdrückte, bei ihnen zu borgen und zuerst thatsächlich als Schuldner, dann rechtlich als Hörige sich ihrer Freiheit zu begeben. Gestützt auf die Schaaren ihrer Amhakten oder Ambakten, das heifst ihrer gedungenen reisigen Knechte,* trotzten sie den gesetzlichen Behörden und dem Landsturm und sprengten thatsächlich das Gemeinwesen. Wenn in einem Clan, der etwa 50000 Waffenfähige zählte, ein einzelner Adlicher mit 10000 Knechten, ungerechnet die Hörigen und die Schuldner, auf dem Landtage erscheinen konnte, so ist es einleuchtend, dafs ein solcher mehr ein unabhängiger Dynast war als ein Bürger seines Clan. Es kam hinzu, dafs die vornehmen Familien der verschiedenen Clans innig unter sich zusammenhingen und durch Zwischenheirathen und Sonderverträge gleichsam einen geschlossenen Bund bildeten, dem gegenüber der einzelne Clan ohnmächtig war. Eine Folge war, dafs die Gemeinden es nicht vermochten den Landfrieden aufrecht zu halten und durchgängig das Faustrecht regierte. Schutz fand nur noch der hörige Mann bei seinem Herrn, den Pflicht und Interesse nöthigten die seinem Clienten zugefügte Unbill zu ahnden; die Freien zu beschirmen hatte der Staat die Macht nicht mehr, weshalb diese zahl-

* Das merkwürdige Wort, die Wurzel unseres ‚Amt', ist, wie das Gefolgsystem selbst, sowohl den Kelten wie den Deutschen eigen und auf jeden Fall entweder im Keltischen oder im Deutschen Lehnwort. Der wahrscheinlichen Ableitung nach ist es ursprünglich deutsch und bezeichnet zunächst den im Kampfe dem Herrn ‚gegen den Rücken' (*amd — gegen, bak* — Rücken) stehenden Knecht und darum den Gefolgmann überhaupt. Dafs das Wort schon bei den Kelten des Po thals im sechsten Jahrhundert Roms und ebenso am Ende des siebenten bei den transalpinischen eingebürgert war, beweist dessen Vorkommen als gallisches Wort bei Ennius und bei Cäsar. Es ist das allerdings merkwürdig, aber doch auch historisch mit der Entlehnung aus dem Deutschen wohl zu vereinigen. Das alte keltische Gefolgsystem, in dem die Gefolgmänner natürlich die geringeren Clanglieder waren, mufs nothwendig späterhin durch ein Gefolge gedungener Knechte verdrängt worden sein; und dies eben sind die Ambakten, die *δοῦλοι πελάται*, wie die auf gute Quellen zurückgehenden Glossen das Wort übersetzen. Es ist also das Ambaktenthum bei den Kelten keine altnationale, sondern eine relativ junge Institution; und bei dem zwischen den Kelten und Deutschen Jahrhunderte lang bestehenden und weiterhin zu erörternden Verhältnifs ist es nicht blofs möglich, sondern sogar wahrscheinlich, dafs die Kelten zu diesen gedungenen Waffenknechten hauptsächlich Deutsche nahmen. Die ‚Schweizer' sind also um einige Jahrtausende älter als man meint. — Wenn die Benennung, womit die Kelten und nach ihrem Beispiel die Römer die Deutschen als Nation bezeichnen, der *Name Germani* wirklich keltischen Ursprungs ist (I, 373), so steht das damit, wie man sieht, im besten Einklang.

reich sich als Hörige einem Mächtigen zu eigen gaben. Die Gemeindeversammlung verlor ihre politische Bedeutung; und auch das Fürstenthum, das den Uebergriffen des Adels hätte steuern sollen, erlag demselben bei den Kelten so gut wie in Latium. An die Stelle des Königs trat der ‚Rechtwirker' oder Vergobretus,* der wie der römische Consul nur auf ein Jahr ernannt ward. So weit der Gau überhaupt noch zusammenhielt, ward er durch den Gemeinderath geleitet, in dem natürlich die Häupter der Aristokratie die Regierung an sich rissen. Es versteht sich von selbst, dafs unter solchen Verhältnissen es in den einzelnen Gaus in ganz ähnlicher Weise gährte, wie es in Latium nach der Vertreibung der Könige Jahrhunderte lang gegährt hatte: während der Adel der verschiedenen Gemeinden sich zu einem im Grunde revolutionären Sonderbundnifs zusammenthat, hörte die Menge nicht auf die Wiederherstellung des Königthums zu begehren und versuchte nicht selten ein hervorragender Edelmann, wie Spurius Cassius in Rom gethan, gestützt auf den gemeinen Mann, die Macht seiner Standesgenossen zu brechen und die Krone zu seinem Besten wieder in ihre Rechte einzusetzen. — Wenn also die einzelnen Gaue unheilbar hinsiechten, so regte sich wohl daneben mächtig in der Nation das Gefühl der Einheit und suchte in mancherlei Weise Form und Halt zu gewinnen. Wie die Hellenen in den Kriegen gegen die Perser, die Italiker in denen gegen die Kelten, so scheinen die transalpinischen Gallier in den Kriegen gegen Rom des Bestehens und der Macht der nationalen Einheit sich bewufst geworden zu sein. Unter dem Hader der rivalisirenden Gaus und all jenem feudalistischen Gezank machten doch auch die Stimmen derer sich bemerklich, die die Unabhängigkeit der Nation selbst um den Preis der Selbstständigkeit der einzelnen Gaue und der Ritterschaftsverbände zu erkaufen bereit waren. Wie durchweg populär die Opposition gegen die Fremdherrschaft war, bewiesen die Kriege Caesars, dem gegenüber die keltische Patriotenpartei eine ganz ähnliche Stellung hatte wie die deutschen Patrioten gegen Napoleon: die Telegraphengeschwindigkeit, mit der sie sich Nachrichten mittheilte, zeugt unter anderm für ihre Ausdehnung und ihre Organisation. Die Allgemeinheit und die Mächtigkeit des keltischen Nationalbewufstseins würde unerklärlich sein, wenn nicht bei der gröfsten politischen Zersplitterung die keltische Nation seit langem religiös und selbst theologisch centralisirt gewesen wäre. Die keltische Priesterschaft oder mit dem

* Von den keltischen Wörtern *guerg* = Wirker und *breth* = Gericht.

einheimischen Namen die Corporation der Druiden umfafste sicher die brittischen Inseln und ganz Gallien, vielleicht noch andere Keltenländer mit einem gemeinsamen religiös-nationalen Bande. Sie stand unter einem eigenen Haupte, das die Priester selber sich wählten, mit eigenen Schulen, in denen die sehr umfangliche Tradition fortgepflanzt ward, mit eigenen Privilegien, namentlich Befreiung von Steuer und Kriegsdienst, welche jeder Gau respectirte, mit jährlichen Concilien, die bei Chartres am ‚Mittelpunkt der keltischen Erde' abgehalten wurden, und vor allen Dingen mit einer gläubigen Gemeinde, die an peinlicher Frömmigkeit und blindem Gehorsam gegen ihre Priester den heutigen Iren nichts nachgegeben zu haben scheint. Es ist begreiflich, dafs eine solche Priesterschaft auch in das weltliche Regiment einzugreifen versuchte und theilweise durchdrang: sie nahm mit Erfolg das Recht in Anspruch einzelne Männer und ganze Gemeinden von der religiösen und folgeweise auch der bürgerlichen Gemeinschaft auszuschliefsen; sie wufste die wichtigsten Civilsachen namentlich Grenz- und Erbschaftsprozesse an sich zu ziehen; sie entwickelte, gestützt wie es scheint auf ihr Recht aus der Gemeinde auszuschliefsen und vielleicht auch auf die Landesgewohnheit, dafs zu den üblichen Menschenopfern vorzugsweise Verbrecher genommen wurden, eine ausgedehnte priesterliche Criminalgerichtsbarkeit, die mit der der Könige und Vergobreten concurrirte; sie nahm sogar die Entscheidung über Krieg und Frieden in Anspruch. Man war nicht fern von einem Kirchenstaat mit Papst und Concilien, mit Immunitäten, Interdicten und geistlichen Gerichten; nur dafs dieser Kirchenstaat nicht wie der der Neuzeit von den Nationen abstrahirte, sondern vielmehr durchaus national war. — Aber wenn also das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den keltischen Stämmen mit voller Lebendigkeit erwacht war, so blieb es dagegen der Nation versagt zu einem Haltpunct politischer Centralisation zu gelangen, wie ihn Italien an der römischen Bürgerschaft, Hellenen und Germanen an den makedonischen und fränkischen Königen fanden. Die keltische Priester- und ebenso die Adelschaft, obwohl sie in gewissem Sinn die Nation vertraten und verbanden, waren doch ihrer ständisch-particularistischen Interessen wegen unfähig sie zu einigen, wohl aber mächtig genug um keinem König und keinem Gau das Werk der Einigung zu gestatten. Ansätze zu demselben fehlen nicht; sie gingen, wie die Gauverfassung es an die Hand gab, den Weg des Hegemoniesystems: der mächtige Canton bestimmte den schwächeren sich ihm zu

der Art unterzuordnen, dafs der führende Canton nach aufsen den andern mit vertrat und in Staatsverträgen für ihn mit stipulirte, der Clientelgau dagegen sich zur Heeresfolge, auch wohl zur Erlegung eines Tributs verpflichtete. Auf diesem Wege entstand eine Reihe von Sonderbunden; einen führenden Gau für das ganze Keltenland, einen wenn auch noch so losen Verband der gesammten Nation gab es nicht. Es ward bereits erwähnt (II, 151), dafs bei dem Beginn der transalpinischen Eroberungen die Römer dort im Norden einen brittisch-belgischen Bund unter Führung der Suessionen, im mittleren und südlichen Gallien die Arvernerconföderation vorfanden, mit der die Haeduer mit ihrer schwächeren Clientel daselbst rivalisirten. In Caesars Zeit finden wir die Belgen im nordöstlichen Gallien zwischen Seine und Rhein noch in einer solchen Gemeinschaft, die sich nicht wie es scheint auf Britannien mehr erstreckt; neben ihnen erscheint in der heutigen Normandie und Bretagne der Bund der armoricanischen, das heifst der Seegaue; im mittleren Gallien ringen wie ehemals zwei Parteien um die Hegemonie, an deren Spitze einerseits die Haeduer stehen, andrerseits, nachdem die Arverner durch die Kriege mit Rom geschwächt und gedemüthigt worden sind von der Rivalität mit den Haeduern abzustehen, die Sequaner. Diese verschiedenen Eidgenossenschaften standen unabhängig neben einander; die führenden Staaten des mittleren Galliens scheinen ihre Clientel nie auf das nordöstliche und ernstlich wohl auch nicht den Nordwesten Galliens erstreckt zu haben. Der Einheitsdrang der Nation fand in diesen Gauverbindungen wohl eine gewisse Befriedigung; aber sie waren doch in jeder Hinsicht ungenügend. Die Verbindung war von der lockersten beständig zwischen Allianz und Hegemonie schwankenden Art, die Repräsentation durch die Bundestage im höchsten Grade dürftig. Nur die belgische Eidgenossenschaft scheint etwas fester zusammengehalten zu haben; der nationale Aufschwung, aus dem die glückliche Abwehr der Kimbern hervorging (II, 173), mag ihr zu Gute gekommen sein. Die Rivalitäten um die Hegemonie wirkten einen dauernden Rifs in jedem einzelnen Bund, den die Zeit nicht schlofs, sondern erweiterte, weil selbst der Sieg des einen Nebenbuhlers dem Gegner die politische Existenz liefs und es demselben, auch wenn er in die Clientel sich gefügt hatte, immer gestattete den Kampf späterhin zu erneuern. Der Wetteifer der mächtigeren Gaue entzweite nicht blofs diese, sondern in jedem abhängigen Clan, in jedem Dorfe, ja oft in jedem Hause setzte er sich fort, indem jeder Einzelne nach seinen persönlichen

Verhältnissen Partei ergriff. Wie Hellas sich zerrieb nicht so sehr in dem Kampfe Athens gegen Sparta als in dem innern Zwist athenischer und lakedämonischer Faction in jeder abhängigen Gemeinde, ja in Athen selbst: so hat auch die Rivalität der Arverner und der Haeduer mit ihren Wiederholungen in kleinerem und immer kleinerem Maßstab die keltische Nation zernichtet.

Die Wehrhaftigkeit der Nation empfand den Rückschlag dieser politischen und socialen Verhältnisse. Die Reiterei war durchaus die vorwiegende Waffe, wogegen bei den Belgen und mehr noch auf den brittischen Inseln die altnationalen Streitwagen in bemerkenswerther Vervollkommnung erscheinen. Diese ebenso zahlreichen wie tüchtigen Reiter- und Wagenkämpferschaaren wurden gebildet aus dem Adel und dessen Mannen, der denn auch echt ritterlich an Hunden und Pferden seine Lust hatte und es sich viel kosten liefs edle Rosse ausländischer Race zu reiten. Für die Kampfweise dieser Edelleute ist es bezeichnend, daſs sie, im Begriff mit einem gering geschätzten Feinde ein Gefecht zu beginnen, Mann für Mann schworen Haus und Hof meiden zu wollen, wenn man nicht wenigstens zweimal durch die feindliche Linie setzen werde. Neben dieser Ritterschaft trat das Fußvolk in den Hintergrund. In der Hauptsache glich es wesentlich noch den Keltenschaaren, mit denen die Römer früher in Italien und Spanien gefochten hatten. Der groſse Schild war wie damals die hauptsächlichste Wehr; unter den Waffen spielte dagegen statt des Schwertes jetzt die lange Stoſslanze die erste Rolle. Wo mehrere Gaue zusammen Krieg führten, lagerte und stritt natürlich Clan neben Clan; es findet sich keine Spur, daſs man das Aufgebot des einzelnen Gaues militärisch gegliedert und kleinere und regelrechtere taktische Abtheilungen gebildet hatte. Noch immer schleppte ein langer Wagentroſs dem Keltenheer das Gepäck nach; anstatt des verschanzten Lagers, wie es die Römer allabendlich schlugen, diente noch immer das dürftige Surrogat der Wagenburg. Von einzelnen Gauen, wie zum Beispiel den Nerviern, wird ausnahmsweise die Tüchtigkeit ihres Fußvolks hervorgehoben; bemerkenswerth ist es, daſs eben diese keine Ritterschaft hatten und vielleicht sogar kein keltischer, sondern ein eingewanderter deutscher Stamm waren. Im Allgemeinen aber erscheint das keltische Fußvolk dieser Zeit als ein unkriegerischer und schwerfälliger Landsturm; am meisten in den südlicheren Landschaften, wo mit der Roheit auch die Tapferkeit verschwunden war. Der Kelte, sagt Caesar, wagt es nicht dem Germanen im Kampfe ins Auge zu sehen; noch schon

fer als durch dieses Urtheil kritisirte der römische Feldherr die keltische Infanterie dadurch, dafs, nachdem er sie in seinem ersten Feldzug kennen gelernt hatte, er consequent es unterliefs sie in Verbindung mit der römischen zu verwenden.

Ueberblicken wir den Gesammtzustand der Kelten, wie ihn Cäsar in den transalpinischen Landschaften vorfand, so ist, verglichen mit der Culturstufe, auf der anderthalb Jahrhunderte zuvor die Kelten im Pothal uns entgegentraten, ein Fortschritt in der Civilisation unverkennbar. Damals überwog in den Heeren durchaus die in ihrer Art freilich vortreffliche Landwehr (I, 209); jetzt nimmt die Ritterschaft den ersten Platz ein. Damals wohnten die Kelten in offenen Flecken, jetzt umgaben ihre Ortschaften schlechtgefügte Mauern. Auch die lombardischen Gräberfunde stehen, namentlich in dem Kupfer- und Glasgeräth, weit zurück hinter denen des nördlichen Keltenlandes. Vielleicht der zuverlässigste Messer der steigenden Cultur ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Nation; so wenig davon in den auf dem Boden der heutigen Lombardei geschlagenen Keltenkämpfen zu Tage trat, so lebendig erscheint es in den Kämpfen gegen Cäsar. Allem Anschein nach hatte die keltische Nation, als Cäsar ihr gegenübertrat, das Maximum der ihr möglichen Cultur bereits erreicht und war schon wieder im Sinken. Die Civilisation der transalpinischen Kelten in der cäsarischen Zeit bietet selbst für uns, die wir nur sehr unvollkommen über sie berichtet sind, manche achtbare und noch mehr interessante Seiten; in mehr als einer Hinsicht schliefst sie sich enger der modernen an als der hellenisch-römischen, mit ihren Segelschiffen, ihrem Ritterthum, ihrer Kirchenverfassung, vor allen Dingen mit ihren wenn auch unvollkommenen Versuchen den Staat nicht auf die Stadt, sondern auf den Stamm und in höherer Potenz auf die Nation zu bauen. Aber eben darum, weil wir hier der keltischen Nation auf dem Höhepunct ihrer Entwickelung begegnen, tritt um so bestimmter ihre mindere sittliche Begabung oder, was dasselbe ist, ihre mindere Culturfähigkeit hervor. Sie vermochte aus sich weder eine nationale Kunst noch einen nationalen Staat zu erzeugen und brachte es höchstens zu einer nationalen Theologie und einem eigenen Ritterthum. Die ursprüngliche naive Tapferkeit war nicht mehr; der auf höhere Sittlichkeit und zweckmäfsige Ordnungen gestützte militärische Muth, wie er im Gefolge der gesteigerten Civilisation eintritt, hatte nur in sehr verkümmerter Gestalt in dem Ritterthum sich eingestellt. Wohl war die eigentliche Barbarei überwunden; die alte Sitte mit dem verstorbenen Häuptling seine

treuesten Gefolgsmänner zu verbrennen bestand zu Caesars Zeit nicht mehr; aber doch dauerten die Menschenopfer noch fort und der Rechtssatz, daſs die Folterung des freien Mannes unzulässig, aber die der freien Frau erlaubt sei so gut wie die Folterung des Sclaven, wirft ein unerfreuliches Licht auf die Stellung, die das weibliche Geschlecht bei den Kelten auch noch in dieser Culturzeit einnahm. Die Vorzüge, die der primitiven Epoche der Nationen eigen sind, hatten die Kelten eingebüſst, aber diejenigen nicht erworben, die die Gesittung dann mit sich bringt, wenn sie ein Volk innerlich und völlig durchdringt.

Also war die keltische Nation in ihren inneren Zuständen beschaffen. Es bleibt noch übrig ihre äuſseren Beziehungen zu den Nachbaren darzustellen und zu schildern, welche Rolle sie in diesem Augenblick einnahm in dem gewaltigen Wettlauf und Ringkampf der Nationen, in dem das Behaupten sich überall noch schwieriger erweist als das Erringen. An den Pyrenäen waren die Zeiten längst vorbei, wo die Kelten hier die iberische, das heiſst baskische Urbevölkerung bedrängten und zum Theil verdrängten; längst hatten hier die Verhältnisse der Völker sich friedlich geordnet. Das Ergebnis war, daſs die Kelten nach ihrer Weise die besseren Theile der Landschaft in Besitz genommen hatten. In den Thälern der Pyrenäen wie in den Gebirgen Bearns und der Gascogne und ebenso in den Küstensteppen südlich von der Garonne wohnten dagegen noch in Caesars Zeit die Aquitaner, eine gröfsere Anzahl kleiner wenig unter sich und noch weniger mit dem Ausland sich berührender Völkerschaften iberischer Abstammung; nur die Garonnemündung selbst mit dem wichtigen Hafen Burdigala (Bordeaux) war in den Händen eines keltischen Stammes, der Bituriger-Vivisker. — Von weit gröfserer Bedeutung waren die Berührungen der keltischen Nation mit dem Römervolk und mit den Deutschen. Es soll hier nicht wiederholt werden, was früher erzählt worden ist, wie die Römer in langsamem Vordringen die Kelten allmählich zurückgedrückt, zuletzt auch den Küstensaum zwischen den Alpen und Pyrenäen besetzt und sie dadurch von Italien, Spanien und dem mittelländischen Meer gänzlich abgeschnitten hatten, nachdem bereits Jahrhunderte zuvor durch die Anlage der römisch-hellenischen Zwingburg an der Rhonemündung diese Katastrophe vorbereitet war; daran aber müssen wir hier wieder erinnern, daſs nicht blofs die Ueberlegenheit der römischen Waffen die Kelten bedrängte, sondern eben so sehr die der römischen Cultur, der die ansehnlichen Fortschritte der hellenischen Civilisation im Keltenlande zu

letzter Instanz doch auch zu Gute kamen. Auch hier bahnten Handel und Verkehr wie so oft der Eroberung den Weg. Der Kelte liebte nach nordischer Weise feurige Getränke; dafs er den edlen Wein wie der Skythe unvermischt und bis zum Rausche trank, erregte die Verwunderung und den Ekel des mäßigen Südländers, aber der Händler verkehrt nicht ungern mit solchen Kunden. Bald ward der Weinhandel nach dem Keltenland eine Goldgrube für den italischen Kaufmann; es war nichts Seltenes, dafs daselbst ein Krug Wein um einen Sklaven getauscht ward. Auch andere Luxusartikel, wie zum Beispiel italische Pferde, fanden in dem keltenland vortheilhaften Absatz. Es kam sogar bereits vor, dafs römische Bürger jenseit der römischen Grenze Grundbesitz erwarben und denselben nach italischer Art benutzten, wie denn zum Beispiel römische Landgüter im Canton der Segusiaver (bei Lyon) schon um 673 erwähnt werden. Ohne Zweifel ist es hiervon eine Folge, dafs, wie schon gesagt ward (S. 212), selbst in dem freien Gallien, zum Beispiel bei den Arvernern, die römische Sprache schon vor der Eroberung nicht unbekannt war; obwohl sich freilich diese Kunde vermuthlich noch auf Wenige beschränkte und selbst mit den Vornehmen des verbündeten Gaues der Haeduer durch Dolmetscher verkehrt werden mufste. So gut wie die Händler mit Feuerwasser und die Spaltters die Besetzung Nordamerikas einleiteten, so wiesen und winkten auch diese römischen Weinhändler und Gutsbesitzer den künftigen Eroberer Galliens heran. Wie lebhaft man auch auf der entgegengesetzten Seite dies empfand, zeigt das Verbot, das einer der tüchtigsten Stämme des Keltenlandes, der Gau der Nervier, gleich einzelnen deutschen Volkerschaften, gegen den Handelsverkehr mit den Römern erliefs. — Ungestümer noch als vom mittelländischen Meere die Römer drangten vom baltischen und der Nordsee herab die Deutschen, ein frischer Stamm aus der grofsen Völkerwiege des Ostens, der sich Platz machte neben seinen älteren Brüdern mit jugendlicher Kraft, freilich auch mit jugendlicher Rohheit. Wenn auch die nächst am Rhein wohnenden Volkerschaften dieses Stammes, die Usipeten, Tenkterer, Sugambrer, über sich einigermafsen zu civilisiren angefangen und wenigstens aufgehört hatten freiwillig ihre Sitze zu wechseln, so stimmen doch alle Nachrichten dahin zusammen, dafs weiter landeinwärts der Ackerbau wenig bedeutete und die einzelnen Stämme kaum noch zu festen Sitzen gelangt waren. Es ist bezeichnend dafür, dafs die westlichen Nachbaren in dieser Zeit kaum eines der Volker des inneren Deutschlands seinem

Gaunamen noch zu nennen wufsten, sondern dieselben ihnen nur bekannt sind unter den allgemeinen Bezeichnungen der Sueben, das ist der Nomaden, der schweifenden Leute, und der Marcomannen, das ist der Landwehr* — Namen, die in Caesars Zeit schwerlich schon Gaunamen waren, obwohl sie den Römern als solche erschienen und später auch vielfach Gaunamen geworden sind. Der gewaltigste Andrang dieser grofsen Nation traf die Kelten. Die Kämpfe, die die Deutschen um den Besitz der Landschaften östlich vom Rheine mit den Kelten geführt haben mögen, entziehen sich vollständig unserm Blicken. Wir vermögen nur zu erkennen, dafs um das Ende des siebenten Jahrhunderts Roms schon alles Land bis zum Rhein den Kelten verloren war, die Boier, die einst in Baiern und Böhmen gesessen haben mochten (II, 159), heimathlos herumirrten und selbst der ehemals von den Helvetiern besessene Schwarzwald (II, 159) wenn auch nicht von den nachstwohnenden deutschen Stämmen in Besitz genommen, doch wenigstens wüstes Grenzstreitland und vermuthlich schon damals war, was er später hiefs: die helvetische Einöde. Die barbarische Strategik der Deutschen durch meilenweite Wüstlegung der Nachbarschaft sich vor feindlichen Ueberfällen zu sichern scheint hier im gröfsten Mafsstab Anwendung gefunden zu haben. — Aber die Deutschen waren nicht stehen geblieben am Rheine. Der seinem Kerne nach aus deutschen Stämmen zusammengesetzte Heereszug der Kimbrer und Teutonen, der funfzig Jahre zuvor über Pannonien, Gallien, Italien und Spanien so gewaltig hingebraust war, schien nichts gewesen zu sein als eine grofsartige Recognoscirung. Schon hatten westlich vom Rhein, namentlich dem unteren Laufe desselben, verschiedene deutsche Stämme bleibende Sitze gefunden; als Eroberer eingedrungen führen diese Ansiedler fort von ihren

* So sind Caesars Sueben wahrscheinlich die Chatten, ohne dafs man darum berechtigt wäre anzunehmen, dafs diese Bezeichnung zu Caesars Zeit und noch viel später nicht auch jedem andern deutschen Stamme beigelegt werd, der als ein regelmäfsig wandernder bezeichnet werden konnte. Wenn also auch, wie nicht zu zweifeln, der ‚König der Sueben' bei Mela (3, 3) und Plinius (h. n. 2, 67, 170) Ariovist ist, so folgt darum noch keineswegs, dafs Ariovist ein Chatte war. Die Marcomannen als Bezeichnung eines bestimmten Volkes lassen sich vor Marbod nicht nachweisen; es ist sehr möglich, dafs das Wort bis dahin nichts war als was es etymologisch heifst, die Benennung der Land- oder Grenzwehr. Wenn Caesar 1, 51 sie unter den im Heere Ariovists fechtenden Völkern erwähnt, so kann er auch hier eine blofs appellative Bezeichnung ebenso mifsverstanden haben, wie dies bei den Sueben entschieden der Fall ist.

gallischen Unwohnern gleich wie von Unterthanen Geiseln einzufordern und jährlichen Tribut zu erheben. Dahin gehörten die Aduatuker, die aus einem Splitter der Kimbrermasse (II, 171) zu einem ansehnlichen Gau angewachsen waren, und eine Anzahl anderer später unter dem Namen der Tungrer zusammengefafster Volkerschaften an der Maas in der Gegend von Lüttich. In dem ganzen Gebiet der Schelde, Maas und Mosel war die Bevölkerung stark mit deutschen Elementen gemischt; die mächtigen Nervier (im Hennegau) bezeichnet eine achtbare Autorität geradezu als Germanen. Diese ersten Ansiedlungen waren vielleicht geringfügig; unbedeutend waren sie nicht, denn in dem chaotischen Dunkel, in dem wir um diese Zeit die Volkerschaften am Rhein auf- und niederwogen sehen, läfst sich doch wohl erkennen, dafs auf der Spur jener Vorposten ihre Landsleute sich anschickten in Massen den Rhein zu überschreiten. Von zwei Seiten durch die Fremdherrschaft bedroht und in sich zerrissen war es kaum zu erwarten, dafs die unglückliche keltische Nation sich jetzt noch emporraffen und mit eigener Kraft sich erretten werde. Ihre Zersplitterung und ihr Untergang in der Zersplitterung war bisher ihre Geschichte; wie sollte eine Nation, die keinen Tag kannte gleich denen von Marathon und Salamis, von Aricia und dem raudischen Felde, eine Nation, die selbst in ihrer frischen Zeit keinen Versuch gemacht hatte Massalia mit gesammter Hand zu vernichten, jetzt, da es Abend ward, so furchtbarer Feinde sich erwehren?

Je weniger die Kelten sich selbst überlassen den Germanen gewachsen waren, desto mehr Ursache hatten die Römer die zwischen den beiden Nationen obwaltenden Verwickelungen sorgsam zu überwachen. Waren sie auch von den daraus entspringenden Bewegungen bis jetzt nicht unmittelbar berührt worden, so waren sie doch bei dem Ausgang derselben mit ihren wichtigsten Interessen betheiligt. Begreiflicher Weise hatte die innere Haltung der keltischen Nation sich mit ihren auswärtigen Beziehungen nach und nachhaltig verflochten. Wie in Griechenland die lakedämonische Partei sich gegen die Athener mit Persien verband, hatten die Römer von ihrem ersten Auftreten jenseit der Alpen an gegen die Arverner, die damals unter den südlichen Kelten die führende Macht waren, an deren Nebenbuhlern um die Hegemonie, den Haedern eine Stütze gefunden und mit Hülfe dieser ihrer ‚Brüder der römischen Nation' nicht blofs die Allobrogen und einen grofsen Theil des mittelbaren Gebiets der Arverner sich unterthänig gemacht, sondern auch in dem frei gebliebenen

Gallien durch ihren Einfluss die Hegemonie von den Arvernern auf die Haeduer übertragen. Allein wenn den Griechen nur von einer Seite her für ihre Nationalität Gefahr drohte, so sahen sich die Kelten zugleich von zwei Landesfeinden bedrängt, und es war natürlich, dafs man versuchte bei dem einen vor dem andern Schutz zu finden. Wenn die eine Keltenpartei den Römern sich anschlofs, so suchten ihre Gegner natürlicher Weise dagegen ein Gegengewicht in dem Bunde mit den Deutschen. Am nächsten lag dies den Belgen, die durch Nachbarschaft und vielfältige Mischung den überrheinischen Deutschen genähert waren und überdies bei ihrer minder entwickelten Cultur sich dem stammfremden Stehen wenigstens ebenso verwandt fühlen mochten als dem gebildeten allobrogischen oder helvetischen Landsmann. Aber auch die südlichen Kelten, bei welchen jetzt, wie schon gesagt, der ansehnliche Gau der Sequaner (um Besançon) an der Spitze der den Römern feindlichen Partei stand, hatten alle Ursache gegen die sie zunächst bedrohenden Römer die Hülfe der Deutschen eben jetzt herbeizurufen; das lässige Regiment des Senats und die Anzeichen der in Rom sich vorbereitenden Revolution, die den Kelten nicht unbekannt geblieben waren, liefsen gerade diesen Moment als geeignet erscheinen um des römischen Einflusses sich zu entledigen und zunächst deren Clienten, die Haeduer zu demüthigen. Ueber die Zölle auf der Saone, die das Gebiet der Haeduer von dem der Sequaner schied, war es zwischen den beiden Gauen zum Bruch gekommen und um das Jahr 683 hatte der deutsche Fürst Ariovist mit etwa 15000 Bewaffneten als Condottier der Sequaner den Rhein überschritten. Der Krieg zog manches Jahr unter wechselnden Erfolgen sich hin; im Ganzen waren die Ergebnisse den Haeduern ungünstig. Ihr Führer Eporedorix bot endlich die ganze Clientel auf und zog mit ungeheurer Uebermacht aus gegen die Germanen; allein diese verweigerten beharrlich den Kampf und hielten sich gedeckt in Sümpfen und Wäldern, bis die Claus, des Harrens müde, anfingen aufzubrechen und sich aufzulösen. Jetzt erschienen die Deutschen in freiem Felde; bei Admagetobriga erzwang Ariovist die Schlacht, in der die Blüthe der Ritterschaft der Haeduer auf dem Kampfplatze blieb. Die Haeduer, durch diese Niederlage gezwungen auf die Bedingungen, wie der Sieger sie stellte, Frieden zu schliefsen, mufsten auf die Hegemonie verzichten und mit ihrem ganzen Anhang in die Clientel der Sequaner sich fügen, auch sich anheischig machen den Sequanern oder vielmehr dem Arioyist Tribut zu zahlen und die Kinder ihrer vornehmsten Adlichen

als Geiseln zu stellen, endlich eidlich versprechen weder diese Geiseln je zurückzufordern noch die Intervention der Römer anzurufen. Dieser Friede ward, wie es scheint, um 693 geschlossen.* Ehre und Vortheil geboten den Römern dagegen aufzutreten; der vornehme Haeduer Divitiacus, das Haupt der römischen Partei in seinem Clan und darum jetzt von seinen Landsleuten verbannt, ging persönlich nach Rom um ihre Dazwischenkunft zu erbitten; eine noch ernstere Warnung war der Aufstand der Allobrogen 693 (S. 205), der Nachbarn der Sequaner, welcher ohne Zweifel mit diesen Ereignissen zusammenhing. In der That ergingen Befehle an die gallischen Statthalter den Haeduern beizustehen; man sprach davon Consuln und consularische Armeen über die Alpen zu senden; allein schliefslich verleugnete der Senat, an den diese Angelegenheiten zunächst zur Entscheidung kamen, sich auch hier nicht: die allobrogische Insurrection ward mit den Waffen unterdrückt, für die Haeduer aber geschah nicht nur nichts, sondern es ward sogar Ariovist im J. 695 in das Verzeichnifs der den Römern befreundeten Könige eingeschrieben.** Der deutsche Kriegsfürst nahm dies begreiflicher Weise als Verzicht der Römer auf das noch nicht von ihnen eingenommene Keltenland; er richtete demgemäfs sich hier häuslich ein und fing an auf gallischem Boden ein deutsches Fürstenthum zu begründen. Die zahlreichen Haufen, die er mitgebracht hatte, sie noch zahlreicheren, die auf seinen Ruf später aus der Heimath nachkamen — man rechnete, dafs bis zum J. 696 bis 120000 Deutsche den Rhein überschritten — diese ganze gewaltige Einwanderung der deutschen Nation, welche durch die einmal geöffneten Schleusen stromweise über den schönen Westen sich ergofs, suchte er daselbst ansässig zu machen und auf dieser Grundlage seine Herrschaft über das Keltenland aufzubauen. Der Umfang der von ihm am linken Rheinufer ins Leben gerufenen deutschen Ansiedlungen läfst sich nicht bestimmen; ohne Zweifel reichte er weit und noch viel weiter seine Entwürfe. Die Kelten wurden

* Ariovists Ankunft in Gallien ist nach Caesar 1, 36 auf 683, die Schlacht von Admagetobriga nach Caesar 1, 35 und Cicero *ad Att.* 1, 19 auf 693 gesetzt worden.

** Um diesen Hergang der Dinge nicht unglaublich zu finden oder demselben gar tiefere Motive unterzulegen als staatsmännische Unwissenheit und Faulheit sind, wird man wohl thun den leichtfertigen Ton sich zu vergegenwärtigen, in dem ein angesehener Senator wie Cicero in seiner Correspondenz sich über diese wichtigen transalpinischen Angelegenheiten äufsert.

von ihm als eine Nation behandelt, die er ganz sich unterworfen, und zwischen den einzelnen Gauen kein Unterschied gemacht. Als gedungener Feldhauptmann der Sequaner hatte er den Rhein überschritten; dennoch mufsten auch sie, als wären sie gleichfalls besiegte Feinde, ihm für seine Söldner ein Drittel ihrer Mark abtreten — vermuthlich den später von den Tribokkern bewohnten Landstrich —: ja als sei dies nicht genug, ward ihnen nachher für die nachgekommenen Haruder noch ein zweites Drittel abverlangt. Ariovist schien im Keltenlande die Rolle des makedonischen Philipp übernehmen und die germanisch gesinnten Kelten nicht minder wie die den Römern anhangenden tyrannisiren zu wollen. — Das Auftreten des kräftigen Fürsten in einer so gefährlichen Nähe, das allein schon die ernstesten Besorgnisse der Römer erwecken mufste, erschien noch bedrohlicher insofern, als dasselbe keineswegs vereinzelt stand. Auch die am rechten Rheinufer ansässigen Usipeten und Tenkterer waren, der unaufhörlichen Verheerung ihres Gebiets durch die übermüthigen Sueben müde, das Jahr bevor Caesar in Gallien eintraf (695) aus ihren bisherigen Sitzen aufgebrochen um sich andere am unteren Rheine zu suchen. Schon hatten sie an dessen Mündung den auf dem rechten Rheinufer belegenen Theil des Gebiets der Menapier weggenommen und es war vorherzusehen, dafs sie den Versuch machen würden auch auf dem linken Ufer sich festzusetzen. Zwischen Köln und Mainz sammelten ferner sich suebische Haufen und drohten in dem gegenüberliegenden Keltengau der Treverer als ungeladene Gäste zu erscheinen. Endlich ward das Gebiet des östlichsten Gaus der Kelten, der streitbaren und zahlreichen Helvetier immer nachdrücklicher von den Germanen heimgesucht, so dafs die Helvetier, die vielleicht schon durch das Zurückströmen ihrer Ansiedler aus dem verlorenen Gebiet nordwärts vom Rheine ohnehin an Uebervölkerung litten, überdies durch die Festsetzung Ariovists im Gebiet der Sequaner einer völligen Isolirung von ihren Stammgenossen entgegengingen, den verzweifelten Entschluss fafsten ihr bisheriges Gebiet freiwillig den Germanen zu räumen und westlich vom Jura geräumigere und fruchtbarere Sitze und zugleich wo möglich die Hegemonie im inneren Gallien zu gewinnen — ein Plan, den schon während der kimbrischen Invasion einige ihrer Districte gefafst und auszuführen versucht hatten (II, 167). Die Rauraker, deren Gebiet (Basel und das südliche Elsafs) in ähnlicher Weise bedroht war, ferner die Reste der Boier, die bereits früher von den Germanen gezwungen waren ihrer Heimath den Rücken zu kehren und nun

ousted unbeirrten, und andere kleinere Stämme machten mit den Helvetiern gemeinschaftliche Sache. Bereits 693 kamen ihre Streiftrupps über den Jura und selbst bis in die römische Provinz; der Aufbruch selbst konnte nicht mehr lange sich verzögern; unvermeidlich rückten alsdann germanische Ansiedler nach in die von ihren Vertheidigern verlassene wichtige Landschaft zwischen dem Oberrhein und dem Genfersee. Vom Bodensee bis zum atlantischen Ocean waren die deutschen Stämme in Bewegung, die ganze Rheinlinie von ihnen bedroht; es war ein Moment wie da die Alamannen und Franken sich über das sinkende Reich der Caesaren warfen und jetzt gleich schien gegen die Kelten eben das ins Werk gesetzt werden zu sollen, was ein halbes Jahrtausend später gegen die Römer gelang.

Unter diesen Verhältnissen traf der neue Statthalter Gaius Caesar im Frühling 696 in dem narbonensischen Gallien ein, das zu seiner ursprünglichen, das diesseitige Gallien nebst Istrien und Dalmatien umfassenden, Provinz durch Senatsbeschluss hinzugefügt worden war. Sein Amt, das ihm auf zuerst auf fünf, dann im J. 699 auf weitere fünf Jahre übertragen ward, gab ihm das Recht zehn Unterbefehlshaber von propraetorischem Rang zu ernennen und — wenigstens nach seiner Auslegung — aus der besonders im diesseitigen Gallien zahlreichen Bürgerbevölkerung des ihm gehorchenden Gebiets nach Gutdünken seine Legionen zu ergänzen oder auch neue zu bilden. Das Heer, das er in den beiden Provinzen übernahm, bestand an Linienfussvolk aus vier geschulten und krieggewohnten Legionen, der siebenten, achten, neunten und zehnten oder höchstens 24000 Mann, wozu dann, wie üblich, die Unterthanencontingente hinzutraten. Reiterei und Leichtbewaffnete waren ausserdem vertreten durch Reiter aus Spanien und numidische, kretische, balearische Schützen und Schleuderer. Caesars Stab, die Elite der hauptstädtischen Demokratie, enthielt neben nicht wenigen unbrauchbaren vornehmen jungen Männern einzelne tüchtige Offiziere, wie Publius Crassus, den jüngeren Sohn des alten politischen Bundesgenossen Caesars, und Titus Labienus, der dem Haupt der Demokratie als treuer Adjutant vom Forum auf das Schlachtfeld gefolgt war. Bestimmte Aufträge hatte Caesar nicht erhalten; für den Einsichtigen und Muthigen lagen sie in den Verhältnissen. Auch hier war nachzuholen, was der Senat versäumt hatte und vor allen Dingen der Strom der deutschen Invasion zu hemmen. Die mit der deutschen eng verflochtene Invasion der Helvetier war nach langjährigen Vorbereitungen eben im Begriff zu beginnen. Um sowohl die verlassenen

Hatten nicht den Germanen zu gönnen als auch sich selber die Rückkehr unmöglich zu machen, hatten sie ihre Städte und Weiler niedergebrannt und lange Wagenzüge mit Weibern, Kindern und dem besten Theil der Fahrnifs beladen, trafen von allen Seiten her am Leman ein, wo die Helvetier und ihre Genossen sich zum 28. März* dieses Jahres Rendezvous gegeben hatten. Nach ihrer eigenen Zählung bestand die gesammte Masse aus 368000 Köpfen, wovon etwa der vierte Theil im Stande war die Waffen zu tragen. Das Juragebirge, das vom Rhein bis zur Rhone sich erstreckend die helvetische Landschaft gegen Westen fast vollständig abschlofs und dessen schmale Defileen für den Durchzug einer solchen Karawane ebenso schlecht geeignet waren wie gut für die Vertheidigung, hatten die Führer darum beschlossen in südlicher Richtung zu umgehen und den Weg nach Westen sich da zu eröffnen, wo zwischen dem südwestlichen und höchsten Theil des Jura und den savoyischen Bergen die Rhone bei dem heutigen Fort de l'Ecluse die Gebirgsketten durchbrochen hat. Allein an der Nordseite treten die Felsen und Abgründe so hart an den Flufs, dafs hier in der Gegend des Fort de l'Ecluse jedes Heer sich völlig gehemmt findet; es blieb nichts übrig als oberhalb dieses Punktes auf das südliche Ufer überzugehen, um später, wo die Rhone in die Ebene eintritt, wieder das nördliche zu gewinnen und dann weiter nach dem ebenen Westen Galliens zu ziehen, wo der fruchtbare Canton der Santonen (Saintonge, das Thal der Charente) am atlantischen Meer von den Wanderern zu ihrem neuen Wohnsitz ausersehen war. Caesar, ohnehin nicht gemeint den Helvetiern die Festsetzung im westlichen Gallien zu gestatten, konnte es um so weniger sich gefallen lassen, dafs sie das römische Gebiet auf ihrem Marsche betraten. Allein von seinen vier Legionen standen drei weit entfernt bei Aquileia; obwohl er die Milizen der jenseitigen Provinz schleunigst aufbot, war die Aufgabe dennoch nicht leicht mit einer so geringen Mannschaft dem zahllosen Keltenschwarm den Uebergang über die Rhone, von ihrem Austritt aus dem Leman bei Genf bis zu ihrem Durchbruch, auf einer Strecke von mehr als drei deutschen Meilen, zu verwehren. Caesar gewann indefs durch Unterhandlungen mit den Helvetiern, die den Uebergang über den Flufs und den Marsch durch das allobrogische Gebiet gern in friedlicher

* Nach dem unberichtigten Kalender. Nach der gangbaren Rectification, die indefs hier keineswegs auf hinreichend zuverlässigen Daten beruht, entspricht dieser Tag dem 16. April des julianischen Kalenders.

Weise bewerkstelligt hätten, eine Frist von funfzehn Tagen, welche dazu benutzt ward die Rhonebrücke bei Genava (Genf) abzubrechen und das südliche Ufer der Rhone durch eine fast vier deutsche Meilen lange Verschanzung dem Feinde zu sperren — es war die erste Anwendung des später in so ungeheurem Umfang durchgeführten Systems der Römer durch eine Kette von einzelnen durch Wälle und Gräben mit einander in Verbindung gesetzten Schanzen die Reichsgrenze militärisch zu schließen. Die Versuche der Helvetier mittelst Schiffen oder durch Furthe an verschiedenen Stellen das andere Ufer zu gewinnen wurden in diesen Linien von den Römern glücklich vereitelt und die Helvetier genöthigt von dem Rhoneübergang abzustehen. Dagegen vermittelte die den Römern feindlich gesinnte Partei der Kelten, die an den Helvetiern eine mächtige Verstärkung zu erhalten hoffte, namentlich der Haeduer Dumnorix, des Divitiacus Bruder und wie dieser an der Spitze der römischen so in seinem Gau an der Spitze der nationalen Partei, ihnen den Durchmarsch durch die Jurapässe und das Gebiet der Sequaner. Dies zu verwehren hatten die Römer keinen Rechtsgrund; allein es standen für sie bei dem helvetischen Heerzug andere und höhere Interessen auf dem Spiele als die Frage der formellen Integrität des römischen Gebiets — Interessen, die nur gewahrt werden konnten, wenn Caesar, statt, wie alle Statthalter des Senats, wie selbst Marius (II, 173) gethan, auf die bescheidene Aufgabe der Grenzbewachung sich zu beschränken, an der Spitze einer ansehnlichen Armee die bisherige Reichsgrenze überschritt. Caesar war Feldherr nicht des Senats, sondern des Staates; er schwankte nicht. Sogleich von Genava aus hatte er sich in eigener Person nach Italien begeben und mit der ihm eigenen Raschheit die drei dort cantonnirenden so wie zwei neu formirte Rekrutenlegionen herangeführt. Diese Truppen vereinigte er mit dem bei Genava stehenden Corps und überschritt mit der gesammten Macht die Rhone. Sein unvermuthetes Erscheinen im Gebiet der Haeduer brachte natürlich daselbst sofort wieder die römische Partei ans Regiment, was der Verpflegung wegen nicht gleichgültig war. Die Helvetier fand er beschäftigt die Saone zu passiren und aus dem Gebiet der Sequaner in das der Haeduer einzurücken; was von ihnen noch am linken Saoneufer stand, namentlich das Corps der Tigoriner, ward von den rasch vordringenden Römern aufgehoben und vernichtet. Das Gros des Zuges war indeß bereits auf dem rechten Ufer des Flusses angelangt; Caesar folgte ihnen und bewerkstelligte den Uebergang, den der ungeschlachte Zug der Helvetier in zwanzig Tagen

nicht hatte vollenden können, in vierundzwanzig Stunden. Fortan heftete er sich an die Fersen des Feindes. Funfzehn Tage marschirte das römische Heer in dem Abstand etwa einer deutschen Meile von dem feindlichen hinter demselben her, immer auf einen günstigen Augenblick hoffend um den feindlichen Heereszug unter den Bedingungen des Sieges anzugreifen und zu vernichten. Allein dieser Augenblick kam nicht; wie schwerfällig auch die helvetische Karawane einherzog, die Führer wufsten einen Ueberfall zu verhüten und zeigten sich wie mit Vorräthen reichlich versehen so durch ihre Spione von jedem Vorgang im römischen Lager aufs Genaueste unterrichtet. Dagegen fingen die Römer an Mangel an dem Nothwendigsten zu leiden, namentlich als die Helvetier sich von der Saone entfernten und der Flufstransport aufhörte. Das Ausbleiben der von den Haeduern versprochenen Zufuhren, aus dem diese Verlegenheit zunächst hervorging, erregte um so mehr Verdacht, als beide Heere immer noch auf ihrem Gebiete sich herumbewegten. Es zeigte sich ferner die ansehnliche fast 4000 Pferde zählende römische Reiterei als völlig unzuverlässig — was freilich erklärlich war, da dieselbe fast ganz aus keltischer Ritterschaft und namentlich den Rittern der Haeduer unter dem Befehl des wohlbekannten Römerfeindes Dumnorix bestand und Caesar selbst sie mehr noch als Geifseln denn als Verbündete übernommen hatte. Man hatte guten Grund zu glauben, dafs eine Niederlage, die sie von der weit schwächeren helvetischen Reiterei erlitten, durch sie selbst herbeigeführt worden war und dafs durch sie der Feind von allen Vorfällen im römischen Lager unterrichtet ward. Caesars Lage wurde bedenklich: in lediger Deutlichkeit kam es zu Tage, was selbst bei den Haeduern, trotz ihres officiellen Bündnisses mit Rom und der nach Rom sich neigenden Sonderinteressen dieses Gaus, die keltische Patriotenpartei vermochte; was sollte daraus werden, wenn man in die gährende Landschaft tiefer und tiefer sich hineinwagte und von den Verbindungen immer weiter sich entfernte? Eben zogen die Heere in mäfsiger Entfernung von der Hauptstadt der Haeduer Bibracte (Autun) vorüber; Caesar beschlofs dieses wichtigen Ortes sich mit gewaffneter Hand zu bemächtigen, bevor er die Verfolgung der Helvetier fortsetzte. Allein da er von dem Feinde ablassend sich gegen Bibracte wendete, meinten die Helvetier, dafs die Römer zur Flucht Anstalt machten und griffen nun ihrerseits an. Auf zwei parallel laufenden Hügelreihen stellten die beiden Heere sich auf; die Kelten begannen das Gefecht, sprengten die in die Ebene vorgeschobene römische Re-

terei auseinander und liefen an gegen die am Abhang des Hügels postirten römischen Legionen, mufsten aber vor Caesars Veteranen weichen. Als die Römer, ihren Vortheil verfolgend, nun drerseits in die Ebene hinabstiegen, gingen die Kelten wieder zum Angriff über, während zugleich ein zurückgehaltenes Corps derselben die Römer in die Flanke nahm. Gegen das letztere wurde die römische Reserve gesendet und drängte dasselbe von der Hauptmasse ab auf das Gepäck und die Wagenburg, wo es aufgerieben ward. Das Gros des helvetischen Zuges mufste endlich auch zurück und ward genöthigt statt der bisherigen Richtung gegen Westen die nach Norden einzuschlagen. Es war auch für die Sieger ein heifser Tag. Caesar, der Ursache hatte seinem Offiziercorps nicht durchgängig zu trauen, hatte gleich zu Anfang die Offizierspferde fortgeschickt, um die Nothwendigkeit Stand zu halten den Seinigen gründlich klar zu machen; in der That würde die Schlacht, wenn die Römer sie verloren hätten, wahrscheinlich die Vernichtung der römischen Armee herbeigeführt haben. Wie sie ausgegangen war, überlieferte sie dagegen die Helvetier der Willkür des Siegers. Caesars Truppen waren zu erschöpft um ihnen auf dem Fufse zu folgen; allein in Folge der Bekanntmachung Caesars, dafs er alle, die die Helvetier unterstützen würden, wie diese selbst als Feinde der Römer behandeln werde, und, wohin die geschlagene Armee kam, zunächst in dem Gau der Lingonen (um Langres), ihr jede Unterstützung verweigert. Aller Zufuhr und ihres Gepäcks beraubt und belastet von der Masse des nicht kampffähigen Trosses mufsten sie wohl dem römischen Feldherrn sich unterwerfen. Ihr Loos war ein verhältnifsmäfsig mildes. Den heimathlosen Boiern wurden die Haeduer angewiesen in ihrem Gebiet Wohnsitze einzuräumen; diese Ansiedelung der überwundenen Feinde inmitten der mächtigsten keltengaue that fast die Dienste einer römischen Colonie. Die von den Helvetiern und Raurakern noch übrigen, etwas mehr als ein Drittel der ausgezogenen Mannschaft, wurden natürlich in ihr ehemaliges Gebiet zurückgesandt, um unter römischer Hoheit am oberen Rhein die Grenze gegen die Deutschen zu vertheidigen. Nur die südwestliche Spitze des helvetischen Gaus wurde von den Römern in Besitz genommen und hier an dem anmuthigen Gestade des Leman späterhin die alte Keltenstadt Noviodunum (jetzt Nyon) in eine römische Grenzfestung, die „julische Equestercolonie“* umgewandelt.

* *Julia Equestris*, wo der letzte Beiname zu fassen ist wie in andern

Am Bodensee also war der hier drohenden Invasion der Deutschen vorgebeugt und zugleich die den Römern feindliche Partei unter den Kelten gedemüthigt. Eine schwerere Arbeit stand bevor gegen die am Mittelrhein bereits über den Rhein gegangenen und täglich sich mehrenden Deutschen. Die Römer hatten Ursache genug gegen die in Gallien mit ihnen concurrirende Macht des Ariovist feindlich aufzutreten; die Veranlassung war leicht gefunden. Im Vergleich mit dem von Ariovist ihnen drohenden oder bereits auferlegten Joch mochte dem grofseren Theil der Kelten die römische Suprematie das geringere Uebel dünken; die Minorität, die an ihrem Römerhafs festhielt, mufste wenigstens verstummen. Ein unter römischem Laufhafs abgehaltener Landtag der Keltenstämme des mittleren Galliens ersuchte im Namen der keltischen Nation den römischen Feldherrn um Beistand gegen die Deutschen. Der Feldherr ging darauf ein und auf seine Veranlassung stellten die Haeduer die Zahlung des vertragsmäfsig an Ariovist zu entrichtenden Tributes ein und forderten die gestellten Geifseln zurück. Die Angriffe, die Ariovist wegen dieses Vertragsbruchs gegen die Clienten Roms richtete, gaben Caesar Veranlassung mit ihm in directe Verhandlung zu treten und aufser der Rückgabe der Geifseln und dem Versprechen mit den Haeduern Frieden zu halten namentlich zu fordern, dafs Ariovist sich anheischig mache keine Deutschen mehr über den Rhein nachzuziehen. Der deutsche Feldherr begegnete dem römischen mit dem Vollgefühl ebenbürtiger Macht und ebenbürtigen Rechtes. Ihm sei das nördliche Gallien so gut nach Kriegsrecht unterthänig geworden wie den Römern das südliche; wie er die Römer nicht hindere von den Allobrogen Tribut zu nehmen, so dürften auch sie ihm nicht wehren seine Unterthanen zu besteuern. In späteren geheimen Eröffnungen zeigte es sich, dafs der Fürst der römischen Verhältnisse wohl kundig war: er erwähnte der Aufforderungen, die ihm von Rom aus zugekommen seien Caesar aus dem Wege zu räumen und erbot sich, wenn Caesar ihm das nördliche Gallien überlassen wolle, ihm dagegen zur Erlangung der Herrschaft über Italien behülflich zu sein — wie ihm der Hader der keltischen Nation Gallien eröffnet hatte, so schien er von dem Hader der italischen die Be-

Colonien Caesars die Beinamen *sextanorum*, *decimanorum* u. a. m. Es waren keltische oder deutsche Reiter Caesars, die, natürlich unter Ertheilung des römischen oder doch des latinischen Bürgerrechts, hier Landloose empfingen.

festigung seiner Herrschaft zu erwarten. Seit Jahrhunderten war den Römern gegenüber diese Sprache der vollkommen selbstständigen und ihre Selbstständigkeit schroff und rücksichtslos aufsendenden Macht nicht geführt worden, wie man sie jetzt von dem deutschen Heerkönig vernahm: kurzweg weigerte er sich zu kommen, als der römische Feldherr nach der bei Clientelfürsten hergebrachten Ordnung ihm ansann persönlich vor ihm zu erscheinen. Um so nothwendiger war es nicht zu zaudern. Sogleich brach Caesar auf gegen Ariovist. Die tief gesunkene Sitten- und Kriegszucht machte auch in seinem Lager sich geltend; ein panischer Schrecken ergriff seine Truppen, vor allem seine Offiziere, als sie daran sollten mit den seit vierzehn Jahren nicht unter Dach und Fach gekommenen Kernscharen Ariovists sich zu messen. Desertion und Meuterei schien bevorzustehen; allein der Feldherr, indem er erklärte nöthigenfalls mit der zehnten Legion allein gegen den Feind zu ziehen, wußte nicht blofs durch solche Ehrenannahme diese, sondern durch den kriegerischen Wetteifer auch die übrigen Regimenter an die Adler zu fesseln und etwas von seiner eigenen Energie den Truppen einzuhauchen. Ohne ihnen Zeit zu lassen sich zu besinnen führte er in raschen Märschen sie weiter und kam glücklich Ariovist in der Besetzung der sequanischen Hauptstadt Vesontio (Besançon) zuvor. Eine persönliche Zusammenkunft der beiden Feldherren, die auf Ariovists Begehren stattfand, schien einzig einen Versuch gegen Caesars Person bedecken zu sollen; zwischen den beiden Zwingherren Galliens konnten nur die Waffen entscheiden. Vorläufig kam der Krieg zum Stehen. Etwa in der Gegend von Belfort und Montbelgard lagerten die beiden Heere in geringer Entfernung von einander, bis es Ariovist gelang mit seiner sehr überlegenen Macht an dem römischen Lager vorbeimarschirend sich ihm in den Rücken zu legen und die Römer von ihrer Basis und ihren Zufuhren abzuschneiden. Caesar versuchte sich aus seiner peinlichen Lage durch eine Schlacht zu befreien; allein Ariovist nahm sie nicht an. Dem römischen Feldherrn blieb nichts übrig als trotz seiner geringen Stärke die Bewegung des Feindes nachzuahmen, und seine Verbindungen dadurch wieder zu gewinnen, dafs er zwei Legionen am Feinde vorbeiziehen und jenseit des Lagers der Deutschen eine Stellung nehmen liefs, während vier Legionen in dem bisherigen Lager zurückblieben. Ariovist, da er die Römer getheilt sah, versuchte einen Sturm auf ihr kleineres Lager; allein die Römer schlugen ihn ab. Unter dem Eindruck dieses Erfolges

ward das gesammte römische Heer zum Angriff vorgeführt und auch die Deutschen stellten in Schlachtordnung sich auf, in langer Linie, jeder Stamm für sich, hinter sich, um die Flucht unmöglich zu machen, die Karren der Armee mit dem Gepäck und den Weibern. Der rechte Flügel der Römer unter Caesars eigener Führung stürzte sich rasch auf den Feind und trieb ihn vor sich her; dasselbe gelang dem rechten Flügel der Deutschen. Noch stand die Wage gleich; allein die Taktik der Reserven entschied wie so manchen andern Kampf gegen Barbaren so auch den gegen die Germanen: die dritte Linie, die Publius Crassus rechtzeitig zur Hülfe sandte, stellte auf dem linken römischen Flügel die Schlacht wieder her. Damit war der Sieg entschieden. Bis an den Rhein, zehn deutsche Meilen vom Schlachtfeld, ward die Verfolgung fortgesetzt; nur wenigen, darunter dem König, gelang es auf das andere Ufer zu entkommen (696). — So glänzend kündigte dem mächtigen Strom, den hier die italischen Soldaten zum ersten Mal erblickten, das römische Regiment sich an. Mit einer einzigen glücklichen Schlacht war auch hier die Rheinlinie gewonnen. Das Schicksal der deutschen Ansiedlungen am linken Rheinufer lag in Caesars Hand. Der Sieger konnte sie vernichten, aber er that es nicht. Die benachbarten keltischen Gaue, die Sequaner, Leuker, Mediomatriker waren weder wehrhaft noch zuverlässig; die übergesiedelten Deutschen waren nicht blofs tapfere Grenzhüter, sondern liefsen sich auch dazu an bessere Unterthanen Roms zu werden, da sie von den Kelten die Nationalität, von ihren überrheinischen Landsleuten das eigene Interesse an der Bewachung der neugenommenen Wohnsitze schied und sie bei ihrer isolirten Stellung nicht umhin konnten an der Centralgewalt festzuhalten. Caesar zog hier wie überall die überwundenen Feinde den zweifelhaften Freunden vor; er liefs den von Ariovist längs des linken Rheinufers angesiedelten Germanen, den Tribokkern um Strafsburg, den Nemetern um Speier, den Vangionen um Worms ihre neuen Sitze und vertraute ihnen die Bewachung der Rheingrenze gegen ihre Landsleute an*. — Die Sueben aber, die am Mittelrhein das

* Das scheint die einfachste Annahme über den Ursprung dieser germanischen Ansiedlungen. Dafs Ariovist jene Völker am Mittelrhein ansiedelte, ist defshalb wahrscheinlich, weil sie in seinem Heer fechten (Caes. 1, 51) und früher nicht vorkommen; dafs ihnen Caesar ihre Sitze liefs defshalb, weil er Ariovist gegenüber sich bereit erklärte die in Gallien bereits ansässigen Deutschen zu dulden (Caes. 1, 35. 43) und weil wir sie später in diesen Sitzen finden. Caesar schweigt darüber, weil er über alle

helvetische Gebiet bedrohten, zogen auf die Nachricht von Ariovists Niederlage wieder zurück in das innere Deutschland, wobei sie unterwegs durch die nächstwohnenden Volkerschaften ansehnliche Einbufse erlitten.

Die Folgen dieses einen Feldzuges waren unermefslich; noch Jahrtausende nachher wurden sie empfunden. Der Rhein war die Grenze des römischen Reiches gegen die Deutschen geworden. In Gallien, das nicht mehr vermochte sich selber zu gebieten, hatten bisher die Römer im Süden geherrscht, seit Kurzem die Deutschen versucht im Norden sich festzusetzen. In Folge der letzten Ereignisse war es entschieden worden, dafs Gallien nicht nur zum Theil, sondern ganz der römischen Oberhoheit unterlag und dafs die Naturgrenze, die der mächtige Flufs darbietet, auch bestimmt war die staatliche Grenze zu werden. In seiner besseren Zeit hatte der Senat nicht geruht, bis die Herrschaft Roms Italiens natürliche Grenzen erreicht hatte, die Alpen und das Mittelmeer mit seinen Inseln. Einer ähnlichen militärischen Arrondirung bedurfte auch das erweiterte Reich; aber die Regierung überliefs dieselbe dem Zufall und sah höchstens darauf, nicht dafs die Grenzen vertheidigt werden konnten, sondern dafs sie nicht unmittelbar von ihr selbst vertheidigt zu werden brauchten. Man fühlte es, dafs jetzt ein anderer Geist und ein anderer Arm die Geschicke Roms zu lenken begann.

Die Grundmauern des künftigen Gebäudes standen; es handelte sich darum dasselbe auszubauen und bei den Galliern die Anerkennung der römischen Herrschaft, bei den Deutschen die der Rheingrenze vollständig durchzuführen. Es fehlte hieran noch noch gar viel. In ganz Mittelgallien zwar von der römischen Grenze bis hinauf nach Chartres und Trier fugte man sich ohne Widerrede dem neuen Machthaber und am oberen und mittleren Rhein war auch von den Deutschen vorläufig kein Angriff zu besorgen. Allein das nördliche Gallien, sowohl die armoricanischen Gaue in der Bretagne und der Normandie als auch die mächtigere Conföderation der Belgen war von den gegen das mittlere Gallien geführten Schlägen nicht mit getroffen worden. Es kam hinzu, dafs, wie bemerkt, zwischen den Belgen und den niederrheinischen Deutschen sehr enge Beziehungen bestanden und auch an der Rheinmündung germanische Stämme sich fertig

Gallien von ihm getroffenen organischen Einrichtungen grundsätzlich Schweigen beobachtet.

machten den Strom zu überschreiten. In Folge dessen brach Caesar mit seinem jetzt auf acht Legionen angewachsenen Heer im Frühjahr 697 auf gegen die belgischen Gaue. Eingedenk des tapfern und glücklichen Widerstandes, den sie funfzig Jahre zuvor mit gesammter Hand an der Landesgrenze den Kimbrern geleistet hatte (II, 173) und gespornt durch die zahlreich aus Mittelgallien zu ihnen geflüchteten Patrioten, sandte die Eidgenossenschaft der Belgen ihr gesammtes erstes Aufgebot, 300000 Bewaffnete unter Anführung des Königs der Suessionen Galba an ihre südliche Grenze, um Caesar daselbst zu empfangen. Nur ein einziger Gau, der der mächtigen Remer (um Rheims), schloss sich aus und schickte sich an die Rolle, die in Mittelgallien die Haeduer gespielt haben, im nördlichen zu übernehmen. In ihrem Gebiet trafen das römische und das belgische Heer fast gleichzeitig ein. Caesar unternahm es nicht dem tapfern sechsfach stärkeren Feinde eine Schlacht zu liefern; er lagerte sich nordwärts der Aisne, unweit des heutigen Pont à Vère zwischen Rheims und Laon, auf einem theils durch den Fluss und durch Sumpfe, theils durch Gräben und Redouten von allen Seiten fast unangreifbar gemachten Plateau, und begnügte sich die Versuche der Belgen die Aisne zu überschreiten und ihn damit von seinen Verbindungen abzuschneiden durch defensive Massregeln zu vereiteln. Wenn er darauf zählte, dass die Coalition demnächst unter ihrer eigenen Schwere zusammenbrechen werde, so hatte er richtig gerechnet. König Galba war ein redlicher allgemein geachteter Mann; aber der Lenkung einer Armee von 300000 Mann auf feindlichem Boden war er nicht gewachsen. Man kam nicht weiter und die Vorräthe gingen auf die Neige; Unzufriedenheit und Entzweiung fingen an im Lager der Eidgenossen sich einzunisten. Die Bellovaker, den Suessionen an Macht gleich und schon verstimmt darüber, dass die Führerschaft des Gesammtaufgebots der Eidgenossen nicht an sie gekommen war, wurden durch die Meldung, dass die Haeduer als Bundesgenossen der Römer Anstalt machten in die bellovakische Landschaft einzurücken, bewogen in Masse nach Hause zu gehen. Die Führer des Gesammtaufgebots mussten nachgeben und die einzelnen Aufgebote in die Heimath entlassen, da sie sonst von selber gegangen sein würden; wenn Schande halber die sämmtlichen Gaue zugleich sich verpflichteten dem zunächst angegriffenen mit gesammter Hand zu Hülfe zu eilen, so ward durch solche unausführbare Stipulationen das klägliche Auseinanderlaufen der Eidgenossenschaft nur kläglich beschönigt. Es war eine Katastrophe, welche lebhaft

n diejenige erinnert, die im J. 1792 fast auf demselben Boden ntrat; und gleich wie in dem Feldzug in der Champagne war ie Niederlage nur um so schwerer, weil sie ohne Schlacht erfolgt ar. Die schlechte Leitung der abziehenden Armee gestattete dem anischen Feldherrn dieselbe zu verfolgen, als wäre sie eine geschlagene, und einen Theil der bis zuletzt gebliebenen Contingente aufzureiben. Aber die Folgen des Sieges beschränkten sich rauf nicht. Wie Caesar in die westlichen Cantone der Belgen rückte, gab einer nach dem andern fast ohne Gegenwehr sich tioren: die mächtigen Suessionen (um Soissons) ebenso wie re Nebenbuhler, die Bellovaker (um Beauvais) und die Ambiaer (um Amiens). Die Städte öffneten ihre Thore, als sie die undartigen Belagerungsmaschinen, die auf die Mauern zurollenn Thürme erblickten; wer sich dem fremden Herrn nicht ergeben mochte, suchte eine Zuflucht jenseit des Meeres in Britannien. Aber in den östlichen Cantonen regte sich energischer das tionalgefühl. Die Veromanduer, die Atrebaten, die deutschen batuker, vor allem aber die Nervier mit ihrer nicht geringen enzahl, an Zahl den Suessionen und Bellovakern wenig nachgend, an Tapferkeit und kräftigem Vaterlandssinn ihnen weit überlegen, schlossen einen zweiten und engeren Bund und zogen ihre ruppen an der oberen Sambre zusammen. Keltische Spione berichteten sie aufs Genaueste über die Bewegungen der römischen Armee; ihre eigene Ortskunde so wie die hohen Verhauungen, welche in diesen Landschaften überall angelegt waren um den dieselben oft heimsuchenden berittenen Räuberschaaren den Weg zu versperren, gestatteten den Verbündeten ihre eigenen peratione dem Blick der Römer größtentheils zu entziehen. Als diese an der Sambre angelangt beschäftigt waren auf dem Kamm des linken Ufers das Lager zu schlagen, während ihre Reiter und leichte Infanterie die jenseitigen Höhen recognoscirten, wurden die letzteren plötzlich von der gesammten Masse des feindlichen Landsturms überfallen und den Hügel hinab in den Fluss gesprengt. In einem Augenblick hatte der Feind diesen selbst überschritten und stürmte mit todverachtender Entschlossenheit die Höhen des linken Ufers. Kaum blieb den eben mit Schanzen beschäftigten Legionen die Zeit um die Hacke mit dem Schwert zu vertauschen; die Soldaten, viele unbehelmt, mussten fechten wie sie eben standen, ohne Schlachtlinie, ohne Plan, ohne eigentliches Commando; denn bei der Plötzlichkeit des Ueberfalls und dem von hohen Hecken durchschnittenen Terrain hatten die einzelnen Abtheilungen ihre Verbindung völlig verloren. Statt der

Schlacht entspann sich eine Anzahl zusammenhangloser Gefechte. Labienus mit dem linken Flügel warf die Atrebaten und verfolgte sie bis über den Flufs. Das römische Mitteltreffen drängte die Veromanduer den Abhang hinab. Auf dem rechten Flügel aber wurden die Römer von den weit zahlreicheren Nerviern völlig umzingelt und der Uferkamm mit dem halbfertigen Lager von diesen besetzt; die beiden Legionen, jede einzeln in ein dichtes Knäuel geballt und von vorn und in beiden Flanken angegriffen, ihrer meisten Offiziere und ihrer besten Soldaten beraubt, schienen im Begriff gesprengt und zusammengehauen zu werden. Schon flohen der römische Trofs und die Bundestruppen nach allen Seiten; von der keltischen Reiterei jagten ganze Abtheilungen, wie das Contingent der Treverer, mit verhängten Zügeln davon, um vom Schlachtfelde selbst die willkommene Kunde der erlittenen Niederlage daheim zu melden. Es stand alles auf dem Spiel. Der Feldherr selbst ergriff den Schild und focht unter den Vordersten; sein Beispiel, sein auch jetzt noch begeisternder Zuruf brachten die schwankenden Reihen wieder zum Stehen. Schon hatte man einigermafsen sich Luft gemacht und wenigstens die Verbindung der beiden Legionen dieses Flügels wiederhergestellt, als Succurs herbeikam: theils die römische Nachhut, die mit dem Gepäck erst jetzt eintraf, theils vom andern Flufsufer her die siegreiche zehnte Legion, die Labienus, endlich die auf dem rechten Flügel drohende Gefahr gewahrend, seinem Feldherrn zu Hülfe sandte. Die Nervier, von ihren Verbündeten getrennt und von allen Seiten zugleich angegriffen, bewährten jetzt, wo das Glück sich wandte, denselben Heldenmuth, wie da sie sich Sieger glaubten; noch von den Leichenbergen der Ihrigen herunter fochten sie bis auf den letzten Mann. Nach ihrer eigenen Angabe überlebten von ihren sechshundert Rathsherren nur drei diesen Tag. Nach einer so vernichtenden Niederlage mufsten die Nervier, Atrebaten und Veromanduer wohl die römische Hoheit anerkennen. Die Aduatuker, zu spät eingetroffen um an dem Kampfe an der Saubre Theil zu nehmen, versuchten zwar noch in einer ihrer Festungen sich zu halten, allein auch sie unterwarfen sich; ein Versuch nach der Ergebung das römische Lager vor der Stadt nächtlich zu überfallen, schlug fehl und der Treubruch ward von den Römern mit furchtbarer Strenge gesühnet. Das Clientel der Aduatuker, die aus den Eburonen zwischen Maas und Rhein und anderen kleinen benachbarten Stämmen bestand, wurde von den Römern selbstständig erklärt, die gefangenen Aduatuker aber in Masse zu Gunsten des römischen Schatzes unter den

Hammer verkauft. Es schien als ob das Verhängnifs, das die Kimbrer betroffen hatte, auch diesen letzten kimbrischen Splitter noch verfolge. Den übrigen unterworfenen Stämmen begnügte sich Caesar eine allgemeine Entwaffnung und Geiselstellung aufzuerlegen. Die Remer wurden natürlich der führende Gau im belgischen wie die Haeduer im mittleren Gallien; sogar in diesem begaben sich manche mit den Haeduern verfeindete Gaue in die Clientel der Remer. Nur die entlegenen Seecantone der Moriner (Artois) und Menapier (Flandern und Brabant) und die grofsentheils von Deutschen bewohnte Landschaft zwischen Schelde und Rhein blieben für diesmal von der römischen Invasion noch verschont und im Besitz ihrer angestammten Freiheit.

Die Reihe kam an die armoricanischen Gaue. Noch im Herbst 697 ward Publius Crassus mit einem römischen Corps dahin gesandt; er bewirkte, dafs die Veneter, die, als Herren der Häfen des heutigen Morbihan und einer ansehnlichen Flotte, in Schiffahrt und Handel unter allen keltischen Gauen den ersten Platz einnahmen, und überhaupt die Küstendistricte zwischen Loire und Seine sich den Römern unterwarfen und ihnen Geiseln stellten. Allein sie gereute sie bald. Als im folgenden Winter (697/8) römische Officiere in diese Gegenden kamen um Getreidelieferungen dahin auszuschreiben, wurden sie von den Venetern als Gegengeiseln festgehalten. Dem gegebenen Beispiel folgten rasch nicht blofs die armoricanischen, sondern auch die noch frei gebliebenen Seecantone der Belgen; wo wie in einigen Gauen der Normandie der Gemeinderath sich weigerte der Insurrection beizutreten, machte die Menge ihn nieder und schlofs mit verdoppeltem Eifer der Nationalsache sich an. Die ganze Küste von der Mündung der Loire bis zu der des Rheins stand auf gegen Rom; dorthin eilten aus allen keltischen Gauen die entschlossensten Patrioten um mitzuwirken an dem grofsen Werke der Befreiung, die Contingente der Verbündeten sammelten sich in der Normandie. Man rechnete weiter auf den Aufstand der gesammten belgischen Eidgenossenschaft, auf Beistand aus Britannien, auf das Einrücken der oberrheinischen Germanen. Caesar sandte Labienus mit der ganzen Reiterei an den Rhein, um die gährende belgische Landschaft niederzuhalten und nöthigenfalls den Deutschen den Uebergang über den Flufs zu wehren, einen andern seiner Unterbefehlshaber Quintus Titurius Sabinus mit drei Legionen gegen die in der Normandie zusammengezogenen Haufen. Allein der entscheidende Schlag konnte nicht hier fallen, sondern nur in dem eigentlichen Heerd der Insurrection, bei den

mächtigen und intelligenten Venetern; gegen sie ward zu Lande und zur See der Hauptangriff gerichtet. Die Flotte, die theils aus den Schiffen der unterthänigen Keltengaue, theils aus einer Anzahl römischer eiligst auf der Loire erbauter und mit Ruderern aus der narbonensischen Provinz ausgerüsteter Galeeren bestand, führte der Unterfeldherr Decimus Brutus heran; Caesar selbst rückte mit dem Kern seiner Infanterie in ihr Gebiet ein. Aber man war dort vorbereitet und hatte ebenso geschickt wie entschlossen die günstigen Verhältnisse benutzt, die das bretagnische Terrain und der Besitz einer ansehnlichen Flotte darbot. Die Landschaft war durchschnitten und getreidearm, die Städte grösstentheils auf Klippen und Landspitzen gelegen und nur durch schwer zu passirende Watten vom Festlande her zugänglich; die Verpflegung wie die Belagerung waren für das zu Lande angreifende Heer gleich schwierig, während die Kelten durch ihre Schiffe die Städte leicht mit allem Nöthigen versehen und im schlimmsten Fall die Räumung derselben bewerkstelligen konnten. Die Legionen verschwendeten in diesen Belagerungen der venetischen Ortschaften Zeit und Kraft, um zuletzt die wesentlichen Früchte des Sieges auf den Schiffen der Feinde verschwinden zu sehen. Als die römische Flotte, lange in der Loiremündung von Stürmen zurückgehalten, endlich an der bretagnischen Küste eintraf, überliefs man es ihr den Kampf durch eine Seeschlacht zu entscheiden. Die Kelten, ihrer Ueberlegenheit auf diesem Elemente sich bewufst, führten gegen die von Brutus befehligte römische Flotte die ihrige vor. Nicht blofs zählte diese zweihundertundzwanzig Segel, weit mehr, als die Römer hatten aufbringen können, sondern ihre hochbordigen festgebauten Segelschiffe von flachem Boden waren auch bei weitem geeigneter für die hochgehenden Fluthen des atlantischen Meeres als die niedrigen leichtgefugten Rudergaleeren der Römer mit ihren scharfen Kielen. Weder die Geschosse noch die Enterbrücken der Römer vermochten das hohe Deck der feindlichen Schiffe zu erreichen und an den mächtigen Eichenplanken derselben prallten die eisernen Schnäbel machtlos ab. Allein die römischen Schiffsleute zerschnitten die Taue, durch welche die Raae an den Masten befestigt waren, mittelst an langen Stangen befestigter Sicheln: Raae und Segel stürzten herab und, da man den Schaden nicht rasch zu ersetzen verstand, ward das Schiff dadurch zum Wrack wie heutzutage durch Stürzen der Maste; und leicht gelang es den römischen Booten durch vereinigten Angriff des gelähmten feindlichen Schiffes sich zu bemeistern. Als

die Gallier dieses Manövers inne wurden, versuchten sie von der Küste, an der sie den Kampf mit den Römern aufgenommen hatten, sich zu entfernen und die hohe See zu gewinnen, wohin die römischen Galeeren ihnen nicht folgen konnten; allein zum Unglück für sie trat plötzlich eine vollständige Windstille ein und die ungeheure Flotte, an deren Ausrüstung die Seegaue alle ihre Kräfte gesetzt hatten, ward von den Römern fast gänzlich vernichtet. So ward diese Seeschlacht — so weit die geschichtliche Kunde reicht, die älteste auf dem atlantischen Ocean geschlagene — eben wie zweihundert Jahre zuvor das Treffen bei Mylae (I, 312) trotz der ungünstigsten Verhältnisse durch eine von der Noth eingegebene glückliche Erfindung zum Vortheil der Römer entschieden. Die Folge des von Brutus erfochtenen Sieges war die Ergebung der Veneter und der ganzen Bretagne. Mehr um der keltischen Nation, nach so vielfältigen Beweisen von Milde gegen die Unterworfenen, jetzt durch ein Beispiel furchtbarer Strenge gegen die hartnäckig Widerstrebenden zu imponiren, als um den Vertragsbruch und die Verletzung der römischen Gesandten zu rächen, liefs Caesar den gesammten Gemeinderath hinrichten und die Bürgerschaft des venetischen Gaus bis auf den letzten Mann in die Knechtschaft verkaufen. Durch dies entsetzliche Geschick wie durch ihre Intelligenz und ihren Patriotismus haben die Veneter mehr als irgend ein anderer Keltenclan sich ein Anrecht erworben auf die Theilnahme der Nachwelt. — Dem am Kanal versammelten Aufgebot der Küstenstaaten setzte Sabinus inzwischen dieselbe Taktik entgegen, durch die Caesar das Jahr zuvor den belgischen Landsturm an der Aisne überwunden hatte; er verhielt sich vertheidigend, bis Ungeduld und Mangel in den Reihen der Feinde einrissen, und wufste sie dann durch Täuschung über die Stimmung und Stärke seiner Truppen und vor allem durch die eigene Ungeduld zu einem unbesonnenen Sturm auf das römische Lager zu verlocken. Die Römer erfochten einen vollständigen Sieg, in Folge dessen die Milizen sich zerstreuten und die Landschaft bis zur Seine sich unterwarf. — Nur die Moriner und Menapier beharrten dabei sich der Anerkennung der römischen Hoheit zu entziehen. Um sie dazu zu zwingen, erschien Caesar an ihren Grenzen; aber gewitzigt durch die von ihren Landsleuten gemachten Erfahrungen, vermieden sie es den Kampf an der Landesgrenze aufzunehmen und wichen zurück in die damals von den Ardennen gegen die Nordsee hin fast ununterbrochen sich erstreckenden Wälder. Die Römer brachten sich durch dieselben mit der Axt eine Strafse zu bah-

nen, zu deren beiden Seiten die gefällten Bäume als Verhacke gegen feindliche Ueberfälle aufgeschichtet wurden; allein selbst Caesar, verwegen wie er war, fand es rathsam, zumal da es gegen den Winter ging, nach einigen Tagen mühseligsten Marschirens den Rückzug anzuordnen, obwohl von den Morinern nur ein kleiner Theil unterworfen und die mächtigeren Menapier gar nicht erreicht worden waren. Das folgende Jahr (699) ward, während Caesar selbst in Britannien beschäftigt war, der gröfste Theil des Heeres aufs Neue gegen diese Völkerschaften gesandt; allein auch diese Expedition blieb in der Hauptsache erfolglos. Dennoch war das Ergebnifs der letzten Feldzüge die fast vollständige Unterwerfung Galliens unter die Herrschaft der Römer. Wenn Mittelgallien ohne Gegenwehr sich ergeben hatte, so waren durch den vorjährigen Feldzug die belgischen, durch den des J. 698 die Seegaue mit den Waffen zur Anerkennung der römischen Herrschaft gezwungen worden. Die hochfliegenden Hoffnungen aber, mit denen die keltischen Patrioten den letzten Feldzug begonnen, hatten nirgends sich erfüllt. Weder Deutsche noch Britten waren ihnen zu Hülfe gekommen und in Belgien hatte Labienus Anwesenheit genügt die Erneuerung der vorjährigen Kämpfe zu verhüten.

Während also Caesar das römische Gebiet im Westen mit den Waffen zu einem geschlossenen Ganzen fortbildete, versäumte er nicht der neu unterworfenen Landschaft, welche ja bestimmt war die zwischen Italien und Spanien klaffende Gebietslücke auszufüllen, mit der italischen Heimath wie mit den spanischen Provinzen Communicationen zu eröffnen. Die Verbindung zwischen Gallien und Italien war allerdings durch die von Pompeius im J. 677 angelegte Heerstrafse über den Mont Genevre (S. 21) wesentlich erleichtert worden; allein seit das ganze Gallien den Römern unterworfen war, bedurfte man einer Strafse, die aus dem Pothal statt in westlicher vielmehr in nördlicher Richtung den Alpenkamm überschritt und Italien mit dem mittleren Gallien in directe Verbindung setzte. Dem Kaufmann diente hierzu längst der Weg, der über den grofsen Bernhard in das Wallis und an den Genfersee führt; um diese Strafse in seine Gewalt zu bringen liefs Caesar schon im Herbst 697 durch Servius Galba Octodurum (Martigny) besetzen und die Bewohner des Wallis zur Botmäfsigkeit bringen, was durch die Gegenwehr dieser tapferen Bergvölker natürlich nur verzögert, nicht verhindert ward. — Um ferner die Verbindung mit Spanien zu gewinnen, wurde im folgenden Jahr (698) Publius Crassus nach

Aquitanien gesandt mit dem Auftrag die daselbst wohnenden iberischen Stämme zur Anerkennung der römischen Herrschaft zu zwingen. Die Aufgabe war nicht ohne Schwierigkeit; die Iberer hielten fester zusammen als die Kelten und verstanden es besser als diese von ihren Feinden zu lernen. Die Stämme jenseit der Pyrenäen, namentlich die tüchtigen Cantabrer sandten ihren bedrohten Landsleuten Zuzug; mit diesem kamen erfahrene unter Sertorius Führung römisch geschulte Offiziere, die so weit möglich die Grundsätze der römischen Kriegskunst, namentlich das Lagerschlagen, bei dem schon durch seine Zahl und seine Tapferkeit ansehnlichen aquitanischen Aufgebot einführten. Allein der vorzügliche Offizier, der die Römer führte, wußte alle Schwierigkeiten zu überwinden und nach einigen hart bestrittenen, aber glücklich gewonnenen Feldschlachten die Völkerschaften von der Garonne bis nahe an die Pyrenäen zur Ergebung unter den neuen Herrn zu bestimmen.

Die eine Aufgabe, die Caesar sich gestellt hatte, die Unterwerfung Galliens, war mit kaum nennenswerthen Ausnahmen im Wesentlichen so weit vollendet, als sie überhaupt mit dem Schwert sich vollenden ließ. Allein die andere Hälfte des von Caesar begonnenen Werkes war noch bei weitem nicht genügend erledigt und die Deutschen noch keineswegs überall genöthigt den Rhein als Grenze anzuerkennen. Eben jetzt, im Winter 698/9, hatte an dem unteren Laufe des Flusses, bis wohin die Römer noch nicht vorgedrungen waren, eine abermalige Grenzüberschreitung stattgefunden. Die deutschen Stämme der Usipeten und Tenchterer, deren Versuche über den Rhein zu setzen bereits erwähnt wurden (S. 226), waren bisher durch die Menapier hieran gehindert worden, endlich aber doch, die Wachsamkeit ihrer Gegner durch einen verstellten Abzug täuschend, auf den eigenen Schiffen der Menapier übergegangen — ein ungeheurer Schwarm, der sich mit Einschluß der Weiber und Kinder auf 430000 Köpfe belaufen haben soll. Noch lagerten sie, es scheint in der Gegend von Nymwegen und Kleve; aber es hieß, daß sie den Aufforderungen der keltischen Patriotenpartei folgend in das innere Gebiet einzurücken beabsichtigten, und das Gerücht ward dadurch bestärkt, daß ihre Reiterschaaren bereits bis an die Grenzen der Treverer streiften. Indeß als Caesar mit seinen Legionen ihnen gegenüber anlangte, schienen die vielgeplagten Auswanderer nicht nach neuen Kämpfen begierig, sondern gern bereit von den Römern Land zu nehmen und es unter ihrer Hoheit in Frieden zu bestellen. Unterhandlungen darüber wur-

den angeknüpft. In dem römischen Feldherrn aber stieg der Argwohn auf, dafs die Deutschen damit nur Zeit zu gewinnen suchten, bis die von ihnen entsendeten Reiterschaaren wieder eingetroffen seien. Ob derselbe gegründet war oder nicht, läfst sich nicht sagen; aber darin bestärkt durch einen Angriff, den trotz des thatsächlichen Waffenstillstandes ein feindlicher Trupp auf seine Vorhut unternahm, und erbittert durch den dabei erlittenen empfindlichen Verlust, glaubte Caesar sich berechtigt jede völkerrechtliche Rücksicht aus den Augen zu setzen. Als am andern Morgen die Fürsten und Aeltesten der Deutschen, den ohne ihr Vorwissen unternommenen Angriff zu entschuldigen, im römischen Lager erschienen, wurden sie festgehalten und die nichts ahnende ihrer Führer beraubte Menge von dem römischen Heer plötzlich überfallen. Es war mehr eine Menschenjagd als eine Schlacht; was nicht unter den Schwertern der Römer fiel, ertrank im Rheine; fast nur die zur Zeit des Ueberfalls detachirten Abtheilungen entkamen dem Blutbad und gelangten zurück über den Rhein, wo ihnen die Sugambrer in ihrem Gebiet, es scheint an der Lippe, eine Freistatt gewährten. Das Verfahren Caesars gegen diese deutschen Einwanderer fand im Senat schweren und gerechten Tadel; allein wie wenig dasselbe auch entschuldigt werden kann, den deutschen Uebergriffen ward dadurch mit erschreckendem Nachdruck gesteuert. Doch fand es Caesar rathsam noch einen Schritt weiter zu thun und die Legionen über den Rhein zu führen. An Verbindungen jenseit desselben mangelte es ihm nicht. Den Deutschen auf ihrer damaligen Bildungsstufe fehlte noch jeder nationale Zusammenhang; an politischer Zerfahrenheit gaben sie, wenn auch aus anderen Ursachen, den Kelten nichts nach. Die Ubier (an der Sieg und Lahn), der civilisirteste unter den deutschen Stämmen, waren vor kurzem von einem mächtigen suebischen Gau des Binnenlandes unterworfen und zinspflichtig gemacht worden und hatten 697 Boten an Caesar gesandt ihn zu ersuchen auch sie wie die Gallier von der suebischen Herrschaft zu befreien. Es war Caesars Absicht nicht diesem Ansinnen, das ihn in endlose Unternehmungen verwickelt haben würde, ernstlich zu entsprechen; aber wohl schien es zweckmäfsig, um das Erscheinen der germanischen Waffen diesseit des Rheines zu verhindern, die römischen jenseit desselben zu zeigen. Der Schutz, den die flüchtigen Usipeten und Tenkterer bei den Sugambrern gefunden hatten, bot eine geeignete Veranlassung dar. In der Gegend, wie es scheint, zwischen Koblenz und Andernach schlug Caesar eine Pfahl-

brücke über den Rhein und führte seine Legionen hinüber aus dem treverischen in das ubische Gebiet. Einige kleinere Gaue gaben ihre Unterwerfung ein; allein die Sugambrer, gegen die der Zug zunächst gerichtet war, zogen, wie das römische Heer herankam, mit ihren Schutzbefohlenen sich in das innere Land zurück. In gleicher Weise liefs der mächtige suebische Gau, der östlich von den Ubiern safs, vermuthlich derjenige, der später unter dem Namen der Chatten auftritt, die westlichen Ortschaften räumen und das nicht streitbare Volk in Sicherheit bringen, während alle waffenfähige Mannschaft angewiesen ward im Mittelpunct des Gaues sich zu versammeln. Diesen Landsturm aufzubieten hatte der römische Feldherr weder Veranlassung noch Lust; sein Zweck theils zu recognosciren, theils durch einen Zug über den Rhein wo möglich den Deutschen, wenigstens aber den Kelten und den Landsleuten daheim zu imponiren war im Wesentlichen erreicht; nach achtzehntägigem Verweilen am rechten Rheinufer trat er wieder in Gallien ein und brach die Rheinbrücke hinter sich ab (699).

Es blieben die Inselkelten. Bei dem engen Zusammenhang zwischen ihnen und den Kelten des Festlandes, namentlich den Sequanen ist es begreiflich, dafs sie an dem nationalen Widerstand wenigstens mit ihren Sympathien sich betheiligt hatten und wenn auch nicht den Gegnern Caesars bewaffneten Beistand, doch mindestens jedem Patrioten, für den die Heimath nicht mehr sicher war, auf ihrer gesicherten Insel eine ehrenvolle Freistatt gewährten. Eine Gefahr lag hierin allerdings, wenn nicht für die Gegenwart, doch für die Zukunft: es schien zweckmäfsig wo nicht die Eroberung der Insel selbst zu unternehmen, doch auch hier die Defensive offensiv zu führen und durch eine Landung an der Küste den Insulanern zu zeigen, dafs der Arm der Römer auch über den Kanal reiche. Schon der erste römische Offizier, der die Bretagne betrat, Publius Crassus war von dort nach den Zinninseln an der Westspitze Englands (Scillyinseln) hinübergefahren (697); im Sommer 699 ging Caesar selbst mit nur zwei Legionen da wo er am schmalsten ist* über den Kanal. Er fand die Küste mit feindlichen Truppenmassen bedeckt und fuhr mit

* Die erste Fahrt ging nach der Annahme sorgfältiger Forscher von Itale, östlich vom Cap Gris Nez, nach Southforeland nordöstlich von Dover und, da hier die Landung vereitelt ward, weiter nach Dover; die zweite von dem itischen Hafen, den man bei dem heutigen Boulogne ansetzt, ebenfalls nach Dover. Mit voller Gewifsheit lassen die Localitäten sich nicht bestimmen, aber beträchtlich kann der Fehler nicht sein.

seinen Schiffen weiter; aber die brittischen Streitwagen bewegten sich ebenso schnell zu Lande fort wie die römischen Galeeren auf der See und nur mit gröfster Mühe gelang es den römischen Soldaten unter dem Schutze der Kriegsschiffe, die durch Wurfmaschinen und Handgeschütze den Strand fegten, theils watend, theils in Kähnen das Ufer im Angesicht der Feinde zu gewinnen. Im ersten Schreck unterwarfen sich die nächsten Dörfer; allein bald wurden die Insulaner gewahr, wie schwach der Feind sei und wie er nicht wage sich vom Ufer zu entfernen. Die nächstwohnenden derselben verschwanden in das Binnenland und kamen nur zurück um das Lager zu bedrohen; die Flotte aber, die man auf der offenen Rhede gelassen hatte, erlitt durch den ersten über sie hereinbrechenden Sturmwind sehr bedeutenden Schaden. Man mufste sich glücklich schätzen die Angriffe der Barbaren abzuschlagen, bis man die Schiffe nothdürftig reparirt hatte, und mit denselben, noch ehe die schlimme Jahreszeit hereinbrach, die gallische Küste wieder zu erreichen. Caesar selbst war mit den Ergebnissen dieser leichtsinnig und mit unzulänglichen Mitteln unternommenen Expedition so unzufrieden, dafs er sogleich (Winter 699. 700) eine Transportflotte von 800 Segeln in Stand setzen liefs und im Frühling 700, diesmal mit fünf Legionen und 2000 Reitern, zum zweitenmal nach der kentischen Küste unter Segel ging. Der gewaltigen Armada wich die auch diesmal am Ufer versammelte Streitmacht der Britten, ohne einen Kampf zu wagen; Caesar trat sofort den Marsch ins Binnenland an und überschritt nach einigen glücklichen Gefechten den Flufs Stour; allein er mufste sehr wider seinen Willen inne halten, weil die Flotte auf der Rhede von Dover wiederum von den Stürmen des Kanals halb zernichtet worden war. Bis man die Schiffe auf den Strand gezogen und für die Reparatur umfassende Vorkehrungen getroffen, ging eine kostbare Zeit verloren, die die Kelten weislich benutzten. Der tapfere und umsichtige Fürst Cassivellaunus, der in dem heutigen Middlesex und der Umgegend gebot, sonst der Schreck der Kelten südlich von der Themse, jetzt aber der Hort und Vorfechter der ganzen Nation, war an die Spitze der Landesvertheidigung getreten. Er begriff, dafs mit dem keltischen Fufsvolk gegen das römische schlechterdings nichts auszurichten und die schwer zu ernährende und schwer zu regierende Masse des Landsturms der Vertheidigung nur hinderlich war; also entliefs er diesen und behielt nur die Streitwagen, deren er 1000 zusammenbrachte und deren Kämpfer, geübt vom Wagen herabspringend zu Fufs zu fechten, gleich der Bürgerreiterei des alte-

sten Rom in zwiefacher Weise verwendet werden konnten. Als Caesar den Marsch wieder fortzusetzen im Stande war, fand er denselben nirgends sich verlegt; aber die brittischen Streitwagen zogen stets dem romischen Heer voraus und zur Seite, bewirkten die Räumung des Landes, die bei dem Mangel an Städten keine grofse Schwierigkeit machte, hinderten jede Detachirung und bedrohten die Communicationen. Die Themse ward — wie es scheint zwischen Kingston und Brentford — von den Römern überschritten; man kam vorwärts, aber nicht eigentlich weiter; der Feldherr erfocht keinen Sieg, der Soldat machte keine Beute und das einzige wirkliche Resultat, die Unterwerfung der Trinobanten im heutigen Essex, war weniger die Folge der Furcht vor den Römern als der tiefen Verfeindung dieses Gaus mit Cassivellaunus. Mit jedem Schritte vorwärts stieg die Gefahr, und der Angriff, den die Fürsten von Kent nach Cassivellaunus Anordnung auf das romische Schiffslager machten, mahnte, obwohl er abgeschlagen ward, doch dringend zur Umkehr. Die Erstürmung eines grofsen brittischen Verhacks, in dem eine Menge Vieh den Römern in die Hände fiel, gab für das ziellose Vordringen einen leidlichen Abschluss und einen erträglichen Vorwand für die Umkehr. Auch Cassivellaunus war einsichtig genug den gefährlichen Feind nicht aufs Aeufserste zu treiben und versprach, wie Caesar verlangte, die Trinobanten nicht zu beunruhigen, Abgaben zu zahlen und Geifseln zu stellen; von Auslieferung der Waffen oder Zurücklassung einer romischen Besatzung war nicht die Rede, und selbst jene Versprechungen wurden vermuthlich, so weit sie die Zukunft betrafen, weder ernstlich gegeben noch ernstlich genommen. Nach Empfang der Geifseln kehrte Caesar in das Schiffslager und von da nach Gallien zurück. Wenn er, wie es allerdings scheint, gehofft hatte Britannien diesmal zu erobern, so war dieser Plan theils an dem klugen Vertheidigungssystem des Cassivellaunus, theils und vor allem an der Unbrauchbarkeit der italischen Ruderflotte auf den Gewässern der Nordsee vollkommen gescheitert; denn dafs der bedungene Tribut niemals erlegt ward, ist gewifs. Der nächste Zweck aber: die Inselkelten aus ihrer trotzigen Sicherheit aufzurütteln und sie zu veranlassen in ihrem eigenen Interesse nicht ihre Insel zum Heerd der festländischen Emigration zu machen, scheint allerdings erreicht worden zu sein; wenigstens werden Beschwerden über dergleichen Schutzverleihung späterhin nicht wieder vernommen.

Das Werk der Zurückweisung der germanischen Invasion und der Unterwerfung der festländischen Kelten war vollendet.

Aber oft ist es leichter eine freie Nation zu unterwerfen als eine unterworfene in Botmäfsigkeit zu erhalten. Die Rivalität um die Hegemonie, an der mehr noch als an den Angriffen Roms die keltische Nation zu Grunde gegangen war, ward durch die Eroberung gewissermafsen aufgehoben, indem der Eroberer die Hegemonie für sich selbst nahm. Die Sonderinteressen schwiegen; in dem gemeinsamen Druck fühlte man doch sich wieder als eine Nation und was man, da man es besafs, gleichgültig verspielt hatte, die Freiheit und die Nationalität, dessen unendlicher Werth ward nun, da es zu spät war, von der unendlichen Sehnsucht vollständig ermessen. Aber war es denn zu spät? Mit zornigem Schmerz gestand man es sich, dafs eine Nation, die mindestens eine Million waffenfähiger Männer zählte, von höchstens 500000 Römern sich hatte das Joch auflegen lassen. Die Unterwerfung der Eidgenossenschaft des mittleren Galliens, ohne dafs sie auch nur einen Schlag gethan, die der belgischen, ohne dafs sie mehr gethan als schlagen wollen; dagegen wieder der heldenmüthige Untergang der Nervier und der Veneter, der kluge und glückliche Widerstand der Moriner und der Britten unter Cassivellaunus — alles was im Einzelnen versäumt und geleistet, gescheitert und erreicht war, spornte die Gemüther der Patrioten zu neuen wo möglich einigeren und glücklicheren Versuchen. Namentlich unter dem keltischen Adel herrschte eine Gährung, die jeden Augenblick in eine allgemeine Insurrection ausbrechen zu müssen schien. Schon vor dem zweiten Zug nach Britannien im Frühjahr 700 hatte Caesar es nothwendig gefunden sich persönlich zu den Trevirern zu begeben, die, seit sie 697 in der Nervierschlacht sich compromittirt hatten, auf den allgemeinen Landtagen nicht mehr erschienen waren und mit den oberrheinischen Deutschen mehr als verdächtige Verbindungen angeknüpft hatten. Damals hatte Caesar sich begnügt die namhaftesten Männer der Patriotenpartei, namentlich den Indutiomarus, unter dem treverischen Reitercontingent mit sich nach Britannien zu führen; er that sein Möglichstes die Verschwörung nicht zu sehen, um nicht durch strenge Massregeln sie zur Insurrection zu zeitigen. Allein als der Haeduer Dumnorix, der gleichfalls dem Namen nach als Reiteroffizier, in der That aber als Geifsel sich bei dem nach Britannien bestimmten Heere befand, geradezu verweigerte sich einzuschiffen und statt dessen nach Hause ritt, konnte Caesar nicht umhin ihn als Ausreifser verfolgen zu lassen, wobei er von dem nachgeschickten Detachement eingeholt und, da er gegen dasselbe sich zur Wehre setzte, niedergehauen ward (700). Dafs der ange-

schenste Ritter des mächtigsten und noch am wenigsten abhängigen Keltengaus von den Römern getödtet worden war, war ein Donnerschlag für den ganzen keltischen Adel: jeder der sich ähnlicher Gesinnung bewufst war — und es war dies die ungeheure Majorität — sah in seiner Katastrophe das Bild dessen, was ihm selber bevorstand. Wenn die patriotische Begeisterung die Verschwörung hervorgerufen hatte, so trieb jetzt Furcht und Nothwehr die Verschworenen zum Losschlagen. Im Winter 700/1 lagerte, mit Ausnahme einer in die Bretagne und einer zweiten in den sehr unruhigen Gau der Carnuten (bei Chartres) verlegten Legion, das gesammte römische Heer, sieben Legionen stark, im belgischen Gebiet. Die Knappheit der Getreidevorräthe hatte Caesar bewogen eine weitere Auseinanderlegung der Truppen zu gestatten, als er sonst zu thun pflegte; das Heer war vertheilt in sechs verschiedene Lager in den Gauen der Bellovaker, Ambianer, Moriner, Nervier, Remer und Eburonen. In dem letzten und östlichsten dieser Lager, bei Aduatuca (wahrscheinlich Tongern) im eburonischen Gebiet, standen unter Quintus Titurius Sabinus eine unvollzählige alte und eine vollzählige erst vor wenigen Jahren ausgehobene Legion. Urplötzlich fand sich dies Lager von dem Landsturm der Eburonen unter den Königen Ambiorix und Catuvolcus umzingelt. Der Angriff kam so unerwartet, dafs die eben abwesenden Detachements nicht einberufen werden konnten und von den Feinden aufgehoben wurden; übrigens war zunächst die Gefahr nicht grofs, da es an Vorräthen nicht mangelte und der Sturm, den die Eburonen versuchten, an den römischen Verschanzungen machtlos abprallte. Aber König Ambiorix eröffnete dem römischen Befehlshaber, dafs die sämmtlichen römischen Lager in Gallien an demselben Tage in gleicher Weise angegriffen und die Römer unzweifelhaft verloren seien, wenn die einzelnen Corps nicht rasch aufbrächen und mit einander sich vereinigten; dafs Sabinus damit um so mehr Ursache habe zu eilen, als gegen ihn auch die überrheinischen Deutschen bereits im Anmarsch seien; dafs er selbst aus Freundschaft für die Römer ihnen freien Abzug bis zu dem nächsten nur zwei Tagemärsche entfernten römischen Lager zusichere. Einiges in diesen Angaben schien nicht erfunden; es war in der That unglaublich, dafs der kleine von den Römern besonders begünstigte (S. 238) Gau der Eburonen den Angriff auf eigene Hand unternommen habe; nichts desto weniger konnte es nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, dafs sowohl die Ehre wie die Klugheit gebot den vom Feinde angebotenen freien Abzug zurückzuweisen und an dem anvertrauten Posten auszu-

haren. Dennoch, obwohl im Kriegsrath manche Stimmen, namentlich die gewichtige des Lucius Aurunculeius Cotta diese Ansicht vertraten, entschied sich der Commandant dafür den Vorschlag des Ambiorix anzunehmen. Kaum waren die römischen Truppen in einem schmalen Thal eine halbe Meile vom Lager angelangt, als sie sich von den Eburonen umzingelt und jeden Ausweg gesperrt fanden. Sie versuchten mit den Waffen sich den Weg zu öffnen; allein die Eburonen liefsen sich auf kein Nahgefecht ein und begnügten sich aus ihren unangreifbaren Stellungen ihre Geschosse in den Knäuel der Römer zu entsenden. Wie verwirrt begehrte Sabinus, gleichsam Rettung vor dem Verrath bei dem Verräther suchend, eine Zusammenkunft mit Ambiorix; sie wurde gewährt und er und die ihn begleitenden Offiziere erst entwaffnet, dann niedergemacht. Nach dem Fall des Befehlshabers warfen sich die Eburonen von allen Seiten zugleich auf die erschöpften und verzweifelten Römer und brachen ihre Reihen; die Meisten, unter ihnen der schon früher verwundete Cotta, fanden bei diesem Angriff ihren Tod; ein kleiner Theil, dem es gelungen war das verlassene Lager wieder zu gewinnen, stürzte sich während der folgenden Nacht in die eigenen Schwerter. Der ganze Heerhaufen war vernichtet. — Dieser Erfolg, wie die Insurgenten ihn selber kaum gehofft haben mochten, steigerte die Gährung unter den keltischen Patrioten so gewaltig, dafs die Römer mit Ausnahme der Haeduer und der Remer keines einzigen Districts ferner sicher waren und an verschiedenen Puncten die Insurrection losbrach. Der Trevirer Indutiomarus, durch welchen schon die Eburonen, als Clienten der Treverer, hauptsächlich zum Losschlagen bestimmt worden waren, rief seinen Gau unter die Waffen; auch die Seegaue erhoben sich. Vor allen Dingen verfolgten die Eburonen ihren Sieg. Verstärkt durch das Aufgebot der Aduatiker, die gern die Gelegenheit ergriffen das von Caesar ihnen zugefügte Leid zu vergelten, und der mächtigen und noch unbezwungenen Menapier, erschienen sie in dem Gebiet der Nervier, welche sogleich sich anschlossen, und der ganze also auf dreifsig Kohle angeschwollene Schwarm rückte vor das im nervischen Gau befindliche römische Lager. Quintus Cicero, der hier commandirte, hatte mit seinem schwachen Corps einen schweren Stand, namentlich als die Belagerer, von dem Feinde lernend, Wälle und Gräben, Schleuderlocher und bewegliche Thürme in römischer Weise aufführten und die strohgedeckten Lagerhütten mit Brandschleudern und Brandspeeren überschütteten. Die einzige Hoffnung der Belagerten beruhte auf Caesar, der nicht allzuweit entfernt in den

Gegend von Amiens mit drei Legionen im Winterlager stand; dem — ein charakteristischer Beweis für die im Keltenland herrschende Stimmung — geraume Zeit hindurch kam dem Oberfeldherrn nicht die geringste Andeutung zu weder von der Katastrophe, die Sabinus erlitten hatte, noch von der Gefahr, in der Cicero schwebte. Erst ein keltischer Reiter, dem es gelungen war aus Ciceros Lager sich durch die Feinde bis zu Caesar durchzuschleichen, brachte die erschütternde Kunde. Augenblicklich brach Caesar auf, zwar nur mit zwei schwachen Legionen, zusammen etwa 7000 Mann stark, und 400 Reitern; aber nichts desto weniger genügte die Meldung, dafs Caesar anrücke, um die Insurgenten zur Aufhebung der Belagerung zu bestimmen. Es war Zeit; nicht der zehnte Mann in Ciceros Lager war unverwundet. Caesar, gegen den das Insurgentenheer sich gewandt hatte, täuschte die Feinde in der schon mehrmals mit Erfolg angewandten Weise über seine Stärke; unter den ungünstigsten Verhältnissen wagten sie einen Sturm auf das Römerlager, und erlitten dabei eine Niederlage. Es ist seltsam, aber charakteristisch für die keltische Nation, dafs in Folge dieser einen verlorenen Schlacht oder vielleicht mehr noch in Folge von Caesars persönlichem Erscheinen auf dem Kampfplatz die so gewaltig begonnene, so weithin ausgedehnte Insurrection plötzlich und kläglich den Krieg abbrach. Nervier, Menapier, Aduatuker, Eburonen begaben sich nach Hause. Das Gleiche thaten die Mannschaften der Seegaue, die Anstalt gemacht hatten die Legion in der Bretagne zu überfallen, und die Treverer, die in das Gebiet der Remer eingerückt waren um die unter Labienus Befehl dort cantonnirende Legion anzugreifen. Auch Caesar verschob die weiteren Massregeln gegen die aufgestandenen Districte auf das Frühjahr, um seine hart mitgenommenen Truppen nicht der ganzen Strenge des gallischen Winters auszusetzen und um erst dann wieder auf dem Kampfplatz zu erscheinen, wenn durch die angeordnete Aushebung von dreifsig neuen Cohorten die vernichteten fünfzehn in imponirender Weise ersetzt sein würden. Die Insurrection spann inzwischen sich fort, wenn auch während des Winters die Waffen ruhten. Ihre Hauptsitze in Mittelgallien waren theils die Districte der Carnuten und der benachbarten Senonen (um Sens), welche letztere den von Caesar eingesetzten König aus dem Lande jagten, theils die Landschaft der Treverer, welche die gesammte keltische Emigration und die überrheinischen Deutschen zur Theilnahme an dem bevorstehenden Nationalkrieg aufforderten und ihre ganze Mannschaft aufs neue unter die Waffen riefen, um zum zweiten

Mal in das Gebiet der Remer einzurücken, das Corps des Labienus aufzuheben und die Verbindung mit den Aufständischen an der Seine und Loire zu suchen. Die Abgeordneten dieser drei Gaue blieben auf dem von Caesar im mittleren Gallien ausgeschriebenen Landtag aus und erklärten damit ebenso offen den Krieg, wie es ein Theil der belgischen Gaue durch die Angriffe auf die Lager des Sabinus und Cicero gethan hatten. Der Winter neigte sich zu Ende, als Caesar mit seinem neu verstärkten Heer aufbrach gegen die Insurgenten. Die Versuche der Treverer den Aufstand zu concentriren waren nicht geglückt; die gährenden Landschaften wurden durch den Einmarsch römischer Truppen im Zaum gehalten, die in offener Empörung stehenden vereinzelt angegriffen. Zuerst wurden die Nervier von Caesar selbst zu Paaren getrieben. Gleiches widerfuhr den Senonen und Carnuten. Auch die Menapier, der einzige Gau, der sich niemals noch den Romern unterworfen hatte, wurden durch einen von drei Seiten zugleich gegen sie gerichteten Gesammtangriff genöthigt der lange bewahrten Freiheit zu entsagen. Den Trevirern bereitete inzwischen Labienus dasselbe Schicksal. Ihr erster Angriff war gelähmt worden theils durch die Weigerung der nächstwohnenden deutschen Stämme ihnen Söldner zu liefern, theils durch den Tod des Indutiomarus, der Seele der ganzen Bewegung, der in einem Scharmützel mit den Reitern des Labienus geblieben war. Allein sie gaben ihre Entwürfe darum nicht auf; bessere Aufnahme als bei den Anwohnern des Rheines fanden ihre Werber bei den streitbaren Völkerschaften des inneren Deutschlands, namentlich wie es scheint den Chatten; mit gesammter Macht waren sie Labienus gegenüber erschienen und harrten der nachfolgenden suebischen Schaaren. Allein da ihnen Labienus deren Eintreffen nicht abwarten zu wollen, sondern auf eiligen Rückzug zu sinnen schien, griffen die Treverer, durch diese Kriegslist getäuscht, noch ehe die Sueben angelangt waren und in der ungünstigsten Oertlichkeit die Romer an und wurden vollständig geschlagen. Den zu spät eintreffenden Deutschen blieb nichts übrig als umzukehren, dem trevirischen Gau nichts als sich zu unterwerfen; das Regiment daselbst kam wieder an das Haupt der römischen Partei, an des Indutiomarus Schwiegersohn Cingetorix. Nach diesen Expeditionen Caesars gegen die Menapier und Labienus gegen die Treverer traf in dem Gebiet der letzteren die ganze römische Armee wieder zusammen. Um den Deutschen das Wiederkommen zu verleiden, hatte Caesar sich entschlossen noch einmal über den Rhein zu gehen und wo möglich gegen die lästigen Nachbarn zu

neren Deutschland einen nachdrücklichen Schlag zu führen. Allein da die Chatten, ihrer erprobten Taktik getreu, sich nicht an ihrer Westgrenze, sondern weit landeinwärts, es scheint am Harz, zur Landesvertheidigung sammelten, so kehrte Caesar sogleich wieder um und begnügte sich an dem Rheinübergang Besatzung zurückzulassen. Mit den sämmtlichen an dem Aufstand betheiligten Volkerschaften war also abgerechnet; nur die Eburonen waren übergangen, aber nicht vergessen. Seit Caesar die Katastrophe von Aduatuca erfahren hatte, trug er das Trauergewand und hatte geschworen erst dann es abzulegen, wenn er eine nicht im ehrlichen Kriege gefallenen, sondern heimtückisch gemordeten Soldaten gerächt haben werde. Rath- und thatlos sahen die Eburonen in ihren Hütten und sahen zu, wie einer nach dem andern die Nachbargaue den Römern sich unterwarfen. Plötzlich rückte die römische Reiterei vom trevirischen Gebiet aus durch die Ardennen unvermuthet in ihr Land und hätte fast den König Ambiorix in seinem Hause ergriffen; während sein Gefolge für ihn sich aufopferte, entkam er mit genauer Noth in das nahe Gehölz. Bald folgten den Reitern zehn römische Legionen. Zugleich erging an die unwohnenden Volkerschaften die Aufforderung mit den römischen Soldaten in Gemeinschaft die vogelfreien Eburonen zu hetzen und ihr Land zu plündern; nicht Wenige folgten dem Ruf, sogar von jenseit des Rheines eine starke Schaar sugambrischer Reiter, die übrigens es den Römern nicht besser machten wie den Eburonen und fast durch einen solchen Angriff das römische Lager bei Aduatuca überrumpelt hätten. Das Schicksal der Eburonen war entsetzlich. Wie sie noch in Wäldern und Sümpfen sich bargen, der Jäger waren mehr als des Wildes; mancher gab sich selbst den Tod wie der edle Fürst Catuvolcus; nur einzelne retteten Leben und Freiheit. Aber unter diesen war der Mann, auf den die Römer vor allem fahndeten, der Fürst Ambiorix; mit nur vier Reitern entrann er über den Rhein. Auf diese Execution gegen den Gau, der vor den andern getrotzt, folgten in den andern Landschaften die Hochverrathsprozesse gegen die Einzelnen. Die Zeit der Milde war vorbei. Nach dem Spruche des römischen Proconsuls ward der angesehene carnutische Ritter Acco vom römischen Liktoren enthauptet (701) und die Herrschaft der Ruthen und Beile damit förmlich eingeweiht. Die Opposition verstummte; überall herrschte Ruhe. Caesar ging wie er pflegte im Spätjahr 701 über die Alpen, um den Winter hindurch die immer mehr sich verwickelnden Verhältnisse in der Hauptstadt aus der Nähe zu beobachten.

Der kluge Rechner hatte diesmal sich verrechnet. Das Feuer war gedämpft, aber nicht gelöscht. Den Streich, unter dem Accos Haupt fiel, fühlte der ganze keltische Adel. Eben jetzt bot die Lage der Dinge mehr Aussicht als je. Die Insurrection des letzten Winters war offenbar nur darum gescheitert, dafs Caesar selbst auf den Kampfplatz erschienen war; jetzt war er fern, durch den nahe bevorstehenden Bürgerkrieg festgehalten am Po, und das gallische Heer, das an der oberen Seine und Marne zusammengezogen stand, weit getrennt von dem gefürchteten Feldherrn. Wenn jetzt eine allgemeine Insurrection in Mittelgallien ausbrach, so konnte die fast unvertheidigte altrömische Provinz von ihr überschwemmt sein, bevor Caesar wieder jenseit der Alpen stand, selbst wenn die italischen Verwicklungen nicht überhaupt ihn abhielten sich ferner um Gallien zu kümmern. Die Carnuten, als durch Accos Hinrichtung zunächst betroffen, erboten sich vorauszugehen; an dem festgesetzten Tage im Winter 701/2 galten die carnutischen Ritter Gutruatus und Conconnetodumnus in Genabum (Orleans) das Zeichen zur Insurrection und machten die daselbst anwesenden Römer insgesammt nieder. Die gewaltigste Bewegung ergriff das ganze grofse Keltenland; überall erhoben sich die Patrioten. Nichts aber ergriff so tief die Nation wie die Schilderhebung der Arverner. Die Regierung dieser Gemeinde, die einst unter ihren Königen die erste im südlichen Gallien gewesen und noch nach ihrem durch die unglücklichen Kriege gegen Rom (II, 156) herbeigeführten Sturze eine der reichsten, gebildetsten und mächtigsten in ganz Gallien geblieben war, hatte bisher unverbrüchlich zu Rom gehalten. Auch jetzt war in dem regierenden Gemeinderath die Patrioteupartei in der Minorität; ein Versuch den Rath zum Beitritt zu der Insurrection zu bestimmen war vergeblich. Man erinnerte sich, dafs die Verfassungsänderung, die bei den Arvernern den Gemeinderath an die Stelle des Fürsten gesetzt hatte (S. 213), nach dem Siege der Römer und wahrscheinlich unter dem Einfluss derselben erfolgt war. Die Angriffe der Patrioten richteten sich gegen den Gemeinderath und die bestehende Verfassung selbst. Der Führer der arvernischen Patrioten Vercingetorix, einer jener Adlichen, wie sie wohl bei den Kelten begegnen, von fast königlichem Ansehen in und aufser seinem Gau, dazu ein stattlicher, tapferer, kluger Mann, verliefs die Hauptstadt und rief das Landvolk, das der herrschenden Oligarchie ebenso wie den Römern abgeneigt war, zu gleich zur Wiederherstellung des arvernischen Königthums und zum Krieg gegen Rom auf. Rasch fiel die Menge ihm zu; die

Wiederherstellung des Thrones des Luerius und Betuitus war zugleich die Erklärung des Nationalkriegs gegen Rom. Den einheitlichen Halt, an dessen Mangel alle bisherigen Versuche der Nation das fremdländische Joch von sich abzuschütteln gescheitert waren, fand sie jetzt in dem neuen selbst ernannten König der Arverner. Vercingetorix ward für die Kelten des Festlandes, was den Inselkelten Cassivellaunus gewesen war; gewaltig durchdrang die Massen das Gefühl, dafs er oder keiner der Mann sei die Nation zu erretten. Rasch war das westliche Gallien bis zur oberen Loire und die ganze Nordküste von der Insurrection ergriffen und Vercingetorix hier von allen Gauen als Oberfeldherr anerkannt; wo der Gemeinderath Schwierigkeit machte, nöthigte ihn die Menge zum Anschlufs an die Insurrection; nur wenige Gaue, wie der der Bituriger, liessen zum Beitritt sich zwingen, und vielleicht auch diese nur zum Schein. So gewaltig war der patriotische Aufschwung, dafs er selbst die entschiedensten und begünstigtsten Anhänger Roms mit sich fortriss, wie zum Beispiel den König der Atrebaten Commius, der wegen seiner treuen Dienste von den Römern wichtige Privilegien für seine Gemeinde und die Hegemonie über die Moriner empfangen hatte. Weniger günstigen Boden fand die Insurrection im östlichen Gallien. Zunächst schlossen die sämmtlichen deutschen Gemeinden sich aus, die bei den bisherigen Kämpfen in erster Reihe gestanden hatten; ja es wurden sogar die Treverer und wie es scheint auch die Menapier durch ihre Fehden mit den Deutschen verhindert an dem Kriege der keltischen Nation gegen Rom thätigen Antheil zu nehmen. Es ist das ein merkwürdiger Beweis dafür, wie durchaus national, man darf vielleicht sagen national-religiös diese Bewegung war. Die Remer ferner mit den von ihnen zunächst abhängigen Districten der Suessionen, Lenker und Lingonen wurden von der Theilnahme an dem Aufstande abgehalten ebenso sehr durch ihren selbst unter dem allgemeinen Enthusiasmus nicht mürbe gewordenen Particularismus wie durch die um Sens, Rheims und Langres concentrirte römische Armee. Noch fester hielten zu den Römern die vom Caesar im Gebiet der Haeduer angesiedelten Boier. Die Haeduer selbst zögerten. Die Patriotenpartei war in diesem Gau sehr mächtig; aber der alte Antagonismus gegen die führenden Arverner machte die Wage schwanken — zum empfindlichsten Nachtheil der Insurrection, da der Anschlufs der östlichen Cantone, namentlich der Sequaner und der Helvetier durch den Beitritt der Haeduer bedingt war und überhaupt in diesem Theile Galliens die Entscheidung

ber dazu stand. Während also die Insurrection daran arbeitete theils die noch schwankenden Cantone, vor allem die Haeduer, zum Beitritt zu bewegen, theils sich Narbos zu bemächtigen, zu welchem Ende Vercingetorix bereits das Corps des Lucterius bis an den Tarn vorgeschoben hatte, erschien plötzlich im tiefen Winter, Freunden und Feinden gleich unerwartet, der römische Oberfeldherr in der südlichen Provinz. Rasch traf er nicht blofs die nöthigen Anstalten um diese zu decken, sondern sandte auch über die schneebedeckten Cevennen einen Haufen in das arvernische Gebiet; aber seines Bleibens war nicht hier, wo ihm jeden Augenblick der Zutritt der Haeduer zu dem gallischen Bundnifs von seiner Armee vollständig abschneiden konnte. In aller Stille ging er nach Vienna und von da, nur von wenigen Reitern begleitet, durch das Gebiet der Haeduer zu seinen Truppen. Die Hoffnungen schwanden, welche die Insurrection zum Losschlagen bestimmt hatten; in Italien blieb es friedlich und Caesar stand abermals an der Spitze seiner Armee. Was sollten die Insurgenten beginnen? Es war eine Thorheit unter solchen Umständen auf die Entscheidung der Waffen es ankommen zu lassen, denn diese hatten bereits unwiderruflich entschieden. Man konnte ebenso gut versuchen mit Steinwürfen die Alpen zu erschüttern wie die Legionen mit den keltischen Haufen, mochten dieselben nun in ungeheuren Massen zusammengeballt oder vereinzelt ein Land nach dem andern preisgegeben werden. Vercingetorix verzichtete darauf die Römer zu schlagen. Er nahm dasselbe Kriegssystem an, durch das Cassivellaunus die Inselkelten gerettet hatte. Das römische Fufsvolk war nicht zu besiegen; aber Caesars Reiterei bestand fast ausschliefslich aus dem Zuzug des keltischen Adels und war durch die allgemeine Insurrection factisch aufgelöst. Es war den Insurgenten, die ja eben wesentlich aus dem keltischen Adel bestanden, möglich in dieser Waffe eine solche Ueberlegenheit zu entwickeln, dafs sie weit und breit das Land sollten legen, Städte und Dörfer niederbrennen, die Vorräthe vernichten, die Verpflegung und die Verbindungen des Feindes gefährden konnten, ohne dafs derselbe es ernstlich zu hindern vermochte. Vercingetorix richtete demzufolge all seine Anstrengung auf die Vermehrung der Reiterei und der nach damaliger Fechtweise regelmäfsig damit verbundenen Bogenschützen zu Fufs. Dagegen beschränkte er die ungeheuren und sich selber lähmenden Massen der Linienmiliz in angemessener Weise und versuchte den Haufen, die er davon beibehielt, allmählich eine Schanz-, Marsch- und Manövrirfähigkeit und die Erkenntnifs der

bringen, dafs der Soldat nicht blofs bestimmt ist sich zu raufen. Er suchte von den Feinden zu lernen und adoptirte namentlich das römische Lagersystem, auf dem das ganze Geheimnifs der taktischen Ueberlegenheit der Römer beruhte; denn in Folge dessen vereinigte jedes römische Corps alle Vortheile der Festungsbesatzung mit allen Vortheilen der Offensivarmee*. Freilich war jenes dem städtearmen Britannien und seinen rauhen, abgeschlossenen und im Ganzen einigen Bewohnern vollkommen angemessene System auf die reichen Landschaften an der Loire und deren schlaffe in vollständiger politischer Auflösung begriffene Bewohner nicht unbedingt übertragbar. Vercingetorix setzte wenigstens durch, dafs man nicht wie bisher jede Stadt zu halten versuchte und darum keine hielt; man ward sich einig die der Vertheidigung nicht fähigen Ortschaften, bevor der Angriff sie erreichte, zu vernichten, die starken Festungen aber mit aller Energie der Verzweiflung zu vertheidigen. Daneben that der Vercingetorix was er vermochte, um durch unnachsichtliche Strenge die Feigen und Säumigen, durch Bitten und Vorstellungen die Schwankenden, die Habsüchtigen durch Gold, die entschiedenen Gegner durch Zwang an die Sache des Vaterlandes zu fesseln und selbst dem vornehmen oder niedrigen Gesindel einigen Patriotismus aufzunöthigen oder abzulisten. Noch bevor der Winter zu Ende war, warf er sich auf die Boier, um diese fast einzigen zuverlässigen Bundesgenossen Roms zu vernichten, bevor Caesar herankam. Die Nachricht von diesem Angriff bestimmte Caesar früher, als er sonst wohl gethan haben würde, gegen die Insurgenten zu marschiren. Sehr empfindlich war der Mangel an Reiterei und leichtem Fufsvolk; doch ward im Laufe des Feldzugs einigermafsen demselben abgeholfen durch deutsche Söldner, die statt ihrer eigenen kleinen und schwachen Klepper mit italischen und spanischen, theils gekauften, theils von den Offizieren requirirten Pferden ausgerüstet wurden. Caesar griff zuerst die Carnuten an und liefs deren Stadt Genabum, die das Zeichen zum Abfall gegeben hatte, plündern und in Asche legen. Alsdann wandte er sich südwärts an die Loire gegen die Bituriger. Er erreichte insofern seinen Zweck, als

* Freilich war dies nur möglich, so lange die Offensivwaffen hauptsächlich auf Hieb und Stich gerichtet waren. In der heutigen Kriegführung ist, wie dies Napoleon vortrefflich auseinandergesetzt hat, dies System defshalb unanwendbar geworden, weil bei unseren aus der Ferne wirkenden Offensivwaffen die deployirte Stellung vortheilhafter ist als die concentrische, während der damaligen Zeit verhielt es sich umgekehrt.

Vercingetorix die Belagerung der Stadt der Boier aufgab und gleichfalls in die bituvigische Landschaft einrückte, in der die neue Kriegführung zuerst sich erproben sollte. Auf seine Anordnung gingen an einem Tage mehr als zwanzig Ortschaften der Bituvigen in Flammen auf; die gleiche Selbstverwüstung erging über die benachbarten Gaue, so weit sie von römischen Streifparteien erreicht werden konnten. Nach Vercingetorix Absicht sollte auch die reiche und feste Hauptstadt der Bituvigen Avaricum (Bourges) dasselbe Schicksal treffen; allein die Majorität des Kriegsraths gab den kniefälligen Bitten der bituvigischen Behörden nach und beschlofs die Stadt vielmehr mit allem Nachdruck zu vertheidigen. So concentrirte sich der Krieg zunächst um diese Stadt. Vercingetorix stellte sein Fufsvolk zwischen den der Stadt benachbarten Sümpfen in einer so unnahbaren Stellung auf, dafs es auch ohne von der Reiterei gedeckt zu sein den Angriff der Legionen nicht zu fürchten brauchte. Die keltische Reiterei bedeckte alle Strafsen und hemmte die Communication. Die Stadt wurde stark besetzt und zwischen ihr und der Armee vor den Mauern die Verbindung offen gehalten. Caesars Lage war sehr schwierig. Der Versuch das keltische Fufsvolk zum Schlagen zu bringen mifslang; es rührte sich nicht aus seinen unangreifbaren Linien. Wie tapfer vor der Stadt auch seine Soldaten schanzten und fochten, die Belagerten wetteiferten mit ihnen an Erfindsamkeit und Muth und fast wäre es ihnen gelungen das Belagerungszeug der Gegner in Brand zu stecken. Dabei ward die Aufgabe ein Heer von beiläufig 80000 Mann in einer wenig ode gelegten und von weit überlegenen Reitermassen durchstreiften Landschaft mit Lebensmitteln zu versorgen täglich schwieriger. Die geringen Vorräthe der Boier waren bald verbraucht; die von den Haeduern versprochene Zufuhr blieb aus; schon war das Getreide aufgezehrt und der Soldat ausschliefslich auf Fleischrationen gesetzt. Indefs rückte der Augenblick heran, wo die Stadt, wie trotzverachtend auch die Besatzung kämpfte, nicht länger gehalten werden konnte. Noch war es nicht unmöglich die Truppen bei nächtlicher Weile in der Stille herauszuziehen und die Stadt zu vernichten, bevor der Feind sie besetzte. Vercingetorix traf die Anstalten dazu, allein das Jammergeschrei, das im Augenblick des Abmarsches die Weiber und Kinder in der Stadt erhoben, machte die Römer aufmerksam; der Abzug mifslang; an dem folgenden trüben und regnichten Tage überstiegen die Römer die Mauern und schonten, erbittert durch die hartnäckige Gegenwehr, in der eroberten Stadt weder Geschlecht

nach Alter. Die reichen Vorräthe, die die Kelten in Avaricum aufgehäuft hatten und die nun dem Feinde zu Gute kamen, befriedigten seine dringendsten Bedürfnisse. Indefs fand Caesar sich durch die gemachten Erfahrungen hinsichtlich der Verpflegung bewogen sein Heer zu theilen. Die kleinere Hälfte, vier Legionen unter Labienus, rückte an die Seine; er selbst mit den sechs übrigen marschirte durch das Gebiet der Haeduer gegen die Arverner. Vercingetorix versuchte ihm den Uebergang auf das linke Ufer des Allier zu verwehren, allein Caesar überlistete ihn und stand nach einigen Tagen vor der arvernischen Hauptstadt Gergovia *. Indefs hatte Vercingetorix doch einigen Vorsprung und dadurch Zeit erhalten, hinreichende Vorräthe für die ohne Zweifel stark von ihm reducirte Armee in die Stadt zu schaffen und vor den Mauern auf der Spitze eines ziemlich steil sich erhebenden Hügels gelegenen Stadt ein mit starken Steinwällen versehenes Standlager für seine Truppen anzulegen. Hier erwartete er den Feind. Caesar mit seiner verhältnifsmäfsig schwachen Armee konnte den Platz weder regelmäfsig belagern noch auch nur hinreichend blokiren; er schlug sein Lager unterhalb der von Vercingetorix besetzten Anhöhe auf und verhielt sich nothgedrungen ebenso unthätig wie sein Gegner. Für die Insurgenten war es fast ein Sieg, dafs Caesars von Triumph zu Triumph fortschreitender Lauf plötzlich gestockt war. In der That kamen die Folgen dieser Stockung für Caesar fast denen einer Niederlage gleich. Die Haeduer, die bisher immer noch geschwankt hatten, machten jetzt ernstlich Anstalt der Patriotenpartei sich anzuschliefsen; eben war die Mannschaft, die Caesar nach Gergovia entboten hatte, auf dem Marsche durch die Offiziere bestimmt worden

* Man sucht diesen Ort auf einer Anhöhe in der unmittelbaren Nähe der arvernischen Hauptstadt Nemetum, des heutigen Clermont, welche noch jetzt Gergoie genannt wird. Diese Ortsbestimmung pafst wie zu den übrigen Angaben Caesars so namentlich auch dazu, dafs er Gergovia ziemlich deutlich als Hauptort der Arverner bezeichnet (7, 4); man wird dann annehmen haben, dafs die Arverner nach der Niederlage genöthigt wurden auch von Gergovia nach dem nahen weniger festen Nemetum überzusiedeln. Allein sicher begründet ist diese Bestimmung nicht. Die Urkunde von 871, auf die man sich hauptsächlich beruft, ist von Baluze, der sie sah, nach äufseren und inneren Kennzeichen für gefälscht erklärt worden; ob die jüngeren Urkunden, in denen die gleiche Benennung erscheint, echt sind und ob die mündliche Tradition des Namens eine ursprüngliche und nicht wie so manche ähnliche aus falscher Gelehrsamkeit hervorgegangen ist, steht so lange dahin, bis eine kundige und vorurtheilsfreie Untersuchung Licht schaffen wird.

sich den Insurgenten anzuschliefsen; schon hatten gleichzeitig im Canton selbst die Angriffe auf die daselbst ansässigen Römer begonnen. Noch einmal hatte Caesar den Bruch verhindert, indem er jenem auf Gergovia zu rückenden Corps der Haeduer mit zwei Dritteln des Blokadeheeres entgegengegangen war und dasselbe durch sein plötzliches Erscheinen wieder zum nominellen Gehorsam zurückgebracht hatte; allein es war mehr als je ein hohles und brüchiges Verhältnifs, dessen Fortbestand fast zu theuer erkauft worden war durch die grofse Gefahr der vor Gergovia zurückgelassenen beiden Legionen. Denn auf diese hatte Vercingetorix, Caesars Abmarsch rasch und entschlossen benutzend, während Caesars Abwesenheit einen Angriff gemacht, der um ein Haar mit der Ueberwältigung derselben und der Erstürmung des römischen Lagers geendigt hätte. Nur Caesars unvergleichliche Raschheit wandte eine zweite Katastrophe wie die von Adiatuanner ab. Die aussichtslose und besorgliche Lage der Belagerungsarmee ward Freunden und Feinden so offenbar, dafs es räthlich schien mit dem Aufbruch nicht lange mehr zu säumen; indefs Caesars Stellung der gallischen Insurrection gegenüber beruhte wesentlich auf seinem Siegernimbus und es war nicht blofs peinlich sondern auch gefährlich die Blokade des Insurgentenheeres vor Gergovia unverrichteter Sache aufzuheben. Demnach beschlofs der römische Feldherr auf jeden Fall vorher noch ein Gefecht zu erzwingen, um doch wenigstens gleichsam als Sieger abzuziehen. Zwei Abhänge führten von der Ebene hinauf auf die Höhe von Gergovia. Caesar ersah sich die Zeit, wo die Masse der belagerten Armee beschäftigt war an dem einen derselben zu schanzen, um einen Sturm gegen den andern anzuordnen. Es gelang die Lagermauern zu übersteigen und der nächsten Quartiere des Lagers sich zu bemächtigen, worauf der Feldherr, der das Erreichbare erreicht sah, das Zeichen zum Rückzug gab. Allein die vordersten Legionen, von dem Ungestüm des Sieges hingerissen, hörten nicht oder wollten nicht hören und drangen unaufhaltsam vor bis an die Stadtmauer und in die Stadt selbst. Auf der andern Seite trafen dagegen Verstärkungen über Verstärkungen ein; immer dichter wurden die Massen, die den Eingedrungenen sich entgegen stellten und die Sturmcolonnen wurden endlich mit sehr beträchtlichem Verlust aus der Stadt hinaus und den Berg hinunter gejagt. Der Sieg, durch den Caesar gehofft hatte seinen vergeblichen Versuch gegen Gergovia zu bedecken, hatte sich in eine Niederlage verwandelt — die erste, die Caesar selber von den Kelten erlitten hatte. Aber der Abzug konnte nun nicht

nger verzögert werden oder war vielmehr schon zu lange
ufgeschoben worden; wenigstens kam Caesar zu spät um den
ktiven Uebertritt der Haeduer zu hindern — er war inzwi-
chen bereits erfolgt. Allerdings war dies von den Haeduern in
er Voraussetzung geschehen, dafs die Nation jetzt die Führer-
chaft den Arvernern abnehmen und auf sie übertragen werde;
e scheuten sich nicht es officiell zu constatiren, dafs noch in
iesem Todeskampf der Nation die Sonderinteressen nicht schwie-
en, und auf der allgemeinen Landesversammlung in Bibracte den
trag zu stellen an die Stelle des Vercingetorix einen Haeduer
u setzen; was die Majorität freilich ablehnte. Dennoch war der
nschlufs des mächtigen Cantons für die Sache der Insurrection
n unberechenbarer Gewinn. Niemals noch hatte die keltische
ation so einig wie jetzt dem Feinde gegenüber gestanden. Mit-
allien schien den Römern verloren, um so mehr als es dem
i der römischen Armee befindlichen Contingent der Haeduer
elungen war nicht blofs von dieser sich loszumachen, sondern
uch die Depots der römischen Armee in Novodunum an der
oire aufzuheben, wodurch die römischen Kassen und Magazine,
ine Menge Remontepferde und sämmtliche Geiseln in die Ge-
alt der Insurgenten fielen. Vercingetorix, nachdem er auf der
Landesversammlung in Bibracte in seinem Oberbefehl feierlich
estätigt worden war und ferner daselbst den Beschluls erwirkt
atte das Fufsvolk in seiner bisherigen Stärke zu belassen, die
eiterei aber auf 15000 Pferde zu bringen, entwarf den verwe-
enen, aber nicht unausführbaren Plan mit diesen Reitermassen
n drei verschiedenen Seiten her in die südliche Provinz einzu-
rechen, wobei er durch einen Aufstand der Allobrogen unter-
tzt zu werden hoffte. Caesar hatte nur die Wahl entweder die
römischen Besitzungen oder das Corps des Labienus vorläufig
reizugeben; manche seiner Offiziere drangen darauf sofort zur
ckung der bisherigen Reichsgrenzen zu marschiren; Caesar aber
g es vor zunächst Labienus aufzunehmen und das Heer wieder
zu vereinigen. Von Agedincum (Sens) aus, das er zum Stützpunct
iner Operationen in diesem Gebiet ausersehen, hatte Labienus
ch gegen die Seine gewendet. Hinter dieser hatte der feindliche
elherr, der greise Camulogenus eine starke Stellung bei der
seinsel Lutetia (Paris) eingenommen. Labienus hatte weiter
romaufwärts bei Melodunum (Melun) den Uebergang über die
ine geschickt bewerkstelligt und dachte ein Ende zu machen;
en Camulogenus brannte Lutetia nieder und ging nun seiner-
its auf das linke Ufer. Labienus war nicht im Stande ihn hier

in seiner durch die vorliegenden Sümpfe völlig unangreifbaren Stellung zum Schlagen zu zwingen und das Heranrücken der Bellovaker von Norden her drohte ihn zwischen zwei feindliche Armeen einzuklemmen. In dieser unbequemen Situation kam ihm die Nachricht zu, dafs Caesar anrücke um mit ihm sich zu vereinigen, und der Befehl sich schleunigst auf Agedicum und die gegen Agedicum anrückenden Legionen zurückzuziehen. In Folge dessen überschritt er zum zweiten Mal unterhalb des feindlichen Lagers die Seine, fand sich aber hier vor Agedicum der feindlichen Hauptarmee gegenüber, die beschlossen hatte die Vereinigung der beiden römischen Heerhaufen durch eine Schlacht zu verhindern. In einem sehr hitzigen Treffen, in dem unter vielen Andern auch der alte Camulogenus blieb, erzwang Labienus den Weitermarsch und traf glücklich in Agedicum mit Caesar zusammen. Inzwischen schwebte die ganz und gar sich selbst überlassene Südprovinz in grofser Gefahr; die Grenzvertheidigung war organisirt, allein schwerlich hatte sie viel zu leisten vermocht, wenn es Vercingetorix möglich gewesen wäre seine Milizhaufen so rasch wie Caesar seine Legionen vom Platze zu bewegen. Allein mit Ausnahme eines vereinzelten Einfalls in das Gebiet der Helvier am Südabhang der Cevennen hatte der wirkliche Angriff auf die Südprovinz noch nicht begonnen und stand namentlich die von Vercingetorix geführte Hauptarmee noch aufserhalb ihrer Grenzen, als Caesar mit seiner ganzen vereinigten Armee sie wieder einholte. An der Südgrenze des lingonischen Gebiets, unweit der Wahlstatt, auf der der Kampf gegen Ariovist entschieden worden war, begegneten sich die beiden Heere. Die Schlacht, die Caesar wünschte, lehnte Vercingetorix ab; als dagegen die römische Reiterei sich zum Kampfe stellte, nahm die keltische den Kampf gegen diese geringgeschätzten Gegner bereitwillig auf; und die deutschen Reiter, gestützt auf die ihnen zum Rückhalt aufgestellte römische Infanterie, behielten zu Aller Erstaunen die Oberhand über die weit überlegenen keltischen Schwadronen. Dies an sich unbedeutende Scharmützel beugte doch, weil es ein Reitergefecht war, den Muth der Kelten mehr als eine verlorene Feldschlacht und das Flackerfeuer des patriotischen Enthusiasmus [illegible]ag wieder einmal bei den Kelten plötzlich in vollständige Hoffnungslosigkeit um. Vercingetorix verzichtete auf den Plan [illegible]e römische Provinz einzufallen und richtete statt dessen seinen Marsch nach der Festung Alesia (Sainte-Reine bei Semur, Dep. Côte d'or), an der er im östlichen Gallien einen ähnlichen Stützpunct sich geschaffen hatte wie in seinem Heimathgau [illegible]

Gergovia für ihn gewesen war. Allein sein Plan gelang nur unvollständig. Wenn er damals nur sechs Legionen sich gegenüber und in Folge des mit der Ueberschreitung des Allier für Caesar verknüpften Zeitverlustes einen beträchtlichen Vorsprung gehabt hatte, so heftete jetzt Caesar mit der ganzen vereinigten Armee von zehn Legionen sich an seine Fersen. Es war Vercingetorix nicht möglich seine Armee, wie die Verhältnisse es forderten, zu reduciren; mit etwa 80000 Mann Infanterie und einer sehr zahlreichen Reiterei musste er in Alesia sich einschliefsen. So beträchtliche Vorräthe auch daselbst aufgehäuft worden waren, so konnten sie doch eine solche Menschenmasse in Verbindung mit der zahlreichen Stadtbewohnerschaft unmöglich lange speisen; andererseits aber war die römische Armee jetzt stark genug um die Stadt vollständig abzusperren. Wenn nicht rechtzeitig Succurs kam, war die Katastrophe unvermeidlich. Vercingetorix entliefs also, bevor die römische Umwallung völlig sich schlofs, seine gesammte Reiterei und befahl binnen eines Monats, bis wohin seine Lebensmittel reichten, die gesammten Aufgebote der Gaue zum Entsatz heranzuführen; er selber, hochherzig entschlossen das Schicksal der belagerten Armee zu theilen, blieb in der Festung. Caesar liefs um die Stadt herum in einer Ausdehnung von zwei deutschen Meilen eine Umwallungslinie errichten, die nach innen wie nach aufsen vertheidigungsfähig und hinreichend verproviantirt war; man sah, er machte sich darauf gefafst zugleich zu belagern und belagert zu werden. Die Tage verflossen; im römischen Lager waren die Lebensmittel knapp; in der Festung aber herrschte bereits Hungersnoth und kaum gelang es auch nur der Besatzung das Leben so lange zu fristen, bis das Entsatzheer der Insurgenten vor den römischen Wällen eintraf. Die insurgirten Gaue, das heifst fast das ganze Keltenland, hatten jeden Nerv angestrengt um den Feldherrn und den Helden der Nation zu erretten; nur die Bellovaker hatten erklärt, dafs sie wohl an dem Krieg gegen Rom theilzunehmen, aber nicht ausserhalb ihrer Grenzen zu fechten gesonnen seien. So erschien denn vor Caesars Linien ein Keltenheer von 250000 Mann zu Fufs und 8000 Reitern. Zwei Tage nach einander ward die römische Umwallung von innen und von aufsen gestürmt; an einem Puncte, wo die Localität den Angriff begünstigte, war am zweiten Tage der Sturm so gut wie gelungen, der Graben verschüttet und bereits der Wall von Vertheidigern entblöfst, als Labienus die nächsten vier Legionen zusammennahm und durch einen verzweifelten Ausfall die Stürmenden in die

Flucht trieb. Standhaftigkeit war die Tugend der Kelten nicht; in Folge dieser Niederlage ging das Entsatzheer aus einander und die Festung war also verloren. Vercingetorix hätte vielleicht auch jetzt noch fliehen, wenigstens durch das letzte Mittel des freien Mannes sich erretten können; er that es nicht, sondern erklärte im Kriegsrath, dafs, da es ihm nicht gelungen sei die Fremdherrschaft zu brechen, er bereit sei sich als Opfer hinzugeben und so weit möglich das Verderben von der Nation auf sein Haupt abzulenken. So geschah es. Die keltischen Offiziere lieferten ihren von der ganzen Nation feierlich erwählten Feldherrn dem Landesfeind zu geeigneter Bestrafung aus. Hoch zu Rofs und in vollem Waffenschmucke erschien der König der Arverner vor dem römischen Proconsul und ritt dessen Tribunal; darauf gab er Rofs und Waffen ab und liefs schweigend auf den Stufen zu Caesars Füfsen sich nieder (702). Fünf Jahre später ward er im Triumph durch die Gassen der italischen Hauptstadt geführt und als Hochverräther an der römischen Nation, während auf der Höhe des Capitols sein Ueberwinder den Göttern derselben den Feierdank darbrachte, an dessen Fufs enthauptet. Wie nach trübe verlaufenem Tage wohl die Sonne noch im Sinken durchbricht, so verleiht auch das Geschick noch untergehenden Völkern wohl einen letzten grofsartigen Mann. Also steht am Ausgang der phönikischen Geschichte Hannibal, also an dem der keltischen Vercingetorix. Keiner von beiden vermochte seine Nation von der Fremdherrschaft zu erretten, aber sie haben ihr die letzte noch übrige Schande, einen ruhmlosen Untergang, erspart. Auch Vercingetorix hat eben wie der Karthager nicht blofs gegen den Landesfeind kämpfen müssen, sondern vor allem gegen die tückische antinationale Opposition verletzter Egoisten und aufgestörter Feiglinge, wie sie die entartete Civilisation regelmäfsig begleitet; auch ihm sichern seinen Platz in der Geschichte nicht seine Schlachten und Belagerungen, sondern dafs er es vermocht hat einer zerfahrenen und im Particularismus verkommenen Nation in seiner Person einen Mittel- und Haltpunct zu geben. Und doch giebt es wieder kaum einen schärferen Gegensatz, als der ist zwischen dem nüchternen Bürgersmann der phönikischen Kaufstadt mit seinen auf das eine grofse Ziel hin funfzig Jahre hindurch mit unwandelbarer Energie gerichteten Plänen, und dem kühnen Fürsten des Keltenlandes, dessen gewaltige Thaten zugleich mit seiner hochherzigen Aufopferung ein kurzer Sommer einschliefst. Das ganze Alterthum kennt keinen ritterlicheren Mann in seinem innersten Wesen wie in seiner äufseren Erschei-

nung. Aber der Mensch soll kein Ritter sein und am wenigsten der Staatsmann. Es war der Ritter, nicht der Held, der es verschmähte sich aus Alesia zu retten, während doch an ihm allein der Nation mehr gelegen war als an hunderttausend gewöhnlichen tapferen Männern. Es war der Ritter, nicht der Held, der sich da zum Opfer hingab, wo durch dieses Opfer nichts weiter erreicht ward, als dafs die Nation sich öffentlich entehrte und ebenso feig wie widersinnig ihren weltgeschichtlichen Todeskampf mit ihrem letzten Athemzug ein Verbrechen nannte gegen ihren Zwingherrn. Wie so ganz anders hat in den gleichen Lagen Hannibal gehandelt! Es ist nicht möglich ohne geschichtliche und menschliche Theilnahme von dem edlen Arvernerkönig zu scheiden; aber es gehört zur Signatur der keltischen Nation, dafs ihr gröfster Mann doch nur ein Ritter war.

Der Fall von Alesia und die Capitulation der daselbst eingeschlossenen Armee war für die keltische Insurrection materiell ein herber Verlust; indefs es hatten schon ebenso schwere die Nation betroffen und doch war es möglich geblieben den Kampf zu erneuern. Aber Vercingetorix Verlust war unersetzlich. Mit ihm war die Einheit in die Nation gekommen; mit ihm schien sie auch wieder entwichen. Wir finden nicht, dafs die Insurrection einen Versuch machte die Gesammtvertheidigung fortzusetzen und einen andern Oberfeldherrn zu bestellen; der Patriotenbund fiel von selbst aus einander und jedem Clan blieb es überlassen wie es ihm beliebte mit den Römern sich zu vertragen oder auch nicht. Natürlich überwog durchgängig das Verlangen nach Ruhe. Auch Caesar hatte ein Interesse daran rasch zu Ende zu kommen. Von den zehn ihm bewilligten Jahren waren sieben bereits verstrichen; den letzten Sommer nahm die beabsichtigte Bewerbung um das Consulat in Anspruch; wenn Caesars Interesse wie seine Ehre verlangte, dafs er die neu gewonnenen Landschaften in einem leidlichen und einigermafsen beruhigten Friedensstand seinem Nachfolger übergab, so war, um einen solchen herzustellen, die Zeit wahrlich karg zugemessen. Gnade zu üben war in diesem Falle noch mehr Bedürfnifs für den Sieger als für die Besiegten; und er durfte seinen Stern preisen, dafs die innere Zerfahrenheit und das leichte Naturell der Kelten ihm hierin auf halbem Weg entgegenkam. Wo, wie in den beiden angesehensten mittelgallischen Cantons, dem der Haeduer und dem der Arverner, eine starke römisch gesinnte Partei bestand, da wurde den Landschaften sogleich nach dem Fall von Alesia die vollständige Wiederherstellung ihres früheren Verhältnisses zu Rom ge-

wahrt und selbst ihre Gefangenen, 20000 an der Zahl, ohne Lösegeld entlassen, während die der übrigen Gaue in die harte Knechtschaft der siegreichen Legionare kamen. Wie die Haeduer und die Arverner ergab sich überhaupt der größere Theil der gallischen Districte in sein Schicksal und ließ ohne weitere Gegenwehr die unvermeidlichen Strafgerichte über sich ergehen; aber nicht wenige harrten auch in thörichtem Leichtsinn oder dumpfer Verzweiflung bei der verlorenen Sache aus, bis die römischen Executionstruppen in ihren Grenzen erschienen. Solche Expeditionen wurden noch im Winter 702/3 gegen die Bituriger und die Carnuten unternommen. Ernsteren Widerstand leisteten die Volkerschaften, die das Jahr zuvor von dem Entsatz Alesias sich ausgeschlossen hatten, die Bellovaker in Verbindung mit den Atrebaten, Ambianern, Caleten und anderen belgischen Gauen; es schien als wollten sie beweisen, daß sie wenigstens nicht aus Mangel an Muth und an Freiheitsliebe an jenem entscheidenden Tage gefehlt hatten. Eifrig betheiligte sich an diesem Kampfe der tapfere König der Atrebaten Commius, dem die Römer seinen Beitritt zur Insurrection am wenigsten verziehen und gegen den kürzlich Labienus sogar einen widerwärtig tückischen Mordversuch gerichtet hatte; er führte den Bellovakern 500 deutsche Reiter zu, deren Werth der vorjährige Feldzug hatte kennen lehren. Der entschlossene und talentvolle Bellovaker Correus, dem die oberste Leitung des Krieges zugefallen war, führte den Krieg wie Vercingetorix ihn geführt hatte, und mit nicht geringerem Erfolg; Caesar, obwohl er nach und nach den größten Theil seines Heeres heranzog, konnte das Fußvolk der Bellovaker weder zum Schlagen bringen noch dasselbe, als der Proviant ihm ausging, hindern sich ungeschädigt nach Hause zu begeben; die römische Reiterei aber, namentlich die keltischen Contingente, erlitten in verschiedenen Gefechten durch die feindlichen Reiter, besonders die deutschen des Commius, die empfindlichsten Verluste. Allein nachdem in einem Scharmützel mit den römischen Fouragirern Correus den Tod gefunden, war der Widerstand auch hier gebrochen; der Sieger stellte erträgliche Bedingungen, auf die hin die Bellovaker nebst ihren Verbündeten sich unterwarfen. Die Treverer wurden durch Labienus zum Gehorsam zurückgebracht und beiläufig das Gebiet der verfehmten Eburonen noch einmal durchzogen und verwüstet. Also ward der letzte Widerstand der belgischen Eidgenossenschaft gebrochen. Noch einen letzten Versuch der Römerherrschaft sich zu erwehren machten die Seegaue in Verbindung mit ihren Nachbarn an der Loire. Insurgenten-

schaaren aus dem andischen, dem carnutischen und anderen umliegenden Gauen sammelten sich an der unteren Loire und belagerten in Limo (Poitiers) die römisch gesinnte Partei der Pictonen. Allein bald fand sich ihnen gegenüber eine so ansehnliche römische Macht zusammen, dafs die Insurgenten die Belagerung aufhoben und abzogen um die Loire zwischen sich und den Feind zu bringen. Auf dem Marsche dahin wurden sie eingeholt und geschlagen, worauf die Carnuten und die übrigen aufständischen Cantone, selbst die Seegane ihre Unterwerfung eingaben. Die Insurrection war zu Ende; kaum dafs ein kühner Freischaarenführer hie und da noch das nationale Banner aufrecht hielt. Der kühne Drappes und des Vercingetorix treuer Waffengefährte Lucterius sammelten nach der Auflösung der an der Loire versammelten Armee die Entschlossensten und warfen sich mit diesen in die feste Bergstadt Uxellodunum (vielleicht Capdenac unweit Figeac am Lot), die ihnen unter schweren und verlustvollen Gefechten ausreichend zu verproviantiren gelang. Trotz des Verlustes ihrer Führer, von denen Drappes gefangen, Lucterius von der Stadt abgesprengt ward, wehrte die Besatzung sich auf das Aeufserste; erst als Caesar selbst erschien und auf seine Anordnung die Quelle, aus der die Belagerten ihr Wasser holten, mittelst unterirdischer Stollen abgeleitet ward, fiel die Festung, die letzte Burg der keltischen Nation. Um die letzten Verfechter der Sache der Freiheit zu kennzeichnen befahl Caesar der gesammten Besatzung die Hände abzuhauen und sie also, einen jeden in seine Heimath, zu entlassen. Noch hielt sich in der Gegend von Arras der König Commius und seine Streitschaar schlug sich daselbst bis in den Winter 703/4 mit den römischen Truppen herum. Caesar, dem alles daran lag in ganz Gallien wenigstens dem offenen Widerstand ein Ziel zu setzen, gestattete ihm seinen Frieden zu machen und liefs es sogar hingehen, dafs der erbitterte und mit Recht mifstrauische Mann trotzig sich weigerte persönlich im römischen Lager sich einzustellen. Es ist sehr wahrscheinlich, dafs Caesar in ähnlicher Weise bei den schwer zugänglichen Districten im Nordwesten wie im Nordosten Galliens mit einer nur nominellen Unterwerfung, vielleicht sogar schon mit dem factischen Friedenszustand sich genügen liefs*.

* Bei Caesar selbst steht dies freilich begreiflicher Weise nicht geschrieben; aber eine verständliche Andeutung in dieser Beziehung giebt Sallust (*hist.* 1, 9 Kritz), obwohl auch er als Caesarianer schrieb. Weitere Beweise geben die Münzen.

Also ward Gallien, das heifst das Land westlich vom Rhein und nördlich von den Pyrenäen, nach nur achtjährigen Kämpfen den Römern unterthänig. Kaum ein Jahr nach der völligen Beruhigung des Landes, zu Anfang des J. 705 mufsten die römischen Truppen in Folge des nun endlich in Italien ausgebrochenen Bürgerkrieges über die Alpen zurückgezogen werden und es blieben nichts als höchstens einige schwache Rekrutenabtheilungen im Keltenland zurück. Dennoch standen die Kelten nicht wieder gegen die Fremdherrschaft auf; und während in allen alten Provinzen des Reiches die Parteien sich einander bekriegten, blieb allein die neugewonnene Landschaft ihrem Besieger fortwährend botmäfsig. Auch die Entwürfe zur Errichtung deutscher Reiche auf dem linken Ufer des Rheines wiederholten für jetzt sich nicht. Ebenso wenig kam es während der nachfolgenden Krisen zu einer neuen nationalen Insurrection oder deutschen Invasion, obgleich sie die günstigsten Gelegenheiten darboten; wenn irgendwo Unruhen ausbrachen, wie zum Beispiel 708 die Bellovaker gegen die Römer sich erhoben, so waren diese Bewegungen so vereinzelt und so aufser Zusammenhang mit den Verwickelungen in Italien, dafs sie ohne wesentliche Schwierigkeit von den römischen Statthaltern unterdrückt wurden. Allerdings ward dieser Friedenszustand höchst wahrscheinlich, ähnlich wie Jahrhunderte lang der spanische, damit erkauft, dafs man den entlegensten und am lebendigsten von dem Nationalgefühl durchdrungenen Landschaften, der Bretagne, den Scheldedistricten, der Pyrenäengegend vorläufig gestattete sich in mehr oder minder bestimmter Weise der römischen Botmäfsigkeit thatsächlich zu entziehen. Aber darum nicht weniger erwies sich Caesars Bau, wie knapp er auch dazu zwischen anderen zunächst noch dringenderen Arbeiten die Zeit gefunden, wie unfertig und nur nothdürftig abgeschlossen er ihn auch verlassen hatte, dennoch, sowohl hinsichtlich der Zurückweisung der Deutschen als der Unterwerfung der Kelten, in dieser Feuerprobe im Wesentlichen als haltbar. — In der Oberverwaltung blieben die von dem Statthalter des narbonensischen Galliens neu gewonnenen Gebiete vorläufig mit der Provinz Narbo vereinigt; die definitive Organisation derselben konnte erst in einer ruhigeren Zeit erfolgen. Dafs die keltischen Gaue ihre politische Selbstständigkeit verloren, lag im Wesen der Eroberung. Sie wurden durchgängig der römischen Gemeinde steuerpflichtig. Das Steuersystem indefs war natürlich nicht dasjenige, mittelst dessen die adliche und finanzielle Aristokratie Asia ausnutzte, sondern es wurde, wie in Spanien ge-

schah, einer jeden einzelnen Gemeinde eine ein für allemal bestimmte Abgabe auferlegt, deren Erhebung ihr selbst überlassen blieb. Auf diesem Wege flossen jährlich 40 Mill. Sesterzen (2,8560000 Thlr.) aus Gallien in die römischen Kassen, die dafür freilich die Rheingrenze auf ihre Kosten zu vertheidigen überkam. Dafs aufserdem die in den Tempeln der Götter und den Schatzkammern der Grofsen aufgehäuften Goldmassen in Folge des Krieges ihren Weg nach Rom fanden, versteht sich von selbst; wenn Caesar im ganzen römischen Reich sein gallisches Gold ausbot und davon auf einmal solche Massen auf den Goldmarkt brachte, dafs das Gold gegen Silber um 25 % verlor, so läfst dies ahnen, welche Summen Gallien durch den Krieg eingebüfst hat. Die bisherigen Gauverfassungen mit ihren Erbkönigen oder ihren feudal-oligarchischen Vorstandschaften blieben im Wesentlichen bestehen und selbst das Clientelsystem, das einzelne Cantone von anderen mächtigeren abhängig machte, ward nicht abgeschafft, obwohl mit dem Verlust der staatlichen Selbstständigkeit seine Spitze freilich ihm abgebrochen war; Caesar war nur darauf bedacht unter Benutzung der bestehenden dynastischen, feudalistischen und hegemonischen Spaltungen die Verhältnisse im Interesse Roms zu ordnen und überall der Fremdherrschaft genehme Männer an die Spitze zu bringen. Ueberhaupt sparte Caesar keine Mühe um in Gallien eine römische Partei zu bilden: seinen Anhängern wurden ausgedehnte Belohnungen an Geld und besonders an confiscirten Landgütern bewilligt und ihnen durch Caesars Einfluſs Plätze im Gemeinderath und die ersten Gemeindeämter in ihren Gauen verschafft. Diejenigen Gaue, in denen eine hinreichend starke und zuverlässige römische Partei bestand, wie die der Remer, der Lingonen, der Haeduer, wurden durch Ertheilung einer freieren Communalverfassung — des sogenannten Bundnifsrechts — und durch Bevorzugungen bei der Ordnung des Hegemoniewesens gefördert. Den Nationalcult und dessen Priester scheint Caesar von Anfang an so weit irgend möglich geschont zu haben; von Mafsregeln, wie sie in späterer Zeit von den römischen Machthabern gegen das Druidenwesen ergriffen wurden, findet bei ihm sich keine Spur und es hängt wahrscheinlich damit zusammen, dafs seine gallischen Kriege, so viel wir sehen, nicht so den Charakter des Religionskrieges tragen, wie er bei den britannischen später so bestimmt hervortritt. — Wenn Caesar also der besiegten Nation jede irgend zulässige Rücksicht bewies und ihre nationalen, politischen und religiösen Institutionen so weit

schonte, als es mit der Unterwerfung unter Rom irgend sich vertrug, so geschah dies nicht um auf den Grundgedanken seiner Eroberung, die Romanisirung Galliens zu verzichten, sondern um denselben in möglichst schonender Weise zu realisiren. Auch begnügte er sich nicht dieselben Verhältnisse, die die Südprovinz bereits grofsentheils romanisirt hatten, im Norden ihre Wirkung ebenfalls thun zu lassen, sondern er forderte, als echter Staatsmann, von oben herab die naturgemäfse Entwickelung und that dazu die immer peinliche Uebergangszeit möglichst zu verkürzen. Um zu schweigen von der Aufnahme einer Anzahl vornehmer Kelten in den römischen Bürgerverband, ja einzelner vielleicht schon in den römischen Senat, so ist es wahrscheinlich Caesar gewesen, der in Gallien anstatt der einheimischen Sprache die lateinische als die officielle auch innerhalb der einzelnen Gaue, wenn auch noch mit gewissen Einschränkungen, und anstatt des nationalen das römische Münzsystem in der Art einführte, dafs die Gold- und die Denarprägung den römischen Behörden vorbehalten blieb, dagegen die Scheidemünze von den einzelnen Gauen und nur zur Circulation innerhalb der Gaugrenzen, aber doch auch nach römischem Fufs geschlagen werden sollte. Man mag lächeln über das kauderwelsche Latein, dessen die Anwohner der Loire und Seine fortan verordnungsmäfsig sich befliſsen*; es lag doch in diesen Sprachfehlern eine gröfsere Zukunft als in dem correcten hauptstädtischen Latein. Vielleicht geht es auch auf Caesar zurück, wenn die Gauverfassung im Keltenland späterhin der italischen Stadtverfassung genähert erscheint und die Hauptorte des Gaues, so wie die Gemeinderäthe in ihr schärfer hervortreten, als dies in der ursprünglichen keltischen Ordnung wahrscheinlich der Fall war. Wie wünschenswerth in militärischer wie in politischer Hinsicht es gewesen wäre als Stützpuncte der neuen Herrschaft und Ausgangspuncte der neuen Civilisation eine Reihe transalpinischer Colonien zu begründen, mochte Niemand mehr empfinden als der politische Erbe des Gaius Gracchus und des Marius. Wenn er dennoch sich beschränkte auf die Ansiedlung seiner keltischen oder deutschen Reiter in Noviodunum (S. 232) und auf die der Boier im Haedergau (S. 231), welche

* So lesen wir auf einem Semis, den ein Vergobret der Lexovier (Lisieux, Dep. Calvados) schlagen liefs, folgende Aufschrift: *Cisumbos Catlos vergobreto; simissos (sos) publicos lixovio.* Die oft kaum leserliche Schrift und das unglaublich abscheuliche Gepräge dieser Münzen stehen mit ihrem stammelnden Latein in bester Harmonie.

letztere Niederlassung in dem Krieg gegen Vercingetorix schon völlig die Dienste einer römischen Colonie that (S. 257), so war die Ursache nur die, dafs seine weiteren Pläne ihm noch nicht gestatteten seinen Legionen statt des Schwertes den Pflug in die Hand zu geben. Was er in späteren Jahren für die altrömische Provinz in dieser Beziehung gethan, wird seines Orts dargelegt werden: es ist nicht unwahrscheinlich, dafs nur die Zeit ihm gemangelt hat um das Gleiche auch auf die von ihm unterworfenen Landschaften zu erstrecken. — Mit der keltischen Nation war es zu Ende. Ihre politische Vernichtung war durch Caesar eine vollendete Thatsache geworden, ihre nationale eingeleitet und im regelmäfsigen Fortschreiten begriffen. Es war dies kein zufälliges Verderben, wie das Verhängnifs es auch entwicklungsfähigen Völkern wohl zuweilen bereitet, sondern eine selbstverschuldete und gewissermafsen geschichtlich nothwendige Katastrophe. Schon der Verlauf des letzten Krieges beweist dies, mag man ihn nun im Ganzen oder im Einzelnen betrachten. Als die Fremdherrschaft gegründet werden sollte, leisteten ihr nur einzelne noch dazu meistens deutsche oder halbdeutsche Landschaften energischen Widerstand. Als die Fremdherrschaft gegründet war, wurden die Versuche sie abzuschütteln entweder ganz kopflos unternommen, oder sie waren mehr als billig das Werk einzelner hervorragender Adlicher und darum mit dem Tod oder der Gefangennahme eines Vercingetorix, Camulogenus, Correus sogleich und völlig zu Ende. Der Belagerungs- und der kleine Krieg, in denen sich sonst die ganze sittliche Tiefe der Volkskriege entfaltet, waren und blieben in diesem keltischen von charakteristischer Erbärmlichkeit. Jedes Blatt der keltischen Geschichte bestätigt das strenge Wort eines der wenigen Römer, die es verstanden die sogenannten Barbaren nicht zu verachten, dafs die Kelten dreist die künftige Gefahr herausfordern, vor der gegenwärtigen aber der Muth ihnen entsinkt. In dem gewaltigen Wirbel der Weltgeschichte, der alle nicht gleich dem Stahl harten und gleich dem Stahl geschmeidigen Völker unerbittlich zermalmt, konnte eine solche Nation auf die Länge sich nicht behaupten; billig erlitten die Kelten des Festlandes dasselbe Schicksal von den Römern, das ihre Stammgenossen auf der irischen Insel bis in unsere Tage hinein von den Sachsen erleiden: das Schicksal als Gährungsstoff künftiger Entwickelung aufzugehen in eine staatlich überlegene Nationalität. Im Begriff zu scheiden von der merkwürdigen Nation mag es gestattet sein daran zu erinnern, dafs in den Berichten der Alten

über die Kelten an der Loire und Seine kaum einer der charakteristischen Züge vermifst wird, an denen wir gewohnt sind Paddy zu erkennen. Es findet alles sich wieder: die Lässigkeit in der Bestellung der Felder; die Lust am Zechen und Raufen; die Prahlhansigkeit — wir erinnern an jenes in dem heiligen Hain der Arverner nach dem Sieg von Gergovia aufgehangene Schwert des Caesar, das sein angeblicher ehemaliger Besitzer an der geweihten Stätte lachend betrachtete und das heilige Gut sorgfältig zu schonen befahl —; die Rede voll von Vergleichen und Hyperbeln, von Anspielungen und barocken Wendungen; der drollige Humor — ein vorzügliches Beispiel davon ist die Satzung, dafs, wenn Jemand einem öffentlich Redenden ins Wort fällt, dem Storrenirer von Polizei wegen ein derbes und wohl sichtbares Loch in den Rock geschnitten wird —; die innige Freude am Singen und Sagen von den Thaten der Vorzeit und die entschiedenste Redner- und Dichtergabe; die Neugier — kein Kaufmann wird durchgelassen, bevor er auf offener Strafse erzählt hat, was er an Neuigkeiten weifs oder nicht weifs — und die tolle Leichtgläubigkeit, die auf solche Nachrichten hin handelt, weshalb es in den besser geordneten Cantons den Wandersleuten bei strenger Strafe verboten war unbeglaubigte Berichte andern als den Gemeindebeamten mitzutheilen; die kindliche Frömmigkeit, die in dem Priester den Vater sieht und ihn in allen Dingen um Rath fragt; die unübertroffene Innigkeit des Nationalgefühls und das fast familienartige Zusammenhalten der Landsleute gegen den Fremden; die Geneigtheit unter dem ersten besten Führer sich anzulehnen und Banden zu bilden und daneben wieder die völlige Unfähigkeit den sicheren von Uebermuth wie von Kleinmuth entfernten Muth sich zu bewahren, die rechte Zeit zum Abwarten und zum Losschlagen wahrzunehmen, zu irgend einer Organisation, zu irgend fester militärischer oder politischer Disciplin zu gelangen oder auch nur sie zu ertragen. Es ist und bleibt zu allen Zeiten und aller Orten dieselbe faule und poetische, schwachmüthige und innige, neugierige, leichtgläubige, liebenswürdige, geschickte, aber politisch durch und durch unbrauchbare Nation und darum ist denn auch ihr Schicksal immer und überall dasselbe gewesen. — Aber dafs durch Caesars transalpinische Kriege ein grofses Volk zu Grunde ging, ist noch nicht das bedeutendste Ergebnifs dieses grofsartigen Unternehmens, weit folgenreicher als das negative war das positive Resultat. Es leidet kaum einen Zweifel, dafs, wenn das Senatregiment sein Scheinleben noch einige Menschenalter länger gefristet hätte, die

sogenannte Völkerwanderung vierhundert Jahre früher eingetreten sein würde, als sie eingetreten ist, und eingetreten sein würde zu einer Zeit, wo die italische Civilisation sich weder in Gallien noch an der Donau noch in Africa und Spanien häuslich niedergelassen hatte. Indem der grofse Feldherr und Staatsmann Roms mit sicherem Blick in den deutschen Stämmen den ebenbürtigen Feind der römisch-griechischen Welt erkannte; indem er das neue System offensiver Vertheidigung mit fester Hand selbst bis ins Einzelne hinein begründete und die Reichsgrenzen durch Flüsse oder künstliche Wälle vertheidigen, längs der Grenze die nächsten Barbarenstämme zur Abwehr der entfernteren colonisiren, das römische Heer durch geworbene Leute aus den feindlichen Ländern recrutiren lehrte, gewann er der hellenisch-italischen Cultur die nöthige Frist um den Westen ebenso zu civilisiren, wie der Osten bereits von ihr civilisirt war. Gewöhnliche Menschen schauen die Früchte ihres Thuns; der Same, den geniale Naturen streuen, geht langsam auf. Es dauerte Jahrhunderte, bis man begriff, dafs Alexander nicht blofs ein ephemeres Königreich im Osten errichtet, sondern den Hellenismus nach Asien getragen habe; wieder Jahrhunderte, bis man begriff, dafs Caesar nicht blofs den Römern eine neue Provinz erobert, sondern die Romanisirung der westlichen Landschaften begründet habe. Auch von jenen militärisch leichtsinnigen und zunächst resultatlosen Zügen nach England und Deutschland haben erst die späten Nachfahren den Sinn erkannt. Ein ungeheurer Völkerkreis, von dessen Dasein und Zuständen bis dahin kaum der Schiffer und der Kaufmann einige Wahrheit und viele Dichtung berichtet hatten, ward durch sie der römisch-griechischen Welt aufgeschlossen. ‚Täglich‘, heifst es in einer römischen Schrift vom Mai 698, ‚melden die gallischen Briefe und Botschaften uns bisher unbekannte Namen von Völkern, Gauen und Landschaften‘. Diese Erweiterung des geschichtlichen Horizonts durch Caesars Züge jenseit der Alpen war ein weltgeschichtliches Ereignifs so gut wie die Erkundung von America durch europäische Schaaren. Zu dem engen Kreis der Mittelmeerstaaten traten die mittel- und nordeuropäischen Völker, die Anwohner der Ost- und der Nordsee hinzu, zu der alten Welt eine neue, die fortan durch sie mit bestimmt ward und sie mit bestimmte. Es hat nicht viel gefehlt, dafs bereits von Ariovist durchgeführt ward, was später dem gothischen Theoderich gelang. Wäre dies geschehen, so stände unsere Civilisation zu der römisch-griechischen schwerlich in einem innerlicheren Verhältnifs stehen als zu der indi-

schen und assyrischen Cultur. Dafs von Hellas und Italiens vergangener Herrlichkeit zu dem stolzeren Bau der neueren Weltgeschichte eine Brücke hinüberführt, dafs Westeuropa romanisch, das germanische Europa klassisch ist, dafs die Namen Themistokles und Scipio für uns einen andern Klang haben als Asoka und Salmanassar, dafs Homer und Sophokles nicht wie die Veden und Kalidasa nur den litterarischen Botaniker anziehen, sondern in dem eigenen Garten uns blühen, das ist Caesars Werk; und wenn die Schöpfung seines grofsen Vorgängers im Osten von den Sturmfluthen des Mittelalters fast ganz zertrümmert worden ist, so hat Caesars Bau die Jahrtausende überdauert, die dem Menschengeschlecht Religion und Staat verwandelt, den Schwerpunct der Civilisation selbst dann verschoben haben, und für das was wir Ewigkeit nennen, steht er aufrecht.

Um das Bild der Verhältnisse Roms zu den Völkern des Nordens in dieser Zeit zu vollenden, bleibt es noch übrig einen Blick auf die Landschaften zu werfen, die nördlich der italischen und der griechischen Halbinseln von den Rheinquellen bis zum schwarzen Meer sich erstrecken. Zwar in das gewaltige Völkergetümmel, das auch dort damals gewogt haben mag, reicht die Fackel der Geschichte nicht und die einzelnen Streiflichter, die in dieses Gebiet fallen, sind wie der schwache Schimmer in tiefer Finsternifs mehr geeignet zu verwirren als aufzuklären. Indefs es ist die Pflicht des Geschichtschreibers auch die Lücken in dem Buche der Volkergeschichte zu bezeichnen; er darf es nicht verschmähen neben Caesars grofsartigem Vertheidigungssystem der dürftigen Anstalten zu gedenken, durch die die Feldherren des Senats nach dieser Seite hin die Reichsgrenze zu schützen vermochten. — Das nordöstliche Italien blieb nach wie vor (II, 160) den Angriffen der alpinischen Völkerschaften preisgegeben. Das im Jahre 695 bei Aquileia lagernde starke römische Heer und der Triumph des Statthalters des cisalpinischen Galliens Lucius Afranius lassen schliefsen, dafs um diese Zeit eine Expedition in die Alpen stattgefunden; wovon es eine Folge sein mag, dafs wir bald darauf die Römer in näherer Verbindung mit einem König der Noriker finden. Dafs aber von dieser Seite auch nachher Italien durchaus nicht gesichert war, bewies der Ueberfall der blühenden Stadt Tergeste durch die alpinischen Barbaren im J. 702, als die transalpinische Insurrection Caesar genöthigt hatte Oberitalien ganz von Truppen zu entblöfsen. — Auch die unruhigen Völker, die den illyrischen Küstenstrich inne hatten, machten ihren römischen Herren beständig zu schaffen. Die Delmater

schon früher das ansehnlichste Volk dieser Gegend, vergrößerten durch Aufnahme der Nachbaren in ihren Verband sich so ansehnlich, daß die Zahl ihrer Ortschaften von zwanzig auf achtzig stieg. Ueber die Stadt Promona (nicht weit vom Kerkaflufs), die sie den Liburniern entrissen hatten und wieder herauszugeben sich weigerten, geriethen sie mit den Römern in Händel, und schlugen den Landsturm, den Caesar gegen sie aufbot; was zu ahnden der Ausbruch des Bürgerkrieges hinderte. Zum Theil deswegen ward Dalmatien in demselben ein Heerd der Caesar feindlichen Partei: die Einwohner leisteten in Verbindung mit den Pompeianern und mit den Seeräubern den Feldherren Caesars zu Lande und zu Wasser sehr energischen Widerstand. — Makedonien endlich nebst Epirus und Hellas war so verödet und heruntergekommen wie kaum ein anderer Theil des römischen Reiches. Dyrrhachium, Thessalonike, Byzantion hatten noch einigen Handel und Verkehr; Athen zog durch seinen Namen und seine Philosophenschule die Reisenden und die Studenten an; im Ganzen aber lag über Hellas einst volkreichen Städten und menschenwimmelnden Hafen die Ruhe des Grabes. Aber wenn auch die Griechen sich nicht regten, so setzten doch die Bewohner der schwer zugänglichen makedonischen Gebirge nach alter Weise ihre Raubzüge und Fehden fort, wie denn zum Beispiel im 697 S Agraeer und Doloper die aetolischen Städte, im J. 700 die in den Drinthälern wohnenden Pirusten das südliche Illyrien verheerten. Ebenso stand es mit den Anwohnern. Die Dardaner an der Nordgrenze wie die Thraker im Osten waren zwar in den achtjährigen Kämpfen 676 bis 683 von den Römern gedemüthigt worden; der mächtigste unter den thrakischen Fürsten, der Herr des alten Odrysenreichs Kotys ward seitdem den römischen Clientelkönigen beigezählt. Allein nichts desto weniger hatte das befriedete Land nach wie vor von Norden und Osten her Einfälle zu leiden. Der Statthalter Gaius Antonius ward sowohl von den Dardanern über Heimgeschickt als auch von den in der heutigen Dobrudscha ansässigen Stämmen, welche mit Hülfe der vom linken Donauufer herbeigezogenen gefürchteten Bastarner ihm bei Istropolis (Istere unweit Kustendsche) eine bedeutende Niederlage beibrachten (692—693). Glücklicher focht Gaius Octavius gegen Besser und Thraker (694). Dagegen machte Marcus Piso (697—698) wiederum als Oberfeldherr sehr schlechte Geschäfte, was auch kein Wunder war, da er um Geld Freunden und Feinden gewährte was sie wünschten. Die thrakischen Denthaleten (am Strymon) plünderten unter

seiner Statthalterschaft Makedonien weit und breit und stellten auf der grofsen von Dyrrhachion nach Thessalonike führenden römischen Heerstrafse selbst ihre Posten aus; in Thessalonike machte man sich darauf gefafst von ihnen eine Belagerung auszuhalten. Es war nur um so schlimmer, dafs eine starke römische Armee in der Provinz stand und zusah, wie die Bergbewohner und die Nachbarvölker die friedlichen Unterthanen Roms brandschatzten. — Dergleichen Angriffe konnten nun freilich Roms Macht allerdings nicht gefährden und auf eine Schande mehr kam es längst nicht mehr an. Aber eben um diese Zeit begann jenseit der Donau in den weiten dakischen Steppen ein Volk sich staatlich zu consolidiren, das eine andere Rolle in der Geschichte zu spielen bestimmt schien als die Besser und die Dentheleten. Bei den Geten oder Dakern war in uralter Zeit dem König des Volkes ein heiliger Mann zur Seite getreten, Zamolxis genannt, der, nachdem er der Götter Wege und Wunder auf weiten Reisen in der Fremde erkundet und namentlich die Weisheit der ägyptischen Priester und der griechischen Pythagoreer ergründet hatte, in seine Heimath zurückgekommen war um in einer Höhle des heiligen Berges als frommer Einsiedler sein Leben zu beschliessen. Nur dem König und dessen Dienern blieb er zugänglich und spendete ihm und durch ihn dem Volke seine Orakel für jedes wichtige Beginnen; seinen Landsleuten galt er anfangs als Priester des höchsten Gottes und zuletzt selber als Gott, ähnlich wie es von Moses und Aaron heifst, dafs der Herr den Aaron zum Propheten und zum Gotte des Propheten den Moses gesetzt habe. Es war hieraus eine bleibende Institution geworden; regelmäfsig stand jetzt dem König der Geten ein solcher Gott zur Seite, aus dessen Munde alles kam oder zu kommen schien, was der König befahl. Diese eigenthümliche Verfassung, in der die theokratische Idee der wie es scheint absoluten Königsgewalt dienstbar geworden war, mag den getischen Königen eine Stellung ihren Unterthanen gegenüber gegeben haben, wie etwa Muhamed sie seinen Arabern gegenüber gehabt hat. Die Folge davon war die wunderbarste religiös-politische Reform der Nation, welche um diese Zeit der König der Geten Boerebistas und der Gott Dekaeneos durchsetzten. Das namentlich durch beispiellose Völlerei sittlich und staatlich gänzlich heruntergekommene Volk ward durch das neue Mäfsigkeits- und Tapferkeitsevangelium wie umgewandelt; mit seinen so zu sagen puritanisch disciplinirten und begeisterten Scharen gründete König Boerebistas binnen wenigen Jahren ein gewaltiges Reich, das auf beiden Ufern der Donau sich an-

breitete und südwärts bis tief in Thrakien, Illyrien und das norische Land hinein reichte. Eine unmittelbare Berührung mit den Römern hatte noch nicht stattgefunden und es konnte Niemand sagen, was aus diesem sonderbaren an die Anfänge des Islam erinnernden Staat werden möge; das aber mochte man auch ohne Prophet zu sein vorhersagen, daß Proconsuln wie Antonius und Piso nicht berufen waren mit Göttern zu streiten.

KAPITEL VIII.

Pompeius und Caesars Gesammtherrschaft.

Unter den Demokratenchefs, die seit Caesars Consulat so zu sagen officiell als die gemeinschaftlichen Beherrscher des Gemeinwesens, als die regierenden ‚Imperatoren' anerkannt waren, nahm der öffentlichen Meinung zufolge durchaus die erste Stelle Pompeius ein. Er war es, der den Optimaten der ‚Privatdictator' hiefs; vor ihm that Cicero seinen vergeblichen Fufsfall; ihm galten die scharfsten Sarkasmen in den Mauerplacaten des Bibulus, die giftigsten Pfeile in den Salonreden der Opposition. Es war dies nur in der Ordnung. Nach den vorliegenden Thatsachen war Pompeius unbestritten der erste Feldherr seiner Zeit, Caesar ein gewandter Parteiführer und Parteiredner, von unleugbaren Talenten, aber ebenso notorisch von unkriegerischem, ja weibischem Naturell. Diese Urtheile waren seit langem geläufig; man konnte es von dem vornehmen Pobel nicht erwarten, dafs er um das Wesen der Dinge sich kümmere und einmal festgestellte Plattheiten wegen obscurer Heldenthaten am Tajo aufgebe. Offenbar spielte Caesar in dem Bunde nur die Rolle des Adjutanten, der das für seinen Chef ausführte, was Flavius, Afranius und andere weniger fähige Werkzeuge versucht und nicht geleistet hatten. Selbst seine Statthalterschaft schien dies Verhältnifs nicht zu ändern. Eine sehr ähnliche Stellung hatte erst kürzlich Afranius eingenommen, ohne darum etwas besonderes zu bedeuten; beide Gallien und vier Legionen waren oft in einer Hand vereinigt gewesen; da es jenseit der Alpen wieder ruhig und Fürst Ariovist von den Römern als Freund und Nachbar anerkannt war, so

war auch keine Aussicht zur Führung eines irgend ins Gewicht fallenden Krieges. Die Vergleichung der Stellungen, wie sie Pompeius durch das gabinisch-manilische, Caesar durch das vatinische Gesetz erhalten hatten, lag nahe; allein sie fiel nicht zu Caesars Vortheil aus. Pompeius gebot fast über das gesammte römische Reich, Caesar über zwei Provinzen. Pompeius standen die Soldaten und die Kassen des Staats beinahe unbeschränkt zur Verfügung, Caesar nur die ihm angewiesenen Armeen und ein Heer von 24000 Mann. Pompeius war es anheimgegeben den Zeitpunkt seines Rücktritts selber zu bestimmen; Caesars Commando war ihm zwar auf lange hinaus, aber doch nur auf eine begrenzte Frist gesichert. Pompeius endlich war mit den wichtigsten Unternehmungen zur See und zu Lande betraut worden; Caesar ward nach Norden gesandt, um von Oberitalien aus die Hauptstadt zu überwachen und dafür zu sorgen, dafs Pompeius ungestört sie beherrsche.

Aber als Pompeius von der Coalition zum Beherrscher der Hauptstadt bestimmt ward, übernahm er eine für ihn völlig unlösbare Aufgabe. Pompeius verstand vom Herrschen nichts weiter als was sich zusammenfassen läfst in Parole und Commando. Die Wellen des hauptstädtischen Treibens gingen hohl zugleich von vergangenen und von zukünftigen Revolutionen; die schwere Aufgabe, diese in vieler Hinsicht dem Paris des neunzehnten Jahrhunderts vergleichbare Stadt ohne bewaffnete Macht zu regieren, war für jenen eckigen vornehmen Mustersoldaten geradezu eine unmögliche. Sehr bald war er so weit, dafs Feinde und Freunde, beide ihm gleich unbequem, seinetwegen machen konnten, was ihnen beliebte; nach Caesars Abgang von Rom beherrschte die Coalition wohl noch die Geschicke der Welt, aber nicht die Strafsen der Hauptstadt. Auch der Senat, dem ja immer noch eine Art nominellen Regiments zustand, liefs die Dinge in der Hauptstadt gehen, wie sie gehen konnten und mochten; zum Theil weil der von der Coalition beherrschten Fraction dieser Körperschaft die Parole der Machthaber fehlte, zum Theil weil die grollende Opposition aus Gleichgültigkeit oder Pessimismus bei Seite trat, hauptsächlich aber weil die gesammte hochadliche Körperschaft ihre vollständige Ohnmacht wo nicht zu begreifen, doch zu fühlen begann. Augenblicklich also gab es in Rom nirgends eine Widerstandskraft irgend welcher Regierung, nirgends eine volle Autorität. Man lebte im Interregnum zwischen dem zertrümmerten aristokratischen und dem werdenden militärischen Regiment; und wenn das römische Gemeinwesen wie kein anderes

alter oder neuer Zeit alle verschiedensten politischen Functionen und Organisationen rein und normal dargestellt hat, so erscheint in dem auch die politische Desorganisation, die Anarchie in einer nicht beneidenswerthen Schärfe. Es ist ein seltsames Zusammentreffen, dafs in denselben Jahren, in welchen Caesar jenseit der Alpen ein Werk für die Ewigkeit schuf, in Rom eine der tollsten politischen Grotesken aufgeführt ward, die jemals über die Bretter der Weltgeschichte gegangen ist. Der neue Regent des Gemeinwesens regierte nicht, sondern schlofs in sein Haus sich ein und maulte im Stillen. Die ehemalige halb abgesetzte Regierung regierte gleichfalls nicht, sondern seufzte, bald einzeln in den traulichen Zirkeln der Villen, bald in der Curie im Chor. Der Theil der Bürgerschaft, dem Freiheit und Ordnung noch am Herzen lagen, war des wüsten Treibens übersatt, aber völlig führer- und rathlos verharrte er in nichtiger Passivität und mied nicht blofs jede politische Thätigkeit, sondern, so weit es anging, das politische Sodom selbst. Dagegen das Gesindel aller Art hatte nie bessere Tage, nie lustigere Tummelplätze gehabt. Die Zahl der kleinen grofsen Männer war Legion. Die Demagogie ward völlig zum Handwerk, dem denn auch das Handwerkszeug nicht fehlte: der verschalote Mantel, der verwilderte Bart, das langflatternde Haar, die tiefe Baſsstimme; und nicht selten war es ein Handwerk mit goldenem Boden. In den öffentlichen Versammlungen waren Griechen und Juden, Freigelassene und Sclaven die regelmäfsigsten Besucher und die lautesten Schreier; selbst wenn es zum Stimmen ging, bestand häufig nur der kleinere Theil der Stimmenden aus verfassungsmäfsig stimmberechtigten Bürgern. ‚Nächstens', heifst es in einem Briefe aus dieser Zeit, ‚können wir erwarten, dafs unsere Lakaien die Freilassungssteuer abvotiren'. Die eigentlichen Mächte des Tages waren die geschlossenen und bewaffneten Banden, die aus fechtgewohnten Sclaven und Lumpen zusammengesetzten von vornehmen Abenteurern aufgestellten Bataillone der Anarchie. Ihre Inhaber zählten von Haus aus meistentheils zur Popularpartei; aber seit Caesars Entfernung, der diese Partei allein zu imponiren und allein sie zu lenken verstanden hatte, war aus derselben alle Disciplin entwichen und jeder Parteigänger machte Politik auf seine eigene Hand. Am liebsten freilich fochten diese Leute auch jetzt noch unter dem demokratischen Panier; aber genau genommen waren sie weder demokratisch noch antidemokratisch gesinnt, sondern schrieben auf die einmal unentbehrliche Fahne, wie es fiel, bald das Volk, bald statt des Volksnamens den Namen des Senats oder den

eines Parteichefs; wie denn zum Beispiel Clodius nach einander für die herrschende Demokratie, für den Senat und für Crassus gefochten oder zu fechten vorgegeben hat. Farbe hielten die Bandenführer nur insofern, als sie ihre persönlichen Feinde, wie Clodius den Cicero, Milo den Clodius, unerbittlich verfolgten, sogegen die Parteistellung ihnen nur als Schachzug in diesen Personenfehden diente. Man könnte ebenso gut ein Charivari auf Noten setzen als die Geschichte dieses politischen Hexensabbaths schreiben wollen; es liegt auch nichts daran all die Mordthaten, Häuserbelagerungen, Brandstiftungen und sonstigen Raubercenen inmitten einer Weltstadt aufzuzählen und nachzurechnen, wie oft die Scala vom Zischen und Schreien zum Anspeien und Niedertreten und von da zum Steinewerfen und Schwerterzucken durchgemacht ward. Der Protagonist auf diesem politischen Lumpentheater war jener Publius Clodius, dessen, wie schon erwähnt ward (S. 199), die Machthaber sich gegen Cato und Cicero bedienten. Sich selbst überlassen trieb dieser einflussreiche, talentvolle, energische und in seinem Metier in der That musterhafte Parteigänger zuerst ultrademokratische Politik, gab den Städtern das Getreide umsonst, beschränkte das Recht der Censoren sittenlose Bürger zu bemäkeln, untersagte den Beamten durch religiöse Hindernisse in den Gang der Comitialmaschine einzugreifen und beseitigte wieder die Schranken, die kurz zuvor (690), um dem Bandenwesen zu steuern, dem Associationsrecht der niederen Klassen gesetzt worden waren. Wenn dazu noch das Gesetz hinzutrat, das Clodius bereits entworfen hatte und als Prätor 702 einzubringen gedachte, welches den Freigelassenen und den im thatsächlichen Besitz der Freiheit lebenden Sclaven die gleichen politischen Rechte mit den Freigeborenen gab, so konnte der neue Numa der Freiheit und Gleichheit sein Werk für vollendet erklären, und es war die Zeit gekommen, wo der Urheber all dieser tapferen Verfassungsbesserungen den süfsen Pöbel der Hauptstadt einladen konnte in dem auf einer seiner Brandstätten am Palatin von ihm errichteten Tempel der Freiheit zur Feier des eingetretenen demokratischen Milleniums das Hochamt zu celebriren. Natürlich schlossen diese Freiheitsbestrebungen den Schacher mit Bürgerschaftsbeschlüssen nicht aus; wie Caesar hielt auch Caesars Affe für seine Mitbürger Statthalterschaften und andere Posten und Pöstchen, für die unterthänigen Könige und Städte die Herrlichkeitsrechte des Staates feil. All diesen Dingen sah Pompeius zu, ohne sich

zu regen. Wenn er es nicht empfand, wie arg er damit sich compromittirte, so empfand es sein Gegner. Clodius ward so dreist, dafs er über eine ganz gleichgültige Frage, die Rücksendung eines gefangenen armenischen Prinzen, mit dem Regenten von Rom geradezu anband und bald ward der Zwist zur förmlichen Fehde, in der Pompeius völlige Hülflosigkeit zu Tage kam. Das Haupt des Staates wufste dem Parteigänger nicht anders zu begegnen als mit dessen eigenen, nur weit ungeschickter geführten Waffen. War er von Clodius wegen des armenischen Prinzen überrannt worden, so ärgerte er ihn wieder, indem er den von Clodius über alles gehafsten Cicero aus dem Exil erlöste, in das ihn Clodius gesandt hatte, und erreichte denn auch so gründlich seinen Zweck, dafs er Clodius aus einem Gegner in einen unversöhnlichen Feind verwandelte. Wenn Clodius mit seinen Banden die Strafsen unsicher machte, so liefs der siegreiche Feldherr gleichfalls Sclaven und Fechter marschiren, in welchen Balgereien natürlich der General gegen den Demagogen den Kürzeren zog, auf der Strafse geschlagen und von Clodius und dessen Spiefsgesellen Gaius Cato in seinem Garten fast beständig in Belagerung gehalten ward. Es ist nicht der am wenigsten merkwürdige Zug in diesem merkwürdigen Schauspiel, dafs der Regent und der Schwindler in ihrem Hader beide um die Gunst der gestürzten Regierung wetteiferud buhlten, Pompeius zum Theil auch um dem Senat gefällig zu sein ihm gestattete Cicero zurückzuberufen, Clodius dagegen die julischen Gesetze für nichtig erklärte und Marcus Bibulus antrieb deren verfassungswidrige Durchbringung öffentlich zu bezeugen! — Ein positives Resultat konnte natürlicher Weise aus diesem Brodel roher Leidenschaften nicht hervorgehen; der eigentlichste Charakter desselben war eben seine bis zum Gräfslichen lächerliche Zwecklosigkeit. Das demokratische Treiben war so vollständig abgenutzt, dafs, wie dies in früheren Jahren selbst ein Mann von Caesars Genialität hatte erfahren müssen, sogar der Weg zum Thron nicht mehr durch die Demagogie ging. Wenn mit des Propheten Mantel und Stab, die Caesar längst abgelegt hatte, sich irgend ein toller Geselle noch einmal staffirte und Gaius Gracchus grofse Ideale parodisch verzerrt noch einmal über die Scene führte, so bewies das nur, dafs ihre Zeit vorübergegangen war. In der That ist diese demokratische Agitation nichts als ein geschichtlicher Lückenbüfser: in dem nahe bevorstehenden Entscheidungskampf fiel der sogenannten Partei, von der sie ausging, nicht einmal eine Rolle zu. Selbst das läfst sich nicht behaupten, dafs durch diesen anarchi-

schen Zustand das Verlangen nach einer starken auf Militärmacht gegründeten Regierung in den Gemüthern der politisch indifferent Gesinnten lebendig angefacht worden sei. Auch abgesehen davon, dafs diese neutrale Bürgerschaft hauptsächlich aufserhalb Rom zu suchen war und also von dem hauptstädtischen Gewaltakten nicht unmittelbar berührt ward, so waren diejenigen Gemüther, die überhaupt durch solche Motive sich bestimmen liefsen, schon durch frühere Erfahrungen, namentlich die catilinarische Verschwörung, gründlich zum Autoritätsprincip bekehrt worden; auf die eigentlichen Aengstlinge aber wirkte die Furcht vor der von jeder Usurpation unzertrennlichen ungeheuren Krise bei weitem nachdrücklicher als die Furcht vor der blofsen Fortdauer der im Grunde doch sehr oberflächlichen hauptstädtischen Anarchie. Das einzige Ergebnifs derselben, das geschichtlich in Anschlag kommt, ist die peinliche Stellung, in die Pompeius durch die Angriffe der Clodianer gerieth und durch die sein weiteres Verfahren wesentlich mit bedingt ward.

Wie wenig Pompeius auch die Initiative liebte und verstand, so ward er doch durch die Verhältnisse gezwungen aus seiner bisherigen Passivität herauszutreten. Die verdriefsliche und schimpfliche Lage, in die ihn Clodius versetzt hatte, mufste auf die Länge selbst seine träge Natur zu Hafs und Zorn entflammen. Aber weit wichtiger war die Verwandlung, die in seinem Verhältnifs zu Caesar stattgefunden hatte. Wenn von den beiden verbündeten Machthabern Pompeius in der übernommenen Thätigkeit vollkommen bankerott geworden war, so hatte Caesar aus seiner Competenz etwas zu machen gewufst, was jede Berechnung wie jede Befürchtung weit hinter sich liefs. Ohne wegen der Erlaubnifs viel anzufragen hatte Caesar durch Aushebungen in seiner gröfsentheils von römischen Bürgern bewohnten südlichen Provinz sein Heer verdoppelt, hatte mit diesem, statt von Norditalien aus über Rom Wache zu halten, die Alpen überschritten, eine neue kimbrische Invasion im Beginn erstickt und binnen zwei Jahren (696. 697) die römischen Waffen bis an den Rhein und den Kanal getragen. Solchen Thatsachen gegenüber ging selbst der aristokratischen Taktik des Ignorirens und Verkleinerns der Athem aus. Der oft als Zärtling Verhöhnte war jetzt der Abgott der Armee, der gefeierte sieggekrönte Held, dessen junge Lorbeern die welken des Pompeius überglänzten und dem sogar der Senat die nach glücklichen Feldzügen üblichen Ehrenbezeigungen schon 697 in reicherem Mafse zuerkannte, als sie je Pompeius zu Theil geworden waren. Pompeius

stand zu seinem ehemaligen Adjutanten genau wie nach den gabinisch-manilischen Gesetzen dieser gegen ihn gestanden hatte. Jetzt war Caesar der Held des Tages und der Herr der mächtigsten römischen Armee, Pompeius ein ehemals berühmter Exgeneral. Zwar war es zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn noch zu keiner Collision gekommen und das Verhältnifs äufserlich ungetrübt; aber jedes politische Bündnifs ist innerlich aufgelöst, wenn das Machtverhältnifs der Contrahenten sich wesentlich verschiebt. Wenn der Zank mit Clodius nur ärgerlich war, so lag in der veränderten Stellung Caesars für Pompeius eine sehr ernste Gefahr: eben wie einst Caesar und dessen Verbündete gegen ihn, so hatte jetzt er zu suchen, wie er gegen Caesar ein Fundament reeller Macht gewinne. Er war genöthigt seine stolze Amtlosigkeit bei Seite zu legen und als Bewerber um irgend ein aufserordentliches Amt aufzutreten, das ihn in den Stand setzte dem Statthalter der beiden Gallien mit gleicher und wo möglich mit überlegener Macht zur Seite zu bleiben. Wie Pompeius gegenwärtige Stellung derjenigen glich, die Caesar während des mithradatischen Krieges eingenommen hatte, so war auch seine Taktik dieselbe. Um selber ohnmächtig gegen den übermächtigen, aber noch passiven Gegner eine effective Macht zu gewinnen, mufste Pompeius zunächst suchen sich in den Besitz der formellen Regierungsmaschine zu setzen. Anderthalb Jahre zuvor hatte sie unbedingt ihm zur Verfügung gestanden. Die Machthaber regierten Rom damals durch die Comitien, die ihnen als den Herren der Strafse unbedingt gehorchten, und durch den von Caesar energisch terrorisirten Senat; als Vertreter der Coalition in Rom und als deren anerkanntes Haupt hätte Pompeius vom Senat wie von der Bürgerschaft ohne Zweifel jeden Beschlufs erlangt, den er wünschte, selbst wenn er gegen Caesars Interesse war. Allein durch den ungeschickten Handel mit Clodius hatte Pompeius die Strafsenherrschaft eingebüfst und konnte nicht daran denken einen Antrag zu seinen Gunsten bei der Volksgemeinde durchzusetzen. Auch im Senat war es zweifelhaft, ob Pompeius nach dieser langen und verhängnifsvollen Passivität die Zügel der Majorität noch fest genug in der Hand habe um einen solchen Beschlufs durchzusetzen; indefs war hier wenigstens noch nicht alle Aussicht auf Erfolg verschwunden.

Aber die Stellung des Senats oder vielmehr der Nobilität überhaupt war inzwischen eine andere geworden. Eben aus ihrer vollständigen Erniedrigung schöpfte sie frische Kräfte. Es war

bei der Coalition von 691 Verschiedenes an den Tag gekommen, was für das Sonnenlicht noch keineswegs reif war: die Verbannung Catos und Ciceros, welche die öffentliche Meinung, wie sehr auch die Machthaber dabei sich zurückhielten und sogar sich die Miene gaben sie zu beklagen, mit ungeirrtem Tact auf ihre wahren Urheber zurückführte, und die Verschwägerung zwischen Caesar und Pompeius erinnerten mit unerfreulicher Deutlichkeit an monarchische Ausweisungsdecrete und Familienallianzen. Auch das gröfsere Publicum, das den politischen Ereignissen ferner stand, ward aufmerksam auf die immer bestimmter hervortretenden Grundlagen der künftigen Monarchie. Von dem Augenblick an, wo man begriff, dafs es Caesar nicht um eine Modification der republicanischen Verfassung zu thun sei, sondern dafs es sich handle um Sein oder Nichtsein der Republik, werden unfehlbar eine Menge der besten Männer, die bisher sich zur Populärpartei gerechnet und in Caesar ihr Haupt verehrt hatten, auf die entgegengesetzte Seite übergetreten sein. Nicht mehr allein in den Salons und den Landhäusern des regierenden Adels wurden die Reden von den ‚drei Dynasten', dem ‚dreiköpfigen Ungeheuer' vernommen. Caesars consularischen Reden horchte die Menge dichtgedrängt, ohne dafs Zuruf oder Beifall aus ihr erscholl; keine Hand regte sich zum Klatschen, wenn der demokratische Consul in das Theater trat. Wohl aber pfiff man, so eines der Werkzeuge der Machthaber öffentlich sich sehen liefs, und selbst gesetzte Männer klatschten, wenn ein Schauspieler eine antimonarchische Sentenz oder eine Anspielung gegen Pompeius vorbrachte. Ja als Cicero ausgewiesen werden sollte, legten eine grofse Zahl — angeblich zwanzigtausend — Bürger gröfstentheils aus den Mittelklassen nach dem Beispiel des Senats das Trauergewand an. ‚Nichts ist jetzt populärer', heifst es in einem Briefe aus dieser Zeit, ‚als der Hafs der Populärpartei'. Die Machthaber liefsen Andeutungen fallen, dafs durch solche Opposition leicht die Ritter ihre neuen Sonderplätze im Theater, der gemeine Mann sein Brotkorn einbüfsen könne; man nahm sich darauf mit den Aeufserungen des Unwillens vielleicht etwas mehr in Acht, aber die Stimmung blieb die gleiche. Mit besserem Erfolg ward der Hebel der materiellen Interessen angesetzt. Caesars Gold flofs in Strömen. Schuldreiche mit zerrütteten Finanzen, prunkreiche in Geldverlegenheiten befangene Damen, verschuldete junge Adliche, bedrängte Kaufleute und Banquiers gingen entweder selbst nach Gallien, um an der Quelle zu schöpfen, oder wandten sich an Caesars hauptstädtische Agenten; und nicht

leicht ward ein äufserlich anständiger Mann — mit ganz verlorenem Gesindel mied Caesar sich einzulassen — dort oder hier zurückgewiesen. Dazu kamen die ungeheuren Bauten, die Caesar für seine Rechnung in der Hauptstadt ausführen liefs und bei denen eine Unzahl von Menschen aller Stände vom Consular bis zum Lastträger binab Gelegenheit fand zu verdienen, so wie die unermefslichen für öffentliche Lustbarkeiten aufgewandten Summen. In beschränkterem Mafse that Pompeius das Gleiche: ihm verdankte die Hauptstadt das erste steinerne Theater und er feierte dessen Einweihung mit einer nie zuvor gesehenen Pracht. Dafs solche Spenden eine Menge oppositionell Gesinnter, namentlich in der Hauptstadt, mit der neuen Ordnung der Dinge bis zu einem gewissen Grade aussöhnten, versteht sich ebenso von selbst wie dafs der Kern der Opposition diesem Corruptionssystem nicht erreichbar war. Immer deutlicher kam es zu Tage, wie tief die bestehende Verfassung im Volke Wurzel geschlagen hatte und wie wenig namentlich die dem unmittelbaren Parteitreiben ferner stehenden Kreise, vor allem die Landstädte, der Monarchie geneigt oder auch nur bereit waren sie über sich ergehen zu lassen. Hatte Rom eine Repräsentativverfassung gehabt, so würde die Unzufriedenheit der Bürgerschaft ihren natürlichen Ausdruck in den Wahlen gefunden und, indem sie sich aussprach, sich gesteigert haben; unter den bestehenden Verhältnissen blieb den Verfassungstreuen nichts übrig als dem Senat, der, herabgekommen wie er war, doch immer noch als Vertreter und Verfechter der legitimen Republik erschien, sich unterzuordnen. So kam es, dafs der Senat, jetzt da er gestürzt worden war, plötzlich eine weit ansehnlichere und weit ernster getreue Armee zu seiner Verfügung fand, als da er in Macht und Glanz die Gracchen stürzte und geschirmt durch Sullas Säbel den Staat restaurirte. Die Aristokratie empfand es: sie fing wieder an sich zu regen. Eben jetzt hatte Marcus Cicero, nachdem er sich verpflichtet hatte den Gehorsamen im Senat sich anzuschliefsen und nicht blofs keine Opposition zu machen, sondern für die Machthaber nach Kräften zu wirken, von denselben die Erlaubnifs zur Rückkehr erhalten obwohl Pompeius der Oligarchie hiemit nur beiläufig eine Concession machte und vor allem dem Clodius einen Possen zu spielen, demnächst ein durch hinreichende Schläge geschmeidigtes Werkzeug in dem redefertigen Consular zu erwerben bedacht war so nahm man doch die Gelegenheit wahr, wie Ciceros Verbannung eine Demonstration gegen den Senat gewesen war, seine Rückkehr zu republikanischen Demonstrationen zu benutzen. In möglichst

feierlicher Weise, übrigens durch die Bande des Titus Annius Milo geschützt gegen die Clodianer, brachten beide Consuln nach vorgängigem Senatsbeschluss einen Antrag an die Bürgerschaft dem Consular Cicero die Rückkehr zu gestatten und der Senat rief sämmtliche verfassungstreue Bürger auf bei der Abstimmung nicht zu fehlen. Wirklich versammelte sich am Tage der Abstimmung (4. Aug. 697) in Rom namentlich aus den Landstädten eine ungewöhnliche Anzahl angesehener Männer. Die Reise des Consulars von Brundisium nach der Hauptstadt gab Gelegenheit zu einer Reihe ähnlicher nicht minder glänzender Manifestationen der öffentlichen Meinung. Das neue Bündnis zwischen dem Senat und der verfassungstreuen Bürgerschaft ward bei dieser Gelegenheit gleichsam öffentlich bekannt gemacht und eine Art Revue über die letztere gehalten, deren überraschend günstiges Ergebnis nicht wenig dazu beitrug den gesunkenen Muth der Aristokratie wieder aufzurichten. Die seltene Ungeschicklichkeit, die Pompeius in der Leitung der der Coalition ergebenen Fraction des Senats entwickelte, und die Rathlosigkeit der sich selbst überlassenen Clientel steigerten noch ferner den Einfluss, den die Anhänger der gestürzten Regierung im Senat wieder anfingen zu gewinnen. Endlich ward die unwürdige Stellung, die Pompeius gegen Clodius einnahm, dem Ansehen der Coalition ebenso schädlich wie der Nobilität förderlich. Für einen muthigen und geschickten Spieler stand damals — 697 — das Spiel des Adels noch keineswegs verzweifelt. Das Verhältnis der beiden Machthaber, deren Coalition den Staat beherrschte, hatte sich verschoben und gelockert, seit Caesar übermächtig neben Pompeius sich gestellt und diesen genöthigt hatte um eine neue Machtstellung zu werben; es war wahrscheinlich, dass, wenn er dieselbe erlangte, es damit auf die eine oder die andere Weise zum Bruch und zum Kampfe kam. Wenn in diesem Pompeius allein blieb, so war seine Niederlage freilich kaum zweifelhaft und die Verfassungspartei fand in diesem Fall nach beendigtem Kampfe sich nur statt unter der Zwei- unter der Einherrschaft. Allein wenn die Nobilität gegen Caesar dasselbe Mittel wandte, durch das dieser seine bisherigen Siege erfochten hatte, und eine Coalition mit dem schwächeren Nebenbuhler einging, so war es wahrscheinlich, dass mit einem Feldherrn wie Pompeius, mit einem Heere wie das der Verfassungstreuen war, der Sieg der Coalition blieb; nach dem Siege aber mit Pompeius fertig zu werden konnte, nach den Beweisen von politischer Unfähigkeit, die derselbe zeither gegeben, nicht als eine besonders schwierige Aufgabe erscheinen. —

Es war dies die eine der Aristokratie sich darbietende Möglichkeit des endlichen Sieges. Aber es gab noch einen anderen und ehrenvolleren Weg. Warum nicht die Machthaber mit offenem Visir angreifen? warum cassirte nicht ein entschlossener und mannhafter Mann an der Spitze des Senats die ausserordentlichen Gewalten als verfassungswidrig und rief die sämmtlichen Republikaner Italiens gegen die Tyrannen und deren Anhang unter die Waffen? Möglicher Weise konnte es auch auf diesem Wege gelingen die Senatsherrschaft noch einmal zu restauriren. Allerdings spielte man hohes Spiel: aber vielleicht war auch hier, wie oft, der muthigste Entschluss zugleich der klügste.

Im Herbst 697 that Pompeius die ersten Schritte um mit Hülfe des Senats seine politische Stellung zu verbessern. Er knüpfte wieder an an das, wodurch er elf Jahre zuvor seine Macht begründet hatte: an die Brotpreise in der Hauptstadt, die eben damals wie vor dem gabinischen Gesetz eine drückende Höhe erreicht hatten. Ob sie durch besondere Machinationen hinaufgetrieben worden waren, wie deren Clodius bald dem Pompeius, bald dem Cicero und diese wieder jenem Schuld gaben, lässt sich nicht entscheiden; die fortwährende Piraterie, die Leere des öffentlichen Schatzes und die lässige und unordentliche Ueberwachung der Kornzufuhr durch die Regierung reichten übrigens auch ohne politischen Kornwucher an sich schon vollkommen aus, um in einer fast lediglich auf überseeische Zufuhr angewiesenen Grofsstadt Brotheurungen herbeizuführen. Pompeius Plan war sich vom Senat die Oberaufsicht über das Getreidewesen im ganzen Umfang des römischen Reiches und zu diesem Endzwecke theils das unbeschränkte Verfügungsrecht über die römische Staatskasse, theils Heer und Flotte übertragen zu lassen so wie ein Commando, welches nicht blofs über das ganze römische Reich sich erstreckte, sondern dem auch in jeder Provinz das des Statthalters wich — kurz er beabsichtigte eine verbesserte Auflage des gabinischen Gesetzes zu veranstalten, woran sich sodann die Führung des eben damals schwebenden aegyptischen Krieges (S. 146) ebenso von selbst angeschlossen haben würde wie die des mithradatischen an die Razzia gegen die Piraten. Wie sehr auch die Opposition gegen die neuen Dynasten in den letzten Jahren Boden gewonnen hatte, es stand dennoch, als diese Angelegenheit im Sept. 697 im Senat zur Verhandlung kam, die Majorität des Senats noch unter dem Bann des von Caesar erregten Schreckens. Gehorsam nahm sie im Princip ihn an und zwar auf Antrag des Marcus Cicero, der hier den ersten Bewei-

der in der Verbannung gelernten Fügsamkeit geben sollte und gab. Allein bei der Feststellung der Modalitäten wurden doch von dem ursprünglichen Plane, den der Volkstribun Gaius Messius vorlegte, sehr wesentliche Stücke abgelungen. Pompeius erhielt weder freie Disposition über das Aerar noch eigene Legionen und Schiffe noch auch eine der der Statthalter übergeordnete Gewalt, sondern man begnügte sich ihm zum Behuf der Ordnung des hauptstädtischen Verpflegungswesens ansehnliche Summen, funfzehn Adjutanten und eine der statthalterischen gleichkommende Gewalt im ganzen römischen Gebiet auf die nächsten fünf Jahre zu decretiren und dies Decret von der Bürgerschaft ratificiren zu lassen. Dafs diese Abänderungen von der eigentlichen Opposition gebilligt wurden, versteht sich, aber sie gingen nicht von ihr aus. Wenn Pompeius in den Hindernissen, auf die er stiefs, die Hand eines Erbfeindes und widerwilligen Bundesgenossen Crassus zu erkennen meinte, wird er sich nicht getäuscht haben; allein Crassus war nicht mächtig genug um Pompeius die Majorität zu entwenden. Die Hauptursache der Niederlage, die Pompeius hier im Senat erlitt, war ohne Zweifel die Rücksicht auf Caesar, dem in allen selbst seinen Collegen nicht blofs neben- sondern überzuordnen eben die Furchtsamsten am meisten Bedenken tragen mufsten. Dazu kam die eigene Unfähigkeit des Pompeius, der selbst da, wo er hatte handeln müssen, es nicht über sich gewinnen konnte zum Handeln sich zu bekennen, sondern wie immer seine wahre Absicht gleichsam im Incognito durch seine Freunde vorführen liefs, selber aber in bekannter Bescheidenheit erklärte auch mit Geringerem sich begnügen zu wollen. Es versteht sich, dafs man ihn beim Worte nahm und ihm das Geringere gab. Pompeius war froh wenigstens eine reelle Thätigkeit und vor allen Dingen einen schicklichen Vorwand gefunden zu haben um die Hauptstadt zu verlassen; es gelang ihm auch dieselbe, freilich nicht ohne dafs die Provinzen den Rückschlag schwer empfanden, mit reichlicher und billiger Zufuhr zu versehen. Aber seinen eigentlichen Zweck hatte er verfehlt. Der Proconsulartitel, den er berechtigt war in allen Provinzen zu führen, blieb ein leerer Name, so lange er nicht über eigene Truppen verfügte. Darum griff er die Sache abermals von einer andern Seite an und liefs den Antrag stellen, dafs der Senat ihm den Auftrag ertheilen möge den vertriebenen König von Aegypten in seine Heimath, wenn nöthig mit Waffengewalt, zurückzuführen. Diesmal verfuhr die Opposition bereits weniger rücksichtsvoll. Zunächst ward in den sibyllinischen Orakeln entdeckt, dafs es gottlos sei ein römi-

sches Heer nach Aegypten zu senden; worauf der fromme Senat fast einstimmig beschlofs von der bewaffneten Intervention abzustehen. Pompeius war bereits so gedemüthigt, dafs er auch ohne Heer die Sendung angenommen haben würde; allein in seiner unverbesserlichen Unterhaltigkeit liefs er auch dies nur durch seine Freunde erklären und sprach und stimmte für die Absendung eines anderen Senators. Natürlich wies der Senat jenen Vorschlag zurück, der ein dem Vaterlande so kostbares Leben freventlich preisgab, und das schlechterdings Ergebnifs der endlosen Verhandlung war der Beschluls überhaupt in Aegypten nicht zu intervenieren (Jan. 698). Diese wiederholten Zurückweisungen, die Pompeius im Senat erhielt und, was schlimmer war, hingehen lassen mufste ohne sie wett zu machen, galten natürlich mochten sie kommen von welcher Seite sie wollten, dem grofsen Publicum als ebenso viele Siege der Opposition und Niederlagen der Machthaber überhaupt; die Fluth der Opposition war demgemäfs im stetigen Steigen. Schon die Wahlen für 698 waren nur zum Theil im Sinne der Dynasten ausgefallen: Caesars Candidaten für die Praetur Publius Vatinius und Gaius Alfius waren durchgefallen, dagegen zwei entschiedene Anhänger der gestürzten Regierung Gnaeus Lentulus Marcellinus und Gnaeus Domitius Calvinus jener zum Consul, dieser zum Prätor gewählt worden. Für 699 aber war gar als Bewerber um das Consulat Lucius Domitius Ahenobarbus aufgetreten, dessen Wahl bei seinem Einfluls in der Hauptstadt und seinem kolossalen Vermögen schwer zu verhindern und von dem es hinreichend bekannt war, dafs er sich nicht an verdeckter Opposition werde genügen lassen. Die Comitien also erhellten; bald stimmte der Senat ein. Es ward feierlich in ihm deliberirt über ein Gutachten, das etruskische Wahrsager von anerkannter Weisheit über gewisse Zeichen und Wunder auf Verlangen des Senats abgegeben hatten. Die himmlische Offenbarung verkündigte, dafs durch den Zwist der höheren Stände die ganze Gewalt über Heer und Schatz auf einen Gebieter übergehen und der Staat in Unfreiheit zu gerathen in Gefahr sei; es schien, dafs die Götter zunächst auf den Antrag des Gaius Messius zielten. Bald erklärte man sich deutlicher. Das Gesetz über das Gebiet von Capua und die übrigen von Caesar als Consul erlassenen Gesetze waren von der Opposition stets als nichtig bezeichnet und schon im Dec. 697 war im Senat geäufsert worden, dafs es erforderlich sei sie wegen ihrer Formfehler zu cassiren. Am 5. April 698 stellte der Consular Cicero in vollem Senat den Antrag die Berathung über die campanische Acker-

vertheilung auf den 15. Mai anzusetzen. Es war die förmliche kriegserklärung; und sie war um so bezeichnender, als sie aus dem Munde eines jener Männer kam, die nur dann die Farbe wechseln, wenn sie meinen es mit Sicherheit thun zu können. offenbar hielt die Aristokratie den Augenblick gekommen um den Kampf nicht mit Pompeius gegen Caesar, sondern gegen sämmtliche Dynasten zugleich zu beginnen. Was weiter folgen werde, war leicht zu sehen. Domitius hatte es kein Hehl, dafs er als Consul bei der Bürgerschaft auf Caesars sofortige Abberufung aus Gallien anzutragen beabsichtige. Eine aristokratische Restauration war im Werke; mit dem Antrag über die Colonie Capua warf die Nobilität den Machthabern den Handschuh hin.

Caesar, obwohl er über die hauptstädtischen Ereignisse von Tag zu Tag detaillirte Berichte empfing und, wenn die militärischen Rücksichten es irgend erlaubten, sie von seiner Südprovinz aus in möglichster Nähe verfolgte, hatte doch bisher sichtbar wenigstens nicht in dieselben eingegriffen. Aber jetzt hatte man ihm so gut wie seinen Collegen, ja ihm vermuthlich den Krieg erklärt; er mufste handeln und handelte rasch. Eben befand er sich in der Nähe; die Aristokratie hatte nicht einmal für gut befunden mit dem Bruche zu warten, bis er wieder über die Alpen zurückgegangen sein würde. Anfang April 698 verliefs Crassus die Hauptstadt um mit seinem mächtigeren Collegen das Erforderliche zu verabreden; er fand Caesar in Ravenna. Von da aus begaben beide sich nach Luca und hier traf auch Pompeius mit ihnen zusammen, der bald nach Crassus (11. April), angeblich um die Getreidesendungen aus Sardinien und Africa zu betreiben, sich von Rom entfernt hatte. Die namhaftesten Anhänger der Machthaber, wie der Proconsul des diesseitigen Spaniens Metellus Nepos, der Propraetor von Sardinien Appius Claudius und viele Andere folgten ihnen nach; hundertundzwanzig Lictoren, über zweihundert Senatoren zählte man auf dieser Conferenz, die bereits im Gegensatz zu dem republikanischen den neuen monarchischen Senat repräsentirte. In jeder Hinsicht stand das entscheidende Wort bei Caesar. Er benutzte es um die bestehende Gesammtherrschaft auf einer neuen Basis gleichmäfsigerer Machtvertheilung wiederherzustellen und fester zu gründen. Die militärisch bedeutendsten Statthalterschaften, die es neben der der beiden Gallien gab, wurden den zwei Collegen zugestanden: Pompeius die beider Spanien, Crassus die von Syrien, welche beiden ihnen durch Volksschlufs auf fünf Jahre (700—704) gesichert und militärisch wie finanziell angemessen ausgestattet

werden sollten. Dagegen bedang Caesar sich die Verlängerung seines Commandos, das mit dem J. 700 zu Ende lief, bis zum Schluss des J. 705 aus, so wie die Befugnis seine Legionen auf zehn zu vermehren und die eigenmächtig ausgehobenen Truppen aus der Staatskasse besolden zu lassen. Pompeius und Crassus ward ferner für das nächste Jahr (699), bevor sie in ihre Statthalterschaften abgingen, das zweite Consulat zugesagt, während Caesar es sich ausmachte gleich nach Beendigung seiner Statthalterschaft im J. 706, wo für ihn das gesetzlich zwischen zwei Consulaten erforderliche zehnjährige Intervall verstrichen war, zum zweiten Mal das höchste Amt zu erhalten. Den militärischen Rückhalt, dessen Pompeius und Crassus zur Regulirung der hauptstädtischen Verhältnisse um so mehr bedurften, als die ursprünglich für zu bestimmten Legionen Caesars für jetzt aus dem transalpinischen Gallien nicht weggezogen werden konnten, fanden sie in den Legionen, die sie für die spanischen und syrischen Armeen neu aushoben und erst, wenn es ihnen selber angemessen schiene, von Italien aus an ihre verschiedenen Bestimmungsplätze abgehen lassen sollten. Die Hauptfragen waren damit erledigt; die untergeordneten Dinge, wie die Festsetzung der gegen die hauptstädtische Opposition zu befolgenden Taktik, die Regelung der Candidaturen für die nächsten Jahre und dergleichen mehr hielten nicht lange auf. Die persönlichen Zwistigkeiten, die dem Verträgnis im Wege standen, schlichtete der grosse Meister der Vermittlung mit gewohnter Leichtigkeit und zwang die widerstrebendsten Elemente sich mit einander zu befassen. Zwischen Pompeius und Crassus ward äusserlich wenigstens ein collegialisches Einvernehmen wieder hergestellt. Sogar Publius Clodius ward bestimmt sich und seine Meute ruhig zu halten und Pompeius nicht ferner zu belästigen — keine der geringsten Wunderthaten des mächtigen Zauberers. — Dass diese ganze Schlichtung der schwebenden Fragen nicht aus einem Compromiss selbstständiger und ebenbürtig rivalisirender Mächte, sondern lediglich aus dem guten Willen Caesars hervorging, zeigen die Verhältnisse. Pompeius befand sich in Luca in der peinlichen Lage eines machtlosen Flüchtlings, der kommt bei seinem Gegner Hülfe zu erbitten. Mochte Caesar ihn zurückweisen und die Coalition als gelöst erklären oder auch ihn aufnehmen und den Bund fortbestehen lassen wie er eben war — Pompeius war so wie so politisch vernichtet. Wenn er alsdann mit Caesar nicht brach, so war er der machtlose Schutzbefohlene seines Verbündeten. Wenn er dagegen mit Caesar brach und wenn er

dem gelang, was nicht gerade wahrscheinlich war, noch jetzt eine Coalition mit der Aristokratie zu Stande zu bringen, so war doch auch dieses nothgedrungen und im letzten Augenblick abgeschlossene Bündnifs der Gegner nicht eben furchtbar; schwerlich hat Caesar, um dies abzuwenden, sich zu jenen Concessionen verstanden. Eine ernstliche Rivalität des Crassus Caesar gegenüber war vollends unmöglich. Es ist schwer zu sagen, welche Motive Caesar bestimmten seine überlegene Stellung ohne Noth aufzugeben und, was er seinem Nebenbuhler selbst bei Abschlufs des Bundes 694 versagt und was dieser seitdem, in der offenbaren Absicht gegen Caesar gerüstet zu sein, auf verschiedenen Wegen ohne, ja gegen Caesars Willen vergeblich angestrebt hatte, das zweite Consulat und die militärische Macht, jetzt freiwillig ihm einzuräumen. Allerdings ward Pompeius neue Macht einigermafsen aufgewogen durch die seines alten Feindes und Caesars langjährigen Verbündeten Crassus, und unzweifelhaft erhielt Crassus seine ansehnliche militärische Stellung nur als Gegengewicht gegen Pompeius neue Macht. Allein nichts desto weniger verlor Caesar thatsächlich, indem sein Rival für seine bisherige Machtlosigkeit eine reelle, wenn auch durch einen Dritten aufgewogene Machtstellung eintauschte. Es ist möglich, dafs Caesar sich seiner Soldaten noch nicht hinreichend Herr fühlte um sie in den Krieg gegen die formellen Autoritäten des Landes mit Zuversicht zu führen; allein ob es zum Bürgerkriege kam oder nicht, stand augenblicklich weit mehr bei der hauptstädtischen Aristokratie als bei Pompeius, und es wäre dies höchstens ein Grund für Caesar gewesen nicht offen mit Pompeius zu brechen, um nicht durch diesen Bruch die Opposition zu ermuthigen, nicht aber ihm das zuzugestehen, was er ihm zugestand. Rein persönliche Motive mochten mitwirken: es kann sein, dafs Caesar sich erinnerte einstmals in gleicher Machtlosigkeit Pompeius gegenüber gestanden zu haben und nur durch dessen freilich mehr schwach- als grofsmüthiges Zurücktreten vom Untergang gerettet worden zu sein; es ist wahrscheinlich, dafs Caesar sich scheute das Herz seiner geliebten und ihm Gemahl aufrichtig liebenden Tochter zu zerreifsen — in einer Seele war für vieles Raum noch neben dem Staatsmann. Allein die entscheidende Ursache war unzweifelhaft die Rücksicht auf Gallien. Caesar betrachtete — anders als seine Biographen — die Unterwerfung Galliens nicht als eine zur Gewinnung der Krone ihm nützliche beiläufige Unternehmung, sondern es hing an ihr die äufsere Sicherheit und die innere Reorganisation, mit

einem Worte die Zukunft des Vaterlandes daran. Um diese Eroberung ungestört vollenden zu können und nicht gleich jetzt die Entwirrung der italischen Verhältnisse in die Hand nehmen zu müssen, gab er unbedenklich seinen politischen Vortheil daran und gewährte Pompeius hinreichende Macht, um mit dem Senat und dessen Anhang fertig zu werden. Es war das ein arger politischer Fehler, wenn Caesar nichts wollte als möglichst rasch König von Rom werden; allein der Ehrgeiz des seltenen Mannes beschränkte sich nicht auf das niedrige Ziel einer Krone. Er traute es sich zu die beiden gleich ungeheuren Arbeiten: der Ordnung der inneren Verhältnisse Italiens und der Gewinnung und Sicherung eines neuen und frischen Bodens für die italische Civilisation, neben einander zu betreiben und zu vollenden. Natürlich kreuzten sich diese Aufgaben; seine gallischen Eroberungen haben ihn auf seinem Wege zum Thron viel mehr noch gehemmt als gefördert. Es trug ihm bittere Früchte, dafs er die italische Revolution, statt sie im J. 698 zu erledigen, auf das J. 706 hinausschob. Allein als Staatsmann wie als Feldherr war Caesar ein überwiegender Spieler, der, sich selber vertrauend wie seine Gegner verachtend, ihnen immer viel und mitunter alles Mafs hinaus vorgab.

Es war nun also an der Aristokratie ihren hohen Einsatz gut zu machen und den Krieg so kühn zu führen, wie sie kühn ihn erklärt hatte. Allein es giebt kein kläglicheres Schauspiel, als wenn feige Menschen das Unglück haben einen muthigen Entschlufs zu fassen. Man hatte sich eben auf gar nichts vorgesehen. Keinem schien es beigefallen zu sein, dafs Caesar möglicher Weise sich zur Wehre setzen, dafs nun gar Pompeius und Crassus sich mit ihm aufs Neue und enger als je vereinigen würden. Das scheint unglaublich; man begreift es, wenn man die Persönlichkeiten ins Auge fafst, die damals die verfassungstreue Opposition im Senate führten. Cato war noch abwesend *; der einflufsreichste Mann im Senat war in dieser Zeit Marcus Bibulus, der Held des passiven Widerstandes, der eigensinnigste und stumpfsinnigste aller Consulare. Man hatte die Waffen blofs ergriffen um

* Cato war noch nicht in Rom, als Cicero am 11. März 698 für Sestius sprach (*pro Sest.* 28, 60) und als im Senat in Folge der Beschlüsse von Lucca über Caesars Legionen verhandelt ward (Plut. *Caes.* 21); erst bei den Verhandlungen im Anfang 699 finden wir ihn wieder thätig, und da er im Winter reiste (Plut. *Cato min.* 38), kehrte er also Ende 698 nach Rom zurück. Er kann daher auch nicht, wie man mifsverständlich aus Asconius p. 35, 5 f.) gefolgert hat, im Febr. 698 Milo vertheidigt haben.

se zu strecken, so wie der Gegner nur an die Scheide schlug: die blofse Kunde von den Conferenzen in Luca genügte, um jeden Gedanken einer ernstlichen Opposition niederzuschlagen und die Masse der Aengstlichen, das heifst die ungeheure Majorität des Senats, wieder zu ihrer in unglücklicher Stunde verlassenen Unterthanenpflicht zurückzubringen. Von der anberaumten Verhandlung zur Prüfung der Gültigkeit der julischen Gesetze war nicht weiter die Rede; die von Caesar auf eigene Hand errichteten Legionen wurden durch Beschlufs des Senats auf die Staatskasse übernommen; die Versuche bei der Regulirung der nächsten Consularprovinzen Caesar beide Gallien oder doch das eine derselben hinwegzudisputiren wurden von der Majorität abgewiesen (Ende Mai 698). So that man öffentlich Bufse. Im Geheimen kamen die Herren desgleichen, einer nach dem andern, tödtlich erschrocken über ihre eigene Verwegenheit, um ihren Frieden zu machen und unbedingten Gehorsam zu geloben — keiner schneller als Marcus Cicero, der seine Wortbrüchigkeit zu spät bereute und hinsichtlich seiner jüngsten Vergangenheit sich mit Ehrenstein belegte, die durchaus mehr treffend als schmeichelhaft waren*. Natürlich liefsen die Machthaber sich beschwichtigen: man versagte keinem den Pardon, da keiner die Mühe lohnte mit ihm eine Ausnahme zu machen. Um zu erkennen, wie plötzlich nach dem Bekanntwerden der Beschlüsse von Luca der Ton in den aristokratischen Kreisen umschlug, ist es der Mühe werth die kurz zuvor von Cicero ausgegangenen Broschüren mit der Palinodie zu vergleichen, die er ausgehen liefs, um seine Reue und seine guten Vorsätze öffentlich zu constatiren**.

Wie es ihnen gefiel und gründlicher als zuvor konnten also die Machthaber die italischen Verhältnisse ordnen. Italien und die Hauptstadt erhielten thatsächlich eine wenn auch nicht unter den Waffen versammelte Besatzung und einen der Machthaber zum Commandanten. Von den für Syrien und Spanien durch Crassus und Pompeius ausgehobenen Truppen gingen zwar die ersteren

* *Me asinum germanum fuisse.*

** Diese Palinodie ist die noch vorhandene Rede über die den Consuln pro J. 699 anzuweisenden Provinzen. Sie ist Ausgang Mai 698 gehalten; Gegenstücke dazu sind die Reden für Sestius und gegen Vatinius und über das Gutachten der etruskischen Wahrsager aus den Monaten März und April, in denen das aristokratische Regime nach Kräften verherrlicht und namentlich Caesar in sehr cavalierem Ton behandelt wird. Man kann nur billigen, dafs Cicero, wie er selbst gesteht, selbst vertrauten Freunden jene Palinodie zu übersenden sich schämte.

nach dem Osten ab; allein Pompeius liefs in den beiden spanischen Provinzen die bisher dort stehende Besatzung unter seinen Unterbefehlshabern, während er die Offiziere und Soldaten der neu ausgehobenen Legionen auf Urlaub entliefs und selbst mit ihnen in Italien blieb. — Man gehorchte also, weil man gehorchen mufste; der stille Widerstand der öffentlichen Meinung freilich steigerte sich, je deutlicher und allgemeiner es begriffen ward, dafs die Machthaber bemüht waren mit der alten Verfassung ein Ende zu machen und in möglichst schonender Weise die bestehenden Verhältnisse der Regierung und Verwaltung in die Formen der Monarchie zu fügen. Vor allen Dingen wurden alle wichtigeren Angelegenheiten ohne Zuziehung des Senats und namentlich das Militärwesen und die äufseren Verhältnisse, ohne ihn zu fragen, bald durch Volksbeschlufs, bald durch das blofse Gutdünken der Herrscher erledigt. Die in Luca vereinbarten Bestimmungen hinsichtlich der Militärcommandos von Gallien, Spanien und Syrien wurden durch den Volkstribun Gaius Trebonius unmittelbar an die Bürgerschaft gebracht, überhaupt über die Besetzung der wichtigeren Statthalterschaften häufig durch Volksschluls entschieden. Dafs für die Machthaber es der Einwilligung der Behörden nicht bedurfte, um ihre Truppen beliebig zu vermehren, hatte Caesar bereits hinreichend dargethan; ebensowenig trugen sie Bedenken ihre Truppen sich unter einander zu borgen, wie zum Beispiel Caesar von Pompeius für den gallischen, Crassus von Caesar für den parthischen Krieg solche collegialische Unterstützung empfing. Wenn sonst die Einrichtung neu erworbener Gebiete durch eine Senatscommission beschafft worden war, so organisirte Caesar seine ausgedehnten gallischen Eroberungen durchaus nach eigenem Ermessen. Das den höchstcommandirenden Feldherrn instructionsmäfsig zustehende Recht an einzelne Unterthanen das römische Bürgerrecht zu verleihen ward von Caesar benutzt um bei den massenweisen Aushebungen, die er im cisalpinischen Gallien anordnete, sämmtlichen latinischen Rekruten das Bürgerrecht zu verleihen*, ja sogar um

* Ueberliefert ist dies nicht. Allein da von latinischen Cohorten in Caesars gallischer Armee keine Spur sich findet, vielmehr nach seiner ausdrücklichen Angabe alle im cisalpinischen Gallien ausgehobenen Rekruten in Legionen, d. h. in Bürgermilitär formirt wurden, so ist man zu dieser Annahme gezwungen: denn dafs Caesar aus den latinischen Gemeinden, das heifst aus dem bei weitem gröfseren Theil seiner Provinz überhaupt keine Soldaten ausgehoben hat, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich und lafst sich auch daraus, dafs die nach Ausbruch des Bürgerkrieges von Caesar

ländliche Bürgercolonien, namentlich Novum-Comum (Como) mit fünftausend Colonisten, zu gründen, ohne irgend Jemand deswegen zu fragen. Piso führte den thrakischen, Gabinius den ägyptischen, Crassus den parthischen Krieg, ohne den Senat zu fragen, ja ohne auch nur, wie es herkömmlich war, an den Senat zu berichten; in ähnlicher Weise wurden Triumphe und andere Ehrenbezeugungen bewilligt und vollzogen, ohne dafs der Senat darum begrüfst ward. Offenbar liegt hierin nicht eine blofse Vernachlässigung der Formen, die um so weniger erklärlich wäre, als in den bei weitem meisten Fällen eine Opposition des Senats durchaus nicht zu erwarten war; es war die wohl berechnete Absicht, den Senat von dem militärischen und dem Gebiet der höheren Politik zu verdrängen und seine Theilnahme an der Verwaltung auf die finanziellen Fragen und die inneren Angelegenheiten zu beschränken. Auch die Gegner erkannten dies wohl und arbeiteten, freilich ohne Erfolg, darauf hin durch Senatsbeschlüsse und Hochverrathsurtheile wenigstens energische Demonstrationen gegen das Verfahren der Machthaber zu bewirken. Den Senat schob man also in der Hauptsache bei Seite; der minder gefährlichen Volksversammlungen bedienten die Machthaber auch ferner sich noch — es war dafür gesorgt, dass die Herren von der Strafse wenigstens den Machthabern keine Schwierigkeit mehr in den Weg legten —; indefs in vielen Fällen entledigte man sich auch dieses letzten Scheines und gebrauchte unverhohlen autokratische Formen.

Der gedemüthigte Senat mufste wohl oder übel in seine Lage sich finden. Der Führer der gehorsamen Majorität hiefs Marcus Cicero. Er war brauchbar wegen seines Advocatentalents für alles Gemeine oder doch Worte zu finden; und es lag eine echt caesarische Ironie darin den Mann, dessen die Aristokratie sich vorzugsweise zu Demonstrationen gegen die Machthaber bedient hatte, als Mundstück des Servilismus zu verwenden. Darum ertheilte man ihm Verzeihung für sein kurzes Gelüsten wider den Stachel zu locken, jedoch nicht ohne sich vorher seiner Unterwürfigkeit in jeder Weise versichert zu haben. Gewissermafsen um als Geifsel für ihn zu haften hatte sein Bruder einen Offi-

ausgehobene Mannschaft tadelnd bezeichnet wird als ‚gröfstentheils aus den transpadanischen Colonien gebürtig' (Caesar b. c. 3, 87), ganz und gar nicht folgern. Es gehört vielleicht auch hierher, dafs die Demokratie schon früher die Transpadaner als Bürger hatte behandeln wollen (S. 152); auf jeden Fall ist die Verleihung des Bürgerrechts an ganze Truppenkörper früher und später sehr häufig vorgekommen.

zierspossen im gallischen Heere übernehmen müssen; ihm selbst hatte Pompeius genöthigt eine Unterbefehlshaberstelle unter ihm anzunehmen, welche eine Handhabe hergab um ihn jeden Augenblick mit Manier zu verhaften. Clodius war zwar angewiesen worden ihn bis weiter in Ruhe zu lassen, aber Caesar liefs ebenso wenig um Ciceros willen den Clodius fallen wie den Cicero um des Clodius willen, und der grofse Vaterlandsretter wie der nicht minder grofse Freiheitsmann machten im Hauptquartier von Samarobriva sich eine Antichambre-concurrenz, die gehörig zu illustriren es leider an einem römischen Aristophanes gebrach. Aber nicht blofs ward dieselbe Ruthe über Ciceros Haupte schwebend erhalten, die ihn bereits einmal so schmerzlich getroffen hatte; auch goldene Fesseln wurden ihm angelegt. Bei seinen stark beculirten Finanzen waren ihm die zinsfreien Darlehen Caesars und die Mitaufsichtschaft über die ungeheure Summen in Umlauf setzenden Bauten desselben in hohem Grade willkommen und manche unsterbliche Senatsrede erstickte an dem Gedanken an den Geschäftsträger Caesars, der nach dem Schlufs der Sitzung ihm den Wechsel präsentiren möchte. Also gelobte er sich ‚künftig nicht mehr nach Recht und Ehre zu fragen, sondern um die Gunst der Machthaber sich zu bemühen' und ‚geschmeidig zu sein wie ein Ohrläppchen.' Man brauchte ihn denn wozu er gut war: als Advocaten, wo es vielfach sein Loos war ihren ärgsten Feinde auf höheren Befehl vertheidigen zu müssen, und vor allem im Senat, wo er fast regelmäfsig den Dynasten als Organ diente und die Anträge stellte, ‚denen Andere wohl zustimmten, aber er selbst nicht'; ja als anerkannter Führer der Majorität der Gehorsamen erlangte er sogar eine gewisse politische Bedeutung. In ähnlicher Weise wie mit Cicero verfuhr man mit den übrigen der Furcht, der Schmeichelei oder dem Golde zugänglichen Mitgliedern des regierenden Collegiums und es gelang dasselbe im Ganzen botmäfsig zu erhalten. Allerdings blieb eine Fraction von Opponenten, die wenigstens Farbe hielten und weder zu schrecken noch zu gewinnen waren. Die Machthaber hatten sich überzeugt, dafs Ausnahmemafsregeln, wie die gegen Cato und Cicero, ihrer Sache mehr schadeten, als nützten und dafs es ein minderes Uebel sei die unbequeme republikanische Opposition zu ertragen als aus den Opponenten Martyrer der Republik zu machen. Darum liefs man es geschehen, dafs Cato zurückkam (Ende 698) und von da an wieder im Senat und auf dem Markte, oft unter Lebensgefahr, den Machthabern eine Opposition machte, die wohl ehrenwerth, aber leider doch auch

zugleich lächerlich war. Man liefs es geschehen, dafs er bei Gelegenheit der Anträge des Trebonius den Widerstand auf dem Marktplatz wieder einmal bis zum Handgemenge trieb und dafs er im Senat den Antrag stellte den Proconsul Caesar wegen eines treulosen Benehmens gegen die Usipeten und Tenkterer diesen Barbaren auszuliefern. Man nahm es hin, dafs Marcus Favonius, Catos Sancho, nachdem der Senat den Beschluss gefafst hatte die Legionen Caesars auf die Staatskasse zu übernehmen, zur Thür der Curie sprang und die Gefahr des Vaterlandes auf die Gasse hinausrief; dafs derselbe in seiner scurrilen Art die weifse Binde, die Pompeius um sein krankes Bein trug, ein deplacirtes Diadem hiefs; dafs der Consular Lentulus Marcellinus, da die Bürger ihm Beifall klatschten, es wohlgethan nannte jetzt zu klatschen, da es noch dem Bürger gestattet sei seine Meinung zu äufsern; dafs der Volkstribun Gaius Ateius Capito den Crassus bei seinem Abzug nach Syrien in allen Formen damaliger Theologie öffentlich den bösen Geistern überantwortete. Im Ganzen waren dies eitle Demonstrationen einer verbissenen Minorität; doch war dieselbe nicht völlig ohne Bedeutung, indem sie theils der im Stillen gährenden republikanischen Opposition Nahrung und Parole gab, theils auch wohl die Senatsmajorität, die doch im Grunde ganz dieselben Gesinnungen gegen die Machthaber hegte, zu einzelnen oppositionellen Beschlüssen fortriss. Auch die Majorität fühlte das Bedürfnifs wenigstens zuweilen und an untergeordneten Dingen ihrem verhaltenen Groll Luft zu machen und namentlich, nach der Weise der widerwillig Servilen, ihren Groll gegen die grofsen Feinde in der Wuth gegen die kleinen auszulassen. Wo es nur anging, ward den Werkzeugen der Machthaber ein leiser Fufstritt versetzt: so wurde Gabinius das erbetene Dankfest verweigert (698), so Piso aus der Provinz abberufen, so vom Senat Trauer angelegt, als der Volkstribun Gaius Cato die Wahlen für 699 so lange hinderte, als der oppositionelle Consul Marcellinus noch im Amte war. Sogar Cicero, wie demüthig er immer vor den Machthabern sich neigte, liefs doch auch eine ebenso giftige wie geschmacklose Broschüre gegen Caesars Schwiegervater Piso ausgehen. Aber all diese kleinen oppositionellen Velleitäten der Senatsmajorität und nicht minder der resultatlose Widerstand der Minorität zeigen nur um so deutlicher, dafs das Regiment wie einst von der Bürgerschaft auf den Senat, so jetzt von diesem auf die Machthaber übergegangen und der Senat schon nicht viel mehr war als ein monarchischer Staatsrath. ‚Kein Mensch', klagten die Anhänger der ge-

stürzten Regierung, ‚gilt das Mindeste aufser den Dreien: die Herrscher sind allmächtig und sie sorgen dafür, dafs keiner darüber im Unklaren bleibe; der ganze Staat ist wie umgewandelt und gehorcht den Gebietern; unsere Generation wird einen Umschwung der Dinge nicht erleben.' Man lebte eben nicht mehr in der Republik, sondern in der Monarchie.

Aber wenn über das eigentliche Regierungswesen die Machthaber unumschränkt verfügten, so blieb noch ein von dem eigentlichen Regiment gewissermafsen abgesondertes politisches Gebiet, das leichter zu vertheidigen und schwerer zu erobern war: das der Wahlen der ordentlichen Beamten und das der Geschworenengerichte. Dafs die letzteren in den Gang der Regierung unmittelbar nicht eingreifen, aber überall und vor allem in Rom von dem das Staatswesen beherrschenden Geiste mit beherrscht werden, ist von selber klar. Die Wahlen der Beamten gehörten allerdings von Rechtswegen zu dem eigentlichen Regiment des Staates mit; allein da in dieser Zeit der Staat wesentlich durch aufserordentliche Beamte oder auch ganz titellose Männer verwaltet ward und selbst die höchsten ordentlichen Beamten, wenn sie der oppositionellen Richtung anhingen, doch auf die Staatsmaschine in irgend fühlbarer Weise einzuwirken nicht vermochten, so sanken die ordentlichen Beamten mehr und mehr herab zu Figuranten, wie sich denn auch eben die oppositionellsten von ihnen geradezu und mit vollem Recht als machtlose Nullen bezeichneten, ihre Wahlen also zu Demonstrationen. So konnte, nachdem die Opposition von dem eigentlichen Schlachtfeld bereits gänzlich verdrängt war, dennoch in den Wahlen und den Prozessen die Fehde noch fortgeführt werden. Die Machthaber sparten keine Mühe, um auch hier Sieger zu bleiben. Hinsichtlich der Wahlen hatten sie bereits in Luca für die nächsten Jahre die Candidatenlisten unter einander festgestellt und liefsen kein Mittel unversucht um die dort vereinbarten Candidaten durchzubringen. Zunächst zum Zweck der Wahlagitation spendeten sie ihr Gold aus. Jährlich wurden aus Caesars und Pompeius Heeren eine grofse Anzahl Soldaten auf Urlaub entlassen, um an den Abstimmungen in Rom theilnehmen zu können. Caesar pflegte selbst von Oberitalien aus in möglichster Nähe die Wahlbewegungen zu leiten und zu überwachen. Dennoch ward der Zweck nur sehr unvollkommen erreicht. Für 699 wurden zwar, dem Vertrag von Luca entsprechend, Pompeius und Crassus zu Consuln gewählt und der einzige ausharrende Candidat der Opposition Lucius Domitius beseitigt; allein schon dies war nur durch offenbare Gewalt durch

gesetzt worden, wobei Cato verwundet ward und andere höchst ärgerliche Auftritte vorfielen. In den nächsten Consularwahlen für 700 aber ward gar allen Anstrengungen der Machthaber zum Trotz Domitius wirklich gewählt, und auch Cato siegte jetzt ob in der Bewerbung um die Praetur, in der ihn das Jahr zuvor zum Aergernis der ganzen Bürgerschaft Caesars Client Vatinius aus dem Felde geschlagen hatte. Bei den Wahlen für 701 gelang es der Opposition unter andern Candidaten auch die der Machthaber der ärgerlichsten Wahlumtriebe so unwidersprechlich zu überweisen, dafs die Machthaber, auf die der Scandal zurückfiel, nicht anders konnten als sie fallen lassen. Diese wiederholten und argen Niederlagen der Dynasten auf dem Wahlschlachtfeld mögen zum Theil zurückzuführen sein auf die Unregierlichkeit der eingerosteten Maschinerie, die unberechenbaren Zufälligkeiten des Wahlgeschäfts, die Gesinnungsopposition der Mittelklassen, die mancherlei hier eingreifenden und die Parteistellung oft seltsam durchkreuzenden Privatrücksichten; die Hauptursache aber liegt anderswo. Die Wahlen waren in dieser Zeit wesentlich in der Gewalt der verschiedenen Clubs, in die die Aristokratie sich gruppirte; das Bestechungswesen war von denselben im umfassendsten Mafsstab und mit gröfster Ordnung organisirt. Dieselbe Aristokratie also, die im Senat vertreten war, beherrschte auch die Wahlen; aber wenn sie im Senat grollend nachgab, wirkte und stimmte sie hier im Geheimen und vor jeder Rechenschaft sicher den Machthabern unbedingt entgegen. Diese versuchten dem zu steuern durch ein strenges Strafgesetz gegen die clubbistischen Wahlumtriebe, das Crassus als Consul 699 durch die Bürgerschaft bestätigen liefs; dafs damit wenig erreicht ward, versteht sich von selbst und zeigen die Wahlumtriebe der nächsten Jahre. — Ebenso grofse Schwierigkeit machten den Machthabern die Geschwornengerichte. Bei ihrer dermaligen Zusammensetzung entschied in denselben neben dem auch hier einflufsreichen Senatsadel vorwiegend die Mittelklasse. Die Festsetzung eines hochgegriffenen Geschwornencensus durch ein von Pompeius 699 beantragtes Gesetz ist ein bemerkenswerther Beweis dafür, dafs die Opposition gegen die Machthaber ihren Hauptsitz in dem eigentlichen Mittelstand hatte und die hohe Finanz hier wie überall sich gefügiger als dieser erwies. Nichtsdestoweniger war der republikanischen Partei hier noch nicht aller Boden entzogen und sie ward nicht müde mit politischen Criminalanklagen zwar nicht die Machthaber selbst, aber wohl deren hervorragende Werkzeuge zu verfolgen. Dieser Prozefskrieg ward um so leb-

halter geführt, als dem Herkommen gemäfs das Anklagegeschäft der senatorischen Jugend zukam und begreiflicher Weise unter diesen Jünglingen mehr als unter den älteren Standesgenossen noch republikanische Leidenschaft, frisches Talent und kecke Angriffslust zu finden war. Allerdings waren die Gerichte nicht frei; wenn die Machthaber ernstlich befahlen, wagten sie so wenig wie der Senat den Gehorsam zu verweigern. Keiner von den Gegnern wurde von der Opposition mit so grimmigem fast sprichwörtlich gewordenem Hasse verfolgt wie Vatinius, bei weitem der verwegenste und unbedenklichste unter den engeren Anhängern Caesars; aber sein Herr befahl und er ward von allen gegen ihn erhobenen Anklagen freigesprochen. Indefs Anklagen von Männern, die so wie Gaius Licinius Calvus und Gaius Asinius Pollio das Schwert der Dialektik und die Geifsel des Spottes zu schwingen verstanden, verfehlten ihr Ziel selbst dann noch nicht ganz, wenn sie scheiterten; und auch einzelne Erfolge blieben nicht aus. Meistens freilich wurden sie über untergeordnete Individuen davongetragen, allein es ward doch auch durch sie einer der höchstgestellten und verhafstesten Anhänger der Dynasten gestürzt, der Consular Gabinius, den die Geschwornen Ende 700 der Erpressungen schuldig fanden und ihn in die Verbannung schickten. Allerdings vereinigte gegen Gabinius mit dem unversöhnlichen Hafs der Aristokratie, die ihm das Seeräubergesetz so wenig vergab wie die wegwerfende Behandlung des Senats während seiner syrischen Statthalterschaft, sich die Wuth der hohen Finanz, der gegenüber er als Statthalter Syriens es gewagt hatte die Interessen der Provinzialen zu vertreten, und selbst der Groll des Crassus, dem er bei Uebergabe der Provinz Weitläuftigkeiten gemacht hatte. Sein einziger Schutz gegen alle diese Feinde war Pompeius und dieser hatte alle Ursache seinen fähigsten, keckesten und treuesten Adjutanten um jeden Preis zu vertheidigen; aber hier wie überall verstand er es nicht seine Macht zu gebrauchen und seine Clienten so zu vertreten, wie Caesar die seinigen vertrat. — Im Ganzen war auf dem Gebiet der Volkswahlen und der Geschwornengerichte der Erfolg der Machthaber nur ein sehr zweifelhafter und getheilter. Die Factoren, die hier herrschten, waren minder greifbar und eben darum weit schwerer zu terrorisiren oder zu corrumpiren als die unmittelbaren Organe der Regierung und Verwaltung. Die Gewalthaber stiefsen hier, namentlich in den Volkswahlen, auf die zähe Kraft der geschlossenen und in Coterien gruppirten Oligarchie, mit der man noch durchaus nicht fertig ist, wenn man ihr Regiment gestürzt hat und die um so

schwerer zu brechen ist, je verdeckter sie auftritt. Sie stiefsen hier ferner, namentlich in den Geschwornengerichten, auf den Widerwillen der Mittelklassen gegen das neue monarchische Regiment, den mit allen daraus entspringenden Verlegenheiten sie ebenso wenig zu beseitigen vermochten. Sie erlitten auf beiden Gebieten eine Reihe von Niederlagen, von denen die Wahlsiege der Opposition zwar nur den Werth von Demonstrationen hatten, da die Machthaber die Mittel besafsen und gebrauchten, um jeden mifsliebigen Beamten thatsächlich zu annulliren, die oppositionellen Criminalverurtheilungen aber in empfindlicher Weise sie brauchbarer Gehülfen beraubten. Wie die Dinge standen, vermochten die Machthaber die Volkswahlen und die Geschwornengerichte weder zu entbehren noch ausreichend zu beherrschen und die Opposition, wie sehr sie auch hier sich eingeengt fand, behauptete bis zu einem gewissen Grade doch den Kampfplatz.

Noch schwieriger aber erwies es sich der Opposition auf einem Felde zu begegnen, dem sie immer mehr sich zuwandte, je weiter sie aus der unmittelbaren politischen Thätigkeit herausgedrängt ward. Es war dies die Litteratur. Schon die gerichtliche Opposition war zugleich, ja vor allem eine litterarische, da die Reden regelmäfsig veröffentlicht wurden und als politische Flugschriften dienten. Rascher und schärfer noch trafen die Pfeile der Poesie. Die lebhafte hocharistokratische Jugend, noch energischer vielleicht der gebildete Mittelstand in den italischen Landstädten führten den Pamphleten- und Epigrammenkrieg mit Eifer und Erfolg. Neben einander fochten auf diesem Felde der vornehme Senatorensohn Gaius Licinius Calvus (672—706), der als Redner und Pamphletist ebenso wie als gewandter Dichter gefürchtet war, und die Municipalen von Cremona und Verona Marcus Furius Bibaculus (652—691) und Quintus Valerius Catullus (667—c. 700), deren elegante und beifsende Epigramme pfeilschnell durch Italien flogen und sicher ihr Ziel trafen. Durchaus herrscht in der Litteratur dieser Jahre der oppositionelle Ton. Sie ist voll von grimmigem Hohn gegen den ‚grofsen Caesar', den ‚einzigen Feldherrn', gegen den liebevollen Schwiegervater und Schwiegersohn, welche den ganzen Erdkreis zu Grunde richten, damit es ihren verlotterten Günstlingen möglich werde die Spolien der langhaarigen Kelten durch die Strafsen Roms zu paradiren, mit der Beute der fernsten Insel des Westens königliche Schmäuse auszurichten und als goldregnende Concurrenten die ehrlichen Jungen daheim bei ihren Mädchen auszustechen. Es

ist in den catullischen Gedichten* und den sonstigen Trümmern der Litteratur dieser Zeit etwas von jener Genialität des persönlich-politischen Hasses, von jener in rasender Lust oder ernster Verzweiflung überschäumenden republikanischen Agonie, wie sie in mächtigerer Weise hervortreten in Aristophanes und Demosthenes. Wenigstens der einsichtigste der drei Herrscher erkannte es wohl, dafs es ebenso unmöglich war diese Opposition zu verachten wie durch Machtbefehl sie zu unterdrücken. So weit er konnte, versuchte Caesar die namhaftesten Schriftsteller persönlich zu gewinnen. Schon Cicero hatte die rücksichtsvolle Behandlung, die er vorzugsweise von Caesar erfuhr, zum guten Theil seinem litterarischen Ruf zu danken; aber der Statthalter Galliens verschmähte es nicht, selbst mit jenem Catullus durch Vermittlung des Vaters desselben, in dessen Hause Caesar abzusteigen pflegte, wenn er nach Verona kam, seinen Specialfrieden zu schliefsen und der junge Dichter, der den mächtigen General eben mit den bittersten und persönlichsten Sarkasmen überschüttet hatte, ward von demselben mit der schmeichelhaftesten Auszeichnung behandelt. Ja Caesar war genialisch genug um seinen litterarischen Gegnern auf ihr eigenes Gebiet zu folgen und als indirekte Abwehr vielfältiger Angriffe einen ausführlichen Gesammtbericht über die gallischen Kriege zu veröffentlichen, welcher die Nothwendigkeit und Verfassungsmäfsigkeit seiner Kriegführung mit glücklich angenommener Naivetät vor dem Publikum entwickelte. Allein poetisch und schöpferisch ist nun einmal unbedingt und ausschliefslich die Freiheit; sie und sie allein vermag es noch in der elendesten Carricatur, noch mit ihrem letzten Athemzug frische Naturen zu begeistern. Alle tüchtigen Elemente der Litteratur waren und blieben antimonarchisch, und wenn Caesar selbst sich auf dieses Gebiet wagen durfte ohne zu scheitern, so war der Grund doch nur, dafs er selbst sogar jetzt noch den grofsartigen Traum eines freien Gemeinwesens im

* Die uns aufbehaltene Sammlung ist voll von Beziehungen auf die Ereignisse der J. 699 und 700 und ward ohne Zweifel in dem letzteren bekannt gemacht: der jüngste Vorfall, dessen sie gedenkt, ist der Prozefs des Vatinius (Aug. 700). Hieronymus Angabe, dafs Catullus 697/8 gestorben braucht also nur um wenige Jahre verschoben zu sein. Daraus, dafs Vatinius ‚bei seinem Consulat sich verschwört', hat man mit Unrecht geschlossen, dafs die Sammlung erst nach Vatinius Consulat (707) erschienen ist; es folgt daraus nur, dafs Vatinius, als sie erschien, schon erwartete Consul zu werden, wozu er bereits 700 alle Ursache hatte; denn ohne Zweifel stand sein Name mit auf der in Luca vereinbarten Candidatenliste (Caes. *bell. civ.* III. 1, 8*b*, 2).

name trug, den er freilich weder auf seine Gegner noch auf seine Anhänger zu übertragen vermochte. Die praktische Politik ward nicht unbedingter von den Machthabern beherrscht als die Literatur von den Republikanern.

So standen die Dinge in der Hauptstadt. Die Herrscher entschlossen sich gegen die zwar machtlose, aber immer noch lästige und dreiste Opposition nachdrücklich einzuschreiten. Den Ausschlag gab, wie es scheint, die Verurtheilung des Gabinius Ende 700. Man kam überein eine wenn auch nur zeitweilige Dictatur eintreten zu lassen und mittelst dieser neue Zwangsmaßregeln namentlich hinsichtlich der Wahlen und der Geschworenengerichte durchzusetzen. Als derjenige der Herrscher, dem zunächst die Regierung Roms und Italiens oblag, übernahm Pompeius die Ausführung dieses Beschlusses; sie trug denn auch den Stempel der ihm eigenen Schwerfälligkeit im Entschließen und im Handeln und seiner wunderlichen Unfähigkeit selbst da, wo er befehlen wollte und konnte, mit der Sprache herauszugehen. Die Forderung ihn mit der Dictatur zu bekleiden ward, wenn auch nur in Andeutungen und nicht durch Pompeius selbst, bereits Ausgang 700 im Senat vorgebracht; allein begreiflicher Weise scheute selbst die servile Majorität davor zurück das zu bewilligen, was der künftige Dictator selbst sich zu nehmen schien offen zu begehren. Als ostensibler Grund diente die fortwährende Unruhe- und Bandenwirthschaft in der Hauptstadt, die durch Bestechungen und Gewaltthätigkeiten allerdings auf die Wahlen wie auf die Geschworenengerichte den verderblichsten Einfluß ausübte und den Krawall daselbst in Permanenz setzt; man muß es zugeben, daß sie es den Machthabern leicht machte ihre Exceptionalmaßregeln zu rechtfertigen. Die Agitation für die Wahlen von 701, die weit in dieses Jahr sich hineinzogen und erst im Juli 701 nach fast siebenmonatlichem Interregnum stattfanden, hatte bereits die ärgerlichsten Auftritte herbeigeführt und Pompeius erwünschten Anlaß gegeben dem Senat als das einzige Mittel den Knoten wo nicht zu lösen doch zu zerhauen immer bestimmter die Dictatur zu bezeichnen. Allein das entscheidende Befehlswort hatte er immer noch nicht gesprochen, und vielleicht wäre es noch lange ungesprochen geblieben, wenn nicht bei den Consularwahlen für 702 gegen die Candidaten der Machthaber Quintus Metellus Scipio und Publius Plautius Hypsaeus, beide dem Pompeius persönlich nahe stehende und durchaus ergebene Männer, der verwegenste Parteigänger der republikanischen Opposition Titus Annius Milo als

Gegencandidat in die Schranken getreten wäre. Milo, ausgestattet mit physischem Muth, mit einem gewissen Talent zur Intrigue und zum Schuldenmachen und vor allem mit reichlich angeborener und sorgfältig ausgebildeter Dreistigkeit, hatte unter den politischen Industrierittern jener Tage sich einen Namen gemacht und war in seinem Handwerk nächst Clodius der renommirteste Mann, natürlich also auch mit diesem in leidlichster Concurrenzfeindschaft. Clodius stand mit den Machthabern im Einvernehmen und spielte wieder den Ultrademokraten. Da also die eine Partei den Achill der Strafse acquirirt hatte, fiel der Hektor der Strafse der andern von selber zu: Milo ward Aristokrat, und die republikanische Opposition, die jetzt mit Catilina selbst Bündnifs geschlossen hatte, wenn er sich ihr angetragen, erkannte ihn bereitwillig an als ihren rechtmäfsigen Verfechter in allen Krawallen. In der That waren die wenigen Erfolge, die sie auf diesem Schlachtfelde davon trug, das Werk Milos und seiner wohlgeschulten Fechterbande. So unterstützten denn hinwiederum Cato und die Seinigen Milos Bewerbung um das Consulat; selbst Cicero konnte nicht umhin seinem langjährigen Beschützer gegen Clodius und seines Feindes Feind zu empfehlen; und da Milo selbst weder Geld noch Gewalt sparte um seine Wahl durchzusetzen, so schien dieselbe gesichert. Für die Machthaber wäre sie nicht blofs eine neue empfindliche Niederlage gewesen, sondern auch eine drohende Gefahr; denn es war vorauszusehen, dafs der verwegene Parteigänger sich nicht so leicht wie Domitius und andere Männer der ausständigen Opposition als Consul werde annulliren lassen. Da begab es sich, dafs zufällig unweit der Hauptstadt auf der appischen Strafse Achill und Hektor sich begegneten und zwischen den beiderseitigen Banden eine Balgerei entstand, in welcher Clodius selbst einen Säbelhieb in die Schulter erhielt und genöthigt ward in ein benachbartes Haus sich zu flüchten. Es war dies ohne Auftrag Milos geschehen; da die Sache aber so weit gekommen war und der Sturm nun doch einmal bestanden werden mufste, so schien das ganze Verbrechen Milo wünschenswerther und selbst minder gefährlich als das halbe; er befahl seinen Leuten den Clodius aus seinem Versteck hervorzuziehen und ihn niederzumachen (13. Jan. 702). Den Strafsenführern von der Partei der Machthaber, den Volkstribunen Titus Munatius Plancus, Quintus Pompejus Rufus und Gaius Sallustius Crispus erschien dieser Vorfall als ein passender Anlafs um im Interesse ihrer Herren Milos Candidatur zu vereiteln und Pompejus Dictatur durchzusetzen. Die Hefe des Pöbels, namentlich die Freigelassenen und

Sklaven, hatten mit Clodius ihren Patron und künftigen Befreier ausgelöst (S. 281); die erforderliche Aufregung war leicht bewirkt; nachdem der blutige Leichnam auf der Rednerbühne des Marktes in Parade ausgestellt und die dazu gehörigen Reden gehalten worden waren, ging der Krawall los. Zum Scheiterhaufen für den grofsen Befreier ward der Sitz der perikleischen Aristokratie bestimmt: die Rotte trug den Körper in das Rathhaus und zündete das Gebäude an. Hierauf zog der Schwarm vor Milos Haus und hielt dasselbe belagert, bis dessen Bande die Angreifer mit Pfeilschüssen vertrieb. Weiter ging es vor das Haus des Pompeius und seiner Consularcandidaten, von denen jener als Dictator, diese als Consuln begrüfst wurden, und von da vor das des Zwischenkönigs Marcus Lepidus, dem die Leitung der Consulwahlen oblag. Da dieser pflichtmäfsig sich weigerte dieselben, wie die brüllenden Haufen es forderten, sofort zu veranstalten, so ward auch er fünf Tage lang in seiner Wohnung belagert gehalten. — Die Unternehmer dieser scandalösen Auftritte hatten ihre Rolle überspielt. Allerdings war auch ihr Herr und Meister entschlossen diesen günstigen Zwischenfall zu benutzen, um nicht blofs Milo zu beseitigen, sondern auch die Dictatur zu ergreifen; allein er wollte sie doch nicht von einem Haufen Knittelmänner empfangen, sondern vom Senat. Jetzt befahl er dem Senat sofort den Dictator zu ernennen und zog zugleich Truppen heran um die in der Hauptstadt herrschende und in der That allen Parteien unerträglich gewordene Anarchie niederzuschlagen. Der Senat gab also nach. Es war nur eine formelle Clause, dafs auf Vorschlag von Cato und Bibulus der Proconsul Pompeius unter Belassung seiner bisherigen Aemter statt zum Dictator zum Consul ohne Collegen ernannt ward (25 Schaltmonat* 702) — eine Clause, welche eine mit zwiefachem innerem Widerspruch behaftete** Benennung zuliefs, um nur die einfach sachbezeichnende zu vermeiden und die lebhaft erinnert an den weisen Beschluss des verschollenen Junkerthums den Plebejern nicht das Consulat, sondern nur die consularische Gewalt einzuräumen (I. 188). — Also im legalen Besitz der Vollgewalt ging Pompeius an das Werk und schritt nachdrücklich vor gegen die in den Clubs und den Geschwornengerichten mächtige

* In diesem Jahr folgte auf den Januar mit 29 und den Februar mit 23 Tagen der Schaltmonat mit 28 und sodann der März.

** *Consul* heifst Collega (I. 159) und ein Consul, der zugleich Proconsul ist, ist ein zugleich wirklicher und stellvertretender Consul.

Opposition. Die bestehenden Wahlvorschriften wurden durch ein besonderes Gesetz wiederholt eingeschärft und durch ein anderes gegen die Wahlumtriebe, das für alle seit 684 begangenen Vergehen dieser Art rückwirkende Kraft erhielt, die bisher darauf gesetzten Strafen gesteigert. Die Geschworenencommissionen blieben zwar bestehen, aber das Recusationsrecht ward beschränkt und, was vielleicht noch wichtiger war, der Redefreiheit in den Gerichten Grenzen gesetzt, indem sowohl die Zahl der Advocaten als die jedem zugemessene Sprechzeit durch Maximalsätze beschränkt und die eingerissene Unsitte untersagt ward, den Thät- auch noch Charakterzeugen oder sogenannte Laudatoren zu Gunsten des Angeklagten beizubringen. Der gehorsame Senat decretirte auf Pompeius Wink, dafs durch den Bandhandel auf der appischen Strafse das Vaterland in Gefahr gerathen sei; demnach wurde für alle mit demselben zusammenhangenden Verbrechen durch ein Ausnahmegesetz eine Specialcommission bestellt, deren Mitglieder geradezu von Pompeius ernannt wurden. Es ward auch ein Versuch gemacht dem censorischen Amt wieder eine ernstliche Bedeutung zu verschaffen und durch dasselbe die tiefzerrüttete Bürgerschaft von dem schlimmsten Gesindel zu säubern. — Alle diese Mafsregeln erfolgten unter dem Drucke des Säbels. In Folge der Erklärung des Senats, dafs das Vaterland gefährdet sei, rief Pompeius in ganz Italien die dienstpflichtige Mannschaft unter die Waffen und nahm sie in Eid und Pflicht; vorläufig ward eine ausreichende und zuverlässige Truppe in das Capitol verlegt; bei jeder oppositionellen Regung drohte Pompeius mit bewaffnetem Einschreiten und stellte während der Prozefsverhandlungen über die Ermordung des Clodius allem Herkommen zuwider auf der Gerichtsstätte selbst Wache auf. — Der Plan zur Wiederbelebung der Censur scheiterte daran, dafs unter der servilen Senatsmajorität Niemand sittlichen Muth und Autorität genug besafs, um sich um ein solches Amt auch nur zu bewerben; übrigens erreichten die Machthaber ihren Zweck: die Opposition zu demüthigen und die Zügel straffer anzuziehen, vollkommen. Milo ward von den Geschwornen verurtheilt (8. April 703), Catos Bewerbung um das Consulat für 703 von den Machthabern vereitelt. Die Reden- und Pamphletopposition erhielt durch die neue Prozefsordnung einen Schlag, von dem sie sich nicht wieder erholt hat; die gefürchtete gerichtliche Beredsamkeit ward damit von dem politischen Gebiet verdrängt und trug fortan die Zügel der Monarchie. Man fing an in diese sich zu finden. Al-

Pompeius nicht lange nachher von einer ernsthaften Krankheit genas, ward seine Wiederherstellung durch ganz Italien mit all dem obligaten Freudigkeitsceremoniell gefeiert, das bei solchen Gelegenheiten in Monarchien üblich ist. Die Machthaber zeigten sich befriedigt: schon am 1. Aug. 702 legte Pompeius die Dictatur nieder und theilte das Consulat mit seinem Clienten Metellus Scipio. — Mit alle dem war der Opposition nicht jede Gelegenheit sich zu äußern abgeschnitten; dies konnte nur gelingen, wenn man aus dem Leben der Nation die Volkswahlen, die Geschworenengerichte und die Litteratur gänzlich ausstrich. Aber bemerkenswerth ist es, daß Pompeius, indem er der Opposition Fesseln anlegte, zugleich ihr durch seine Ungeschicklichkeit und unerhörte Verkehrtheit wieder Vorschub that und in der selbst unter seiner Dictatur einzelne für ihn empfindliche Triumphe verschaffte, daß die Tendenzmaßregeln, die die Herrscher zur Befestigung ihrer Macht ergriffen, officiell als im Interesse der öffentlichen Ruhe und Ordnung getroffene Verfügungen charakterisirt wurden und die Machthaber jeden Bürger, der die Anarchie nicht wolle, als mit ihnen wesentlich einverstanden bezeichneten, war in der Ordnung. Aber Pompeius trieb es mit dieser durchsichtigen Fiction so weit, daß er zu Mitgliedern der Specialcommission zur Untersuchung des letzten Auflaufs statt sicherer Werkzeuge die achtbarsten Männer aller Parteien, sogar Cato ernannte und seinen Einfluß auf das Gericht wesentlich dazu anwandte um die Ordnung zu handhaben und das in den Gerichten dieser Zeit hergebrachte Spectakeln seinen Anhängern so gut wie den Gegnern unmöglich zu machen. Diese Neutralität des Regenten sah man den Urtheilen des Specialhofes an. Die Geschworenen wagten zwar nicht Milo selbst freizusprechen; aber die meisten untergeordneten Angeklagten von der Partei der republikanischen Opposition gingen frei aus, während die Verurtheilung unausbleiblich diejenigen traf, die in dem letzten Krawall für Clodius, das heißt für die Machthaber Partei genommen hatten, unter ihnen nicht wenige von Pompeius vertrautesten Freunden, sogar seinen Candidaten zum Consulat Hypsaeus und die Volkstribune Plancus und Rufus, die in seinem Interesse die Emeute dirigirt hatten. Wenn Pompeius deren Verurtheilung nicht hinderte um unparteiisch zu erscheinen, so war es eine Albernheit, und eine zweite, daß er dann doch wieder in Nebendingen zu Gunsten seiner Freunde seine eigenen Gesetze verletzte, zum Beispiel im Prozeß des Plancus als Charakterzeuge auftrat, und einzelne ihm besonders nahe stehende Angeklagte,

wie den Metellus Scipio, in der That vor der Verurtheilung schützte. Wie gewöhnlich wollte er auch hier entgegengesetzte Dinge; und indem er versuchte zugleich den Pflichten des unparteiischen Regenten und des Parteihauptes Genüge zu thun, erfüllte er weder diese noch jene und erschien der öffentlichen Meinung mit Recht als despotischer Regent, seinen Anhängern mit gleichem Recht als ein Führer, der die Seinigen entweder nicht schützen konnte oder nicht schützen wollte.

KAPITEL IX.

Crassus Tod. Der Bruch der Gesammtherrscher.

Unter den Häuptern des ‚dreiköpfigen Ungeheuers' war Marcus Crassus Jahre lang mitgerechnet worden, ohne eigentlich mitzuzählen. Er diente den wirklichen Machthabern Pompeius und Caesar als Gleichgewichtstein, oder genauer gesagt, er lief mit in Caesars Wagschale gegen Pompeius. Diese Rolle des überzähligen Collegen ist nicht allzu ehrenvoll; aber Crassus ward sie durch leidenschaftliches Ehrgefühl gehindert seinen Vortheil zu verfolgen. Er war Kaufmann und liefs mit sich handeln. Was ihm geboten ward, war nicht viel; aber da mehr nicht zu erhalten war, nahm er es an und suchte den nagenden Ehrgeiz und den Verdruss über seine der Macht so nahe und doch machtlose Stellung über den ihm immer höher sich häufenden Goldbergen zu vergessen. Aber die Conferenz zu Luca wandelte auch für ihn die Verhältnisse um. Um nach den ausgedehnten Zugeständnissen an Pompeius auch ferner gegen ihn im Uebergewicht zu bleiben, gab Caesar seinem alten Verbündeten Crassus Gelegenheit durch den parthischen Krieg eben dahin in Syrien zu gelangen, wohin Caesar durch den keltischen in Gallien gelangt war. Es war schwer zu sagen, ob diese neuen Aussichten mehr den Heisshunger nach Golde reizten, der dem jetzt sechzigjährigen Manne zur andern Natur geworden war und mit jeder neu erworbenen Million nur um so zehrender ward, oder mehr den in der Brust des Greises lange mühsam niedergekämpften und jetzt mit unheimlichem Feuer in ihr glühenden Ehrgeiz. Bereits Anfang 700 traf er in Syrien ein: nicht einmal den Ablauf seines

Consulats hatte er abgewartet um aufzubrechen. Voll hastiger Leidenschaft schien er jede Minute auskaufen zu wollen um das Versäumte nachzuholen, zu den Schätzen des Westens noch die des Ostens einzuthun, Feldherrnmacht und Feldherrnruhm rasch wie Caesar und muthlos wie Pompeius zu erjagen.

Er fand den parthischen Krieg bereits eingeleitet. Pompeius illoyales Verfahren gegen die Parther ist früher erzählt worden (S. 133); er hatte die vertragsmäfsige Euphratgrenze nicht respectirt und zu Gunsten Armeniens, das jetzt römischer Clientelstaat war, mehrere Landschaften vom parthischen Reich abgerissen. König Phraates hatte sich das gefallen lassen; nachdem er aber von seinen beiden Söhnen Mithradates und Orodes ermordet worden war, erklärte der neue König Mithradates dem König von Armenien, des kürzlich verstorbenen Tigranes Sohn Artavasdes, sofort den Krieg (um 698*). Es war dies zugleich eine Kriegserklärung gegen Rom; so wie daher der Aufstand der Juden unterdrückt war, führte der tüchtige und muthige Statthalter Syriens Gabinius die Legionen über den Euphrat. Im Partherreich war indefs inzwischen eine Umwälzung eingetreten: die Grofsen des Reiches, an ihrer Spitze der junge kühne und talentvolle Fürst Surenas, hatten den König Mithradates gestürzt und dessen Bruder Orodes auf den Thron gesetzt. Mithradates machte deshalb gemeinschaftliche Sache mit den Römern und begab sich in Gabinius Lager. Alles versprach dem Unternehmen des römischen Statthalters den besten Erfolg, als er unvermuthet Befehl bekam, den König von Aegypten mit Waffengewalt nach Alexandreia zurückzuführen (S. 117). Er mufste gehorchen; aber in der Erwartung bald wieder zurück zu sein veranlafste er den bei ihm Hülfe bittenden König inzwischen auf eigene Faust den Krieg zu eröffnen. Mithradates that es und besetzte auch Seleukeia und Babylon; aber Seleukeia nahm Surenas, er der Feldherr persönlich der erste auf der Zinne, mit stürmender Hand ein und in Babylon mufste Mithradates selbst, durch Hunger bezwungen, sich ergeben, worauf er auf Befehl des Bruders hingerichtet ward. Sein Tod war ein fühlbarer Verlust für die Römer; aber die Gährung im parthischen Reich war damit keineswegs zu Ende; auch der armenische Krieg währte noch fort und verhinderte ernstliche Rüstungen gegen Rom. Eben war Gabinius im Begriff nach Beendigung des ägyptischen Feldzugs

* Tigranes lebte noch im Febr. 698 (Cic. *pro Sest.* 27, 59); dagegen herrschte Artavasdes schon vor 700 (Justin 42, 2, 4; Plut. *Crass.* 49).

die immer noch günstige Gelegenheit zu nutzen und den unterbrochenen parthischen Krieg wieder aufzunehmen, als Crassus in Syrien eintraf und mit dem Commando zugleich die Pläne seines Vorgängers übernahm. Voll hochfliegender Hoffnungen schlug er die Schwierigkeiten des Marsches gering, die Widerstandskraft der feindlichen Heere noch geringer an; zuversichtlich sprach er nicht blofs von der Unterwerfung der Parther, sondern eroberte schon in Gedanken die Reiche von Baktrien und Indien.

Eile indefs hatte der neue Alexander nicht. Er fand, bevor er so grofse Pläne ins Werk setzte, noch Mufse zu sehr weitläuftigen und sehr einträglichen Nebengeschäften. Die Tempel der Derketo in Hierapolis Bambyke, des Jehovah in Jerusalem und andere reiche Heiligthümer der syrischen Provinz wurden auf Crassus Befehl ihrer Schätze beraubt und von allen Unterthanen Zuzug oder Ueberschuss noch statt desselben Geldsummen beigetrieben. Die militärischen Operationen des ersten Sommers beschränkten sich auf eine umfassende Recognoscirung in Mesopotamien; der Euphrat ward überschritten, bei Ichnae (am Belik nördlich von Rakkah) der parthische Satrap geschlagen und die nächstliegenden Städte, darunter das ansehnliche Nikephorion (Rakkah) besetzt, worauf man mit Zurücklassung von Besatzungen in denselben wieder nach Syrien zurückging. Man hatte bisher geschwankt, ob es rathsamer sei auf dem Umweg über Armenien oder auf der geraden Strafse durch die mesopotamische Wüste die Parther anzugreifen. Der erste Weg durch gebirgige und von zuverlässigen Verbündeten beherrschte Landschaften empfahl sich durch gröfsere Sicherheit; König Artavasdes kam selbst in das römische Hauptquartier um diesen Feldzugsplan zu befürworten. Allein jene Recognoscirung entschied für den Marsch durch Mesopotamien. Die zahlreichen und blühenden griechischen und halbgriechischen Städte in den Landschaften am Euphrat und Tigris, vor allen die Weltstadt Seleukeia, waren der parthischen Herrschaft durchaus abgeneigt; wie früher die Bürger von Karrhae (S. 130), so hatten jetzt alle von den Römern berührten griechischen Ortschaften es mit der That bewiesen, dafs sie bereit waren die unerträgliche Fremdherrschaft abzuschütteln und die Römer als Befreier, beinahe als Landsleute zu empfangen. Der Araberfürst Abgaros, der die Wüste um Edessa und Karrhae und damit die gewöhnliche Strafse vom Euphrat an den Tigris beherrschte, hatte im Lager der Römer sich eingefunden um dieselben seiner Ergebenheit persönlich zu versichern. Durchaus

hatten die Parther sich unvorbereitet gezeigt. So ward denn der Euphrat (bei Biradjik) überschritten. Um von da an den Tigris zu gelangen, konnte man einen zwiefachen Weg wählen. Entweder rückte das Heer am Euphrat hinab bis auf die Höhe von Seleukeia, wo der Euphrat und der Tigris nur noch wenige Meilen von einander entfernt sind; oder man schlug sogleich nach dem Uebergang quer durch die grofse mesopotamische Wüste auf der kürzesten Linie den Weg zum Tigris ein. Der erste Weg führte zunächst nach der parthischen Hauptstadt Ktesiphon, die Seleukeia gegenüber am andern Ufer des Tigris lag; es erhoben sich für diesen im römischen Kriegsrath mehrere gewichtige Stimmen und namentlich der Quästor Gaius Cassius Longinus wies auf die Schwierigkeiten des Wüstenmarsches und auf die bedenklichen Berichte hin, welche über die Kriegsvorbereitungen der Parther von den römischen Besatzungen am linken Euphratufer einliefen. Allein damit im Widerspruch meldete der arabische Fürst Abgaros, dafs die Parther beschäftigt seien ihre westlichen Landschaften zu räumen. Bereits seien ihre Schätze eingepackt und ihr Zug in Bewegung, um sich zu den Hyrkanern und Skythen zu flüchten; nur durch einen Gewaltmarsch auf dem kürzesten Wege sei es überhaupt noch möglich sie zu erreichen; durch einen solchen werde es aber auch wahrscheinlich gelingen wenigstens den Nachtrab der grofsen Armee unter Surenas und Sillakes einzuholen und aufzureiben und ungeheure Beute zu gewinnen. Diese Rapporte der betrommelten Beduinen entschieden über die Marschrichtung: das römische Heer, bestehend aus sieben Legionen, 4000 Reitern und 4000 Schleuderern und Schützen, wandte vom Euphrat sich ab und hinein in die unwirthlichen Ebenen des nördlichen Mesopotamiens. Weit und breit zeigte sich kein Feind; nur Hunger und Durst und die endlose Sandwüste schienen an den Pforten des Ostens Wache zu halten. Endlich, nach vieltägigem mühseligem Marsch, zeigten sich unweit des ersten Flusses, den das römische Heer zu überschreiten hatte, des Balissos (Belik), die ersten feindlichen Reiter. Abgaros mit seinen Arabern ward ausgesandt um zu kundschaften; die Reiterschaaren wichen zurück bis an und über den Flufs und verschwanden in der Ferne, verfolgt von Abgaros und den Seinen. Vergebens harrte man auf seine Rückkehr mit genauerer Kundschaft. Der Feldherr war ungeduldig endlich an den ewig zurückweichenden Feind heranzukommen; sein junger tapferer Sohn Publius, der mit der grofsten Auszeichnung in Gallien unter Caesar gefochten hatte (S. 227. 243) und von diesem

an der Spitze einer keltischen Reiterschaar zur Unterstützung des Vaters im parthischen Kriege entsandt worden war, brannte vor stürmischer Kampflust. Das Zeichen zum Aufbruch ward gegeben, der Balissos überschritten, das Heer nach kurzer ungenügender Mittagrast ohne Aufenthalt im Sturmschritt vorwärts gegen den Feind geführt. Da erschollen plötzlich rings umher die Kesselpauken der Parther; auf allen Seiten sah man ihre seidenen goldgestickten Fahnen flattern, ihre Eisenhelme und Panzer im Strahl der heifsen Mittagssonne glänzen; und neben ihnen hielt Fürst Abgaros mit seinen Reitern.

Man begriff zu spät, in welches Netz man sich hatte verstricken lassen. Mit sicherem Blick hatte Surenas sowohl die Gefahr durchschaut wie die Mittel ihr zu begegnen. Mit orientalischem Fufsvolk war gegen die römische Linieninfanterie nichts anzufangen: Surenas hatte sich ihrer entledigt und diese auf dem Hauptschlachtfeld unbrauchbare Masse unter König Orodes eigener Führung gegen Armenien gesandt, wodurch König Artavasdes verhindert ward die versprochenen 10000 schweren Reiter zu Crassus Heer stofsen zu lassen, die dieser jetzt schmerzlich vermifste. Surenas selbst trat der römischen in ihrer Art musterlichen Taktik mit einer vollkommen verschiedenen gegenüber. Sein Heer bestand ausschliefslich aus Reiterei: die Linie bildeten die schweren Reiter, mit langen Stofslanzen bewaffnet und Mann und Ross durch metallene Schuppenpanzer oder Lederkoller und durch ähnliche Schirme geschirmt; die Masse der Truppen bestand aus berittenen Bogenschützen. Diesen gegenüber waren die Römer in den gleichen Waffen sowohl der Zahl wie der Tüchtigkeit nach durchaus im Nachtheil. Ihre Linieninfanterie, wie vorzüglich sie auch im Nahkampf, sowohl auf kurze Distanz mit dem schweren Wurfspeer * als im Handgemenge mit dem Schwert war, konnte doch eine blofs aus Reiterei bestehende Armee nicht nach Gefallen zum Nahkampf zwingen und fand, wenn es dazu kam, in den eisenstarrenden Schaaren der Lanzenreiter einen auch hierin ihr gewachsenen, wo nicht überlegenen Gegner. Einem Heer gegenüber, wie das des Surenas war, stand das römische strategisch im Nachtheil, weil die Reiterei die Communicationen beherrschte; taktisch, weil jede Nahwaffe der Fern-

* Das Pilum, das nur auf eine Distanz von zehn bis höchstens zwanzig Schritten geworfen wird, gehört zu den Nahwaffen; seiner militärischen Bedeutung nach hat man das Abwerfen der Pila vor dem Angriff mit dem Schwert treffend mit unserer Gewehrsalve vor dem Bajonettangriff verglichen.

walle unterliegen mufs, wenn jene nicht zum Kampfe Mann gegen Mann zu gelangen vermag. Die concentrirte Stellung, auf der die ganze römische Kriegsweise beruhte, steigerte einem solchen Angriff gegenüber die Gefahr; je dichter die römische Colonne sich schaarte, desto unwiderstehlicher ward allerdings ihr Stofs, aber desto weniger fehlten auch die Fernwaffen ihr Ziel. Unter gewöhnlichen Verhältnissen, wo Städte zu vertheidigen und Bodenschwierigkeiten zu berücksichtigen sind, wäre es nicht möglich jene blofs mit Reiterei gegen Fufsvolk operirende Taktik vollkommen durchzuführen; in der mesopotamischen Wüste, wo das Heer fast wie das Schiff auf der hohen See viele Tagemärsche hindurch weder auf ein Hindernifs noch auf einen strategischen Anhaltspunct traf, war diese Kriegführung eben darum so unwiderstehlich, weil die Verhältnisse gestatteten sie in ihrer ganzen Reinheit und also in ihrer ganzen Gewalt zu entwickeln. Hier vermochte sich alles um die fremden Fufsgänger gegen die einheimischen Reiter in Nachtheil zu setzen. Wo der schwerbeladene römische Infanterist mühsam durch den Sand oder die Steppe sich hinschleppte und auf dem pfadlosen durch weit auseinander gelegene und schwer aufzufindende Quellen bezeichneten Wege vor Hunger und mehr noch vor Durst verkam, flog der parthische Reitersmann, von Kindesbeinen an gewohnt auf seinem Thier zu sitzen, ja fast auf demselben zu leben, auf seinem geschwinden Rofs oder Kameel leicht durch die Wüste, deren Ungemach er seit langem sich zu erleichtern und im Nothfall zu ertragen gewöhnt war. Hier fiel kein Regen, der die unerträgliche Hitze gemildert und die Bogensehnen und Schleuderriemen der feindlichen Schützen und Schleuderer erschlafft hätte; hier war an vielen Stellen es kaum möglich in dem tiefen Sande ordentliche Gräben und Wälle für das Lager zu ziehen. Kaum vermag die Phantasie eine Lage zu erfinden, in der die militärischen Vortheile mehr auf der einen, die Nachtheile mehr auf der andern Seite wären. — Auf die Frage, unter welchen Verhältnissen bei den Parthern diese neue Taktik entstand, die erste nationale, die auf ihrem rechten Terrain sich der römischen überlegen erwies, können wir leider nur mit Muthmafsungen antworten. Die Lanzenreiter und berittenen Bogenschützen an sich sind im Orient uralt und bildeten bereits die Kerntruppen in den Heeren des Kyros und Dareios. Aber bisher waren diese Waffen nur nebenbei und wesentlich zur Deckung der durchaus unberechenbaren Infanterie verwendet worden und die parthischen Heere weichen hierin von den übrigen orientalischen ab: es werden parthische Armeen erwähnt, die zu

und Sechsteln aus Fufsvolk bestanden. Hier dagegen trat die Reiterei zum ersten Mal ganz selbstständig auf und es erhielt diese Waffe dadurch eine ganz neue Verwendung und einen ganz anderen Werth. Die unwiderstehliche Ueberlegenheit des römischen Fufsvolks im Nahkampf scheint unabhängig von einander die Gegner Roms in den verschiedensten Weltgegenden zu gleicher Zeit und mit ähnlichem Erfolg darauf geführt zu haben ihnen mit der Reiterei und dem Fernkampf entgegenzutreten. Was Cassivellaunus in Britannien vollständig (S. 246), Vercingetorix in Gallien zum Theil gelang (S. 256), was bis zu einem gewissen Grade schon Mithradates Eupator versuchte (S. 61), das hat Surenas nur in gröfserem Mafsstab und vollständiger durchgeführt; wobei es ihm namentlich zu Statten kam, dafs er in der schweren Cavallerie das Mittel eine Lanze zu haben, in dem im Orient nationalen und vermuthlich in den persischen Landschaften mit meisterlicher Schutzenkunst gehandhabten Bogen eine wirksame Fernwaffe, endlich in den Eigenthümlichkeiten des Landes und des Volkes die Möglichkeit fand seinen genialen Gedanken rein zu realisiren. Es bereitete hier, wo der römischen Nahwaffe und dem römischen Concentrirungssystem zum ersten Mal die Fernwaffe und das Deployirungssystem überlegen gegenübertraten, diejenige militärische Revolution sich vor, die erst mit der Einführung des Feuergewehrs ihren vollständigen Abschlufs erhalten hat.

Unter diesen Verhältnissen ward sechs Meilen südlich von Karrhae (Harran), wo römische Besatzung stand, in nördlicher Richtung etwas näher an Iehnae, mitten der Sandwüste die erste Schlacht zwischen Römern und Parthern geschlagen. Die römischen Schützen wurden vorgesandt, wichen aber augenblicklich zurück vor der ungeheuren Ueberzahl und der weit gröfseren Spannkraft und Tragweite der parthischen Bogen. Die römische Armee, die trotz der Mahnung der einsichtigeren Offiziere sie möglichst entfaltet gegen den Feind zu führen, in ein dichtes Viereck von zwölf Cohorten an jeder Seite gestellt worden war, war bald überflügelt und von den furchtbaren Pfeilen überschüttet, die hier auch mitgezielt ihren Mann trafen und denen die Legionen gar nichts auch nur zu erwiedern vermochten. Die Hoffnung, dafs der Feind sich verschiefsen möge, verschwand bei einem Blick auf die endlose Reihe der mit Pfeilen beladenen Kameele. Die Parther, immer weiter sich ausdehnend, waren im Begriff die Ueberflügelung in eine Umzingelung zu verwandeln, als Publius Crassus mit einem auserlesenen Corps von Reitern, Schützen und Linieninfanterie zum Angriff gegen sie vorrückte. Der Aus-

tell gelang; der Feind gab es auf den Kreis zu schliefsen und wich zurück, hitzig verfolgt von dem ungestümen Führer der Römer. Aber als das Corps des Publius die Hauptarmee ganz aus dem Gesicht verloren hatte, hielten die schweren Reiter ihm gegenüber Stand und die von allen Seiten herbeieilenden parthischen Haufen zogen wie ein Netz sich um dasselbe zusammen. Publius, der unter den Pfeilen der berittenen Schützen die Seinigen dicht und nutzlos um sich fallen sah, stürzte verzweifelt mit seiner unbepanzerten keltischen Reiterei sich auf die eisenstarrenden Lanzenreiter der Feinde; allein die todesverachtende Tapferkeit seiner Kelten, die die Lanzen mit den Händen packten oder von den Pferden sprangen um die der Feinde niederzustechen, that ihre Wunder umsonst. Die Trümmer des Corps, unter ihnen der am Schwertarm verwundete Führer, wurden auf eine kleine Anhöhe gedrängt, wo sie den feindlichen Schützen erst recht zur bequemen Zielscheibe dienten. Mesopotamische Griechen, die der Gegend genau kundig waren, beschworen den Crassus mit ihnen abzureiten und einen Versuch zu machen sich zu retten; aber er weigerte sich sein Schicksal von dem der tapferen Männer zu trennen, die sein verwegener Muth in den Tod geführt hatte und liefs von der Hand seines Schildträgers sich durchbohren. Gleich ihm gaben die meisten noch übrigen Offiziere sich selber den Tod. Von der ganzen gegen 6000 Mann starken Abtheilung wurden nicht mehr als etwa 500 gefangen; zu retten vermochte sich keiner. Gegen das Haupthеer hatte inzwischen der Angriff nachgelassen und man rastete nur zu gern, bis das Ausbleiben jeder Meldung von dem entsandten Corps aus der trügerischen Ruhe aufschreckte und man sich in Bewegung setzte um dasselbe aufzusuchen. Allein als der Vater der Wahlstatt sich näherte, ward ihm bereits das Haupt des Sohnes auf einer Stange entgegengetragen; und abermals begann gegen das Haupthеer die schreckliche Schlacht mit demselben Ungestüm und derselben hoffnungslosen Gleichbewaffnung. Man vermochte weder die Lanzenreiter zu sprengen noch die Schützen zu erreichen; erst die Nacht machte dem Morden ein Ende. Hätten die Parther auf dem Schlachtfeld bivouakirt, es wäre schwerlich vom römischen Heer ein Mann entkommen. Allein unlustig wie sie waren ein Handgemenge zu bestehen und darum besorgt vor einem Ueberfall hatten sie die Gewohnheit niemals hart am Feinde zu lagern; hohnisch riefen sie den Römern zu, dafs sie dem Feldherrn eine Nacht schenkten um seinen Sohn zu beweinen und jagten davon, um am andern Morgen wiederzukehren und das blutend am Boden liegende Wild abzu-

lagen. Natürlich warteten die Römer den Morgen nicht ab. Die Unterfeldherren Cassius und Octavius — Crassus selbst hatte gänzlich den Kopf verloren — ordneten an was unvermeidlich war, dafs das Heer mit Zurücklassung der sämmtlichen — angeblich 4000 — Verwundeten und Versprengten sofort und in möglichster Stille aufbreche. Dafs die Parther, als sie den folgenden Tag wiederkamen, zunächst sich daran machten die zerstreut Zurückgelassenen aufzusuchen und niederzumetzeln, und dafs die Besatzung und die Einwohnerschaft von Karrhae, durch Ausreifser frühzeitig von der Katastrophe in Kenntnifs gesetzt, schleunigst der geschlagenen Armee entgegengerückt waren, rettete die Trümmer derselben von der wie es schien unausbleiblichen Vernichtung. An eine Belagerung von Karrhae konnten die parthischen Reiterschaaren natürlich nicht denken; allein bald brachen die Römer freiwillig auf, sei es durch Mangel an Lebensmitteln genöthigt, sei es in Folge der muthlosen Ueberredung des Oberfeldherrn, den die Soldaten vom Commando zu entfernen und dasselbe dem Cassius zu übertragen vergeblich versucht hatten. Man schlug die Richtung ein nach den armenischen Bergen; die Nacht marschirend und am Tage rastend erreichte Octavius mit einem Haufen von 5000 Mann die Festung Sinaka, die nur noch einen Tagemarsch von den sichernden Höhen entfernt war, und befreite sogar mit eigener Lebensgefahr den Oberfeldherrn, den der Führer irre geleitet und dem Feinde preisgegeben hatte. Da ritt Surenas vor das römische Lager, um in Namen des Königs Orodes den Römern Frieden und Freundschaft zu bieten und auf eine persönliche Zusammenkunft mit dem feindlichen Feldherrn anzutragen. Das römische Heer, demoralisirt wie es war, beschwor, ja zwang seinen Führer das Anerbieten anzunehmen. Surenas empfing den Consular und dessen Stab mit den üblichen Ehren und erbot sich aufs Neue einen Freundschaftspact abzuschliefsen; nur forderte er, mit gerechter Bitterkeit an das Schicksal der mit Lucullus und Pompeius abgeschlossenen Verträge hinsichtlich der Euphratgrenze erinnernd (S. 133), dafs derselbe sogleich schriftlich abgefafst werde. Ein reichgeschmückter Zelter ward vorgeführt; es war ein Geschenk des Königs für den römischen Oberfeldherrn; die Diener des Surenas drängten sich um diesen, beeilten sich auf das Pferd zu helfen. Es schien den römischen Offizieren, als beabsichtige man sich der Person des Oberfeldherrn zu bemächtigen; Octavius, unbewaffnet wie er war, rifs einem der Parther das Schwert aus der Scheide und stiefs den Pferdeknecht nieder. In dem Auf-

Lust, der hieraus sich entspann, wurden die römischen Offiziere alle getödtet; auch der greise Oberfeldherr wollte, wie sein Grofsohm (II. 52), dem Feind nicht lebend als Trophäe dienen und zog den Tod der Gefangenschaft vor. Die im Lager zurückgebliebene führerlose Menge ward zum Theil gefangen, zum Theil versprengt. Was der Tag von Karrhae begonnen hatte, vollendete der von Sinnaka (9. Juni 701); beide nahmen ihren Platz neben den Toten von der Allia, von Cannae und von Arausio. Die Euphratarmee war nicht mehr. Nur der Reiterschaar des Gaius Cassius, welche bei dem Abmarsch von Karrhae von dem Hauptheer abgesprengt worden war, und einigen anderen zerstreuten Haufen und vereinzelten Flüchtlingen gelang es sich den Parthern und den Bedrängnissen zu entziehen und einzeln den Rückweg nach Syrien zu finden. Von über 100000 römischen Legionaren, die den Euphrat überschritten hatten, kam nicht der vierte Mann zurück, die Hälfte war umgekommen; gegen 100000 römische Gefangene wurden von den Siegern im äufsersten Osten ihres Reiches, in Antiochia Margiane, nach parthischer Art als heerpflichtige Leibeigene angesiedelt. Zum ersten Male, seit die Adler die Legionen führten, waren dieselben in diesem Jahre zu Siegeszeichen in den Händen der Feinde, fast gleichzeitig eines deutschen Stammes im Westen (S. 250) und im Osten der Parther geworden. Von dem Eindruck, den die Niederlage der Römer im Osten machte, ist uns leider keine ausreichende Kunde geworden; aber tief und bleibend mufs er gewesen sein. König Orodes richtete eben die Hochzeit seines Sohnes Pakoros mit der Schwester seines neuen Verbündeten, des Königs Artavasdes von Armenien aus, als die Siegesbotschaft bei ihm einlief und nach orientalischer Sitte zugleich mit ihr der abgehauene Kopf des Crassus. Schon war die Tafel aufgehoben und eine der wandernden kleinasiatischen Schauspielertruppen, wie sie in jener Zeit zahlreich bestanden und die hellenische Poesie und die hellenische Bühnenkunst bis tief in den Osten hinein trugen, führte vor dem versammelten Hofe Euripides Bakchen auf. Der Schauspieler, der die Rolle der Agaue spielte, welche in wahnsinnig dionysischer Begeisterung ihren Sohn zerrissen hat und nun, mit dem Haupte desselben auf dem Thyrsus, vom Kithaeron zurückkehrt, vertauschte dieses mit dem blutigen Kopfe des Crassus, und zum unendlichen Jubel seines Publicums von halbhellenisirten Barbaren begann er mit Verse das wohlbekannte Lied:

Wir bringen vom Berge
Nach Hause getragen

Die herrliche Beute,
Das blutende Wild.

Es war seit den Zeiten der Achaemeniden der erste ernsthafte Sieg, den die Orientalen über den Occident erfochten; und wohl lag auch darin ein tiefer Sinn, dafs zur Feier dieses Sieges das schönste Erzeugnifs der occidentalischen Welt, die griechische Tragödie durch ihre herabgekommenen Vertreter in grotesk grauser Weise sich selber parodirte. Das römische Bürgerthum und der Genius von Hellas fingen gleichzeitig an sich auf die Ketten des Sultanismus zu schicken.

Die Katastrophe, entsetzlich an sich, schien auch in ihren Folgen furchtbar werden und die Grundfesten der römischen Macht im Osten erschüttern zu sollen. Es war das Wenigste, dafs die Parther jetzt jenseit des Euphrat unbeschränkt schalteten, dafs Armenien, nachdem es schon vor der Katastrophe des Crassus vom römischen Bündnifs abgefallen war, jetzt ganz in parthische Clientel gerieth, dafs den treuen Bürgern von Karrhae durch den von den Parthern ihnen gesetzten neuen Herrn, einen der verrätherischen Wegweiser der Römer Namens Andromachos, ihre Anhänglichkeit an die Occidentalen bitter vergolten ward. Alles Ernstes schickten die Parther sich an nun ihrerseits die Euphratgrenze zu überschreiten und im Verein mit den Armeniern und den Arabern die Römer aus Syrien zu vertreiben. Die Juden und andere Völkerschaften mehr harrten hier der Erlosung von der römischen Herrschaft nicht minder ungeduldig wie die Hellenen jenseit des Euphrat der von der parthischen; in Rom stand der Bürgerkrieg vor der Thür; der Angriff eben hier und eben jetzt war eine schwere Gefahr. Allein zum Glücke Roms hatten auf beiden Seiten die Führer gewechselt. Sultan Orodes verdankte dem heldenmüthigen Fürsten, der ihm die Krone aufgesetzt und das Land von den Feinden gesäubert hatte, zu viel, um sich seiner nicht baldmöglichst durch den Henker zu entledigen. Surenas Platz als Oberfeldherr der nach Syrien bestimmten Invasionsarmee füllte ein Prinz aus, des Königs Sohn Pakoros, dem seiner Jugend und Unerfahrenheit wegen der Fürst Osakes als militärischer Rathgeber beigegeben werden mufste. Andrerseits übernahm bei den Römern an Crassus Stelle das Commando in Syrien interimistisch der besonnene und entschlossene Quästor Gaius Cassius. Da die Parther, eben wie früher Crassus, den Angriff nicht beeilten, sondern in den Jahren 701 und 702 nur schwache schnell zurückgeworfene Streifschaaren über den Euphrat sandten, so behielt Cassius Zeit das Heer einigermafsen zu reorganisiren und die

Juden, die die Erbitterung über die von Crassus verübte Spoliation des Tempels wieder einmal unter die Waffen getrieben hatte, mit Hülfe des treuen Anhängers der Römer Antipatros zum Gehorsam zurückzubringen. Die römische Regierung hätte volle Zeit gehabt zur Vertheidigung der bedrohten Grenze frische Truppen zu senden; allein es unterblieb über den Convulsionen der beginnenden Revolution und als endlich im J. 703 die grofse parthische Invasionsarmee am Euphrat erschien, hatte Cassius immer noch nur die zwei schwachen aus den Trümmern der Armee des Crassus gebildeten Legionen ihr entgegenzustellen. Natürlich konnte er damit weder den Uebergang wehren noch die Provinz vertheidigen. Syrien ward von den Parthern überrannt und ganz Vorderasien zitterte. Allein die Parther verstanden es nicht Städte zu belagern; von Antiochia, in das Cassius mit seinen Truppen sich geworfen hatte, zogen sie nicht blofs unverrichteter Sache ab, sondern wurden auf dem Rückzug am Orontes noch durch Cassius Reiterei in einen Hinterhalt gelockt und hier durch die römische Infanterie übel zugerichtet; Fürst Osakes selbst war unter den Todten und Freund und Feind ward hier inne, dafs die parthische Armee unter einem gewöhnlichen Feldherrn und auf einem gewöhnlichen Terrain nicht viel mehr leiste als jede andere orientalische. Indefs aufgegeben war der Angriff nicht. Noch im Winter 703/4 lagerte Pakoros in Kyrrhestike diesseit des Euphrat; und der neue Statthalter Syriens, Marcus Bibulus, ein ebenso elender Feldherr wie unfähiger Staatsmann, wufste nichts Besseres zu thun als sich in seine Festungen einzuschliefsen. Allgemein ward erwartet, dafs der Krieg im J. 704 mit erneuter Heftigkeit ausbrechen werde. Allein statt gegen die Römer wandte Pakoros die Waffen gegen seinen eigenen Vater und trat defshalb sogar mit dem römischen Statthalter in Einverständnifs. Damit war zwar weder der Fleck von dem Schild der römischen Ehre gewaschen noch auch Roms Ansehen im Orient wieder hergestellt, allein mit der parthischen Invasion in Vorderasien war es vorbei und es blieb, vorläufig wenigstens, die Euphratgrenze erhalten.

In Rom wirbelte inzwischen der kreisende Vulkan der Revolution seine Rauchwolken sinnbetäubend empor. Man fing an keinen Soldaten und keinen Denar mehr gegen den Landesfeind keinen Gedanken mehr übrig zu haben für die Geschicke der Völker. Es ist eines der entsetzlichsten Zeichen der Zeit, dafs das ungeheure Nationalunglück von Karrhae und Sinnaka den derzeitigen Politikern weit weniger zu denken und zu reden gab als

jener elende Krawall auf der appischen Strafse, in dem ein paar Monate nach Crassus der Bandenführer Clodius umkam; aber es ist begreiflich und beinahe verzeihlich. Der Bruch zwischen den beiden Machthabern, lange als unvermeidlich gefühlt und oft als nahe verkündigt, rückte jetzt unaufhaltsam heran. Wie das Boot der alten griechischen Schiffersage befand sich das Schiff der römischen Gemeinde gleichsam zwischen zwei auf einander zuschwimmenden Felsen; von Augenblick zu Augenblick den krachenden Zusammenstofs erwartend starrten die, welche es trug, von namenloser Angst gelähmt, in die hoch und höher strudelnde Brandung und während jedes kleinste Rucken hier tausend Augen auf sich zog, wagte nicht eines den Blick nach rechts oder links zu verwenden.

Nachdem auf der Zusammenkunft von Luca im April 698 Caesar sich Pompeius gegenüber zu ansehnlichen Concessionen verstanden und die Machthaber damit sich wesentlich ins Gleichgewicht gesetzt hatten, fehlte es ihrem Verhältnifs nicht an den äufseren Bedingungen der Haltbarkeit, insoweit bei einer Theilung der an sich untheilbaren monarchischen Gewalt überhaupt von Haltbarkeit die Rede sein kann. Eine andere Frage war es, ob die inneren Voraussetzungen der Dauerhaftigkeit vorhanden waren und ob die Machthaber, wenigstens für jetzt, gegenseitig sich ohne Hinterhalt als gleichberechtigt anerkannten. Dafs dies bei Caesar der Fall war dafs er um den Preis der Gleichstellung mit Pompeius sich die zur Unterwerfung Galliens nothwendige Frist erkauft hatte, ist früher dargelegt worden. Aber Pompeius war es schwerlich jemals auch nur vorläufig Ernst mit der Collegialität. Er war eine von den kleinlichen und gemeinen Naturen, gegen die es gefährlich ist Grofsmuth zu üben: seinem kleinlichen Sinn mufste es als Gebot der Klugheit erscheinen dem unwillig anerkannten Nebenbuhler bei erster Gelegenheit ein Bein zu stellen, und seine gemeine Seele mufste dürsten nach der Möglichkeit die durch Caesars Nachsicht erlittene Demüthigung ihm umgekehrt zu vergelten. Pompeius Entschlufs mit Caesar zu brechen ist dem Ursprung nach wahrscheinlich so alt wie der Bund der Machthaber selbst, wahrscheinlich aber auch in Pompeius dumpfer und träger Natur erst allmählich zur Klarheit und Reife gelangt. Auf keinen Fall wird das Publikum, das überhaupt Pompeius An- und Absichten gewöhnlich besser durchschaute als er selbst, darin sich getäuscht haben, dafs wenigstens mit dem Tode der schönen Julia, welche in der Blüthe ihrer Jahre im Herbst 700 starb und der ihr einziges Kind bald in das Grab nachfolgte, das persön-

liche Verhältnifs zwischen ihrem Vater und ihrem Gemahl gelöst war. Pompeius war es, der abbrach. Caesar versuchte die vom Schicksal getrennten verwandtschaftlichen Bande wieder herzustellen: er warb für sich um die Hand der einzigen Tochter des Pompeius und trug diesem seine jetzt nächste Verwandte, seiner Schwester Enkelin Octavia zur Gemahlin an; allein Pompeius liefs seine Tochter ihrem bisherigen Gatten Faustus Sulla, dem Sohn des Regenten, und vermählte sich selbst mit der Tochter des Quintus Metellus Scipio. Der persönliche Bruch war unverkennbar eingetreten; man erwartete, dafs der politische ihm auf dem Fufse folgen werde. Allein hierin hatte man sich getäuscht: in öffentlichen Angelegenheiten blieb vorläufig noch ein collegialisches Einvernehmen bestehen. Die Ursache war, dafs Caesar nicht brechen wollte, bevor Galliens Unterwerfung eine vollendete Thatsache war, Pompeius nicht, bevor er durch die Uebernahme der Dictatur die Regierungsbehörden und Italien vollständig in seine Gewalt gebracht haben würde. Es ist sonderbar, aber wohl erklärlich, dafs die Machthaber hierbei sich gegenseitig unterstützten: Pompeius überliefs nach der Katastrophe von Aduatuca im Winter 700 eine seiner auf Urlaub entlassenen italischen Legionen leihweise an Caesar; andrerseits gewährte Caesar Pompeius seine Einwilligung und seine moralische Unterstützung bei den Repressivmafsregeln, die dieser gegen die störrige republikanische Opposition ergriff. Das politische Resultat der letzteren war, dafs Pompeius im Anfang des J. 702 das ungetheilte Consulat und einen durchaus den Caesars überwiegenden Einfluss in der Hauptstadt gewann und dafs die sämmtliche waffenfähige Mannschaft in Italien den Soldateneid in seine Hände und auf seinen Namen ableistete. Pompeius war hiermit am Ziele und es lag in seinem Interesse nun baldmöglichst mit Caesar ein Ende zu machen. Die Absicht trat auch klar genug hervor. Dafs die nach dem Auflauf auf der appischen Strafse stattfindende gerichtliche Verfolgung eben Caesars alte demokratische Parteigenossen mit schonungsloser Härte traf (S. 309), konnte vielleicht noch als blofse Ungeschicklichkeit hingehen. Dafs das neue Gesetz gegen die Wahlumtriebe, indem es bis 684 zurückgriff, auch die bedenklichen Vorgänge bei Caesars Bewerbung um das Consulat mit einschlofs (S. 308), mochte gleichfalls ohne bestimmte Absicht verfügt sein, obgleich nicht wenige Caesarianer darin eine solche zu erkennen meinten. Aber auch bei dem besten Willen konnte man nicht mehr die Augen verschliefsen, als Pompeius sich zum Collegen im Consulat nicht seinen früheren Schwiegervater erkor,

wie es der Lage der Sache entsprach und vielfach gefordert ward, sondern in seinem neuen Schwiegervater sich einen von ihm völlig abhängigen Figuranten an die Seite setzte (S. 309); noch weniger, als Pompeius sich gleichzeitig die Statthalterschaft beider Spanien auf weitere fünf Jahre, also bis 709 verlängern und für die Besoldung seiner Truppen sich aus der Staatskasse eine ansehnliche feste Summe anweisen liefs, ohne für Caesar die gleiche Verlängerung des Commandos und die gleiche Geldbewilligung zu bedingen. Unverkennbar waren diese Uebergriffe darauf berechnet Caesars Stellung zu untergraben und demnächst ihn zu stürzen. Der Augenblick konnte nicht günstiger sein. Crassus, seit der sullanischen Zeit mit Pompeius aufs tiefste verfeindet und fast ebenso lange mit Caesar politisch und persönlich verbündet, wäre bei einem etwaigen Bruch zwischen Pompeius und Caesar unzweifelhaft auf Caesars Seite getreten; wie er war, allenfalls, wenn er nicht selbst König von Rom sein konnte, auch damit zufrieden der erste Banquier des neuen Königs von Rom zu sein, durfte Caesar überhaupt auf seine Unterstützung mit Sicherheit zählen und auf keinen Fall besorgen ihn sich gegenüber als Verbündeten seiner Feinde zu erblicken. Nur darum hatte Caesar in Luca Pompeius so viel eingeräumt, weil er an Crassus und dessen syrischer Armee zugleich ein Gegengewicht gegen Pompeius erhielt; die Katastrophe vom Juni 701, in der Heer und Feldherr zu Grunde gingen, war auch für Caesar ein furchtbar schwerer Schlag. Wenige Monate später brach in Gallien, eben da es vollständig unterworfen schien, die nationale Insurrection gewaltiger als je aus und zum erstenmal schien hier gegen Caesar ein ebenbürtiger Gegner in dem Arvernerkönig Vercingetorix aufgetreten zu sein. Wieder einmal hatte das Geschick für Pompeius gearbeitet: Crassus war todt, ganz Gallien im Aufstand, Pompeius faktisch Dictator von Rom und Herr des Senats — was hätte kommen mögen, wenn er jetzt den Senat zwang Caesar aus Gallien abzurufen! — Aber Pompeius hat es nie verstanden das Glück bei der Locke zu fassen. Er kündigte den Bruch deutlich genug an: bereits 702 liefsen seine Handlungen darüber keinen Zweifel und schon im Frühjahr 703 sprach er seine Absicht mit Caesar zu brechen unverhohlen aus; aber er brach nicht und liefs ungenutzt die Monate verstreichen.

Indefs wie auch Pompeius zögerte, die Krise rückte doch durch das Schwergewicht der Dinge selbst unaufhaltsam heran und die Vorbereitungen zu ihr wurden allerseits getroffen. — Der bevorstehende Krieg war nicht etwa ein Kampf zwischen Be-

publik und Monarchie, worüber die Entscheidung bereits gefallen war, sondern ein Kampf um den Besitz der Krone Roms zwischen Pompeius und Caesar. Aber keiner der Prätendenten fand seine Rechnung dabei die rechte Parole auszusprechen; er hätte damit den ganzen sehr ansehnlichen Theil der Bürgerschaft, der den Fortbestand der Republik wünschte und an dessen Möglichkeit glaubte, dem Gegner geradezu ins Lager getrieben. Die alten Schlachtrufe, wie sie Gracchus und Drusus, Cinna und Sulla angestimmt hatten, wie verbraucht und inhaltslos sie auch waren, blieben immer noch gut zum Feldgeschrei für den Kampf der beiden um die Alleinherrschaft ringenden Generale. Wenn auch für den Augenblick sowohl Pompeius wie Caesar offenen sich zu der sogenannten Popularpartei rechneten, so konnte es doch keinen Augenblick zweifelhaft sein, dafs Caesar das Volk und den demokratischen Fortschritt, Pompeius die Aristokratie und die legitime Verfassung auf sein Panier schreiben werde. Caesar hatte keine Wahl. Er war von Haus aus und sehr ernstlich Demokrat, die Monarchie wie er sie verstand mehr dem Namen als der Sache nach von dem gracchischen Volksregiment verschieden; und er war ein zu hochsinniger und zu tiefer Staatsmann, um seine Farben zu decken und unter einem anderen als seinem eigenen Wappen zu fechten. Der materielle Gewinn freilich, den dies Feldgeschrei ihm eintrug, war sehr gering; er beschränkte in der Hauptsache sich darauf, dafs er dadurch der Unbequemlichkeit überhoben ward das Königthum beim Namen zu nennen und mit dem verfehmten Namen die Masse der Laien und die eigenen Anhänger zu consterniren. Positiven Gewinn brachte die demokratische Fahne kaum noch, seit die gracchischen Ideale durch Clodius schändlich und lächerlich geworden waren: denn wo gab es jetzt, abgesehen etwa von den Transpadanern, einen Kreis von irgend welcher Bedeutung, der durch den populären Schlachtruf zur Theilnahme an dem Kampfe sich hatte bestimmen lassen? — Damit wäre auch Pompeius Rolle in dem bevorstehenden Kampf entschieden gewesen, wenn nicht ohnehin schon es sich von selbst verstanden hätte, dafs er in denselben eintreten mufste als der Feldherr der legitimen Republik. Ihn hatte wenn je einen die Natur zum Glied einer Aristokratie bestimmt und nur durch sehr zufällige und sehr egoistische Motive war er als Ueberläufer aus dem aristokratischen in das demokratische Lager geführt worden. Es konnte nicht fehlen, dafs er jetzt wieder auf seine sullanischen Traditionen zurückkam; es war das nicht blofs sachgemäfs, sondern in jeder Beziehung unmittelbar

nützlich. So verbraucht das demokratische Feldgeschrei war, von so gewaltiger Wirkung mufste das conservative sein, wenn es von dem rechten Mann ausging. Vielleicht die Majorität, auf jeden Fall der Kern der Bürgerschaft gehörte der verfassungstreuen Partei an und ihrer numerischen und moralischen Stärke nach war dieselbe wohl berufen in dem bevorstehenden Prätendentenkampf in mächtiger, vielleicht in entscheidender Weise zu intervenirn. Es fehlte ihr nichts als ein Führer. Marcus Cato, ihr gegenwärtiges Haupt, that als Vormann seine Schuldigkeit, wie er sie verstand, unter täglicher Lebensgefahr und vielleicht ohne Hoffnung auf Erfolg; seine Pflichttreue war achtbar, aber der letzte auf einem verlorenen Posten zu sein ist Soldaten-, nicht Feldherrnlob. Die gewaltige Reserve, die der Partei der gestürzten Regierung wie von selber in Italien erwachsen war, wufste er weder zu organisiren noch rechtzeitig in den Kampf zu ziehen; und worauf am Ende alles ankam, die militärische Führung hat er aus guten Gründen niemals in Anspruch genommen. Wenn anstatt dieses Mannes, der weder Parteihaupt noch General zu sein verstand, ein Mann von Pompeius politischer und militärischer Bedeutung das Banner der bestehenden Verfassung erhob, so strömten nothwendig die Municipalen Italiens haufenweise demselben zu, um, zwar nicht für den König Pompeius, aber doch gegen den König Caesar fechten zu helfen. Hierzu kam ein anderes wenigstens ebenso wichtiges Moment. Es war Pompeius Art, selbst wenn er sich entschlossen hatte, nicht den Weg zur Ausführung seines Entschlusses finden zu können. Wenn er den Krieg vielleicht zu führen, aber nicht zu erklären verstand, so war die catonische Partei sicher unfähig ihn zu führen, aber sehr fähig und vor allem sehr bereit der in der Gründung begriffenen Monarchie den Krieg zu motiviren und anzukündigen. Nach Pompeius Absicht sollte, während er selbst sich passiv verhielt und in seiner Art bald davon redete demnächst in seine spanischen Provinzen abgehen zu wollen, bald zur Uebernahme des Commandos am Euphrat sich reisefertig machte, die legitime Regierungsbehörde, das heifst der Senat mit Caesar brechen, ihm den Krieg erklären und mit dessen Führung Pompeius beauftragen, der dann, dem allgemeinen Verlangen nachgebend, als Beschützer der Verfassung gegen demagogisch-monarchische Wühlereien, als rechtlicher Mann und Soldat der bestehenden Ordnung gegen die Wüstlinge und Anarchisten, als wohlbestallter Feldherr der Curie gegen den Imperator von der Gasse aufzutreten und das Vaterland wieder einmal zu retten gedachte. Also gewann Pompeius durch die Allianz

mit den Conservativen theils zu seinen persönlichen Anhängern eine zweite Armee, theils ein angemessenes Kriegsmanifest — Vortheile, die allerdings erkauft wurden um den hohen Preis einer Coalition mit den principiellen Gegnern. Von den unzähligen Uebelständen, die hierin lagen, entwickelte sich vorläufig nur erst der eine, aber bereits sehr ernste, dafs Pompeius es aus der Hand gab, wann und wie es ihm gefiel, mit Caesar zu brechen und in diesem entscheidenden Punkte sich abhängig machte von allen Zufälligkeiten und Launen einer aristokratischen Corporation.

So ward also die republikanische Opposition, nachdem sie sich Jahre lang mit der Zuschauerrolle hatte begnügen müssen und kaum hatte wagen dürfen zu pfeifen, jetzt durch den bevorstehenden Bruch der Machthaber wieder auf die politische Schaubühne zurückgeführt. Es war nicht schwer vorauszusehen, wie sie zu Pompeius Coalitionsversuchen sich verhalten werde. Im Senat, auf den es vorläufig allein ankam, war zwar die ganze Körperschaft mit wenigen vereinzelten Ausnahmen der Monarchie abgeneigt; allein die Majorität wollte doch das oligarchische Regiment nur dann restauriren, wenn es ohne Gefahr sich restauriren liefs, womit es denn freilich gute Weile hatte. Sie verlangte vor allen Dingen und um jeden Preis Frieden und war allem abgeneigt, was entschieden war, am meisten einem entschiedenen Bruch mit dem einen oder dem andern der Machthaber. Die kleine Minorität der Entschlossenen, die in Cato ihren Mittelpunct fand, wünschte im Gegentheil nichts eifriger als den Kampf für die Republik und gegen die Monarchie je eher desto lieber zu beginnen. Der klägliche Ausgang des im J. 698 gemachten Versuches (S. 294) hatte sie indefs belehrt, dafs sie für sich allein den Krieg nicht einmal zu bewirken, geschweige denn zu führen vermochte; sie begriff, dafs die einzige Möglichkeit zu einer Restauration des alten Regiments zu gelangen in der Coalition mit dem minder gefährlichen gegen den gefährlicheren Herrscher lag. Wenn Pompeius sich zu der oligarchischen Verfassung bekannte und für sie gegen Caesar zu streiten sich erbot, so konnte und mufste die republikanische Opposition ihn als ihren Feldherrn anerkennen und mit ihm im Bunde die furchtsame Majorität zur Kriegserklärung zwingen. Dafs es Pompeius mit seiner Verfassungstreue nicht voller Ernst war, konnte zwar Niemand entgehen; aber halb wie er in allem war, war es ihm doch auch keineswegs so wie Caesar zum deutlichen und sicheren Bewufstsein gekommen, dafs es das erste Geschäft des neuen Monarchen sein müsse mit dem oligarchischen Gerümpel gründlich und abschliefsend auf-

zuräumen. Auf alle Fälle bildete der Krieg ein wirklich republikanisches Heer und wirklich republikanische Feldherren heran und es konnte dann, nach dem Siege über Caesar, unter günstigeren Aussichten dazu geschritten werden nicht blofs einen der Monarchen, sondern die im Werden begriffene Monarchie selbst zu beseitigen. Verzweifelt wie die Sache der Oligarchie stand, mufste das Anerbieten des Pompeius mit ihr sich zu alliiren als eine unerwartet günstige Fügung betrachtet werden.

Der Abschluss der Allianz zwischen Pompeius und der catonischen Partei erfolgte verhältnifsmäfsig rasch. Schon während Pompeius Dictatur hatte beiderseits eine bemerkenswerthe Annäherung stattgefunden. Pompeius ganzes Verhalten in der meuterischen Krise, seine schroffe Zurückweisung des die Dictatur ihm antragenden Pöbels, seine bestimmte Erklärung nur vom Senat das Amt annehmen zu wollen, seine unnachsichtige Strenge gegen die Ruhestörer jeder Art und namentlich gegen die Ultrademokraten, die auffallende Courtoisie, womit er Cato und dessen Gesinnungsgenossen behandelte, schienen ebenso darauf berechnet der Partei der Ordnung entgegenzukommen wie sie für den Demokraten Caesar beleidigend waren. Andrerseits hatten auch Cato und seine Getreuen den Antrag Pompeius, die Dictatur zu übertragen, statt ihn mit gewohntem Rigorismus zu bekämpfen, unter unwesentlichen Formänderungen zu dem ihrigen gemacht; zunächst aus den Händen des Bibulus und Cato hatte Pompeius das ungetheilte Consulat empfangen. Wenn so schon zu Anfang des J. 702 zwischen der catonischen Partei und Pompeius wenigstens ein stillschweigendes Einverständnifs stattfand, so durfte das Bündnifs als förmlich abgeschlossen gelten, als bei den Consulwahlen für 703 zwar nicht Cato selbst gewählt ward, aber doch neben einem insignificanten Manne der Senatsmajorität einer der entschiedensten Anhänger Catos, Marcus Claudius Marcellus. Marcellus war kein stürmischer Eiferer und noch weniger ein Genie, aber ein charakterfester und strenger Aristokrat, eben der rechte Mann um, wenn mit Caesar der Krieg eröffnet werden sollte, ihn denselben zu erklären. Wie die Verhältnisse lagen, konnte diese nach den unmittelbar vorher gegen die republikanische Opposition ergriffenen Repressivmafsregeln so auffallende Wahl kaum anders erfolgt sein als mit Einwilligung oder wenigstens mit stillschweigender Zulassung des gegenwärtigen Machthabers von Rom. Langsam und schwerfällig, wie er pflegte, aber sicher und unverwandt schritt Pompeius auf den Bruch zu.

In Caesars Absicht lag es auch jetzt nicht mit Pompeius zu

brechen. Zwar ernstlich und auf die Dauer konnte er die Herrschergewalt mit keinem Collegen theilen wollen, am wenigsten mit einem so untergeordneter Art wie Pompeius war, und ohne Zweifel war er längst entschlossen nach Beendigung der gallischen Eroberung die Alleinherrschaft für sich zu nehmen und nöthigenfalls mit den Waffen zu erzwingen. Allein eine Natur wie die seinige, in der der Offizier durchaus dem Staatsmann untergeordnet war, konnte nicht verkennen, dafs die Regulirung des staatlichen Organismus durch Waffengewalt denselben in ihren Folgen tief und oft für immer zerrüttet; Caesar wünschte wenn irgend möglich die Verwickelung durch friedliche Mittel oder wenigstens ohne offenkundigen Bürgerkrieg zu lösen. Sollte aber nun einmal der Bürgerkrieg gelobt werden, so konnte er für Caesar in keinem ungelegeneren Momente beginnen als in diesem, wo er, von jedem unmittelbaren Eingreifen in Italien ausgeschlossen, die Coalition seines neuen Gegners und der grundsätzlich dem feindlichen Verfassungsparteien nicht wohl im Stande war zu verhindern. Darum wünschte er das Verhältnifs mit Pompeius und damit den Frieden wenn irgend möglich aufrecht zu halten und in friedlicher Weise zu dem bereits in Luca ihm zugesicherten Consulat für 706 zu gelangen. Ward er alsdann nach abschliefsender Erledigung der keltischen Angelegenheiten in ordnungsmäfsiger Weise an die Spitze des Staats gestellt, so konnte er, der dem Staatsmann Pompeius noch weit entschiedener überlegen war als dem Feldherrn, ohne Schwierigkeit diesen in der Curie und auf dem Forum ausmanövriren und zur thatsächlichen Alleinherrschaft gelangen. Vielleicht war es möglich für seinen schwerfälligen, unklaren und hoffärtigen Nebenbuhler irgend eine ehrenvolle und einflufslose Stellung zu ermitteln, in der dieser sich zu annulliren zufrieden war; ähnlich wie Napoleon die Grofswählerschaft für Cambaceres erfand. Die wiederholten Versuche Caesars, sich mit Pompeius verschwägert zu halten, mochten eine solche Lösung anbahnen und in der Succession der aus beider Blut herstammenden Sprösslinge die letzte Schlichtung des alten Haders herbeiführen sollen. Die republikanische Opposition blieb dann führerlos, also wahrscheinlich ebenfalls ruhig und der Friede ward erhalten. Aber wenn es auch auf diese oder jene Weise zum Bürgerkrieg kam — und die Wahrscheinlichkeit war allerdings dafür —, so konnte doch Caesar dann als Consul von Rom aus den Krieg schicklicher und vortheilhafter führen als wenn er jetzt genöthigt ward als Proconsul von Gallien gegen den Senat und dessen Feldherrn zu

Felde zu ziehen; in diesem Fall war er es, der über die gehorsame Senatsmajorität verfügte und konnte er die Coalition der Pompeianer und der Republikaner erschweren, ja vielleicht völlig vereiteln. Allerdings hing das Gelingen dieses Planes davon ab, dafs Pompeius gutmüthig genug war Caesar das ihm in Luca zugesicherte Consulat für 706 jetzt noch zuzugestehen; aber selbst wenn dies fehlschlug, war es für Caesar immer noch vortheilhaft die gröfste Nachgiebigkeit thatsächlich und wiederholt zu documentiren. Theils ward dadurch Zeit gewonnen um im Keltenland zum Ziele zu kommen, wo der Aufstand des Vercingetorix eben alles Erreichte von Neuem in Frage stellte und Caesar vom Winter 701/2 bis zum Sommer 703 unausgesetzt beschäftigte; theils blieb den Gegnern die gehässige Initiative des Bruches und also des Bürgerkriegs, was sowohl der Senatsmajorität und der Partei der materiellen Interessen, als auch namentlich den eigenen Soldaten gegenüber für Caesar vom gröfsten Belang war.

Demnach handelte er. Er rüstete freilich: durch neue Aushebungen im Winter 702/3 stieg die Zahl seiner Legionen einschliefslich der von Pompeius entlehnten auf elf. Aber zugleich billigte er ausdrücklich und öffentlich Pompeius Verhalten während der Dictatur und die durch ihn bewirkte Wiederherstellung der Ordnung in der Hauptstadt, wies die Warnungen geschäftiger Freunde als Verleumdungen zurück, übersah, was sich übersehen liefs und ertrug, was ertragen werden konnte, unerschütterlich festhaltend nur an der einen und entscheidenden Forderung, dafs das nach republikanischem Staatsrecht zulässige, von seinem Collegen vertragsmäfsig zugestandene zweite Consulat ihm in gehöriger Weise zu Theil werde. Indefs bedurfte es hiezu nothwendig noch zweier weiterer Zugeständnisse von Seiten des Pompeius. Das eine war der Sache nach schon in dem Vertrag von Luca enthalten. Hier war festgesetzt worden, dafs Caesars Statthalterschaft mit dem letzten December 705 zu Ende gehen und das Consulat ihm für 706 offen gehalten werden solle. Allein da nach der römischen Verfassung der Consularcandidat ein halbes Jahr vor dem Amtsantritt persönlich sich in der Hauptstadt als Bewerber zu melden verpflichtet war, der Statthalter aber die Hauptstadt erst nach Niederlegung seines Amtes betreten durfte, so konnte diese Clausel nur ausgeführt werden, wenn Caesar, wie dies oft geschehen war, von der Pflicht persönlicher Bewerbung dispensirt ward. Caesar mufste hierauf bestehen, denn wenn er die Statthalterschaft abgab, ehe er das Consulat übernahm, so war die Anklage, die nach römischem Recht gegen den fungiren-

den Beamten unzulässig war, alsdann ihm gewifs, wie dem Cato längst geschworen hatte ihn bei erster Gelegenheit zu belangen; und da Pompeius ein mehr als zweifelhafter Beschützer war, so hatte das Publicum ganz Recht ihm für diesen Fall einen mitonischen Prozefs zu prophezeien. Pompeius erkannte denn auch die Billigkeit dieser Forderung an und es ward im J. 702 durch ein tribunicisches Gesetz Caesar gestattet sich abwesend um das Consulat zu bewerben. Bald darauf erging die neue Wahlordnung (S. 308); mit Befremden sahen Caesars Freunde, dafs die Verpflichtung der Candidaten sich persönlich zu melden darin allgemein wiederholt und keinerlei Ausnahme zu Gunsten der durch frühere Gesetze davon Dispensirten hinzugefügt war. Auf Caesars Beschwerde ward eine solche beschränkende Clausel dem schon solemnisirten Gesetz zwar eingefügt, aber nicht durch neuen Volksschlufs bestätigt. Nach formellem Recht war das zu Gunsten Caesars ergangene Privileg durch die jüngere Wahlordnung unzweifelhaft aufgehoben und die nachträglich eingerückte Clausel ebenso unzweifelhaft nichtig: die kümmerliche Hinterhältigkeit des Collegen lag hier offen zu Tage; dennoch fand es Caesar in seinem Interesse all diese Winkelzüge nicht zu sehen und mit jener Clausel sich zu begnügen. — Wenn Pompeius dies Begehren Caesars wenigstens nicht offen zurückzuweisen wagte, so stiefs dagegen das zweite: ihm die Cumulirung der Statthalterschaft und des Consulats zu gestatten — auf die entschiedenste Weigerung. Dies ging allerdings über den Vertrag von Luca hinaus: allein es war eine unter den veränderten Verhältnissen durchaus gerechte, ja schlechterdings nothwendige Forderung des Collegen an den Collegen. Vor wenigen Jahren erst hatte Pompeius die Statthalterschaft beider Spanien mit dem Consulat zusammen verwaltet und noch gegenwärtig cumulirte er, aufser dem wichtigen Oberaufsichtsamt über das hauptstädtische Verpflegungswesen, den militärischen Oberbefehl in Italien mit dem spanischen; es war nur billig dem Collegen das Gleiche zu gewähren. Caesar konnte es nicht darauf ankommen lassen neben Pompeius, der sämmtliche waffenfähige Mannschaft in Italien in Eid und Pflicht genommen hatte, blofs als Consul, das heifst ohne militärischen Oberbefehl und ohne Truppen, zu stehen; es war das Wenigste, was er fordern konnte, ihm neben dem Consulat das Commando in Norditalien und jenseit der Alpen zu belassen. Die Sache kam im Senat zur Verhandlung: nach dem Gutachten des neuen Consuls Marcus Marcellus ward Caesars Begehren abgelehnt (Anf. 703). Es konnte nicht zweifelhaft sein, dafs

Pompeius diese Zurückweisung zugelassen, wo nicht veranlafst hatte.

Der catonischen Partei schien der Augenblick gekommen offen aufzutreten. In den ersten Monaten des J. 703 stellte der Consul Marcus Marcellus im Senat den Antrag, dafs derselbe, da die Unterwerfung Galliens beendigt sei, den Proconsul Gaius Caesar veranlassen wolle die ausgedienten Soldaten sofort zu entlassen und sein aufserordentliches Commando niederzulegen; dafs ferner der Senat die von Caesar in Oberitalien vorgenommenen Bürgerrechtsverleihungen und Coloniegründungen als verfassungswidrig und nichtig cassiren und ungeschehen, um mögliche Mifsverständnisse zu vermeiden, declariren möge, dafs das durch Exceptionalgesetz dem Proconsul beider Gallien gestattete Recht sich abwesend um das Consulat zu bewerben durch die jüngere Wahlordnung aufgehoben, auch nicht darin gesetzmäfsig reservirt sei. Wenn Marcellus noch zu weiterer Verdeutlichung seiner Absichten einen Rathsherrn von Comum, der durch das angefochtene Colonierecht dieser Stadt römischer Bürger geworden war, mit der nur gegen Nichtbürger zulässigen Strafe des Auspeitschens belegte, so war dies ziemlich überflüssig; man konnte der Kriegserklärung wenigstens das Verdienst der Klarheit ohnehin nicht absprechen. Wieder verlor Pompeius Monate in feierlichem Zaudern; als endlich (29. Sept. 703) die entscheidende Senatssitzung stattfand, bewirkten die Angst der Majorität vor dem Bruch und Pompeius rückhaltiges und unsicheres Benehmen zusammen, dafs der Antrag des Marcellus zwar nicht zurückgewiesen, aber doch ihm die Spitze abgebrochen und endlosen Weiterungen Thür und Thor geöffnet ward. Die Veteranen des gallischen Heeres wurden durch Beschlufs des Senats aufgefordert um ihren Abschied einzukommen und also die Sprengung der gefürchteten caesarischen Armee vom Senat in derselben Weise an die Hand genommen, wie es einst durch Volksschlufs mit dem Heere Lucullus geschehen war (S. 68. 98.); die Verhandlung über Caesars Abberufung ward dagegen auf den 1. März 704 vertagt. Zugleich trat Pompeius jetzt öffentlich auf die Seite der Verfassungspartei gegen Caesar: das Begehren desselben eine Verlängerung der Statthalterschaft über den letzten Dec. 705 hinaus zu erhalten nannte er mit geschmackloser Grobheit ebenso unverschämt, wie wenn ein Sohn von dem Vater verlange, dafs er von ihm sich mit dem Stock schlagen lasse, und sprach von der Verpflichtung der Beamten dem Senat unbedingt zu gehorchen, ohne um Bürgerschaftsbeschlüsse, tribunicische Inter-

cessionen und ähnliche antiquirte Formalitäten sich zu bekümmern. Es ging dies zunächst darauf, dafs Caesar sein Amt durch Volksschlufs garantirt war und mehrere Tribune von Caesars Partei sich bereit hielten jeden Caesar feindlichen Senatsbeschlufs durch Intercession zu annulliren; allein es sprach sich unzweifelhaft darin die Ansicht der entschiedenen Opposition überhaupt aus, dafs es nothwendig sei nach einem allfälligen Siege energischer noch, als Sulla gethan, die Oligarchie durchzuführen und alles, was wie Volksfreiheit auch nur aussah, gründlich zu beseitigen; wie man es denn auch ohne Zweifel absichtlich unterliefs sich bei diesen Angriffen gegen Caesar irgendwie der Comitien zu bedienen. — Caesar blieb trotz jener offenbar feindlichen Beschlüsse seiner bisherigen Taktik treu. Zwar zog er, nachdem die Insurrection in Gallien überwältigt war, unter dem schicklichen Vorwand der Grenzvertheidigung (S. 274) im Sommer 703 eine Legion nach Norditalien, allein er brach nicht blofs nicht mit dem Senat, sondern er gab die Hoffnung nicht auf die Senatsmajorität, deren Angst vor dem Bruch bekannt war, ungeachtet des von Pompeius auf sie ausgeübten Druckes für die von Caesar herrührenden Vergleichsvorschläge zu gewinnen, so dafs nicht er, sondern der Gegner in offenem Widerspruch mit der höchsten Regierungsbehörde gerieth. Die Ausführung dieser ebenso viel List wie Muth erfordernden Aufgabe übernahm der Volkstribun Gaius Curio, wohl das eminenteste unter den liederlichen Genies* dieser Epoche, übertroffen an vornehmer Eleganz, an tiefsender und geistreicher Rede, an der bei energisch angelegten, aber verlotterten Charakteren in den Pausen des Müssiggangs nur um so mächtiger sich regenden Thatkraft, aber auch unübertroffen in wüster Wirthschaft, im Borgtalent — man berechnete seine Schulden auf 60 Mill. Sest. (4 Mill. Thlr.) — und in sittlicher und politischer Grundsatzlosigkeit. Schon früher hatte er Caesar sich zu Kauf angetragen und war abgewiesen worden; das Talent, das er seitdem in seinen Angriffen auf Caesar entwickelte, bestimmte diesen ihn nachträglich zu erstehen — der Preis war hoch, aber die Waare war es werth. Curio hatte bisher den Demagogen gemacht und als solcher gewettert sowohl gegen Caesar wie gegen Pompeius. Die anscheinend unparteiische Stellung, die dies ihm gab, benutzte er mit seltener Gewandtheit, um, als im Frühjahr 704 der Antrag Caesar zur Niederlegung seines aufserordentlichen Commandos in Gallien zu veranlassen wieder zur Verhand-

* *Homo ingeniosissime nequam* (Velleius).

lung im Senat kam, die Ausdehnung dieser Maßregel auch auf Pompeius und dessen außerordentliche Commandos vorzuschlagen. Seine Auseinandersetzung, daß ein verfassungsmäßiger Zustand sich nur durch Beseitigung sämmtlicher Ausnahmestellungen herbeiführen lasse, die einseitige Beseitigung aber eines der Generale, sei es Caesars, sei es Pompeius, die Gefahr für die Verfassung nur steigern werde, leuchtete den politischen Halbweisen wie dem großen Publicum vollkommen ein. Caesar seinerseits, der von Oberitalien aus den Verhandlungen folgte, erklärte sich mit Curios Vorschlag sogleich einverstanden und erbot sich Statthalterschaft und Commando augenblicklich niederzulegen, so wie Pompeius das Gleiche thue; ohne Frage war es ihm damit auch Ernst, dem nur die von Pompeius in Italien eingenommene Ausnahmestellung nöthigte ihn an der seinigen festzuhalten. So offenbar hatte Curios Vorschlag die Majorität im Senate für sich, daß Pompeius und die Minorität der Entschiedenen nicht einmal wagten es zur Abstimmung kommen zu lassen. Pompeius erklärte, daß Caesar sein Commando jedenfalls bis zum 23. Nov. 704 abgeben müsse und daß er selbst zwar dem gegebenen Beispiel bald zu folgen gedenke, aber für seinen Rücktritt weder diesen noch irgend einen andern bestimmten Termin festzusetzen vermöge. Uebrigens documentirten er und seine Verbündeten ihre Rathlosigkeit durch eine abermalige Vertagung; noch einmal ging der Senat unverrichteter Sache auseinander. Bis jetzt war es also nicht Caesar, sondern Pompeius, der dem offenbaren Willen des Senats sich widersetzte. Pompeius suchte auf einem andern Weg Caesar mit den legalen Behörden in Widerspruch und ins offenbare Unrecht zu bringen. Der Senat beschloß auf seine Veranlassung, daß für den bevorstehenden parthischen Krieg (S. 322) Pompeius und Caesar jeder eine Legion abzugeben hätten; in Folge dieses Beschlusses forderte Pompeius die vor mehreren Jahren an Caesar geborgte Legion von diesem zurück, so daß, wenn Caesar dem Beschlusse nachkam, er in der That zwei Legionen einbüßte; und doch ließ sich weder die Opportunität des Senatsbeschlusses noch die Berechtigung des von Pompeius erhobenen Begehrens bestreiten. Es war ein empfindlicher Verlust; aber Caesar war an seiner vortheilhaften Stellung der strengen Gerechtigkeit und zuvorkommenden Nachgiebigkeit mehr gelegen als an einigen Tausend Soldaten mehr; die beiden Legionen kamen ohne Verzug und stellten der Regierung sich zur Verfügung. Aber statt nach Syrien eingeschifft zu werden, wurden sie in Capua zu Pompeius Verfügung gehalten und

das Publicum hatte abermals Gelegenheit Caesars offenkundige Bestrebungen den Bürgerkrieg abzuwenden mit der perfiden Kriegsvorbereitung der Gegner zu vergleichen. So verfloss der Sommer 704 in schwüler Stille und der Tag, den Pompeius als den unwiderruflich letzten Termin für Caesars Abberufung bezeichnet hatte, der 13. Nov. 704 kam allmählich heran. Caesar hatte den Sommer benutzt um die transalpinischen Angelegenheiten schliefslich zu ordnen; die aufs Neue beginnenden Verhandlungen fanden ihn wieder in Ravenna. Die Vertagung hatte den Gegnern Caesars keinen besseren Rath gebracht. Sie hatten bisher die Abstimmung über Curios Antrag verhindert; jetzt fand sie statt und constatirte die Niederlage der Partei des Pompeius und Cato in ihrem ganzen Umfang. Mit 370 gegen 22 Stimmen beschlofs der Senat, dafs die Proconsuln von Spanien und Gallien beide aufzufordern seien ihre Aemter zugleich niederzulegen. Pompeius also ward vom Senat nicht minder abberufen als Caesar und während Caesar bereit stand dem Befehl nachzukommen, verweigerte Pompeius geradezu den Gehorsam. Der vorsitzende Consul Gaius Marcellus, des Marcus Marcellus Vetter und gleich diesem zur catonischen Partei gehörig, hielt der servilen Majorität eine bittere Strafpredigt; und ärgerlich war es freilich so im eigenen Lager geschlagen zu werden und geschlagen mittelst der Phalanx der Memmen. Aber wo sollte der Sieg auch herkommen unter einem Führer, der, statt kurz und bestimmt den Senatoren seine Befehle zu dictiren, sich auf seine alten Tage bei einem Professor der Redekunst zum zweiten Mal in die Lehre begab, um dem jugendfrischen glänzenden Talente Curios mit seiner neu aufpolirten Eloquenz zu begegnen?

Auch die verfassungstreue Opposition war in der peinlichsten Lage. Sie zunächst hatte es übernommen die Dinge zum Bruche zu treiben und den Senat mit sich fortzureifsen, und sah nun in der ärgerlichsten Weise ihr Fahrzeug auf den Sandbanken der schlaffen Majorität stranden. Von Pompeius mufsten ihre Führer in den Conferenzen die bittersten Vorwürfe hören; er wies mit Nachdruck und mit vollem Recht auf die Gefahren des Scheinfriedens hin, und wenn es auch nur an ihm selber lag den Knoten durch eine rasche That zu durchhauen, so wufsten seine Verbündeten doch sehr wohl, dafs diese von ihm nimmermehr erwartet werden durfte und dafs es an ihnen war ein Ende zu machen. Nachdem die Vorfechter der Verfassung und des Senatregiments bereits früher die verfassungsmäfsigen Rechte der Bürgerschaft und der Volkstribunen für inhaltlose Formali-

laten erklärt hatten (S. 333), sahen sie sich jetzt in die Nothwendigkeit versetzt die verfassungsmäfsigen Entscheidungen des Senats selbst in ähnlicher Weise zu behandeln und, da die legitime Regierung nicht mit ihrem Willen sich wollte retten lassen, sie wider ihren Willen zu erretten. Es war das weder neu noch zufällig; in ganz ähnlicher Weise wie jetzt Cato und die Seinen hatten auch Sulla (II, 323) und Lucullus (S. 57) jeden im rechten Interesse der Regierung gefafsten energischen Entschlufs derselben über den Kopf nehmen müssen; die Verfassungsmaschine war eben vollständig abgenutzt und wie seit Jahrhunderten die Comitien, so war jetzt auch der Senat nichts als ein lahmes aus dem Geleise weichendes Rad. — Es ging die Rede, dafs Caesar vier Legionen aus dem jenseitigen in das diesseitige Gallien gezogen und bei Placentia aufgestellt habe. Obwohl diese Truppenverlegung an sich in den Befugnissen des Statthalters lag, Curio überdies die vollständige Grundlosigkeit dieses Gerüchts im Senat handgreiflich darthat und die Curie den Antrag des Consuls, darauf hin Pompeius Marschbefehl gegen Caesar zu ertheilen, mit Mehrheit verwarf, so begab sich dennoch der Consul des laufenden Jahres Gaius Marcellus in Verbindung mit den beiden für 705 erwählten gleichfalls zur catonischen Partei gehörigen Consuln zu Pompeius, und diese drei Männer ersuchten kraft eigener Machtvollkommenheit den General sich an die Spitze der beiden bei Capua stehenden Legionen zu stellen und nach Ermessen die italische Wehrmannschaft unter die Waffen zu rufen. Eine formwidrigere Vollmacht zur Eröffnung des Bürgerkrieges liefs schwer sich denken; allein man hatte keine Zeit mehr auf solche Nebensachen Rücksicht zu nehmen: Pompeius nahm sie an. Die Kriegsvorbereitungen, die Aushebungen begannen; um sie persönlich zu fördern verliefs Pompeius im December 704 die Hauptstadt.

Caesar mufste lange erkannt haben, dafs der in erster Linie verfolgte Plan: auf friedlichem Wege das Consulat für 706 zu erlangen und von da aus der Alleinherrschaft sich zu bemächtigen, von Pompeius durchschaut und vereitelt war. Er war darauf gefafst und längst entschlossen in diesem Fall den Handschuh zwar nicht hinzuwerfen, aber wohl ihn aufzuheben, wenn er hingeworfen ward. Dies war also geschehen und Caesar hatte es vollständig erreicht den Gegnern die Initiative des Bürgerkrieges zuzuschieben. Zwar täuschte der Instinct der Massen sich darüber keinen Augenblick, dafs es in diesem Krieg sich um andere Dinge handelte als um formale Rechtsfragen;

aber dennoch war es nicht gering anzuschlagen, dafs Caesar den Rechtsboden bis auf das Aeufserste festgehalten und Pompeius gezwungen hatte den Krieg zu erklären, und ihn zu erklären nicht als Vertreter der legitimen Gewalt, sondern als Feldherr einer offenbar revolutionären und die Mehrheit terrorisirenden Senatsminorität. Jetzt, wo der Krieg erklärt war, lag es in Caesars Interesse baldmöglichst zum Schlagen zu kommen. Die Rüstungen der Gegner waren erst im Beginnen und selbst die Hauptstadt unbesetzt. In zehn bis zwölf Tagen konnte daselbst eine den in Oberitalien stehenden Truppen Caesars dreifach überlegene Armee beisammen sein; aber noch war es nicht unmöglich Rom unvertheidigt zu überrumpeln, ja vielleicht durch einen raschen Winterfeldzug ganz Italien einzunehmen und den Gegnern die besten Hülfsquellen zu verschliefsen, bevor sie noch dieselben nutzbar zu machen vermochten. Der kluge und energische Curio, der nach Niederlegung seines Tribunats (10. Dec. 701) sofort zu Caesar nach Ravenna gegangen war, stellte seinem Meister die Lage der Dinge lebhaft vor und es bedurfte dessen nicht um Caesar zu überzeugen, dafs jetzt das Zaudern nur schaden könne. Allein da er, um nicht den Gegnern Veranlassung zu Beschwerden zu geben, nach Ravenna selbst bisher keine Truppen gezogen hatte, konnte er für jetzt nichts thun als seinen sämmtlichen Corps den Befehl zum schleunigsten Aufbruch zufertigen. Die Zwischenzeit, bis wenigstens die eine am nächsten stehende Legion in Ravenna eintraf, nützte er, um ein letztes Ultimatum nach Rom zu senden, das wenn zu nichts anderem gut, doch durch Nachgiebigkeit bis aufs Aeufserste seine Gegner noch weiter in der öffentlichen Meinung compromittirte und vielleicht sogar, indem Caesar zu zaudern schien, sie bestimmte die Rüstungen gegen ihn lässiger zu betreiben. In diesem Ultimatum erbot sich Caesar auf die Cumulirung des Consulats und des Proconsulats zu verzichten und sofort sowohl die Statthalterschaft des jenseitigen Galliens niederzulegen als auch von den zehn ihm eigenen Legionen acht aufzulösen; er bedang sich nichts, als dafs entweder die Statthalterschaft des diesseitigen Galliens und Illyriens mit einer, oder auch die des diesseitigen Galliens allein mit zwei Legionen ihm bis zur Uebernahme des Consulats verbleibe und liefs alle Pompeius früher zugemutheten Concessionen fallen. Ob es Caesar mit diesen erstaunlichen Zugeständnissen Ernst war und er sein Spiel gegen Pompeius selbst bei solchem Vorgehen durchführen zu können sich getraute, oder ob er darauf rechnete, dafs man auf der anderen

Seite bereits zu weit gegangen sei um in diesen Vergleichsvorschlägen mehr zu finden als den Beweis dafür, dafs Caesar sein Spiel selbst als verloren betrachte, läfst sich nicht mehr mit Sicherheit entscheiden. Die Wahrscheinlichkeit ist dafür, dafs Caesar weit eher den Fehler allzu kecken Spielens als den schlimmeren begieng etwas zu versprechen, was er nicht zu halten gesonnen war und dafs, wenn wunderbarer Weise seine Vorschläge angenommen worden wären, er sein Wort gut gemacht haben würde. Curio übernahm es seinen Herrn noch einmal in der Höhle des Löwen zu vertreten. In drei Tagen durchflog er die Strafse von Ravenna nach Rom; als die neuen Consuln Lucius Lentulus und Gaius Marcellus der Jüngere[*] zum ersten Mal am 1. Jan. 705 den Senat versammelten, übergab er in voller Sitzung das von dem Feldherrn an den Senat gerichtete Schreiben. Die Volkstribune Marcus Antonius, in der Scandalchronik der Stadt bekannt als Curios vertrauter Freund und aller seiner Thorheiten Genosse, aber zugleich auch aus den ägyptischen und gallischen Feldzügen als glänzender Reiteroffizier, und Quintus Cassius Longinus, Pompeius ehemaliger Quästor, welche beide jetzt an Curios Stelle Caesars Sache in Rom führten, erzwangen die sofortige Verlesung der Depesche. Die ernsten und klaren Worte, in denen Caesar den drohenden Bürgerkrieg, den allgemeinen Wunsch nach Frieden, Pompeius Uebermuth, seine eigene Nachgiebigkeit mit der ganzen unwiderstehlichen Macht der Wahrheit darlegte, die Vergleichsvorschläge von einer ohne Zweifel seine eigenen Anhänger überraschenden Mäfsigung, die bestimmte Erklärung, dafs hiemit die Hand zum Frieden zum letzten Mal geboten sei, machten den tiefsten Eindruck. Trotz der Furcht vor den zahlreich in die Hauptstadt geströmten Soldaten des Pompeius war die Gesinnung der Majorität nicht zweifelhaft; man durfte nicht wagen sie sich aussprechen zu lassen. Ueber den von Caesar erneuerten Vorschlag, dafs beiden Statthaltern zugleich die Niederlegung ihres Commandos aufgegeben werden möge, so wie über den von Marcus Caelius Rufus und Marcus Calidius gestellten Antrag, Pompeius zur sofortigen Abreise nach Spanien zu veranlassen, weigerten sich die Consuln, wie sie als Vorsitzende es durften, die Abstimmung zu eröffnen. Selbst der Antrag eines der entschie-

[*] Zu unterscheiden von dem gleichnamigen Consul des J. 704: dieser war ein Vetter, der Consul des J. 705 ein Bruder des Marcus Marcellus Consul 703.

densten Gesinnungsgenossen, der nur nicht über die militärische Lage der Dinge so blind war wie seine Partei, des Marcus Marcellus: die Beschlufsfassung auszusetzen, bis der italische Landsturm unter Waffen stehe und den Senat zu schützen vermöge, durfte nicht zur Abstimmung gebracht werden. Pompeius liefs durch sein gewöhnliches Organ Quintus Scipio erklären, dafs er jetzt oder nie die Sache des Senats aufzunehmen entschlossen sei und sie fallen lasse, wenn man noch länger zaudere. Der Consul Lentulus sprach es unumwunden aus, dafs es gar auf den Beschluls des Senats nicht mehr ankomme, sondern, wenn derselbe bei seiner Servilität verharren sollte, er von sich aus handeln und mit seinen mächtigen Freunden das Weitere veranlassen werde. So terrorisirt beschlofs die Majorität, was ihr befohlen ward: dafs Caesar bis zu einem bestimmten nicht fernen Tage das jenseitige Gallien an Lucius Domitius Ahenobarbus, das diesseitige an Marcus Servilius Nonianus abzugeben und das Heer zu entlassen habe, widrigenfalls er als Hochverräther erachtet werde. Als die Tribunen von Caesars Partei gegen diesen Beschlufs ihres Intercessionsrechts sich bedienten, wurden sie nicht blofs, wie sie wenigstens behaupteten, in der Curie selbst von pompeianischen Soldaten mit den Schwertern bedroht und, um ihr Leben zu retten, in Sclavenkleidern aus der Hauptstadt zu flüchten gezwungen, sondern es behandelte auch der Senat ihr formell durchaus verfassungsmäfsiges Einschreiten wie einen Revolutionsversuch, erklärte das Vaterland in Gefahr und rief in den üblichen Formen die gesammte Bürgerschaft unter die Waffen und an die Spitze der Bewaffneten die sämmtlichen verfassungstreuen Beamten (7. Jan. 705).

Nun war es genug. Wie Caesar durch die flüchtigen Tribune, die schutzflehend zu ihm in das Lager kamen, von der Aufnahme in Kenntnifs gesetzt ward, welche seine Vorschläge in der Hauptstadt gefunden hatten, rief er die Soldaten der dreizehnten Legion, die inzwischen aus ihren Cantonnirungen bei Tergeste (Triest) in Ravenna eingetroffen war, zusammen und entwickelte vor ihnen den Stand der Dinge. Es war nicht blofs der geniale Herzenskundiger und Geisterbeherrscher, dessen glänzende Rede in diesem erschütternden Wendepunkt seines und des Weltgeschicks hoch empor leuchtete und flammte; nicht blofs der freigebige Heermeister und der sieghafte Feldherr, welcher zu Soldaten sprach, die von ihm selbst unter die Waffen gerufen und seit acht Jahren mit immer steigernder Begeisterung seinen Fahnen gefolgt waren; es sprach vor allem der energische und consequente

Staatsmann, der nun seit neunundzwanzig Jahren die Sache der Freiheit in guter und böser Zeit vertreten, für sie den Dolchen der Mörder und den Henkern der Aristokratie, den Schwertern der Deutschen und den Fluthen des unbekannten Oceans Trotz geboten hatte ohne je zu weichen und zu wanken, der die sullanische Verfassung zerrissen, das Regiment des Senats gestürzt, die wehr- und waffenlose Demokratie in dem Kampfe jenseit der Alpen beschildet und bewehrt hatte; und er sprach nicht zu dem clodianischen Pöbelheer, dessen republikanischer Enthusiasmus längst zu Asche und Schlacken niedergebrannt war, sondern zu den jungen Mannschaften aus den Städten und Dörfern Norditaliens, die den mächtigen Gedanken der bürgerlichen Freiheit noch frisch und rein empfanden, die noch fähig waren für Ideale zu fechten und zu sterben, die selbst das Bürgerrecht erst von Caesar empfangen hatten und für ihre Landschaft es von ihm zu empfangen hofften, die Caesars Sturz den Ruthen und Beilen dermals preisgab und die die thatsächlichen Beweise bereits davon besafsen (S. 333), wie unerträglichen Gebrauch die Oligarchie davon gegen die Transpadaner zu machen gedachte. Vor solchen Zuhörern legte ein solcher Redner die Thatsachen dar: den Dank für die Eroberung Galliens, den der Adel dem Feldherrn und dem Heer bereitete, die geringschätzige Beseitigung der Comitien, die Terrorisirung des Senats, die heilige Pflicht das vor einem halben Jahrtausend von den Vätern mit den Waffen in der Hand dem Adel abgezwungene Volkstribunat mit gewaffneter Hand zu schirmen, den alten Schwur zu halten, den jene für sich wie für die Enkel ihrer Enkel geleistet, für die Tribunen der Gemeinde Mann für Mann einzustehen bis in den Tod (I, 177). Als dann er, der Führer und Feldherr der Populärpartei, die Soldaten des Volkes aufrief jetzt, nachdem der Güteversuch erschöpft, die Nachgiebigkeit an den äufsersten Grenzen angelangt war, jetzt ihm zu folgen in den letzten, den unvermeidlichen, den entscheidenden Kampf gegen den ebenso verhafsten wie verachteten, ebenso perfiden wie unfähigen und bis zur Lächerlichkeit unverbesserlichen Adel — da war kein Offizier und kein Soldat, der sich zurückgehalten hätte. Der Aufbruch ward befohlen; an der Spitze seines Vortrabs überschritt Caesar den schmalen Bach, der seine Provinz von Italien schied und jenseit dessen die Verfassung den Proconsul von Gallien bannte. Indem er nach neunjähriger Abwesenheit den Boden des Vaterlandes wieder betrat, betrat er zugleich die Bahn der Revolution. ‚Die Würfel waren geworfen.‘

KAPITEL X.

Brundisium, Herda, Pharsalos und Thapsus.

Zwischen den beiden bisherigen Gesammtherrschern von Rom sollten also die Waffen entscheiden, wer von ihnen berufen sei Roms erster Alleinherrscher zu sein. Sehen wir, wie für die bevorstehende Kriegführung zwischen Caesar und Pompeius sich das Machtverhältnis gestellt hatte.

Caesars Macht ruhte zunächst auf der durchaus unumschränkten Gewalt, deren er innerhalb seiner Partei genofs. Wenn die Ideen der Demokratie und der Monarchie in ihr zusammenflossen, so war dies nicht die Folge einer zufällig eingegangenen und zufällig lösbaren Coalition, sondern es war im tiefsten Wesen der Demokratie ohne Repräsentativverfassung begründet, dafs Demokratie wie Monarchie zugleich ihren höchsten und letzten Ausdruck in Caesar fanden. Innerhalb seiner Partei stand Caesar ohne Genossen, nur umgeben von politischen und militärischen Adjutanten, die eben wie seine Soldaten geschult waren nicht nach Grund und Zweck zu fragen, sondern unbedingt zu gehorchen. In wie hohen Ehren er auch jedes brauchbare Werkzeug hielt, so blieb es doch immer Werkzeug, und Caesar entschied politisch wie militärisch durchaus in erster und letzter Instanz. Hieraus erklärt sich wohl auch der auffallende Umstand, dafs, als der Bürgerkrieg begann, keiner von Caesars Soldaten und Offizieren in das feindliche Lager überging mit der einzigen Ausnahme des von allen am höchsten gestellten und geehrten Titus Labienus. Caesar übertrug ihm im J. 701 den Oberbefehl in diesseitigen Gallien, um ihm durch denselben den Weg zum Con-

stat zu erleichtern; aber Labienus trat hier mit den Pompeianern in Verbindung und beim Beginn der Feindseligkeiten im J. 705 begab er statt in Caesars sich in Pompeius Hauptquartier. Wir sind über Labienus Charakter zu unvollkommen unterrichtet, um seinen Uebertritt sicher zu würdigen. Allem Anschein nach war er eine jener Persönlichkeiten, die mit militärischer Brauchbarkeit die vollständigste staatsmännische Unfähigkeit vereinigen, und die dann, wenn sie unglücklicher Weise Politik machen wollen oder müssen, jenen tollen Schwindelanfällen ausgesetzt sind, wovon die Geschichte der napoleonischen Marschälle so manches tragikomische Beispiel aufzeigt. Allein wenigstens der Anfafs dieses Abfalls und der grenzenlosen Erbitterung, mit der Labienus seitdem gegen Caesar stritt, läfst sich mit Wahrscheinlichkeit bezeichnen. Labienus, der mit Caesar alle Drangsale der düstern catilinarischen Zeit (S. 153), wie allen Glanz der gallischen Siegeslaufbahn getheilt, der regelmäfsig selbstständig befehligt, häufig die halbe Armee geführt hatte, mochte wohl sich berechtigt halten als das zweite Haupt der Demokratie neben Caesar zu gelten; und dafs er mit diesem Anspruch zurückgewiesen ward, wird ihn in das Lager der Gegner geführt haben. Es war für Caesar nicht gleichgültig, dafs sein ältester und tüchtigster Waffengefährte jetzt gegen ihn focht und dafs überhaupt die Behandlung seiner Offiziere als unselbstständiger Adjutanten keine zur Uebernahme eines abgesonderten Commandos geeigneten Männer in seinem Lager emporkommen liefs, während er doch bei der leicht vorherzusehenden Zersplitterung des bevorstehenden Krieges durch alle Provinzen des weiten Reiches eben solcher Männer dringend bedurfte. Allein alle diese Nachtheile wurden weit aufgewogen durch die erste und nur um diesen Preis zu bewahrende Bedingung eines jeden Erfolgs, die Einheit der obersten Leitung. — Diese einheitliche Leitung erwies ihre volle Gewalt aber erst durch die Brauchbarkeit der Werkzeuge. Hier kam in erster Linie in Betracht die Armee. Sie zählte noch neun Legionen Infanterie oder höchstens 50000 Mann, welche alle vor dem Feinde gestanden und von denen zwei Drittel sämmtliche Feldzüge gegen die Kelten mitgemacht hatten. Die Reiterei bestand aus deutschen und norischen Soldnern, deren Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit in dem Kriege gegen Vercingetorix erprobt worden war. Der achtjährige Krieg voll mannigfacher Wechselfälle gegen die tapfere, wenn auch militärisch der italischen durchaus nachstehende keltische Nation hatte Caesar die Gelegenheit gegeben seine Armee zu organisiren, wie nur er zu organisiren verstand. Alle Brauchbarkeit des Sol-

daten setzt physische Tüchtigkeit voraus: bei Caesars Aushebungen wurde mehr als auf Vermögen und Moralität auf Stärke und Gewandtheit der Rekruten gesehen. Aber die Brauchbarkeit der Armee beruht wie die einer jeden Maschine vor allen Dingen auf der Leichtigkeit und der Schnelligkeit der Bewegung: in der Bereitschaft zum sofortigen Aufbruch zu jeder Zeit und in der Schnelligkeit des Marschirens erlangten Caesars Soldaten eine selten erreichte und wohl nie übertroffene Vollkommenheit. Muth galt natürlich über alles: die Kunst den kriegerischen Wetteifer und den Corpsgeist anzufachen, so dafs die Bevorzugung einzelner Soldaten oder Abtheilungen selbst den Zurückstehenden als die nothwendige Folge der Hierarchie der Tapferkeit erschien, übte Caesar mit unerreichter Meisterschaft. Er gewöhnte den Leuten das Fürchten ab, indem er nicht selten, wo es ohne ernste Gefahr geschehen konnte, die Soldaten von einem bevorstehenden Kampf nicht in Kenntnifs setzte, sondern sie unvermuthet auf den Feind treffen liefs. Aber der Tapferkeit gleich stand der Gehorsam. Der Soldat wurde angehalten das Befohlene zu thun, ohne nach Ursache und Absicht zu fragen; manche zwecklose Strapaze wurde einzig als Uebung in der schweren Kunst der blinden Folgsamkeit ihm auferlegt. Die Disciplin war streng, aber nicht peinlich; unnachsichtlich ward sie gehandhabt, wenn der Soldat vor dem Feinde stand; zu andern Zeiten, vor allem nach dem Siege, wurden die Zügel nachgelassen und wenn es dem sonst brauchbaren Soldaten dann beliebte sich zu parfümiren oder mit eleganten Waffen und andern Dingen sich zu putzen, ja sogar wenn er Brutalitäten oder Unrechtfertigkeiten selbst bedenklicher Art sich zu Schulden kommen liefs und nur nicht zunächst die militärischen Verhältnisse dadurch berührt wurden, so ging die Narrentheidung wie das Verbrechen ihm hin und die desfälligen Klagen der Provinzialen fanden bei dem Feldherrn ein taubes Ohr. Meuterei dagegen ward, nicht blofs den Anstiftern, sondern selbst dem Corps, niemals verziehen. Aber der rechte Soldat soll nicht blofs überhaupt tüchtig, tapfer und gehorsam, sondern er soll dies alles willig, ja freiwillig sein; und nur genialen Naturen ist es gegeben durch Beispiel und durch Hoffnung und vor allem durch das Bewufstsein zweckmäfsig gebraucht zu werden die beseelte Maschine, die sie regieren, zum freudigen Dienen zu bestimmen. Wenn der Offizier, um von seinen Leuten Tapferkeit zu verlangen, selber der Gefahr mit ihnen ins Auge gesehen haben mufs, so hatte Caesar auch als Feldherr Gelegenheit gehabt den Degen zu ziehen und dann gleich dem Besten ihn gebraucht; an Thätigkeit

aber und Strapazen muthete er stets sich selbst weit mehr zu als seinen Soldaten. Wenn der Sieg zunächst dem Feldherrn Gewinn bringt, so sorgte Caesar dafür, dafs doch auch für den Soldaten sich persönliche Hoffnungen an denselben knüpften. Dafs er es verstand die Soldaten für die Sache der Demokratie zu begeistern, so weit die prosaisch gewordene Zeit noch Begeisterung gestattete, und dafs die politische Gleichstellung der transpadanischen Landschaft, der Heimath seiner meisten Soldaten, mit dem eigentlichen Italien als eines der Kampfziele hingestellt ward, wurde schon erwähnt (S. 152). Es versteht sich, dafs daneben auch materielle Prämien nicht fehlten, sowohl besondere für hervorragende Waffenthaten wie allgemeine für jeden tüchtigen Soldaten; dafs die Offiziere dotirt, die Soldaten beschenkt und für den Triumph die verschwenderischsten Gaben in Aussicht gestellt wurden. Aber in nichts offenbart sich das Talent eine Armee zu organisiren so entschieden wie darin, dafs in jedem einzelnen grossen oder kleinen Triebrad des mächtigen Instruments das Gefühl zweckmäfsig verwendet zu werden erweckt wird. Der gewöhnliche Mensch ist zum Dienen bestimmt und er sträubt sich nicht Werkzeug zu sein, wenn er fühlt, dafs ein Meister ihn lenkt. Allgegenwärtig und jederzeit ruhte der Adlerblick des Feldherrn auf dem ganzen Heer, mit unparteiischer Gerechtigkeit belohnend und bestrafend und der Thätigkeit eines Jeden die zum Besten aller dienenden Wege weisend, so dafs auch mit des Geringsten Schweifs und Blut nicht experimentirt oder gespielt ward und darum auch, wo es nöthig war, unbedingte Hingebung bis in den Tod gefordert werden konnte. Ohne dem Einzelnen in das gesammte Triebwerk den Einblick zu gestatten, liefs Caesar ihn doch genug von dem politischen und militärischen Zusammenhang der Dinge ahnen, um als Staatsmann und Feldherr von dem Soldaten erkannt, auch wohl idealisirt zu werden. Durchaus behandelte er die Soldaten nicht als seines Gleichen, aber als Männer, die Wahrheit zu fordern berechtigt und zu ertragen fähig waren und die den Versprechungen und den Versicherungen des Feldherrn Glauben zu schenken hatten, ohne Prellerei zu vermuthen oder auf Gerüchte zu horchen; als langjährige Kameraden in Krieg und Sieg, unter denen kaum einer war, den er nicht mit Namen kannte und bei dem sich nicht in all den Feldzügen ein mehr oder minder persönliches Verhältnifs zu dem Feldherrn gebildet hätte; als gute Genossen, mit denen er zutraulich und mit der ihm eigenen heiteren Elasticität schwatzte und verkehrte; als Schutzbefohlene, deren Dienste zu vergelten, deren Unbill

und Tod zu rächen ihm heilige Pflicht war. Vielleicht nie hat es eine Armee gegeben, die so vollkommen war, was die Armee sein soll: eine für ihre Zwecke fähige und für ihre Zwecke willige Maschine in der Hand eines Meisters, der auf sie seine eigene Spannkraft überträgt. Caesars Soldaten waren und fühlten sich zehnfacher Uebermacht gewachsen; wobei nicht übersehen werden darf, dafs bei der durchaus auf das Handgemenge und vornehmlich den Schwertkampf berechneten römischen Taktik der geübte römische Soldat dem Neuling noch in weit höherem Grade überlegen war, als dies unter den heutigen Verhältnissen der Fall ist*. Aber noch mehr als durch die überlegene Tapferkeit fühlten die Gegner sich gedemüthigt durch die unwandelbare und rührende Treue, mit der Caesars Soldaten an ihrem Feldherrn hingen. Es ist wohl ohne Beispiel in der Geschichte, dafs als der Feldherr seine Soldaten anfuhr ihm in den Bürgerkrieg zu folgen, mit der einzigen schon erwähnten Ausnahme des Labienus kein römischer Offizier und kein römischer Soldat ihm im Stich liefs. Die Hoffnungen der Gegner auf eine ausgedehnte Desertion scheiterten ebenso schmählich wie der frühere Versuch sein Heer wie das des Lucullus auseinander zu sprengen (S. 333); selbst Labienus erschien in Pompeius Lager wohl mit einem Haufen keltischer und deutscher Reiter, aber ohne einen einzigen Legionar. Ja die Soldaten, als wollten sie zeigen, dafs der Krieg ganz ebenso ihre Sache sei wie die des Feldherrn, machten unter sich aus, dafs sie den Sold, den ihnen Caesar beim Ausbruch des Bürgerkrieges zu verdoppeln versprochen hatte, bis zu dessen Beendigung dem Feldherrn creditiren, und inzwischen die ärmeren Kameraden aus allgemeinen Mitteln unterstützen wollten; überdies rüstete und besoldete jeder Unteroffizier einen Reiter aus seiner Tasche.
Wenn also Caesar das Eine hatte, was Noth that: unbeschränkte politische und militärische Gewalt und eine schlagfertige zuverlässige Armee, so war extensiv seine Macht verhältnifsmäfsig be-

* Ein gefangener Centurio von der zehnten Legion Caesars erklärte dem feindlichen Oberfeldherrn, dafs er bereit sei es mit zehn von seinen Leuten gegen die beste feindliche Cohorte (600 Mann) aufzunehmen (*bell. Afric.* 69). ‚In der Fechtweise der Alten', urtheilt Napoleon, ‚bestand die Schlacht aus lauter Zweikämpfen; in dem Munde des heutigen Soldaten würde es Prahlerei sein, was in dem jenes Centurio nur richtig war'. Von dem Soldatengeist, der Caesars Armee durchdrang, legen die Berichte über den africanischen und den zweiten spanischen Krieg, von denen jener einen Offizier zweiten Ranges zum Verfasser zu haben scheint, dieser ein in jeder Beziehung subalternes Lagerjournal ist, lebendigen Beweis ab.

schränkt. Sie ruhte wesentlich auf der oberitalischen Provinz. Diese Landschaft [illegible] nicht blofs die am besten bevölkerte unter allen italischen, sondern auch unbedingt der Sache der Demokratie ergeben. Von der daselbst herrschenden Stimmung zeugt das Verhalten einer Abtheilung Rekruten von Opitergium (Oderzo in der Delegation Treviso), die nicht lange nach dem Ausbruch des Krieges in den illyrischen Gewässern auf einem elenden Flofs von den feindlichen Kriegsschiffen umzingelt wurden, aber statt sich zu ergeben, lieber sich den ganzen Tag bis zur sinkenden Sonne zusammenschiefsen liefsen und in der folgenden Nacht, so weit sie den Geschossen entgangen waren, mit eigener Hand sich den Tod gaben. Man begreift, was einer solchen Bevölkerung zugemuthet werden konnte. Wie sie Caesar bereits die Mittel gewährt hatte seine ursprüngliche Armee mehr als zu verdoppeln, so stellten auch nach Ausbruch des Bürgerkrieges zu den sofort angeordneten umfassenden Aushebungen die Rekruten zahlreich sich ein. In dem eigentlichen Italien dagegen war Caesars Einfluss dem der Gegner nicht entfernt zu vergleichen. Wenn er auch durch geschickte Manöver die catonische Partei ins Unrecht zu setzen gewufst und alle, die einen Vorwand wünschten um mit gutem Gewissen entweder dem Krieg zu entgehen, wie die Senatsmajorität, oder seine Partei zu ergreifen, wie seine Soldaten und die Transpadaner, von seinem guten Recht hinreichend überzeugt hatte, so liefs sich doch die Masse der Bürgerschaft natürlich dadurch nicht irren und sah, als der Commandant von Gallien seine Legionen gegen Rom in Bewegung setzte, allen formalen Rechtserörterungen zum Trotz, in Cato und Pompeius die Vertheidiger der legitimen Republik, in Caesar den demokratischen Usurpator. Allgemein erwartete man von dem Neffen des Marius, dem Verbündeten Catilinas die Wiederholung der marianisch-cinnanischen Greuel, die Realisirung der von Catilina entworfenen Saturnalien der Anarchie; und wenn auch Caesar hierdurch allerdings Verbündete gewann, die politischen Flüchtlinge sofort in Masse sich ihm zur Verfügung stellten, die verlorenen Leute ihren Erlöser in ihm sahen, die niedrigsten Schichten des haupt- und landstädtischen Pöbels durch die Kunde von seinem Anmarsch in Gährung geriethen, so waren dies doch von den Freunden, die gefährlicher als die Feinde sind. Noch weniger als in Italien hatte Caesar in den Provinzen und den Clientelstaaten Einfluss. Das transalpinische Gallien gehorchte ihm zwar und die Colonisten von Narbo so wie die sonst daselbst ansässigen römischen Bürger waren ihm ergeben; allein selbst

in der narbonensischen Provinz hatte die Verfassungspartei zahlreiche Anhänger und nun gar die neueroberten Landschaften waren für Caesar in dem bevorstehenden Bürgerkrieg weit mehr eine Last als ein Vortheil, wie er denn aus guten Gründen in denselben von dem keltischen Fufsvolk gar keinen, von der Reiterei nur sparsamen Gebrauch machte. In den übrigen Provinzen und den benachbarten halb oder ganz unabhängigen Staaten hatte Caesar wohl auch versucht sich Rückhalt zu verschaffen, hatte den Fürsten reiche Geschenke gespendet, in manchen Städten grofse Bauten ausführen lassen und in Nothfällen ihnen finanziellen und militärischen Beistand gewährt; allein im Ganzen war natürlich damit nicht viel erreicht worden und die Verbindungen mit den deutschen und keltischen Fürsten in den Rhein- und Donaulandschaften, namentlich das der Reiterwerbung wegen wichtige Verhältnifs zu dem norischen König Voctio waren wohl die einzigen, die für ihn etwas bedeuten mochten.

Wenn Caesar also in den Kampf eintrat nur als Commandant von Gallien, ohne andere wesentliche Hülfsmittel als brauchbare Adjutanten und ein treues Heer, so begann ihm Pompeius als thatsächliches Oberhaupt des römischen Gemeinwesens und im Vollbesitz aller der legitimen Regierung des grofsen römischen Reiches zur Verfügung stehenden Hülfsquellen. Allein wenn seine Stellung politisch und militärisch weit ansehnlicher war, so war sie dagegen auch weit minder klar und fest. Wenn die Einheit der Oberleitung aus Caesars Stellung sich von selbst und mit Nothwendigkeit ergab, so war sie dagegen der Natur der Coalition zuwider. Pompeius täuschte darüber sich nicht, dafs unumschränkte Gewalt die erste Bedingung des Erfolges ist; er versuchte sie der Coalition aufzuzwingen und liefs sich vom Senat zum alleinigen und unumschränkten Oberfeldherrn zu Lande und zur See ernennen. Allein der Senat selbst liefs sich doch nicht beseitigen und ein überwiegender Einfluſs auf die politische, ein gelegentliches und darum doppelt schädliches Eingreifen in die militärische Oberleitung konnte ihm nicht verwehrt werden. Die Erinnerung an den zwanzigjährigen auf beiden Seiten mit vergifteten Waffen geführten Krieg zwischen Pompeius und der Verfassungspartei, das auf beiden Seiten lebhaft vorhandene und mühsam verhehlte Bewufstsein, dafs die nächste Folge des erfochtenen Sieges der Bruch zwischen den Siegern sein werde, die Verachtung, die man gegenseitig und von beiden Seiten mit nur zu gutem Grund sich zollte, die unbequeme Anzahl angesehener und einflufsreicher Männer in den Reihen der Aristokratie und

die geistige und sittliche Inferiorität fast aller Betheiligten erzeugten überhaupt bei den Gegnern Caesars ein widerwilliges und widersetzliches Zusammenwirken, das mit dem einträchtigen und geschlossenen Handeln auf der andern Seite den übelsten Contrast bildet. Wenn also alle Nachtheile der Coalition zweier Feinde gegen einen dritten von Caesars Gegnern in ungewöhnlichem Maße empfunden wurden, so war doch allerdings auch diese Coalition eine sehr ansehnliche Macht. Die See beherrschte sie ausschliefslich: alle Häfen, alle Kriegsschiffe, alles Flottenmaterial war in ihren Händen. Ihre Landarmee bestand hauptsächlich in den spanischen Heeren, sieben krieggewohnten Legionen unter tüchtigen und zuverlässigen Führern von Pompeius engerer Partei. Auch in den übrigen Provinzen, natürlich mit Ausnahme der beiden Gallien, waren die Statthalter- und Commandantenstellen während der letzten Jahre unter dem Einfluß von Pompeius und der Senatsmajorität mit zuverlässigen Männern besetzt worden und die in Sicilien, Africa, Makedonien, Asia, Syrien und sonst zerstreuten freilich schwachen Truppenabtheilungen standen zu Pompeius Verfügung. Durchaus und mit großer Entschiedenheit ergriffen die Clientelstaaten Partei gegen Caesar und für Pompeius. In diesen abgelegenen Theilen des Reiches überstrahlte die Glorie des Siegers in drei Welttheilen noch weit die des Eroberers von Gallien. Die bedeutendsten Fürsten und Städte waren in den verschiedensten Abschnitten seiner mannigfaltigen Wirksamkeit zu Pompeius in die engsten persönlichen Beziehungen getreten — wie er denn in dem Kriege gegen die Marianer der Waffengenosse der Könige von Numidien und Mauretanien gewesen war und das Reich des ersteren wieder aufgerichtet hatte (II, 319); wie er im mithradatischen Kriege außer einer Menge anderer kleinerer geistlicher und weltlicher Fürstenthümer die Königreiche Bosporus, Armenien und Kappadokien wiederhergestellt, das galatische des Deiotarus geschaffen hatte (S. 132. 135); wie zunächst auf seine Veranlassung der ägyptische Krieg unternommen und durch seinen Adjutanten die Lagidenherrschaft neu befestigt worden war (S. 147); wie selbst die Stadt Massalia in Caesars eigener Provinz diesem wohl auch manche Vergünstigungen, aber Pompeius vom sertorianischen Kriege her eine sehr ansehnliche Gebietserweiterung verdankte (S. 24), auch davon abgesehen, daß hier die regierende Oligarchie mit der römischen in einem natürlichen und durch vielfache Zwischenbeziehungen befestigten Bunde stand. Mehr aber vielleicht noch als durch diese Rücksichten wurden die Clientelstaaten bestimmt sich gegen Caesar zu erklären durch die

nicht unbekannt gebliebenen An- und Absichten des Erben des Gaius Gracchus über die erforderliche Reunion der abhängigen Staaten und die Nützlichkeit der Provinzialcolonisationen. Keiner unter den abhängigen Dynasten sah von dieser Gefahr sich näher bedroht als König Juba von Numidien. Nicht blofs war er vor Jahren, noch bei Lebzeiten seines Vaters Hiempsal, mit Caesar persönlich aufs heftigste zusammengerathen, sondern es hatte auch kürzlich derselbe Curio, der jetzt unter Caesars Adjutanten fast den ersten Platz einnahm, bei der römischen Bürgerschaft den Antrag auf Einziehung des numidischen Reiches gestellt. Sollte endlich es so weit kommen, dafs die unabhängigen Nachbarstaaten in den römischen Bürgerkrieg eingriffen, so war der einzige wirklich mächtige, der der Parther, durch die zwischen Pakoros und Bibulus angeknüpfte Verbindung (S. 322) thatsächlich bereits mit der aristokratischen Partei alliirt, während Caesar viel zu sehr Römer war um aus Parteiinteressen sich mit den Ueberwindern seines Freundes Crassus zu verkuppeln. Was endlich Italien anlangt, so war, wie schon gesagt, die grofse Majorität der Bürgerschaft Caesar abgeneigt; vor allem natürlich die gesammte Aristokratie mit ihrem sehr beträchtlichen Anhang, nicht viel minder aber auch die hohe Finanz, die nicht hoffen durfte bei einer durchgreifenden Reform des Gemeinwesens ihre parteiischen Geschwornengerichte und ihr Erpressungsmonopol zu conserviren. Ebenso antidemokratisch gesinnt waren die kleinen Capitalisten, die Landgutbesitzer und überhaupt alle Klassen, die etwas zu verlieren hatten; nur dafs freilich in diesen Schichten die Sorge um die nächsten Zinstermine und um Saaten und Ernten jede andere Rücksicht in der Regel überwog. — Unter den Waffen standen indefs auf dieser Seite zunächst nur die zwei von Caesar kürzlich abgegebenen Legionen, deren Effectivbestand sich nicht über 7000 Mann belief und deren Zuverlässigkeit mehr als zweifelhaft war, da sie, ausgehoben im diesseitigen Gallien und alte Waffengefährten Caesars, über die unfeine Intrigue, durch die man sie das Lager hatte wechseln machen (S. 335), in hohem Grade mifsvergnügt waren und ihres Feldherrn, der ihnen vor ihrem Abmarsch die für den Triumph jedem Soldaten versprochenen Geschenke grofsmüthig vorausgezahlt hatte, sehnsüchtig gedachten. Allein aufser den spanischen Truppen, die mit dem Frühjahr entweder auf dem Landweg durch Gallien oder zur See in Italien eintreffen konnten, brauchte in Italien selbst die Mannschaft der von den Aushebungen von 699 noch übrigen drei Legionen (S. 295) so wie das im J. 702 in Pflicht genommene da-

lische Aufgebot (S. 308) nur aus dem Urlaub einberufen zu werden. Mit Einrechnung dieser stellte sich die Zahl der Pompeius im Ganzen zur Verfügung stehenden Truppen, ohne die sieben Legionen in Spanien und die in den andern Provinzen zerstreuten zu rechnen, blofs in Italien auf zehn Legionen* oder gegen 60000 Mann, so dafs es eben keine Uebertreibung war, wenn Pompeius behauptete nur mit dem Fufse stampfen zu müssen, um den Boden Italiens mit Bewaffneten zu bedecken. Freilich bedurfte es, wenn auch kurzer, doch einiger Frist, um diese Truppen zu mobilisiren; die Anstalten dazu so wie zur Effectuirung der neuen in Folge des Ausbruchs des Bürgerkrieges vom Senat angeordneten Aushebungen waren aber auch bereits überall im Gange. Unmittelbar nach dem entscheidenden Senatsbeschlufs (7. Jan. 705) mitten im tiefen Winter waren die angesehensten Männer der Aristokratie in die verschiedenen Landschaften abgegangen, um die Einberufung der Rekruten und die Anfertigung von Waffen zu beschleunigen. Sehr empfindlich war der Mangel an Reiterei, da man für diese gewohnt war sich gänzlich auf die Provinzen und namentlich die keltischen Contingente zu verlassen; um wenigstens einen Anfang zu machen, wurden dreihundert Caesar gehörende Gladiatoren aus den Fechtschulen von Capua entnommen und beritten gemacht, was indefs so allgemeine Mifsbilligung fand, dafs Pompeius diese Truppe wieder auflöste und dafür aus den berittenen Hirtensclaven Apuliens 3000 Reiter aushob. — In der Staatskasse war Ebbe wie gewöhnlich; man war beschäftigt aus den Gemeindekassen und selbst den Tempelschätzen der Municipien den unzureichenden Baarbestand zu ergänzen.

Unter diesen Umständen ward zu Anfang Januar 705 der krieg erklärt. Von marschfähigen Truppen hatte Caesar nicht mehr als eine Legion, 5000 Mann Infanterie und 300 Reiter, bei Ravenna, das auf der Chaussee etwa 50 deutsche Meilen von Rom entfernt war; Pompeius zwei schwache Legionen, 7000 Mann Infanterie und eine geringe Reiterschaar, unter Appius Claudius Befehlen bei Luceria, von wo man, ebenfalls auf der Chaussee, ungefähr eben so weit nach der Hauptstadt hatte. Die andern Truppen Caesars, abgesehen von den noch in der Bildung begriffenen Rekrutenabtheilungen, standen zur Hälfte an der Saone und Loire, zur Hälfte in Belgien, während Pompeius italische Reser-

* Diese Ziffer gab Pompeius selbst an (Caesar *b. c.* 1, 6) und es stimmt damit, dafs er in Italien etwa 60 Cohorten oder 30000 Mann einbüfste und 15000 nach Griechenland überführte (Caesar *b. c.* 3, 10).

ven bereits von allen Seiten in den Sammelplätzen eintrafen; lange bevor auch nur die Spitze der transalpinischen Heerhaufen Caesars in Italien einrücken konnte, mufste hier ein weit überlegenes Heer bereit stehen sie zu empfangen. Es schien eine Thorheit mit einem Haufen von der Stärke des catilinarischen und augenblicklich ohne wirksame Reserve gegen eine überlegene und stündlich anwachsende Armee unter einem fähigen Feldherrn angreifend vorzugehen; allein es war eine Thorheit im Geiste Hannibals. Wenn der Anfang des Kampfes bis zum Frühjahr sich hinauszog und Pompeius gestattet ward mit seinen spanischen Truppen im transalpinischen, mit seinen italischen im cisalpinischen Gallien die Offensive zu ergreifen, so hatte er allen Grund dem Ausgang des Krieges mit Zuversicht entgegenzusehen. Pompeius, als Taktiker Caesar gewachsen, an Erfahrung ihm überlegen, war in einem solchen regelmäfsig verlaufenden Feldzug ein furchtbarer Gegner; jetzt liefs er, gewohnt mit überlegenen Massen langsam und sicher zu operiren, durch einen so durchaus improvisirten Angriff vielleicht sich derouliren. Die jetzt Caesar gegenüberstehende Armee bestand entweder aus seinen alten Soldaten oder aus schlecht geübten und in der Bildung begriffenen Rekrutenabtheilungen; was seine dreizehnte Legion nach der ernsten Probe des gallischen Ueberfalls und der Januarcampagne im Bellovakerland (S. 266) nicht aus der Fassung bringen konnte, die Plötzlichkeit des Krieges und die Mühsal des Winterfeldzuges, mufste solche Heerhaufen desorganisiren. — So rückte denn Caesar in Italien ein.* Zwei Chausseen führten damals aus der Romagna nach Süden: die aemilisch-cassische, die von Bononia über den Apennin nach Arretium und Rom, und die popilisch-flaminische, die von Ravenna nach Fanum an der Küste des adriatischen Meeres sich hielt und dort sich theilend, in westlicher Richtung durch den Furlopafs nach Rom, in südlicher nach Ancon und weiter nach Apulien lief. Auf der ersteren gelangte Marcus Antonius bis Arretium, auf der zweiten drang Caesar selbst vor. Widerstand ward nirgends geleistet: die vornehmen Werbeofiziere waren keine Militärs, die Rekrutenmassen keine Soldaten, die Landstädter nur besorgt nicht in eine Belagerung verwickelt zu werden. Als Curio

* Der Senatbeschlufs war vom 7. Jan.; am 18. wufste man schon in Rom seit mehreren Tagen, dafs Caesar eingerückt sei (Cic. *ad Att.* 7, 10. 9, 10, 1); der Bote von Ravenna nach Rom brauchte allermindestens drei Tage. Danach fällt der Aufbruch um den 12. Januar, welcher nach der gangbaren Reduction dem julianischen 24. Nov. 704 entspricht.

mit 1500 Mann auf Iguvium anrückte, wo ein paar Tausend umbrischer Rekruten unter dem Praetor Quintus Minucius Thermus sich gesammelt hatten, suchten auf die bloße Meldung seines Anmarsches General und Soldaten das Weite; und ähnlich ging es im Kleinen überall. Caesar hatte die Wahl entweder gegen Rom, dem seine Reiter in Arretium bereits auf 28 deutsche Meilen sich genähert hatten, oder gegen die bei Luceria lagernden Legionen zu marschiren. Er wählte das Letztere. Die Consternation der Gegenpartei war grenzenlos. Pompeius erhielt die Meldung von Caesars Anmarsch in Rom; er schien anfangs die Hauptstadt vertheidigen zu wollen, aber als die Nachricht von Caesars Einrücken in das Picenische und von seinen ersten Erfolgen daselbst einlief, gab er sie auf und befahl die Räumung. Ein panischer Schreck, vermehrt durch das falsche Gerücht, daß Caesars Reiter vor den Thoren sich gezeigt hätten, kam über die vornehme Welt. Die Senatoren, denen angezeigt worden war, daß man jeden in der Hauptstadt zurückbleibenden als Mitschuldigen des Rebellen Caesar behandeln werde, strömten schaarenweise aus den Thoren. Die Consuln selbst hatten so vollständig den Kopf verloren, daß sie nicht einmal die Kassen in Sicherheit brachten, und als Pompeius sie aufforderte dafür nachträglich zu sorgen, wozu ausreichend Zeit war, ließen sie ihm zurücksagen, daß sie es für sicherer hielten, wenn er zuvor Picenum besetze! Man war rathlos; also ward großer Kriegsrath in Teanum Sidicinum gehalten (23. Jan.), dem Pompeius, Labienus und beide Consuln beiwohnten. Auch hier hatte man zunächst wieder Vergleichsvorschläge zu berathen, die Caesar selbst jetzt noch zu erneuern nicht unterließ: er erbot sich sein Heer sofort zu entlassen, seine Provinzen den ernannten Nachfolgern zu übergeben und sich in regelrechter Weise um das Consulat zu bewerben, wofern Pompeius nach Spanien abgehe und in Italien entwaffnet werde. Die Antwort war, daß man, wenn Caesar sogleich in seine Provinz zurückkehre, sich anheischig mache die Entwaffnung Italiens und die Abreise des Pompeius durch einen ordnungsmäßig in der Hauptstadt zu fassenden Senatsbeschluß herbeizuführen; was, wenn es mehr war als eine plumpe Prellerei, wohl eine Annahme des Vergleichsvorschlags sein sollte, jedenfalls aber der Sache nach eine Ablehnung war. Die von Caesar gewünschte persönliche Zusammenkunft mit Pompeius lehnte dieser ab und mußte sie ablehnen, um nicht durch den Anschein einer neuen Coalition mit Caesar das schon rege Mißtrauen der Verfassungspartei noch mehr zu reizen. Der in Teanum festgestellte Kriegsplan ging da-

hin, dafs Pompeius das Commando der bei Luceria stehenden Truppen, auf denen trotz ihrer Unzuverlässigkeit doch alle Hoffnung beruhte, übernehmen, mit diesen in seine und Labienus Heimath, in Picenum einrücken, dort wie einst vor fünfunddreifsig Jahren (II, 308) den Landsturm persönlich zu den Waffen rufen und an der Spitze der treuen picentischen und der kriegsgewohnten ehemals caesarischen Cohorten versuchen solle dem Vordringen des Feindes eine Schranke zu setzen. Es kam nur darauf an, ob die picenische Landschaft sich so lange hielt, bis Pompeius zu ihrer Vertheidigung herankam. Bereits war Caesar mit seiner wieder vereinigten Armee auf der Küstenstrafse über Ancon in Picenum eingedrungen. Auch hier waren die Rüstungen in vollem Gange; gleich in der nördlichsten picenischen Stadt Auximum stand ein ansehnlicher Haufe von Rekruten unter Publius Attius Varus beisammen; allein auf Ersuchen der Municipalität räumte Varus die Stadt noch ehe Caesar erschien und eine Handvoll von dessen Soldaten, die den Trupp unweit Auximum einholten, zerstreuten ihn vollständig nach kurzem Gefecht — es war das erste in diesem Kriege. Ebenso räumten bald darauf Gaius Lucilius Hirrus mit 3000 Mann Camerinum, Publius Lentulus Spinther mit 5000 Asculum. Die Pompeius ganz ergebenen Mannschaften liefsen zum gröfsten Theil Haus und Hof willig im Stich und folgten den Führern über die Grenze; die Landschaft selbst aber war schon nicht mehr zu retten, als der zur vorläufigen Leitung der Vertheidigung von Pompeius gesandte Offizier Lucius Vibullius Rufus, kein vornehmer Senator, aber ein kriegskundiger Militär, daselbst eintraf: er mufste sich begnügen die geretteten etwa 6—7000 Rekruten den unfähigen Werbeoffizieren abzunehmen und sie vorläufig nach dem nächsten Sammelplatz zu führen. Dies war Corfinium, der Mittelpunct der Aushebungen im albensischen, marsischen und paelignischen Gebiet; die hier versammelte Rekrutenmasse von beiläufig 15000 Mann war das Contingent der streitbarsten und zuverlässigsten Landschaften Italiens und der Kern des in der Bildung begriffenen Heeres der Verfassungspartei. Als Vibullius hier eintraf, war Caesar noch mehrere Tagemärsche zurück; es war nichts im Wege Pompeius Befehlen gemäs sofort aufzubrechen und die geretteten picentischen nebst den in Corfinium gesammelten Rekruten dem Hauptheer in Apulien zuzuführen. Allein in Corfinium commandirte der designirte Nachfolger Caesars Lucius Domitius, einer der hartnäckigsten Starrköpfe der römischen Aristokratie; und dieser weigerte sich nicht blofs Pompeius Befehlen Folge zu leisten, sondern er

hinderte auch den Vibullius wenigstens mit der Mannschaft aus Picenum nach Apulien abzumarschiren. So fest hielt er sich überzeugt, dafs Pompeius nur aus Eigensinn zaudere und nothwendig zum Entsatz herbeikommen müsse, dafs er kaum sich ernstlich auf die Belagerung gefafst machte und nicht einmal die in die umliegenden Städte verlegten Rekrutenhaufen in Corfinium zusammenzog. Pompeius kam nicht, da er seine beiden unzuverlässigen Legionen wohl als Rückhalt für den picentischen Landsturm verwenden, aber nicht mit ihnen allein Caesar die Schlacht anbieten konnte. Statt seiner kam Caesar (11. Febr.). Zu den Truppen desselben war in Picenum die zwölfte und vor Corfinium die achte Legion von den transalpinischen gestofsen und aufserdem wurden theils aus den pompeianischen gefangenen oder freiwillig sich stellenden, theils aus den auf Caesars Befehl überall ausgehobenen Rekruten drei neue Legionen gebildet, so dafs er vor Corfinium bereits an der Spitze einer Armee von 40,000 Mann, zur Hälfte gedienter Leute stand. So lange Domitius auf Pompeius Eintreffen hoffte, liefs er die Stadt vertheidigen; als dessen Briefe ihn endlich enttäuscht hatten, beschlofs er nicht etwa auf dem verlorenen Posten auszuharren, womit er seiner Partei den gröfsten Dienst geleistet haben würde, auch nicht einmal zu capituliren, sondern, während dem gemeinen Soldaten der Entsatz als nahe bevorstehend angekündigt ward, selbst mit den vornehmen Offizieren in der nächsten Nacht auszureifsen. Indefs selbst diesen sauberen Plan ins Werk zu setzen verstand er nicht. Sein verwirrtes Benehmen verrieth ihn. Ein Theil der Mannschaften fing an zu meutern; die marsischen Rekruten, die eine solche Schändlichkeit ihres Feldherrn nicht für möglich hielten, wollten gegen die Meuterer kämpfen; aber auch sie mufsten sich widerwillig von der Wahrheit der Anschuldigung überzeugen, worauf denn die gesammte Besatzung ihren Stab festnahm und ihn, sich und die Stadt an Caesar übergab (20. Febr.). Das 3000 Mann starke Corps in Alba und 1500 in Terracina gesammelte Rekruten ergaben sich hierauf, so wie Caesars Reiterpatrouillen sich zeigten; eine dritte Abtheilung in Sulmo von 3500 Mann war bereits früher genöthigt worden zu capituliren. Pompeius hatte Italien verloren gegeben, so wie Caesar Picenum eingenommen hatte; nur wollte er die Einschiffung so lange wie möglich verzögern, um von den Mannschaften zu retten, was noch zu retten war. Langsam hatte er sich demnach nach dem nächsten Hafenplatz Brundisium in Bewegung gesetzt. Hier landen die beiden Legionen von Luceria und was Pom-

peius in dem menschenleeren Apulien an Rekruten in der Eile hatte zusammenraffen können, so wie die von den Consuln und den sonstigen Beauftragten in Campanien ausgehobenen und eiligst nach Brundisium beorderten Mannschaften sich ein; eben dahin begab sich eine Menge politischer Flüchtlinge, unter ihnen die angesehensten Senatoren in Begleitung ihrer Familien. Die Einschiffung begann; allein die vorräthigen Schiffe genügten nicht, um die ganze Masse, die sich doch noch auf 25000 Köpfe belief, auf einmal zu transportiren. Es blieb nichts übrig als das Heer zu theilen. Die gröfsere Hälfte ging voraus (4. März); mit der kleineren von etwa 10000 Mann erwartete Pompeius in Brundisium die Rückkehr der Flotte, denn wie wünschenswerth für einen etwaigen Versuch Italien wieder einzunehmen auch der Besitz von Brundisium war, so getraute man sich doch nicht den Platz auf die Dauer gegen Caesar zu halten. Inzwischen traf Caesar vor Brundisium ein; die Belagerung begann. Caesar versuchte vor allem die Hafenmündung durch Dämme und schwimmende Brücken zu schliefsen, um die rückkehrende Flotte auszusperren; allein Pompeius liefs die im Hafen liegenden Handelsfahrzeuge armiren und wufste die völlige Schliefsung des Hafens so lange zu verhindern, bis die Flotte erschien und die von Pompeius trotz der Wachsamkeit der Belagerer und der feindlichen Gesinnung der Stadtbewohner mit grofser Geschicklichkeit bis auf den letzten Mann unbeschädigt aus der Stadt herausgezogenen Truppen aus Caesars Bereich nach Griechenland entführte (17. März). An dem Mangel einer Flotte scheiterte wie die Belagerung selbst so auch die weitere Verfolgung. — In einem zweimonatlichen Feldzug, ohne ein einziges ernstliches Gefecht, hatte Caesar eine Armee von zehn Legionen so aufgelöst, dafs mit genauer Noth die kleinere Hälfte derselben in verwirrter Flucht über das Meer entkommen und die ganze italische Halbinsel mit Einschluss der Hauptstadt nebst der Staatskasse und allen daselbst aufgehäuften Vorräthen in der Gewalt des Siegers geblieben war. Nicht ohne Grund klagte die geschlagene Partei über die schauerliche Raschheit, Einsicht und Energie des ‚Ungeheuers'.

Indefs es liefs sich fragen, ob Caesar durch die Eroberung Italiens mehr gewann oder mehr verlor. In militärischer Hinsicht wurden zwar jetzt sehr ansehnliche Hülfsquellen nicht blofs den Gegnern entzogen, sondern auch für Caesar flüssig gemacht; schon im Frühjahr 705 zählte seine Armee in Folge der überall angeordneten massenhaften Aushebungen statt der ursprünglichen neun zwischen dreifsig und fünfunddreifsig Legionen. Aber

seits aber wurde es jetzt nicht blofs nöthig in Italien eine ansehnliche Besatzung zurückzulassen, sondern auch Mafsregeln zu treffen gegen die von den seemächtigen Gegnern beabsichtigte Sperrung des überseeischen Verkehrs und gegen die in Folge dessen namentlich der Hauptstadt drohende Hungersnoth, wodurch Caesars bereits hinreichend verwickelte militärische Aufgabe noch weiter sich complicirte. Finanziell war es allerdings von Belang, dafs es geglückt war der hauptstädtischen Kassenbestände von 1135 Pfunden Gold und 9000000 Pfunden Silber (gegen 23 Mill. Thlr.) sich zu bemächtigen; aber die hauptsächlichsten Einnahmequellen, namentlich die Abgaben aus dem Orient waren doch in den Händen des Feindes und den so sehr vermehrten Bedürfnissen für das Heer sowie der neuen Verpflichtung gegenüber für die darbende hauptstädtische Bevölkerung zu sorgen waren selbst diese ungeheuren Summen so wenig zureichend, dafs Caesar sich bald genöthigt sah den Privatcredit anzusprechen und, da es unmöglich schien, dafs er damit lange sich friste, allgemein als die einzig übrig bleibende Aushülfe umfassende Confiscationen erwartet wurden. — Ernstere Schwierigkeiten noch bereiteten die politischen Verhältnisse, in welche Caesar mit der Eroberung Italiens eintrat. Die Besorgnifs der besitzenden Klassen vor einer anarchischen Umwälzung war allgemein. Feinde und Freunde sahen in Caesar einen zweiten Catilina; Pompeius glaubte oder behauptete zu glauben, dafs Caesar nur durch die Unmöglichkeit seine Schulden zu bezahlen zum Bürgerkrieg getrieben worden sei. Das war allerdings absurd; aber in der That waren Caesars Antecedentien nichts weniger als beruhigend und noch weniger beruhigend der Hinblick auf das Gefolge, das jetzt ihn umgab. Individuen des anrüchigsten Rufes, stadtkundige Gesellen wie Quintus Hortensius, Gaius Curio, Marcus Antonius — dieser der Stiefsohn des auf Ciceros Befehl hingerichteten Catilinariers Lentulus — spielten darin die ersten Rollen; die höchsten Vertrauensposten wurden an Männer vergeben, die es längst aufgegeben hatten ihre Schulden auch nur zu summiren; man sah caesarische Beamte Tänzerinnen nicht blofs unterhalten — das thaten Andere auch —, sondern öffentlich in Begleitung solcher Dirnen erscheinen. War es ein Wunder, dafs auch ernsthafte und politisch parteilose Männer Amnestie für alle landflüchtigen Verbrecher, Vernichtung der Schuldbücher, umfassende Confiscations-, Acht- und Mordbefehle erwarteten, ja eine Plünderung Roms durch die gallische Soldateska? — Indefs hierin täuschte das ‚Ungeheuer' die Erwartungen seiner Feinde wie

seiner Freunde. Wie Caesar die erste italische Stadt Arimimum besetzte, untersagte er allen gemeinen Soldaten sich bewaffnet innerhalb der Mauern sehen zu lassen; durchaus und ohne Unterschied, ob sie ihm freundlich oder feindlich empfangen hatten, wurden die Landstädte vor jeder Unbill geschützt. Als die meuterische Garnison am späten Abend Corfinium übergab, verschob er, gegen jede militärische Rücksicht, die Besetzung der Stadt bis zum andern Morgen, einzig um die Bürgerschaft nicht einem nächtlichen Einmarsch seiner erbitterten Soldaten preiszugeben. Von den Gefangenen wurden die Gemeinen, als voraussetzlich politisch indifferent, in die eigene Armee eingereiht, die Offiziere aber nicht blofs verschont, sondern auch ohne Unterschied der Person und ohne Abnahme irgend welcher Zusagen frei entlassen und was sie als Privateigenthum in Anspruch nahmen, ohne auch nur die Berechtigung der Reclamationen mit Strenge zu untersuchen, ihnen ohne Weiterung verabfolgt. So ward selbst Lucius Domitius behandelt, ja sogar dem Labienus das zurückgelassene Geld und Gepäck ins feindliche Lager nachgesandt. In der peinlichsten Finanznoth wurden demnach die ungeheuren Güter der anwesenden wie der abwesenden Gegner nicht angegriffen; ja Caesar borgte lieber bei den Freunden, als dafs er auch nur durch Ausschreibung der formell zulässigen, aber thatsächlich antiquirten Grundsteuer (II, 362) die Besitzenden gegen sich aufgeregt hätte. Nur die Hälfte, und nicht die schwerere, seiner Aufgabe betrachtete der Sieger als mit dem Siege gelöst; die Bürgschaft der Dauer sah er nach seiner eigenen Aeufserung allein in der unbedingten Begnadigung der Besiegten. Mit dieser grenzenlosen Milde Caesars contrastirte seltsam das wilde Rachegeschnaube der geschlagenen Partei. Auf dem ganzen Marsche von Ravenna bis Brundisium hatte Caesar unablässig die Versuche erneuert eine persönliche Zusammenkunft mit Pompeius und einen erträglichen Vergleich einzuleiten; aber wenn die Aristokratie schon früher von keiner Aussöhnung etwas hatte wissen wollen, so hatte die so unerwartete und so schimpfliche Emigration ihren Zorn bis zum Wahnsinn gesteigert. Die Mittheilungen, die aus dem Emigrantenlager den in Italien zurückgebliebenen Freunden regelmäfsig zukamen, flossen über von Entwürfen zu Confiscationen und Proscriptionen, von Epurationsplänen des Senats und des Staats, gegen die Sullas Restauration Kinderspiel war und die selbst die gemäfsigten Parteigenossen mit Entsetzen vernahmen. Die tolle Leidenschaft der Ohnmacht, die weise Mäfsigung der Machthaber thaten ihre Wirkung. Die ganze Masse, der die materiellen Interessen über die politi-

schen gingen, warf sich Caesar in die Arme. Die Landstädte vergötterten ‚die Rechtschaffenheit, die Mäfsigung, die Klugheit' des Siegers; und selbst die Gegner räumten es ein, dafs es mit diesen Huldigungen Ernst war. Die hohe Finanz, Steuerpächter und Geschworne verspürten nach dem argen Schiffbruch, der die Verfassungspartei in Italien betroffen hatte, keine besondere Lust sich weiter denselben Steuermännern anzuvertrauen; die Capitalien kamen wieder zum Vorschein und ‚die reichen Herren legten sich wieder an ihr Tagewerk die Zinsbücher zu schreiben'. Selbst die grofse Majorität des Senats, wenigstens der Zahl nach — denn allerdings befanden sich von den vornehmeren und einflufsreichen Senatsmitgliedern nur wenige darunter — war, trotz der Befehle des Pompeius und der Consuln, in Italien, zum Theil sogar in der Hauptstadt selbst zurückgeblieben und liefs Caesars Regiment sich gefallen. Caesars eben in ihrer scheinbaren Ueberschwänglichkeit wohl berechnete Milde erreichte ihren Zweck: die zappelnde Angst der besitzenden Klassen vor der drohenden Anarchie wurde einigermafsen beschwichtigt. Wohl war dies für die Folgezeit ein unberechenbarer Gewinn; die Abwendung der Anarchie und der fast nicht minder gefährlichen Angst vor der Anarchie war die Vorbedingung der künftigen Reorganisation des Gemeinwesens. Aber für den Augenblick war diese Milde für Caesar gefährlicher als die Erneuerung der cinnanischen und catilinarischen Raserei gewesen sein würde: sie verwandelte Freunde in Feinde und Feinde nicht in Freunde. Caesars catilinarischer Anhang grollte, dafs das Morden und Plündern unterblieb; von diesen verwegenen, verzweifelten und zum Theil talentvollen Gesellen waren die bedenklichsten Quersprünge zu erwarten. Die Republikaner aller Schattirungen dagegen wurden durch die Gnade des Ueberwinders weder bekehrt noch versöhnt. Nach dem Credo der catonischen Partei entband die Pflicht gegen das, was sie Vaterland nannte, von jeder anderen Rücksicht; selbst wer Caesar Freiheit und Leben verdankte, blieb befugt und verpflichtet gegen ihn die Waffen zu ergreifen oder doch mindestens gegen ihn zu complottiren. Die minder entschiedenen Fractionen der Verfassungspartei liefsen zwar allenfalls sich willig finden von dem neuen Monarchen Frieden und Schutz anzunehmen; aber sie hörten doch darum nicht auf die Monarchie wie den Monarchen wenigstens zu verwünschen. Je offenbarer die Verfassungsänderung hervortrat, desto bestimmter kam der grofsen Majorität der Bürgerschaft, sowohl in der politisch lebhafter aufgeregten Hauptstadt wie in der energischeren ländlichen und landstädtischen Be-

völkerung, ihre republikanische Gesinnung zum Bewufstsein; insofern berichteten die Verfassungsfreunde in Rom mit Recht an ihre Gesinnungsgenossen im Exil, dafs daheim alle Klassen und alle Individuen pompeianisch gesinnt seien. Die schwierige Stimmung all dieser Kreise wurde noch gesteigert durch den moralischen Druck, den die entschiedeneren und vornehmeren Gesinnungsgenossen eben als Emigranten auf die Menge der Geringeren und Lauen ausübten. Dem ehrlichen Mann schlug über sein Verbleiben in Italien das Gewissen, und der Halbaristokrat glaubte sich zu den Plebejern zu stellen, wenn er nicht mit den Domitiern und den Metellern ins Exil ging und gar wenn er in dem caesarischen Senat der Nullitäten mit safs. Die eigene Milde des Siegers gab dieser stillen Opposition erhöhte politische Bedeutung: da Caesar nun einmal des Terrorismus sich enthielt, so schienen die heimlichen Feinde ihre Abneigung gegen sein Regiment ohne viele Gefahr bethätigen zu können. Sehr bald machte er in dieser Beziehung merkwürdige Erfahrungen mit dem Senat. Caesar hatte den Kampf begonnen, um den terrorisirten Senat von seinen Unterdrückern zu befreien. Dies war geschehen; er wünschte also von dem Senat die Billigung des Geschehenen, die Vollmacht zu weiterer Fortsetzung des Krieges zu erlangen. Zu diesem Zwecke beriefen, als Caesar vor der Hauptstadt erschien (Ende März), die Volkstribunen seiner Partei ihm den Senat (1. April). Die Versammlung war ziemlich zahlreich, aber selbst von den in Italien gebliebenen Senatoren waren doch die namhaftesten ausgeblieben, sogar der ehemalige Führer der servilen Majorität Marcus Cicero und Caesars eigener Schwiegervater Lucius Piso; und was schlimmer war, auch die Erschienenen waren nicht geneigt auf Caesars Vorschläge einzugehen. Als Caesar von einer Vollmacht zur Fortsetzung des Krieges sprach, meinte der eine der zwei einzigen anwesenden Consulare Servius Sulpicius Rufus, ein furchtsamer Mann, der nichts wünschte als einen ruhigen Tod in seinem Bette, dafs Caesar sich sehr um das Vaterland verdient machen werde, wenn er es aufgebe den Krieg nach Griechenland und Spanien zu tragen. Als dann Caesar wenigstens versuchte seine Friedensvorschläge durch den Senat an Pompeius zu übermitteln, war man dem an sich zwar nicht entgegen, aber die Drohungen der Emigranten gegen die Neutralen hatten diese so in Furcht gesetzt, dafs Niemand sich fand um die Friedensbotschaft zu übernehmen. An der Abneigung der Aristokraten den Thron des Monarchen errichten zu helfen und an derselben Schlaffheit des hohen Collegiums, durch die kurz zuvor Caesar

Pompeius legale Ernennung zum Oberfeldherrn in dem Bürgerkrieg vereitelt hatte, scheiterte jetzt auch er mit dem gleichen Verlangen. Andere Hemmungen kamen hinzu. Da beide Consuln im feindlichen Lager waren und der Versuch fehlschlug den Consul Lentulus, dessen zerrüttete Vermögensverhältnisse Jedermann kannte, zu kaufen, so war es überhaupt nach formellem Recht sehr schwierig oder vielmehr unmöglich, die von Caesar gewünschte Ernennung eines Dictators zu bewirken. Der Volkstribun Lucius Metellus ferner legte gegen sämmtliche Schritte des Proconsuls Protest ein und machte Miene die Staatskasse, als Caesars Leute kamen um sie zu leeren, mit seinem Leibe zu decken. Caesar konnte in diesem Falle nicht umhin den Unverletzlichen so sämtlich wie möglich bei Seite schieben zu lassen; übrigens blieb er dabei sich aller terroristischen Maßregeln zu enthalten. Dem Senat erklärte er, eben wie es kurz zuvor die Verfassungspartei gethan, daß er zwar gewünscht habe mit Beihülfe der höchsten Behörde die Verhältnisse zu ordnen; allein da diese verweigert werde, könne er ihrer auch entrathen. Ohne weiter um den Senat und die staatsrechtlichen Formalien sich zu kümmern, übergab er die einstweilige Verwaltung der Hauptstadt dem Prätor Marcus Aemilius Lepidus als Stadtpräfecten und ordnete für die Verwaltung der ihm gehorchenden Landschaften und die Fortsetzung des Krieges das Erforderliche an. Selbst unter dem Getöse des Riesenkampfes und neben dem lockenden Klang der verschwenderischen Versprechungen Caesars machte es doch noch tiefen Eindruck auf die hauptstädtische Menge, als sie in ihrem freien Rom zum ersten Mal den Monarchen als Monarchen schalten und die Thüre der Staatskasse durch seine Soldaten aufsprengen sah. Allein die Zeiten waren nicht mehr, wo Eindrücke und Stimmungen der Masse den Gang der Ereignisse bestimmten; die Legionen entschieden und auf einige schmerzliche Empfindungen mehr oder weniger kam eben nichts weiter an.

Caesar eilte den Krieg wieder aufzunehmen. Seine bisherigen Erfolge verdankte er der Offensive und er gedachte auch ferner bei derselben zu bleiben. Die Lage seines Gegners war seltsam. Nachdem der ursprüngliche Plan, den Feldzug zugleich von Italien und Spanien aus in den beiden Gallien offensiv zu führen, durch Caesars Angriff vereitelt worden war, war Pompeius Absicht gewesen Italien aufzugeben und nach Spanien zu gehen. Hier hatte er eine sehr starke Stellung. Das Heer zählte sieben Legionen; es dienten darin eine große Anzahl von Pompeius Veteranen und die mehrjährigen Kämpfe in den lusitanischen

Bergen hatten Soldaten und Offiziere gestählt. Unter den Anführern war Marcus Varro zwar nichts als ein berühmter Gelehrter und ein getreuer Anhänger; aber Lucius Afranius hatte mit Auszeichnung im Orient und in den Alpen gefochten, und Marcus Petreius, der Ueberwinder Catilinas, war ein ebenso unerschrockener wie fähiger Offizier. Wenn in der jenseitigen Provinz Caesar noch von seiner Statthalterschaft her (S. 203) mancherlei Anhang hatte, so war dagegen diejenige, auf die es zunächst ankam, die Ebenprovinz mit allen Banden der Ehrfurcht und der Dankbarkeit an den berühmten General gefesselt, der daselbst zwanzig Jahre zuvor im sertorianischen Kriege commandirt und nach dessen Beendigung sie reorganisirt hatte. Wenn Pompeius mit den aus der italischen Katastrophe geretteten Heerestrümmern dort sich hin begab und an der Spitze seiner gesammten Macht Caesar entgegentrat, so war es keineswegs unwahrscheinlich, dafs in diesem Kampfe ihm die Oberhand blieb. Unglücklicher Weise aber hatte er, in der Hoffnung die in Corfinium stehenden Truppen noch retten zu können, so lange in Apulien sich verweilt, dafs er statt der campanischen Häfen das nähere Brundisium zum Einschiffungsort zu wählen genöthigt war. Warum er, Herr der See und Siciliens, nicht späterhin auf den ursprünglichen Plan wieder zurückkam, läfst sich nicht entscheiden; genug es geschah nicht. Caesar blieb die Wahl entweder gegen die Armee, die in Griechenland unter Pompeius eigenem Befehl sich organisirte, oder gegen die schlagfertige seiner Unterfeldherren in Spanien den nächsten Angriff zu richten. Er hatte für das Letztere sich entschieden und, so wie der italische Feldzug zu Ende ging, Mafsregeln getroffen um neun seiner besten Legionen, ferner 6000 Reiter, theils in den Keltengauen von Caesar einzeln ausgesuchte Leute, theils deutsche Söldner, und eine Anzahl iberischer und ligurischer Schützen an der unteren Rhone zusammenzuziehen. — Aber auch seine Gegner waren hier thätig. Der vom Senat zu Caesars Nachfolger bestimmte Statthalter des diesseitigen Galliens Lucius Domitius hatte von Corfinium aus, so wie Caesar ihn freigegeben, sich mit seinem Gesinde und mit Pompeius Vertrauensmann Lucius Vibullius Rufus nach Massalia auf den Weg gemacht und in der That die Stadt bestimmt sich für Pompeius zu erklären, ja Caesars Truppen den Durchmarsch zu weigern. Von den spanischen Truppen blieben die zwei am wenigsten zuverlässigen Legionen unter Varros Oberbefehl in der jenseitigen Provinz stehen; dagegen hatten die fünf besten Legionen, verstärkt durch 10000 Mann spanischen Fufs-

volks, theils keltiberischer Linieninfanterie, theils lusitanischer und anderer Leichten, und durch 5000 spanische Reiter, unter Afranius und Petreius, den durch Vibullius überwachten Befehlen des Pompeius gemäfs, sich aufgemacht um die Pyrenäen dem Feinde zu sperren. — Hierüber traf Caesar selbst in Gallien ein und entsandte sogleich, da er selbst noch durch die Einleitung der Belagerung von Massalia zurückgehalten ward, den gröfsten Theil seiner an der Rhone versammelten Truppen, sechs Legionen und die Reiterei, auf der grofsen über Narbo (Narbonne) nach Rhoda (Rosas) führenden Chaussee, um an den Pyrenäen dem Feinde zuvorzukommen. Es gelang; als Afranius und Petreius an den Pässen anlangten, fanden sie dieselben bereits besetzt von den Caesarianern und nahmen nach dem Verlust der Pyrenäenlinie zwischen diesen und dem Ebro eine Stellung bei Ilerda (Lerida). Diese Stadt liegt vier Meilen nördlich vom Ebro an dem rechten Ufer eines Nebenflusses desselben, des Sicoris (Segre), über den nur eine einzige solide Brücke unmittelbar bei Ilerda führte. Südlich von Ilerda treten die das linke Ufer des Ebro begleitenden Gebirge ziemlich nahe an die Stadt hinan; nordwärts erstreckt sich zu beiden Seiten des Sicoris ebenes Land, das von dem Hügel, auf welchem die Stadt gebaut ist, beherrscht wird. Für eine Armee, die sich mufste belagern lassen, war es eine vortreffliche Stellung; aber die Vertheidigung Spaniens konnte, nachdem die Pyrenäenlinie verloren war, doch nur hinter der Ebrolinie ernstlich aufgenommen werden, und da weder eine feste Verbindung zwischen Ilerda und dem Ebro hergestellt noch dieser Flufs überbrückt war, so war der Rückzug aus der vorläufigen in die wahre Vertheidigungsstellung nicht hinreichend gesichert. Die Caesarianer setzten sich oberhalb Ilerda in dem Delta fest, das der Flufs Sicoris mit dem unterhalb Ilerda mit ihm sich vereinigenden Cinga (Cinca) bildet; indefs ward es mit dem Angriff erst Ernst, nachdem Caesar im Lager eingetroffen war (23. Juni). Ein Gefecht unter den Mauern der Stadt, in dem beide Theile mit gleicher Erbitterung und gleicher Tapferkeit kämpften, ergab nach vielfach wechselnden Erfolgen als letztes Resultat, dafs die Caesarianer ihren Zweck: zwischen dem pompeianischen Lager und der Stadt sich festzusetzen und dadurch der Steinbrücke sich zu bemächtigen, nicht erreichten. Sie blieben also für ihre Communication mit Gallien ausschliefslich angewiesen auf zwei in der Eile über den Sicoris geschlagene Brücken, welche, da der Flufs bei Ilerda selbst zur Ueberbrückung schon zu ansehnlich war, vier bis fünf deutsche Meilen weiter oberwärts hatten ge-

schlagen werden müssen. Als nun mit der Schneeschmelze die Hochwasser kamen, wurden diese Nothbrücken weggerissen und der Sicoris wie die Cinca so hoch angeschwellt, dafs für die nächste Zeit sie nicht anders als auf Schiffen passirt werden konnten. Da es an diesen fehlte und auch die Wiederherstellung der Brücken nicht erfolgen konnte ohne das andere Ufer zu gewinnen, so war die römische Armee beschränkt auf den schmalen Raum zwischen der Cinca und dem Sicoris; das linke Ufer des Sicoris und damit die Strafse, auf der die Armee mit Gallien und Italien communicirte, war fast unvertheidigt den Pompeianern preisgegeben, die den Fluſs theils auf der Stadtbrücke, theils nach heimischer Art auf Schläuchen schwimmend zu passiren vermochten. Es war die Zeit kurz vor der Ernte; die alte Frucht war fast aufgebraucht, die neue noch nicht eingebracht und der enge Landstrich zwischen den beiden Bächen bald ausgezehrt. Im Lager herrschte förmliche Hungersnoth — der preufsische Scheffel Weizen kostete 300 Denare (84 Thlr.) — und brachen bedenkliche Krankheiten aus; dagegen häufte am linken Ufer Proviant und die mannigfaltigste Zufuhr sich an, dazu Mannschaften aller Art: Nachschub aus Gallien von Reiterei und Schützen, beurlaubte Offiziere und Soldaten, heimkehrende Streifscharen, im Ganzen eine Masse von 60000 Köpfen, die die Pompeianer mit überlegener Macht angriffen und mit grofsem Verlust in die Berge drängten, während die Caesarianer am rechten Ufer dem ungleichen Gefecht müfsig zusehen mufsten. Die Verbindungen der Armee waren in den Händen der Pompeianer; in Italien blieben die Nachrichten von Caesars Armee plötzlich aus und die bedenklichen Gerüchte, die dort umzulaufen begannen, waren von der Wahrheit nicht allzuweit entfernt. Indefs die Schlauheit der Pompeianer und ein glücklicher Gedanke Caesars rettete die Armee. Hätten jene ihren Vortheil mit einigem Nachdruck verfolgt, so konnte es ihnen nicht fehlen die auf dem linken Ufer des Sicoris zusammengedrängte kaum widerstandsfähige Masse entweder in ihre Gewalt zu bringen oder wenigstens nach Gallien zurückzudrängen und dies Ufer so vollständig zu besetzen, dafs ohne ihr Wissen kein Mann den Fluſs überschritt. Allein beides war versäumt worden; jene Haufen waren wohl mit Verlust bei Seite gedrängt, aber doch weder vernichtet noch völlig zurückgeworfen worden und die Ueberschreitung des Flusses zu wehren überliefs man wesentlich dem Flusse selbst. Hierauf baute Caesar seinen Plan. Er liefs tragbare Kähne von leichtem Holzgestell und Korbgeflecht mit lederner Bekleidung, nach dem Muster der im Kanal bei den Bri-

en und später den Sachsen ähnlichen, im Lager anfertigen und sie auf Wagen an den Punct, wo die Brücken gestanden hatten, transportiren. Das andere Ufer war frei; man erreichte auf den gewöhnlichen Nachen dasselbe ohne Schwierigkeit und stellte die Brücken wieder her; und sofort wurde auch die Verbindungsstrafse wieder frei gemacht und die sehnlich erwartete Zufuhr in das Lager geschafft. — Kaum war durch Caesars glücklichen Einfall das Heer aus der ungeheuren Gefahr gerissen, als er durch eine an Tüchtigkeit der feindlichen weit überlegene Reiterei die Umgegend am linken Ufer des Sicoris durchstreifen liefs und dem Feind hinderte von hier aus sich zu versorgen. Schon traten die ansehnlichsten spanischen Gemeinden zwischen den Pyrenäen und dem Ebro, Osca, Tarraco, Dertosa und andere, ja selbst einzelne südlich vom Ebro auf Caesars Seite. Durch die Reiter Caesars und die Uebertritte der benachbarten Gemeinden wurde den Pompeianern die Zufuhr knapp; sie entschlossen sich nun endlich zum Rückzug hinter die Ebrolinie und machten jetzt eiligst Anstalt unterhalb der Sicorismündung eine Schiffbrücke über den Ebro zu schlagen. Caesar dagegen hoffte in Folge der fehlerhaften Aufstellung der Gegner bei Ilerda ihnen den Rückweg über den Ebro abschneiden und sie in Ilerda einschliefsen zu können. Allein um Ilerda ernstlich zu umstellen bedurfte er einer Verbindung der beiden Flufsufer unmittelbar bei der Stadt, indem er sonst seine Armee in zwei nur auf einem weiten Umweg mit einander communicirende Corps aufgelöst und jedes derselben einzeln dem Angriff der ganzen feindlichen Heeresmasse ausgesetzt haben würde. Seine Soldaten schanzten Tag und Nacht, um durch Abzugsgräben den Flufs so viel tiefer zu legen, dafs die Infanterie ihn durchwaten könne. Alles kam darauf an, ob die Vorbereitungen der Pompeianer um den Ebro zu passiren oder die der Caesarianer um Ilerda einzuschliefsen früher zu Ende kamen. Es waren die Pompeianer, die zuerst fertig wurden: als sie nach Vollendung der Schiffbrücke den Marsch nach dem Ebro zu am linken Ufer des Sicoris antraten, konnten zwar Caesars Reiter den Strom passiren und, dem Feinde an die Fersen sich heftend, ihn aufhalten und schädigen, aber da dem Fufsvolk das Wasser noch bis an die Schultern ging, mufste die Infanterie auf dem rechten Ufer des Flusses zurückbleiben. Allein als Caesars Soldaten am grauenden Morgen die seit Mitternacht dahinziehenden feindlichen Colonnen erblickten, begriffen sie mit der instinctmäfsigen Sicherheit kriegsgewohnter Veteranen die Bedeutung dieses Rückzugs, der sie nöthigte dem Gegner in ferne, un-

wegsame und von feindlichen Scharen erfüllte Landschaften zu folgen; auf ihre eigene Bitte wagte es der Feldherr auch die Infanterie in den Fluss zu führen und ohne Unfall ward er durchschritten. Es war die höchste Zeit. Wenn die schmale Ebene, welche die Stadt Herda von den den Ebro einfassenden Gebirgen trennt, einmal durchschritten und das Heer in die Berge eingetreten war, so war es nicht mehr möglich denselben den Rückzug an den Ebro zu verwehren; und schon hatten die Pompeianer trotz der beständigen den Marsch ungemein verzögernden Angriffe der feindlichen Reiterei bis auf eine Meile sich den Bergen genähert. Allein, seit Mitternacht auf dem Marsche und unsäglich erschöpft, gaben sie ihren ursprünglichen Plan, die Ebene noch an diesem Tage ganz zu durchschreiten, auf und schlugen ein Lager; so hielt Caesars Infanterie sie ein und lagerte am Abend ihnen gegenüber. Die Pompeianer beabsichtigten in der Nacht weiter zu marschiren, allein es unterblieb aus Furcht vor den Folgen nächtlicher Angriffe der Reiterei; und auch am folgenden Tage standen beide Heere unbeweglich sich gegenüber, nur beschäftigt die Gegend zu recognosciren. Am frühen Morgen des dritten brach Caesar auf, um durch die pfadlosen Berge zur Seite der Strafse sich einen Weg zu bahnen und also den Weg zum Ebro dem Feinde zu verlegen. Der Zweck des seltsamen Marsches, der anfangs in das Lager vor Herda sich zurückzuwenden schien, ward von den pompeianischen Offizieren nicht sogleich erkannt. Als sie ihn fafsten, opferten sie Lager und Gepäck und rückten im Gewaltmarsch auf der Hauptstrafse vor, um die Höhen zu gewinnen. Indefs es war bereits zu spät: schon hielten auf der Hauptstrafse selbst die geschlossenen Massen der Feinde. Ein verzweifelter Versuch der Pompeianer über die Bergsteile einen neuen Weg zum Ebro ausfindig zu machen ward von der römischen Reiterei vereitelt, welche die dazu vorgesandten lusitanischen Truppen umzingelte und zusammenhieb. Wäre es zwischen der pompeianischen Armee, die die feindlichen Reiter im Rücken das Fufsvolk von vorne sich gegenüber hatte und gänzlich demoralisirt war, und den Caesarianern zu einer Schlacht gekommen, so war deren Ausgang kaum zweifelhaft und die Gelegenheit zum Schlagen bot mehrfach sich dar; aber Caesar machte keinen Gebrauch davon und zügelte nicht ohne Mühe die ungeduldige Kampflust seiner siegesgewissen Soldaten. Die pompeianische Armee war ohnehin strategisch verloren; Caesar vermied es durch nutzloses Blutvergiefsen sein Heer zu schwächen und die arge Fehde noch weiter zu verbittern. Schon am Ufer

nach dem Abschneiden der Ebropassage hatten die Soldaten der beiden Heere mit einander angefangen zu fraternisiren und wegen der Uebergabe zu unterhandeln, ja es waren bereits die von den Pompeianern geforderten Bedingungen, namentlich Schonung der Offiziere, von Caesar zugestanden worden, als Petreius mit seiner aus Sclaven und Spaniern bestehenden Escorte über die Unterhändler zukam und die Caesarianer, deren er habhaft ward, niedermachen liefs. Caesar dagegen sandte die in sein Lager gekommenen Pompeianer ungeschädigt zurück und beharrte dabei eine friedliche Lösung zu suchen. Ilerda, wo die Pompeianer noch Besatzung und ansehnliche Magazine hatten, ward jetzt das Ziel ihres Marsches; allein sie hatten vor sich das feindliche Heer und zwischen sich und der Festung den Sicoris. Die pompeianische Armee marschirte in der Gegend herum ohne ihrem Ziele näher zu kommen; ihre Reiterei ward allmählich so eingeschüchtert, dafs das Fufsvolk sie in die Mitte nehmen und Legionen in die Nachhut gestellt werden mufsten; die Beschaffung von Wasser und Fourage ward immer schwieriger; schon mufste man die Lastthiere niederstofsen, da man sie nicht ernähren konnte. Endlich fand die umherirrende Armee sich förmlich eingeschlossen, den Sicoris im Rücken, vor sich das feindliche Heer, das Wall und Graben um sie herumzog. Sie versuchte den Flufs zu überschreiten, aber Caesars deutsche Reiter und leichte Infanterie besetzten ihr zuvorkommend das entgegenstehende Ufer. Alle Tapferkeit und alle Treue konnten die unvermeidliche Capitulation nicht länger abwenden (2. Aug. 705). Caesar gewährte nicht blofs Offizieren und Soldaten Leben, Freiheit und den Besitz der ihnen noch gebliebenen so wie die Zurückgabe der bereits ihnen abgenommenen Habe, deren vollen Werth er selber seinen Soldaten zu erstatten übernahm, sondern, während er die in Italien gefangenen Rekruten zwangsweise in seine Armee eingereiht hatte, ehrte er diese alten Legionare des Pompeius durch die Zusage, dafs keiner wider seinen Willen genöthigt werden solle in sein Heer einzutreten. Er forderte nur, dafs ein jeder die Waffen abgebe und sich in seine Heimath verfüge. Demgemäfs wurden die aus Spanien gebürtigen Soldaten, etwa der dritte Theil der Armee, sogleich, die italischen an der Grenze des jen- und diesseitigen Galliens verabschiedet. — Das diesseitige Spanien fiel mit der Auflösung dieser Armee von selbst in die Gewalt des Siegers. Im jenseitigen führte Marcus Varro für Pompeius den Oberbefehl. Als dieser die Katastrophe von Ilerda erfuhr, schien es ihm das Räthlichste sich in die Inselstadt Gades zu werfen und die beträchtlichen

Summen, die er durch Einziehung der Tempelschätze und der Vermögen angesehener Caesarianer zusammengebracht hatte, so wie die nicht unbedeutete von ihm aufgestellte Flotte und die ihm anvertrauten zwei Legionen dorthin in Sicherheit zu bringen. Allein auf das blofse Gerücht von Caesars Ankunft erklärten die namhaftesten Städte der Caesar seit langem anhänglichen Provinz sich für diesen und verjagten die pompeianischen Besatzungen oder bestimmten sie zu gleichem Abfall: so Corduba, Carmo und Gades selbst. Auch eine der Legionen brach auf eigene Hand nach Hispalis auf und trat mit dieser Stadt zugleich auf Caesars Seite. Als endlich auch Italica dem Varro die Thore sperrte, entschlofs dieser selbst sich zu capituliren. — Ungefähr gleichzeitig unterwarf sich auch Massalia. Mit seltener Energie hatten die Massalioten nicht blofs die Belagerung ertragen, sondern auch die See gegen Caesar behauptet; es war ihr heimisches Element und sie durften hoffen auf diesem kräftige Unterstützung von Pompeius zu empfangen, da er ja die Meere ausschliefslich beherrschte. Indefs der tüchtige Decimus Brutus, derselbe, der über die Veneter den ersten Seesieg im Ocean erfochten hatte (S. 240), wufste rasch eine Flotte herzustellen und trotz der tapferen Gegenwehr der feindlichen, theils aus albiocischen Soldknechten der Massalioten, theils aus Hirtensclaven des Domitius bestehenden Flottenmannschaft, durch seine tapfern aus den Legionen auserlesenen Schiffssoldaten die stärkere massaliotische Flotte zu überwinden und die gröfsere Hälfte der Schiffe zu versenken oder zu erobern. Indefs als ein kleines pompeianisches Geschwader unter Lucius Nasidius aus dem Osten über Sicilien und Sardinien im Hafen von Massalia eintraf, erneuerten die Massalioten ihre Seerüstung und liefen zugleich mit den Schiffen des Nasidius abermals aus. Hatten in dem Treffen, das auf der Höhe von Tauroeis (la Ciotat östlich von Marseille) geschlagen ward, die Schiffe des Nasidius mit denselben verzweifelten Muth gestritten, den die massaliotischen in diesem Gefechte bewiesen, so möchte das Ergebnifs des Tages wohl ein verschiedenes gewesen sein; allein die Flucht der Nasidianer entschied den Sieg für Brutus. Die Trümmer der Flotte der Pompeianer flüchteten nach Spanien und die Belagerten sahen sich von der See vollständig verdrängt. Auf der Landseite leitete Gaius Trebonius die Belagerung. Auch er traf auf die entschlossenste Gegenwehr und ward durch die häufigen Ausfälle der albiocischen Söldner und die geschickte Verwendung der ungeheuren in der Stadt aufgehäuften Geschützvorräthe vielfältig gehemmt; allein endlich rückten doch die Arbeiten der Be-

lagerer bis an die Mauer vor und einer der Thürme stürzte zusammen. Die Massalioten erklärten, dafs sie die Vertheidigung aufgaben, aber mit Caesar selbst die Capitulation abzuschliefsen wünschten; weshalb sie den römischen Befehlshaber ersuchten bis zu Caesars Ankunft die Belagerungsarbeiten einzustellen. Trebonius hatte vom Caesar gemessenen Befehl die Stadt so weit irgend möglich zu schonen; er gewährte den erbetenen Waffenstillstand. Allein die Massalioten benutzten ihn zu einem tückischen Ausfall, in dem sie die eine Hälfte der fast unbewachten römischen Werke vollständig niederbrannten. So begann von Neuem und mit gesteigerter Erbitterung der Belagerungskampf. Der tüchtige Befehlshaber der Römer stellte mit überraschender Schnelligkeit die vernichteten Thürme und den Damm wieder her; bald waren die Massalioten abermals vollständig eingeschlossen. Als Caesar von der Unterwerfung Spaniens zurückkehrend vor ihrer Stadt ankam, fand er dieselbe theils durch die feindlichen Angriffe, theils durch Hunger und Seuchen aufs Aeufserste gebracht und zum zweiten Mal, und dieses Mal ernstlich, bereit auf jede Bedingung zu capituliren; nur Domitius, der schmählich aufgebrauchten Nachsicht des Siegers eingedenk, besetzte ein Schiff und schlich sich durch die römische Flotte, um für seinen unversöhnlichen Groll ein drittes Schlachtfeld zu suchen. Caesars Soldaten hatten geschworen die ganze männliche Bevölkerung der treubrüchigen Stadt über die Klinge springen zu lassen und forderten mit Ungestüm von dem Feldherrn das Zeichen zur Plünderung. Allein Caesar, seiner grofsen Aufgabe die hellenisch-italische Civilisation im Westen zu begründen auch hier eingedenk, liefs sich nicht zwingen die Fortsetzung zu der Zerstörung Korinths zu liefern. Massalia, von jenen einst so zahlreichen freien und seemächtigen Städten der alten ionischen Schiffernation die von der Heimath am weitesten entfernte und fast die letzte, in der das hellenische Seefahrerleben noch rein und frisch sich erhalten hatte, wie sie denn auch die letzte griechische Stadt gewesen ist, die zur See geschlagen hat — Massalia mufste zwar seine Waffen- und Flottenvorräthe an den Sieger abliefern und verlor einen Theil seines seine Nationalität und blieb, wenn auch materiell in geschmälerten Gebietes und seiner Privilegien, aber behielt seine Freiheit und Verhältnissen, doch geistig nach wie vor der Mittelpunct der hellenischen Cultur in der fernen eben jetzt zu neuer geschichtlicher Bedeutung gelangenden keltischen Landschaft.

Während also in den westlichen Landschaften der Krieg nach manchen bedenklichen Wechselfällen schliefslich sich durchaus zu

Caesars Gunsten entschied und Spanien und Massalia unterworfen, die feindliche Hauptarmee bis auf den letzten Mann gefangen genommen wurde, hatten auch auf dem zweiten Kriegsschauplatze, auf welchem Caesar es nothwendig gefunden hatte sofort nach der Eroberung Italiens die Offensive zu ergreifen, die Waffen entschieden. — Es ward schon gesagt, dafs die Pompeianer die Absicht hatten Italien auszuhungern. Die Mittel dazu hatten sie in Händen. Sie beherrschten die See durchaus und arbeiteten allerorts, in Gades, Utica, Messana, vor allem im Osten mit grofsem Eifer an der Vermehrung ihrer Flotte; sie hatten ferner die sämmtlichen Provinzen inne, aus denen die Hauptstadt ihre Subsistenzmittel zog: Sardinien und Corsica durch Marcus Cotta, Sicilien durch Marcus Cato, Africa durch den selbsternannten Oberfeldherrn Titus Attius Varus und den ihnen eng verbündeten König Juba von Numidien. Es war für Caesar unumgänglich nöthig diese Pläne des Feindes zu durchkreuzen und denselben die Getreideprovinzen zu entreifsen. Quintus Valerius ward mit einer Legion nach Sardinien gesandt und zwang den pompeianischen Statthalter die Insel zu räumen. Die wichtigere Unternehmung, Sicilien und Africa dem Feinde zu entreifsen wurde unter Beistand des tüchtigen und kriegserfahrenen Gaius Caninius Rebilus dem jungen Gaius Curio anvertraut. Sicilien ward ohne Schwertstreich besetzt; Cato, ohne rechte Armee und kein Mann des Degens, räumte die Insel, nachdem er die Sikelioten vorher aufgefordert hatte sich nicht durch unzulänglichen Widerstand nutzlos zu compromittiren. Curio liefs zur Deckung dieser für die Hauptstadt so wichtigen Insel die Hälfte seiner Truppen zurück und schiffte sich mit der andern, zwei Legionen und 500 Reitern, nach Africa ein. Hier durfte er erwarten ernsten Widerstand zu finden. Aufser der ansehnlichen und in ihrer Art tüchtigen Armee Jubas hatte der Statthalter Varus aus den in Africa ansässigen Römern zwei Legionen gebildet und ferner eine kleine Flotte von zehn Segeln aufgestellt. Mit Hülfe seiner überlegenen Flotte bewerkstelligte indefs Curio ohne Schwierigkeit die Landung zwischen Hadrumetum, wo die eine Legion der Feinde nebst ihren Kriegsschiffen, und Utica, vor welcher Stadt die zweite Legion unter Varus selbst stand. Curio wandte sich gegen Varus und schlug sein Lager unweit Utica, eben da wo anderthalb Jahrhunderte zuvor der ältere Scipio sein erstes Winterlager in Africa genommen hatte (I. 171). Seine Stellung war besonders deshalb schwierig, weil Caesar, genöthigt seine Kerntruppen für den spanischen Krieg zusammenzuhalten, die

sicilisch-africanische Armee gröfstentheils aus den vom Feind übernommenen Legionen, namentlich den Kriegsgefangenen von Corfinium hatte zusammensetzen müssen. Die Offiziere der pompeianischen Armee in Africa, die zum Theil ebenfalls in denselben in Corfinium überwundenen Legionen gestanden hatten, liefsen kein Mittel unversucht, um die Soldaten zu ihrem ersten Eidschwur wieder zurückzubringen. Indefs Caesar hatte in seinem Stellvertreter sich nicht vergriffen. Curio verstand es ebensowohl die Bewegungen des Heeres und der Flotte zu lenken, als auch persönlichen Einflufs auf die Soldaten zu gewinnen. Die Verpflegung war reichlich, die Gefechte ohne Ausnahme glücklich; nur Einzelne liefsen sich bewegen ihre neue Fahne wieder mit der alten zu vertauschen. Varus, in der Voraussetzung, dafs es den Truppen Curios nur an Gelegenheit fehle auf seine Seite überzugehen, entschlofs sich, hauptsächlich um ihnen diese zu verschaffen, eine Schlacht zu liefern. Der Erfolg rechtfertigte seine Erwartungen nicht. Begeistert durch die feurige Ansprache ihres jugendlichen Führers schlugen Curios Reiter die feindlichen in die Flucht und säbelten im Angesichte beider Heere die mit den Reitern ausgerückte leichte Infanterie der Feinde nieder; und ermuthigt durch diesen Erfolg und durch Curios persönliches Beispiel gingen die caesarischen Legionen durch die schwierige die beiden Linien trennende Thalschlucht vor zum Angriff, den die Pompeianer aber nicht erwarteten, sondern schimpflich in ihr Lager zurückflohen und auch dies die Nacht darauf räumten. Der Sieg war so vollständig, dafs Curio sofort dazu schritt Utica zu belagern. Als aber die Meldung eintraf, dafs König Juba mit seiner gesammten Heeresmacht zum Entsatz heranrücke, entschlofs sich Curio, eben wie bei Syphax Eintreffen Scipio gethan, die Belagerung aufzuheben und in Scipios ehemaliges Lager zurückzugehen, bis aus Sicilien Verstärkung nachkommen werde. Allein bald darauf lief ein zweiter Bericht ein, dafs König Juba durch Angriffe seiner Nachbarfürsten veranlafst worden sei mit seiner Hauptmacht wieder umzukehren und den Belagerten nur ein mäfsiges Corps unter Saburra zu Hülfe sende. Curio, der bei seinem lebhaften Naturell nur sehr ungern sich entschlossen hatte zu rasten, brach sofort wieder auf, um mit Saburra zu schlagen, bevor derselbe mit der Besatzung von Utica in Verbindung treten könne. Seiner Reiterei, die am Abend vorausgegangen war, gelang es in der That das Corps des Saburra am Bagradas bei nächtlicher Weile zu überraschen und übel zuzurichten; und auf diese Siegesbotschaft beschleunigte Curio den Marsch der Infan-

terie, um durch sie die Niederlage zu vollenden. Bald erblickte man das Corps des Saburra, das auf den letzten Abhängen der gegen den Bagradas sich senkenden Anhöhen mit den römischen Reitern sich herumschlug; die heranrückenden Legionen halfen dasselbe völlig in die Ebene hinabdrängen. Allein hier wendete sich das Gefecht. Saburra stand nicht, wie man meinte, ohne Rückhalt, sondern nicht viel mehr als eine deutsche Meile entfernt von der numidischen Hauptmacht. Bereits trafen der Kern des numidischen Fufsvolks und 2000 gallische und spanische Reiter auf dem Kampfplatz ein, um Saburra zu unterstützen und der König selbst mit dem Gros der Armee und sechzehn Elephanten war im Anmarsch. Nach dem Nachtmarsch und dem hitzigen Gefecht waren von den römischen Reitern augenblicklich nicht viel über 200 beisammen; diese so wie die Infanterie waren von den Strapazen und dem Fechten aufs Aeufserste erschöpft, und alle in der weiten Ebene, in die man sich hatte verlocken lassen, rings eingeschlossen von den beständig sich mehrenden feindlichen Schaaren. Vergeblich versuchte Curio handgemein zu werden: die libyschen Reiter wichen, wie sie pflegten, sowie eine römische Abtheilung vorging, und wenn diese umkehrte, fand sie von denselben Reiterhaufen sich verfolgt. Vergeblich versuchte er die Höhen wieder zu gewinnen; sie wurden von den feindlichen Reitern besetzt und versperrt. Es war alles verloren. Das Fufsvolk ward niedergehauen bis auf den letzten Mann. Von der Reiterei gelang es Einzelnen sich durchzuschlagen; auch Curio hatte wahrscheinlich sich zu retten vermocht, aber er ertrug es nicht ohne das ihm anvertraute Heer allein vor seinem Herrn zu erscheinen und starb mit dem Degen in der Hand. Selbst die Mannschaft, die im Lager vor Utica sich zusammenfand und die Flottenbesatzung, die sich so leicht nach Sicilien hätten retten können, ergaben sich unter dem Eindruck der fürchterlich raschen Katastrophe den Tag darauf an Varus (Aug. oder Sept. 705). — So endigte die von Caesar angeordnete sicilisch-africanische Expedition. Sie erreichte insofern ihren Zweck, als durch die Besetzung Siciliens in Verbindung mit der von Sardinien wenigstens dem dringendsten Bedürfnifs der Hauptstadt abgeholfen ward; die vereitelte Eroberung Africas, aus welcher die siegende Partei keinen weiteren wesentlichen Gewinn zog, und der Verlust zweier unzuverlässiger Legionen liefsen sich verschmerzen. Aber ein unersetzlicher Verlust für Caesar, ja für Rom war Curios früher Tod. Nicht ohne Ursache hatte Caesar dem militärisch unerfahrenen und wegen seines Lotterlebens berufenen

jungen Mann das wichtigste selbstständige Commando anvertraut; es war ein Funken von Caesars eigenem Geist in dem feurigen Jüngling. Auch er hatte wie Caesar den Becher der Lust bis auf die Hefen geleert; auch er ward nicht darum Staatsmann, weil er Offizier war, sondern es gab seine politische Thätigkeit ihm das Schwert in die Hand; auch seine Beredsamkeit war nicht die der gerundeten Perioden, sondern die Beredsamkeit des tief empfundenen Gedankens; auch seine Kriegführung ruhte auf dem raschen Handeln mit geringen Mitteln; auch sein Wesen war Leichtigkeit und oft Leichtfertigkeit, anmuthige Offenherzigkeit und volles Leben im Augenblick. Wenn, wie sein Feldherr von ihm sagt, Jugendfeuer und hoher Muth ihn zu Unvorsichtigkeiten hinrissen und wenn er, um nicht einen verzeihlichen Fehler sich verzeihen zu lassen, allzu stolz den Tod nahm, so fehlen Momente gleicher Unvorsichtigkeit und gleichen Stolzes auch in Caesars Geschichte nicht. Man darf es beklagen, dafs es dieser übersprudelnden Natur nicht vergönnt war auszuschäumen und sich aufzubewahren für die folgende an Talenten so bettelarme, dem schrecklichen Regiment der Mittelmäfsigkeiten so rasch verfallene Generation.

Von Osten her, wo der Feldherr, der Senat, die zweite grofse Armee, die Hauptflotte, ungeheure militärische und noch ausgedehntere finanzielle Hülfsmittel der Gegner Caesars sich befanden, ward in diesen allentscheidenden Kampf im Westen so gut wie gar nicht eingegriffen. Vergeblich fragt man nach zureichenden Gründen für diese verhängnifsvolle Unthätigkeit; nicht einmal das läfst sich bestimmen, welche Rolle den Heerkörpern im Westen nach dem Verlust Italiens in Pompeius Kriegsplan zugedacht war. Dafs er die Absicht gehabt seinem in Spanien fechtenden Heer über Africa und Mauretanien zu Hülfe zu kommen, war nichts als ein im Lager von Herda umlaufendes abenteuerliches und ohne Zweifel durchaus grundloses Gerücht. Viel wahrscheinlicher ist es, dafs er bei seinem früheren Plan, Caesar im dies- und jenseitigen Gallien von zwei Seiten her anzugreifen (S. 352), selbst noch nach dem Verlust von Italien beharrte und einen combinirten Angriff zugleich von Spanien und Makedonien aus beabsichtigte, so dafs die Armeen nach Umständen entweder an der Rhone oder am Po zusammengetroffen wären. Vermuthlich sollte die spanische so lange an den Pyrenäen sich defensiv verhalten, bis die in der Organisation begriffene makedonische gleichfalls marschfähig war; worauf dann beide zugleich gegen Gallien aufgebrochen sein und die Flotte vermuthlich gleichzeitig versucht haben würde

das eigentliche Italien zurückzuerobern. Ueber diesen weitschichtigen Anstalten geschah denn vorläufig gar nichts. Nicht einmal ein ernstlicher Versuch auf Italien fand statt, wo Caesar sich darauf gefafst gemacht hatte einem Angriff zu begegnen. Einer der tüchtigsten seiner Offiziere, der Volkstribun Marcus Antonius war hier zum Oberbefehlshaber mit proprätorischer Gewalt ernannt worden. Die südöstlichen Häfen Sipus, Brundisium, Tarent, wo am ersten ein Landungsversuch zu erwarten war, hatten eine Besatzung von drei Legionen erhalten. Aufserdem bekam Quintus Hortensius, des bekannten Redners ungerathener Sohn, den Auftrag eine Flotte im tyrrhenischen, Publius Dolabella den eine zweite im adriatischen Meere zu bilden, welche theils die Vertheidigung unterstützen, theils für die bevorstehende Ueberfahrt nach Griechenland mit verwandt werden sollten. Falls Pompeius versuchen würde zu Lande in Italien einzudringen, so hatten Marcus Licinius Crassus, der älteste Sohn des alten Collegen Caesars, als Commandant des diesseitigen Galliens, und des Marcus Antonius jüngerer Bruder Gaius als Commandant von Illyricum hier die Vertheidigung zu leiten. Indefs der vermuthete Angriff liefs lange auf sich warten. Erst im Hochsommer des Jahres ward man wenigstens in Illyrien handgemein. Hier stand Caesars Statthalter Gaius Antonius mit seinen zwei Legionen auf der Insel Curicta (Veglia im Golf von Quarnero), Caesars Admiral Publius Dolabella mit 10 Schiffen in dem schmalen Meerarm zwischen dieser Insel und dem Festland. Das letztere Geschwader griffen Pompeius Flottenführer im adriatischen Meer, Marcus Octavius mit der griechischen, Lucius Scribonius Libo mit der illyrischen Flottenabtheilung an und vernichteten sämmtliche Schiffe Dolabellas. Antonius, hiedurch auf seiner Insel abgeschnitten, schwebte in der gröfsten Gefahr. Ihn zu retten kamen aus Italien ein Corps unter Basilus und Sallustius und das Geschwader des Hortensius aus dem tyrrhenischen Meer; allein weder jenes noch dieses vermochten der weitüberlegenen feindlichen Flotte etwas anzuhaben: sie mufsten die Legionen des Antonius ihrem Schicksal überlassen. Die Vorräthe gingen zu Ende, die Truppen wurden schwierig und meuterisch; mit Ausnahme weniger Abtheilungen, denen es gelang auf Flöfsen das Festland zu erreichen, mufste das Corps immer noch funfzehn Cohorten stark, die Waffen strecken. Es ward auf den Schiffen Libos nach Makedonien geführt um dort in die pompeianische Armee eingereiht zu werden, während Octavius zurückblieb um die Unterwerfung der jetzt von Truppen entblöfsten illyrischen Küste zu vollenden. Die Delmater, die noch von

Caesars Statthalterschaft her mit ihm in Fehde lagen (S. 275), die wichtige Inselstadt Issa (Lissa) und andere Ortschaften ergriffen die Partei des Pompeius; allein in Salonae (Spalatro) und Lissos (Alessio) gelang es den Anhängern Caesars sich zu behaupten und in der ersteren Stadt hielten sie nicht blofs die Belagerung muthig aus, sondern machten, als sie aufs Aeufserste gebracht waren, einen Ausfall mit solchem Erfolg, dafs Octavius die Belagerung aufhob und nach Dyrrhachion abfuhr um dort zu überwintern. — Der in Illyricum von der pompeianischen Flotte erfochtene Erfolg war an sich nicht unbedeutend; aber auf den Gesammtgang des Feldzugs wirkte er doch in entscheidender Weise nicht ein und zwerghaft gering erscheint er, wenn man erwägt, dafs die Verrichtungen der unter Pompeius Oberbefehl stehenden Land- und Seemacht während des ganzen ereignifsreichen Jahres 705 sich auf diese einzige Waffenthat beschränkten. Die Unthätigkeit der Landmacht wird wenigstens begreiflich, wenn man den aufgelösten Zustand der in der östlichen Hälfte des Reiches zerstreuten Streitkräfte, die Methode des Feldherrn nie anders als mit überlegenen Massen zu operiren, seine Schwerfälligkeit und die Zerfahrenheit der Coalition in Betracht zieht; aber dafs die Flotte, die doch ohne Rivalen das Mittelmeer beherrschte, so gar nichts that um in den Gang der Dinge einzugreifen, nichts für Spanien, so gut wie nichts für die treuen Massalioten, nichts um Sardinien, Sicilien, Africa zu vertheidigen und Italien wo nicht wieder zu besetzen, doch wenigstens ihm die Zufuhr abzusperren — das macht an unsere Vorstellungen von der im pompeianischen Lager herrschenden Verwarrung und Verkehrtheit Ansprüche, denen wir nur mit Mühe zu genügen vermögen. — Das Gesammtresultat war entsprechend. Caesars doppelte Offensive gegen Spanien und gegen Sicilien und Africa war dort vollständig, hier wenigstens theilweise gelungen; dagegen ward Pompeius Plan Italien auszuhungern durch die Wegnahme Siciliens in der Hauptsache, sein allgemeiner Feldzugsplan durch die Vernichtung der spanischen Armee vollständig vereitelt; und in Italien waren Caesars Vertheidigungsanstalten nur zum kleinsten Theil zur Verwendung gekommen. Trotz der empfindlichen Verluste in Africa und Illyrien ging doch Caesar in der entschiedensten und entscheidendsten Weise aus diesem ersten Kriegsjahr als Sieger hervor.

Wenn indefs vom Osten aus nichts Wesentliches geschah um Caesar an die Unterwerfung des Westens zu hindern, so arbeitete man doch wenigstens dort in der so schmählich gewonne-

nen Frist daran sich politisch und militärisch zu consolidiren. Der grofse Sammelplatz der Gegner Caesars ward Makedonien. Dorthin begab sich Pompeius selbst und die Masse der brundisinischen Emigranten: dorthin die übrigen Flüchtlinge aus dem Westen: Marcus Cato aus Sicilien, Lucius Domitius von Massalia, namentlich aber aus Spanien eine Menge der besten Offiziere und Soldaten der aufgelösten Armee, an der Spitze ihre Feldherren Afranius und Varro. In Italien ward die Emigration unter den Aristokraten allmählich nicht blofs Ehren-, sondern fast Modesache und neuen Schwung erhielt sie durch die ungünstigen Nachrichten, die über Caesars Lage vor Ilerda eintrafen; auch von den loyaleren Parteigenossen und den politischen Achselträgern kamen nach und nach nicht wenige an und selbst Marcus Cicero überzeugte sich endlich, dafs er seine Bürgerpflicht nicht ausreichend damit erfülle, eine Abhandlung über die Eintracht zu schreiben. Der Emigrantensenat in Thessalonike, wo das officielle Rom seinen interimistischen Sitz aufschlug, zählte gegen 200 Mitglieder, darunter manche hochbejahrte Greise und fast sämmtliche Consulare. Aber freilich waren es Emigranten und deren Treiben hier nicht besser als anderswo. Auch die vornehme Welt Roms stellte in diesem römischen Koblenz ihre hohen Ansprüche und dürftigen Leistungen, ihre unzeitigen Reminiscenzen und unzeitigeren Recriminationen, ihre politischen Verkehrtheiten und finanziellen Verlegenheiten in kläglicher Weise zur Schau. Es war das Wenigste, dafs man, während der alte Bau zusammensank, mit der peinlichsten Wichtigkeit jeden alten Schnörkel und Rostfleck der Verfassung in Obacht nahm: am Ende war es blofs lächerlich, wenn es den vornehmen Herren Gewissensscrupel machte aufserhalb des geheiligten städtischen Bodens ihre Rathversammlung Senat zu heifsen und sie vorsichtig sich die ‚Dreihundert' titulirten;* oder wenn man weitläuftige staatsrechtliche Untersuchungen anstellte, ob und wie ein Curiatgesetz von Rechtswegen sich anderswo als auf dem Capitol zu Stande brin-

* Da nach formellem Recht die ‚gesetzliche Rathversammlung' unzweifelhaft ebenso wie das ‚gesetzliche Gericht' nur in der Stadt selbst oder innerhalb der Baumeile stattfinden konnte, so nannte der Senat von Thessalonike sich die ‚Dreihundert' (*bell. Afric.* 88, 90; Appian 2, 95), nicht weil er aus 300 Mitgliedern bestand, sondern weil dies die uralte Normalzahl der Senatoren war (I, 58). Es ist sehr glaublich, dafs diese Versammlung sich durch angesehene Ritter verstärkte; aber wenn Plutarch (*Cato* 59, 61) die Dreihundert zu italischen Grofshändlern macht, so hat er seine Quelle (*b. Afr.* 90) mifsverstanden.

den lasse. Weit schlimmer war die Gleichgültigkeit der Lauen und die bornirte Verbissenheit der Ultras. Jene waren weder zum Handeln zu bringen noch auch nur zum Schweigen. Wurden sie aufgefordert in einer bestimmten Weise für das gemeine Beste thätig zu sein, so betrachteten sie mit der schwachen Leuten eigenen Inconsequenz jedes solche Ansinnen als einen böswilligen Versuch sie noch weiter zu compromittiren und thaten das Befohlene gar nicht oder mit halbem Herzen. Dabei aber fielen sie natürlich mit ihrem verspäteten Besserwissen und ihren superklugen Unausführbarkeiten den Handelnden beständig zur Last: ihr Tagewerk bestand darin jeden kleinen und grofsen Vorgang zu bekritteln, zu bespötteln und zu beseufzen und durch ihre eigene Lässigkeit und Hoffnungslosigkeit die Menge abzuspannen und zu entmuthigen. Wenn hier die Atonie der Schwäche zu schauen war, so stand dagegen deren Hypertonie bei den Ultras in voller Blüthe. Hier hatte man es kein Hehl, dafs die Vorbedingung für jede Friedensverhandlung die Ueberbringung von Caesars Kopf sei: jeder der Friedensversuche, die Caesar auch jetzt noch wiederholentlich machte, ward unbesehen von der Hand gewiesen oder nur benutzt, um auf heimtückische Weise den Beauftragten des Gegners nach dem Leben zu stellen. Dafs die erklärten Caesarianer sammt und sonders Leben und Gut verwirkt hatten, verstand sich von selbst; aber auch den mehr oder minder Neutralen ging es wenig besser. Lucius Domitius, der Held von Corfinium, machte im Kriegsrath alles Ernstes den Vorschlag diejenigen Senatoren, die im Heer des Pompeius gefochten hätten, über alle, die entweder neutral geblieben oder zwar emigrirt, aber nicht in das Heer eingetreten seien, abstimmen zu lassen und diese einzeln je nach Befinden freizusprechen oder mit Geldbufse oder auch mit dem Verlust des Lebens und des Vermögens zu bestrafen. Ein anderer dieser Ultras erhob gegen Lucius Afranius wegen seiner mangelhaften Vertheidigung Spaniens förmlich bei Pompeius eine Anklage auf Bestechung und Verrath. Diesen in der Wolle gefärbten Republikanern nahm ihre politische Theorie fast den Charakter eines religiösen Glaubensbekenntnisses an; sie hafsten denn auch die lauteren Parteigenossen und den Pompeius mit seinem persönlichen Anhang wo möglich noch mehr als die offenbaren Gegner und durchaus mit jener Stupidität des Hasses, wie sie sonst den orthodoxen Theologen eigen zu sein pflegt. Sie wesentlich verschuldeten die zahllosen und erbitterten Specialfehden, die die Emigrantenarmee und den Emigrantensenat zerrissen. Aber es blieb nicht bei Worten. Marcus Bibulus, Titus

Labienus und Andere dieser Coterie führten ihre Theorie praktisch durch und liefsen was ihnen von Caesars Armee an Offizieren oder Soldaten in die Hände fiel, in Masse hinrichten; was begreiflicher Weise Caesars Truppen nicht gerade bewog mit minderer Energie zu fechten. Zu einer Contrerevolution in Italien zu Gunsten der Verfassungsfreunde waren alle Elemente vorhanden (S. 360); wenn während Caesars Abwesenheit sie dennoch nicht ausbrach, so lag, nach der Versicherung einsichtiger Gegner Caesars, die Ursache hauptsächlich in der allgemeinen Besorgnifs vor dem unbezähmbaren Wüthen der republikanischen Ultras nach erfolgter Restauration. Die Besseren im pompeianischen Lager waren in Verzweiflung über dies rasende Treiben. Pompeius, selbst ein tapferer Soldat, schonte, so weit er durfte und konnte, der Gefangenen; aber er war zu schwachmüthig und in einer zu schiefen Stellung, um, wie es ihm als Oberfeldherrn zukam, alle Greuel dieser Art zu hemmen oder zu ahnden. Energischer versuchte der einzige Mann, der wenigstens mit sittlicher Haltung in den Kampf eintrat, Marcus Cato diesem Treiben zu steuern: er erwirkte es, dafs der Senat die Plünderung der unterthänigen Städte und die Tödtung eines Bürgers anders als in der Schlacht untersagte. Ebenso dachte der tüchtige Marcus Marcellus. Freilich wufste es niemand besser als Cato und Marcellus, dafs die extreme Partei ihre rettenden Thaten wenn nöthig allen Senatsbeschlüssen zum Trotze vollzog. Wenn aber bereits jetzt, wo man noch Klugheitsrücksichten zu beobachten hatte, die Wuth der Ultras sich nicht bändigen liefs, so mochte man nach dem Siege auf eine Schreckensherrschaft sich gefafst machen, von der Marius und Sulla selbst sich schaudernd abgewandt haben würden; und man begreift es, dafs Cato, seinem eigenen Geständnifs zufolge, mehr als vor einer Niederlage graute vor dem Siege seiner eigenen Partei. — Die Leitung der militärischen Vorbereitungen im makedonischen Lager lag in der Hand des Oberfeldherrn Pompeius. Die stets schwierige und gedrückte Stellung desselben hatte durch die unglücklichen Ereignisse des J. 705 sich noch beträchtlich verschlimmert. In den Augen seiner Parteigenossen trug er wesentlich davon die Schuld. Es war das in vieler Hinsicht nicht gerecht. Ein guter Theil der erlittenen Unfälle kam auf Rechnung der Verkehrtheit und Unbotmäfsigkeit der Unterfeldherren, namentlich des Consuls Lentulus und des Lucius Domitius; von dem Augenblick an, wo Pompeius an die Spitze der Armee getreten war, hatte er sie geschickt und muthig geführt und wenigstens sehr ansehnliche Streitkräfte aus dem Schiffbruch gerettet; dafs

er Caesars jetzt von Allen anerkanntem durchaus überlegenen Genie nicht gewachsen war, konnte nicht billig ihm vorgeworfen werden. Allein auch hier entschied allein der Erfolg. Im Vertrauen auf den Feldherrn Pompeius hatte die Verfassungspartei mit Caesar gebrochen; die verderblichen Folgen dieses Bruches fielen auf den Feldherrn Pompeius zurück, und wenn auch bei der notorischen militärischen Unfähigkeit aller übrigen Chefs kein Versuch gemacht ward das Obercommando zu wechseln, so wurde doch wenigstens das Vertrauen zu dem Oberfeldherrn paralysirt. Zu diesen Nachwehen der erlittenen Niederlagen kamen die nachtheiligen Einflüsse der Emigration. Unter den eintreffenden Flüchtlingen war allerdings eine Anzahl tüchtiger Soldaten und fähiger Offiziere namentlich der ehemaligen spanischen Armee; allein die Zahl derer, die kamen um zu dienen und zu fechten, war ebenso gering wie zum Erschrecken grofs die der vornehmen Generale, die mit ebenso gutem Fug wie Pompeius sich Proconsuln und Imperatoren nannten, und der vornehmen Herren, die nur mehr oder weniger unfreiwillig am activen Kriegsdienst sich betheiligten. Durch diese ward die hauptstädtische Lebensweise in das Feldlager eingebürgert, durchaus nicht zum Vortheil des Heeres: die Zelte solcher Herren waren anmuthige Lauben, der Boden mit frischem Rasen zierlich bedeckt, die Wände mit Epheu bekleidet; auf dem Tisch stand silbernes Tafelgeschirr und oft kreiste dort schon am hellen Tage der Becher. Diese eleganten Krieger machten einen seltsamen Contrast mit Caesars Grasteufeln, vor deren grobem Brot jene erschraken und die in Ermangelung dessen auch Wurzeln afsen und eher Baumrinde zu kauen als vom Feinde abzulassen schwuren. Wenn ferner schon an sich die unvermeidliche Rücksicht auf eine collegialische und dem Oberfeldherrn persönliche abgeneigte Behörde Pompeius in seiner Thätigkeit hemmte, so steigerte diese Verlegenheit sich ungemein, als der Emigrantensenat beinahe im Hauptquartier selbst seinen Sitz aufschlug und nun alles Gift der Emigration in diesen Senatssitzungen sich entlerte. All diese Uebelstände, die Pompeius Stellung behinderten, thaten ihre volle Wirkung um so mehr, als sie in keiner bedeutenden Persönlichkeit ein Gegengewicht fanden. Pompeius selbst war dazu geistig viel zu untergeordnet und viel zu zögernd, schwerfällig und versteckt. Marcus Cato würde wenigstens die erforderliche moralische Autorität gehabt und auch des guten Willens, Pompeius damit zu unterstützen, nicht ermangelt haben; allein Pompeius, statt ihn zum Beistand aufzufordern, setzte ihn mit mifstrauischer Eifersucht zurück und übertrug zum

Beispiel das so wichtige Obercommando der Flotte lieber an den in jeder Beziehung unfähigen Bibulus als an Cato. Wenn somit Pompeius die politische Seite seiner Stellung mit der ihm eigenen Verkehrtheit behandelte und was an sich schon verdorben war, nach Kräften weiter verdarb, so erfüllte er dagegen mit anerkennenswerthem Eifer die Pflicht seine bedeutenden, aber aufgelösten Streitkräfte militärisch zu organisiren. Den Kern derselben bildeten die aus Italien mitgebrachten Truppen, aus denen mit den Ergänzungen aus den illyrischen Kriegsgefangenen und den in Griechenland domicilirten Römern zusammen fünf Legionen gebildet wurden. Drei andere kamen aus dem Osten: die beiden aus den Trümmern der Armee des Crassus gebildeten syrischen und eine aus den zwei schwachen bisher in Kilikien stehenden combinirte. Der Wegziehung dieser Besatzungstruppen stand nichts im Wege, da theils die Pompeianer mit den Parthern im Einvernehmen standen und selbst ein Bündnifs mit ihnen hätten haben können, wenn Pompeius nicht unwillig sich geweigert hätte den geforderten Preis: die Abtretung der von ihm selbst zum Reiche gebrachten syrischen Landschaft, dafür zu zahlen; theils Caesars Plan zwei Legionen nach Syrien zu entsenden und durch den in Rom gefangen gehaltenen Prinzen Aristobulos die Juden abermals unter die Waffen zu bringen, zum Theil durch andere Ursachen, zum Theil durch Aristobulos Tod vereitelt ward. Weiter wurden aus den in Kreta und Makedonien angesiedelten gedienten Soldaten eine, aus den kleinasiatischen Römern zwei neue Legionen ausgehoben. Zu allem dem kamen 2000 Freiwillige, die aus den Trümmern der spanischen Kernschaaren und anderen ähnlichen Zuzügen hervorgingen, und endlich die Contingente der Unterthanen. Wie Caesar hatte Pompeius es verschmäht von denselben Infanterie zu requiriren; nur zur Küstenbesatzung waren die epirotischen, aetolischen und thrakischen Milizen aufgeboten und aufserdem an leichten Truppen 3000 griechische und kleinasiatische Schützen und 1200 Schleuderer angenommen worden. Die Reiterei dagegen bestand aufser einer aus dem jungen Adel Roms gebildeten mehr ansehnlichen als militärisch bedeutenden Nobelgarde und den von Pompeius beritten gemachten apulischen Hirtensclaven (S. 351) ausschliefslich aus den Zuzügen der Unterthanen und Clienten Roms. Den Kern bildeten die Kelten, theils von der Besatzung von Alexandreia (S. 148), theils die Contingente des Königs Deiotarus, der trotz seines hohen Alters an der Spitze seiner Reiter in Person erschienen war, und der übrigen galatischen Dynasten. Mit ihnen

wurden vereinigt die vortrefflichen thrakischen Reiter, die theils von ihren Fürsten Sadala und Rhaskyporis herangeführt, theils von Pompeius in der makedonischen Provinz angeworben waren; die kappadokische Reiterei; die von König Antiochos von Kommagene gesendeten berittenen Schützen; die Zuzüge der Armenier von diesseit des Euphrat unter Taxiles, von jenseit desselben unter Megabates und die von König Juba gesandten nomidischen Schaaren — die gesammte Masse stieg auf 7000 Pferde. — Sehr ansehnlich endlich war die pompeianische Flotte. Sie ward gebildet theils aus den von Brundisium mitgeführten oder später erbauten römischen Fahrzeugen, theils aus den Kriegsschiffen des Königs von Aegypten, der kolchischen Fürsten, des kilikischen Dynasten Tarkondimotos, der Städte Tyros, Rhodos, Athen, Kerkyra und überhaupt der sämmtlichen asiatischen und griechischen Seestaaten und zählte gegen 500 Segel, wovon die römischen den fünften Theil ausmachten. An Getreide und Kriegsmaterial waren in Dyrrhachion ungeheure Vorräthe aufgehäuft. Die Kriegskasse war wohlgefüllt, da die Pompeianer sich im Besitz der hauptsächlichsten Einnahmequellen des Staats befanden und die Geldmittel der Clientelfürsten, der angesehenen Senatoren, der Steuerpächter und überhaupt der gesammten römischen und nichtrömischen Bevölkerung in ihrem Bereich für sich nutzbar machten. Was in Africa, Aegypten, Makedonien, Griechenland, Vorderasien und Syrien das Ansehen der legitimen Regierung und Pompeius oftgefeierte Königs- und Völkerclientel vermochte, war zum Schutz der römischen Republik in Bewegung gesetzt worden; wenn in Italien die Rede ging, dafs Pompeius die Geten, Kolchier und Armenier gegen Rom bewaffne, wenn im Lager Pompeius der König der Könige hiefs, so waren dies kaum Uebertreibungen zu nennen. Im Ganzen gebot er über eine Armee von 7000 Reitern und elf Legionen, von denen freilich höchstens fünf als krieggewohnt bezeichnet werden durften, und über eine Flotte von 500 Segeln. Die Stimmung der Soldaten, für deren Verpflegung und Sold Pompeius genügend sorgte und denen für den Fall des Sieges die grofsartigsten Belohnungen zugesichert waren, war durchgängig gut, in manchen und eben den tüchtigsten Abtheilungen sogar vortrefflich; indefs bestand doch ein grofser Theil der Armee aus neu ausgehobenen Truppen, deren Formirung und Exercirung, wie eifrig sie auch betrieben ward, nothwendiger Weise Zeit erforderte. Die Armee überhaupt war imposant, aber zugleich einigermafsen buntscheckig. — Nach der Absicht des

Oberfeldherrn sollte bis zum Winter 705/6 Heer und Flotte wesentlich vollständig an der Küste und in den Gewässern von Epirus vereinigt sein. Der Admiral Bibulus war auch bereits mit 110 Schiffen in seinem neuen Hauptquartier Kerkyra eingetroffen. Dagegen war das Landheer, dessen Hauptquartier während des Sommers zu Berrhoea am Haliakmon gewesen war, noch zurück: die Masse bewegte sich langsam auf der grofsen Kunststrafse von Thessalonike nach der Westküste auf das neue Hauptquartier Dyrrhachion zu; die beiden Legionen, die Metellus Scipio aus Syrien heranführte, standen gar noch bei Pergamon in Kleinasien im Winterquartier und wurden erst zum Frühjahr in Europa erwartet. Man nahm sich eben Zeit. Vorläufig waren die epirotischen Häfen aufser durch die Flotte nur noch durch die Bürgerwehren und die Aufgebote der Umgegend vertheidigt.

So war es Caesar möglich geblieben trotz des dazwischenfallenden spanischen Krieges auch in Makedonien die Offensive für sich zu nehmen, und er wenigstens säumte nicht. Längst hatte er die Zusammenziehung von Kriegs- und Transportschiffen in Brundisium angeordnet und nach der Capitulation der spanischen Armee und dem Fall von Massalia die dort verwendeten Kerntruppen zum gröfsten Theil eben dahin dirigirt. Die unerhörten Anstrengungen zwar, die also von Caesar den Soldaten zugemuthet wurden, lichteten mehr als die Gefechte die Reihen, und die Meuterei einer der vier ältesten Legionen, der neunten, auf ihrem Durchmarsch durch Placentia war ein gefährliches Zeichen der bei der Armee einreifsenden Stimmung; doch wurden Caesars Geistesgegenwart und persönliche Autorität derselben Herr und von dieser Seite stand der Einschiffung nichts im Wege. Allein woran schon im März 705 die Verfolgung des Pompeius gescheitert war, der Mangel an Schiffen drohte auch diese Expedition zu vereiteln. Die Kriegsschiffe, die Caesar in den gallischen, sicilischen und italischen Häfen zu erbauen befohlen hatte, waren noch nicht fertig oder doch nicht zur Stelle; sein Geschwader im adriatischen Meer war das Jahr zuvor bei Curicta vernichtet worden (S. 374); er fand bei Brundisium nicht mehr als zwölf Kriegsschiffe und kaum Transportfahrzeuge genug, um den dritten Theil seiner nach Griechenland bestimmten Armee von 12 Legionen und 10000 Reitern auf einmal überzuführen. Die ansehnliche feindliche Flotte beherrschte ausschliefslich das adriatische Meer und namentlich die sämmtlichen Insel- und festländischen Häfen der Ostküste. Unter solchen Umständen drängt die Frage sich auf, warum Caesar nicht statt des

Seeweges den zu Lande durch Illyrien einschlug, welcher aller von der Flotte drohenden Gefahren ihn überhob und überdies für seine gröfstentheils aus Gallien kommenden Truppen kürzer war als der über Brundisium. Zwar waren die illyrischen Landschaften unbeschreiblich rauh und arm; aber sie sind doch von andern Armeen nicht lange nachher durchschritten worden und dieses Hindernifs konnte schwerlich dem Eroberer Galliens unübersteiglich erscheinen. Vielleicht besorgte er, dafs während des schwierigen illyrischen Marsches Pompeius seine gesammte Streitmacht über das adriatische Meer führen möchte, wodurch die Rollen auf einmal sich umkehren, Caesar in Makedonien, Pompeius in Italien zu stehen kommen konnte; obwohl ein solcher rascher Wechsel dem schwerfälligen Gegner doch kaum zuzutrauen war. Vielleicht hatte Caesar auch, als er sich für den Seeweg entschied, dies in der Voraussetzung gethan, dafs seine Flotte inzwischen auf einen achtunggebietenden Stand gebracht sein würde, und als er nach seiner Rückkehr aus Spanien des wahren Standes der Dinge im adriatischen Meere inne ward, mochte es zu spät sein den Feldzugsplan zu ändern. Vielleicht, ja nach Caesars raschem stets zur Entscheidung drängenden Naturell darf man sagen wahrscheinlich, fand er durch die augenblicklich noch unbesetzte, aber sicher in wenigen Tagen mit Feinden sich bedeckende epirotische Küste sich unwiderstehlich gelockt den ganzen Plan des Gegners wieder einmal durch einen verwegenen Streich zu durchkreuzen. Wie dem auch sei, am 4. Jan. 706* ging Caesar mit sechs durch Strapazen und Krankheiten sehr gelichteten Legionen und 600 Reitern von Brundisium nach der epirotischen Küste unter Segel. Es war ein Seitenstück zu der tollkühnen britannischen Expedition; indefs wenigstens der erste Wurf war glücklich. Inmitten der akrokeraunischen (Chimara-) Klippen, auf der wenig besuchten Rhede von Palaeassa (Paljassa) ward die Küste erreicht. Man sah die Transportschiffe sowohl aus dem Hafen von Orikon (Bucht von Avlona), wo ein pompeianisches Geschwader von 18 Schiffen lag, als auch aus dem Hauptquartier der feindlichen Flotte bei Kerkyra; aber dort hielt man sich zu schwach, hier war man nicht segelfertig und ungehindert ward der erste Transport ans Land gesetzt. Während die Schiffe sogleich zurückgingen um den zweiten nachzuholen, überstieg Caesar noch denselben Abend die akrokeraunischen Berge. Seine ersten Erfolge waren so grofs wie die Ueberra-

* Oder nach dem berichtigten Kalender etwa am 5. Nov. 705.

schung der Feinde. Der epirotische Landsturm setzte nirgends sich zur Wehr; die wichtigen Hafenstädte Orikon und Apollonia nebst einer Menge kleinerer Ortschaften wurden weggenommen, Dyrrhachion, von den Pompeianern zum Hauptwaffenplatz ausersehen und mit Vorräthen aller Art angefüllt, aber nur schwach besetzt, schwebte in der gröfsten Gefahr.

Indefs der weitere Verlauf des Feldzugs entsprach diesem glänzenden Anfange nicht. Bibulus machte die Nachlässigkeit, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen, nachträglich durch verdoppelte Anstrengungen zum Theil wieder gut. Nicht blofs brachte er von den heimkehrenden Transportschiffen gegen dreifsig auf, die er sämmtlich mit Mann und Maus verbrennen liefs, sondern er richtete auch längs des ganzen von Caesar besetzten Küstenstrichs, von der Insel Sason (Saseno) bis zu den Häfen von Kerkyra, den sorgfältigsten Wachdienst ein, so beschwerlich auch die rauhe Jahreszeit und die Nothwendigkeit den Wachtschiffen alle Bedürfnisse, selbst Holz und Wasser, von Kerkyra zuzuführen denselben machten; ja nachdem er selbst bald darauf den ungewohnten Strapazen erlegen war, sperrte sein Nachfolger Libo sogar eine Zeitlang den Hafen von Brundisium, bis ihn von der kleinen Insel vor demselben, auf der er sich festgesetzt hatte, der Wassermangel wieder vertrieb. Es war schlechterdings nicht möglich den zweiten Transport der caesarischen Armee nachzuführen. Ebensowenig gelang die Wegnahme von Dyrrhachion. Pompeius erfuhr durch einen der Friedensboten Caesars von dessen Vorbereitungen zur Fahrt nach der epirotischen Küste und den Marsch beschleunigend warf er sich noch eben zu rechter Zeit in diesen wichtigen Waffenplatz. Caesars Lage war kritisch. Obwohl er in Epirus so weit sich ausbreitete, als es bei der geringen Stärke seiner Armee nur irgend möglich war, so blieb die Subsistenz seiner Armee doch schwierig und unsicher, während die Feinde, im Besitz der Magazine von Dyrrhachion und Herren der See, Ueberflufs an allem hatten. Mit seinem vermuthlich wenig über 20000 Mann starken Heer konnte er dem wenigstens doppelt so zahlreichen pompeianischen keine Schlacht anbieten, sondern mufste sich glücklich schätzen, dafs Pompeius methodisch zu Werke ging und, statt sofort die Schlacht zu erzwingen, zwischen Dyrrhachion und Apollonia am rechten Ufer des Apsos, gegenüber Caesar auf dem linken, das Winterlager bezog, um mit dem Frühjahr nach dem Eintreffen der Legionen von Pergamon mit unwiderstehlicher Uebermacht den Feind zu vernichten. So verflossen Monate. Wenn der Ein-

tritt der besseren Jahreszeit, die dem Feinde starken Zuzug und den freien Gebrauch seiner Flotte brachte, Caesar noch in derselben Lage fand, so war er, in den epirotischen Felsen mit seiner schwachen Schaar eingekeilt zwischen der ungeheuren Flotte und dem dreifach überlegenen Landheer der Feinde, allem Anschein nach verloren; und schon neigte der Winter sich zu Ende. Alle Hoffnung beruhte immer noch darauf, dafs die Transportflotte durch die Blokade sich durchschlich oder durchschlug. Es war das mehr als verwegen; aber nach der ersten freiwilligen Tollkühnheit war diese zweite durch die Nothwendigkeit geboten. Wie verzweifelt Caesar selbst seine Lage erschien, beweist sein Entschlufs, da die Flotte immer nicht kam, allein auf einer Fischerbarke durch das adriatische Meer nach Brundisium zu fahren um sie zu holen; was in der That nur darum unterblieb, weil sich kein Schiffer fand die verwegene Fahrt zu unternehmen. Indefs es bedurfte seines persönlichen Erscheinens nicht um den treuen Offizier, der in Italien commandirte, Marcus Antonius zu bestimmen diesen letzten Versuch zu machen, um seinen Herrn zu retten. Abermals lief die Transportflotte, mit vier Legionen und 800 Reitern an Bord, aus dem Hafen von Brundisium aus und glücklich führte sie ein starker Südwind an Libos Galeeren vorüber. Allein derselbe Wind, der hier die Flotte rettete, machte es ihr unmöglich, wie ihr befohlen war, nach der apolloniatischen Küste zu steuern, und zwang sie an Caesars und Pompeius Lager vorbeizufahren und nördlich von Dyrrhachion unweit Lissos zu landen, welche Stadt zu gutem Glück noch zu Caesar hielt (S. 375). Indefs noch war die Transportflotte nicht geborgen: aus dem Hafen von Dyrrhachion, an dem sie vorüberfuhr, waren die rhodischen Galeeren aufgebrochen um sie zu verfolgen, und kaum waren Antonius Schiffe in den Hafen von Lissos eingefahren, als auch das feindliche Geschwader vor demselben erschien. Aber eben in diesem Augenblick schlug plötzlich der Wind um und warf die verfolgenden Galeeren wieder zurück in die offene See und zum Theil an die felsige Küste. Durch die wunderbarsten Glücksfälle war die Landung auch des zweiten Transports gelungen. Noch standen zwar Antonius und Caesar etwa vier Tagemärsche von einander, getrennt durch Dyrrhachion und die gesammte feindliche Armee; indefs Antonius bewerkstelligte glücklich den gefährlichen Marsch um Dyrrhachion herum durch die Pässe des Graba Balkan und ward von Caesar, der ihm entgegengegangen war, am rechten Ufer des Apsos aufgenommen. Pompeius, nachdem er vergeblich versucht hatte die Vereinigung der beiden feindlichen Armeen zu

verhindern und das Corps des Antonius einzeln zum Schlagen zu zwingen, nahm eine neue Stellung bei Asparagion an dem Flusse Genusos (Uschkomobin), der dem Apsos parallel zwischen diesem und der Stadt Dyrrhachion fliefst, und hielt hier sich wieder unbeweglich. Caesar fühlte jetzt sich stark genug eine Schlacht zu liefern; da Pompeius darauf nicht einging, versuchte er, eben wie in der Stellung vor Ilerda, sich zwischen das feindliche Lager und die Festung, auf die es sich stützte, zu werfen. Pompeius erkannte die Absicht seines Gegners nicht rechtzeitig und seine Truppen standen denen Caesars an Marschfähigkeit weit nach; es gelang diesem zwischen Dyrrhachion und dem feindlichen Heer sich festzusetzen, indefs die Resultate der gelungenen Operation waren gering. Die Kette des Graba Balkan, die in der Richtung von Osten nach Westen streichend am adriatischen Meere in der schmalen Landzunge von Dyrrhachion endigt, entsendet drei Meilen östlich von Dyrrhachion in südwestlicher Richtung einen Seitenarm, der in bogenförmiger Richtung ebenfalls zum Meere sich wendet. Der Haupt- und der Seitenarm des Gebirgs schliefsen zwischen sich eine kleine um eine Klippe am Meeresstrand sich ausbreitende Ebene ein. Hier nahm Pompeius jetzt sein Lager, und obwohl die caesarische Armee ihm den Landweg nach Dyrrhachion verlegt hielt, blieb er doch mit Hülfe seiner Flotte fortwährend mit Dyrrhachion in Verbindung und ward von dort mit allem Nöthigen reichlich und bequem versehen, während bei den Caesarianern, trotz starker Detachirungen in das Hinterland und trotz aller Anstrengung des Feldherrn ein geordnetes Fuhrwesen und damit eine regelmäfsige Verpflegung zu organisiren, es doch mehr als knapp herging und Fleisch, Gerste, ja Wurzeln sehr häufig die Stelle des gewohnten Weizens vertreten mufsten. Da der phlegmatische Gegner beharrlich bei seiner Passivität blieb, entschlofs sich Caesar den Höhenkreis zu besetzen, der die von Pompeius eingenommene Strandebene einschlofs, um wenigstens die überlegene feindliche Reiterei festzustellen und ungestörter gegen Dyrrhachion operiren zu können, wo möglich aber den Gegner entweder zur Schlacht oder zur Einschiffung zu nöthigen. Von Caesars Truppen war beinahe die Hälfte ins Binnenland detachirt; es schien fast abenteuerlich mit dem Rest eine vielleicht doppelt so zahlreiche concentrirt aufgestellte auf die See und die Flotte gestützte Armee gewissermafsen belagern zu wollen. Dennoch schlossen Caesars Veteranen unter unsäglichen Anstrengungen das pompeianische Lager mit einer drei und eine halbe deutsche Meile langen Postenkette ein und fügten später, eben

wie vor Alesia, zu dieser inneren Linie noch eine zweite äufsere, um sich vor Angriffen von Dyrrhachion aus und vor den mit Hülfe der Flotte so leicht ausführbaren Umgehungen zu schützen. Pompeius machte keinen Versuch durch eine Schlacht die Einschliessung zu hindern, sondern begnügte sich auch seinerseits um sein Lager herum eine Anzahl Schanzen anzulegen und dieselben durch Linien mit einander zu verbinden. Die Erdarbeiten fanden statt unter beständigen Gefechten, indem man beiderseits die Schanzen möglichst weit vorzurücken bemüht war, Pompeius auch mehrmals einzelne Schanzen der Feinde mit überlegenen Streitkräften angriff um die feindliche Linie zu sprengen. Durchgängig behielt in diesen Scharmützeln die erprobte Tapferkeit der Caesarianer die Oberhand; wie denn zum Beispiel einmal eine einzige Cohorte sich gegen vier Legionen mehrere Stunden lang in ihrer Schanze hielt, bis Unterstützung herbeikam. Andrerseits mifslangen Caesars Versuche sich Dyrrhachions zu bemächtigen, wo er Einverständnisse hatte, durch die Dazwischenkunft der Flotte. Unaufhörlich ward an den verschiedensten Puncten — an einem der heifsesten Tage an sechs Stellen zugleich — gefochten, ein Haupterfolg aber auf keiner Seite erreicht. Doch machten sich die Folgen der Einschliefsung den Pompeianern allmählich in drückender Weise fühlbar. Die Stauung der von den Höhen in die Ebene sich ergiefsenden Bäche nöthigte sie sich mit sparsamem und schlechtem Brunnenwasser zu begnügen. Noch empfindlicher war der Mangel an Futter für die Lastthiere und die Pferde, dem auch die Flotte nicht genügend abzuhelfen vermochte; sie fielen zahlreich und es half nur wenig, dafs die Pferde durch die Flotte nach Dyrrhachion geschafft wurden, da sie auch hier nicht viel mehr Futter fanden. Lange konnte Pompeius nicht mehr zögern sich durch einen gegen den Feind geführten Schlag aus seiner unbequemen Lage zu befreien. Da ward er durch keltische Ueberläufer in Kenntnifs gesetzt, dafs der Feind es versäumt habe den Strand zwischen seinen beiden 600 Fufs von einander entfernten Schanzenketten durch einen Querwall zu sichern. Hierauf baute er seinen Plan. Während er die innere Linie der Verschanzungen Caesars vom Lager aus durch die Legionen, die äufsere durch die auf Schiffe gesetzten und jenseit der feindlichen Verschanzungen gelandeten leichten Truppen angreifen liefs, landete eine dritte Abtheilung in dem Zwischenraum zwischen beiden Linien und griff die schon hinreichend beschäftigten Besatzungen derselben im Rücken an. Die zunächst am Meer befindliche Schanze wurde genommen und die Besatzung floh in wilder Ver-

wirrung; mit Mühe gelang es dem Befehlshaber der nächsten Schanze Marcus Antonius diese zu behaupten und für den Augenblick dem Vordringen der Pompeianer ein Ziel zu setzen; aber, abgesehen von dem ansehnlichen Verlust, blieb die äufserste Schanze am Meer in den Händen der Pompeianer und die Linie durchbrochen. Um so eifriger ergriff Caesar die Gelegenheit, die bald darauf sich ihm darbot, eine unvorsichtig sich vereinzelnde pompeianische Legion mit dem Gros seiner Infanterie anzugreifen. Allein die angegriffene Legion leistete tapferen Widerstand und in dem mehrmals zum Lager gröfserer und kleinerer Abtheilungen benutzten und kreuz und quer von Wällen und Gräben durchzogenen Terrain, auf dem gefochten ward, kam Caesars rechter Flügel nebst der Reiterei ganz vom Wege ab und statt den linken im Angriff auf die pompeianische Legion zu unterstützen, gerieth er in einen engen aus einem der alten Lager zum Flufs hin geführten Laufgraben. So fand Pompeius, der den Seinigen zu Hülfe mit fünf Legionen eiligst herbeikam, die beiden Flügel der Feinde von einander getrennt und den einen in einer gänzlich verlorenen Stellung. Wie die Caesarianer ihn anrücken sahen, ergriff sie ein panischer Schreck; alles stürzte in wilder Flucht zurück und wenn es bei dem Verlust von 1000 der besten Soldaten blieb und Caesars Armee nicht eine vollständige Niederlage erlitt, so hatte sie dies nur dem Umstand zu danken, dafs auch Pompeius sich in dem coupirten Terrain nicht frei entwickeln konnte und überdies, eine Kriegslist besorgend, seine Truppen anfangs zurückhielt. Aber auch so waren es unheilvolle Tage. Nicht blofs hatte Caesar die empfindlichsten Verluste erlitten und seine Verschanzungen, das Resultat einer viermonatlichen Riesenarbeit, auf einen Schlag eingebüfst: er war durch die letzten Gefechte wieder genau auf den Punct zurückgeworfen, von welchem er ausgegangen war. Von der See war er vollständiger verdrängt als je, seit des Pompeius älterer Sohn Gnaeus Caesars wenige Kriegsschiffe, die im Hafen von Orikon lagerten, durch einen kühnen Angriff theils verbrannt, theils weggeführt und bald nachher die in Lissos zurückgebliebene Transportflotte gleichfalls in Brand gesteckt hatte; jede Möglichkeit von Brundisium noch weitere Verstärkungen heranzuziehen war damit für Caesar verloren. Die zahlreiche pompeianische Reiterei, jetzt ihrer Fesseln entledigt, ergofs sich in die Umgegend und drohte Caesar die stets schwierige Verpflegung der Armee völlig unmöglich zu machen. Caesars verwegenes Unternehmen gegen einen seemächtigen auf die Flotte gestützten Feind blofs zu Lande die

Offensive durchzuführen war vollständig gescheitert. Auf dem bisherigen Kriegsschauplatz fand er sich einer unbezwinglichen Defensive gegenüber und vermochte weder gegen Dyrrhachion noch gegen das feindliche Heer einen ernstlichen Schlag auszuführen; dagegen hing es jetzt nur von Pompeius ab gegen den bereits in seinen Subsistenzmitteln sehr gefährdeten Gegner unter den günstigsten Verhältnissen die Offensive zu ergreifen. Der Krieg war an einem Wendepunct angelangt. Bisher hatte Pompeius, allem Anschein nach, das Kriegsspiel ohne eigenen Plan gespielt und nur nach dem jedesmaligen Angriff seine Vertheidigung bemessen; es war dies nicht gerade zu tadeln, da das Hinziehen des Krieges ihm Gelegenheit gab seine Rekruten schlagfähig zu machen, seine Reserven heranzuziehen und das Uebergewicht seiner Flotte im adriatischen Meer immer vollständiger zu entwickeln. Durch die Niederlagen von Dyrrhachion aber hatte die Lage der Dinge sich völlig verwandelt. Zwar Pompeius nicht ungegründete Erwartung, dafs die feindliche Armee durch Hunger und Meuterei bald in völlige Auflösung gerathen werde, ward durch die eminente soldatische Energie der Veteranen Caesars vereitelt; allein Caesar war allerdings nicht blofs taktisch, sondern auch strategisch geschlagen und er schien weder in seiner gegenwärtigen Stellung sich behaupten noch dieselbe zweckmäfsig wechseln zu können. Jetzt war es an Pompeius die Offensive zu ergreifen; und er war dazu entschlossen.

Es boten sich dem Sieger drei verschiedene Wege dar um seinen Sieg fruchtbar zu machen. Der erste und einfachste war von der überwundenen Armee nicht abzulassen und, wenn sie aufbrach, sie zu verfolgen. Ferner konnte Pompeius Caesar selbst und dessen Kerntruppen in Griechenland stehen lassen und selber, wie er längst es vorbereitet hatte, mit der Hauptarmee nach Italien überfahren, wo die Stimmung entschieden antimonarchisch war und die Streitmacht Caesars nach Entsendung der besten Truppen und des tapfern und zuverlässigen Commandanten zu der griechischen Armee nicht gar viel bedeuten wollte. Endlich konnte der Sieger sich auch in das Binnenland wenden, die Legionen des Metellus Scipio an sich ziehen und versuchen die im Binnenlande stehenden Truppen Caesars aufzuheben. Es hatte nämlich dieser, unmittelbar nachdem der zweite Transport bei ihm eingetroffen war, theils, um die Subsistenzmittel für seine Armee herbeizuschaffen, starke Detachements nach Aetolien und Thessalien entsandt, theils ein Corps von zwei Legionen unter Gnaeus Domitius Calvinus auf der egnatischen Chaussee gegen Makedonien vorgehen lassen, das dem auf derselben Strafse

von Thessalonike her anrückenden Corps des Scipio den Weg verlegen und wo möglich es einzeln schlagen sollte. Schon hatten Calvinus und Scipio sich bis auf wenige Meilen einander genähert, als Scipio plötzlich sich südwärts wandte und, rasch den Haliakmon (Jadsche Karasu) überschreitend, an dem sein Gepäck und ein Posten unter Marcus Favonius zurückblieb, in Thessalien eindrang, um die mit der Unterwerfung des Landes beschäftigte Recrutenlegion Caesars unter Lucius Cassius Longinus mit Uebermacht anzugreifen. Longinus zog sich über die Berge nach Ambrakia auf das von Caesar nach Aetolien gesandte Detachement unter Gnaeus Calvisius Sabinus zurück; Scipio konnte ihn nur durch seine thrakischen Reiter verfolgen lassen, da Calvinus seine unter Favonius am Haliakmon zurückgelassene Reserve mit dem gleichen Schicksal bedrohte, welches er selbst dem Longinus zu bereiten gedachte. So trafen Calvinus und Scipio am Haliakmon wieder zusammen und lagerten hier längere Zeit einander gegenüber. — Pompeius konnte zwischen diesen Plänen wählen; Caesar blieb keine Wahl. Er trat nach jenem unglücklichen Gefechte den Rückzug auf Apollonia an. Pompeius folgte. Der Marsch von Dyrrhachion nach Apollonia auf einer schwierigen von mehreren Flüssen durchschnittenen Strafse war keine leichte Aufgabe für eine geschlagene und vom Feinde verfolgte Armee; indefs die geschickte Leitung des Feldherrn und die unverwüstliche Marschfähigkeit der Soldaten nöthigten Pompeius nach viertägiger Verfolgung dieselbe als nutzlos einzustellen. Er hatte jetzt sich zu entscheiden zwischen der italischen Expedition und dem Marsch in das Binnenland; und so räthlich und lockend auch jene schien, so manche Stimmen auch dafür sich erhoben, er zog es doch vor das Corps des Metellus nicht preiszugeben, um so mehr als er durch diesen Marsch das des Calvinus in die Hände zu bekommen hoffte. Calvinus stand augenblicklich auf der egnatischen Strafse bei Herakleia Lynkestis, zwischen Pompeius und Scipio und, nachdem Caesar sich auf Apollonia zurückgezogen, von diesem weiter entfernt als von der grofsen Armee des Pompeius, zu alle dem ohne Kenntnifs von den Vorgängen bei Dyrrhachion und von seiner bedenklichen Lage, da nach den bei Dyrrhachion errungenen Erfolgen die ganze Landschaft sich zu Pompeius neigte und die Boten Caesars überall aufgegriffen wurden. Erst als die feindliche Hauptmacht bis auf wenige Stunden sich ihm genähert hatte, erfuhr Calvinus aus den Erzählungen der feindlichen Vorposten selbst den Stand der Dinge und ein rascher Aufbruch in südlicher Richtung gegen Thessalien zu entzog ihn im letzten

Augenblick der drohenden Vernichtung. Caesar war inzwischen unangefochten nach Apollonia gelangt. Sogleich nach der Katastrophe von Dyrrhachion hatte er sich entschlossen, wenn möglich den Kampf von der Küste weg in das Binnenland zu verlegen, um die letzte Ursache des Fehlschlagens seiner bisherigen Anstrengungen, die feindliche Flotte aus dem Spiel zu bringen. Der Marsch nach Apollonia hatte nur den Zweck gehabt dort, wo seine Depots sich befanden, seine Verwundeten in Sicherheit zu bringen und seinen Soldaten die Löhnung zu zahlen; so wie dies geschehen war, brach er mit Hinterlassung von Besatzungen in Apollonia, Orikon und Lissos nach Thessalien auf. Nach Thessalien hatte auch das Corps des Calvinus sich in Bewegung gesetzt; und die aus Italien, jetzt auf dem Landwege durch Illyrien, anrückenden Verstärkungen, zwei Legionen unter Quintus Cornificius, konnte er gleichfalls hier leichter noch als in Epirus an sich ziehen. Auf schwierigen Pfaden im Thale des Aoos aufwärts steigend und die Bergkette überschreitend, die Epirus von Thessalien scheidet, gelangte er an den Peneios; eben dorthin ward Calvinus dirigirt und die Vereinigung der beiden Armeen ward also auf dem kürzesten und dem Feinde am wenigsten ausgesetzten Wege bewerkstelligt. Sie erfolgte bei Aeginion unweit der Quelle des Peneios. Die erste thessalische Stadt, vor der die jetzt vereinigte Armee erschien, Gomphoi schlofs ihr die Thore; sie ward rasch erstürmt und der Plünderung preisgegeben. Dadurch geschreckt unterwarfen sich die übrigen Städte Thessaliens, so wie nur Caesars Legionen vor den Mauern sich zeigten. Ueber diesen Märschen und Gefechten und mit Hülfe der wenn auch nicht allzu reichlichen Vorräthe, die die Landschaft am Peneios darbot, schwanden allmählich die Spuren und die Erinnerungen der überstandenen unheilvollen Tage. — Pompeius störte hierin nicht. Er hatte gesiegt; aber was waren die Ergebnisse des Sieges? Sowohl Caesar wie Calvinus hatten der Verfolgung sich entzogen; dem beweglichen Feinde konnte Pompeius mit seiner schwerfälligen Armee und seiner zahlreichen Reiterei nicht auf den Gebirgsmärschen folgen. Nach Calvinus eiligem Rückzug wäre es möglich gewesen, da Scipio jetzt ohne Gefährde Dyrrhachion erreichen konnte, die Hauptmacht nach Italien einzuschiffen; indefs vorläufig wurde nur eine Abtheilung der Flotte nach Sicilien und Italien gesendet. Der Erfolg von Dyrrhachion hatte die Zuversicht im pompeianischen Lager so sehr gesteigert, dafs man beschlofs zu bleiben und auf der griechischen Halbinsel die Sache mit Caesar zum Austrag zu bringen. Man konnte alsdann entweder von Caesar

sich aufsuchen lassen oder ihn aufsuchen. Im ersteren Falle ward Caesar gezwungen entweder den Krieg in die Länge zu ziehen, was weder seinem Naturell noch seinem Interesse entsprach, oder die Feldschlacht irgendwo an der Küste, wo Pompeius Flotte mitzuwirken vermochte, und auf dem von Pompeius bestimmten Schlachtfeld anzunehmen. Im zweiten Falle dagegen war es Caesar, der das Schlachtfeld wählte, wo es ihm beliebte, natürlich also vom Meere entfernt und obwohl jetzt der Angegriffene, bestimmten dennoch seine Bewegungen auch ferner im Allgemeinen den Gang des Krieges. Wenn es vielleicht schon fehlerhaft war nicht nach Italien zu gehen, wo der Erfolg kaum zweifelhaft war, so war es eine mit der früheren ängstlichen Kriegführung der Pompeianer seltsam contrastirende Dreistigkeit mit Aufopferung aller sicheren Vortheile nun auf einmal dem Gegner auf dessen Schlachtfeld sich zum Kampfe zu stellen und nur darauf bedacht zu sein dies auf dem möglichst bequemen Wege zu erreichen. Indefs Schwachmuth und Uebermuth gehen regelmäfsig zusammen; man war eben entschlossen um jeden Preis baldmöglichst mit Caesar zu schlagen. Cato übernahm das Commando in Dyrrhachion, wo eine Besatzung von 18 Cohorten, und in Kerkyra, wo 300 Kriegsschiffe zurückblieben; Pompeius und Scipio begaben sich, jener wie es scheint die egnatische Chaussee bis Pella verfolgend und dann die grofse Strafse nach Süden einschlagend, dieser vom Haliakmon aus durch die Pässe des Olymp, an den untern Peneios und trafen bei Larissa zusammen. Caesar stand nicht weit davon, in der Ebene, die zwischen dem Othrysgebirge und dem Peneios sich ausbreitet und von den Bächen Enipeus und Apidanos durchschnitten wird, am linken Ufer des erstgenannten Baches; ihm gegenüber am andern Ufer desselben schlug Pompeius sein Lager*. Auf Pompeius Seite sprachen

* Die genaue Bestimmung des Schlachtfeldes ist schwierig. Gefochten ward auf dem linken Ufer des Enipeus, wo Neu- und sicher auch Altpharsalos lag (Strabon 2, 431), da die Pompeianer, die das Gesicht nach Süden wandten, ihren rechten Flügel an den Enipeus lehnten (Caesar *b. c.* 3, 83; Frontinus 2, 3, 22); auch setzt Appian 2, 75 das Schlachtfeld ausdrücklich zwischen den Enipeus und die Stadt Pharsalos. Aber das Lager der Pompeianer kann nicht am linken, sondern mufs auf dem rechten Ufer gewesen sein, theils weil sie Caesar den Weg nach Skotussa verlegten, theils weil ihre Rückzugslinie offenbar über die oberhalb des Lagers befindlichen Berge nach Larissa ging; hätten sie auf dem linken gelagert, so konnten sie nimmermehr hoffen das hier sehr steile Thal des Enipeus zu passiren und Pompeius hätte dann, statt nach Larissa, nach Lamia flüchten müssen. Militärschriftsteller haben, um aus diesen Schwierigkeiten herauszukommen, die

alle militärischen Gründe dahin die Entscheidungsschlacht jetzt nicht zu verzögern. Seine Armee war vollständig beisammen; Caesar dagegen erwartete noch das früher nach Aetolien und Thessalien detachirte, jetzt unter Quintus Fufius Calenus in Griechenland stehende Corps von fast zwei Legionen und die auf dem Landweg von Italien nachgesandten bereits in Illyrien angelangten zwei Legionen des Cornificius. Pompeius Heer, elf Legionen oder 47000 Mann und 7000 Pferde stark, war dem Caesars an Fufsvolk um mehr als das Doppelte, an Reiterei um das Siebenfache überlegen; Strapazen und Gefechte hatten Caesars Truppen so decimirt, dafs seine acht Legionen nicht über 22000 Mann unter den Waffen, also bei weitem nicht die Hälfte des Normalbestandes zählten. Pompeius siegreiche mit einer zahllosen Reiterei und guten Magazinen versehene Armee hatte Lebensmittel in Fülle, während Caesars Truppen nothdürftig sich hinhielten und erst mit der nicht fernen Getreideernte bessere Verpflegung erhofften. Die Stimmung der pompeianischen Soldaten, die in der letzten Campagne den Krieg kennen und ihrem Führer vertrauen gelernt hatten, war die beste. Solche Erwägungen rechtfertigten allerdings diejenigen, welche jetzt, da man nun einmal in Thessalien Caesar gegenüber stand, darauf drangen baldmöglichst eine Feldschlacht zu liefern. Indefs trug Pompeius Bedenken den Bach, der beide Heere schied, seinerseits zu überschreiten; und auch Caesar fand sich nicht veranlafst mit seiner weit schwächeren Armee dem Feind auch diesen Vortheil noch einzuräumen. In der Meinung dafs Pompeius auch diesmal wie so oft dem Kampfe auszuweichen entschlossen sei, war er eben im Begriff gegen Skotussa aufzubrechen, als er die Pompeianer sich anschicken sah auf seinem Ufer ihm die Schlacht anzubieten. Es war vornämlich die Emigrantenungeduld

---

Schlacht an den Apidanos statt an den Enipeus verlegt; wahrscheinlicher als diese den Berichten der Alten geradezu widersprechende Annahme dürfte die sein, dafs die Pompeianer am rechten Ufer des Enipeus ihr Lager schlugen, aber den Flufs passirten um am linken zu schlagen, und also auch auf dem Rückzug wieder über den Flufs in ihr Lager zurückgingen, von wo sie sodann sich die Abhänge von Krannon und Skotussa hinauf zogen, welche über dem letzteren Ort zu den steilen Felsen von Kynoskephalae sich gipfeln. Caesar und seine Ausschreiber verschweigen die zwiefache Ueberschreitung des Flusses, weil dieselbe die übrigens aus der ganzen Erzählung hervorgehende Kampfbegierde der Pompeianer zu deutlich ins Licht stellen würde; militärisch unmöglich war die Operation nicht, da der Enipeus im Sommer häufig ganz trocken ist, die Pompeianer auch bei dem Anfang der Schlacht volle Zeit hatten sich aufzustellen und den Rückzug wenigstens des Centrums und des rechten Flügels nicht in allzu grofser Hast bewerkstelligten.

der vielen vornehmen Offiziere und Heerbegleiter, die Pompeius zu diesem entscheidenden Schritt gedrängt hatte. Seit den Ereignissen von Dyrrhachion betrachteten diese Herren den Triumph ihrer Partei als eine ausgemachte Thatsache; bereits wurde eifrig gehadert über die Besetzung des von Caesar innegehabten Oberpontificats und Aufträge nach Rom gesandt um für die nächsten Wahlen Häuser am Markte zu miethen. Pompeius, meinten sie, zaudere nur mit der Schlacht, um noch etwas länger über so viele Consulare und Prätorier zu gebieten und seine Agamemnonrolle zu verewigen. Pompeius gab nach; und also ward, fast auf derselben Wahlstatt, wo hundertundfunfzig Jahre zuvor die Römer ihre Herrschaft im Osten begründet hatten (I, 531), am 9. August 706 die Schlacht von Pharsalos geschlagen. Pompeius lehnte den rechten Flügel an den Enipeus, Caesar ihm gegenüber den linken an das vor dem Enipeus sich ausbreitende durchschnittene Terrain; die beiden anderen Flügel standen in die Ebene hinaus, beiderseits gedeckt durch die Reiterei und die leichten Truppen. Pompeius Absicht war sein Fufsvolk möglichst zu versagen und jedenfalls in der Vertheidigung zu halten, dagegen mit seiner Reiterei die schwache Reiterschaar, die, nach deutscher Art mit leichter Infanterie gemischt, ihr gegenüberstand, zu zersprengen und sodann Caesars rechten Flügel in den Rücken zu nehmen. Sein Fufsvolk hielt auch den ersten Stofs der feindlichen Infanterie muthig aus und es kam das Gefecht hier zum Stehen. Labienus indessen sprengte die feindliche Reiterei nach tapferem, aber kurzem Widerstand aus einander und entwickelte sich linkshin, um das Fufsvolk zu umgehen. Aber Caesar, die Niederlage seiner Reiterei voraussehend, hatte hinter ihr auf der bedrohten Flanke seines rechten Flügels etwa 2000 seiner besten Legionare aufgestellt. Wie die feindlichen Reiter, die caesarischen vor sich hertreibend, heran und um die Linie herum jagten, prallten sie plötzlich auf auf diese unerschrocken gegen sie anrückende Kernschaar und, durch den unerwarteten und ungewohnten Infanterieangriff* rasch in Verwirrung gebracht, sprengten sie mit ver-

* In diesen Zusammenhang gehört die bekannte Anweisung Caesars an seine Soldaten nach den Gesichtern der feindlichen Reiter zu stofsen. Die Infanterie, welche hier in ganz irregulärer Weise offensiv gegen die Cavallerie auftrat, der mit den Säbeln nicht beizukommen war, sollte ihre Pila nicht abwerfen, sondern sie als Handspeere gegen die Reiter brauchen und, um dieser sich besser zu erwehren, damit nach oben zu stofsen (Plutarch *Pomp.* 69. 71. *Caes.* 45; Appian 2, 76. 78; Flor. 2, 13; Oros. 6, 15; irrig Frontin 4, 7, 32). Die anekdotenhafte Umwendung dieser Instruction

hingten Zügeln vom Schlachtfeld. Die siegreichen Legionare, nachdem sie die preisgegebenen Schützen der Feinde zusammengehauen hatten, rückten auf den linken Flügel des Feindes los und begannen nun ihrerseits dessen Umgehung. Zugleich ging Caesars bisher zurückgehaltenes drittes Treffen auf der ganzen Linie zum Angriff vor. Die unverhoffte Niederlage der besten Waffe des pompeianischen Heeres, wie sie den Muth der Gegner hob, brach den der Armee und vor allem den des Feldherrn. Als Pompeius, der seinem Fufsvolk von Haus nicht traute, die Reiter zurückjagen sah, ritt er sofort von dem Schlachtfeld zurück in das Lager, ohne auch nur den Ausgang des von Caesar befohlenen Gesammtangriffs abzuwarten. Seine Legionen fingen an zu schwanken und bald über den Bach in das Lager zurückzuweichen, was nicht ohne schweren Verlust bewerkstelligt ward. Der Tag war also verloren und mancher tüchtige Soldat gefallen, die Armee indefs noch im Wesentlichen intact und Pompeius Lage weit minder bedenklich als die Caesars nach der Niederlage von Dyrrhachion. Aber wenn Caesar in den Wechselfällen seiner Geschicke es gelernt hatte, dafs das Glück es liebt auch seinen Günstlingen wohl auf Augenblicke sich zu entziehen, um abermals durch Beharrlichkeit von ihnen bezwungen zu werden, so kannte Pompeius das Glück bis dahin nur als die beständige Göttin und verzweifelte an sich und an ihr, als sie ihm entwich; und wenn in Caesars grofsartiger Natur auch die Verzweiflung nur immer mächtigere Kräfte entwickelte, so versank Pompeius dürftige Seele unter dem gleichen Druck in den unendlichen Abgrund der Kümmerlichkeit. Wie einst im Kriege mit Sertorius er im Begriff gewesen war das anvertraute Amt im Stiche lassend vor dem überlegenen Gegner auf und davon zu gehen (S. 28), so warf er jetzt, da er die Legionen über den Bach zurückweichen sah, die verhängnifsvolle Feldherrnschärpe von sich und ritt auf dem nächsten Weg dem Meere zu, um dort ein Schiff sich zu suchen. Seine Armee, entmuthigt und führerlos — denn Scipio, obwohl von Pompeius als College im Obercom-

dafs die pompeianischen Reiter durch die Furcht vor Schmarren im Gesicht zum Weglaufen sollten gebracht werden, und auch wirklich ‚die Hände vor die Augen haltend' (Plutarch) davon galoppirt seien, fällt in sich selbst zusammen; denn sie hat nur dann eine Pointe, wenn die pompeianische Reiterei hauptsächlich aus dem jungen Adel Roms, den ‚artigen Tänzern' bestand; und dies ist falsch (S. 380). Höchstens kann es sein, dafs der Lagerwitz jener einfachen und zweckmäfsigen militärischen Ordre diese sehr zweideutige, aber allerdings lustige Beziehung gab.

mando anerkannt, war doch nur dem Namen nach Oberfeldherr — hoffte hinter den Lagerwällen Schutz zu finden; aber Caesar gestattete ihr keine Rast: rasch war die hartnäckige Gegenwehr der römischen und thrakischen Lagerwachen überwältigt und die Masse genöthigt sich in Unordnung die Anhöhen von Krannon und Skotussa hinaufzuziehen, an deren Fuße das Lager geschlagen war. Sie versuchte auf diesen Hügeln sich fortbewegend Larissa wieder zu erreichen; allein Caesars Truppen, weder der Beute noch der Müdigkeit achtend und auf besseren Wegen in der Ebene vorrückend, verlegten den Flüchtigen den Weg; ja als am späten Abend die Pompeianer ihren Marsch einstellten, vermochten ihre Verfolger es noch eine Schanzlinie zu ziehen, die den Zugang zu dem einzigen in der Nähe befindlichen Bach den Flüchtigen verschloß. So endigte der Tag von Pharsalos. Die feindliche Armee war nicht bloß geschlagen, sondern vernichtet. 15000 der Feinde lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfeld, während die Caesarianer nur 200 Mann vermißten; die noch zusammengebliebene Masse, immer noch gegen 20000 Mann, streckten am Morgen nach der Schlacht die Waffen; nur einzelne Trupps, darunter freilich die namhaftesten Offiziere, suchten eine Zuflucht in den Bergen; von den elf feindlichen Adlern wurden Caesar neun überbracht. Caesar, der schon am Tage der Schlacht die Soldaten erinnert hatte im Feinde nicht den Mitbürger zu vergessen, behandelte die Gefangenen nicht wie Bibulus und Labienus; indeß auch er fand es doch nöthig jetzt die Strenge walten zu lassen. Die gemeinen Soldaten wurden in das Heer eingereiht, gegen die Leute besseren Standes Geldbußen oder Vermögensconfiscationen erkannt; die gefangenen Senatoren und namhaften Ritter erlitten mit wenigen Ausnahmen den Tod. Die Zeiten unbedingter Gnade waren vorbei; je länger er währte, desto rücksichtsloser und unversöhnlicher waltete der Bürgerkrieg.

Es dauerte einige Zeit, bevor die Folgen des neunten August 706 vollständig sich übersehen ließen. Was am wenigsten Zweifel litt, war der Uebertritt aller derer, die nur aus Klugheitsrücksichten oder widerwillig sich zu der bei Pharsalos überwundenen Partei geschlagen hatten, auf die Seite des Siegers; die Niederlage war eine so völlig entscheidende, daß dem Sieger alles zufiel, was nicht für eine verlorene Sache streiten wollte oder mußte. Alle die Könige, Völker und Städte, die bisher Pompeius Clientel gebildet hatten, riefen jetzt ihre Flotten- und Heerescontingente zurück und weigerten den Flüchtlingen der geschlagenen Partei

die Aufnahme — so Aegypten, Kyrene, die Gemeinden Syriens, Phoenikiens, Kilikiens und Kleinasiens, Rhodos, Athen und überhaupt der ganze Osten. Ja König Pharnakes vom Bosporus trieb den Diensteifer so weit, dafs er auf die Nachricht von der pharsalischen Schlacht nicht blofs die manches Jahr zuvor von Pompeius frei erklärte Stadt Phanagoria und die Gebiete der von ihm bestätigten kolchischen Fürsten, sondern selbst das von demselben dem König Deiotarus verliehene Königreich Kleinarmenien in Besitz nahm. Fast die einzigen Ausnahmen von dieser allgemeinen Unterwerfung waren die kleine Stadt Megara, die von den Caesarianern sich belagern und erstürmen liefs, und König Juba von Numidien, der von Caesar die Einziehung seines Reiches schon längst, und nach dem Siege über Curio nur um so sicherer zu gewärtigen hatte und also freilich, wohl oder übel, bei der geschlagenen Partei ausharren mufste. Ebenso wie die Clientelgemeinden sich dem Sieger von Pharsalos unterwarfen, kam auch der Schweif der Verfassungspartei, alle die mit halbem Herzen mitgemacht hatten, oder gar, wie Marcus Cicero und seines Gleichen, nur um die Aristokratie herumtrippelten wie die Halbhexen um den Blocksberg, herbei um mit dem neuen Alleinherrscher ihren Frieden zu machen, den denn auch dessen geringschätzige Nachsicht den Bittstellern bereitwillig und höflich gewährte. Aber der Kern der geschlagenen Partein transigirte nicht. Mit der Aristokratie war es vorbei; aber doch konnten die Aristokraten sich nimmermehr zur Monarchie bekehren. Auch die höchsten Offenbarungen der Menschheit sind vergänglich; die einmal wahre Religion kann zur Lüge, die einst segenshafte Staatsordnung zum Fluche werden; aber selbst das vergangene Evangelium noch findet seine Bekenner, und wenn solcher Glaube nicht Berge versetzen kann wie der Glaube an die lebendige Wahrheit, so bleibt er doch sich selber bis zu seinem Untergange treu und weicht aus dem Reiche der Lebendigen nicht, bevor er seine letzten Priester und seine letzten Bürger sich nachgezogen hat und ein jüngeres Geschlecht, von jenen umgehenden Gespenstern befreit, über die verjüngte Welt regiert. So war es in Rom. In welchen Abgrund der Entartung auch jetzt das aristokratische Regiment versunken war, es war einst ein grofsartiges politisches System gewesen; das heilige Feuer, durch das Italien erobert und Hannibal besiegt worden war, wie auch getrübt und verdumpft, glühte doch fort in dem römischen Adel, so lange es einen solchen gab, und machte eine innerliche Verständigung zwischen den Männern des

alten Regiments und dem neuen Monarchen unmöglich. Wohl begriffen wenigstens diejenigen von ihnen, die es vermochten sich schmerzliche Wahrheiten einzugestehen, dafs nach der Vernichtung der beiden grofsen Armeen der Verfassungspartei bei Ilerda und Pharsalos die Monarchie unvermeidlich war. Allein für sie blieb einmal nur die Wahl entweder die Monarchie ertragend jeder öffentlichen Thätigkeit sich zu enthalten, oder aber, nicht um den Sieg, sondern um rascheren und ehrenvolleren Untergang gegen die Monarchie weiter zu kämpfen. Ein grofser Theil der Verfassungspartei wählte die erste Alternative; freilich regelmäfsig nicht ohne den Hintergedanken sich damit auf einen künftigen Umschwung der Dinge aufzusparen. Vorzugsweise thaten dies die minder namhaften Parteigenossen; doch zählte auch der tüchtige Marcus Marcellus, derselbe, der den Bruch mit Caesar herbeigeführt hatte (S. 329), zu diesen Verständigen und verbannte sich freiwillig nach Lesbos. Aber in der Majorität der echten Aristokratie war die Leidenschaft mächtiger als die kühle Ueberlegung; wobei freilich auch die Selbsttäuschungen über den noch möglichen Erfolg und die Besorgnisse vor der drohenden Rache des Siegers mannigfaltig mitwirkten. Keiner wohl beurtheilte mit so schmerzlicher Klarheit und so frei von Furcht wie von Hoffnung für sich die Lage der Dinge wie Marcus Cato. Er schwankte einen Augenblick, ob die Verfassungspartei den Krieg überhaupt noch fortsetzen dürfe, der nothwendig für eine verlorene Sache Vielen Opfer zumuthete, die nicht wufsten, wofür sie sie brachten. Aber wenn er sich entschlofs den Krieg weiter zu führen, so suchte er doch so weit möglich in denselben keinen hineinzuziehen, der entschlossen war den Untergang der Republik zu überleben und mit der Monarchie sich abzufinden. So lange die Republik nur bedroht gewesen, meinte er, habe man das Recht und die Pflicht gehabt auch den lauen und schlechten Bürger zur Theilnahme an dem Kampfe zu zwingen; aber jetzt sei es sinnlos und grausam den Einzelnen zu nöthigen, dafs er mit der verlorenen Republik sich zu Grunde richte. Nicht blofs entliefs er selbst Jeden, der nach Italien heimzukehren begehrte; als der wildeste unter den wilden Parteimännern, Gnaeus Pompeius der Sohn, auf die Hinrichtung dieser Leute, namentlich des Cicero drang, war es einzig Cato, der sie durch seine sittliche Autorität verhinderte. — Auch Pompeius begehrte keinen Frieden. Wäre er ein Mann gewesen, der es verdiente an dem Platze zu stehen wo er stand, so möchte man meinen, er habe es begriffen, dafs wer nach der Krone greift, nicht wieder zurück kann

in das Geleise der gewöhnlichen Existenz, und darum für den, der fehl gegriffen, kein Platz mehr auf der Erde ist. Allein schwerlich dachte Pompeius zu grofs, um eine Gnade zu erbitten, die der Sieger vielleicht hochherzig genug gewesen wäre ihm nicht zu versagen, sondern vielmehr wohl zu gering dazu. Sei es nun, dafs er es nicht über sich gewann Caesar sich anzuvertrauen, sei es dafs er in seiner gewöhnlichen unklaren und unentschiedenen Weise, nachdem der erste unmittelbare Eindruck der Katastrophe von Pharsalos geschwunden war, wieder anfing Hoffnung zu schöpfen, Pompeius war entschlossen den Kampf gegen Caesar fortzusetzen und nach dem pharsalischen noch ein anderes Schlachtfeld sich zu suchen.

So ging also, wie Caesar immer durch Klugheit und Mäßigung den Groll seiner Gegner zu beschwichtigen und ihre Zahl zu mindern bemüht war, der Kampf nichts desto weniger unabänderlich weiter. Allein da die führenden Männer fast alle bei Pharsalos mitgefochten hatten und durch die Niederlage nach allen Seiten hin versprengt waren, kam man nicht dazu für die Fortsetzung des Feldzugs einen gemeinschaftlichen Plan zu verabreden, obwohl mit Ausnahme von Lucius Domitius Ahenobarbus, der auf der Flucht niedergemacht ward, die sämmtlichen namhaften Führer sich retteten. Die meisten derselben gelangten, theils durch die öden makedonischen und illyrischen Gebirge, theils mit Hülfe der Flotte, nach Kerkyra, wo Marcus Cato die zurückgelassene Reserve commandirte. Hier fand unter Catos Vorsitz eine Art Kriegsrath statt, dem Quintus Scipio, Titus Labienus, Lucius Afranius, Gnaeus Pompeius der Sohn und Andere beiwohnten; allein theils die Abwesenheit des Oberfeldherrn und die peinliche Ungewifsheit über sein Schicksal, theils die innere Zerfahrenheit der Partei verhinderten eine gemeinsame Beschlufsfassung und es schlug schliefslich Jeder den Weg ein, der ihm für sich oder für die gemeinsame Sache am zweckmäfsigsten zu sein schien. Es war in der That in hohem Grade schwierig unter den vielen Strohhalmen, an die man etwa sich anklammern konnte, denjenigen zu bezeichnen, der am längsten über Wasser halten würde. Makedonien und Griechenland waren durch die Schlacht von Pharsalos verloren. Zwar hielten noch Cato Dyrrhachion und Kerkyra, Rutilius Lupus den Peloponnes für die Verfassungspartei. Allein Dyrrhachion wurde auf die Nachricht von der Niederlage sogleich geräumt und auch Kerkyra versuchte man nicht auf die Dauer zu behaupten. Einen Augenblick schien es, als wollten die Pompeianer sich in Patrae auf dem Peloponnes vertheidigen;

allein die Nachricht von Calenus Anrücken genügte um sie von hier zu verscheuchen. In Italien hatten die nach den Siegen von Dyrrhachion dorthin entsandten pompeianischen Geschwader (S. 391) gegen die Häfen von Brundisium, Messana und Vibo nicht unbedeutende Erfolge errungen und in Messana namentlich die ganze in der Ausrüstung begriffene Flotte Caesars niedergebrannt; allein die bei diesen Angriffen thätigen Schiffe, größtentheils kleinasiatische und syrische, wurden in Folge der pharsalischen Schlacht von ihren Gemeinden abberufen, so daß diese Expedition damit von selber ein Ende nahm. In Kleinasien und Syrien standen augenblicklich gar keine Truppen weder der einen noch der andern Partei mit Ausnahme der bosporanischen Armee des Pharnakes, die angeblich für Rechnung Caesars verschiedene Landschaften der Gegner desselben eingenommen hatte. In Aegypten stand zwar noch ein ansehnliches römisches Heer, gebildet aus den dort von Gabinius zurückgelassenen (S. 148) und seitdem aus italischen Landstreichern und syrischem oder kilikischem Räubergesindel recrutirten Truppen; allein es verstand sich von selbst und ward durch die Rückberufung der aegyptischen Schiffe bald unzweifelhaft festgestellt, daß der Hof von Alexandreia keineswegs die Absicht hatte bei der geschlagenen Partei auszuhalten oder gar ihr seine Truppenmacht zur Verfügung zu stellen. Etwas günstigere Aussichten boten sich den Besiegten im Westen dar. In Spanien waren unter dem Heer wie unter der Bevölkerung die pompeianischen Sympathien so mächtig, daß sie den Angriff verhinderten, den die Caesarianer von dort aus gegen Africa beabsichtigten, und eine Insurrection unausbleiblich schien, so wie ein namhafter Führer auf der Halbinsel sich zeigen würde. In Africa aber hatte dieselbe oder vielmehr der eigentliche Machthaber daselbst, König Juba von Numidien seit dem Herbst 705 Zeit gehabt ungestört zu rüsten. — Der ganze Osten war durch die Schlacht von Pharsalos verloren; allein in Africa und vielleicht in Spanien konnte die geschlagene Partei noch ein Schlachtfeld finden, ohne ihren Rechtsboden zu verlassen. Es war wohl peinlich und demüthigend, aber nicht verfassungswidrig König Jubas Hülfe gegen die revolutionären Mitbürger in Anspruch zu nehmen; denn König Juba war kein unabhängiger Fürst, sondern ein Unterthan der römischen Gemeinde. — Auf jedem andern noch offenen Wege aber trat man heraus aus der Verfassung, mochte man nun, sich selber außerhalb des Gesetzes erklärend, die Räuberfehde eröffnen, oder, mit unabhängigen Nachbarstaaten ein Bündniß schließend, den Landes-

feind in den inneren Streit hineinziehen, oder endlich, die Monarchie mit den Lippen bekennend, im Dunkeln gegen sie conspiriren. Der erste dieser Wege war wenigstens der natürliche und insofern richtigste Ausdruck der verzweifelten Lage der überwundenen Parteien. Das Gebirge und vor allem das Meer waren in jener Zeit seit Menschengedenken wie die Freistatt allen Frevels, so auch die des unerträglichen Elends und des unterdrückten Rechtes; Pompeianern und Republikanern lag es nahe der Monarchie Caesars, die sie ausstiefs, in den Bergen und auf den Meeren trotzig den Krieg zu machen und namentlich nahe die Piraterie in gröfserem Mafsstab, in festerer Geschlossenheit, mit bestimmteren Zielen wieder aufzunehmen. Selbst nach der Abberufung der aus dem Osten gekommenen Geschwader besafsen sie noch eine sehr ansehnliche eigene Flotte, während Caesar immer noch so gut wie ohne Kriegsschiffe war; und ihre Verbindung mit den Dalmatern, die im eigenen Interesse gegen Caesar aufgestanden waren (S. 375), ihre Herrschaft über die wichtigsten Meere und Hafenplätze, gaben für den Seekrieg, namentlich im Kleinen, die vortheilhaftesten Aussichten. Wie einst Sullas Demokratenhetze geendigt hatte mit dem sertorianischen Aufstand, der anfangs Piraten-, dann Räuberfehde war und schliefslich ein sehr ernstlicher Krieg ward, so konnte, wenn in der catonischen Aristokratie oder unter den Anhängern des Pompeius so viel Geist und Feuer war wie in der marianischen Demokratie, und wenn in ihr der rechte Seekönig sich fand, auf der noch unbezwungenen See wohl ein von Caesars Monarchie unabhängiges und vielleicht dieser gewachsenes Gemeinwesen entstehen. — In jeder Hinsicht weit schärfere Mifsbilligung verdiente der Gedanke einen unabhängigen Nachbarstaat in den römischen Bürgerkrieg hineinzuziehen und durch ihn eine Contrerevolution herbeizuführen; Gesetz und Sittlichkeit verurtheilen den Ueberläufer strenger als den Räuber, und leichter findet die siegreiche Räuberschaar den Rückweg zu einem freien und geordneten Gemeinwesen, als die vom Landesfeind zurückgeführte Emigration. Uebrigens war es auch kaum wahrscheinlich, dafs die geschlagene Partei auf diesem Wege eine Restauration würde bewirken können. Der einzige Staat, auf den sie versuchen konnte sich zu stützen, war der der Parther; und von diesem war es wenigstens zweifelhaft, ob er ihre Sache zu der seinigen machen, und sehr unwahrscheinlich, dafs er gegen Caesar sie durchfechten werde. — Die Zeit der republikanischen Verschwörungen aber war noch nicht gekommen.

Während also die Trümmer der geschlagenen Partei rathlos

vom Schicksal sich treiben liefsen und auch die den Kampf fortzusetzen entschieden waren, nicht wufsten wie noch wo, hatte Caesar, wie immer rasch entschlossen und rasch handelnd, alles bei Seite gelassen um Pompeius zu verfolgen, den einzigen seiner Gegner, den er als Offizier achtete und denjenigen, durch dessen persönliche Gefangennahme wenigstens die eine und vielleicht die gefährlichere Hälfte seiner Gegner wahrscheinlich paralysirt ward. Mit weniger Mannschaft fuhr er über den Hellespont — seine einzige Barke traf in demselben auf eine feindliche nach dem schwarzen Meer bestimmte Flotte und nahm dieselbe mit ihrer durch die Kunde von der pharsalischen Schlacht wie mit Betäubung geschlagenen Mannschaft gefangen — und eilte, so wie die nothwendigsten Anordnungen getroffen waren, Pompeius in den Osten nach. Pompeius war vom pharsalischen Schlachtfeld nach Lesbos gegangen, wo er seine Gemahlin und seinen zweiten Sohn Sextus abholte, und weiter um Kleinasien herum nach Kilikien und von da nach Kypros gesegelt. Er hätte zu seinen Parteigenossen nach Kerkyra oder Africa gelangen können; allein der Widerwille gegen seine aristokratischen Verbündeten und der Gedanke an die Aufnahme, die nach dem Tage von Pharsalos und vor allem nach seiner schimpflichen Flucht ihn dort erwartete, scheinen ihn bewogen zu haben seinen Weg für sich zu gehen und lieber in den Schutz des Partherkönigs als in den Catos sich zu begeben. Während er beschäftigt war von den römischen Steuerpächtern und Kaufleuten auf Kypros Geld und Sclaven beizutreiben und einen Haufen von 2000 Sclaven zu bewaffnen, erhielt er die Nachricht, dafs Antiochia sich für Caesar erklärt habe und der Weg zu den Parthern nicht mehr offen sei. So änderte er seinen Plan und ging unter Segel nach Aegypten, wo in dem Heere eine Menge seiner alten Soldaten dienten und die Lage und die reichen Hülfsmittel des Landes Zeit und Gelegenheit gewährten den Krieg zu reorganisiren. — In Aegypten hatten nach Ptolemaeos Auletes Tode (Mai 703) dessen Kinder, die etwa sechzehnjährige Kleopatra und der zehnjährige Ptolemaeos Dionysos, nach dem Willen ihres Vaters gemeinschaftlich und als Gatten den Thron bestiegen; allein bald vertrieb der Bruder oder vielmehr dessen Vormund Potheinos die Schwester aus dem Reiche. Kleopatra floh nach Syrien und suchte von da in ihr väterliches Reich zurückzukommen; und Ptolemaeos und Potheinos standen eben, um gegen sie die Ostgrenze zu decken, mit der ganzen aegyptischen Armee bei Pelusion, als Pompeius bei dem kasischen Vorgebirge vor Anker ging und den König ersuchen liefs ihm die Landung

zu gestatten. Der aegyptische Hof, längst von der Katastrophe bei Pharsalos unterrichtet, war im Begriffe Pompeius zurückzuweisen; allein der Hofmeister des Königs Theodotos wies darauf hin, dafs in diesem Falle Pompeius wahrscheinlich seine Verbindungen in der aegyptischen Armee benutzen werde um dieselbe aufzuwiegeln; es sei sicherer und auch mit Rücksicht auf Caesar zu empfehlen, wenn man die Gelegenheit wahrnehme um Pompeius aus der Welt zu schaffen. Dergleichen politische Raisonnements verfehlten bei den Staatsmännern der hellenischen Welt nicht leicht ihre Wirkung. Der General der königlichen Truppen Achillas und einige von Pompeius ehemaligen Soldaten fuhren mit einem Kahn an Pompeius Schiff heran und luden ihn ein zum König zu kommen und, da das Fahrwasser seicht sei, ihre Barke zu besteigen. Im Aussteigen stach der Kriegstribun Lucius Septimius ihn hinterrücks nieder, unter den Augen seiner Gattin und seines Sohnes, welche von dem Verdeck ihres Schiffes aus dem Morde zusehen mufsten, ohne retten oder rächen zu können (28. Sept. 706). An demselben Tage, an dem er dreizehn Jahre zuvor, über Mithradates triumphirend, in die Hauptstadt eingezogen war (S. 141) endigte auf einer öden Düne des unwirthlichen kasischen Strandes durch die Hand eines seiner alten Soldaten der Mann, der ein Menschenalter hindurch der Grofse geheifsen und Jahre lang Rom beherrscht hatte. Ein guter Offizier, übrigens aber von mittelmäfsigen Gaben des Geistes und des Herzens, hatte das Schicksal mit dreifsigjähriger dämonischer Beständigkeit alle glänzend mühelosen Aufgaben nur darum ihm zu lösen gewährt, alle von Andern gepflanzten und gepflegten Lorbeeren nur darum ihm zu brechen gestattet, nur darum alle Bedingungen zur Erlangung der höchsten Gewalt ihm entgegengetragen, um an ihm ein Beispiel falscher Gröfse aufzustellen, wie die Geschichte kein zweites kennt. Unter allen kläglichen Rollen giebt es keine kläglichere als die mehr zu gelten als zu sein; und es ist das Verhängnifs der Monarchie, da doch kaum alle tausend Jahre in dem Volke ein Mann aufsteht, welcher König nicht blofs heifst, sondern auch ist, dafs diese Kläglichkeit unvermeidlich an ihr haftet. Wenn dies Mifsverhältnifs zwischen Scheinen und Sein vielleicht nie so schroff hervorgetreten ist wie in Pompeius, so mag der ernste Gedanke wohl dabei verweilen, dafs eben er auch in gewissem Sinn die Reihe der römischen Monarchen eröffnet. — Als Caesar, Pompeius Spuren folgend, auf der Rhede von Alexandreia eintraf, war bereits alles vorüber. Mit tiefer Erschütterung wandte er sich ab, als ihm der Mörder das

Haupt des Mannes auf das Schiff entgegentrug, der sein Schwiegersohn und lange Jahre sein Genosse in der höchsten Gewalt gewesen war und den lebend in die Hände zu bekommen er wohl gewünscht haben mochte. Die Antwort auf die Frage, wie Caesar in diesem Falle verfahren sein würde, hat der Dolch des voreiligen Mörders abgeschnitten; aber wenn die menschliche Theilnahme, die in Caesars grofser Seele noch neben dem Ehrgeiz Raum fand, ihm die Schonung des ehemaligen Freundes gebot, so forderte auch sein Interesse denselben auf andere Art als durch den Henker zu annulliren. Pompeius war zwanzig Jahre lang der anerkannte Gebieter von Rom gewesen; eine so tief gewurzelte Herrschaft geht nicht unter mit dem Tode des Herrn. Pompeius Tod löste die Pompeianer nicht auf, sondern gab ihnen statt eines bejahrten, unfähigen und vernutzten Hauptes an dessen beiden Söhnen Gnaeus und Sextus zwei Führer, welche beide jung und rührig und von denen der zweite eine entschiedene Capacität war. Der neugegründeten Erbmonarchie heftete sogleich parasitisch sich das erbliche Prätendententhum an und es war sehr zweifelhaft, ob Caesar bei diesem Wechsel der Personen nicht mehr verlor als er gewann.

Indefs für den Augenblick hatte Caesar in Aegypten nichts weiter zu thun und die Römer wie die Aegyptier erwarteten, dafs er sofort wieder unter Segel gehen und sich an die Unterwerfung Africas und an das unermefsliche Organisationswerk machen werde, das ihm nach dem Siege bevorstand. Allein Caesar, seiner Gewohnheit getreu, wo er einmal in dem weiten Reiche sich befand, die Verhältnisse sogleich und persönlich endgültig zu regeln, und fest überzeugt, dafs weder von der römischen Besatzung noch von dem Hofe irgend ein Widerstand zu erwarten sei, überdies in dringender Geldverlegenheit, landete in Alexandreia mit den zwei ihn begleitenden auf 3200 Mann zusammengeschmolzenen Legionen und 800 keltischen und deutschen Reitern, nahm Quartier in der königlichen Burg und ging daran die nöthigen Summen beizutreiben und die aegyptische Erbfolge zu ordnen, ohne sich stören zu lassen durch Potheinos naseweise Bemerkung, dafs Caesar sich lieber als um diese um seine so wichtigen eigenen Angelegenheiten bekümmern möge. Uebrigens verfuhr er dabei gegen die Aegypter gerecht und selbst nachsichtig. Obwohl der dem Pompeius geleistete Beistand zur Auflegung einer Kriegscontribution berechtigte, ward doch das erschöpfte Land damit verschont; Caesar begnügte sich statt der im J. 695 stipulirten jetzt noch etwa zur Hälfte rückständigen Summe (S. 147) eine Restzahlung von 10 Mill. Denaren (2,860000 Thlr.) zu fordern. Den

beiden kriegführenden Geschwistern ward die sofortige Einstellung der Feindseligkeiten anbefohlen und beide zur Untersuchung und Entscheidung des Streites vor den Schiedsherrn geladen. Man fügte sich; der königliche Knabe befand sich bereits in der Burg und auch Kleopatra stellte dort sich ein. Allein im Stillen bereitete ein Ungewitter sich vor. Alexandreia war eine Weltstadt so gut wie Rom, an Einwohnerzahl der italischen Hauptstadt schwerlich nachstehend, an rührigem Handelsgeist, an Handwerkergeschick, an Sinn für Wissenschaft und Kunst ihr weit überlegen; in der Bürgerschaft war ein reges nationales Selbstgefühl und wenn kein politischer Sinn, doch ein unruhiger Geist, der sie ihre Strafsenkrawalle so regelmäfsig und so herzhaft abhalten liefs wie heutzutage die pariser; man kann sich ihre Empfindungen denken, als sie in der Residenz der Lagiden den römischen Feldherrn schalten und ihre Könige vor seinem Tribunal Recht nehmen sah. Potheinos und der königliche Knabe, beide begreiflicher Weise sehr unzufrieden mit der peremtorischen Einmahnung alter Schulden wie mit der Intervention in dem Thronstreit, welche nur zu Gunsten der Kleopatra ausfallen konnte, liefsen die Schätze der Tempel und das goldene Tischgeräth des Königs mit absichtlicher Ostentation zur Befriedigung der römischen Forderungen verwenden; mit steigender Erbitterung schauten die abergläubisch frommen und der weltberühmten Pracht ihres Hofes wie eines eigenen Besitzes sich erfreuenden Aegyptier die nackten Wände der Tempel und die hölzernen Becher auf der Tafel ihres Königs. Nicht viel anders dachte die römische Occupationsarmee. Durch den langen Aufenthalt in Aegypten und die vielen Zwischenheirathen zwischen den Soldaten und ägyptischen Mädchen war sie so denationalisirt, dafs im Fall eines Bruches bei ihr kaum Hülfe zu erwarten war; überdies zählte sie eine Menge alter Soldaten des Pompeius und verlaufener italischer Verbrecher und Sclaven in ihren Reichen. Welcher Art die Stimmung der Bürgerschaft und der Soldaten war, zeigte schon der Auflauf bei der Landung, als die Menge die römischen Beile in die alte Königsburg tragen sah, und die zahlreich in der Stadt an den Soldaten Caesars verübten Meuchelmorde. Caesar hatte, so wie er sich nach der Landung mit seiner Handvoll Leute dieser erbitterten Menge gegenüber fand, die ungeheure Gefahr wohl begriffen, in der er schwebte. Allein die Umkehr war wegen der in dieser Jahreszeit herrschenden Nordwestwinde schwierig und der Versuch der Einschiffung konnte leicht das Signal werden zum Ausbruch der Insurrection; überhaupt lag es nicht in Cae-

sars Art unverrichteter Sache sich davonzumachen. Er beorderte also sogleich Verstärkungen aus Asien herbei und trug inzwischen, bis diese eintrafen, die gröfste Sicherheit zur Schau. Nie war es lustiger in seinem Lager hergegangen als während dieser alexandrinischen Rast; und wenn die schöne und geistreiche Kleopatra mit ihren Reizen überhaupt nicht und am wenigsten bei ihrem Richter sparsam war, so schien auch Caesar unter all seinen Siegen die über schöne Frauen am höchsten zu schätzen. Es war ein lustiges Vorspiel zu sehr ernsten Auftritten. Die römische Occupationsarmee, die auf Caesars Befehl ihre Operationen an der syrischen Grenze hatte einstellen müssen, erschien unvermuthet vor Alexandreia unter Führung des Achillas und, wie später sich auswies, auf geheimen Befehl des Königs und seines Vormundes. Die Bürgerschaft machte sofort mit den Soldaten gemeinschaftliche Sache. Mit einer Geistesgegenwart, die seine Talldreistigkeit gewissermassen rechtfertigt, raffte Caesar schleunigst seine zerstreuten Mannschaften zusammen, bemächtigte sich der Person des Königs und seiner Minister, verschanzte sich in der königlichen Burg und dem benachbarten Theater, liefs, da es an Zeit gebrach die in dem Haupthafen unmittelbar vor dem Theater stationirte Kriegsflotte in Sicherheit zu bringen, dieselbe anzünden und die den Hafen beherrschende Leuchtthurminsel Pharos durch Böte besetzen. So war wenigstens eine beschränkte Vertheidigungsstellung gewonnen und die Möglichkeit Zufuhr und Verstärkungen herbeizuschaffen offen gehalten worden. Zugleich ging dem Commandanten von Kleinasien wie auch den nächsten unterthänigen Landschaften, den Syrern und Nabataeern, den Kretensern und den Rhodiern, der Befehl zu, schleunigst Truppen und Schiffe nach Aegypten zu expediren. Die Insurrection, an deren Spitze die jüngere Schwester der regierenden Könige Arsinoe und deren Vertrauter, der Eunuch Ganymedes sich gestellt hatten, schaltete indefs frei in ganz Aegypten und in dem gröfsten Theil der Hauptstadt, in deren Strafsen täglich gefochten ward, ohne dafs es weder Caesar gelang sich freier zu entwickeln und wenigstens bis zu dem hinter der Stadt befindlichen Süfswassersee von Marea durchzubrechen, wo er sich mit Wasser und mit Fourage hätte versorgen können, noch den Alexandrinern der Belagerten Herr zu werden und sie alles Trinkwassers zu berauben; denn als die Nilkanäle in Caesars Stadttheil durch hineingeleitetes Seewasser verdorben waren, fand sich unerwartet trinkbares Wasser in den am Strande gegrabenen Brunnen. Da Caesar von der Landseite nicht zu über-

wältigen war, richteten sich die Anstrengungen der Belagerer darauf seine Flotte zu vernichten und ihn von der See abzuschneiden, auf der die Zufuhr ihm zukam. Die Leuchtthurminsel und der Damm, durch den sie mit dem Festland zusammenhing, theilte den Hafen in eine westliche und eine östliche Hälfte, die durch zwei Bogenöffnungen des Dammes mit einander in Verbindung standen. Die Bürger beherrschten den Damm und den West-, Caesar die Insel und den Osthafen; da die alexandrinische Flotte verbrannt war, fuhren seine Schiffe ungehindert ab und zu und es mifslang den Alexandrinern dieselben durch Brander, die aus dem West- in den Osthafen gesandt wurden, zu vernichten. Sie stellten darauf mit den Resten ihres Arsenals ein kleines Geschwader her und verlegten Caesars Schiffen, als dieselben eine Transportflotte mit einer aus Kleinasien nachgekommenen Legion hereinbugsirten, mit diesem den Weg. Diesmal wurden Caesars vortreffliche rhodische Seeleute des Feindes Herr; indefs gelang es nicht lange darauf den Bürgern sich der Leuchtthurminsel zu bemächtigen* und von da aus die schmale und klippige Mündung des Osthafens gröfseren Schiffen gänzlich zu sperren; so dafs Caesars Flotte genöthigt war auf der offenen Rhede vor dem Osthafen zu stationiren und seine Verbindung mit der See nur noch an einem schwachen Faden hing. Auf jener Rhede wurde zu wiederholten Malen Caesars Flotte von der überlegenen feindlichen Seemacht angegriffen; sie konnte dem ungleichen Kampf nicht ausweichen, da der Verlust der Leuchtthurminsel ihr den Rückzug in den inneren Hafen verschlofs, noch auch das Weite suchen, da der Verlust der Rhede Caesar ganz von der See abgesperrt haben würde; so mufste sie schlagen, so oft es dem Gegner beliebte, und ward sie ein einziges Mal überwunden, so war Caesar vollständig eingeschlossen. Wenn auch die tapfern Legionare, unterstützt durch die Gewandtheit der rhodischen Matrosen, bisher noch immer diese Gefechte zu Gunsten der Römer entschieden hatten, so erneuerten und steigerten doch die Alexandriner mit unermüdeter Beharrlichkeit ihre Flottenrüstungen und bei jedem Seetreffen stand die Existenz der Belagerten auf dem Spiel. Es ward schlechterdings nöthig einen Versuch zur Wiedergewinnung

* Der Verlust der Leuchtthurminsel mufs nebst der Schilderung eines zweiten Seetreffens, in dem die bei Chersonesos geschlagene ägyptische Flotte vernichtet ward, in der Lücke *b. Alex.* 12 ausgefallen sein, da die Insel anfänglich ja in Caesars Gewalt war (*b. c.* 3, 112. *b. Alex.* 8). Der Damm mufs beständig in der Gewalt der Feinde geblieben sein, da Caesar mit der Insel zu Wasser communicirte.

der Leuchtthurminsel zu machen. Der doppelte Angriff durch Böte von der Hafen-, und durch die Kriegsschiffe von der Seeseite her gelang; er brachte nicht blofs die Insel, sondern auch den unteren Theil des Dammes in Caesars Gewalt. Bei der zweiten Bogenöffnung des Dammes befahl Caesar anzuhalten und den Damm hier gegen die Stadt zu durch einen Querwall zu sperren. Allein während hier um die Schanzenden ein hitziges Gefecht sich entspann, entblöfsten die römischen Truppen den unteren Theil des Dammes gegen die Insel zu; unversehens landete hier eine Abtheilung Aegyptier, griff die auf dem Damm am Querwall zusammengedrängten römischen Soldaten und Matrosen von hinten an und sprengte die ganze Masse in wilder Verwirrung in das Meer. Ein Theil ward von den römischen Schiffen aufgenommen; die Meisten ertranken. Etwa 400 Soldaten und eine noch grössere Zahl von der Flottenmannschaft waren das Opfer dieses Tages; der Feldherr selbst, der das Schicksal der Seinigen getheilt hatte, hatte sich auf sein Schiff, und als dieses von Menschen überschwert sank, schwimmend auf ein anderes retten müssen. Indefs so empfindlich auch der erlittene Verlust war, er ward durch den Wiedergewinn der Leuchtthurminsel, die sammt dem Damm bis zur ersten Bogenöffnung in Caesars Händen blieb, reichlich aufgewogen. Endlich kam der ersehnte Entsatz. Mithradates von Pergamon, ein tüchtiger Kriegsmann aus der Schule des Mithradates Eupator, dessen natürlicher Sohn er zu sein behauptete, führte zu Lande von Syrien her eine buntscheckige Armee heran: die Ityraeer des Fürsten vom Libanos (S. 126), die Beduinen des Jamblichos, Sampsikeramos Sohn (S. 125), die Juden unter dem Minister Antipatros, überhaupt die Contingente der kleinen Häuptlinge und Gemeinden Kilikiens und Syriens. Von Pelusion, das ihm am Tage seiner Ankunft zu besetzen geglückt war, schlug er, um das durchschnittene Terrain des Delta zu vermeiden und den Nil vor seiner Theilung zu überschreiten, die grofse Strafse nach Memphis ein, wobei seine Truppen von den besonders in diesem Theil Aegyptens zahlreich ansässigen Juden vielfache landsmannschaftliche Unterstützung empfingen. Die Aegypter, jetzt den jungen König Ptolemaeos an der Spitze, welchen Caesar in der vergeblichen Hoffnung die Insurrection durch ihn zu beschwichtigen zu den Seinigen entlassen hatte, entsandten auf dem Nil ein Heer, um Mithradates auf dem jenseitigen Ufer festzuhalten. Dasselbe traf ihn auch noch jenseit Memphis bei dem sogenannten Judenlager, zwischen Onion und Heliupolis; allein Mithradates, geübt in römischer

Weise zu manövriren und zu lagern, gewann bei Memphis unter glücklichen Gefechten das andere Ufer. Caesar andererseits, so wie er von dem Eintreffen der Entsatzarmee Kunde erhielt, führte einen Theil seiner Truppen auf Schiffen an die Spitze des Sees von Marea westlich von Alexandreia und marschirte um diesen herum und den Nil hinab dem flufsaufwärts herankommenden Mithradates entgegen. Die Vereinigung erfolgte, ohne dafs der Feind sie zu hindern versucht hätte. Caesar rückte dann in das Delta, wohin der König sich zurückgezogen hatte, warf, trotz des tiefeingeschnittenen Kanals vor ihrer Fronte, die ägyptische Vorhut im ersten Anlauf und stürmte sofort das ägyptische Lager selbst. Es befand sich zwischen dem Nil, von dem es nur ein schmaler Weg trennte, und schwer zugänglichen Sümpfen am Fufs einer Anhöhe. Caesar liefs zugleich in der Fronte und von dem Weg am Nil aus das Lager berennen und ein drittes Detachement während dieses Sturmes die Anhöhen hinter dem Lager ungesehen ersteigen. Der Sieg war vollständig; das Lager ward genommen und was von den Aegyptiern nicht unter den feindlichen Schwertern fiel, ertrank bei dem Versuch zu der Nilflotte zu entkommen. Mit einem der Böte, die mit Menschen überladen sanken, verschwand auch der junge König in den Wellen seines heimischen Stromes. Unmittelbar vom Schlachtfeld rückte Caesar von der Landseite her gerades Wegs an der Spitze seiner Reiterei in den von den Aegyptiern besetzten Theil der Hauptstadt. Im Trauergewande, ihre Götterbilder in den Händen, empfingen ihn Friede bittend die Feinde, die Seinigen aber, da sie ihn von der andern Seite als von der er ausgegangen als Sieger wiederkehren sahen, mit grenzenlosem Jubel. Das Schicksal der Stadt, die den Herrn der Welt in seinen Plänen zu kreuzen gewagt und um ein Haar seinen Untergang herbeigeführt hatte, lag in Caesars Hand; allein er war zu sehr Regent, um empfindlich zu sein und verfuhr mit den Alexandrinern wie mit den Massalioten. Caesar, hinweisend auf die arg verwüstete und bei Gelegenheit des Flottenbrandes ihrer Kornmagazine, ihrer weltberühmten Bibliothek und anderer bedeutender öffentlicher Gebäude beraubte Stadt, ermahnte die Einwohnerschaft ernstlich sich künftig allein der Künste des Friedens zu befleifsigen und die Wunden zu heilen, die sie sich selber geschlagen; übrigens begnügte er sich den in Alexandreia zahlreich angesessenen Juden dieselben Rechte zu gewähren, deren die griechische Stadtbevölkerung genofs. Anstatt der bisherigen den Königen von Aegypten zur Verfügung gestellten rö-

mischen Occupationsarmee blieb in der Hauptstadt eine förmliche römische Besatzung, zwei der daselbst belagerten und eine dritte später aus Syrien nachgekommene Legion, deren Befehlshaber Caesar ernannte. Absichtlich ward zu diesem Vertrauensposten kein Mann ausersehen, dessen Rang es ihm möglich gemacht hätte ihn zu mifsbrauchen, sondern ein tüchtiger Soldat niedrigster Geburt, eines Freigelassenen Sohn Rufio. Das Regiment Aegyptens erhielten unter Roms Oberhoheit Kleopatra und deren jüngerer Bruder Ptolemaeos; die Prinzessin Arsinoe ward, um nicht den nach orientalischer Art der Dynastie ebenso ergebenen wie gegen den einzelnen Dynasten gleichgültigen Aegyptern abermals als Vorwand für Insurrectionen zu dienen, nach Italien abgeführt.

Dieser alexandrinische Aufstand, so geringfügig er an sich war und so wenig er innerlich zusammenhing mit den weltgeschichtlichen Ereignissen, die zugleich im römischen Staate sich vollzogen, griff dennoch insofern in dieselben folgenreich ein, als er den Mann, der alles in allem war und ohne den nichts gefördert und nichts gelöst werden konnte, vom October 705 bis zum März 706 nöthigte, seine eigentlichen Aufgaben liegen zu lassen um mit Juden und Beduinen einen Stadtpöbel zu bekämpfen. Die Folgen des persönlichen Regiments fingen an sich fühlbar zu machen. Man hatte die Monarchie; aber überall herrschte die entsetzlichste Verwirrung und der Monarch war nicht da. Eben wie die Pompeianer waren augenblicklich auch die Caesarianer ohne obere Leitung; es entschied überall die Fähigkeit der einzelnen Offiziere und vor allen Dingen der Zufall.

In Kleinasien stand bei Caesars Abreise nach Aegypten kein Feind. Indefs hatte Caesars Statthalter daselbst, der tüchtige Gnaeus Domitius Calvinus den Auftrag erhalten dem König Pharnakes wieder abzunehmen, was er den Verbündeten des Pompeius ohne Auftrag entrissen hatte; und da dieser, ein starrköpfiger und übermüthiger Despot wie sein Vater, die Räumung Kleinarmeniens beharrlich verweigerte, so blieb nichts übrig als gegen ihn marschiren zu lassen. Calvinus hatte von den drei ihm zurückgelassenen aus pharsalischen Kriegsgefangenen gebildeten Legionen zwei nach Aegypten absenden müssen; er ergänzte die Lücke durch eine eiligst aus den im Pontus domicilirten Römern zusammengeraffte und zwei nach römischer Art exercirte Legionen des Deiotarus und rückte in Kleinarmenien ein. Allein das bosporanische in zahlreichen Kämpfen mit den Anwohnern des schwarzen Meeres erprobte Heer erwies sich tüch-

liger als das seinige. In dem Treffen bei Nikopolis ward Calvinus pontisches Aufgebot zusammengehauen und die galatischen Legionen liefen davon; nur die eine alte Legion des Calvinus schlug mit mäfsigem Verlust sich durch. Statt Kleinarmenien zu erobern, konnte Calvinus nicht einmal verhindern, dafs Pharnakes sich seiner pontischen ‚Erbstaaten' wieder bemächtigte und über die Bewohner, namentlich die unglücklichen Amisener, die ganze Schale seiner scheufslichen Sultanslaunen ausgofs (Winter 706/7). Als indefs Caesar selbst eintraf und ihm sagen liefs, dafs der Dienst, der ihm persönlich von Pharnakes geleistet sei, indem er Pompeius keine Hülfe gewährt habe, nicht in Betracht kommen dürfe gegen den dem Reiche zugefügten Schaden, und dafs vor jeder Unterhandlung er die Provinz Pontus räumen und das geraubte Gut zurückstellen müsse, erklärte er sich bereit zu gehorchen; aber wohl wissend, wie guten Grund Caesar hatte nach dem Westen zu eilen, machte er keine ernstlichen Anstalten zur Räumung. Er wufste nicht, dafs Caesar abthat, was er angriff. Ohne weiter zu verhandeln, nahm Caesar die eine von Alexandreia mitgebrachte Legion und die Truppen des Calvinus und Deiotarus zusammen und rückte gegen Pharnakes Lager bei Zela. Wie die Bosporaner ihn kommen sahen, durchschritten sie keck den tiefen Bergspalt, der ihre Fronte deckte, und griffen den Hügel hinauf die Römer an. Caesars Soldaten waren noch mit dem Lagerschlagen beschäftigt und einen Augenblick schwankten die Reihen; allein die kriegsgewohnten Veteranen sammelten sich rasch und gaben das Beispiel zum allgemeinen Angriff und zum vollkommenen Siege (2. Aug. 707). In fünf Tagen war der Feldzug beendigt — zu dieser Zeit, wo jede Stunde kostbar war, ein unschätzbarer Glücksfall. Mit der Verfolgung des Königs, der über Sinope heimgegangen war, beauftragte Caesar des Pharnakes illegitimen Bruder, den tapfern Mithradates von Pergamon, welcher zum Lohn der in Aegypten geleisteten Dienste an Pharnakes Stelle die bosporanische Königskrone empfing. Im Uebrigen wurden die syrischen und kleinasiatischen Angelegenheiten friedlich geschlichtet, die eigenen Bundesgenossen reich belohnt, die des Pompeius im Ganzen mit Geldbufsen oder Verweisen entlassen. Nur der mächtigste unter den Clienten des Pompeius Deiotarus ward wieder auf sein angestammtes enges Gebiet, den tolistoboischen Gau beschränkt. An seiner Stelle ward mit Kleinarmenien König Ariobarzanes von Kappadokien belehnt, mit dem von ihm usurpirten Vierfürstenthum der Trokmer der neue König des Bosporus, welcher wie von väterlicher Seite dem pontischen,

so von mütterlicher einem der galatischen Fürstengeschlechter entstammte.

Auch in Illyrien hatten, während Caesar in Aegypten war, sehr ernsthafte Auftritte sich zugetragen. Die dalmatische Küste war seit Jahrhunderten ein wunder Fleck der römischen Herrschaft und die Bewohner mit Caesar noch von seiner Statthalterschaft her in offener Fehde; im Binnenland aber wimmelte es von der thessalischen Campagne her von Trupps versprengter Pompeianer. Indefs hatte Quintus Cornificius mit den aus Italien nachrückenden Legionen sowohl die Eingebornen wie die Flüchtlinge im Zaum gehalten und zugleich der in diesen rauhen Gegenden so schwierigen Verpflegung der Truppen genügt. Selbst als der tüchtige Marcus Octavius, der Sieger von Curicta (S. 374), mit einem Theil der pompeianischen Flotte in diesen Gewässern erschien, um hier zur See und zu Lande den kleinen Krieg gegen Caesar zu leiten, wufste Cornificius, gestützt auf die Schiffe und den Hafen der Jadertiner (Zara), nicht blofs sich zu behaupten, sondern bestand auch selbst zur See gegen die Flotte des Gegners manches glückliche Gefecht. An seine Stelle trat als Statthalter von Illyrien Aulus Gabinius, den Caesar aus der Verbannung zurückgerufen hatte (S. 302). Kaum war er mit 15 Cohorten und 3000 Reitern im Winter 706/7 auf dem Landweg in Illyrien eingetroffen, so wechselte er das System der Kriegführung. Statt sich wie sein Vorgänger auf den kleinen Krieg zu beschränken, unternahm der kühne thätige Mann sogleich trotz der rauhen Jahreszeit eine Expedition in die Gebirge. Aber die ungünstige Witterung, die Schwierigkeit der Verpflegung und der tapfere Widerstand der Delmater rieben das Heer auf; Gabinius mufste den Rückzug antreten, ward auf diesem von den Delmatern angegriffen und schmählich geschlagen, und erreichte mit den schwachen Ueberresten seiner stattlichen Armee mühsam Salonae, wo er bald darauf starb. Die meisten illyrischen Küstenstädte ergaben sich hierauf der Flotte des Octavius; die an Caesar festhielten, wie Salonae und Epidauros (Ragusa), wurden von der Flotte zur See, zu Lande von den Barbaren so heftig bedrängt, dafs die Uebergabe und die Capitulation der in Salonae eingeschlossenen Heerestrümmer nicht mehr fern schien. Da improvisirte der Commandant der brundisinischen Depots, der energische Publius Vatinius eine Flotte und eine Armee, indem er in Ermangelung von Kriegsschiffen gewöhnliche Böte mit Schnäbeln versah und die aus den Hospitälern entlassenen Soldaten in Cohorten formirte, und lieferte der weit überlegenen octavianischen

Flotte bei der Insel Tauris (Torcola zwischen Lesina und Curzola) ein Treffen, in dem die Tapferkeit des Anführers und der Schiffssoldaten wie so oft ersetzte, was den Schiffen abging, und die Caesarianer einen glänzenden Sieg erfochten. Marcus Octavius verliefs diese Gewässer und begab sich nach Africa (Frühjahr 707); die Delmater setzten zwar noch Jahre lang mit grofser Hartnäckigkeit sich zur Wehre, allein es war dies nichts als ein localer Gebirgskrieg. Als Caesar aus Aegypten zurückkam, hatte sein entschlossener Adjutant die in Illyrien drohende Gefahr bereits beseitigt.

Um so ernster stand es in Africa, wo die Verfassungspartei vom Anfang des Bürgerkrieges an unumschränkt geherrscht und ihre Macht fortwährend gesteigert hatte. Bis zur pharsalischen Schlacht hatte hier eigentlich König Juba das Regiment geführt; er hatte Curio überwunden und die Kraft des Heeres waren seine flüchtigen Reiter und seine zahllosen Schützen; der pompeianische Statthalter Varus spielte neben ihm eine so subalterne Rolle, dafs er sogar diejenigen Soldaten Curios, die sich ihm ergeben hatten, dem König hatte ausliefern und deren Hinrichtung oder Abführung in das innere Numidien mit hatte ansehen müssen. Dies änderte sich nach der pharsalischen Schlacht. An eine Flucht zu den Parthern dachte mit Ausnahme des Pompeius selbst kein namhafter Mann der geschlagenen Partei. Ebenso wenig versuchte man die See mit vereinten Kräften zu behaupten; Marcus Octavius Kriegführung in den illyrischen Gewässern stand vereinzelt und war ohne dauernden Erfolg. Die grofse Majorität der Republikaner wie der Pompeianer wandte sich nach Africa, wo allein noch ein ehrenhafter und verfassungsmäfsiger Kampf gegen den Usurpator möglich war. Dort fanden die Trümmer der bei Pharsalos zersprengten Armee, die Besatzungstruppen von Dyrrhachion, Kerkyra und dem Peloponnes, die Reste der illyrischen Flotte sich allmählich zusammen; es trafen dort ein der zweite Oberfeldherr Metellus Scipio, die beiden Söhne des Pompeius Gnaeus und Sextus, der politische Führer der Republikaner Marcus Cato, die tüchtigen Offiziere Labienus, Afranius, Petreius, Octavius und Andere. Die Emigration fand einen neuen Mittelpunct und wenn sie mit verringerten Kräften zusammenkam, so war dagegen ihr Fanatismus wo möglich noch gesteigert. Man fuhr nicht blofs fort die Gefangenen und selbst die Parlamentäre Caesars zu ermorden, sondern König Juba, in dem die Erbitterung des Parteimannes mit der Wuth des halbbarbarischen Africaners zusammenflofs, stellte die Maxime auf, dafs in

jeder der Sympathien mit dem Feinde verdächtigen Gemeinde die Bürgerschaft ausgerottet und die Stadt niedergebrannt werden müsse, und führte auch in einigen Fällen, zum Beispiel gegen das unglückliche Vaga bei Hadrumetum, diese Theorie in der That praktisch durch. Nur Cato bewirkte es durch seinen energischen Widerspruch, dafs die Hauptstadt der Provinz, das blühende Utica, eben wie einst Karthago von den numidischen Königen längst mit scheelem Auge angesehen, nicht von König Juba dieselbe Behandlung erfuhr, und man gegen die allerdings nicht mit Unrecht der Hinneigung zu Caesar beschuldigte Bürgerschaft mit Vorsichtsmafsregeln sich begnügte. — Da weder Caesar selbst noch einer seiner Statthalter das Geringste gegen Africa unternahm, so hatte man vollkommen Zeit sich dort politisch und militärisch zu reorganisiren. Vor allem war es nothwendig die durch Pompeius Tod erledigte Oberfeldherrnstelle aufs Neue zu besetzen. König Juba hatte nicht übel Lust die Stellung, die er bisher in Africa gehabt, auch ferner zu behaupten; wie er denn überhaupt nicht mehr als Client der Römer, sondern als gleichberechtigter Verbündeter oder gar als Schutzherr auftrat und zum Beispiel es sich herausnahm römisches Courantgeld mit seinem Namen und Wappen zu schlagen, ja sogar den Anspruch erhob allein im Lager den Purpur zu führen und den römischen Heerführern ansann den purpurnen Feldherrnmantel abzulegen. Metellus Scipio ferner forderte den Oberbefehl für sich, weil Pompeius ihn, mehr aus schwiegersöhnlichen als aus militärischen Rücksichten, im thessalischen Feldzug als sich gleich berechtigt anerkannt hatte. Die gleiche Forderung erhob Varus als — freilich selbsternannter — Statthalter von Africa, da der Krieg in seiner Provinz geführt werden sollte. Endlich die Armee begehrte zum Führer den Proprätor Marcus Cato. Offenbar hatte sie Recht. Cato war der einzige Mann, der für das schwere Amt die erforderliche Hingebung, Energie und Autorität besafs; wenn er kein Militär war, so war es doch unendlich besser einen Nichtmilitär, der sich zu bescheiden und seine Unterfeldherrn handeln zu lassen verstand, als einen Offizier von unerprobter Fähigkeit wie Varus oder gar einen von erprobter Unfähigkeit wie Metellus Scipio zum Oberfeldherrn zu bestellen. Indefs die Entscheidung fiel schliefslich auf eben diesen Scipio, und Cato selbst war es, der sie im Wesentlichen bestimmte. Es geschah dies nicht, weil er jener Aufgabe sich nicht gewachsen fühlte oder weil seine Eitelkeit bei dem Ausschlagen mehr ihre Rechnung fand als bei dem Annehmen; noch weniger weil er Scipio liebte oder achtete, mit dem er viel-

mehr persönlich verfeindet war und der überall bei seiner notorischen Untüchtigkeit einzig durch seine Schwiegervaterschaft zu einer gewissen Bedeutung gelangt war; sondern einzig und allein, weil sein verbissener Rechtsformalismus lieber die Republik von Rechtswegen zu Grunde gehen liefs als sie auf irreguläre Weise rettete. Als er nach der pharsalischen Schlacht auf Kerkyra mit Marcus Cicero zusammentraf, hatte er sich erboten diesem, der noch von seiner kilikischen Statthalterschaft her mit der Generalschaft behaftet war, wie es Rechtens war, als dem höherstehenden Offizier das Commando in Kerkyra zu übertragen und den unglücklichen Advocaten, der seine Lorbeeren tausendmal verwünschte, durch diese Bereitwilligkeit fast zur Verzweiflung, aber auch alle halbwegs einsichtigen Männer zum Erstaunen gebracht. Hier, wo etwas mehr darauf ankam, wurden die gleichen Principien geritten: Cato erwog die Frage, wem die Oberfeldherrnstelle gebühre, als handelte es sich um ein Ackerfeld bei Tusculum, und sprach sie dem Scipio zu. Durch diesen Ausspruch wurden seine eigene und die Candidatur des Varus beseitigt. Er war es aber auch und er allein, der mit Energie den Ansprüchen des Königs Juba entgegentrat und es ihn fühlen liefs, dafs der römische Adel zu ihm nicht bittend komme wie zu dem Grofskönig der Parther, um bei dem Schutzherrn Beistand zu suchen, sondern befehlend, um von dem Unterthan Beistand zu fordern. Bei dem gegenwärtigen Stande der römischen Streitkräfte in Africa konnte Juba nicht umhin etwas gelindere Saiten aufzuziehen, obgleich er freilich bei dem schwachen Scipio es dennoch durchsetzte, dafs die Besoldung seiner Truppen der römischen Kasse aufgebürdet und für den Fall des Sieges ihm die Abtretung der Provinz Africa zugesichert ward. — Dem neuen Oberfeldherrn zur Seite trat wiederum der Senat der ‚Dreihundert', der in Utica seinen Sitz aufschlug und seine gelichteten Reihen durch Aufnahme der angesehensten und vermögendsten Männer des Ritterstandes ergänzte. — Die Rüstungen wurden, hauptsächlich durch Catos Eifer, mit der gröfsten Energie gefördert und jeder waffenfähige Mann, selbst Freigelassene und Libyer, in die Legionen eingestellt; wodurch allerdings dem Ackerbau die Hände so sehr entzogen wurden, dafs ein grofser Theil der Felder unbestellt blieb, aber auch ein imposantes Resultat erzielt ward. Das schwere Fufsvolk zählte vierzehn Legionen, wovon zwei bereits durch Varus aufgestellt, acht andere theils aus den Flüchtlingen, theils aus den in der Provinz Conscribirten gebildet und vier römisch bewaffnete Legionen des König Juba waren. Die schwere Reiterei, bestehend

aus den mit Labienus eingetroffenen Kelten und Deutschen und allerlei darunter eingereihten Leuten, war ohne Jubas römisch gerüstete Reiterschaar 1600 Mann stark. Die leichten Truppen bestanden aus zahllosen Massen numidischer Reiter ohne Zaum und Zügel und blofs mit Wurfspeeren bewaffnet, aus einer Anzahl berittener Bogenschützen und grofsen Schwärmen von Schützen zu Fufs. Dazu kamen endlich Jubas 120 Elephanten und die von Publius Varus und Marcus Octavius befehligte 55 Segel starke Flotte. Dem drückenden Geldmangel wurde einigermafsen durch eine Selbstbesteuerung des Senats abgeholfen, die um so ergiebiger war, als die reichsten africanischen Capitalisten in denselben einzutreten veranlafst worden waren. Getreide und andere Vorräthe hatte man in den vertheidigungsfähigen Festungen in ungeheuren Massen aufgehäuft, während zugleich aus den offenen Ortschaften die Vorräthe möglichst entfernt worden waren. Die Abwesenheit Caesars, die schwierige Stimmung seiner Legionen, die Gährung in Spanien und Italien hoben allmählich die Stimmung und die Erinnerung an die pharsalische Schlacht fing an neuen Siegeshoffnungen zu weichen. — Die von Caesar im Osten verlorene Zeit rächte nirgends sich schwerer als hier. Hätte er unmittelbar nach Pompeius Tod sich nach Africa gewendet, so würde er daselbst ein schwaches, desorganisirtes und consternirtes Heer und vollständige Anarchie unter den Führern vorgefunden haben; wogegen jetzt, namentlich durch Catos Energie, eine der bei Pharsalos geschlagenen an Zahl gleiche Armee unter namhaften Führern und unter einer gesicherten Oberleitung in Africa stand.

Es schien überhaupt über dieser africanischen Expedition Caesars ein eigener Unstern zu walten. Caesar hatte noch vor seiner Einschiffung nach Aegypten in Spanien und Italien verschiedene Mafsregeln zur Einleitung und Vorbereitung des africanischen Krieges angeordnet; aus allen aber war nichts als Unheil entsprungen. Von Spanien aus sollte, Caesars Anordnung zufolge, der Statthalter der südlichen Provinz Quintus Cassius Longinus mit vier Legionen nach Africa übersetzen, dort den König Bogud von Westmauretanien* an sich ziehen und mit ihm gegen Numi-

* Die Staatengestaltung im nordwestlichen Africa während dieser Zeit liegt sehr im Dunkel. Nach dem jugurthinischen Kriege herrschte König Bocchus von Mauretanien wahrscheinlich vom westlichen Meer bis zum Hafen von Saldae in dem heutigen Marocco und Algier (II, 149); die Fürsten von Tingis (Tanger), die allerdings schon früher vorkommen (Plut. *Sert.* 9) und zu denen wahrscheinlich Sallusts (*hist.* 2, 31 Kritz) Leptasta und Ciceros (in *Vat.* 5, 12) Mastanesosus gehören, mögen in beschränkten Grenzen selbst-

dien und Africa vorgehen. Aber jenes nach Africa bestimmte Heer schlofs eine Menge geborener Spanier und zwei ganze ehemals pompeianische Legionen in sich; pompeianische Sympathien herrschten in der Armee wie in der Provinz und das ungeschickte und tyrannische Auftreten des caesarischen Statthalters war nicht geeignet sie zu beschwichtigen. Es kam förmlich zum Aufstande; Truppen und Städte ergriffen Partei für oder gegen den Statthalter; schon war es darauf und daran, dafs die, welche gegen den Statthalter Caesars sich erhoben hatten, offen die Fahne des Pompeius aufsteckten; schon hatte Pompeius älterer Sohn Gnaeus, um diese günstige Wendung zu benutzen, sich von Africa nach Spanien eingeschifft, als die Desavouirung des Statthalters durch die angesehensten Caesarianer selbst und das Einschreiten des Statthalters der nördlichen Provinz den Aufstand eben noch rechtzeitig unterdrückten. Gnaeus Pompeius, der unterwegs mit einem vergeblichen Versuch sich in Mauretanien festzusetzen Zeit verloren hatte, kam zu spät; Gaius Trebonius, den Caesar nach seiner Heimkehr zur Ablösung des Cassius nach Spanien sandte (Herbst 707), fand überall unweigerlichen Gehorsam. Aber natürlich war über diesen Irrungen von Spanien aus nichts geschehen, um die Organisation der Republikaner in Africa zu stören; ja es war sogar in Folge der Verwicklungen mit Longinus König Bogud von Westmauretanien, der auf Caesars Seite stand und wenigstens König Juba einige Hindernisse hätte in den Weg legen können, mit seinen Truppen nach Spanien abgerufen worden. — Bedenklicher noch waren die Vorgänge unter den Truppen, die Caesar im südlichen Italien hatte zusammenziefsen lassen, um mit ihnen nach Africa überzuschiffen. Es waren gröfstentheils die alten Legionen, die in Gallien, Spanien, Thessalien Caesars Thron begründet hatten. Der Geist dieser Truppen war durch die Siege nicht gebessert worden und die lange Rast in Unteritalien zerrüttete sie vollständig. Die fast übermenschlichen Zumuthungen, die der Feld-

ständig gewesen oder auch bei ihm zu Lehn gegangen sein; ähnlich wie um diese Zeit in dem benachbarten Numidien Cirta, wie es scheint unter Jubas Oberherrlichkeit, von dem Fürsten Massinissa besessen ward (App. 4, 54). Um 672 finden wir an Bocchus Stelle einen König Bogud (II, 318), vermuthlich des Bocchus Sohn. Von 705 an erscheint das Reich getheilt zwischen dem König Bogud, der die westliche, und dem König Bocchus, der die östliche Hälfte besitzt und auf welche die seitdem gebliebene Scheidung Mauretaniens in Boguds Reich oder den Staat von Tingis und Bocchus Reich oder den Staat von Jol (Caesarea) zurückgeht (Plin. *h. n.* 5, 2, 19, vergl. *bell. Afr.* 23).

herr an sie machte und deren Folgen in den schrecklich gelichteten Reihen nur zu grell hervortraten, liefsen selbst in diesen Eisenmännern einen Sauerteig des Grolls zurück, der nur der Zeit und der Ruhe bedurfte, um die Gemüther in Gährung zu bringen. Der einzige Mann, der ihnen imponirte, war seit einem Jahre fern und fast verschollen, ihre vorgesetzten Offiziere aber scheuten weit mehr sich vor den Soldaten als diese vor ihnen und sahen den Weltbesiegern jede Brutalität gegen ihre Quartiergeber und jede Indisciplin nach. Als nun der Befehl sich nach Sicilien einzuschiffen kam und der Soldat das üppige Wohlleben in Campanien wieder mit einer dritten der spanischen und thessalischen an Drangsalen sicher nicht nachstehenden Campagne vertauschen sollte, rissen die allzu lange gelockerten und allzu plötzlich wieder angezogenen Zügel. Die Legionen weigerten sich zu gehorchen, bevor die versprochenen Geschenke ihnen gezahlt seien, und wiesen die von Caesar gesandten Offiziere mit Hohnreden, ja mit Steinwürfen zurück. Ein Versuch den beginnenden Aufstand durch Steigerung der versprochenen Summen zu dämpfen hatte nicht blofs keinen Erfolg, sondern die Soldaten brachen massenweise auf, um in der Hauptstadt die Erfüllung der Versprechungen von dem Feldherrn zu erpressen. Einzelne Offiziere, die die meuterischen Rotten unterwegs zurückzuhalten versuchten, wurden erschlagen. Es war eine furchtbare Gefahr. Caesar liefs die wenigen in der Stadt befindlichen Soldaten die Thore besetzen, um die mit Recht befürchtete Plünderung wenigstens für den ersten Anlauf abzuwehren und erschien plötzlich unter den tobenden Haufen mit der Frage was sie begehrten. Man rief: den Abschied. Augenblicklich ward er wie gebeten ertheilt. Wegen der Geschenke, fügte Caesar hinzu, welche er für den Triumph seinen Soldaten zugesagt habe, so wie wegen der Aecker, die er ihnen nicht versprochen, aber bestimmt gehabt, möchten sie an dem Tage, wo er mit den andern Soldaten triumphiren werde, sich bei ihm melden; an dem Triumphe selbst freilich könnten sie als vorher entlassen natürlich nicht theilnehmen. Auf diese Wendung waren die Massen nicht gefafst; überzeugt, dafs Caesar ihrer für den africanischen Feldzug nicht entrathen könne, hatten sie den Abschied nur gefordert, um, wenn er ihnen verweigert werde, daran ihre Bedingungen zu knüpfen. Halb irre geworden in der Meinung ihrer eigenen Unentbehrlichkeit; zu unbehülflich um wieder einzulenken und die verfahrene Unterhandlung in ihr rechtes Geleise zurückzubringen; als Menschen beschämt durch die Treue, mit der der Imperator auch seinen treuvergessenen

Soldaten Wort hielt und durch die Hochherzigkeit desselben, welche eben jetzt weit mehr gewährte als zugesagt war; als Soldaten tief ergriffen, da der Feldherr ihnen in Aussicht stellte dem Triumph ihrer Kameraden als Bürgersleute zuschauen zu müssen und, indem er sie nicht mehr ‚Kameraden' hiefs, sondern ‚Bürger', mit dieser aus seinem Munde so fremdartig klingenden Anrede gleichsam mit einem Schlage ihre ganze stolze Soldatenvergangenheit zerstörte und zu alledem unter dem Zauber des unwiderstehlich gewaltigen Menschen — standen die Soldaten eine Weile stumm und zaudernd, bis von allen Seiten der Ruf erscholl, dafs der Feldherr sie wieder zu Gnaden annehmen und es ihnen wieder gestatten möge Caesars Soldaten zu heifsen. Caesar gestattete es, nachdem er hinreichend sich hatte bitten lassen; den Rädelsführern bei dieser Meuterei aber wurde an ihren Triumphalgeschenken ein Drittheil gekürzt. Ein gröfseres psychologisches Meisterstück kennt die Geschichte nicht und keines, das vollständiger gelungen wäre. Immer aber wirkte diese Meuterei auf den africanischen Feldzug wenigstens insofern nachtheilig ein, als sie die Eröffnung desselben beträchtlich verzögerte. Als Caesar in dem zur Einschiffung bestimmten Hafen von Lilybaeon eintraf, waren die zehn nach Africa bestimmten Legionen dort bei weitem noch nicht vollständig versammelt und eben die erprobten Legionen noch am weitesten zurück. Indefs kaum waren sechs Legionen, darunter fünf neu gebildete, daselbst angelangt und die nöthigen Kriegs- und Transportschiffe angekommen, als Caesar mit denselben in See stach (25. Dec. 707 des unberichtigten, etwa 8. Oct. 707 des julianischen Kalenders). Die feindliche Flotte, die der herrschenden Aequinoctialstürme wegen bei der Insel Aegimuros vor der karthagischen Bucht auf den Strand gezogen war, hinderte die Ueberfahrt nicht; allein dieselben Stürme zerstreuten die Flotte Caesars nach allen Richtungen, und als Caesar unweit Hadrumetum (Susa) die Gelegenheit zu landen ersah, konnte er nicht mehr als etwa 3000 Mann, gröfstentheils Rekruten, und 150 Reiter ausschiffen. Der Versuch das vom Feinde stark besetzte Hadrumetum wegzunehmen mifslang; dagegen bemächtigte Caesar sich der beiden nicht weit von einander entfernten Hafenplätze Ruspina (Sahalil bei Susa) und Kleinleptis. Hier verschanzte er sich; aber seine Stellung war so unsicher, dafs er seine Reiter auf den Schiffen und diese segelfertig und mit Wasservorrath versehen hielt, um jeden Augenblick, wenn er mit Uebermacht sollte angegriffen werden, wieder sich einschiffen zu können. Indefs war dies nicht nöthig, da eben

noch zu rechter Zeit die verschlagenen Schiffe anlangten (3. Jan. 708). Da in Folge der von den Pompeianern getroffenen Anstalten das Heer Mangel an Getreide litt, so unternahm Caesar gleich am folgenden Tage eine grofse Expedition in das innere Land. Unweit Ruspinas ward die Colonne, drei Legionen unter Caesars eigenem Befehl, von dem unter Labienus zur Vertreibung Caesars von der Küste herbeieilenden Heerhaufen auf dem Marsche angegriffen. Da Labienus ausschliefslich Reiterei und Schützen heranführte, denen Caesar fast nichts entgegenzustellen hatte als Linieninfanterie, so sahen die Legionen rasch sich umzingelt und den Geschossen der Feinde preisgegeben, ohne sie erwiedern oder mit Erfolg angreifen zu können. Es gelang zwar durch Deployirung der ganzen Linie die Flügel wieder frei zu machen und durch muthige Angriffe die Ehre der Waffen zu retten; allein der Rückzug war unvermeidlich und wäre Ruspina nicht so nahe gewesen, so hätte der maurische Wurfspeer vielleicht hier dasselbe ausgerichtet, was bei Karrhae der parthische Bogen. Caesar, den dieser Tag von der ganzen Schwierigkeit des bevorstehenden Krieges überzeugt hatte, wollte seine unerprobten und durch die neue Gefechtweise entmuthigten Soldaten keinem solchen Angriff wieder aussetzen, sondern wartete das Eintreffen seiner Veteranenlegionen ab. Die Zwischenzeit wurde benutzt um die drückende Ueberlegenheit des Feindes in den Fernwaffen einigermafsen auszugleichen. Die geeigneten Leute von der Flotte wurden als leichte Reiter oder Schützen in die Landarmee eingereiht; indefs viel konnte dies nicht helfen. Etwas mehr wirkten die von Caesar veranlafsten Diversionen. Es gelang die am südlichen Abhang des grofsen Atlas gegen die Sahara zu schweifenden gaetulischen Hirtenstämme gegen Juba in Waffen zu bringen; denn selbst bis zu ihnen hatten die Schläge der marianisch-sullanischen Zeit sich erstreckt und ihr Groll gegen den Pompeius, der sie damals den numidischen Königen untergeordnet hatte (II, 319), machte sie dem Erben des mächtigen bei ihnen noch vom jugurthinischen Feldzug her in gutem Andenken lebenden Marius von vorn herein geneigt. Die mauretanischen Könige, Bogud in Tingis, Bocchus in Jol, waren Jubas natürliche Rivalen und zum Theil längst mit Caesar im Bündnifs. Endlich streifte in dem Grenzgebiet zwischen den Reichen des Juba und des Bocchus noch der letzte der Catilinarier, jener Publius Sittius aus Nuceria (S. 162), der achtzehn Jahre zuvor aus einem bankerotten italischen Kaufmann sich in einen mauretanischen Freischaarenführer verwandelt und seitdem in den libyschen Händeln sich einen Namen und ein Heergefolge

geschaffen hatte. Bocchus und Sittius fielen vereinigt dem König Juba in das Land und besetzten die wichtige Stadt Cirta. König Juba ward hiedurch genöthigt einen Theil seiner Truppen an seine Süd- und Westgrenze zu senden; indefs blieb Caesars Lage unbequem genug. Seine Armee war für jetzt auf den Raum einer Quadratmeile zusammengedrängt; wenn auch die Flotte Getreide herbeischaffte, so ward doch der Mangel an Fourage von Caesars Reitern ebenso gefühlt wie vor Dyrrhachion von denen des Pompeius. Die leichten Truppen des Feindes blieben aller Anstrengungen Caesars ungeachtet den seinigen so unermefslich überlegen, dafs es für Caesar fast unmöglich schien die Offensive in das Binnenland hinein auch mit seinen Veteranen durchzuführen. Wenn Scipio zurückwich und die Küstenstädte preisgab, so konnte er vielleicht einen Sieg erfechten wie die, welche Surenas über Crassus, Juba über Curio davongetragen hatten, wenigstens aber den Krieg ins Unendliche hinausziehen. Diesen Feldzugsplan ergab die einfachste Ueberlegung: selbst Cato, obwohl nichts weniger als ein Strateg, rieth dazu und erbot sich zugleich mit einem Corps nach Italien überzufahren und dort die Republikaner unter die Waffen zu rufen, was bei der gründlichen Verwirrung daselbst gar wohl Erfolg haben konnte. Allein Cato konnte nur rathen, nicht befehlen; der Oberbefehlshaber Scipio entschied, dafs der Krieg in der Küstenlandschaft geführt werden solle. Es war dies um so verkehrter, als die fürchterlich strenge Aushebung, die Wegschleppung der Vorräthe, die Verwüstung der kleineren Ortschaften, überhaupt das Gefühl einer von Haus aus ihr fremden und bereits verlorenen Sache aufgeopfert zu werden die einheimische Bevölkerung erbittert hatte gegen die römischen Republikaner, die auf africanischem Boden ihren letzten Verzweiflungskampf kämpften. Das terroristische Verfahren der letzteren gegen alle auch nur der Gleichgültigkeit verdächtigen Gemeinden (S. 413) steigerte diese Erbitterung zum furchtbarsten Hafs. Die africanischen Städte erklärten, wo sie irgend es wagen konnten, sich für Caesar; unter den Gaetulern und den Libyern, die unter den leichten Truppen und selbst in den Legionen in Menge dienten, rifs die Desertion ein. Alle diese Nachtheile wirkten doppelt stark für die Republikaner, als der Krieg in die Küstenlandschaft verlegt und das Heer dem feindlichen gegenüber gestellt ward. Indefs Scipio beharrte mit aller dem Unverstand eigenen Hartnäckigkeit auf seinem Plan, zog mit gesammter Heeresmacht von Utica her vor die von Caesar besetzten Städte Ruspina und Kleinleptis, besetzte nördlich davon Hadrumetum,

südlich Thapsus (am Vorgebirge Râs ed Dimâs) mit starken Besatzungen und bot zu wiederholten Malen dem Feinde die Schlacht an. Erst als die Veteranenlegionen nach und nach von Sicilien eintrafen, nahm Caesar allmählich wieder die Offensive gegen die Armee Scipios auf, welche inzwischen ihrerseits durch das Eintreffen des Königs Juba mit all seinen nicht durch die Grenzvertheidigung in Anspruch genommenen Truppen einen ansehnlichen Zuwachs erhalten hatte. Indefs als die Veteranenlegionen auf den Kampfplatz traten, verloren Scipio und Juba die Lust eine Feldschlacht zu wagen und Caesar hatte kein Mittel sie bei ihrer aufserordentlichen Ueberlegenheit an leichter Reiterei zu einer solchen zu zwingen. Ueber Märsche und Scharmützel in der Umgegend von Ruspina und Thapsus, die hauptsächlich um die Auffindung der landüblichen Kellerverstecke (Silos) und um Ausbreitung der Posten sich bewegten, verflossen fast zwei Monate. Caesar, durch die feindlichen Reiter genöthigt sich möglichst auf den Anhöhen zu halten oder auch seine Flanken durch verschanzte Linien zu decken, gewöhnte doch während dieser mühseligen und ziellosen Kriegführung allmählich seine Soldaten an die fremdartige Fechtweise. Freund und Feind erkannten in dem vorsichtigen Fechtmeister, der seine Leute sorgfältig und nicht selten persönlich einschulte, den raschen Feldherrn nicht wieder und wurden fast irre an dieser im Zögern wie im Zugreifen sich gleichbleibenden Meisterschaft. Endlich wandte Caesar, nachdem er seine letzten Verstärkungen an sich gezogen hatte, sich seitwärts gegen Thapsus. Scipio hatte diese Stadt, wie gesagt, stark besetzt und damit den Fehler begangen seinem Gegner ein leicht zu fassendes Angriffsobject darzubieten; er fügte zu dem ersten bald den zweiten noch minder verzeihlichen hinzu die von Caesar gewünschte und mit Recht bisher verweigerte Feldschlacht auf einem Terrain, das die Entscheidnng in die Hände der Linieninfanterie gab, jetzt zur Rettung von Thapsus freiwillig zu liefern. Unmittelbar am Strande, Caesars Lager gegenüber, stellten Scipios und Jubas Legionen sich auf, die vorderen Reihen kampfbereit, die hinteren beschäftigt ein verschanztes Lager zu schlagen; zugleich bereitete die Besatzung von Thapsus einen Ausfall vor. Den letzteren zurückzuweisen genügten Caesars Lagerwachen. Seine kriegsgewohnten Legionen würdigten schon nach der unsicheren Aufstellung und den schlecht geschlossenen Gliedern richtig den Feind: während drüben noch geschanzt ward, und ehe noch der Feldherr das Zeichen gab, zwangen sie einen Trompeter zum Angriff zu blasen und gingen

auf der ganzen Linie vor, allen voran Caesar selbst, der, da er die Seinigen ohne seinen Befehl abzuwarten vorrücken sah, an ihrer Spitze auf den Feind ein galoppirte. Der rechte Flügel, den übrigen Abtheilungen voran, scheuchte die ihm gegenüberstehende Linie der Elephanten — es war die letzte grofse Schlacht, in der diese Bestien verwendet worden sind — durch Schleuderkugeln und Pfeile zurück auf ihre eigenen Leute. Die Deckungsmannschaft ward niedergehauen, der linke Flügel der Feinde gesprengt und die ganze Linie aufgerollt. Die Niederlage war um so vernichtender, als das neue Lager der geschlagenen Armee noch nicht fertig und das alte beträchtlich entfernt war; beide Lager wurden nach einander fast ohne Gegenwehr erobert. Die Masse der geschlagenen Armee warf die Waffen weg und bat um Quartier; aber Caesars Soldaten waren nicht mehr dieselben, die vor Ilerda willig der Schlacht sich enthalten, bei Pharsalos der Wehrlosen ehrenhaft geschont hatten. Die Gewohnheit des Bürgerkriegs und der von der Meuterei zurückgebliebene Groll machten auf dem Schlachtfelde von Thapsus in schrecklicher Weise sich geltend. Wenn der Hydra, mit der man kämpfte, stets neue Köpfe nachwuchsen, wenn die Armee von Italien nach Spanien, von Spanien nach Makedonien, von Makedonien nach Africa geschleudert ward, die immer heifser ersehnte Ruhe immer nicht kam, so suchte, und nicht ganz mit Unrecht, der Soldat davon den Grund in Caesars unzeitiger Milde. Er hatte es sich geschworen nachzuholen, was der Feldherr versäumt und blieb taub für das Flehen der entwaffneten Mitbürger wie für die Befehle Caesars und der höheren Offiziere. Die funfzigtausend Leichen, die das Schlachtfeld von Thapsus bedeckten, darunter auch einzelne als heimliche Gegner der neuen Monarchie bekannte und defshalb von ihren eigenen Leuten niedergemachte caesarische Offiziere, zeigten, wie der Soldat sich Ruhe schafft. Die siegende Armee dagegen zählte nicht mehr als funfzig Todte (6. April 708). — Eine Fortsetzung des Kampfes fand nach der Schlacht von Thapsus so wenig in Africa statt wie anderthalb Jahre zuvor im Osten nach der pharsalischen Niederlage. Cato als Commandant von Utica berief den Senat, legte den Stand der Vertheidigungsmittel dar und stellte es zur Entscheidung der Versammelten, ob man sich unterwerfen oder bis auf den letzten Mann sich vertheidigen wolle, einzig sie beschwörend nicht jeder für sich, sondern alle für einen zu beschliefsen und zu handeln. Die muthigere Meinung fand manchen Vertreter; es wurde beantragt die waffenfähigen Sclaven von Staatswegen frei-

zusprechen, was aber Cato als einen ungesetzlichen Eingriff in das Privateigenthum zurückwies und statt dessen einen patriotischen Aufruf an die Sclaveneigenthümer vorschlug. Allein bald verging der grofsentheils aus africanischen Grofshändlern bestehenden Versammlung diese Anwandlung von Entschlossenheit und man ward sich einig zu capituliren. Als dann Faustus Sulla, des Regenten Sohn, und Lucius Afranius mit einer starken Abtheilung Reiterei vom Schlachtfelde her in Utica eintrafen, machte Cato noch einen Versuch durch sie die Stadt zu halten; allein ihre Forderung sie zuvörderst die unzuverlässige Bürgerschaft von Utica insgesammt niedermachen zu lassen wies er unwillig zurück und liefs lieber die letzte Burg der Republikaner dem Monarchen ohne Gegenwehr in die Hände fallen als die letzten Athemzüge der Republik durch eine solche Metzelei entweihen. Nachdem er theils durch seine Autorität, theils durch freigebige Spenden dem Wüthen der Soldatesca gegen die unglücklichen Uticenser nach Vermögen gesteuert und denen, die Caesars Gnade sich nicht anvertrauen mochten, die Mittel zur Flucht, denen, die bleiben wollten, die Gelegenheit unter möglichst leidlichen Bedingungen zu capituliren, so weit sein Vermögen reichte, mit rührender Sorgfalt gewährt und durchaus sich überzeugt hatte, dafs er Niemand weiter Hülfe zu leisten vermöge, hielt er seines Commandos sich entbunden, zog sich in sein Schlafgemach zurück und stiefs sich das Schwert in die Brust. Auch von den übrigen flüchtigen Führern retteten sich nur wenige. Die von Thapsus geflüchteten Reiter stiefsen auf die Schaaren des Sittius und wurden von ihnen niedergehauen oder gefangen; ihre Führer Afranius und Faustus wurden an Caesar ausgeliefert und, da dieser sie nicht sogleich hinrichten liefs, von dessen Veteranen in einem Auflauf erschlagen. Der Oberfeldherr Metellus Scipio gerieth mit der Flotte der geschlagenen Partei in die Gewalt der Kreuzer des Sittius und da man Hand an ihn legen wollte, durchbohrte er sich selbst. König Juba, nicht unvorbereitet auf einen solchen Ausgang, hatte für diesen Fall beschlossen zu enden, wie es ihm königlich dünkte, und auf dem Markte seiner Stadt Zama einen ungeheuren Scheiterhaufen rüsten lassen, der mit seinem Körper auch all seine Schätze und die Leichen der gesammten Bürgerschaft von Zama verzehren sollte. Allein die Stadtbewohner verspürten kein Verlangen sich als Decoration der Leichenfeier des africanischen Sardanapal verwenden zu lassen und schlossen dem König, da er vom Schlachtfeld flüchtend mit seinem Begleiter Marcus Petreius vor der Stadt erschien, die Thore. Da weder

Drohungen noch Bitten sie zu öffnen vermochten, begab sich der König, eine jener im grellen und übermüthigen Lebensgenufs verwilderten Naturen, die auch aus dem Tode sich ein Taumelfest bereiten, mit seinem Begleiter nach einem seiner Landhäuser, liefs einen reichlichen Schmaus auftragen und forderte nach geendeter Mahlzeit den Petreius auf mit ihm im Zweikampf um den Tod zu fechten. Da es der Besieger Catilinas war, der von der Hand des Königs den Tod empfing, so liefs der König dann von einem seiner Sclaven sich durchbohren. Die wenigen angesehenen Männer, welche entkamen, wie Labienus und Sextus Pompeius, folgten dem älteren Bruder des Letzteren nach Spanien und suchten, wie einst Sertorius, in den Gewässern und Gebirgen dieser immer noch halb unabhängigen Landschaft ein letztes Räuber- und Piratenasyl. Ohne Widerstand ordnete Caesar die africanischen Verhältnisse. Wie schon Curio beantragt hatte, ward das Reich des Massinissa aufgelöst. Der östlichste Theil oder die Landschaft von Sitifis ward mit dem Reich des Königs Bocchus von Ostmauretanien vereinigt (II, 149), auch der treue König Bogud von Tingis mit ansehnlichen Gaben bedacht. Cirta (Constantine) und den umliegenden Landstrich, die bisher unter Jubas Oberhoheit der Fürst Massinissa und dessen Sohn Arabion besessen hatten, erhielt der Condottier Publius Sittius, um seine halbrömischen Schaaren daselbst anzusiedeln; zugleich aber wurde dieser District so wie überhaupt der bei weitem gröfste und fruchtbarste Theil des bisherigen numidischen Reiches als ‚Neuafrica' mit der bisherigen Provinz Africa vereinigt und die Vertheidigung der Küstenlandschaft gegen die schweifenden Stämme der Wüste, welche die Republik einem Clientelkönig überlassen hatte, von dem neuen Monarchen auf das Reich selbst übernommen.

Der Kampf, den die Republikaner und Pompeianer gegen Caesars Monarchie unternommen hatten, endigte also nach vierjähriger Dauer mit dem vollständigen Sieg des neuen Monarchen. Zwar die Monarchie ward nicht erst auf den Schlachtfeldern von Pharsalos und Thapsus festgestellt; sie durfte bereits sich datiren von dem Augenblick, wo Pompeius und Caesar im Bunde die Gesammtherrschaft begründet und die bisherige aristokratische Verfassung über den Haufen geworfen hatten. Aber die Consolidirung durch Beseitigung jenes dem Wesen der Alleinherrschaft widerstreitenden Gesammtregiments und die förmliche Anerkennung hat die römische Monarchie erst durch jene Bluttaufen erhalten. Mit dem sechsten April 708 bestand der

neue Staat anerkannt und ohne Rivalen; Prätendenteninsurrectionen und republikanische Verschwörungen mochten nachfolgen und neue Erschütterungen, vielleicht sogar neue Revolutionen und Restaurationen hervorrufen; aber die während eines halben Jahrtausend ununterbrochene Continuität der freien Republik war durchrissen und im ganzen Umfang des weiten römischen Reiches durch die Legitimität der vollendeten Thatsache die Monarchie begründet. Der verfassungsmäfsige Kampf war zu Ende; und dafs er zu Ende war, das sprach Marcus Cato aus, als er zu Utica in sein Schwert sich stürzte. Seit vielen Jahren war er in dem Kampfe der legitimen Republik gegen ihre Bedränger der Vormann gewesen; er hatte ihn fortgesetzt, lange nachdem jede Hoffnung zu siegen in ihm erloschen war. Jetzt aber war der Kampf selbst unmöglich geworden; die Republik, die Marcus Brutus begründet hatte, war todt und niemals wieder ins Leben zu erwecken; was sollten die Republikaner noch auf der Erde? Der Schatz war geraubt, die Schildwache damit abgelöst; wer konnte sie schelten, wenn sie heimging? Es ist mehr Adel und vor allem mehr Verstand in Catos Tode als in seinem Leben gewesen war. Cato war nichts weniger als ein grofser Mann; aber bei all seiner Kurzsichtigkeit, seiner Verkehrtheit, seiner dürren Langweiligkeit und seinen falschen Phrasen war er dennoch der Einzige, der ein grofses dem Untergang verfallenes System in dessen Agonie ehrlich und muthig vertrat, und darum hat er eine gröfsere geschichtliche Rolle gespielt als viele weit bedeutendere Männer. Es erhöht nur die Tiefe und tragische Bedeutung seines Todes, dafs er selber ein Thor war: eben weil Don Quixote ein Thor ist, ist er ja eine tragische Gestalt. Es ist erschütternd, dafs auf jener Weltbühne, darauf so viele grofse und weise Männer gewandelt und gehandelt hatten, der Narr bestimmt war zu epilogiren. Auch ist er nicht umsonst gestorben. Es war ein furchtbar schlagender Protest der Republik gegen die Monarchie, dafs der letzte Republikaner ging, als der erste Monarch kam; ein Protest, der all jene sogenannte Verfassungsmäfsigkeit, mit welcher Caesar seine Monarchie umkleidete, wie Spinneweben zerrifs und das Schiboleth der Versöhnung aller Parteien, unter dessen Aegide das Herrenthum erwuchs, in seiner ganzen gleifsnerischen Lügenhaftigkeit prostituirte. Der unerbittliche Krieg, den das Gespenst der Republik Jahrhunderte lang, von Cassius und Brutus an bis auf Thrasea und Tacitus, ja noch viel weiter hinab, gegen die caesarische Monarchie geführt hat — dieser Krieg der Complotte und der Litteratur ist die Erbschaft

die Cato sterbend seinem Feinde vermachte. Ihre ganze vornehme, rhetorisch transcendentale, prätentiös strenge, hoffnungslose und bis zum Tode getreue Haltung hat diese republikanische oder vielmehr aristokratische Opposition von Cato übernommen und denn auch den Mann, der im Leben nicht selten ihr Spott und ihr Aergernifs gewesen war, schon unmittelbar nach seinem Tode als Heiligen zu verehren begonnen. Die gröfseste aber unter diesen Huldigungen war die unfreiwillige, die Caesar ihm erwies, indem er von der geringschätzigen Milde, mit welcher er seine Gegner, Pompeianer wie Republikaner, zu behandeln gewohnt war, allein gegen Cato eine Ausnahme machte und noch über das Grab hinaus ihn mit demjenigen energischen Hasse verfolgte, welchen praktische Staatsmänner zu empfinden pflegen gegen die auf dem idealen Gebiet, ihnen ebenso gefährlich wie unerreichbar, opponirenden Gegner.

KAPITEL XI.

Die alte Republik und die neue Monarchie.

Der neue Monarch von Rom, der erste Herrscher über das ganze Gebiet römisch-hellenischer Civilisation, Gaius Julius Caesar stand im vierundfunfzigsten Lebensjahr (geb. 12. Juli 654), als die Schlacht bei Thapsus, das letzte Glied einer langen Kette folgenschwerer Siege, die Entscheidung über die Zukunft der Welt in seine Hände legte. Weniger Menschen Spannkraft ist also auf die Probe gestellt worden wie die dieses einzigen schöpferischen Genies, das Rom, und des letzten, das die alte Welt hervorgebracht und in dessen Bahnen sie denn auch bis zu ihrem eigenen Untergange sich bewegt hat. Der Sprösling einer der ältesten Adelsfamilien Latiums, welche ihren Stammbaum auf die Helden der Ilias und die Könige Roms, ja auf die beiden Nationen gemeinsame Venus-Aphrodite zurückführte, waren seine Knaben- und ersten Jünglingsjahre vergangen, wie sie der vornehmen Jugend jener Epoche zu vergehen pflegten. Auch er hatte von dem Becher des Modelebens den Schaum wie die Hefen gekostet, hatte recitirt und declamirt, auf dem Faulbett Litteratur getrieben und Verse gemacht, Liebeshändel jeder Gattung abgespielt und sich einweihen lassen in alle Rasir-, Frisir- und Manschettenmysterien der damaligen Toilettenweisheit, so wie in die noch weit geheimnifsvollere Kunst immer zu borgen und nie zu bezahlen. Aber der biegsame Stahl dieser Natur widerstand selbst diesem zerfahrenen und windigen Treiben; Caesar blieb sowohl die körperliche Frische ungeschwächt wie die Spannkraft des Geistes und des Herzens. Im Fechten und Reiten nahm er

es mit jedem seiner Soldaten auf und sein Schwimmen rettete ihm bei Alexandreia das Leben; die unglaubliche Schnelligkeit seiner gewöhnlich des Zeitgewinns halber nächtlichen Reisen — das rechte Gegenstück zu der processionsartigen Langsamkeit, mit der Pompeius sich von einem Ort zum andern bewegte — war das Erstaunen seiner Zeitgenossen und nicht die letzte Ursache seiner Erfolge. Wie der Körper war der Geist. Sein bewundernswürdiges Anschauungsvermögen offenbarte sich in der Sicherheit und Ausführbarkeit all seiner Anordnungen, selbst wo er befahl ohne mit eigenen Augen zu sehen. Sein Gedächtnifs war unvergleichlich und es war ihm geläufig mehrere Geschäfte mit gleicher Präcision neben einander zu betreiben. Obgleich Gentleman, Genie und Monarch hatte er dennoch ein Herz. So lange er lebte, bewahrte er für seine würdige Mutter Aurelia — der Vater starb ihm früh — die reinste Verehrung; seinen Frauen und vor allem seiner Tochter Julia widmete er eine ehrliche Zuneigung, die selbst auf die politischen Verhältnisse nicht ohne Rückwirkung blieb. Mit den sittlichsten und kernigsten Männern seiner Zeit, hohen und niederen Ranges, stand er in einem schönen Verhältnifs gegenseitiger Treue, mit jedem nach seiner Art. Wie er selbst niemals einen der Seinen in Pompeius kleinmüthiger und gefühlloser Art fallen liefs und, nicht blofs aus Berechnung, in guter und böser Zeit ungeirrt an den Freunden festhielt, so haben auch von diesen manche, wie Aulus Hirtius und Gaius Matius, noch nach seinem Tode ihm in schönen Zeugnissen ihre Anhänglichkeit bewährt. Wenn in einer so harmonisch organisirten Natur überhaupt eine einzelne Seite als charakteristisch hervorgehoben werden kann, so ist es die, dafs alles Ideale und alles Phantastische ihm fern lag. Es versteht sich von selbst, dafs Caesar ein leidenschaftlicher Mann war, denn ohne Leidenschaft giebt es keine Genialität; aber seine Leidenschaft war niemals mächtiger als er. Er hatte eine Jugend gehabt und auch in sein Gemüth waren Lieder, Liebe und Wein in lebendigem Leben eingezogen; aber sie drangen ihm doch nicht bis in den innerlichsten Kern seines Wesens. Die Litteratur beschäftigte ihn lange und ernstlich; aber wenn Alexandern der homerische Achill nicht schlafen liefs, so stellte Caesar in seinen schlaflosen Stunden Betrachtungen über die Beugungen der lateinischen Haupt- und Zeitwörter an. Er machte Verse wie damals Jeder, aber sie waren schwach; dagegen interessirten ihn astronomische und naturwissenschaftliche Gegenstände. Wenn der Wein für Alexander der Sorgenbrecher war und blieb, so mied nach durchschwärm-

ter Jugendzeit der nüchterne Römer denselben durchaus. Wie allen denen, die in der Jugend der volle Glanz der Frauenliebe umstrahlt hat, blieb ein Schimmer davon unvergänglich auf ihm ruhen: noch in späteren Jahren begegneten ihm Liebesabenteuer und Erfolge bei Frauen und blieb ihm eine gewisse Stutzerhaftigkeit im äufseren Auftreten oder richtiger ein erfreuliches Bewufstsein der eigenen männlich schönen Erscheinung. Sorgfältig deckte er mit dem Lorbeerkranz, mit dem er in späteren Jahren öffentlich erschien, die schmerzlich empfundene Glatze und hätte ohne Zweifel manchen seiner Siege darum gegeben, wenn er damit die jugendlichen Locken hätte zurückkaufen können. Aber wie gern er auch noch als Monarch mit den Frauen verkehrte, so hat er doch nur mit ihnen gespielt und ihnen keinerlei Einflufs über sich eingeräumt; selbst sein vielbesprochenes Verhältnifs zu der Königin Kleopatra war nur angesponnen um einen schwachen Punkt in seiner politischen Stellung zu maskiren (S. 406). Caesar war durchaus Realist und Verstandesmensch; und was er angriff und that, war von der genialen Nüchternheit durchdrungen und getragen, die seine innerste Eigenthümlichkeit bezeichnet. Ihr verdankte er das Vermögen unbeirrt durch Erinnern oder Erwarten energisch im Augenblick zu leben; ihr die Fähigkeit, in jedem Augenblick mit concentrirter Kraft zu handeln und auch dem kleinsten und beiläufigsten Beginnen seine volle Genialität zuzuwenden; ihr die Vielseitigkeit, mit der er erfafste und beherrschte, was der Verstand begreifen und der Wille zwingen kann; ihr die sichere Leichtigkeit, mit der er seine Perioden fügte wie seine Feldzugspläne entwarf; ihr die ‚wunderbare Heiterkeit', die in guten und bösen Tagen ihm treu blieb; ihr die vollendete Selbstständigkeit, die keinem Liebling und keiner Maitresse, ja nicht einmal dem Freunde Gewalt über sich gestattete. Aus dieser Verstandesklarheit rührt es aber auch her, dafs Caesar sich über die Macht des Schicksals und das Können des Menschen niemals Illusionen machte; für ihn war der holde Schleier gehoben, der dem Menschen die Unzulänglichkeit seines Wirkens verdeckte. Wie klug er auch plante und alle Möglichkeiten bedachte, das Gefühl wich doch nie aus seiner Brust, dafs in allen Dingen das Glück, das heifst der Zufall das gute Beste thun müsse; und damit mag es denn auch zusammenhängen, dafs er so oft dem Schicksal Paroli geboten und namentlich mit verwegener Gleichgültigkeit seine Person wieder und wieder auf das Spiel gesetzt hat. Wie ja wohl überwiegend verständige Menschen in das reine Hasardspiel sich flüchten, so war auch in

Caesars Rationalismus ein Punct, wo er mit dem Mysticismus gewissermafsen sich berührte. — Aus einer solchen Anlage konnte nur ein Staatsmann hervorgehen. Von früher Jugend an war denn auch Caesar ein Staatsmann im tiefsten Sinne des Wortes und sein Ziel das höchste, das dem Menschen gestattet ist sich zu stecken: die politische, militärische, geistige und sittliche Wiedergeburt der tiefgesunkenen eigenen und der noch tiefer gesunkenen mit der seinigen innig verschwisterten hellenischen Nation. Die bittere Schule dreifsigjähriger Erfahrungen änderte seine Ansichten über die Mittel, wie dies Ziel zu erreichen sei; das Ziel blieb ihm dasselbe in den Zeiten hoffnungsloser Erniedrigung wie unbegrenzter Machtvollkommenheit, in den Zeiten, wo er als Demagog und Verschworner auf dunklen Wegen zu ihm hinschlich, wie da er als Mitinhaber der höchsten Gewalt und sodann als Monarch vor den Augen einer Welt im vollen Sonnenschein an seinem Werke schuf. Alle zu den verschiedensten Zeiten von ihm ausgegangene Mafsregeln bleibender Art ordnen in den grofsen Bauplan zweckmäfsig sich ein. Von einzelnen Leistungen Caesars sollte darum eigentlich nicht geredet werden; er hat nichts Einzelnes geschaffen. Mit Recht rühmt man den Redner Caesar wegen seiner aller Advokatenkunst spottenden männlichen Beredsamkeit, die wie die klare Flamme zugleich erleuchtete und erwärmte. Mit Recht bewundert man an dem Schriftsteller Caesar die unnachahmliche Einfachheit der Composition, die einzige Reinheit und Schönheit der Sprache. Mit Recht haben die gröfsten Kriegsmeister aller Zeiten den Feldherrn Caesar gepriesen, der wie kein anderer ungeirrt von Routine und Tradition immer daran festhielt, dafs immer diejenige Kriegführung die rechte ist, durch welche in dem gegebenen Falle der Feind besiegt wird; der mit divinatorischer Sicherheit für jeden Zweck das rechte Mittel fand; der nach der Niederlage schlagfertig dastand wie Wilhelm von Oranien und mit dem Siege ohne Ausnahme den Feldzug beendigte; der das Element der Kriegführung, dessen Behandlung das militärische Genie von der gewöhnlichen Offiziertüchtigkeit unterscheidet, die rasche Beweglichkeit der Massen, mit unübertroffener Vollkommenheit handhabte und der massenhaften Streitmacht die mobile, den zeitverderbenden Vorbereitungen das rasche Handeln selbst mit unzulänglichen Mitteln bis zur Verwegenheit vorzog. Allein alles dieses ist bei Caesar nur Nebensache; er war zwar ein grofser Redner, Schriftsteller und Feldherr, aber jedes davon ist er nur geworden, weil er ein vollendeter Staatsmann

war. Namentlich spielt der Soldat in ihm eine durchaus beiläufige Rolle, und es ist eine der hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten, die ihn von Alexander, Hannibal und Napoleon unterscheidet, dafs in ihm nicht der Offizier, sondern der Demagog der Ausgangspunkt der politischen Thätigkeit war. Seinem ursprünglichen Plan zufolge hatte er sein Ziel wie Perikles und Gaius Gracchus ohne Waffengewalt zu erreichen gedacht, und achtzehn Jahre hindurch hatte er als Führer der Popularpartei ausschliefslich in politischen Plänen und Intriguen sich bewegt, bevor er, ungern sich überzeugend von der Nothwendigkeit eines militärischen Rückhalts, schon ein Vierziger an die Spitze einer Armee trat. Es war erklärlich, dafs er auch späterhin immer noch mehr Staatsmann blieb als General — ähnlich wie Cromwell, der auch aus dem Oppositionsführer zum Militärchef und Demokratenkönig sich umschuf und der überhaupt, wie wenig auch der Puritanerheld dem lockeren Römer zu gleichen scheint, doch in seiner Entwicklung wie in seinen Zielen und Resultaten vielleicht unter allen Staatsmännern Caesar am nächsten verwandt ist. Selbst in seiner Kriegführung ist diese improvisirte Feldherrnschaft noch deutlich zu erkennen. Ein geschulter Offizier würde es schwerlich fertig gebracht haben aus politischen Rücksichten nicht durchaus zwingender Natur die gegründetsten militärischen Bedenken in der Art bei Seite zu schieben, wie dies Caesar mehrmals, am auffallendsten bei seiner Landung in Epirus that. Während Napoleon in Boulogne und in Aegypten den zum Feldherrn aufgedienten Artillerielieutenant nicht verleugnete, war Caesars Verhalten in den gleichartigen Unternehmungen das des zum Feldherrn metamorphosirten Demagogen. Allein wenn einzelne seiner Handlungen militärisch tadelhaft sein mögen, so verliert der Feldherr nur was der Staatsmann gewinnt. Die Aufgabe des Staatsmanns ist universeller Natur wie Caesars Genie: wenn er die vielfältigsten und von einander entlegensten Aufgaben zu lösen unternahm, so gingen sie doch alle ohne Ausnahme zurück auf das eine grofse Ziel, dem er mit grenzenloser Treue und Folgerichtigkeit diente; und nie hat er von den vielfältigen Seiten und Richtungen seiner grofsen Thätigkeit eine vor der andern bevorzugt. Obwohl ein Meister der Kriegskunst, hat er doch aus staatsmännischen Rücksichten das Aeufserste gethan um den Bürgerkrieg abzuwenden und um, da er dennoch begann, wenigstens keine blutigen Lorbeeren zu ernten. Obwohl der Begründer der Militärmonarchie, hat er doch mit einer in der Geschichte beispiellosen Energie weder Marschallshierarchie noch

Prätorianerregiment aufkommen lassen. Wenn überhaupt eine Seite der bürgerlichen Verdienste, so wurden von ihm vielmehr die um die Wissenschaften und die Künste des Friedens als die militärischen bevorzugt. Die bemerkenswertheste Eigenthümlichkeit seines staatsmännischen Schaffens ist dessen vollkommene Harmonie. In der That waren alle Bedingungen zu dieser schwersten aller menschlichen Leistungen in Caesar vereinigt. Durch und durch Realist liefs er die Bilder der Vergangenheit und die ehrwürdige Tradition nirgends sich anfechten: ihm galt nichts in der Politik als die lebendige Gegenwart und das verständige Gesetz, eben wie er auch als Grammatiker die historisch-antiquarische Forschung bei Seite schob und nichts anerkannte als einerseits den lebendigen Sprachgebrauch, andrerseits die Regel der Gleichmäfsigkeit. Ein geborener Herrscher regierte er die Gemüther der Menschen wie der Wind die Wolken zwingt und nöthigte die verschiedenartigsten Naturen ihm sich zu eigen zu geben, den schlichten Bürger und den derben Unteroffizier, die vornehmen Damen Roms und die schönen Fürstinnen Aegyptens und Mauretaniens, den glänzenden Cavalleriegeneral und den calculirenden Banquier. Sein Organisationstalent ist wunderbar; nie hat ein Staatsmann seine Bündnisse, nie ein Feldherr seine Armee aus ungefügen und widerstrebenden Elementen so entschieden zusammengezwungen und so fest zusammengehalten wie Caesar seine Coalitionen und seine Legionen; nie ein Regent mit so scharfem Blick seine Werkzeuge beurtheilt und ein jedes an den ihm angemessenen Platz gestellt. Er war Monarch; aber nie hat er den König gespielt. Auch als unumschränkter Herr von Rom blieb er in seinem Auftreten der Parteichef: vollkommen biegsam und geschmeidig, bequem und anmuthig in der Unterhaltung, zuvorkommend gegen Jeden schien er nichts sein zu wollen als der erste unter seines Gleichen. Den Fehler so vieler ihm sonst ebenbürtiger Männer, den militärischen Commandoton auf die Politik zu übertragen, hat Caesar durchaus vermieden; wie vielen Anlafs das verdriefsliche Verhältnifs zum Senat ihm auch dazu gab, er hat nie zu Brutalitäten gegriffen, wie die des achtzehnten Brumaire eine war. Caesar war Monarch: aber nie hat ihn der Tyrannenschwindel erfafst. Er ist vielleicht der einzige unter den Gewaltigen des Herrn, welcher im Grofsen wie im Kleinen nie nach Neigung oder Laune, sondern ohne Ausnahme nach seiner Regentenpflicht gehandelt hat und der, wenn er auf sein Leben zurücksah, wohl falsche Berechnungen zu bedauern, aber keinen Fehltritt der Leidenschaft zu bereuen fand. Es ist

nichts in Caesars Lebensgeschichte, das auch nur im Kleinen* sich vergleichen liefse mit jenen poetisch-sinnlichen Aufwallungen, mit der Ermordung des Kleitos oder dem Brand von Persepolis, welche die Geschichte von seinem grofsen Vorgänger in Osten berichtet. Er ist endlich vielleicht der Einzige unter jenen Gewaltigen, der den staatsmännischen Takt für das Mögliche und Unmögliche bis an das Ende seiner Laufbahn sich bewahrt hat und nicht gescheitert ist an derjenigen Aufgabe, die für grofsartig angelegte Naturen von allen die schwerste ist, an der Aufgabe die eigenen Schranken zu erkennen. Was möglich war hat er geleistet und nie um des unmöglichen Besseren willen das mögliche Gute unterlassen, nie es verschmäht unheilbare Uebel durch Palliative wenigstens zu lindern. Aber wo er erkannte, dafs das Schicksal gesprochen, hat er immer gehorcht. Alexander am Hyphasis, Napoleon in Moskau kehrten um, weil sie mufsten und zürnten dem Geschick, dafs es auch seinen Lieblingen nur begrenzte Erfolge gönnt; Caesar ist an der Themse und am Rhein freiwillig zurückgegangen und gedachte auch an der Donau und am Euphrat nicht ungemessene Pläne der Weltüberwindung, sondern blofs wohlerwogene Grenzregulirungen ins Werk zu setzen. — So war dieser einzige Mann, den zu schildern so leicht scheint und doch so unendlich schwer ist. Seine ganze Natur ist durchsichtige Klarheit; und die Ueberlieferung bewahrt über ihn ausgiebigere und lebendigere Kunde als über irgend einen seiner Pairs in der antiken Welt. Eine solche Persönlichkeit konnte wohl flacher oder tiefer, aber nicht eigentlich verschieden aufgefafst werden; jedem nicht ganz verkehrten Forscher ist das hohe Bild mit denselben wesentlichen Zügen erschienen, und doch ist dasselbe anschaulich wiederzugeben noch keinem gelungen. Das Geheimnifs liegt in dessen Vollendung. Menschlich wie geschichtlich steht Caesar in dem Gleichungspunct, in welchem die grofsen Gegensätze des Daseins sich in einander aufheben. Von gewaltigster Schöpferkraft und doch zugleich vom durchdringendsten Verstande; nicht mehr Jüngling und noch nicht Greis; vom höchsten Wollen und vom höchsten Vollbringen; erfüllt von republikanischen Idealen und zugleich geboren zum König; ein Römer im tiefsten Kern seines Wesens und wie-

* Wenn der Handel mit Laberius, den der bekannte Prolog erzählt, als ein Beispiel von Caesars Tyrannenlaunen angeführt worden ist, so hat man die Ironie der Situation wie des Dichters gründlich verkannt; ganz abgesehen von der Naivetät den ein Besorger bereitwillig einstreichenden Poeten als Märtyrer zu bedauern.

der berufen die römische und die hellenische Entwicklung in sich wie nach aufsen hin zu versöhnen und zu vermählen, ist Caesar der ganze und vollständige Mann. Darum fehlt es denn auch bei ihm mehr als bei irgend einer anderen geschichtlichen Persönlichkeit an den sogenannten charakteristischen Zügen, welche ja doch nichts anderes sind als Abweichungen von der naturgemäsen menschlichen Entwicklung. Was dem ersten oberflächlichen Blick dafür gilt, zeigt sich bei näherer Betrachtung nicht als Individualität, sondern als Eigenthümlichkeit der Culturepoche oder der Nation; wie denn seine Jugendabenteuer ihm mit allen gleichgestellten begabteren Zeitgenossen gemein sind, sein unpoetisches, aber energisch logisches Naturell das Naturell der Römer überhaupt ist. Es gehört dies mit zu Caesars voller Menschlichkeit, dafs er im höchsten Grade durch Zeit und Ort bedingt ward; denn eine Menschlichkeit an sich giebt es nicht, sondern der lebendige Mensch kann eben nicht anders als in einer gegebenen Volkseigenthümlichkeit und in einem bestimmten Culturzug stehen. Nur dadurch war Caesar ein voller Mann, weil er wie kein anderer mitten in die Strömungen seiner Zeit sich gestellt hatte und weil er die kernige Eigenthümlichkeit der römischen Nation, die reale bürgerliche Tüchtigkeit vollendet wie kein anderer in sich trug; wie denn auch sein Hellenismus nur derjenige war, der mit der italischen Nationalität längst sich innig verwachsen hatte. Aber eben hierin liegt auch die Schwierigkeit, man darf vielleicht sagen die Unmöglichkeit Caesar anschaulich zu schildern. Wie der Künstler alles malen kann, nur nicht die vollendete Schönheit, so kann auch der Geschichtschreiber, wo ihm alle tausend Jahre einmal das Vollkommene begegnet, nur darüber schweigen. Denn es läfst die Regel wohl sich aussprechen, aber sie giebt uns nur die negative Vorstellung von der Abwesenheit des Mangels; das Geheimnifs der Natur, in ihren vollendetsten Offenbarungen Normalität und Individualität mit einander zu verbinden, ist unaussprechlich. Uns bleibt nichts als diejenigen glücklich zu preisen, die dieses Vollkommene schauten, und eine Ahnung desselben aus dem Abglanz zu gewinnen, der auf den von dieser grofsen Natur geschaffenen Werken unvergänglich ruht. Zwar tragen auch diese den Stempel der Zeit. Der römische Mann selbst stellte seinem jugendlichen griechischen Vorgänger nicht blofs ebenbürtig, sondern überlegen sich an die Seite; aber die Welt inzwischen war alt geworden und ihr jugendlicher Schimmer verblafst. Caesars Thätigkeit ist nicht mehr wie die Alexanders ein freudiges Vorwärtsstreben in die ungemessene Weite; er baute auf und aus

Ruinen und war zufrieden in den einmal angewiesenen weiten, aber begrenzten Räumen möglichst erträglich und möglichst sicher sich einzurichten. Mit Recht hat denn auch der feine Dichtertact der Völker um den unpoetischen Römer sich nicht bekümmert und nur den Sohn des Philippos mit allem Goldglanz der Poesie, mit allen Regenbogenfarben der Sage bekleidet. Aber das staatliche Leben der Nationen hat seit Jahrtausenden wieder und wieder auf die Linien zurückgelenkt, die Caesar gezogen hat, und wenn die Völker, denen die Welt gehört, noch heute mit seinem Namen die höchsten ihrer Monarchen nennen, so liegt darin eine tiefsinnige, leider auch eine beschämende Mahnung.

Wenn es gelingen sollte aus den alten in jeder Hinsicht heillosen Zuständen herauszukommen und das Gemeinwesen zu verjüngen, so mufste vor allen Dingen das Land thatsächlich beruhigt und der Boden von den Trümmern, die von der letzten Katastrophe her überall ihn bedeckten, gesäubert werden. Caesar ging dabei aus von dem Grundsatz der Versöhnung der bisherigen Parteien oder richtiger gesagt — denn von wirklicher Ausgleichung kann bei unversöhnlichen Gegensätzen nicht gesprochen werden — von dem Grundsatz, dafs der Kampfplatz, auf dem die Nobilität und die Popularen bisher mit einander gestritten hatten, von beiden Theilen aufzugeben sei und beide auf dem Boden der neuen monarchischen Verfassung sich zusammenzufinden hätten. Vor allen Dingen also galt aller ältere Hader der republikanischen Vergangenheit als abgethan für immer und ewig. Während Caesar die auf die Nachricht von der pharsalischen Schlacht von dem hauptstädtischen Pöbel umgestürzten Bildsäulen Sullas wieder aufzurichten befahl und also es anerkannte, dafs über diesen grofsen Mann einzig der Geschichte Gericht zu halten gebühre, hob er zugleich die letzten noch nachwirkenden Folgen seiner Ausnahmegesetze auf, rief die noch von den cinnanischen und sertorianischen Wirren her Verbannten aus dem Exil zurück und gab den Kindern der von Sulla Geächteten die verlorene passive Wahlfähigkeit wieder. Ebenso wurden alle diejenigen restituirt, die in dem vorbereitenden Stadium der letzten Katastrophe durch Censorenspruch oder politischen Prozefs, namentlich durch die auf Grund der Exceptionalgesetze von 702 erhobenen Anklagen, ihren Sitz im Senat oder ihre bürgerliche Existenz eingebüfst hatten. Nur blieben, wie billig, diejenigen, die für Geld Geächtete getödtet hatten, auch ferner beschollen und ward der verwegenste Condottiere der Senatspartei, Milo von der allgemeinen Begnadigung ausgeschlossen. — Weit schwieriger als die Ordnung dieser

im Wesentlichen bereits der Vergangenheit anheimgefallenen Fragen war die Behandlung der im Augenblick sich gegenüberstehenden Parteien: theils des eigenen demokratischen Anhangs Caesars, theils der gestürzten Aristokratie. Dafs jener mit Caesars Verfahren nach dem Sieg und mit seiner Aufforderung den alten Parteistandpunkt aufzugeben wo möglich noch minder einverstanden war als diese, versteht sich von selbst. Caesar selbst wollte wohl im Ganzen dasselbe, was Gaius Gracchus im Sinne getragen hatte; allein die Absichten der Caesarianer waren nicht mehr die der Gracchaner. Die römische Popularpartei war in immer steigernder Progression aus der Reform in die Revolution, aus der Revolution in die Anarchie, aus der Anarchie in den Krieg gegen das Eigenthum gedrängt worden; sie hatte unter Caesars Fahne sich gestellt, weil sie von ihm das erwartete, was Catilina ihr nicht hatte schaffen können. Als nun aber sehr bald sich herausstellte, dafs Caesar nichts weniger sein wollte als der Testamentsvollstrecker Catilinas, dafs die Verschuldeten von ihm höchstens Zahlungserleichterungen und Processmilderungen zu hoffen hatten, da ward die erbitterte Frage laut, für wen die Volkspartei gesiegt habe, wenn nicht für das Volk? Vor lauter Aerger über die fehlgeschlagenen politisch-ökonomischen Saturnalien fing das vornehme und niedere Gesindel dieser Art an erst mit den Pompeianern zu liebäugeln, dann sogar während Caesars fast zweijähriger Abwesenheit von Italien (Jan. 706 — Herbst 707) daselbst einen Bürgerkrieg im Bürgerkriege anzuzetteln. Der Praetor Marcus Caelius Rufus, ein guter Adlicher und schlechter Schuldenbezahler, von einigem Talent und vieler Bildung, als ein heftiger und redefertiger Mann bisher im Senat und auf dem Markte einer der eifrigsten Vorkämpfer für Caesar, brachte ohne höheren Auftrag bei dem Volke zuerst ein Gesetz, das den Schuldnern ein sechsjähriges zinsfreies Moratorium gewährte, und sodann, da man ihm hiebei in den Weg trat, ein zweites ein, das alle Forderungen aus Darlehen und laufenden Hausmiethen cassirte; worauf der caesarische Senat ihn seines Amtes entsetzte. Es war eben die Zeit vor der pharsalischen Schlacht und die Wagschale in dem grofsen Kampfe schien sich auf die Seite der Pompeianer zu neigen; Rufus trat mit dem alten senatorischen Bandenführer Milo in Verbindung und beide stifteten eine Contrerevolution an, die theils die republikanische Verfassung, theils Cassation der Forderungen und Freierklärung der Sclaven auf ihr Panier schrieb. In der That kam Milo aus seinem Verbannungsort Massalia zurück und rief in der Gegend von Thurii die Pom-

peianer und die Hirtensclaven unter die Waffen. Allein Rufus Plan der Stadt Capua sich durch bewaffnete Sclaven zu bemächtigen ward vor der Ausführung entdeckt und durch die capuanische Bürgerwehr vereitelt; Quintus Pedius, der mit einer Legion in das thurinische Gebiet einrückte, zerstreute die daselbst hausende Bande; und der Fall ihrer beiden Führer machte dem Scandal völlig ein Ende. Dennoch fand sich das Jahr darauf ein zweiter Thor, der Volkstribun Publius Dolabella, der, gleich verschuldet, aber ungleich weniger begabt als sein Vorgänger, dessen Gesetz über die Forderungen und Hausmiethen abermals einbrachte und mit seinem Collegen Lucius Trebellius darüber noch einmal — es war das letzte Mal — den Demagogenkrieg begann; es gab arge Händel zwischen den beiderseitigen bewaffneten Banden und vielfachen Strafsenlärm, bis der Commandant von Italien Marcus Antonius das Militair einschreiten liefs und bald darauf Caesars Rückkehr aus dem Osten dem tollen Treiben vollständig ein Ziel setzte. Caesar legte diesen hirnlosen Versuchen die catilinarischen Projecte wieder aufzuwärmen so wenig Gewicht bei, dafs er selbst den Dolabella in Italien duldete, ja nach einiger Zeit ihn sogar wieder zu Gnaden annahm. Gegen solches Gesindel, dem es nicht um irgend welche politische Frage, sondern einzig um den Krieg gegen das Eigenthum zu thun ist, genügt wie gegen die Räuberbanden die blofse Existenz einer starken Regierung; und Caesar war zu grofs und zu besonnen, um mit der Angst, die die italischen Trembleurs vor diesen damaligen Communisten empfanden, Geschäfte zu machen und damit seiner Monarchie eine falsche Popularität zu erschwindeln. — Wenn Caesar also die demokratische Partei ihrem schon bis an die äufserste Grenze vorgeschrittenen Zersetzungsprozefs überlassen konnte und überliefs, so war es dagegen bei weitem schwieriger die ehemalige aristokratische Partei in der Art zu behandeln, dafs die gehörige Verbindung des Niederdrückens und des Entgegenkommens ihre Auflösung nicht herbeiführte — dies vermochte nur die Zeit — sondern sie vorbereitete und einleitete. Es war das Wenigste, dafs Caesar, schon aus natürlichem Anstandsgefühl, es vermied die gestürzte Partei durch leeren Hohn zu erbittern, über die besiegten Mitbürger nicht triumphirte*, des Pompeius oft und immer mit Achtung gedachte und sein vom Volke umgestürztes Stand-

* Auch der Triumph nach der später zu erwähnenden Schlacht bei Munda galt wohl nur den zahlreich in dem besiegten Heer dienenden Lusitanern.

bild am Rathhaus bei der Herstellung desselben an dem früheren ausgezeichneten Platze wiederum errichten liefs. Schwieriger war es die Grundsätze festzustellen, nach denen über diejenigen, die im letzten Bürgerkrieg gegen Caesar Partei ergriffen hatten und durch den Sieg in seine Gewalt gegeben waren, entschieden werden sollte. Vor allen Dingen fand keine Untersuchung statt über die vielfachen Verbindungen, die die Verfassungspartei auch unter den nominellen Caesarianern gehabt hatte; Caesar warf die in den feindlichen Hauptquartieren von Pharsalos und Thapsus vorgefundenen Papierstöfse ungelesen ins Feuer und verschonte sich und das Land mit politischen Prozessen gegen des Hochverraths verdächtige Individuen. Ferner gingen straffrei aus alle Gemeinen, die ihren römischen oder provinzialen Offizieren in den Kampf gegen Caesar gefolgt waren. Eine Ausnahme ward nur gemacht mit denjenigen römischen Bürgern, die in dem Heere des numidischen Königs Juba Dienste genommen hatten; ihnen wurde zur Strafe das Vermögen eingezogen. Auch den Offizieren der besiegten Partei hatte Caesar bis zum Ausgang des spanischen Feldzugs 705 uneingeschränkte Begnadigung gewährt; allein er überzeugte sich, dafs er hiemit zu weit gegangen und dafs die Beseitigung wenigstens der Häupter unvermeidlich sei. Die Regel, die er von jetzt an zur Richtschnur nahm, war, dafs wer nach der Capitulation von Ilerda im feindlichem Heere als Offizier gedient oder im Gegensenat gesessen hatte, dadurch sein Vermögen einbüfste, ohne Unterschied ob er den Kampf überlebt hatte oder nicht und ob er mit oder ohne Testament starb; wer ferner von diesen das Ende des Kampfes erlebte, seine politischen Rechte verlor und für Lebenszeit aus Italien verbannt ward; wer endlich von diesen früher von Caesar Gnade angenommen hatte und abermals in den feindlichen Reihen betroffen ward, damit das Leben verwirkt hatte. Indefs in der Ausführung wurden diese Sätze wesentlich gemildert. Todesurtheile wurden nur gegen die wenigsten unter den zahlreichen Rückfälligen wirklich vollstreckt. Bei der Confiscation des Vermögens der Gefallenen wurden nicht nur die auf den einzelnen Massen haftenden Schulden so wie die Mitgiftforderungen der Wittwen wie billig in Abzug gebracht, sondern auch den Kindern der Todten ein Theil des väterlichen Vermögens gelassen. Von denjenigen endlich, die jenen Regeln zufolge Verbannung und Vermögensconfiscation traf, wurden nicht wenige sogleich ganz begnadigt oder kamen, wie die zu Mitgliedern des Senats von Utica geprefsten africanischen Grofs-

händler, mit Geldbufsen davon. Aber auch den Uebrigen ward fast ohne Ausnahme Freiheit und Vermögen zurückgegeben, wenn sie nur es über sich gewannen defshalb bittend bei Caesar einzukommen; manchem, der dessen sich weigerte, wie zum Beispiel dem Consular Marcus Marcellus, ward die Begnadigung auch ungebeten octroyirt und endlich im J. 710 für alle noch nicht Begnadigten eine allgemeine Amnestie erlassen. — Dafs durch all diese weise und hochherzige Mäfsigung die republikanische Opposition sich nicht beschwichtigen, geschweige denn brechen liefs, konnte Niemand und am wenigsten Caesar selbst überraschen. Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge und Erbitterung gegen den ungewohnten Herrscher waren allgemein. Zu offenem politischen Widerstand gab es freilich keine Gelegenheit mehr — es kam kaum in Betracht, dafs einige oppositionelle Tribune bei Gelegenheit der Titelfrage durch demonstratives Einschreiten gegen die, welche Caesar König genannt hatten, sich die republikanische Märtyrerkrone erwarben —; aber um so entschiedener äufserte der Republikanismus sich als Gesinnungsopposition und im geheimen Treiben und Wühlen. Keine Hand regte sich, wenn der Imperator öffentlich erschien. Es regnete Maueranschläge und Spottverse voll bitterer und treffender Volkssatire. Wo ein Komödiant eine republikanische Anspielung wagte, begrüfste ihn der lauteste Beifall. Catos Lob und Preis war das Modethema der oppositionellen Broschürenschreiber und die Schriften derselben fanden ein nur um so dankbareres Publicum, weil auch die Litteratur nicht mehr frei war. Caesar bekämpfte zwar auch jetzt noch die Republikaner auf dem eigenen Gebiet; er selbst und seine fähigeren Vertrauten replicirten auf die Catolitteratur mit Anticatonen und es ward zwischen den republikanischen und den caesarianischen Scribenten um den todten Mann von Utica gestritten wie zwischen Troern und Hellenen um die Leiche des Patroklos; allein es verstand sich von selbst, dafs in diesem Kampfe, in dem das durchaus republikanisch gestimmte Publicum Richter war, die Caesarianer den Kürzeren zogen. Es blieb nichts übrig als die Schriftsteller zu terrorisiren; weshalb denn unter den Verbannten die litterarisch bekannten und gefährlichen Männer, wie Publius Nigidius Figulus und Aulus Caecina, am schwersten die Erlaubnifs zur Rückkehr nach Italien erhielten, über die in Italien geduldeten oppositionellen Schriftsteller aber eine thatsächliche Censur verhängt ward, die darum um so schwerer fesselte, weil das Mafs der zu befürchtenden

Strafe durchaus arbiträr war.* Das Wühlen und Treiben der gestürzten Parteien gegen die neue Monarchie wird zweckmäfsiger in einem andern Zusammenhang dargestellt werden; hier genügt es zu sagen, dafs die Versuche zur Erneuerung des Bürgerkrieges unaufhörlich im ganzen Umfange des römischen Reiches gährten und die Flamme des Bürgerkrieges, bald von den Pompeianern, bald von den Republikanern angefacht, an verschiedenen Orten hell wieder emporschlug; und dafs in der Hauptstadt die Verschwörung gegen das Leben des Herrschers in Permanenz blieb. Wenn Caesar mit der gleichgültigen Verwegenheit, die in allen seine persönliche Sicherheit angehenden Dingen ihm eigen war, durch diese Anschläge nicht einmal bewogen ward auf die Dauer mit einer Leibwache sich zu umgeben und in der Regel sich begnügte die entdeckten Conspirationen durch öffentliche Anschläge bekannt zu geben, so konnte er doch die sehr ernste Gefahr sich nicht verhehlen, mit der diese Masse Mifsvergnügter nicht blofs ihn, sondern auch seine Schöpfungen bedrohte. Wenn er dennoch, alles Warnens und Hetzens seiner Freunde nicht achtend, ohne über die Unversöhnlichkeit auch der begnadigten Gegner sich zu täuschen, mit einer wunderbar kaltblütigen Energie dabei beharrte der bei weitem gröfseren Anzahl derselben zu verzeihen, so war dies weder ritterliche Hochherzigkeit einer stolzen noch Gefühlsmilde einer weichen Natur, sondern es war die richtige staatsmännische Erwägung, dafs überwundene Parteien rascher und mit minderem Schaden für den Staat innerhalb des Staats sich absorbiren, als wenn man sie durch Aechtung auszurotten oder durch Verbannung aus dem Gemeinwesen auszuscheiden versucht. Caesar konnte für seine hohen Zwecke die Verfassungspartei selbst nicht entbehren, die ja nicht etwa blofs die Aristokratie, sondern alle Elemente des Freiheits- und des Nationalsinns innerhalb der italischen Bürgerschaft in sich schlofs; für seine Pläne zur Verjüngung des alternden Staats bedurfte er der ganzen Masse von Talenten, Bildung, ererbtem und selbsterworbenem Ansehen, die diese Partei in sich schlofs; und wohl in diesem Sinn mag er die Begnadigung der Gegner den schönsten Lohn des Sieges genannt haben. So wurden denn zwar die hervorragendsten Spitzen der geschlagenen Parteien beseitigt; aber den Männern zweiten und dritten Ranges und namentlich der

* Wer alte und neue Schriftstellerbedrängnisse zu vergleichen wünscht; wird in dem Briefe des Caecina (Cicero *ad Fam.* 6, 7) Gelegenheit dazu finden.

jüngeren Generation ward nicht gestattet in passiver Opposition zu schmollen, sondern sie wurden durch mehr oder minder gelinden Zwang veranlafst sich an der neuen Verwaltung thätig zu betheiligen und Ehren und Aemter von ihr anzunehmen. Wie für Heinrich IV. und Wilhelm von Oranien so begannen auch für Caesar die gröfsten Schwierigkeiten erst nach dem Siege; denn er blieb nicht, wie Cinna und Sulla, auch nach demselben Parteihaupt, sondern es trat ihm damit an die Stelle der Parteiinteressen die Wohlfahrt des Gemeinwesens. Jeder revolutionäre Sieger macht die Erfahrung, dafs in diesem Falle die erste Folge des Sieges ist alle Parteien gegen den Sieger zu vereinigen; und um so mehr, je gröfser und reiner der Sieger seinen neuen Beruf auffafst. Die Verfassungsfreunde und die Pompeianer, wenn sie auch mit den Lippen Caesar huldigten, grollten doch im Herzen der Monarchie oder wenigstens der Dynastie; die gesunkene Demokratie war, seit sie begriffen, dafs Caesars Zwecke keineswegs die ihrigen waren, gegen denselben in offenem Aufruhr; selbst die persönlichen Anhänger Caesars murrten, als sie ihr Haupt statt eines Condottierstaats eine allen gleiche und gerechte Monarchie gründen und die auf sie treffenden Gewinnstportionen durch das Hinzutreten der Besiegten sich verringern sahen. Die Ordnung des Gemeinwesens, die er zu begründen dachte, war keiner Partei genehm und Caesar mufste sie den Genossen nicht minder als den Gegnern octroyiren. Seine eigene Stellung war jetzt eine weit gefährdetere als vor dem Siege; aber was er verlor, gewann der Staat. Indem er die Parteien vernichtete und die Parteimänner nicht blofs schonte, sondern jeden Mann von Talent oder auch nur von guter Herkunft, ohne Rücksicht auf seine politische Vergangenheit, zu Aemtern gelangen liefs, gewann er nicht blofs für seinen grofsen Bau alle im Staate vorhandene Arbeitskraft, sondern das freiwillige oder gezwungene Schaffen der Männer aller Parteien an demselben Werke führte auch unmerklich die Nation hinüber auf den neubereiteten Boden. Wenn diese Ausgleichung der Parteien für den Augenblick nur äufserlicher Art war und dieselben sich für jetzt viel weniger in der Anhänglichkeit an die neuen Zustände begegneten als in dem Hasse gegen Caesar, so irrte dies ihn nicht; er wufste es wohl, dafs die Gegensätze doch in solcher äufserlichen Vereinigung sich abstumpfen und dafs nur auf diesem Wege der Staatsmann der Zeit vorarbeitet, welche freilich allein vermag solchen Hader schliefslich zu sühnen, indem sie das alte Geschlecht ins Grab legt. Noch weniger fragte er, wer ihn hafste oder auf Mord

gegen ihn sann. Wie jeder echte Staatsmann diente er dem Volke nicht um Lohn, auch nicht um den Lohn seiner Liebe, sondern gab die Gunst der Zeitgenossen hin für den Segen der Zukunft und vor allem für die Erlaubnifs seine Nation retten und verjüngen zu dürfen.

Versuchen wir im Einzelnen Rechenschaft zu geben von der Ueberführung der alten Zustände in die neue Bahn, so ist zunächst daran zu erinnern, dafs Caesar nicht kam um anzufangen, sondern um zu vollenden. Der Plan zu einer neuen zeitgemäfsen Politie, längst von Gaius Gracchus entworfen, war von seinen Anhängern und Nachfolgern wohl mit mehr oder minder Geist und Glück, aber ohne Schwanken festgehalten worden. Caesar, von Haus aus und gleichsam schon nach Erbrecht das Haupt der Popularpartei, hatte seit dreifsig Jahren deren Schild hoch emporgehalten, ohne je die Farbe zu verleugnen oder auch nur zu decken; er blieb Demokrat auch als Monarch. Wie er die Erbschaft seiner Partei, abgesehen natürlich von den clodischen und catilinarischen Verkehrtheiten, unbeschränkt antrat, der Aristokratie und den echten Aristokraten den bittersten selbst persönlichen Hafs zollte und die wesentlichen Gedanken der römischen Demokratie: die Milderung der Lage der Schuldner, die überseeische Colonisation, die allmähliche Nivellirung der unter den Klassen der Staatsangehörigen bestehenden Rechtsverschiedenheiten, die Emancipirung der executiven Gewalt vom Senat unverändert festhielt, so war auch seine Monarchie so wenig mit der Demokratie im Widerspruch, dafs vielmehr diese erst durch sie zur Vollendung und Erfüllung gelangte. Denn diese Monarchie war nicht die orientalische Despotie von Gottes Gnaden, sondern die Monarchie, wie Gaius Gracchus sie gründen wollte, wie Perikles und Cromwell sie gründeten: die Vertretung der Nation durch ihren höchsten und unumschränkten Vertrauensmann. Es waren insofern die Gedanken, die dem Werke Caesars zu Grunde lagen, nicht eigentlich neue; aber ihm gehört ihre Verwirklichung, die zuletzt überall die Hauptsache bleibt, und ihm die Grofsheit der Ausführung, die selbst den genialen Entwerfer, wenn er sie hätte schauen können, überrascht haben möchte.

Die Stellung des neuen Staatsoberhaupts erscheint formell in seltsamer Gestalt. Caesar übernahm die Dictatur zuerst vorübergehend 705, dann nach der pharsalischen Schlacht vom Herbst 706 an als jährlich erneuertes Amt, hierauf nach der Schlacht von Thapsus 708 auf zehn Jahre und endlich 710 auf Lebenszeit; ferner die Censur unter dem neuen Titel eines Sitten-

meisters im J. 708 auf drei Jahre, im J. 710 auf Lebenszeit; weiter das Consulat zuerst für 706 in gewöhnlicher Weise — es war dies das Amt, über dessen Bekleidung zunächst der Bürgerkrieg ausgebrochen war — später auf fünf, endlich auf zehn Jahre, einmal auch ohne Collegen; imgleichen zwar nicht das Volkstribunat, aber eine der tribunicischen gleichartige Gewalt im J. 706 auf Lebenszeit; sodann die erste Stelle und damit das Vorstimmrecht im Senat; endlich die der bisherigen Verfassung fremde Obergewalt auf Lebenszeit, welche bezeichnet ward durch den als Ehrentitel längst bekannten, aber als Amttitel neuen Namen Imperator, der der Unterscheidung halber späterhin regelmäfsig als Amttitel dem Eigennamen vor-, als Ehrentitel ihm nachgesetzt wird. Die Oberaufsicht über den Cult erhielt Caesar nur defshalb nicht, weil er das Amt des Oberpontifex bereits bekleidete (S. 154); dagegen wurde er Mitglied derjenigen der grofsen geistlichen Collegien, denen er noch nicht angehörte. Zu diesem bunten Verein bürgerlicher und priesterlicher Aemter kam ferner hinzu eine noch bei weitem buntere Menge von Gesetzen und Senatsbeschlüssen, welche das Recht ohne Befragung des Senats und des Volkes über Krieg und Frieden zu entscheiden, die Verfügung über Heere und Kassen, die Ernennung der Provinzialstatthalter, ein bindendes Vorschlagsrecht hinsichtlich eines Theils der stadtrömischen Beamten, die Wahlleitung in den Centuriatcomitien, das Recht der Patricierernennung und andere derartige aufserordentliche Befugnisse von den bisherigen competenten Organen auf Caesar übertrugen; um ganz abzusehen von den leeren Ehren und Decorationen, der Ertheilung des Titels eines Vaters des Vaterlandes, der Benennung seines Geburtsmonats mit dem Namen, den er heute noch führt, des Julius, und anderer zuletzt völlig in die einfältigste Vergötterung sich verlaufender Manifestationen des beginnenden alberwitzigen Hoftons. Offenbar ist hier, wie es scheint durch Compromifs zwischen der neuen höfischen Devotion und dem republikanischen Widerwillen die Monarchie beim rechten Namen zu nennen, der Versuch gemacht die unumschränkte Gewalt des Monarchen in ihre einzelnen Bestandtheile zu zerlegen; was freilich ebenso weitschweifig wie logisch verkehrt war, denn die unumschränkte Gewalt entzieht sich ihrer Natur nach jeder Specialisirung. Dafs Caesar selber beabsichtigt habe aus diesem Bündel alter und neuer Aemter und aufserordentlicher Commissionen seine neue Königsgewalt zusammenzuklittern, ist eine mehr naive als geistreiche Vermuthung. Für den Verständigen wird es weder dafür eines Beweises bedürfen, dafs Caesar

beabsichtigte die höchste Gewalt, und zwar nicht etwa auf einige Jahre oder auch als persönliches Amt auf Lebenszeit, etwa wie Sullas Regentschaft, sondern als bleibendes Organ, in dem Staatsganzen zu constituiren, noch auch dafür, dafs er für die neue Institution eine entsprechende und einfache Formulirung ausersah; denn wenn es ein politischer Fehler ist inhaltlose Namen zu schaffen, so ist es ein kaum geringerer den Inhalt der Machtfülle ohne Namen hinzustellen. Nur ist es freilich, theils weil in dieser Uebergangszeit die ephemeren und die bleibenden Bauten sich noch nicht klar von einander sondern, theils weil die dem Winke bereits zuvorkommende Devotion der Clienten den Herrn mit einer ohne Zweifel ihm selbst widerwärtigen Fülle von Vertrauensdecreten und Ehrengesetzen überschüttete, nicht ganz leicht festzustellen, was die von Caesar gewählte Formulirung war. Die Dictatur Caesars, wenn sie, wie es scheint, nicht nach der ganz anomalen sullanischen, sondern, von der Zeitgrenze abgesehen, nach der gewöhnlichen republikanischen formulirt war, war zu eng beschränkt um die neue Monarchie in sich zu fassen; auf jeden Fall aber ward sie durch den ihr anhaftenden Charakter der Exceptionalgewalt und durch ihre Unpopularität dazu nicht gerade empfohlen. Vielmehr benutzte Caesar sie dazu, wozu sie von Alters her im Verfassungsorganismus diente, als aufserordentliche Vorstandschaft zur Erledigung der aufserordentlichen Krise; woher es begreiflich ist, dafs unter Caesars vielen Aemtern die Dictatur praktisch am häufigsten und am bestimmtesten hervortritt. Noch minder konnte die neue Monarchie anknüpfen an das Consulat, schon wegen der von diesem Amt nicht wohl zu trennenden Collegialität; es hat auch Caesar offenbar darauf hingearbeitet dieses bisher höchste Amt zum leeren Titel umzugestalten. Am wenigsten lieh die tribunicische Gewalt einen brauchbaren Ausdruck her zur Bezeichnung der Competenz des neuen Staatsoberhaupts, da der Volkstribun verfassungsmäfsig nicht befehlen konnte, sondern nur andern Befehlenden verbieten. Dagegen erscheint das neue Imperatorenamt in jeder Hinsicht dazu geeignet; schon darum weil es neu ist und kein bestimmter äufserer Anlafs vorlag dasselbe einzurichten. Der neue Wein durfte nicht in alte Schläuche gefüllt werden: hier aber ist zu der neuen Sache der neue Name und in demselben in prägnantester Weise zusammengefafst, was schon in dem gabinischen Gesetz, nur mit minderer Schärfe, die demokratische Partei als Competenz ihres Oberhauptes formulirt hatte: die Concentrirung der Amtsgewalt *(imperium)* in der Hand eines vom Senat unabhängigen Volkshauptes. Auch scheint in

Caesars Gesetz über politische Verbrecher der Monarch mit diesem Ausdruck bezeichnet worden zu sein; und, was ganz entscheidend ist: die Imperatorengewalt wurde Caesar nicht blofs für seine Person, sondern auch für seine leiblichen oder adoptirten Descendenten übertragen. Es hat denn auch die Folgezeit, wenn gleich nicht unmittelbar, die Monarchie an den Imperatorentitel angeknüpft. Um diesem neuen Amt zugleich die demokratische und die religiöse Weihe zu verleihen, beabsichtigte Caesar wahrscheinlich mit demselben theils die tribunicische Gewalt, theils das Oberpontificat und die Mitgliedschaft in den drei andern grossen Collegien erblich zu verknüpfen, obwohl nur für das Oberpriesterthum die Erblichmachung ausdrücklich bezeugt ist. Staatsrechtlich lehnte das neue Imperatorenamt sich an an die Stellung, welche die Consuln oder Proconsuln aufserhalb der Bannmeile einnahmen, so dafs nicht blofs das militärische Commando, sondern auch die höchste richterliche und administrative Gewalt darin enthalten war.* Der Imperator verhielt sich zu dem Con-

* Die verbreitete Meinung, die in dem kaiserlichen Imperatorenamt eine wesentlich militärische Gewalt, nämlich die lebenslängliche Reichsfeldherrnwürde sieht, ist durchaus irrig und wird weder durch die Bedeutung des Wortes noch durch die Auffassung der alten Berichterstatter gerechtfertigt. *Imperium* ist die Amtsgewalt, *imperator* der Inhaber derselben; in diesen Worten wie in den entsprechenden griechischen Ausdrücken *κράτος*, *αὐτοκράτωρ* liegt so wenig eine specifisch militärische Beziehung, dafs es vielmehr eben das Charakteristische der römischen Amtsgewalt ist, wo sie rein und vollständig auftritt, die militärische und die bürgerliche Gewalt als ein untrennbares Ganze in sich zu enthalten. Ganz richtig sagt Dio (53, 17, vgl. 43, 44. 52, 41), dafs der Name Imperator von den Kaisern angenommen ward ‚zur Anzeige ihrer Vollgewalt anstatt des Königs- und Dictatortitels (*πρὸς δήλωσιν τῆς αὐτοτελοῦς σφῶν ἐξουσίας, ἀντὶ τῆς τοῦ βασιλέως τοῦ τε δικτάτωρος ἐπικλήσεως*); denn diese älteren Titel sind dem Namen nach verschwunden, der Sache nach aber giebt der Imperatorname dieselben Befugnisse, (*τὸ δὲ δὴ ἔργον αὐτῶν τῇ τοῦ αὐτοκράτορος προσηγορίᾳ βεβαιοῦνται*), zum Beispiel das Recht Soldaten auszuheben, Steuern auszuschreiben, Krieg zu erklären und Frieden zu schliefsen, über Bürger und Nichtbürger in und aufser der Stadt die höchste Gewalt zu üben und jeden an jedem Orte am Leben oder sonst zu strafen, überhaupt der mit dem höchsten Imperium in ältester Zeit verbundenen Befugnisse sich anzumafsen.‘ Deutlicher kann es wohl nicht gesagt werden, dafs *imperator* eben gar nichts ist als ein Synonym für *rex*, so gut wie *imperare* mit *regere* zusammenfällt. — Damit freilich steht es im Widerspruch — und zunächst dadurch scheint die Auffassung der kaiserlichen Imperatorenwürde als eines militärischen Amtes veranlafst zu sein —, dafs Tiberius sich den Herrn seiner Sclaven, den Imperator seiner Soldaten, den Fürsten *(princeps)* seiner Mitbürger nannte (Dio 57, 8). Aber eben hierin liegt die vollkommenste Bestätigung: denn Tiberius wies ja jenes neue kaiserliche Imperium zurück (Sueton *Tib.* 26; Dio 57, 2; Eckhel 6, 200) und war Im-

sul gewissermassen wie dieser zu dem Prätor, indem ihre Gewalt zwar gleichartig war, aber im Collisionsfall wie der Prätor dem Consul, so der Consul dem Imperator wich; was auch äufserlich scharf bezeichnet ward durch den zwischen die beiden Herrenstühle der Consuln gestellten erhöhten kaiserlichen Sessel. Nur insofern war die Gewalt des Imperators qualitativ der consularisch-proconsularischen überlegen, als jene nicht nach Zeit und Raum begrenzt, sondern lebenslänglich und vererblich und auch in der Hauptstadt wirksam war, als der Imperator nicht, wohl aber der Consul durch gleich mächtige Collegen gehemmt werden konnte und als alle Restrictionen, welche im Laufe der Zeit die ursprüngliche höchste Amtsgewalt beschränkt hatten, namentlich das Provocationsrecht und die Verpflichtung die Rathschläge des Senats zu beachten, für den Imperator wegfielen. Um es mit einem Worte zu sagen: dies neue Imperatorenamt war nichts anderes als das wiederhergestellte uralte Königthum; denn es waren ja eben jene Beschränkungen in der zeitlichen und örtlichen Begrenzung der Gewalt, in der Collegialität und der für gewisse Fälle nothwendigen Mitwirkung des Raths oder der Gemeinde, die den Consul vom König unterschieden (I, 160 fg.). Es ist kaum ein Zug in der neuen Monarchie, der nicht in der alten sich wiederfände: die Vereinigung der höchsten militärischen, richterlichen und administrativen Gewalt in der Hand des Fürsten; eine religiöse Vorstandschaft über das Gemeinwesen; das Recht Verordnungen mit bindender Kraft zu erlassen; die Herabdrückung des Senats zum Staatsrath; die Wiedererweckung des Patriciats und der Stadtpräfectur; die eigenthümliche Quasierblichkeit, indem Caesars Verfassung, ganz wie diejenige Cromwells, dem Monarchen gestattet sich in den Formen der Adoption den Nachfolger zu ernennen. Aber schlagender noch als diese Analogien ist die innere Gleichartigkeit der Monarchie des Servius Tullius und der Monarchie Caesars: wenn jene alten Könige von Rom bei all ihrer Vollgewalt doch Herren einer freien Gemeinde und eben sie die Schutzmänner des gemeinen Mannes gegen den Adel gewesen waren, so war auch Caesar nicht gekommen um die Freiheit aufzulösen, sondern um sie zu erfüllen, und zunächst um das unerträgliche Joch der Aristokratie zu brechen. Es darf auch nicht befremden, dafs Caesar, nichts weniger als ein politischer Antiquarius, ein halbes Jahrtausend zurückgriff um

perator nur in dem älteren republikanischen Sinn, wo dieser Name allerdings rein militärisch, aber auch reiner Titel ist.

zu seinem neuen Staat das Muster zu finden; denn da das höchste Amt des römischen Gemeinwesens zu allen Zeiten ein durch eine Anzahl Specialgesetze eingeschränktes Königthum geblieben war, so war auch der Begriff des Königthums selbst keineswegs verschollen. Zu den verschiedensten Zeiten und von sehr verschiedenen Seiten her, in der republikanischen Dictatur, in der Decemviralgewalt, in der sullanischen Regentschaft war man auch während der Republik praktisch auf denselben zurückgekommen; ja mit einer gewissen logischen Nothwendigkeit trat überall, wo das Bedürfnifs einer Ausnahmegewalt sich zeigte, im Gegensatz gegen das gewöhnliche beschränkte das unbeschränkte Imperium hervor, welches eben nichts anderes war als die königliche Gewalt. Endlich empfahlen auch äufsere Rücksichten dies Zurückgehen auf das ehemalige Königthum. Die Menschheit gelangt zu Neuschöpfungen unsäglich schwer und hegt darum die einmal entwickelten Formen als ein heiliges Erbstück. Darum knüpfte Caesar mit gutem Bedacht an Servius Tullius in ähnlicher Weise an, wie später Karl der Grofse an ihn angeknüpft hat und Napoleon an Karl den Grofsen wenigstens anzuknüpfen versuchte. Er that dies auch nicht etwa auf Umwegen und heimlich, sondern so gut wie seine Nachfahren in möglichst offenkundiger Weise; es war ja eben der Zweck dieser Anknüpfung eine klare, nationale und populäre Formulirung für den neuen Staat zu finden. Seit alter Zeit standen auf dem Capitol die Standbilder derjenigen sieben Könige, die die conventionelle Geschichte Roms aufzuführen pflegte; Caesar befahl daneben das seinige als das achte zu errichten. Er erschien öffentlich in der Tracht der alten Könige von Alba. In seinem neuen Gesetz über politische Verbrecher war die hauptsächlichste Abweichung von dem sullanischen die, dafs neben die Volksgemeinde und auf eine Linie mit ihr der Imperator als der lebendige und persönliche Ausdruck des Volkes gestelltward. In der üblichen Formel der politischen Eide ward zu dem Jovis und den Penaten des römischen Volkes der Genius des Imperator hinzugefügt. Das äufsere Kennzeichen der Monarchie war nach der im ganzen Alterthum verbreiteten Ansicht das Bild des Monarchen auf den Münzen: seit dem J. 709 erscheint auf denen des römischen Staats der Kopf Caesars. Man konnte hienach wenigstens darüber sich nicht beschweren, dafs Caesar das Publicum über die Auffassung seiner Stellung im Dunkeln liefs; so bestimmt und so förmlich wie möglich trat er auf nicht blofs als Monarch, sondern eben als König von Rom. Sonach ist es denn eine Frage von sehr untergeordneter Bedeutung, ob Cae-

sar den Imperatorentitel beizubehalten oder ihn später mit dem Königstitel zu vertauschen gedachte.* Schon bei seinen Lebzeiten waren viele seiner Feinde wie seiner Freunde der Ansicht, dafs er beabsichtige sich ausdrücklich zum König von Rom ernennen zu lassen; ja einzelne seiner leidenschaftlichsten Anhänger legten ihm die Aufsetzung der Krone auf verschiedenen Wegen und zu verschiedenen Zeiten nahe; am auffallendsten Marcus Antonius, indem er als Consul vor allem Volke Caesar das Diadem darbot (15. Febr. 710). Caesar wies diese Anträge ohne Ausnahme von der Hand. Wenn er zugleich gegen diejenigen einschritt, die diese Vorfälle benutzten um republikanische Opposition zu machen, so folgt daraus noch keineswegs, dafs es ihm mit der Zurückweisung nicht Ernst war; und ebenso wenig ist der Beweis geführt worden, dafs diese Aufforderungen auf sein Geheifs erfolgt sind, um die Menge auf das ungewohnte Schauspiel des römischen Diadems vorzubereiten. Es kann der unberufene Eifer leidenschaftlicher Anhänger allein diese Auftritte veranlafst haben; es kann auch sein, dafs Caesar die Scene mit Antonius nur zuliefs oder auch veranstaltete, um durch die öffentliche und auf höheren Befehl selbst in die Kalender des Staats eingetragene Zurückweisung dem unbequemen Klatsch auf möglichst eclatante Weise ein Ende zu machen. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dafs Caesar,

* Ueber diese Frage läfst sich streiten; dagegen mufs die Annahme, dafs es Caesars Absicht gewesen die Römer als Imperator, die Nichtrömer als König zu beherrschen, einfach verworfen werden. Sie stützt sich einzig darauf, dafs angeblich in der Senatssitzung, in welcher Caesar ermordet ward, von einem der Orakelpriester Lucius Cotta ein Sibyllenspruch, wonach die Parther nur von einem König könnten überwunden werden, hatte vorgelegt und in Folge dessen der Beschlufs gefafst werden sollen Caesar das Königthum über die römischen Provinzen zu übertragen. Ein derartiges Gerücht war allerdings schon unmittelbar nach Caesars Tod in Umlauf. Allein nicht blofs findet dasselbe nirgends irgend welche auch nur mittelbare Bestätigung, sondern es wird von dem Zeitgenossen Cicero (*de div.* 2, 54, 119) sogar ausdrücklich für falsch erklärt und von den späteren Geschichtschreibern, namentlich von Sueton (79) und Dio (44, 15) nur als Gerücht referirt, das sie weit entfernt sind verbürgen zu wollen; und es wird denn auch nicht besser dadurch beglaubigt, dafs Plutarch (*Caes.* 60. 64. *Brut.* 10) und Appian (*b. c.* 2, 110) ihrer Gewohnheit gemäfs dasselbe, jener anekdotenhaft, dieser pragmatisirend berichten. Es ist diese Erzählung aber nicht blofs unbezeugt, sondern auch innerlich unmöglich. Wenn man auch davon absehen will, dafs Caesar zu viel Geist und zu viel politischen Tact hatte um nach Oligarchenart wichtige Staatsfragen durch einen Schlag mit der Orakelmaschine zu entscheiden, so konnte er doch nimmermehr daran denken den Staat, den er nivelliren wollte, also förmlich und rechtlich zu spalten.

der den Werth einer geläufigen Formulirung ebenso würdigte wie die mehr an die Namen als an das Wesen der Dinge sich heftenden Antipathien der Menge, entschlossen war den mit uraltem Bannfluch behafteten und den Römern seiner Zeit mehr noch für die Despoten des Orients als für ihre Numas und Servius geläufigen Königsnamen zu vermeiden und das Wesen des Königthums unter dem Imperatorentitel sich anzueignen. — Wie also der Herr da war, säumte natürlich auch der Hof nicht in obligatem Pomp und obligater Geschmacklosigkeit und Leerheit sich einzurichten. Caesar erschien öffentlich statt in dem mit Purpurstreifen verbrämten Gewande der Consuln in dem ganzpurpurnen, das im Alterthum als das Königskleid galt, und empfing auf seinem Goldsessel sitzend, ohne sich von demselben zu erheben, den feierlichen Zug des Senats. Die Geburtstags-, Sieges- und Gelübdefeste zu seinen Ehren füllten den Kalender. Wenn Caesar nach der Hauptstadt kam, zogen ihm die vornehmsten seiner Diener schaarenweise auf weite Strecken entgegen ihn einzuholen. Ihm nahe zu sein fing an so viel zu bedeuten, dafs die Miethpreise in dem von ihm bewohnten Stadtviertel in die Höhe gingen. Durch die Menge der zur Audienz sich drängenden Personen ward die persönliche Verhandlung mit ihm so schwierig, dafs Caesar selbst mit seinen Vertrauten vielfach schriftlich zu verkehren sich genöthigt sah und dafs auch die Vornehmsten stundenlang im Vorzimmer zu warten hatten. Man empfand es, deutlicher als es Caesar selber lieb war, dafs man nicht mehr zu einem Mitbürger kam. Nach allen Seiten hin offenbarte sich das neue Herrenthum.

Unter einem also thatsächlich unumschränkten Monarchen konnte kaum von einer Verfassung überhaupt die Rede sein, geschweige denn von dem Fortbestand des bisherigen auf dem gesetzlichen Zusammenwirken der Gemeinde, des Senats und der einzelnen Beamten beruhenden Gemeinwesens. Mit voller Bestimmtheit ging Caesar zurück auf die Ueberlieferung der Königszeit: die Bürgerschaftsversammlung blieb, was sie schon in der Königszeit gewesen war, neben und mit dem König der höchste und letzte Ausdruck des souverainen Volkswillens; der Senat ward wieder auf seine ursprüngliche Bestimmung zurückgeführt dem Herrn auf dessen Verlangen Rath zu ertheilen; der Herrscher endlich concentrirte in seiner Person aufs Neue die gesammte Beamtengewalt, so dafs es einen andern selbstständigen Staatsbeamten neben ihm so wenig wie neben den Königen der ältesten Zeit gab.

Für die Gesetzgebung hielt der demokratische Monarch fest

an dem uralten Satz des römischen Staatsrechts, dafs nur die Volksgemeinde in Gemeinschaft mit dem sie berufenden König vermögend sei das Gemeinwesen organisch zu reguliren, und sanctionirte seine constitutiven Verfügungen regelmäfsig durch Volksschlufs. Die freie Kraft und die sittlich-staatliche Autorität, die das Ja oder Nein jener alten Wehrmannschaften in sich getragen hatte, liefs sich freilich den sogenannten Comitien dieser Zeit nicht wieder einflöfsen, und die Mitwirkung der Bürgerschaft bei der Gesetzgebung, die in der alten Verfassung höchst beschränkt, aber reell und lebendig gewesen war, war in der neuen in praktischer Hinsicht ein wesenloser Schatten. Nur insofern als diese caesarischen Comitien dazu dienten die Volkssouveränetät principiell festzuhalten und energisch gegen den Sultanismus zu protestiren, waren sie ein wichtiges Moment in dem caesarischen System und mittelbar auch von grofser praktischer Bedeutung. — Neben dieser dem König und dem Volke gemeinschaftlichen Gesetzgebung ward, wie nicht blofs an sich klar, sondern auch bestimmt bezeugt ist, schon von Caesar selbst und nicht erst von seinen Nachfolgern der Satz des ältesten Staatsrechts wieder aufgenommen, dafs, was der höchste oder vielmehr einzige Beamte befiehlt, unbedingt Gültigkeit hat, so lange er im Amte bleibt, und die königliche Verordnung wenigstens bis zum Abgang ihres Urhebers thatsächlich dem Gesetz gleich steht. Besonderer coercitiver Mafsregeln gegen die Comitien bedurfte es übrigens nicht, da eine vieljährige Erfahrung gezeigt hatte, dafs mit diesem formellen Souverain jede Regierung, die Oligarchie wie der Monarch, bequem auskam.

Wenn der Demokratenkönig also der Volksgemeinde wenigstens einen formellen Antheil an der Souveränetät zugestand, so war es dagegen keineswegs seine Absicht mit der bisherigen Regierung, dem Senatorencollegium die Gewalt zu theilen. Caesars Senat sollte — ganz anders als der spätere augusteische — nichts sein als ein höchster Reichsrath, den er benutzte um die Gesetze mit ihm vorzuberathen und die wichtigeren administrativen Verfügungen durch ihn oder wenigstens unter seinem Namen zu erlassen — denn es kam freilich auch vor, dafs Senatsbeschlüsse ergingen, von denen keiner der als bei ihrer Redaction gegenwärtig aufgeführten Senatoren eine Ahnung hatte. Es hatte auch keine wesentlichen Formschwierigkeiten den Senat wieder auf seine ursprüngliche berathende Stellung zurückzuführen, aus der er mehr thatsächlich als rechtlich herausgeschritten war; dagegen war es hier nothwendig, da der römische Senat ebenso der Heerd

der Opposition gegen Caesar war wie der attische Areopag derjenigen gegen Perikles, Mafsregeln zu treffen um dem Senat den oppositionellen Charakter möglichst zu benehmen. Hauptsächlich aus diesem Grunde wurde die Zahl seiner Mitglieder, die im Normalstand bisher höchstens sechshundert betragen hatte (II, 334) und durch die letzten Krisen stark zusammengeschwunden war, durch ausserordentliche Ergänzung bis auf neunhundert gebracht und zugleich, um sie auf dieser Höhe zu halten, die Zahl der jährlich zu ernennenden Quästoren, d. h. der jährlich in den Senat eintretenden Mitglieder, von zwanzig auf vierzig erhöht. Die ausserordentliche Ergänzung des Senats nahm der Monarch allein vor. Bei der ordentlichen sicherte er einen dauernden Einfluss sich dadurch, dafs die Wahlcollegien durch Gesetz verpflichtet wurden den ersten zwanzig vom Monarchen mit Empfehlungsschreiben versehenen Bewerbern um die Quästur ihre Stimmen zu geben; überdiefs stand es der Krone frei die an die Quästur geknüpften Ehrenrechte, also namentlich den Sitz im Senat ausnahmsweise auch an nicht qualificirte Individuen zu vergeben. Die aufserordentlichen Ergänzungswahlen fielen natürlich wesentlich auf Anhänger der neuen Ordnung der Dinge und brachten neben angesehenen Rittern auch manche zweifelhafte und plebejische Individuen in die hohe Corporation: ehemalige durch den Censor oder in Folge eines Richterspruchs von der Liste gestrichene Senatoren, Ausländer aus Spanien und Gallien, welche zum Theil erst im Senat ihr Lateinisch zu lernen hatten, gewesene Unteroffiziere, die bisher nicht einmal den Ritterring gehabt hatten, Söhne von freigelassenen Leuten oder von solchen, die ehrenrührige Gewerbe betrieben, und dergleichen Elemente mehr. Die exclusiven Kreise der Nobilität, denen diese Umgestaltung des senatorischen Personals natürlich zum bittersten Aerger gereichte, sahen darin eine absichtliche Herabwürdigung der Institution des Senats selbst. Einer solchen sich selber vernichtenden Staatskunst war Caesar nicht fähig; er war ebenso entschlossen sich nicht von seinem Rath regieren zu lassen als überzeugt von der Nothwendigkeit des Instituts an sich. Richtiger hätten sie in diesem Verfahren die Absicht des Monarchen erkannt dem Senat seinen bisherigen Charakter der ausschliefslichen Repräsentation des oligarchischen Adels zu nehmen und ihn wieder zu dem zu machen, was er in der Königszeit gewesen war: zu einem alle Klassen der Staatsangehörigen durch ihre intelligentesten Elemente vertretenden Reichsrath. Wenn Caesar Niedriggeborene und Provinzialen in den Senat zog, so that er wesentlich das-

selbe, was die alten Könige, als sie zu der Zeit, wo die Patricier noch allein die Bürgerschaft ausmachten, in ihren Senat auch Plebejer aufnahmen (I, 57. 71. 164). — Eben dieselbe Tendenz erkennt man in dem merkwürdigen Versuche Caesars den Adel der Oligarchie durch einen zugleich alten und neuen monarchischen in den Schatten zu stellen. Noch immer bestand die Patricierschaft, wenn gleich ohne wesentliche ständische Vorrechte, doch als geschlossene Junkergilde fort (I, 194) und ebenso natürlich die freilich seit Jahrhunderten nicht ausgeübte Befugnifs der Curien neue Geschlechter in diese Gilde aufzunehmen (I, 60). Indem Caesar durch Volksbeschlufs anstatt der Curien dem Imperator das Recht übertragen liefs neue patricische Familien zu creiren, gründete er im Gegensatz zu der republikanischen Nobilität den neuen Adel des Patriciats, der alle Erfordernisse eines monarchischen Adels: altersgrauen Zauber, vollständige Abhängigkeit von der Regierung und gänzliche Bedeutungslosigkeit auf das Glücklichste vereinigte. — Wenn hiemit das Regiment der Nobilität beseitigt und ihre Existenz untergraben, der Senat in seiner neuen Gestalt aber durchaus zum Werkzeug des Monarchen gemacht war, so wurde zugleich in der Verwaltung und Regierung des Staats die Autokratie in der schärfsten Weise durchgeführt und die gesammte Execution in der Hand des Monarchen vereinigt. Vor allen Dingen entschied natürlich in jeder irgend wesentlichen Frage der Imperator in eigener Person. Caesar hat es vermocht das persönliche Regiment in einer Ausdehnung durchzuführen, die für uns geringe Menschen kaum fafslich ist und deren Erklärung doch nicht allein in der beispiellosen Raschheit und Sicherheit seines Arbeitens gefunden werden kann, sondern aufserdem noch begründet ist in einer allgemeineren Ursache. Wenn wir Caesar, Sulla, Gaius Gracchus, überhaupt die römischen Staatsmänner durchweg eine unsere Vorstellungen von menschlicher Arbeitskraft übersteigende Thätigkeit entwickeln sehen, so liegt die Ursache nicht in der seit jener Zeit veränderten Menschennatur, sondern in der seit jener Zeit veränderten Organisation des Hauswesens. Das römische Haus war eine Maschine, in der dem Herrn auch die geistigen Kräfte seiner Sclaven und Freigelassenen zuwuchsen; ein Herr, der sie zu regieren verstand, arbeitete gleichsam mit unzähligen Geistern. Es war das Ideal bureaukratischer Centralisation, dem unser Comptoirwesen zwar mit Eifer nachstrebt, aber doch hinter dem Urbild ebensoweit zurückbleibt wie die heutige Capitalherrschaft hinter dem antiken Sclavensystem. Caesar verstand diesen

Vortheil zu nutzen: wo ein Posten besonderes Vertrauen in Anspruch nimmt, sehen wir ihn grundsätzlich, so weit irgend andere Rücksichten es gestatten, denselben mit seinen Sclaven, Freigelassenen, niedriggeborenen Clienten besetzen. Seine Werke im Ganzen zeigen, was ein organisirendes Genie wie das seinige mit einem solchen Werkzeug auszurichten vermochte; auf die Frage, wie im Einzelnen diese wunderbaren Leistungen durchgeführt wurden, haben wir keine hinreichende Antwort — die Bureaukratie gleicht der Fabrik auch darin, dafs das geschaffene Werk nicht als das der Einzelnen erscheint, die es gearbeitet haben, sondern als das der Fabrik, die es stempelt. Nur das ist vollkommen klar, dafs Caesar durchaus keinen Gehülfen bei seinem Werke gehabt hat, der von persönlichem Einflufs auf dasselbe oder auch nur in den ganzen Plan eingeweiht gewesen wäre; er war nicht nur allein Meister, sondern er arbeitete auch ohne Gesellen nur mit Handlangern. Im Einzelnen versteht sich von selbst, dafs in den eigentlich politischen Angelegenheiten Caesar so weit irgend möglich jede Stellvertretung vermied. Wo sie unumgänglich war, wie denn Caesar namentlich während seiner häufigen Abwesenheit von Rom eines höheren Organs daselbst durchaus bedurfte, wurde in bezeichnender Weise hiezu nicht der legale Stellvertreter des Monarchen, der Stadtpräfect bestimmt, sondern ein Vertrauensmann ohne officiell anerkannte Competenz, gewöhnlich Caesars Banquier, der schlaue und geschmeidige phönikische Kaufmann Lucius Cornelius Balbus aus Gades. In der Verwaltung war Caesar vor allem darauf bedacht die Schlüssel der Staatskasse, die der Senat nach dem Sturze des Königthums sich zugeeignet und mittelst deren er des Regiments sich bemächtigt hatte, wiederum an sich zu nehmen und sie nur solchen Dienern anzuvertrauen, die mit ihrem Kopfe unbedingt und ausschliefslich ihm hafteten. Zwar dem Eigenthum nach blieb das Privatvermögen des Monarchen von dem Staatsgut natürlich streng geschieden; aber die Verwaltung des ganzen Finanz- und Geldwesens des Staates führte Caesar durchaus in der Art, wie er und überhaupt die römischen Grofsen die Verwaltung ihres eigenen Vermögens zu führen pflegten. Für die Zukunft wurden die Erhebung der Provinzialgefälle und die Leitung des Münzwesens den Sclaven und Freigelassenen des Imperators übertragen und die Männer senatorischen Standes davon unbedingt ausgeschlossen — ein folgenreicher Schritt, aus dem im Laufe der Zeit der so wichtige Procuratorenstand und das ‚kaiserliche Haus' sich entwickelt haben. Dagegen von den

Statthalterschaften, die, nachdem sie ihre finanziellen Geschäfte an die neuen kaiserlichen Steuereinnehmer abgegeben, mehr noch als bisher wesentlich Militärcommandos waren, ging nur die aegyptische an die eigenen Leute des Monarchen über. Die in eigenthümlicher Art geographisch isolirte und politisch centralisirte Landschaft am Nil war, wie schon die während der letzten Krise mehrfach vorgekommenen Versuche bedrängter italischer Parteichefs daselbst sich festzusetzen hinreichend bewiesen, wie kein anderer District geeignet unter einem fähigen Führer von der Centralgewalt auf die Dauer sich loszumachen. Wahrscheinlich war es eben diese Rücksicht, die Caesar bestimmte das Land nicht förmlich zur Provinz zu machen, sondern die ungefährlichen Lagiden daselbst zu dulden; und sicher wurden aus diesem Grunde die in Aegypten stationirenden Legionen nicht einem dem Senat, das heifst der ehemaligen Regierung angehörigen Manne anvertraut, sondern dieses Commando, ähnlich wie die Steuereinnehmerstellen, als ein Gesindeposten behandelt (S. 410). Im Allgemeinen aber überwog bei Caesar die Rücksicht, die Soldaten Roms nicht, wie die der Könige des Ostens, durch Lakaien commandiren zu lassen; es blieb Regel die bedeutenderen Statthalterschaften mit gewesenen Consuln, die geringeren mit gewesenen Prätoren zu besetzen. Dagegen die Vertheilung der Provinzen unter die qualificirten Candidaten, die bisher bald durch Volks- oder Senatsbeschlufs, bald durch Vereinbarung der Beamten oder durch das Loos erfolgt war, ging über an den Monarchen; und indem die Consuln häufig veranlafst wurden vor Ende des Jahres abzudanken und nachgewählten Consuln *(consules suffecti)* Platz zu machen, ferner die Zahl der jährlich ernannten Prätoren von acht auf sechzehn erhöht und dem Imperator die Ernennung der Hälfte derselben in ähnlicher Art wie die der Hälfte der Quästoren übertragen ward, endlich demselben das Recht reservirt blieb Titularconsuln und Titularprätoren ebenso wie Titularquästoren zu ernennen, sicherte Caesar sich für die Besetzung der Statthalterschaften eine hinreichende Zahl von ihm genehmen Candidaten. Die Abberufung blieb natürlich dem Ermessen des Regenten anheimgestellt ebenso wie die Ernennung; als Regel wurde angenommen, dafs der consularische Statthalter nicht über zwei, der prätorische nicht über ein Jahr in der Provinz bleiben solle. Was endlich die Verwaltung der Haupt- und Residenzstadt anlangt, so beabsichtigte der Imperator eine Zeitlang offenbar auch diese in ähnlicher Weise Beamten anzuvertrauen, welche er selber bestellt hatte. Er rief die alte Stadtverweserschaft der Königszeit

(I. 54) wieder ins Leben: zu verschiedenen Zeiten während seiner Abwesenheit übertrug er die Verwaltung der Hauptstadt einem oder mehreren solchen von ihm ohne Befragung des Volkes und auf unbestimmte Zeit ernannten Stellvertretern, welche die Geschäfte der sämmtlichen Verwaltungsbeamten in sich vereinigten und sogar das Recht besafsen mit eigenem Namen, obwohl natürlich nicht mit eigenem Bilde Münze zu schlagen. In dem J. 707 und in den ersten neun Monaten des J. 709 gab es ferner weder Prätoren noch curulische Aedilen noch Quästoren; auch die Consuln wurden in jenem Jahre erst im December ernannt und in diesem war gar Caesar Consul ohne Collegen. Es sieht dies ganz aus wie ein Versuch die alte königliche Gewalt auch innerhalb der Stadt Rom, bis auf die durch die demokratische Vergangenheit des neuen Monarchen gebotenen Beschränkungen, vollständig zu erneuern, also von Beamten, aufser dem König selbst, nur den Stadtpräfecten während des Königs Abwesenheit und die zum Schutz der Volksfreiheit bestellten Tribunen und Volksaedilen bestehen zu lassen, aber das Consulat, die Censur, die Prätur, die curulische Aedilität und die Quästur wieder abzuschaffen.* Indefs ging Caesar hievon später wieder ab und wie er selbst den Königsnamen mied, unterliefs er es auch jenen ehrwürdigen Namen den Krieg zu machen. Das Consulat ward ein reiner Titularposten, der nur insofern praktische Bedeutung hatte, als er die Anwartschaft auf eine höhere Statthalterschaft gewährte. Den Prätoren, Aedilen, Tribunen und Quästoren blieb im Wesentlichen ihre bisherige formelle Competenz; allein ihre Stellung ward dennoch eine gänzlich andere. Es war der politische Grundgedanke der Republik, dafs das römische Reich in der Stadt Rom aufgehe, und defshalb waren consequent die hauptstädtischen Municipal- durchaus als Reichsbeamte behandelt worden. In Caesars Monarchie fiel mit jener Auffassung auch diese Folge weg, die Beamten Roms constituirten fortan nur die erste unter den vielen Municipalitäten des Reiches. Das Schicksal, das die römische Gemeinde den unterworfenen zu bereiten gewohnt gewesen, widerfuhr durch Caesar ihr selber: ihre Souveränetät über das römische Reich verwandelte sich in eine beschränkte Communalfreiheit innerhalb des römischen

* Daher denn auch die vorsichtigen Wendungen bei Erwähnung dieser Aemter in Caesars Gesetzen: *cum censor alivsve quis magistratvs Romae populi censvm aget* (*l. Iul. mun.* 2. 144); *praetor ivre qvi Romae ivre dicendo praeerit* (*l. Rubr.* oft): *qvaestor vrbanvs qvive aerario praeerit* (*l. Iul. mun.* 2. 37 u. s.)

Reiches. Dafs zugleich die Zahl der Prätoren und Quästoren verdoppelt ward, wurde schon erwähnt; das Gleiche geschah hinsichtlich der Volksaedilen, zu denen zwei neue ‚Getreideaedilen' (*aediles Cereales*) zur Ueberwachung der hauptstädtischen Zufuhr hinzukamen. Die Besetzung dieser Aemter blieb der Gemeinde und ward hinsichtlich der Consuln, Volkstribunen und Volksaedilen nicht beschränkt; dafs für die Hälfte der jährlich zu ernennenden Prätoren, curulischen Aedilen und Quästoren der Imperator ein die Wähler bindendes Vorschlagsrecht erhielt, ward in der Hauptsache schon erwähnt. Ueberhaupt wurden die sacrosancten Palladien der Volksfreiheit nicht angetastet; was natürlich nicht hinderte gegen den einzelnen aufsätzigen Volkstribun ernstlich einzuschreiten, ja ihn abzusetzen und von der Liste der Senatoren zu streichen. Wenn also der Imperator für alle allgemeineren und wichtigeren Fragen sein eigener Minister war; wenn er die Finanzen durch seine Bedienten, das Heer durch seine Adjutanten beherrschte; wenn er die alten republikanischen Staatsämter wieder in Gemeindeämter der Stadt Rom umgewandelt hatte; wenn endlich zu dem allem der Imperator das Recht besafs seinen Nachfolger selber zu ernennen, so war damit die Autokratie hinreichend begründet.

In der geistlichen Hierarchie dagegen hat Caesar, obwohl er auch über diesen Theil des Staatshaushalts ein ausführliches Gesetz erliefs, nichts Wesentliches geneuert, aufser dafs er das Oberpontificat und die Mitgliedschaft in den drei andern höchsten geistlichen Collegien mit der Person des Regenten verknüpfte; womit es theilweise zusammenhängt, dafs in den drei höchsten Collegien je eine, in dem vierten der Schmausherren drei neue Stellen geschaffen wurden. Hatte die römische Staatskirche bisher der herrschenden Oligarchie zur Stütze gedient, so konnte sie doch eben dieselben Dienste auch der neuen Monarchie leisten. Die conservative Religionspolitik des Senats ging über auf die neuen Könige von Rom; als der streng conservative Varro um diese Zeit seine ‚Alterthümer der göttlichen Dinge', das Haupt- und Grundbuch der römischen Staatstheologie, bekannt machte, durfte er dasselbe dem Oberpontifex Caesar dediciren. Der matte Glanz, den der Joviscult noch zu geben vermochte, umflofs den neugegründeten Thron und der alte Landesglaube ward in seinen letzten Stadien das Werkzeug eines freilich von Haus aus hohlen und matten Caesaropapismus.

Im Gerichtswesen ward zunächst die alte königliche Gerichtsbarkeit wieder hergestellt. Wie der König ursprünglich

in Criminal- und Civilsachen Richter gewesen war, ohne in jenen an die Gnadeninstanz des Volkes, in diesen an die Ueberweisung der Entscheidung der streitigen Frage an Geschworne rechtlich gebunden zu sein: so nahm auch Caesar das Recht in Anspruch Blutgerichte wie Privatprozesse zu alleiniger und endgültiger Entscheidung an sich zu ziehen und sie im Fall seiner Anwesenheit selbst, im Fall seiner Abwesenheit durch den Stadtverweser zu erledigen. In der That finden wir ihn, ganz nach der Weise der alten Könige, theils öffentlich auf dem Markte der Hauptstadt zu Gericht sitzen über des Hochverraths angeklagte römische Bürger, theils in seinem Hause ihn Gericht halten über die des gleichen Vergehens verdächtigen Clientelfürsten; so dafs das Vorrecht, das die römischen Bürger vor den übrigen Unterthanen des Königs voraus hatten, allein in der Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlung bestanden zu haben scheint. Indefs diese wiedererweckte königliche Rechtspflege konnte der Natur der Sache nach thatsächlich nur in Ausnahmefällen zur Anwendung kommen, wenn gleich Caesar seiner wichtigen oberrichterlichen Thätigkeit mit Unparteilichkeit und Sorgfalt sich unterzog. Für den gewöhnlichen Rechtsgang blieb daneben die bisherige republikanische Rechtspflege für Criminal- und Civilsachen im Wesentlichen unverändert bestehen. Die Criminalsachen fanden nach wie vor ihre Erledigung vor den verschiedenen Geschwornencommissionen für die einzelnen Verbrechen, die Civilsachen theils vor dem Erbschafts- oder dem sogenannten ‚Hundertmännergericht', theils vor den Einzelgeschwornen; die Leitung der Gerichte ward wie bisher in der Hauptstadt wesentlich von den einzelnen Prätoren, in den Provinzen von den Statthaltern besorgt. Auch die politischen Verbrechen blieben selbst unter der Monarchie einer Geschwornencommission überwiesen; die neue Ordnung, die Caesar für dieselbe erliefs, specificirte die gesetzlich strafbaren Handlungen genau und in liberaler jede Gesinnungsverfolgung ausschliefsender Weise und setzte als Strafe nicht den Tod fest, sondern die Verbannung. Nur hinsichtlich der Auswahl der Geschwornen, die die Senatorenpartei ausschliefslich aus dem Senat, die strengen Gracchaner ausschliefslich aus dem Ritterstand erkoren wissen wollten, liefs er es, getreu dem Grundsatz der Versöhnung der Parteien, bei dem Transactionsgesetze Cottas (S. 92), jedoch mit der wahrscheinlich schon durch das Gesetz des Pompeius vom J. 699 (S. 301) vorbereiteten Modification, dafs die aus den unteren Schichten des Volkes hervorgegangenen Aerartribunen beseitigt wurden und Senatoren und Ritter in die Geschwornenfunctionen,

die so lange der Zankapfel zwischen ihnen gewesen waren, jetzt friedlich sich theilten. Es lag hierin zugleich die Festsetzung eines Geschwornencensus von mindestens 400000 Sesterzen (28000 Thlr.). — Das Verhältnifs der königlichen und der republikanischen Gerichtsbarkeit war im Ganzen concurrirender Art, so dafs jede Sache, wenn sie anhängig gemacht ward, sowohl vor dem Königsgericht als vor dem beikommenden republikanischen Gerichtshof instruirt werden konnte, wobei im Collisionsfall natürlich der letztere zurückstand; wenn dagegen das eine oder das andere Gericht den Spruch gefällt hatte, die Sache damit endgültig erledigt war. Indefs gelangte der neue König auf einem anderen Wege auch dazu unter Umständen ein gerichtliches Urtheil reformiren zu können. Der Volkstribun konnte durch sein Einschreiten wie jede andere Amtshandlung, so auch den unter Leitung eines Magistrats gefundenen Geschwornenspruch cassiren, aufser wo besondere Ausnahmegesetze die tribunicische Intercession ausschlossen; was der Fall war bei den durch neuere Gesetze niedergesetzten Geschwornengerichten, den Hundertmännern und den verschiedenen Criminalcommissionen. Mit Ausnahme dieser Wahrsprüche also konnte denn auch der Imperator kraft seiner tribunicischen Gewalt jedes Geschwornenurtheil und namentlich jede Entscheidung in dem gewöhnlichen Privatprozefs vor Civilgeschwornen vernichten und kraft seiner oberrichterlichen Befugnifs die Sache sodann abermals vor sich verhandeln lassen. So begründete Caesar* neben der concurrirenden Gerichtsbarkeit erster und einziger Instanz, wie sie in dem neuen Königsgericht enthalten war, eine kaiserliche Appellationsinstanz und es entstand damit der rechtliche Instanzenzug, der der ältern Geschichte des Rechts durchaus fremd ist und der für die Folge- und noch für die heutige Zeit so wichtig werden sollte. — Allerdings waren durch diese Neuerungen, von denen die wichtigste, die Einführung des Princips der Appellation, nicht einmal unbedingt zu den Besserungen gezählt werden kann, die Schäden, an denen die römische Rechtspflege darnieder lag, keineswegs ausgeheilt. Der Criminalprozefs, der von Haus aus politischer Prozefs gewesen und zum guten Theil immer geblieben war, hatte in dem wüsten Treiben der letzten Generationen sich vollständig zer-

* Vollständig nachweisbar sind diese Sätze allerdings erst für Augustus; aber da alle Elemente dieser merkwürdigen Gerichtsreform in der von Caesar begrenzten Imperatorengewalt enthalten sind, so wird man sie auf diesen zurückführen dürfen.

nichtet und glich zuletzt nicht mehr einem ernstlichen Rechtshandel, sondern einer mit Gunst, Gold und Gewalt geschlagenen Cliquenschlacht. Die Schuld lag an allen Betheiligten zugleich, an den Beamten, der Jury, den Parteien, sogar dem Zuschauerpublicum; aber die unheilbarsten Wunden schlug dem Rechte das Treiben der Advocaten. Indem die Schmarotzerpflanze der römischen Advocatenberedsamkeit gedieh, wurden alle positiven Rechtsbegriffe zersetzt und der dem Publicum so schwer einleuchtende Unterschied zwischen Meinung und Beweis aus der römischen Criminalpraxis recht eigentlich ausgetrieben. ‚Ein recht schlechter Angeklagter, sagt ein vielerfahrener römischer Advocat dieser Zeit, kann auf jedes beliebige Verbrechen, das er begangen oder nicht begangen hat, angeklagt werden und wird sicher verurtheilt'. Es sind aus dieser Epoche zahlreiche Plaidoyers in Criminalsachen erhalten; kaum eines ist darunter, das auch nur ernstlich versuchte das fragliche Verbrechen zu formuliren und den Beweis oder Gegenbeweis zu entwickeln. Dafs der gleichzeitige Civilprozefs ebenfalls vielfach ungesund war, bedarf kaum der Erwähnung; auch er litt unter den Folgen der in alles sich mengenden Parteipolitik, wie denn zum Beispiel in dem Prozefs des Publius Quinctius 671—673 die widersprechendsten Entscheidungen fielen, je nachdem Cinna oder Sulla in Rom die Oberhand hatte, und die Anwälte, häufig Nichtjuristen, stifteten auch hier absichtlich und unabsichtlich Verwirrung genug. Aber es lag doch in der Natur der Sache, dafs theils die Partei hier nur ausnahmsweise sich einmengte, theils die Advocatenrabulistik nicht so rasch und nicht so tief die Rechtsbegriffe aufzulösen vermochte; wie denn auch die Civilplaidoyers, die wir aus dieser Epoche besitzen, zwar nicht nach unsern strengeren Begriffen gute Advocatenschriften, aber doch weit weniger libellistischen und weit mehr juristischen Inhalts sind als die gleichzeitigen Criminalreden. Es war wohl viel gewonnen, wenn besser gewählte und besser beaufsichtigte Beamte und Geschworne ernannt wurden, wenn die handgreifliche Bestechung und Einschüchterung der Gerichte verschwand und der Advocatenberedsamkeit der von Pompeius ihr angelegte Maulkorb (S. 308) belassen oder gar noch verschärft ward; aber das heilige Rechtsgefühl und die Ehrfurcht vor dem Gesetz, schwer in den Gemüthern der Menge zu zerrütten, sind schwerer noch wieder zu erzeugen. Wie auch der Gesetzgeber die geringen Uebelstände niederwarf, den Grundschaden vermochte er nicht zu heilen; und man durfte zweifeln, ob die Zeit, die alles Heilbare heilt, hier Hülfe bringen werde.

Die Reorganisation des Militärwesens mufste ausgehen von der Wiederherstellung der tiefgesunkenen militärischen Disciplin. Im Allgemeinen finden wir das römische Heerwesen dieser Zeit in derselben Verfassung wie das karthagische zur Zeit Hannibals. Die regierenden Klassen senden nur noch die Offiziere, die Unterthanenschaft, Plebejer und Provinzialen bilden das Heer. Der Feldherr ist von der Centralregierung finanziell und militärisch fast unabhängig und im Glück wie im Unglück wesentlich auf sich selbst und auf die Hülfsquellen seines Sprengels angewiesen. Bürger- und sogar Nationalsinn sind aus dem Heere verschwunden und als innerliches Band einzig der Corpsgeist übrig geblieben. Die Armee hat aufgehört ein Werkzeug des Gemeinwesens zu sein; politisch hat sie einen eigenen Willen nicht, wohl aber vermag sie den des Werkmeisters sich anzueignen; militärisch sinkt sie unter den gewöhnlichen elenden Führern zu einer aufgelösten unbrauchbaren Rotte herab, entwickelt aber auch unter dem rechten Feldherrn sich zu einer dem Bürgerheer unerreichbaren militärischen Vollkommenheit. Der Offizierstand vor allem war im tiefsten Verfall. Die höheren Stände, Senatoren und Ritter entwöhnten immer mehr sich der Waffen. Wenn man sonst um die Stabsoffizierstellen eifrig geworben hatte, so war jetzt jeder Mann von Ritterrang, welcher dienen mochte, einer Kriegstribunenstelle sicher und schon mufsten manche dieser Posten mit Männern niedrigeren Standes besetzt werden; wer aber überhaupt von den Vornehmen noch diente, suchte wenigstens in Sicilien oder einer andern Provinz, wo man sicher war nicht vor den Feind zu kommen, sein Dienstjahr abzuthun. Offiziere von gewöhnlicher Bravour und Brauchbarkeit wurden wie Meerwunder angestaunt; wie denn namentlich mit Pompeius seine Zeitgenossen eine in jeder Hinsicht sie compromittirende militärische Vergötterung trieben. Zum Ausreifsen wie zur Meuterei gab in der Regel der Stab das Signal; trotz der sträflichen Nachsicht der Commandirenden waren Anträge auf Cassation vornehmer Offiziere alltägliche Vorfälle. Noch besitzen wir das von Caesars eigener Hand nicht ohne Ironie gezeichnete Bild, wie in seinem eigenen Hauptquartier, als es gegen Ariovist gehen sollte, geflucht und geweint, und an Testamenten und sogar an Urlaubsgesuchen gearbeitet ward. In der Soldatenschaft war von den besseren Ständen keine Spur mehr zu entdecken. Gesetzlich bestand die allgemeine Wehrpflicht noch; allein die Aushebung erfolgte in der regellosesten und unbilligsten Weise; zahlreiche Pflichtige wurden ganz übergangen, dagegen die einmal Ausge-

hobenen dreifsig Jahre und länger bei den Adlern festgehalten. Die römische Bürgerreiterei vegetirte nur noch als eine Art berittener Nobelgarde, deren salbenduftende Cavaliere und ausgesuchte Luxuspferde einzig bei den hauptstädtischen Festen eine Rolle spielten; das sogenannte Bürgerfufsvolk war eine aus den niedrigsten Schichten der Bürgerbevölkerung durch Werberlist oder Werbergewalt zusammengeraffte Lanzknechttruppe; die Unterthanen stellten die Reiterei und die leichten Truppen ausschliefslich und fingen an auch im Fufsvolk immer stärker mit verwendet zu werden. Die Rottenführerstellen in den Legionen, auf denen bei der damaligen Kriegführung die Tüchtigkeit der Abtheilungen wesentlich beruhte und zu denen nach der nationalen Kriegsverfassung der Soldat mit der Pike sich empordiente, wurden jetzt nicht blofs regelmäfsig nach Gunst vergeben, sondern sogar nicht selten an den Meistbietenden verkauft. Die Zahlung des Soldes erfolgte bei der schlechten Finanzwirthschaft der Regierung und der Feilheit und Betrügerei der grofsen Majorität der Beamten höchst mangelhaft und unregelmäfsig. — Die nothwendige Folge hiervon war, dafs im gewöhnlichen Laufe der Dinge die römischen Armeen die Provinzialen ausraubten, gegen die Offiziere meuterten, und vor dem Feinde davon liefen; es kam vor, dafs beträchtliche Heere, wie das makedonische des Piso im J. 697 (S. 275), ohne eigentliche Niederlage blofs durch diese Mifswirthschaft vollständig ruinirt wurden. Fähige Führer dagegen, wie Pompeius, Caesar, Gabinius, bildeten wohl aus dem vorhandenen Material tüchtige und schlagfertige, zum Theil musterhafte Armeen; allein es gehörten diese Armeen viel mehr ihrem Heerführer an als dem Gemeinwesen. Der noch weit vollständigere Verfall der römischen Marine, die zu allem andern den Römern antipathisch geblieben und nie völlig nationalisirt worden war, bedarf kaum der Erwähnung. Es war eben auch hier nach allen Seiten hin unter dem oligarchischen Regiment ruinirt worden, was überhaupt ruinirt werden konnte. — Caesar ging im Allgemeinen von der Ansicht aus, dafs das römische Heerwesen einer radicalen Reform entweder nicht bedürfe oder auch nicht fähig sei und dafs es genüge die unter der bisherigen schlaffen und unfähigen Oberleitung gelockerten Zügel wieder straffer und fester anzuziehen. Die Elemente der Armee acceptirte er, eben wie Hannibal sie acceptirt hatte. Die Bestimmung seiner Gemeindeordnung, dafs, um vor dem dreifsigsten Jahre ein Gemeindeamt bekleiden oder im Gemeinderath zu sitzen, ein dreijähriger Dienst zu Pferde — das heifst als Offizier — oder ein sechsjähriger zu

Fufs erforderlich sei, beweist wohl, dafs er die besseren Stände wieder mehr in das Heer zu ziehen wünschte, aber ebenso deutlich auch, dafs bei dem immer mehr einreifsenden unkriegerischen Geist der Nation er selbst es nicht mehr für möglich hielt die Bekleidung eines Ehrenamts an die Ueberstehung der Dienstzeit unbedingt wie ehedem zu knüpfen. Eben daraus wird es sich erklären, dafs Caesar keinen Versuch gemacht hat die römische Bürgerreiterei wieder herzustellen. Die Aushebung ward besser geordnet, die Dienstzeit regulirt und abgekürzt; übrigens blieb es dabei, dafs die Linieninfanterie vorwiegend aus den niederen Ständen der römischen Bürgerschaft, die Reiterei und die leichte Infanterie aus der Unterthanenschaft ausgehoben ward — dafs für die Reorganisation der Kriegsflotte nichts geschah, ist auffallend. Bemerkenswerth ist es, dafs Caesar zuerst von dem altrömischen System abwich niemals mit Söldnern zu fechten und in die Reiterei gemiethete Ausländer, namentlich Deutsche einstellte; eine ihrem Urheber selbst ohne Zweifel bedenkliche Neuerung, zu der ihn die Unzuverlässigkeit der Unterthanenreiterei zwang (S. 257). Eine andere Neuerung war die Beseitigung des alten zwischen den sechs Kriegstribunen der Legion wechselnden Legionscommandos: in dieser Zeit erscheinen die Legionscommandanten oder sogenannten ‚Legionsadjutanten' *(legati legionis)*, die bisher nur aufserordentlicher Weise bestellt worden waren, zuerst als eine bleibende und organische Institution, wovon der Grund theils in dem Bedürfnifs einer energischeren Centralisirung des Commandos, theils in dem fühlbaren Mangel an fähigen Oberoffizieren zu suchen sein wird. Die wesentlichste Veränderung im Heerwesen bestand in der Aufstellung eines bleibenden Generalissimus, welcher anstatt des bisherigen unmilitärischen und in jeder Beziehung unfähigen Regierungscollegiums das gesammte Armeeregiment in seinen Händen vereinigte und dasselbe also aus einer meist blofs nominellen Direction in ein reelles und energisches Obercommando umschuf. Wenn die Statthalter der Republik durchaus sich selber überlassen waren, so waren die neuen Adjutanten von dem Imperator, der sie ernannte und abrief, so vollständig abhängig, dafs weder eine Verwahrlosung der Armeen wie bisher, noch eine Umwandlung derselben in persönliche Gefolgschaften des einzelnen Offiziers leicht zu befürchten stand. Indefs ist es bemerkenswerth, dafs, so entschieden auch die Verhältnisse zur Militärmonarchie hindrängten und so bestimmt Caesar das Obercommando ausschliefslich für sich nahm, er dennoch keineswegs gesonnen war seine Gewalt durch und auf das

Heer zu begründen. Er hielt zwar eine stehende Armee nothwendig für seinen Staat, aber nur, weil derselbe seiner geographischen Lage nach einer umfassenden Grenzregulirung und stehender Grenzbesatzungen bedurfte. Theils in früheren Epochen, theils während des letzten Bürgerkrieges hatte er an Spaniens Befriedung gearbeitet und in Africa längs der grofsen Wüste, im Nordwesten des Reichs an der Rheinlinie feste Stellungen für die Grenzvertheidigung eingerichtet. Mit ähnlichen Plänen beschäftigte er sich für die Landschaften am Euphrat und an der Donau. Vor allen Dingen gedachte er gegen die Parther zu ziehen und den Tag von Karrhae zu rächen; er hatte drei Jahre für diesen Krieg bestimmt und war entschlossen mit diesen gefährlichen Feinden ein- für allemal und ebenso vorsichtig wie gründlich abzurechnen. Ebenso hatte er den Plan entworfen den zu beiden Seiten der Donau gewaltig um sich greifenden Getenkönig Boerebistas (S. 276) anzugreifen und auch im Nordosten Italien durch ähnliche Marken zu schützen, wie er sie ihm im Keltenlande geschaffen. Dagegen liegen durchaus keine Beweise dafür vor, dafs Caesar gleich Alexander einen Siegeslauf in die unendliche Ferne im Sinn hatte; es wird wohl erzählt, dafs er von Parthien aus an das kaspische und von diesem an das schwarze Meer, sodann an dem Nordufer desselben bis zur Donau zu ziehen, ganz Skythien und Germanien bis an den, nach damaliger Vorstellung vom Mittelmeer nicht allzu fernen, nördlichen Ocean zum Reiche zu bringen und durch Gallien heimzukehren beabsichtigt habe; allein keine irgend glaubwürdige Autorität verbürgt die Existenz dieser fabulosen Projecte. Bei einem Staat, der wie der römische Caesars bereits eine schwer zu bewältigende Masse barbarischer Elemente in sich schlofs und mit deren Assimilirung noch auf Jahrhunderte hinaus mehr als genug zu thun hatte, wären solche Eroberungen, auch ihre militärische Ausführbarkeit angenommen, doch nichts gewesen als noch weit glänzendere und noch weit schlimmere Fehler als die Inderheerfahrt Alexanders. Sowohl nach Caesars Verfahren in Britannien und Deutschland wie nach dem Verhalten derjenigen, die die Erben seiner politischen Gedanken wurden, ist es in hohem Grade wahrscheinlich, dafs Caesar, mit Scipio Aemilianus, die Götter nicht anrief das Reich zu mehren, sondern es zu erhalten und dafs seine Eroberungspläne sich beschränkten auf eine freilich nach seinem grofsartigen Mafsstab bemessene Grenzregulirung, durch die die Euphratlinie gesichert und anstatt der völlig schwankenden und militärisch nichtigen nordöstlichen Reichsgrenze die Donaulinie gewonnen und vertheidigungsfähig

gemacht werden sollte. Indefs wenn es nur wahrscheinlich bleibt, dafs Caesar nicht in dem Sinne als Welteroberer bezeichnet werden darf wie Alexander und Napoleon, so ist das vollkommen gewifs, dafs er seine neue Monarchie nicht zunächst auf die Armee stützen wollte und überhaupt nicht die militärische Gewalt über die bürgerliche zu setzen, sondern sie dem bürgerlichen Gemeinwesen ein- und so weit möglich unterzuordnen gedachte. Die unschätzbaren Stützen eines Soldatenstaates, jene alten vielgefeierten gallischen Legionen wurden eben wegen ihres mit einem bürgerlichen Gemeinwesen unverträglichen Corpsgeistes in ehrenvoller Weise annullirt und ihre ruhmvollen Namen pflanzten nur sich fort in neugegründeten städtischen Gemeinden. Die von Caesar bei ihrer Entlassung mit Landloosen beschenkten Soldaten wurden nicht wie die Sullas in eigenen Colonien gleichsam militärisch zusammengesiedelt, sondern, namentlich so weit sie in Italien ansässig wurden, möglichst vereinzelt und durch die ganze Halbinsel zerstreut; nur war es freilich nicht zu vermeiden, dafs auf den disponibel gebliebenen Theilen des campanischen Ackers die alten Soldaten Caesars dennoch in Masse sich zusammenfanden. Der schwierigen Aufgabe die Soldaten einer stehenden Armee innerhalb der Kreise des bürgerlichen Lebens zu halten suchte Caesar zu genügen theils durch die schon erwähnte Verkürzung der Dienstzeit, welche einen rascheren Wechsel des Soldatenpersonals herbeiführte, theils durch regelmäfsige Ansiedlung der ausgedienten Soldaten als Ackercolonisten, theils und vornämlich dadurch, dafs die Armee von Italien und überhaupt von den eigentlichen Sitzen des bürgerlichen und politischen Lebens der Nation ferngehalten und der Soldat dahin gewiesen ward, wo er nach der Meinung des grofsen Königs allein an seinem Platze war: in die Grenzstation zur Abwehr des auswärtigen Feindes. Das rechte Kriterium des Militärstaats, die Entwickelung und Bevorzugung der Gardetruppe findet bei Caesar sich nicht. Obwohl in der activen Armee das Institut einer besonderen Leibwache des Feldherrn bereits seit langem bestand (II, 186), so tritt diese doch in Caesars Heerführung vollständig in den Hintergrund; seine praetorische Cohorte scheint wesentlich nur aus Ordonnanzoffizieren oder nicht militärischen Begleitern bestanden zu haben und niemals ein eigentliches Elitencorps, also auch niemals Gegenstand der Eifersucht der Linientruppen gewesen zu sein. Wenn Caesar schon als Feldherr die Garde thatsächlich fallen liefs, so duldete er um so weniger als König eine Leibwache um sich. Obwohl beständig und ihm wohl bewufst Mörder ihn umschlichen,

wies er dennoch den Antrag des Senats auf Errichtung einer Nobelgarde zurück, entliefs, so wie die Dinge einigermafsen sich beruhigten, die spanische Escorte, deren er in der ersten Zeit in der Hauptstadt sich bedient hatte und begnügte sich mit dem Gefolge von Gerichtsdienern, wie es für die römischen Oberbeamten hergebracht war. Wie viel auch Caesar von dem Gedanken seiner Partei und seiner Jugend, ein perikleisches Regiment in Rom nicht kraft des Säbels, sondern kraft des Vertrauens der Nation zu begründen, im Kampfe mit den Realitäten hatte müssen fallen lassen — den Grundgedanken, keine Militärmonarchie zu stiften, hielt er auch jetzt noch mit einer Energie fest, für die die Geschichte kaum eine Parallele darbietet. Allerdings war auch dies ein unausführbares Ideal — es war die einzige Illusion, in der das sehnsüchtige Verlangen in diesem starken Geiste mächtiger war als der klare Verstand. Ein Regiment, wie es Caesar im Sinne trug, war nicht blofs nothwendig höchst persönlicher Natur und mufste mit dem Tode des Urhebers ebenso zu Grunde gehen wie die verwandten Schöpfungen Perikles und Cromwells mit dem Tode ihrer Stifter; sondern es war auch bei dem tief zerrütteten Zustand der Nation nicht einmal glaublich, dafs es dem achten König von Rom selbst für seine Lebenszeit gelingen werde so wie seine sieben Vorgänger seine Mitbürger blofs kraft Gesetz und Recht zu beherrschen und ebenso wenig wahrscheinlich, dafs es ihm gelingen werde das stehende Heer, nachdem es im letzten Bürgerkrieg seine Macht kennen gelernt und die Scheu verlernt hatte, wieder als dienendes Glied in die bürgerliche Ordnung einzufügen. Wer kaltblütig erwog, bis zu welchem Grade die Furcht vor dem Gesetz aus den untersten wie aus den obersten Schichten der Gesellschaft entwichen war, dem mufste die erstere Hoffnung vielmehr ein Traum dünken; und wenn mit der marianischen Reform des Heerwesens der Soldat überhaupt aufgehört hatte Bürger zu sein (II, 186), so zeigten jetzt die campanische Meuterei und das Schlachtfeld von Thapsus mit leidiger Deutlichkeit, in welcher Art die Armee sich dazu bereit fand dem Gesetze ihren Arm zu leihen. Selbst der grofse Demokrat vermochte die Gewalten, die er entfesselt hatte, nur mühsam und mangelhaft wieder zu bändigen; tausende von Schwertern flogen noch auf seinen Wink aus der Scheide, aber sie kehrten schon nicht mehr in die Scheide auf seinen Wink zurück. Das Verhängnifs ist mächtiger als das Genie. Caesar wollte der Wiederhersteller des bürgerlichen Gemeinwesens werden und ward der Gründer der von ihm verabscheuten

Militärmonarchie; er stürzte den Aristokraten- und Banquierstaat im Staate nur, um an deren Platz den Soldatenstaat im Staate zu setzen und es blieb wie bisher das Gemeinwesen tyrannisirt und exploitirt von einer privilegirten Minorität. Aber dennoch ist es das Privilegium der höchsten Naturen also schöpferisch zu irren. Diese genialen Versuche grofser Männer das Ideal zu realisiren, wenn sie auch ihr Ziel nicht erreichen, bilden den besten Schatz der Nationen. Es ist Caesars Werk, dafs der römische Militärstaat erst nach mehreren Jahrhunderten zum Polizeistaat ward und dafs die römischen Imperatoren, wie wenig sie sonst auch dem grofsen Begründer ihrer Herrschaft glichen, doch den Soldaten wesentlich nicht gegen den Bürger verwandten, sondern gegen den Feind und Nation und Armee beide zu hoch achteten, um diese zum Constabler über jene zu setzen.

Die Ordnung des Finanzwesens machte bei den soliden Grundlagen, die die ungeheure Gröfse des Reiches und der Ausschlufs des Creditsystems gewährten, verhältnifsmäfsig nur geringe Schwierigkeit. Wenn der Staat bisher in beständiger Finanzverlegenheit sich befunden hatte, so war daran die Unzulänglichkeit der Staatseinnahmen am wenigsten schuld. Diese hatten vielmehr eben in den letzten Jahren sich ungemein vermehrt. Zu der älteren Gesammteinnahme, die auf 200 Mill. Sesterzen (14,300,000 Thlr.) angeschlagen wird, waren durch die Einrichtung der Provinzen Bithynien-Pontus und Syrien 85 Mill. Sest. (6,000,000 Thlr.) gekommen; welcher Zuwachs nebst den sonstigen neueröffneten oder gesteigerten Einnahmequellen, namentlich durch den beständig steigenden Ertrag der Luxusabgaben, den Verlust der campanischen Pachtgelder weit überwog. Aufserdem waren durch Lucullus, Metellus, Pompeius, Cato und Andere aufserordentlicher Weise dem Staatsschatz ungeheure Summen zugeflossen. Die Ursache der finanziellen Verlegenheiten lag vielmehr theils in den gesteigerten ordentlichen und aufserordentlichen Ausgaben, theils in der geschäftlichen Verwirrung. Unter jenen nahm die Getreidevertheilung an die hauptstädtische Menge fast unerschwingliche Summen in Anspruch: durch die von Cato 691 ihr gegebene Ausdehnung (S. 177) stieg die jährliche Ausgabe dafür auf 30 Mill. Sesterzen (2,145,000 Thlr.) und seit Abschaffung der bisher gezahlten Vergütung im J. 696 verschlang dieselbe gar den fünften Theil der Staatseinkünfte. Auch das Militärbudget erforderte immer gröfsere Summen, seit zu den Besatzungen von Spanien, Makedonien und der übrigen Provinzen noch die von Ki-

likien und Syrien hinzukamen. Unter den aufserordentlichen Ausgaben sind in erster Linie die grofsen Kosten der Flottenrüstungen zu nennen, wofür zum Beispiel fünf Jahre nach der grofsen Razzia von 687 auf einmal 34 Mill. Sesterzen (2½ Mill. Thlr.) verausgabt wurden. Dazu kamen die sehr ansehnlichen Summen, welche die Kriegszüge und Kriegsvorbereitungen wegnahmen, wie denn blofs für Ausrüstung des makedonischen Heeres des Piso auf einmal 18 Mill. Sest. (1,300000 Thlr.), an Pompeius für die Unterhaltung und Besoldung der spanischen Armee gar jährlich 24 Mill. Sest. (1,716000 Thlr.) und ähnliche Summen an Caesar für die gallischen Legionen gezahlt wurden. So beträchtlich aber auch diese Ansprüche waren, die an die römische Staatskasse gemacht wurden, so hätte dennoch dieselbe ihnen wahrscheinlich zu genügen vermocht, wenn nicht ihre einst so musterhafte Verwaltung von der allgemeinen Schlaffheit und Unehrlichkeit dieser Zeit mit ergriffen worden wäre; oft stockten die Zahlungen des Aerars blofs defshalb, weil man dessen ausstehende Forderungen einzumahnen versäumte. Die vorgesetzten Beamten, zwei von den Quaestoren, junge jährlich gewechselte Menschen, verhielten im besten Fall sich passiv; unter dem früherhin seiner Ehrenhaftigkeit wegen mit Recht hochangesehenen Schreiber- und sonstigen Bureaupersonal waren jetzt, namentlich seit diese Posten käuflich geworden waren (II, 65), die ärgsten Mifsbräuche im Schwange. — Caesar begegnete der hier obwaltenden Zerrüttung hauptsächlich dadurch, dafs er, statt wie bisher im Senat, jetzt in seinem Kabinet alle Fäden des römischen Staatsfinanzwesens zusammenlaufen liefs, wodurch denn von selbst neues Leben, strengere Ordnung und festerer Zusammenhang in alle Räder und Triebfedern dieser grofsen Maschine kam. Ferner wurden die beiden von Gaius Gracchus herrührenden und Krebsschäden gleich das römische Finanzsystem zerfressenden Institutionen: die Verpachtung der directen Abgaben und die Getreidevertheilungen, theils beseitigt, theils reformirt. Caesar wollte nicht wie sein Vorläufer die Nobilität durch die Banquierariatokratie und den hauptstädtischen Pöbel in Schach halten, sondern jene vernichten und das Gemeinwesen von sämmtlichen Parasiten hohen und niedern Ranges befreien; und darum ging er in diesen beiden wichtigen Fragen nicht mit Gaius Gracchus, sondern mit dem Oligarchen Sulla. Das Verpachtungssystem blieb für die indirecten Abgaben bestehen, bei denen es uralt war und, bei der auch von Caesar unverbrüchlich festgehaltenen finanziellen Maxime der Römer die Abgabenerhebung um jeden Preis einfach

und übersichtlich zu erhalten, schlechterdings nicht entbehrt werden konnte. Die directen Abgaben aber wurden fortan durchgängig entweder, wie die africanischen und sardinischen Korn- und Oellieferungen, behandelt als unmittelbar an den Staat abzuführende Naturalleistungen, oder, wie die kleinasiatischen Gefälle, in feste Geldabgaben verwandelt und die Einziehung der Einzelbeträge den Steuerdistricten selbst übergeben. Die Kornvertheilungen in der Hauptstadt waren bisher als nutzbares Recht der herrschenden und, weil sie herrschte, von den Unterthanen zu speisenden Gemeinde angesehen worden. Dieser ehrlose Grundsatz ward von Caesar beseitigt; aber es konnte nicht übersehen werden, dafs diese Kornaustheilungen nebenher noch einem andern Zwecke gedient hatten, indem sie allein eine Menge gänzlich unvermögender Bürger vor dem Verhungern schützten. In diesem Sinne hielt Caesar sie fest. Hatte bisher jeder in Rom angesessene römische Bürger wenigstens Anspruch gehabt auf unentgeltliches Brotkorn, so wurde diese Empfängerliste, welche zuletzt bis auf 320000 Nummern gestiegen war, durch Ausscheidung aller wohlhabenden oder anderweit versorgten Individuen auf 150000 herabgebracht. Diese Zahl wurde als Maximalzahl der Freikornstellen ein für allemal fixirt und eine jährliche Revision der Liste angeordnet, um die durch Austritt oder Tod leergewordenen Plätze durch Nachwahl aus den bedürftigsten Bewerbern wieder zu besetzen. Indem also das politische Privilegium in eine Armenversorgung umgewandelt ward, trat ein in sittlicher wie in geschichtlicher Hinsicht bemerkenswerther Satz zum erstenmal in lebendige Wirksamkeit. Nur langsam und von Stufe zu Stufe ringt die bürgerliche Gesellschaft sich durch zu der Solidarität der Interessen; im früheren Alterthum schützte der Staat die Seinigen wohl vor dem Landesfeind und dem Mörder, aber er war nicht verpflichtet, durch Verabreichung der nothwendigen Subsistenzmittel an den gänzlich hülflosen Mitbürger ihn vor dem schlimmeren Feinde des Mangels zu bewahren. Es ist Caesar, der zuerst, wenngleich natürlich nur noch in beschränkter und mangelhafter Weise, den Staatsschutz hierauf erstreckt und ein Institut, das für den Staat eine Last und eine Schmach war, umgeschaffen hat in die erste jener heute so unzählbaren wie segensreichen Anstalten, in denen das unendliche Erbarmen der Menschen mit der Menschen unendlichem Elend ringt. — Aufser diesen mehr principiellen Reformen fand eine durchgängige Revision des Einnahme- und Ausgabewesens statt. Die ordentlichen Einnahmen wurden überall regulirt und fixirt. Nicht weni-

gen Gemeinden, ja ganzen Landschaften ward, sei es mittelbar durch Verleihung des römischen oder latinischen Bürgerrechts, sei es unmittelbar durch Privilegium die Steuerfreiheit bewilligt; so erhielten sie z. B. alle sicilischen Gemeinden* auf jenem, die Stadt Ilion auf diesem Wege. Noch gröfser war die Zahl derjenigen, deren Steuerquantum herabgesetzt ward; wie denn den Gemeinden im jenseitigen Spanien schon nach Caesars Statthalterschaft auf dessen Betrieb eine Steuerherabsetzung vom Senat bewilligt worden war und jetzt der am meisten gedrückten Provinz Asia, aufser der Erleichterung hinsichtlich der Erhebung der directen Steuern, der dritte Theil derselben ganz erlassen ward. Die neu hinzukommenden Abgaben, wie die der in Illyrien unterworfenen Gemeinden und vor allem der gallischen, die zusammen 40 Mill. Sest. (2,860000 Thlr.) jährlich entrichteten, waren durchgängig niedrig gegriffen. Freilich ward dagegen auch einzelnen Städten, wie Kleinleptis in Africa, Sulci auf Sardinien und mehreren spanischen Gemeinden, zur Strafe ihres Verhaltens während des letzten Krieges die Steuer erhöht. Die sehr einträglichen in den letzten Zeiten der Anarchie abgeschafften italischen Hafenzölle (S. 188) wurden um so mehr wieder hergestellt, als diese Abgabe wesentlich die aus dem Osten eingehenden Luxuswaaren traf. Zu diesen neu oder wieder eröffneten ordentlichen Einnahmequellen kamen die Summen hinzu, die aufserordentlicher Weise, namentlich in Folge des Bürgerkrieges, an den Sieger gelangten: die in Gallien gesammelten Schätze; der hauptstädtische Kassenbestand; die aus den italischen und spanischen Tempeln entnommenen Schätze; die in Formen der Zwangsanleihe, des Zwangsgeschenkes oder der Bufse von den abhängigen Gemeinden und Dynasten erhobenen Summen und die in ähnlicher Weise durch Rechtsspruch oder auch blofs durch Zusendung des Zahlungsbefehls einzelnen reichen Römern auferlegten Strafgelder; vor allen Dingen aber der Erlös aus dem Vermögen der geschlagenen Gegner. Allein die Bufse der africanischen Grofshändler, die in dem Gegensatz gesessen, belief sich auf 100 Mill. Sest. (7 Mill. Thlr.) und der von den Käufern des Vermögens des Pompeius gezahlte Preis auf 70 Mill. Sest. (5 Mill. Thlr.): man mag daraus schliefsen, wie ergiebig diese Einnahmequellen waren. Die Gehässigkeit der

* Es folgt dies schon daraus, dafs Sicilien die Latinität erhielt; aber auch direct bezeugt Varro den Wegfall der sicilischen Zehnten in einer nach Caesars Tode publicirten Schrift (*de r. r.* 2 *praef.*), indem er als die Kornprovinzen, aus denen Rom seine Subsistenz entnimmt, nur Africa und Sardinien, nicht mehr Sicilien nennt.

Confiscationen ward einigermafsen dadurch gemildert, dafs Caesar mit strenger Sorgfalt darüber hielt, dafs ihr Ertrag allein dem Staate zu Gute kam, und, statt in Sullas Weise seinen Günstlingen jeden Unterschleif nachzusehen, selbst von seinen treuesten Anhängern, zum Beispiel von Marcus Antonius, die Kaufgelder mit Strenge beitrieb. Unterbleiben aber konnten diese Schritte nicht; die geschlagene Partei mufste schon darum die Krirgskosten tragen, weil die Macht der Nobilität zum guten Theil auf ihrem colossalen Reichthum beruhte und nur durch solche Mafsregeln wirksam gebrochen werden konnte. — In dem Ausgabeetat wurde zunächst durch die ansehnliche Beschränkung der Getreidespenden eine Verminderung erzielt. Die beibehaltene Korntheilung an die hauptstädtischen Armen so wie die verwandte von Caesar neu eingeführte Oellieferung für die hauptstädtischen Bäder ward wenigstens zum grofsen Theil ein für allemal fundirt auf die Naturalabgaben von Sardinien und namentlich von Afrika und schied dadurch aus dem Kassenwesen ganz oder gröfstentheils aus. Andrerseits nahmen die regelmäfsigen Ausgaben für das Militärwesen ungemein zu, theils durch die der umfassenderen Grenzvertheidigung wegen nothwendig gewordene Vermehrung des stehenden Heeres, theils durch die Erhöhung des Soldes, den Caesar verdoppelte (S. 346) und dem Legionar statt des bisherigen Jahressoldes von 180 Sesterzen (31½ Thlr.) jährlich 900 Sesterzen (64 Thlr.) gab. Dafür, dafs diese Steigerung nicht wie so manche ähnliche aus Servilität der Regierung gegen die Soldaten hervorging, bürgt nicht blofs Caesars Charakter. Der bisherige Sold von 4½ Sesterz (2½ Gr.) der Tag war festgesetzt worden in uralten Zeiten, wo das Geld einen ganz anderen Werth hatte als in dem damaligen Rom; wenn er bis in eine Zeit hinein, wo der gemeine Tagelöhner in der Hauptstadt mit seiner Hände Arbeit täglich durchschnittlich 3 Sesterze (6½ Gr.) verdiente, beibehalten worden war, so war dies nur dadurch möglich geworden, weil man nicht des Soldes halber, sondern hauptsächlich wegen der gröfstentheils unerlaubten Accidentien des Militärdienstes in das Heer eintrat. Zu einer ernstlichen Reform des Militärwesens und zur Beseitigung dieses meist den Provinzialen aufgebürdeten unregelmäfsigen Soldatenverdienstes war die erste Bedingung eine zeitgemäfse Erhöhung der regulären Löhnung: und die Fixirung derselben auf 2½ Sesterzen (5½ Gr.) darf als eine billige, die dem Aerar dadurch aufgebürdete grofse Last als eine nothwendige und in ihren Folgen segensreiche betrachtet werden. Von dem Belauf der aufserordentlichen Ausgaben, die

Caesar übernehmen mufste oder freiwillig übernahm, ist es schwer sich eine Vorstellung zu machen. Die Kriege selbst frafsen ungeheure Summen; und vielleicht nicht geringere wurden erfordert, um die Zusicherungen zu erfüllen, die Caesar während des Bürgerkrieges zu machen genöthigt worden war. Es war ein schlimmes und für die Folgezeit leider nicht verlorenes Beispiel, dafs jeder gemeine Soldat für seine Theilnahme am Bürgerkrieg 20000 Sesterzen (1430 Thlr.), jeder Bürger der hauptstädtischen Menge für seine Nichttheilnahme an demselben als Zulage zum Brotkorn 300 Sesterzen (21 Thlr.) empfing; Caesar indefs, nachdem er einmal in dem Drange der Umstände sein Wort verpfändet, war zu sehr König um davon abzudingen. Aufserdem genügte Caesar unzähligen Anforderungen ehrenhafter Freigebigkeit und machte namentlich für das Bauwesen, das während der Finanznoth der letzten Zeiten der Republik schmählich vernachlässigt worden war, ungeheure Summen flüssig — man berechnete den Kostenbetrag seiner theils während der gallischen Feldzüge, theils nachher in der Hauptstadt ausgeführten Bauten auf 160 Mill. Sest. (11½ Thlr.). Das Gesammtresultat der finanziellen Verwaltung Caesars ist darin ausgesprochen, dafs er durch einsichtige und energische Reformen und durch die rechte Vereinigung von Sparsamkeit und Liberalität allen billigen Ansprüchen reichlich und völlig genügte und dennoch bereits im März 710 in der Kasse des Staats 700, in seiner eigenen 100 Mill. Sest. (zusammen 57 Mill. Thlr.) baar lagen — eine Summe, die den höchsten Kassenbestand der Republik in ihrer blühendsten Zeit (I, 617) um das Zehnfache überstieg.

Aber die Aufgabe die alten Parteien aufzulösen und das neue Gemeinwesen mit einer angemessenen Verfassung, einer schlagfertigen Armee und geordneten Finanzen auszustatten, so schwierig sie war, war nicht der schwierigste Theil von Caesars Werk. Sollte in Wahrheit die italische Nation wiedergeboren werden, so reichte es nicht aus, dafs ihre Verfassung umgestaltet und ihre Heere und Kasse neugeordnet wurden, sondern es bedurfte einer Reorganisation, die alle Theile des grofsen Reiches, Rom, Italien und die Provinzen in ihren Grundfesten umwandelte. Versuchen wir auch hier sowohl die alten Zustände als auch die Anfänge einer neuen und leidlicheren Zeit zu schildern.

Aus Rom war der gute Stamm latinischer Nation längst völlig verschwunden. Es liegt in den Verhältnissen, dafs die Hauptstadt ihr municipales und selbst ihr nationales Gepräge schneller verschrift als jedes untergeordnete Gemeinwesen. Hier scheiden die

höheren Klassen rasch aus dem städtischen Gemeinleben aus und finden mehr in dem ganzen Staate als in einer einzelnen Stadt ihre Heimath; hier concentrirt sich unvermeidlich die ausländische Ansiedlung, die fluctuirende Bevölkerung von Vergnügens- und Geschäftsreisenden, die Masse des müssigen, faulen, verbrecherischen, ökonomisch und moralisch bankerotten und eben darum kosmopolitischen Gesindels. Auf Rom fand dies alles in eminenter Weise Anwendung. Der wohlhabende Römer betrachtete sein Stadthaus häufig nur als ein Absteigequartier. Indem aus der städtischen Municipalität die Reichsämter hervorgingen, das städtische Vogtding die Versammlung der Reichsbürger ward, hörte jedes eigentliche Communalleben für Rom auf. Aus dem ganzen Umfang des weitumfassenden Reiches strömte man nach Rom, um zu speculiren, zu debauchiren, zu intriguiren, zum Verbrecher sich auszubilden oder auch daselbst vor dem Auge des Gesetzes sich zu verbergen. Aber zu diesen unvermeidlichen Uebelständen traten noch andere eigenthümliche hinzu, welche die dem grofsstädtischen Wesen anhaftenden Beschwerden zum förmlichen Nothstand steigerten. Es hat vielleicht nie eine Grofsstadt gegeben, die so durchaus nahrungslos war wie Rom; theils die Einfuhr, theils die häusliche Fabrication durch Sclaven machten hier jede freie Industrie von vorn herein unmöglich. Die nachtheiligen Folgen des Grundübels der Staatenbildung im Alterthum überhaupt, des Sclavensystems traten in der Hauptstadt schärfer als irgendwo sonst hervor. Nirgends häuften solche Sclavenmassen sich an wie in den hauptstädtischen Palästen der grofsen Familien oder der reichen Emporkömmlinge. Nirgends mischten sich so wie in der hauptstädtischen Sclavenschaft die Nationen dreier Welttheile, Syrer, Phryger und andere Halbhellenen mit Libyern und Mohren, Geten und Iberer mit den immer zahlreicher einströmenden Kelten und Deutschen. Die von der Unfreiheit unzertrennliche Demoralisation und der scheufsliche Widerspruch des formellen und des sittlichen Rechts kamen weit greller zum Vorschein bei dem halb oder ganz gebildeten gleichsam vornehmen Stadtsclaven als bei dem Ackerknecht, der das Feld gleich dem gefesselten Stier in Ketten bestellte. Schlimmer noch als die Sclavenmassen waren die der rechtlich oder auch blofs thatsächlich freigegebenen Leute, ein Gemisch bettelhaften Gesindels und schwerreicher Parvenus, nicht mehr Sclaven und doch noch nicht völlig Bürger, ökonomisch und selbst rechtlich von ihrem Herrn abhängig und doch mit den Ansprüchen freier Männer; und eben die Freigelassenen zogen sich vor allem nach der Hauptstadt, wo es

Verdienst mancherlei Art gab und der Kleinhandel wie das kleine Handwerk fast ganz in ihren Händen war. Ihr Einfluss auf die Wahlen wird ausdrücklich bezeugt; und dass sie auch bei den Strassenkrawallen voran waren, zeigt schon das gewöhnliche Signal, wodurch diese von den Demagogen gleichsam angesagt wurden, die Schliessung der Buden und Verkaufslocale. Zu allem dem kam, dass die Regierung nicht blos nichts that um dieser Corrumpirung der hauptstädtischen Bevölkerung entgegenzuwirken, sondern sogar ihrer egoistischen Politik zu Liebe ihr Vorschub leistete. Die verständige Gesetzvorschrift, welche dem wegen eines Capitalverbrechens verurtheilten Individuum den Aufenthalt in der Hauptstadt untersagte, ward von der schlaffen Polizei nicht zur Ausführung gebracht. Die dringend nahe gelegte polizeiliche Ueberwachung der Associationen und Clubs des Gesindels ward anfangs vernachlässigt, späterhin (S. 281) als freiheitswidrige Volksbeschränkung sogar für strafbar erklärt. Die bei einem solchen durchaus von der Hand in den Mund lebenden Proletariat unumgänglich nothwendige Fürsorge für niedrige Getreidepreise ward mit dem gewissenlosesten Leichtsinn gehandhabt und die Preisschwankungen des Brotkorns waren fabelhafter und unberechenbarer Art.* Endlich die Getreidevertheilungen luden das gesammte nahrungslose und arbeitscheue Bürgerproletariat officiell ein seinen Sitz in der Hauptstadt aufzuschlagen. Es war eine arge Saat und die Ernte entsprach ihr. Das Club- und Bandenwesen auf dem politischen Gebiet, auf dem religiösen der Isisdienst und der gleichartige fromme Schwindel hatten hier ihre Wurzeln. Man war beständig im Angesicht einer Theurung und nicht selten in voller Hungersnoth. Nirgends war man seines Lebens weniger sicher als in der Hauptstadt: der gewerbmässig betriebene Banditenmord war das einzige in derselben blühende Handwerk; es war die Einleitung zur Ermordung, dass das Schlachtopfer nach Rom gelockt ward; niemand wagte sich ohne bewaffnetes Gefolge in die Umgegend der Hauptstadt. Auch die äussere Beschaffenheit derselben entsprach dieser inneren Zerrüttung und schien eine lebendige Satire auf das aristokratische Regiment. Für die Regulirung des Tiberstroms ward nichts gethan; kaum dass man die einzige Brücke, mit der man immer noch sich be-

* In dem Productionsland Sicilien ward der römische Scheffel innerhalb weniger Jahre zu 2 und zu 20 Sesterzen verkauft; man rechne danach, wie die Preisschwankungen in Rom sich stellen mussten, das vom überseeischen Korn lebte und der Sitz der Speculanten war.

half (II, 372), wenigstens bis zur Tiberinsel von Stein aufführen liefs. Für die Planirung der Siebenhügelstadt war ebenso wenig etwas geschehen, aufser wo etwa die Schutthaufen ausgeglichen hatten. Die Strafsen gingen eng und winkelig Hügel auf und ab und waren elend gehalten, die Trottoirs schmal und schlecht gepflastert. Die gewöhnlichen Häuser waren von Ziegeln ebenso liederlich wie schwindelnd hoch gebaut, meistens von speculirenden Baumeistern für Rechnung der kleinen Besitzer, wobei jene steinreich, diese zu Bettlern wurden. Wie einzelne Inseln in diesem Meer von elenden Gebäuden erschienen die glänzenden Paläste der Reichen, die den kleinen Häusern ebenso den Raum verengten wie ihre Besitzer den kleinen Leuten ihr Bürgerrecht im Staat, und neben deren Marmorsäulen und griechischen Statuen die verfallenden Tempel mit ihren grofsentheils noch holzgeschnitzten Götterbildern eine traurige Figur machten. Von einer Strafsen-, einer Ufer-, Feuer- und Baupolizei war kaum die Rede; wenn die Regierung um die alljährlich eintretenden Ueberschwemmungen, Feuersbrünste und Häusereinstürze überhaupt sich bekümmerte, so geschah es um von den Staatstheologen Bericht und Bedenken über den wahren Sinn solcher Zeichen und Wunder zu begehren. Man versuche sich ein London zu denken mit der Sclavenbevölkerung von New-Orleans, mit der Polizei von Constantinopel, mit der Industrielosigkeit des heutigen Rom und bewegt von einer Politik nach dem Muster der pariser von 1848: und man wird eine ungefähre Vorstellung von der republikanischen Herrlichkeit gewinnen, deren Untergang Cicero und seine Genossen in ihren Schmollbriefen betrauern. — Caesar trauerte nicht, aber er suchte zu helfen, so weit zu helfen war. Rom blieb natürlich, was es war, eine Weltstadt. Der Versuch ihm wiederum einen specifisch italischen Charakter zu geben, wäre nicht blofs unausführbar gewesen, sondern hätte auch in Caesars Plan nicht gepafst. Aehnlich wie Alexander für sein griechisch-orientalisches Reich eine angemessene Hauptstadt in dem hellenisch-jüdisch-aegyptischen und vor allem kosmopolitischen Alexandreia fand, so sollte auch die im Mittelpunct des Orients und Occidents gelegene Hauptstadt des neuen römisch-hellenischen Weltreichs nicht eine italische Gemeinde sein, sondern die denationalisirte Capitale vieler Nationen. Darum duldete es Caesar, dafs neben dem Vater Jovis die neu angesiedelten aegyptischen Götter verehrt wurden und gestattete sogar den Juden die freie Uebung ihres seltsam fremdartigen Rituals auch in der Hauptstadt des Reiches. Wie widerlich bunt immer die parasitische namentlich hellenisch-

orientalische Bevölkerung in derselben sich mischte, er trat ihr nirgends in den Weg; es ist bezeichnend, dafs er bei seinen hauptstädtischen Volksfesten Schauspiele nicht blofs in lateinischer und griechischer, sondern auch in andern Zungen, vermuthlich doch wohl in der phönikischen, hebräischen, syrischen aufführen liefs. — Aber wenn Caesar den Grundcharakter der Hauptstadt so, wie er ihn fand, mit vollem Bewufstsein acceptirte, so wirkte er doch energisch hin auf die Besserung der daselbst obwaltenden kläglichen und schimpflichen Zustände. Leider waren eben die Grundübel am wenigsten austilgbar. Die Sclaverei mit ihrem Gefolge von Landplagen konnte Caesar nicht abstellen; es mufs dahingestellt bleiben, ob er mit der Zeit versucht haben würde die hauptstädtische Sclavenbevölkerung wenigstens zu vermindern, wie er dies auf einem andern Gebiete unternahm. Ebenso wenig vermochte Caesar eine freie hauptstädtische Industrie aus dem Boden zu zaubern; doch halfen die ungeheuren Bauten der Nahrungslosigkeit daselbst einigermafsen ab und eröffneten dem Proletariat eine Quelle schmalen, aber ehrlichen Erwerbes. Dagegen wirkte Caesar energisch darauf hin die Masse des freien Proletariats zu vermindern. Der stehende Zufluss von solchen, die die Getreidespenden nach Rom führten, ward durch Verwandlung derselben in eine auf eine feste Kopfzahl beschränkte Armenversorgung wenn nicht ganz verstopft,* doch sehr wesentlich beschränkt. Unter dem vorhandenen Proletariat räumten einerseits die Gerichte auf, die angewiesen wurden mit unnachsichtlicher Strenge gegen das Gesindel einzuschreiten, andererseits die umfassende überseeische Colonisation; in den wenigen Jahren seiner Regierung führte Caesar 80000 Colonisten über das Meer, von denen ein sehr grofser Theil den unteren Schichten der hauptstädtischen Bevölkerung entnommen sein wird, wie denn die meisten korinthischen Ansiedler Freigelassene waren. Es kann dies keine blofs vorübergehende Mafsregel gewesen sein; Caesar, überzeugt wie jeder andere verständige Mann, dafs die einzige wahrhafte Hülfe gegen das Elend des Proletariats in einem wohl regulirten Colonisirungssystem besteht, und durch die Beschaffenheit des Reiches in den Stand gesetzt dasselbe in

* Es ist nicht ohne Interesse, dafs ein späterer, aber einsichtiger politischer Schriftsteller, der Verfasser der unter Sallustius Namen an Caesar gerichteten Briefe, diesem den Rath ertheilt die hauptstädtische Getreidevertheilung in die einzelnen Municipien zu verlegen. Diese Kritik hat ihren guten Sinn; wie denn bei der grofsartigen municipalen Waisenversorgung unter Traian offenbar ähnliche Gedanken gewaltet haben.

fast ungemessener Ausdehnung zu realisiren, wird die Absicht gehabt haben, hiemit dauernd fortzufahren und dem stets wieder sich erzeugenden Uebel durch einen bleibenden Abzugscanal zu begegnen. Mafsregeln wurden ferner ergriffen um den argen Preisschwankungen der wichtigsten Nahrungsmittel auf den hauptstädtischen Märkten Grenzen zu setzen. Die neu geordneten und liberal verwalteten Staatsfinanzen lieferten hiezu die Mittel und zwei neu ernannte Beamte, die Getreideaedilen (S. 457), übernahmen die specielle Beaufsichtigung der Lieferanten und des Marktes der Hauptstadt. Dem Clubwesen wurde wirksamer, als es durch Prohibitivgesetze möglich war, gesteuert durch die veränderte Verfassung, indem mit der Republik und den republikanischen Wahlen und Gerichten die Bestechung und Vergewaltigung der Wahl- und Richtercollegien, überhaupt die politischen Saturnalien der Canaille von selbst ein Ende hatten. Aufserdem wurden die durch das clodische Gesetz ins Leben getretenen Verbindungen aufgelöst und das ganze Associationswesen unter die Oberaufsicht der Regierungsbehörden gestellt. Mit Ausnahme der althergebrachten Zünfte und Vergesellschaftungen, der religiösen Vereinigungen der Juden und anderer besonders ausgenommener Kategorien, wofür die einfache Anzeige an den Senat genügt zu haben scheint, wurde die Erlaubnifs eine bleibende Gesellschaft mit festen Versammlungsfristen und stehenden Einschüssen zu constituiren an eine nach eingeholter Willensmeinung des Monarchen vom Senat zu ertheilende Concession geknüpft. Dazu kam eine strengere Criminalrechtspflege und eine energische Polizei. Die Gesetze, namentlich hinsichtlich des Verbrechens der Vergewaltigung, wurden verschärft und die unvernünftige Bestimmung des republikanischen Rechts, dafs der überwiesene Verbrecher befugt sei durch Selbstverbannung einem Theil der verwirkten Strafe sich zu entziehen, wie billig beseitigt. Das detaillirte Regulativ, das Caesar über die hauptstädtische Polizei erliefs, ist grofsentheils noch erhalten und es kann wer da will sich überzeugen, dafs der Imperator es nicht verschmähte die Hausbesitzer zur Instandsetzung der Strafsen und zur Pflasterung der Trottoirs in ihrer ganzen Breite mit behauenen Steinen anzuhalten und geeignete Bestimmungen über das Tragen der Sänften und das Fahren der Wagen zu erlassen, die bei der Beschaffenheit der Strafsen nur zur Nachtzeit in der Hauptstadt frei circuliren durften. Die Oberaufsicht über die Localpolizei blieb wie bisher hauptsächlich den vier Aedilen, deren Wirksamkeit und Verantwortlichkeit aber dadurch erhöht ward, dafs sie, statt wie

bisher jeder in der ganzen Stadt zu wirthschaften, angehalten wurden jeder einen bestimmt abgegrenzten Polizeidistrict zu überwachen. Endlich das hauptstädtische Bauwesen und die damit zusammenhängende Fürsorge für die gemeinnützigen Anstalten überhaupt nahm durch Caesar, der die Baulust des Römers und des Organisators in sich vereinigte, plötzlich einen Aufschwung, der nicht blofs die Mifswirthschaft der letzten anarchischen Zeiten beschämte, sondern auch alles, was die römische Aristokratie in ihrer besten Zeit geleistet hatte, so weit hinter sich liefs wie Caesars Genie das redliche Bemühen der Marcier und der Aemilier. Es war nicht blofs die Ausdehnung der Bauten an sich und die Gröfse der darauf verwandten Summen, durch die Caesar seine Vorgänger übertraf, sondern der echt staatsmännische und gemeinnützige Sinn, der das, was Caesar für die öffentlichen Anstalten Roms that, vor allen ähnlichen Leistungen auszeichnet. Er baute nicht, wie man pflegte, Tempel und sonstige Prachtgebäude, sondern er entlastete den Markt von Rom, auf dem sich immer noch die Bürgerversammlungen, die Hauptgerichtstätten, die Börse und der tägliche Geschäftsverkehr wie der tägliche Müssiggang zusammendrängten, wenigstens von den Versammlungen und den Gerichten, indem er für jene eine neue Dingstätte, die Saepta Julia auf dem Marsfeld, für diese einen besonderen Gerichtsmarkt, das Forum Julium zwischen Capitol und Palatin, anlegen liefs. Verwandten Geistes ist die von ihm herrührende Einrichtung, dafs den hauptstädtischen Bädern jährlich 3 Millionen Pfund Oel, gröfstentheils aus Africa, geliefert und diese dadurch in den Stand gesetzt wurden den Badenden das zum Salben des Körpers erforderliche Oel unentgeltlich zu verabfolgen — eine nach der alten wesentlich auf Baden und Salben gegründeten Diätetik höchst zweckmäfsige Mafsregel der Reinlichkeits- und Gesundheitspolizei. Indefs diese grofsartigen Einrichtungen waren nur die ersten Anfänge einer vollständigen Umwandlung Roms. Bereits waren die Entwürfe gemacht zu einem neuen Rathhaus, einem neuen prachtvollen Bazar, einem mit dem pompeischen wetteifernden Theater, einer öffentlichen lateinischen und griechischen Bibliothek nach dem Muster der kürzlich zu Grunde gegangenen von Alexandreia — die erste Anstalt der Art in Rom —, endlich zu einem Tempel des Mars, der an Reichthum und Herrlichkeit alles bisher da Gewesene überboten haben würde. Genialer noch war der Gedanke den ganzen unteren Lauf des Tiberstroms zu ändern und ihn von dem heutigen Ponte Molle an, statt zwischen dem vaticanischen

und dem Marsfelde hindurch nach Ostia zu, vielmehr um das vaticanische Feld und das Janiculum herum quer durch die pomptinischen Sümpfe in den Hafen von Tarracina zu führen. Durch diesen Riesenplan wurden auf einen Schlag theils die äufserst beschränkte Baugelegenheit in der Hauptstadt in der Art erweitert, dafs das jetzt auf das linke Tiberufer verlegte vaticanische Feld an die Stelle des Marsfeldes treten konnte und das geräumige Marsfeld für öffentliche und Privatbauten disponibel ward, theils die pomptinischen Felder und überhaupt die latinische Küste entsumpft, theils der Hauptstadt der so schmerzlich vermifste sichere Seehafen gegeben. Es schien in der That der Imperator Berge und Flüsse versetzen und mit der Natur selber den Wettlauf wagen zu wollen. Indessen so sehr auch durch die neue Ordnung die Stadt Rom an Bequemlichkeit und Herrlichkeit gewann, ihre politische Suprematie ging ihr, wie schon gesagt ward, durch eben dieselbe unwiderbringlich verloren. Dafs der römische Staat mit der Stadt Rom zusammenfalle, war zwar im Laufe der Zeit immer unnatürlicher und verkehrter geworden; aber der Satz war doch so innig mit dem Wesen der römischen Republik verwachsen, dafs er erst mit dieser selbst zu Grunde gehen konnte. In dem neuen Staate Caesars ward derselbe, etwa mit Ausnahme einiger legaler Fictionen, vollständig beseitigt und das hauptstädtische Gemeinwesen rechtlich auf eine Linie mit allen übrigen Municipalitäten gestellt; wie denn Caesar, hier wie überall bemüht nicht blofs die Sache zu ordnen, sondern auch sie officiell bei dem rechten Namen zu nennen, seine italische Gemeindeordnung, ohne Zweifel absichtlich, zugleich für die Hauptstadt und für die übrigen Stadtgemeinden erliefs. Man kann hinzufügen, dafs Rom, eben weil es als Hauptstadt eines lebendigen Communalwesens nicht fähig war, hinter den übrigen Municipalitäten der Kaiserzeit sogar wesentlich zurückstand. Das republikanische Rom war eine Räuberhöhle, aber zugleich der Staat; das Rom der Monarchie, obwohl es mit allen Herrlichkeiten dreier Welttheile sich zu schmücken und in Gold und Marmor zu schimmern begann, war doch nichts im Staate als das Königsschlofs in Verbindung mit dem Armenhaus, das heifst ein nothwendiges Uebel.

Wenn es in der Hauptstadt sich nur darum handelte durch polizeiliche Ordnungen im gröfsten Mafsstab handgreifliche Uebelstände hinwegzuräumen, so war es dagegen eine bei weitem schwierigere Aufgabe der tief zerrütteten italischen Volkswirthschaft aufzuhelfen. Die Grundübel waren die bereits früher ausführlich hervorgehobenen, das Zusammenschwinden der acker-

bauenden und die unnatürliche Vermehrung der kaufmännischen Bevölkerung, woran ein unabsehbares Gefolge anderer Uebelstände sich anschlofs. Wie es mit der italischen Bodenwirthschaft stand, wird dem Leser unvergessen sein. Trotz der ernstlichsten Versuche der Vernichtung des kleinen Grundbesitzes zu steuern war doch in dieser Epoche kaum noch in einer Landschaft des eigentlichen Italien, etwa mit Ausnahme der Apenninen- und Abruzzenthäler, die Bauernwirthschaft die vorwiegende Wirthschaftsweise. In der Umgegend Roms hatte die Nutzwirthschaft überhaupt dem unfruchtbaren Luxus Platz machen müssen: wo die alten latinischen Bauerschaften gesäet und geerntet hatten, erhoben sich jetzt die glänzenden Landhäuser, von denen manches mit den dazu gehörigen Gärten, Parken und Wasserleitungen, den Süfs- und Salzwasserreservoirs zur Aufbewahrung und Züchtung von Flufs- und Seefischen, den Wildhäusern, Volieren und Fasanerien den Raum einer mäfsigen Stadt bedeckte. Im übrigen Italien wog durchaus die Gutswirthschaft vor, welche wesentlich ruhte auf Sclavenhaltung im Grofsen. Wo fremde Arbeit billiger war als die der eigenen Sclaven, kam natürlich jene daneben zur Anwendung; wie zum Beispiel im Thal von Rieti die Gutsbesitzer jährlich grofse Massen umbrischer Schnitter bei Einbringung der Ernte beschäftigten. Allein theils das System der Mittelspächter, das hiebei zur Anwendung kam, theils die Concurrenz der Besitzer von Sclavenheerden, die aus dem Arbeitverdingen gleichfalls ein Geschäft machten, drückten selbst hier noch schwer auf den freien italischen Tagelöhner. Die Bewirthschaftung des Gutes war entweder Weide- oder Plantagenwirthschaft, von denen jene im Süden und Osten, diese im westlichen und mittleren Italien überwog. Dafs die Verwandlung ehemals ergiebiger Ackerlandschaften in Wiese und Weide in jeder Beziehung ein Rückschritt war, bedarf keiner weiteren Ausführung; die Plantagenwirthschaft dagegen stand ökonomisch auf einer schwer zu übertreffenden Höhe der Entwickelung. Das Thal von Rieti, die Umgegend des Fuciner-sees, die Landschaften am Liris und Volturnus, ja Mittelitalien überhaupt waren landwirthschaftlich in dem blühendsten Zustand; die italischen Producenten namentlich von Wein und Oel versorgten nicht blofs die italischen Märkte, sondern machten auch in beiden Artikeln ansehnliche überseeische Ausfuhrgeschäfte. Eine schlichte fachwissenschaftliche Schrift dieser Zeit vergleicht Italien einem grofsen Fruchtgarten; und die Schilderungen, die die gleichzeitigen Dichter von ihrem schönen Heimathland entwer-

fen, wo die wohlbewässerte Wiese, das üppige Kornfeld, der lustige Rebenhügel von der dunklen Zeile der Oelbäume umsäumt wird, wo der Schmuck des Landes, lachend in mannigfaltiger Anmuth, die holdesten Gärten in seinem Schofse hegt und selber von nahrunggebenden Bäumen umkränzt wird — diese Schilderungen, offenbar treue Gemälde der dem Dichter täglich vor Augen stehenden Landschaft, versetzen uns in die blühendsten Striche von Toscana und Terra di lavoro. Die gediegene italische Bodenwirthschaft erzielte in dieser Zeit, wo die allgemeine Entwickelung der Intelligenz und die Fülle der Capitalien sie befruchtete, bei weitem glänzendere Resultate als jemals die alte Bauernwirthschaft hatte geben können, und ging sogar schon hinaus über die Grenzen Italiens, indem der italische Oekonom auch in den Provinzen grofse Strecken viehzüchtend und selbst kornbauend exploitirte. — Welche Dimensionen aber neben dieser auf dem Ruin der kleinen Bauerschaft unnatürlich gedeihenden Landwirthschaft die Geldwirthschaft angenommen, wie die italische Kaufmannschaft mit den Juden um die Wette in alle Provinzen und Clientelstaaten des Reiches sich ergossen hatte, wie alles Capital endlich in Rom zusammenfloss, dafür wird es, nach dem früher darüber Gesagten, hier genügen auf die einzige Thatsache hinzuweisen, dafs auf dem hauptstädtischen Geldmarkt der regelmäfsige Zinsfufs in dieser Zeit 6%, das Geld daselbst also halb so billig war wie sonst durchschnittlich im Alterthume. — In Folge dieser agrarisch wie mercantil auf Capitalmassen und Speculation begründeten Volkswirthschaft ergab sich das fürchterlichste Mifsverhältnifs in der Vertheilung des Vermögens. Die oft gebrauchte und oft gemifsbrauchte Rede von einem aus Millionären und Bettlern zusammengesetzten Gemeinwesen trifft vielleicht nirgends so vollständig zu wie bei dem Rom der letzten Zeit der Republik. Was gleichsam als Mittelstand erscheint und gewissermafsen auch Mittelstand ist, sind diejenigen reichen Kaufleute und Grundbesitzer, die so ungebildet oder auch so gebildet sind um sich innerhalb der Sphäre ihrer Thätigkeit zu bescheiden. Unter den Kaufleuten, wo die zahlreichen Freigelassenen und sonstigen emporgekommenen Leute in der Regel von dem Schwindel erfafst wurden den vornehmen Mann zu spielen, gab es solcher Verständigen nicht allzuviel: ein Musterbild dieser Gattung ist der in den Berichten aus dieser Zeit häufig erwähnte Titus Pomponius Atticus, der theils mit der grofsen Gutswirthschaft, welche er in Italien und in Epirus betrieb, theils mit seinen durch ganz Italien, Griechenland, Makedonien, Kleinasien

sich verzweigenden Geldgeschäften ein ungeheures Vermögen gewann, dabei aber durchaus der einfache Geschäftsmann blieb, sich nicht verleiten liefs um ein Amt zu werben oder auch nur Staatsgeldgeschäfte zu machen, und dem geizigen Knausern eben so fern wie dem wüsten und lästigen Luxus dieser Zeit — seine Tafel zum Beispiel ward mit 100 Sesterzen (7 Thlr.) täglich bestritten — sich an einer bequemen die Anmuth des Land- und des Stadtlebens, die Freuden des Verkehrs mit der besten Gesellschaft Roms und Griechenlands und jeden Genufs der Litteratur und der Kunst sich aneignenden Existenz genügen liefs. Zahlreicher und tüchtiger waren die italischen Gutsbesitzer alten Schlages. Die gleichzeitige Litteratur bewahrt das Bild eines solchen Landedelmanns *(paterfamilias rusticanus)*: sein Vermögen, angeschlagen auf 6 Mill. Sesterzen (429000 Thlr.), ist wesentlich angelegt in seinen dreizehn Landgütern; die Wirthschaft betreibt er selbst rationell und mit Leidenschaft; nach der Hauptstadt kommt er selten oder nie, und wenn er dort erscheint, so sticht er mit seinen ungehobelten Manieren von dem feinen Senator nicht minder ab wie die zahllosen Schaaren seiner rauhen Ackerknechte von dem zierlichen hauptstädtischen Bedientenschwarm. Mehr als die kosmopolitisch gebildeten Adelskreise und der überall und nirgends heimische Kaufmannsstand bewahrten diese Gutsbesitzer und die wesentlich durch dieselben gehaltenen ‚Ackerstädte' *(municipia rusticana)* sowohl die Zucht und Sitte der Väter als auch deren reine und edle Sprache. Der Gutsbesitzerstand gilt als der Kern der Nation; der Speculant, der sein Vermögen gemacht hat und unter die Notabeln des Landes einzutreten wünscht, kauft sich an und sucht wenn nicht selbst Squire zu werden, doch wenigstens seinen Sohn dazu zu erziehen. Den Spuren dieser Gutsbesitzerschaft begegnen wir, wo in der Politik eine volksthümliche Regung sich zeigt und wo die Litteratur einen grünen Sprofs treibt: aus ihr sog die patriotische Opposition gegen die neue Monarchie ihre beste Kraft und ihr gehören Varro, Lucretius, Catullus an; und vielleicht nirgends tritt die relative Frische dieser Gutsbesitzerexistenz charakteristischer hervor als in der anmuthigen arpinatischen Einleitung zu dem zweiten Buche der Schrift Ciceros von den Gesetzen, einer grünen Oase in der fürchterlichen Oede dieses ebenso leeren wie voluminösen Scribenten. — Aber die gebildete Kaufmannschaft und der tüchtige Gutsbesitzerstand wird weit überwuchert von den beiden tonangebenden Classen der Gesellschaft: dem Bettelvolk und der eigentlichen vornehmen Welt. Wir haben keine statistischen

Ziffern, um das relative Mafs der Armuth und des Reichthums für diese Epoche scharf zu bezeichnen; doch darf hier wohl wieder an die Aeufserung erinnert werden, die etwa funfzig Jahre früher ein römischer Staatsmann that (II, 126): dafs die Zahl der Familien von festgegründetem Reichthum innerhalb der römischen Bürgerschaft nicht auf 2000 sich belaufe. Die Bürgerschaft war seitdem eine andere geworden; aber dafs das Mifsverhältnifs zwischen Arm und Reich sich wenigstens gleichgeblieben war, dafür sprechen deutliche Symptome. Die progressive Verarmung der Menge offenbart sich nur zu grell in dem Zudrang zu den Getreidespenden und zur Anwerbung unter das Heer; die analoge Steigerung des Reichthums bezeugt ausdrücklich ein Schriftsteller dieser Generation, indem er von den Verhältnissen der marianischen Zeit sprechend ein Vermögen von 2 Mill. Sest. (143000 Thlr.) ‚nach damaligen Verhältnissen Reichthum' nennt; und eben dahin führen die Angaben, die wir über das Vermögen einzelner Individuen finden. Der schwerreiche Lucius Domitius Ahenobarbus verhiefs zwanzigtausend Soldaten jedem 4 Jugera Land aus eigenem Besitz; das Vermögen des Pompeius belief sich auf 70 Mill. Sest. (5 Mill. Thlr.), das des Schauspielers Aesopus auf 20 (1,430000 Thlr.); Marcus Crassus, der Reichste der Reichen besafs am Anfang seiner Laufbahn 7 (500000 Thlr.), am Ausgang derselben nach Verspendung ungeheurer Summen an das Volk 170 Mill. Sest. (12 Mill. Thlr.). Die Folgen solcher Armuth und solchen Reichthums waren nach beiden Seiten eine äufserlich verschiedene, aber wesentlich gleichartige ökonomische und sittliche Zerrüttung. Wenn der gemeine Mann einzig durch die Unterstützung aus Staatsmitteln vor dem Verhungern gerettet ward, so war es nur eine Folge dieses Bettlerelends, die freilich wechselwirkend auch wieder als Ursache auftrat, dafs er der Bettlerfaulheit und dem bettlerhaften Wohlleben sich ergab. Statt zu arbeiten gaffte der römische Plebejer lieber im Theater; die Schenken und Bordelle hatten solchen Zuspruch, dafs die Demagogen ihre Rechnung dabei fanden vorwiegend die Besitzer derartiger Etablissements in ihr Interesse zu ziehen. Die Fechterspiele, die Offenbarung wie die Nahrung der ärgsten Demoralisation in der alten Welt, waren zu solcher Blüthe gelangt, dafs mit dem Verkauf der Programme derselben ein einträgliches Geschäft gemacht ward, und nahmen in dieser Zeit die entsetzliche Neuerung auf, dafs über Leben und Tod des Besiegten nicht das Duellgesetz oder die Willkür des Siegers, sondern die Laune des zuschauenden Publikums entschied und nach dessen Wink

der Sieger den darniederliegenden Besiegten entweder verschonte oder durchbohrte. Das Handwerk des Fechtens war so im Preise gestiegen oder auch die Freiheit so im Preise gesunken, dafs freie Männer nicht selten sich den Entrepreneurs für Kost und Lohn als Fechtknechte verkauften. Auch die Plebejer des fünften Jahrhunderts hatten gedarbt und gehungert, aber ihre Freiheit hatten sie nicht verkauft; und noch weniger würden die Rechtweiser jener Zeit sich dazu hergegeben haben den ebenso sitten- wie rechtswidrigen Contract eines solchen Fechtknechtes ‚sich unweigerlich fesseln, peitschen, brennen oder tödten zu lassen, wenn die Gesetze der Anstalt dies mit sich bringen würden' auf unfeinen juristischen Schleichwegen als statthaft und klagbar hinzustellen. — In der vornehmen Welt kam nun wohl dergleichen nicht vor; aber im Grunde war sie kaum anders, am wenigsten besser. Im Nichtsthun nahm es der Aristokrat dreist mit dem Proletarier auf; wenn dieser auf dem Pflaster hungerte, dehnte jener sich bis in den hellen Tag hinein in den Federn. Die Verschwendung regierte hier ebenso mafs- wie geschmacklos. Sie warf sich auf die Politik wie die Kunst, natürlich zu beider Verderben: man kaufte das Consulamt um unglaublichen Preis — im Sommer 700 ward allein die erste Stimmabtheilung mit 10 Mill. Sest. (715000 Thlr.) bezahlt — und verdarb durch den tollen Decorationsluxus dem Gebildeten alle Freude am Bühnenspiel. Die Miethpreise scheinen in Rom durchschnittlich vierfach höher als in den Landstädten sich gestellt zu haben; ein Haus daselbst ward einmal für 15 Mill. Sest. (1 Mill. Thlr.) verkauft. Des mit den Landhäusern getriebenen Schwindels ward bereits gedacht; wir finden, dafs für ein solches, das hauptsächlich seines Fischteiches wegen geschätzt war, 4 Mill. Sest. (286000 Thlr.) bezahlt wurden; und der ganz vornehme Mann bedurfte jetzt schon wenigstens zweier Landhäuser, eines in den Sabiner- oder Albanerbergen bei der Hauptstadt und eines zweiten in der Nähe der campanischen Bäder, dazu noch wo möglich eines Gartens unmittelbar vor den Thoren Roms. Noch unsinniger als diese Villen- waren die Grabpaläste, von denen einzelne noch bis auf den heutigen Tag es bezeugen, welches himmelhohen Quaderhaufens der reiche Römer bedurfte, um standesmäfsig gestorben zu sein. Die Pferde- und Hundeliebhaber fehlten auch nicht; für ein Luxuspferd waren 24000 Sest. (1700 Thlr.) ein gangbarer Preis. Man raffinirte auf Möbeln von feinem Holz — ein Tisch von Citronenholz ward mit 1 Mill. Sest. (71500 Thlr.) bezahlt —; auf Gewänder von Purpurstoffen oder durchsichtiger Gaze; auf

Edelsteine und Perlen, die zuerst in dieser Zeit an die Stelle des alten unendlich schöneren und kunstvolleren Goldschmucks traten: es war schon vollkommener Barbarenstil, wenn bei Pompeius Triumph über Mithradates das Bild des Siegers ganz von Perlen gearbeitet sich präsentirte, und wenn man im Speisesaal die Sophas und die Etageren mit Silber beschlagen, ja in der Küche das Geschirr von Silber fertigen liefs. Gleicher Art ist es, wenn die Sammler dieser Zeit aus den alten Silberbechern die kunstvollen Medaillons herausbrachen um sie in goldene Gefäfse wieder einzusetzen. Aber keine Gattung des Luxus blühte so wie der roheste von allen, der Luxus der Tafel. Es fiel Niemand mehr auf, wenn der Gast, um den Folgen der Schlemmerei zu entgehen, nach vollendeter Mahlzeit ein Vomitiv nahm. Nicht blofs der Koch war ein graduirter Gastronom, sondern oft machte der Herr selbst den Lehrmeister seiner Köche. Längst war der Braten durch Seefische und Austern in den Schatten gestellt; jetzt galten die italischen Delikatessen und die italischen Weine fast für gemein. Kein Naturforscher kann eifriger die Länder und Meere nach neuen Thieren und Pflanzen durchsuchen als es von den Efskünstlern jener Zeit wegen neuer Küchenelegantien geschah.* An ausländischem Wein wurden jetzt schon bei Volksfesten aufser dem italischen Falerner drei Sorten — Sicilianer, Lesbier, Chier — vertheilt, während ein Menschenalter zuvor es auch bei grofsen Schmäusen genügt hatte einmal griechischen Wein herumzureichen; in dem Keller des Redners Hortensius fand sich ein Lager von 10000 Krügen (zu 33 Berl. Quart) fremden Weines. Es war kein Wunder, dafs die italischen Weinbauer anfingen über die Concurrenz der griechischen Inselweine zu klagen. Die Debauche aller Art ward so systematisch und so schwerfällig, dafs sie ihre Professoren fand, die davon lebten vornehmen Jünglingen theoretisch und praktisch als Lastermeister zu dienen. Es wird nicht nöthig sein bei diesem wüsten Gemälde eintönigster Mannigfaltigkeit noch länger zu verweilen; um so weniger als ja auch auf diesem Gebiet die Römer nichts weniger als originell waren und sich darauf beschränkten von dem hellenisch-orientalischen Luxus eine noch mafs- und noch

* In einem Speisezettel dieser Zeit finden sich folgende Schüsseln: Pfauen von Samos. Haselhühner aus Phrygien. Kraniche von Melos. Zicklein von Ambrakia. Thunfische von Chalkedon. Muränen aus der gaditanischen Meerenge. Eselfische (?) von Pessinus. Austern und Muscheln von Tarent. Störe (?) von Rhodos. Scarusfische (?) von Kilikien. Nüsse von Thasos. Datteln aus Aegypten. Spanische Eicheln.

geistlosere Copie zu liefern. Natürlich verschlingt Plutos seine Kinder so gut wie Kronos; die Concurrenz um alle jene meist nichtigen Gegenstände vornehmer Begehrlichkeit trieb die Preise so in die Höhe, dafs den mit den Strome Schwimmenden in kurzer Zeit das colossalste Vermögen zerrann und auch diejenigen, die nur Ehren halber das Nothwendigste mitmachten, den ererbten und festgegründeten Wohlstand rasch sich unterhöhlen sahen. Die Bewerbung um das Consulat zum Beispiel war die gewöhnliche Landstrafse zum Ruin angesehener Häuser; und fast dasselbe gilt von den Spielen, den grofsen Bauten und all jenen andern zwar lustigen, aber theuren Metiers. Bis zu welchem Grade jenes verschwenderische Leben und Treiben der vornehmen römischen Welt auf Credit beruhte, beweisen zum Beispiel die Thatsachen, dafs durch die Anleihen der verschiedenen Concurrenten um das Consulat einmal in Rom der Zinsfufs plötzlich von 4 auf 8 pCt. aufschlug. Der fürstliche Reichthum jener Zeit wird nur von der noch fürstlicheren Verschuldung überboten: Caesar schuldete um 692 nach Abzug seiner Activa 25 Mill. Sest. (1,800000 Thlr.), Marcus Antonius als Vierundzwanzigjähriger 6 Mill. Sest. (429000 Thlr.), vierzehn Jahre später 40 (2,860000 Thlr.), Curio 60 (4 Mill. Thlr.), Milo 70 (5 Mill. Thlr.). Bei dem Concurs des Letzteren erhielten die Gläubiger etwas über 4 pCt. der liquidirten Summen. Es gewann bei diesem rasend schnellen Umschlagen von Reichthum zur Insolvenz natürlich niemand als der kühle Banquier, der es verstand Credit zu geben und zu verweigern. Auch dies hätte sich ertragen lassen, wenn die Insolvenz rechtzeitig den Concurs herbeigeführt und damit wenigstens wieder ein klares Verhältnifs hergestellt hätte. Allein statt dessen suchte der Schuldner den Concurs, ja sogar die Liquidation durch Verkauf seiner Habe, namentlich seiner Grundstücke aus freier Hand, so lange es irgend anging, zu verzögern und so lange er konnte den Scheinreichen weiter zu spielen. So kamen denn die Creditverhältnisse fast auf demselben Punkte wieder an, wo sie in den schlimmsten Zeiten der socialen Krise des fünften Jahrhunderts gestanden hatten: die nominellen Grundeigenthümer waren gleichsam die Bittbesitzer ihrer Gläubiger, die Schuldner entweder ihren Gläubigern knechtisch unterthan, so dafs die geringeren von ihnen gleich den Freigelassenen in dem Gefolge derselben zu erscheinen, die vornehmeren selbst im Senat nach dem Wink ihres Schuldherrn zu sprechen und zu stimmen sich genöthigt sahen, oder auch im Begriff dem Eigenthum selbst den Krieg zu erklären

und ihre Gläubiger entweder durch Drohungen zu terrorisiren oder gar sich ihrer durch Complott und Bürgerkrieg zu entledigen. Auf diesen Verhältnissen ruhte die Macht des Crassus; aus ihnen entsprangen die Aufläufe, deren Signal das ‚freie Folium' war, des Cinna (II. 239. 302) und bestimmter noch des Catilina, des Caelius, des Dolabella, vollkommen gleichartig jenen Schlachten der Besitzenden und Nichtbesitzenden, die ein Jahrhundert zuvor die hellenische Welt bewegten (I, 579). Dafs bei so unterhöhlten ökonomischen Zuständen jede finanzielle oder politische Krise die entsetzlichste Verwirrung hervorrief, lag in der Natur der Dinge; es bedarf kaum gesagt zu werden, dafs die gewöhnlichen Erscheinungen: das Verschwinden des Capitals, die plötzliche Entwerthung der Grundstücke, zahllose Bankerotte und eine fast allgemeine Insolvenz eben wie während des bundesgenössischen und mithradatischen (II, 377), so auch jetzt während des Bürgerkrieges sich einstellten. — Dafs Sittlichkeit und Familienleben unter solchen Verhältnissen in allen Schichten der Gesellschaft zur Antiquität wurden, versteht sich von selbst. Es war nicht mehr der ärgste Schimpf und das schlimmste Verbrechen arm zu sein, sondern das einzige: um Geld verkaufte der Staatsmann den Staat, der Bürger seine Freiheit; um Geld war die Offiziersstelle wie die Kugel des Geschworenen feil; um Geld gab die vornehme Dame so gut sich preis wie die gemeine Dirne; Urkundenfälschung und Meineide waren so gemein geworden, dafs bei einem Volkspoeten dieser Zeit der Eid ‚das Schuldenpflaster' heifst. Man hatte vergessen, was Ehrlichkeit war; wer eine Bestechung zurückwies, galt nicht für einen rechtschaffenen Mann, sondern für einen persönlichen Feind. Die Criminalstatistik aller Zeiten und Länder wird schwerlich ein Seitenstück bieten zu einem Schaudergemälde so mannigfaltiger, so entsetzlicher und so widernatürlicher Verbrechen, wie es der Prozefs des Aulus Cluentius in dem Schofs einer der angesehensten Familien einer italischen Ackerstadt vor uns aufrollt. Einer der charakteristischsten Züge in dem schimmernden Verfall dieser Zeit ist die Emancipation der Frauenwelt. Oekonomisch hatte dieselbe längst sich emancipirt; in der gegenwärtigen Epoche begegnen schon eigene Frauenanwälte, die einzelstehenden reichen Frauen bei ihrer Vermögensverwaltung und ihren Prozessen dienstbeflissen zur Hand gehen, durch Geschäfts- und Rechtskenntnifs ihnen imponiren und damit reichlichere Trinkgelder und Erbschaftsquoten herausschlagen als andere Pflastertreter der Börse. Aber nicht blofs der ökonomischen Vormundschaft des Vaters

oder des Mannes fühlten die Frauen sich entbunden. Liebeshändel aller Art waren beständig auf dem Tapet. Ballettänzerinnen (*mimae*) nahmen an Mannigfaltigkeit und Virtuosität ihrer Industrien mit den heutigen es vollkommen auf; ihre Primadonnen, die Cytheris und wie sie weiter heifsen, beschmutzen selbst die Blätter der Geschichte. Indefs ihrem gleichsam concessionirten Gewerbe that sehr wesentlichen Abbruch die freie Kunst der Damen der aristokratischen Kreise. Liaisons in den ersten Häusern waren so häufig geworden, dafs nur ein ganz ausnehmendes Aergernifs sie zum Gegenstand besonderen Klatsches machen konnte; ein gerichtliches Einschreiten nun gar schien beinahe lächerlich. Ein Scandal ohne gleichen, wie ihn Publius Clodius 693 bei dem Weiberfest im Hause des Oberpontifex aufführte, obwohl tausendmal ärger als die Vorfälle, die noch funfzig Jahre zuvor zu einer Reihe von Todesurtheilen geführt hatten (II, 400), ging fast ohne Untersuchung und ganz ohne Strafe hin. Die Badesaison — im April, wo die Staatsgeschäfte ruhten und die vornehme Welt in Baiae und Puteoli zusammenströmte — zog ihren Hauptreiz mit aus den erlaubten und unerlaubten Verhältnissen, die neben Musik und Gesang und eleganten Frühstücken im Nachen oder am Ufer die Gondelfahrten belebten. Hier herrschten die Damen unumschränkt; indefs keineswegs beschränkten sie sich auf diese ihnen von Rechtswegen zustehende Domaine, sondern machten auch Politik, erschienen in Parteizusammenkünften und betheiligten sich mit ihrem Geld und ihren Intriguen an dem wüsten Coterietreiben der Zeit. Wer diese Staatsmänninnen auf der Bühne Scipios und Catos agiren und daneben den jungen Elegant sah, wie er mit glattem Kinn, feiner Stimme und trippelndem Gang, mit Kopf- und Busentüchern, Manschettenhemden und Frauensandalen das lockere Dirnchen copirte — dem mochte wohl grauen vor der unnatürlichen Welt, in der die Geschlechter die Rollen schienen wechseln zu wollen. Wie man in den Kreisen dieser Aristokratie über Ehescheidung dachte, läfst das Verfahren ihres besten und sittlichsten Mannes Marcus Cato erkennen, der auf Bitten eines heirathslustigen Freundes von seiner Frau sich zu scheiden keinen Anstand nahm und ebensowenig daran nach dem Tode desselben dieselbe Frau zum zweiten Mal zu heirathen. Ehe- und Kinderlosigkeit griffen vornämlich in den höheren Ständen immer weiter um sich. Wenn unter diesen die Ehe längst als eine Last galt, die man höchstens im öffentlichen Interesse über sich nahm (I, 641. II, 384), so begegnen wir jetzt schon auch bei Cato und Catos Gesinnungsgenossen der Maxime, aus der

ein Jahrhundert zuvor Polybios den Verfall von Hellas ableitete (II, 40): dafs es Bürgerpflicht sei die grofsen Vermögen zusammenzuhalten und darum nicht zu viel Kinder zu zeugen. — In Folge dieser socialen Zustände schwand der latinische Stamm in Italien in erschreckender Weise zusammen und legte sich theils eine parasitische Bevölkerung, theils die reine Oede über die schönen Landschaften. Ein ansehnlicher Theil der Bevölkerung Italiens strömte in das Ausland. Schon die Summe von Capacitäten und Arbeitskräften, welche die Lieferung von italischen Beamten und italischen Besatzungen für das gesammte Mittelmeergebiet in Anspruch nahm, überstieg die Kräfte der Halbinsel, zumal da die also in die Fremde gesandten Elemente zum grofsen Theil der Nation für immer verloren gingen. Je mehr die römische Gemeinde zu einem viele Nationen umfassenden Reiche erwuchs, desto mehr entwöhnte sich die regierende Aristokratie Italien als ihre ausschliefsliche Heimath zu betrachten; von der zum Dienst ausgehobenen oder angeworbenen Mannschaft aber ging ein ansehnlicher Theil in den vielen Kriegen, namentlich in dem blutigen Bürgerkriege zu Grunde und ein anderer ward durch die lange, zuweilen auf ein Menschenalter sich erstreckende Dienstzeit der Heimath völlig entfremdet. Dazu kam die Speculation, die einen Theil der Gutsbesitzer- und fast die ganze Kaufmannschaft auf Zeitlebens oder doch auf lange Zeit aufser Landes festhielt und namentlich die letztere in dem demoralisirenden Handelsreiseleben überhaupt der bürgerlichen Existenz im Mutterlande und der vielfach bedingten innerhalb der Familie entwöhnte. Als Ersatz dafür erhielt Italien theils das Sclaven- und Freigelassenenproletariat, theils die aus Kleinasien, Syrien und Aegypten einströmenden Handwerker und Händler, die vornämlich in der Hauptstadt und mehr noch in den Hafenstädten Ostia, Puteoli, Brundisium wucherten (II, 389). Aber in dem gröfsten und wichtigsten Theil Italiens trat nicht einmal ein solcher Ersatz der reinen Elemente durch unreine ein, sondern schwand die Bevölkerung sichtlich. Vor allem galt dies von den Weidelandschaften, wie denn das gelobte Land der Viehzucht, Apulien von Gleichzeitigen der menschenleerste Theil Italiens genannt wird, und von der Umgegend Roms, wo die Campagna unter der steten Wechselwirkung des zurückgehenden Ackerbaues und der zunehmenden bösen Luft jährlich mehr verödete. Labicum, Gabii, Bovillae, einst freundliche Landstädtchen, waren so verfallen, dafs es schwer hielt Vertreter derselben für die Ceremonie des Latinerfestes aufzutreiben. Tusculum, obwohl immer noch eine der an-

geschensten Gemeinden Latiums, bestand fast nur noch aus einigen vornehmen Familien, die in der Hauptstadt lebten, aber ihr tusculanisches Heimathrecht festhielten, und stand an Zahl der stimmfähigen Bürger weit zurück selbst hinter den kleinen Gemeinden im inneren Italien. Der Stamm der waffenfähigen Mannschaft war in diesem Landstrich, auf dem einst Roms Wehrhaftigkeit wesentlich beruht hatte, so vollständig ausgegangen, dafs man die im Vergleich mit den gegenwärtigen Verhältnissen fabelhaft klingenden Berichte der Chronik von den Aequer- und Volskerkriegen mit Staunen und vielleicht mit Grauen las. Nicht überall war es so arg, namentlich nicht in den übrigen Theilen Mittelitaliens und in Campanien; aber dennoch ‚standen', wie Varro klagt, durchgängig ‚Italiens einst menschenreiche Städte verödet'. — Es ist ein grauenvolles Bild, dies Bild Italiens unter dem Regiment der Oligarchie. Zwischen der Welt der Bettler und der Welt der Reichen ist der verhängnifsvolle Gegensatz durch nichts vermittelt noch gemildert. Je deutlicher und peinlicher er auf beiden Seiten empfunden ward, je schwindelnd höher der Reichthum stieg, je tiefer der Abgrund der Armuth gähnte, desto häufiger ward in dieser wechselvollen Welt der Speculation und des Glücksspiels der Einzelne aus der Tiefe in die Höhe und wieder aus der Höhe in die Tiefe geschleudert. Je weiter äufserlich die beiden Welten auseinander klafften, desto vollständiger begegneten sie sich in der gleichen Vernichtung des Familienlebens, das doch aller Nationalität Keim und Kern ist, in der gleichen Faulheit und Ueppigkeit, der gleichen bodenlosen Oekonomie, der gleichen unmännlichen Abhängigkeit, der gleichen nur im Tarif unterschiedenen Corruption, der gleichen Verbrecherentsittlichung, dem gleichen Gelüsten mit dem Eigenthum den Krieg zu beginnen. Reichthum und Elend im innigen Bunde treiben die Italiker aus Italien aus und füllen die Halbinsel halb mit Sclavengewimmel, halb mit schauerlicher Stille. Es ist ein grauenvolles Bild, aber kein eigenthümliches: überall, wo das Capitalistenregiment im Sclavenstaat sich vollständig entwickelt, hat es Gottes schöne Welt in gleicher Weise verwüstet. Wie die Ströme in verschiedenen Farben spiegeln, die Kloake aber überall sich gleich sieht, so gleicht auch das Italien unter der römischen Oligarchie wesentlich dem Hellas des Polybios und bestimmter noch dem Karthago der hannibalischen Zeit, wo ganz in ähnlicher Weise das allmächtig regierende Capital den Mittelstand zu Grunde gerichtet, den Handel und die Gutswirthschaft zur höchsten Blüthe gesteigert, und schliefslich eine gleifsend übertünchte sittliche

und politische Verwesung der Nation herbeigeführt hatte. Alles was in der heutigen Welt das Capital von argen Sünden gegen Nation und Civilisation begangen hat, bleibt so tief unter den Greueln der alten Capitalistenstaaten, wie der freie Mann, sei er auch noch so arm, über dem Sclaven bleibt; und erst wenn Nordamerikas Drachensaat reift, wird die Welt wieder ähnliche Früchte zu ernten haben.

Diese Leiden, an denen die italische Volkswirthschaft darniederlag, waren ihrem tiefsten Kerne nach unheilbar und was daran noch geheilt werden konnte, mufsten wesentlich das Volk selber und die Zeit bessern; denn auch die weiseste Regierung vermag, so wenig wie der geschickteste Arzt, die verdorbenen Säfte des Organismus in frische zu verwandeln oder bei tiefer liegenden Uebeln mehr zu thun als die Zufälligkeiten abzuwehren, die die Heilkraft der Natur in ihrem Wirken hindern. Ein solche Abwehr gewährte an sich schon die friedliche Energie des neuen Regiments, durch welches einige der ärgsten Auswüchse schon von selber wegfielen, wie zum Beispiel die künstliche Grofsziehung des Proletariats, die Straflosigkeit der Verbrechen, der Aemterkauf und anderes mehr. Allein etwas mehr konnte die Regierung doch thun als sich passiv verhalten. Caesar gehörte nicht zu den überklugen Leuten, die das Meer darum nicht eindämmen, weil der Springfluth doch kein Deich zu trotzen vermag. Es ist besser, wenn die Nation und ihre Oekonomie von selbst die naturgemäfse Bahn geht; aber da sie aus dieser ausgewichen war, so setzte Caesar alle seine Energie ein, um von oben herab die Nation in das heimathliche und Familienleben zurückzubringen und die Volksökonomie durch Gesetz und Decret zu reformiren. Um der dauernden Abwesenheit der Italiker aus Italien zu steuern, wurde nicht blofs die Dienstzeit der Soldaten verkürzt, sondern auch den Männern senatorischen Standes überhaupt untersagt anders als in öffentlichen Geschäften ihren Aufenthalt aufserhalb Italiens zu nehmen, den übrigen Italikern in heirathsfähigem Alter (vom zwanzigsten bis zum vierzigsten Jahr) vorgeschrieben nicht über drei Jahre hinter einander von Italien abwesend zu sein; eine Mafsregel, die zur Folge haben mufste die vornehme Welt und die Kaufmannschaft zur Gründung eigener Heerde in der Heimath zu veranlassen. In demselben Sinn hatte er schon in seinem ersten Consulat bei Gründung der Colonie Capua die Väter mehrerer Kinder vorzugsweise bedacht (S. 193) und setzte nun als Imperator den Vätern zahlreicher Familien aufserordentliche Belohnungen aus,

während er zugleich als oberster Richter der Nation Scheidung und Ehebruch mit einem nach römischen Begriffen unerhörten Rigorismus behandelte. Er verschmähte es sogar nicht ein detaillirtes Luxusgesetz zu erlassen, das unter Anderm die Bauverschwendung wenigstens in einem ihrer unsinnigsten Auswüchse, den Grabmonumenten beschnitt, den Gebrauch von Purpurgewändern und Perlen auf gewisse Zeiten, Alters- und Rangklassen beschränkte und ihn erwachsenen Männern ganz untersagte, dem Tafelaufwand ein Maximum setzte und eine Anzahl Luxusgerichte geradezu verbot. Dergleichen Verordnungen waren freilich nicht neu; aber neu war es, dafs der ‚Sittenmeister' ernstlich über deren Befolgung hielt, die Efswaarenmärkte durch bezahlte Aufpasser überwachte, ja den vornehmen Herren durch seine Gerichtsdiener die Tafel revidiren und die verbotenen Schüsseln auf dieser selbst confisciren liefs. Durch solche theoretische und praktische Unterweisung in der Mäfsigkeit, welche die neue monarchische Polizei der vornehmen Welt ertheilte, konnte freilich kaum mehr erreicht werden, als dafs der Luxus sich etwas mehr in die Verborgenheit zurückzog; allein wenn die Heuchelei die Huldigung ist, die das Laster der Tugend darbringt, so war unter den damaligen Verhältnissen selbst eine polizeilich hergestellte Scheinehrbarkeit ein nicht zu verachtender Fortschritt zum Bessern. Ernsterer Art waren und mehr Erfolg versprachen die Mafsregeln Caesars zur besseren Regulirung der italischen Geld- und Bodenwirthschaft. Zunächst handelte es sich hier um transitorische Bestimmungen hinsichtlich des Geldmangels und der Schuldenkrise überhaupt. Das durch den Lärm über die zurückgehaltenen Capitalien hervorgerufene Gesetz, dafs Niemand über 60,000 Sesterzen (4290 Thlr.) an baarem Gold und Silber vorräthig haben dürfe, mag wohl nur erlassen sein, um den Zorn des blinden Publicums gegen die Wucherer zu beschwichtigen; dafs Caesar dieser Verfügung sich schämte, zeigt die Form der Publication, wobei fingirt ward, dafs hiermit nur ein älteres in Vergessenheit gerathenes Gesetz wieder eingeschärft werde, und schwerlich wird davon ernstlich Anwendung gemacht sein. Eine weit ernstere Frage war die Behandlung der schwebenden Forderungen, deren vollständigen Erlafs die Partei, die sich die seinige genannt, mit Ungestüm begehrte. Dafs Caesar auf dieses Begehren so nicht einging, ward schon gesagt (S. 437); indefs wurden und zwar schon im J. 705 den Schuldnern zwei wichtige Zugeständnisse gemacht. Einmal wurden die rückständigen Zin-

sen niedergeschlagen* und die gezahlten vom Capital abgezogen. Zweitens ward der Gläubiger genöthigt die bewegliche und unbewegliche Habe des Schuldners an Zahlungsstatt nach demjenigen Taxwerth anzunehmen, welchen die Sachen vor dem Bürgerkrieg und der durch denselben herbeigeführten allgemeinen Entwerthung gehabt hatten. Die letztere Festsetzung war nicht unbillig: wenn der Gläubiger thatsächlich als der Eigenthümer der Habe seines Schuldners bis zum Belauf der ihm geschuldeten Summe anzusehen war, so war es wohl gerechtfertigt, dafs er an der allgemeinen Entwerthung des Besitzes seinen Antheil mittrug. Dagegen die Annullirung der Zinszahlungen und Zinsforderungen war in der That nichts anderes als eine theilweise Gewährung der von den Demokraten so ungestüm begehrten Cassation aller aus Darlehen herrührenden Forderungen, und das praktische Resultat derselben kam darauf hinaus, dafs die Gläubiger durch diese Verfügung aufser den rückständigen Zinsen durchschnittlich 25 Procent ihres Capitals einbüfsten. Wie arg auch die Zinswucherer gewirthschaftet haben mochten, so ist es doch nicht möglich dadurch die allgemeine und rückwirkende Cassation aller Zinsforderungen ohne Unterschied zu rechtfertigen. Um sie wenigstens zu begreifen, mufs man sich erinnern, wie die demokratische Partei zu der Zinsfrage stand. Dafs schon während der ersten socialen Krise in Rom die Opposition speciell gegen das Zinsnehmen sich gerichtet und zuletzt im J. 412 ein förmliches Zinsverbot durchgesetzt hatte (I, 195), war keineswegs vergessen. Die Demokraten des siebenten Jahrhunderts betrachteten sich durchaus als die Fortsetzer jener alten ständisch-socialen Bewegung (S. 167); und das gesetzliche Zinsverbot war nicht blofs nicht förmlich abgeschafft worden, sondern es ward von der Demokratie zu aller Zeit als praktisch gültig betrachtet und spielte schon in den Wirren der marianischen Zeit eine Rolle (II, 239). Es ist nicht glaublich, dafs Caesar die cruden Ansichten seiner Partei über die Zinsfrage theilte; wenn er in seinem Bericht über die Liquidationsangelegenheit der Verfügung über die Hingabe der Habe der Schuldner an Zahlungsstatt gedenkt, aber von der Cassation der Zinsen schweigt, so ist dies vielleicht ein stummer Selbstvorwurf. Allein wie jeder Parteiführer hing doch auch er von seiner Partei ab und konnte die traditionellen Sätze der Demokratie in der Zinsfrage nicht geradezu verleugnen; um so mehr

* Dies ist zwar nicht überliefert, folgt aber nothwendig aus der Bestimmung hinsichtlich der gezahlten Zinsen.

als er über diese Frage nicht als der allmächtige Sieger von Pharsalos, sondern schon vor seinem Abgang nach Epirus zu entscheiden hatte. Wenn er aber diesen Bruch in die Rechtsordnung und das Eigenthum vielleicht mehr zuliefs als bewirkte, so ist es sicher sein Verdienst, dafs jenes ungeheuerliche Begehren der Cassation sämmtlicher Darlehnsforderungen zurückgewiesen ward; und es darf wohl als eine Ehrenrettung für ihn angesehen werden, dafs die Schuldner über das ihnen gemachte nach ihrer Ansicht höchst ungenügende Zugeständnifs noch weit ungehaltener waren als die verkürzten Gläubiger, und unter Caelius und Dolabella den thörichten und, wie bereits früher erzählt, rasch vereitelten Versuch machten das, was Caesar ihnen verweigert hatte, durch Krawall und Bürgerkrieg zu erzwingen. — Aber Caesar beschränkte sich nicht darauf dem Schuldner für den Augenblick zu helfen, sondern er that, was er als Gesetzgeber thun konnte um die fürchterliche Allmacht des Capitals auf die Dauer zu beugen. Vor allen Dingen proclamirte er den grofsen Rechtssatz, dafs die Freiheit nicht ein dem Eigenthum commensurables Gut ist, sondern ein ewiges Menschenrecht, das der Staat nur dem Schuldigen, nicht dem Schuldner abzuerkennen das Recht hat. Es ist Caesar, der dieses den Satzungen des älteren Concursrechts schnurstracks widersprechende Prinzip zuerst eingeführt hat in das Recht, wo es seit ihm unangefochten sich behauptet. Nach römischem Landrecht ward der zahlungsunfähige Schuldner Knecht seines Gläubigers (I, 105); das poetelische Gesetz hatte dem nur durch Verlegenheiten, nicht durch wahre Ueberschuldung augenblicklich zahlungsunfähigen Schuldner verstattet durch Abtretung seiner Habe die persönliche Freiheit zu retten (I, 195); jedoch für den wirklich Ueberschuldeten war jener Rechtssatz wohl in Nebenpuncten gemildert, aber in der Hauptsache durch ein halbes Jahrtausend unverändert festgehalten worden. Ein zunächst auf das Vermögen gerichteter Concurs war immer noch Ausnahme und kam nur dann vor, wenn der Schuldner todt oder seines Bürgerrechts verlustig gegangen oder nicht aufzufinden war. Nun aber gestattete Caesar dem überschuldeten Manne das Recht, worauf noch unsere heutigen Concursordnungen beruhen: durch förmliche Abtretung der Habe an die Gläubiger, mochte sie zu ihrer Befriedigung ausreichen oder nicht, allemal seine persönliche Freiheit, wenn gleich mit geschmälerten Ehren- und politischen Rechten, zu erretten und eine neue Vermögensexistenz zu beginnen, in der er wegen der aus der älteren Zeit herrührenden nicht gedeckten Forderungen nur dann eingeklagt werden durfte, wenn er sie

bezahlen konnte, ohne wiederum sich ökonomisch zu ruiniren. Wenn also dem grofsen Demokraten die unvergängliche Ehre zu Theil ward die persönliche Freiheit principiell vom Capital zu emancipiren, so versäumte er nicht die Uebermacht des Capitals durch Wuchergesetze auch polizeilich einzudämmen. Die demokratische Antipathie gegen die Zinsverträge verleugnete auch er nicht. Für den italischen Geldverkehr wurde eine Maximalsumme der dem einzelnen Capitalisten zu gestattenden Zinsdarlehen festgestellt, welche sich nach dem einem jeden zuständigen italischen Grundbesitz gerichtet zu haben scheint und vielleicht die Hälfte des Werthes desselben betrug. Uebertretungen dieser Bestimmung wurden, nach Art des in den republikanischen Wuchergesetzen vorgeschriebenen Verfahrens, als Criminalvergehen behandelt und vor eine eigene Geschwornencommission gewiesen. Wenn es gelang diese Vorschriften praktisch durchzuführen, so wurde jeder italische Geschäftsmann dadurch genöthigt zugleich vor allem auch italischer Grundbesitzer zu werden und die Klasse der blofs von ihren Zinsen zehrenden Capitalisten verschwand in Italien gänzlich. Indirect wurde damit auch die nicht minder schädliche Kategorie der überschuldeten und der Sache nach nur für ihre Gläubiger das Gut verwaltenden Grundeigenthümer wesentlich beschränkt, indem die Gläubiger, wenn sie ihr Zinsgeschäft fortführen wollten, gezwungen wurden sich selber anzukaufen. Schon hierin liegt es übrigens enthalten, dafs Caesar keineswegs jenes naive Zinsverbot der alten Popularpartei einfach erneuern, sondern vielmehr das Zinsnehmen innerhalb gewisser Grenzen gestatten wollte. Sehr wahrscheinlich ist es aber, dafs er sich nicht auf jene blofs für Italien gültige Anordnung eines Maximalsatzes der auszuleihenden Summe beschränkte, sondern auch, namentlich mit Rücksicht auf die Provinzen, für die Zinsen selbst Maximalsätze vorschrieb. Die Verfügungen, dafs es unstatthaft sei höhere Zinsen als 1% monatlich, oder von rückständigen Zinsen wieder Zinsen zu nehmen, oder endlich eine das Capital selbst übersteigende Summe an rückständigen Zinsen gerichtlich geltend zu machen, wurden zuerst von Lucius Lucullus für Kleinasien aufgestellt und daselbst von seinen besseren Nachfolgern beibehalten; sie wurden bald auch auf andere Provinzen durch Statthalterverordnungen übertragen und endlich wenigstens ein Theil derselben in allen Provinzen durch einen Beschlufs des römischen Senats vom J. 704 mit Gesetzeskraft versehen. Wenn diese lucullischen Verfügungen fortan in ihrem vollen Umfang als Reichsgesetz erscheinen und durchaus

die Grundlage der römischen, ja der heutigen Zinsgesetzgebung geworden sind, so darf auch dies vielleicht auf eine Bestimmung Caesars zurückgeführt werden. — Hand in Hand mit diesen Bestrebungen der Capitalübermacht zu wehren gingen die Versuche die Bodenwirthschaft in diejenige Bahn zurückzuleiten, die dem Gemeinwesen die förderlichste war. Sehr wesentlich war hiefür schon die Verbesserung der Rechtspflege und der Polizei. Wenn bisher niemand in Italien seines Lebens und seines beweglichen oder unbeweglichen Eigenthums sicher gewesen war, wenn zum Beispiel die römischen Bandenführer in den Zwischenzeiten, wo ihre Leute nicht in der Hauptstadt Politik zu machen hatten, in den Wäldern Etruriens dem Raube obgelegen oder auch die Landgüter ihrer Soldherren durch Eroberungen arrondirt hatten, so hatte dergleichen Faustrecht nunmehr ein Ende; und vor allem die ackerbauende Bevölkerung aller Klassen mufste davon die wohlthätigen Folgen empfinden. Auch Caesars Baupläne, die sich durchaus nicht auf die Hauptstadt beschränkten, waren bestimmt hier einzugreifen; so sollte zum Beispiel die Anlegung einer bequemen Fahrstrafse von Rom durch die Apenninenpässe zum adriatischen Meer den italischen Binnenverkehr beleben, die Niedrigerlegung des Fucinersees der marsischen Bauerlandschaft zu Gute kommen. Allein auch unmittelbar griff Caesar in die wirthschaftlichen Zustände Italiens ein. Den italischen Viehzüchtern wurde auferlegt wenigstens den dritten Theil ihrer Hirten aus freigeborenen erwachsenen Leuten zu nehmen, wodurch zugleich dem Banditenwesen gesteuert und dem freien Proletariat eine Erwerbsquelle geöffnet ward. In der agrarischen Frage ging Caesar, der bereits in seinem ersten Consulat sie zu reguliren in die Lage gekommen war (S. 192), verständiger als Gaius Gracchus, nicht darauf aus die Bauernwirthschaft wiederherzustellen um jeden Preis, selbst um den einer unter juristischen Clauseln versteckten Revolution gegen das Eigenthum; ihm wie jedem andern echten Staatsmann galt vielmehr als die erste und unverbrüchlichste aller politischen Maximen die Sicherheit dessen, was Eigenthum ist oder doch im Publicum als Eigenthum gilt, und nur innerhalb der hierdurch gezogenen Schranken suchte er die Hebung des italischen Kleinbesitzes, die auch ihm als eine Lebensfrage der Nation erschien, zu bewerkstelligen. Es liefs auch so noch viel in dieser Beziehung sich thun. Jedes Privatrecht, mochte es Eigenthum oder titulirter Erbbesitz heifsen, auf Gracchus oder auf Sulla zurückgehen, ward unbedingt von ihm respectirt. Das sämmtliche wirkliche Domanialland in Italien,

mit Einschluſs eines ansehnlichen Theils der in den Händen geistlicher Immunen befindlichen nach formellem Recht dem Staate zugehörigen Liegenschaften, wurde von Caesar, nachdem er in seiner streng sparsamen keine Verschleuderung und Vernachlässigung auch im Kleinen duldenden Weise durch die wiedererweckte Zwanzigercommission (S. 193) eine allgemeine Revision der italischen Besitztitel veranstaltet hatte, zur Vertheilung in gracchanischer Weise bestimmt; und es war wenigstens die Absicht des Imperators, wenn diese Domänen nicht ausreichen würden, das weiter erforderliche Land durch Ankauf italischer Grundstücke aus der Staatskasse zu beschaffen. Bei der Auswahl der neuen Bauern wurden natürlich vor allem die gedienten Soldaten berücksichtigt und so weit möglich die Last, die die Aushebung für das Mutterland war, in eine Wohlthat dadurch umgewandelt, daſs Caesar den dort als Rekruten ausgehobenen Proletarier ihm als Bauer zurückgab; bemerkenswerther ist es, daſs die verödeten latinischen Gemeinden, wie zum Beispiel Veii und Capena, vorzugsweise mit neuen Colonisten bedacht worden zu sein scheinen. Die Vorschrift Caesars, daſs die neuen Eigenthümer erst nach zwanzig Jahren befugt sein sollten die empfangenen Ländereien zu veräufsern, war ein glücklicher Mittelweg zwischen der völligen Freigebung derselben, die das vertheilte Land bald gröfstentheils wieder in die Hände der grofsen Capitalisten zurückgeführt haben würde, und den bleibenden Beschränkungen der Verkehrsfreiheit, wie sie Tiberius Gracchus (II, 81. 86. 114) und Sulla (II, 332. III, 84), beide gleich vergeblich, verfügt hatten. — Wenn also die Regierung energisch dazu that die kranken Elemente des italischen Volkslebens zu entfernen und die gesunden zu stärken, so sollte endlich das neu regulirte Municipalwesen, nachdem sich dasselbe erst jüngst aus der Krise des Bundesgenossenkriegs in und neben der Staatswirthschaft entwickelt hatte (II, 344), der neuen absoluten Monarchie das mit ihr verträgliche Gemeindeleben mittheilen und die stockende Circulation der edelsten Elemente des öffentlichen Lebens wieder zu rascheren Pulsschlägen erwecken. Als leitender Grundsatz in den beiden im J. 705 für das cisalpinische Gallien, im J. 709 für Italien erlassenen Gemeindeordnungen*, von denen namentlich die letztere für die ganze Folgezeit Grundgesetz blieb, erscheint theils die strenge Reinigung der städtischen Collegien von allen unsittlichen Elementen, während von politischer Polizei

* Von beiden Gesetzen sind beträchtliche Bruchstücke noch vorhanden.

darin keine Spur vorkommt, theils die möglichste Beschränkung des Centralisirens und die möglichst freie Bewegung der Gemeinden, denen auch jetzt noch die Wahl der Beamten und eine wenn gleich beschränkte Civil- und Criminalgerichtsbarkeit verblieb. Die allgemeinen polizeilichen Bestimmungen, zum Beispiel die Beschränkung des Associationsrechts (S. 477), griffen freilich auch hier Platz. — Dies sind die Ordnungen, durch die Caesar versuchte die italische Volkswirthschaft zu reformiren. Es ist leicht sowohl ihre Unzulänglichkeit darzuthun, indem auch sie noch eine Menge von Uebelständen bestehen liefsen, als auch nachzuweisen, dafs sie vielfach schädlich wirkten, indem sie die Verkehrsfreiheit zum Theil sehr empfindlich beschränkten. Es ist noch leichter nachzuweisen, dafs die Schäden der italischen Volkswirthschaft überhaupt unheilbarer Art waren. Aber trotz dem wird der praktische Staatsmann das Werk wie den Meister bewundern. Es war schon etwas, dafs da, wo ein Mann wie Sulla, an Abhülfe verzweifelnd, mit einer blofs formalen Reorganisation sich begnügt hatte, das Uebel an seinem eigentlichen Sitze angefafst und hier mit ihm gerungen ward; und wir dürfen wohl urtheilen, dafs Caesar mit seinen Reformen dem Mafse des Möglichen so nahe kam, als zu kommen dem Staatsmann und dem Römer gegeben war. Die Verjüngung Italiens hat auch er nicht auf diesem Wege gesucht, sondern auf einem sehr verschiedenen, den zu entwickeln es nöthig wird zunächst die Lage der Provinzen, wie Caesar sie vorfand, ins Auge zu fassen.

In den Provinzen war zunächst der oligarchischen Mifswirthschaft ein Ende zu machen. Sie war auf einem Puncte angekommen, wie ihn wenigstens im Occident, trotz mancher achtbarer Leistungen in diesem Fach, keine zweite Regierung jemals erreicht hat und wo nach unserer Fassungskraft eine Steigerung nicht mehr möglich scheint. Allerdings traf die Verantwortung hiefür die Römer nicht allein. Fast überall hatte bereits vor ihnen das griechische, phönikische oder asiatische Regiment den Völkern den höheren Sinn und das Rechts- und Freiheitsgefühl besserer Zeiten ausgetrieben. Es war wohl arg, dafs jeder angeschuldigte Provinziale auf Verlangen in Rom persönlich zur Verantwortung sich zu stellen verpflichtet war; dafs der römische Statthalter beliebig in die Rechtspflege und in die Verwaltung der abhängigen Gemeinden eingriff, Bluturtheile fällte und Verhandlungen des Gemeinderaths cassirte; dafs er im Kriegsfall mit den Milizen nach Gutdünken und oft in schandbarer Weise schaltete, wie z. B. Cotta bei der Belagerung des pontischen Herakleia der Miliz alle

gefährlichen Posten anwies, um seine Italiker zu schonen, und da die Belagerung nicht nach Wunsch ging, seinen Werkmeistern den Kopf vor die Füfse zu legen befahl. Es war wohl arg, dafs keine Vorschrift der Sittlichkeit oder des Strafrechts die römischen Vögte und ihr Gefolge ferner band und dafs Vergewaltigungen, Schändungen und Ermordungen mit oder ohne Form Rechtens in den Provinzen alltägliche Auftritte waren. Allein es war dies wenigstens nichts Neues: fast überall war man sclavischer Behandlung längst gewohnt und es kam am Ende wenig darauf an, ob ein karthagischer Vogt, ein syrischer Satrap oder ein römischer Proconsul den Localtyrannen spielte. Das materielle Wohlbefinden, ziemlich das einzige, wofür man in den Provinzen noch Sinn hatte, ward durch jene Vorgänge, die zwar bei den vielen Tyrannen viele, aber doch nur einzelne Individuen trafen, weit minder gestört als durch die auf allen zugleich lastende finanzielle Exploitirung, welche mit solcher Energie doch niemals noch aufgetreten war. Die Römer bewährten ihre alte Meisterschaft im Geldwesen jetzt auf diesem Gebiet in einer entsetzlichen Weise. Es ist früher versucht worden das römische System der Provinziallbelastung in seinen bescheidenen und verständigen Grundlagen wie in seiner Steigerung und Verderbung darzustellen (II, 362—369); es versteht sich von selbst, dafs die letztere progressiv zunahm. Die ordentlichen Abgaben wurden weit drückender durch die Ungleichheit der Steuervertheilung und durch das verkehrte Hebesystem als durch ihre Höhe. Ueber die Einquartierungslast äufserten römische Staatsmänner selbst, dafs eine Stadt ungefähr eben so viel leide, wenn der Feind sie erstürme und wenn ein römisches Heer Winterquartier in ihr nehme. Während die Besteuerung nach ihrem ursprünglichen Charakter die Vergütung für die von Rom übernommene Kriegslast gewesen war und die steuernde Gemeinde also ein Recht darauf hatte vom ordentlichen Dienst verschont zu bleiben, wurde jetzt, wie zum Beispiel für Sardinien bezeugt ist, der Besatzungsdienst gröfstentheils den Provinzialen aufgebürdet und sogar in den ordentlichen Heeren aufser anderen Leistungen die ganze schwere Last des Reiterdienstes auf sie abgewälzt. Die aufserordentlichen Leistungen, wie zum Beispiel die Kornlieferungen gegen geringe oder ganz ohne Vergütung zum Besten des hauptstädtischen Proletariats, die häufigen und kostspieligen Flottenrüstungen und Strandvertheidigungen, um der Piraterie zu steuern, die Aufgaben Kunstwerke, wilde Bestien oder andere Requisite des wahnwitzigen römischen Theater- und Thierhetzenluxus herbeizuschaffen,

die militärischen Requisitionen im Kriegsfall, waren ebenso häufig wie erdrückend und unberechenbar. In den Clientelstaaten waren die Formen der Besteuerung etwas verschieden, aber die Lasten selbst wo möglich noch ärger, da aufser den Römern hier auch noch die einheimischen Höfe erpreſsten. In Kappadokien und Aegypten war der Bauer wie der König bankerott und jener den Steuereinnehmer, dieser den römischen Gläubiger zu befriedigen aufser Stande. Dazu kamen denn die eigentlichen Erpressungen nicht blofs des Statthalters selbst, sondern auch seiner ‚Freunde', von denen jeder gleichsam eine Anweisung auf den Statthalter zu haben meinte und ein Anrecht durch ihn aus der Provinz als ein gemachter Mann zurückzukommen. Die römische Oligarchie glich in dieser Beziehung vollständig einer Räuberbande und betrieb das Plündern der Provinzialen berufs- und handwerksmäfsig: ein tüchtiges Mitglied griff nicht allzu säuberlich zu, da man ja mit den Sachwaltern und den Geschworenen zu theilen hatte und je mehr, um desto sicherer stahl. Auch die Diebesehre war bereits entwickelt: der grofse Räuber sah auf den kleinen, dieser auf den blofsen Dieb geringschätzig herab; wer einmal wunderbarer Weise verurtheilt worden war, that grofs mit der hohen Ziffer der als erpreſst ihm nachgewiesenen Summen. So wirthschafteten in den Aemtern die Nachfolger jener Männer, die von ihrer Verwaltung nichts nach Hause zu bringen gewohnt gewesen als den Dank der Unterthanen und den Beifall der Mitbürger. Aber wo möglich noch ärger und noch weniger einer Controle unterworfen hausten die italischen Geschäftsmänner unter den unglücklichen Provinzialen. Die einträglichsten Stücke des Grundbesitzes und das gesammte Handels- und Geldwesen in den Aemtern concentrirten sich in ihren Händen. Die Wucherei florirte wie nie zuvor. Es kam vor, dafs Capitalien selbst an Stadtgemeinden zu 4 Procent monatlich verborgt wurden. Es war etwas Gewöhnliches, dafs ein energischer und einflufsreicher Geschäftsmann zu besserer Betreibung seiner Geschäfte entweder vom Senat sich den Gesandten-* oder auch vom Statthalter den Offizierstitel geben liefs und wo möglich auch Mannschaft dazu; in beglaubigter Weise wird ein Fall erzählt, wo einer dieser ehrenwerthen kriegerischen Banquiers wegen einer Forderung an die Stadt Salamis auf Kypros den Gemeinderath derselben im Rathhaus so lange blokirt hielt, bis fünf der Raths-

* Dies ist die sogenannte ‚freie Gesandtschaft' *(libera legatio)*, nämlich eine Gesandtschaft ohne eigentliche öffentliche Aufträge.

mitglieder Hungers gestorben waren. Zu dieser gedoppelten Pressung, von denen jede allein unerträglich war und deren Ineinandergreifen immer besser sich regulirte, kamen dann die allgemeinen Drangsale hinzu, von denen doch auch zum grofsen Theil die römische Regierung wenigstens mittelbar die Schuld trug. In den vielfachen Kriegen wurden bald von den Barbaren, bald von den römischen Heeren grofse Capitalien aus dem Lande weggeschleppt und gröfsere verdorben. Bei der Nichtigkeit der römischen Land- und Seepolizei wimmelte es überall von Land- und Seeräubern. Im inneren Kleinasien war die Räuberwirthschaft endemisch; in Africa und im jenseitigen Spanien machte sie es nöthig alle aufserhalb der städtischen Ringmauern angelegten Gebäude mit Mauern und Thürmen zu befestigen. Das furchtbare Uebel der Piraterie ward bereits in einem andern Zusammenhang geschildert. Die Panaceen des Prohibitivsystems, mit denen der römische Statthalter dazwischenzufahren pflegte, wenn, wie das unter solchen Verhältnissen nicht fehlen konnte, Geldklemme oder Brottheurung eintrat, die Verbote der Gold- oder Getreideausfuhr aus der Provinz, machten denn auch die Sache nicht besser. Die Communalverhältnisse waren fast überall aufser durch den allgemeinen Nothstand auch noch durch locale Wirren und Unterschleife der Gemeindebeamten zerrüttet. Wo solche Bedrängnisse nicht etwa vorübergehend, sondern Menschenalter hindurch auf den Gemeinden und den Einzelnen mit stetigem unabwendbarem jährlich steigendem Drucke lasteten, mufste wohl der bestgeordnete öffentliche oder Privathaushalt ihnen erliegen und das unsäglichste Elend über alle Nationen vom Tajo bis zum Euphrat sich ausbreiten. ‚Alle Gemeinden', heifst es in einer schon 684 veröffentlichten Schrift, ‚sind zu Grunde gerichtet'; eben dasselbe wird für Spanien und das narbonensische Gallien, also die verhältnifsmäfsig ökonomisch noch am leidlichsten gestellten Provinzen, insbesondere bezeugt. In Kleinasien gar standen Städte wie Samos und Halikarnassos fast leer; der rechtliche Sclavenstand schien hier, verglichen mit den Peinigungen, denen der freie Provinziale unterlag, ein Hafen der Ruhe und sogar der geduldige Asiate war, nach den Schilderungen römischer Staatsmänner selbst, des Lebens überdrüssig geworden. Wen zu ergründen gelüstet, wie tief der Mensch sinken kann sowohl in dem frevelhaften Zufügen, wie in dem nicht minder frevelhaften Ertragen alles denkbaren Unrechts, der mag aus den Criminalacten dieser Zeit zusammenlesen, was römische Grofse zu thun, was Griechen, Syrer und Phöniker zu leiden vermochten. Selbst

die eigenen Staatsmänner räumten öffentlich und ohne Umschweife ein, dafs der römische Name durch ganz Griechenland und Asien unaussprechlich verhafst sei; und wenn die Bürger des pontischen Herakleia einmal die römischen Zöllner sämmtlich erschlugen, so war nur zu bedauern, dafs dergleichen nicht öfter geschah. — Die Optimaten spotteten über den neuen Herrn, der seine ‚Meierhöfe' einen nach dem andern selbst zu besichtigen kam; in der That forderte der Zustand aller Provinzen den ganzen Ernst und die ganze Weisheit eines jener seltenen Männer, denen der Königsname es verdankt, dafs er den Völkern nicht blofs gilt als leuchtendes Exempel menschlicher Erbärmlichkeit. Die geschlagenen Wunden mufste die Zeit heilen; dafs sie es konnte und dafs nicht ferner neue geschlagen wurden, dafür sorgte Caesar. Das Verwaltungswesen ward durchgreifend umgestaltet. An die Stelle der sullanischen Proconsuln, Proprätoren und Proquästoren trat rechtlich der Imperator, der schon durch die Einheit und die lebenslängliche Dauer seiner Macht zu den Unterthanen ein natürlicheres und leidlicheres Verhältnifs hatte als jene zahllosen und jährlich wechselnden kleinen Tyrannen. Die unmittelbare Verwaltung an Ort und Stelle übernahmen anstatt der bisherigen wesentlich souverainen Volksbeamten die Untergebenen des Imperators: wo bisher der Proconsul und sein Quästor erschienen waren gleichsam als die zur Einziehung der Brandschatzung abgesandten Mitglieder einer Räuberbande, da kamen jetzt in dem Legaten und Procurator des Regenten die wohl in Zucht gehaltenen Diener eines unparteiischen Herrn. Von dem Obercommando, mit dem die Leitung der Rechtspflege und die administrative Controle der Gemeinden auch ferner verbunden blieb, ward das Hebewesen vollständig getrennt und jenes den kaiserlichen Adjutanten, dieses den kaiserlichen Bedienten übertragen, so dafs alle Provinzialbeamten entweder durch die Gesetze der militärischen Hierarchie, oder durch die noch strengeren der häuslichen Zucht unbedingt von dem Imperator abhängig wurden und blieben. Statt der bisherigen schlimmer als nichtigen Controle der Ritter- oder senatorischen Gerichte trat die Verantwortung vor einem gerechten und unnachsichtigen Monarchen. Das Gesetz über Erpressungen, dessen Bestimmungen Caesar schon in seinem ersten Consulat verschärft hatte, wurde gegen die Obercommandanten in den Aemtern von ihm mit unerbittlicher, selbst über den Buchstaben desselben hinausgehender Schärfe zur Anwendung gebracht; und die Steuerbeamten gar, wenn sie ja es wagten sich eine Unrechtfertigkeit zu erlauben, büfsten ihrem

Herrn, wie Knechte und Freigelassene nach dem grausamen Hausrecht jener Zeit zu hüfsen pflegten. Die aufserordentlichen öffentlichen Lasten wurden auf das richtige Mafs und den wirklichen Nothfall zurückgeführt, die ordentlichen wesentlich beschränkt. Der durchgreifenden Regulirung des Steuerwesens ward bereits früher gedacht (S. 469): die Ausdehnung der Steuerfreiheiten, die durchgängige Herabsetzung der directen Abgaben, die Beschränkung des Zehntsystems auf Africa und Sardinien, die vollständige Beseitigung der Mittelsmänner bei der Einziehung der directen Abgaben waren für die Provinzialen segensreiche Reformen. Dafs Caesar nach dem Beispiel eines seiner gröfsten demokratischen Vorgänger, des Sertorius (S. 19), die Unterthanen von der Einquartierungslast befreit und die Soldaten angehalten hat sich selber solide stadtartige Standlager zu errichten, ist zwar nicht nachzuweisen; aber er war, wenigstens nachdem er die Prätendenten- mit der Königsrolle vertauscht hatte, nicht der Mann den Unterthan dem Soldaten preiszugeben und es war in seinem Geiste gedacht, als die Erben seiner Politik solche Kriegslager und aus diesen Kriegslagern wieder Städte erschufen, in denen die italische Civilisation Brennpuncte inmitten der barbarischen Grenzlandschaften fand. — Bei weitem schwieriger als dem Beamtenunwesen zu steuern war es die Provinzialen von der erdrückenden Uebermacht des römischen Capitals zu befreien. Geradezu brechen liefs dieselbe sich nicht, ohne Mittel anzuwenden, die noch gefährlicher waren als das Uebel; die Regierung konnte nichts thun als vorläufig der offenbaren Vergewaltigung und dem handgreiflichen Wucher durch scharfe Handhabung der auch auf die Provinzen sich erstreckenden allgemeinen Wuchergesetze (S. 494) steuern und von dem unter der besseren Verwaltung wieder aufblühenden Wohlstand der Provinzialen eine gründlichere Heilung des Uebels erwarten. Dafs Caesar in diesem Sinne thätig war, zeigt die Abstellung des Mifsbrauches, der zu wucherlichen Zwecken mit dem Staatsgesandtentitel getrieben ward. Transitorische Verfügungen, um der Ueberschuldung einzelner Provinzen abzuhelfen, werden aus dieser Zeit mehrere erwähnt. So überwies Caesar selbst bereits 694 als Statthalter des jenseitigen Spaniens den Gläubigern zwei Drittel der Einnahmen ihrer Schuldner, um daraus sich bezahlt zu machen. Aehnlich hatte schon Lucius Lucullus als Statthalter von Kleinasien die Gläubiger, nachdem er einen Theil der mafslos angeschwollenen Zinsreste geradezu cassirt hatte, für den übrigen Theil ihrer Forderungen angewiesen auf den vierten Theil des Ertrags der Lände-

reien ihrer Schuldner so wie auf eine angemessene Quote der aus Hausmiethe oder Sclavenarbeit denselben zufliefsenden Nutzungen. Es ist nicht überliefert, dafs Caesar nach dem Bürgerkrieg ähnliche allgemeine Schuldenliquidationen in den Provinzen veranlafst hätte; doch kann es, nach dem eben Bemerkten und nach dem, was für Italien geschah (S. 492), kaum bezweifelt werden, dafs Caesar darauf ebenfalls hingearbeitet hat oder dies wenigstens in seinem Plane lag. — Wenn also der Imperator, so weit Menschenkraft es vermochte, die Provinzialen der Bedrückungen durch die Beamten und Capitalisten Roms entlastete, so durfte man zugleich von der durch ihn neu erstarkenden Regierung mit Sicherheit erwarten, dafs sie die wilden Grenzvölker verscheuchen und die Land- und Seepiraten zerstreuen werde, wie die aufsteigende Sonne die Nebel verjagt. Wie auch noch die alten Wunden schmerzten, mit Caesar erschien den vielgeplagten Unterthanen die Morgenröthe einer erträglicheren Zeit, seit Jahrhunderten wieder die erste intelligente und humane Regierung und eine Friedenspolitik, die nicht auf der Feigheit, sondern auf der Kraft beruhte. Wohl mochten mit den besten Römern vor allem die Unterthanen an der Leiche des grofsen Befreiers trauern.

Allein diese Abstellung der bestehenden Mifsbräuche war nicht die Hauptsache in Caesars Provinzialreform. In der römischen Republik waren nach der Ansicht der Aristokratie wie der Demokratie die Aemter nichts gewesen als wie sie häufig genannt werden: Landgüter des römischen Volkes und als solche benutzt und ausgenutzt worden. Diese Auffassung ward jetzt beseitigt. Die Provinzen als solche sollten allmählich untergehen, um der verjüngten italisch-hellenischen Nation eine neue und geräumigere Heimath zu bereiten, von deren einzelnen Landschaften keine nur um der andern willen da war, sondern alle für einen und eine für alle; die Leiden und Schäden der Nation, für die in dem alten Italien keine Hülfe war, sollte das neue Dasein in der verjüngten Heimath, das frischere, breitere, grofsartigere Volksleben von selber überwinden. Bekanntlich waren diese Gedanken nicht neu. Längst hatte die seit Jahrhunderten stehend gewordene Emigration aus Italien in die Provinzen, freilich den Emigranten selber unbewufst, eine solche Ausdehnung Italiens vorbereitet. Schon Gaius Gracchus, der Schöpfer der römischen demokratischen Monarchie, der Urheber der transalpinischen Eroberungen, der Gründer der Colonien Karthago und Narbo, hatte in planmäfsiger Weise die Italiker über Italiens Grenzen hinausgelenkt. Der zweite geniale Staatsmann, den die römische Demokratie hervorbrachte, Quin-

tus Sertorius hatte damit begonnen die barbarischen Occidentalen zur lateinischen Civilisation anzuleiten; er gab der vornehmen spanischen Jugend römische Tracht und hielt sie an lateinisch zu sprechen und auf der von ihm gegründeten Bildungsanstalt in Osca sich die höhere italische Bildung anzueignen. Bei Cäsars Regierungsantritt war bereits eine massenhafte, freilich der Stetigkeit wie der Concentration grofsentheils ermangelnde italische Bevölkerung in allen Provinzen und Clientelstaaten vorhanden; um von den förmlich italischen Städten in Spanien und dem südlichen Gallien zu schweigen, erinnern wir nur an die zahlreichen Bürgertruppen, die Sertorius und Pompeius in Spanien, Cäsar in Gallien, Juba in Numidien, die Verfassungspartei in Africa, Makedonien, Griechenland, Kleinasien und Kreta ausholen, an die freilich übelgestimmte lateinische Leier, auf der die Stadtpoeten von Corduba schon im sertorianischen Kriege der römischen Feldherren Lob und Preis sangen, an die eben ihrer sprachlichen Eleganz wegen geschätzten Uebersetzungen griechischer Poesien, die der älteste namhafte auseritalische Poet, Publius Terentius Varro von der Aude kurz nach Cäsars Tod veröffentlichte. — Andrerseits war die Durchdringung des lateinischen und des hellenischen Wesens, man möchte sagen so alt wie Rom. Schon bei der Einigung Italiens hatte die obsiegende lateinische Nation alle anderen besiegten Nationalitäten sich assimilirt, nur die einzige griechische, so wie sie war, sich eingefügt, ohne sie äufserlich mit sich zu verschmelzen. Wohin der römische Legionar kam, dahin folgte der griechische Schulmeister, in seiner Art nicht minder ein Eroberer, ihm nach; schon früh finden wir namhafte griechische Sprachlehrer ansässig am Guadalquivir und in der Anstalt von Osca ward so gut griechisch gelehrt wie lateinisch. Die höhere römische Bildung selbst war ja durchaus nichts anderes als die Verkündigung des grofsen Evangeliums hellenischer Art und Kunst im italischen Idiom; gegen die bescheidene Anmafsung der civilisirenden Eroberer dasselbe zunächst in ihrer Sprache den Barbaren des Westens zu verkündigen konnte der Hellene wenigstens nicht laut protestiren. Schon längst erblickte der Grieche überall, und am entschiedensten eben da, wo das Nationalgefühl am reinsten und am stärksten war, an den von barbarischer Denationalisirung bedrohten Grenzen, wie zum Beispiel in Massalia, am Nordgestade des schwarzen Meeres und am Euphrat und Tigris, den Schild und das Schwert des Hellenismus in Rom; und in der That nahmen Pompeius Städtegründungen im fernen Osten nach jahrhundertelanger Unterbrechung Alexanders segensreiches Werk

wieder auf. — Der Gedanke eines italisch-hellenischen Reiches mit zweien Sprachen und einer einheitlichen Nationalität war nicht neu — er wäre sonst auch nichts gewesen als ein Fehler —; aber dafs er aus schwankenden Entwürfen zu sicherer Fassung, aus zerstreuten Anfängen zu sicherer und concentrirter Grundlegung fortschritt, ist das Werk des dritten und gröfsten der demokratischen Staatsmänner Roms.

Die erste und wesentlichste Bedingung zu der politischen und nationalen Nivellirung des Reichs war die Erhaltung und Ausdehnung der beiden zu gemeinschaftlichem Herrschen bestimmten Nationen unter möglichst rascher Beseitigung der neben ihr stehenden barbarischen oder barbarisch genannten Stämme. In gewissem Sinne könnte man allerdings neben Römern und Griechen noch eine dritte Nationalität nennen, die mit denselben in der damaligen Welt an Ubiquität wetteiferte und auch in dem neuen Staate Caesars eine nicht unwesentliche Rolle zu spielen bestimmt war. Es sind dies die Juden. Das merkwürdige nachgiebig zähe Volk war in der alten wie in der heutigen Welt überall und nirgends heimisch und überall und nirgends mächtig. Die Diadochen Davids und Salomos bedeuteten für die Juden jener Zeit kaum mehr als heutzutage Jerusalem für sie bedeutet; die Nation fand wohl für ihre religiöse und geistige Einheit einen sichtbaren Anhalt in dem Königreich Jerusalem, aber sie selbst bestand keineswegs in der Unterthanenschaft der Hasmonaeer, sondern in der unermefslichen durch das ganze parthische und das ganze römische Reich zerstreuten Judenwelt. In Alexandreia namentlich und ähnlich in Kyrene bildeten die Juden innerhalb dieser Städte eigene administrativ und selbst local abgegrenzte Gemeinwesen, den Judenvierteln unsrer Städte nicht ungleich, aber freier gestellt und von einem ‚Volksherrn' als oberstem Richter und Verwalter geleitet. Wie zahlreich selbst in Rom bereits vor Caesar die jüdische Bevölkerung war und zugleich wie landsmannschaftlich eng die Juden auch damals zusammenhielten, beweist die Bemerkung eines Schriftstellers dieser Zeit, dafs es für den Statthalter bedenklich sei den Juden in seiner Provinz zu nahe zu treten, weil er dann sicher darauf zählen dürfe nach seiner Heimkehr von dem hauptstädtischen Pöbel ausgepfiffen zu werden. Auch zu jener Zeit war das vorwiegende Geschäft der Juden der Handel: mit dem erobernden römischen Kaufmann zog damals der jüdische Händler ebenso überall hin wie später mit dem genuesischen und venezianischen, und neben der römischen strömte das Capital allerorts bei der jüdischen

Kaufmannschaft zusammen. Auch zu jener Zeit endlich begegnen wir der eigenthümlichen Antipathie der Occidentalen gegen diese so gründlich orientalische Race und ihre fremdartigen Meinungen und Sitten. Dies Judenthum, obwohl nicht der erfreulichste Zug in dem nirgends erfreulichen Bilde der damaligen Völkermengung, war nichts desto weniger ein im natürlichen Verlauf der Dinge sich entwickelndes geschichtliches Moment, das der Staatsmann weder sich ableugnen noch bekämpfen durfte und dem Caesar vielmehr, eben wie sein Vorgänger Alexander, in richtiger Erkenntnifs der Verhältnisse möglichst Vorschub that. Wenn Alexander, der Stifter des alexandrinischen Judenthums, damit nicht viel weniger für die Nation that wie ihr eigener David durch die Gründung von Jerusalem, so förderte auch Caesar die Juden in Alexandreia wie in Rom durch besondere Begünstigungen und Vorrechte und schützte namentlich ihren eigenthümlichen Cult gegen die römischen wie gegen die griechischen Localpfaffen. Die beiden grofsen Männer dachten natürlich nicht daran der hellenischen oder italisch-hellenischen Nationalität die jüdische ebenbürtig zur Seite zu stellen. Aber der Jude, der nicht wie der Occidentale die Pandoragabe politischer Organisation empfangen hat und gegen den Staat sich wesentlich gleichgültig verhält; der ferner ebenso schwer den Kern seiner nationalen Eigenthümlichkeit aufgiebt als bereitwillig denselben mit jeder beliebigen Nationalität umhüllt und bis zu einem gewissen Grad die fremde Volksthümlichkeit sich aneignet — der Jude war eben darum wie geschaffen für einen Staat, welcher auf den Trümmern von hundert lebendigen Politien erbaut und mit einer gewissermafsen abstracten und von vornherein verschliffenen Nationalität ausgestattet werden sollte. Auch in der alten Welt war das Judenthum ein wirksames Ferment des Kosmopolitismus und der nationalen Decomposition und insofern ein vorzugsweise berechtigtes Mitglied in dem caesarischen Staate, dessen Politie doch eigentlich nichts als Weltbürgerthum, dessen Volksthümlichkeit eigentlich nichts als Humanität war. — Indefs die positiven Elemente des neuen Bürgerthums blieben ausschliefslich die lateinische und die hellenische Nationalität. Mit dem specifisch italischen Staat der Republik war es also zu Ende; jedoch war es nichts als ein sehr erklärliches, aber auch sehr albernes Gerede des grollenden Adels, dafs Caesar Italien und Rom absichtlich zu Grunde richte, um den Schwerpunct des Reiches in den griechischen Osten zu verlegen und zur Hauptstadt desselben Ilion oder Alexandreia zu machen. Vielmehr behielt in Caesars Organisationen die lateinische

Nationalität immer das Uebergewicht; wie sich dies schon darin ausspricht, dafs er jede Verfügung in lateinischer, aber die für die griechisch redenden Landschaften bestimmten daneben in griechischer Sprache erliefs. Im Allgemeinen ordnete er die Verhältnisse der beiden grofsen Nationen in seiner Monarchie eben wie sie in dem geeinigten Italien seine republikanischen Vorgänger geordnet hatten: die hellenische Nationalität wurde geschützt, wo sie bestand, die italische nach Vermögen erweitert und ihr die Erbschaft der aufzulösenden Racen bestimmt. Es war dies schon deshalb nothwendig, weil eine völlige Gleichstellung des griechischen und des lateinischen Elements im Staate aller Wahrscheinlichkeit nach in sehr kurzer Zeit diejenige Katastrophe herbeigeführt haben würde, die manche Jahrhunderte später der Byzantinismus vollzog; denn das Griechenthum war nicht blofs geistig nach allen Richtungen hin dem römischen Wesen überlegen, sondern auch an Masse, und hatte in Italien selbst an den Schwärmen der gezwungen oder freiwillig nach Italien wandernden Hellenen und Halbhellenen eine Unzahl unscheinbarer, aber in ihrem Einflufs nicht hoch genug anzuschlagender Apostel. Um nur der eminentesten Erscheinung auf diesem Gebiete zu gedenken, so ist das Regiment der griechischen Lakaien über die römischen Monarchen so alt wie die Monarchie: der erste in der ebenso langen wie widerwärtigen Liste dieser Individuen ist Pompeius vertrauter Bedienter Theophanes von Mytilene, welcher durch seine Gewalt über den schwachen Herrn wahrscheinlich mehr als irgend ein anderer Mann zu dem Ausbruch des Krieges zwischen Pompeius und Caesar beigetragen hat. Nicht ganz mit Unrecht ward er nach seinem Tode von seinen Landsleuten göttlich verehrt: eröffnete er doch die griechische Kammerdienerherrschaft der Kaiserzeit, die gewissermafsen doch auch eine Herrschaft der Hellenen über die Römer war. Die Regierung hatte demnach allen Grund die Ausbreitung des Hellenismus wenigstens im Westen nicht noch von oben herab zu fördern; wohl aber ward das Griechenthum, wo es bestand, erhalten und geschützt. Wie nahe auch die politischen Krisen es dem Imperator legten die festen Pfeiler des Hellenismus im Occident und in Aegypten umzustürzen, Massalia und Alexandreia wurden weder vernichtet noch denationalisirt. Wenn Sicilien nicht blofs des Zehntendruckes entlastet, sondern auch seinen Gemeinden das latinische Recht bestimmt ward, dem seiner Zeit vermuthlich die volle Gleichstellung mit Italien nachfolgen sollte, so war Caesars Absicht ohne Zweifel nicht Sicilien zu latinisiren, sondern die herrliche Insel,

welche die Natur nicht so sehr zum Nachbarland Italiens bestimmt hat als zu der schönsten seiner Landschaften, unter Beibehaltung ihrer hellenischen Nationalität ähnlich wie Neapolis und Rhegion in den italischen Gemeindeverband einzufügen. — Dagegen das römische Wesen ward durch Colonisirung wie durch Latinisirung nach allen Kräften und an den verschiedensten Puncten des Reiches von der Regierung gehoben. Der zwar gewaltsame, aber um freie Hand gegen die zur Vernichtung bestimmten Nationen zu haben unumgänglich nothwendige Satz, dafs an allem nicht durch besonderen Act der Regierung an Gemeinden und Private abgetretenen Grund und Boden in den Provinzen der Staat das Eigenthum, der zeitige Inhaber nur einen geduldeten und jederzeit widerruflichen Erbbesitz habe, wurde auch von Caesar festgehalten und durch ihn aus einer demokratischen Parteitheorie zu einem Fundamentalprincip des monarchischen Rechts erhoben. In erster Linie kam für die Ausbreitung der römischen Nationalität natürlich Gallien in Frage. Gallien diesseit der Alpen erhielt durch die längst von der Demokratie verheifsene (S. 4. 152) und nun (705) von Caesar verwirklichte Aufnahme der transpadanischen Gemeinden in den römischen Bürgerverband durchgängig, was ein grofser Theil der Gemeinden daselbst längst gehabt: politische Gleichberechtigung mit dem Hauptland. Thatsächlich hatte sich diese Provinz in den vierzig Jahren, die seit Ertheilung des Latinerrechts verflossen waren, bereits vollständig latinisirt. Die Exclusiven mochten spotten über den breiten und gurgelnden Accent des Keltenlateins und ein ‚ich weifs nicht was von hauptstädtischer Anmuth' bei dem Insubrer und Veneter vermissen, der sich als Caesars Legionar mit dem Schwert einen Platz auf dem römischen Markt und sogar in der römischen Curie erobert hatte. Nichtsdestoweniger war das cisalpinische Gallien mit seiner dichten vorwiegend bauerschaftlichen Bevölkerung schon vor Caesar der Sache nach eine italische Landschaft und blieb Jahrhunderte lang der rechte Zufluchtsort italischer Sitte und italischer Bildung; wie denn die Lehrer der lateinischen Litteratur nirgends sonst aufserhalb der Hauptstadt so vielen Zuspruch und Anklang fanden. Wenn also das cisalpinische Gallien wesentlich in Italien aufging, so rückte zugleich an die Stelle, die es bisher eingenommen hatte, die alte transalpinische Provinz ein, die ja durch Caesars Eroberungen aus einer Grenz- in eine Binnenprovinz umgewandelt worden war und die durch ihre Nähe wie durch ihr Klima vor allen andern Gebieten sich dazu eignete mit der Zeit gleichfalls eine ita-

lische Landschaft zu werden. Dorthin hauptsächlich, nach dem alten Zielpunct der überseeischen Ansiedlungen der römischen Demokratie, ward der Strom der italischen Emigration gelenkt. Es wurde daselbst theils die alte Colonie Narbo durch neue Ansiedler verstärkt, theils in Baeterrae (Beziers) unweit Narbo, in Arelate (Arles) und Arausio (Orange) an der Rhone und in der neuen Hafenstadt Forum Julii (Fréjus) vier neue Bürgercolonien angelegt, deren Namen zugleich das Andenken der tapferen Legionen bewahrten, die das nördliche Gallien zum Reiche gebracht hatten.* Die nicht mit Colonisten belegten Ortschaften scheinen zugleich, wenigstens gröfstentheils, in derselben Art, wie einst das transpadanische Keltenland (II, 230), der Romanisirung entgegengeführt worden zu sein durch Verleihung latinischen Stadtrechts; namentlich wurde Nemausus (Nimes) als der Hauptort des den Massalioten in Folge ihrer Auflehnung gegen Caesar aberkannten Gebiets (S. 369) aus einem massaliotischen Dorf in eine latinische Stadtgemeinde umgewandelt und mit ansehnlichem Gebiet und selbst mit Münzrecht ausgestattet.** Indem also das cisalpinische Gallien von der vorbereitenden Stufe zur vollen Gleichstellung mit Italien fortschritt, rückte gleichzeitig die narbonensische Provinz in jenes vorbereitende Stadium nach; ganz wie bisher im cisalpinischen Gallien hatten die ansehnlichsten Gemeinden daselbst das volle Bürger-, die übrigen latinisches Recht. — In den übrigen nicht griechischen und nicht latinischen Land-

* Narbo heifst Colonie der Decimaner, Baeterrae der Septimaner, Forum Julii der Octavaner, Arelate (und überdies die latinische Colonie Ruscino) der Sextaner, Arausio der Secundaner. Die neunte Legion fehlt, weil sie ihre Nummer durch die Meuterei von Placentia (S. 382) entehrt hatte. Dafs übrigens die Colonisten dieser Colonien den eponymen Legionen angehörten, wird nicht gesagt und ist nicht glaublich; die Veteranen selbst wurden wenigstens der grofsen Mehrzahl nach in Italien angesiedelt (S. 465).

** Ausdrücklich überliefert ist es nicht, von wem das latinische Recht der nicht colonisirten Ortschaften dieser Gegend und namentlich von Nemausus herrührt. Aber da Caesar selbst (b. c. 1, 35) so gut wie geradezu sagt, dafs Nemausus bis 705 ein massaliotisches Dorf war; da nach dem livianischen Bericht (Dio 41, 25; Flor. 2, 13; Oros. 6, 15) eben dieser Theil des Gebietes den Massalioten von Caesar entzogen ward; da endlich schon auf voraugusteischen Münzen und sodann bei Strabon die Stadt als Gemeinde latinischen Rechts vorkommt, so kann nur Caesar der Urheber dieser Latinitätsverleihung sein. Von Ruscino (Roussillon bei Perpignan) und anderen im narbonensischen Gallien früh zu latinischer Stadtverfassung gelangten Gemeinden läfst sich nur vermuthen, dafs sie dieselbe gleichzeitig mit Nemausus empfingen.

schaften des Reiches, welche der Einwirkung Italiens und dem Assimilationsprozefs noch ferner standen, beschränkte Caesar sich darauf einzelne Brennpuncte für die italische Civilisation zu gründen, wie dies bisher in Gallien Narbo gewesen war, um durch sie die künftige vollständige Ausgleichung vorzubereiten. Solche Anfänge lassen, mit Ausnahme der ärmsten und geringsten von allen, der sardinischen, in sämmtlichen Provinzen des Reiches sich nachweisen. Wie Caesar im nördlichen Gallien verfuhr, ward schon dargelegt (S. 270); die lateinische Sprache erhielt hier, wenn auch noch nicht für alle Zweige des öffentlichen Verkehrs, durchgängig officielle Geltung und es entstand am Lemanusee als die nördlichste Stadt italischer Verfassung die Colonie Noviodunum (Nyon). — In Spanien, vermuthlich damals der am dichtesten bevölkerten Landschaft des römischen Reiches, wurden, so viel wir sehen, allein in der wichtigen hellenisch-iberischen Hafenstadt Emporiae neben der alten Bevölkerung caesarische Colonisten angesiedelt. Die alte und reiche Kaufstadt Gades, deren Municipalwesen Caesar schon als Praetor zeitgemäfs umgestaltet hatte, erhielt jetzt von dem Imperator das volle Recht der italischen Municipien (705) und wurde, was in Italien Tusculum gewesen war (I, 223), die erste aufseritalische nicht von Rom gegründete Gemeinde, die in den römischen Bürgerverband eintrat. Einige Jahre nachher (709) wurde das gleiche Recht auch einigen anderen spanischen Gemeinden und vermuthlich noch mehreren das latinische Recht zu Theil. — In Africa wurde, was Gaius Gracchus nicht hatte zu Ende führen sollen, jetzt ins Werk gesetzt und an derjenigen Stätte, wo die Stadt der Erbfeinde Roms gestanden, 3000 italische Colonisten und eine grofse Anzahl der im karthagischen Gebiet ansässigen Pacht- und Bittbesitzer angesiedelt; zum Erstaunen rasch wuchs unter den unvergleichlich günstigen Localverhältnissen die neue ‚Venuscolonie', das römische Karthago wieder empor. Utica, bis dahin die Haupt- und erste Handelsstadt der Provinz, war schon im Vorweg, es scheint durch Ertheilung des latinischen Rechts, für die Wiedererweckung seines überlegenen Concurrenten einigermafsen entschädigt worden. In dem neu zum Reiche gefügten numidischen Gebiet erhielten das wichtige Cirta und die übrigen dem römischen Condottier Publius Sittius für sich und die Seinigen überwiesenen Gemeinden (S. 425) das Recht römischer Militärcolonien. Die stattlichen Provinzialstädte freilich, die das wahnsinnige Wüthen Jubas und der verzweifelnden Reste der Verfassungspartei in Schutthaufen verwandelt hatte, erholten sich nicht

so rasch wieder wie sie eingeäschert worden waren und manche Trümmerstatt erinnerte noch lange nachher an diese verhängnifsvolle Zeit; allein die beiden neuen julischen Colonien, Karthago und Cirta, wurden und blieben die Brennpuncte der africanisch-römischen Civilisation. — In dem verödeten griechischen Land beschäftigte Caesar aufser mit andern Plänen, zum Beispiel der Anlage einer römischen Colonie in Buthroton (Corfu gegenüber), vor allem sich mit der Wiederherstellung von Korinth; nicht blofs wurde eine ansehnliche Bürgercolonie dorthin geführt, sondern auch der Plan entworfen durch den Durchstich des Isthmus die gefährliche Umschiffung des Peloponnes abzuschneiden und den ganzen italisch-asiatischen Verkehr durch den korinthisch-saronischen Meerbusen zu leiten. Endlich rief selbst in dem entlegenen hellenischen Osten der Monarch italische Ansiedlungen ins Leben: so am schwarzen Meer in Herakleia und in Sinope, welche Städte die italischen Colonisten ähnlich wie Emporiae mit den alten Bewohnern theilten; so an der syrischen Küste in dem wichtigen Hafen von Berytos, das wie Sinope italische Verfassung erhielt; ja sogar in Aegypten wurde auf der den Hafen von Alexandreia beherrschenden Leuchtthurminsel eine römische Station gegründet. — Es ist in all diesen einzelnen Mafsregeln, die wenigstens dem Plan, wenn auch vielleicht nicht alle der Ausführung nach auf Caesar zurückgehen, offenbar ein bestimmtes System. Italien blieb das Mutterland auch der verjüngten Nation. Die ihm vollständig gleichgestellte cisalpinische Provinz verhiefs und verbürgte es, dafs in der Monarchie Caesars, eben wie in der frischeren Epoche der Republik, jede latinisirte Landschaft erwarten durfte ihren älteren Schwestern ebenbürtig an die Seite zu treten. Auf der Vorstufe zur vollen nationalen und politischen Ausgleichung mit Italien standen dessen Nebenländer, das griechische Sicilien und das rasch sich latinisirende südliche Gallien. Auf einer ferneren Stufe zu dieser Ausgleichung standen die übrigen Landschaften des Reiches, in denen, wie bisher in Südgallien Narbo römische Colonie gewesen war, jetzt die grofsen Seestädte: Emporiae, Gades, Karthago, Korinth, Herakleia im Pontos, Sinope, Berytos, Alexandreia, italische oder hellenisch-italische Gemeinden wurden, die Stützpuncte der italischen Civilisation selbst im griechischen Osten, die Grundpfeiler der künftigen nationalen und politischen Nivellirung des Reiches. Die Herrschaft der Stadtgemeinde Rom über das Littoral des Mittelmeeres war zu Ende; an ihre Stelle trat der neue Mittelmeerstaat und sein erster Act war die Sühnung der beiden gröfsten Unthaten, die jene Stadtgemeinde

an der Civilisation begangen hatte. Wenn die Zerstörung der beiden gröfsten Handelsplätze im römischen Gebiet den Wendepunct bezeichnete, wo die Schutzherrschaft der römischen Gemeinde in politische Tyrannisirung und finanzielle Ausnutzung der unterthänigen Landschaften überging, so bezeichnete jetzt die sofortige und glänzende Wiederherstellung von Karthago und Korinth die Begründung des neuen alle Landschaften am Mittelmeer zu nationaler und politischer Gleichheit und wahrhaft staatlicher Einigung heranbildenden grofsen Gemeinwesens. Wohl durfte Caesar der Stadt Korinth zu ihrem vielberühmten alten den neuen Namen der ‚julischen Ehre' verleihen.

Wenn also das neue einheitliche Reich mit einer Nationalität ausgestattet ward, die freilich nothwendiger Weise, wenigstens für jetzt, der volksthümlichen Individualität entbehrte und mehr ein unlebendiges Kunstproduct als ein frischer Trieb der Natur war, so bedurfte dasselbe ferner der Einheit in denjenigen Institutionen, in denen das allgemeine Leben der Nationen sich bewegt: in Verfassung und Verwaltung, in Religion und Rechtspflege, in Münze, Mafs und Gewicht; wobei natürlich locale Besonderheiten mannigfaltigster Art mit wesentlicher Einigung sich vollkommen vertrugen. Ueberall kann auf diesen Gebieten nur von Anfängen die Rede sein, da die einheitliche Durchbildung der Monarchie Caesars in der Zukunft lag und er nichts that als für den Bau von Jahrhunderten den Grund legen. Auch auf diesen Gebieten lassen noch manche Linien sich erkennen, die der grofse Mann gezogen hat; und es ist erfreulicher hier ihm nachzugehen, als in dem Trümmerbau der Nationalitäten.

Hinsichtlich der Verfassung und Verwaltung wurden bereits in einem andern Zusammenhang die wichtigsten Momente hervorgehoben. Das wesentliche Element der neuen Einheit war eben die Ersetzung des römischen Gemeinderaths als des bisherigen Souveräns durch den Alleinherrscher der Mittelmeermonarchie. Dafs bei der Reorganisation des Senats dahin gearbeitet ward demselben statt seines bisherigen römisch-municipalen den Charakter eines höchsten, Italien wie die Provinzen repräsentirenden Reichsraths zu geben, ward gleichfalls schon bemerkt (S. 452). Die Oberverwaltung war bisher nach dem Grundsatz geführt worden, dafs Italien im engern Sinn, als das Weichbild Roms, von dessen Municipalbehörden nach Bürger-, die Provinzen als abhängige Gebiete von Vögten nach Kriegsrecht administrirt wurden; was namentlich für die Rechtspflege einen wichtigen Unterschied machte. In der neuen Monarchie Caesars, wo der

qualitative Unterschied zwischen Italien und den Provinzen wegfiel, mufste auch in der Oberverwaltung die Ausgleichung zwischen Italien und den Provinzen angebahnt werden. Die Anfänge dazu lagen bereits in der älteren Verfassung. Indem jede Gemeinde römischer, latinischer und überhaupt freier Verfassung, wo immer sie belegen war, der Jurisdiction des Statthalters entzogen ward und nach ihrem eigenen Recht sich selber verwaltete, gab es schon in der republikanischen Zeit namentlich im cisalpinischen Gallien, aber auch in dem transalpinischen und in den spanischen Provinzen eine beträchtliche Anzahl Communen, die von dem Statthalter in der Rechtspflege ganz und wesentlich auch in der Verwaltung unabhängig waren und nur insoweit ihm gehorchten, als dies auch den italischen Städten oblag, falls in Italien ein Bürgerheer stand. Ja seitdem im cisalpinischen Gallien sämmtliche Gemeinden das römische oder latinische Recht besafsen, bestand hier überall italische Gemeindefreiheit und bürgerliche Jurisdiction und war die Lage der Provinz dem römischen Feldherrn gegenüber eben dieselbe wie die der italischen Landschaften, mit der einzigen Ausnahme, dafs dort immer, hier nur ausnahmsweise ein römisches Obercommando seinen Sitz hatte. Caesar knüpfte hier an. Auch er hielt den Grundsatz fest, dafs, wo italische Gemeindefreiheit bestand, die Jurisdiction wesentlich bürgerlicher Art war, wo sie nicht bestand, nach Kriegsrecht administrirt ward: Italien also, das cisalpinische und das narbonensische Gallien, Sicilien und die einzelnen in den übrigen Provinzen mit italischem Recht ausgestatteten oder doch freien Gemeinden standen unter den römischen oder den eigenen bürgerlichen Gerichten*, dagegen die übrigen Provinzialgemeinden wie bisher unter der Jurisdiction ihrer Statthalter. Dieser sehr wesentliche Unterschied in der Jurisdiction blieb also; aber es stand jetzt mit demselben in gar keinem Zusammenhange mehr, ob eine Landschaft Provinz war oder nicht. Der militärische Oberbefehl und was damit zusammenhing, die Verwaltung aller nicht den Gemeinden überwiesenen Regierungsgeschäfte, erstreckte jetzt sich wieder wie in der Königszeit über das gesammte Reich und stand ausschliefslich

* Dafs im ganzen cisalpinischen Gallien jeder die Competenz der Municipalbehörden übersteigende Prozefs auch noch nach Caesars Ordnungen vor die hauptstädtischen Gerichte gebracht werden mufste, ist gewifs. Dafs für Gades, Karthago, Korinth die gleiche Einrichtung bestand, ist wenig wahrscheinlich; wie man aber hier sonst geholfen hat, ist nicht bekannt. Die latinischen Gemeinden hatten wahrscheinlich unbeschränkte Competenz.

dem Imperator zu; derjenige Sprengel, in dem er denselben unmittelbar übte, hiefs Italien, diejenigen, in denen seine Adjutanten, mit oder ohne Truppen, diesen Oberbefehl in seinem Namen verwalteten, hiefsen Provinzen.* Allein da es einen rechtlichen Unterschied nicht macht, ob die Commando- und Verwaltungsgeschäfte vom Imperator selbst oder durch Stellvertreter geführt werden, so konnte der qualitative Unterschied als aufgehoben gelten und es mufsten fortan vielmehr die Districte, in denen die Romanisirung vollständig durchgeführt war, diejenigen, in denen sie vorbereitet ward, und diejenigen, in denen sie noch nicht begonnen hatte, das heifst die römischen, die latinischen und die Unterthanengemeinden, als die qualitativ verschiedenen Theile der Monarchie unterschieden werden. — Was die Communalverfassung anlangt, so führte der von Caesar eingeschlagene Weg, den zum vollständigen Eintritt in den Einheitsstaat reifen Gemeinden latinisches und demnächst römisches Recht zu verleihen, allmählich gleichmäfsige Institutionen von selbst herbei. Nur in einer Hinsicht konnte man hierauf nicht warten. Das neue Reich bedurfte sofort einer Institution, die der Regierung die hauptsächlichen Grundlagen der Verwaltung, die Bevölkerungs- und Vermögensverhältnisse der einzelnen Gemeinden übersichtlich vor Augen legte, das heifst eines verbesserten Census. Zunächst ward der italische reformirt. Bisher war er unglaublicher Weise immer noch ausschliefslich in der Hauptstadt abgehalten worden, zur Belästigung der Bürgerschaft wie zum Schaden der Geschäfte. Nach Caesars Verordnung** sollte künftig, wenn in der römischen Gemeinde die Schatzung stattfand, gleichzeitig in jeder italischen der Name eines jeden Gemeindebürgers und der seines Vaters oder Freilassers, sein Bezirk, sein Alter und sein Vermögen von der höchsten Behörde der Gemeinde aufgezeichnet und diese Listen an den römischen Schatzmeister so früh

* Es ist also irrig in der Ertheilung des römischen Bürgerrechts und in dem Fortbestand der Provinzialverfassung sich einander ausschliefsende Gegensätze zu erblicken. Auch erhielt notorisch das cisalpinische Gallien bereits 705 die Civität, während die Statthalter bis 711 nachweisbar sind; und geradezu sagt es Dio (48, 12), dafs die Einverleibung des cisalpinischen Galliens in Italien erst nach Caesars Tode erfolgte. So lange Caesar lebte, blieb es Provinz. Schon dafs die caesarische Gemeindeordnung die Landschaft nie als Italien, sondern als cisalpinisches Gallien bezeichnet, hätte auf das Richtige führen müssen.

** Dafs dies eine Neuerung Caesars und nicht etwa schon in Folge des Bundesgenossenkriegs verordnet war, hätte nicht bezweifelt werden sollen (Cic. *Verr. act.* 1, 18, 54 und sonst).

abgeliefert werden, dafs dieser das allgemeine Verzeichnifs der römischen Bürger und der römischen Habe rechtzeitig vollenden konnte. Dafs es Caesars Absicht war ähnliche Institutionen auch in den Provinzen einzuführen, dafür bürgt theils die von Caesar angeordnete Vermessung und Katastrirung des gesammten Reiches, theils die Einrichtung selbst; denn es war ja damit die allgemeine Formel gefunden, um so gut in den italischen wie in den nichtitalischen Gemeinden des Staats die für die Centralverwaltung erforderlichen Aufnahmen zu bewirken. Offenbar war es auch hier Caesars Absicht auf die Traditionen der älteren republikanischen Zeit zurückzugehen und die Reichsschatzung wieder einzuführen, welche die ältere Republik wesentlich in derselben Weise wie Caesar die italische, durch analoge Ausdehnung des Instituts der römischen Censur mit seinen Fristen und sonstigen wesentlichen Normen auf die sämmtlichen Unterthanengemeinden Italiens und Siciliens, bewirkt hatte. Es war dies eines der ersten Institute gewesen, das die erstarrende Aristokratie verfallen liefs; auf die Provinzen ward es mit Ausnahme der ältesten schon nicht mehr erstreckt und damit ging der obersten Verwaltungsbehörde jede Uebersicht über die disponiblen Mannschaften und Steuerkräfte und also jede Möglichkeit einer wirksamen Controle verloren. Die vorhandenen Spuren und der Zusammenhang der Dinge selbst zeigen unwidersprechlich, dafs Caesar die Erneuerung der seit Jahrhunderten verschollenen Reichsschatzung vorbereitete.

Dafs in der Religion wie in der Rechtspflege an eine durchgreifende Nivellirung nicht gedacht werden konnte, ist kaum nöthig zu sagen; doch bedurfte der neue Staat bei aller Toleranz gegen Localglauben und Municipalstatute eines gemeinsamen der italisch-hellenischen Nationalität entsprechenden Glaubens und einer allgemeinen den Municipalstatuten übergeordneten Rechtssatzung. Er bedurfte ihrer: denn beides war thatsächlich schon da. Auf dem religiösen Gebiet war man seit Jahrhunderten thätig gewesen den italischen und den hellenischen Cult theils durch äufserliche Aufnahme, theils durch innerliche Ausgleichung der Gottheitbegriffe in einander zu arbeiten und bei der nachgiebigen Formlosigkeit der italischen Götter hatte es nicht einmal grofse Schwierigkeit gemacht den Jupiter in dem Zeus, die Venus in der Aphrodite und so jede wesentliche Idee des latinischen Glaubens in ihrem hellenischen Gegenbild aufzuheben. Die italisch-hellenische Religion stand bereits in den Grundzügen fertig da; und wie sehr man eben auf diesem Gebiete sich dessen

bewufst war über die specifisch römische hinaus und zu einer italisch-hellenischen Quasinationalität fortgeschritten zu sein, beweist namentlich die Unterscheidung der ‚gemeinen', d. h. der von den Römern wie den Griechen anerkannten Götter von den besonderen der römischen Gemeinde in der schon erwähnten varronischen Theologie. — Im Rechtswesen hatte es auf dem Gebiete des Criminal- und Polizeirechts, wo die Regierung unmittelbarer eingreift und dem rechtlichen Bedürfnifs wesentlich durch eine verständige Legislation genügt werden kann, keine Schwierigkeit auf dem Wege der gesetzgeberischen Thätigkeit denjenigen Grad materieller Gleichförmigkeit zu erreichen, der allerdings auch hier für die Reichseinheit nothwendig war. Im Civilrecht dagegen, wo die Initiative dem Verkehr, dem Gesetzgeber nur die Formulirung zusteht, war das einheitliche Reichscivilrecht, das der Gesetzgeber zu schaffen freilich nicht vermocht hätte, in der That bereits auf naturgemäfsem Wege durch den Verkehr selber entwickelt worden. Das römische Stadtrecht zwar beruhte rechtlich immer noch auf der in den Zwölftafeln enthaltenen Formulirung des latinischen Landrechts. Die späteren Gesetze hatten wohl im Einzelnen mancherlei zeitgemäfse Verbesserungen eingeführt, unter denen leicht die wichtigste war die Abschaffung der alten ungeschickten Prozefseröffnung durch stehende Spruchformeln der Parteien (I, 104) und ihre Ersetzung durch eine von dem prozefsleitenden Beamten schriftlich abgefafste Instruction für den Einzelgeschwornen *(formula)*; allein in der Hauptsache hatte die Volkslegislation nur über jene altersgraue Grundlage einen den englischen Statutargesetzen vergleichbaren unübersehlichen Wust grofsentheils längst veralteter und vergessener Specialgesetze aufgeschichtet. Die Versuche die Wissenschaft zu formuliren und zu systematisiren hatten die verschlungenen Gänge des alten Civilrechts allerdings zugänglich gemacht und erhellt (II, 436); allein dem Grundmangel, dafs ein vor vierhundert Jahren abgefafstes städtisches Weisthum mit seinen ebenso diffusen wie confusen Amendements jetzt als das Recht eines grofsen Staates dienen sollte, konnte kein römischer Blackstone abhelfen. Gründlicher half der Verkehr sich selbst. Längst hatte in Rom der rege Verkehr zwischen Römern und Nichtrömern ein internationales Privatrecht (*ius gentium*; I, 108) entwickelt, das heifst einen Complex von Satzungen namentlich über Verkehrsverhältnisse, nach welchen römische Richter dann sprachen, wenn eine Sache weder nach ihrem eigenen noch nach irgend einem andern Landrecht entschieden werden konnte, sondern sie genöthigt waren

von den römischen, hellenischen, phönikischen und sonstigen Rechtseigenthümlichkeiten abstrahirend, auf die allem Verkehr zu Grunde liegenden gemeinsamen Rechtsanschauungen zurückzugehen. Hier knüpfte die neuere Rechtsbildung an. Sie setzte an die Stelle des alten praktisch unbrauchbar gewordenen thatsächlich ein neues Stadtrecht, das zunächst bestimmt war den Verkehr der römischen Bürger unter sich zu regeln, materiell aber beruhte auf einem Compromifs zwischen dem National- oder dem Zwölftafelrecht und dem International- oder sogenannten Rechte der Völker. An jenem wurde wesentlich, wenn auch natürlich mit zeitgemäfsen Modificationen, festgehalten im Ehe-, Familien- und Erbfolgerecht; dagegen ward in allen Bestimmungen, die den Vermögensverkehr betrafen, also für Eigenthum und Contracte das Internationalrecht mafsgebend; ja hier wurde sogar dem localen Provinzialrecht manche wichtige Einrichtung entlehnt, zum Beispiel die Wuchergesetzgebung (S. 494) und das Hypothekarinstitut. Ob auf einmal oder allmählich, ob durch einen oder mehrere Urheber, durch wen, wann und wie diese tiefgreifende Neuerung ins Leben trat, sind Fragen, auf die wir eine genügende Antwort schuldig bleiben müssen; wir wissen nur, dafs diese Reform, wie natürlich, durch das Stadtgericht erfolgte, dafs sie ihren Ausdruck fand in den jährlich von dem neu antretenden Stadtrichter zur Nachachtung für die Parteien ergehenden Belehrungen über die wichtigsten in der beginnenden Jurisdiction einzuhaltenden Rechtsmaximen (*edictum perpetuum praetoris urbani*) und dafs diese Reform, wenn auch manche vorbereitende Schritte in frühern Zeiten gethan sein mögen, sicher erst in dieser Epoche ihre Vollendung und bewufste Formulirung fand. Die neue Rechtssatzung war theoretisch abstract, insofern die römische Rechtsanschauung darin ihrer nationalen Besonderheit insoweit sich entäufsert hatte, als sie derselben sich bewufst geworden war. Sie war aber zugleich praktisch positiv, indem sie keineswegs in die trübe Dämmerung allgemeiner Billigkeit oder gar in das reine Nichts des sogenannten Naturrechts verschwamm, sondern von bestimmten Behörden für bestimmte concrete Fälle nach festen Normen angewandt ward und einer gesetzlichen Formulirung nicht blofs fähig, sondern in dem Stadtedict wesentlich schon theilhaft geworden war. Diese Satzung entsprach ferner materiell den Bedürfnissen der Zeit, insofern sie die durch den gesteigerten Verkehr gebotenen bequemen Formen für Prozefs, Eigenthumserwerb, Contractabschlufs darbot. Sie war endlich bereits im Wesentlichen im ganzen Umfang des römischen Reiches allge-

mein subsidiäres Recht geworden, indem man die mannigfaltigen Localstatuten für diejenigen Rechtsverhältnisse, die nicht zunächst Verkehrsverhältnisse sind, so wie für den Localverkehr zwischen Gliedern desselben Rechtssprengels beibehielt, dagegen den Vermögensverkehr zwischen Reichsangehörigen verschiedener Rechtskreise durchgängig nach dem Muster des rechtlich auf diese Fälle freilich nicht anwendbaren Stadtedicts sowohl in Italien wie in den Provinzen regulirte. Das Recht des Stadtedicts hatte also wesentlich dieselbe Stellung in jener Zeit, die in unserer staatlichen Entwickelung das römische Recht eingenommen hat: auch dies ist, soweit solche Gegensätze sich vereinigen lassen, zugleich abstract und positiv; auch dies empfahl sich durch seine verglichen mit dem älteren Satzungsrecht geschmeidigen Verkehrsformen und trat neben den Localstatuten als allgemeines Hülfsrecht ein. Nur darin hatte die römische Rechtsentwickelung vor der unsrigen einen wesentlichen Vorzug, dafs das denationalisirte Recht nicht wie bei uns vorzeitig und durch Kunstgeburt, sondern rechtzeitig und naturgemäfs sich einfand. Diesen Rechtszustand fand Caesar vor. Wenn er den Plan entwarf zu einem neuen Gesetzbuch, so ist es nicht schwer zu sagen, was er damit beabsichtigt hat. Es konnte dies Gesetzbuch einzig auf das Recht der römischen Bürger sich erstrecken und allgemeines Reichsgesetzbuch nur insofern werden, als ein zeitgemäfses Gesetzbuch der herrschenden Nation von selbst im ganzen Umfange des Reiches allgemeines Subsidiarrecht werden mufste. Im Criminalrecht, wenn überhaupt der Plan sich auf dies mit erstreckte, bedurfte es nur einer Revision und Redaction der sullanischen Ordnungen. Im Civilrecht war für einen Staat, dessen Nationalität eigentlich die Humanität war, jenes abstract-positive Stadtedict die nothwendige und einzig mögliche Formulirung; es war nur erforderlich dies aus dem rechtlichen Verkehr hervorgewachsene Recht zu sichern und zu präcisiren. Den ersten Schritt dazu hatte das cornelische Gesetz von 687 gethan, indem es dem Richter vorschrieb von den zu Anfang seines Amtes aufgestellten Maximen nicht abzuweichen noch willkürlich anderes Recht zu sprechen (S. 152) — eine Bestimmung, die mit dem Zwölftafelgesetz wohl verglichen werden darf und für die Fixirung des neueren Stadtrechts fast ebenso bedeutsam geworden ist wie jenes für die Fixirung des älteren. Aber wenn auch seit dem cornelischen Volksschlufs das Edict nicht mehr unter dem Richter stand, sondern gesetzlich der Richter unter dem Edict; wenn auch das neue Gesetzbuch thatsächlich im Gerichtsgebrauch wie im Rechtsunterricht

das alte Stadtrecht verdrängt hatte, so stand es doch noch jedem Stadtrichter frei bei Antritt seines Amtes das neue Stadtrecht unbeschränkt und willkürlich zu verändern und überwog das Zwölftafelrecht mit seinen Grundsätzen formell immer noch das Stadtedict, so dafs in jedem einzelnen Collisionsfall die veraltete Satzung nur durch arbiträres Eingreifen des Beamten, also genau genommen durch Verletzung des formellen Rechts, beseitigt ward. Die subsidiäre Anwendung des Stadtedicts in dem Fremdengericht in Rom und in den verschiedenen Provinzialgerichtshöfen war nun gar gänzlich in die Willkür der einzelnen Oberbeamten gestellt. Offenbar war es nothwendig das alte Stadtrecht, so weit es nicht in das neuere übergegangen war, definitiv zu beseitigen und in dem letzteren der willkürlichen Aenderung durch jeden einzelnen Stadtrichter angemessene Grenzen zu setzen, etwa auch die subsidiäre Anwendung desselben neben den Localstatuten zu reguliren. Dies war Caesars Absicht, als er den Plan zu einem Gesetzbuch entwarf; denn dies mufste sie sein. Der Plan ward nicht ausgeführt und damit jener lästige Uebergangszustand in dem römischen Rechtswesen verewigt, bis nach sechshundert Jahren und auch dann nur unvollkommen diese nothwendige Reform von einem der Nachfolger Caesars, dem Kaiser Justinianus vollzogen ward.

Endlich in Münze, Mafs und Gewicht war die wesentliche Ausgleichung des latinischen und des hellenischen Systems längst im Zuge. Sie war uralt in den für Handel und Verkehr unentbehrlichen Bestimmungen des Gewichts, der Körper- und Längenmafse (I, 139) und so alt wie in Rom das Silbergeld in dem Münzwesen durch die Gleichsetzung des römischen Denars und der attischen Drachme (I, 295). Indefs reichten diese älteren Gleichungen nicht aus, da in der hellenischen Welt selbst die verschiedenartigsten metrischen und Münzsysteme neben einander bestanden; es war nothwendig und lag auch ohne Zweifel in Caesars Plan in dem neuen einheitlichen Reich, soweit es nicht bereits früher schon geschehen war, römische Münze, römisches Maafs und römisches Gewicht jetzt überall in der Art einzuführen, dafs im officiellen Verkehr allein danach gerechnet und die Localsysteme theils auf locale Geltung beschränkt, theils zu dem römischen in ein ein- für allemal regulirtes Verhältnifs gesetzt wurden. Nachweisen indefs läfst Caesars Thätigkeit sich nur auf zweien der wichtigsten dieser Gebiete, in dem Geld- und im Kalenderwesen. — Das römische Geldwesen beruhte auf den beiden neben und in einem festen Verhältnifs zu einander umlaufenden

edlen Metallen, von denen das Gold nach dem Gewicht,* das Silber nach dem Gepräge gegeben und genommen ward, thatsächlich aber in Folge des ausgedehnten überseeischen Verkehrs das Gold bei weitem das Silber überwog. Ob nicht schon früher im ganzen Umfange des Reiches die Annahme des römischen Silbergeldes obligatorisch war, ist ungewifs; auf jeden Fall vertrat die Stelle des Reichsgeldes im ganzen römischen Gebiet wesentlich das ungemünzte Gold, um so mehr als die Römer in allen Provinzen und Clientelstaaten die Goldprägung untersagt hatten, und hatte der Denar aufser in Italien auch im cisalpinischen Gallien, in Sicilien, in Spanien und sonst vielfach, namentlich im Westen, gesetzlich oder factisch sich eingebürgert. Mit Caesar aber beginnt die Reichsmünze. Eben wie Alexander bezeichnete auch er die Gründung der neuen die civilisirte Welt umfassenden Monarchie dadurch, dafs das einzige weltenvermittelnde Metall auch in der Münze den ersten Platz erhielt. In wie grofsartigem Umfang sogleich das neue caesarische Goldstück (zu 7 Thlr. 5 Gr. nach heutigem Metallwerth) geprägt ward, beweist die Thatsache, dafs in einem einzelnen sieben Jahre nach Caesars Tode vergrabenen Schatz sich 80000 dieser Stücke beisammen gefunden haben. Freilich mögen hier nebenbei auch finanzielle Speculationen mitgewirkt haben.** Was das Silbergeld anlangt, so ward durch Caesar die Alleinherrschaft des römischen Denars im gesammten Westen festgestellt, indem er die einzige occidentalische Münzstätte, die in Silbercourant noch mit der römischen concurrirte, die massaliotische definitiv schlofs. Die Prägung von silberner oder kupferner Scheidemünze blieb einer Anzahl occidentalischer Gemeinden erlaubt, wie denn Dreivierteldenare von einigen latinischen Gemeinden des südlichen Galliens, halbe Denare von mehreren nordgallischen Gauen, Kupferscheidemünze vielfach

* Die Goldstücke, die Sulla (II, 379) und dann 687 Pompeius, beide in geringer Zahl schlagen liefsen, heben diesen Satz nicht auf; denn wenn sie circulirten, wurden sie wahrscheinlich auch nach dem Gewicht genommen. Merkwürdig sind sie allerdings, insofern sie das caesarische Reichsgold ähnlich einleiten wie Sullas und Pompeius Regentschaften die neue Monarchie.

** Es scheint nämlich, dafs man in älterer Zeit die auf Silber lautenden Forderungen der Staatsgläubiger nicht wider deren Willen in Gold, nach dem legalen Curs desselben zum Silber, bezahlen konnte; wogegen es keinen Zweifel leidet, dafs seit Caesar das Goldstück unweigerlich für 100 Silbersesterzen angenommen werden mufste. Es war dies eben damals um so wichtiger, als in Folge der durch Caesar in Umlauf gebrachten grofsen Quantitäten Goldes dasselbe im Handelscurs 2½ unter dem Legalcurs stand.

auch noch nach Caesar von Communen des Westens geschlagen ward; allein auch diese Scheidemünze ward durchgängig auf römischen Fufs geprägt und war überdies wahrscheinlich nur als locales Circulationsmittel obligatorisch. Auf weit gröfsere Schwierigkeiten stiefs die Regulirung des Münzwesens im Osten, wo grofse Massen groben grofsentheils zu leicht ausgebrachten oder vernutzten Silbergeldes, zum Theil auch, wie in Aegypten, eine unserem Papiergeld verwandte Kupfermünze umlief und die Einführung des römischen Münzsystems nicht ohne ungeheure Verluste sich hätte bewerkstelligen lassen. Es kam hinzu, dafs der Denar daselbst fremd war und die syrischen Handelsstädte den Mangel ihrer bisherigen dem mesopotamischen Courant entsprechenden Landesmünze sehr schwer empfunden haben würden. Wir finden hier später die Einrichtung, dafs der Denar überall gesetzlichen Curs hat und officiell nur nach ihm gerechnet wird*, die Localmünzen aber innerhalb ihres beschränkteren Rayons zwar auch Legalcurs, aber nach einem für sie ungünstigen Tarif gegen den Denar haben**; wenn sie nicht von Caesar selbst herrührt, so ist sie doch als wesentliche Ergänzung der von ihm herrührenden Reichsmünzinstitution und in seinem Sinne angeordnet worden. — Verwandter Art war die Kalenderreform. Der republikanische Kalender, unglaublicher Weise immer noch der alte Decemviralkalender des vormetonischen Mondjahrs (I, 301), war durch die Verbindung elendester Mathematik und elendester Administration dahin gelangt um volle 67 Tage der wahren Zeit voranzugehen und zum Beispiel das Blüthenfest statt am 28. April am 11. Juli zu feiern. Caesar beseitigte endlich diesen Scandal und führte mit Hülfe des alexandrinischen Mathematikers Sosigenes das aegyptische Sonnenjahr so wie ein verständiges Einschaltungssystem in Rom ein. — Er ward damit der Urheber des nach ihm benannten julianischen Kalenders, der lange nach dem Untergang der Monarchie Caesars in der gebildeten Welt mafsgebend geblieben und in der Hauptsache es noch ist. Zur Erläuterung ward in einem ausführlichen Edict ein den aegyptischen Himmelsbeobachtungen entnommener und, freilich nicht geschickt, auf Italien übertra-

* Es giebt wohl keine Inschrift der Kaiserzeit, die Geldsummen anders als in römischer Münze angäbe.

** So gilt das antiochische Tetradrachmon, durchschnittlich 15 Gramme Silber schwer, gleich 3 römischen Denaren, die nur gegen 12 Gramme wiegen; so der kleinasiatische Cistophorus nach Silberwerth über 3, nach dem Legaltarif 2½ Denare; so die rhodische halbe Drachme nach Silberwerth ¾, nach dem Legaltarif ½ Denare, und so weiter.

gener Sternkalender hinzugefügt, welcher den Auf- und Untergang der namhaften Gestirne nach Kalendertagen bestimmte.* Auch auf diesem Gebiet also setzte die römische und die griechische Welt sich ins Gleiche.

Dies waren die Grundlagen der Mittelmeermonarchie Caesars. Zum zweitenmal war in Rom die sociale Frage zu einer Krise gelangt, wo die Gegensätze, so wie sie aufgestellt waren, unauflöslich, so wie sie ausgesprochen waren, unversöhnlich nicht blofs schienen, sondern waren. Damals war Rom dadurch gerettet worden, dafs Italien in Rom und Rom in Italien aufging und in der neuen erweiterten und verwandelten Heimath jene alten Gegensätze nicht ausgeglichen wurden, sondern wegfielen. Wieder ward jetzt Rom dadurch gerettet, dafs die Landschaften des Mittelmeers in ihm aufgingen oder zum Aufgehen vorbereitet wurden; der Krieg der italischen Armen und Reichen, der in dem alten Italien nur mit der Vernichtung der Nation endigen konnte, hatte in dem Italien dreier Welttheile kein Schlachtfeld und keinen Sinn mehr. Die latinischen Colonien schlossen die Kluft, die im fünften Jahrhundert die römische Gemeinde zu verschlingen drohte; den tieferen Rifs des siebenten Jahrhunderts füllten Gaius Gracchus und Caesars transalpinische und überseeische Colonisationen. Für das einzige Rom hat die Geschichte nicht blofs Wunder gethan, sondern auch seine Wunder wiederholt und zweimal die im Staate selbst unheilbare innere Krise dadurch geheilt, dafs sie den Staat verjüngte. Wohl ist viel Verwesung in dieser Verjüngung; wie die Einigung Italiens auf den Trümmern der samnitischen und etruskischen Nation sich vollzog, so erbaute auch die Mittelmeermonarchie sich auf den Ruinen unzähliger einst lebendiger und tüchtiger Staaten und Stämme; aber es ist eine Verwesung, der frische und zum Theil noch heute grünende Saaten entkeimten. Was zu Grunde ging um des neuen Gebäudes willen, waren nur die längst schon von der nivellirenden Civilisation zum Untergang bezeichneten secundären Nationalitäten. Caesar hat,

* Die Identität dieses vielleicht von Marcus Flavius redigirten Edicts (Macrob. *sat.* 1, 14, 2) und der angeblichen Schrift Caesars von den Gestirnen beweist der Scherz Ciceros (Plutarch *Caes.* 59), dafs jetzt die Leier nach Verordnung aufgehe. — Uebrigens wufste man schon vor Caesar, dafs das Sonnenjahr von 365 T. 6 St., das dem ägyptischen Kalender zu Grunde lag und das er seinem Kalender zu Grunde legte, etwas zu lang angesetzt sei. Die genaueste Berechnung des tropischen Jahres, die die alte Welt kannte, die des Hipparchos, setzte dasselbe auf 365 T. 5 St. 55′ 12″; die wahre Länge ist 365 T. 5 St. 48′ 48″.

wo er zerstörend auftrat, nur den ausgefällten Spruch der geschichtlichen Entwickelung vollzogen, die Keime der Cultur aber geschützt, wo und wie er sie fand, in seinem eigenen Lande so gut wie bei der verschwisterten Nation der Hellenen. Er hat das Römerthum gerettet und erneuert; aber auch das Griechenthum hat er nicht blofs geschont, sondern mit derselben sicheren Genialität, womit er die Neugründung Roms vollzog, auch der Regeneration der Hellenen sich unterzogen und das unterbrochene Werk des grofsen Alexander wieder aufgenommen, dessen Bild, wohl mag man es glauben, niemals aus Caesars Seele wich. Er hat diese beiden grofsen Aufgaben nicht blofs neben einander, sondern eine durch die andere gelöst. Die beiden grofsen Wesenheiten des Menschenthums, die allgemeine und die individuelle Entwickelung oder Staat und Cultur, einst im Keime vereinigt in jenen allen fern von den Küsten und Inseln des Mittelmeers in urväterlicher Einfachheit ihre Heerden weidenden Graecoitalikern, hatten sich geschieden, als dieselben sich sonderten in Hellenen und Italiker, und waren seitdem durch Jahrtausende geschieden geblieben. Jetzt erschuf der Enkel des troischen Fürsten und der latinischen Königstochter aus einem Staat ohne eigene Cultur und einer kosmopolitischen Civilisation ein neues Ganze, in welchem Staat und Cultur auf dem Gipfel menschlichen Daseins, in der reichen Fülle des glückseligen Alters wiederum sich zusammenfanden und den einem solchen Inhalt angemessenen Umkreis würdig erfüllten. — Die Linien sind dargelegt, welche Caesar für dieses Werk gezogen hat, nach denen er selbst arbeitete und nach denen die Späteren, die viele Jahrhunderte hindurch in die von diesem Manne vorgezeichneten Bahnen gebannt blieben, wo nicht mit dem Geiste und der Energie, doch im Ganzen nach den Intentionen des grofsen Meisters weiter zu arbeiten versuchten. Vollendet ist wenig, gar manches nur angelegt. Ob der Plan vollständig ist, mag entscheiden, wer mit einem solchen Mann in die Wette zu denken wagt; wir bemerken keine wesentlichen Lücken in dem was vorliegt, jeder einzelne Baustein genug um einen Mann unsterblich zu machen und doch wieder alle zusammen ein harmonisches Ganze. Fünf und ein halbes Jahr, nicht halb so lange wie Alexander, schaltete Caesar als König von Rom; zwischen sieben grofsen Feldzügen, die ihm nicht mehr als zusammen funfzehn Monate* in der Hauptstadt seines Reiches zu

* Caesar verweilte in Rom im April und Dec. 705, beide Male auf wenige Tage; vom Sept. bis Dec. 707; etwa vier Herbstmonate des funfzehnmonatlichen Jahres 708 und vom Oct. 709 bis zum März 710.

verweilen erlaubten, ordnete er die Geschicke der Welt für die Gegenwart und die Zukunft, von der Feststellung der Grenzlinie zwischen Civilisation und Barbarei an bis hinab zu der Beseitigung der Regenpfützen auf den Gassen der Hauptstadt, und behielt dabei noch Zeit und Heiterkeit genug um den Preisstücken im Theater aufmerksam zu folgen und dem Sieger den Kranz mit improvisirten Versen zu ertheilen. Die Schnelligkeit und Sicherheit der Ausführung des Planes beweist, dafs er lange durchdacht und in allen Theilen im Einzelnen festgestellt war; allein auch so bleibt sie nicht viel weniger wunderbar als der Plan selbst. Die Grundzüge waren gegeben und damit der neue Staat für alle Zukunft bestimmt; vollenden konnte den Bau nur die grenzenlose Zukunft. Insofern durfte Caesar sich sagen, dafs sein Ziel erreicht sei, und das wohl mochten die Worte bedeuten, die man zuweilen aus seinem Munde vernahm, dafs er genug gelebt habe. Aber eben weil der Bau ein unendlicher war, fügte der Meister, so lange er lebte, rastlos Stein auf Stein, mit immer gleicher Geschmeidigkeit und immer gleicher Spannkraft thätig an seinem Werk, ohne je zu überstürzen oder zu verschieben, eben als gebe es für ihn nur ein Heute und kein Morgen. So wirkte und schaffte er wie nie ein Sterblicher vor und nach ihm, und als ein Wirkender und Schaffender lebt er noch nach Jahrtausenden im Gedächtnifs der Nationen, der erste und doch auch der einzige Imperator Caesar.

KAPITEL XII.

Religion, Bildung, Litteratur und Kunst.

In der religiös-philosophischen Entwickelung tritt in dieser Epoche kein neues Moment hervor. Die römisch-hellenische Staatsreligion und die damit untrennbar verbundene stoische Staatsphilosophie waren für jede Regierung, mochte sie Oligarchie, Demokratie oder Monarchie sein, nicht blofs ein bequemes Instrument, sondern defshalb geradezu unentbehrlich, weil es eben so unmöglich war den Staat ganz ohne religiöse Elemente zu construiren als irgend eine neue zur Ersetzung der alten geeignete Staatsreligion aufzufinden. So fuhr denn zwar der revolutionäre Besen gelegentlich sehr unsanft in die Spinneweben der auguralen Vogelweisheit hinein (S. 281); aber die morsche in allen Fugen krachende Maschine überdauerte dennoch das Erdbeben, das die Republik selber verschlang und rettete ihre Geistlosigkeit und ihre Hoffart ungeschmälert hinüber in die neue Monarchie. Es versteht sich, dafs sie zunahm an Ungnade bei allen denen, die ein freies Urtheil sich bewahrten. Zwar gegen die Staatsreligion verhielt die öffentliche Meinung sich wesentlich gleichgültig; sie war allerseits als eine Institution politischer Convenienz anerkannt und es bekümmerte sich niemand sonderlich um sie mit Ausnahme der politischen und antiquarischen Gelehrten. Aber gegen ihre philosophische Schwester entwickelte sich in dem unbefangenen Publicum jene Feindseligkeit, die die leere und doch auch perfide Phrasenheuchelei auf die Länge nie verfehlt zu erwecken. Dafs der Stoa selbst von ihrer eigenen Nichtigkeit eine Ahnung aufzugehen begann, beweist ihr Versuch auf

dem Wege des Synkretismus sich wieder einigen Geist künstlich einzuflöfsen: Antiochos von Askalon (blûht 675), der mit dem stoischen System das platonisch-aristotelische zu einer organischen Einheit zusammengeklittert zu haben behauptete, brachte es in der That dahin, dafs seine mifsgeschaffene Doctrin die Modephilosophie der Conservativen seiner Zeit und von den vornehmen Dilettanten und Litteraten Roms gewissenhaft studirt ward. Wer irgend in geistiger Frische sich regte, opponirte der Stoa oder ignorirte sie. Es war hauptsächlich der Widerwille gegen die grofsmauligen und langweiligen römischen Pharisäer, daneben freilich auch die Richtung des geistigen Lebens auf eine schlaffe Ruhe, dem während dieser Epoche das System Epikurs seine Ausbreitung in weiteren Kreisen und die diogenische Hundephilosophie ihre Einbürgerung in Rom verdankte. Wie matt und gedankenarm auch jenes sein mochte, eine Philosophie, die nicht neue Ausdrücke als bessere zu gebrauchen, sondern mit den vorhandenen sich zu begnügen vorschrieb und durchaus nur die sinnliche Wahrnehmung als wahr gelten liefs, war immer noch besser als das terminologische Geklapper und die hohlen Begriffe der stoischen Weisheit; und die Hundephilosophie gar war von allen damaligen philosophischen Systemen insofern bei weitem das vorzüglichste, als ihr System sich darauf beschränkte gar kein System zu haben und alle Systeme und Systematiker zu verhöhnen. Auf beiden Gebieten wurde gegen die Stoa mit Eifer und Glück Krieg geführt; für ernste Männer predigte der Epikureer Lucretius mit dem vollen Accent der innigen Ueberzeugung und des heiligen Eifers gegen den stoischen Götter- und Vorsehungsglauben und die stoische Lehre von der Unsterblichkeit der Seele; für das grofse lachbereite Publicum traf der Kyniker Varro mit den flüchtigen Pfeilen seiner vielgelesenen Satiren noch schärfer zum Ziel. Wenn also die tüchtigsten Männer der älteren Generation die Stoa befehdeten, so stand dagegen die jüngere, wie zum Beispiel Catullus, zu ihr in gar keinem innerlichen Verhältnifs mehr und kritisirte sie noch bei weitem schärfer durch vollständiges Ignoriren.

Indefs wenn hier ein glaubenloser Glaube aus politischer Convenienz aufrecht erhalten ward, so brachte man dies anderswo reichlich wieder ein. Unglaube und Aberglaube, verschiedene Farbenbrechungen desselben geschichtlichen Phänomens, gingen auch in der damaligen römischen Welt Hand in Hand und es fehlte auch nicht an Individuen, welche sie beide in sich vereinigten, mit Epikuros die Götter leugneten und doch vor jeder Ka-

pelle beteten und opferten. Natürlich galten nur noch die aus dem Osten gekommenen Götter und wie die Menschen fortfuhren aus den griechischen Landschaften nach Italien zu strömen, so wanderten auch die Götter des Ostens in immer steigender Zahl nach dem Westen hinüber. Was der phrygische Cult damals in Rom bedeutete, beweist sowohl die Polemik bei den älteren Männern, wie bei Varro und Lucretius, als auch die poetische Verherrlichung desselben bei dem modernen Catullus, die mit der charakteristischen Bitte schliefst, dafs die Göttin geneigen möge nur Andere, nicht den Dichter selbst verrückt zu machen. Neu trat hinzu der persische Götterdienst, der zuerst durch Vermittelung der von Osten und von Westen her auf dem Mittelmeer sich begegnenden Piraten zu den Occidentalen gelangt sein soll und als dessen älteste Cultstätte im Westen der Berg Olympos in Lykien bezeichnet wird. Dafür, dafs man bei der Aufnahme der orientalischen Culte im Occident das, was sie von höheren speculativen und sittlichen Elementen enthielten, durchgängig fallen liefs, ist es ein merkwürdiger Beleg, dafs der höchste Gott der reinen Lehre Zarathustras Ahuramazda im Westen so gut wie unbekannt blieb und hier die Verehrung sich vorzugsweise wieder demjenigen Gott zuwandte, der in der alten persischen Volksreligion den ersten Platz eingenommen hatte und durch Zarathustra an den zweiten gerückt worden war, dem Sonnengott Mithra. Rascher noch als die lichteren und anderen persischen Himmelsgestalten traf der langweilig geheimnifsvolle Schwarm der aegyptischen Göttercarricaturen in Rom ein, die Naturmutter Isis mit ihrem ganzen Gefolge, dem ewig sterbenden und ewig wieder auflebenden Osiris, dem finstern Sarapis, dem schweigsam ernsten Harpokrates, dem hundsköpfigen Anubis. In dem Jahre, wo Clodius die Clubs und Conventikel freigab (696) und ohne Zweifel in Folge dieser Emancipation des Pöbels, machte jener Schwarm sogar Anstalt in die alte Burg des römischen Jupiter auf dem Capitol seinen Einzug zu halten und kaum gelang es ihn hier noch abzuwehren und die unvermeidlichen Tempel wenigstens in die Vorstädte Roms zu bannen. Kein Cult war in den unteren Schichten der hauptstädtischen Bevölkerung gleich populär: als der Senat die innerhalb der Ringmauer angelegten Isistempel einzureifsen befahl, wagte kein Arbeiter die erste Hand daran zu legen und der Consul Lucius Paullus mufste selber den ersten Axtschlag thun (704); man konnte darauf wetten, dafs je lockerer ein Dirnchen war, es desto frömmer die Isis verehrte. Dafs Looswerfen, Traumdeuten und dergleichen freie Künste ihren Mann

ernährten, versteht sich von selbst. Das Horoskopstellen ward schon wissenschaftlich betrieben: Lucius Tarutius aus Firmum, ein angesehener und in seiner Art gelehrter Mann, stellte ganz ernsthaft den Königen Romulus und Numa die Nativität und erhärtete zur Erbauung der beiderseitigen Gläubigen mittelst seiner chaldäischen und aegyptischen Weisheit die Berichte der römischen Chronik. Aber bei weitem die merkwürdigste Erscheinung auf diesem Gebiet ist der erste Versuch das rohe Glauben mit dem speculativen Denken zu vermitteln, das erste Hervortreten derjenigen Tendenzen, die wir als neuplatonische zu bezeichnen gewohnt sind, in der römischen Welt. Ihr erster Apostel daselbst war Publius Nigidius Figulus, ein vornehmer Römer von der strengsten Fraction der Aristokratie, der 696 die Prätur bekleidete und im J. 709 als politischer Verbannter aufserhalb Italien starb. Mit staunenswerther Vielgelehrtheit und noch staunenswertherer Glaubensstärke schuf er aus den disparatesten Elementen einen philosophisch-religiösen Bau, dessen wunderlichen Grundrifs er mehr wohl noch in mündlichen Verkündigungen entwickelte als in seinen theologischen und naturwissenschaftlichen Schriften. In der Philosophie griff er, Erlösung suchend von den Todtengerippen der umgehenden Systeme und Abstractionen, zurück auf den verschütteten Born der vorsokratischen Philosophie, deren alten Weisen der Gedanke selber noch mit sinnlicher Lebendigkeit erschien. Die naturwissenschaftliche Forschung, die, zweckmäfsig behandelt, dem mystischen Schwindel und der frommen Taschenspielerei auch jetzt noch so vortreffliche Handhaben darbietet und im Alterthum bei der mangelhafteren Einsicht in die physikalischen Gesetze sie noch bequemer darbot, spielte begreiflicher Weise auch hier eine ansehnliche Rolle. Seine Theologie beruhte wesentlich auf dem wunderlichen Gebräu, in dem den geistesverwandten Griechen orphische und andere uralte oder sehr neue einheimische Weisheit mit persischen, chaldäischen und aegyptischen Geheimlehren zusammengeflossen war und in welches Figulus noch die Quasiresultate der tuskischen Forschung in das Nichts und die einheimische Vogelfluglehre zu weiterer harmonischer Confusion einarbeitete. Dem ganzen System gab die politisch-religiös-nationale Weihe der Name des Pythagoras, des ultraconservativen Staatsmannes, dessen oberster Grundsatz war ‚die Ordnung zu fördern und der Unordnung zu wehren', des Wundermannes und Geisterbeschwörers, des in Italien heimischen, selbst in Roms Sagengeschichte verflochtenen und auf dem römischen Markte im Standbilde zu schauen-

den uralten Weisen — wie Geburt und Tod mit einander verwandt sind, so, schien es, sollte Pythagoras nicht blofs an der Wiege der Republik stehen als der Freund des weisen Numa und College der klugen Mutter Egeria, sondern auch als der letzte Hort der heiligen Vogelweisheit an ihrem Grabe. Das neue System war aber nicht blofs wunderhaft, es wirkte auch Wunder: Nigidius verkündigte dem Vater des nachmaligen Kaisers Augustus an dem Tage selbst, wo dieser geboren ward, die künftige Gröfse des Sohnes; ja die Propheten bannten den Gläubigen Geister und was mehr sagen will, sie wiesen ihnen die Plätze nach, wo ihre verlorenen Münzen lagen. Die neu-alte Weisheit, wie sie nun eben war, machte doch auf die Zeitgenossen einen tiefen Eindruck; die vornehmsten, gelehrtesten, tüchtigsten Männer der verschiedensten Parteien, der Consul des J. 700 Appius Claudius, der grofse Litterator Marcus Varro, der tapfere Offizier Publius Vatinius machten das Geistercitiren mit und es scheint sogar, dafs gegen das Treiben dieser Gesellschaften polizeilich eingeschritten werden mufste. Diese letzten Versuche die römische Theologie zu retten machen, ähnlich wie Catos verwandte Bestrebungen auf dem politischen Gebiet, zugleich einen komischen und einen wehmüthigen Eindruck; man darf über das Evangelium wie über die Apostel lächeln, aber immer ist es eine ernsthafte Sache, wenn auch die tüchtigen Männer anfangen sich dem Absurden zu ergeben.

Die Jugendbildung bewegte sich, wie sich von selbst versteht, in dem in der vorigen Epoche vorgezeichneten Kreise zweisprachiger Humanität. Charakteristisch für den in der römischen Welt im Laufe eines Jahrhunderts durchaus umgewandelten Begriff von allgemeiner Bildung ist die Vergleichung der catonischen Encyclopädie (I, 636) mit der gleichnamigen Schrift Varros ‚von den Schulwissenschaften'. Als Bestandtheile der nicht fachwissenschaftlichen Bildung erscheinen bei Cato die Sittenlehre, die Redekunst, die Ackerbau-, Rechts-, Kriegs- und Arzneikunde, bei Varro — nach wahrscheinlicher Vermuthung — Grammatik, Logik oder Dialektik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astronomie, Musik, Medicin und Architektur. Der Moralkatechismus also hat aufgehört als Bestandtheil der Jugendbildung zu gelten und Kriegs-, Rechts- und Ackerbaukunde sind aus allgemeinen zu Fachwissenschaften geworden. Dagegen tritt bei Varro die hellenische Jugendbildung bereits in ihrer ganzen Vollständigkeit auf: neben dem grammatisch-rhetorisch-philosophischen Cursus, der schon länger in Italien recipirt war, findet jetzt auch der länger specifisch hellenisch gebliebene geometrisch-arithmetisch-astronomisch-mu-

sikalische* sich ein. Dafs namentlich die Astronomie, die in der Nomenclatur der Gestirne dem gedankenlosen gelehrten Dilettantismus der Zeit, in ihren Beziehungen zur Astrologie dem herrschenden religiösen Schwindel entgegenkam, in Italien von der Jugend regelmäfsig und eifrig studirt ward, läfst sich auch anderweitig belegen: Aratos astronomische Lehrgedichte fanden unter allen Werken der alexandrinischen Litteratur am frühesten Eingang in den römischen Jugendunterricht. Zu diesem hellenischen Cursus trat dann noch die aus dem älteren römischen Jugendunterricht stehen gebliebene Medicin und endlich die dem damaligen statt des Ackers Häuser und Villen bauenden vornehmen Römer unentbehrliche Architektur. — Im Vergleich mit der vorigen Epoche nimmt die lateinische wie die griechische Bildung an Umfang und an Schulstrenge ebenso zu wie ab an Reinheit und an Feinheit. Der steigende Drang nach griechischer Bildung gab dem Unterricht von selbst einen gelehrteren Charakter. Homeros oder Euripides zu exponiren war am Ende keine Kunst; Lehrer und Schüler fanden besser ihre Rechnung bei den alexandrinischen Poesien, welche überdies auch ihrem Geiste nach der damaligen römischen Welt weit näher standen als die echte griechische Nationalpoesie und die, wenn sie nicht ganz so ehrwürdig wie die Ilias waren, doch bereits ein hinreichend respectables Alter besafsen, um Schulmeistern als Klassiker zu gelten. Euphorions Liebesgedichte, Kallimachos ‚Ursachen' und seine Ibis, Lykophrons komisch dunkle Alexandra enthielten in reicher Fülle seltene Vocabeln *(glossae)*, die zum Excerpiren und Interpretiren sich eigneten, mühsam verschlungene und mühsam aufzulösende Sätze und Zusammengeheimnissung verlegener Mythen in weitläuftigen Excursen, überhaupt Vorrath an beschwerlicher Gelehrsamkeit aller Art. Der Unterricht bedurfte immer schwierigerer Uebungsstücke; jene Producte, grofsentheils Musterarbeiten von Schulmeistern, eigneten sich vortrefflich zu Aufgaben für Musterschüler. So nahmen die alexandrinischen Poesien in dem italischen Schulunterricht, namentlich als Probeaufgaben, bleibenden Platz und förderten allerdings das Wissen, aber auf Kosten des Geschmacks und der Gescheitheit. Derselbe ungesunde Bildungshunger drängte ferner die römische Jugend so viel wie

* Es sind dies, wie bekannt, die sogenannten sieben freien Künste, die mit dieser Unterscheidung der früher in Italien eingebürgerten drei und der nachträglich recipirten vier Disciplinen sich durch das ganze Mittelalter behauptet haben.

möglich an der Quelle zu schöpfen. Die Curse bei den griechischen Meistern in Rom genügten nur noch für den ersten Anlauf; wer irgend wollte mitsprechen können, hörte griechische Philosophie in Athen, griechische Rhetorik in Rhodos und machte eine litterarische und Kunstreise durch Kleinasien, wo noch am meisten von den alten Kunstschätzen der Hellenen an Ort und Stelle anzutreffen war und, wenn auch handwerksmäfsig, die musische Bildung derselben sich fortgepflanzt hatte; wogegen das fernere und mehr als Sitz der strengen Wissenschaften gefeierte Alexandreia weit seltener das Reiseziel der bildungslustigen jungen Leute ward. — Aehnlich wie der griechische steigerte sich auch der lateinische Unterricht. Zum Theil geschah dies schon durch die blofse Rückwirkung des griechischen, dem er ja seine Methode und seine Anregungen wesentlich entlehnte. Es kam hinzu, dafs die Schriften des sechsten Jahrhunderts, je weiter sie in die Vergangenheit zurücktraten, desto entschiedener als klassische Texte der goldenen Zeit der lateinischen Litteratur zu gelten anfingen und dem wesentlich auf sie sich concentrirenden Unterricht damit ein gröfseres Schwergewicht gaben. Endlich gab die von vielen Seiten her einreifsende und einwandernde Barbarei und die beginnende Latinisirung ausgedehnter keltischer und spanischer Landschaften der lateinischen Sprachlehre und dem lateinischen Unterricht von selbst eine höhere Bedeutung, als er sie hatte haben können, so lange nur Latium lateinisch sprach: der Lehrer der lateinischen Litteratur hatte in Comum und Narbo von Haus aus eine andere Stellung als in Praeneste und Ardea. Das Gesammtresultat war doch mehr ein Sinken als ein Steigen der Bildung. Der Ruin der italischen Landstädte, das massenhafte Eindringen fremder Elemente, die politische, ökonomische und sittliche Verwilderung der Nation, vor allem die zerrüttenden Bürgerkriege verdarben auch in der Sprache mehr als alle Schulmeister der Welt wieder gut machen konnten; und der engere Contact mit der hellenischen Bildung der Gegenwart, der bestimmtere Einfluſs der geschwätzigen athenischen Weisheit und der rhodischen und kleinasiatischen Rhetorik führten vorwiegend eben die schädlichsten Elemente des Hellenismus der römischen Jugend zu. Auch die propagandistische Mission, die Latium unter den Kelten, Iberern und Libyern übernahm, wie stolz die Aufgabe auch war, mufste doch für die lateinische Sprache ähnliche Folgen haben, wie die Hellenisirung des Ostens sie für die hellenische gehabt hatte. Wenn das römische Publicum dieser Zeit die wohlgefügte und rhythmisch cadenzirte Periode des Red-

ners beklatschte und dem Schauspieler ein sprachlicher oder metrischer Verstofs theuer zu stehen kam, so zeigt dies wohl, dafs die schulmäfsig reflectirte Einsicht in der Muttersprache in immer weiteren Kreisen Gemeingut ward; aber daneben sind nicht zu übersehen die Klagen urtheilsfähiger Zeitgenossen, dafs die hellenische Bildung in Italien um 690 weit tiefer gestanden als ein Menschenalter zuvor; dafs man das reine gute Latein nur selten mehr, am meisten noch aus dem Munde älterer gebildeten Frauen zu hören bekomme; dafs die Ueberlieferung echter Bildung, der alte gute lateinische Mutterwitz, die lucilische Feinheit, der gebildete Leserkreis der scipionischen Zeit allmählich ausgingen. Dafs Wort und Begriff der ‚Urbanität', das heifst der feinen nationalen Gesittung, in dieser Zeit aufkamen, beweist nicht, dafs sie herrschte, sondern dafs sie im Verschwinden war und dafs man in der Sprache und dem Wesen der latinisirten Barbaren oder barbarisirten Lateiner die Abwesenheit dieser Urbanität schneidend empfand. Wo noch der urbane Conversationston begegnet, wie in Varros Satiren und Ciceros Briefen, da ist es ein Nachklang der alten in Reate und Arpinum noch nicht völlig verschollenen Weise. — So blieb die bisherige Jugendbildung ihrem Wesen nach unverändert, nur dafs sie, nicht so sehr durch ihren eigenen als durch den allgemeinen Verfall der Nation, weniger Gutes und mehr Uebles stiftete als in der vorhergegangenen Epoche. Eine Revolution auch auf diesem Gebiet leitete Caesar ein. Wenn der römische Senat die Bildung erst bekämpft und sodann höchstens geduldet hatte, so mufste die Regierung des neuen italisch-hellenischen Reiches, dessen Wesen ja die Humanität war, dieselbe nothwendig in hellenischer Weise von oben herab fördern. Wenn Caesar sämmtlichen Lehrern der freien Wissenschaften und sämmtlichen Aerzten der Hauptstadt das römische Bürgerrecht verlieh, so darf darin wohl eine gewisse Einleitung gefunden werden zu jenen Staatsanstalten, in denen späterhin für die höhere zwiesprachige Bildung der Jugend des Reiches gesorgt ward und die der prägnanteste Ausdruck des neuen Staates der Humanität sind; und wenn Caesar ferner die Gründung einer öffentlichen griechischen und lateinischen Bibliothek in der Hauptstadt beschlossen und bereits den gelehrtesten Römer der Zeit, Marcus Varro zum Oberbibliothekar ernannt hatte, so liegt darin unverkennbar die Absicht an die Weltmonarchie auch die Weltlitteratur zu knüpfen.

Die sprachliche Entwickelung dieser Zeit knüpfte an den Gegensatz an zwischen dem klassischen Latein der gebildeten Ge-

sellschaft und der Vulgarsprache des gemeinen Lebens. Jenes selbst war ein Erzeugnifs der specifischen italischen Bildung; schon in dem scipionischen Kreise war das ‚reine Latein' Stichwort gewesen und wurde die Muttersprache nicht mehr völlig naiv gesprochen, sondern in bewufstem Unterschied von der Sprache des grofsen Haufens. Diese Epoche eröffnet mit einer merkwürdigen Reaction gegen den bisher in der höheren Umgangssprache und demnach auch in der Litteratur alleinherrschenden Klassicismus: eine Reaction, die innerlich und äufserlich mit der gleichartigen Sprachreaction in Griechenland eng zusammenhing. Der Rhetor und Romanschreiber Hegesias von Magnesia und die zahlreichen an ihn sich anschliefsenden kleinasiatischen Rhetoren und Litteraten begannen um diese Zeit sich aufzulehnen gegen den orthodoxen Atticismus. Sie forderten das Bürgerrecht für die Sprache des Lebens, ohne Unterschied, ob das Wort und die Wendung in Attika entstanden sei oder in Karien und Phrygien; sie selber sprachen und schrieben nicht für den Geschmack der gelehrten Cliquen, sondern für den des grossen Publicums. Gegen den Grundsatz liefs sich nicht viel einwenden; nur konnte freilich das Resultat nicht besser sein als das damalige kleinasiatische Publikum war, das den Sinn für Strenge und Reinheit der Production gänzlich verloren hatte und nur nach dem Zierlichen und dem Brillanten verlangte. Um von den aus dieser Richtung entsprungenen Afterkunstgattungen, namentlich dem Roman und der romanhaften Geschichte hier zu schweigen, so war schon der Stil dieser Asiaten natürlicher Weise zerhackt und ohne Cadenz und Periode, verzwickt und weichlich, voll Flitter und Bombast, durchaus gemein und manierirt; ‚wer Hegesias kennt', sagt Cicero, ‚der weifs, was albern ist.' — Dennoch machte dieser neue Stil seinen Weg auch in die lateinische Welt. Als die hellenische Moderhetorik, nachdem sie am Ende der vorigen Epoche in den lateinischen Jugendunterricht sich eingedrängt hatte (II, 468), zu Anfang der gegenwärtigen den letzten Schritt that und mit Quintus Hortensius (640—704), dem gefeiertsten Sachwalter der sullanischen Zeit, die römische Rednerbühne selbst betrat, da schmiegte sie auch in dem lateinischen Idiom dem schlechten griechischen Zeitgeschmack eng sich an; und das römische Publicum, nicht mehr das rein und streng gebildete der scipionischen Zeit, beklatschte natürlich eifrig den Neuerer, der es verstand dem Vulgarismus den Schein kunstgerechter Leistung zu geben. Es war dies von grofser Bedeutung. Wie in Griechenland der Sprachstreit immer zunächst

in den Rhetorenschulen geführt ward, so war auch in Rom die gerichtliche Rede gewissermafsen mehr noch mafsgebend für den Stil als die Litteratur und es war defshalb mit dem Sachwalterprincipat gleichsam von Rechtswegen die Befugnifs verbunden den Ton der modischen Sprech- und Schreibweise anzugeben. Hortensius asiatischer Vulgarismus verdrängte also den Klassicismus von der römischen Rednerbühne und zum Theil auch aus der Litteratur. Aber bald schlug in Griechenland wie in Rom die Mode wieder um. Dort war es die rhodische Rhetorenschule, die ohne auf die ganze keusche Strenge des attischen Stils zurückzugehen, doch versuchte zwischen ihm und der modernen Weise einen Mittelweg einzuschlagen; wenn die rhodischen Meister es mit der innerlichen Correctheit des Denkens und Sprechens nicht allzu genau nahmen, so drangen sie doch wenigstens auf sprachliche und stilistische Reinheit, auf sorgfältige Auswahl der Wörter und Wendungen und durchgeführte Cadenzirung der Sätze. In Italien war es Marcus Tullius Cicero (648—711), der, nachdem er in seiner ersten Jugend die hortensische Manier mitgemacht hatte, durch das Hören der rhodischen Meister und durch eigenen gereifteren Geschmack auf bessere Wege zurückgeführt ward und fortan sich strenger Reinheit der Sprache und durchgängiger Periodisirung und Cadenzirung der Rede befliſs. Die Sprachmuster, an die er hiebei sich anschlofs, fand er vor allen Dingen in denjenigen Kreisen der höheren römischen Gesellschaft, welche von dem Vulgarismus noch wenig oder gar nicht gelitten hatten; und wie schon gesagt ward, es gab deren noch, obwohl sie anfingen zu schwinden. Die ältere lateinische und die gute griechische Litteratur, so bedeutend auch namentlich auf den Numerus der Rede die letztere eingewirkt hat, standen daneben doch nur in zweiter Linie; es war diese Sprachreinigung also keineswegs eine Reaction der Buch- gegen die Umgangssprache, sondern eine Reaction der Sprache der wirklich Gebildeten gegen den Jargon der falschen und halben Bildung. Caesar, auch auf dem Gebiet der Sprache der gröfste Meister seiner Zeit, sprach den Grundgedanken des römischen Klassicismus aus, indem er in Rede und Schrift jedes fremdartige Wort so zu vermeiden gebot, wie der Schiffer die Klippe meidet: man verwarf das poetische und das verschollene Wort der älteren Litteratur ebenso wie die bäurische Wendung und den neugebildeten oder neu entlehnten Vulgarausdruck. Aber nichts desto weniger war dieser ciceronische Klassicismus mit dem scipionischen verglichen ein schulmäfsiges und künstliches Erzeugnifs und von dem der scipioni-

schen Zeit so zu unterscheiden, wie die Unschuld von der bekehrten Sünde. Wenn jener aus dem vollen Leben geschöpft hatte, so fing dieser gleichsam die letzten Athemzüge eines unwiederbringlich untergehenden Geschlechtes noch eben rechtzeitig auf. Wie er nun war, er breitete rasch sich aus. Mit dem Sachwalterprincipat ging auch die Sprach- und Geschmacksdictatur von Hortensius auf Cicero über und die mannigfaltige und weitläufige Schriftstellerei des Letzteren gab diesem Klassicismus, was ihm noch gefehlt hatte, ausgedehnte prosaische Texte. So wurde Cicero der Schöpfer der modernen klassischen lateinischen Prosa und knüpfte der römische Klassicismus durchaus und überall an Cicero als Stilisten an: dem Stilisten Cicero, nicht dem Schriftsteller, geschweige denn dem Staatsmann galten die überschwenglichen und doch nicht ganz phrasenhaften Lobsprüche, mit denen die begabtesten Vertreter des Klassicismus, namentlich Caesar und Catullus ihn überhäufen. Bald ging man weiter. Was Cicero in der Prosa, das führte in der Poesie gegen das Ende der Epoche die neurömische an die griechische Modepoesie sich anlehnende Dichterschule durch, deren bedeutendstes Talent Catullus war. Auch hier verdrängte die höhere Umgangssprache die bisher auf diesem Gebiet noch vielfach waltenden archaistischen Reminiscenzen und wie Cicero dem attischen Numerus in der Prosa fügten sich diese Poeten in der Poesie den strengen oder vielmehr peinlichen metrischen Gesetzen der Alexandriner. Endlich trat denn auch die Wissenschaft hinzu, fixirte das Sprachgesetz und entwickelte die Regel, die nicht mehr aus der Empirie bestimmt ward, sondern den Anspruch machte die Empirie zu bestimmen. Die Declinationsendungen, die bisher noch zum Theil geschwankt hatten, sollten jetzt ein für allemal fixirt werden, wie zum Beispiel von den bisherigen neben einander gangbaren Genitiv- und Dativformen der sogenannten vierten Declination (*senatuis* und *senatus*, *senatui* und *senatu*) Caesar ausschliefslich die zusammengezogenen *us* und *u* gelten liefs. In der Orthographie wurde mancherlei geändert, um die Schrift mit der Sprache wieder vollständiger ins Gleiche zu setzen — so ward das inlautende *u* in Wörtern wie *maximus* nach Caesars Vorgang durch *i* ersetzt und von den beiden überflüssig gewordenen Buchstaben *k* und *q* die Beseitigung des ersten durchgesetzt, die des zweiten wenigstens vorgeschlagen. Dafs für diese Thätigkeit auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik die griechische nicht blofs im Allgemeinen den Geist und die Methode hergab, sondern die lateinische Sprache auch wohl geradezu nach jener

rectificirt ward, beweist zum Beispiel die Behandlung des schliefsenden *s*, das bis gegen den Ausgang dieser Epoche nach Gefallen bald consonantische, bald vocalische Geltung gehabt hatte, von den neumodischen Poeten aber durchgängig wie im Griechischen als consonantischer Auslaut behandelt ward. Diese Sprachregulirung ist die eigentliche Domäne des römischen Klassicismus; in der verschiedensten Weise und eben darum nur um so bedeutsamer wird bei den Koryphäen desselben, bei Cicero, Caesar, sogar in den Gedichten Catulls die Regel eingeschärft und der Verstofs dagegen abgetrumpft; wogegen die ältere Generation sich über diese auf dem sprachlichen ebenso wie auf dem politischen Gebiet rücksichtslos durchgreifende Revolution mit begreiflicher Empfindlichkeit äufsert.* Indem aber der neue Klassicismus, das heifst das regulirte und mit dem mustergültigen Griechisch so weit möglich ins Gleiche gesetzte mustergültige Latein, hervorgehend aus der bewufsten Reaction gegen den in die höhere Gesellschaft und selbst in die Litteratur sich eindrängenden Vulgarismus, sich litterarisch fixirte und schematisch formulirte, war die Sprache selbst zwar noch nicht erstarrt und von der Regel beherrscht, aber doch begriffen im Erstarren und der Regel sich bewufst geworden. Es versteht sich von selbst, dafs der Vulgarismus das Feld nicht räumte; wir finden ihn nicht blofs naiv in den Werken untergeordneter nur zufällig unter die Schriftsteller verschlagener Individuen, wie in dem Bericht über Caesars zweiten spanischen Krieg, sondern wir werden ihm auch in der eigentlichen Litteratur, im Mimus, im Halbroman, in den ästhetischen Schriften Varros mehr oder weniger ausgeprägt begegnen; und charakteristisch ist es, dafs er eben in den am meisten volksthümlichen Gebieten der Litteratur sich behauptet und dafs wahrhaft conservative Männer wie Varro ihn in Schutz nehmen. Der Klassicismus ruht auf dem Tode der italischen Sprache wie die Monarchie auf dem Untergang der italischen Nation; es war vollkommen consequent, dafs die Männer, in denen die Republik noch lebendig war, auch der lebenden Sprache fortfuhren ihr Recht zu geben und ihrer relativen Lebendigkeit und Volksthümlichkeit zu Liebe ihre ästhetischen Mängel ertrugen. So gehen denn die sprachlichen Meinungen und Richtungen dieser Epoche überall hin aus einander: neben der altfränkischen Poesie des Lucretius erscheint die durchaus moderne des Catullus, ne-

* So sagt Varro (*de r. r.* 1, 2): *ab aeditimo, ut dicere didicimus a patribus nostris, ut corrigimur ab recentibus urbanis, ab aedituo.*

ben Ciceros allzu wohlklingender Periode Varros absichtlich jede Gliederung verschmähender Satz. Auch hierin spiegelt sich die Zerrissenheit der Zeit.

In der Litteratur dieser Periode fällt zunächst, im Vergleich mit der früheren, die äufsere Steigerung in dem litterarischen Treiben auf. Für die Griechen ward Rom allmählich ein zweites Alexandreia. Unter dem Schwarm griechischer Bedienten, mit denen der vornehme Römer sich umgab, spielten neben dem Koch, dem Buhlknaben und dem Spafsmacher auch der Philosoph, der Poet und der Memoirenschreiber hervorragende Rollen und es ist schon nicht mehr selten in diesen Stellungen namhaften Litteraten zu begegnen; wie zum Beispiel der Epikureer Philodemos als Hausphilosoph bei dem Consular Lucius Piso angestellt war und nebenbei mit seinen artigen Epigrammen auf den grobdrähtigen Epikureismus seines Patrons die Eingeweihten erbaute. Ueberhaupt zogen die angesehensten Vertreter der griechischen Kunst und Wissenschaft immer zahlreicher sich nach Rom, wo der litterarische Verdienst jetzt reichlicher flofs als irgendwo sonst; so werden als in Rom ansässig genannt der Arzt Asklepiades, den König Mithradates vergeblich von dort weg in seinen Dienst zu ziehen versuchte; der Gelehrte für Alles Alexandros von Milet, genannt der Polyhistor; der Poet Parthenios aus Nikaea in Bithynien; der als Reisender, Lehrer und Schriftsteller gleich gefeierte Poseidonios von Apameia in Syrien, der hochbejahrt im J. 703 von Rhodos nach Rom übersiedelte, und Andere mehr. Ein Haus wie das des Lucius Lucullus war fast wie das alexandrinische Museion ein Sitz hellenischer Bildung und ein Sammelplatz hellenischer Litteraten; in diesen Hallen des Reichthums und der Wissenschaft, wo mit römischen Mitteln und hellenischer Kennerschaft ein unvergleichlicher Schatz von Bildwerken und Gemälden älterer und gleichzeitiger Meister so wie eine ebenso sorgfältig ausgewählte wie prachtvoll ausgestattete Bibliothek vereinigt worden waren, war jeder Gebildete und namentlich jeder Grieche willkommen und oft sah man hier den Hausherrn selbst mit einem seiner gelehrten Gäste in philologischen oder philosophischen Gesprächen den schönen Säulengang auf- und niederwandeln. Die griechische Wissenschaft, seit Alexanders des Grofsen Tode nothgedrungen kosmopolitisch und unter den Aegyptern und Syrern wenigstens eben so fremd wie unter den Lateinern, trug jetzt vorzugsweise nach Italien ihre reichen Bildungsschätze, freilich auch zugleich ihre Verkehrtheit und Bedientenhaftigkeit; wie sich denn zum Beispiel einer dieser gelehrten Landläufer, der

Verfasser der ‚Schmeichelredekunst', Aristodemos von Nysa (um 700) seinen Herren durch den Nachweis empfahl, dafs Homeros ein geborener Römer gewesen sei! In demselben Mafse wie das Treiben der griechischen Litteraten in Rom stieg auch bei den Römern selbst die litterarische Thätigkeit und das litterarische Interesse. Selbst die griechische Schriftstellerei, die der strengere Geschmack des scipionischen Zeitalters gänzlich beseitigt hatte, tauchte jetzt wieder auf. Die griechische Sprache war nun einmal Weltsprache und eine griechische Schrift fand ein ganz anderes Publicum als eine lateinische; darum liefsen wie die Könige von Armenien und Mauretanien so auch römische Vornehme, wie zum Beispiel Lucius Lucullus, Marcus Cicero, Titus Atticus, Quintus Scaevola (Volkstribun 700), gelegentlich griechische Prosa und sogar griechische Verse ausgehen. Indefs dergleichen griechische Schriftstellerei geborener Römer blieb Nebensache und beinahe Spielerei; die litterarischen wie die politischen Parteien Italiens trafen doch alle zusammen in dem Festhalten an der italischen, nur mehr oder minder vom Hellenismus durchdrungenen Nationalität. Auch konnte man in dem Gebiet lateinischer Schriftstellerei wenigstens über Mangel an Rührigkeit sich nicht beklagen. Es regnete in Rom Bücher und Flugschriften aller Art und vor allen Dingen Poesien. Die Dichter wimmelten daselbst wie nur in Tarsos oder Alexandreia; poetische Publicationen waren zur stehenden Jugendsünde regerer Naturen geworden und auch damals pries man denjenigen glücklich, dessen Jugendgedichte die mitleidige Vergessenheit der Kritik entzog. Wer das Handwerk einmal verstand, schrieb ohne Mühe auf einen Ansatz seine fünfhundert Hexameter, an denen kein Schulmeister etwas zu tadeln, freilich auch kein Leser etwas zu loben fand. Auch die Frauenwelt betheiligte sich lebhaft an diesem litterarischen Treiben; die Damen beschränkten sich nicht darauf Tanz und Musik zu machen, sondern beherrschten durch Geist und Witz die Conversation und sprachen vortrefflich über griechische wie lateinische Litteratur; und wenn die Poesie auf die Mädchenherzen Sturm lief, so capitulirte auch die belagerte Festung nicht selten gleichfalls in artigen Versen. Die Rhythmen wurden immer mehr das elegante Spielzeug der grofsen Kinder beiderlei Geschlechts; poetische Billets und gemeinschaftliche poetische Uebungen und Wettdichtungen unter guten Freunden waren etwas Gewöhnliches und gegen das Ende dieser Epoche wurden auch bereits in der Hauptstadt Anstalten eröffnet, in denen unfügge lateinische Poeten das Versemachen für Geld erlernen konnten. In Folge des

starken Bücherconsums wurde die Technik des fabrikmäfsigen Abschreibens wesentlich vervollkommnet und die Publication verhältnifsmäfsig rasch und wohlfeil bewirkt; der Buchhandel ward ein angesehenes und einträgliches Gewerbe und der Laden des Buchhändlers ein gewöhnlicher Versammlungsort gebildeter Männer. Das Lesen war zur Mode, ja zur Manie geworden; bei Tafel ward, wo nicht bereits roherer Zeitvertreib sich eingedrängt hatte, regelmäfsig vorgelesen und wer eine Reise vorhatte, vergafs nicht leicht eine Reisebibliothek einzupacken. Den Oberoffizier sah man im Lagerzelt mit dem schlüpfrigen griechischen Roman, den Staatsmann im Senat mit dem philosophischen Tractat in der Hand sitzen. Es stand denn auch im römischen Staate wie es in jedem Staate gestanden hat und stehen wird, wo die Bürger lesen ‚von der Thürschwell an bis zum Privet'. Der parthische General Surenas hatte nicht Unrecht, wenn er den Bürgern von Seleukeia die im Lager des Crassus gefundenen Romane wies und sie fragte, ob sie die Leser solcher Bücher noch für furchtbare Gegner hielten.

Die litterarische Tendenz dieser Zeit war keine einfache und konnte es nicht sein, da die Zeit selbst zwischen der alten und der neuen Weise getheilt war. Dieselben Richtungen, die auf dem politischen Gebiet sich bekämpfen, die nationalitalische der Conservativen, die hellenisch-italische oder wenn man will kosmopolitische der neuen Monarchie, haben auch auf dem litterarischen ihre Schlachten geschlagen. Jene lehnt sich auf die ältere lateinische Litteratur, die mehr und mehr auf dem Theater, in der Schule und in der gelehrten Forschung den Charakter der Klassicität annimmt. Mit minderem Geschmack und stärkerer Parteitendenz, als die scipionische Epoche bewies, werden jetzt Ennius, Pacuvius und namentlich Plautus in den Himmel erhoben. Die Blätter der Sibylle steigen im Preise, je weniger ihrer werden; die relative Nationalität und relative Productivität der Dichter des sechsten Jahrhunderts wurde nie lebhafter empfunden als in dieser Epoche des ausgebildeten Epigonenthums, die in der Litteratur ebenso entschieden wie in der Politik zu dem Jahrhundert der Hannibalskämpfer hinaufsah als zu der goldenen, leider unwiederbringlich untergegangenen Zeit. Freilich war in dieser Bewunderung der alten Klassiker ein guter Theil derselben Hohlheit und Heuchelei, die dem conservativen Wesen dieser Zeit überhaupt eigen sind. Die alte Litteratur rangirte ungefähr auf einer Linie mit der aristokratischen Verfassung und der Auguraldisciplin; ‚der Patriotismus erfordert es', heifst es bei Cicero, ‚lieber eine notorisch

elende Uebersetzung des Sophokles zu lesen als das Original. Wenn also die moderne der demokratischen Monarchie verwandte litterarische Richtung selbst unter den rechtgläubigen Enniusbewunderern stille Bekenner genug zählte, so fehlte es auch schon nicht an dreisteren Urtheilern, die mit der einheimischen Litteratur ebenso unsäuberlich umgingen wie mit der senatorischen Politik. Man nahm nicht blofs die strenge Kritik der scipionischen Epoche wieder auf und liefs den Terenz nur gelten, um Ennius und mehr noch die Ennianisten zu verdammen, sondern die jüngere und verwegenere Welt ging weit darüber hinaus und wagte es schon, wenn auch nur noch in ketzerischer Auflehnung gegen den orthodoxen Litteraturglauben, den Plautus einen rohen Spafsmacher, den Lucilius einen schlechten Verseschmied zu heifsen. Statt auf die einheimische lehnt sich diese moderne Richtung vielmehr auf die neuere griechische Litteratur oder den sogenannten Alexandrinismus. — Es kann nicht umgangen werden von diesem merkwürdigen Wintergarten hellenischer Sprache und Kunst hier wenigstens so viel zu sagen, als für das Verständnifs der römischen Litteratur dieser und der späteren Epochen erforderlich ist. Die alexandrinische Litteratur ruht auf dem Untergang des reinen hellenischen Idioms, das seit der Zeit Alexanders des Grofsen im Leben ersetzt ward durch einen dürftigen zunächst aus der Berührung des makedonischen Dialekts mit vielfachen griechischen und barbarischen Stämmen hervorgegangenen Jargon; oder genauer gesagt, die alexandrinische Litteratur ist hervorgegangen aus dem Ruin der hellenischen Nation überhaupt, die um die alexandrinische Weltmonarchie und das Reich des Hellenismus zu begründen in ihrer volksthümlichen Individualität untergehen mufste und unterging. Hätte Alexanders Weltreich Bestand gehabt, so würde an die Stelle der ehemaligen nationalen und volksthümlichen eine hellenisch sich nennende, aber wesentlich denationalisirte und gewissermafsen von oben herab ins Leben gerufene Weltlitteratur getreten sein. Allein zu einem hellenistischen Weltreich kam es auf die Dauer nicht; mit dem Staate Alexanders gingen auch die Anfänge einer ihm entsprechenden Litteratur zu Grunde. Die griechische Nation aber gehörte darum nicht weniger mit allem was sie gehabt, mit ihrer Volksthümlichkeit, ihrer Sprache, ihrer Kunst, der Vergangenheit an. Nur in einem engen Kreis nicht von Gebildeten, die es als solche nicht mehr gab, sondern von Gelehrten wurde die griechische Litteratur noch als todte gepflegt, ihr reicher Nachlafs in wehmüthiger Freude oder trockener Grübelei inventarisirt und

auch wohl das lebendige Nachgefühl oder die todte Gelehrsamkeit bis zu einer Scheinproductivität gesteigert. Diese postume Productivität ist der sogenannte Alexandrinismus. Er ist wesentlich gleichartig derjenigen Gelehrtenlitteratur, welche, abstrahirend von den lebendigen romanischen Nationalitäten und ihren vulgaren Idiomen, in einem philologisch gelehrten kosmopolitischen Kreise als künstliche Nachblüthe einer untergegangenen Volkslitteratur während des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts erwuchs; nur dafs freilich der Gegensatz zwischen dem klassischen und dem Vulgargriechisch dieser Zeit minder schroff war wie der zwischen dem Latein des Manutius und dem Italienisch Machiavellis. — In Italien hatte man bisher sich gegen den Alexandrinismus im Wesentlichen ablehnend verhalten. Die relative Blüthezeit desselben ist die Zeit kurz vor und nach dem ersten punischen Krieg; dennoch schlossen Naevius, Ennius, Pacuvius und schlofs überhaupt die gesammte nationalrömische Schriftstellerei bis hinab auf Varro und Lucretius in allen Zweigen poetischer Production, selbst das Lehrgedicht nicht ausgenommen,, nicht an ihre griechische Zeitgenossen oder jüngsten Vorgänger sich an, sondern ohne Ausnahme an Homer, Euripides, Menandros und die anderen Meister der lebendigen und volksthümlichen griechischen Litteratur. Die römische Litteratur ist niemals frisch und national gewesen; aber so lange es ein römisches Volk gab, griff sie instinctmäfsig nach lebendigen und volksthümlichen Mustern und copirte, wenn auch nicht immer aufs Beste noch die besten, doch wenigstens Originale. Die ersten römischen Nachahmer — denn die geringen Anfänge aus der marianischen Zeit (II, 427) können kaum mitgezählt werden — fand die nach Alexander entstandene griechische Litteratur unter den Zeitgenossen Ciceros und Caesars und bald griff der römische Alexandrinismus mit reifsender Schnelligkeit um sich. Zum Theil ging dies aus äufserlichen Ursachen hervor. Die gesteigerte Berührung mit den Griechen, namentlich die häufigen Reisen der Römer in die hellenischen Landschaften und die Ansammlung griechischer Litteraten in Rom, verschaffte natürlich der griechischen Tageslitteratur, den zu jener Zeit in Griechenland gangbaren epischen und elegischen Poesien, Epigrammen und meleischen Mährchen auch unter den Italikern ein Publicum. Indem ferner die alexandrinische Poesie, wie früher (S. 530) dargestellt ward, in dem italischen Jugendunterricht sich festsetzte, wirkte dies um so mehr zurück auf die lateinische Litteratur, als diese von der hellenistischen Schulbildung zu allen Zeiten wesentlich abhängig

war und blieb. Es findet sich hier sogar eine unmittelbare Anknüpfung der neurömischen an die neugriechische Litteratur: der schon genannte Parthenios, einer der bekannteren alexandrinischen Elegiker, eröffnete, es scheint um 700, eine Litteratur- und Poesieschule in Rom und es sind noch die Excerpte vorhanden, in denen er Stoffe für lateinische erotisch-mythologische Elegien nach dem bekannten alexandrinischen Recept einem seiner vornehmen Schüler an die Hand gab. Aber es waren keineswegs blofs diese mehr zufälligen Veranlassungen, die den römischen Alexandrinismus ins Leben riefen; er war vielmehr ein vielleicht nicht erfreuliches, aber durchaus unvermeidliches Erzeugnifs der politischen und nationalen Entwickelung Roms. Einerseits löste, wie Hellas im Hellenismus, so jetzt Latium im Romanismus sich auf; die nationale Entwickelung Italiens überwuchs und zersprengte sich in ganz ähnlicher Weise in Caesars Mittelmeer- wie die hellenische in Alexanders Ostreich. Wenn andrerseits das neue Reich darauf beruhte, dafs die mächtigen Ströme der griechischen und der lateinischen Nationalität, nachdem sie Jahrtausende in parallelen Betten geflossen, nun endlich zusammenfielen, so mufste auch die italische Litteratur nicht blofs wie bisher an der griechischen überhaupt einen Halt suchen, sondern eben mit der griechischen Litteratur der Gegenwart, das heifst mit dem Alexandrinismus sich ins Niveau setzen. Mit dem schulmäfsigen Latein, der geschlossenen Klassikerzahl, dem exclusiven Kreise der klassikerlesenden ‚Urbanen' war die volksthümliche lateinische Litteratur todt und zu Ende; es entstand dafür eine durchaus epigonenhafte und künstlich grofsgezogene Reichslitteratur, die nicht auf einer bestimmten Volksthümlichkeit ruhte, sondern in zweien Sprachen das allgemeine Evangelium der Humanität verkündigte und geistig durchaus und bewufst von der althellenischen, sprachlich theils von dieser, theils von der altrömischen Volkslitteratur abhing. Es war dies kein Fortschritt. Die Mittelmeermonarchie Caesars war wohl eine grofsartige und, was mehr ist, eine nothwendige Schöpfung; aber sie war von oben herab ins Leben gerufen und darum nichts in ihr zu finden von dem frischen Volksleben, von der übersprudelnden Nationalkraft, wie sie jüngeren, beschränkteren, natürlicheren Gemeinwesen eigen sind, wie noch der Staat Italien des sechsten Jahrhunderts sie hatte aufzeigen können. Der Litteratur wenigstens wurde das Herzblatt ausgebrochen, als die italische Volksthümlichkeit unterging. Wer ein Gefühl hat für die innige Wahlverwandtschaft der Kunst und der Nationalität, der wird stets sich

von Virgil und Horaz ab zurück zu Cato und Lucretius wenden; und nur die freilich auf diesem Gebiete verjährte schulmeisterliche Auffassung der Geschichte wie der Litteratur hat es vermocht die mit der neuen Monarchie beginnende Kunstepoche vorzugsweise die goldene zu heifsen. Aber wenn der römisch-hellenische Alexandrinismus der caesarischen und augusteischen Zeit zurückstehen mufs hinter der wie immer unvollkommenen älteren nationalen Litteratur, so ist er andrerseits dem Alexandrinismus der Diadochenzeit ebenso entschieden überlegen wie Caesars Dauerbau der ephemeren Schöpfung Alexanders. Es wird später darzustellen sein, dafs die augusteische Litteratur, verglichen mit der verwandten der Diadochenzeit, weit minder eine Philologen- und weit mehr eine Reichslitteratur war als diese und darum auch in den höheren Kreisen der Gesellschaft eine weit dauerndere und allgemeinere Wirkung machte als der griechische Alexandrinismus jemals sie gehabt hat.

Nirgends sah es trübseliger aus als in der Bühnenlitteratur. Trauerspiel wie Lustspiel waren in der römischen Nationallitteratur bereits vor der gegenwärtigen Epoche abgestorben und die Productivität, welche der Alexandrinismus auf diesem Gebiete hervorrief, war schlimmer als keine. Eine wirkliche Bühnendichtung hatte die alexandrinische Litteratur nie gekannt; nur das Afterdrama, das zunächst zum Lesen, nicht zur Aufführung geschrieben ward, konnte durch sie in Italien eingebürgert werden und bald fingen denn auch die dramatischen Jamben an in Rom ebenso wie in Alexandreia zu grassiren und namentlich das Trauerspielschreiben unter den stehenden Entwicklungskrankheiten zu figuriren. Welcher Art diese Productionen waren, kann man ungefähr daraus bemessen, dafs Quintus Cicero, um die Langeweile des gallischen Winterquartiers homöopathisch zu vertreiben, in sechzehn Tagen vier Trauerspiele verfertigte. Der einzige frische Zweig der dramatischen Litteratur war das ‚Lebensbild' oder der Mimus, in dem der letzte noch grünende Trieb der nationalen Litteratur, die Atellanenposse zusammenfloss mit den ethologischen Ausläufern des griechischen Lustspiels, die der Alexandrinismus mit gröfserer poetischer Kraft und besserem Erfolg als jenen andern Zweig der Poesie cultivirte. Der Mimus ging hervor aus den seit langem üblichen Charaktertänzen zur Flöte, die theils bei anderen Gelegenheiten, namentlich zur Unterhaltung der Gäste während der Tafel, theils besonders im Parterre des Theaters während der Zwischenakte aufgeführt wurden. Es war nicht schwer aus diesen Tänzen, bei

dunen die Rede wohl längst gelegentlich zu Hülfe genommen ward, durch Einführung einer geordneteren Fabel und eines regelrechten Dialogs kleine Komödien zu machen, die jedoch von dem früheren Lustspiel und selbst von der Posse sich fortwährend dadurch wesentlich unterschieden, dafs der Tanz und die von solchem Tanz unzertrennliche Lascivität hier fortfuhren eine Hauptrolle zu spielen und dafs der Mimus, als nicht eigentlich auf den Brettern, sondern im Parterre zu Hause, jede scenische Idealisirung, wie die Gesichtsmasken und die Theaterschuhe, bei Seite warf und, was besonders wichtig war, die Frauenrollen in dem Mimus auch von Frauen dargestellt wurden. Dieser neue Mimus, der zuerst um 672 auf die hauptstädtische Bühne gekommen zu sein scheint, verschlang bald die nationale Harlekinade, mit der er ja in den wesentlichsten Beziehungen zusammentiel, und ward als das gewöhnliche Zwischen- und namentlich Nachspiel neben den sonstigen Schauspielen verwendet.* Die Fabel war natürlich noch gleichgültiger, lockerer und toller als in der Harlekinade; wenn es nur bunt herging, der Bettler plötzlich zum Krösus ward und so weiter, so rechtete man mit dem Poeten nicht, der statt den Knoten zu lösen ihn zerhieb. Die Sujets waren vorwiegend verliebter Art, meistens von der frechsten Sorte; gegen den Ehemann zum Beispiel nahmen Poet und Publicum ohne Ausnahme Partei und die poetische Gerechtigkeit bestand in der Verhöhnung der guten Sitte. Der poetische Reiz beruhte ganz wie bei der Atellane auf der Sittenmalerei des gemeinen und gemeinsten Lebens, wobei die ländlichen Bilder vor denen des hauptstädtischen Lebens und Treibens zurücktreten und der süfse Pöbel von Rom, ganz wie in den gleichartigen griechischen Stücken der von Alexandreia, aufgefordert wird sein eigenes Conterfei zu beklatschen. Viele Stoffe sind dem Handwerkerleben entnommen: es erscheinen der auch hier unvermeidliche ‚Walker', dann ‚der Seiler', ‚der Färber', ‚der Salzmann',

* Dafs der Mimus zu seiner Zeit an die Stelle der Atellane getreten sei, bezeugt Cicero (*ad div.* 9, 16); damit stimmt überein, dafs die Mimen und Mimnnen der späteren Art zuerst um die sullanische Zeit hervortreten (*ad Her.* 1, 14, 24. 2, 13, 19. Plin. *h. n.* 7, 48, 158. Plutarch *Sull.* 2, 36). Uebrigens wird, wo weiter nichts darauf ankommt, die Bezeichnung *mimus* überhaupt auf die Komödie angewandt; so war der bei der apollinarischen Festfeier 542/3 aufgeführte *mimus* (Festus unter *sabra res est*; vgl. Cicero *de orat.* 2, 59, 241) offenbar nichts als eine *palliata*. Zu dem Mimus der klassischen griechischen Zeit, prosaischen Dialogen, in denen Genrebilder, namentlich ländliche, dargestellt wurden, hatte der römische Mimus keine nähere Beziehung.

‚die Weberinnen', ‚die Hetäre', ‚der Hundejunge'; andere Stücke geben Charakterfiguren: ‚das Breitmaul', ‚der Mann von 100000 Sesterzen'; oder Bilder des Auslandes: ‚die Gallier', ‚Alexandreia'; oder Schilderungen von Volksfesten: ‚die Compitalien', ‚die Saturnalien', ‚Anna Perenna', ‚die warmen Bäder'; oder travestirte Mythologie: ‚die Fahrt in die Unterwelt', ‚der Arvernersee'. Treffende Schlagwörter und kurze leicht behalt- und anwendbare Gemeinsprüche sind willkommen; aber auch jeder Unsinn hat von selber das Bürgerrecht: in dieser verkehrten Welt wird Bacchus um Wasser, die Quellnymphe um Wein angegangen. Sogar von den auf dem römischen Theater sonst so streng untersagten politischen Anspielungen finden in diesen Mimen sich einzelne Beispiele.* Die Sprache strömte natürlich selbst in den zur Veröffentlichung redigirten Stücken über von Vulgärausdrücken und gemeinen Wortbildungen. Es ist, wie man sieht, der Mimus wesentlich nichts als die bisherige Posse, nur dafs die Charaktermasken und die stehende Scenerie von Atella, so wie das bäuerliche Gepräge wegfällt und dafür das hauptstädtische Leben in seiner grenzenlosen Freiheit und Frechheit auf die Bretter kommt. Die meisten Stücke dieser Art waren ohne Zweifel flüchtigster Natur und machten nicht Anspruch auf einen Platz in der Litteratur; die Mimen aber des Laberius, voll drastischer Charakterzeichnung und sprachlich und metrisch meisterlich behandelt, haben in derselben sich behauptet und auch der Geschichtschreiber mufs es bedauern, dafs es uns nicht mehr vergönnt ist das Drama der republikanischen Agonie in Rom mit seinem grofsen attischen Gegenbild zu vergleichen.

Mit der Nichtigkeit der Bühnenlitteratur Hand in Hand geht die Steigerung des Bühnenspiels und der Bühnenpracht. Dramatische Vorstellungen erhielten ihren regelmäfsigen Platz im öffentlichen Leben nicht blofs der Hauptstadt, sondern auch der Landstädte; jene bekam nun auch endlich durch Pompeius ein stehendes Theater (699, s. S. 286). Die Dramen der gleichzeitigen Poeten, mit Ausnahme der Mimen, wurden der Aufführung kaum gewürdigt;

* In Laberius ‚Fahrt in die Unterwelt' tritt allerlei Volk auf, das Wunder und Zeichen gesehen hat; dem Einen ist ein Mann zweier Frauen erschienen, worauf der Nachbar meint, das sei ja noch ärger als das kürzlich von einem Wahrsager erblickte Traumgesicht von sechs Aedilen. Nämlich Caesar wollte — nach dem Klatsch der Zeit — die Vielweiberei in Rom einführen (Sueton *Caes.* 52) und ernannte in der That statt vier Aedilen deren sechs. Man sieht auch hieraus, dafs Laberius Narrenrecht zu üben und Caesar Narrenfreiheit zu gestatten verstand.

man spielte, wie es scheint ausschliefslich, die älteren Stücke — eben wie gleichzeitig in Griechenland nicht die mehr als blassen Siebengestirne der alexandrinischen Dramatiker, sondern das klassische Schauspiel, vor allem die euripideische Tragödie in reichster Entfaltung scenischer Mittel die Bühne behauptete. In Rom gab man vorzugsweise die Trauerspiele des Ennius, Pacuvius und Accius und die Lustspiele des Plautus; wenn der letztere in der vorigen Periode durch den geschmackvolleren, aber an komischer Kraft freilich weit geringeren Terenz verdrängt worden war, so wirkten jetzt Roscius und Varro, das heifst das Theater und die Philologie zusammen, um ihm eine ähnliche Wiederaufstehung zu bereiten, wie sie Shakespeare durch Garrick und Johnson widerfuhr. Je beschränkter das Repertoire war, desto mehr richtete sich sowohl die Thätigkeit des dirigirenden und executirenden Personals als auch das Interesse des Publicums auf die scenische Darstellung der Stücke. Kaum gab es in Rom ein einträglicheres Gewerbe als das des Schauspielers und der Tänzerin ersten Ranges. Das fürstliche Vermögen des tragischen Schauspielers Aesopus ward bereits erwähnt (S. 483); sein noch höher gefeierter Zeitgenosse Roscius (II, 422) schlug seine Jahreseinnahme auf 600000 Sesterzen (43000 Thlr.) an* und die Tänzerin Dionysia die ihrige auf 200000 Sesterzen (14000 Thlr.). Daneben wandte man ungeheure Summen auf Decorationen und Costüme: die Malerei der Coulissen fing an Kunstmalerei zu werden; gelegentlich schritten Züge von sechshundert aufgeschirrten Maulthieren über die Bühne und das troische Theaterheer ward dazu benutzt um dem Publicum eine Musterkarte der von Pompeius in Asien besiegten Nationen vorzuführen. Die den Vortrag der eingelegten Gesangstücke begleitende Musik erlangte gleichfalls gröfsere und selbstständigere Bedeutung; wie der Wind die Wellen, sagt Varro, so lenkt der kundige Flötenspieler die Gemüther der Zuhörer mit jeder Abwandlung der Melodie. Sie ward allmählich rascher und nöthigte den Schauspieler zu lebhafterer Action. Die musikalische und Bühnenkennerschaft entwickelte sich; der Habitué erkannte jedes Tonstück an der ersten Note und wufste die Lieder auswendig; jeder musikalische oder Recitationsfehler ward streng von dem Publicum gerügt. Lebhaft erinnert das römische Bühnenwesen der ciceronischen Zeit an

* Vom Staat erhielt er für jeden Spieltag 1000 Denare (286 Thlr.) und aufserdem die Besoldung für seine Truppe. In späteren Jahren wies er für sich das Honorar zurück.

das heutige französische Theater. Wie den losen Tableaus der Tagesstücke der römische Mimus entspricht, für den wie für jene nichts zu gut und nichts zu schlecht war, so findet auch in beiden sich dasselbe traditionell klassische Trauerspiel und Lustspiel, die zu bewundern oder mindestens zu beklatschen der gebildete Mann von Rechtswegen verpflichtet ist. Der Menge wird Genüge gethan, indem sie in der Posse sich selber wiederfindet und in dem Schauspiel den decorativen Pomp anstaunt und den allgemeinen Eindruck einer idealen Welt empfängt; der höher Gebildete kümmert im Theater sich nicht um das Stück, sondern einzig um die künstlerische Darstellung. Endlich die römische Schauspielkunst selbst pendelte in ihren verschiedenen Sphären ähnlich wie die französische zwischen der Chaumière und dem Salon. Es war nichts Ungewöhnliches, dafs die römischen Tänzerinnen bei dem Finale das Obergewand abwarfen und dem Publicum einen Tanz im Hemde zum Besten gaben; andrerseits aber galt auch dem römischen Talma als das höchste Gesetz seiner Kunst nicht die Naturwahrheit, sondern das Ebenmafs.

In der recitativen Poesie scheint es an metrischen Chroniken nach dem Muster der ennianischen nicht gefehlt zu haben; aber sie dürften ausreichend kritisirt sein durch jenes artige Mädchengelübde, von dem Catullus singt: für die glückliche Heimkehr des geliebten Entfernten das schlechteste der schlechten Heldengedichte den Göttern zum Brandopfer darzubringen. In der That ist in dem ganzen Gebiet der recitativen Dichtung in dieser Epoche die ältere nationalrömische Tendenz nur durch ein einziges namhaftes Werk vertreten, das aber auch zu den bedeutendsten dichterischen Erzeugnissen der römischen Litteratur überhaupt gehört. Es ist das Lehrgedicht des Titus Lucretius Carus (655—699), ‚vom Wesen der Dinge', dessen Verfasser, den besten Kreisen der römischen Gesellschaft angehörig, aber, sei es durch Kränklichkeit, sei es durch Abneigung vom öffentlichen Leben ferngehalten, kurz vor dem Ausbruch des Bürgerkrieges im besten Mannesalter starb. Als Dichter knüpft er energisch an Ennius an und damit an die klassische griechische Litteratur. Unwillig wendet er sich weg von dem ‚hohlen Hellenismus' seiner Zeit und bekennt sich mit ganzer Seele und vollem Herzen als den Schüler der ‚strengen Griechen', wie denn selbst des Thukydides heiliger Ernst in einem der bekanntesten Abschnitte dieser römischen Dichtung keinen unwürdigen Wiederhall gefunden hat. Wie Ennius bei Epicharmos und Euhemeros seine Weisheit schöpft, so entlehnt Lucretius die Form seiner Darstel-

lung dem Empedokles, ‚dem herrlichsten Schatz des gabenreichen sicilischen Eilands' und liest dem Stoffe nach ‚die goldenen Worte alle zusammen aus den Rollen des Epikuros', ‚welcher die anderen Weisen überstrahlt wie die Sonne die Sterne verdunkelt'. Wie Ennius verschmäht auch Lucretius die der Poesie von dem Alexandrinismus aufgelastete mythologische Gelehrsamkeit und fordert nichts von seinem Leser als die Kenntnifs der allgemein geläufigen Traditionen.* Dem modernen Purismus zum Trotz, der die Fremdwörter aus der Poesie auswies, setzt Lucretius, wie es Ennius gethan, statt matten und undeutlichen Lateins lieber das bezeichnende griechische Wort. Die altrömische Alliteration, das Nichtineinandergreifen der Vers- und Satzeinschnitte und überhaupt die ältere Rede- und Dichtweise begegnen noch häufig in Lucretius Rhythmen, und obwohl er den Vers melodischer behandelt als Ennius, so wälzen sich doch seine Hexameter nicht wie die elegischen zierlich hüpfend gleich dem rieselnden Bache, sondern mit gewaltiger Langsamkeit gleich dem Strome flüssigen Goldes. Auch philosophisch und praktisch lehnt Lucretius durchaus an Ennius sich an, den einzigen einheimischen Dichter, den sein Gedicht feiert; das Glaubensbekenntnifs des Sängers von Rudiae:

> Götter freilich wird es geben, Himmelsbewohner allerdings,
> Doch sie kümmern keineswegs, scheint mir, sich um der Menschen Loos —

bezeichnet vollständig auch Lucretius religiösen Standpunct und nicht mit Unrecht nennt er defshalb selbst sein Lied gleichsam die Fortsetzung dessen,

> Das uns Ennius sang, der des unverwelklichen Lorbeers
> Kranz zuerst mitbracht' aus des Helikon lustigem Haine,
> Dafs Italiens Völkern er strahl' in glänzender Glorie.

Noch einmal, zum letzten Mal noch erklingt in Lucretius Gedicht der ganze Dichterstolz und der ganze Dichterernst des sechsten Jahrhunderts, in welchem, in den Bildern von dem furchtbaren Poener und dem herrlichen Scipiaden, die Anschauung des Dichters heimischer ist als in seiner eigenen gesunkenen Zeit.** Auch ihm klingt der eigene ‚aus dem reichen

---

* Einzelne scheinbare Ausnahmen, wie das Weihrauchland Panchaea (2, 417), sind daraus zu erklären, dafs dies aus dem Reiseroman des Euhemeros seinen Weg in die ennianische Poesie gefunden hatte und daher dem Publicum, für das Lucretius schrieb, wohlbekannt war.

** Naiv erscheint dies in den kriegerischen Schilderungen, in denen die

Gemüth anmuthig quillende' Gesang den gemeinen Liedern gegenüber ‚wie gegen das Geschrei der Kraniche das kurze Lied des Schwanes'; auch ihm schwillt das Herz, den selbsterfundenen Melodien lauschend, von hoher Ehren Hoffnung — eben wie Ennius den Menschen, denen er ‚geschöpft aus tiefer Brust des Liedes Flammenborn', verbietet an seinem des unsterblichen Sängers Grabe zu trauern. — Es ist ein seltsames Verhängnifs, dafs dieses ungemeine an ursprünglicher poetischer Begabung den meisten, wo nicht allen seinen Vorgängern weit überlegene Talent in eine Zeit gefallen war, in der es selber sich fremd und verwaist fühlte und in Folge dessen in der wunderlichsten Weise sich im Stoffe vergriffen hat. Epikuros System, welches das All in einen grofsen Atomenwirbel verwandelt und die Entstehung und das Ende der Welt so wie alle Probleme der Natur und des Lebens in rein mechanistischer Weise abzuwickeln unternimmt, war wohl etwas weniger albern als die Mythenhistorisirung, wie Euhemeros und nach ihm Ennius sie versucht hatten; aber ein geistreiches und frisches System war es nicht und die Aufgabe nun gar diese mechanistische Weltanschauung poetisch zu entwickeln war von der Art, dafs wohl nie ein Dichter an einen undankbareren Stoff Leben und Kunst verschwendet hat. Der philosophische Leser tadelt an dem lucretischen Lehrgedicht die Weglassung der feineren Pointen, die Oberflächlichkeit namentlich in der Darstellung der Controversen, die mangelhafte Gliederung, die häufigen Wiederholungen mit ebenso gutem Recht, wie der poetische an der rhythmisirten Mathematik sich ärgert, die einen grofsen Theil des Gedichtes geradezu unlesbar macht. Trotz dieser unglaublichen Mängel, denen jedes mittelmäfsige Talent unvermeidlich hätte erliegen müssen, durfte dieser Dichter mit Recht sich rühmen aus der poetischen Wildnifs einen neuen Kranz davongetragen zu haben, wie keinen noch die Musen verliehen hatten; und es sind auch keineswegs blofs die gelegentlichen Gleichnisse und sonstigen eingelegten Schilderungen mächtiger Naturerscheinungen und mächtigerer Leidenschaften, die dem Dichter diesen Kranz erwarben. Die Genialität der Lebensanschauung wie der Poesie des Lucretius ruht auf seinem Unglauben, welcher mit der vollen Siegeskraft der Wahrheit und

---

Armeen vernichtenden Seestürme, die das eigene Heer verderbenden Elephantenschaaren, also Bilder aus den punischen Kriegen, erscheinen als gehörten sie der unmittelbaren Gegenwart an. Vgl. 2, 41. 5, 1226. 1308. 1339.

darum mit der vollen Lebendigkeit der Dichtung dem herrschenden Heuchel- oder Aberglauben gegenübertrat und treten durfte.

> Als darnieder er sah das Dasein liegen der Menschheit
> Jammervoll auf der Erd', erdrückt von der lastenden Gottfurcht,
> Die vom Himmelsgewölb ihr Antlitz offenbarend,
> Schauerlich anzusehn, hinab auf die Sterblichen drohte,
> Wagt' es ein griechischer Mann zuerst das sterbliche Auge
> Ihr entgegen zu heben, zuerst ihr entgegenzutreten;
> Und die muthige Macht des Gedankens siegte; gewaltig
> Trat hinaus er über die flammenden Schranken des Weltalls
> Und der verständige Geist durchschritt das unendliche Ganze.

Also eiferte der Dichter die Götter zu stürzen, wie Brutus die Könige gestürzt, und ‚die Natur von ihren strengen Herren zu erlösen'. Aber nicht gegen Jovis längst eingestürzten Thron wurden diese Flammenworte geschleudert; eben wie Ennius kämpft Lucretius praktisch vor allen Dingen gegen den wüsten Fremd- und Aberglauben der Menge, den Cult der grofsen Mutter zum Beispiel und die kindische Blitzweisheit der Etrusker. Das Grauen und der Widerwille gegen die entsetzliche Welt überhaupt, in der und für die der Dichter schrieb, haben dies Gedicht eingegeben. Es wurde verfafst in jener hoffnungslosen Zeit, wo das Regiment der Oligarchie gestürzt und das Caesars noch nicht aufgerichtet war, in den schwülen Jahren, während deren der Ausbruch des Bürgerkrieges in langer peinlicher Spannung erwartet ward. Wenn man dem ungleichartigen und unruhigen Vortrag die Spannung eines Dichters anzufühlen meint, der täglich erwartete den wüsten Lärm der Revolution über sich und sein Werk hereinbrechen zu sehen, so wird man auch bei seiner Anschauung der Menschen und der Dinge nicht vergessen dürfen, unter welchen Menschen und in Aussicht auf welche Dinge sie ihm entstand. Unter allen in der caesarischen Zeit einem zarten und poetisch organisirten Gemüth möglichen Weltanschauungen war die edelste und die veredelndste diese, dafs es eine Wohlthat für den Menschen ist erlöst zu werden von dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und damit von der bösen die Menschen, gleich wie die Kinder die Angst im dunkeln Gemach, tückisch beschleichenden Furcht vor dem Tode und vor den Göttern; dafs, wie der Schlaf der Nacht erquicklicher ist als die Plage des Tages, so auch der Tod, das ewige Ausruhen von allem Hoffen und Fürchten, besser ist als das Leben, wie denn auch die Götter des Dichters selber nichts sind noch haben als die ewige selige Ruhe; dafs die Höllenstrafen nicht nach dem Leben den Menschen peinigen, sondern wäh-

rend desselben in den wilden und rastlosen Leidenschaften des klopfenden Herzens; dafs die Aufgabe des Menschen ist sein Herz zum ruhigen Gleichmafs zu stimmen, den Purpur nicht höher zu schätzen als das warme Hauskleid, lieber unter den Gehorchenden zu verharren als in das Getümmel der Bewerber um das Herrenamt sich zu drängen, lieber am Bach im Grase zu liegen als unter dem goldenen Plafond des Reichen dessen zahllose Schüsseln leeren zu helfen. Diese philosophisch-praktische Tendenz ist der eigentliche ideelle Kern des lucretischen Lehrgedichts und alle Oede physikalischer Demonstration hat sie nur verschüttet, nicht unterdrückt. Wesentlich auf ihr beruht dessen relative Weisheit und Wahrheit. Der Mann, der mit einer Ehrfurcht vor seinen grofsen Vorgängern, mit einem gewaltsamen Eifer, wie sie dies Jahrhundert sonst nicht kennt, solche Lehre gepredigt und sie mit musischem Zauber verklärt hat, darf zugleich ein guter Bürger und ein grofser Dichter genannt werden. Das Lehrgedicht vom Wesen der Dinge, wie vieles auch daran den Tadel herausfordert, ist eines der glänzenden Gestirne in den sternenarmen Räumen der römischen Litteratur geblieben und wählte billig der gröfste deutsche Sprachenmeister die Wiederlesbarmachung des lucretischen Gedichts zu seiner letzten und meisterlichsten Arbeit.

Lucretius, obwohl seine poetische Kraft wie seine Kunst schon von den gebildeten Zeitgenossen bewundert ward, blieb doch, Spätling wie er war, ein Meister ohne Schüler. In der hellenischen Modedichtung dagegen fehlte es an Schülern wenigstens nicht, die den alexandrinischen Meistern nachzueifern versuchten. Mit richtigem Tact mieden die begabteren alexandrinischen Poeten die gröfseren Arbeiten und die reinen Dichtgattungen, das Drama, das Epos, die Lyrik; ihre erfreulichsten Leistungen gelangen ihnen, ähnlich wie den neulateinischen Dichtern, in ‚kurzathmigen' Aufgaben, welche vorzugsweise den Grenzgebieten der Kunstgattungen, namentlich dem weiten zwischen Erzählung und Lied in der Mitte liegenden, entnommen wurden. Gern schrieb man kleine heroisch-erotische Epen und Lehrgedichte. Noch beliebter war eine diesem Altweibersommer der griechischen Poesie eigenthümliche und für ihre philologische Hippokrene charakteristische gelehrte Liebeselegie, wobei der Dichter in die Schilderung der eigenen vorwiegend erotischen Empfindungen epische Fetzen aus dem griechischen Sagenkreis mehr oder minder willkürlich einflocht. Festlieder wurden fleifsig und künstlich gezimmert; überhaupt waltete bei dem Mangel an innerlich poetischer Empfindung

das Gelegenheitsgedicht vor und namentlich das Epigramm, worin die Alexandriner Vortreffliches geleistet haben. Die Dürftigkeit der Stoffe und die sprachliche und rhythmische Unfrische, die jeder nicht volksthümlichen Litteratur unvermeidlich anhaftet, suchte man möglichst zu verstecken unter verzwickten Themen, geschraubten Wendungen, seltenen Wörtern und künstlicher Versbehandlung, überhaupt dem ganzen Apparat der philologisch-antiquarischen Gelehrsamkeit und der technischen Gewandtheit. Dies war das Evangelium, das den römischen Knaben dieser Zeit gepredigt ward, und sie kamen in hellen Haufen um zu hören und auszuüben: schon um 700 waren Euphorions Liebesgedichte und ähnliche alexandrinische Poesien die gewöhnliche Lectüre und die gewöhnlichen Declamationsstücke der gebildeten Jugend. Die litterarische Revolution war da; aber sie lieferte zunächst mit seltenen Ausnahmen nur frühreife oder unreife Früchte. Die Zahl der ‚neumodischen Dichter', wie Cicero sie nennt, war Legion, aber die Poesie war rar und Apollo, wie immer, wenn es so gedrang am Parnasse hergeht, genöthigt sehr kurzen Prozefs zu machen. Die langen Gedichte taugten niemals etwas, die kurzen selten. Auch in diesem litterarischen Zeitalter war die Tagespoesie zur Landplage geworden; es begegnete wohl, dafs einem der Freund zum Hohn einen Stofs schoffer Verse frisch vom Buchhändlerlager als Festtagsgeschenk ins Haus schickte, deren Werth der zierliche Einband und das glatte Papier schon auf drei Schritte verrieth. Ein eigentliches Publicum, in dem Sinne wie die volksthümliche Litteratur ein Publicum hat, fehlte den römischen Alexandrinern so gut wie den hellenischen; es ist durchaus die Poesie der Clique oder vielmehr der Cliquen, deren Glieder eng zusammenhalten, dem Eindringling übel mitspielen, unter sich die neuen Poesien vorlesen und kritisiren, auch wohl in ganz alexandrinischer Weise die gelungenen Productionen wieder poetisch feiern und vielfach durch Cliquenlob einen falschen und ephemeren Ruhm erschwindeln. Ein angesehener und selbst in dieser neuen Richtung poetisch thätiger Lehrer der lateinischen Litteratur, Valerius Cato scheint über den angesehensten dieser Zirkel eine Art Schulpatronat ausgeübt und über den relativen Werth der Poesien in letzter Instanz entschieden zu haben. Ihren griechischen Mustern gegenüber sind diese römischen Poeten durchgängig unfrei, zuweilen schülerhaft abhängig; die meisten ihrer Producte werden nichts gewesen sein als die herben Früchte einer im Lernen begriffenen und noch keineswegs als reif entlassenen Schuldichtung. Indem man in der Sprache und im Mafs weit enger, als je die

volksthümliche lateinische Poesie es gethan, an die griechischen Vorbilder sich anschmiegte, ward allerdings eine gröfsere sprachliche und metrische Correctheit und Consequenz erreicht; aber es geschah auf Kosten der Biegsamkeit und Fülle des nationalen Idioms. Stofflich erhielten unter dem Einfluſs theils der weichlichen Muster, theils der sittenlosen Zeit die erotischen Themen ein auffallendes der Poesie wenig zuträgliches Uebergewicht. Es ist weder zu verwundern noch zu bedauern, daſs von dieser zahllosen Dichterschaar uns nur wenige Namen aufbehalten worden sind; und auch diese werden meistens nur genannt als Curiositäten oder als gewesene Gröfsen: so der Redner Quintus Hortensius mit seinen ‚fünfhunderttausend Zeilen' langweiliger Schlüpfrigkeit und der etwas häufiger erwähnte Laevinus, dessen ‚Liebesscherze' nur durch ihre verwickelten Maſse und manierirten Wendungen ein gewisses Interesse auf sich zogen. Selbst das Kleinepos Smyrna des Gaius Helvius Cinna († 710?), so sehr es von der Clique angepriesen ward, trägt doch sowohl in dem Stoff, der geschlechtlichen Liebe der Tochter zu dem eigenen Vater, wie in der neunjährigen darauf verwandten Mühsal die schlimmsten Kennzeichen der Zeit an sich. Eine originelle und erfreuliche Ausnahme machen allein diejenigen Dichter dieser Schule, die es verstanden mit der Sauberkeit und der Formgewandtheit derselben den in dem republikanischen und namentlich dem landstädtischen Leben noch vorhandenen volksthümlichen Gehalt zu verbinden. Es gilt dies, um von Laberius und Varro hier zu schweigen, namentlich von den drei schon oben (S. 303) erwähnten Poeten der republikanischen Opposition Marcus Furius Bibaculus (652—691), Gaius Licinius Calvus (672—706) und Quintus Valerius Catullus (667 — c. 700). Von den beiden ersten, deren Schriften untergegangen sind, können wir dies freilich nur muthmaſsen; über die Gedichte des Catullus steht auch uns noch ein Urtheil zu. Auch er hängt in Stoff und Form ab von den Alexandrinern. Wir finden in seiner Sammlung Uebersetzungen von Stücken des Kallimachos und nicht gerade von den recht guten, sondern von den recht schwierigen. Auch unter den Originalen begegnen gedrechselte Modepoesien, wie die überkünstlichen Galliamben zum Lobe der phrygischen Mutter; und selbst das sonst so schöne Gedicht von der Hochzeit der Thetis ist durch die echt alexandrinische Einschachtelung der Ariadneklage in das Hauptgedicht künstlerisch verdorben. Aber neben diesen Schulstücken steht die melodische Klage der echten Elegie, steht das Festgedicht im vollen Schmuck

individueller und fast dramatischer Durchführung, steht vor allem die solideste Kleinmalerei gebildeter Geselligkeit, die anmuthigen sehr ungenirten Mädchenabenteuer, davon das halbe Vergnügen im Ausschwatzen und Poetisiren der Liebesgeheimnisse besteht, das liebe Leben der Jugend bei vollen Bechern und leeren Beuteln, die Reise- und die Dichterlust, die römische und öfter noch die veronesische Stadtanekdote und der launige Scherz in dem vertrauten Zirkel der Freunde. Aber nicht blofs in die Saiten greift des Dichters Apoll, sondern er führt auch den Bogen; der geflügelte Pfeil des Spottes verschont weder den langweiligen Versemacher noch den sprachverderbenden Provinzialen, aber keinen trifft er öfter und schärfer als die Gewaltigen, von denen der Freiheit des Volkes Gefahr droht. Die kurzzeiligen und kurzweiligen, oft von anmuthigen Refrains belebten Mafse sind von vollendeter Kunst und doch ohne die widerwärtige Glätte der Fabrik. Um einander führen diese Gedichte in das Nil- und in das Pothal; aber in dem letztern ist der Dichter unvergleichlich besser zu Hause. Seine Dichtungen ruhen wohl auf der alexandrinischen Kunst, aber doch auch auf dem bürgerlichen, ja dem landstädtischen Bewufstsein, auf dem Gegensatz von Verona zu Rom, auf dem Gegensatz des schlichten Municipalen gegen die hochgebornen ihren geringen Freunden gewöhnlich übel mitspielenden Herren vom Senat, wie er in Catulls Heimath, dem blühenden und verhältnifsmäfsig frischen cisalpinischen Gallien, lebendiger noch als irgendwo anders empfunden werden mochte. In die schönsten seiner Lieder spielen die süfsen Bilder vom Gardasee hinein und schwerlich hätte in dieser Zeit ein Hauptstädter ein Gedicht zu schreiben vermocht wie das tief empfundene auf des Bruders Tod oder das brave echt bürgerliche Festlied zu der Hochzeit des Manlius und der Aurunculeia. Catullus, obwohl abhängig von den alexandrinischen Meistern und mitten in der Mode- und Cliquendichtung jener Zeit stehend, war doch nicht blofs ein guter Schüler unter vielen mäfsigen und schlechten, sondern seinen Meistern selbst um so viel überlegen, als der Bürger einer freien italischen Gemeinde mehr war als der kosmopolitische hellenische Litterat. Eminente schöpferische Kraft und hohe poetische Intentionen darf man freilich bei ihm nicht suchen; er ist ein reichbegabter und anmuthiger, aber kein grofser Poet und seine Gedichte sind, wie er selbst sie nennt, nichts als ‚Scherze und Thorheiten'. Aber wenn nicht blofs die Zeitgenossen von diesen flüchtigen Liedchen elektrisirt wurden, sondern auch die Kunstkritiker der augusteischen Zeit ihn neben Lucre-

tius als den bedeutendsten Dichter dieser Epoche bezeichnen, so hatten die Zeitgenossen wie die Späteren vollkommen Recht. Die latinische Nation hat keinen zweiten Dichter hervorgebracht, in dem der künstlerische Gehalt und die künstlerische Form in so gleichmäfsiger Vollendung wieder erscheinen wie bei Catullus; und in diesem Sinne ist Catullus Gedichtsammlung allerdings das Vollkommenste, was die lateinische Poesie überhaupt aufzuweisen vermag.

Es beginnt endlich in dieser Epoche die Dichtung in prosaischer Form. Das bisher unwandelbar festgehaltene Gesetz der echten, naiven wie bewufsten, Kunst, dafs zwischen dem poetischen Inhalt und dem metrischen Gewand eine nothwendige Wahlverwandtschaft stattfindet, weicht der Vermischung und Trübung aller Kunstgattungen und Kunstformen, welche zu den bezeichnendsten Zügen dieser Zeit gehört. Zwar von Romanen ist noch weiter nichts anzuführen, als dafs der berühmteste Geschichtschreiber dieser Epoche Sisenna sich nicht für zu gut hielt die viel gelesenen milesischen Erzählungen des Aristeides, schlüpfrige Modenovellen der plattesten Sorte, ins Lateinische zu übersetzen. Eine originellere und erfreulichere Erscheinung auf diesem zweifelhaften poetisch-prosaischen Grenzgebiet sind die ästhetischen Schriften Varros, der nicht blofs der bedeutendste Vertreter der lateinischen philologisch-historischen Forschung, sondern auch in der productiven Litteratur einer der fruchtbarsten und interessantesten Schriftsteller ist. Einem in der sabinischen Landschaft heimischen dem römischen Senat seit zweihundert Jahren angehörigen Geschlechte entsprossen, streng in alterthümlicher Zucht und Ehrbarkeit erzogen* und bereits am Anfang dieser Epoche ein reifer Mann, gehörte Marcus Terentius Varro von Reate (638—727) politisch, wie sich von selbst versteht, der Verfassungspartei an und betheiligte sich ehrlich und energisch an ihrem Thun und Leiden. Er that dies theils litterarisch, indem er zum Beispiel die erste Coalition, das ‚dreiköpfige Ungeheuer', in Flugschriften bekämpfte, theils im ernsteren Kriege, wo wir ihn im Heere des Pompeius als Commandanten des jenseitigen Spaniens fanden (S. 362). Als die Sache der Republik verloren

* ‚Mir als Knaben', sagt er irgendwo, ‚genügte ein einziger gemeiner Rock und ein einziges Unterkleid, Schuhe ohne Strümpfe, ein Pferd ohne Sattel; ein warmes Bad hatte ich nicht täglich, ein Flufsbad selten'. Wegen seiner persönlichen Tapferkeit erhielt er im Piratenkrieg, wo er eine Flottenabtheilung führte, den Schiffskranz.

war, ward Varro von seinem Ueberwinder zum Bibliothekar der neu zu schaffenden Bibliothek in der Hauptstadt bestimmt; allein die Wirren der folgenden Zeit rissen den alten Mann noch einmal in ihren Strudel hinein und erst siebzehn Jahre nach Caesars Tode, im neunundachtzigsten seines wohlausgefüllten Lebens rief der Tod ihn ab. Die ästhetischen Schriften, die ihm einen Namen gemacht haben, waren kürzere Aufsätze, theils einfach prosaische ernsteren Inhalts, theils launige Schilderungen, deren prosaisches Grundwerk vielfach eingelegte Poesien durchwirkte. Jenes sind die ‚philosophisch-historischen Abhandlungen' *(logistorici)*, dies die menippischen Satiren. Beide schliefsen nicht an lateinische Vorbilder sich an, namentlich die varronische Satura keineswegs an die lucilische; wie denn überhaupt die römische Satura nicht eigentlich eine feste Kunstgattung ist, sondern diese Benennung zunächst nur negativ bezeichnet, dafs das ‚mannigfaltige Gedicht' zu keiner der anerkannten Kunstgattungen gezählt sein will und darum denn auch die Saturapoesie in jedem ihrer Aus- über wieder einen andern und eigenartigen Charakter annimmt. Es war vielmehr die voralexandrinische griechische Philosophie, in der Varro die Muster für seine strengeren wie für seine leichteren ästhetischen Arbeiten fand: für die ernsteren Abhandlungen in den Dialogen des Herakleides von Herakleia am schwarzen Meer († um 450), für die Satiren in den Schriften des Menippos von Gadara in Syrien (blüht um 475). Die Wahl war bezeichnend. Herakleides, als Schriftsteller angeregt durch Platons philosophische Gespräche, hatte über deren glänzende Form den systematischen Inhalt gänzlich aus den Augen verloren und die poetisch-fabulistische Einkleidung zur Hauptsache gemacht; er war ein angenehmer und vielgelesener Autor, aber nichts weniger als ein Philosoph. Menippos war es eben so wenig, sondern der echteste litterarische Vertreter derjenigen Philosophie, deren Weisheit darin besteht die Philosophie zu leugnen und die Philosophen zu verhöhnen, der Hundeweisheit des Diogenes; ein lustiger Meister ernsthafter Weisheit bewies er in Exempeln und Schnurren, dafs aufser dem rechtschaffenen Leben alles auf Erden und im Himmel eitel sei, nichts aber eitler als der Hader der sogenannten Weisen. Dies waren die rechten Meister für einen Mann wie Varro, der voll altrömischen Unwillens über die erbärmliche Zeit und voll altrömischer Laune auch durchaus nicht ohne plastisches Talent, aber für alles was nicht wie Bild und Thatsache aussah, sondern wie Begriff oder gar wie System, vollständig vernagelt und vielleicht unter den unphilosophischen Rö-

mern der unphilosophischste war.* Allein Varro war kein unfreier Schüler. Die Anregung und im Allgemeinen die Form entlehnte er von Herakleides und Menippos; aber er war eine zu individuelle und zu entschieden römische Natur, um nicht seine Nachschöpfungen wesentlich selbstständig zu halten und ihnen den nationalrömischen Stempel aufzudrücken. Für seine ernsten Abhandlungen, in denen ein moralischer Satz oder sonst ein Gegenstand von allgemeinem Interesse behandelt ward, verschmähte er die fabulirende an die milesischen Mährchen streifende Weise des Herakleides, der sich gefiel in einigermafsen kinderhaften Geschichtchen wie die vom Abaris und von dem nach siebentägigem Tode wieder zum Leben erwachenden Mädchen. Nur selten entnahm er die Einkleidung den edleren Mythen der Griechen, wie in dem Aufsatz ‚Oreste oder vom Wahnsinn'; regelmäfsig gab ihm einen würdigeren Rahmen für seine Stoffe die Geschichte, namentlich die vaterländische seiner Zeit, wodurch diese Aufsätze zugleich, wie sie auch heifsen, ‚Lobschriften' wurden auf geachtete Römer, vor allem auf die Koryphäen der Verfassungspartei. So war die Abhandlung ‚vom Frieden' zugleich eine Denkschrift auf Metellus Pius, den letzten in der glänzenden Reihe der glücklichen Feldherren des Senats; die ‚von der Götterverehrung' zugleich bestimmt das Andenken an den hochgeachteten Optimaten und Pontifex Gaius Curio zu bewahren; der Aufsatz ‚über das Schicksal' knöpfte an Marius an, der ‚über die Geschichtschreibung' an den ersten Historiker dieser Epoche Sisenna, der ‚über die Anfänge der römischen Schaubühne' an den fürstlichen Spielgeber Scaurus, der ‚über die Zahlen' an den fein gebildeten römischen Banquier Atticus. Die beiden philosophisch-historischen Aufsätze ‚Laelius oder von der Freundschaft', ‚Cato oder vom Alter', welche Cicero, wahrscheinlich nach dem Muster der varronischen, schrieb, mögen von Varros halb lehrender, halb erzählender Behandlung dieser Stoffe ungefähr eine Vorstellung geben. — Ebenso originell in Form und Inhalt ward von Varro die menippische Satire behandelt; die dreiste Mischung von Prosa und Versen ist dem

* Etwas Kindischeres giebt es kaum als Varros Schema der einundzwanzig möglichen Philosophien, das erstlich alle nicht die Beglückung des Menschen als letztes Ziel aufstellende Systeme kurzweg für nicht vorhanden erklärt und dann die Zahl der denkbaren Philosophien auf zweihundertachtundachtzig berechnet. Der tüchtige Mann war leider zu sehr Gelehrter um einzugestehen, dafs er Philosoph weder sein könne noch sein möge, und hat defshalb als solcher Zeit seines Lebens zwischen Stoa, Pythagoreismus und Diogenismus einen nicht schlaffen Eiertanz aufgeführt.

griechischen Original fremd und der ganze geistige Inhalt von römischer Eigenthümlichkeit, man möchte sagen von sabinischem Erdgeschmack durchdrungen. Auch diese Satiren behandeln wie die philosophisch-historischen Aufsätze irgend ein moralisches oder sonst für das gröfsere Publicum geeignetes Thema; wie dies schon einzelne Titel zeigen: ‚Herkules Säulen oder vom Ruhm'; ‚der Topf findet den Deckel oder vom Heirathen'; ‚der Krug hat sein Mafs oder vom Zechen'; ‚Papperlapapp oder von der Lobrede'. Die plastische Einkleidung, die auch hier nicht fehlen durfte, ist natürlich der vaterländischen Geschichte nur selten entlehnt, wie in der Satire ‚Serranus oder von den Wahlen'. Dagegen spielt die diogenische Hundewelt wie billig eine grofse Rolle: es begegnen der Hund Forscher, der Hund Rhetor, der Ritter-Hund, der Wassertrinker-Hund, der Hundekatechismus und dergleichen mehr. Ferner wird die Mythologie zu komischen Zwecken in Contribution gesetzt: wir finden einen ‚befreiten Prometheus', einen ‚strohernen Aias', einen ‚Herkules Sokratiker', einen ‚Anderthalb-Odysseus', der nicht blofs zehn, sondern funfzehn Jahre in Irrfahrten sich umhergetrieben hat. Der dramatisch-novellistische Rahmen schimmert in einzelnen Stücken, z. B. im ‚befreiten Prometheus', in dem ‚Mann von sechzig Jahren', im ‚Frühauf' noch aus den Trümmern hervor, es scheint, dafs Varro die Fabel häufig, vielleicht regelmäfsig als eigenes Erlebnifs erzählte, wie zum Beispiel im Frühauf die handelnden Personen zum Varro hingehen und ihm Vortrag halten, ‚da er als Büchermacher ihnen bekannt war'. Ueber den poetischen Werth dieser Einkleidung ist uns ein sicheres Urtheil nicht mehr gestattet; einzeln begegnen noch in unsern Trümmern allerliebste Schilderungen voll Witz und Lebendigkeit — so eröffnet im ‚befreiten Prometheus' der Heros nach Lösung seiner Fesseln eine Menschenfabrik, in welcher Goldschuh der Reiche sich ein Mädchen bestellt, von Milch und feinstem Wachs, wie es die milesischen Bienen aus mannigfachen Blüthen sammeln, ein Mädchen ohne Knochen und Sehnen, ohne Haut und Haar, rein und fein, schlank, glatt, zart, allerliebst. Der Lebensathem dieser Dichtung ist die Polemik — nicht so sehr die politische der Partei, wie Lucilius und Catullus sie übten, sondern die allgemeine sittliche des strengen Alten gegen die zügellose und verkehrte Jugend, des guten Bürgers von altem Schlag gegen das neue Rom, in dem der Markt, mit Varro zu reden, ein Schweinestall ist und Numa, wenn er auf seine Stadt den Blick wendet, keine Spur seiner weisen Ordnung mehr gewahrt. Varro that in

dem Verfassungskampf, was ihm Bürgerpflicht schien; aber sein Herz war bei diesem Parteitreiben nicht — ‚warum', klagt er einmal, ‚riefet ihr mich aus meinem reinen Leben in den Rathhausschmutz?' Er gehörte der guten alten Zeit an, wo die Rede nach Zwiebeln und Knoblauch duftete, aber das Herz gesund war. Nur eine einzelne Seite dieser altväterischen Opposition gegen den Geist der neuen Zeit ist die Polemik gegen die Erbfeinde des echten Römerthums, die griechischen Weltweisen; aber es lag sowohl im Wesen der Hundephilosophie als in Varro's Naturell, dafs die menippische Geifsel ganz besonders den Philosophen um die Ohren schwirrte und sie dann auch in [illegible] Angst versetzte — nicht ohne Herzklopfen übersandten die philosophischen Scribenten der Zeit dem ‚scharfen Mann' ihre neu erschienenen Tractate. Das Philosophiren ist wahrlich keine Kunst. Mit dem zehnten Theil der Mühe, womit der Herr den Sclaven zum Kunstbäcker erzieht, bildet er selbst sich zum Philosophen; freilich, wenn dann der Bäcker und der Philosoph beide unter den Hammer kommen, geht der Kuchenkünstler hundertmal theurer weg als der Weltweise. Sonderbare Leute, diese Philosophen! Der eine befiehlt die Leichen in Honig beizusetzen — ein Glück, dafs man ihm nicht den Willen thut, wo bliebe sonst der Honigwein? Der andere meint, dafs die Menschen wie die Kresse aus der Erde gewachsen sind. Der dritte hat einen Weltbohrer erfunden, durch den die Erde einst untergehen wird.

Gewifs, niemals hat ein Kranker etwas je geträumt
So toll, was nicht als Lehrsatz bringt ein Philosoph.

Es ist spafshaft anzusehen, wie so ein Langbart — der etymologisirende Stoiker ist gemeint — an jedes Wort bedächtig auf der Goldwage wägt; aber nichts geht doch über den echten Philosophenzank — ein stoischer Faustkampf übertrifft weit jede Athletenbalgerei. In der Satire ‚die Marcusstadt oder vom Regiment', wo Marcus sich ein Wolkenkukuksheim nach seinem Herzen schuf, erging es eben wie in dem attischen dem Bauer gut, dem Philosophen aber übel; der Schnell-durch-ein-Glied-Beweis (*Celer-δι'-ἑνὸς-λήμματος-λόγος*), Antipatros des Stoikers Sohn, schlägt darin seinem Gegner, offenbar dem philosophischen Zweiglied (*Dilemma*) mit der Feldhacke den Schädel ein. Mit dieser sittlich polemischen Tendenz vereinigte sich auf das Glücklichste Varros unvergleichliche Kunde der nationalen Sitte und Sprache, die in den fachwissenschaftlichen Schriften seines Greisenalters collectaneenartig, hier aber in ihrer ganzen unmit-

telbaren Lebendigkeit sich entfaltet. Varro war im besten und vollsten Sinne des Wortes ein Localgelehrter, der seine Nation in ihrer ehemaligen Eigenthümlichkeit und Abgeschlossenheit wie in ihrer modernen Verschliffenheit und Zerstreuung aus vieljähriger eigener Anschauung kannte und seine unmittelbare Kenntnifs der Landessitte und Landessprache durch die umfassendste Durchforschung der geschichtlichen und litterarischen Archive ergänzt und vertieft hatte. Was insofern an verstandesmäfsiger Auffassung und Gelehrsamkeit in unserem Sinn ihm abging, das gewann die Anschauung und die in ihm lebendige Poesie. Er haschte weder nach antiquarischen Notizen noch nach seltenen veralteten oder poetischen Wörtern*; aber er selbst war ein alter und altfränkischer Mann und beinah ein Bauer, die Klassiker seiner Nation ihm liebe langgewohnte Genossen; wie konnte es fehlen, dafs von der Sitte der Väter, die er über alles liebte und vor allen kannte, gar vielerlei in seinen Schriften erzählt ward, und dafs seine Rede überflofs von sprichwörtlichen griechischen und lateinischen Wendungen, von guten alten in der sabinischen Umgangssprache bewahrten Wörtern, von ennianischen, lucilischen, vor allem plautinischen Reminiscenzen? Den Prosastil dieser ästhetischen Schriften aus Varros früherer Zeit darf man sich nicht vorstellen nach dem der fachwissenschaftlichen Werke seines hohen Alters, der die Satzglieder am Faden der Relativa aufreiht wie die Drosseln an der Schnur; dafs aber Varro grundsätzlich die strenge Stilisirung und die attische Periodisirung verwarf, wurde früher schon bemerkt (S. 537), und seine ästhetischen Aufsätze waren zwar ohne den gemeinen Schwulst und die falschen Flitter des Vulgarismus, aber in mehr lebendig gefügten als wohl gegliederten Sätzen unklassisch und selbst schludrig geschrieben. Die eingelegten Poesien bewiesen dagegen nicht blofs, dafs ihr Urheber die mannigfaltigsten Mafse meisterlich wie nur einer der Modepoeten zu bilden verstand, sondern auch dafs er ein Recht hatte denen sich zuzuzählen, welchen ein Gott es vergönnt hat ‚die Sorgen aus dem Herzen zu bannen durch das Lied und die heilige Dichtkunst'.** Schule machte die varronische

* Er selbst sagt einmal treffend, dafs er veraltete Wörter nicht besonders liebe, aber öfter sie brauche, poetische Wörter sehr liebe, aber sie nicht brauche.

** Die folgende Schilderung ist dem ‚Marcussclaven' entnommen:
Auf einmal, um die Zeit der Mitternacht etwa,
Als uns mit Feuerflammen weit und breit gestickt
Der luftige Raum den Himmelssternenreigen wies,

Skizze so wenig wie das lucretische Lehrgedicht; zu den allgemeineren Ursachen kam hier noch hinzu das durchaus individuelle Gepräge derselben, welches unzertrennlich war von dem höheren Alter, der Bauernhaftigkeit und selbst von der eigenthümlichen Gelehrsamkeit ihres Verfassers. Aber die Anmuth und Laune vor allem der menippischen Satiren, welche an Zahl wie an Bedeutung Varros ernsteren Arbeiten weit überlegen scheinen gewesen zu sein, fesselte die Zeitgenossen sowohl wie diejenigen Späteren, die für Originalität und Volksthümlichkeit Sinn hatten; und auch wir noch, denen es nicht mehr vergönnt ist sie zu lesen, mögen aus den erhaltenen Bruchstücken einigermafsen es nachempfinden, dafs der Schreiber ‚es verstand zu lachen und mit Mafs zu scherzen'. Und schon als der letzte Hauch des scheidenden guten Geistes der alten Bürgerzeit, als der jüngste grüne Sprofs, den die volksthümliche lateinische Poesie getrieben hat, verdienten es Varros Satiren, dafs der Dichter in seinem poetischen Testament diese seine menippischen Kinder jedem empfahl,

Dem da Roma liegt und Latiums Blüthe am Herzen

und sie behaupten einen ehrenvollen Platz auch in der Geschichte des italischen Volkes.*

Umschleierte des Himmels goldne Wölbungen
Mit kühlem Regenflore rascher Wolken Zug,
Hinab das Wasser schüttend auf die Sterblichen,
Und schossen, los sich reifsend von dem einigen Pol,
Die Wind' heran, des grofsen Bären tolle Brut,
Fortführend mit sich Ziegel, Zweig' und Wetterwust.
Doch wir, gestürzt, schiffbrüchig, gleich der Störche Schwarm,
Die an zweizackigen Blitzes Gluth die Flügel sich
Versengt, wir fielen traurig jäh zur Erd' hinab.

In der ‚Menschenstadt' heifst es:

Nicht wird frei dir die Brust durch Gold und Fülle der Schätze;
Nicht dem Sterblichen nimmt von der Seele der persische Goldberg
Sorg' und Furcht, noch thut es der Schatzsaal Crassus des Reichen.

Aber auch leichtere Weise gelang dem Dichter. In ‚der Krug hat sein Mafs' stand folgender zierliche Lobspruch auf den Wein:

Es bleibt der Wein für Jedermann der beste Trank.
Er ist das Mittel, das den Kranken macht gesund;
Er ist der süfse Reimeplatz der Fröhlichkeit,
Er ist der Kitt, der Freundeskreis zusammenhält.

und in dem ‚Weltbohrer' schliefst der heimkehrende Wandersmann also seinen Zuruf an die Schiffer:

Lafst schiefsen die Zügel dem leiseren Hauch,
Bis dafs uns erfrischenden Windes Geleit
Rückführt in die liebliche Heimath!

* Die Skizzen Varros haben eine so ungemeine historische und selbst

Zu einer kritischen Geschichtschreibung in der Art, wie die Nationalgeschichte von den Attikern in ihrer klassischen Zeit, wie

---

poetische Bedeutsamkeit und sind doch in Folge der trümmerhaften Gestalt, in der uns die Kunde davon zugekommen ist, so Wenigen bekannt und so verdrieſslich kennen zu lernen, dafs es wohl erlaubt sein wird einige derselben hier mit den wenigen zur Lesbarkeit unumgänglichen Restaurationen zu resumiren. — Die Satire ‚Frühauf' schildert die ländliche Haushaltung. ‚Frühauf ruft mit der Sonne zum Aufstehen und führt selbst die Leute auf ‚den Arbeitsplatz. Die Jungen machen sich selber ihr Bett, das die Arbeit ‚ihnen weich macht, und stellen sich selber Wasserkrug und Lampe dazu. ‚Der Trank ist der klare frische Quell, die Kost Brot und als Zubrot die ‚Zwiebel. In Haus und Feld gedeiht Alles. Das Haus ist kein Kunstbau; ‚aber der Architekt könnte Symmetrie daran lernen. Für den Acker wird ‚gesorgt, dafs er nicht unordentlich und wüst in Unsauberkeit und Vernachlässigung verkomme; dafür wehrt die dankbare Ceres den Schaden von der ‚Frucht, dafs die Schober hochgeschichtet das Herz des Landmannes erfreuen. Hier gilt noch das Gastrecht; willkommen ist, wer nur Muttermilch ‚gesogen hat. Brotkammer und Weinfafs und der Wurstvorrath am Hausbalken, Schlüssel und Schlofs sind dem Wandersmann dienstwillig und ‚hoch thürmen vor ihm die Speisen sich auf; zufrieden sitzt der gesättigte ‚Gast, weder vor- noch rückwärts schauend, nickend am Heerde in der ‚Küche. Zum Lager wird der wärmste doppelwollige Schaafpelz für ihn ‚ausgebreitet. Hier gehorcht man noch als guter Bürger dem gerechten ‚Gesetz, das weder aus Mifsgunst Unschuldigen zu nahe tritt noch aus Gunst ‚Schuldigen verzeiht. Hier redet man nicht Böses wider den Nächsten. ‚Hier rekelt man nicht mit den Füfsen auf dem heiligen Heerd, sondern ehrt ‚die Götter mit Andacht und mit Opfern, wirft dem Hausgeist sein Stückchen ‚Fleisch in das bestimmte Schüsselchen und geleitet, wenn der Hausherr stirbt, ‚die Bahre mit demselben Gebet, mit welchem die des Vaters und des Grofsvaters hinweggetragen wurde'. — In einer andern Satire tritt ein ‚Lehrer ‚der Alten' auf, dessen die gesunkene Zeit dringender zu bedürfen scheint als des Jugendlehrers. ‚Trügt mich mein Auge oder sehe ich Sclaven in ‚Waffen gegen ihre Herren? — Einst ward, wer zur Aushebung sich nicht ‚stellte, von Staatswegen als Sclave in die Fremde verkauft; jetzt heifst ‚der Censor, der Feigheit und alles hingehen läfst, ein grofser Bürger und ‚erntet Lob, dafs er nicht darauf aus ist sich durch Kränkung der Mitbürger einen Namen zu machen. — Einst liefs der römische Bauer sich alle ‚drei Wochen den Bart scheeren; jetzt kann der Ackersclave es nicht fein ‚genug haben, der Herr aber hält sich Pfauenheerden und läfst seine Thüren mit africanischem Cypressenholz einlegen. — Einst drehte die Hausfrau mit der Hand die Spindel und hielt dabei den Topf auf dem Heerd im ‚Auge, damit der Brei nicht verbrenne; jetzt' [heifst es in einer andern Satire] ‚bettelt die Tochter den Vater um ein Pfund Edelsteine, das Weib ‚den Mann um einen Scheffel Perlen an. Einst war die Frau vollkommen ‚zufrieden, wenn der Mann ein oder zweimal im Jahre sie in dem ungepolsterten Wagen über Land fuhr'; jetzt — konnte er hinzusetzen (vgl. Cic. *pro Mil.* 21, 55) schmollt die Frau, wenn der Mann ohne sie auf sein Landgut geht, und folgt der reisenden Dame das elegante griechische Bedientengesindel und die Kapelle nach auf die Villa. — In einer Schrift der ernsteren Gattung: ‚Cato oder die Kinderzucht' belehrt Varro den Freund, der

die Weltgeschichte von Polybios geschrieben ward, ist man in Rom eigentlich niemals gelangt. Selbst auf dem dafür am meisten geeigneten Boden, in der Darstellung der gleichzeitigen und der jüngst vergangenen Ereignisse blieb es im Ganzen bei mehr oder minder unzulänglichen Versuchen; in der Epoche namentlich von Sulla bis auf Caesar wurden die nicht sehr bedeutenden Leistungen, welche die vorhergehende auf diesem Gebiet aufzuweisen hatte, die Arbeiten Antipaters und Asellios, kaum auch nur erreicht. Das einzige diesem Gebiete angehörende namhafte Werk, das in der gegenwärtigen Epoche entstand, ist des Lucius Cornelius Sisenna (Praetor 676) Geschichte des Bundesgenossen- und Bürgerkrieges. Von ihr bezeugen die, welche sie lasen, dafs sie an Lebendigkeit und Lesbarkeit die alten trockenen Chroniken weit übertraf, aber auch in einem durchaus unreinen und selbst

---

ihn defswegen um Rath gefragt, nicht blofs über die Gottheiten, denen nach altem Brauch für der Kinder Wohl zu opfern war, sondern, hinweisend auf die verständigere Kindererziehung der Perser und auf seine eigene streng verlebte Jugend, warnt er vor Ueberfüttern und Ueberschlafen, vor süfsem Brot und feiner Kost — die jungen Hunde, meint der Alte, werden jetzt verständiger genährt als die Kinder —, ebenso vor dem Besiebnen und Besegnen, das in Krankheitsfällen so oft die Stelle des ärztlichen Rathes vertrat. Er räth die Mädchen zum Stücken anzuhalten, damit sie später die Stickereien und Webereien richtig zu beurtheilen verständen, und sie nicht zu früh das Kinderkleid ablegen zu lassen; er warnt davor die Knaben in die Fechterspiele zu führen, in denen früh das Herz verhärtet und die Grausamkeit gelernt wird. — In dem ‚Mann von sechzig Jahren' erscheint Varro als römischer Epimenides, der, als zehnjähriger Knabe eingeschlafen, nach einem halben Jahrhundert wieder erwacht. Er staunt darüber statt seines glattgeschornen Knabenkopfes ein altes Glatzhaupt wiederzufinden, mit häfslicher Schnauze und wüsten Borsten gleich dem Igel; mehr noch aber staunt er über das verwandelte Rom. Die lucrinischen Austern, sonst eine Hochzeitschüssel, sind jetzt ein Alltagsgericht; dafür rüstet denn auch der bankerotte Schlemmer im Stillen die Brandfackel. Wenn sonst der Vater dem Knaben vergab, so ist jetzt das Vergeben an den Knaben gekommen: das heifst, er vergiebt den Vater mit Gift. Der Wahlplatz ist zur Börse geworden, der Criminalprozefs zur Goldgrube für den Geschwornen. Keinem Gesetze wird noch gehorcht, aufser dem einen, dafs nichts für nichts gegeben wird. Alle Tugenden sind geschwunden; dafür begrüfsen den Erwachten als neue Insassen die Gotteslasterung, die Wortlosigkeit, die Geilheit. ‚O wehe dir, Marcus, über solchen Schlaf und solches Erwachen!' — Die Skizze gleicht der catilinarischen Zeit, kurz nach welcher (um 697) sie der alte Mann geschrieben haben mufs, und es lag eine Wahrheit in der bittern Schlufswendung, wo der Marcus, gehörig ausgescholten wegen seiner unzeitgemäfsen Anklagen und antiquarischen Reminiscenzen, mit parodischer Anwendung einer uralten römischen Sitte als unnützer Greis auf die Brücke geschleppt und in die Tiber gestürzt wird. Es war allerdings für solche Männer in Rom kein Platz mehr.

in das Kindische verfallenden Stil geschrieben war; wie denn auch die wenigen übrigen Bruchstücke eine kleinliche Detailmalerei des Gräfslichen* und eine Menge neu gebildeter oder der Umgangssprache entnommener Wörter aufzeigen. Wenn noch hinzugefügt wird, dafs das Muster des Verfassers und so zu sagen der einzige ihm geläufige griechische Historiker Kleitarchos war, der Verfasser einer zwischen Geschichte und Fiction schwankenden Biographie Alexanders des Grofsen in der Art des Halbromans, der den Namen des Curtius trägt, so wird man nicht anstehen in Sisennas vielgerühmtem Geschichtswerk nicht ein Erzeugnifs echter historischer Kritik und Kunst zu erkennen, sondern den ersten römischen Versuch in der bei den Griechen so beliebten historischen Zwittergattung, welche das historische Grundwerk durch erfundene Ausführung lebendig und interessant machen möchte und es dadurch schal und unwahr macht; und es wird nicht ferner Verwunderung erregen demselben Sisenna auch als Uebersetzer griechischer Moderomane zu begegnen (S. 556). — Dafs es auf dem Gebiet der allgemeinen Stadt- und gar der Welt-Chronik noch weit erbärmlicher aussah, lag in der Natur der Sache. Zwar Gaius Licinius Macer († als gewesener Praetor 688), des Dichters Calvus (S. 554) Vater und ein eifriger Demokrat (S. 86), nahm einen achtbaren Anlauf die Urkunden und sonstige zuverlässige Quellen nach Polybios Vorgang wieder an das Licht zu ziehen und danach die gangbare Erzählung zu rectificiren; und die steigende Regsamkeit der antiquarischen Forschung liefs erwarten, dafs dieser erste Versuch nicht vereinzelt bleiben werde. Allein es trat das gerade Gegentheil ein. Je mehr und je tiefer man forschte, desto deutlicher trat es hervor, was es hiefs eine kritische Geschichte Roms zu schreiben. Schon die Schwierigkeiten, die der Forschung und Darstellung sich entgegenstellten, waren unermefslich; aber die bedenklichsten Hindernisse waren nicht die litterarischer Art. Die conventionelle Urgeschichte Roms, wie sie jetzt seit wenigstens zehn Menschenaltern erzählt und geglaubt ward (I, 303), war mit dem bürgerlichen Leben der Nation aufs innigste zusammengewachsen; und doch mufste bei jeder eingehenden und ehrlichen Forschung nicht blofs Einzelnes hie und da mo-

* ‚Die Unschuldigen', hiefs es in einer Rede, ‚schleppst du, zitternd an allen Gliedern, heraus und am hohen Uferrande des Flusses beim Morgengrauen' [lässest du sie schlachten]. Solche ohne Mühe einer Taschenbuchsnovelle einzufügende Phrasen begegnen mehrere.

dificirt, sondern das ganze Gebäude so gut umgeworfen werden wie die fränkische Urgeschichte vom König Pharamund und die brittische vom König Arthur. Ein conservativ gesinnter Forscher, wie zum Beispiel Varro war, konnte an dieses Werk nicht Hand legen wollen; und hätte ein verwegener Freigeist sich dazu gefunden, so würde gegen diesen schlimmsten aller Revolutionäre, der der Verfassungspartei sogar ihre Vergangenheit zu nehmen Anstalt machte, unter allen guten Bürgern das Kreuzige erschollen sein. So führte die philologische und antiquarische Forschung von der Geschichtschreibung mehr ab als zu ihr hin. Varro und die Einsichtigeren überhaupt gaben die Chronik als solche offenbar verloren; höchstens dafs man, wie Titus Pomponius Atticus that, die Beamten- und Geschlechtsverzeichnisse in tabellarischer Anspruchslosigkeit zusammenstellte. Die Stadtchronikenfabrik stellte aber darum ihre Thätigkeit natürlich nicht ein, sondern fuhr fort zu der grofsen von der langen Weile für die lange Weile geschriebenen Bibliothek ihre Beiträge so gut in Prosa wie in Versen zu liefern, ohne dafs die Buchmacher, zum Theil bereits Freigelassene, um die eigentliche Forschung irgend sich bekümmert hätten. Einzelne derselben zeichneten wohl unter der Menge sich aus: Macers relativ kritische Stadtchronik ward schon erwähnt; die Chronik des Quintus Claudius Quadrigarius (um 676?) war in einem altmodischen, aber guten Stil geschrieben und beflifs in der Darstellung der Fabelzeit sich wenigstens einer löblichen Kürze. Dagegen übertraf Valerius von Antium in der Weitläuftigkeit wie in der kindischen Fabulirung alle seine Vorgänger. Die Zahlenlüge war hier systematisch bis auf die gleichzeitige Geschichte herab durchgeführt und die Urgeschichte Roms aus dem Platten abermals ins Platte gearbeitet; wie denn zum Beispiel die Erzählung, in welcher Art der weise Numa nach Anweisung der Nymphe Egeria die Götter Faunus und Picus mit Weine fing, und die schöne von selbigem Numa hierauf mit Gott Jupiter gepflogene Conversation allen Verehrern der sogenannten Sagengeschichte Roms nicht dringend genug empfohlen werden können, um wo möglich auch sie, versteht sich ihrem Kerne nach, zu glauben. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn die griechischen Novellenschreiber dieser Zeit solche für sie wie gemachte Stoffe sich hätten entgehen lassen. In der That fehlte es auch nicht an griechischen Litteraten, welche die römische Geschichte, und zwar keineswegs blofs die der ältesten, sondern zum Beispiel auch die der hannibalischen Zeit zu Romanen verarbeiteten: solche Schrif-

ten ‚von italischen Dingen', ein widerwärtiges Gemisch abgestandener historischer Ueberlieferung und trivialer, vorwiegend erotischer Erfindung, gab es zum Beispiel von dem schon unter den in Rom lebenden griechischen Litteraten erwähnten Polyhistor Alexandros (S. 538) und, charakteristisch genug, von dem mehr genannten Aristeides von Milet, dem gelesensten Romanschreiber der Zeit. — So dringt von verschiedenen Seiten her der historische Roman der Griechen in die römische Historiographie ein; und es ist mehr als wahrscheinlich, dafs von dem, was man heute Tradition der römischen Urzeit zu nennen gewohnt ist, nicht der kleinste Theil aus Quellen herrührt von dem Schlage der Amadis von Gallien und der Fouquéschen Ritterromane — eine erbauliche Betrachtung, welche denjenigen empfohlen sein mag, die Sinn haben für den Humor der Geschichte und welche die Komik der noch in gewissen Zirkeln des neunzehnten Jahrhunderts für König Numa gehegten Pietät zu würdigen verstehen. Neu ein in die römische Litteratur tritt in dieser Epoche neben der Landes- die Universal- oder, richtiger gesagt, die zusammengefafste römisch-hellenische Geschichte. Cornelius Nepos (c. 650 — c. 725) lieferte zuerst eine allgemeine Chronik (herausgegeben vor 700) und eine nach gewissen Kategorien geordnete allgemeine Biographiensammlung politisch oder litterarisch ausgezeichneter römischer und griechischer oder doch in die römische oder griechische Geschichte eingreifender Männer. Diese Arbeiten schliefsen an die Universalgeschichten sich an, wie sie die Griechen schon seit längerer Zeit schrieben; und es ist bemerkenswerth, dafs eben diese griechischen Weltchroniken jetzt auch, wie zum Beispiel die im J. 698 abgeschlossene des Kastor, Schwiegersohns des galatischen Königs Deiotarus, die bisher von ihnen vernachlässigte römische Geschichte in ihren Kreis zu ziehen begannen. Polybios Tendenz der localen Geschichte die der Mittelmeerwelt zu substituiren liegt allerdings auch diesen Arbeiten zu Grunde; aber was bei Polybios aus grofsartig klarer Auffassung und tiefem geschichtlichem Sinn hervorging, erscheint in diesen Chroniken vielmehr als ein Product des praktischen Bedürfnisses von Schulmeistern und Dilettanten. Der künstlerischen Geschichtschreibung können diese Weltchroniken, Lehrbücher für den Unterricht oder Handbücher zum Nachschlagen, und die ganze damit zusammenhängende auch in lateinischer Sprache späterhin sehr weitschichtig gewordene Litteratur kaum zugezählt werden; und namentlich Nepos selbst war ein reiner weder durch Geist noch auch nur durch Planmäfsigkeit und Genauigkeit ausgezeichneter

Compilator. — Merkwürdig und in hohem Grade charakteristisch ist die Historiographie dieser Zeit allerdings, aber freilich so unerfreulich wie die Zeit selbst. Das Ineinanderaufgehen der griechischen und der lateinischen Litteratur tritt auf keinem Gebiet so deutlich hervor wie auf dem der Geschichte; hier setzen die beiderseitigen Litteraturen in Stoff und Form am frühesten sich ins Gleiche und die einheitliche Auffassung der hellenisch-italischen Geschichte, mit der Polybios seiner Zeit vorangeeilt war, lernte jetzt bereits der griechische wie der römische Knabe in der Schule. Allein wenn der Mittelmeerstaat einen Geschichtschreiber gefunden hatte, ehe er seiner selbst sich bewufst worden war, so stand jetzt, wo das Bewufstsein sich eingestellt hatte, weder bei den Griechen noch bei den Römern ein Mann auf, der ihm den rechten Ausdruck zu leihen vermochte. Eine römische Geschichtschreibung, sagt Cicero, giebt es nicht; und so weit wir urtheilen können, ist dies nicht mehr als die einfache Wahrheit. Die Forschung wendet von der Geschichtschreibung sich ab, die Geschichtschreibung von der Forschung; die historische Litteratur schwankt zwischen dem Schulbuch und dem Roman. Alle reinen Kunstgattungen, Epos, Drama, Lyrik, Historie sind nichtig in dieser nichtigen Welt; aber in keiner Gattung spiegelt doch der geistige Verfall der ciceronischen Zeit in so grauenvoller Klarheit sich wieder wie in ihrer Historiographie. — Die kleine historische Litteratur dieser Zeit weist dagegen unter vielen geringfügigen und verschollenen Productionen eine Schrift ersten Ranges auf: die Memoiren Caesars oder vielmehr der militärische Rapport des demokratischen Generals an das Volk, von dem er seinen Auftrag erhalten hat. Der vollendetste und allein von dem Verfasser selbst veröffentlichte Abschnitt, der die keltischen Feldzüge bis zum J. 702 schildert, hat offenbar den Zweck das formell verfassungswidrige Beginnen Caesars, ohne Auftrag der competenten Behörde ein grofses Land zu erobern und zu diesem Ende sein Heer beständig zu vermehren, so gut wie möglich vor dem Publicum zu rechtfertigen; er ward geschrieben und bekannt gemacht im J. 703, als in Rom der Sturm gegen Caesar losbrach und er aufgefordert ward sein Heer zu entlassen und sich zur Verantwortung zu stellen.* Der

* Dafs die Schrift über den gallischen Krieg auf einmal publicirt worden ist, hat man längst vermuthet; den bestimmten Beweis dafür liefert die Erwähnung der Gleichstellung der Boier und der Haeduer schon im ersten Buch (c. 28), während doch die Boier noch im siebenten (c. 10) als zinspflichtige Unterthanen der Haeduer vorkommen und offenbar erst wegen

Verfasser dieser Rechtfertigungsschrift schreibt, wie er auch selber sagt, durchaus als Offizier und vermeidet es sorgfältig die militärische Berichterstattung auf die bedenklichen Gebiete der politischen Organisation und Administration zu erstrecken. Seine in der Form eines Militärberichts entworfene Gelegenheits- und Parteischrift ist wohl selber ein Stück Geschichte wie die Bülletins Napoleons, aber ein Geschichtswerk im rechten Sinne des Wortes ist es nicht und soll es nicht sein; die Objectivität der Darstellung ist nicht die historische, sondern die des Beamten. Allein in dieser bescheidenen Gattung ist die Arbeit meisterlich und vollendet wie keine andere in der gesammten römischen Litteratur. Die Darstellung ist immer knapp und nie karg, immer schlicht und nie nachlässig, immer von durchsichtiger Lebendigkeit und nie gespannt oder manierirt. Die Sprache ist vollkommen rein von Archaismen wie von Vulgarismen, der Typus der modernen Urbanität. Den Büchern vom Bürgerkrieg meint man es anzufühlen, dafs der Verfasser den Krieg hatte vermeiden wollen und nicht vermeiden können, vielleicht auch, dafs in Caesars Seele wie in jeder anderen die Zeit der Hoffnung eine reinere und frischere war als die der Erfüllung; aber über die Schrift vom gallischen Krieg ist eine helle Heiterkeit, eine einfache Anmuth ausgegossen, welche nicht minder einzig in der Litteratur dastehen wie Caesar in der Geschichte. — Verwandter Art sind die Briefwechsel von Staatsmännern und Litteraten dieser Zeit, die in der folgenden Epoche mit Sorgfalt gesammelt und veröffentlicht wurden: so die Correspondenz von Caesar selbst, von Cicero, Calvus und Andern. Den eigentlich litterarischen Leistungen können sie noch weniger beigezählt werden; aber für die

---

ihres Verhaltens und denjenigen der Haeduer in dem Kriege gegen Vercingetorix gleiches Recht mit ihren bisherigen Herren erhielten. Andrerseits wird, wer die Geschichte der Zeit aufmerksam verfolgt, in der Aeufserung über die milonische Krise 7, 6 den Beweis finden, dafs die Schrift vor dem Ausbruch des Bürgerkrieges publicirt ward; nicht weil Pompeius hier gelobt wird, sondern weil Caesar daselbst die Exceptionalgesetze vom J. 702 (S. 308) billigt. Dies konnte und mufste er thun, so lange er ein friedliches Abkommen mit Pompeius herbeizuführen suchte (S. 331), nicht aber nach dem Bruch, wo er die auf Grund jener für Caesar verletzenden Gesetze erfolgten Verurtheilungen umstiefs (S. 436). Darum ist die Veröffentlichung dieser Schrift mit vollem Recht in das J. 703 gesetzt worden. — Die Tendenz der Schrift erkennt man am deutlichsten in der beständigen, oft, am entschiedensten wohl bei der aquitanischen Expedition 3, 11, nicht glücklichen Motivirung jedes einzelnen Kriegsacts als einer unvermeidlichen Defensivmafsregel. Dafs die Gegner Caesars Angriffe auf die Kelten und Deutschen vor allem als unprovocirt tadelten, ist bekannt (Sueton *Caes.* 24).

geschichtliche wie für jede andere Forschung war diese Correspondenzlitteratur ein reiches Archiv und das treueste Spiegelbild einer Epoche, in der so viel würdiger Gehalt vergangener Zeiten und so viel Geist, Geschicklichkeit und Talent im kleinen Treiben sich verflüchtigte und verzettelte. — Eine Journalistik in dem heutigen Sinn hat bei den Römern niemals sich gebildet; die litterarische Polemik blieb angewiesen auf die Broschürenlitteratur und daneben allenfalls auf die zu jener Zeit allgemein verbreitete Sitte die für das Publicum bestimmten Notizen an öffentlichen Orten mit dem Pinsel oder dem Griffel anzuschreiben. Dagegen wurden untergeordnete Individuen dazu verwandt für die abwesenden Vornehmen die Tagesvorfälle und Stadtneuigkeiten aufzuzeichnen; auch für die sofortige Veröffentlichung eines Auszugs aus den Senatsverhandlungen traf Caesar schon in seinem ersten Consulat geeignete Maßregeln. Aus den Privatjournalen jener römischen *penny-a-liners* und diesen officiellen laufenden Berichten entstand eine Art von hauptstädtischem Intelligenzblatt (*acta diurna*), in dem das Resumé der vor dem Volke und im Senat verhandelten Geschäfte, ferner Geburten, Todesfälle und dergleichen mehr verzeichnet wurden. Dasselbe wurde eine nicht unwichtige geschichtliche Quelle, aber blieb ohne eigentliche politische wie ohne litterarische Bedeutung.

Zu der historischen Nebenlitteratur gehört von Rechts wegen auch die Redeschriftstellerei. Die Rede, aufgezeichnet oder nicht, ist ihrer Natur nach ephemer und gehört der Litteratur nicht an; indefs kann auch sie wie der Bericht und der Brief, und sie noch leichter als diese, durch die Prägnanz des Moments und die Macht des Geistes, denen sie entspringt, eintreten unter die bleibenden Schätze der nationalen Litteratur. So spielten denn auch in Rom die Aufzeichnungen der vor der Bürgerschaft oder den Geschwornen gehaltenen Reden politischen Inhalts nicht blofs seit langem eine grofse Rolle in dem öffentlichen Leben, sondern es wurden auch die Reden namentlich des Gaius Gracchus mit Recht gezählt zu der klassischen römischen Litteratur. In dieser Epoche aber tritt hier nach allen Seiten hin eine seltsame Verwandlung ein. Die politische Redeschriftstellerei ist im Sinken wie die Staatsrede selbst. Die politische Rede fand, in Rom wie überhaupt in den alten Politien, ihren Höhepunct in den Verhandlungen vor der Bürgerschaft: hier fesselten den Redner nicht, wie im Senat, collegialische Rücksichten und lästige Formen, nicht, wie in den Gerichtsreden, die der Politik an sich fremden Interessen der Anklage und Vertheidigung; hier allein schwoll ihm das Herz hoch vor der ganzen

an seinen Lippen hangenden grofsen und mächtigen römischen Volksgemeinde. Allein damit war es nun vorbei. Nicht als hätte es an Rednern gemangelt oder an der Veröffentlichung der vor der Bürgerschaft gehaltenen Reden; vielmehr ward die politische Schriftstellerei jetzt erst recht weitläuftig und es fing an zu den stehenden Tafelbeschwerden zu gehören, dafs der Wirth die Gäste durch Vorlesung seiner neuesten Reden incommodirte. Auch Publius Clodius liefs seine Volksreden als Broschüren ausgehen, eben wie Gaius Gracchus; aber es ist nicht dasselbe, wenn zwei Männer dasselbe thun. Die bedeutenderen Führer selbst der Opposition, vor allem Caesar selbst, sprachen zu der Bürgerschaft nicht oft und veröffentlichten nicht mehr die vor ihr gehaltenen Reden; ja sie suchten zum Theil für ihre politischen Flugschriften sich eine andere Form als die hergebrachte der Contionen, in welcher Hinsicht namentlich die Lob- und Tadelschriften auf Cato (S. 440) bemerkenswerth sind. Es ist das wohl erklärlich. Gaius Gracchus hatte zur Bürgerschaft gesprochen; jetzt sprach man zu dem Pöbel: und wie das Publicum, so die Rede. Kein Wunder, wenn der reputirliche politische Schriftsteller auch die Einkleidung vermied, als seien seine Worte zu den auf dem Markte der Hauptstadt versammelten Haufen gesprochen. Wenn also die Redeschriftstellerei in ihrer bisherigen litterarischen und politischen Geltung in derselben Weise verfällt, wie alle naturgemäfs aus dem nationalen Leben entwickelten Zweige der Litteratur, so beginnt zugleich eine seltsame nicht politische Plaidoyerlitteratur. Bisher hatte man nichts davon gewufst, dafs der Advocatenvortrag als solcher, aufser für die Richter und die Parteien, auch noch für Mit- und Nachwelt zur litterarischen Erbauung bestimmt sei; kein Sachwalter hatte seine Plaidoyers aufgezeichnet und veröffentlicht, wofern dieselben sich nicht etwa dazu eigneten als politische Parteischriften verbreitet zu werden, und auch dies war nicht gerade häufig geschehen. Noch Quintus Hortensius (640—704), in den ersten Jahren dieser Periode der gefeiertste römische Advocat, veröffentlichte nur wenige und wie es scheint nur die ganz oder halb politischen Reden. Erst sein Nachfolger in dem Principat der römischen Sachwalter, M. Tullius Cicero (648—711) war von Haus aus ebenso sehr Schriftsteller wie Gerichtsredner; er publicirte seine Plaidoyers regelmäfsig und auch dann, wenn sie nicht oder nur entfernt mit der Politik zusammenhingen. Dies ist nicht Fortschritt, sondern Unnatur und Verfall. Auch in der attischen Litteratur ist das Auftreten der geschriebenen nicht politischen Advocatenreden unter den Kunstgattungen ein Zeichen der Krankheit; aber

zwiefach ist es dies in der römischen, in der diese Mifsbildung nicht wie in Attika aus dem überspannten rhetorischen Treiben mit einer gewissen Nothwendigkeit erwachsen, sondern willkürlich und im Widerspruch mit den besseren Traditionen der Nation dem Ausland abgeborgt ist. Dennoch kam dieses neue Genre rasch in Aufnahme, theils weil es mit der älteren politischen Redeschriftstellerei vielfach sich berührte und zusammenflofs, theils weil das unpoetische, rechthaberische, rhetorisirende Naturell der Römer für den neuen Samen einen günstigen Boden darbot, wie ja denn noch heute die Advocatenrede und selbst eine Art Prozefsschriftlitteratur in Italien etwas bedeutet. Also erwarb die von der Politik emancipirte Redeschriftstellerei das Bürgerrecht in der römischen Litteratenwelt durch Cicero. Wir haben dieses vielseitigen Mannes schon mehrfach gedenken müssen. Als Staatsmann ohne Einsicht, Ansicht und Absicht, hat er nach einander als Demokrat, als Aristokrat und als Werkzeug der Monarchen figurirt und ist nie mehr gewesen als ein kurzsichtiger Egoist. Wo er zu handeln schien, waren die Fragen, auf die es ankam, regelmäfsig bereits abgethan: so trat er im Prozefs des Verres gegen die Senatsgerichte auf, als sie bereits beseitigt waren; so schwieg er bei der Verhandlung über das gabinische und verfocht das manilische Gesetz; so polterte er gegen Catilina, als dessen Abgang bereits feststand, und so weiter. Gegen Scheinattaquen war er gewaltig und Mauern von Pappe hat er viele mit Geprassel eingerannt; eine ernstliche Sache ist nie, weder im Guten noch im Bösen, durch ihn entschieden worden und vor allem die Hinrichtung der Catilinarier hat er weit mehr geschehen lassen als selber bewirkt. In litterarischer Hinsicht ist es bereits hervorgehoben worden, dafs er der Schöpfer der modernen lateinischen Prosa war (S. 535); auf seiner Stilistik ruht seine Bedeutung und allein als Stilist auch zeigt er ein sicheres Selbstgefühl. Als Schriftsteller dagegen steht er vollkommen ebenso tief wie als Staatsmann. Er hat in den mannigfaltigsten Aufgaben sich versucht, in unendlichen Hexametern Marius Grofs- und seine eigenen Kleinthaten besungen, mit seinen Reden den Demosthenes, mit seinen philosophischen Gesprächen den Platon aus dem Felde geschlagen und nur die Zeit hat ihm gefehlt um auch den Thukydides noch zu überwinden. Er war in der That so durchaus Pfuscher, dafs es ziemlich einerlei war, welchen Acker er pflügte. Eine Journalistennatur im schlechtesten Sinn des Wortes, an Worten, wie er selber sagt, überreich, an Gedanken über alle

Begriffe arm, gab es kein Fach, worin er nicht mit Hülfe weniger Bücher rasch einen lesbaren Aufsatz übersetzt oder compilirt hätte. Am treuesten giebt seine Correspondenz sein Bild wieder. Man pflegt sie interessant und geistreich zu nennen; sie ist es auch, so lange sie das hauptstädtische oder Villenleben der vornehmen Welt wiederspiegelt; aber wo der Schreiber auf sich selbst angewiesen ist, wie im Exil, in Kilikien und nach der pharsalischen Schlacht, ist sie matt und leer, wie nur je die Seele eines aus seinen Kreisen verschlagenen Feuilletonisten. Dafs ein solcher Staatsmann und ein solcher Litterat auch als Mensch nicht anders sein konnte als von schwach überfirnifster Oberflächlichkeit und Herzlosigkeit, ist kaum noch nöthig zu sagen. Sollen wir den Redner noch schildern? Der grofse Schriftsteller ist doch auch ein grofser Mensch; und vor allem dem grofsen Redner strömt die Ueberzeugung oder die Leidenschaft klarer und brausender aus den Tiefen der Brust hervor als den dürftigen Vielen, die nur zählen und nicht sind. Cicero hatte keine Ueberzeugung und keine Leidenschaft; er war nichts als Advocat, und kein guter Advocat. Er verstand es, seine Sacherzählung anekdotenhaft pikant vorzutragen, wenn nicht das Gefühl doch die Sentimentalität seiner Zuhörer zu erregen und durch Witze oder Witzeleien meist persönlicher Art das trockene Geschäft der Rechtspflege zu erheitern; seine besseren Reden, wenn gleich auch sie die freie Anmuth und den sicheren Treff der vorzüglichsten Compositionen dieser Art, z. B. der Memoiren von Beaumarchais, bei weitem nicht erreichen, sind doch eine leichte und angenehme Lectüre. Werden aber schon die eben bezeichneten Vorzüge dem ernsten Richter als Vorzüge sehr zweifelhaften Werthes erscheinen, so mufs der absolute Mangel politischen Sinnes in den staatsrechtlichen, juristischer Deduction in den Gerichtsreden, der pflichtvergessene die Sache stets über dem Anwalt aus den Augen verlierende Egoismus, die gräfsliche Gedankenöde jeden Leser der ciceronischen Reden von Herz und Verstand empören. Wenn hier etwas wunderbar ist, so sind es wahrlich nicht die Reden, sondern die Bewunderung, die dieselben fanden. Mit Cicero wird jeder Unbefangene bald im Reinen sein; der Ciceronianismus ist ein Problem, das in der That nicht eigentlich aufgelöst, sondern nur aufgehoben werden kann in dem gröfseren Geheimnifs der Menschennatur: der Sprache und der Wirkung der Sprache auf das Gemüth. Indem die edle lateinische Sprache, eben bevor sie als Volksidiom unterging, von jenem gewandten Stilisten noch einmal gleichsam zusammengefafst und in seinen

weitläufigen Schriften niedergelegt ward, ging auf das unwürdige Gefäfs etwas über von der Gewalt, die die Sprache ausübt, und von der Pietät, die sie erweckt. Man besafs keinen grofsen lateinischen Prosaiker; denn Caesar war wie Napoleon nur beiläufig Schriftsteller. War es zu verwundern, dafs man in Ermangelung eines solchen wenigstens den Genius der Sprache ehrte in dem grofsen Stilisten? und dafs wie Cicero selbst so auch Cicero's Leser sich gewöhnten zu fragen nicht was, sondern wie er geschrieben? Gewohnheit und Schulmeisterei vollendeten dann, was die Macht der Sprache begonnen hatte. Cicero's Zeitgenossen waren begreiflicher Weise in dieser seltsamen Abgötterei weit weniger befangen als viele der Späteren. Die ciceronische Manier beherrschte wohl ein Menschenalter hindurch die römische Advocatenwelt, so gut wie die noch weit schlechtere des Hortensius es gethan; allein die bedeutendsten Männer, zum Beispiel Caesar, hielten doch stets derselben sich fern und unter der jüngeren Generation regte bei allen frischen und lebendigen Talenten sich die entschiedenste Opposition gegen Cicero's zwitterhafte und schwächliche Redekunst. Man vermifste in der Sprache Knappheit und Strenge, in den Späfsen das Leben, in der Anordnung Klarheit und Gliederung, vor allen Dingen aber in der ganzen Beredsamkeit das Feuer, das den Redner macht. Statt der rhodischen Eklektiker fing man an auf die echten Attiker, namentlich auf Lysias und Demosthenes zurückzugehen und suchte eine kräftigere und männlichere Beredsamkeit in Rom einzubürgern. Dieser Richtung gehörten an der feierliche, aber steife Marcus Junius Brutus (669—712), die beiden politischen Parteigänger Marcus Caelius Rufus (672—706; S. 437) und Gaius Scribonius Curio († 705; S. 334. 373), beide als Redner voll Geist und Leben, der auch als Dichter bekannte Calvus (672—706), der litterarische Koryphäe dieses jüngeren Rednerkreises, und der ernste und gewissenhafte Gaius Asinius Pollio (678—757). Unleugbar war in dieser jüngeren Redelitteratur mehr Geschmack und mehr Geist als in der hortensischen und ciceronischen zusammengenommen; indefs vermögen wir nicht zu ermessen, wie weit unter den Stürmen der Revolution, die diesen ganzen reichbegabten Kreis mit einziger Ausnahme des Pollio rasch wegrafften, die besseren Keime noch zur Entwickelung gelangten. Die Zeit dazu war kurz gemessen. Die neue Monarchie begann damit der Redefreiheit den Krieg zu machen und unterdrückte die politische Rede bald ganz (S. 308). Seitdem ward wohl noch die untergeordnete Gattung des reinen Advocatenplaidoyers in der Litteratur festgehalten; aber die

höhere Redekunst und Redelitteratur, die durchaus ruht auf dem politischen Treiben, ging mit diesem selbst nothwendig und für immer zu Grunde.

Endlich entwickelt sich in der ästhetischen Litteratur dieser Zeit die künstlerische Behandlung fachwissenschaftlicher Stoffe in der Form des stilisirten Dialogs, wie sie bei den Griechen sehr verbreitet und vereinzelt auch bereits früher bei den Römern vorgekommen war (II, 432). Namentlich Cicero war es, der den Versuch machte rhetorische und philosophische Stoffe in dieser Form darzustellen und das Lehr- mit dem Lesebuch zu verschmelzen. Seine Hauptschriften sind die ‚vom Redner' (geschrieben 699), wozu die Geschichte der römischen Beredsamkeit (der Dialog ‚Brutus', geschrieben 708) und andere kleinere rhetorische Aufsätze ergänzend hinzutreten, und die Schrift ‚vom Staat' (geschrieben 700), womit die Schrift ‚von den Gesetzen' (geschrieben 702?) nach platonischem Muster in Verbindung gesetzt ist. Es sind keine grofse Kunstwerke, aber unzweifelhaft diejenigen Arbeiten, in denen die Vorzüge des Verfassers am meisten und seine Mängel am wenigsten hervortreten. Die rhetorischen Schriften entwickeln einen Schatz von praktischer Sachwaltererfahrung und Sachwalteranekdoten aller Art in leichter und geschmackvoller Darstellung und lösen in der That das Problem einer amüsanten Lehrschrift. Die Schrift vom Staate führt in einem wunderlichen geschichtlich-philosophischen Zwittergebilde den Grundgedanken durch, dafs die bestehende Verfassung Roms wesentlich die von den Philosophen gesuchte ideale Staatsordnung sei; eine Idee, die freilich eben so unphilosophisch wie unhistorisch, übrigens auch nicht einmal dem Verfasser eigenthümlich, aber begreiflicher Weise populär war und blieb. Das wissenschaftliche Grundwerk dieser rhetorischen und politischen Schriften Ciceros gehört natürlich durchaus den Griechen und auch vieles Einzelne, z. B. der grofse Schlufseffect in der Schrift vom Staate, ist geradezu ihnen abgeborgt; doch kommt denselben insofern eine relative Originalität zu, als die Bearbeitung durchaus römische Localfarbe zeigt. Auch die Gesprächsform Ciceros ist zwar weder die echte Fragedialektik der besten griechischen Kunstdialoge noch der echte Conversationston Diderots oder Lessings; aber die grofsen Gruppen der um Crassus und Antonius sich versammelnden Advocaten und der älteren und jüngeren Staatsmänner des scipionischen Zirkels geben doch einen lebendigen und bedeutenden Rahmen, passende Anknüpfungen für geschichtliche Beziehungen und Anekdoten und geschickte

Ruhepunkte für die wissenschaftliche Erörterung. Der Stil ist ebenso durchgearbeitet und gefeilt wie in den bestgeschriebenen Reden und insofern erfreulicher als diese, als der Verfasser hier nicht leicht einen vergeblichen Anlauf zum Pathos nimmt. Wenn diese philosophisch gefärbten rhetorischen und politischen Schriften Ciceros nicht ohne Verdienst sind, so fiel dagegen der Compilator vollständig durch, als er in der unfreiwilligen Muße seiner letzten Lebensjahre (709. 710) sich an die eigentliche Philosophie machte und mit ebenso großer Verdrießlichkeit wie Eilfertigkeit in ein paar Monaten eine philosophische Bibliothek zusammenschrieb. Das Recept war sehr einfach. In roher Nachahmung der populären aristotelischen Schriften, in welchen die dialogische Form hauptsächlich zur Entwickelung und Kritisirung der verschiedenen älteren Systeme benutzt war, nähte Cicero über irgend ein philosophisches Problem die einschlagenden epikureischen, stoischen und synkretistischen Schriften, wie sie ihm in die Hand kamen oder gegeben wurden, zu einem sogenannten Dialog an einander, ohne von sich mehr dazu zu thun als theils irgend eine aus der reichen Sammlung von Vorreden für künftige Werke, die er liegen hatte, dem neuen Buche vorgeschobene Einleitung, theils diejenige Verbindung, ohne welche ein weder zum philosophischen Denken noch auch nur zum philosophischen Wissen gelangter schnell und dreist arbeitender Litterat dialektische Gedankenreihen nicht reproducirt. Auf diesem Wege konnten denn freilich sehr schnell eine Menge dicker Bücher entstehen — ‚es sind Abschriften', schrieb der Verfasser selbst einem über seine Fruchtbarkeit verwunderten Freunde; ‚sie machen mir wenig Mühe, denn ich gebe nur die Worte dazu und die habe ich in Ueberfluß'. Aber wer in solchen Schreibereien klassische Productionen sucht, dem kann man nur rathen sich in litterarischen Dingen einen schönen Stillschweigens zu befleißigen.

Unter den Wissenschaften herrschte reges Leben nur in einer einzigen: es war dies die lateinische Philologie. Das von Stilo angelegte Gebäude sprachlicher und sachlicher lateinischer Forschung wurde vor allem von seinem Schüler Varro in der großartigsten Weise ausgebaut. Es erschienen umfassende Durcharbeitungen des gesammten Sprachschatzes, namentlich Figulus weitschichtige grammatische Commentarien und Varros großes Werk ‚von der lateinischen Sprache'; grammatische und sprachgeschichtliche Monographien, wie Varros Schriften vom lateinischen Sprachgebrauch, über die Synonymen, über das Alter der

Buchstaben, über die Entstehung der lateinischen Sprache; Scholien zu der älteren Litteratur, welche besonders für Plautus Sisenna, Varro und Andere lieferten; litterargeschichtliche Arbeiten, Dichterbiographien, Untersuchungen über die ältere Schaubühne, über die scenische Theilung der plautinischen Komödien und über die Aechtheit derselben. Die lateinische Realphilologie, welche die gesammte ältere Geschichte und das aus der praktischen Jurisprudenz ausfallende Sacralrecht in ihren Kreis zog, wurde zusammengefafst in Varros fundamentalen und für alle Zeiten fundamental gebliebenen ‚Alterthümern der menschlichen und der göttlichen Dinge' (bekanntgemacht zwischen 687 u. 709). Die erste Hälfte ‚von den menschlichen Dingen' schilderte die Urzeit Roms, die Land- und Stadteintheilung, die Wissenschaft von den Jahren, Monaten und Tagen, endlich die öffentlichen Handlungen daheim und im Kriege; in der zweiten Hälfte ‚von den göttlichen Dingen' wurde die Staatstheologie, das Wesen und die Bedeutung der Sachverständigencollegien, der heiligen Stätten, der religiösen Feste, der Opfer- und Weihgeschenke, endlich der Götter selbst übersichtlich entwickelt. Dazu kam aufser einer Anzahl von Monographien — zum Beispiel über die Herkunft des römischen Volkes, über die aus Troia stammenden römischen Geschlechter, über die Districte — als ein gröfserer und selbstständigerer Nachtrag die Schrift ‚vom Leben des römischen Volkes'; ein merkwürdiger Versuch einer römischen Sittengeschichte, die ein Bild des häuslichen, finanziellen und Culturzustandes in der Königs-, der ersten republikanischen, der hannibalischen und der jüngsten Zeit entwarf. Diese Arbeiten Varros ruhen auf einer so vielseitigen und in ihrer Art so grofsartigen empirischen Kenntnifs der römischen Welt und ihres hellenischen Grenzgebiets, wie sie nie vor- oder nachher ein anderer Römer besessen hat, und zu der die lebendige Anschauung und das Studium der Litteratur gleichmäfsig beigetragen haben; das Lob der Zeitgenossen war wohlverdient, dafs Varro seinen in ihrer eigenen Welt fremden Landsleuten die Heimath gewiesen und die Römer kennen gelehrt habe, wer und wo sie seien. Kritik aber und System wird man vergebens suchen. Die griechische Kunde scheint aus ziemlich trüben Quellen geflossen und es finden sich Spuren, dafs auch in der römischen der Schreiber von dem Einfluss des historischen Romans seiner Zeit nicht frei war. Der Stoff ist wohl in ein bequemes und symmetrisches Fachwerk eingereiht, aber methodisch weder gegliedert noch behandelt; die Anlehnung an die griechische Philologie besteht mehr im Nachahmen der Män-

gel als der Vorzüge derselben, wie denn vor allem das Etymologisiren auf blofsen Anklang hin sowohl bei Varro selbst wie bei den sonstigen Sprachgelehrten dieser Zeit sich in die reine Charade und oft geradezu ins Alberne verläuft.* Gegen die Form zeigt der Schreiber vollständige Gleichgültigkeit. In ihrer empirischen Sicherheit und Fülle wie auch in ihrer empirischen Unzulänglichkeit und Unmethode erinnert die varronische lebhaft an die englische Nationalphilologie und findet auch eben wie diese ihren Mittelpunkt in dem Studium der älteren Schaubühne. Dafs die monarchische Litteratur im Gegensatz gegen diese sprachliche Empirie die Sprachregel entwickelte, ward bereits bemerkt (S. 536). Es ist in hohem Grade bedeutsam, dafs an der Spitze der modernen Grammatiker kein geringerer Mann steht als Caesar selbst, der in seiner Schrift über die Analogie (bekanntgemacht zwischen 696 und 704) es zuerst unternahm die freie Sprache unter die Gewalt des Gesetzes zu zwingen. — Neben dieser ungemeinen Regsamkeit auf dem Gebiet der Philologie fällt die geringe Thätigkeit in den übrigen Wissenschaften auf. Was in der Philosophie von Belang erschien, wie Lucretius Darstellung des epikureischen Systems in dem poetischen Kinderkleide der vorsokratischen Philosophie und die besseren Schriften Ciceros, fand seine Bedeutung und sein Publicum nicht durch, sondern trotz des philosophischen Inhalts einzig durch seine ästhetische Form. Die zahlreichen Uebersetzungen epikureischer Schriften und die pythagoreischen Arbeiten, wie Varros grofses Werk über die Principien der Zahlen und das noch ausführlichere des Figulus von den Göttern, lassen sich noch weniger als wissenschaftlich bedeutende Erscheinungen bezeichnen. — Auch in den Fachwissenschaften ist es schwach bestellt. Varros dialogisch geschriebene Bücher vom Landbau und desselben so wie des Servius Sulpicius Rufus (Consul 703) juristische Arbeiten sind so ziemlich das Einzige, was hier Erwähnung verdient; und auch von den letzteren ist kaum etwas weiter zu sagen, als dafs sie zu dem dialektischen und philosophischen Aufputz der römischen Jurisprudenz beitrugen. Dafs Mathematik und Physik

* So leitet Varro *facere* her von *facies*, weil wer etwas macht, der Sache ein Ansehn giebt, Gaius Trebatius, ein philologischer Jurist dieser Zeit, *sacellum* von *sacra cella*, Figulus *frater* von *fere alter* und so weiter. Dies Treiben, das nicht etwa vereinzelt, sondern als Hauptelement der philologischen Litteratur dieser Zeit erscheint, hat die gröfste Aehnlichkeit mit der Weise, wie man bei uns Sprachvergleichung trieb, ehe die Einsicht in den Sprachenorganismus hier den Empirikern das Handwerk legte.

durch die gesteigerten hellenistischen und utilitarischen Tendenzen der Monarchie gefördert wurden, zeigt sich wohl in der steigenden Bedeutung derselben im Jugendunterricht (S. 530) und in einzelnen praktischen Anwendungen, wohin ausser der Reform des Kalenders etwa noch gezählt werden können das Aufkommen der Wandkarten in dieser Zeit, die verbesserte Technik des Schiffbaus und der musikalischen Instrumente und die Ausführung mechanischer Operationen, wie das Zusammenschieben zweier erst als Theater benutzten halbkreisförmigen Brettergerüste zu einem kreisförmigen Amphitheater oder das Schlagen einer Pfahlbrücke über einen Strom von der Breite des Rheines. Die Schilderungen merkwürdiger Thiere, die Caesar in seine Feldzugsberichte eingelegt hat, beweist, dafs ein Aristoteles, wenn er aufgetreten wäre, seinen Fürsten wiederum gefunden haben würde. Was aber von litterarischen Leistungen auf diesem Gebiet erwähnt wird, hängt wesentlich an den Neupythagoreismus sich an; so des Figulus Zusammenstellung griechischer und barbarischer, d. h. ägyptischer Himmelsbeobachtungen und desselben Schriften von den Thieren, den Winden, den Geschlechtstheilen. Wenn überhaupt die griechische Naturforschung von dem aristotelischen Streben im Einzelnen das Gesetz zu finden mehr und mehr zu der empirischen Beobachtung des Aeufserlichen und Auffallenden in der Natur abgeirrt war, so konnte die Naturwissenschaft, indem sie als mystische Naturphilosophie auftrat, statt aufzuklären und anzuregen, nur noch mehr verdummen und lähmen; und solchem Treiben gegenüber liefs man es besser noch bei der Plattitüde bewenden, welche Cicero als sokratische Weisheit debitirt, dafs die Naturforschung entweder nach Dingen sucht, die Niemand wissen könne, oder nach solchen, die Niemand zu wissen brauche.

Werfen wir schliefslich noch einen Blick auf die Kunst, so zeigen auch hier sich dieselben unerfreulichen Erscheinungen, die das ganze geistige Leben dieser Periode erfüllen. Das Staatsbauwesen stockte in der Geldklemme der letzten Zeit der Republik so gut wie ganz. Von dem Luxus der Vornehmen Roms war bereits die Rede; die Architekten lernten in Folge dessen den Marmor verschwenden — in dieser Zeit kamen die farbigen Sorten wie der gelbe numidische (Giallo antico) und andere in Aufnahme und wurden auch die lunensischen (carrarischen) Marmorbrüche zuerst benutzt — und fingen an die Fufsböden der Zimmer mit Mosaik auszulegen, die Wände mit Marmorplatten zu fourniren oder auch den Stuck marmorartig zu bemalen

— die ersten Anfänge der späteren Wandmalerei. Die Kunst gewann nicht bei dieser verschwenderischen Pracht. In den bildenden Künsten waren Kennerschaft und Sammelei in weiterem Umfang aufgekommen. Es war eine blofse Affectation catonischer Simplicität, wenn ein Advocat vor den Geschwornen von den Kunstwerken eines gewissen Praxiteles sprach; alles reiste und schaute und das Handwerk der Kunstciceronen oder, wie sie damals hiefsen, der Exegeten, war keines von den schlechtesten. Auf alte Kunstwerke wurde förmlich Jagd gemacht — mehr freilich noch als auf Statuen und Gemälde, nach der neuen Art römischer Prachtwirthschaft auf kunstvolles Geräth und Zimmer- und Tafeldecoration aller Art. Schon zu jener Zeit wühlte man die alten griechischen Gräber von Capua und Korinth der Erz- und Thongefäfse wegen um, die den Todten waren mit ins Grab gegeben worden. Für eine kleine Nippefigur von Bronze wurden 40000 (2860 Thlr.), für ein Paar kostbare Teppiche 200000 Sest. (14000 Thlr.) bezahlt; eine gut gearbeitete bronzene Kochmaschine sah man höher zu stehen als ein Landgut. Wie billig ward bei dieser barbarischen Kunstjagd der reiche Liebhaber von seinen Zuträgern häufig geprellt; aber der ökonomische Ruin namentlich der an Kunstwerken überreichen Kleinasiens brachte auch manches wirklich alte und seltene Prachtstück und Kunstwerk auf den Markt, und von Athen, Syrakus, Kyzikos, Pergamon, Chios, Samos und wie die alten Kunststätten weiter hiefsen wanderte alles was feil war und gar manches was es nicht war, in die Paläste und Villen der römischen Grofsen. Welche Kunstschätze zum Beispiel das Haus des Lucullus barg, der freilich wohl nicht mit Unrecht beschuldigt wurde sein artistisches Interesse auf Kosten seiner Feldherrnpflichten befriedigt zu haben, ward bereits erwähnt. Die Kunstliebhaber beklagten sich schon in dieser Zeit über die Verbannung der Kunstschätze auf die Paläste und Landhäuser der vornehmen Herren, wo sie schwierig und nur auch besonders von dem Besitzer eingeholter Erlaubnifs gesehen werden konnten. Die öffentlichen Gebäude dagegen füllten sich keineswegs im Verhältnifs mit berühmten Werken griechischer Künstler und vielfach sah man noch in den Tempeln der Hauptstadt nichts als die alten holzgeschnitzten Götterbilder. Von Ausübung der Kunst ist so gut wie gar nichts zu berichten; kaum wird aus dieser Zeit ein anderer römischer Bildhauer oder Maler mit Namen genannt als ein gewisser Arellius, dessen Bilder reizend abgingen, nicht ihres künstlerischen Werthes wegen, sondern weil der arge Roué in den Bildern der Göttinnen getreue

Contrefeie seiner jedesmaligen Mätressen lieferte. Die Bedeutung von Musik und Tanz stieg im öffentlichen wie im häuslichen Leben. Wie die Theatermusik und das Tanzstück in der Bühnenentwickelung dieser Zeit zu selbstständigerer Geltung gelangten, wurde bereits dargestellt (S. 547); es kann noch hinzugefügt werden, dafs jetzt auch in Rom selbst auf der öffentlichen Bühne schon sehr häufig von griechischen Musikern, Tänzern und Declamatoren Vorstellungen gegeben wurden, wie sie in Kleinasien und überhaupt in der ganzen hellenischen und hellenisirenden Welt üblich waren.* Dazu kamen denn die Musikanten und Tän-

---

* Dergleichen ‚griechische Spiele' wurden nicht blofs in den griechischen Städten Italiens, namentlich in Neapel aufgeführt (Cic. *pro Arch.* 5, 10. Plutarch *Brut.* 21), sondern waren auch in Rom, wo sie zuerst 568 gegeben worden waren (Liv. 39, 22), jetzt schon sehr häufig (II, 438; Cic. *ad fam.* 7, 1, 3. *ad Att.* 16, 5, 1. Sueton *Caes.* 39. Plutarch *Brut.* 21). Wenn die bekannte Grabschrift der vierzehnjährigen Licinia Eucharis, die wahrscheinlich dem Ende dieser Epoche angehört, dieses ‚wohlunterrichtete und in allen Künsten von den Musen selbst unterrichtete Mädchen' in den Privatvorstellungen der vornehmen Häuser als Tänzerin glänzen und öffentlich zuerst auf der griechischen Schaubühne auftreten läfst (*modo nobilium ludos decoravi chora, Et Graeca in scaena prima populo apparui*), so kann dies wohl nur heifsen, dafs sie das erste Mädchen war, das auf der öffentlichen griechischen Schaubühne in Rom erschien; wie denn überhaupt erst in dieser Epoche die Frauenzimmer in Rom anfingen auf der öffentlichen Schaubühne aufzutreten (S. 545). — Diese ‚griechischen Spiele' in Rom scheinen nicht eigentlich scenische gewesen zu sein, sondern vielmehr zu der Gattung der zusammengesetzten zunächst musikalisch-declamatorischen Aufführungen gehört zu haben, wie sie auch in Griechenland in späterer Zeit nicht selten vorkamen (Welcker griech. Tanz. S. 1277). Dahin führt das Hervortreten des Flötenspiels bei Polybios 30, 13, des Tanzes in dem Berichte Suetons über die bei Caesars Spielen aufgeführten kleinasiatischen Waffentänze und in der Grabschrift der Eucharis; auch die Beschreibung des Kitharöden *ad Her.* 4, 47, 60 (vgl. Vitruv. 5, 5, 7) wird solchen ‚griechischen Spielen' entnommen sein. Bezeichnend ist noch die Verbindung dieser Vorstellungen in Rom mit griechischen Athletenkämpfen (Polyb. a. a. O.; Liv. 32, 22). Dramatische Recitationen waren von diesen Mischspielen keineswegs ausgeschlossen, wie denn auch unter den Spielen, die Lucius Anicius 587 in Rom auftreten liefs, ausdrücklich Tragöden mit erwähnt werden; aber es werden doch dabei nicht eigentlich Schauspiele aufgeführt, sondern vielmehr von einzelnen Künstlern entweder ganze Dramen oder wohl noch häufiger Stücke daraus declamirend oder singend zur Flöte vorgetragen. Das wird denn auch in Rom vorgekommen sein; aber allem Anschein nach war für das römische Publicum die Hauptsache bei diesen griechischen Spielen Musik und Tanz, und der Text mag für sie wenig mehr bedeutet haben als heutzutage die der italienischen Oper in London und Paris bedeuten. Dafs eigentlich dramatische Aufführungen in griechischer Sprache in Rom stattgefunden, ist nicht unmöglich, aber beweisen läfst es sich nicht und es können alle Erwähnungen

sterinnen, die bei Tafel und sonst auf Bestellung ihre Künste producirten und die in vornehmen Häusern nicht mehr seltenen eigenen Kapellen von Saiten- und Blasinstrumenten und Sängern. Dafs aber auch die vornehme Welt selbst fleifsig spielte und sang, beweist schon die Aufnahme der Musik in den Kreis der officiell anerkannten Unterrichtsgegenstände (S. 530); und was das Tanzen anlangt, so wurde, um von den Frauen zu schweigen, auch manchem Consular es vorgehalten, dafs er im kleinen Zirkel sich mit Tanzvorstellungen producirt habe. — Indefs gegen das Ende dieser Periode zeigen mit der beginnenden Monarchie sich auch in der Kunst die Anfänge einer besseren Zeit. Welchen gewaltigen Aufschwung das hauptstädtische Bauwesen durch Caesar nahm und das Reichsbauwesen nehmen sollte, ist früher erzählt worden. Sogar im Stempelschnitt der Münzen erscheint um das J. 700 ein bemerkenswerther Aufschwung: das bis dahin gröfstentheils rohe und nachlässige Gepräge wird von da an feiner und sorgsamer behandelt.

Wir stehen am Ende der römischen Republik. Wir sahen sie ein halbes Jahrtausend in Italien und in den Landschaften am Mittelmeer schalten; wir sahen sie nicht durch äufsere Gewalt, sondern durch inneren Verfall politisch und sittlich, religiös und litterarisch zu Grunde gehen und der neuen Monarchie Caesars Platz machen. Es war in der Welt, wie Caesar sie vorfand, viel edle Erbschaft vergangener Jahrhunderte und eine unendliche Fülle von Pracht und Herrlichkeit, aber wenig Geist, noch weniger Geschmack und am wenigsten Freude im und am Leben. Wohl war es eine alte Welt; und auch Caesars genialer Patriotismus vermochte nicht sie wieder jung zu machen. Die Morgenröthe kehrt nicht wieder, bevor die Nacht völlig hereingebrochen ist. Aber doch kam mit ihm den vielgeplagten Völkern am Mittelmeer nach schwülem Mittag ein leidlicher Abend; und als sodann nach langer geschichtlicher Nacht der neue Völkertag abermals anbrach und frische Nationen in freier Selbstbewegung nach neuen und höheren Zielen den Lauf begannen, da fanden sich manche darunter, in denen Caesars Same aufgegangen war und die ihm ihre nationale Individualität verdankten und verdanken.

---

griechischer Spiele in Rom sehr wohl gehen auf jene zusammengesetzten Spiele, die in der That mit ihrem wüsten Potpourri sich weit besser als die eigentlich scenischen für das römische Publicum und namentlich für die Aufführungen in Privathäusern eigneten.